Illustrierter Beobachter

19. Jahrgang

1944

Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 6. JAN. 1944
19. JAHRGANG :•: FOLGE 1

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



Angenehme Überraschung in den harten Kampftagen

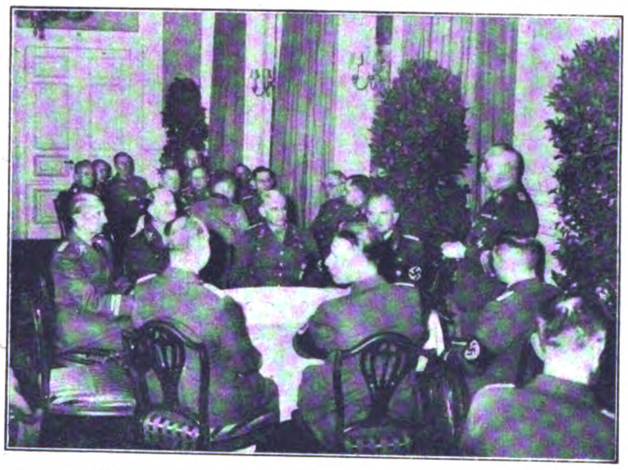
An unsere tapferen Grenadiere im Großeinsatz wurden zu den Festtagen zusätzlich Päckchen verteilt, die Schokolade und andere schöne Dinge enthielten.

ϟϟ-PK.-Aufn.: ϟϟ-Kriegsberichter Niquille.



Stabschef Wilhelm Schepmann an seinem Arbeitsplatz in Berlin.
Am 18. August beauftragte der Führer den bisherigen Führer der SA.-Gruppe Sachsen, Obergruppenführer Schepmann, mit der Führung der Geschäfte des Stabschefs der SA.; am 9. November erfolgte die endgültige Ernennung zum Stabschef der SA.

STABSCHEF WILHELM SCHEPMANN BESUCHT DIE SA.-GRUPPEN IM REICH



Der Stabschef spricht zum ZV.-Führerkorps der Reichshauptstadt.
Rechts neben dem Stabschef die Reichsminister Rust und Seldte, nach links: die Staatssekretäre Reinhardt, Steengracht und Ueber, Prinz August Wilhelm.



Wilhelm Schepmann in Iserlohn.
Verwundete SA.-Führer werden vom Stabschef begrüßt.

Aufnahmen: SA.-Wegener (5), Henkel (1).

Kameradschaftliches Zusammensein in Danzig.
Hier besuchte der Stabschef die Freiwilligen der Ersatzeinheit der Panzergrenadierdivision „Feldherrnhalle"



Vor dem Führerkorps der
Sie sind, soweit anwesend, teilweise 85 v. H. des SA.-Führerkorps





SA.-Gruppe Donau in Wien.
in Wehrmachtuniform erschienen;
stehen gegenwärtig an der Front.



Bei der Weihnachtsfeier der Obersten SA.-Führung in der Hauptstadt der Bewegung.
Neben dem Stabschef Reichsschatzmeister Schwarz und SA.-Obergruppenführer Wilhelm Weiß, der Hauptschriftleiter des „V.B.".





„Höhere Tochter" – das komisch-verstaubte Wort kennen wir nicht mehr!
Die deutschen Mädel von heute wissen, daß im Kampf um die Freiheit Europas keiner abseits stehen darf und daß auch ihre gewissenhafte, pflichtgetreue Arbeit nicht zu entbehren ist. Erika, Helge und Käte (von links) sind drei von vielen Kriegshilfsdienstmaiden, die in einer Munitionsanstalt verantwortliche Präzisionsarbeit bei der Munitionsherstellung für die kämpfende Truppe leisten.



GANZ WIE SOLDATEN!

KRIEGSHILFSDIENSTMAIDEN IN EINER MUNITIONSFABRIK

Rechts: **Die fachmännische Einweisung** durch einen Feuerwerker ist die unbedingte Voraussetzung für die verantwortungsvolle Arbeit der Kriegshilfsdienstmaiden

*

Bildbericht für den „JB." von Inge Mantler





Kein Vorrecht – nur erhöhte Pflicht!
In der Familie des Generalmajors Z., der selbst schon schwerverwundet war, ist die Tochter Erika als Kriegshilfsdienstmaid in einer Munitionsfabrik eingesetzt (im Bilde links); zwei Brüder stehen bei der Wehrmacht, die Mutter arbeitet ehrenamtlich für das Deutsche Rote Kreuz — und diese Familie ist ein Beispiel nur für viele!

Links: **Im Dienst der Wehrmacht** hat jeder seine Erkennungsmarke. Der Einsatz in der Munitionsanstalt verpflichtet auch die Kriegshilfsdienstmaiden zum Tragen eines solchen Kennmals



Die Apothekerwaage
muß mit immer gleichbleibender untrüglicher Genauigkeit bedient werden. Erika Z., die einmal Apothekerin werden will, hat hier beim Abwiegen von Pulvermengen in Grammbruchteilen mit äußerster Konzentration aufzupassen.



Die Rekordarbeiterin
Käte H., im Zivilberuf Friseuse, ist schon am dritten Tage ihrer Verwendung als Wiegerin in der Munitionsanstalt an die Spitzenleistungen der besten langjährigen Arbeiterinnen herangekommen



Links:
Das sanfte Ruhekissen
ist zwar in der Gemeinschaftsunterkunft nicht mit Daunen gefüllt, aber Erika findet, daß sich's auf dem Strohsack nach schwerer, rechtschaffener Arbeit ebensogut ausruhen läßt.

Rechts:
Der ‚gefürchtete Griff'
hat das eine unbestreitbar Gute im Gefolge: er erzieht für das ganze Leben zu einer wohltätigen Ordnung. So wie man jeden gedienten jungen Mann an dieser Disziplin erkennt, die er später freiwillig und einfach aus Bedürfnis übt, so wird auch das junge Mädchen durch eine solche Überwachung nur Nutzen davontragen





Wie in der Kaserne
einfach und zweckmäßig, so sind auch in diesem Wohnlager die Unterkünfte für die jungen Mädel beschaffen. Aber auch hier geben kleine Zutaten der nüchternen Ordnung eine freundlichere Note



Rechts:
Erst der Stempel auf dem Schein
sichert den gewährten Urlaub, und der ist doch das schönste vom ganzen Dienst!



Von Tag zu Tag werden die Leistungen besser,
und der Offizier gibt dann auch seine Zufriedenheit gern zu erkennen. Die jungen Mädel sollen wissen wie wichtig ihre Arbeit ist, und sie sollen stolz auf ihre Erfolge sein

An Wolchow ... und in den Abruzzen



Schwere MG.-Stellung zwischen Felsen.
Unter geeigneter Ausnützung des Geländes sind unsere MG.-Stellungen an der süditalienischen Front so getarnt, daß sie den Feind vor immer neue Überraschungen stellen.



Obst vom Kaktus.
Unsere Grenadiere im Süden haben sehr schnell gelernt, die schmackhaften Opuntien-Feigen geschickt von den Stacheln zu befreien



Letten am Wolchow.
Lettische Freiwillige weißen ihre Stahlhelme, um sie dem Gelände anzupassen.

ϟϟ-PK.-Aufnahmen.: ϟϟ-Kriegsberichter Pozzy (2), Rud. Hoffmann (2).



In den Ruinen
eines altrussischen Klosters, das von den Bolschewisten zerstört wurde, haben lettische ϟϟ-Freiwillige ihre Beobachtungsposten gegen den Feind eingerichtet. In den Letten, die unter der Bolschewistenherrschaft schwer gelitten haben, finden die Sowjets besonders erbitterte Gegner

Die drei aus Regensburg

ROMAN VON ANNEMARIE ARTINGER

(2. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 52:

Die Zenzl hatte sich, aus einem ihr selbst unerklärlichen Oppositionsgefühl heraus, entschlossen, Brigitte in Haralds Nähe „Gnädiges Fräulein" zu nennen, und wenn sie mit Brigitte allein war, nannte sie sie „Fräulein Deußen".

Brigitte hatte diesen feinen Unterschied in der Anrede lächelnd und, ohne ein Wort darüber zu verlieren, zur Kenntnis genommen.

„Fräulein Deußen", sagte die Zenzl, als sie wieder im Wagen saßen, „haben Sie sich auch nicht geirrt? Ich habe nämlich nicht einmal Geburtstag heute und auch nicht Namenstag. Gar nichts!"

„Aber Spaß an einem neuen Regenmantel haben Sie doch sicher", lachte Brigitte, „und das genügt vollkommen."

„Ja, natürlich", hatte Zenzl geantwortet und sich kurz bedankt.

Seltsam waren die Leute hier in Berlin. Man kam aus den Überraschungen nicht heraus und sah immer Neues. Jeden Tag hatten sie ihre schönsten Kleider an, hatten gar nichts extra für den Sonntag in ihren Schränken, wie es sich doch eigentlich gehörte und wie es in Regensburg doch auch der Herr Geheimrat gemacht hatte, der bestimmt ein feiner Mann gewesen war. Und das Geld, das warfen sie nur so zum Fenster hinaus. Schenkten beispielsweise einem Dienstmädel mittendrin einen neuen Mantel, ganz ohne Grund. Nein, verstehen tat die Zenzl das nicht, wenn sie es auch sehr angenehm fand.

Heute hatte sie ihren ersten freien Tag. Das fiel ihr sofort ein, als sie morgens die Augen aufschlug. Die Sonne schien in ihr Zimmer, die glänzenden Möbel schimmerten, die Gardine vor dem offenen Fenster wölbte sich leise im Morgenwind.

Komische Leute gibt's in Berlin, überlegte Zenzl und räkelte sich noch ein bißchen, aber so komische wie in unserer Villa gibt's doch nicht viele.

Als sie an diesem Morgen die Bücher abstaubte, kam Harald Deußen ins Zimmer und fragte: „Was machen Sie denn heute an Ihrem freien Tag?"

Er verließ nie das Haus, ohne mit der Zenzl ein kleines Gespräch zu beginnen, bei dem er dann meistens den kürzeren zog.

„Wollen Sie ins Theater gehen?"

„Ins Theater? Aber nein", sagte die Zenzl, „ich geh heut mit der Herta aus. Die zeigt mir Berlin, hat sie gesagt."

„Mit der Herta? Na! . . ." Harald verschluckte im letzten Augenblick die Worte, die ihm schon auf der Zunge lagen.

„Wollen Sie nicht lieber etwas Vernünftiges unternehmen?" fragte er noch.

Die Zenzl sah ihn mit ihren etwas schräg stehenden Augen nachdenklich an und schwieg ganz einfach.

„Sagen Sie, warum sind Sie eigentlich immer so bockig zu mir?" fragte er nun geradezu. „Sie behandeln mich ja, als ob ich Ihr Feind wäre. Zu meiner Kusine benehmen Sie sich ganz anders."

Aber die Zenzl konnte ihm keine Antwort geben. Sie wußte selber nicht, weshalb sie nicht anders als bockig sein konnte diesem Mann gegenüber, der ihr doch nur Gutes tat und immer freundlich zu ihr war. Sie sah ihn ehrlich erschrocken an, stammelte eine Entschuldigung und rannte davon.

Harald sah ihr nach, und plötzlich lächelte er, aus tiefstem Herzen vergnügt. Sympathisches Spannungsverhältnis, dachte er sehr zufrieden, als er das Haus verließ.

Die Zenzl wartete, bis sie seine Schritte draußen auf den Steinplatten im Garten hörte. Dann ging sie ins Zimmer zurück.

Brigitte hatte ihr die Pflege der unendlich vielen Blumen, die das Haus füllten, übertragen, und Zenzl mußte dicke Bücher lesen, in denen die Namen der Blumen standen. Hin und wieder kam auch der Gärtner ins Haus, um sich von ihren Fortschritten zu überzeugen.

Die sogenannten Hauskleider, die die Zenzl bekam, waren dunkelblaue, überraschend elegant wirkende Schneiderkleider mit kleinen, weißen Kragen, oder helle Leinenkleider. Die Zenzl sah sehr wohlerzogen und wie ein junges Mädchen aus gutem Hause darin aus.

Sie erkannte bereits, daß ein großer Unterschied war zwischen den Sachen, die sie hier im Hause trug und denen, die die Mutter für sie in Regensburg hatte machen lassen. Und es war nur gut, daß sie keine Ahnung hatte von dem Preis, den Brigitte für so viel und genau nach ihren Entwürfen hergestellte Einfachheit bezahlt hatte.

Da Herta erst am Abend frei hatte, ging Zenzl am Nachmittag allein fort, um sich in Ruhe Berlin anzusehen. Stundenlang wanderte sie durch die Straßen und war ehrlich erschüttert über die zahllosen Häuser, die anscheinend nirgends ein Ende nahmen. Mit Brigitte im Auto war ihr das gar nicht so aufgefallen. Nachdenklich blieb sie stehen und betrachtete die vielen Fenster, die sich in einer endlos langen Straße aneinanderreihten.

Auf einer Bank in einer kleinen Grünanlage nahm die Zenzl die Brote heraus, die die Köchin ihr mitgegeben hatte. Die auf der nahen Straße vorüberflitzenden Autos brachten Staub und Benzingestank. Müde Menschen hasteten an Zenzl vorbei. Keiner beachtete den anderen. Es gab traurige Gesichter zu sehen, glückliche und wütende, vor allem aber müde. Junge Mütter schoben die Kinderwagen so, daß die schon abendliche, kraftlose Sonne noch ihre Kleinen traf.

Zenzl betrachtete den großen Betrieb um sich herum und kam zu der Überzeugung, daß man in kleinen Städten besser leben konnte als in großen, auch dann, wenn man dort weniger Geld verdiente als hier.

Um acht Uhr traf sie sich mit Herta unter der Normaluhr am Bahnhof Friedrichstraße.

Fesch war die Herta, das konnte Zenzl nicht übersehen. Auf den blonden Locken, die steif und geordnet wie ein Strahlenkranz um ihren Kopf lagen, saß ein buntes Band, das wie ein Turban aussah. Sie hatte ein weißes Spitzenkleid an und einen sehr rot geschminkten Mund.

„Daß du ein Dienstmädel bist, das glaubt dir auch keiner", lachte die Zenzl. „Ausschauen tust wie eine Gräfin."

Herta, die Hausangestellte, lachte, halb böse wegen der Berufsbezeichnung, die die Zenzl gebraucht hatte und die sie als veraltet ablehnte, und halb geschmeichelt, weil ihr Aussehen gelobt worden war.

Herta war nicht hübsch. Sie hatte ein intelligentes, sehr grob geschnittenes Gesicht und einen immer grauen Teint.

Während sie mit Zenzl in das Tanzlokal wanderte, das sie ausgesucht hatte, entdeckte sie bereits, daß Zenzl, obwohl sie nur ein ganz einfaches Sommerkleid trug und ihren Tirolerhut mit der roten Quaste, bei den Männern Aufsehen erregte.

Herta war nicht neidisch, sie wußte sich schon zu verschaffen, was sie haben wollte. Aus Erfahrung wußte sie, daß es angenehmer war, mit einem hübschen Mädchen zum Tanz zu gehen als mit einer Vogelscheuche.

Der Eintritt zum Tanzlokal war frei. Das freute die Zenzl, denn zu Hause pflegte der Eintritt meist fünfzig Pfennig und oft sogar eine Mark zu kosten. Aber die Garderobe kostete dann dreißig Pfennig, und Zenzl fand, daß damit ja ungefähr alles wieder ausgeglichen war.

Aber dann, als sie mit Herta das Lokal betrat, dachte sie gar nichts mehr und staunte nur noch. Goldene Wände, rote Plüschsessel. An die Wände waren nackige oder doch fast nackte Mädchen gemalt, was Zenzl etwas übertrieben fand. Ihrer Meinung nach wäre das Lokal ohne die Nackedeis angenehmer gewesen. Das Licht in einer großen Kugel, die sich drehte, wechselte die Farbe, wurde abwechselnd rot und grün und blau. So etwas hatte die Zenzl überhaupt noch nicht gesehen.

Nachdem sie alles genau betrachtet hatte und wieder zu sich kam, brachte der Ober eine Flasche Wein, die in einem silbern glänzenden Kühler stand. Wein! Die Zenzl hatte noch keinen getrunken, außer den Johannisbeerwein, den ihr ihre Base hin und wieder bei einem Besuch angeboten hatte. Wein trank man überhaupt nur an hohen Festtagen, wenigstens unter den einfachen Leuten, und zu denen gehörte sie ja wohl.

Die Zenzl erwachte völlig aus ihrer staunenden Begeisterung und kam zu der Überzeugung, daß die Leute, obwohl sie kein Eintrittsgeld verlangten, sich die Kosten für den Aufenthalt in diesem märchenhaften Lokal schon irgendwie von ihr holen würden.

„Was kostet denn das?" fragte sie Herta.

„Fünf Mark! Aber wahrscheinlich kostet es gar nichts."

„Wieso gar nichts?"

„Na, weil man hier meistens einen Kavalier findet, der die Rechnung übernimmt", erklärte Herta.

Ach, dachte Zenzl in hellem Staunen, so eine bist du also!

„Für mich macht das also zwei Mark fünfzig, und die zahle ich auch. Von einem Kavalier laß ich mir nämlich nichts zahlen, weißt du!"

Sie zog ihre Geldbörse heraus und drückte Herta zwei Mark fünfzig in die Hand. Als sie das spöttisch lächelnde Gesicht ihrer Kollegin sah, meinte sie einlenkend:

„So etwas darf ich nämlich nicht tun. Ich hab's meiner Mutter versprochen!"

Dieser kindliche Einwurf brachte Herta sofort zu sich, denn sie hatte auch eine Mutter, und die war für sie der einzige Wertmesser und die einzige Respektperson, die sie anerkannte.

Musiker in weißen, kleinen Jäckchen hatten blitzende Instrumente in die Hand genommen und spielten so, wie man es oft im Radio hörte. Die Zenzl, die in Regensburg beim Tanzen höchstens Blasmusik erlebt hatte, versank wieder in Staunen, während sie die Verrenkungen sah, mit denen die Musiker ihre Instrumente bedienten. Einer begann sogar zu singen, und er sang wirklich schön. Ganz großartig war das!

Glücklich lachend schaute Zenzl in den glänzenden Raum. Plötzlich sagte eine Stimme neben ihr:

„Darf ich bitten?"

Ein junger Mann stand vor ihr. Er hatte ein blasses Gesicht, das Zenzl irgendwie an tote Fische erinnerte. Sie stand auf und ging, nachdem ein hilfesuchender Blick zu Herta nichts genützt hatte, mit ihm hinunter auf die Tanzfläche, auf der erst wenige Paare tanzten.

Seine Hände waren kalt. Er war ein Stückchen kleiner als Zenzl und führte sie in merkwürdigen Figuren übers Parkett. Zenzl, die in Regensburg eine hochgepriesene, gute Tänzerin gewesen war, kam aus der Angst vor dem, was er in der nächsten Sekunde wohl wieder für verdrehte Schritte anbringen würde, überhaupt nicht heraus. Sie stolperte mit, so gut sie konnte, und ihr Erleichterungsseufzer, als der Tanz zu Ende war, kam aus tiefstem Herzen.

„Ein widerliches Mannsbild!" sagte Zenzl, als sie wieder neben Herta saß.

„Wieso? Der hat Geld. Das siehst du an seiner Kleidung und seiner ganzen Art."

„Sowas ist mit ganz wurscht! Was habe ich von Geld, wenn er tanzt wie ein Steckerlfisch?"

Die Zenzl wurde ein großer Erfolg. Herta sagte auf einmal „Senta" zu ihr und hofierte sie richtiggehend. Denn die Kavaliere, die zu spät für den nächsten Tanz mit der Zenzl an den Tisch kamen, fielen alle Herta zu.

Es wurde ziemlich spät, und Zenzl begann unruhig zu werden.

Ein dicker Mann, der da, wo man gewöhnlich den Trauring zu tragen pflegt, einen weißen Streifen um den leeren Finger hatte, schenkte dem „Fräulein Senta" eine scheußlich schielende Stoffpuppe. Und ein netter, großer Junge mit schwarzen Haaren, der gut und sauber nach Seife roch, schenkte ihr einen Veilchenstrauß.

Die Stimmung wurde immer ausgelassener und die Berührungen beim Tanzen wurden auch etwas anders, als sie Zenzls gut entwickeltem Anstandsgefühl entsprachen. Der Dicke, dem der Schweiß in hellen Tropfen von der Stirn lief, wollte sie beim Tanzen sogar küssen! Und ein junger Mann, der schnell und sehr laut sprach, legte, nachdem er sich einen Stuhl an den Tisch geholt hatte, plötzlich seine Hand auf Zenzls Knie.

Da hatte Zenzl genug und wollte nach Hause.

Aber Herta schien nicht im Traum daran zu denken. Sie hatte den Wein, von dem Zenzl erklärte, daß sie genau so gern eine Essigflasche austrinken würde, fast allein getrunken. Und die Schnäpse, die die Zenzl eisern ablehnte, waren auch alle ihr zugute gekommen

Zenzl hatte eine tiefe, kaum zu ertragende Sehnsucht nach einem Maßkrug oder wenigstens nach einem Glas voll kühlen frischen, anständigen Bieres. Aber das war das einzige, was es in diesem Lokal nicht zu kaufen gab.

Herta hatte kleine Äuglein und unterhielt sich mit den Männern, die nun zum Teil an ihrem Tisch saßen, über komische Dinge, von denen die Zenzl überhaupt nichts verstand und worüber alle von Zeit zu Zeit wiehernd zu lachen begannen. Über Zenzls verständnisloses, ernsthaftes Gesicht lachten sie am meisten.

Zenzl hatte genug!

„Jetzt geh' ich!" erklärte sie schließlich.

Herta protestierte heftig, gab aber schließlich nach, als sie sah, daß Zenzis Entschluß unabänderlich war, und stand auf.

Es war halb drei Uhr früh, als sie in der Villa leise die Hintertreppe aufschlossen und ins Haus schlichen.

Die Zenzl empfand wohltuend die saubere Atmosphäre ihres Zimmers. Die Möbel schimmerten, ein kleiner Blumenstrauß stand auf dem Tisch.

Zenzl zog ihr Kleid aus, das nach Rauch, Alkohol und fremden Menschen roch.

Lange stand sie vor ihrem Waschtisch und wusch und schrubbte sich mit schmerzender Gründlichkeit. Als sie dann endlich im Bett lag, konnte sie nicht einschlafen. Sie hatte das Fenster weit geöffnet. Draußen war es schon hell. Vögel begannen zu singen.

Bis in den Tag hinein! dachte Zenzl. So ein Luderleben! Wenn das die Mutter wüßte! Und sie schämte sich.

So leben die also hier! Und so werden sie Flietscherln! So müssen sie ja Flietscherln werden! Und die Herta weiß nicht einmal, daß sie eins ist, und man sieht es ihr auch nicht an.

Als sie endlich einschlief, war sie sich darüber klar, daß dieser erste Ausflug in das Nachtleben Berlins auch ihr letzter bleiben würde.

*

Harald suchte die kleine bayerische Bierbar auf, die durch ihr ausgezeichnetes Kabarettprogramm einen guten Namen hatte, um nach seinem zweiten Schützling zu sehen.

Der Besitzer lief ihm aufgeregt entgegen.

„Um Gottes willen, Doktor, was haben Sie mir denn da angehängt? Das ist ja unmöglich! Ich kann dieses Frauenzimmer doch nicht auftreten lassen, die vertreibt mir ja die Gäste. Die sieht ja aus — — — Also, nehmen Sie es mir nicht übel, Doktor, aber das geht nicht! Das geht wirklich nicht! Ich bin ja beinah vom Stuhl gefallen, als sie sich vorgestellt hat. Sowas dürfen Sie mir nicht zumuten! Damit kann man sich ja sein ganzes Geschäft versauen!"

Harald studierte aufmerksam die Aufregung des Wirtes. Keine Bewegung entging ihm, und er bemerkte, daß er sich nicht herausreden wollte, sondern daß sein Schützling ihn erheblich entsetzt hatte.

„Schaun Sie", fuhr der Wirt fort, „dann hat sie mir erzählt, sie ist die Treppe heruntergefallen, und nun hat sie auch noch ein völlig schiefes Gesicht zu ihren schiefen Absätzen und ihrer unmöglichen Aufmachung."

„Ein schiefes Gesicht?" fragte Harald.

„Ja, ein schiefes Gesicht, und zwar in allen Regenbogenfarben. Also, ich bin — — — nein, Doktor, das geht nicht! Denken Sie doch an die Vroni, ihre Vorgängerin, die war so bildsauber, braune Zöpfe und ein Gesichterl — — — na, Sie haben sie ja gesehen! Und ihre Kostüme waren Klasse, einfach Klasse! Dieses Nannerl, die Sie mir da geschickt haben, die schaut ja aus, als ob sie ein paar Monate in einem Rattenloch gelegen hätte und ringsherum angeknabbert worden wäre! Also, Doktor, ich kann nicht anders: Ich weigere mich! Ich weigere mich ganz energisch!" schloß er plötzlich mit einem ziemlichen Stimmaufwand.

Harald legte die Hand auf seinen Arm und lachte vergnügt.

„Auch sowas wird nicht so heiß gegessen, wie es gekocht ist", sagte er und beruhigte den Wirt, so gut er konnte.

Er wollte sich die Nannerl nochmal anschauen. Sachen, wie die Kostüme und so weiter, wären doch nicht wesentlich. Solche Schönheitsfehler ließen sich schließlich reparieren. Selbstverständlich wollte er dem Wirt nichts Unmögliches zumuten. Er müsse sich eben die Sache mal selber ansehen.

Anschließend an diese begütigende Rede bestellte er den teuersten Wein, der auf der Karte zu finden war, lud Herrn Zerjattke ein, ihm Gesellschaft zu leisten, und langsam beruhigte sich der Besitzer der kleinen Bar.

Schließlich war er sogar mit Haralds Vorschlag, in den nächsten Tagen vormittags, wenn das Lokal leer sei, eine Probe mit der Nannerl abzuhalten, einverstanden.

Nachdem Harald dies erreicht hatte, ging er hinüber in die bürgerliche Pension, in die er die Nannerl einquartiert hatte.

Er hatte Glück. Die „Sängerin" war zu Hause und kühlte ihr Gesicht mit essigsaurer Tonerde, denn sie hatte wohl begriffen, daß kein Weizen für sie blühen konnte in dieser großen Stadt, in der Schönheit das „Sesam, öffne dich" für alle Türen war, solange sie nicht wenigstens wieder normal aussah.

Sie begrüßte Harald mit überschwenglicher Redseligkeit und Betulichkeit. Ihre Bereitschaft, alle Wünsche ihres Mäzens zu erfüllen, sprach aus jedem Wort.

Harald betrachtete interessiert die erschütternde Armseligkeit ihrer herumliegenden Besitztümer, die schiefgelaufenen Schuhe unter dem Bett, einen Koffer, von dem die Farbe abblätterte und der aufdringlich zeigte, daß er aus Pappe war, den zerbrochenen Kamm, die altersschwarze Brennschere und die abgenützten Lockenwickel.

Nannerl erzählte weitschweifig, indem sie mit übertriebenen Gesten den Vorgang begreiflicher zu machen versuchte, wie sie mit dem Absatz hängengeblieben und daraufhin die Treppe heruntergefallen sei und sich ausgerechnet das Gesicht aufgeschlagen hätte.

Harald ließ mit ehrlichem Vergnügen die Schwindelgeschichte über sich ergehen und fragte dann:

„Und wer hat Ihnen nun wirklich das Auge blau geschlagen?"

Nannerl beteuerte ihm hoch und heilig, daß sein Verdacht falsch sei, und wunderte sich, wie er so etwas von ihr denken könne. Sie hätte doch keinen Freund, nein, das dürfe er nicht glauben! Und der Mensch, mit dem er sie damals in Regensburg gesehen habe, das sei nur ein guter Bekannter gewesen, ein gemeiner Kerl übrigens, mit dem ein Mädel wie sie sich doch niemals einlassen würde.

Eine Zeitlang überlegte Harald, ob er nicht mit der Nannerl, die sich sicher sehr einsam fühlte, ein bißchen ausgehen sollte. Aber als er sich vorstellte, daß er mit diesem verboten aussehenden, so offensichtlich grün und blau geschlagenen Geschöpf ein Lokal betreten sollte, bekam er eine Gänsehaut und verstand urplötzlich alle Gründe, die Herrn Zerjattke, den Besitzer der kleinen Bierbar, bewegten.

Er stand etwas plötzlich auf und versprach, am andern Morgen wiederzukommen, um alles weitere mit Nannerl zu besprechen.

Nannerl war von dem Ausgang der Unterredung, die sie sich ganz, ganz anders vorgestellt hatte, schwer enttäuscht; sie schob alles auf ihr miserables Aussehen, zu dem der Michl ihr in letzter Stunde noch verholfen hatte.

Sie beschloß, aufseufzend, weiter mit essigsaurer Tonerde zu kühlen und sich vorläufig in ihr Schicksal zu ergeben.

*

Harald Deußen wollte gern wissen, wie die Zenzl ihren ersten freien Abend verbracht hatte. Aber Zenzl hatte keine Ahnung, wie das Tanzlokal hieß, in das Herta sie geführt hatte. Harald sah sie kurz prüfend an und wußte, daß sie nicht log.

„War es denn wenigstens schön?" fragte er weiter.

„Ja", meinte Zenzl zögernd und wurde langsam rot.

Harald schwankte zwischen Vergnügen und Mißtrauen, als er dieses Erröten bemerkte.

„Na, erzählen Sie doch mal", ermunterte er sie.

„Ach", meinte die Zenzl, „tanzt ist halt worden, weiter nichts."

„Haben Sie auch getanzt?"

Zenzl zog die Stirn kraus, und ihr Gesicht bekam auf diese Weise einen kindlich forschenden Ausdruck.

„Warum soll ich denn nicht getanzt haben?" fragte sie.

„Na, Sie kennen doch niemand hier in Berlin?"

Zenzl lachte leise auf.

„Wenn ich zum Tanzen geh, tanze ich auch!" erklärte sie, immer noch schmunzelnd, und ging schnell aus dem Zimmer.

Harald, der ihr nachsah, konnte nichts anderes tun, als einsehen, daß ihr Selbstbewußtsein berechtigt war.

Der Name Zenzl war für Berliner Zungen reichlich ungewohnt, und Kreszentia war nicht gerade der kürzeste Name. Und so bürgerte sich, besonders durch Hertas eifrige Mithilfe, langsam der Name „Senta" ein.

Zenzl, für die der Berliner Dialekt sowieso eine kummerreiche Angelegenheit war, fügte sich und gewöhnte sich schließlich daran.

Schon in der zweiten Woche gab es für sie nicht nur Ausfahren, Einkaufen und ein bißchen abstauben.

Sie wurde Frau Heilberg zugeordnet und lernte erst einmal begreifen, was das Wirtschaftsbuch eines großen Haushalts für eine wichtige und komplizierte Sache war.

„Bilden Sie sich nie ein, daß Sie aus dem vollen wirtschaften können, weil Sie in einem reichen Hause sind", begann Frau Heilberg ihre Erklärungen. „Sie wollen ja einmal Wirtschafterin werden, und da möchte ich Ihnen klar machen, daß die Hauptsache für jeden, auch den reichsten, Haushalt ist, daß der Lebensstandard so klein gehalten wird wie nur irgend möglich. Auch das größte Vermögen kann mal eine Zeitlang keine Zinsen abwerfen. Auch der klügste Mann kann sich einmal verspekulieren, und in solchen Fällen muß man sich auf die Wirtschafterin verlassen können. Sie müssen jederzeit wissen, wie weit und bis auf welches Existenzminimum Sie einen Haushalt abbauen können, ohne die Existenz des Haushalts zu gefährden. Wir zum Beispiel könnten jederzeit den Gärtner, den Chauffeur, die Köchin, Herta und Sie entlassen. Petermann und ich würden den Haushalt für Fräulein Deußen und Herrn Doktor allein schaffen können, wenn es notwendig wäre."

Auf Zenzls zweifelndes Gesicht hin sagte Frau Heilberg streng: „Wir würden einige Zimmer zusperren, das natürlich. Aber Fräulein Deußen und Herr Doktor würden die Sparmaßnahmen an ihrer Bequemlichkeit kaum merken, und darauf kommt es schließlich an. Also: Standard klein halten, richtige Vorratswirtschaft, nichts Unpraktisches anlegen lassen im Haushalt! Bei jeder elektrischen Leitung, die neu gelegt wird, müssen Sie sich überlegen, ob sie nicht an einer anderen Stelle günstiger wäre für den Fall, daß einmal gespart werden muß. Die Wirtschafterin ist in einem Haus wie diesem der einzige Mensch, der rechnet und immer rechnen muß! Wenn ein großer Haushalt in ungünstigen Zeiten sofort aufgelöst werden muß, dann hat die Wirtschafterin nichts getaugt. Also rechnen! Und mit dem Pfennig rechnen! Denn, wenn Sie das nicht erlernen, werden Sie nie eine tüchtige Kraft werden."

Als Frau Heilberg dann endlich das Buch aufschlug und Zenzl sah, wie hier eins ins andere griff, wie genau alles, was so leicht und selbstverständlich aussah, errechnet wurde, erkannte sie die Wahrheit eines Wortes, das ihre Mutter häufig gebrauchte: „Sparen lernt man am besten bei reichen Leuten! Die armen Leute leben für ihren Bauch, die mittleren Leute für ihr Ansehen, aber bei den reichen lernt man sparen!"

Zenzl hatte eine rasche Auffassungsgabe, und Frau Heilberg erkannte schnell, daß sie auch zuverlässig war.

Wenn nicht das täglich stiller werdende Gesicht Brigittes gewesen wäre, das Frau Heilberg schließlich und endlich doch nur auf Zenzls Konto schieben konnte, hätte sich die alte Wirtschafterin ehrlich gefreut, dieses begabte bayerische Mädchen in alle Haushaltskniffe und -künste, die aus der Erfahrung eines ganzen Lebens resultierten, einzuweihen.

*

Nach einer umständlichen Reise und einer langen Wanderung stand Justus Sturm endlich vor seinem Siedlungshaus. Er schob seinen grauen Hut mit dem Gamsbart aus der Stirn und staunte.

Ein sauberes, braunes Holzhaus stand lackiert und glänzend inmitten einer grünen Wiese, wenige Schritte entfernt von einem kleinen Bach.

Es gibt also nichts, was es nicht gibt, wunderte sich Justus, ließ den schweren, prall gepackten Rucksack auf die Erde gleiten und zog die Hausschlüssel, die ihm der Bürgermeister des nächsten Dorfes, schwankend zwischen Gratulation und Sticheleien, übergeben hatte.

Dann sperrte er die Tür auf ... seine Haustür!

Im ersten Zimmer war ein Tisch, eine Bank, ein Ofen, im zweiten ein einfaches Feldbett mit zwei Wolldecken — hart, aber reinlich, stellte Justus fest — und ein Schrank.

Justus öffnete die Tür zum nächen Raum und lachte schallend auf. Eine Art Badezimmer! Ein einfacher Duschraum, in einem Haus, das keine Wasserleitung hatte und in absehbarer Zeit auch nicht mit einem solchen Luxus rechnen konnte.

Der größte Raum war der Stall.

Justus überlegte, daß seine Kuh, sein Schwein und die fünf Hühner sich wahrscheinlich einsam fühlen würden hier.

Justus nahm die Karte heraus, die ihm der Bürgermeister in die Hand gedrückt hatte. Fünfzehn Tagwerk Ödland gehörten ihm, ein Drittel war Wald!

Justus packte seinen Rucksack aus. Merkwürdige Dinge kamen dabei zum Vorschein, zum mindesten merkwürdig für einen „Steinklopfer".

Aufseufzend zog er ein dickes Buch hervor. „Der große Siedler" hieß es, ein Leitfaden, eine Antwort auf alle Fragen, wie man am besten Ödland rodete und wie man einen Kaninchenstall baute, alles das stand darin.

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

Justus aß von der Wurst, die er sich mitgebracht hatte, zündete sich eine Pfeife an und setzte sich auf die Holztreppe seiner Haustür.

Es ging schon auf den Abend zu Der kleine Bach plätscherte eilig über bemooste Steine. Der Wald wiegte sich im Wind Meisen schwirrten über die Lichtung und ein Specht hämmerte emsig

Justus war zehn Kilometer marschiert, einen schwerbepackten Rucksack auf dem Buckel Er hatte genug von körperliche Arbeit für den ersten Tag!

Er hatte vieles zu bedenken. Morgen früh mußte er sehen wie er mit dem grünen Holz ein Feuer zustande brachte und zu einem Kaffee kam Der Metzger des nächsten Ortes wollte ihm das Schwein die Hühner und die Kuh bringen

Der Gedanke, daß die Kuh jeden Tag gemolken werden mußte, und zwar richtig, wenn sie nicht alle möglichen Krankheiten bekommen sollte war nicht gerade aufheiternd für Justus.

Die Hühner waren ja, soweit er unterrichtet war, imstande, ihre Eier ohne menschliche Hilfe zu produzieren.

Und das Schwein? Die Abhandlungen über zeitgemäße Schweinemast, die er bereits im Zug gelesen hatte, waren verwirrend gewesen

Brot mußte er auch backen überlegte er Er konnte ja nicht dauernd wegen eines bißchen Brots zehn Kilometer weit laufen

Justus fand, daß dieses Ödlandabenteuer abenteuerlicher war, als er es sich vorgestellt hatte.

Er ging früh schlafen. Das ungewohnte, steinharte Bett drückte ihn Das Zimmer war voller Mücken, die an seinem Ohr summten, um ihn seelenruhig ins Bein zu stechen in dem Augenblick, wo er sich selber eine anständige Maulschelle gab weil er den Plagegeist auf seiner Backe zu spüren glaubte

Als er am anderen Tag mit verschwollenem Gesicht vor dem Herd stand und Kaffee zu kochen versuchte, war seine Laune nicht gerade rosig. Und an diesem Tag geschah einiges, was Justus' Stimmungsbarometer noch mehr zum Sinken brachte

Die Tiere wurden pünktlich abgeliefert. Der Metzger lud sie aus und fuhr, nachdem er Justus erklärt hatte, daß die Kuh heute noch nicht gemolken sei weiter

Nun stand die Kuh zwar im Stall, aber sie brüllte beinahe ununterbrochen und schlug wütend nach Justus aus wenn er versuchte sich ihr zu nähern.

Die Hühner liefen in den Wald Und als er gegen Abend nach stundenlangem, erfolglosem Suchen erschöpft und halbverhungert nach Hause kam, saßen sie friedlich auf ihrer Stange und gackerten leise in sich hinein, als er zu schimpfen begann

Justus begann den wirklichen Umfang aller Schwierigkeiten, die auf ihn warteten zu begreifen

In seiner Not erinnerte er sich an das gutmütige Gesicht einer halbtauben Frau die im nächsten Ort auf Gemeindekosten in dem kleinen Austragehäuschen neben dem Bürgermeisterhof wohnte und Justus gefragt hatte, ob er sich denn nicht eine Hilfe nehmen wolle So ein bißchen Herumkrabbschen für ein einzelnes Mannsbild, das könne sie leicht noch schaffen wenn sie auch nicht mehr die Jüngste sei

Justus aß an diesem Abend wieder Brot und Wurst, dachte sehnsüchtig an einen Schluck Milch, den herzugeben die Kuh sich nach wie vor standhaft weigerte und ging dann müde schlafen

Das harte Bett störte ihn nicht mehr, und gegen Mücken schien er auch schon immun zu sein

Er schlief, bis die Sonne aufging. Dann nahm er seinen Rucksack und wanderte los Schon gegen Mittag kam er wieder zurück.

Der Sohn des Schmiedes der ein Motorrad mit Beiwagen besaß, brachte für Geld und gute Worte, vor allem aber weil er neugierig war auf das vielbesprochene Siedlungshaus, ihn und die alte Rosl — so hieß die neue Arbeitshilfe — zu seiner „Villa" zurück

Die Rosl hatte sich wortlos alles angesehen. Dann nahm sie ihr Kleiderbündel und stieg die kleine Treppe hinauf unters Dach. Nach kurzer Zeit kam sie in laut klappernden Holzschuhen und einem ausgeblichenen, geflickten, blauen Kattunkleid wieder herunter Sie band sich eine große Schürze um die offensichtlich aus einem Sack angefertigt worden war nahm einen Eimer und ging in den Stall Sie gab der brüllenden Kuh einen leichten Schlag, schob sie energisch auf ihren Platz und kam kurze Zeit darauf mit einem fast vollen Eimer Milch in die Küche zurück. Sie führte die Kuh auf die Wiese machte Feuer im Herd und kochte Kartoffeln für das Schwein.

Als Justus, der sich auch umgezogen hätte, aus dem Haus trat, sah er voll Schrecken daß sie den Hühnerstall geöffnet hatte und die Hühner gerade wieder im Begriff waren im Wald zu verschwinden.

Er wollte hinterhersausen, aber die Rosl, die seine Absicht erkannte, lachte blechern auf.

„Bleib da!" sagte sie, als sie endlich aufhören konnte zu lachen „Henner verlaufen sich net. Die finden ihren Stall wieder Die deinen san a net dümmer wie die von andere Leut"

Da beugte sich Justus dem größeren Wissen der Alten, ging in die Küche und packte das mitgebrachte frische Brot aus

Während die Rosl Eier in das laut aufprasselnde Fett der eisernen Pfanne schlug begann er mit ihr ein Gespräch über die Reihenfolge der Rodungsarbeit Da die Rosl eine Frau war und vor allem an ihre Küche dachte, stand Justus eine Stunde später hinter dem Haus und grub zuerst einmal Land für einen Gemüsegarten um

*

Für ihren zweiten Ausgang bekam die Zenzl eine Theaterkarte von Harald Deußen, für „König Lear" im Deutschen Theater

Brigitte, die sich erkundigte, was sie an ihrem freien Tag beginnen wolle, riet ihr, eines der dunkelblauen Kleider die sie als „Hauskleider" bekommen hatte anzuziehen. und Zenzl nahm diesen Rat dankbar an

Lange ging Brigitte in ihrem Zimmer auf und ab, von der Blumenglaswand bis zum Flügel und wieder zurück. Frau Heilberg die leise ins Zimmer kam, las in Brigittes weit offenen, ruhelosen Augen all den Schmerz und all die Qual, für die ihr Mund nie ein Wort fand

Frau Heilberg wußte auch schon, daß „Senta" ins Theater ging denn das junge Mädchen war gar nicht auf die Idee gekommen, aus der geschenkten Karte ein Geheimnis zu machen. Und Frau Heilberg wußte ebenso genau wie Brigitte, wer auf dem Platz daneben sitzen würde.

Die Zenzl hingegen war gar nicht auf die Idee gekommen, daß mit der Theaterkarte noch etwas anderes verbunden sein könnte als eine Vorstel-

lung. Vom Herrn Geheimrat hatte sie auch schon einmal eine Karte bekommen für die Oper, als der Geheimrat keine Zeit gehabt hatte, hinzugehen, und nun hatte sie eben von Herrn Deußen eine bekommen für ein Schauspiel. Wahrscheinlich, weil auch Herr Deußen keine Zeit hatte, selber hinzugehen.

Staunend ging sie durch das weißgoldene Foyer, betrachtete die eleganten Leute, die Bilder an den Wänden, und hatte keine Ahnung, daß Harald Deußen ihr folgte und sie beobachtete.

Das ist nun ein Dienstmädchen, überlegte er.

Zenzl hatte zur Feier des Tages ihre Locken nicht in eine feste Rolle gezwängt. Das seidene, weiche, helle Gespinst fiel, zart wehend, beinahe bis auf ihre Schultern nieder; das regelmäßige Gesicht, dem man selbst jetzt, da es beinahe andächtig aussah, anmerkte, wie vergnügt es sein konnte, hatte noch nichts von seinem goldschimmernden Bronzeton verloren.

Mancher Blick voll Wohlgefallen folgte ihr, von Männern und auch von Frauen, wie Harald befriedigt feststellte.

Ein Bild sauberer, begeisterungsfähiger, gesunder Jugend!

Harald dachte daran, wie unzufrieden und wenig glücklich sie in Regensburg gewesen war, und er war von Herzen zufrieden mit sich und seinem Entschluß.

Kurz vor Beginn der Vorstellung ging er in den Zuschauerraum und setzte sich neben die Zenzl.

Als sie ihn erkannte, war sie zuerst maßlos verblüfft, denn der Herr Geheimrat war damals in Regensburg nicht auf einmal neben ihr in der Oper erschienen, und der Herr Geheimrat war für die Zenzl der Maßstab für die meisten Dinge, die mit feinen Leuten zusammenhingen.

Während diese Überlegungen schnell durch Zenzls Gehirn gingen, übersah sie nicht den vergnügt forschenden Blick Haralds, und der alte Widerspruchsgeist, der sie, ihm gegenüber, von Anfang an erfüllt hatte, bekam wieder Oberhand.

„So macht man das also hier in Berlin!" erklärte sie frech und gottesfürchtig und ohne jede Spur von Respekt. „Da habe ich schon wieder was gelernt für die Zukunft!"

Als sie sein etwas betroffenes Gesicht sah, freute sie sich diebisch. Sie konnte ihr verschmitztes Lächeln nicht unterdrücken, das auf Harald immer so ansteckend wirkte.

„Ich glaube überhaupt, Sie müssen noch viel lernen", meinte er onkelhaft.

Zenzl schob ihre Unterlippe ein bißchen vor, warf Harald einen schnellen Blick zu und sah dann starr geradeaus.

Der Gong dröhnte durch das Theater, in dem jeder Platz besetzt war. Das Licht erlosch. Der Vorhang ging auf.

Harald kannte die Inszenierung bereits. Er war vor allem hierher gekommen, um zu sehen, wie dieses Stück auf Zenzl wirken würde, und er hatte eine kleine Sorge, daß sie sich vielleicht doch langweilen könnte in einer Klassikeraufführung.

Aber Zenzl dachte nicht daran, sich zu langweilen. Ihr sprechendes Gesicht war von einer sensiblen Ausdruckskraft, die Harald völlig gefangennahm.

Als der alte König seine Lieblingstochter verstieß, stieg eine feine Röte in Zenzls Gesicht, ihre Augen blitzten und ihre Hände verkrampften sich unwillkürlich.

Später, als der König dann verraten und verlassen durch die sturmgepeitschte Landschaft irrte, war er doch überrascht, wie klein ihr Mitleid war, das sie für seine Leiden aufbrachte. Seinen Tod nahm sie ernst, aber gefaßt zur Kenntnis. Ihr Gesichtsausdruck war beinahe zufrieden dabei.

Nach der Vorstellung bummelte Harald mit ihr durch die Straßen und fragte sie nach ihren Eindrücken.

„Sie waren gar nicht besonders traurig, als der König starb", sagte er.

„Warum auch?" fragte Zenzl erstaunt. „Aber, wissen Sie, der hat doch so viel falsch gemacht, sowas kann ja gar nicht gut gehen. Es ist viel besser, daß er gestorben ist. Das wär' doch nichts Gescheites mehr geworden mit ihm. Leid kann einem nur die jüngste Tochter tun, die hat alles ausbaden müssen, was er falsch gemacht hat."

Harald lachte leise. Eine volkstümliche, einfache Erklärung dachte er.

„Na, und die beiden anderen Töchter?" fragte er weiter.

„Och", meinte Zenzl gedehnt, „wie kann man denn auf sowas reinfallen? Wenn er denen rechtzeitig den Hintern verhauen hätte, dann hätte er auch mehr Freud' gehabt damit."

„Was haben Sie denn außer dem ‚König Lear' schon gesehen?" fragte Harald interessiert.

Die Zenzl sah ihn einen Augenblick perplex an. Sie faßte es gar nicht, daß er so einfach voraussetzte, ins Theater zu gehen sei etwas Selbstverständliches für sie.

„Na, gar nichts", sagte sie dann. „Zu sowas hat man als Dienstmädchen doch gar keine Zeit und auch kein Geld. Und die Mutter hätt's auch gar nicht erlaubt", schloß sie energisch.

Harald forschte in ihrem Gesicht, suchte nach einem Zeichen der Trauer oder des Bedauerns, aber Zenzl schien das ganz in der Ordnung zu finden. Sie litt also keineswegs unter der Einbildung, daß die schönen Güter der Welt für alle gleichmäßig zur Verfügung zu stehen hätten.

Sie waren inzwischen Unter den Linden angekommen.

„Wollen wir noch eine Tasse Kaffee zusammen trinken?" fragte Harald.

„Einen Kaffee?" entgegnete die Zenzl gedehnt, „jetzt, mitten in der Nacht?"

Und Harald erinnerte sich, daß sie dieses Ansinnen schon bei ihrem ersten Treffen in Regensburg mit der gleichen Entrüstung abgelehnt hatte.

„Was möchten Sie denn sonst gern?" fragte er.

„Eine Halbe Bier", sagte die Zenzl, „das wär' nicht schlecht."

„Gut! Einverstanden!" schmunzelte Harald und bog in die Friedrichstraße ein.

„In der Oper bin ich einmal gewesen", nahm Zenzl das Gespräch wieder auf.

„Na, und hat es Ihnen gefallen?" fragte Harald interessiert.

„Nein!" entgegnete Zenzl ehrlich. „Die haben alle so geschrien, und ich habe gar nichts davon verstanden, was sie eigentlich gemeint haben. Von der Musik, wissen S', da versteh' ich sowieso nicht viel. Ich habe ja auch nie richtig Zither spielen gelernt, obwohl ich jeden Tag hab' üben müssen. Wissen Sie, das unten am Griffbrett ist ja gegangen, aber die Begleitung, die war halt meistens falsch, und ich habe auch nie richtig einsehen können, warum es unbedingt einmal C- und einmal G-Begleitung sein mußte. Für mich war das ziemlich gleich. Seit ich nicht mehr muß, spiele ich auch nicht mehr. Ich brauch auch lang, bis ich ein Lied richtig singen kann, aber wenn ich erst mal kann, dann kann mich nichts mehr drausbringen. Drum habe ich in der Schule auch meistens zweite Stimme gesungen, trotzdem ich eigentlich eine hohe Stimme, einen Sopran habe."

Harald freute sich, daß sie die Opposition gegen ihn anscheinend aufgegeben hatte, und öffnete die Tür eines Bierlokals.

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

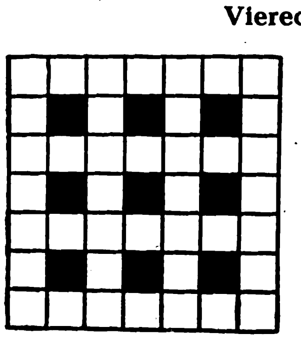
Rösselsprung

	schön			zu	
sein	bild	wei	ste	steig	heit
die	üb	mensch	ist	zu	gar
dir	se	hoch	rig's	weis	nicht
	ein	nichts	all	nicht	

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Nacht Schinken Linnen Belebung Henne Dachs Auster Wisent Gewebe Kenner Lachs Lunte Mensch Achat Suende Nacken Schober Trense Treber sieben, sind je drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Sinnspruch von Rosegger ergeben.

Viereck



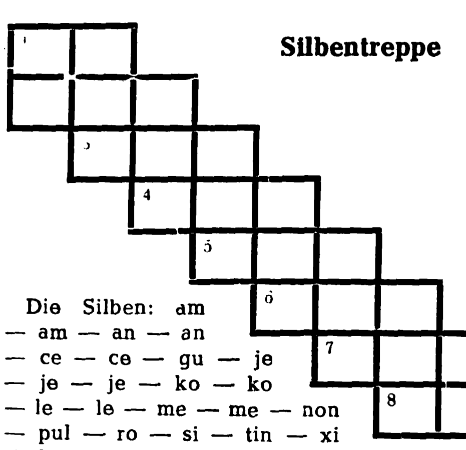
Die Buchstaben a a e e e e e e e e e h h i i k l l l l m m m m m n o o p p r r r r s t t t sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen: 1. Teil des Gedichts, 2. Werbung, 3. Preis, 4. Grundstoff.

Zahlenrätsel

1 3 10 2 11 2 1	Salatpflanze
2 3 10 2 12 12 1 9 1 3 13	Gleichgültigkeit
3 5 14 5 15 5 3 10	südafr. Landschaft
4 5 15 10 16 9	altgerman. Gott
5 15 15 2 17 5 8 18 9	Krokodil
6 5 15 12 8 1 9	Zaum
3 5 9 17 2 15 1 6	Wasserpfeife
7 5 9 18 3 17	malaiisch. Gewand
8 5 19 2 9	trop. Huftier
9 5 11 1 3 3 5	oberital. Stadt
5 14 19 16 15 15 1	Arzneibehälter
7 5 15 13 4 16 9 17	Stadt i. d. Ostmark
7 5 3 10 16 6 9	Zeitmesser
1 2 3 6 18 9 3	Fabeltier

Die Anfangsbuchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, einen Verkehrsbegriff.

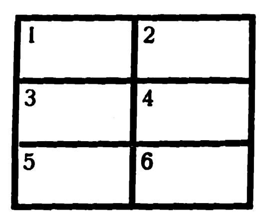
Silbentreppe



Die Silben: am — am — an — an — ce — ce — gu — je — je — je — ko — ko — le — le — me — me — non — pul — ro — si — tin — xi sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. Königreich in Hinterindien, 2. gläserner Arzneibehälter, 3. amerikan. Eidechse, 4. Inserat, 5. Stadt in Montenegro, 6. Bruder Napoleons, 7. Land in Mittelamerika, 8. kleiner Schiffsraum.

Silbenkreuz

1—2 Pflanzenpilz
1—4 Vermittler von Nachrichten
2—1 Rausch
3—1 Marmor
3—4 kleines Raubtier
5—4 Schreibzeug
5—6 heimliche Justiz
6—1 deutscher Strom



Lösungen der Rätsel:

Rösselsprung: Mensch, steig nicht allzu hoch / bild' dir nichts übrig's ein / die schönste Weisheit ist / nicht gar zu weise sein. ✱ **Kryptogramm:** Nacht Schinken Linnen Belebung Henne Dachs Auster Wisent Gewebe Kenner Lachs Lunte Mensch Achat Suende Nacken Schober Trense Treber sieben. „Nach innen leben, nach außen weben, nach unten schauen, nach oben streben." ✱ **Viereck:** 1. Strophe, 2. Reklame, 3. Praemie, 4. Element. ✱ **Zahlenrätsel:** Endivie, Indifferenz, Namaland, Baldur, Alligator, Halfter, Nargileh, Sarong, Tapir, Ravenna, Ampulle, Salzburg, Sanduhr, Einhorn. „Einbahnstraße." ✱ **Silbentreppe:** 1. Siam, 2. Ampulle, 3. Leguan, 4. Annonce, 5. Cetinje, 6. Jerome, 7. Mexiko, 8. Koje. ✱ **Silbenkreuz:** 1. MEL, 2. TAU, 3. MAR, 4. DER, 5. FE, 6. ME.

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck)

(Oberlehrer R. Huber, Aichach, gewidmet)

Dreizüger von Gefr. Erich Wolkenau

Weiß: Ka4, Dg1, Lb3, Lc7, Sa1, Sc4, Ba5 (7)
Schwarz: Kc5, Dh6, Lf8, Ba7, c2, c6, d4 (7)

Motto: Brennpunktkombination mit doppelwendiger Brennpunktdeckung

Lösung:

1. Se5!, Dh7; 2. Dg6, D×D; 3. Sd7‡. 1. ..., Dh3; 2. Dg8!, Df5; 3. Dc4‡ usw.

Einkreisung des Königs

Französische Verteidigung, gespielt in Wien

Weiß: H. Müller — Schwarz: Dr. Niemann

1. e4, e6; 2. d4, d5; 3. Sc3, Sf6; 4. Lg5, Lb4; 5. Sge2, d×e4; 6. a3, Le7; 7. L×f6, g×f6; 8. S×e4, b6; 9. Sc3, Lb7; 10. Df3 (droht S×f6† nebst D×b7), 10. ..., c6; 11. 0—0—0, Sbd7? (besser wäre f5!); 12. Dg3, Sf8; 13. d5!, Db8 (falls e×d5, so Dg7, Sg6, S×d5!); 14. d6 (Einkreisung des Königs beginnt), 14. ..., Ld8; 15. Dg7, Schwarz gibt auf denn nach 15. ..., Sg6 folgt 16. Sb5!, a6; 17. Sc7†, L×c7; 18 S×f6†, Kd8; 19. d×c7†, K×c7; 20. D×f7†!

Das Bild seiner Gattin



Wolf Thaler:
Die Gattin des Künstlers.



Hans Schlereth:
Bildnis meiner Frau.



Toni Roth:
Das Bild seiner Gattin

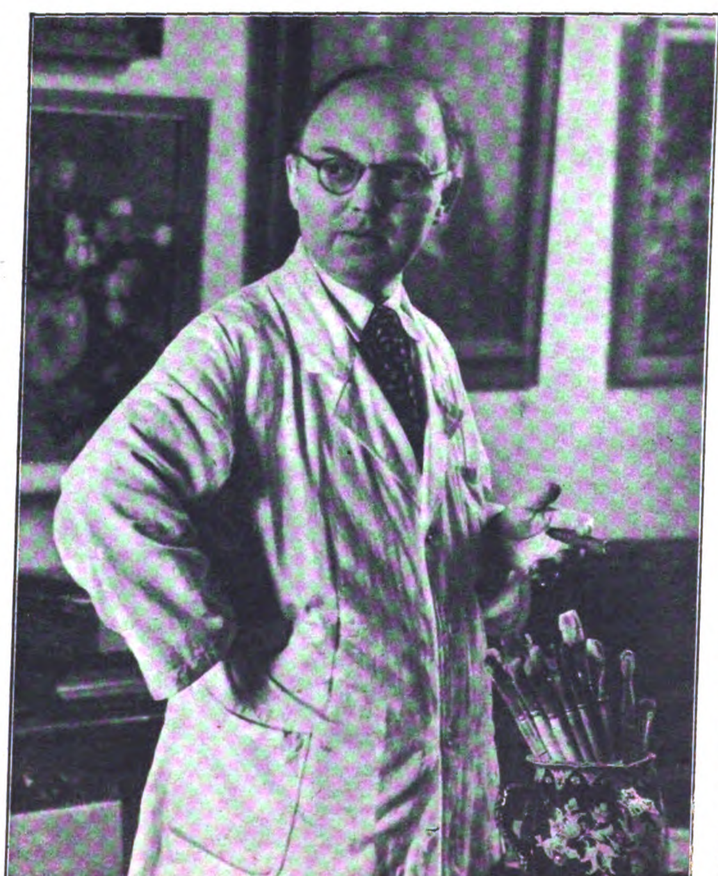
Aufnahmen: Fotogenia (4), Krempl (1), Archiv (1).



Rechts:
Der Maler Prof. Toni Roth, München.

KÜNSTLER HULDIGEN DEM KAMERADEN IHRES LEBENSWEGES

Ein Bildnis aus Künstlerhand ist stets ein Bekenntnis. Denn da die Porträtmalerei sich ja nicht auf die Wiedergabe des Formalen beschränkt, sondern erst ihre eigentliche Aufgabe in der Vermittlung des Seelischen in einem Antlitz erblickt, so bekennt sich der Künstler in jedem von ihm gemalten Bild zu dem seelischen Eindruck, den er von seinem Gegenüber empfangen hat. Und wie nun jeder Mensch heute mehr, morgen weniger empfänglich für einen Eindruck ist, wie er sich zum Beginn einer Bekanntschaft über das Wesen eines Menschen leichter täuschen kann als nach längerem Umgang, so ist auch der Künstler in der Erfassung eines Antlitzes nicht immer unbestechlich - neutral oder „objektiv", sondern er mengt von eigenem Empfinden in sein Bild mit hinein, er gibt ein Antlitz mit allem Seelischen, wie er es sieht. Es läßt sich denken, wie bedeutsam da das Bildnis des Menschen aus Künstlerhand zu reden vermag, dessen Wesen ihm am besten unter allen Mitlebenden vertraut sein muß, das Bild der Gattin.



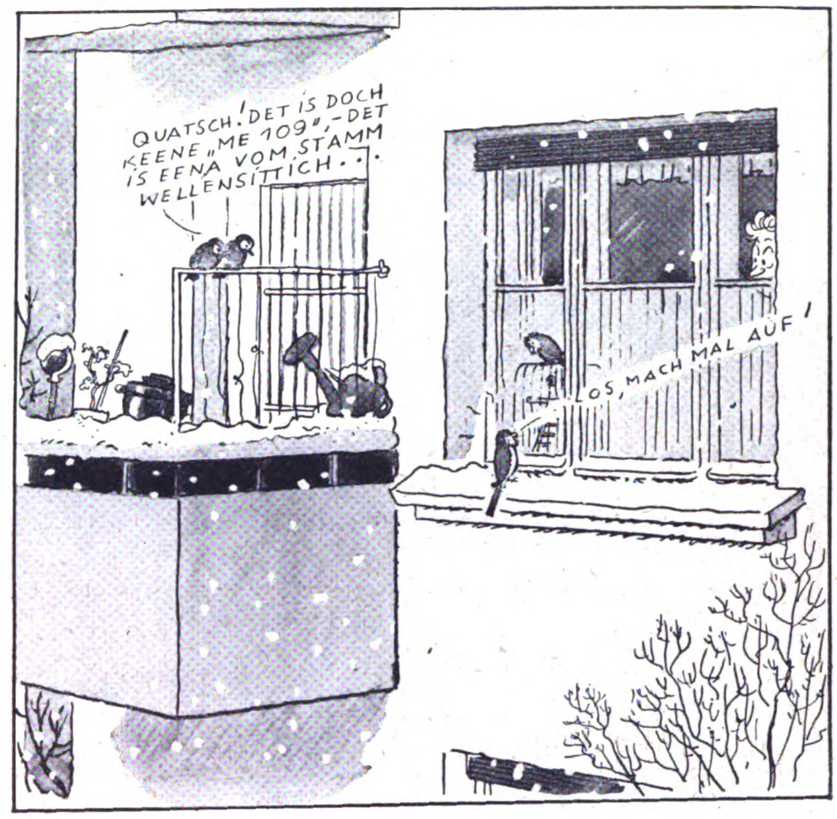
Der Maler Hans Schlereth, Gräfelfing.



Der Maler Wolf Thaler, München.



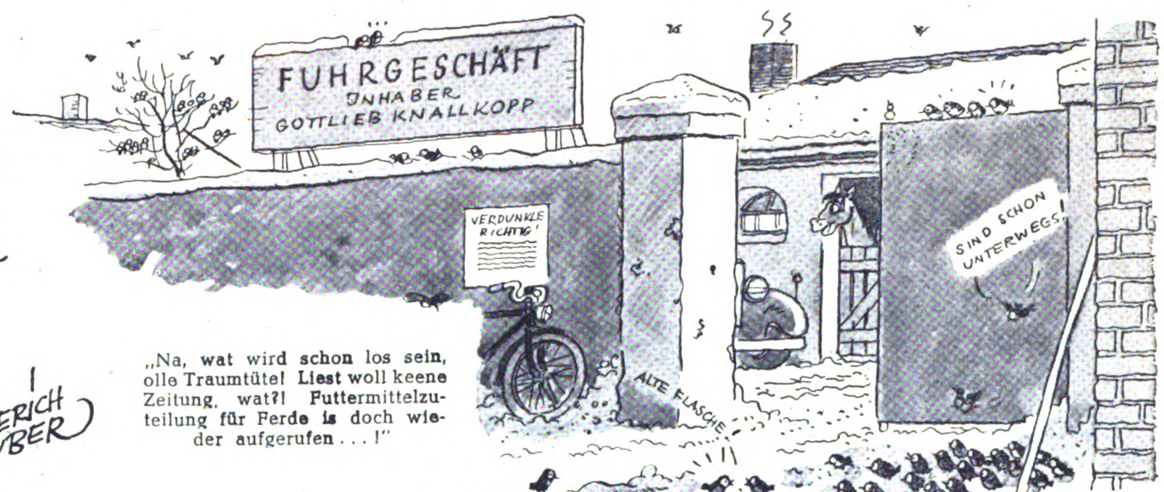
„Glaubt bloß nicht, daß ich es besser habe als ihr, weil der Chef Fleischer ist . . . Ich kriege auch nicht einen Knochen mehr als meine Zuteilung . . ."



„Los, mach mal auf, Piepel, ick will 'ne Weile bei dir wohnen — Frau und Kinder hab' ick umquartiert . . . !"

Vom Fleischerhund, den Piepmätzen und der Weckeruhr...

BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER



„Na, wat wird schon los sein, olle Traumtüte! Liest woll keene Zeitung, wat?! Futtermittelzuteilung für Ferde is doch wieder aufgerufen . . . !"



Zeitgemäßes aus dem Wartezimmer des Tierarztes.
„Wat heißt denn hier ‚noch nicht dran?!' Hamse nich jelesen, daß die Reparaturen an Weckeruhren für Berufstätige bevorzugt ausgeführt werden müssen?"



„Nun sieh' bloß mal das freche Frauenzimmer; gerade jetzt bei der Kälte, wo der Fiffi seinen Pelzkragen so schön brauchen könnte, hat sie ihm die ganze Wolle wegorganisiert! Nee, ich möchte jetzt kein Pudelhund sein . . "

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München
ABCDEFG 12)

Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 13. JAN. 1944
19. JAHRGANG :·: FOLGE 2

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:

....

....



Zwischen Zeichentisch und Luftraum.
Professor Tank, der Konstrukteur des schnellsten Jagdflugzeuges der Welt, überreicht dem erfolgreichsten Jagdflieger der Welt, Brillantenträger Hauptmann Nowotny, die FW 190 in Miniaturausgabe.

PK.-Aufn.: Kriegsberichter Lückel.

Sein Feld: der Luftraum

HAUPTMANN NOWOTNY, DER ERFOLGREICHSTE JAGDFLIEGER DER WELT

*



Konstrukteur und Jagdflieger.
Prof. Tank, selbst ein begeisterter Flieger, während eines Probefluges mit Hauptmann Nowotny

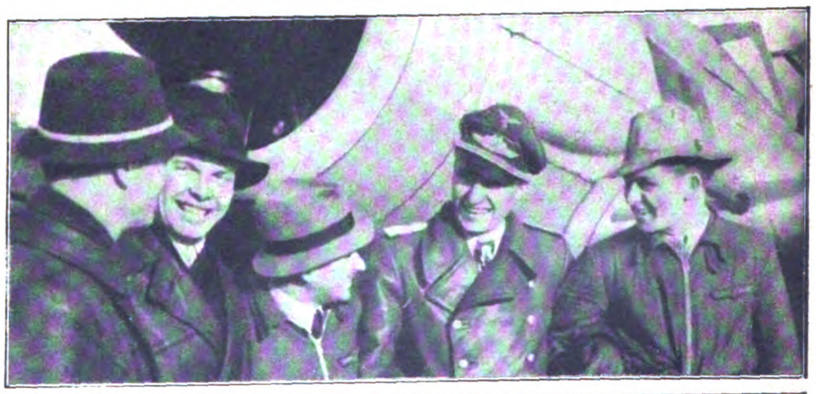


Im Konstruktionsbüro von Prof. Tank.
Front und Heimat tauschen die gesammelten Erfahrungen aus.

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Lückel.



Im Motorenwerk.
Hptm. Nowotny am Prüfstand einer Kurbelwelle.



Inmitten der „Schlapphut-Piloten".
Das sind die Männer, die die Maschinen „frontreif" fliegen.



Bei den Einfliegern im Erprobungshafen.
Hauptmann Nowotny ist unter die „Schlapphut-Piloten" gegangen und will heute einmal eine „kesse Runde drehen"



Nach dem 250. Abschuß: Kopfschmerzen?
Ja, ja, es war heute etwas viel! Eine tolle Kurbelei.



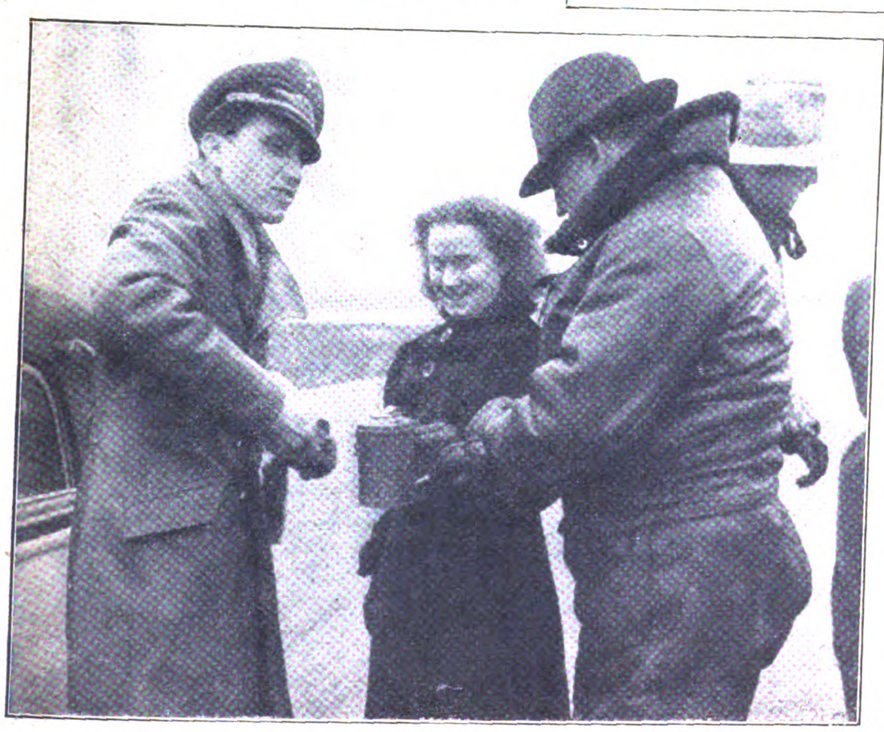
Die Ehrung der Eisenbahner.
Hauptmann Nowotny vollzieht die Ritterkreuzverleihung an Lokomotivführer Altvater.



Reichsminister Dr. Goebbels
begrüßt während der Eisenbahner-Großkundgebung Hauptmann Nowotny, den Träger der höchsten deutschen Tapferkeitsauszeichnungen.



Treue Frontkameradschaft!
Hauptmann Nowotny am Krankenbett seines tapferen Rottenkameraden.



Selbst im Einflugbetrieb
kommt das WHW. nicht zu kurz. Also tief in die Tasche gelangt!



Sein Namenszug ist eine kostbare Trophäe.
Und die Autogrammjägerinnen sind glücklich, daß sie ihn endlich erwischt haben.



Geordneter Verkehr – wenn auch mit Tretomobil.
Das Volk, dessen Machtgier es nicht erträgt, daß seine Weltherrschaft eingeschränkt wird, lebt heute — aus seinen europäischen Bastionen vertrieben — in einem ehedem freigewählten Ghetto in Schutzhaft. Die jüdischen Weltzentralen rufen indessen nicht Soldaten, sondern die Mörder- und Ringvereine des Erdballs auf, das befreite Europa zu lynchen.

BILDER aus dem GHETTO



Links:
Sogar Straßenbahnlinien –
— diese hier mit dem Davidstern — gibt es im Ghetto Und früh übt sich, was ein Schwarzfahrer werden will.



Handel an allen Ecken,
hier ein Kleinkrämer mit Zigaretten und Süßigkeiten.

Aufnahmen: Dr.-W.-Archiv.



Vom Talmudschüler bis zum Mädchenhändler
— das eine schließt das andere nicht aus — sind alle Fakultäten hier vertreten.







Von diesen Geiern befreite sich Deutschland.
Dieser Krieg geht um jenes höchste Ziel, daß diese Weltpest nie wieder die Heimat verseucht, die wir nach dem Siege neu erbauen.

← **Der Schacher**
wird auch unter ihresgleichen weiterbetrieben.

Wir haben sie kennengelernt →
diese Wölfe im Schafspelz

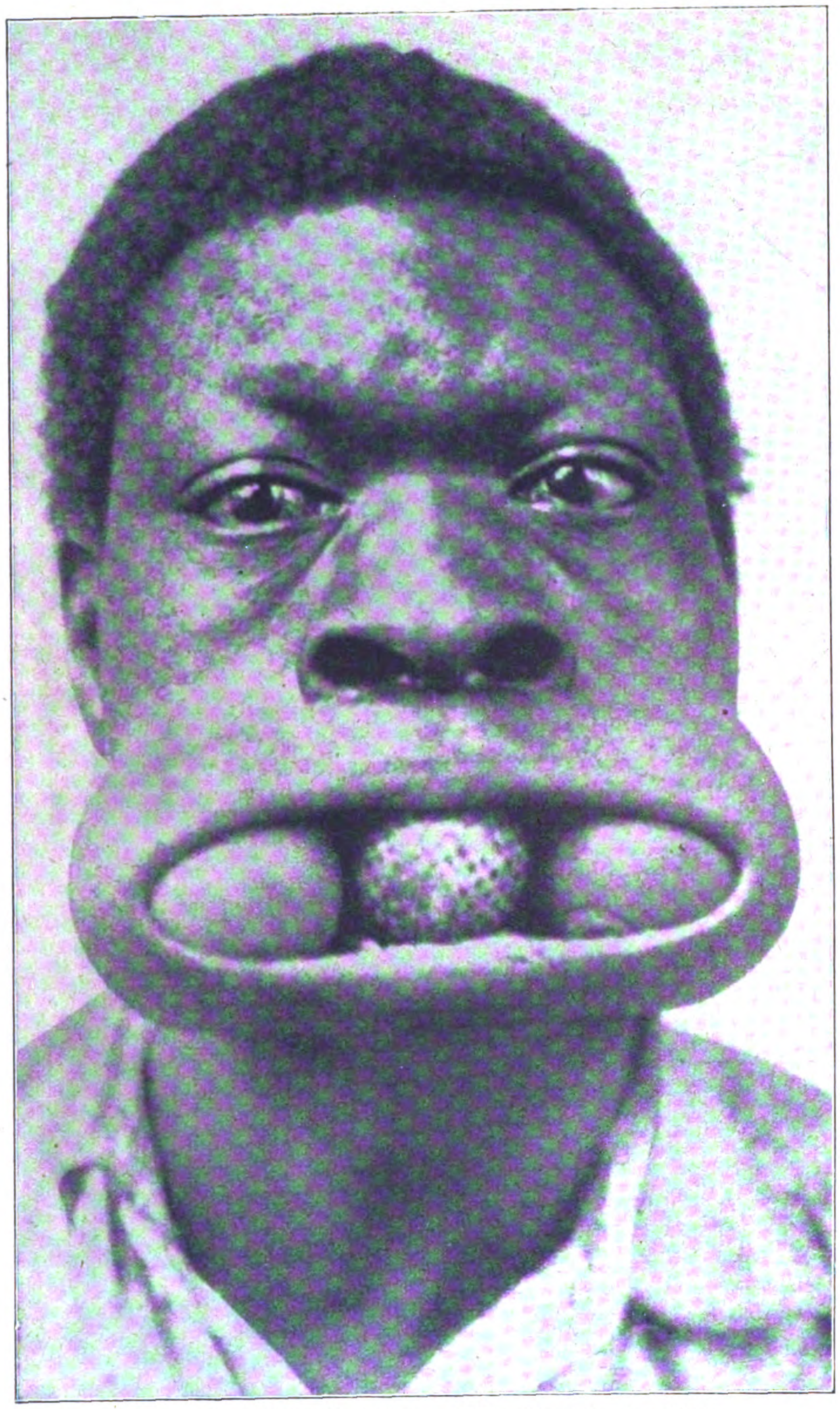




Sie betrügen sich selbst: Wucher-Märkte auch im Ghetto.
Die jüdische Polizei vertreibt die Halsabschneider mit Gummiknüppeln.

NEGER IN USA.

ZUM JUX — ZUM LYNCHEN — ZUM KANONEN FUTTERN UND — ZUM VERHUNGERN!



Das notariell beglaubigte größte Maul in den USA.
soll dieser Neger haben, der drei Golfbälle darin unterbringt; eine ernsthafte Konkurrenz für den Marineminister Knox.



Tierische Instinkte und sadistische Triebe,
wie sie sich bei der beliebten Lynchjustiz zeigen, gehören auch zu dem Schlagwort von dem „amerikanischen Jahrhundert".



Als Kanonenfutter sind ihnen die Neger aber gut genug.
Farbige Soldaten eines Artillerieregiments des Forts Custer üben Marschlieder.

Aufnahmen: Weltbild (2), Witzleben, Archiv.



Hungerunruhen in Harlem-Neuyork.
Der Oberbürgermeister Laguardia auf einer Polizeistation; er bespricht mit den Polizeioffizieren die Maßnahmen zur rücksichtslosen Niederknüppelung der Demonstranten.

Die drei aus Regensburg

ROMAN VON ANNEMARIE ARTINGER

(2. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 1:

„In der Oper bin ich einmal gewesen", nahm Zenzl das Gespräch wieder auf.

„Na, und hat es Ihnen gefallen?" fragte Harald interessiert.

„Nein!" entgegnete Zenzl ehrlich. „Die haben alle so geschrien, und ich habe gar nichts davon verstanden, was sie eigentlich gemeint haben. Von der Musik, wissen S', da versteh' ich sowieso nicht viel. Ich habe ja auch nie richtig Zither spielen gelernt, obwohl ich jeden Tag hab' üben müssen. Wissen Sie, das unten am Griffbrett ist ja gegangen, aber die Begleitung, die war meistens falsch, und ich habe auch nie richtig einsehen können, warum es unbedingt einmal C- und einmal G-Begleitung sein mußte. Für mich war das ziemlich gleich. Seit ich nicht mehr muß, spiele ich auch nicht mehr. Ich brauch' auch lang, bis ich ein Lied richtig singen kann, aber wenn ich's erst mal kann, dann kann mich nichts mehr drausbringen. Drum habe ich in der Schule auch meistens zweite Stimme gesungen, trotzdem ich eigentlich eine hohe Stimme, einen Sopran, habe." — Harald freute sich, daß sie die Opposition gegen ihn anscheinend aufgegeben hatte, und öffnete die Tür eines Bierlokals.

Sie setzten sich an einen kleinen, weißgescheuerten Tisch. Das Lokal war voller Rauch und Dunst, aber der Zenzl schien es ausgezeichnet zu gefallen.

„Na, dann muß der heutige Abend doch eine großartige Sache gewesen sein, wenn Sie noch nie ein Theaterstück gesehen haben", meinte er, nachdem er beim Ober zwei Bier bestellt hatte.

„Mein erstes war es ja gar nicht", sagte die Zenzl. „Ich habe schon einmal eins gesehen, vor zwei Jahren. Da war ich in München zu Besuch bei meiner Tant'. Net in einem so teuren Theater, so viel Geld hat die Tant' ja gar nicht, sondern bei die Komiker im ‚Scharfen Ecken'. Wissen Sie, das ist eine Wirtschaft, in der immer Theater gespielt wird. ‚Der Müller und sein Kind' hat das Stück geheißen. Das war auch ein sehr schönes Stück. Das war auch ein Vater, der alles falsch gemacht hat. Ja, aber halt ein Müller und kein König! Aber sonst war es auch sehr schön."

„Damals waren Sie sechzehn", lächelte Harald freundlich.

Zenzl bekam mißtrauische Augen.

„Deswegen habe ich aber alles ganz genau verstanden. So schwer war das auch gar nicht", erklärte sie beinahe streng.

„Mein Vater wär' ja sicher ganz anders gewesen", fuhr sie so energisch fort, als müßte sie alle Väter der Welt gegen falsche Theaterstücke verteidigen. „Mein Vater ist gestorben, wie ich noch klein war. Ich kann mich noch gut an ihn erinnern; er hat so ein gutes Gesicht gehabt und immer Zeit für mich. Meine Mutter hat nie so recht Zeit gehabt. Früher hat mich das oft gekränkt, weil ich nie hab' mit was zu ihr kommen können. Aber seit ich erwachsen bin, weiß ich ja, daß sie nur deswegen keine Zeit gehabt hat, weil sie so viel hat arbeiten müssen, damit sie mich anständig großziehen konnte. Aber als Kind versteht man ja so was alles noch net."

Der Ober stellte zwei schäumende Gläser auf den Tisch. Die Zenzl nahm einen anständigen Schluck, trank wie ein Mensch, der Durst hatte, ohne Zimperlichkeit und ohne Ziererei.

„Das Bier ist gut", erklärte sie dann, „fast so gut wie bei uns."

„Warum nur fast?" fragte Harald.

„Weil's bei uns halt doch noch ganz anders schmeckt", lächelte die Zenzl.

„Wollen Sie nicht noch etwas essen?" fragte Harald.

„Na", sagte die Zenzl, „ich muß ja heim. Wissen Sie, ich bin letztes Mal spät genug heimgekommen, und das tu ich nicht wieder. Das habe ich mir geschworen!"

Und nun war es für Harald ein Leichtes, die ganze Geschichte ihres ersten Ausgangs mit allen Eindrücken, Gedanken und Erlebnissen aus der Zenzl herauszuholen.

Zenzl freute sich, daß er ihre Geschichte lange nicht so schrecklich fand, wie sie ihr selber vorkam. Er gefiel ihr auch plötzlich, wenn er so leise in sich hineinlachte und sich mit einer verschmitzten Herzlichkeit freute, die ihr fremd war. Hin und wieder nahm sie einen kräftigen Schluck aus ihrem Glas. Sie hatte Durst von dem langen Abend und dem vielen Reden. Von der Tücke des Exportbieres, das mit dem leichten bayerischen Bier in keiner Weise zu vergleichen war, hatte der Zenzl noch niemand erzählt.

Als ihr Harald schließlich vorschlug, zum Abschluß mit ihm in eine Bar zu gehen, war sie lange nicht mehr so abgeneigt wie zu Beginn des Abends.

Vorsichtshalber und eigentlich nur pro forma fragte sie ihn noch, wie spät es eigentlich sei, und seine Antwort „Ach noch früh am Tage" nahm sie einfach und schlicht für bare Münze.

Sie hatte keinen Schwips, aber ihr Herz war plötzlich so leicht, und sie fühlte sich ganz besonders vergnügt.

Mit Harald Deußen noch in ein Lokal zu gehen war sicherlich eine bessere und solidere Sache als mit fremden Männern, die schwitzten und beim Tanzen zu küssen versuchten, zusammen zu sein.

Die Nacht war sternklar, zwischen all den Steinmauern spürte man den Sommer.

Sie fuhren nach dem Westen, und nun erlebte Zenzl zum ersten Male eine Bar.

Das Lokal bestand aus drei kleinen Räumen, und Zenzl sah sofort, daß die Tische hier näher aneinanderstanden, als sie es sonst von Lokalen kannte. Das Licht war gedämpft, und an den Wänden waren verrückte Figuren mit so langen Beinen, daß dem Maler für den Körper anscheinend nicht mehr genug Platz geblieben war.

Sowas gibt's ja in Wirklichkeit gar nicht, dachte Zenzl etwas geringschätzig.

Die ganze Atmosphäre des Lokals machte sie sofort mißtrauisch.

Doktor Deußen schien hier gut bekannt zu sein, denn er wurde mit Hallo begrüßt. Zenzls aparte Schönheit wurde mit Kennermiene abgeschätzt. Manch verständnisvoll anerkennendes Augenblinzeln fing Harald im Vorübergehen auf.

Er kannte die schonungslose Kritik, die gerade hier hinter aller lauten Freundlichkeit herrschte, und war zufrieden mit dem Erfolg, den seine Begleiterin hatte.

Zenzl setzte sich in einen der tiefen, roten Samtsessel. Ihr braunes klares Profil wirkte bei aller Kindlichkeit streng und paßte nicht recht in den Raum. Die Wandlampe über ihrem Platz ließ das blonde, glänzende Haar aufleuchten wie eine Kostbarkeit. Sie betrachtete mit großen Augen die stark geschminkten Frauen in ihrer Nähe. Alte und junge, häßliche und schöne gab es hier, kostbaren Schmuck, raffiniert ausgeklügelte Kleider neben einfachen Straßenkostümen.

Der Klavierspieler setzte sich an den Flügel, der einen großen Teil des kleinen Raums ausfüllte. Er machte eine kleine, grüßende Verbeugung zu Harald, die dieser mit einem Lächeln erwiderte.

Der Mann hatte ein Gesicht, das Zenzl irgendwie an die Teufelsfratzen erinnerte, mit denen die Regensburger Kirchen so reich ausgestattet waren. Sie fand es ganz und gar unschicklich für einen Menschen, ein solches Gesicht zu haben.

Der Künstler begann zu spielen, sein Körper nahm den Takt der Musik auf, leise wippend und schaukelnd saß er hinter dem Flügel und lächelte. Ein grauslicher Kerl, fand Zenzl.

Aber als sie sich abwenden wollte, sah sie seine Hände. Schmale, lange Musikerhände, die mit einer Schnelligkeit, die die Augen ermüdete, über die Tasten glitten.

Zenzl war fast bereit, zu bewundern, als sie seinen Blick unter den schweren, müden Augenlidern auf sich ruhen fühlte. Diesen Blick fand sie widerlich und, ohne recht zu wissen warum, auch unanständig.

„Na, was sagen Sie dazu, spielt er nicht wunderbar?" fragte Harald.

„Ist doch schließlich sein Beruf. Er tut ja auch den ganzen Tag sicher nichts anderes als Klavierspielen, da muß er es ja schließlich können", antwortete Zenzl ablehnend.

Harald lachte und fragte sie, was er ihr zu trinken bestellen dürfe. „Bier gibt es hier nicht", setzte er vorsichtshalber hinzu.

„Ist mir ganz gleich, was Sie bestellen, aber keinen Wein und keinen Schnaps", ergänzte sie in Erinnerung an ihre Erlebnisse mit Herta.

„Einen Ohio und einen Gin", bestellte Harald.

Der Klavierspieler begann eine neue Melodie.

„Ach, jetzt kommt etwas Reizendes", behauptete Harald, der das Programm in diesem Lokal genau kannte.

Die Zenzl spitzte neugierig die Ohren, aber zu ihrem Entsetzen fing der Klavierspieler, der inzwischen ihre ganze Antipathie besaß, mit krächzender Stimme zu singen an. Wenn die Melodie in höhere Lagen ging und aus seinem Gekrächze notgedrungen hätte Gesang werden können, begann er zu sprechen, ganz einfach und ohne sich zu genieren, zu sprechen.

Zenzl, die die schönen Stimmen der bayerischen Jodlersänger höchst wohlgefällig und bereits ein bißchen vom Heimweh verklärt in Erinnerung trug, hatte sich von einem feinen Lokal wirklich etwas Besseres versprochen.

Aber die Gäste schienen anderer Meinung zu sein. Sie lachten und klatschten, und Zenzl konnte nicht im geringsten begreifen, weshalb sie eigentlich so vergnügt waren.

„Na, wie gefällt er Ihnen?" fragte Harald. „Ein bißchen frech, aber großartig, nicht wahr?"

Zenzl schaute ihn verblüfft an, dann erklärte sie zögernd: „Jetzt das ... das sagt mir gar nix."

Sie hätte gern etwas derber und einfacher ihre Meinung ausgedrückt, aber sie wollte Harald Deußen, der offensichtlich ehrlich begeistert war, nicht allzusehr kränken.

Das Fräulein, das bediente, ein ältliches Mädchen mit einer riesigen, hellblauen Seidenschleife im dünnen Haar, stellte in einem weiten Glas ein Getränk vor Zenzl auf den Tisch. Es hatte eine hübsche, hellrote Farbe und perlte freundlich wie ein echtes Regensburger Kracherl. Es schwamm sogar eine Kirsche darin. Eine sehr schöne Limonade, aber ein sehr kleines Glas fand Zenzl, während sie einen großen Schluck nahm.

Harald Deußen beobachtete sie belustigt. Einen Menschen so völlig unangekränkelt von Vorurteilen und Ambitionen wie die Zenzl hatte er sich schon immer einmal zu erleben gewünscht. Er fand sie bezaubernd. Ihre Einstellung zu allen Dingen, diktiert von dem Hochmut, mit dem ungebrochene, saubere, zukunftsgläubige Jugend dem Leben gegenübersteht, war erfrischend und beglückend. Harald wurde außerordentlich guter Laune, als er entdeckte, daß die kleine Hausangestellte seiner Kusine es fertigbrachte, in dieser Bar hochmütig zu wirken und durch die Überlegenheit, die ihre klare Sauberkeit ihr gab, einen unüberbrückbaren Abstand zu schaffen zwischen sich und ihrer mondänen Umgebung.

„Warum lachen Sie denn", fragte in diesem Augenblick Zenzl ihn plötzlich mißtrauisch.

„Ach", meinte Harald, „ich lache, weil Sie Ihr erstes Barerlebnis so wenig aufregend finden."

„Aufregend?" staunte Zenzl. Ihr rascher Blick wanderte von den Wandbildern mit den langbeinigen Figuren hinüber zu dem Klavierspieler mit dem melancholisch-gefühlvollen Blick. „Was ist denn hier aufregend?" fragte sie noch einmal, völlig verständnislos. „Ist das, was ich hier trinke, eigentlich teuer?" wollte sie dann plötzlich wissen.

„Gar nicht", antwortete Harald schnell.

„Dann möchte ich bitte noch eine solche Limonade", erklärte Zenzl energisch.

Harald bestellt diensteifrig noch einen Ohio.

„Trinken Sie gern Alkohol?" fragte er dann.

„Alkohol trinke ich überhaupt nicht", antwortete die Zenzl. „Ich trink' nur Bier, und wenn's keins gibt, Limonade, aber keinen Wein und keinen Schnaps."

„Bier ist aber auch Alkohol", warf Harald belehrend ein.

Zenzl lachte. „Bier ist niemals Alkohol", erklärte sie dann sanft und offensichtlich ohne Lust zu energischen Auseinandersetzungen. „Bier ist ein vernünftiges, beruhigendes Getränk."

Harald überlegte sich, daß drei kleine Helle Exportbier und zwei Ohio für einen Menschen, der niemals Alkohol trank, ausreichten und er bat um die Rechnung. Ohne das geringste Bedauern verließ Zenzl die Bar.

Draußen verblaßten die letzten Sterne. Ein lichter Himmel, der einen ersten blauen Schimmer bekam, spannte sich klar und sauber über die grauen Häuserreihen.

„Mein Gott, es wird ja schon wieder Tag",

sagte Zenzl ehrlich bekümmert. In tiefen Zügen atmete sie die morgendlich kühle Luft. Sie fühlte erst jetzt, wie beklemmend der rauchige, parfümgeschwängerte Dunst in der Bar gewesen war.

„Bei uns daheim ist mir nie aufgefallen, wie schön der klare Himmel in der ersten Früh' ist", sagte Zenzl nachdenklich, während sie mit Harald zum Kurfürstendamm ging. „Aber da hab' ich halt fast alle Tag den Frühhimmel g'sehn, und Sachen, die man alle Tag sieht, die sagen einem halt nichts mehr."

Harald winkte ein Taxi herbei und ahnte nicht, wie nah ihm der Sinn dieser kindlichen Weisheit noch einmal gebracht werden würde. Zenzl war nun offensichtlich müde, und die Heimfahrt ging unter Schweigen vonstatten.

Harald schloß die Tür der Villa auf, ging mit Zenzl in die Diele und wollte sich von ihr verabschieden. Eine hellblonde Heersträhne hing ihr ins Gesicht, seidenzartes kostbares Gespinst. Die braune Haut schimmerte weich. Sie legte ihre Hand in die seine und lächelte ihr bezauberndes, verschmitztes Lächeln.

In diesem Augenblick hörte Harald Deußen, der Kluge, immer Überlegene, plötzlich auf zu denken. Er vergaß sein Experiment. Er vergaß, daß er nie die Absicht gehabt hatte, mit diesem kindlichen Geschöpf eine Liebelei zu beginnen; er nahm sie einfach in seine Arme und küßte sie zart und innig auf den Mund und auf die Wange.

Ihre Haut war weich und kühl und hatte einen ganz zarten Duft, der an Vanille erinnerte.

Zenzl wehrte sich nicht. Als er sie freigab, lächelte sie ihm mit einem scheuen, unsicheren Blick zu, drehte sich plötzlich um und ging.

Harald schaltete die große Beleuchtung in der Diele ein, setzte sich in den tiefsten, bequemsten Sessel und zündete sich eine Zigarette an. Während er sie langsam aufrauchte, wurde er sich darüber klar, daß er sich nach einer jahrelangen Pause wieder einmal richtiggehend verliebt hatte.

Zenzl dachte nicht über die Liebe nach. Sie hatte, während sie sich auskleidete, ein merkwürdiges Gefühl, so, als läge ihr ein Apfelstückchen quer im Hals. Das mit dem Kuß, das war nicht richtig gewesen, das wußte sie ganz genau. Herumpoussieren mit einem fremden Mann, hörte sie ihre Mutter plötzlich sagen, das treib ich dir aus!

Ich kann doch eigentlich gar nichts dafür, versuchte Zenzl sich vor ihrer abwesenden Mutter zu verteidigen.

Nichts dafür? Wieso denn nicht? Das wär ja noch schöner! Du bist doch sonst nicht auf den Mund gefallen, hörte sie ihre Mutter antworten. Und sie gab ihr mit einer kleinen, ohnmächtigen Trauer im Herzen recht.

Mit seinem Dienstherrn poussiert ein Mädel nicht, das was auf sich hält, so was macht nur ein Flietscherl.

Zenzl saß steif und gerade auf ihrem Bettrand und starrte mit kreisrunden Augen auf die geblümte Tapete, auf der es gar nichts Besonderes zu sehen gab.

Die Mutter hat recht, die Mutter hat noch allweil recht gehabt, dachte Zenzl und war plötzlich uferlos traurig.

Als sie sich endlich schlafen legte, klopfte ihr Herz langsam und schwer, und sie wußte nicht, wie sie all die Unsauberkeit, die sich in ihrem Leben auf einmal breit machte, wieder loswerden sollte.

Die Vision eines Opfers, von dessen Art und Umfang sie keine rechte Vorstellung bekommen konnte, begleitete sie dumpf bedrückend bis in ihre Träume.

*

Für Justus Sturm begann mit dem Einzug der alten Rosl das Siedlerleben, von dem er geträumt hatte. Graben, roden, pflanzen! Wenn er müde nach Hause kam, gab es immer ein schmackhaftes Essen, die Tiere waren versorgt, seine Kleider gewaschen und geflickt. Wenn er abends auf der Bank saß, die er mit erstaunlicher Geschicklichkeit selbst gezimmert hatte, unterhielt er sich mit der Rosl über seine Arbeit, hörte ihre Ratschläge und erfuhr, was notwendig war.

Das Heu duftete auf den Wiesen. Die Rosl füllte ihren Strohsack neu und machte aus dem leeren Mehlsack auch einen für Justus' steinhartes Bett. Und er fand, daß er nie in seinem Leben weicher und besser geschlafen hatte als jetzt.

Im Garten wuchs bereits Salat, und die Bohnen, die die Rosl schnell noch gelegt hatte, wurden auch noch bis zum Herbst. Die ersten Radieschen hatte es schon gegeben, und im Stall saß eine Glucke über zwölf braunen Eiern.

Abends, wenn Justus sich mit der Rosl über die Notwendigkeiten ihres gemeinsamen Lebens unterhielt, hatte er ein Schnitzmesser in der Hand, und die Späne flogen.

Die Bank vor dem Haus hatte eine prachtvolle Lehne bekommen, die die Rosl täglich von neuem bewunderte. Justus hatte unter ihrer Anleitung inzwischen einen Brunnen gebohrt, und nun entstand eine Holzverkleidung für den scheußlichen Pumpenschwengel, der nach Fabrik und Massenarbeit aussah, mit einer schönen, vergnügt lächelnden Sonnenmutter, die auf eine Landschaft niederschaute, die haargenau Justus' Siedlerhaus mit den umliegenden Wiesen und Wäldern glich.

Ein schöner Brunnentrog mit Justus' Namen und der Jahreszahl war beinahe fertig, und das Nächste sollte ein Taubenschlag sein.

Justus war glücklich und zufrieden. Das Leben war eine einfache, gute Sache geworden, fern von Rastlosigkeit und Quälerei. Die Tage vergingen harmonisch und schneller, als Justus lieb war.

Und alles wäre gut und schön und in Ordnung gewesen, wenn nicht eines Tages der heftig schwitzende Briefträger dem Justus ein großes Bündel Briefe, das sich inzwischen angesammelt hatte, gebracht hätte.

An diesem Tag saß der junge Siedler lange Zeit sehr nachdenklich vor seinem Haus und während die Rosl schweigend darauf wartete, daß er ihr seinen Kummer mitteile, faßte er einen großen Entschluß. In den nächsten Tagen wollte er nach Berlin fahren.

*

In der kleinen Bierbar von Herrn Zerjattke war es morgendlich ungemütlich. Es roch nach abgestandenem, saurem Bier und kaltem Rauch. An Stelle der festlichen Abendbeleuchtung brannten nur wenige trübselige Birnen, die den großen Raum in einem ungemütlichen Halbdunkel hielten. Reinemachefrauen hantierten eifrig mit dem Besen. Ein Kellner mit grauem, unausgeschlafenen Gesicht polierte die glänzenden Chrombeschläge des Bartisches.

Herr Zerjattke kam aus seinem Büro. Seine Bewegungen waren hastig und wirkten gereizt. Die Angestellten gingen ihm, so gut sie es konnten, aus dem Weg.

Herr Zerjattke ärgerte sich, daß er sich von dem liebenswürdigen Dr. Deußen hatte breitschlagen lassen, daß er das ekelhafte Frauenzimmer nun noch einmal sehen und sogar anhören mußte. Das hatte ihm schon das Frühstück verdorben.

Harald hatte Nannerl telephonisch gebeten, sich für ein Probesingen zurechtzumachen, so schön sie irgend könne, und um zwölf Uhr in der Bierbar zu sein.

Als Herr Zerjattke eben einem Tisch, der ihm im Wege stand, einen ziemlich heftigen Stoß gab, erschien Harald. Er übersah sofort die Situation und ging mit betont strahlendem Lächeln auf Herr Zerjattke zu.

Der sah ihn an, vorwurfsvoll wie ein Hund, dem man unerwartet auf den Schwanz getreten hat. Er reichte Harald die Hand und sagte ehrlich bekümmert: „Haben wir das nötig, Doktor? Na, wissen Sie!"

„Man muß alles erst ausprobieren, bevor man ablehnt", lächelte Harald. „Vielleicht erleben wir die größte Überraschung unseres Lebens. Kann man das vorher wissen?"

„Na, kommen Sie mit!" sagte Herr Zerjattke. „Wenigstens trinken wir vorher erst mal einen Kognak!"

Harald ging mit in das kleine Büro und trank in bester Laune.

Herr Zerjattke betrachtete ihn kummervoll. Aber als Harald ihn, mit vergnügten Fältchen um die Augen, energiegeladen und erwartungsvoll, anlachte, seufzte er und sagte:

„Na schön, Doktor, schauen wir uns die bayerische Nachtigall mal an!"

„Probieren geht über Studieren! Ich bin gespannt und ehrlich neugierig. Und mehr brauchen auch Sie nicht anzulegen", antwortete Harald und klopfte Herrn Zerjattke freundschaftlich auf die Schulter.

„Los, kommen Sie mit!" sagte Herr Zerjattke ergeben.

Nannerl war inzwischen gekommen. Sie hatte ihre billige, abgewetzte Zither auf dem Tisch auf der Bühne aufgebaut und stimmte sie noch einmal nach. Sie war in diese wichtige Tätigkeit so vertieft, daß sie den Eintritt der beiden Männer, von denen ihr Schicksal abhing, nicht einmal bemerkte.

„Na, was habe ich Ihnen gesagt?" stöhnte Herr Zerjattke.

Dieses Nannerl wollte nun bayerische Liedersängerin sein, ein Ersatz für die Vroni!... Für die Vroni, mit den blanken, braunen Zöpfen, den echten, seidenen Kostümen und kostbarem Schmuck, die wie eine Lerche gejodelt und die Menschen in Herrn Zerjattkes Bierbar zu Beifallsstürmen hingerissen hatte.

Die Vroni war Herrn Zerjattkes besonderer Schlager und sein Steckenpferd, sein Maßstab für alle Dinge! Im nächsten Monat trat sie bereits in der Scala auf und hatte eine Gage, die Herr Zerjattke nie hätte bezahlen können.

Und nun, da er versuchte, ein neues Talent zu entdecken, kam dieses unmögliche Frauenzimmer und bot sich als Ersatz an für so viel Charme, Talent und Schönheit.

Selbst Harald hob eine Sekunde lang entsetzt die Hand vor die Augen, als er Nannerl näher betrachtete.

Sie trug ein dunkelrotes Dirndlkleid mit großen Blumen, eine grünseidene Schürze und ein absolut nicht zu diesem Phantasiekostüm passendes, grünes Halstuch, das sich mit dem Grün der Schürze in keiner Weise vertrug. Ihre Haare waren ein wüster Lockenwirbel. Die verbrannten, hellen Haarspitzen lagen wie grauer Staub auf dem dunklen Braun. Eine Rose hatte sie sich keß hinters Ohr gesteckt. Billiger Schmuck aus einem Einheitspreisgeschäft glänzte an Fingern, Armen und Hals. Die weißgestärkten Unterröcke, die sie, wohl um die Echtheit zu betonen, trug, hatten abgerissene Spitzen, und als sie sich, heftig die Röcke schwingend, auf ihr Stühlchen setzte, wurden einige schwarze Sicherheitsnadeln sichtbar, die das brüchige Spitzengeriesel zusammenhielten.

Das spitze Gesicht des Nannerl schwankte zwischen Angst und Frechheit. Die eine Gesichtshälfte war noch immer blau. Mit einem Lächeln, das ihr Gesicht grotesk verzerrte, sagte sie den Text ihres ersten Liedes an.

Sie schlug einige Akkorde an. Und Harald, der schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, horchte interessiert auf.

Daß diese häßliche, jetzt wie eine Vogelscheuche aussehende Frau außerordentlich musikalisch war, wurde ihm, schon als sie die Einleitung spielte, klar.

Ihre Stimme war nicht unangenehm. Aber in ihrer Aufregung, die sie mit allen Mitteln zu verbergen suchte, kippte ihr die Stimme an der gefühlvollsten Stelle über, und Herr Zerjattke stöhnte laut und vernehmlich auf.

Nannerl warf ihm einen schnellen Blick zu, voll Verachtung und Geringschätzung, überspielte virtuos ihre Entgleisung und fing dann an zu jodeln.

Und hier setzte sich auch Herr Zerjattke trotz seiner Ablehnung interessiert gerade.

Das war letzte Virtuosität! Ein aus Musikalität geborenes Stück Natur, ursprünglich und voll mitreißender Kraft!

„Ja", stöhnte Herr Zerjattke, „damit allein..."

Aber Harald hatte nicht, wie der Besitzer der Bierbar, nur Nannerl im Auge behalten. Er hatte auch die Gesichter der Reinemachefrauen und das des Kellners beobachtet und gesehen, daß sie sich bei Nannerls komischen Grimassen gebogen hatten vor Lachen und begeisterte Gesichter bekamen, als sie anfing, zu jodeln.

Harald ließ sich noch zwei andere Lieder vorsingen.

Dann sagte er freundlich: Danke schön! Warten Sie bitte!" und ging mit Herrn Zerjattke ins Büro.

Herr Zerjattke fiel niedergeschlagen auf seinen Drehstuhl und sah Harald von unten herauf an.

Der schmunzelte. „Ich finde es gar nicht so schlimm! Lassen Sie das Mädchen einen Abend auftreten als komische Nummer", sagte er. „Wenn ihr Auftreten ein Reinfall wird, bezahle ich Ihnen fünfhundert Mark Strafe, und Sie haben von diesem einen Abend auch keinen Schaden."

Herr Zerjattke wand sich hin und her.

„Kein Mensch", fuhr Harald fort, „wird auf den Gedanken kommen, daß eine Kabarettsängerin wirklich ein so unheimlich schlampiges Gestell ist, und jeder wird denken, daß dies eine besonders geschickte und unaufdringlich gewählte Maske sei. Probieren Sie doch! Wenn sie Erfolg hat, ist Ihnen geholfen, wenn sie keinen hat, haben Sie fünfhundert Mark verdient!"

„Weil Sie es sind, Herr Doktor!" sagte Herr Zerjattke schließlich und legte seine kurzen, dicklichen Finger in Haralds harte, kräftige Hand.

Die fünfhundert Mark waren ihm, seiner Meinung nach, sicher, und die Freude über das unerwartete, gute Geschäft stand hell funkelnd in seinen Augenwinkeln.

„Na, dann wollen wir dem Fräulein Brauer wenigstens sagen, daß sie als ‚komische Nummer' auftreten wird, damit sie Bescheid weiß", meinte er.

„Den Teufel werden wir tun", sagte Harald und packte Herrn Zerjattke am Jackenärmel. „Damit sie maßlos übertreibt und kein bißchen mehr komisch wirkt. Nein, nein! Lassen Sie mich das ruhig machen. Sie soll genau bleiben, wie sie tat. Entweder, ich habe recht mit meiner Meinung, dann wird sie einen großartigen Erfolg haben, oder ich habe mich geirrt. Na, dann muß man auf andere Weise weitersehen!"

„Ausdauer haben Sie, das muß man sagen", meinte Herr Zerjattke, widerwillig anerkennend.

„Ausdauer ist mehr als das halbe Leben", lächelte Harald zurück, aber seine Augen blieben ganz ernst dabei.

Herr Zerjattke, als vorsichtiger Mann, schrieb

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

einige Zeilen, in denen kurz und präzise sein Abkommen mit Harald festgelegt war.

Harald unterschrieb und verabschiedete sich von Herrn Zerjattke so herzlich, wie Zerjattke es für sein „Nachgeben" erwartete.

Nannerl saß mit eingepackter Zither auf der Bühne und sah Harald mit einem nervös blinzelnden, linken Auge — das rechte war einfach noch zu verschwollen, um der Nervosität Ausdruck geben zu können — entgegen.

„Er nimmt mi net, gell?" sagte Nannerl voll Überzeugung.

Jetzt, da die Aufregung des Vorsingens, die sie blind gemacht hatte gegen alle anderen Eindrücke, hinter ihr lag, hatte sie, während Harald mit Herrn Zerjattke im Büro war, Zeit und Ruhe genug gehabt, sich das Lokal, das sie nur einmal flüchtig gesehen hatte, näher zu betrachten. Ihr ging auf, wie feenhaft es sich verändern mußte, wenn abends die großen Kronleuchter brannten und eine blitzende Musikkapelle auf dem kleinen Podium stand.

Sie wußte, daß sie in Bayern niemals eine Chance gehabt hätte, in einem solchen Lokal aufzutreten. Ihre Lebenserfahrung ließ sie bezweifeln, daß man ihr in Berlin die Möglichkeit dazu geben würde.

„Natürlich nimmt er Sie", erklärte Harald ernsthaft. „Das einzige, was er auszusetzen hatte, war, daß Sie die gefühlvollen Stellen in Ihren Liedern etwas zu kalt gesungen haben. Die Berliner verlangen viel Gefühl von den Bayern. Wissen Sie, mehr Gefühl, als sie selber haben."

Das verstand Nannerl sofort. Die Leute wollten immer haben, was die anderen hatten und was sie selber nicht besaßen.

„Wenn's weiter nichts ist?" meinte sie großartig. „Aber mit dem blauen Auge — meinen Sie nicht, daß mir das sehr schaden wird?"

„Ach wo, die Hauptsache ist der Gesang", erklärte Harald unverfroren.

„Und wann soll ich anfangen?"

„Am Sonnabend. Sonnabend haben Sie ein Probeauftreten. Das ist hier in Berlin immer so", schwindelte er weiter. „Gefallen Sie, werden Sie fest engagiert. Gefallen Sie nicht, dann brauchen Sie sich auch keine grauen Haare wachsen zu lassen, dann werden wir schon weitersehen."

Nannerl, die bisher nur mit rauheren Manieren und wesentlich unsichereren Lebensverhältnissen, als ihre jetzigen es waren, zu tun gehabt hatte, war durch diese Versicherung völlig beruhigt.

Haralds Haltung ihr gegenüber war das einzige, was sie nicht verstand. Sie sah den Grund seiner Fürsorge für sie nicht ein. Und diese Fürsorge auf einen einfachen männlichen Nenner zu bringen, gab er ihr nicht die geringste Veranlassung und Gelegenheit.

Mit ehrlicher Enttäuschung vernahm sie, daß er auch diesen Abend keine Zeit für sie habe und daß sie ihn erst am kommenden Abend, aber ganz bestimmt noch vor ihrem Auftreten, wiedersehen werde.

Er verabschiedete sich.

Nannerl aber machte sich, mit einem Lampenfieber, das sie jetzt schon anfiel wie eine unbekannte Krankheit, auf den Heimweg, um zu üben.

Brigitte Deußen, die Zenzl besser überwachte, als die junge Regensburgerin ahnte, hatte auch gehört, wie sie spät in der Nacht mit Harald von ihrem Ausgang zurückkam. Das Geflüster in der Diele, die plötzliche Stille und Zenzls eiliges Davonhasten, waren ihr in seiner ganzen Bedeutung sofort klar geworden.

Brigitte Deußens Gesicht war wie leblos nach dieser Nacht, ihre Augen waren matt und ihre Bewegungen ohne Kraft. Ihr ganzes Leben hatte plötzlich seinen Sinn verloren, schien ihr vergeudet und vertan. Sie wollte ihre Koffer packen lassen und abreisen und brachte doch nicht die Energie auf, endgültig von Harald fortzugehen.

Frau Heilberg, die sich in ihrer hellsichtigen Liebe zu Brigitte ganz gut zusammenreimte, was geschehen war, ging mit verbissenem Gesicht durchs Haus, gab kurze, scharfe Befehle und hatte an allem und jedem etwas auszusetzen.

Zenzl, ohnedies schwer bedrängt von ihrem schlechten Gewissen, empfand die angespannte Atmosphäre besonders stark und war so unglücklich, wie ihre 18 Jahre es nur zuließen.

Nur Harald merkte nichts von allem. Frau Heilbergs Strenge erheiterte ihn nur. Er war strahlender Laune und pfiff schon morgens im Badezimmer, so daß es durch das ganze Haus schallte. Länger als gewöhnlich stand er unter der kalten Dusche und fühlte sich plötzlich wieder, als wäre er eben erst zwanzig geworden. Lachend, nach Kölnisch Wasser und einer strengen Seife duftend, kam er ins Frühstückszimmer.

Als Zenzl ihn kommen hörte, verschwand sie schnellstens von ihrem Blumenfenster und lief geräuschlos in das untere Stockwerk.

Brigitte saß am Frühstückstisch. Das Lächeln, mit dem sie Harald begrüßte, war mühsam. Sie erwartete eine Aussprache, eine Erklärung, aber Harald plauderte von tausend Nichtigkeiten, ohne Zenzls Namen zu erwähnen.

Nicht einmal zu einer sauberen, ehrlichen Freundschaft reicht es also, dachte Brigitte bitter; denn daß er das kleine Mädel, für das ich schließlich die Verantwortung übernommen habe, nur zum Spaß in sich verliebt macht, kann ich doch nicht annehmen. Ich habe doch ein Recht, zu wissen, was hier im Hause geschieht.

Harald hatte offensichtlich weder Lust noch das Bedürfnis, sich auszusprechen.

Nach dem Frühstück ging er durch alle Räume, und Brigitte war sich klar darüber, daß er Zenzl suchte. Er war sogar hemmungslos genug, Frau Heilberg nach dem Mädchen zu fragen. Aber er bekam nur eine knurrige und völlig unverständliche Antwort. Frau Heilberg verließ die Diele und ließ ihn einfach stehen.

Aber selbst dies stark an der Grenze der Unverschämtheit liegende Verhalten der Haushälterin entlockte Harald nur ein Lächeln. Er nahm an, daß Zenzl bereits unterwegs war, um Besorgungen zu machen, und ließ sich vom Chauffeur seinen kleinen, starken Sportwagen aus der Garage bringen.

Brigitte, die nach dem Frühstück den Entschluß gefaßt hatte, nun doch zu verreisen, ging die Treppe hinauf in ihr Ankleidezimmer. Als sie um die Dielenecke bog, sah sie vor dem schmalen, hohen Fenster, das auf die Straße führte, Zenzl stehen. Ihr kindliches Gesicht hatte einen völlig neuen Ausdruck. Brigitte hörte das ihr bekannte Motorengeräusch von Haralds Wagen und wußte,

daß das Mädchen die Abfahrt ihres Vetters beobachtete. Der Ausdruck in Zenzls Gesicht verblüffte sie. Die Augen des Mädchens funkelten böse und voll Ablehnung, die Lippen waren fest aufeinandergepreßt, die linke Hand lag zur Faust geballt auf ihrem Herzen.

Nach Verliebtheit sieht das ja gerade nicht aus, dachte Brigitte und zog sich leise und sehr nachdenklich zurück.

Harald entdeckte schnell, daß Zenzl ihm, wo sie nur konnte, auswich. Er nahm an, daß ihre Liebe zu ihm, an der er nicht eine Sekunde zweifelte, sie unsicher und schüchtern machte. Zenzls Verlegenheit fand er besonders reizend, und sie war ihm eine Quelle ständiger Freude.

Brigitte, die — wie sie es selbst empfand — vor der schwerwiegendsten Entscheidung ihres bisherigen Lebens stand, fühlte sich gerettet.

Sie spürte instinktiv die Ablehnung, mit der Zenzl Harald gegenübertrat. Sie entschloß sich also, nicht abzureisen, sondern aufmerksam zu beobachten, was weiter geschah.

Brigitte wunderte sich über Haralds Blindheit. Sie war immer der Überzeugung gewesen, daß niemand Harald etwas vormachen könne, daß er jede Lüge sofort durchschaue und mehr von den Menschen wisse, als für ein glückliches Leben gut sei. Brigitte hatte ihn für einen Menschen mit unfehlbarem Urteil gehalten und war erschüttert, daß er nun, da sein Gefühl mitsprach, dumm und blind war wie jeder andere Verliebte.

Sie bemerkte auch, wie geschickt ihm Zenzl auswich, und unterstützte das Mädchen unauffällig darin. Sie war sich darüber klar, daß bei der großen Vorsicht Zenzls bis zu ihrem nächsten freien Tag nichts weiter geschehen konnte.

Zwei Tage nach Haralds überraschender Umarmung, die Zenzl so völlig aus dem Gleichgewicht gebracht hatte, klingelte ein hochgewachsener Mann in Lederhosen an der Tür und verlangte Herrn Doktor Deußen zu sprechen. Der Diener versuchte ihn abzuweisen, aber er war dem Mann in keiner Weise gewachsen, und kurze Zeit später stand der Bayer in seinen schwer genagelten Haferlschuhen im Haus. Da weder Harald noch Brigitte daheim waren, der unbeirrbare Gast sich aber nicht abweisen ließ, wollte der Diener ihn in den Vorflur setzen.

Frau Heilberg, die nicht ganz zufällig dazukam, betrachtete sich neugierig den großen Menschen mit den ruhigen Augen und den riesigen Händen. Das ist kein Mann, sondern ein Herr, und warum er in Berlin in Lederhosen herumläuft, weiß wahrscheinlich nur er selber, dachte die menschenkundige ältere Haushälterin. Wahrscheinlich war es einer, der ebenso verrückt war wie Harald Deußen.

Der Diener wollte Justus Sturm in die Vordiele bringen, aber Frau Heilberg ließ sich weder durch die genagelten Schuhe noch durch den Rucksack und die breite bayerische Sprache in ihrer Meinung beeinflussen und gab ihm einen Wink, den Gast ins Empfangszimmer zu führen.

Nur widerstrebend gehorchte der Diener.

„Du, im Empfangszimmer sitzt ein Landsmann von dir", sagte Herta kurze Zeit darauf zu Zenzl. „Sind die Bayern alle so wuchtig?"

„Das weiß ich nicht, ich hab ihn doch nicht gesehen", antwortete Zenzl.

Plötzlich bekam sie ein weiches Gefühl in den Knien. Vielleicht ist es jemand von daheim, jemand, den die Mutter schickt, jemand, der sich erst beim Herrn melden soll und fragen, wie ich mich führ', dachte sie.

Leise schlich sie durch den Korridor und kam ungesehen bis zum Empfangszimmer. Sie gab sich einen Ruck und drückte dann energisch die Klinke nieder.

„Entschuldigen Sie, ich hab' nicht gewußt, daß hier jemand ist", stotterte sie dann und schaute mit großen Augen auf den Mann in der heimatlichen Tracht.

Justus Sturm saß etwas vornübergebeugt in einem Sessel. In der einen Hand hatte er eine brennende Zigarette, die andere lag auf seinem Knie.

„O, bitt schön", meinte er gleichgültig.

Aber die Zenzl ging nicht wieder aus dem Zimmer. Sie blieb eine Weile wie erstarrt stehen, dann sagte sie schüchtern: „Gell, Sie sind ein Landsmann von mir?" Ihre vollen Lippen zitterten ein bißchen bei dieser Frage.

Justus Sturm lächelte. Mit ruhigem Blick betrachtete er Zenzls helles, schimmerndes Haar, ihr regelmäßiges, in goldenem Bronzeton schimmerndes Gesicht.

„Sie haben wohl Zeitlang nach Daheim?" fragte er dann.

Zeitlang ... ein lange nicht mehr gehörtes Wort.

„Ja", antwortete sie dann zutraulich, „arg Zeitlang ... das heißt, ich hab' es garnicht so recht gewußt ... aber wie ich gehört hab', daß hier im Zimmer ein Landsmann sitzt ..."

Justus' Lächeln vertiefte sich.

„Ich hab natürlich gewußt, daß das Zimmer nicht leer ist", gestand Zenzl freimütig, „aber irgendwas hab' ich ja sagen müssen wie ich 'reinkommen bin."

„Das seh' ich ein", lachte Justus.

„Ich wollte zu gern wieder einmal einen Bayern sehn", erklärte Zenzl einfach. „Woher stammen Sie denn?"

„Aus Regensburg", sagte Justus.

„Jesus, aus Regensburg; wirklich?" rief Zenzl, und es klang beinahe andächtig. Sie holte sich einen zweiten Sessel ganz nahe heran und staunte Justus mit glücklichem Gesicht an. „Aus Regensburg", wiederholte sie dabei noch einmal ganz langsam.

„Ich bin nämlich auch von dort. Ich stamme aus Reinhausen, wissen S', gleich hinter Stadtamhof."

„Ich werd' doch Reinhausen kennen", lachte Justus, „das wär' ja noch schöner. Was machen Sie denn hier in Berlin? Sind Sie verwandt mit dem Doktor Deußen?"

„Aber nein, wo denken S' denn hin", protestierte Zenzl und wurde ein bißchen rot dabei. „Ich bin hier Dienstmädel."

„Dienstmädel?" fragte Justus ungläubig und betrachtete kritisch ihr gut gearbeitetes, sportliches Kleid. „Sie schauen aber net danach aus."

„Auf's Ausschaun kommt's net an", lächelte Zenzl. „Die Kleider sind alle von hier gestellt, wissen S'."

„Ach so", sagte Justus und tat, als wären es wirklich nur die Kleider gewesen, die ihn an Zenzls Stellung zweifeln ließen.

Zenzl gefiel der Mann, der sicher und ungehemmt in dem eleganten Sessel saß und durch die Vornehmheit um ihn herum offensichtlich nicht im geringsten beeindruckt war. Ihr gefielen seine dunklen Augen, in denen Spott und Herzlichkeit zugleich Platz hatten, ihr gefiel seine Sprache, die sie so lange entbehrt hatte. Auch sein hartes, etwas unregelmäßiges Gesicht gefiel ihr.

„Warten Sie geschäftlich auf den Herrn Doktor?" fragte sie weiter mit der Unbeirrbarkeit, mit der Bayern, wenn sie ernstlich interessiert sind, sich Klarheit zu verschaffen suchen.

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Rösselsprung

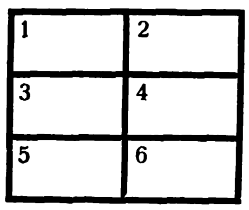
	kräf	er	nei	wer	
	der	de	te	mat	
	de	ne	tigt	mat	
	von	wer	hei	schenkt	
lenkt	und	glück	sei	kräf	der
dem	wer	bes	quer	der	daß
kreuz	ge	wie	lich	hauch	ge
	lie	nicht	um	er	

Zahlenrätsel

1 2 9 2 3 2 10 11 2 12	französ. Kolonie
2 12 2 3 13 4 5 8 4	span. Landschaft
3 8 11 14 13	Eidechse
4 2 4 14 5 4 3	Stadt in China
5 10 11 15 16	Badeort i. d. Ostmark
7 16 2 11 15 10	Faserpflanze
5 4 9 5 8 4	Land in Asien
6 2 4 9 8 12	Fisch
8 16 7 8	Fabelwesen
4 2 15 8	Nebenfluß des Rheins
6 2 1 13 12 2	span. Provinz

Die Anfangsbuchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, den Titel der Hochschulrektoren.

Silbenkreuz

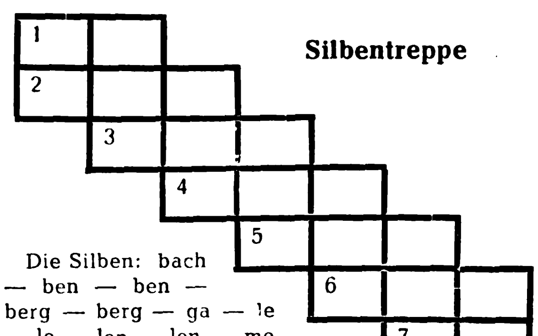


1—2 Brettspiel
1—3 Wiesenhang
2—3 Wurm
2—4 Körperorgan
2—6 Zauberei
3—4 Waffe
4—5 Gattung
5—6 Spielleitung
5—3 Ansprache
5—4 Niederschlag
5—2—4 Stadt bei Koblenz

Kryptogramm

Aus den Wörtern: modern Barmen Asche Muskel Hassfurt Keren Vineta Seidel Treber Geifer Zisterne Lotse Rheinwein Tenne Reverenz Nachtwache Reichsgraf Tross Liebesleid Meister Regensburg Koller sind je drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Gneisenau ergeben. (st = ein Buchstabe.)

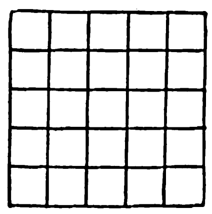
Silbentreppe



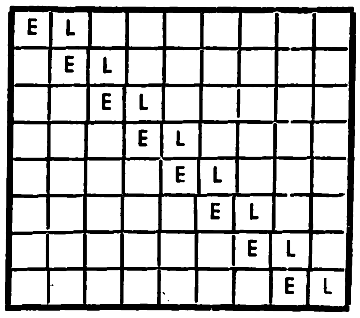
Die Silben: bach — ben — ben — berg — berg — ga — le — le — len — len — me — nen — o — se — se — stras — tan — tan — wo — werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. german. Gott, 2. berühmter Schlachtort des 1. Weltkrieges, 3. Landschaft in Hessen, 4. griech. Sagengestalt, 5. Stadt in der Steiermark, 6. Landschaft in Britisch-Indien, 7. deutscher Maler ⅄.

Magisches Quadrat

Die Buchstaben a a b e g i i i i k n n n r r s s t t t t t t u u werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen: 1. Dinarische Alpen, 2. Nagetier, 3. Edelstein, 4. Lachsfisch, 5. Schreibmaterial.



Füllrätsel



Die Buchstaben: a a b b c c d d d d d e e e e e e e f f g g g h h h i i l l l l m n n n n n n o o o o r r s s s t t t t u u u w z werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht folgende Wörter erscheinen. 1. elektrische Lichterscheinung, 2. Nordseeinsel, 3. Industriestadt in Westfalen, 4. deutscher Philosoph, 5. Lebkuchen, 6. florentin. Bildhauer, 7. Hades, 8. Sumpfwälder in Ostindien.

Lösungen der Rätsel:

Rösselsprung: Glücklich, wer nicht kreuz und quer gelenkt / Wer der Heimat seine Kräfte schenkt / Daß er wiederum gekräftigt werde / Von dem Liebeshauch der Heimaterde. Arndt. ✱ **Zahlenrätsel:** Madagascar, Aragonien, Gecko, Nanking, Ischl, Flachs, Indien, Zander, Elle, Nahe, Zamora. „Magnifizenz." ✱ **Silbenkreuz:** 1. HAL, 2. MA, 3. DE, 4. GEN, 5. RE, 6. RIE. ✱ **Kryptogramm:** modern Barmen Asche Muskel Hassfurt Keren Vineta Seidel Treber Geifer Zisterne Lotse Rheinwein Tenne Reverenz Nachtwache Reichsgraf Tross Liebesleid Meister Regensburg Koller. „Der Mensch muss fuer eine Idee begeistert sein, wenn er etwas Grosses leisten soll." ✱ **Silbentreppe:** 1. Wotan, 2. Tannenberg, 3. Bergstraße, 4. Semele, 5. Leoben, 6. Bengalen, 7. Lenbach. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Karst, 2. Aguti, 3. Rubin, 4. Stint, 5. Tinte. ✱ **Füllrätsel:** 1. Elmsfeuer, 2. Helgoland, 3. Bielefeld, 4. Schelling, 5. Lebzelten, 6. Donatello, 7. Unterwelt, 8. Dschungel.





Das ist „Cäsar"!

Kühnes Draufgängertum und zähe Ausdauer sind die besonderen Eigenschaften dieses Wachhundes; er tut Dienst in einem Stützpunkt an der Atlantikküste.

Links: Cäsars mächtiges Haupt verrät die Ruhe überlegener Kraft.

„Pack an!"

Die vierbeinigen Helfer unserer Soldaten am Atlantikwall



„Paß auf!"

Lux ist ein prächtiges Exemplar seiner Rasse: klug, treu, angriffslustig und wachsam. Garnison: Atlantik-Stützpunkt.



Der Stützpunkthund „Nero" in seinem Zwinger.

Mit Nero ist nicht gut Kirschen essen! Noch ist die Angriffslust durch die Maschen des Drahtgitters gedämpft; aber man kann sich vorstellen, wie er einen ungebetenen Gast empfangen würde.

PK.-Aufnahmen: Kriegsber. Hähle (Scherl)

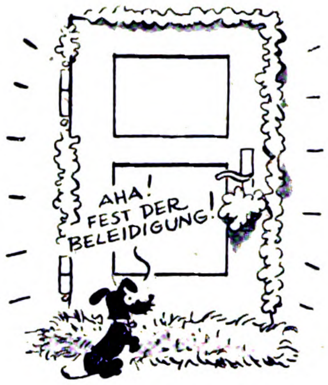


Rechts: **Seinem Herrn gegenüber voller Zuneigung;** aber auch nur seinem Herrn gegenüber.

Das machen wir auch mal!

BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER

Kürzlich berichtete eine Berliner Abendzeitung von einem eigenartigen Brauch eines indischen Volksstammes, der Dravidas. Dort wird alljährlich, an einem bestimmten Tag im Herbst, das „Beleidigungsfest" gefeiert. Alle erwachsenen Familienmitglieder treffen sich unter Vorsitz des Stammesältesten in einem großen Raum, dessen Türen, Fenster und sonstige Öffnungen sorgfältig verschlossen und verklebt werden. Dann stopft man sich unter Kontrolle des Ältesten, der es als letzter dann selbst tut, die Ohren absolut dicht mit Wachs und Watte zu, setzt sich im Kreis und beschimpft sich gegenseitig nach allen Regeln der Kunst. Hemmungslos brüllt sich die ganze Verwandtschaft die tollsten Schimpfworte und gröbsten Beleidigungen in die (verstopften) Ohren und lädt allen Ärger, den man im Laufe des Jahres sammelte, so laut wie möglich ab. Nach einer Abschlußzeremonie nimmt man die Watte aus dem Ohr und ist bei frohem Festmahl wieder lieb und nett zueinander, weil man den anderen endlich mal die Meinung sagen konnte und gesagt bekam, ohne daß jemand beleidigt sein kann. Wir stellten uns vor, daß man diese gesunde Sitte des unhörbaren Schluftmachens auch bei uns einführen könnte.





Ankunft der Festteilnehmer.
„Ach, wie nett, daß man Euch auch wieder mal trifft! Nein, ist das eine Freude . . .! Immer dachte ich, wie mag's der lieben Tante Trude geh'n . . . Onkel Gustav und Frau sind auch schon da! Kommt, hängt Euch auf . . ."



Opa als Stammesältester kontrolliert die wichtigste Vorbereitung, das Verstopfen der Horchgeräte. „Hörste mich noch, Richard? Ob du mich noch hörst, du versoffenes Huhn . . .!"



Das Fest auf dem Höhepunkt.
Jeder beleidigt jeden und keiner kann es hören . . .



Die Nachbarn, die auf ihre Kosten kommen, oder die Festteilnehmer hatten die Schalldichte einer Neubauwohnungswand doch überschätzt . . .



Herzlicher Abschied nach dem Fest . . .
„Kinder, war das heute wieder mal nett! Wir müssen uns jetzt öfter seh'n, die liebsten Menschen sind doch immer die Verwandten . . ."



Tante Melanie hatte sich, neugierig wie sie ist, das eine Ohr absichtlich nicht ganz dicht gemacht und alles deutlich „mitgekriegt".

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. ABCDEFG 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 20. JAN. 1944
19. JAHRGANG :•. FOLGE 3

IB Illustrierter Beobachter

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



Feindpanzer sind im Anrollen.
Ziel erkannt! Nur noch einige Strich nachrichten und dann raus mit dem Schuß!
PK.-Aufn.: Scheffler-Sch.

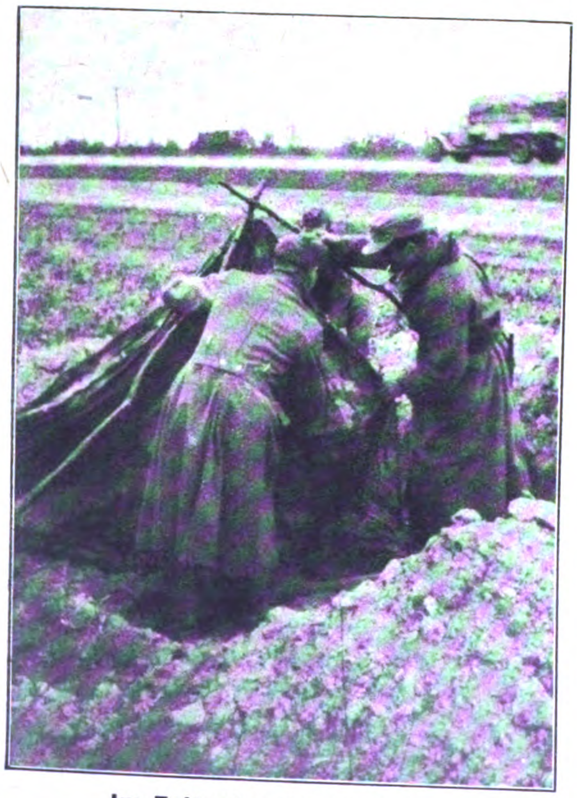


Das gibt einen warmen Empfang!
Seitab von der Rollbahn beziehen die Geschütze die befohlene Stellung.



PK.-Aufnahmen: Scheffler-Sch.

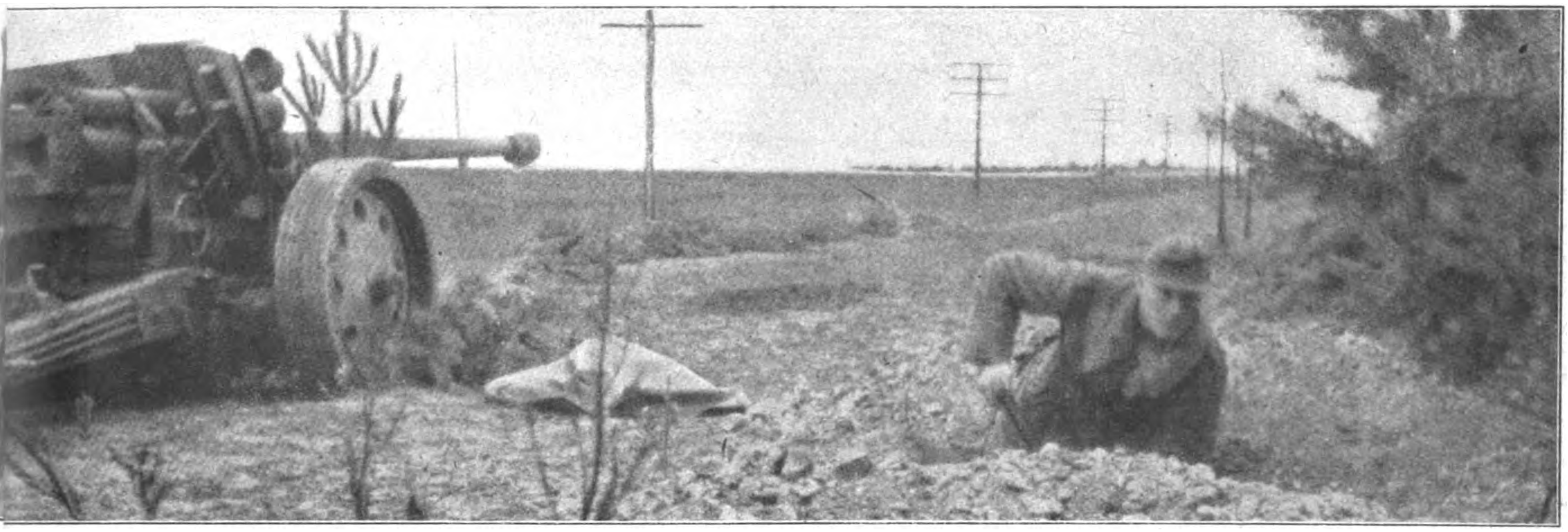
ROLLBAHN-SICHERUNG IM RAUM VON SCHITOMIR



Im Zelt wird übernachtet.
Jeden Griff zu seiner Herrichtung kennt man schon aus jahrelanger Übung.



Der Abschnittskommandeur
weist leichte und schwere panzerbrechende Waffen auf Selbstfahrlafette ein und gibt Grenzen und Feuerpläne bekannt.



Einer hält Wache.
Für die Nacht rechnet man mit den üblichen Bombenangriffen sowjetischer Flieger. Dafür müssen rechtzeitig die Deckungslöcher gegraben werden



Die befohlenen Stellungen sind eingenommen.
Nun werden die Geschütze getarnt, um sie der Feindeinsicht auch aus der Luft zu entziehen.



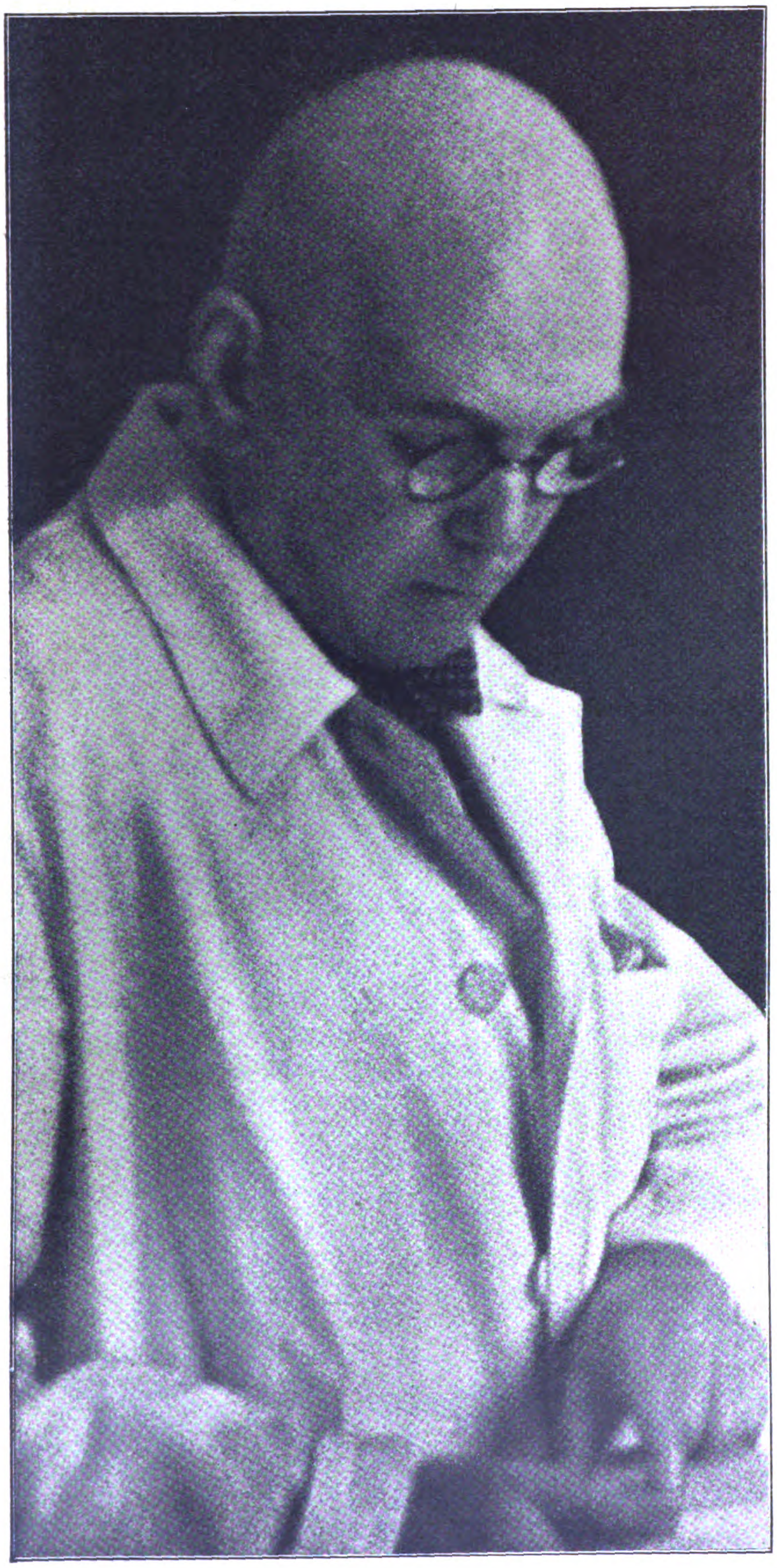
Im Windschutz der Zugmaschinen
wird im Kochloch die Wehrmachts-Suppenkonserve zum warmen Abendessen bereitet



Der Posten in der winddichten und wärmenden Winterbekleidung
ist auch gegen den Kälteeinbruch genügend gesichert. Angestrengt beobachtet er das Gelände, aus dem feindliche Panzer gemeldet sind



Der Führer besichtigt in der Werkstatt seines Baumeisters ein Modell des Hauses der Deutschen Kunst.
Links im Bild der vor zehn Jahren verstorbene Baumeister des Führers, Professor Paul Ludwig Troost.



Paul Ludwig Troost
war sehr vielseitig begabt, so auch besonders für Musik und Malerei.
Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

AM 21. JANUAR VOR 10 JAHREN STARB

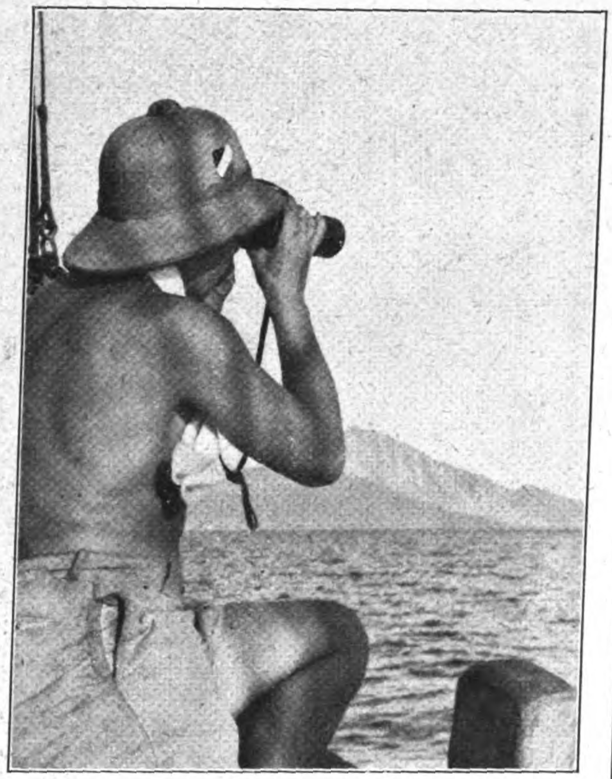
PAUL LUDWIG TROOST

Als der Baumeister des Führers, Paul Ludwig Troost, am 21. Januar 1934 die Augen für immer schloß, hatte dieser geniale Interpret eines neuen deutschen Bauwillens von den großen Schöpfungen, zu denen er berufen war, erst einen kleinen Teil vollendet. Und doch ist das Werk dieses Mannes kein Torso geblieben, sondern steht als ein geschlossenes Monument eindrucksvoll vor uns. Der aus Elberfeld stammende und in seiner Jugend ganz der Musik hingegebene Künstler, der unter seinen Vorfahren den bedeutenden holländischen Maler Cornelius de Troost aufführen kann, entschloß sich bei der Wahl seines Berufes zum Architekturfach; er studierte in Darmstadt und ging dann nach Italien. Schon mit jungen Jahren löste er die ersten größeren Aufgaben. Es waren Wohnbauten. Aber deren äußere Formung und Gliederung allein genügten ihm nicht. Er strebte nach dem Ganzen. Der Innenraum und alles, was ihm das Gesicht verleiht, wollten mitgestaltet werden. Die Möbel, ihr Stil, ihr Stoff, ihre Farbe — alles war gleich wichtig; ja selbst Uhren und Beleuchtungskörper mußten sich seinem neuen Formwillen unterwerfen. Der Ruhm des großen Meisters, der im Auftrage des Norddeutschen Lloyds die großen Überseedampfer ausgestaltet hatte, war schon in alle Welt gedrungen, als der Führer ihn zu sich berief. Das Braune Haus in München, die bauliche Vollendung des Königlichen Platzes und das Haus der Deutschen Kunst sind hauptsächlich die Baudenkmale, die — in idealer Zusammenarbeit zwischen dem Führer und seinem Architekten entstanden — kennzeichnend für die Gegenwart und richtunggebend für die Zukunft bleiben werden.



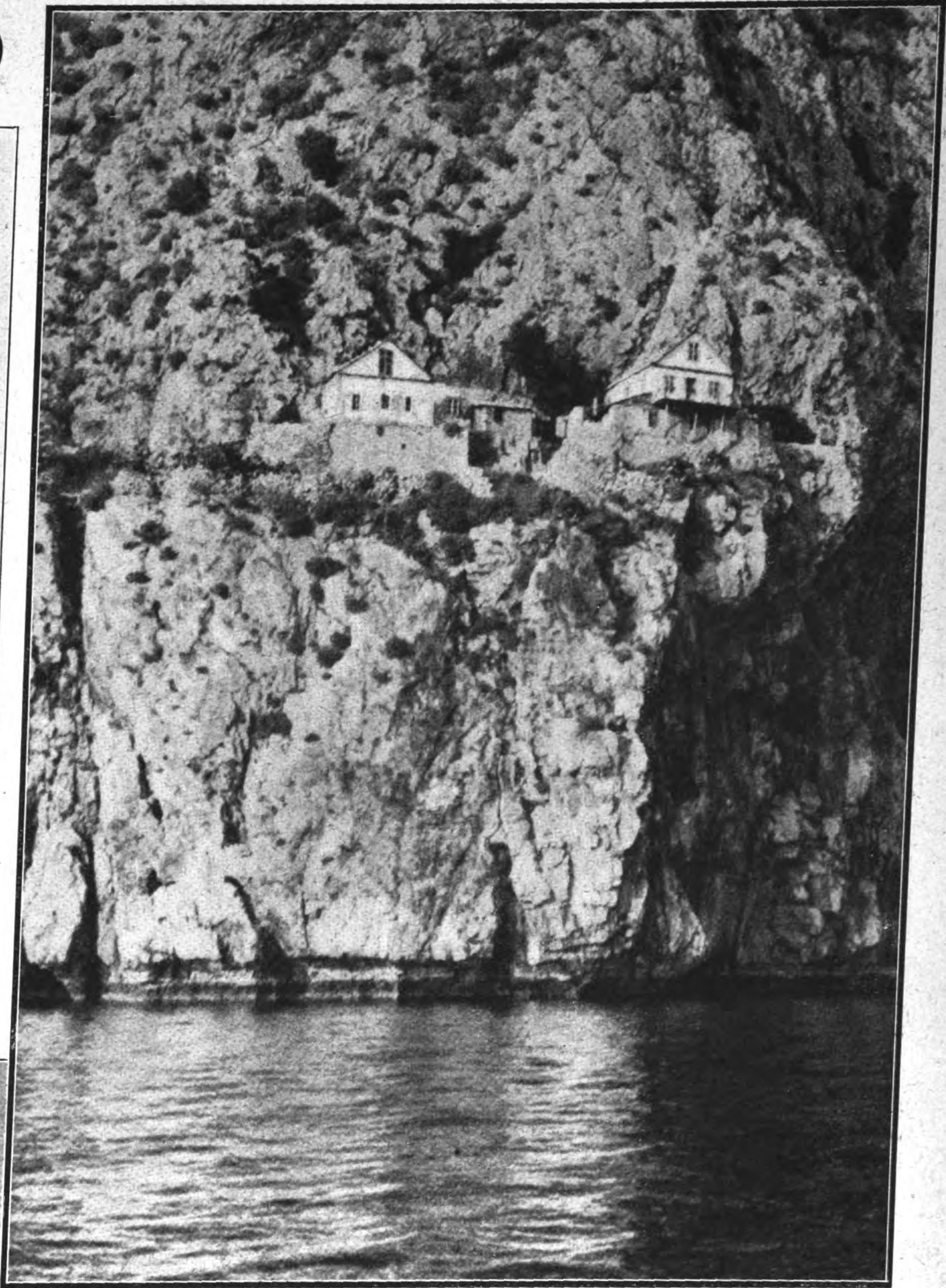
Ein stolzer Tag:
Der Grundstein zum Haus der Deutschen Kunst wird gelegt.
Professor Troost im Gespräch mit den Baumeistern.

DEUTSCHE SOLDATEN SEHEN EUROPA 2

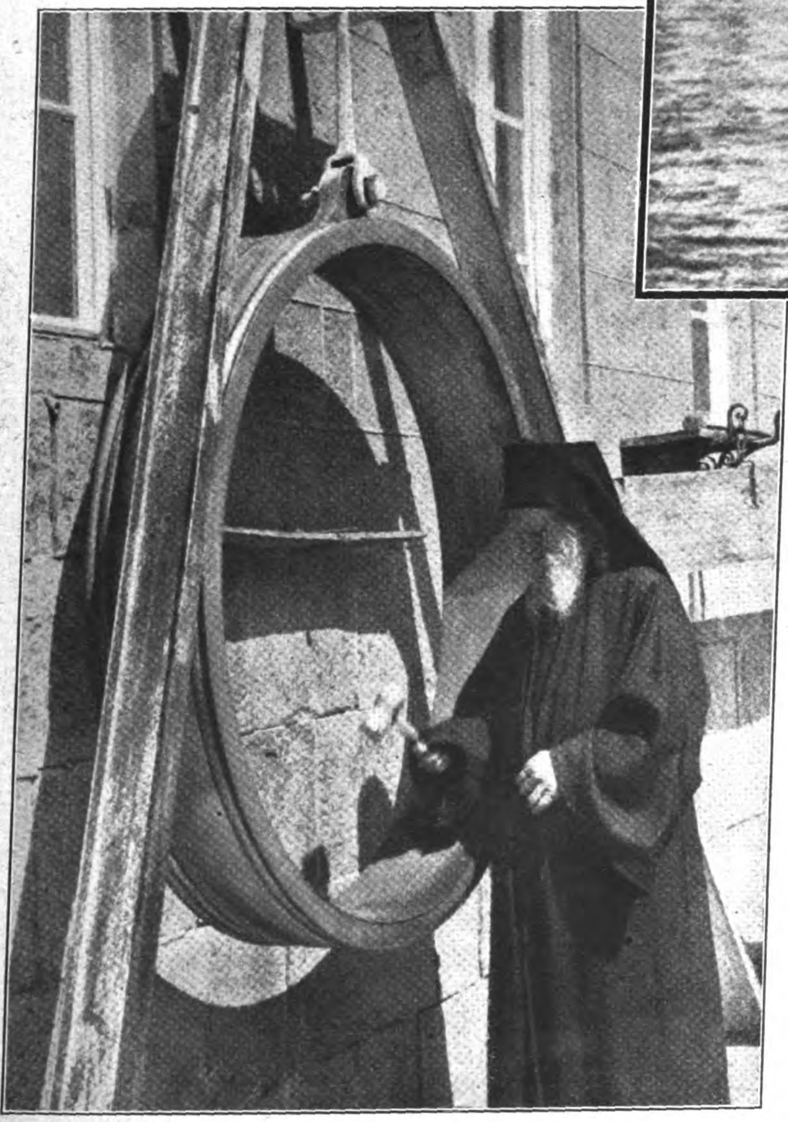


Geheimnisvoll und sagenumwoben steigt der Berg Athos aus den Wellen des Ägäischen Meeres, der der uralten Mönchsrepublik auf einem der drei Finger der griechischen Halbinsel Chalkidike den Namen gibt. Kein weibliches Wesen, nicht einmal eine Hündin oder Henne oder sonst ein Tierweibchen, darf den Klosterfelsen betreten. Seit unserer Besetzung Griechenlands haben dort neben der griechischen Polizei eine deutsche Feldgendarmeriestation und ein Vertreter der deutschen Wehrmacht ihren Sitz.

BESUCH AUF DEM BERG ATHOS



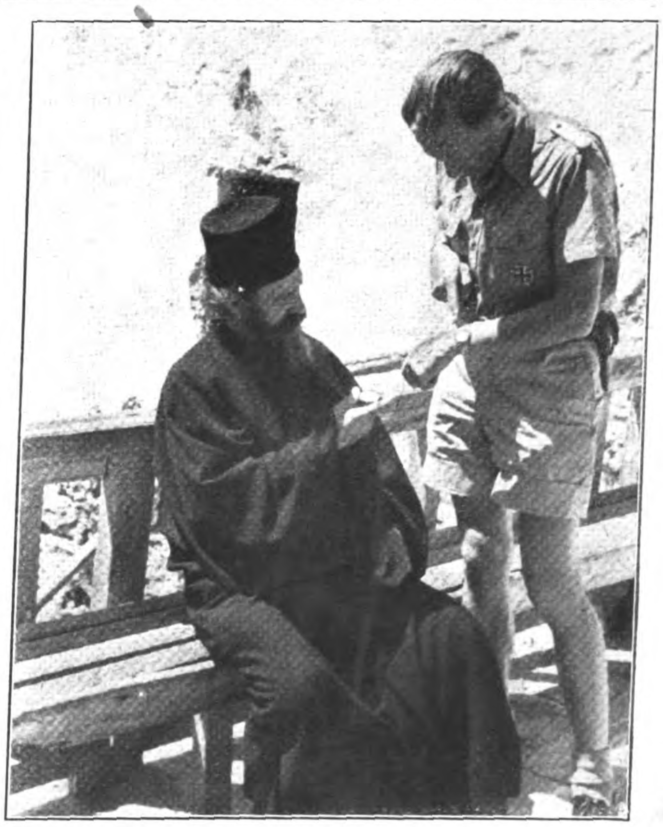
Wie Vogelnester hängen die Einsiedeleien der Mönche, die oft tief in den Felsen hineingebaut sind, an steiler, unzugänglich scheinender Bergwand über dem Meer.



←

Wie das Teilstück einer modernen technischen Anlage sieht dieser Gong aus, dessen sonorer, weithin hallender Ton die Mönche zusammenruft

PK.-Aufnahmen: Blaschka-H.H.



→

Die Zeitrechnung ist auf dem Berg Athos eine andere als bei uns. Bei den Mönchen gilt die byzantinische Zeit, bei der die zwölfte Stunde mit dem Sonnenuntergang zusammenfällt. Das gibt dann stets ein Umrechnen um etwa 5 Stunden



Thoas in „Gyges und sein Ring" von Hebbel.
Dies Antlitz soll die Erfahrung eines in langen Jahren seinem Herrn treu ergebenen Dieners ausdrücken. Die greisen Augen blicken hinter die Dinge und wissen um die Zukunft des Königshauses der Lyder. Der streng geschlossene Mund wahrt die ihm anvertrauten Geheimnisse und gibt bedächtigen Rat und kluge Warnung. Thoas diente schon dem Vater des Kandaules und hütet die Tradition heiliger als sein Herr.



Sir Horace Ashlin in „Kitty und die Weltkonferenz" von Donat.
Dies glatte Gesicht glaubt man schon irgendwo gesehen zu haben. Es erinnert an berühmte Vertreter der nachviktorianischen Diplomatie. Das sorglose Lächeln im Mundwinkel und das nachlässig eingeklemmte Einglas sind das Ergebnis einer Erziehung zum Herrenmenschen, der von den Nöten der Zeit unberührt bleibt. Der klassische Vertreter des „Herrn in den besten Jahren"!



Marquis von Forlimpopoli in „Mirandolina" von Goldoni.
Unter der eckig gestellten Braue sieht das lüsterne Auge eines allzu eleganten Fauns in die Welt. Gierig greift er nach der lebenstrotzenden Wirtin Mirandolina, um in ihr die ganze Fülle der Jugend noch einmal an sich zu reißen. Aber dieser dekadente Grandseigneur ist nur eine lächerliche Erscheinung, ein tapriger, aufgeblasener alter Geck!



Kaiser Barbarossa in „Heinrich VI." von Grabbe.
Zur Einführung in dies Drama übernahm der Spielleiter Hans Dietrich Kenter aus Grabbes „Friedrich Barbarossa" ein Vorspiel mit der Gestalt des alten Kaisers. Die Hoheit und Größe dieses machtvollen Herrschers, der alle eigensüchtigen Ränke der Vasallen durch die Stärke seines Willens überwand, strahlt von ihm aus.



Präfekt von Aragonien in „Liebesopfer" von H. G. Brenner.
Ein dem Kaiser Napoleon ergebener Spanier erhielt als Anerkennung für seine Verdienste in der Schlacht bei Jena, in der er sich ein Gichtleiden zuzog, die Präfektur von Aragonien. Die Krankheit ließ ihm das Gesicht erstarren und gab den Augen den kalten, abweisenden Blick. Das Kinn wurde hart und der Mund verkniffen. Dieser Mensch verkörpert das letzte, fossile Überbleibsel einer vergangenen Zeit, das der Jugend weichen muß



Andreas Doria in der „Verschwörung des Fiesco zu Genua" von Schiller.
Der Doge von Genua sieht durch seinen bösartigen Neffen Gianettino seinen Namen entehrt und die Form, die er dem Staate gab, gefährdet. Hieran knüpft auch Fiesco seine eigenen ehrgeizigen Pläne. Ehrwürdig durch Klugheit und Erfahrung verkörpert der Doge die Sicherheit des Staates; er ist hart und doch nicht hart genug, um den Neffen der Staatsraison zu opfern.



Odoardo Galotti in „Emilia Galotti" von Lessing.
Ein spartanischer Charakter, karg und zurückhaltend in seinen Gefühlen, ganz dem tätigen Leben hingegeben, erfüllt von dem Wunsche, Gutes zu wirken, lebt er allein auf seinem Gut. Die große Welt kann ihm nichts geben. Er hat die sittliche Kraft, die einzige Tochter von einem Leben zu erlösen, das ihr die unabwendbare Schande gebracht hätte.



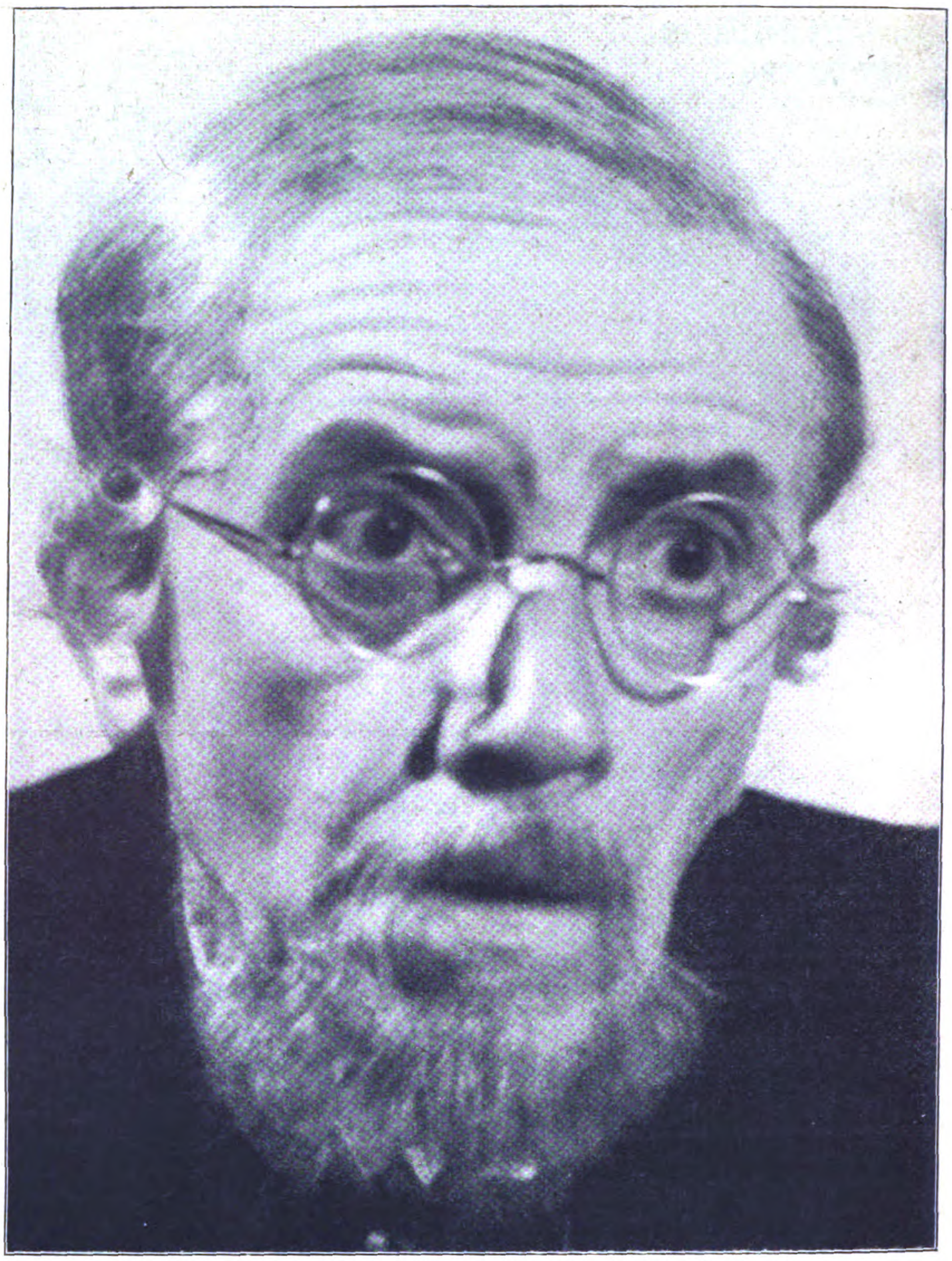
Lykomedes in „Achill unter den Weibern" von Jüngst.
König Lykomedes auf Skyros hält auf Geheiß der Göttin Thetis Achilleus an seinem Hofe verborgen. Achill trägt Mädchengewänder und lebt unerkannt unter den Königstöchtern. Die List des Odysseus erst bringt die Entdeckung: Als Krämer kommt er auf die Burg und breitet aus, was der Frauen Herz erfreut, Schmuck und schöne Gewänder, dazu ein Schwert. Es ertönt Kampfgetöse, Achill greift zur Waffe. Der Held kann sich nicht verleugnen.



Pao in „Kreidekreis" von Johannes von Guenther.
Nicht die Kunst eines geschickten Maskenbildners allein vermag uns die verkörperte Weisheit Chinas vorzuführen. Hier gelingt mehr noch durch die Kunst des Schauspielers die Illusion, dem Zuschauer einen rassisch völlig fremden Typus vorzuführen.



Meister Anton in „Maria Magdalene" von Hebbel.
Und wieder blickt uns hier ein ganz anderer Mensch an. Es ist der Typ des zu sehr von Gesetz und Gerechtigkeit überzeugten kleinbürgerlichen Tischlermeisters. Es fehlten ihm die Liebe, die Güte und das Eingehen auf das innere Leben seiner Angehörigen. Durch diese selbstherrliche Gerechtigkeit zwingt er die Tochter in den Tod und den Sohn in die Fremde. Er kann die Schuld niemals in sich suchen. Dieser Mund kann zum Schluß nur sagen: „Ich verstehe die Welt nicht mehr."



Professor Niemeyer in „Traumulus" von Arno Holz und Oskar Jerschke.
„Traumulus" nennen ihn seine Schüler, und er ist wirklich nicht in dieser Welt daheim. In den kindlich verwunderten Augen und dem ängstlich geöffneten Mund liegt die Furcht des versponnenen Bücherwurms vor der unbarmherzig harten Wirklichkeit.
Aufn.: H. Holdt (12), Ulr. Schreiber (1), Privat (1).

Vielfalt der Seele

STAATSSCHAUSPIELER FRITZ REIFF IN DREIZEHN STUDIEN



Pfarrer Hoppe in „Jugend" von Halbe.
Das verschlossene, beherrschte Gesicht eines durch tiefes Leid gegangenen, persönlichem Glück entsagenden Menschenkenners, der nicht in der Resignation endete, sondern sich seine kleine Welt aufbaute.



Polonius in „Hamlet" von Shakespeare.
Wahrheiten kann der Kammerherr dem König doch nur sagen, wenn er sie nach Art eines Hofnarren vorbringt. Die im Lachen gekrümmte Nase und das schelmisch rollende Auge verraten eine gesteigerte Lustigkeit, die mit fortreißen möchte.



Und Bild 14: die Privataufnahme.
Staatsschauspieler Fritz Reiff wurde in Karlsruhe als Sohn eines Hofschauspielers geboren und erhielt seine künstlerische Ausbildung durch Luise du Mont. Sein Weg führte ihn über Leipzig, Breslau und Berlin 1933 an die Münchener Kammerspiele

Die drei aus Regensburg

ROMAN VON ANNEMARIE ARTINGER

(4. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 2:

„Auf's Ausschaun kommt's net an", lächelte Zenzl. „Die Kleider sind alle von hier gestellt, wissen S'."

„Ach so", sagte Justus und tat, als wären es wirklich nur die Kleider gewesen, die ihn an Zenzls Stellung zweifeln ließen.

Zenzl gefiel der Mann, der sicher und ungehemmt in dem eleganten Sessel saß und durch die Vornehmheit um ihn herum offensichtlich nicht im geringsten beeindruckt war. Ihr gefielen seine dunklen Augen, in denen Spott und Herzlichkeit zugleich Platz hatten, ihr gefiel seine Sprache, die sie so lange entbehrt hatte. Auch sein hartes, etwas unregelmäßiges Gesicht gefiel ihr.

„Warten Sie geschäftlich auf den Herrn Doktor?" fragte sie weiter mit der Unbeirrbarkeit, mit der Bayern, wenn sie ernstlich interessiert sind, sich Klarheit zu verschaffen suchen.

„Ja, geschäftlich . . . privat auch", erklärte Justus freundlich.

„Vielleicht", sagte Zenzl vorsichtig, „kommt der Herr Doktor aber gar nicht nach Haus heute. Er kommt oft nicht mehr heim, wenn er nachmittags weggefahren ist."

„So, so", antwortete Justus und bekam ein nachdenkliches Gesicht. „Ich bin vorhin wahrscheinlich ein bisserl zu energisch geworden. Der Diener wollte mich ja eigentlich gar nicht 'reinlassen; der hat auch geglaubt, daß der Doktor Deußen heute nicht mehr heimkommt. Aber ich hab' gemeint, der Doktor ist in Wirklichkeit vielleicht zu Haus."

„Aber nein . . ., so sind wir gar nicht", sagte Zenzl. „Der Herr Doktor ist ja gar net so überlaufen, daß er so was anordnen müßt . . nein, nein, das war schon ein Irrtum von Ihnen."

Justus zog seinen Rucksack näher zu sich heran und sagte: „Schade, ich hätte den Doktor gern gesprochen, aber ich muß morgen früh schon wieder zurückfahren nach Bayern. Außerdem bin ich jetzt ganz aufgeschmissen, ich weiß gar net recht, was ich nun anfangen soll mit meinem letzten Tag ganz allein in Berlin."

„Ja . . ." sagte Zenzl und lächelte verlegen.

„Wenn Sie aber jetzt fragen würden, ob S' heut Ausgang kriegen und mir Berlin ein bisserl zeigen täten, dann wär mir gleich geholfen. Wie wär denn das? Für einen Landsmann aus Regensburg könnten S' das eigentlich tun? Oder sind Sie völlig unentbehrlich?" fragte Justus in zuredendem Ton.

„Nein", meinte Zenzl eifrig. „Unentbehrlich bin ich grad net. Ich mein, ich hab' schon meine Pflichten", erklärte sie schnell und ein bißchen wichtig, „aber so, daß ich gar net weg könnt, ist das natürlich net. Ich geh mal fragen. Warten S' noch ein bisserl? Ja?"

„Freilich", antwortete Justus, „aber wenn's Ihnen sehr unangenehm ist, kann ich auch fragen", schlug er vor.

Zenzl bekam kreisrunde Augen vor Schreck.

„Nein, nein", wehrte sie ab. „Die Frau Heilberg ist gar net so . . ., die laßt mich schon fort, wenn's geht, und außer ihr ist ja keiner im Haus", schloß sie erleichtert.

Als Zenzl wieder auf den Flur kam, stand an der Ecke Herta mit einem Staubwedel in der Hand, der am späten Nachmittag sonst nie mehr in Gebrauch war.

„Na, hast du dich gut unterhalten mit deinem Landsmann?" fragte sie. Aber es klang viel Gutmütigkeit durch diese spöttisch gestellte Frage, daß Zenzl nur mit hochrotem Kopf nickte und eilig weiterlief.

Sie ging hinunter zu Frau Heilberg. Sie hatte beschlossen, gar nicht erst mit Ausreden anzufangen, sondern der Einfachheit halber bei der Wahrheit zu bleiben. Sie erzählte ohne Umschweife, daß der Mann, der oben auf den Herrn Doktor wartete, ein Landsmann von ihr sei und sich nicht in Berlin auskenne, und weil er den Herrn Doktor nicht erreichen könne, nun nicht wisse, was er mit dem letzten Abend in Berlin anfangen solle. Zum Schluß bat sie Frau Heilberg, ihr den Abend freizugeben, damit sie dem Landsmann Berlin zeigen könne.

Zenzl hatte nicht im geringsten mit einer Absage gerechnet, aber einige scharfe Begleitworte zur Genehmigung hatte sie doch erwartet. Die rasche Freundlichkeit, mit der Frau Heilberg ihre Bitte genehmigte, verblüffte sie ehrlich. Zenzl machte in ihrer unbeherrschten Freude beinahe einen Knicks vor der Haushälterin und raste davon.

Sie lief wieder zurück ins Empfangszimmer, öffnete die Tür nur zu einem kleinen Spalt, steckte den Kopf durch und rief: „Ich darf! In zehn Minuten bin ich fertig."

Und sie war fertig in zehn Minuten. Als sie zu Justus zurückkam, hatte sie aus der streng am Kopf anliegenden Rolle die Klammern gelöst. Hell und glänzend quollen die fast bis auf die Schultern reichenden Locken unter dem dunkelblauen Hütchen hervor.

Justus war von der Veränderung, die in wenigen Minuten mit Zenzl vorgegangen war, ehrlich verblüfft. So sehen heutzutage also die Hausgehilfinnen aus, dachte er verwirrt, während die Zenzl ihn strahlend anlachte, verschmitzte Grübchen bekam und genau merkte, wie sie auf ihn wirkte.

„Also, wir können geh'n", sagte sie schließlich, als Justus sie unablässig anstarrte.

Justus nahm seinen Rucksack und stand auf.

„Mein Gott, sind Sie groß!" rief Zenzl, als er vor ihr stand.

„Kann doch net lauter kleine Leut geben", brummelte Justus und blinzelte sie von der Seite an.

„Na, so klein bin ich nun auch wieder net", wehrte Zenzl ab und streckte sich.

„Wohin gehen wir?" fragte Justus, als sie auf der Straße standen.

„Was wollen Sie denn gerne sehen?" fragte Zenzl.

„Es ist fünf, und eigentlich wär doch jetzt Brotzeit", erklärte er.

„Ja", meinte Zenzl beinahe sehnsüchtig, „jetzt müßt man zum Metzger gehen, ein anständiges Stück Weiße und einen Leberkäs kaufen und dann in ein richtiges Wirtshaus gehen, wo's frische Weggerl gibt, und Brotzeit machen. Aber hier in Berlin, da trinken die Leut am Nachmittag einen Kaffee und essen Kuchen dazu. Ist ja auch ganz schön, aber das Richtige ist es halt doch net."

„Warum sind S' denn eigentlich nach Berlin gangen, wenn S' doch genau wissen, daß es am besten daheim ist?" fragte Justus, während sie die Straße hinuntergingen.

„Mein Gott . . . so genau wissen tut man das doch net, solang man daheim ist. Das weiß ich doch alles erst jetzt. Und ich hab es in meiner alten Stellung ja auch net gut gehabt. Gut hab ich es eigentlich erst jetzt."

„Eigentlich", sagte Justus und nickte mit dem Kopf. „In dem Eigentlich da liegt's, scheint mir."

Zenzl zuckte die Achseln. „Ich verdien viel Geld, ich lern was und seh was", schloß sie das Gespräch, das ihr wie eine kleine Versündigung gegen ihr gutes Leben vorkam. „Ich werd's ein paar Jahre aushalten. Eine so gute Stellung find ich doch im Leben net wieder."

Sie kamen an eine Straßenkreuzung. Zenzl blieb stehen.

„Fahren wir mit dem Omnibus eine Teilstrecke", schlug sie vor, „da kommen wir zu einer Wirtschaft, die hat einen kleinen Garten, und die hat mir immer ganz gut gefallen, wenn ich vorbeigefahren bin."

Justus war einverstanden. Kurze Zeit später standen sie vor dem kleinen Lokal. Es hatte einen richtiggehenden Garten mit alten Bäumen. Rotgewürfelte Decken lagen auf den Tischen. Ein Ober in einem schmierigen, abgetragenen Frack verstärkte den vertrauenerweckenden, billigen Eindruck des Ganzen. Nahe am Eingang saßen einige Männer in Lederjacken, offenbar Fahrer des vor dem Lokal wartenden Fernlasters. Sonst war das Lokal leer.

Sie setzten sich an einen Tisch in der Sonne.

Justus bestellte zwei Helle.

„Ist aber Exportbier", warnte Zenzl. „Es schmeckt ja gut, aber man kriegt schnell einen Rausch."

Zenzl betrachtete sich nun den Justus genauer. Sie entdeckte, daß in seinen dunklen Augen eine gewisse Schwermut lag und daß sein gutgeschnittener, voller Mund streng und verschlossen wirkte.

Mit dem ist nicht gut Kirschen essen, wenn ihm was net paßt, dachte sie. Nachgeben tut er nie. Er gefiel ihr richtiggehend und von Herzen gut.

Ein richtiger Mann braucht auch nie nachzugeben, verteidigte sie ihn bereits gegen sich selbst. Nach Zenzls tiefempfundener Meinung hatte ein Mann erst einmal zu beweisen, daß er der Stärkere war, und wenn er es wirklich war, war auch alles in Ordnung, dann hatte man ihm sein Recht zu lassen und damit aus. Das gehörte sich einfach so.

Justus Sturm schaute sich den Garten an, den Ober, sein Bierglas, aber seine Begleiterin beachtete er nicht allzu viel.

Zenzl hatte keine Ahnung, wie sehr sie mit ihrer Schönheit, ihrer Sauberkeit, die aus all ihren Worten zu hören war, und mit ihrem Heimweh sein Herz gerührt hatte.

Sie betrachtete nun schon eine ganze Weile nachdenklich seine Hände und seine gut gefeilten Fingernägel; schließlich fragte sie geradezu:

„Was sind Sie denn eigentlich?"

„Ja", meinte Justus langsam, „das weiß ich selber nicht recht. Erst war ich Steinzerklopfer, dann hab' ich Siedlungsland geschenkt bekommen und bin Siedler geworden, aber jetzt will man mir plötzlich einreden, daß ich der geborene Holzarbeiter sei."

„Ja mein . . ." staunte Zenzl. „Ham S' denn gar nichts Gescheites gelernt? Gar keinen richtigen Beruf?"

„Doch, gelernt hab' ich Steinzerklopfer", lachte Justus. Seine Augen blitzten plötzlich vergnügt, und sein aufgehelltes Gesicht sah sehr jung und kraftvoll aus.

Zenzl dachte an die Steinklopfer, wie sie sie kannte. Bayerische Bauernburschen und Kleinbauern, die sich in der toten Zeit nebenher etwas verdienen wollten oder mußten und die sich zum Straßenbau meldeten. So einer war er anscheinend, dieser Justus Sturm, aber dann mußte er vorher doch etwas anderes gewesen sein, mußte etwas gelernt haben oder von einem Hof kommen. Wie ein Steinklopfer von Beruf sah er keineswegs aus, da ließ sich die Zenzl nichts vormachen. Sie hatte seine Sicherheit, mit der er sich zwischen den eleganten Möbeln der Villa Deußen bewegte, nicht vergessen, und sie fühlte, daß irgend etwas mit ihm nicht stimmte. Das machte sie neugieriger und interessierter, als sie es durch ihre impulsive Sympathie für Justus von vornherein war.

„Na und . . . werden Sie jetzt Holzarbeiter werden?", fragte sie und sah ihn mit einem rasch abschätzenden Blick von unten herauf an.

Justus lächelte leise in sich hinein.

„. . . Vielleicht", sagte er. „Vielleicht werde ich jetzt Holzarbeiter."

„Und Ihr Siedlungshaus?", fragte Zenzl strenger, als sie wollte. „Was wird damit?"

„Das behalte ich auch", sagte Justus. „Ein Holzarbeiter muß ja auch irgendwo wohnen, nicht wahr?"

„Natürlich", meinte Zenzl nachdenklich, „das schon. Sie wollen also tagsüber im Wald arbeiten und nebenbei Ihre Landwirtschaft betreiben?"

„So ungefähr", nickte Justus. „Aber jetzt haben Sie mich genug ausgefragt, jetzt wollen wir doch einmal von Ihnen reden. Wie kommen Sie denn eigentlich nach Berlin? Woher kennen Sie denn den Doktor Deußen? Sie sind doch bei ihm in Stellung, nicht wahr?"

„Ja", antwortete Zenzl. „Eigentlich ist es eine sehr komische Stellung. Ich werde behandelt beinahe wie's Kind vom Haus. Gar net wie ein Dienstmädel. Ich trau mich das nämlich gar net heimschreiben. Meine Mutter, die tät da gleich mißtrauisch werden und sonst was glauben. Aber es ist gar nichts zum Mißtrauischwerden da", schloß sie langsam und ein bißchen stockend.

Justus war ihr schnelles Erröten dabei nicht entgangen, und er dachte sich, daß man auf diesen Punkt eventuell einmal würde zurückkommen müssen.

„Das, wie ich zu dieser Stellung gekommen bin, ist auch sehr komisch", fuhr Zenzl fort. „Meine Mutter denkt natürlich, daß ich die Stellung durch den Studienrat Bachler gekriegt hab', aber das stimmt gar net."

Sie betrachtete wie prüfend Justus' ernsthafte dunkle Augen, die voll Aufmerksamkeit auf sie gerichtet waren; dann seufzte sie ein bißchen

und begann ihr Herz auszuschütten. Sie erzählte ihm von der Nacht, in der sie Harald Deußen begegnet war, von ihrer schlechten Stellung und ihrem Haß auf die Haushälterin Gantl. Sie verschwieg ihm keinen ihrer krausen Gedanken, die sie gehabt hatte, seit sie in dieses Haus gekommen war. Nur von ihrem letzten Ausgang und davon, daß Harald Deußen sie in der Diele geküßt hatte, erzählte sie nichts.

Nicht ein einziges Mal unterbrach Justus ihre Rede. Aber Zenzl fühlte seine Anteilnahme. Daß hier ein Mensch saß, der die gleiche Sprache sprach wie sie, aus der gleichen Stadt kam und ihre Heimat kannte, daß dieser Mensch nichts von ihr wollte und ihr trotzdem soviel Interesse entgegenbrachte, machte sie redseliger, als sie von Natur aus war.

„Da haben Sie ja allerhand erlebt in der letzten Zeit", meinte Justus, als sie endlich schwieg. „Und das alles haben Sie nur erlebt, weil der Doktor Deußen den Segen der Ehrlichkeit so über alles andere schätzt . . . überschätzt."

„Das kann man ja gar nicht", antwortete Zenzl schnell. „Den Segen der Ehrlichkeit kann man gar nicht überschätzen."

„Meinen S'?" fragte Justus. „Ehrlichkeit ist eine recht relative Sache, Fräulein Zenzl. Es gibt nämlich gar keine ehrlichen Menschen auf der Welt. Irgendwo . . . um irgendeinen Preis ist jeder Mensch käuflich . . . jeder."

„Nein", sagte Zenzl energisch. „So was dürfen S' net sagen. Ich würd' lieber verhungern, bevor ich ein Geld anrühren würd, das mir net g'hört."

Sie schob das Kinn ein bißchen vor, was ihr einen trotzigen, aber sehr kindlichen Ausdruck gab.

„Sie sind noch zu klein", entgegnete Justus ernsthaft. „Kinder müssen noch an die Ehrlichkeit in der Welt glauben. Wer sollte es denn sonst tun", schloß er begütigend.

Er rief den Ober und zahlte.

Letzte Sonnenstrahlen warfen schräge Streifen in den Wirtsgarten und ließen den speckigen Frack des Kellners aufleuchten. Zenzl nahm ihre Handtasche von der oft gestopften Tischdecke. Justus schwang seinen Rucksack über, dann gingen sie. Langsam und schweigend schlenderten sie nebeneinander durch die Straßen. Aber das Schweigen war nicht drückend, es war einfach selbstverständlich. Es war noch eine Wanderung ohne Ziel, eine stille Wanderung zu zweit irgendwohin. Zenzl hatte das Gefühl, daß sie gern immer weiter und weiter neben diesem großen, selbstverständlichen, ruhigen Justus gehen würde, ganz gleich auf welchen Wegen.

„Ich habe gestern in der Stadt ein Lokal gesehen, da stand drauf „Bayerische Bierbar". Wollen wir zusammen hingehen und uns anschaun, was sich die Berliner unter Bayern vorstellen?" fragte er.

„Ja", sagte Zenzl, „gern . . . aber eine Bierbar ist bestimmt nicht billig!" zwang ihr Wirklichkeitssinn sie, warnend hinzuzusetzen.

„Das macht nichts", meinte Justus. „Ich hab ganz gut verdient in der letzten Zeit und lang kein Geld mehr ausgeben können."

„Dann können wir ja hingehn", antwortete Zenzl bereitwillig.

„Fahrn, fahrn", korrigierte Justus. „Sie vergessen, daß wir in Berlin sind und net in Regensburg."

Sie fuhren mit einem völlig überfüllten Omnibus nach dem Zentrum. Justus stemmte seinen Arm gegen die Wand, und Zenzl verkroch sich darunter. In den Kurven wurden die Fahrgäste durcheinandergeschüttelt und entschuldigten sich, wenn der Wagen wieder geradeaus fuhr, mit schief auf den Köpfen sitzenden Hüten. An Zenzl kam niemand heran. Justus stand wie ein Turm vor ihr. Sie fühlte sich zum erstenmal in ihrem Leben richtiggehend beschützt, und dieses Beschütztwerden tat ihr gut, machte sie still und glücklich, es war ihr sogar ein ganz klein bißchen feierlich zumute dabei.

Als sie an der Bierbar ankamen, studierte sie mit Justus eingehend die Eintrittspreise. Es gab drei Kategorien, und Justus wollte den mittleren Platz kaufen. Aber Zenzl protestierte energisch.

„Nein", meinte sie, „wenn es uns drin dann nicht gefällt, haben wir viel zuviel dafür bezahlt. Wir kennen das Lokal doch gar nicht. Außerdem, wenn es schön ist drinnen, ist's auf dem letzten Platz auch nicht häßlich."

Justus konnte sich soviel kluger Einsicht nicht gut verschließen und kaufte die von Zenzl gewählten Plätze.

Sie stand neben ihm und beobachtete ihn genau. Er zog seine Geldbörse heraus, wählte mit raschem Griff ein größeres Geldstück und legte es auf das Zahlbrett.

Zenzl biß sich auf die Lippen und bekam nachdenkliche Augen. Sie kannte die Sorgfalt, mit der kleine Leute ihre Geldbörse aufmachten, die Umständlichkeit, mit der sie ihr Geld herausholten, lange kramten und genau abzählten. Leute, die ihr Geld schwer verdienten, und Leute, die wenig verdienten, gingen sorgfältiger damit um. Zenzl, die von Kind an ihrer Mutter im Laden geholfen hatte, hatte einen Blick dafür.

Er scheint ein Leichtsinniger zu sein, dachte sie, war ein bißchen traurig darüber und wußte selbst noch nicht recht, wieso.

Justus gab seinen Rucksack in der Garderobe ab, und sie gingen ins Lokal.

Der Raum war beinahe voll. Eine Platzanweiserin in einer Phantasietracht, die nur entfernt an Bayern erinnerte, führte sie an einen Tisch. Zenzl warf Justus von unten herauf einen raschen Blick zu, der ihr ganzes schlechtes Gewissen verriet, als sie entdeckte, daß sie wirklich im hintersten Eckchen des Lokals saßen.

Aber Justus schien ganz vergnügt zu sein. „Krumm kann man werden vor Lachen, wenn man sieht, was sich die Berliner unter einem bayerischen Lokal vorstellen", sagte er, während er sich tief aufatmend setzte.

„Ist aber trotzdem sehr schön hier", protestierte Zenzl. „Sicher", meinte Justus, „aber warum es nun gerade ein bayerisches Lokal sein soll . . ."

„Weil die Bar dort vorn aus lauter Bierfasseln zusammengesetzt ist und weil die Kapelle Lederhosen anhat", stellte Zenzl fest, indem sie schnell alles aufzählte, was man nur irgendwie in diesem großen, in heller Lichterfülle strahlenden Lokal mit Bayern in Verbindung bringen konnte.

„Sie sind ein kluges Kind", sagte Justus spöttisch.

Zenzl setzte sich mit einem Ruck gerade und starrte ihn an.

Er hatte plötzlich in reinem, und wie sie gut erkannte, in völlig akzentfreiem Hochdeutsch gesprochen.

„Sie sind wohl gar kein Regensburger?" fragte sie langsam und plötzlich mißtrauisch geworden.

„Doch, natürlich", antwortete Justus lachend und bestellte bei dem Ober zwei Mollen Münchener Bier.

„Halbe gibt's hier nicht", erklärte Justus. „Hier ist alles Imitation und schlechte noch dazu."

Zenzl riß die Augen auf. Sie fand das Lokal sehr schick und vornehm, wirklich ganz besonders schön. Gar nicht zu vergleichen mit dem Tanzlokal, in das Herta sie geführt hatte, oder mit der Bar mit den unvergeßlich langbeinigen Mädchen.

„Wieso ist das Lokal schlecht?" fragte sie nach nochmaliger genauer Überprüfung. „Ich finde es sehr elegant und sehr gemütlich."

„So?" sagte Justus gedehnt. „Das tut mir aber leid."

„Na ja, bayerisch ist es nicht gerade, aber für Berlin ist es doch ein sehr nettes Lokal", lenkte Zenzl ein.

„Sehr nett, besonders die Kapelle, die hat Lederhosen aus Stoff mit grünen Seidenbandln", sagte Justus unbarmherzig.

„Na!" fuhr Zenzl entsetzt auf. Sie betrachtete aufmerksam die Kapelle und sagte dann langsam und tief beschämt: „Tatsächlich Lederhosen aus Stoff mit grünen Seidenbandln, wie bei uns die ganz kleinen Buam. Wie sie sich nur nicht schämen, sind doch erwachsene Männer, und so schlecht, daß sie sich zum Gespött machen müssen, kann es ihnen doch gar net gehen."

„Ja", sagte Justus streng, „und wenn Sie's auch nicht sehen und nicht verstehen, das ganze Lokal ist eine solche Stofflederhose."

Sein Gesicht war böse, als er dies sagte, und es sah irgendwie persönlich gekränkt aus.

„Aber", lenkte Zenzl zögernd ein. „Wir sind doch hierhergekommen, um zu lachen über das, was sich die Berliner unter einem bayerischen Lokal vorstellen. Wenn sie alles richtig gemacht hätten . . ., ich mein', dann hätten wir doch gar keinen Grund zum Lachen."

Um Justus' Augen entstanden kleine Fältchen. Er legte lächelnd seine große Pranke auf Zenzls schmale braune Hand.

„Wer unrecht hat, zahlt in Berlin eine Lage, Fräulein Zenzl", sagte er. „Was wollen Sie denn trinken? Einen Schnaps . . . einen süßen natürlich, oder möchten Sie lieber ein Eis?"

„Aber nein, danke schön", sagte Zenzl erschrocken. „Erstens ist der Schnaps hier herin ganz bestimmt sündhaft teuer, und zweitens trink' ich gar keinen Schnaps, und aus Eis mach' ich mir auch nichts . . . wirklich nicht!" erklärte sie energisch, als sie den Zweifel in Justus' Augen erkannte.

Die kleine, von erleuchteten Milchglasscheiben getragene Bühne wurde von einem Scheinwerfer angestrahlt. Ein Mann schlug gegen einen Gong und kündigte mit vielen überflüssigen Worten einen bayerischen Komiker an. Zenzl freute sich. „Komiker mag ich arg gern," sagte sie.

Ein dicker, kleiner, aufdringlich zurechtgemachter Mann betrat unter freundlichem Applaus die Bühne.

Justus wandte den Blick nicht von Zenzl. Jeden der uralten, bis zur Unerträglichkeit bekannten Witze belohnte sie mit einem leisen, glücklichen Auflachen. Sie waren ihr alle neu. Justus vergaß den Klaumaukkomiker dort vorne, den er allein oder in anderer Gesellschaft bestimmt in die Hölle gewünscht hätte. Er betrachtete Zenzls helles, bei jeder Bewegung wie eine kleine seidene Fahne schwingendes Haar, ihre braune gesunde Haut, die Grübchen, wenn sie ihr verschmitztes Spitzbubenlächeln lächelte, die Kraft hinter ihrer Feingliedrigkeit und die Sauberkeit, die aus ihren klaren Augen sprach.

Schade, daß ich ihr in Regensburg nie begegnet bin, dachte Justus. Aber vielleicht wäre sie mir dort gar nicht so aufgefallen wie hier unter den geschminkten, aufgedonnerten Frauenzimmern, überlegte er in seinem gegen sich selber immer wachen Mißtrauen.

Der Komiker verließ, von dünn tröpfelndem Beifall begleitet, die kleine Bühne. Er stieg in den Zuschauerraum und setzte sich in der ersten Reihe an einen Tisch, an dem ein anderer dikker Mann saß. Es war Herr Zerjattke, der Besitzer der Bar.

Während die Musik einige Stücke spielte, erzählte Justus von seinem Siedlungshaus, von seinen Hühnern, von dem Schwein, das in diesen Tagen werfen würde, und der alten Rosl.

Dann kam der Ansager wieder und kündete das erste Auftreten von Fräulein Nannerl Brauer an.

Durch den Zuschauerraum kam eine Frau, Nannerl, fein gemacht für den großen Auftritt. Ihr eines Auge leuchtete immer noch in allen Regenbogenfarben. Sie war grell geschminkt. Der graue Schimmer der verbrannten Haarspitzen machte den wirren Lockenkopf noch unordentlicher. Das Publikum begann zu lachen, schon bevor sie die Bühne betrat. Als sie die hell erleuchteten Glasstufen zum Podium hinaufstieg, stolperte sie. Das Publikum wieherte laut. Sie rückte bereits etwas nervös ihr Halstuch zurecht, die Woolworth-Brillanten glitzerten an ihren Fingern.

„Die kenne ich!" sagte Zenzl aufgeregt zu Justus. „Die ist auch aus Regensburg. Die kann aber jodeln!" setzte sie voll ernsthafter Anerkennung hinzu. „Warum lachen die Leute sie eigentlich aus?"

„Warum sollen sie nicht lachen?" fragte Justus. „Es scheint doch eine komische Nummer zu sein. Die Maske ist doch gut."

„Maske?" fragte Zenzl entsetzt. „Die schaut doch immer so aus, und deswegen brauchen die Leute sie noch lange nicht auszulachen. Jodeln kann sie jedenfalls."

Nannerl wollte anfangen zu spielen, aber irgendwie war ihr in der Aufregung der Zitherring, den sie unbedingt brauchte, abhanden gekommen. Sie begann zu suchen, vor der Zither, unter der Zither, in der Zither, sie fand den Ring nicht. Ihr Gesicht, das immer deutlicher Angst und Aufregung verriet, verzog sich zu einer komischen Grimasse. Ihre Augen blitzten verzweifelt. Sie war für das Publikum eine Quelle reinster Freude. Es wurde ununterbrochen gekichert, leise und dann wieder lauter gelacht. Endlich fand Nannerl ihren Ring. Er hing an der Zither, wie es sich gehörte, nur ein bißchen weiter hinten als gewöhnlich. Sie lächelte erleichtert. Ihr Gesicht sah grotesk aus dabei. Als das Publikum dieses Lächeln mit lautem Jubel begrüßte, warf sie einen wütenden Blick in den Zuschauerraum, der wiederum nur Lachen auslöste.

Laut und deutlich verkündete sie den Titel ihres ersten Liedes. Es hieß „Der Gamsbart".

Sie lupfte ihre Röcke hoch, die schwarzen Sicherheitsnadeln wurden in dem morschen und nicht ganz sauberen Spitzengeriesel ihrer gestärkten Unterröcke sichtbar.

Nannerl griff in die Saiten. Das Lied war von sich aus komisch. Es störte nun Nannerl nicht mehr, daß die Leute lachten. Sie lachten viel, sehr viel, denn Nannerl hatte sich die Worte Haralds, daß die Berliner von den Bayern mehr Gefühl verlangten, als sie selber hätten, sehr zu Herzen genommen.

Als sie dann anfing zu jodeln, wirklich gekonnt, wirklich selten gut, war das Publikum so dankbar, daß es nach dem schlechten Komiker so von Herzen hatte lachen dürfen, daß jubelnder Applaus einsetzte.

Nannerl sang noch zwei Lieder. Völlig verzerrt durch ihr zu reichliches Gefühl, das sie für notwendig hielt, und doch mit soviel natürlicher Musikalität, daß man das Ganze für feinst ausgeklügelte Absicht hielt.

Als sie zum Schluß mit ihrem grotesken Lächeln einen riesigen Rosenstrauß in Empfang nahm und Kußhändchen warf, war die Freude beinahe grenzenlos. Niemand nahm ihr Aussehen für etwas anderes als eine geschickte, sorgfältig ausgeklügelte Maske. Niemand kam auf die

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

Idee, daß dieser Frau ihre unwahrscheinliche Unmöglichkeit zu einem Erfolg verholfen hatte.

Nannerl ging mit gezierten Schritten, hochklopfendem, glücklichem Herzen auf den Tisch zu, an dem Herr Zerjattke saß. Er tätschelte ihr die Hand und wischte sich dann den Angstschweiß von der Stirn.

Harald Deußen, der zu Nannerls erstem Auftreten ebenfalls erschienen war, lachte übers ganze Gesicht und gratulierte ihr.

„Wir können sofort in der Pause Vertrag machen Fräulein Brauer", sagte Herr Zerjattke. „Ich kenne mein Publikum. Sie haben ausgezeichnet gefallen. Herr Doktor Deußen hat recht gehabt, wenn er vermutete, daß sie eine Zugnummer fürs komische Fach werden würden."

Nannerl in ihrer Hochstimmung überhörte völlig, daß man ihre Kunst, für die sie ihr Herzblut eingesetzt hatte, ins komische Fach einreihen wollte. Sie trank Harald Deußen zu und war glücklich So glücklich wie nie früher in ihrem armseligen Leben.

Hinten in der letzten Ecke hatte Zenzl, die Nannerls Abgang genau verfolgt hatte, inzwischen Harald entdeckt.

„Der Herr Doktor Deußen!" sagte sie und packte Justus erschrocken am Arm.

„Ja, so was, der Herr Doktor Deußen", meinte Justus langsam.

„Der darf mich hier doch nicht sehen", sagte Zenzl ratlos.

„Aber warum denn nicht?" fragte Justus. „Der scheint doch eine Schwäche für Regensburger zu haben. Das Fräulein Brauer ist doch auch aus Regensburg!"

„Ja, vielleicht kennt er sie", sagte Zenzl hastig. „Der ist ja öfter in Regensburg beim Studienrat Bachler, das ist doch sein Freund."

„Natürlich kennt er sie, da können Sie Gift drauf nehmen. Wollen wir ihn begrüßen?" fragte Justus.

„Nein, um Gottes willen! Ach bitt schön, nicht", rief Zenzl flehentlich.

Justus warf ihr aus eng gewordenen Augen einen abschätzenden Blick zu, rief das Fräulein an den Tisch und zahlte. Noch bevor die nächste Programm-Nummer kam, verließ er mit Zenzl das Lokal.

„Jetzt bring' ich Sie heim", sagte er, als sie draußen waren.

„Ja?" fragte Zenzl, „schon?"

„Schon?" antwortete Justus streng. „Na, hören Sie mal, es ist zehn; bis Sie daheim sind, ist es elf. Länger ist auch nicht Zeit für ein anständiges Mädel, oder meinen Sie was anderes?"

Zenzl blinzelte erschrocken.

„Nein, natürlich nicht", sagte sie. „Meine Mutter tät's ja auch nicht leiden, wenn ich länger aus gehen tät", setzte sie kleinlaut hinzu.

Justus betrachtete sie vergnügt zwinkernd von der Seite.

„Es ist aber nicht einfach, in Berlin rechtzeitig heimzukommen", erklärte Zenzl, unter seinem Blick leise errötend.

„Aber heute schaffen Sie's, kommen Sie!" sagte Justus. „Ich bring' Sie nach Hause."

Zenzls Gutmütigkeit und praktischer Sinn siegten über ihren Wunsch, noch länger mit Justus zusammen zu sein.

„Aber nein", erklärte sie, „warum wollen Sie das viele Fahrgeld umsonst ausgeben, und außerdem in Berlin, wo alles so weit auseinanderwohnt, ist das gar nicht üblich. Bis zum Omnibus dürfen Sie mich bringen, aber weiter nicht."

Da Justus dieser Vorschlag ausgezeichnet paßte war er sofort damit einverstanden.

Er brachte Zenzl zum Omnibus. Der Himmel hatte sich bezogen. Es fing leise an zu nieseln. Auf der Straße war jetzt, wo die Kinos und Theater noch nicht aus waren, wenig Betrieb.

An der Omnibushaltestelle zog Justus Zenzl in den Schutz eines überdachten Hauseinganges. Sie trug den Hut in der Hand. Wie ein grauer Schleier lag die Feuchtigkeit auf ihrem Haar. Justus' Blick tastete langsam ihr Gesicht ab, die weich abfallenden Schultern, die schmalen Handgelenke. Er spürte die verhaltene Kraft ihrer Jugend.

Zenzl betrachtete angelegentlich sein Gesicht das ihr besser gefiel als das jeden anderen Mannes. Sie wußte nicht, daß in ihrem Blick ein Warten und Verlangen lag, das für Justus nicht zu übersehen war. Er lächelte unter diesem Blick ein bißchen unsicher und traurig.

„Du bist ja noch so klein, daß du von dir selber noch gar nichts weißt, gar nichts", sagte er.

Das plötzliche „Du" war Antwort auf so viele Fragen, die unausgesprochen zwischen ihnen lagen. und es berührte Zenzl gar nicht merkwürdig. Sie hatte im Grunde gar nichts anderes erwartet.

„Ich schreibe dir, wenn ich wieder zu Hause bin", sagte Justus, „und wenn du willst, kannst du mir antworten, und bis dahin überleg dir alles gut, was du tust, und bedenk, daß ein Mensch, wenn er sich erst einmal verloren hat, nichts mehr besitzt. Aber die Hauptsache ist und bleibt, daß du weißt, was du willst, alles andere ist nicht so wichtig, und alles andere findet sich dann schon. Aber vorläufig weißt du ja noch gar nichts von dir selber", schloß Justus und lächelte mit schmalen Augen.

Zenzl preßte die Lippen aufeinander. Seine Rede hatte ihr nicht gefallen. Gar nicht. Aber ihr Hirn und ihr Herz registrierten sie Wort für Wort. Sie blickte auf ihre von der Nässe blanken Schuhspitzen und schwieg. Einen Augenblick sah sie den schwitzenden Dicken im Tanzlokal vor sich, der sie küssen wollte, und sah Harald Deußens plötzlich völlig verändertes, hingegebenes Gesicht, als er sie umarmte.

Sie spürte Justus lächelnd abschätzenden Blick und fühlte sich irgendwie ungerecht behandelt. Aber sie war zu schüchtern und zu ungeschickt, um aus ihrem Schweigen herauszufinden. Da spürte sie plötzlich Justus' warme Hand an ihrem Kinn. Er hob ihren Kopf hoch und zwang sie damit, ihn anzusehen. Lange, tiefernst betrachtete er ihr Gesicht, dann strich er mit seinen rissigen, verarbeiteten Fingern leicht über ihre Wange und meinte: „Ich komme wieder und dann reden wir weiter."

„Ja", antwortete Zenzl, plötzlich hilflos ergeben in seine Beschlüsse und Wünsche. Ihr Mund zuckte ein bißchen und ihre Augen schimmerten feucht.

Der Omnibus ratterte um die Ecke.

„Komm", sagte Justus.

Er half ihr beim Einsteigen. Der Omnibus fuhr an. Justus winkte. Zenzl biß die Zähne aufeinander und starrte ihn an. Eine dicke Träne, von der sie selbst nicht wußte, weshalb sie auf einmal da war, kullerte langsam über ihre Wange.

Als Justus in das Lokal zurückkam, war die allgemeine Stimmung bereits um einige Grade gestiegen. Die Menschen lachten und lärmten und sangen die Lieder mit, die die Kapelle gerade spielte

Doktor Deußen saß neben Nannerl und hörte sich eine offensichtlich weitschweifige Geschichte an. Sein Gesichtsausdruck war voll Interesse und Anteilnahme, aber in seinen Augen war die Kühle eines überlegenen Beobachters.

Justus sah ihm eine ganze Weile zu, und sein Gefühl schwankte zwischen Sympathie und Ablehnung. Ohne zu einer endgültigen Entscheidung zu kommen, ging er schließlich an den Tisch und sagte: „Guten Abend, Herr Doktor."

Harald Deußen hob den Kopf. Er sah in ein intelligentes, ruhiges, sehr bayerisches Gesicht mit abwartenden Augen. Er erkannte Justus nicht wieder.

„Ich bin Justus Sturm", sagte der riesige Bayer und wischte sich seine Hand an der Lederhose ab, ehe er sie Harald entgegenstreckte.

Harald lachte: „Ach, Sie sind es! Ich habe Sie ganz anders in Erinnerung gehabt", meinte er dann zögernd.

„Sie haben mich ja auch nur ein einziges Mal gesehen, mitten in der Nacht", antwortete Justus. „Darf ich mich dazu setzen?"

„Aber natürlich, ich freu' mich wirklich über diesen Zufall. Sie müssen mir doch auch eine Menge erzählen", sagte er eifrig und machte Justus mit Nannerl bekannt.

Nannerl war über diese Störung wenig erbaut. Sie war so schön im Erzählen gewesen. Aus den Bayern machte sie sich, seit die Berliner so überraschend nett zu ihr waren, überhaupt nichts mehr.

Harald bestellt eine neue Flasche Wein, bot Justus eine Zigarette an und begann, ihn auszufragen. Was Nannerl befürchtet hatte, trat ein, die beiden Männer gerieten in eine landwirtschaftliche Fachsimpelei und kümmerten sich nicht mehr um sie. Sie fühlte sich beiseitegeschoben und war wütend auf Justus. Immer die Bayern, dachte sie; wo die sind, blüht für mich kein Glück. Das ist schon immer so gewesen. Während Nannerl, verbissen vor sich hingrübelnd, über die Möglichkeit nachdachte, die sie gehabt hätte, wenn sie mit achtzehn oder, noch besser, mit sechzehn Jahren in diese Stadt gekommen wäre, betrachtete Harald mit gespannter Aufmerksamkeit sein Gegenüber.

Justus sprach langsam, bedächtig, wie es Bauernart ist, und doch wurde Harald eine kleine Unsicherheit nicht los. Dieser Mann, der ihm hier gegenübersaß, deckte sich nicht im geringsten mit der Vorstellung, die er von dem dritten seiner Schützlinge gehabt hatte. Die wache Intelligenz dieser ernsthaften, braunen Augen paßte schlecht zu seinen schwerfälligen Worten. Während Justus die Bodenverhältnisse seines Siedlungslandes erklärte und von der Zweckmäßigkeit der verschiedenen Düngungen sprach, wanderten Haralds Gedanken zurück zu dem Abend, an dem er ihn zum erstenmal getroffen hatte. Nun erst erinnerte er sich wieder an die gramvoll verzweifelte Versunkenheit, mit der der junge Mann auf den vom Mondlicht umflossenen Dom gestarrt hatte. Steinklopfer pflegen sich für gewöhnlich nicht für nächtliche Dome zu interessieren, dachte Harald, und er wunderte sich, daß ihm Justus' seltsames Verhalten nicht schon früher aufgefallen war. Ich muß ganz von Gott verlassen gewesen sein in dieser Nacht, dachte er. Wenn dieser Mann hier Steinklopfer ist oder Steinklopfer war, dann will ich mein weiteres Leben auch diesem anstrengenden Beruf widmen. Irgend etwas stimmt nicht mit diesem Jungen.

Er versuchte nun, Justus auszufragen, aber Justus verstand es so gut, jede unbequeme Frage abzubiegen, daß Harald schnell erkannte, daß er es mit einem ebenbürtigen Gegner zu tun hatte.

„Ich bin übrigens heute auch schon bei Ihnen zu Hause gewesen", sagte Justus, „aber Sie waren nicht da, und Fräulein Aumüller hat mir Gesellschaft geleistet und hat mir auch ein bißchen was von Berlin gezeigt."

„Ach!" rief Harald erstaunt und so interessiert, wie Justus befürchtet hatte.

„Ja, es hat sich nämlich ganz zufällig herausgestellt, daß wir Landsleute sind, und wie ich dem Fräulein gesagt habe, daß ich ganz fremd bin in Berlin, da hat sie sich halt freigeben lassen für den Nachmittag. Sie hat halt gemeint, daß sie einen Regensburger nicht allein lassen dürfte hier in der großen Stadt", lachte Justus.

„So, das meinte sie", sagte Harald, plötzlich nervös und sogar ein bißchen hochmütig. „Aber Sie haben mir ja noch gar nicht erzählt, wieso Sie plötzlich nach Berlin kommen? Kommen Sie nur, um mich zu besuchen, oder hat Ihre Reise noch einen anderen Grund?"

„Ach, das ist eine halb geschäftliche und halb familiäre Sache, nicht weiter interessant, Herr Doktor", antwortete Justus und lächelte. „Den Besuch bei Ihnen ... na, dazu hab' ich mich doch verpflichtet gefühlt, wo ich schon mal da war; das gehört sich ja schließlich."

Aber Haralds Augen waren, seit Justus Zenzl erwähnt hatte, ohne Freundlichkeit. Justus entging diese Wandlung nicht. Er lächelte still in sich hinein, zu Nannerls Erleichterung erklärte er dann ziemlich plötzlich, daß er nun gehen müsse.

Harald bat ihn zerstreut, bald wieder von sich hören zu lassen. Justus versprach mit gelassenem Eifer, diesen Wunsch zu erfüllen, streckte Harald seine riesige Pranke entgegen, machte die Andeutung einer Verbeugung vor Nannerl und ging.

Harald hatte das deutliche Gefühl, der Unterlegene zu sein, aber so sehr er auch darüber nachgrübelte, er konnte nicht dahinterkommen, weshalb eigentlich.

*

Der Frühsommer war vorüber. Es schien beinahe so, als hätte Justus ihn mit fortgenommen. Die Blätter hatten ihr zartes Leuchten verloren, sie waren staubgrau und unansehnlich. Frische und Leichtigkeit waren fort aus der Welt. Die Hitze bedrückte alle, und die Menschen wurden sich selbst lästig.

Acht Tage war Justus nun fort. Zenzl war so eingesponnen in ihr Gefühl und in ihre Sorgen, daß sie kaum bemerkte, was um sie herum vorging. Immer wieder hörte sie Justus sprechen: „Die Hauptsache ist, daß ein Mensch weiß, was er will, alles andere findet sich dann schon." Wenn sie an diese Worte dachte, fühlte sie seine warme, ein bißchen rissige Hand, die ihr Kinn hochhob, und die Luft roch dann plötzlich nach Rauch und nebelfeinem Regen, genau wie an jenem Abend.

Es war nicht schwer zu wissen, was sie wollte. Sie wollte bei Justus sein, möglichst schnell und möglichst lange. Sie wollte, daß er nicht nur ihr Kinn hochhob und schwierige Sachen sagte, die unbequem und schwer zu verstehen waren. Sie wollte, daß er sie in den Arm nahm, küssen und einfach festhalten sollte. Aber es verging Tag um Tag, ohne daß sie eine Nachricht von ihm bekam. Sie hatte seine Adresse nicht und wagte nicht, Harald danach zu fragen. Der ganze Tag bestand nur noch aus den kurzen Minuten, in denen sich der Briefträger dem Hause näherte. Meist verstand sie es, ihre Besorgungen so einzurichten, daß sie ihn schon auf der Straße abfangen konnte. Sie war mit dem flinken, kleinen Mann schon gut Freund, und an manchem Tag winkte er ihr von weitem, aber wenn Zenzl mit fliegenden Röcken auf ihn zurannte, war es immer nur ein Brief von der Mutter, irgendeine dumme Karte von einer Schulfreundin oder sonst etwas Belangloses.

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Rösselsprung.

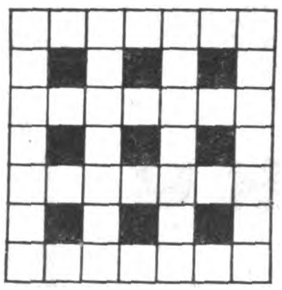
		zu		
und	stand	ist	le	lein
welt	es	al	pfle	des
ern	ten	die	hat	be
hand	er	eig	bau	gen
war	bau	gar	hoch	ihn
ten	ner	zu	mit	ern
		der		

Zahlenrätsel

1 2 10 6 3 11 — Rechnungsabschluß
2 3 12 4 3 9 6 7 — Verzeichnis
3 2 12 4 6 13 — Preisstand
3 6 13 9 2 8 — Seewesen
4 5 1 6 10 10 6 14 4 — Verpackung
3 13 5 5 4 7 — Zahl
5 6 14 6 11 2 3 — Laderaum
6 8 9 2 4 — Anteilschein
7 6 1 6 9 9 — Preisnachlaß
8 6 7 9 4 10 10 — Zweckverband
9 6 7 2 15 — Preisverzeichnis

Die Anfangsbuchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, einen volkswirtschaftlich wichtigen Begriff.

Viereck

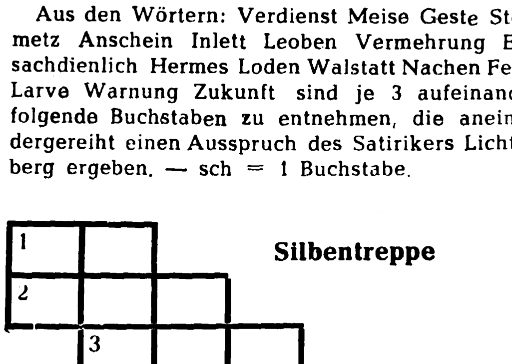


Die Buchstaben: a a a a a a b b b i i i i i i k k l l n n o o o o o o r r r r r r s s t t t u u sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Mangelkrankheit, 2. Provinz von Kanada, 3. nordamerikanischer Bär, 4. Sohn des Priamos.

Kryptogramm

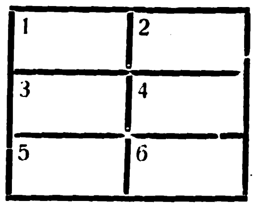
Aus den Wörtern: Verdienst Meise Geste Steinmetz Anschein Inlett Leoben Vermehrung Erna sachdienlich Hermes Loden Walstatt Nachen Fehde Larve Warnung Zukunft sind je 3 aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch des Satirikers Lichtenberg ergeben. — sch = 1 Buchstabe.

Silbentreppe



Die Silben: bü — dy — dy — gan — horn — kom — kom — mit — mit — na — ni — or — or — sar — se — se — ten — wald — wald — werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. bösartige Geschwulst, 2. Schiffsküche, 3. Altmeister, 4. Gewebe, 5. Sprengstoff, 6. bayer. Gebirgsort, 7. Musikinstrument.

Silbenkreuz



1—2 Stadt in Ungarn
1—3 Hausvorbau
1—4 Nachlaß
2—4 Gartenhaus
3—4 Einschnitt
3—5 Lichtquelle
5—6 afrikanisches Rind
6—4 Knabe (Spielkarte)

Lösungen der Rätsel:

Silbenkreuz: 1. ER, 2 LAU, 3. KER, 4. BE, 5. ZE, 6. BU.

Silbentreppe: 1. Sarkom, 2. Kombüse, 3. Senior, 4. Organdy, 5. Dynamit, 6. Mittenwald, 7. Waldhorn. ✱

Kryptogramm: Verdienst Meise Geste Steinmetz Anschein Inlett Leoben Vermehrung Erna sachdienlich Hermes Loden Walstatt Nachen Fehde Larve Warnung Zukunft. „Die meisten Menschen leben mehr nach der Mode als nach der Vernunft." ✱

Viereck: 1. Skorbut, 2. Ontario, 3. Baribal, 4. Troilos. ✱

Zahlenrätsel: Bilanz, Inventar, Niveau, Nautik, Emballage, Nummer, Magazin, Aktie, Rabatt, Kartell, Tarif. „Binnenmarkt." ✱

Rösselsprung: Die Welt ist des Bauern Garten / Er allein hat ihn zu warten / Und zu pflegen mit eigner Hand / Es lebe hoch der Bauernstand! Württembergischer Hausspruch. ✱

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck)

Vierzüger von Max Elgahs, Altena i. Westf.

Weiß: Kf2, Te1, La3, La6, Bb2, c6, e5, f3, g3, g4 (10)
Schwarz: Kd4, Bb3, b6, c7, d5 (5)
(Inder-Idee nach Romberg)

Lösung:

1. Lf1 b5; 2. Le7, b4; 3 Ke2, Kc4; 4. Ke3‡, oder: 3. ..., K×e5; 4. Kd3‡.

(Die Aufgabe in Folge 51 ist nebenlösig.)

Berliner-Wiener Verteidigung

Gespielt in Helsinki

Weiß: Kiuru — Schwarz: Salo

1. e4, c6; 2. d4, d5; 3 e×d5, c×d5; 4. c4, Sf6; 5. Sc3, e6; 6. Sf3, Le7; 7. Ld3, d×c4; 8. L×c4, 0—0; 9. 0—0, a6; 10. De2, b5; 11. Lb3, Lb7; 12. Lg5, Dh6; 13. Tad1, Sbd7; 14. Se5, Tac8; 15 a3, Sb6; 16. Td3, Sbd5; 17. Ld2, b4; 18. a×b4, S×b4; 19. Tg3, Tfe8 (den Bd4 zu schlagen, wäre nicht gut, denn es könnte Lh6 und Tfd1 folgen); 20. S×f7!, K×f7; 21. L×e6†, K:8 (interessanter wäre das Abspiel D×e6; 22. T×g7†, K×g7; 23. D×e6, Lc5!); 22 Lh6!, g×h6; 23. Dh5! Schwarz gibt nach diesem hübschen Schlußzug auf

Der wahrgewordene Alptraum

Unter all den schweren Alpträumen, die uns ein unruhiger Schlaf dämonenhaft auf die Brust setzt, ist einer der häufigsten und quälendsten der Traum von der Schulstunde, in der wir alles Gelernte entweder vollständig vergessen haben oder aber auf Prüfungsfragen so trostlos dämlich antworten, daß uns beim jähen Erwachen der kalte Schweiß auf der Stirne steht. Seltsam bleibt nur, daß wir uns im Schlaf die Fragen doch selber stellen und die falschen Antworten auch wieder aus uns herausholen, so daß wir uns eigentlich höhnisch lächelnd, selbst zwiegespalten, aber beobachtend in diesen Angsttraum jagen.

„In welches Meer schickt die Donau ihre Gewässer?" fragt da z. B. unser gestrenges Unterbewußtsein, und unsere beschämende Antwort lautet: „In die Nordsee!" Weiter: „Welches ist das stärkste Tier der Welt." „Der Ohrwurm" entschlüpft es uns, trotzdem wir bestimmt zu wissen glauben, daß wir Unsinn plappern. Die Fragen werden immer bizarrer: „Können Fische seekrank werden? Können sie auf Bäume klettern? Können Bäume singen und Schmetterlinge tönen?" Verzweifelt geben wir all die Unmöglichkeiten zu: „Ja, ja und nochmals ja!" Schließlich fragt der immer drohender werdende



Examinator noch: „Wie lange dauert der Tag auf der Erde?" Mit gepreßter Stimme antworten wir: „48 Stunden." Und klappen entsetzt zusammen. Die unverdauliche Käserinde, die uns vielleicht die Angstträume verursacht hat, ist nun aber aus unserem überlasteten Magen verschwunden. Der Alp löst sich. „Bravo", sagt das Unterbewußtsein, „Examen glänzend bestanden." Das scheint uns nun aber die Höhe der Absurdität zu sein und wir wachen schweißgebadet auf, erlöst und froh, daß der Lehrer schließlich genau so dumm war, wie wir selbst.

Waren wir wirklich so dumm? Waren unsere Antworten gar so abgründig falsch? Schauen wir uns einmal die „lächerlichen" Antworten näher an:

Die Donau schickt ihre Wasser in die Nordsee.

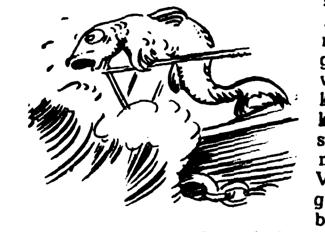
Das war die erste, Entsetzen erregende Antwort. Wir können schon so ziemlich zu ihr stehen. Denn nachdem die Donau von ihrem Ursprung bei Donaueschingen bis Immendingen sich ganz nett entwickelt hat, besinnt sie sich plötzlich und verstrudelt hier mit 6000 Litern in



der Sekunde in den Rissen und Spalten des Jura. Erst bei Möhringen erhalten die dürftig hier ankommenden Wasser wieder neuen Zustrom durch den Krähenbach. Das verschwundene Wasser aber schlägt einen höchst überraschenden Weg ein, dem man dadurch auf die Spur gekommen ist, daß man bei Immendingen die versickernde Donau mit einem Farbstoff intensiv grün gefärbt hat. Als man dann in weitester Umgebung alle zu Tage tretenden Quellen abjagte, fand man, daß das grüne Wasser nach 18 Stunden aus der überaus starken Aachquelle in Baden strömte und nun dem Bodensee zufloß. Damit hat sich die Donau dem Rhein ergeben und schickt das Wasser ihres Oberlaufes eigentlich in die Nordsee

Fische werden seekrank und gehen in der frischen Luft spazieren.

Man meint, daß uns diese Behauptungen nicht einmal im Traume einfallen würden. Aber die Sache stimmt sogar in der Wirklichkeit.



An Bord eines Mittelmeerdampfers schwammen große und kleine Fische vergnügt in einem Bekken, bis ein Sturm aufkam und sie alle ebenso seekrank wurden wie die menschlichen Passagiere. Versuche, die man in großen Aquarien anstellte, bewiesen die Richtigkeit der Beobachtung Künstlich erregte Sturmwellen in diesen Behältern machten die Fische, die nicht tief genug unter die bewegte Oberfläche tauchen konnten, unbezweifelbar seekrank.

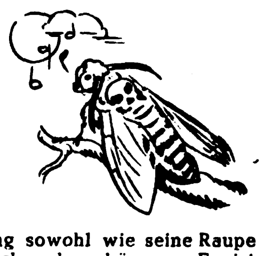


Besser hätte es in solchem Fall eine gewisse Art von indomalaiischem Fisch. Der benützt seine Zackenflossen und begibt sich mit ihrer Hilfe munter auf einen Spaziergang übers feste Land. Gelegentlich, wenn ein besonders appetitliches Insekt lockt, scheut er auch nicht davor zurück, auf hohe Luftwurzeln zu klettern. Ein wahres Bild aus unserem Alptraum, wenn uns Fische von Bäumen herab anglotzen! Den Sauerstoff hat er sich mitgebracht, da er ihn aus der Luft nicht unmittelbar entnehmen kann. In labyrinthartigen Zellen seines großen Kopfes trägt er das nötige Wasserquantum mit ans Land

Klagende Bäume und tönende Schmetterlinge.



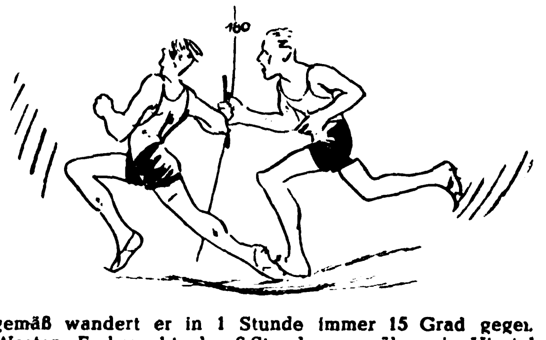
Diese unwahrscheinlichen Wunderdinge haben wir in unserem Alpdruckexamen bedenkenlos zugegeben. Ganz mit Recht, wie wir sehen können. Die Nubier behaupteten, daß in gewissen Bäumen die trauernden Seelen ihrer Toten säßen und gespenstische Klagelieder sängen. Fast erschreckt hörten auch europäische Forscher später diese getragenen Weisen aus den Sofarbäumen klingen. Nach näherer Untersuchung gaben diese dann ihr Geheimnis preis. Sehr unpoetische Insekten fressen zahllose Bohrlöcher in die Äste und Zweige dieses Baumes, durch die sich der Wind unter den geschilderten Jammertönen preßt.



Und die tönenden Schmetterlinge, zu denen wir uns im Traum verstiegen haben? Wie herrlich wäre es, könnten die zahllosen Sommervögel die Luft mit dem zarten Wohllaut ihres Gesanges erfüllen! Stoff für einen ganzen Band lyrischer Gedichte. Begnügen wir uns bescheiden, daß ein Schmetterling sowohl wie seine Raupe überhaupt einen Ton von sich geben können. Es ist der dickleibige, unheimliche Totenkopffalter, der sich bei großer Erregung deutlich vernehmbar machen kann.

Der Tag dauert 48 Stunden auf der Erde.

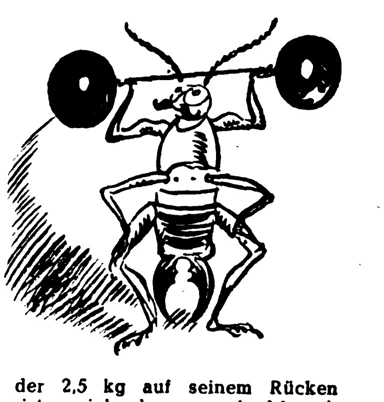
Das war unsere Glanzleistung in der Traumprüfung und wir müssen nun schon unseren wachen Verstand zusammennehmen, um unsere dortige Antwort zu rechtfertigen. Es ist erstaunlich, aber wahr; mit nachtwandlerischer Sicherheit haben wir recht gehabt. Durch den Stillen Ozean läuft der 180. Längengrad. Schiffe, die diese Linie passieren, wechseln da das Kalenderblatt. Östlich dieser sogenannten Datumsgrenze ist z. B. Sonntag, westlich davon aber schon Montag. Nimm nun an, wir halten mit unserem Schiff, von Osten kommend, um Mitternacht auf dieser Grenze. Der Montag fängt an Nach Westen zu wird es jetzt erst schrittweise Montag. Der Erdumdrehung



gemäß wandert er in 1 Stunde immer 15 Grad gegen Westen. Er braucht also 6 Stunden, um über ein Viertel des Globus', das sind 90 Grad, vorzurücken. Die halbe Erde hat er erst in 12 Stunden umrundet. Dann hat er den Nullmeridian auf der anderen Seite der Erde, in Le Havre z. B., erreicht. Auf unserer Datumsgrenze herrscht aber um diese Zeit schon die 12-Uhr-Mittag-Hitze. Wenn dann der Montaganfang noch ein weiteres Erdviertel zurückgelegt hat, also glücklich bis zu den Galapagosinseln auf dem 90. Grad gelangt ist, schlägt es auf der Datumslinie schon 18 Uhr. In weiteren 5 Stunden erlebt dann Hawai ungefähr auf dem 165. Grad den Beginn des Montag, während die Uhr auf der Datumslinie nun schon 23 Uhr zeigt, nur noch eine Stunde also bis Mitternacht und Tagesende hat. Jetzt lassen wir's auf der Linie 24 Uhr sein. Der Montag hat seinen Stafettenstab hier bereits an den Dienstag übergeben. Unser Schiff fährt los nach Westen und ist also schon im Dienstag. Hinter uns aber, jenseits der Datumslinie im Osten, ist der Montag doch gerade erst angekommen und will sich in dem Raum bis zur Datumsgrenze doch auch — wie überall — 24 Stunden aufhalten. Nun hat der Montag, um bis hierher zu kommen, 24 Stunden gebraucht und bleibt da noch weitere 24 Stunden, so daß er tatsächlich 48 Stunden auf der Erde weilt.

Der Ohrwurm ist das stärkste Tier der Welt.

Wenn wir seine Leistung auf seine Größe umlegen, ist die Behauptung tatsächlich richtig. Natürlich vermag er nicht Bäume mit seiner Stirne umzudrücken der Elefant oder wie der Walfisch, 150 000 kg seines Eigengewichtes meterhoch aus dem Wasser zu schnellen. Aber das 1204fache seines Gewichtes zu heben und zu tragen, das kann unser bescheidener Ohrwurm ganz allein. Und er leistet damit unendlich viel mehr als die Riesen der Tierwelt. Mehr auch als sein Konkurrent, der 6,5 cm lange Herkuleskäfer, der 2,5 kg auf seinem Rücken tragen kann. Und das ist soviel, als wenn ein Mensch einen beladenen Güterwagen stemmen würde.



Sieh mal an! Es gibt doch eine Menge von Dingen in der Welt, die ein so phantastisches Gesicht zeigen, daß man sie kaum zu träumen wagt, und trotzdem sind sie tatsächliche Wahrheit

Der pfiffige Dummkopf

Einem Schulinspektor war von einer Schulklasse, die er zu inspizieren hatte, gesagt worden, sie sei besonders schlecht, alle Schüler darin wären Dummköpfe. Um dies festzustellen, beschloß er, langsam vorzugehen. An die Wandtafel tretend, sagte er: „Nenne mir eine Zahl, du da!" — „Neunundvierzig", antwortete der angesprochene Junge. Der Schulinspektor malte an die Tafel 94. Die Schüler starrten sein Werk mit blöden Gesichtern an, ohne eine Äußerung irgendwelcher Art von sich zu geben. Der Schulinspektor forderte nun einen anderen Jungen auf, ihm auch eine Zahl zu nennen. Der Junge antwortete: „Siebenundfünfzig." — Der Schulinspektor malte an die Tafel 75 und blickte gespannt auf die Klasse. Die gleichen blöden Gesichter. „Das ist ja mehr als ich erwartet hatte", dachte er. „Doch ich werde es noch einmal versuchen." — Er forderte nun einen dritten Jungen auf: „Nenne mir eine Zahl" — Dieser Junge zeigte ganz plötzlich ein sehr pfiffiges Gesicht und antwortete: „Dreiunddreißig." — Der Schulinspektor stutzte, doch schon fuhr der Junge fort: „Damit können Sie nicht Ihren Unsinn machen!"

Moltke als Gesellschafter

Generalfeldmarschall von Moltke befand sich einst in einer Gesellschaft. Seine Tischnachbarin war eine gesprächige Dame, die den großen Schweiger unbedingt in ein Gespräch ziehen wollte.

„Denken Sie, Exzellenz", sagte sie, „mein Gatte hat mit mir gewettet, daß ich Sie zu keiner Äußerung über drei Worte veranlassen könne. Exzellenz, sagen Sie, bitte, wer hat nun die Wette gewonnen, mein Mann oder ich?"

Erwartungsvoll blickte die Dame Moltke an, doch der Marschall erwiderte trocken: „Ihr Gatte."

Kastengeist

Es war in den ersten Wochen, als Adele Sandrock am Deutschen Theater in Berlin spielte. Da kam sie eines Abends nach der Vorstellung in einen Bekanntenkreis hereingepoltert:

„Unerhört, dieser Kastengeist! Daß sowas am Deutschen Theater möglich ist!"

Entrüstet bestürmte man sie von allen Seiten: „Wer hätte das gedacht?" — „Den Bau betreten wir nie wieder!" — „Was hat man Ihnen angetan?"

„Wie Luft hat er mich stehen lassen, eine ganze Weile, und unpassende Bemerkungen gemacht!"

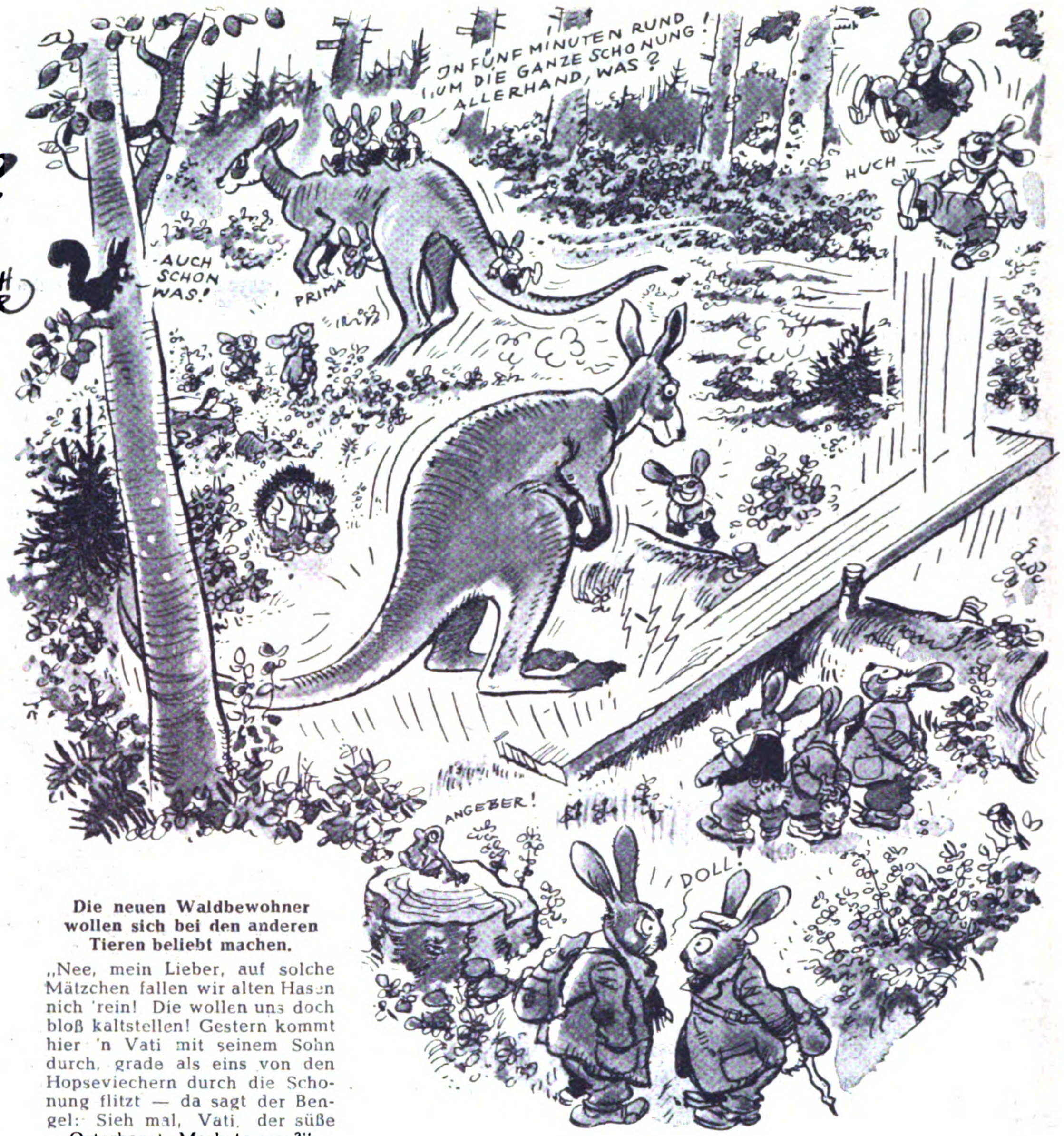
„Aber wer denn, wer denn? Wer war der Unverschämte?"

Nun erst merkte Adele, welche Verwirrung der Geister sie angerichtet hatte; ihr wahrhaft männlicher Grimm schlug in befreiendes Lachen um, und sie klärte auf: „Wer? — Einfach der Kastengeist, — der Souffleur, der gerade bei mir aus dem Text gekommen ist!"

Känguruhs im Grunewald?

BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER

In den letzten fünfzig Jahren ist bei uns mehrmals versucht worden, Känguruhs in freier Wildbahn anzusiedeln. Diese zuerst sehr vielversprechenden Versuche, den letzten machte man 1910, scheiterten damals leider größtenteils an den zahlreichen Abschüssen durch Wilderer. Das Känguruh gehörte in weit zurückliegender Vorzeit zu den Beuteltieren, die auch unsere Heimat bevölkerten, jetzt aber hier völlig ausgestorben sind. Wir stellten uns vor, wie es wäre, wenn diese Aufzuchtversuche nun erfolgreicher wiederholt würden . . .



Die neuen Waldbewohner wollen sich bei den anderen Tieren beliebt machen.

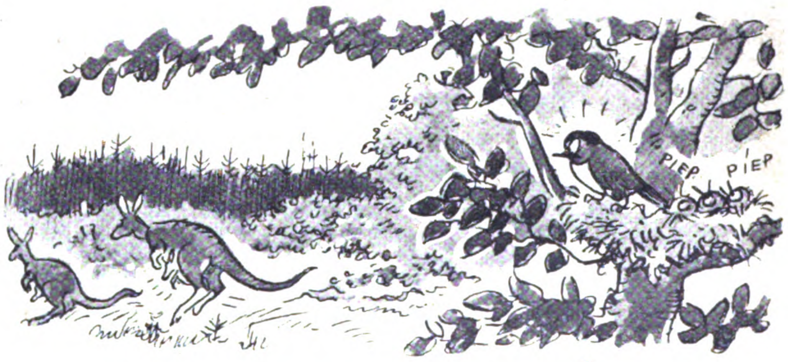
„Nee, mein Lieber, auf solche Mätzchen fallen wir alten Hasen nich 'rein! Die wollen uns doch bloß kaltstellen! Gestern kommt hier 'n Vati mit seinem Sohn durch, grade als eins von den Hopseviechern durch die Schonung flitzt — da sagt der Bengel: Sieh mal, Vati, der süße Osterhase! Merkste was?"



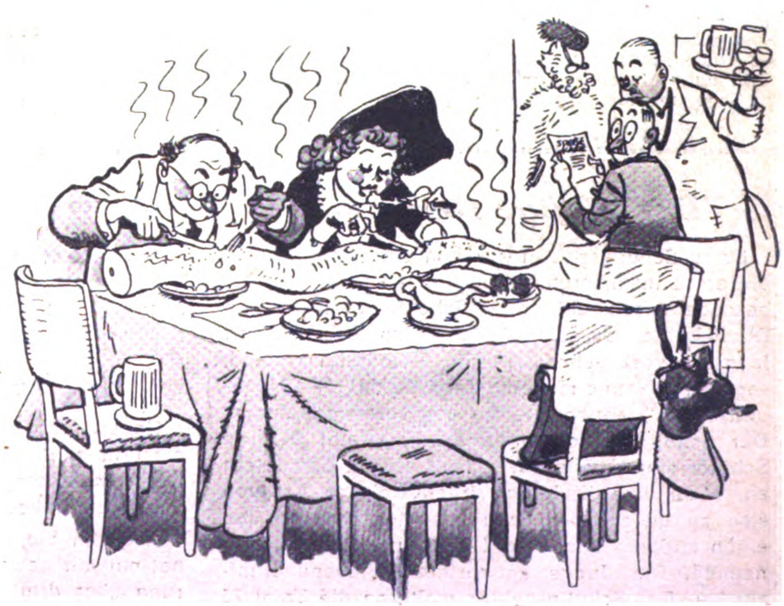
„Verrücktes Luder! Seit ich die Känguruhs im Revier habe, versucht er dauernd, es den Biestern gleichzutun und auch Achtmetersprünge zu machen! Dabei knallt er dann natürlich regelmäßig schon bei zwei Meter fuffzig mit der Schnauze an irgendeinen Baum, der im Weg steht . . ."



Das Känguruh: „. . . macht doch immer wieder Laune, diese komischen Zweibeiner mit 'nem schönen Sprung so 'n bißchen zu erschrecken!"



„Unsereiner hat Jahr für Jahr den Ärger mit dem komplizierten Nestbau, der Eierlegerei und der mühsamen Aufzucht der Brut, und diese Flitzböcke können sich den ganzen Nachwuchs einfach vorn in 'ne Bauchtasche mit Reißverschluß stoppen . . . !"



„Jawoll, das kann ich dem Herrn auch servieren. Das ist unser Spezial-Stammgericht: Känguruhschwanz auf Försterinart für zwei Personen!"

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München.
ABCDEFG 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 27. JAN. 1944
19. JAHRGANG :•: FOLGE 4

JB Illustrierter Beobachter

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von

....

....

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.m.b.H. MÜNCHEN 22



Im Kampf verwundet — vom Arzt betreut.

Prof. Dr. Brandt, der Generalkommissar des Führers für das Sanitäts- und Gesundheitswesen, spricht mit einem verwundeten Soldaten, der im Flugzeug in ein Sonderlazarett transportiert werden soll.

Zu dem Bildbericht von Hr. Hoffmann/Gayk in dieser „JB.“-Folge.



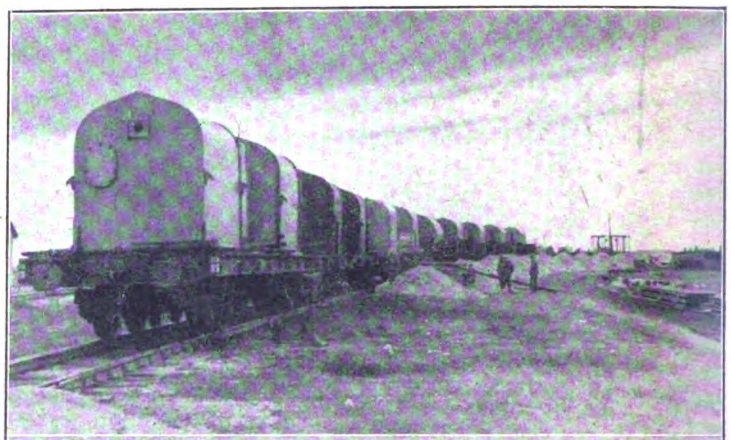
Amtliche Meldung aus USA:

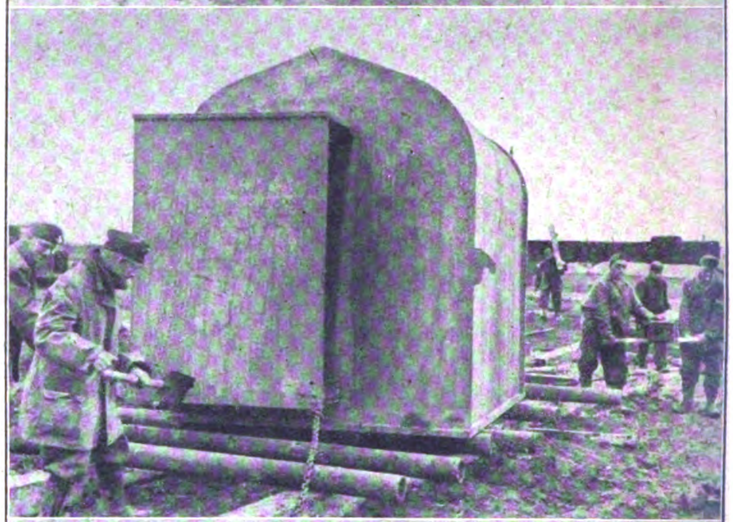
Der amerikanische Unterstaatssekretär für Kriegsangelegenheiten, Patterson, gab bekannt, daß von den amerikanischen Streitkräften seit Kriegsbeginn ganze 377 japanische Gefangene eingebracht worden seien.

Dies ist einer von den 377!
Mit entsicherten Schießeisen führen nach blutigster Schlacht zwei USA.-Marinesoldaten ihren splitternackt ausgezogenen und humpelnden verwundeten Gefangenen rückwärts. Mit Japan ist nicht gut Krieg führen.

Ausl.-Presse.

Stahlbunker an die Front







Bunker am rollenden Band
wandern an die für sie vorgesehenen Plätze und werden dort in mühevoller Einzelarbeit — denn solch ein Brocken wiegt seine 400 Zentner! — in die vorderste Linie befördert, wo sie zur Entstehung ganzer Befestigungswerke im deckungslosen Gelände beitragen.

PK.-Aufn.: Knödler.





Sie sollten für Stalin verbluten

Junger Bolschewist,
gefangen auf der von den Sowjets für uneinnehmbar gehaltenen Höhe 204 die deutsche Truppen im Gegenstoß nahmen

Links:
Unter den Sowjetgefangenen im Raume von Schitomir befinden sich zum großen Teil Männer aus mongolischen Nomadenstämmen Zentralasiens

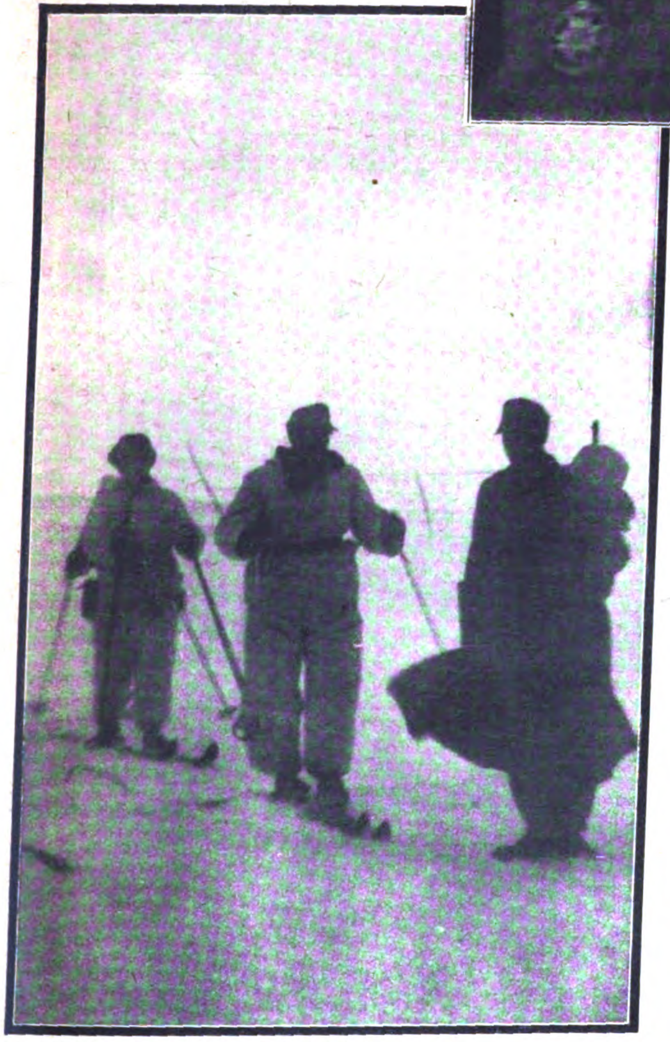
PK.-Aufnahmen Kriegsberichter Scheffler (PBZ.), Markwardt (Atl.)



MINISTER-BESUCH AN DER MURMANSK-FRONT



Auf einem Feldflughafen jenseits des Polarkreises
begrüßt der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Lappland, Generaloberst Dietl, den Reichsminister für Rüstungs- und Kriegsproduktion und Chef der OT. Speer, der Kampfanlagen der deutschen Wehrmacht und Baustellen der Organisation Todt an der Murmanskfront besuchte.





Von Baustelle zu Baustelle
geht die Fahrt des Ministers, wobei auf die Fortbewegung durch Schier nicht verzichtet werden kann. Oben: Albert Speer am Steuer seines Wagens. Links: Der Minister (ganz links) im Schneesturm zusammen mit dem Kommandierenden General des nördlichsten deutschen Armeekorps.
Aufnahmen: Kobierowski



Auch im hohen Norden baut die OT.
Der Einsatzgruppenleiter Norwegens der OT. unterrichtet Speer über die Baugeschichte und die Kampfkraft einer von den Frontingenieuren und Frontarbeitern der OT. zusammen mit den Pionieren des Heeres geschaffenen Verteidigungsanlage an der Eismeerfront.





Reichsminister Rust
bei einer Besprechung mit dem Generalkommissar und dessen Beauftragten für medizinische Wissenschaft und Forschung, Prof. Rostock Dekan der medizinischen Fakultät der Universität Berlin

Professor Brandt ist durch den Führer beauftragt worden zentral die Aufgaben und Interessen des gesamten Sanitäts- und Gesundheitswesens zu steuern. Diese Weisung bezieht sich auch auf das Gebiet der medizinischen Wissenschaft und Forschung sowie auf organisatorische Einrichtungen, die sich mit der Fertigung und Verteilung von Sanitätsmaterial befassen.



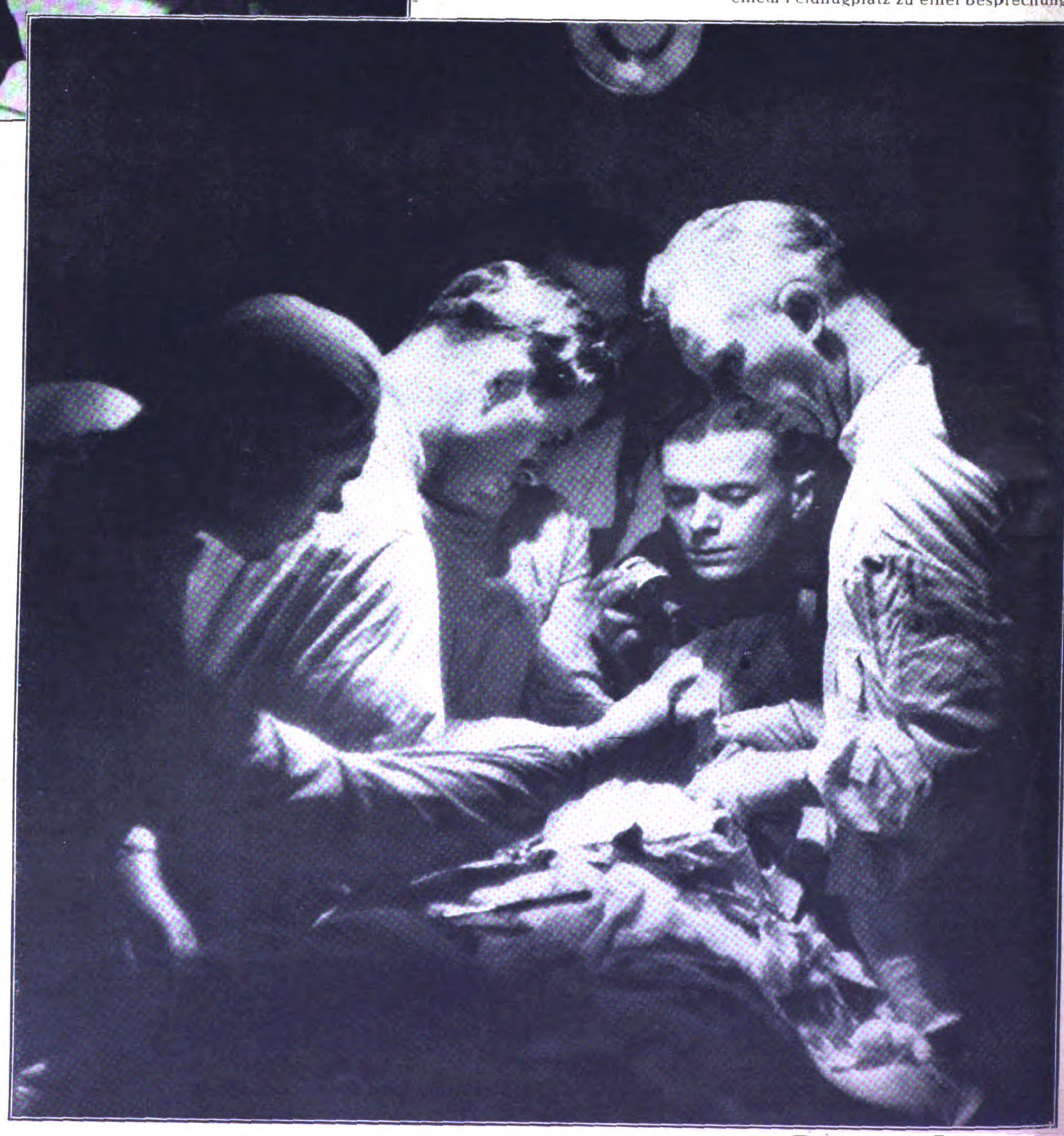
Generaloberstabsarzt Handloser,
der Chef des Wehrmachtssanitätswesens, trifft sich mit Prof. Brandt im Osten auf einem Feldflugplatz zu einer Besprechung

Prof. Brandt,
der Generalkommissar des Führers für das Sanitäts- und Gesundheitswesen, auf einem Flug im Osten. Prof. Brandt wurde in diesen Tagen 40 Jahre alt.

DER GENERALKOMMISSAR DES FÜHRERS FÜR DAS SANITÄTS- UND GESUNDHEITSWESEN



Sanitätsmaterial!
In zahlreichen Lagerräumen wird verschiedenstes Sanitätsmaterial für die Ausfälle, die durch Luftterror verursacht werden, bereitgestellt. Das Bild zeigt eine Sammelstelle des Deutschen Roten Kreuzes.



Operation auf einem Hauptverbandplatz.
Prof. Brandt, der selbst Chirurg ist, hilft hier beratend auf einem Hauptverbandplatz. In dem grellen Licht der kleinen Feldoperationslampe ist deutlich die Spannung und konzentrierte Aufmerksamkeit während des operativen Eingriffs zu erkennen.



An einer Rollbahn im Osten hat sich ein Unfall ereignet.
Prof. Brandt, der die Unfallstelle zufällig passiert, untersucht den Verletzten. Ein Sanka (Sanitätswagen) wird diesen bald zu ärztlicher Behandlung in ein Lazarett führen.

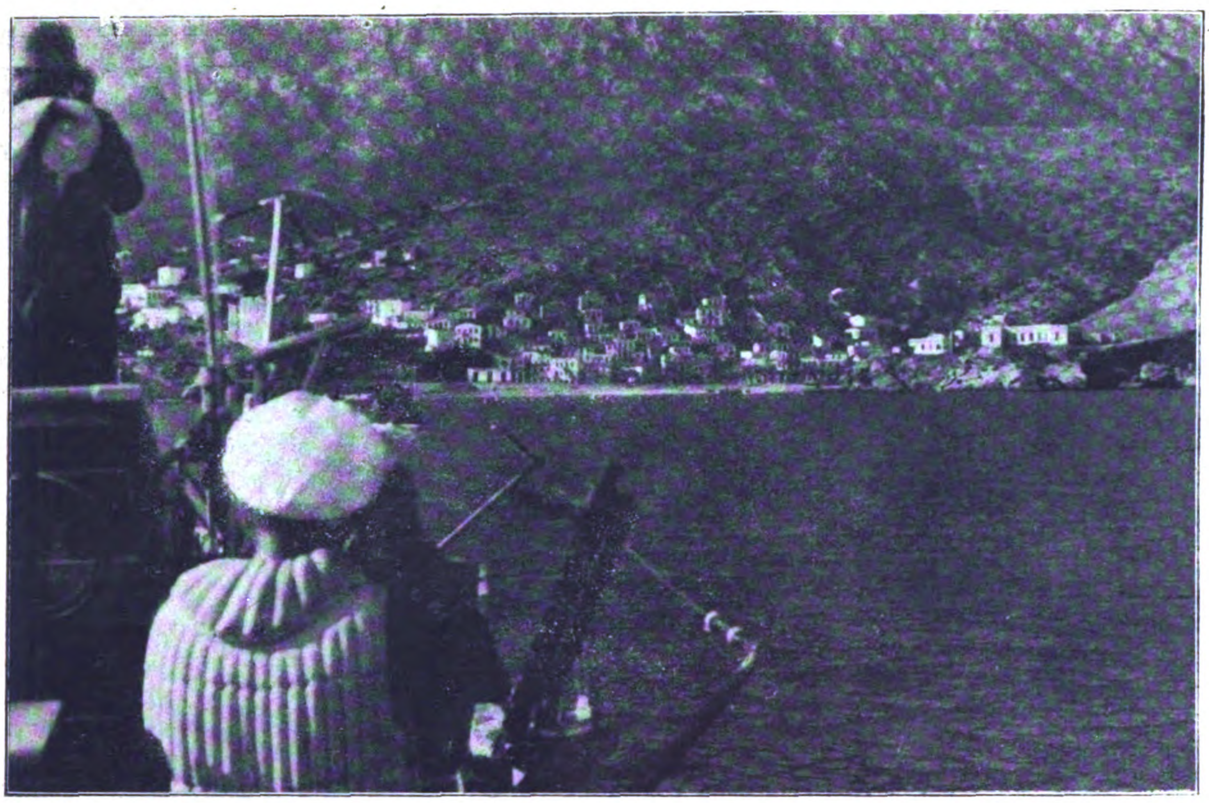


Auf einem Feldflugplatz. Der Schwerverletzte wird in das auch zum Verwundetentransport eingerichtete Flugzeug des Generalkommissars gebracht. So wird der Soldat rasch fachärztlicher Behandlung in einem Sonderlazarett zugeleitet.



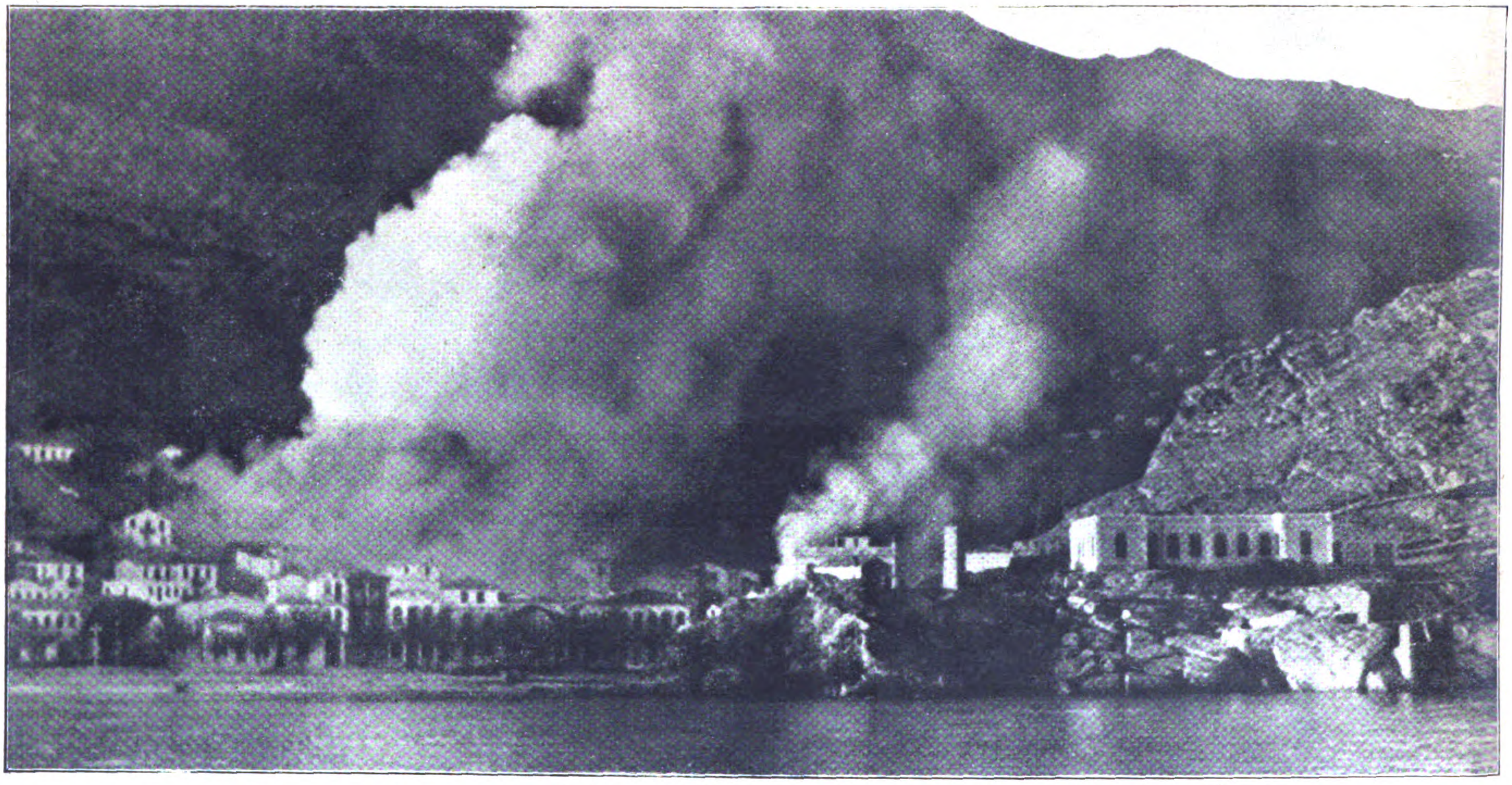
Prof. Brandt bei einer Besprechung mit dem Sanitätschef der OT., Dr. Poschmann (links)
über den weiteren Ausbau der Krankenhaus-Sonderanlagen „Aktion Brandt". Diese Anlagen (siehe Bild rechts) werden auf Befehl des Führers erstellt. Sie dienen vornehmlich der Aufnahme ziviler Kranker und Verwundeter und sollen die durch Luftterror zerstörten Krankenhäuser mit ersetzen helfen.





Der Handstreich auf Nikaria

Kurz vor der Landung.
Überraschend nähern sich kleine deutsche Einheiten der Insel Nikaria, die wenige Meilen von der Insel Samos entfernt liegt



Wenige Minuten nach dem Angriff.
Die Munitionsdepots sind in Brand gesteckt, denn nichts soll dem Feind in die Hände fallen. Dicke Rauchwolken wälzen sich gegen das nahe Samos



Die Säuberungsaktion der Insel durch unsere Seeleute.
Der italienische Hauptmann fra‹t seine Leute, ob sie gegen die Deutschen Widerstand leisten wollen oder nicht. Als Antwort k‹ngt ihm ein freudiges „Hitler, Hitler!" ‹ntgegen.



Nichts bleibt unerledigt.
Wichtig ist die Zerstörung der Telephonanlagen. Die Verbindung nach Samos ist nun unterbrochen

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter v. Steinitz (PBZ.).

Die drei aus Regensburg

ROMAN VON ANNEMARIE ARTINGER

(5 Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 3:

Es war nicht schwer zu wissen, was sie wollte. Sie wollte bei Justus sein, möglichst schnell und möglichst lange. Sie wollte, daß er nicht nur ihr Kinn hochhob und schwierige Sachen sagte, die unbequem und schwer zu verstehen waren. Sie wollte, daß er sie in den Arm nahm, küssen und einfach festhalten sollte. Aber es verging Tag um Tag, ohne daß sie eine Nachricht von ihm bekam. Sie hatte seine Adresse nicht und wagte nicht, Harald danach zu fragen. Der ganze Tag bestand nur noch aus den kurzen Minuten, in denen sich der Briefträger dem Hause näherte. Meist verstand sie es, ihre Besorgungen so einzurichten, daß sie ihn schon auf der Straße abfangen konnte. Sie war mit dem flinken, kleinen Mann schon gut Freund, und an manchem Tag winkte er ihr von weitem, aber wenn Zenzl mit fliegenden Röcken auf ihn zurannte, war es immer nur ein Brief von der Mutter, irgendeine dumme Karte von einer Schulfreundin oder sonst etwas Belangloses

Sie begriff es nicht und konnte es einfach nicht fassen, aus welchem Grunde Justus nicht sofort, als er den Zug in seiner Heimatstation verließ, ein paar Zeilen an sie geschickt hatte. Wenn sie doch von früh bis abends nichts anderes mehr denken konnte — als an ihn, weshalb konnte er, der durch sein ganzes Verhalten dieses Gefühl in ihr erweckt hatte, etwas anderes tun, als ebenfalls ständig an sie denken. Zenzl fand die Tatsache, daß Justus offensichtlich auch noch andere Gedanken im Kopf hatte als sie, unverständlich und unrichtig. Wenn sie nicht von ihm träumte, dann überlegte sie angespannt, was ihm wohl passiert oder begegnet sein könnte, was ihn veranlasse, so schweigsam zu sein. Aber richtig war diese Schweigsamkeit nach Zenzls Meinung auf gar keinen Fall, denn Justus wußte sicherlich ganz genau, was sie fühlte und was sie dachte, auch wenn er nicht da war. Sie hatte in seinen Augen so weltweites Wissen und Verstehen gelesen, und er war ihr so vertraut, als hätte sie bereits ihr ganzes Leben mit ihm gelebt.

Neben ihrem rastlosen Warten auf eine Nachricht von Justus war es noch ein zweites, was sie bedrückte und unsicher machte. Die Erinnerung an den Abend, an dem Harald sie in der Diele geküßt hatte. Das merkwürdig fremde Gesicht, das er plötzlich bekam, hatte sich tief in ihr Gedächtnis geprägt, und die Sorge, daß er die Angelegenheit ernster nehmen könne, als es denkbar schien, nun da Justus aufgetaucht war, verließ sie nie. Sie war ständig auf der Flucht vor ihm, und da sie von Brigitte und Frau Heilberg, ohne daß sie es merkte, dabei unterstützt wurde, war es Harald wirklich nicht mehr möglich, ungestört mit ihr zu sprechen. Immer wieder überlegte Zenzl, ob sie ihn nicht doch nach Justus' Adresse fragen sollte, aber immer wieder verließ sie der Mut. Sie hatte Angst vor seinen kühlen hellen Augen, Angst vor seinem Gefühl und Angst vor seiner Autorität, der sie nicht unterliegen wollte. Und irgendwie im tiefsten Innern ihres Herzens war sie doch davon überzeugt, daß ihm der Abschied auf der Diele Rechte über sie gegeben habe und daß er diese Rechte eines Tages fordern würde.

Die einzige im Hause, die sogar besser als die Beteiligten wußte, was eigentlich vorging und gespielt wurde, war Brigitte Sie wäre der bedrückenden Atmosphäre gern entflohen, aber man verläßt eben nicht einen Schauplatz, auf dem sich in jedem Augenblick das eigene Schicksal entscheiden kann; wenn sie, wie eben jetzt, im Garten im Liegestuhl unter der riesigen Akazie lag, dachte sie daran, daß an der See eine frische Brise wehte und daß es eine Kleinigkeit gewesen wäre, sich in den Wagen zu setzen und an die Küste zu fahren. Sie dachte wohl auch, daß Harald sie alle unter sein Gefühl zwang und jeden selbständigen Wunsch im Keime erstickte.

Sie hatte sich durch Frau Heilberg Justus Sturm genau beschreiben lassen, und sie sah die große Veränderung, die seit dem Besuch des jungen Landsmannes in Zenzl vorgegangen war. Trotzdem war sie nicht davon überzeugt, daß es Zenzl gelingen würde, über Haralds Wünsche hinweg zu einem eigenen Glück zu gelangen.

Zenzl war drüben im Obstgarten und nahm Kirschen ab. Ihr weißes Leinenkleid leuchtete bis hier hinüber. Brigitte bewunderte rückhaltlos die rasche, kraftvolle Anmut ihrer Bewegungen.

Ein Mädchen, wie ein Mann es sich nur in seinen besten und phantasievollsten Stunden erträumen kann, dachte sie. Es ist kein Wunder, daß Harald sich diesem lebendig gewordenen Wunschtraum ausliefern muß auf Gedeih und Verderb. Ausliefern muß? Ja, Brigitte hatte zum erstenmal das Gefühl, daß Harald, der immer etwas spöttisch überlegen Darüberstehende, nicht mehr Herr und Meister seines Schicksals war; daß seine Abhängigkeit von Zenzl eine Größe erreicht hatte, von der das kleine Mädchen da drüben am Kirschbaum nicht das geringste ahnen konnte.

Irgendwo klappte eine Tür. Eilige Schritte kamen über die Terrasse. Zenzl hob mit einem Ruck des Erschreckens den Kopf und rutschte beinahe von der Leiter. Sekunden später war sie hinter den dichten Beerensträuchern verschwunden.

Harald kam über den Kiesweg. Er sah Brigitte, winkte ihr flüchtig zu und lief eilig über die Lichtung zum Obstgarten. Kaum war er drüben bei den Kirschen, sah Brigitte auch schon eine helle Gestalt über den Weg ins Haus huschen. Zenzl mit weiten dunklen Augen und raschen lautlosen Bewegungen. Sie hat ja Angst, dachte Brigitte. Warum und wovor hat sie Angst? Er kann ihr doch nichts tun, was sie nicht selber will. Sie ist achtzehn Jahre alt, vielleicht weiß sie sich nicht zu helfen. Vielleicht müßte ich mich wirklich etwas mehr einschalten, als ich es tue. Und Brigitte hatte plötzlich das Gefühl, als läge es ganz allein an ihr, ein kommendes Unheil rechtzeitig aufzuhalten.

Harald hatte Zenzl von seinem Fenster aus auf der Leiter am Kirschbaum gesehen. Als er den Platz nun plötzlich leer fand, war seine Geduld zu Ende. Seit dem Abend, an dem er sie in der Diele geküßt hatte, war es ihm nie mehr gelungen, mit ihr einige Zeit allein zu sein. Er ging zurück ins Haus, fragte Herta, wo Zenzl sei, und ohne sich um die bösen Blicke von Frau Heilberg zu kümmern, stieg er die Wendeltreppe hinunter und klopfte an Zenzls Tür.

Sie rief völlig unbefangen „Herein", und Harald trat ins Zimmer. Zenzl machte keine Bewegung. Sie sah ihn nur an, erschrocken und doch irgendwie in ihr Schicksal ergeben. Harald blieb in der Mitte des Zimmers stehen. Eine steile Falte stand auf seiner Stirn. Er betrachtete Zenzl so eindringlich, als hätte er sie nie in seinem Leben gesehen: das von der Arbeit etwas zerzauste Haar, die helle Strähne, die auf ihrer braunen Wange lag, die blassen, fest aufeinandergepreßten Lippen. Dann erst sah er die Angst in ihren Augen.

„Wer hätte gedacht, daß du so dumm bist, Kind", sagte er und mußte wider Willen ein bißchen lächeln dabei. „Komm, setz dich."

Zenzl nahm in der äußersten Ecke des Sofas Platz.

Harald zog sich einen Stuhl heran.

„Also sei vernünftig und erzähle mir, was du hast."

„Ich habe gar nichts", sagte Zenzl schnell abwehrend.

„Warum weichst du mir denn aus?"

„Weil ich das alles nicht will", antwortete sie, und ihre Stimme flatterte ein bißchen dabei.

„Was willst du nicht?"

Zenzl schluckte mühsam, dann sagte sie unsicher: „Das Küssen und das Rumpoussieren und so Ich bin nicht so eine."

Harald lachte leise auf.

„Das macht dir Kummer, der Kuß neulich auf der Diele? Da ist doch wirklich nichts dabei, was dich betrüben oder ängstigen muß. Du bist ein Kindskopf."

„Für ein anständiges Mädel ist da wohl etwas dabei", sagte Zenzl plötzlich voll Energie, „und ich bin ein anständiges Mädel, wenn's auch vielleicht in der letzten Zeit manchmal net so ausgesehen hat."

„Und deswegen läufst du nun schon über acht Tage vor mir weg?"

Er lachte wieder leise in sich hinein. Dieses Lachen klang so tief beglückt, daß Zenzl unbedingt stutzig geworden wäre, wenn sie nicht darüber, daß die Spannung sich so ohne Krach löste, froh gewesen wäre.

„Also ich werde dich nicht mehr küssen! Du kannst so anständig bleiben, wie es dir Spaß macht Du mußt sogar anständig sein", setzte er mit einer leisen Drohung hinzu, „und wir sind wieder gute Freunde. Was hältst du von diesem Vorschlag?"

Zenzl bekam ganz blanke Augen.

„Einverstanden", sagte sie und legte ihre warme, kräftige Hand aufatmend in die seine.

„Nun hast du also keinen Grund mehr, von mir wegzulaufen."

„Nein, Herr Doktor", strahlte Zenzl und hatte das Gefühl, als wäre ihr ein ganzes Gebirge vom Herzen gerutscht.

Harald gab ihr einen leichten Klaps, der richtiggehend väterlich und belanglos wirkte, und ging.

Brigitte beobachtete sorgenvoll Zenzls gelöste Heiterkeit und Haralds gute Laune.

In Haralds Arbeitszimmer brannte das Licht die halbe Nacht. Wahrscheinlich arbeitet er an einem neuen Roman, und ich wette, es ist ein Roman über die Liebe, dachte Brigitte und glaubte wieder einmal, daß die Entscheidung nun endgültig gefallen war.

*

Es vergingen Wochen, in denen nichts geschah. Zenzl gewöhnte sich daran, daß Harald viel in ihrer Nähe war und immer Zeit für sie hatte. Sie hatte inzwischen begriffen, daß man wünschte, sie solle all die neuen und unverständlichen Dinge der feinen Leute erlernen und sich zu eigen machen. Ihr von Verschrobenheit und Ambition unbelastetes Gehirn nahm alles mühelos auf und registrierte fehlerlos die fremden Gebräuche und Sitten. Sie lernte, mit ruhigem Gesicht einen Handkuß von einem fremden Mann ertragen, sie lernte, ein paar gleichgültige Worte mit Liebenswürdigkeit und Scharm zu gleichgültigen Leuten zu sagen; aber mit derselben höflichen Bereitschaft, mit der sie Krebse essen lernte, hätte sie in der Waschküche gestanden oder Kohlen geschippt.

Von Justus hatte sie in der ganzen Zeit nichts gehört; sie liebte ihn, sehnte sich nach ihm und wurde zart und schmal vor Kummer. Ihr Lächeln verlor seine rasche Verschmitztheit und bekam etwas hilflos Höfliches.

Sie ging viel ins Theater mit Harald und manchmal auch mit Brigitte. Sie hatte bereits Lieblingsautoren und solche, die sie nicht mochte, und ihre Abneigung gegen die Oper hatte sich in dem Maße geändert, in dem sich ihr Gehör schulte.

So war es September geworden. Die Hagebutten hingen rot über den Gartenzaun, und das Laub wurde bereits bunt. Die Pappel jenseits der großen Wiese sah aus, als blühe sie noch einmal.

Harald und Zenzl waren in einer Kunstausstellung gewesen und saßen nun in einem kleinen Lokal in der Nähe des Kurfürstendamms.

„Es ist schön, so zu leben zwischen Theater, Büchern und Kunstausstellungen, nicht wahr? Und wenn du nun noch einige Reisen hinter dir hast, wirst du eine richtiggehende große Dame sein", sagte Harald.

Zenzl sah ihn nachdenklich an. Ihre etwas schräg gestellten Augen hatten einen seltsamen Ausdruck.

„Warum soll ich eigentlich eine große Dame werden; wozu?" fragte sie ruhig.

Harald fühlte nicht die Ablehnung, die aus ihren Worten klang. Er glaubte, daß nun die Gelegenheit, zu sprechen, für ihn gekommen sei.

„Weißt du das wirklich nicht?" fragte er.

In Zenzls Augen trat ein rasches Mißtrauen. Sie schüttelte den Kopf.

Harald legte seine Hand auf die ihre.

„Liebst du mich?" fragte er.

Zenzl zog ihre Hand rasch zurück.

„Nein, ich liebe Sie nicht", sagte sie mit spröder Stimme.

Harald lachte leise.

„Aber ich liebe dich. Ich habe es lange selber nicht geglaubt. Nun muß ich es wohl als unabänderliche Tatsache hinnehmen, daß ich mich in dich kleines Mädchen ausweglos verliebt habe."

Zenzls Gesicht wurde ganz weiß. Sie fühlte plötzlich ihr Herz und spürte, daß es nur langsam und mit viel zu großen Pausen schlug.

„Das mit der Liebe, das kann man sich schnell einmal einbilden", versuchte sie abzulenken und fiel dabei fast übergangslos in ihre kindliche Unbeholfenheit zurück. Erschrocken schaute sie sich in dem kleinen Lokal um; es erschien ihr unschicklich, solche Dinge in aller Öffentlichkeit zu besprechen. Sie waren aber die einzigen Gäste in diesem Raum.

„Freilich kann man sich Liebe einbilden", sagte Harald. „Bei einem erwachsenen Menschen, der über sich selbst Bescheid weiß, ist das aber ziemlich unwahrscheinlich. Weißt du, daß ich jeden Abend aufpasse, wann du das Licht auslöschst? Von meinem Zimmer aus kann ich das gut sehen. Weißt du, daß ich dir jede Nacht gute Träume wünsche in deinen Kinderschlaf hinein? Weißt du, daß ich oft am Tage nach Hause komme, bloß weil ich plötzlich Angst bekomme und mir einbilde, es könnte irgend etwas mit dir nicht in Ordnung sein, und daß mir dann jedesmal ein Stein vom Herzen fällt, wenn ich dich heil und gesund zu Hause vorfinde? Weißt du, daß ich wie ein Verrückter in meinem Zimmer auf und ab renne, wenn du dich einmal eine halbe Stunde verspätest? Daß ich meine ganze Kraft brauche, um nicht sofort ans Telephon zu stürzen und die Polizei zu alarmieren? Mein Leben ist in viel stärkerem Maße, als du annimmst, bereits mit dem deinen verbunden. Sieh, wenn ich irgend etwas sehe oder höre, was mir gefällt oder mich besonders interessiert — immer habe ich das Gefühl, das mußt du Zenzl zeigen, das mußt du ihr erzählen."

Er lächelte ein gutes, überraschend weiches Lächeln, das sein selbstsicheres Gesicht sehr veränderte.

„Du siehst, alle meine Gedanken sind stets bei dir", schloß er zärtlich.

Zenzl schwieg mit zusammengepreßten Lippen und angstdunklen Augen. Sie hatte Harald Deußen sehr gern und war sich völlig dessen bewußt, daß er Anspruch — zumindest auf ihre Dankbarkeit — hatte.

„Liebst du mich?" fragte Harald sehr ernst.

Sie ließ ihn einen Augenblick auf die Antwort warten; nicht weil sie eine Absicht damit verband, sondern weil sie Zeit brauchte, um ihre Erregung niederzukämpfen.

„Nein, ich möchte es ja gern, aber ich liebe Sie nicht. Verzeihen Sie, aber ich kann ja nichts dafür, daß es so ist."

Nur den Bruchteil einer Sekunde schien Haralds Sicherheit zu wanken.

„Ach, Kind, was weißt du von der Liebe!" sagte er dann. „Ich will ja auch nichts Übereiltes. Ich kann warten. Ich liebe dich, ich werde dich immer lieben, und eines Tages wirst du plötzlich entdecken, daß auch du mich liebst. Es kann ja gar nicht anders sein. Ein Gefühl, wie ich es für dich habe, kann gar nicht unerwidert bleiben."

Ach, dachte Zenzl traurig, Gefühle können schon unerwidert bleiben; daß er das noch nicht weiß, er ist doch schon so alt! Ich glaube, ein größerer Unsinn als der, daß Liebe Liebe erweckt, ist nie behauptet worden. Aber er gehört wohl zu den Glücklichen, denen nie etwas versagt worden ist, deshalb weiß er nichts davon. Bei mir fängt alles gleich viel weniger glücklich an. Aber sie erzählte ihm nichts von ihren Gedanken, sie schwieg und bekam ein leeres Gefühl im Kopf und im Herzen.

Harald, der bemerkte, wie erschüttert sie war, begann von seinen Reisen zu erzählen, von all den Ländern, die sie kennenlernen würde.

Zenzl konnte nicht an fremde Länder denken. Sie mochte überhaupt nichts mehr denken, und sie meinte, es lohne alles nicht recht. Diese Reisen nicht und dieses ganze sinnlose Leben nicht. Wenn Harald eine Frage stellte, nickte sie oder schüttelte den Kopf. Es erschien ihr als eine unerträgliche Anstrengung, ein Gespräch zu führen. Ihre Lippen waren ganz farblos und trocken, und ihre Augen waren dunkel vor Trauer und Hoffnungslosigkeit.

„Warum sprichst du denn gar nicht mehr?" fragte Harald.

„Ich bin so müde", antwortete Zenzl, ohne ihn anzusehen.

Harald verlangte sofort die Rechnung. Die Art, wie er ihr in den Mantel half, sie durchs Lokal führte und die Tür öffnete, zeigte, daß Harald Deußen nun die Kostbarkeit seines Lebens gefunden hatte. Der Geschäftsführer, der ihn gut kannte, versteckte seine wissenden Augen und sein kleines Lächeln hinter einer tiefen Verbeugung, als Harald vorüberging.

Zenzl schlief nicht in dieser Nacht. Sie grübelte und grübelte.

Draußen schüttelte ein plötzlich aufgekommener Herbststurm die Bäume. Regenschauer schlugen gegen die Fenster. Der Sturm rauschte, brach dürre Äste ab und warf sie krachend in die aufgewühlte Finsternis.

Von hier fort gab es nur zwei Wege. Einer konnte, wenn Gott sie lieb hatte, zu Justus Sturm führen. Der andere führte in ein graues Leben zur Mutter in den kleinen Laden oder zu irgendeiner Haushälterin Gantl, der sie nun, das fühlte sie genau, überhaupt nicht mehr gewachsen sein würde; und von dort führte vielleicht nach langer Zeit einmal der Weg zu einem anständigen einfachen Mann. Denn heiraten mußte ja schließlich ein Mädchen wie sie irgendwann einmal. Aber wenn es schon nicht Justus, sondern nur irgendein Mann sein konnte, warum sollte es dann nicht Harald Deußen sein?

Es war nicht einfach für Zenzl mit ihren achtzehn Jahren, so weit mit ihren Gedanken zu kommen.

„Die Hauptsache ist, daß ein Mensch weiß, was er will; alles andere findet sich dann schon", hörte sie plötzlich Justus sagen.

Am Morgen, als eine müde, verweinte Herbstsonne sich durch die Wolken zu kämpfen versuchte, hatte Zenzl einen Entschluß gefaßt.

*

Gegen Mittag, nachdem Harald das Haus verlassen hatte, suchte Zenzl Brigitte. Leise Klaviermusik wies ihr den Weg. Sie klopfte und trat ein. Brigitte saß am Flügel und war so versunken in ihr Spiel, daß sie das junge Mädchen nicht bemerkte. Zenzl blieb an der Tür stehen, sie wollte nicht stören. Sie hatte Klaviermusik besonders gern, und das, was Brigitte Deußen hier spielte, erschien ihr bei aller Schwermut trostverheißend. Der Flügel stand in Brigittes Zimmer. Der Raum mit der großen Blumenwand, die die Illusion erweckte, daß der Garten bis ins Zimmer hineinwuchs. Es nieselte draußen. Die Luft roch nach Feuchtigkeit, beinahe wie an jenem Abend.

Als Brigitte die Schubert-Sonate beendet hatte, bemerkte sie erst, daß Zenzl im Zimmer war. Zenzl trug ein einfaches, dunkelblaues Kleid. Ihr helles, schimmerndes Haar hing zart und glänzend bis auf die Schultern nieder. Ihre Augen waren mit unerbittlichem Ernst auf Brigitte gerichtet.

„Fräulein Deußen, entschuldigen Sie, wenn ich Sie störe, aber ich habe eine Bitte an Sie."

Brigitte fühlte sofort, daß nun endlich so etwas wie eine Entscheidung gefallen war. So ruhig sie konnte, bat sie Zenzl, Platz zu nehmen.

Zenzl setzte sich still und sagte dann ohne Einleitung, ohne Erklärung, leise: „Ich bitte Sie, mir die Adresse von Herrn Justus Sturm zu verschaffen. Ich kann ... Ich trau mich nicht, Herrn Doktor darum zu bitten."

Zenzls Lippen zitterten ein wenig. Sie starrte auf ihre Hände und bemühte sich, die Tränen zurückzuhalten, die sie schon in den Augen spürte. Sie gab keine Erklärung, und Brigitte überlegte, ob das Mädchen mit nachtwandlerischer Sicherheit fühlte, daß sie bereits alles wußte oder einfach voraussetzte, daß sie aus diesem kurzen Satz sich ihre ganze Geschichte zusammenreimen könne.

Zenzl dachte gar nichts. Sie hatte einfach getan, wozu ihr Gefühl sie trieb. Sie wollte Brigittes Hilfe und kleidete ihre Bitte in die einzige Form, die ihr gefühlsmäßig möglich war.

„Herr Sturm ist doch der Mann mit dem Siedlungsland, nicht wahr?" fragte Brigitte vorsichtig.

„Ja, der dritte von Herrn Doktors Schützlingen", antwortete Zenzl, die inzwischen die Geschichte der drei Fünfmarkstücke genau kannte.

„Es ist gut, Kind", entgegnete Brigitte, „aber ist es nicht ein bißchen wenig, wenn Sie nur die Adresse haben? Mißverständnisse lassen sich brieflich sehr schwer aufklären. Wäre es nicht besser, wenn Herr Sturm nach Berlin käme, damit Sie sich mündlich mit ihm aussprechen könnten?"

Zenzl hob den Kopf. „Mein Gott, Fräulein Deußen, an sowas trau' ich mich gar nicht zu denken. Das trau' ich mich auch gar nicht zu wünschen. Nein, ich wär' schon froh, wenn ich wenigstens die Adresse bekommen könnte."

Brigitte schwieg nachdenklich eine ganze Weile. Sie schaute in den Garten hinaus, schaute den Tropfen nach, die von den dunkel glänzenden Blättern groß und schwer zur Erde fielen. Es war, als hätte sie Zenzl völlig vergessen. Aber dann schien sie plötzlich zu einem Entschluß gekommen zu sein.

Sie lächelte ein bißchen und sagte:

„Ich weiß noch nicht, ob es mir gelingen wird, aber ich werde Ihnen auf alle Fälle die Adresse verschaffen und mein Möglichstes versuchen; vielleicht läßt es sich doch erreichen, daß Herr Sturm nach Berlin kommt. Aber eine Woche müssen Sie sich auf alle Fälle noch gedulden. Einverstanden?"

„Einverstanden", sagte Zenzl ernst und mit beklommener Stimme. Sie bedankte sich und ging, ohne eine weitere Frage zu stellen aus dem Zimmer.

*

Brigitte Deußen war eine gescheite Frau, und sie kannte ihren Vetter Harald besser als jeder andere Mensch auf der Welt. Sie wußte, wie schwer es ihm fiel, einer Sache, die amüsant und zugleich interessant zu werden versprach, zu widerstehen.

Gleich beim Frühstück begann sie Zenzl zu loben. Zenzl war seit Wochen Haralds Lieblingsgespräch. Er wurde sofort strahlender Laune, als Brigitte ihm großmütig Gelegenheit gab, von dem Mädchen zu reden, das sein ganzes Herz erfüllte.

„Was ist eigentlich aus den beiden anderen Experimenten geworden? Weißt du das?" fragte Brigitte.

Harald lachte. „Nannerl hat sich großartig durchgesetzt. Sie tritt augenblicklich in einem großen Lokal auf und hat schon einen Vertrag mit einem Varieté im Berliner Osten. Sie hat auch schon ihr erstes Filmangebot für einen heiteren Kurzfilm und hat sich in einer Weise verändert, daß einem einfach die Luft wegbleibt. Das habe nicht einmal ich für möglich gehalten."

„Und der Mann, dieser Justus oder wie er heißt?" fragte Brigitte harmlos.

„Ach, der sitzt auf seinem Siedlungsland. Es geht ihm anscheinend recht ordentlich. Er schreibt mir hin und wieder und hat mich übrigens eingeladen, ihn zu besuchen, um mir anzusehen, was er geschaffen hat. Ich werde das gelegentlich auch mal tun."

„Weißt du, was ich finde?" sagte Brigitte lächelnd und anscheinend außerordentlich gut gelaunt. „Du müßtest die drei Ehrlichen, die sich ja gegenseitig gar nicht kennen, hier zusammenbringen. Ich glaube, die menschliche Veränderung, die sich bei jedem bemerkbar macht und die wir doch eigentlich nur bei Zenzl genau beobachten konnten, ist sehr interessant. Die große Veränderung, die dein Eingreifen in ihr Leben gebracht hat, kann ja nicht spurlos an ihrem Innenleben vorübergegangen sein, und einen ungezwungenen Abend lang in Gesellschaft, das gibt doch ganz andere Einblicke, als wenn du dich allein mit ihnen hinsetzt und sie unwillkürlich alles so frisieren, wie sie glauben, daß es dir angenehm ist."

Harald schmunzelte. Der Gedanke gefiel ihm ganz offensichtlich.

„Ich werde alles für den hohen Besuch vorbereiten, und zum Lohn dafür darf ich dann mit dabei sein, und ich darf mir dann das Ergebnis deines Experimentes aus der Nähe ansehen."

„Eine nette Idee", sagte Harald. „Das muß ich mir überlegen. Nannerl bei einem großen Abendbrot muß ja wirklich eine Quelle des Ergötzens sein. Zenzl ist ja so weit, daß man sich um ihre Tischmanieren keine Sorgen zu machen braucht. Na, und bei Justus, da mußt du eben von Zeit zu Zeit wegschauen."

Brigitte erkannte, daß er angebissen hatte und für den Plan gewonnen war.

Ehe er das Haus verließ, kam er dann noch einmal in ihr Zimmer und sagte: „Sag mal, würde dir der kommende Samstag passen?"

„Wofür?" fragte Brigitte.

„Na, für die Einladungen meiner beiden anderen Experimente?" rief Harald.

„Aber du mußt diesem Justus doch erst schreiben!"

„Unsinn. Ich telegraphiere ihm das Reisegeld mit bezahlter Rückantwort. Also — paßt dir Samstag?"

„Natürlich", lächelte Brigitte. „Ich bin überzeugt, es wird sehr lustig werden."

„Saukomisch wird's werden", rief Harald begeistert. „Auf Wiedersehen."

Drei Stufen auf einmal nehmend, lief er zum Haus hinaus. Und so was ist nun ein Mann von fünfunddreißig Jahren, dachte Brigitte. Er könnte sich mit vierundzwanzig auch nicht anders benehmen. Ein richtiggehend erwachsener Mensch wird niemals aus ihm werden

Sie ging in ihr Arbeitszimmer, rief bei ihrem Buchhändler an und fragte, ob das neue Buch von Peter Harm schon erschienen sei. Der Buchhändler hoffte, es am Nachmittag schicken zu können. Wenn Harald wüßte, daß ich alle seine Bücher kenne, überlegte Brigitte weiter. Wenn er wüßte, daß ich durch einen Zufall sein Pseudonym kenne, er würde sicher sehr böse sein. Harald war ein erfolgreicher Schriftsteller, und Brigitte war fest davon überzeugt, daß er die Hälfte seines Erfolges seinem Pseudonym verdankte. Wenn alle Menschen gewußt hätten, daß Harald Deußen es war, der diese Gedanken gedacht und diese Gefühle hatte, hätte ihn das sicherlich so sehr gehemmt und beeinflußt, daß er es aufgegeben hätte, so zu schreiben, wie er schrieb. Brigitte liebte Haralds Klugheit und seine zarte Behutsamkeit, die sie aus tiefstem Herzen anerkennen mußte. Im Leben weiß er seine Empfindsamkeit ja gut zu verstecken, dachte sie, aber an seinen Arbeiten sieht man, wie er wirklich ist.

Brigitte ließ Zenzl rufen und teilte ihr mit, daß am Samstag Justus Sturm Tischgast sein würde.

Zenzl war so erschüttert von dieser Nachricht, daß nicht einmal ihre Freude zum Durchbruch kommen konnte. Ihre Hände klammerten sich um die Lehne des Stuhls, hinter dem sie stand, ihre Knöchel wurden ganz weiß dabei.

Hier ist es Justus, bei mir ist es Harald, aber im Grunde genommen ist es immer dasselbe, dachte Brigitte.

Sie streichelte im Vorübergehen leise Zenzls Schulter und ging aus dem Zimmer.

Justus Sturm hatte ohne Umschweife zugesagt. Nannerl, die große Diva, brauchte natürlich län-

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

geres Zureden, bis sie ihre bereits mit starken Starallüren behaftete Wichtigkeit für eine so einfache Sache, wie einen kleinen Abend bei Doktor Deußen, zur Verfügung stellen konnte.

Zenzl hatte schlaflose Nächte vor Aufregung. Sie bekam übergroße Augen, und ihr Gesicht verlor alle Kindlichkeit.

Brigitte ließ ihr durch ihren Salon ein kleines, einfaches Abendkleid zuschicken. Als Zenzl sich wegen des unerwarteten Geschenks bedanken wollte, sagte sie:

„Aber ich habe nun mal in dieser Sache A gesagt, nun muß ich auch Y und Z sagen, das ist selbstverständlich."

Der von allen mit einer gewissen Aufregung oder Neugier erwartete Abend kam. Die Villa Deußen war festlich erleuchtet.

Zehn Minuten nach acht fuhr ein Taxi vor. Zenzl stand unten am Flurfenster und sah Justus aus dem Wagen steigen.

Einen Augenblick lang mußte sie sich am Fensterriegel festhalten, als sie im Schein der Straßenlaterne das Gesicht sah, das Wochen um Wochen der Mittelpunkt ihrer Träume und Gedanken gewesen war.

Justus war nicht in Lederhosen heute. Er trug einen dunklen Mantel, dazu einen hellen Schal, genau wie Harald Deußen, und Zenzl entging auch nicht die Leichtigkeit, mit der er Geld, das er lose aus der Tasche nahm, dem Fahrer in die Hand legte. Bis sie sich so weit gefaßt hatte, daß sie in die Empfangsräume hinaufgehen konnte, verging einige Zeit, und Justus hatte seinen Überraschungserfolg bereits hinter sich.

Harald und Brigitte, die beide mit sehr wohlwollendem Lächeln nach der Tür sahen, verschlug es beinahe die Sprache, als Justus eintrat. Ein junger Mann im tadellosen, dunklen Anzug, ohne jede Gehemmtheit und so korrekt, daß nicht einmal der Spott zu bemerken war, der in seinen Augenwinkeln saß.

Mein Steinklopfer, ich bin sprachlos, dachte Harald, während er Justus begrüßte und ihm Brigitte vorstellte.

Ich dachte, der Junge wäre Steinklopfer, überlegte Brigitte. Mir aber scheint, hier hat sich jemand aus ganz anderer Umgebung einen Witz erlaubt.

Ihr Lächeln, in dem ihr ganzes Verständnis für den Humor der Situation stand, gefiel Justus. Als er sich über ihre Hand beugte und sie küßte, trat Zenzl ein. Sie sah schmal und blaß aus, hatte fieberhaft glänzende Augen. Das dunkle Abendkleid ließ sie größer erscheinen, als sie war.

Mein bayerisches Dirndl ist eine Mondscheinprinzessin geworden in der Zwischenzeit, dachte Justus. Sein Gefühl schwankte zwischen Bitterkeit und Trauer.

Harald war so beschäftigt mit diesem überraschenden Steinklopfer, daß er Zenzls seltsame Bewegtheit nicht bemerkte. Der Anzug, den der Junge trägt, hat mindestens zweihundert Mark gekostet. Vielleicht hat er sein Siedlungsland vernascht und spielt nun den Lebemann, dachte er.

Nach einigen belanglosen Begrüßungsgesprächen bat Brigitte zu Tisch. Nannerl konnte erst später kommen.

Bei Tisch aber gab Harald die Version von dem Steinklopfer völlig auf. Brigitte war Justus' Tischdame. Die formvollendete Sicherheit, mit der er sie bediente, war nicht in kurzer Zeit zu erlernen. Die war das Resultat alter Gewohnheit. Selbst Zenzl, die mit wirklich verblüffender Geschicklichkeit alles gelernt und angenommen hatte, fehlte die überlegene Sicherheit seiner Tischmanieren.

Ich bin ein Rindvieh gewesen, dachte Harald mit einer Respektlosigkeit, die er einem anderen Menschen nie gegen sich erlaubt hätte. Der Junge hat mich einfach auf den Arm genommen. Ich bin nur neugierig, was er mit dem Siedlungsland gemacht hat.

Zenzl stocherte still und blaß in ihrem Essen herum. Dieser Justus, der hier gekommen war, das war nicht der, von dem sie sich verabschiedet hatte. Kein Händedruck, kein Blick hätte Freude oder Vertrautheit verraten. Er war ganz fremd, weiter weg von ihr als in der ganzen Zeit seiner Abwesenheit, und doch so vertraut, so ersehnt, daß die Beherrschung, die dieses Zusammensein von ihr verlangte, kaum aufzubringen war. Wenn er lachte, glänzten seine starken weißen Zähne, sein braunes Haar schimmerte. Er unterhielt sich angeregt mit Brigitte, Zenzl war so benommen von seiner Nähe, daß sie kaum hörte, was Harald mit ihr sprach, und doch war sie die einzige, die sah, daß bei aller Fröhlichkeit Justus' Augen ganz ernst geblieben waren. Sein Herz wußte also nichts von dieser Fröhlichkeit und von diesen raschen, gewandten Worten, mit denen er alle überraschte. Zenzl wurde leichter zumute, als sie das erkannt hatte. Sein Herz ist so, wie ich immer gedacht habe, daß er sein muß.

Ihr erschien dieses Abendessen mit der etwas zu lauten Unterhaltung, dem Lachen, dem raschen, scherzhaften Geplänkel wie ein böser Traum, der irgendwann einmal plötzlich enden mußte, um einer sauberen, klaren und auch für sie verständlichen Wirklichkeit Platz zu machen.

„Wie kam es eigentlich, daß Sie sich einmal als Steinklopfer betätigt haben?" fragte Harald.

„Steinklopfer bin ich nie gewesen", erklärte Justus, während er seinen Fisch zerlegte.

„Nanu! Aber — sagen Sie, Sie haben mir doch in Regensburg, damals, als ich Sie zum erstenmal sah, erklärt, daß Sie Steinklopfer von Beruf seien."

„Da müssen Sie sich verhört haben", antwortete Justus gleichgültig.

Zenzls Gabel klirrte leise, als sie aus ihrer plötzlich kraftlos gewordenen Hand auf den Tellerrand fiel. Mein Gott, stammelte sie lautlos, denn dieser Justus Sturm hier, den sie liebte, lieben mußte, ohne genau zu wissen warum, der hatte doch auch ihr erklärt, daß er Steinklopfer gewesen sei! Vielleicht ist er ein Hochstapler, dachte sie atemlos.

Die einzige, die völlig gelassen blieb, war Brigitte. Sie sah Justus heute zum erstenmal, war nicht durch irgendwelche vorhergehenden Erlebnisse in ihrem Urteil getrübt und war fest davon überzeugt, daß mit diesem wohlerzogenen sicheren jungen Menschen alles in Ordnung ging.

„Können Sie sich denn erklären, wie mein Vetter auf diese Idee kam, daß Sie Steinklopfer von Beruf seien", fragte sie freundlich.

„Natürlich", antwortete Justus, dem Brigitte ebenso sympathisch war wie er ihr. „Das weiß ich sogar ganz genau."

„Na, und?" fragte sie und lächelte ihm, da ihr die ganze Angelegenheit herzliches Vergnügen bereitete, strahlend zu.

„Doktor Deußen hat eben nicht genau hingehört, es gibt viele Leute, die so befangen sind, von ihrer eigenen Vorstellung von einer Sache, daß sie nur hören, was sie hören wollen", erklärte er freundlich nud beschäftigte sich weiter mit seinem Fisch, der ihm ausgezeichnet zu schmecken schien.

„Aber hören Sie mal", sagte Harald, „wenn ich deutlich ‚Steinklopfer' höre, können Sie doch schließlich nicht ‚Regierungsrat' gesagt haben."

„Nein", antwortete Justus, „das natürlich nicht. Ich bin übrigens auch nicht Regierungsrat."

Harald begann langsam zu begreifen, daß dieser junge Mann, nicht, wie er dachte, ein Stückchen schlechtes Gewissen war, sondern daß er ein Spiel trieb, das ihm Spaß bereitete. Harald begriff auch, daß er dafür ausersehen war, die Kosten dieses Spaßes zu tragen. Das hätte ihm normalerweise nichts ausgemacht, ihn höchstens interessiert, aber hier vor Zenzl und Brigitte störte es ihn, den Dummen zu spielen.

„Wollen Sie mir nun nicht erklären, was eigentlich mit Ihnen los ist?" fragte er, eine Kleinigkeit zu scharf für einen höflichen Gastgeber.

„Aber Harald!" besänftigte Brigitte, während Zenzl erschrocken den Kopf hochriß, „weshalb willst du auf einmal diktatorisch werden! Ich habe schon, als Herr Sturm kam, gesehen, daß es sich um ein Mißverständnis handeln muß mit dem Steinklopfer. Nun wollen wir doch abwarten, wie dieses Mißverständnis sich aufklärt; außerdem finde ich, Überraschungen gehören zu Experimenten."

„Aber ich bin ja gern bereit aufzuklären", lachte Justus. „Um Gottes willen, bloß keinen Streit. Ich habe in der Nacht, als wir uns kennenlernten, zu Ihnen nicht gesagt, daß ich Steinklopfer bin. Ich habe ‚Steinzerklopfer' gesagt, das ist meiner Meinung nach ein großer Unterschied."

Zenzl atmete auf. Ihre Erstarrung löste sich, als sie dieses Wort hörte, denn sie konnte sich noch gut erinnern, daß sie sich ein bißchen darüber gewundert hatte. als er „Steinzerklopfer" sagte. Vielleicht war dieser Justus doch kein Hochstapler. Sie begann wieder leise zu hoffen.

„Na und, wo liegt der große Unterschied?" fragte Harald.

„Ich bin Bildhauer, und in der Nacht, als Sie mich trafen, hatte ich ganz fürchterlichen Katzenjammer. Ich war so deprimiert, so wütend über mich selbst, daß mir das ganze Leben sinnlos erschien. Ich arbeitete an einer Artemis und war richtiggehend krank vor der Disharmonie, die zwischen meiner Vorstellung und meiner Schöpfung herrschte. Ich konnte die Harmonie, die mir vorschwebte, die ich vor meinen inneren Augen sah, nicht auf mein Werk übertragen. Sehen Sie, deshalb habe ich die Silbe „Zer" in den Steinklopfer eingesetzt. „Zer" ist immer etwas Zerstörendes, und wenn man Steine so bearbeitet, daß sie an Stelle eines Kunstwerks nur unbrauchbar werden, ist man eben ein Steinzerklopfer. Oder sind Sie anderer Meinung?"

Brigitte lachte auf, als er mit gleichgültigem Gesicht sich wieder seinem Essen zuwandte und nun anscheinend alles für geordnet hielt

Auch Harald schmunzelte. „Nun", meinte er, „ich gebe zu, daß ich es bin, der dieses Mal einen Bock geschossen hat, und das ist mir jedenfalls lieber, als wenn ich Sie durch das Geschenk des Siedlungslandes zum Hochstapeln verführt hätte . ."

„Etwas merkwürdig sind Ihre Experimente ja", sagte Justus ruhig feststellend.

„Soll das eine Kritik sein oder eine gut versteckte Anerkennung?" fragte Harald nun wieder in bester Laune.

„Das weiß ich selbst noch nicht genau. In meinem persönlichen Fall muß es eine Anerkennung sein, denn ich bin durch das Siedlungsland über den Berg gekommen. Ich will nicht sagen, daß ich den Berg ohne Ihr Geschenk nicht überwunden hätte, aber es war immerhin der erste Weg, der sich mir auftat, und es war kein schlechter Weg."

Er hob sein Glas. „Ihr Wohl, Herr Doktor!"

Die beiden Männer tranken sich zu. Die festlichen Kerzen, die Brigitte auf den Tisch gestellt hatte, flackerten. Die Herbstblumen, die in kleinen Kränzchen auf dem Damast lagen, leuchteten bunt.

Zenzl wußte nicht recht, ob sie erleichtert sein sollte oder nicht. Sie war natürlich froh, daß sich alles auf eine so natürliche und für Justus günstige Weise geklärt hatte, aber sie hatte auch das Gefühl, als sei sie nun auf einmal ganz allein auf der Welt. Brigitte und Harald waren zwei Menschen aus einer so anderen Lebenssphäre; sie gehörten zusammen durch Geburt, Erziehung und auch durch ihre geistige Ausrichtung. Das hätte sie nicht so einfach in Worte kleiden können. Aber sie fühlte eben, daß die beiden zusammengehörten und daß sie selbst hier immer nur eine Figur am Rande sein konnte. Dagegen kamen alle Erklärungen Haralds nicht auf. Man konnte Tatsachen mit Worten nicht aus der Welt schaffen. Und nun gehörte Justus, der so einfach zu sein schien wie sie selber, dem sie sich so verbunden gefühlt hatte, bei dem sie zu Hause zu sein glaubte, auch in diesen fremden Kreis! Wenn ich jetzt plötzlich zu weinen anfangen würde, wüßte kein Mensch, warum, dachte sie. Und doch habe ich nie in meinem Leben mehr Grund zum Weinen gehabt als eben jetzt.

„Sie tun ja, als ob Sie über mich ganz genau Bescheid wüßten", sagte Harald. „Was wissen Sie denn über die Experimente, auf die Sie anspielen?"

„Nicht viel, nur daß diese Experimente existieren. Ich habe Sie in der bayerischen Bierbar mit Fräulein Brauer getroffen und erfahren, daß diese Dame auch aus Regensburg stammt."

„Davon haben wir überhaupt nicht gesprochen", warf Harald ein.

„O doch! Das haben Sie nur wieder vergessen", schwindelte Justus. „Außerdem habe ich es sofort am Dialekt gemerkt, denn der Regensburger Dialekt hat natürlich ebenso seine Feinheiten und Eigenheiten wie jeder andere. Fräulein Aumülmer, die mir Berlin ein bißchen zeigte . . ."

„Was, wie ich annehme, nicht nötig gewesen wäre", warf Harald ein.

„Sie haben recht, aber es war trotzdem sehr nett", sagte Justus gleichgültig, und Zenzl hätte ihr halbes Leben dafür gegeben, wenn sie hätte in den Boden versinken oder irgendwie sonst weit weg sein können von diesen drei überlegenen Menschen.

„Als ich meine persönlichen Erfahrungen mit dem, was ich sah und hörte, zusammenwarf, kam ich zu der Überzeugung, daß Sie mit einem ungewöhnlichen Aufwand eine Glückslotterie für die Ehrlichen gegründet hatten. Ich war darauf gefaßt, heute ein Haus voll interessanter Menschen hier zu finden. Nur deswegen bin ich nämlich so rasch gekommen."

„Sie überschätzen meine Mittel", wehrte Harald ab.

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Rösselsprung

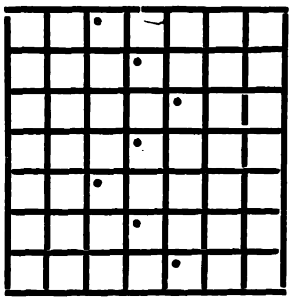
	man	dem	
mit	weg	licht	. kel
muß	ne	tel	mit
en	mein	ge	an
wand	so	bau	weg
ich	sich	schau	mein
en	vor	soll	te

Zahlenrätsel

1 6 8 8 6 1 9 2	Kleinigkeit
2 8 10 9 1 3 4	griech. Buchstabe
3 11 5 12 9 13 2 2	Blume
4 3 4 4 2	Nachtschmetterling
5 2 1 2 14 2 10	Sundainsel
6 8 6 4 6 15 2	Unterhaltsrente
7 2 4 2 13 9 15 2 11	Tauerngipfel
6 1 14 2 11 9 5 12	sagenhafter Zwerg
1 3 16 16 2 11 9 2	Glücksspiel
1 6 7 2 4 13 2 1	wohlriechender Strauch
3 16 11 6 4 6 3	italien. Hafenstadt

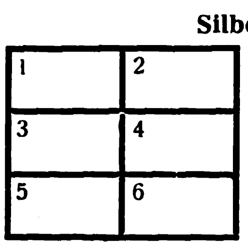
Die Anfangsbuchstaben ergeben von oben nach unten gelesen den Namen eines italienischen Komponisten.

Diagonalrätsel



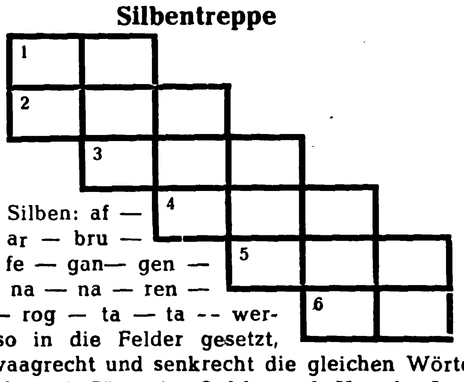
Die Buchstaben a a a a d d e e e e e e e e h i k k k l l l m m m n n n n n o r r r r r s s s s s t t t u u u v w sind so in die Felder einzutragen, daß Wörter folgender Bedeutung entstehen. 1. Schulklasse, 2. deutscher Komponist, 3. Befestigungsmittel, 4. Erzählung, 5. Romanheld Goethes, 6. Beweismittel, 7. Morgenaufführung. Die punktierten Felder ergeben. von oben nach unten gelesen, den Namen einer deutschen Kolonie in Afrika

Silbenkreuz



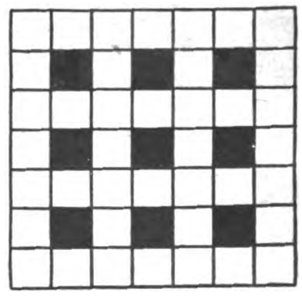
1—2 Stadt an der Elbe
1—3 zerborstene Statue
3—4 Natriumverbindung
3—6 Salzquelle
5—6 Hafendamm
5—1 Kraftmaschine
6—4 Geliebte des Zeus

Silbentreppe



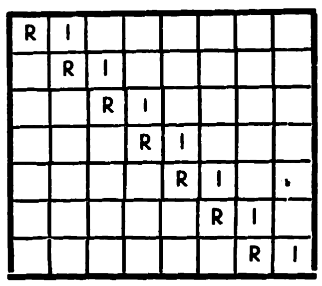
Die Silben: af — ar — ar — bru — fe — fe — gan — gen — ko — na — na — ren — rog — rog — ta — ta — werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Säugetier, 2. Monat, 3. Kap der Insel Rügen, 4. Fluß in der Herzegowina, 5. russ. Hafenstadt, 6. Getreide.

Viereck



Die Buchstaben a a a a a a a a a a b b e e e e l l n o p r r r r r r s t t t t t t u u v v werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen: 1. Gleichnis, 2. Stadt in Baden, 3. Tapferkeit, 4. Palast in Rom

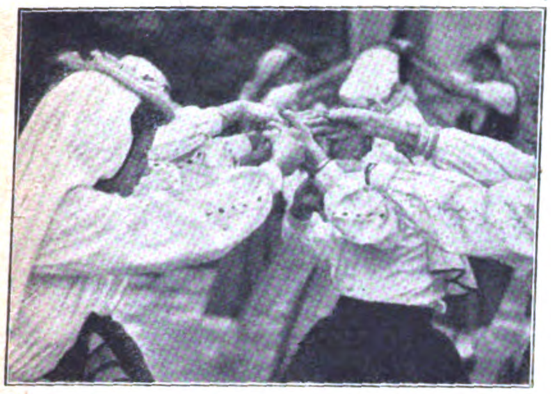
Füllrätsel



Die Buchstaben a a a a a a b c d d d d e e e g h h i i i k k k l l m m m n n n n n o r r r r t t werden in die Felder gesetzt, daß waagrecht folgende Wörter entstehen. 1. Vorort von London, 2. Kunstrichter, 3. Kapellmeister, 4. Schranke, 5. Affenart, 6. chinesischer Staatsbeamter, 7. japanischer Selbstmord.

Lösungen der Rätsel:

Rösselsprung: Weg mit dem Mittelweg! / Soll ich mein Licht anschauen / So muß man keine Wand / Vor mein Gesichte bauen. Silesius. ✱ **Zahlenrätsel:** Lappalie, Epsilon, Orchidee, Nonne, Celebes, Apanage, Venediger, Alberich, Lotterie, Lavendel, Otranto. „Leoncavallo." ✱ **Diagonalrätsel:** 1. Sekunda, 2. Strauss, 3. Klammer, 4. Novelle, 5. Werther, 6. Urkunde, 7. Matinee. „Kamerun." ✱ **Silbenkreuz:** 1. TOR, 2. GAU, 3. SO, 4. DA, 5. MO, 6. LE. ✱ **Silbentreppe:** 1. Affe, 2. Februar, 3. Arkona, 4. Narenta, 5. Taganrog, 6. Roggen. ✱ **Viereck:** 1. Parabel, 2. Rastatt, 3. Bravour, 4. Lateran. ✱ **Füllrätsel:** 1. Richmond, 2. Kritiker, 3. Dirigent, 4. Barriere, 5. Mandrill, 6. Mandarin, 7. Harakiri.



„Es war wie ein Film!"

1 **Unser Bildberichter schreibt uns:** „Wie die Speichen eines Rades kreisten die Arme der Tänzerinnen um den Drehpunkt ihrer verschlungenen Hände. Dies Element graziöser Verknüpftheit vermochte ich noch zu erfassen . . .





3 . . . die mich unwiderstehlich anzog und die ebenso von meiner Kamera gleichsam magnetisch angezogen wurde. Hier war alles vereinigt, was ich an verschiedenen Tänzerinnen zu finden gehofft: Anmut, Schönheit, Rhythmus, Stimme. Ich fühlte mich wie ein Filmregisseur, dem die erste große Entdeckung gelungen ist

2 . . . dann blieben, während ich das Gewoge von Anmut, Buntheit und Klangfülle aufmerksam durchmusterte, meine Augen plötzlich auf einer Erscheinung haften . . .

Aufnahmen: Tschira

„Ich war unlängst zu einer großen nationalen Tanz- und Gesangskonkurrenz in Madrid geladen", erzählt unser Mitarbeiter, „und hatte mir vorgenommen, einen sehr sachlichen Bildbericht über Spaniens Frauen, über ihre stammesmäßig bedingten besonderen Begabungen, das Hervortreten einer betonten tänzerischen Grazie über formale Schönheit und Schönheit des Ausdrucks zu schaffen. Und es wurde dann, wie es manchmal geht, ganz anders. Es wurde wie ein Film. Und ich ließ mich einfach von dem Augenerlebnis überrennen. Man möge mich dafür tadeln!"



4 Meine künstlerische Erregung muß mir wohl im Gesicht gestanden haben; es war fast etwas wie Verwunderung in Teresitas Ausdruck, den ich sogleich festhielt.



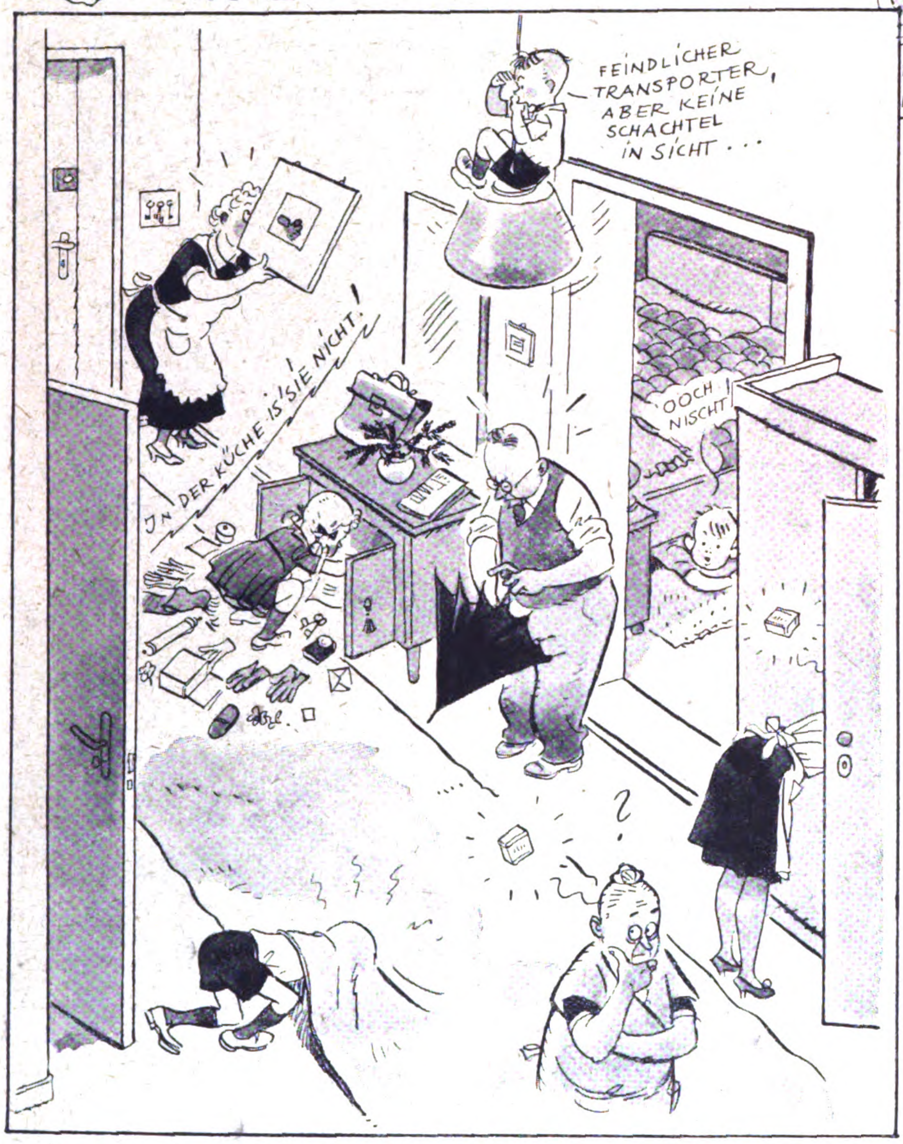
5 Aber er löste sich bald zu einem zahnprunkenden Lächeln, als sie hörte, ihr Bild werde zwar in Deutschland erscheinen, aber sie werde es doch zu sehen bekommen . . .

Wo ist die alte Schachtel?

BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER



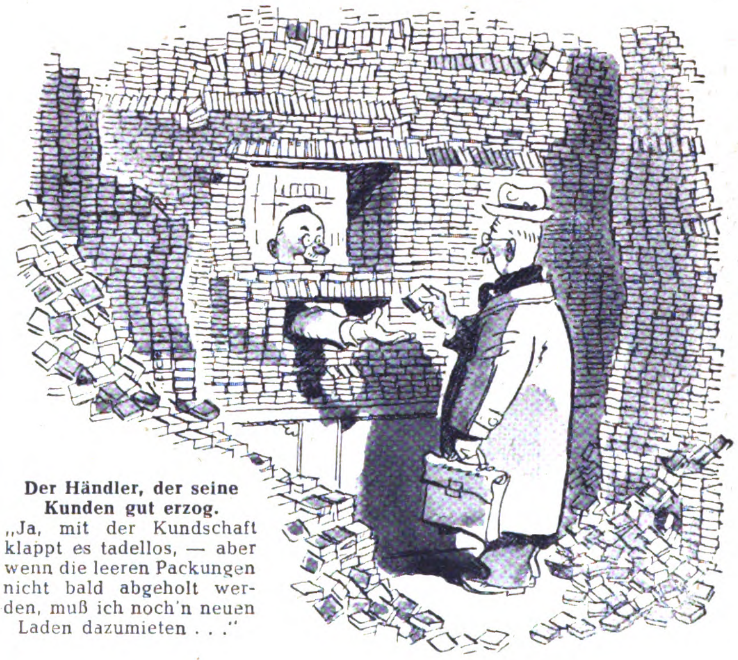
Seit dem 12. 12. 1943 ist die Anordnung des Reichsbeauftragten für Verpackungsmittel über die Erfassung gebrauchter Einzelpackungen aus Pappe in Kraft. Danach dürfen Zigaretten, Zukker, Kaffee und Waschmittel nur noch dann mit Papphülle abgegeben werden, wenn der Käufer gleichzeitig eine leere, alte Packung zurückgibt. Es wird darauf hingewiesen, daß es sich hier um eine zwingende Vorschrift handelt, denn nur wenn alle alten Packmittel der Pappenindustrie wieder zugeführt werden, ist die weitere Belieferung abgepackter Waren gesichert.



Vati hält die Familie in Atem — seine alte Zigarettenschachtel ist wieder mal verschwunden ...



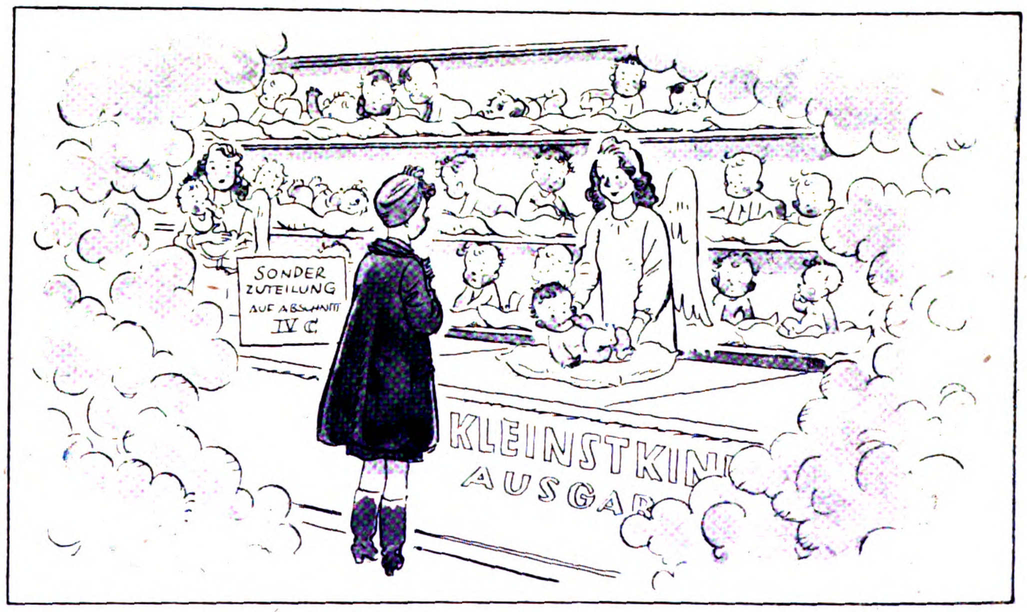
„Quatsch, Mensch, hab' dir man nich so, Pappe is Pappe!! Wenn ick meine olle Zigarettenschachtel verschmissen habe, kannste mir doch ruhig mal dafür 'ne neue Schachtel jeben ..."



Der Händler, der seine Kunden gut erzog.
„Ja, mit der Kundschaft klappt es tadellos, — aber wenn die leeren Packungen nicht bald abgeholt werden, muß ich noch'n neuen Laden dazumieten ..."



„Ich schwöre dir, Mäuschen, ich hab' mir bestimmt nichts Böses dabei gedacht, als ich dich bat mitzukommen, wenn ich mir meine Zigaretten hole ... !"



Die junge Frau Schmidt hat nach dem Auftritt heute abend im Seifenladen — ohne alte Packung wollte man ihr kein neues Paket Waschpulver verkaufen — einen beklemmenden Traum:
„Haben Sie 'ne alte, leere Packung mit, Frau Schmidt? Ohne dem darf ich Ihnen nichts abgeben ..."

Verlag: Zentralverlag der N S D A P., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. A B C D E F G 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 3. FEBR. 1944
19. JAHRGANG ∴ FOLGE 5

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:

....

....



„Während ihr Orangen erntet ...

... liegt in Deutschland Schnee auf den Dächern wie lauter Watte." Der Oberfeldwebel zeigt dem Kinde seiner Quartierleute auf Kreta das Modell eines Blockhauses aus den deutschen Bergen.

PK.-Aufn.: Segers — PBZ.





Ein Dokument seiner Siege.
Der Pokal trägt unter dem Hoheitszeichen die Insignien der höchsten Tapferkeitsauszeichnungen eingraviert, ferner das Wappen von Lüths Vaterstadt Riga und das seiner zweiten Heimat Neustadt in Holstein, außerdem noch die Namen der von ihm befehligten U-Boote und das Versenkungsergebnis nach Zahl der Schiffe und BRT

WOLFGANG LÜTH IN DER HEIMAT

Die Jugend begrüßt ihren bewunderten Helden.
Schon die Jungen und Mädel verfolgen genau, wieviel Schiffe ihr Kapitän bis jetzt schon auf den Meeresgrund geschickt hat.



Dem ersten Brillantenträger der Kriegsmarine.
Korvettenkapitän Wolfgang Lüth bereitet die Stadt seines Wohnsitzes, Neustadt in Holstein, bei der Rückkehr von langer, erfolggekrönter U-Boot-Fahrt einen festlichen Empfang. Der Bürgermeister überreicht ihm einen gläsernen Pokal mit der Eingravierung aller Denkwürdigkeiten, und die Bevölkerung ehrt ihren großen Mitbürger durch begeisterte Anteilnahme.



Am Fenster seines Wohnhauses
muß sich der kühne Kommandant mit Frau und Kindern immer wieder zeigen.



Korvettenkapitän Wolfgang Lüth
im Kreise seiner Familie

Aufnahmen: M. Kaeselau-Illing, Kirchner.

„Es ist eine feierliche Stunde", schreibt unsere Mitarbeiterin, „in der ich dem Korvettenkapitän Wolfgang Lüth gegenübersitze. Die Photomappen auf dem Tisch, die voller Erinnerungen an die einzigartigen Siege sind, enthalten vor allem die vielen Bilder seiner U-Bootmänner, seiner Kameraden; von ihnen spricht er mit größter Anteilnahme. Jeder einzelne ist ihm ein naher Bekannter; er weiß seine Lebensgeschichte und kennt seine gegenwärtigen häuslichen Verhältnisse, auch wenn ein höheres Gesetz diese, auf Leben und Tod verschworenen Kampfgenossen auseinanderruft bleibt Lüth mit ihnen in brieflicher Fühlung und sorgt sich um ihr Wohlergehen. Dies war der stärkste Eindruck den ich erfuhr: zu spüren, wie dieser Mann den ich aus den Gewittern des Krieges für eine Weile in das häusliche Glück hineingeborgt sah mit allen Fibern bei den Kameraden und ihrer Pflicht lebte, schönste Verkörperung des Opfergedankens: Einer für alle!"



Die Judenfreundschaft des Hauses Savoyen.

In Italien wurde jetzt eine Aufnahme aus dem Jahre 1931 gefunden, die den Prinzen von Piemonte beim Besuch eines ihm zu Ehren veranstalteten Synagogen-Gottesdienstes zeigt.



Berge, die bis in den Himmel wachsen! Aufn. aus „The Sphere".

Um den naiven Lesern in England und in USA. den Schneckengang ihrer Offensive in Italien begreiflich zu machen, läßt das englische Informationsministerium Phantasielandschaften wie diese hier zeichnen. Englische Generale, die hin und wieder mal ein Körnchen Wahrheit durchsickern lassen, sprechen dann allerdings nicht vom Widerstand der Berge, sondern von dem verbissenen und grimmigen Kampfesmut deutscher Soldaten.



1939: Ein junges Mädchen, ein heißer Sommertag und ein zerlesener „JB“. Heute, viereinhalb Jahre danach, zeigen wir, was dies junge Mädchen — es heißt Anneliese Lentz — in der dazwischenliegenden Zeit getrieben hat; es wuchs wie viele hunderttausend gleichaltriger in den Krieg hinein und hilft nun mit, den Entscheidungskampf unseres Volkes zum siegreichen Ende zu führen

Bilder: Hugo Friedrich Engel.

Am 29. 3. 1941 Schulabschluß
vom 15. 4. 41 bis 15. 3. 42 Haushaltschule — Pflichtjahr
vom 1. 4. 42 bis 30. 6. 42 Grundausbildung beim DRK
vom 1. 7. 42 bis 1. 10. 42 Lehrgang zur Schwesternhelferin beim DRK
vom 2. 10. 42 bis 30. 10. 42 Einsatz im Lazarett
vom 2. 11. 42 bis 30. 3. 43 Reichsarbeitsdienstpflicht
vom 1. 4. 43 bis 31. 10. 43 Kriegshilfsdienst Einsatz Straßenbahn
vom 1. 11. 43 bis 30. 11. 43 Freiwilliger Kriegshilfsdienst (Straßenbahn)
ab 2. 1. 44 Einsatz DRK. als Hilfsschwester

Die Mütter von morgen

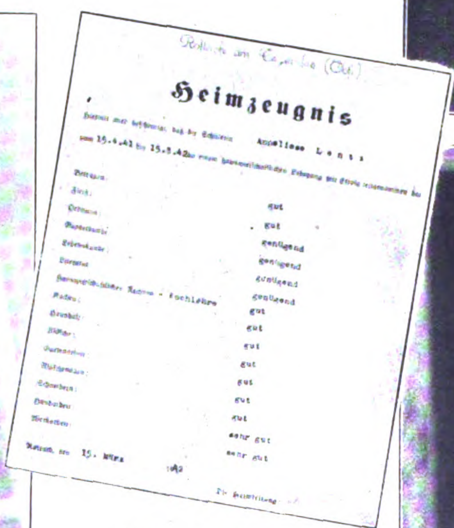
DEUTSCHES MÄDCHEN IN VIER KRIEGSJAHREN



1940:

Anneliese Lentz ist als echtes deutsches Mädel als Jungmädelschaftsführerin im BDM tätig. Unser Bild zeigt sie bei einer Probe zu einem Elternabend des BDM. im Heimatstädtchen in der Oberpfalz. Diese Mädel arbeiten, wie alle in ihrem Alter, fleißig für das Kriegswinterhilfswerk.




Heimzeugnis

Anneliese Lentz

gut
gut
genügend
genügend
genügend
genügend
gut
gut
gut
gut
gut
gut
gut
sehr gut
sehr gut

Oben: Das Zeugnis!

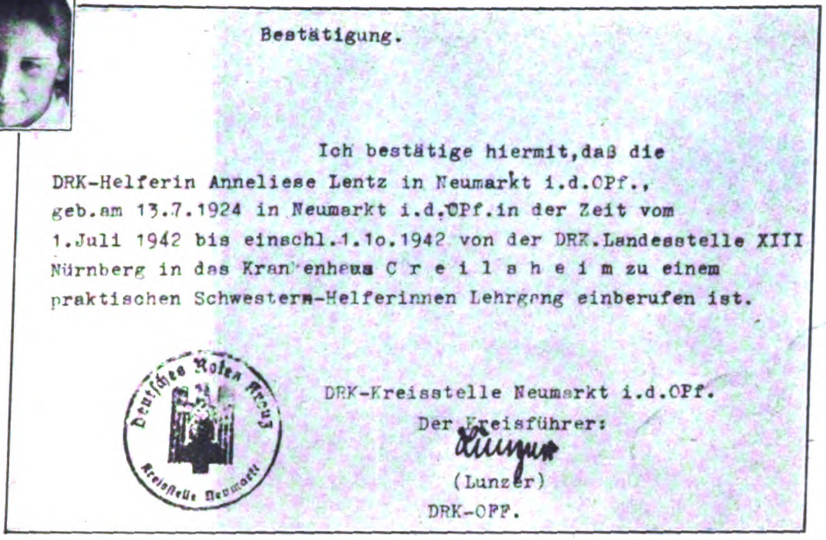
1941/42:

Nach Abschluß der Schule leistet Anneliese Lentz, gemäß der Durchführungsanordnung über den verstärkten Einsatz weiblicher Arbeitskräfte in der Land- und Hauswirtschaft ihr Pflichtjahr ab durch den Besuch einer staatlich genehmigten Haushaltsschule. Noch ist der Krieg nicht direkt an das junge Mädchen herangetreten, das sich mit Kameradinnen während der Freizeit am nahen See zum Schwimmen einfindet.



Im Urlaub zu Hause. Mit großer Freude werden die erlernten Haushaltskenntnisse der Mutter gezeigt und praktisch angewandt.





Bestätigung.

Ich bestätige hiermit, daß die DRK-Helferin Anneliese Lentz in Neumarkt i.d.OPf., geb.am 13.7.1924 in Neumarkt i.d.OPf. in der Zeit vom 1.Juli 1942 bis einschl.1.1o.1942 von der DRK.Landesstelle XIII Nürnberg in das Kran'enhaus C r e i l s h e i m zu einem praktischen Schwestern-Helferinnen Lehrgang einberufen ist.

DRK-Kreisstelle Neumarkt i.d.OPf.
Der Kreisführer:
(Lunzer)
DRK-OPF.

1942:

Nach Ableistung des Pflichtjahres meldet sich Anneliese Lentz, wie viele deutscher Mädchen vor und nach ihr, zum Deutschen Roten Kreuz. Vom 1. 4. 1942 bis 30. 6. 1942 hat sie ihre Grundausbildung. Anschließend nimmt sie an einem Schwestern-Helferinnen-Lehrgang teil und kommt am 2. 10. 1942 zum Lazaretteinsatz

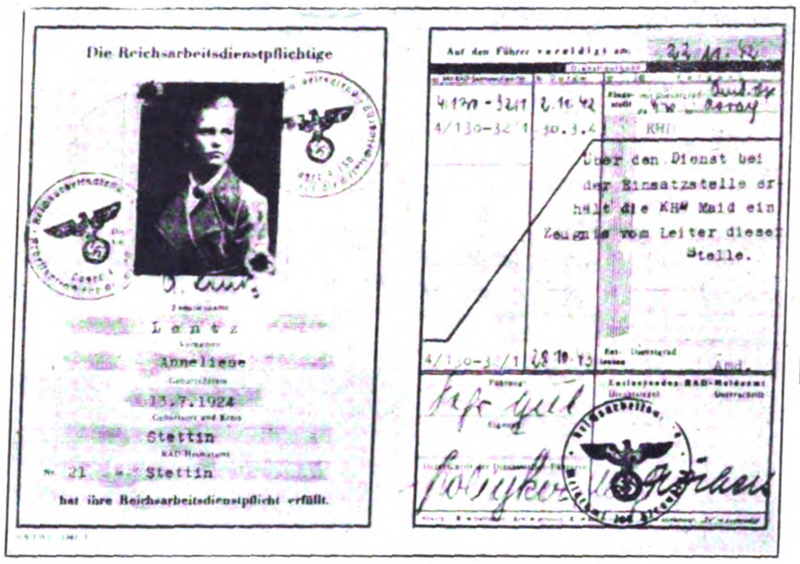


1943: Die Arbeitsmaid Anneliese Lentz lernt die Großstadt kennen. KdF. hilft dem jungen Mädel zu einer entspannenden Freizeitgestaltung. Ein Theaterbesuch vor anstrengendem Einsatz.

1942/43:

Am 2. 11. 1942 wird die Schwestern-Helferin zur Ableistung ihrer Reichsarbeitsdienstpflicht einberufen. Sie steht mit ihren Kameradinnen im Bayerischen Wald und hilft die Ernte vorbereiten. Ihre Führung war „sehr gut".

*



Die Reichsarbeitsdienstpflichtige

Lentz

Anneliese

13.7.1924

Stettin

Nr. 21 ... Stettin

hat ihre Reichsarbeitsdienstpflicht erfüllt.

Auf den Führer vereidigt am: 22.11.42

Über den Dienst bei der Einsatzstelle erhält die RAD Maid ein Zeugnis vom Leiter dieser Stelle.

sehr gut



1943: Eine neue Uniform — ein neuer Einsatz! Die Männer werden an den Fronten gebraucht, und in eine Lücke, die früher ein Mann ausfüllte, schiebt sich ein Mädchen. Anneliese Lentz stellt hier bei der Straßenbahn, wie viele Tausende, ihren Mann und meldet sich freiwillig für weitere vier Wochen zum Straßenbahndienst. Morgens um vier Uhr vor dem Einsatz



1944: Ab 2. 1. 1944 steht nun die Schwestern-Helferin Anneliese Lentz wieder als Hilfsschwester in einem Lazarett. Diese Tätigkeit wird sie nun beibehalten bis zum Siege, für den jeder Deutsche sein Äußerstes einsetzt.



PAUL VERHOEVEN

Spiegel der Szene.

In einem Film müssen alle Elemente konzentrisch zu einer gewollten Wirkung führen. Deshalb muß die Leitung des Ganzen in der Hand eines einzelnen, des Spielleiters liegen. Er muß fortgesetzt seine Suggestivkraft ausstrahlen und ist selbst zugleich Zuschauer. Hier hat eine Szene von Paul Verhoeven Besitz ergriffen. Mit leidenschaftlicher Anteilnahme verfolgt er das Spiel. Beschwörend heben sich die Hände, Erschrecken, Besorgnis malen sich auf seinen Zügen, dann löst sich eine ungeheure Spannung in einem glücklichen Lächeln, einem befreiten Aufatmen.

Aufnahmen: Krause-Tobis-Peter Stein.

Regie-Temperamente



← **WOLFGANG STAUDTE**

denkt sich die Szene so:

Wolfgang Staudte, vor seiner filmischen Berufung ein bekannter Stuttgarter Darsteller, wird bei der Regiearbeit leicht von seiner Spielleidenschaft fortgerissen. Es sind stets kleine Kabinettstückchen, wenn er seinen Darstellern so ganze Szenen „vorspielt", wie hier einen zur Verzweiflung gebrachten Hotel-Empfangschef, den Hubert von Meyrink später darzustellen hat. Mit einem überraschend sicheren Blick für das Komische auch der alltäglichsten Situationen gestaltet er Vorgänge und Menschen, wie hier einen am Telephon verzweifelnden Empfangschef, zu kleinen Kabinettstückchen.

WERNER KLINGLER →

immer neben der Kamera.

Wer Werner Klingler zum ersten Male im Atelier bei der Arbeit sieht, verwechselt ihn sicherlich mit seinem Kameramann. Es gibt keine Szene und keine Einstellung, der er nicht selbst durch das Objektiv bis auf den Grund der Seele geschaut hat. Während der Aufnahme verläßt er nicht seinen Platz neben der Kamera und von hier aus dirigiert er seine Darsteller wie ein Orchester. Gibt dort das Zeichen zum Einsatz, holt hier ein Fortissimo aus einem Aufschrei, dämpft hier mit beiden erhobenen Händen eine Stimme zum zartesten Piano.



Die drei aus Regensburg

ROMAN VON ANNEMARIE ARTINGER

(6. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 4:

„Außerdem habe ich es sofort am Dialekt gemerkt, denn der Regensburger Dialekt hat natürlich ebenso seine Feinheiten und Eigenheiten wie jeder andere. Fräulein Aumüller, die mir Berlin ein bißchen zeigte ..."

„Was, wie ich annehme, nicht nötig gewesen wäre", warf Harald ein.

„Sie haben recht, aber es war trotzdem sehr nett", sagte Justus gleichgültig, und Zenzl hätte ihr halbes Leben dafür gegeben, wenn sie hätte in den Boden versinken oder irgendwie sonst weit weg sein können von diesen drei überlegenen Menschen.

„Als ich meine persönlichen Erfahrungen mit dem, was ich sah und hörte, zusammenwarf, kam ich zu der Überzeugung, daß Sie mit einem ungewöhnlichen Aufwand eine Glückslotterie für die Ehrlichen gegründet hatten. Ich war darauf gefaßt, heute ein Haus voll interessanter Menschen hier zu finden. Nur deswegen bin ich nämlich so rasch gekommen."

„Sie überschätzen meine Mittel", wehrte Harald ab.

„Na, ich habe ja nicht angenommen, daß Sie jedem gleich ein Stück Land und ein Haus schenken würden. Fräulein Aumüller dürfte Sie beispielsweise wesentlich weniger Geld kosten als ich. Sie will ja, so weit ich erfahren habe, eine Haushälterin werden. Na, und das kann ja nicht allzu teuer sein."

„In diesem Falle sind Sie nicht ganz orientiert", sagte Brigitte. „Fräulein Aumüller soll das werden, wozu ihre Fähigkeiten ausreichen. Jedes Talent, das sich im Laufe der Zeit zeigen wird, soll Gelegenheit bekommen, sich zu entfalten."

„Ach so", meinte Justus. „Das wußte ich natürlich nicht. Na, haben Sie viele Talente bei sich entdeckt, Fräulein Aumüller", fragte er forciert lustig.

Zenzl sah, daß seine Augen immer noch ganz ernst waren, auch bei dieser Frage.

„Ich habe sehr viel gelernt, seit ich in Berlin bin", antwortete sie, und es klang so kindlich traurig, daß Justus und Brigitte gerührt waren von dieser Antwort.

Harald aber hörte gar nicht hin. Er war vom Jagdteufel gepackt. Ausnahmemenschen, Eigenbrötler konnten ihn alles andere vergessen lassen.

„Wieviel Sie für Fräulein Brauer anlegen mußten, kann ich nicht beurteilen. Unter Umständen kann das natürlich mehr gekostet haben als mein ganzes Siedlungsland und Haus, denn sie tritt ja, wie ich gehört habe, bereits in einem sehr angesehenen Lokal auf."

„Fräulein Brauer hatte ausgesprochenes Glück. Sie half sich einfach selbst, das heißt natürlich, das Schicksal half ihr", meinte Harald. „Ich war bereit, eine gewisse Summe für ihre immerhin recht zweifelhafte Möglichkeit zu einer Karriere aufzuwenden, aber es war gar nicht nötig. Meine Haupttätigkeit bestand in der Beratung, und als sie erst einmal begriffen hatte, daß das Publikum nicht ihre Schönheit, sondern ihre Unmöglichkeit liebte, war der Fall ganz klar zu ihren Gunsten entschieden. Sie tritt noch immer mit einem blauen Auge, einem verschwollenen Gesicht und einem verfilzten Lockenkopf auf."

„Wo nimmt sie denn aber das dauernd geschwollene Gesicht her?" fragte Brigitte.

„Ich habe sie zu einem Maskenbildner geschickt, einem Mann, der im Film einen großen Namen hat. Er hat ihr beigebracht, was sie tun muß, um immer gleich unmöglich auszusehen."

Brigitte lächelte ihm anerkennend zu und hob die Tafel auf.

Während sie in die Bibliothek gingen, wurde Fräulein Brauer gemeldet. Die Tür öffnete sich und im Rahmen stand eine junge Dame von etwas übertriebener Eleganz. Sie trug glattes Haar mit einem Mittelscheitel. Ihr kleines Gesicht mit der zu großen Nase sah keß und selbstbewußt in eine Welt, die sich spät, aber dann doch intensiv entschlossen hatte, sie anzuerkennen und zu verwöhnen.

„Herr Doktor, i freu mi wirklich", sagte Nannerl. „I hab' mi ja so g'schickt, daß i recht bald kommen kann. Wirklich, net amal a Zugab hab i heut g'sungen. Alles Ihnen z' lieb." Sie lächelte süß. Ihr Gesicht war, auch ohne verschwollen zu sein, etwas schief. Aber sie wirkte apart und kapriziös, und ihre Freunde von früher hätten sie sicherlich nicht erkannt.

Harald machte sie mit Brigitte und Zenzl bekannt. An den Landsmann konnte sie sich ja noch gut erinnern.

Sie riß sofort das Gespräch an sich, erzählte von ihren großen Erfolgen und von ihrem ersten Auftreten, das nur gut gegangen war, weil der liebe Doktor ihr so fürchterlich den Daumen gehalten hatte.

Justus stellte mit Vergnügen fest, daß ihre süddeutsche Sprache bereits den ersten Wiener Anklang hatte, und er war überzeugt, daß Nannerl in ein oder zwei Jahren die kleine Stadt Regensburg vergessen haben und alle Welt mit ihrem angeborenen Wiener Scharm begeistern würde. Ihr Parfum, gut und teuer, aber entsetzlich aufdringlich, füllte langsam das Zimmer bis in den letzten Winkel.

Nachdem die Gesellschaft ein paarmal mehr höflich als herzlich über ihre Witzchen gelächelt hatte, fühlte Nannerl sich schon so zu Hause, daß sie, im Gehaben bereits wienerischer als im Dialekt, Brigitte mit Herzchen ansprach, zu Zenzl Schatzerl sagte und kurz darauf sogar Tschapperl.

Harald saß der ununterbrochen Redenden gegenüber. Er hatte die Hände auf den Knien gekreuzt, hörte ihr zu und ließ kein Auge von ihr.

So ist er immer, wenn er Studien macht, dachte Brigitte. Irgendwann in einem Roman werde ich diese Nannerl wiederfinden. Sein Gehirn hält jetzt jede ihrer Bewegungen fest, wie sie sich spreizt und wie sie übertreibt. Auch ihre kleinen Unsicherheiten zwischendurch und die Frechheit, mit der sie sich über alles hinwegsetzt, werde ich in einem seiner Bücher wiederfinden. Er wird auch ihre falschen Töne nicht vergessen und den seltsamen Triller, mit dem sie ihr Lachen hochschraubt.

Die Sache mit Zenzl! Ach, wenn ich ihn nicht so liebte, hätte ich wohl immer gewußt, daß ich keinen Grund habe, mich so sehr zu quälen. Sie ist einfach ein neuer Typ für ihn. Eine so reizvolle und rührende Figur für einen Liebesroman, so originell in ihren Ansichten und Redewendungen, daß er gar nicht anders kann. Er muß über sie schreiben. Und nun liebt er sie eben, wie ein Autor seine Hauptfigur immer liebt. Sie ist im Leben schon so reizvoll; wenn er noch all seine ganzen Wunschvorstellungen dazudichtet, muß ja ein absolut unwiderstehliches Geschöpf entstehen. Und jetzt ist er sicher so mitten drin in seiner Arbeit, daß er die natürliche Zenzl und die von ihm erschaffene gar nicht mehr auseinanderhalten kann. Der liebe Gott hat wirklich die Hände über das kleine Mädchen gehalten, denn wenn sie sich tatsächlich in Harald verliebt hätte, würde es ein fürchterliches Erwachen für sie geben.

Brigitte atmete tief und befreit auf. Haralds Irrtum mit Justus hatte ihr plötzlich ihre ganze Klarheit zurückgegeben. Dieses Erlebnis hatte ihr die Kraft gegeben, unbeeinflußt von ihren Gefühlen und den täglichen kleinen Erlebnissen über Harald und Zenzl nachzudenken, und nun hatte sie schneller als sie hoffte ihre Klarheit und Sicherheit wiedergefunden.

Haralds Lachen klang, während er sich mit Nannerl unterhielt, nicht so frei wie sonst. Er lachte nur um diese Nannerl in Stimmung zu bringen, dachte Brigitte, um sie zu immer größerer Unmöglichkeit und Aufschneiderei zu verführen.

Zenzl saß vor dem bunten Kacheltisch und braute Mokka. Mit verlorenen Augen sah sie auf die Glaskugel, in der das Wasser langsam zu brodeln begann. Es war alles nicht wahr, konnte nicht wahr sein, daß dieser Mann, der sie überhaupt nicht beachtete, nie sich nach ihr umsah, Justus war. Haralds lautes Lachen tat ihr weh. Daß er dieser Nannerl, dieser Sprüchmacherin, der die wahren Worte sicher nur aus Versehen in den Mund kamen, mit soviel Begeisterung zuhören konnte, verstand sie nicht. Er ist zu ihr genau so, wie er zu mir immer war, ganz am Anfang, als er noch nicht alles von mir wußte und noch nichts von mir wollte, dachte sie. Ach, es lohnt ja alles nicht.

Der Kaffee stieg in die obere Kugel. Zenzl verlöschte die blau flackernde Spiritusflamme und begann, die Tassen zu füllen. Als sie damit fertig war, schlich sie sich leise aus dem Zimmer. Es bemerkte ja doch keiner, ob sie da war oder nicht. Sie ging hinunter in Brigittes Zimmer, öffnete die Glastür, die in den Garten führte und ging hinaus.

Der Himmel war voller Sterne, sie flimmerten und glänzten hart. Ein scharfer, kalter Wind bog die Kronen der Bäume einander zu und voneinander weg. Zenzl lehnte sich an die Hausmauer. Der Wind und die Kälte nahmen langsam die Dumpfheit aus ihrem Kopf fort. Sie betrachtete das Spiel, das der Wind mit den Baumkronen trieb. Es ist wie bei den Menschen, dachte sie, man neigt sich einander zu und strebt voneinander weg. Sie wollte nicht mehr werben um Justus. Einmal würde ihre Liebe vorübergehen. Sie konnte sich das schlecht vorstellen, aber alle Menschen sagten das, und in allen Büchern konnte man es lesen. Später, nach langer Zeit wahrscheinlich, würde sie wieder ein leichtes, ruhiges Herz bekommen und atmen können, so frei und unbeschwert wie früher. Sie sah dem Flimmern der Sterne zu. Irgend etwas in ihr wartete, aber sie wußte nicht mehr, worauf.

In der Bibliothek füllte Brigitte die Tassen von neuem. Justus ging die Bücherregale entlang, nahm hier einmal ein Buch heraus und dann dort. Schließlich hatte er etwas gefunden, was ihn interessierte. Er las und blätterte eifrig und schien alles andere darüber zu vergessen. Brigitte sah den silbergrauen Saffianband. Es war eins von Haralds eigenen Büchern. Justus drehte eben das Buch um und betrachtete sich den Ledereinband.

„Zuviel Ehre, die Sie diesem Herrn zukommen lassen, wenn Sie ihn in Saffianleder stecken", sagte Justus ablehnend.

„Wieso?" fragte Harald, als er sein eigenes Werk erkannte, schwankend zwischen Neugierde und Ärger. „Mögen Sie diesen Schriftsteller nicht?"

„Nein", erklärte Justus und kam, das Buch immer noch in der Hand haltend, an den Tisch zurück.

„Es ist mein Lieblingsschriftsteller", sagte Brigitte.

„Das tut mir aber leid", meinte Justus, „wenn ich auch nicht begreife, wie Sie dazu kommen, gerade diesen Kitscher besonders zu mögen."

„Wieso nicht, das interessiert mich?" fragte Harald. „Erklären Sie mir, weshalb Sie ihn ablehnen."

Nannerl zog einen Flunsch, als sich das allgemeine Interesse so plötzlich von ihr abwandte. Aber es beachtete sie niemand.

„Dieser Mann schreibt Kitsch", erklärte Justus sachlich.

„Erlauben Sie mal, das muß ich ablehnen! Man kann Peter Harm alles mögliche nachsagen, aber daß seine Bücher Kitsch sind, kann man nicht behaupten. Kennen Sie seine Bücher überhaupt?" fragte Brigitte ungewöhnlich lebhaft.

„Ich kenne zwei seiner Bücher, und ich habe in diesem hier geblättert. Es ist wieder das gleiche. Der Mann ist gescheit, aber verlogen, und Verlogenheit, wenn man schreibt, ist eben Kitsch. Sehen Sie, wenn Leute in der Stadtbahn sitzen oder in der U-Bahn und in irgendeiner Zeitung ihren Feuilletonroman lesen, ist auch selten ein Kunstwerk dabei. Aber das macht auch gar nichts, es verkürzt ihnen die Langeweile der morgendlichen Fahrt. Sie vergessen über ihrem Geschichtchen, daß sie wieder nicht ausgeschlafen haben, und eventuell sogar ihren Ärger darüber, daß sie wieder einmal ihr Stullenpaket zu Hause liegen ließen. Das ist ganz in Ordnung. Aber wenn man ein Buch von Peter Harm in die Hand nimmt, der bekannt ist wegen seiner scharfen Beobachtungsgabe, wegen der Lebensnähe seiner Erzählungen, dann ist es etwas anderes. Solche Bücher nimmt man in die Hand in einer ruhigen Stunde, wenn man Zeit hat, wenn man Trost braucht, oder wenn einen die Einsamkeit quält. Und sehen Sie, eben darum dürfen diese Bücher nicht verlogen sein."

„Ich bin immer der Meinung gewesen, daß es sich bei Peter Harm um ein Zusammentragen wirklicher Erlebnisse handelt", warf Brigitte ein.

„Ja", rief Justus. „Wirkliche Erlebnisse! Ich bin auch davon überzeugt: die Geschichte vom Kaffeehausgeiger, die hat der Geiger ihm tatsächlich erzählt. Aber haben die Erlebnisse deswegen, mit Ausnahme der Daten, mit dem Geiger etwas zu tun? Nein! So ein kleiner Mann fühlte sich eben, als der Schriftsteller sich zu ihm an den Tisch setzte und sich für ihn interessierte, und da er-

zählte er ihm enggedrängt alles, was schwer und ungeheuerlich war in seinem bunten Leben. Aber war das, was Peter Harm in seinem Buch dann nacherzählte, wirklich das Leben dieses Geigers? Nein! Es war die Vorstellung, die Peter Harm auf Grund der zusammengedrängten Aufschneidereien von dem Leben dieses Geigers bekam. Es ist so geschildert, als wenn Peter Harm dieser Kaffeehausgeiger wäre und all das erlebt hätte. Sehen Sie, und das ist bei all seinen Büchern so und das ist falsch. Ein Mensch von der Mentalität dieses Schriftstellers könnte niemals Kaffeehausgeiger sein, auf die Dauer wenigstens nicht, und wenn er in die gleichen Situationen käme, würden die Situationen eben anders aussehen. Es sind spannende Erlebnisse von einer falschen Mentalität aus erzählt. Er besitzt nur das Einfühlungsvermögen in die äußeren Lebensumstände. Von der Seele der Menschen, von ihren Herzen, von ihrem wirklichen Leben weiß er nichts. Im Grunde genommen spricht er immer nur von sich selbst, und das lehne ich ab bei einem Mann, der verlangt, ganz ernst genommen zu werden."

Harald hatte ehrlich entsetzte Augen. Er begann im Zimmer auf und ab zu wandern und murmelte schließlich: „Vielleicht haben Sie recht."

Brigitte tat er leid. „Es ist sehr interessant, was Sie uns eben auseinandergesetzt haben", sagte sie zu Justus, aber verfallen Sie dabei nicht in den gleichen Fehler? Sie versuchen, Peter Harm und seine Bücher von Ihrer eigenen Mentalität aus zu verstehen und zu erklären und tragen Ihre Meinung auch so sicher vor, daß ich, wenn ich in bezug auf meinen Lieblingsschriftsteller überhaupt zu beeinflussen wäre, mich sicher Ihrem Urteil beugen würde. Ich finde die Bücher von Peter Harm trostreich, und es ist auch gut und recht, daß man sie in Stunden, in denen man wirklich Trost braucht, in die Hand nimmt. Sehen Sie, der Kaffeehausgeiger ist vielleicht zugrunde gegangen oder wird noch zugrunde gehen im Leben. Bei Peter Harm findet er einen neuen Weg. Peter Harms Lebenskraft und Klugheit schaffen einen Ausweg, den der andere im Leben vielleicht nicht findet. Das ist schön und richtig, denn das Wühlen in ausweglosen Schmerzen, das kraft- und hoffnungslose Verströmen ist traurig und kommt vor. Aber wem nützt es etwas, wenn man es beschreibt? Wen bringt es weiter? Daß ein Mensch aus soviel Elend und Mißerfolg wieder eine Lebensbasis findet, ohne Kraftmeierei und ohne Glück, nur durch Ausdauer, schweigende Sorgfalt und Arbeit. Sehen Sie, wenn das glaubhaft gestaltet ist — und das ist es —, dann hilft es weiter. Das nützt der Welt und den Menschen und hat deswegen einen Sinn. Als kleines Mädchen habe ich immer gesagt, ich lese so gern Bücher, in denen Menschen tüchtig sind, etwas werden und es zu etwas bringen. Sie werden es vielleicht komisch finden, aber auch heute noch sind diese Bücher meine Lieblingsbücher. Daß es Elend in der Welt gibt und Menschen ohne Kraft, ist ja bekannt. Viel wichtiger, als darin herumzuwühlen, ist es doch, zu zeigen, daß es auch für diese Menschen mit oft nur geringen Fähigkeiten Wege gibt, die aus der Hoffnungslosigkeit zu einer Erfüllung führen, oder sind Sie anderer Meinung?"

„Das ist zwar eine echt frauliche, vom Herzen kommende Beweisführung", meinte Justus lächelnd, „aber sie hat, das muß ich zugeben, eine gewisse Berechtigung. Aber sehen Sie, beispielsweise hier bei diesem Schriftsteller, ist es etwas ganz anderes."

Er zog ein schmales kleines Bändchen aus dem Bücherregal. Harald und er waren bald darauf in ein Fachgespräch vertieft und vergessen alles andere um sich herum.

Brigitte fiel auf, wie lange Zenzl schon fort war, und sie ging leise aus dem Zimmer, um das Mädchen zu suchen.

*

Das war aber Nannerl zuviel.

„Ja, wenn si gar keiner um mi kümmert, dann geh i heim", erklärte sie.

Und obwohl Harald sie zum Teufel wünschte, mußte er das ihn wirklich interessierende Gespräch mit Justus aufgeben und sich Nannerl widmen.

„Die Damen sind einfach spurlos verschwunden", flunschte Nannerl.

Harald wollte gehen, um Brigitte und Zenzl zu suchen, aber Nannerl erklärte energisch, daß er dableiben müsse. Da meinte Justus, daß ja auch er einmal nachsehen könne, wo die Damen blieben, und er ging aus dem Zimmer.

Wenige Minuten später wurde die Tür aufgerissen. „Kommen Sie bitte schnell", rief Justus und packte Harald am Ärmel.

Er lief mit ihm über den Flur die Treppen hinunter. Vor der Tür ihres Zimmers lag Brigitte auf der Erde. Unter ihrem dichten dunklen Haar kam ein rotes Rinnsal hervor und bahnte sich langsam den Weg über ihr Gesicht auf den hellen Teppich.

Die Tür zum Zimmer war offen, und an der Blumenwand, die in den Garten führte, stand Zenzl und starrte entsetzt auf die beiden Männer und die am Boden liegende Brigitte.

„Sie muß gefallen sein und sich verletzt haben", sagte Harald und rief Frau Heilberg und den Diener.

Justus nahm Brigitte vorsichtig wie ein Kind auf die Arme, während Harald vollkommen fassungslos auf den roten Streifen starrte, der über Brigittes Gesicht lief.

„Zeigen Sie mir bitte das Zimmer", bat Justus Frau Heilberg.

Die alte Frau lief mit weißem Gesicht, und so schnell ihre zitternden Knie sie noch trugen, voran. Harald blieb fassungslos zurück und starrte auf die Blutlache, die sich am Boden gebildet hatte.

Zenzl wollte Justus folgen, aber ein böser, harter Blick Frau Heilbergs schreckte sie ab. Nun stand sie hilflos und unglücklich in der Mitte des Zimmers und wußte nicht, was sie tun sollte.

Es dauerte nur ganz kurze Zeit, bis Justus zurückkam. „Wann kommt der Arzt?" fragte er.

„Der Arzt? Was denn für ein Arzt?" stotterte Harald.

„Mein Gott, Sie werden doch inzwischen einen Arzt angerufen haben!" rief Justus ungeduldig.

„Nein, entschuldigen Sie, aber ich bin vollkommen verwirrt", sagte Harald. Er rannte zum Telephon und erklärte gleich darauf mit flatternder Stimme dem Arzt, was geschehen war.

Nannerl Brauer kam.

„Ich habe gehört, es ist ein Unglücksfall geschehen. Entschuldigen Sie, aber dann stören fremde Leute doch nur. Ich möchte mich verabschieden."

Harald verbeugte sich mit abwesenden Augen. Justus aber warf ihr einen überraschten und sehr nachdenklichen Blick zu, als sie sich flüchtig von Zenzl verabschiedete und mit größter Eile davonhastete.

„Es gibt Menschen, die können eben kein Blut sehen. Ich kann das verstehen", sagte Harald.

Kurz, nachdem Nannerl das Haus verlassen hatte, kam der Arzt.

Frau Heilberg öffnete ihm Brigittes Tür und verwehrte Harald, der ebenfalls mit ins Zimmer wollte, den Zutritt.

Justus war unten geblieben in Brigittes Wohnzimmer und rauchte hier in dem Raum, wo der vielen kostbaren Blumen wegen nie geraucht wurde, eine Zigarette an der anderen an.

Zenzl saß in dem hellblauen Wildledersessel und weinte lautlos vor sich hin.

Harald kam zurück und wanderte mit großen, rastlosen Schritten von einer Zimmerecke in die andere. Hin und wieder warf er irgendeine Frage auf, die niemand beantwortete.

„Möchte wissen, wie das passieren konnte...?"

„Glauben Sie, daß die Wunde am Kopf groß ist? Finden Sie nicht auch, daß sie viel Blut verloren hat? Frauen sind fürchterlich! Nicht einmal über den Flur kann man sie allein gehen lassen."

Justus rauchte und schwieg. Endlich kam der Arzt zurück. Sein Gesicht war sehr ernst.

„Möchten Sie mir bitte erklären, wie das passieren konnte?" fragte er.

„Nein, das möchten wir nicht, das können wir nämlich nicht. Das wollten wir ja gerade von Ihnen erfahren", sagte Harald am Rande seiner Beherrschung.

Der Arzt sah ihn überrascht an, sagte dann aber ruhig, wie man zu Kranken spricht: „Fräulein Deußen hat eine stark blutende Wunde am Hinterkopf. Ob Knochenverletzungen vorliegen, kann ich noch nicht sagen, hoffentlich ist es kein Schädelbruch. Jedenfalls ist die Sache nicht einfach. Wo haben Sie denn Fräulein Deußen gefunden?"

„Hier", sagte Harald und zeigte auf die Blutlache.

„Hier?" fragte der Arzt. „Aber wie kann sie sich hier diese Verletzung zugezogen haben, das ist ja ganz unmöglich, dann müßte sie ja...". Der Arzt schwieg betreten.

„Was müßte sie?" fragte Harald.

„Dann müßte sie ja niedergeschlagen worden sein", ertönte Justus' Stimme vom Fenster her. „Das hab' ich mir nämlich auch schon gedacht."

Man hörte Laufschritte den Flur entlang. Frau Heilberg stand im Zimmer. Ihre Augen blitzten zornig.

„Wissen Sie, daß der Schmuck fehlt? Der ganze Schmuck, den sie heute abend getragen hat? Das Smaragdarmband und der Ring, die sie noch von der Mutter her hat, und auch die Perlenkette. Wer hat denn das getan? Das ist ja Raubmord, wissen Sie das? Darauf steht der Tod!"

„Aber beruhigen Sie sich doch. Nehmen Sie doch Rücksicht auf die Nerven der Herrschaften hier", sagte der Arzt.

„Rücksicht?" fragte Frau Heilberg. „Auf wen denn? Auf den Herrn Doktor? Daß ich nicht lache! Wann hat denn der auf jemand Rücksicht genommen? Er hat immer nur für seine Verrücktheiten gelebt, und das Kind muß diese Verrücktheiten jetzt mit dem Leben bezahlen. Ich habe ja gleich gesagt, daß es kein gutes Ende nimmt. Wer hat denn den Schmuck genommen? Doch nur einer von seinen drei Ehrlichen, sonst war ja niemand da! Ich habe es ja gleich gewußt, daß nichts Gescheites herauskommt bei dieser Geschichte."

Schwankend und von plötzlich ausbrechendem wilden Schluchzen geschüttelt, stand sie in der Mitte des Zimmers.

Keiner hatte den Mut, sie fortzuführen oder auch nur zu trösten.

„Ja, Herr Doktor, wenn der Fall so liegt, bleibt mir nichts anderes übrig, als die Polizei zu verständigen", sagte der Arzt.

„Nein!" rief Harald. „Auf gar keinen Fall, das wäre sicher auch nicht im Sinne meine Kusine. Die Sache wird sich ja schließlich auch so aufklären lassen."

„Ich habe meine Pflicht zu erfüllen, Doktor Deußen. Ich bedauere, aber das kann ich Ihnen nicht ersparen", antwortete der Arzt und ging zum Telephon.

„Ich verbiete Ihnen, die Polizei anzurufen. Was in meinem Hause geschieht, ist meine Angelegenheit", rief Harald.

Der Arzt lächelte dünn und ging weiter, als hätte er den Zuruf nicht gehört.

„Ich bestehe ebenfalls darauf, daß die Polizei angerufen wird", sagte Justus zu Haralds Erstaunen, denn Justus war ja doch der einzige von allen, der die Möglichkeit gehabt hatte, den Raub zu begehen. Zenzl, die immer mit Brigitte zusammen war, schaltete sowieso aus, und Nannerl hatte das Zimmer nicht verlassen.

Justus betrachtete Harald beinahe mit Verachtung. „Machen Sie es sich nicht gleich von Anfang an zu bequem, Doktor Deußen", sagte er. „Ich bin mir darüber klar, daß ich der am meisten Belastete bin, aber wenn es Ihnen auch schwer fällt, es zu glauben, ich war es nicht."

Er warf seine Zigarette in einen Blumentopf und wandte sich überraschend zu Zenzl.

„Wein' nicht, Kind!" sagte er begütigend, „damit änderst du doch nichts!"

Es dauerte nicht lange, bis Kriminalkommissar Krische eintraf. Er hatte ein blasses Gesicht, trug eine große Hornbrille, war erstaunlich jung und entsprach in keiner Weise der Vorstellung, die die Anwesenden von einem Kriminalbeamten hatten. Er wirkte pedantisch ordentlich, und seine Sicherheit beruhigte alle.

Er nahm den Tatbestand und die Personalien jedes einzelnen im Hause auf, von der Köchin bis zu Harald. Er stellte Fragen, die jeder ohne lange Überlegung beantworten konnte. Man hatte nicht das Gefühl, als wolle er auf der Suche nach einem Täter lieber alle einsperren als gar keinen. Nannerls Adresse schrieb er sich ebenfalls auf, und zwei Stunden später verließ er die Villa.

Obwohl er keinerlei Vermutungen äußerte, hatten alle das Gefühl, daß die mysteriöse Angelegenheit ihre Aufklärung finden würde und daß es für den Täter, nun, da dieser junge, sichere Mann sich eingeschaltet hatte, keine Rettung mehr gab.

Als Justus sich verabschiedete, kühl und ohne Freundlichkeit von Harald, mit einem Anflug seines alten, guten Lächelns von Zenzl, kam gerade die Krankenschwester, die zusammen mit Frau Heilberg Brigittes Pflege übernehmen sollte.

Justus rannte, die Hände tief in den Manteltaschen, stundenlang durch die nächtliche Stadt.

Harald saß verzweifelt in dem kleinen Zimmer, das neben Brigittes Krankenzimmer lag, und jedesmal, wenn er die Schwester hörte oder den Arzt, rannte er zur Tür und fragte. Immer war die Antwort die gleiche. Man kann noch nichts sagen, man muß abwarten.

Er versuchte, sich vorzustellen, daß Brigitte sterben würde, aber es gelang ihm nicht. Sie gehörte in sein Leben, wie in das Leben anderer Männer eine Mutter gehörte. Sich das Haus hier ohne sie vorzustellen, ohne ihre Blumen, ohne die Wärme, die sie allem gab, das ging einfach nicht! Daß ein Mädchen existierte, das Zenzl hieß und rot geweinte Augen hatte, hatte er völlig vergessen.

Zenzl lag mit weit offenen Augen in ihren Kissen. Harald hatte sie einfach weggeschoben. Justus war fortgegangen, ohne ein Wort für sie zu finden, und oben lag nun Brigitte und war krank. Zenzl dachte nicht eine Sekunde daran, daß Brigitte sterben könnte. So sinnlos aus einem guten und sorglosen Leben heraus, was hätte das auch für einen Zweck gehabt! So etwas tat der liebe Gott einfach nicht, und Zenzl glaubte, ohne die Kirche aufzusuchen, fest an einen Herrgott. Sie fühlte sich sehr verlassen und preisgegeben. Ich gehöre nicht zu diesen Menschen, überlegte sie, und es ist auch etwas kümmerlich, wenn man sich so mit durchziehen läßt auf einem Platz, der einem eigentlich nicht bestimmt ist. Ich arbeite ja auch nicht mehr richtig, und es geschieht mir

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Aufforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

ganz recht, wenn mich alle schlecht behandeln. Es ist ja auch nichts dran an mir! Und während s.e an die Vergangenheit dachte, wollte es ihr scheinen, daß die Zeit bei der Haushälterin Gantel, wo sie von früh bis spät auf den Beinen sein mußte und abends mit einer so schönen Müdigkeit ins Bett fiel, doch nicht ganz so schlecht gewesen sei, wie sie damals geglaubt hatte. Ihr letzter Gedanke vor dem Einschlafen war: wenn Brigitte wieder gesund ist, werde ich dieses Haus verlassen und wieder leben, wie es sich für ein anständiges Mädel gehört!

Aber die Heilung von Brigittes Kopfwunde war langwierig, und wenn keine Komplikationen dazukamen, eine Frage der Ruhe und Geduld. Genau an dem Tage, an dem der Arzt erklärt hatte, daß keine unmittelbare Gefahr mehr für Brigitte bestehe, kam ein duftiger Herbstblumenstrauß, geruchlos und ungewöhnlich harmonisch in der Zusammenstellung der Farben, und dazu ein Brief, auf dem als Absender Justus Sturm stand.

Zenzl, der vom Diener beides übergeben wurde, stand lange im Treppenhaus, wog den Brief auf ihrer Hand und betrachtete die Schrift. Dann ging sie endlich hinauf, klopfte leise und gab beides bei Frau Heilberg ab.

Er ist also gar nicht so vergeßlich und kann auch schreiben, wenn er mag; aber an mich mag er eben nicht schreiben, dachte sie, und ihr war, als sei sie durch diesen Brief und die Blumen, die sie an Brigitte weitergeben mußte, noch ärmer und einsamer geworden.

Harald ließ nach dem günstigen Bescheid des Arztes bei Brigitte anfragen, ob er sie besuchen dürfe, und Frau Heilberg brachte einen ablehnenden Bescheid. Als er aber zwei Tage später nach Hause kam, traf er Justus, der eben das Haus verließ. „Ach, wollen Sie zu mir?" fragte Harald.

„Nein, heute nicht" lächelte Justus.

„Sie haben wohl Fräulein Aumüller besucht?" fragte Harald sofort böse.

„Aber nein", antwortete Justus. „Ich habe einen Krankenbesuch gemacht bei Fräulein Deßen." Er verabschiedete sich und ließ Harald, der ihm vollkommen verblüfft nachsah, einfach stehen.

Harald ging ins Haus und fragte nach Zenzl. Aber Zenzl war unterwegs um für Brigitte einiges zu besorgen. Das erbitterte ihn noch mehr, und er ließ Frau Heilberg rufen.

„Ich denke, meine Kusine empfängt keine Besuche?" fragte er die alte Frau, die, ruhig und von seinem Zorn völlig unbeeindruckt, vor ihm stand.

„Das gnädige Fräulein hat alle Besuche abgelehnt", antwortete Frau Heilberg steif.

„Ach so, da hat der junge Mann eben nur aufgeschnitten", rief Harald.

„Wenn Sie Herrn Sturm meinen, der war über eine Stunde beim gnädigen Fräulein."

„Ausgerechnet! Warum denn das?" fragte Harald scharf.

„Das weiß ich nicht, aber der Besuch scheint dem gnädigen Fräulein sehr gut bekommen zu sein, und sie hat angeordnet, daß auch weiterhin alle Besuche mit Ausnahme von Herrn Sturm abzuweisen sind."

„Alle?" fragte Harald zornig.

„Alle, ohne Ausnahme", antwortete Frau Heilberg streng.

Harald rannte im Zimmer auf und ab. „Sie könnten auch etwas vernünftiger sein", fuhr er Frau Heilberg an. „Ausgerechnet Herrn Sturm! Wissen Sie, daß er in meinen Augen der Hauptverdächtige ist? Er war derjenige, der die beste Gelegenheit hatte, den Schmuck zu rauben. Ich verstehe überhaupt nicht, wieso der Kerl noch frei herumläuft. Ich werde mit Kommissar Krische ein paar deutliche Worte reden, verlassen Sie sich darauf!"

„Ich glaube nicht, daß Herr Sturm es war", antwortete Frau Heilberg.

„Ich werde meine Kusine aufsuchen, und zwar sofort", erklärte Harald. „Ausgerechnet mich nicht empfangen! Das wär' ja noch schöner."

Frau Heilberg schien ein ganzes Stück zu wachsen, als sie Harald in den Weg trat.

„Das werden Sie nicht tun", erklärte sie energisch. „All die Jahre, die ich hier im Hause bin, haben Sie immer nur an sich gedacht und an das, was Ihnen gefiel. Alles hat sich nach Ihnen gerichtet und sich Ihren Launen untergeordnet."

„Was fällt Ihnen eigentlich ein?" schrie Harald sie an.

„Jawohl! Ich sagte: Ihren Launen", erklärte Frau Heilberg energisch. „Jetzt ist das Kind krank, und die Ruhe ihres Krankenzimmers werden Sie nicht stören. Dafür werde ich sorgen."

Harald war so erstaunt, daß er richtiggehend vergaß, Frau Heilberg anzuschreien.

„Sind Sie verrückt geworden?" fragte er leise.

„O nein", erklärte Frau Heilberg, „aber Sie sollten mal anfangen, etwas mehr über sich selber nachzudenken, das wär' ein Glück für alle Beteiligten", schloß Frau Heilberg und ging mit einer Würde, die Harald nie hinter ihrer Unscheinbarkeit vermutet hatte, aus dem Zimmer.

Mit diesem Justus habe ich mir ja eine schöne Laus in den Pelz gesetzt, dachte Harald wütend. Wie immer, wenn er aufgeregt war, begann er im Zimmer auf und ab zu laufen.

Er hörte noch einmal Justus' ablehnende Worte über seine Arbeit. Er dachte über den Einladungsabend nach und verbiß sich immer mehr in den Gedanken, daß nur Justus es gewesen sein konnte, der Brigitte niedergeschlagen und ihr den Schmuck abgenommen hatte. Es hatte ja sonst niemand Gelegenheit dazu.

Noch an dem bewußten Abend hätte man ihn durchsuchen müssen. Vielleicht aber hatte der junge Mann sich in aller Ruhe ein Versteck im Hause ausgesucht und den Schmuck ohne jede Aufregung heute bei seinem Krankenbesuch abgeholt. Die Vorstellung, daß Justus in dem Augenblick, in dem er ihm im Hauseingang gegenüberstand, vielleicht den Schmuck in der Tasche gehabt hatte, brachte Harald außer Rand und Band.

Krankenbesuch über eine Stunde! Über eine Stunde! Daß ich nicht lache! Ein anständiger Mensch macht bei einer Dame, die er kaum kennt, keinen so langen Krankenbesuch. Dieser Justus hatte überhaupt kein Recht, einen Krankenbesuch zu machen.

Brigittes Verhalten war Harald völlig unverständlich. Sie war doch sonst so wohlerzogen, so still und niemals extravagant. Und nun machte sie auf einmal solche Sachen.

Die Mahlzeiten, die er nun allein mit Zenzl einnahm, waren bedrückend. Brigitte, die jede seiner Gewohnheiten kannte, jede seiner kleinen Eigenheiten respektierte, fehlte bei Tisch, und mit ihr fehlte die ganze Gemütlichkeit eines eigenen Zuhause.

Zenzl war blaß und müde und machte nicht einmal den Versuch, ihn abzulenken und ihn zu unterhalten. Es ist ihr anscheinend nicht der Mühe wert, dachte Harald böse. Jetzt, da Brigitte krank in ihrem Zimmer lag, spürte er, daß sie der Mittelpunkt war, um den des Hauses Harmonie sich drehte. Es war alles freudlos, unfreundlich und disharmonisch, sobald sie fehlte.

Dieser Justus und sein Krankenbesuch störte Harald über alle Maßen. Nun war durch den günstigen Bescheid des Arztes der Druck der Sorge von ihm genommen, und nun mußte so etwas kommen! Harald vergaß über seinen Grübeleien alles andere, auch Zenzl und sein ganzes Gefühl für sie.

In den kommenden Tagen machte er eine furchtbare Entdeckung. Jeden Morgen kam ein Blumenstrauß von Justus Sturm. Jeden Nachmittag um vier erschien der junge Mann und blieb mindestens eine Stunde bei Brigitte. Jeden Nachmittag um halb vier verließ Zenzl mit einem Besorgungszettel, der so lang war, daß sie vor sechs unmöglich zurück sein konnte, das Haus. Nun war für Harald der Fall ganz klar. Aber er wollte sich nicht so ohne weiteres ausschalten lassen.

Am anderen Morgen ging er in ein Blumengeschäft und schickte Brigitte einen Riesenblumenstrauß mit besten Genesungswünschen.

Am Abend, als er in die Bibliothek kam, fand er dort seinen Strauß. Er schellte wütend nach Frau Heilberg und fragte sie, weshalb die Blumen nicht im Zimmer seiner Kusine ständen.

„Weil so stark duftende Blumen in einem Krankenzimmer nicht stehen können", erklärte Frau Heilberg.

„Ach!" sagte Harald. „Meine Blumen duften zu stark. Die aber von Herrn Sturm können im Krankenzimmer bleiben?"

„Sicher", antwortete Frau Heilberg. „Herr Sturm ist ein sehr rücksichtsvoller Herr. Er schickt stets nur geruchlose Blumen. Er weiß, was sich für einen Kranken gehört."

Daraufhin verging Harald jede Lust zu weiterem Wettbewerb. Er packte seine Koffer und erklärte, für vierzehn Tage verreisen zu wollen. Das ganze Gehabe hier im Hause war ja lächerlich! Wenn er nach vierzehn Tagen zurückkam, würde Brigitte wieder auf sein. Zenzl würde nicht mehr aussehen wie eine katholische Nonne und das Leben konnte dort wieder beginnen, wo es vor Brigittes Unfall aufgehört hatte.

*

Frau Aumüller stand gerade vor ihrem Laden, als eine junge Dame mit einem eleganten, hellen Handkoffer die Straße herunterkam. Irgendwie kam die Dame Frau Aumüller bekannt vor, und als sie schärfer hinsah, erkannte sie Zenzl. Zenzl in einer Aufmachung, die Frau Aumüller sofort energisch ablehnte.

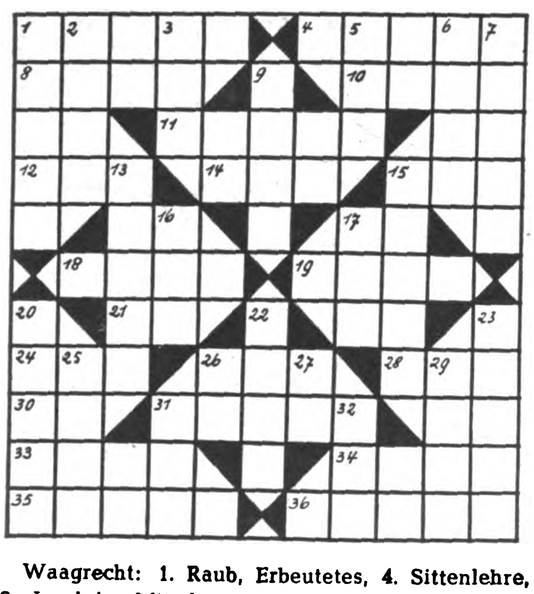
Zenzl beschleunigte ihre Schritte, als sie ihre Mutter vor dem Laden stehen sah.

„Grüß Gott, Mutter", sagte sie und streckte Frau Aumüller die Hand entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Raub, Erbeutetes, 4. Sittenlehre, 8. Insel im Mittelmeer, 10. Staatsoberhaupt von Venedig, 11. Schlingpflanze, 12. Getränk, 14. männl. Vorname, 15. Windstoß, 17. Fluß in Italien, 18. Wurm, 19. höckerloses Kamel, 21. Nahrungsmittel, 24. nord. Göttin, 26. Wild, 28. Zahl, 30. Auerochs, 31. Feuerzeichen, 33. Eisenbahnwagen, 34. Mineral, 35. deutsche Industriestadt, 36. Spaß.
Senkrecht: 1. weibl. Vorname, 2. deutscher Strom, 3. Bodensenkung, 5. Gedicht, 6. Aufgeld, 7. Körperorgan, 9. Raubtier, 13. höheres Wesen, 15. Sprengkörper, 16. rumän. Münze, 17. Tanzschritt, 20. sagenhafte Insel, 22. Stadt in Belgien, 23. deutsches Land, 25. griech. Gott, 26. ägypt. Gott, 27. Flächenmaß, 29. Shakespearesche Bühnengestalt, 31. Fabelwesen, 32. Öffnung. ch = 1 Buchstabe.

Silbenrätsel.

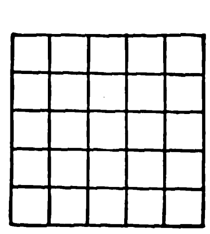
Aus den Silben a a a ar bac bach ca ca chen chi chod da dech den di ei el er fa fis ge gno ha hib if ka krampf lau na na nan ne non nu pel raf rat sa sä se se tes to tri wa sind 18 Wörter zu bilden, deren 1. Buchstaben von oben nach unten, die letzten von unten nach oben gelesen einen alten Spruch ergeben.

1. Muskelschmerz, 2. Weinort, 3. Pelztier, 4. Stadt in Frankreich, 5. Krankheitsbestimmung, 6. Reptil, 7. indischer Titel, 8. Schmetterling, 9. deutscher Maler, 10. römischer Feldherr, 11. persischer Dichter, 12. Glücksspiel, 13. Inselmeer, 14. italien. Maler, 15. Werkzeug, 16. Land in Nordamerika, 17. Eiland bei Marseille, 18. Schlachtort in Böhmen.

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 .... 18 ....

Magisches Quadrat

Die Buchstaben: a a b b d d d e e e e e e n r r r r s s s s u u v werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. kelt. Sänger, 2. Vorderseite der Münze, 3. Bilderrätsel, 4. Nachtgeist in altdeutsch. Volksglauben, 5. deutsche Industriestadt.



Zahlenrätsel

Zahlen	
1 10 3 3 9 5 7 11 9	Gleichmaß
2 12 9 13 6 9 11 12	weibl. Vorname
3 9 3 4 11 7 9 14	Lebenserinnerungen
4 7 13 9 2 14 1	Stadt in Frankreich
5 4 7 14 2 12 4	Wirbelsturm
6 10 2 15 11 14 5 6 9	Blume
7 2 16 17 14 15 9 13	Salatpflanze
2 8 2 12 9 3 11 9	höh. Bildungsanstalt
8 7 11 5 9 7 11 17 3	Unterscheidungsmerkmal
9 17 16 6 7 4 1 10 14 9	eine der 3 Grazien

Die Anfangsbuchstaben ergeben von oben nach unten gelesen den Namen einer griechischen Insel im Ägäischen Meer.

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Beute, 4. Moral, 8. Elba, 10. Doge, 11. Liane, 12. Tee, 14. Leo, 15. Boe, 17. Po, 18. Egel, 19. Lama, 21. Ei, 24. Hel, 26. Reh, 28. elf, 30. Ur, 31. Fanal, 33. Lore, 34. Opal, 35. Essen, 36. Scherz. Senkrecht: 1. Beate, 2. Elbe, 3. Tal, 5. Ode, 6. Agio, 7. Leber, 9. Baer, 13. Engel, 15. Bombe, 16. Lei, 17. Pas, 20. Thule, 22. Gent, 23. Pfalz, 25. Eros, 26. Ra, 27. ha, 29. Lear, 31. Fee, 32. Loch. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Wadenkrampf, 2. Erlau, 3. Nutria, 4. Nantes, 5. Diagnose, 6. Eidechse, 7. Sahib, 8. Nonne, 9. Achenbach, 10. Cato, 11. Hafis, 12. Baccarat, 13. Archipel, 14. Raffael, 15. Säge, 16. Kanada, 17. If, 18. Nachod. „Wenn des Nachbars Kind fällt, so hebe es auf." ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Barde, 2. Avers, 3. Rebus, 4. Drude, 5. Essen. ✱ **Zahlenrätsel:** Symmetrie, Adelheid, Memoiren, Orleans, Tornado, Hyazinthe, Rapunzel, Akademie, Kriterium, Euphrosyne. „Samothrake."

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck)

Zweizüger von Rupert Huber, Aichach

Weiß: Kf6, De1, Td1, Td3, Lh6, Bc4, e2 (7)
Schwarz: Ke4, Th1, Sc2, Sg1, Bc3, g4, h2, h4 (8)

Lösung:

Schlüsselzug: 1. Th3!

Typische Fesselungen

Mittelgambit, gewonnen von J. Benzinger, München

1. e4, e5; 2. d4, e×d4; 3. Sf3, Sc6; 4. S×d4, Dh4; 5. Sb5, Lc5!; 6. Df3, Sf6; 7. S×c7†, Kd8; 8. S×a8, Te8!; 9. Ld3, S×e4; 10. 0—0? (besser Le3), S×f2!; 11. T×f2, Te1†; 12. Lf1, Sd4; 13. D×f7, Se2†; 14. Kh1, Sg3†; 15. Kg1, T×f1‡. Eine ähnliche Partie wurde schon von Bird gespielt.

Im Labyrinth der Vergleiche

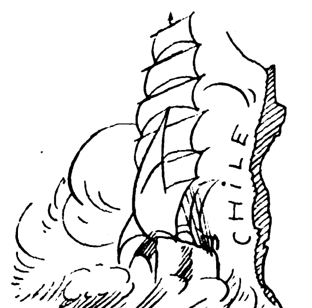
Nur so nebenbei bemerkt.

Seitdem es Gewohnheit und Zeichen erhabenster Bildung geworden ist, statistische Zahlen in unsere täglichen Gespräche zu quirlen, ist das Mißtrauen in unsere Nebenmenschen beträchtlich aufgequollen. Da wirft uns einer „93,7 Prozent des Weltbedarfs" an den Kopf oder „23,7 vom Hundert der Eigenproduktion", und wir müssen ihm im Augenblick bescheiden glauben, wenn wir nicht etwa zu der bösartigen Sorte gehören, die griffbereit und ebenso unwiderleglich zurückbeißt: „Sie haben sich um 7,5 Prozent geirrt." Es ist die reine Notwehr gegen den weisen Schwimmer, der — wenn er ganz gerissen ist — seine Glaubwürdigkeit noch durch das Zugeben eines mikroskopischen Fehlers verschärft, indem er gesteht: „Ich weiß es nicht auf die Dezimalstelle genau, aber jedenfalls ist es eine ganze Menge."



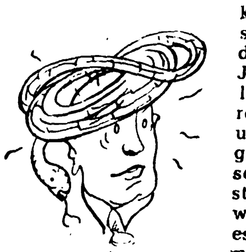
Prozente am Kap Horn.

Und selbst wenn ein Gedächtnisjongleur die Zahlen richtig abschwirren läßt, sind sie ohne Bezug und Vergleich meist „100prozentig" irreführend. Es erzählt uns Ja einer — auch wenn wir's gar nicht wissen wollen —, daß Chile 64,3 Prozent des „Weltvorkommens" an Salpeter birgt. Und wir errechnen für das Land, daß es aus diesem Düngemittel sicher gewaltigen Reichtum ziehen kann. Die Zahl war echt, der Schluß war falsch. Denn nun stellen wir dem Chilesalpeter den während des ersten Weltkriegs in Deutschland aufgekommenen künstlichen Stickstoff gegenüber, und wir müssen feststellen, daß Chile in seinem unexportierbaren Salpeterstaub erstickt und eine der größten finanziellen Krisen der Welt durchmachen mußte, weil es sein Nitrat nicht mehr verkaufen konnte. Der Bezug zum Export, der bis auf 4 Prozent gesunken war, hat erst den Trugschluß richtiggestellt. Auf der Route der Chilesegler, die, wie heute noch unsere Globen angeben, das begehrte Düngemittel auf gefährlicher Fahrt um Kap Horn herum nach Europa brachten, ist es still geworden. Trotz und wegen der Prozente.



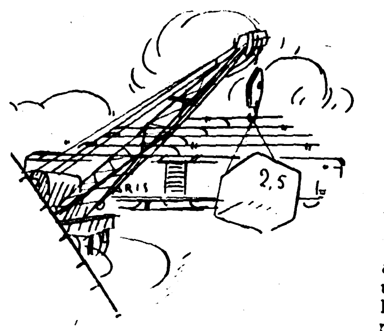
Die hölzerne Riesenschlange.

Vorsichtigere Berichterstatter vermeiden aber die Prozentziffern. Denn es gibt Lexika und statistische Jahrbücher, mit denen man sie festnageln kann. Außerst beliebt und verblüffend sind darum die bloß so nebenhin gebrachten Vergleiche. Und wir stehen mit offenem Mund oder, wenn wir uns beherrschen können, mit denkerisch gekrauster Stirne vor der Mitteilung, daß Schweden so viel Holz im Jahre schlägt, daß die 200 Millionen Stämme aneinandergereiht zwanzigmal den Äquator umspannen würden. Welche geistige Leistung, das so blitzschnell unserem weichen Verstand zuliebe auszurechnen! Wir wären genau so erstaunt, wenn es hieße zweimal oder fünfzigmal. Der Bezug auf solche Strekken geht unverdaut durch unser Vorstellungsvermögen und ein Fremdwort ist mit einem Fremdwort erklärt



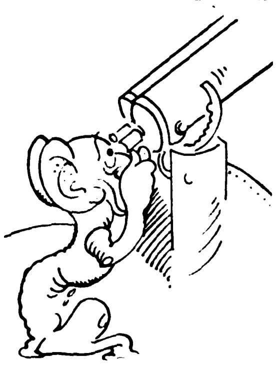
Die Cheopspyramide wird abgebrochen.

Nehmen wir ein anderes Beispiel: Die Cheopspyramide. Die Tatsache, daß 2 300 000 Steinblöcke im Gewicht von je zweieinhalb Tonnen eingebaut sind, sagt uns nur, daß die Menge gewaltig ist. Dankbar nehmen wir da eine Hilfe für unsere Vorstellung entgegen. Lassen wir also die größte auf Erden existierende ungebrochene Strecke, den Äquator, aus dem Spiel und beschränken uns auf eine noch überschaubare Distanz. Machen wir uns der Wissenschaft halber daran, die große Pyramide abzutragen! Um ihr Steinmaterial zu befördern, bräuchten wir fünf Güterzüge, von denen jeder so lang sein müßte, daß seine Lokomotive in Wien, sein Schlußwagen aber in Paris zu stehen käme. Auf diese Art hat sich die gewaltige Menge zu einiger Bildhaftigkeit verdichtet



Die Chinesische Mauer schlängelt sich durch Europa.

So können wir auch das größte von Menschenhänden aufgeführte Bauwerk, die Chinesische Mauer, zum Vergleich bringen. Die Tatsache, daß sie vom Mars aus noch mit unseren stärksten Fernrohren zu sehen wäre, wollen wir den marsitischen Astronomen feststellen lassen. Aber daß sie in einer Breite von acht Meter und einer durchschnittlichen Höhe von sechzehn Meter eine Entfernung spannt wie die von Oslo nach Kairo, sagt auch unserm irdischen Verstand etwas aus über die Mächtigkeit dieses Walles. Es gibt nun Leute, die daraus errechnen wollen und sogar können, wie vielmal mehr Kubikinhalt die Chinesische Mauer hat als die Cheopspyramide. Doch wozu soll uns das nützen, seufzt ein großer Humorist, nachdem er mühsam errechnet hat, wieviel Fliegenschwämme nötig sind, um während ihres Wachstums einen lebenden Menschen einen Zentimeter hochzuheben.



Vater Nil wird auf den Kopf gestellt.

Weil wir uns anläßlich der Cheopspyramide gerade am Ufer des Nils befinden, wollen wir unseren Vergleichsdurst auch an diesem mächtigen Strom stillen. Er ist fünfmal so lang wie der Rhein, und an dieser Feststellung merken wir schon, daß wir uns gewöhnlich Afrika ein wenig zu klein vorstellen. Denn die Nilquellen, die nahe dem Viktoriasee liegen, entspringen etwa da erst, wo der breite Hammerkopf des dunklen Erdteils auf seinem Stiel aufsitzt. Wenn wir nun den Nil um seine Mündung nach dem vertrauteren Norden umklappen, wohin kämen da die Quellen zu liegen? An die Nordküste des Mittelmeers? Oder gar an das Schwarze Meer? Sie dürfen zum drittenmal raten. Denken Sie soweit nach Norden, als Sie es mit gutem Gewissen verantworten können! Bis nach Leningrad? Stimmt!



Das gesprengte Bett.

Um die Chinesische Mauer nicht zu verschnupfen, ziehen wir auch noch den riesigen chinesischen Strom bei, den sie zweimal überbrücken muß, den Hoangho. Auch er durchzieht ein Land von meist falsch vorgestellter Weite. Seine äußerst unangenehme Eigenart ist, sein Bett zu sprengen und zu pendeln. Er mündet bald da, bald dort und überschwemmt ein unglaublich ausgedehntes Gebiet. Um solch einen Ausschlag zu verstehen, müssen wir uns vorstellen, daß die Elbe plötzlich nicht mehr bei Hamburg, sondern bei Danzig münde. Das ist das Bild der Mündungsverlagerung des Gelben Stromes, wie sie 1853 vor sich ging.



Der Kampf um Troja im Weltenraum.

Aus den weiten Gebieten dieser Ströme, des Nils und des Hoangho, blickten die dort wohnenden Menschen schon in grauer Vorzeit auf in noch unendlich größere Weiten, in die Welt des gestirnten Himmels, und schufen — erstaunlich exakt — die Grundlagen der astronomischen Berechnungen. Hier geht's nun tatsächlich ins vollkommen Unvorstellbare, und selbst die zahlengewohnte moderne Astronomie muß sich ihr Grundmaß aus einem einigermaßen bildhaften Vergleich holen: Sie mißt die Sternenräume nach dem Weg, den das Licht in einem Jahr zurücklegt, und faßt diese zehn Billionen Kilometer in den Begriff des Lichtjahres. Da gibt es Sterne, die so weit entfernt sind, daß sie ihr heute auf der Erde ankommendes Licht schon ausgesandt haben, als Troja in Asche fiel, und umgekehrt erreicht das Licht unserer Erde jetzt erst diesen Stern, um einem allenfalsigen Beobachter das Bild vom Kampf um Troja mitzubringen. Das Spiel der Zahlen geht hier ins Phantastische, und nur aus Vergleichsbesessenheit wollen wir uns einen Mann aufbauen, der das bekannte Sternbild des großen Wagens als Spielzeugwägelchen in seinen Händen halten könnte. Es müßte ein Gigant sein von 637 — nun folgen zwölf Nullen — Kilometer Höhe! „Doch wozu . . . ?"



Die eingeschlafene Flintenkugel.

Nun schauen wir noch zum Mond auf und erbauen uns an seinem majestätischen Zug über den nächtlichen Himmel. Hat sich was mit dem majestätischen Zug! Mit der Geschwindigkeit einer Flintenkugel jagt der bleiche Geselle um die Erdkugel. (Siehe Lexikon unter: Mond und Infanteriegewehr!) Das ist ein Kilometer etwa in der Sekunde, und aus dem Vergleich mit der Flintenkugel schießt der Mond nur so durch den Raum. Unvorstellbar schnell. Mit dieser Geschwindigkeit legt er in der Stunde etwa die Strecke seines Durchmessers zurück. Nun vergleichen wir aus diesem Blickpunkt die Flintenkugel ihrerseits mit dem Mond. Würde diese nur den Weg ihres Durchmessers in der Stunde durchmessen, so kröche sie im Zeitlupentempo. Unvorstellbar langsam. Der Vergleich hat uns einen rasenden Mond und eine schläferige Gewehrkugel beschert! Aller augenscheinlichen Beobachtung zuwider. Das Beispiel zeigt uns, daß Vergleiche, ebenso wie die chilenische Salpeterstatistik, gelegentlich in einen schönverschlungenen Irrgarten führen können und daß Vergleiche manchmal nicht nur hinken, sondern uns auch mit falschen Zähnen höhnisch angrinsen.



Jüdisches Theater

Als in Berlin unter Meyerbeers Leitung die „Hugenotten" aufgeführt wurden, bildete die Aufführung das Stadtgespräch. Auch bei einer Hofgesellschaft wurde davon gesprochen und König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen meinte. „Ja, Katholiken und Protestanten schneiden sich die Hälse ab und der Jude macht die Musik dazu!"

Ein Irrtum

Es war noch zur Zeit der österreichisch-ungarischen Monarchie, als Baron Wlassics in seiner Eigenschaft als Unterrichtsminister in Budapest eine Anstalt für geistig Zurückgebliebene inspizierte. Die Zöglinge der Anstalt waren zum Empfang in einer Reihe aufgestellt worden. Der Zufall wollte es, daß anschließend an diese Reihe der junge ungarische Dichter Palagyi stand, der einige Zeit auch als Reporter tätig war und mit anderen Zeitungsleuten dieser Besichtigung beiwohnte. Nachdem der Minister bereits einige Zöglinge um Verschiedenes befragt hatte, trat er auch zu Palagyi in der Annahme, daß auch dieser einer sei, und fragte ihn: „Was machen Sie?" — „Gedichte!" war die Antwort. — „Und was haben Sie denn schon alles geschrieben?" fragte der Minister weiter, in der Meinung, auf den Wahn des Befragten eingehen zu müssen. Worauf ihm Palagyi in längerer, wohlgesetzter Rede über sein Schaffen Auskunft gab.

Als dann Wlassics weiterging, meinte er zu seiner Begleitung: „Für einen Idioten ist er eigentlich ganz intelligent!"

*

Heinrich Conried, der natürlich einmal Kohn geheißen hatte, war, bevor er Leiter der Metropolitan Opera in Neuyork wurde, Direktor des dortigen Deutschen Theaters. Zu dieser Zeit stellte sich ihm einmal ein Schauspieler vor und sagte: „Mein Name ist Rosen!" Einen Rassegenossen in ihm erkennend fragte Conried: „Und wo haben Sie das ‚feld' gelassen." Worauf prompt die Antwort kam: „Dort, wo Sie das ‚ried' gefunden haben, Herr Direktor!"

*

Czernowitz, in der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie die Hauptstadt der Bukowina, zählte in den neunziger Jahren ungefähr 20 000 Juden. D. h. daß sowohl der ganze Handel wie auch das Theater fast ganz in jüdischen Händen war. Nicht nur der Direktor, Regisseur, Kapellmeister und die Künstler waren Juden, auch die Orchestermitglieder, Inspizienten, Requisiteure, Beleuchter, Garderobiere, Kassiere, bis herunter zum Theaterdiener, alle gehörten dem „auserwählten" Volke an. Als damals der bekannte Wiener Komiker Tewele einmal in Czernowitz gastierte, wurde er vom Direktor empfangen und allen Theaterleuten vorgestellt. Als dies vorüber war, meinte Tewele: „Nun möcht' ich gefälligst um einen Christen bitten!"

*

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zählte Hermann Hersch, Journalist beim Wolffschen Telegraphenbureau, zu den erfolgreichsten Lustspieldichtern. Er war ein kleines, schmächtiges, unscheinbares Männchen krummbeinig, schwarzhaarig und schwarzbärtig. Als in München sein Lustspiel „Anne Liese" gegeben wurde, kam er zur Premiere und stellte sich Dingelstedt, dem Intendanten, mit den Worten vor: „Mein Name ist Hersch!" Worauf Dingelstedt antwortete: „Das sehe ich!"

H. G.

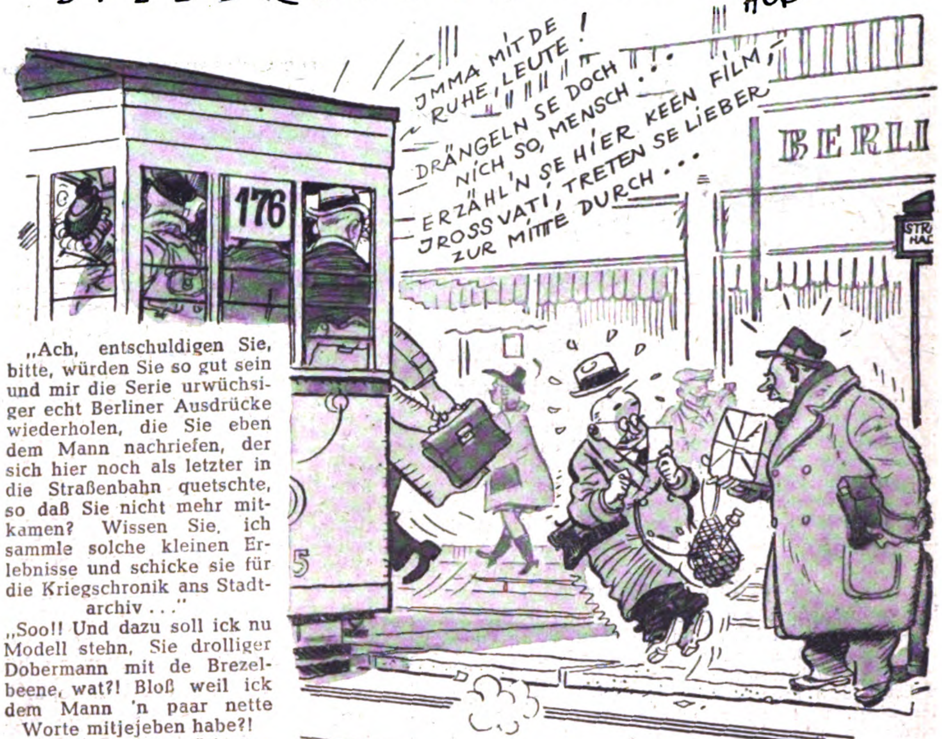
Donnerwetter, die Berliner damals . . .

BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER

Die Berliner Stadtverwaltung hat die Bevölkerung gebeten, an der Kriegschronik der Stadt mitzuarbeiten und kleine Erlebnisberichte, typische Redensarten, Briefe oder Tagebücher einzuschicken, um kommenden Generationen ein anschauliches Bild des Berliners von heute und seiner Einstellung zum Kriegsalltag geben zu können. Die Beteiligung ist, wie zu erwarten war, sehr stark.

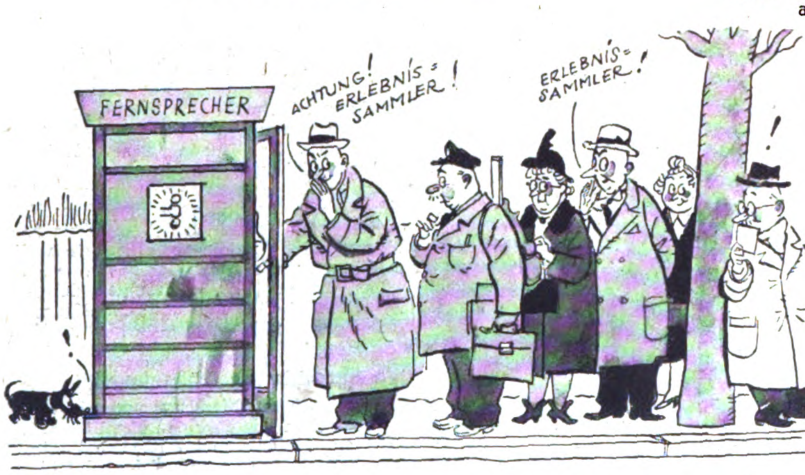


„Diesmal müssen Sie 's aba besonders feste anmachen, Meesta, sonst klaut wieda eena det Ding, wie die andern beeden Plakate vorher, und flitzt damit zum Stadtarchiv, weil er glaubt, die sammeln da ooch so wat für de Berliner Kriegschronik . . ."

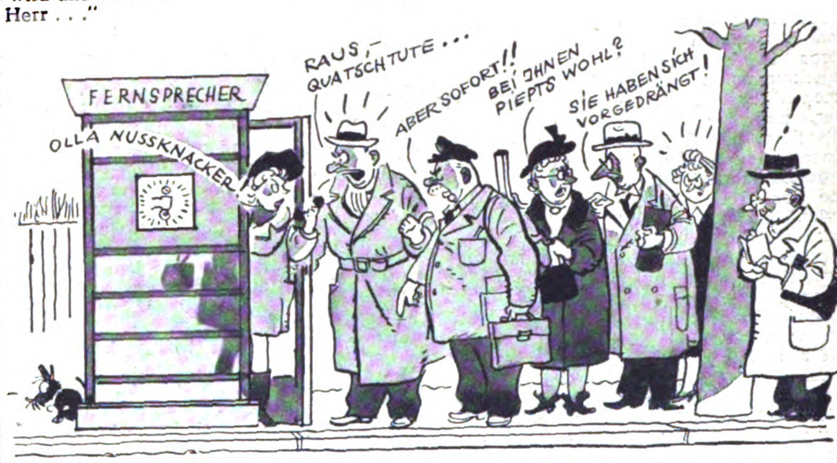


„Ach, entschuldigen Sie, bitte, würden Sie so gut sein und mir die Serie urwüchsiger echt Berliner Ausdrücke wiederholen, die Sie eben dem Mann nachriefen, der sich hier noch als letzter in die Straßenbahn quetschte, so daß Sie nicht mehr mitkamen? Wissen Sie, ich sammle solche kleinen Erlebnisse und schicke sie für die Kriegschronik ans Stadtarchiv . . ."

„Soo!! Und dazu soll ick nu Modell stehn, Sie drolliger Dobermann mit de Brezelbeene, wat?! Bloß weil ick dem Mann 'n paar nette Worte mitjejeben habe?! Machense 'n jutmütigen Mann nich wild und hau'nse ab, Herr . . ."



Was man nun öfters im Berliner Straßenbild beobachten kann.
Vor einer öffentlichen Fernsprechzelle stehen die Berliner, wie immer, schweigsam, höflich, freundlich und bescheiden, keiner will sich etwa vor dem anderen an die Quasselstrippe drängeln . . . Wenn dann aber jemand in der Gegend aufkreuzt, der offensichtlich volkstümliche Äußerungen der Berliner sammelt, um sie dem Chronisten im Stadtarchiv weiterzugeben . . .



. . . dann kann man erleben, wie sich alle, aus purer Gefälligkeit, sofort eifrigst bemühen, ein Bild der Berliner zu geben, die der Sammler meistens zu finden hofft, und von denen schon Goethe sagte, es sei ein äußerst verwegener Menschenschlag.



Lieber Stadtchronist! Beigefügt erhalten Sie von mir einen kleinen Bericht über ein Erlebnis, das ich gestern mit meiner Fischfrau auf dem Markt hatte. Als ich ihr nämlich sagte, ich hätte den Eindruck, daß seit der Zeit, da ich als Strohwitwer selbst koche, meine Fischzuteilung merkwürdig selten dran sei, gab sie mir zur Antwort: „Det kommt woll daher, det sich die Fische davor jraul'n, von die Strohwitwers in de Fanne so komisch mißhandelt zu werden." Vielleicht ist es Ihnen möglich, mir den Empfang des kleinen Beitrags zu bestätigen? Ich würde das dann meiner Fischfrau zeigen und hätte sicher einen Stein bei ihr im Brett . . .



„Wenn ick det so sehe, Leute, denn kann ick nur hoffen, det sich ooch eena hinsetzt und 'n schnurzlichen Bericht über die niedlichen Berliner Mächens von heute ans Stadtarchiv schickt, wat?!"



Der Chronist im Jahr 2044 blättert im Berliner Stadtarchiv des Jahres 1944.
„. . . den rauhen, aber herzlichen Ton pflegten die Berliner übrigens damals, 1944, auch! Hier zum Beispiel: Da sagt, bei 'ner kleinen Meinungsverschiedenheit in der U-Bahn ein echter Berliner zum anderen: „Sie können mir noch lange nich unter mein Werkstoffhemd husten, Mensch . . .!"

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. ABCDEFG 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 10. FEBR. 1944
19. JAHRGANG ∴ FOLGE 6

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von



Generalfeldmarschall Rommel an der Kanalküste.

Während seiner Besichtigungsreise im Westen wird der Generalfeldmarschall auf einem Feldflugplatz von dem Kommodore eines Jagdgeschwaders, Eichenlaubträger Oberstleutnant Priller, begrüßt.

PK.-Aufnahme: Kriegsberichter Jesse (Wb.)

Dunkles Gelichter um den OLYMP



In den zerklüfteten Bergen um den Olymp
treiben einzelne Bandengruppen ihr Unwesen, plündern in abseits gelegenen Dörfern oder üben Sabotageakte. Einheiten der ꟗ-Panzer-Grenadier-Division unter dem Befehl des Ritterkreuzträgers ꟗ-Obersturmbannführer Schümers sind zur Bekämpfung dieser Banden eingesetzt. Das riesige Bergmassiv des Olymps ist erreicht. Nebelverhangen bietet sich die mythenreiche Heimat der Götter Griechenlands den Augen der deutschen Soldaten.



Ein Bergdorf ist der Hauptstützpunkt der Banditen.
Von allen Seiten schieben sich die ꟗ-Panzergrenadiere an die Widerstandsnester heran.

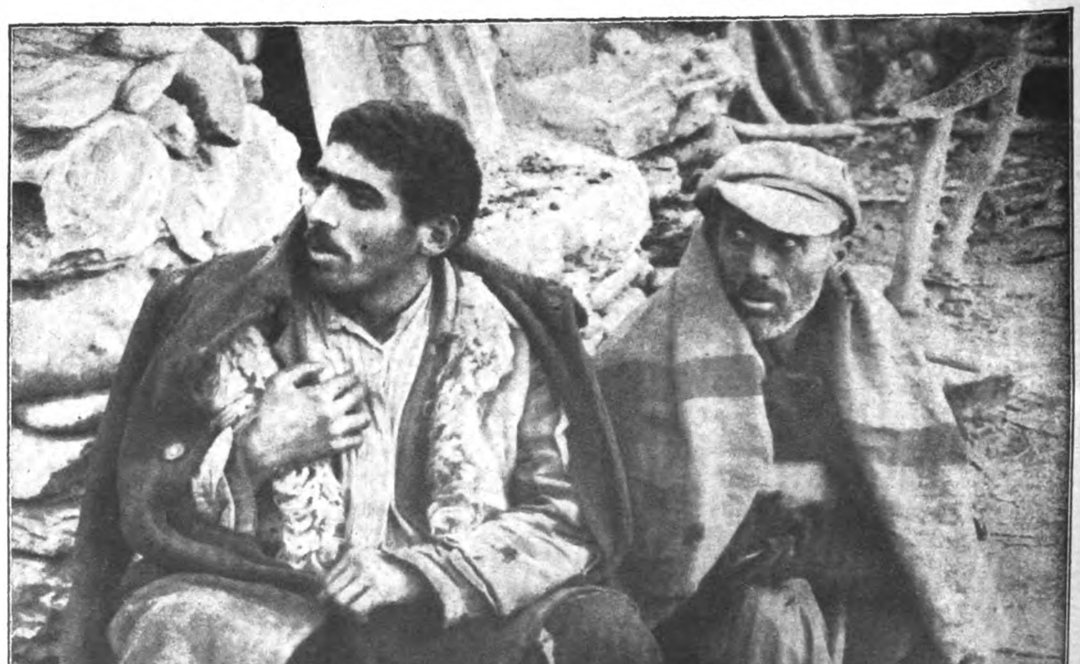
Der Kleinkrieg gegen Banditentrupps ist besonders in Berggegenden eine schwierige Angelegenheit. Nur zähe Ausdauer und schrittweise Ausbrennung der Ungeziefernester führt schließlich zum Dauererfolg der Flurbereinigung.



Verdächtige Gestalten
werden mit Hilfe des Dolmetschers sofort vernommen.



Die Geschütze werden nachgezogen.
Wegen der Unpassierbarkeit der Wege für größere Lasten müssen die schweren Waffen auseinandergenommen werden. Die Männer ziehen im Mannschaftszug eine Protze nach oben.



Diese in Lumpen gehüllten Vagabunden
gehören zum Gezücht der Banditen. Sie sind Gefangene und warten auf ihre Vernehmung.

An einem Tage EK II und I

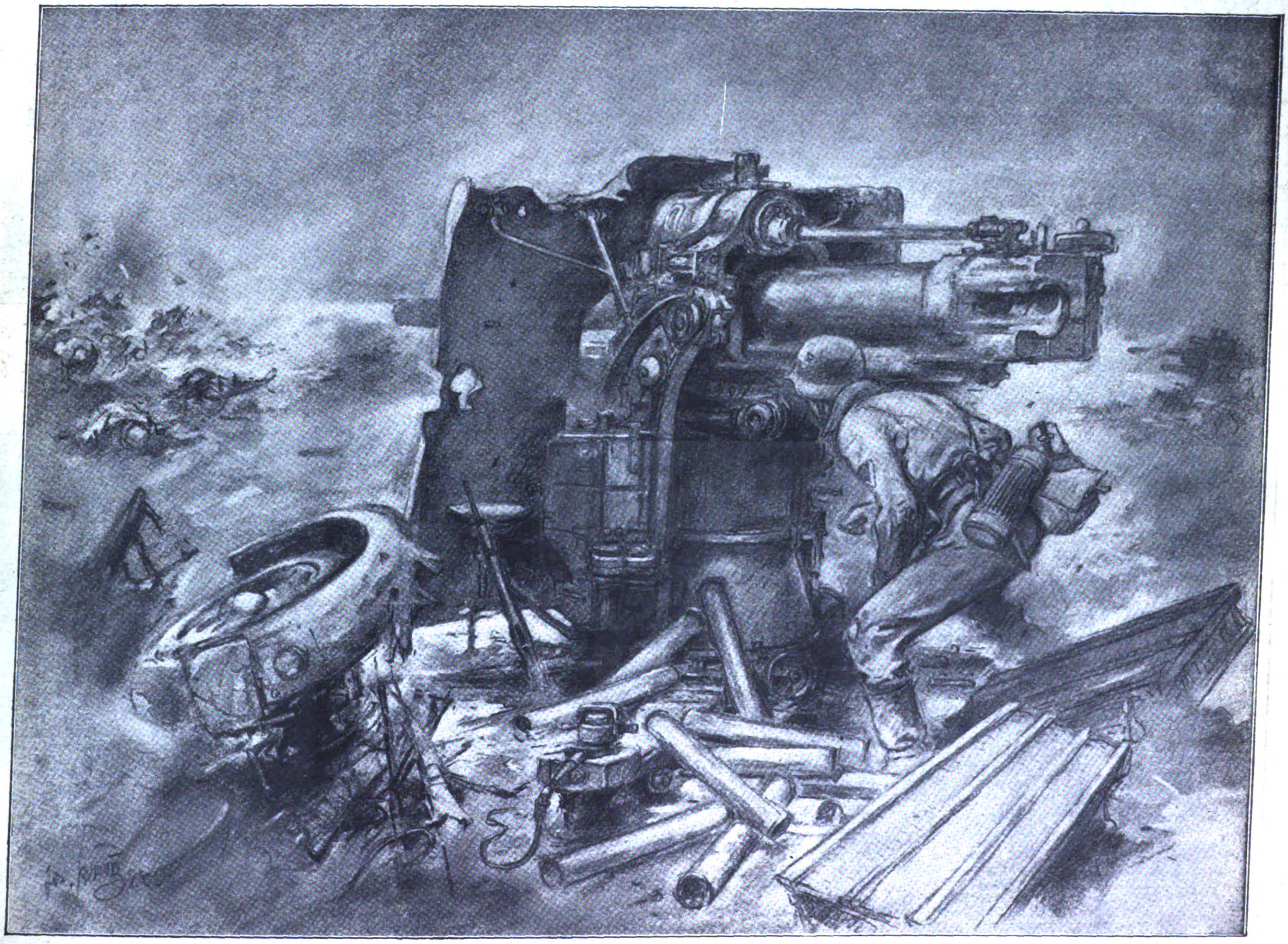




EIN DEUTSCHER GEFREITER,

der sich in den harten Kämpfen in der Landenge von Perekop im Eingang zur Krim besonders tapfer bewährt hat, wurde an demselben Tage mit dem Eisernen Kreuz zweiter und erster Klasse ausgezeichnet. Er trug seinen schwerverwundeten Oberleutnant eine über tausend Meter lange Strecke zurück, arbeitete sich dann im starken Granatwerferfeuer an die letzte Kanone seiner Batterie wieder vor . . .

PK.-Aufn.: Dauscher/Brütting (PBZ.). Zeichnungen: Lazarus.

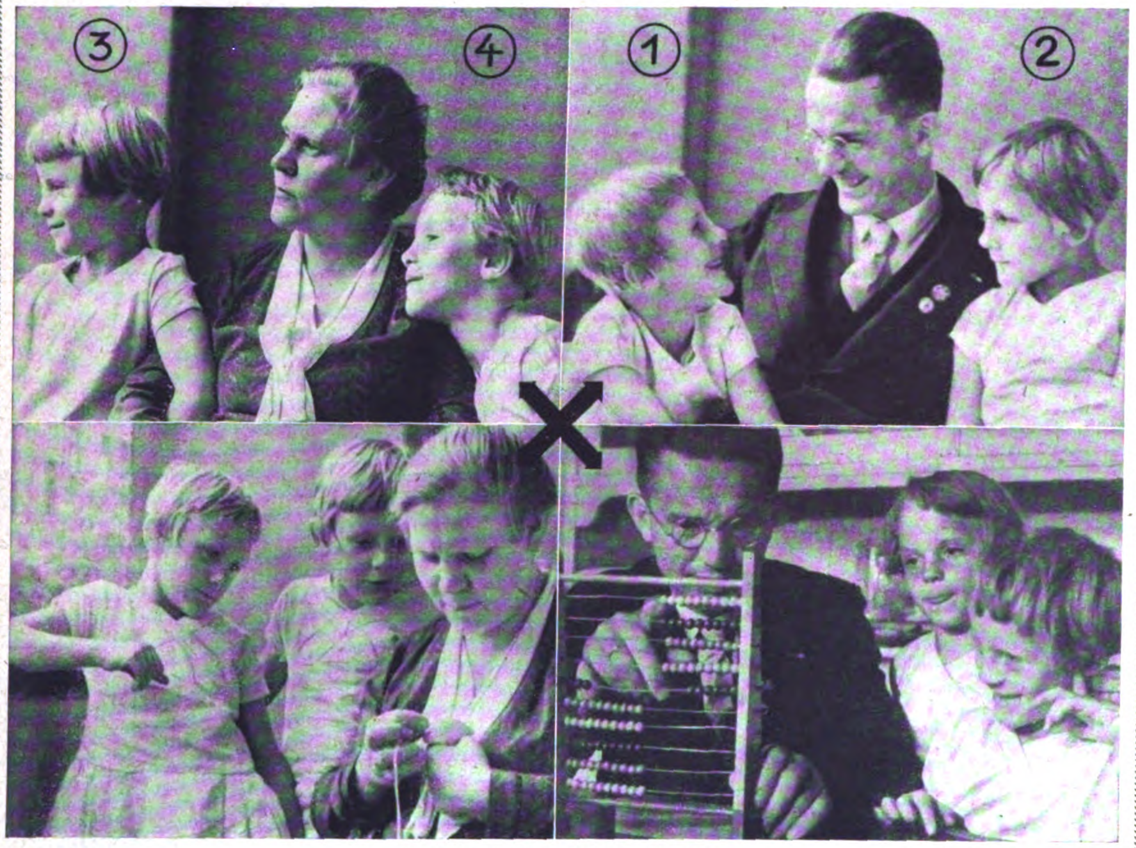


. . . und jagte allein die letzten drei Granaten in die anstürmenden Sowjets,
machte anschließend den Infanteriegegenstoß mit und ging erst, als die Nacht hereinbrach, zu den Männern seiner Batterie zurück.

Die Vierlinge von Beuthen

1 *8 Jahre ist es her, daß der Bildberichter H. Reinke, angeregt durch die überraschenden Erkenntnisse moderner Vererbungslehre, die Vierlinge von Beuthen aufsuchte. Lag doch hier ein höchst seltenes und wissenschaftlich besonders wertvolles Beweismittel für diese jüngste unter den Wissenschaften vor. Es handelte sich bei den vier kerngesunden, damals achtjährigen Mädeln Victoria und Edeltraud (1, 2) und Annelies und Maria (3, 4) um paarweise eineiige Zwillinge. Zugleich waren die einzelnen Geschwister je eines Paares im Verhältnis zu den einzelnen des anderen Paares zweieiige Zwillinge. Jedes einzelne Paar wies daher eine bis in die kleinsten Einzelheiten gehende Ähnlichkeit auf — gegeneinander gesehen waren beide Paare dagegen grundverschieden.*

BILDBERICHT FÜR DEN JB.
VON HANS REINKE

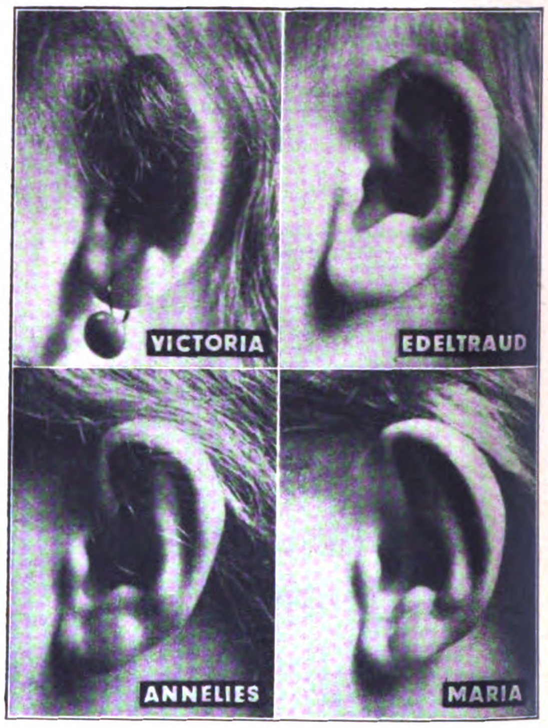


Das war im Jahre 1936!

2 In diesen Vierlingen bot sich den Forschern der Vererbungslehre ein besonders interessantes Beispiel, das die Erkenntnisse der speziellen Zwillingsforschung in vielen Punkten bestätigen und sonst noch ganz erheblich fördern sollte. Denn darin liegt ja gerade die Bedeutung dieses Wissensgebietes, daß es Möglichkeiten bietet, die körperlichen ebenso wie die geistig-seelischen Besonderheiten auf ihren Ursprung hin zu untersuchen und die Frage zu beantworten, welche Eigentümlichkeit auf die Erbanlage und welche auf Umwelteinfluß zurückzuführen sei. Bis zum Tage dieser Aufnahme waren die vier Kinder gemeinsam im Elternhaus herangewachsen. Die größte Überraschung damals war eine merkwürdige Überkreuzähnlichkeit: 1 und 2 waren äußerlich dem Vater ähnlich, im Wesen glichen sie ganz der Mutter und zeigten starke Neigung zu häuslichen Arbeiten; 3 und 4, äußerlich der Mutter ähnlich, glichen im Wesen ganz dem Vater, zeigten sich als geweckte Schülerinnen, als äußerst schlagfertig und fühlten sich in allen Arbeiten stark zum Vater hingezogen.

3

Nach diesen Feststellungen mußte es reizen, die Mädel jetzt nach Beendigung der Schulzeit und erfolgter Berufswahl, also unter von einander verschiedenen Umweltbedingungen, wieder aufzusuchen — und das Ergebnis war wieder überraschend:



5 **Beachtlich ist die verschiedenartige Ausbildung der Ohrmuscheln:** bei Victoria und Edeltraud stark in die Länge gezogen; bei Annelies und Maria ovaler und gedrückter.



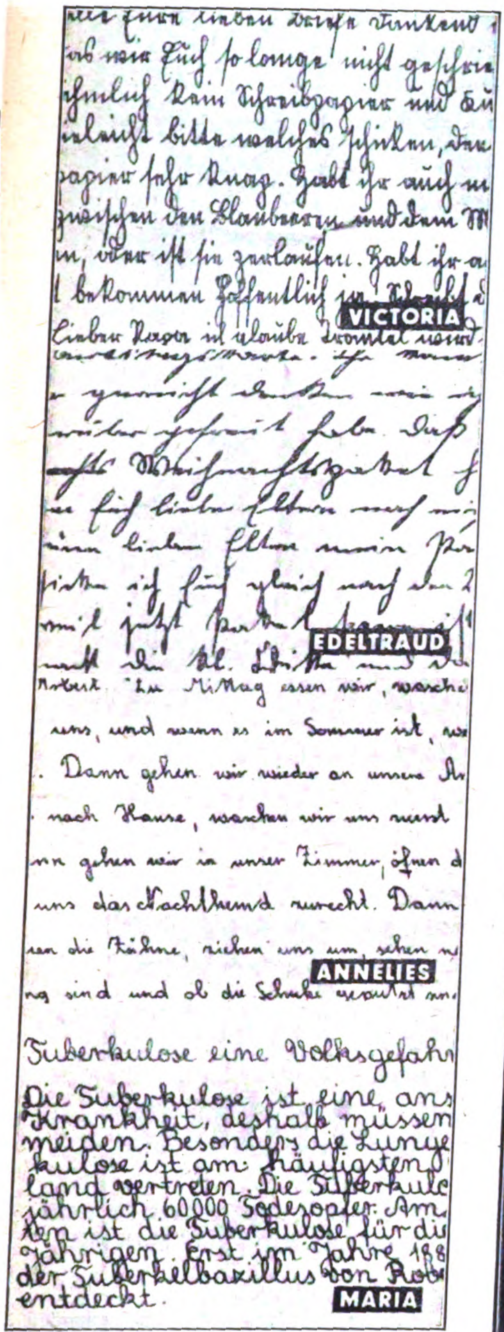


4

← Victoria und Edeltraud, schon als Kinder im Wesen der Mutter verwandt und zu häuslichen Arbeiten neigend, sind beide (wenn auch voneinander getrennt) im Riesengebirge in großen Hotels als Kochlehrlinge beschäftigt. Überraschend ist, daß auch die Schulzeit bei beiden eine starke Neigung zur Linkshändigkeit nicht hat beseitigen können. Während der Küchenchef bei Edeltraud immer noch Versuche unternimmt, dem Mädel die Linkshändigkeit abzugewöhnen, hat man es bei Victoria längst aufgegeben: sie arbeitet alles mit der linken Hand.

Annelies → und Maria sind dagegen, ihren vom Vater ererbten Neigungen folgend, im Büro gelandet: Annelies in einem Baubüro; Maria in einem Bergbauunternehmen.



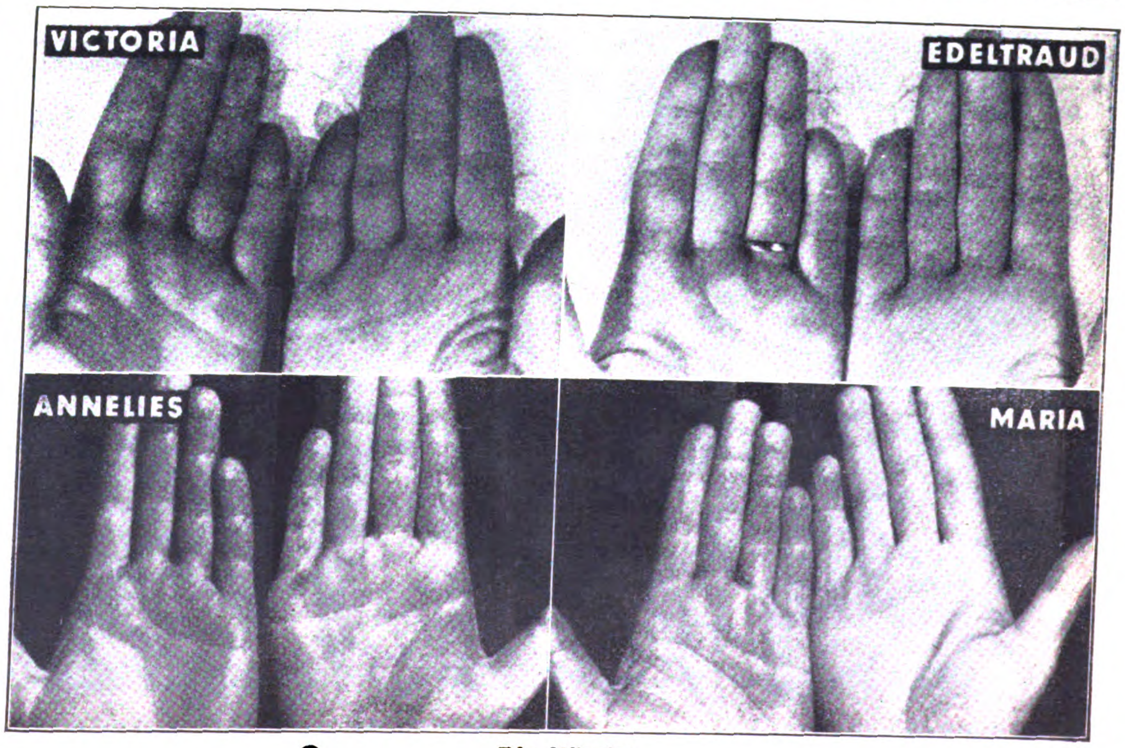


6 **Die Schrift:**
Obwohl unter völlig gleichen Schulbedingungen und in der gleichen Klasse aufgewachsen, entscheiden sich nun plötzlich die beiden „älteren", Victoria und Edeltraud, ganz unabhängig voneinander zur deutschen Schrift, während Annelies und Maria die lateinische Schrift wählen, eine Tatsache, die, von den Eltern bisher noch nicht einmal beobachtet, aus allen Briefen festgestellt werden konnte.

7 **So sehen sie heute aus:**
Victoria und Edeltraud mit frischer, etwas blasser Gesichtsfarbe. Annelies und Maria stark sommersprossig.







8 **Die Hände:**
1. Victoria, 2. Edeltraud, 3. Annelies, 4. Maria.



Maria Eis als Brünhilde und Siegmar Schneider als Siegfried.
Brünhilde, hadernd mit ihrem Los, muß erkennen, daß ihrer Liebe zu Siegfried keine Erfüllung beschieden sein wird.



Am Domportal zu Worms.
Der leidenschaftliche Wortwechsel zwischen Brünhilde und Kriemhild (Liselotte Schreiner).

Ein neues Nibelungen-Drama

URAUFFÜHRUNG IM BURGTHEATER ZU WIEN: „DER NIBELUNGEN NOT" VON MAX MELL

Aus der gewaltigen Sagenmasse des Nibelungenliedes schuf Max Mell ein Drama von verblüffend einfachem Aufbau. In einem Szenenbild des Wormser Königshofes erleben wir in einem Akt von bewunderungswürdiger künstlerischer Kraft Tragik und Schicksal, die zum Tode Siegfrieds führen. Der Zwist der zwei Königinnen, der zur Preisgabe des Geheimnisses von Gunthers Brautwerbung und Hochzeitsnacht führt und damit die königliche Ehre aufs tiefste verletzt, ruft schließlich Hagen als verantwortlichen Rächer auf den Plan. Nur Blut kann beleidigte Ehre sühnen. So kommt es zur Tat. Mit Kriemhilds Racheschwur endet das Drama.



Alberich.
Der unheimliche Hüter des Nibelungenschatzes (Hans Siebert).



König Gunther (Heinz Woester).
Schwankend zwischen Liebe zur Gattin und Treue zum Freund.



Volker,
der aufrechte Sänger, der die Menschen meidet (Heinz Moog).



Hagen und König Gunther.
Der düstere Hagen (Fred Hennigs) wird zum Rächer der beleidigten Fürstenehre.
Aufnahmen: Bruno Völkel.

Die drei aus Regensburg

ROMAN VON ANNEMARIE ARTINGER

(7. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 5:

Frau Aumüller stand gerade vor ihrem Laden, als eine junge Dame mit einem eleganten, hellen Handkoffer die Straße herunterkam. Irgendwie kam die Dame Frau Aumüller bekannt vor, und als sie schärfer hinsah, erkannte sie Zenzl. Zenzl in einer Aufmachung, die Frau Aumüller sofort energisch ablehnte.

Zenzl beschleunigte ihre Schritte, als sie ihre Mutter vor dem Laden stehen sah.

„Grüß Gott, Mutter", sagte sie und streckte Frau Aumüller die Hand entgegen.

„Ja, wo kommst denn du her?" sagte Frau Aumüller und wischte ihre Hand an der buntbedruckten großen Schürze ab, bevor sie sie ihrer Tochter reichte. „Grüß dich Gott!" sagte sie und schob Zenzl, bevor die neugierige Milchfrau von nebenan, die sich gerade in Bewegung setzte, näherkommen konnte, in den Laden und schloß die Tür.

Zenzl ging in die Stube.

„Ist etwas passiert?" fragte Frau Aumüller, der nicht nur die Aufmachung, sondern auch der Gesichtsausdruck und das Aussehen ihrer Tochter gar nicht gefallen wollten.

„Nein, nichts, Mutter. Das heißt, eigentlich schon. Fräulein Deußen ist krank. Sie hat einen Unfall gehabt und macht jetzt mit unserer Wirtschafterin eine Erholungsreise; bis sie wieder nach Berlin zurückkommt, habe ich Urlaub."

„Stimmt das auch?" fragte Frau Aumüller energisch. „Wenn sie dich 'rausgeschmissen haben, kannst es auch sagen, das ist weiter kein Unglück. Ich bin froh, wenn du wieder daheim bist."

Der Zenzl stiegen bei diesen kargen Worten, die ihr doch der Mutter ganze Liebe verrieten, die Tränen in die Augen. Sie erkannte blitzartig, daß die Mutter sehr allein gewesen war und daß sie viel Tapferkeit und Selbstsucht für dieses Alleinsein gebraucht hatte.

„Nein, Mutter! Ich bin noch in ungekündigter Stellung", sagte Zenzl. „Aber wenn du es willst, gebe ich die Stellung auch auf und bleibe bei dir in Regensburg."

„Darüber reden wir noch später", sagte Frau Aumüller. „Jetzt zieh dich erst einmal aus, und ich koch dir was Anständiges. Nach der langen Reise kannst du es brauchen."

Frau Aumüller schickte einen kleinen Jungen, der vor ihrer Ladentür spielte, hinüber zum Metzger, um ein Kalbskotelett, aber ein großes, weil ihre Tochter zu Besuch gekommen sei! Dann holte sie aus ihrem Laden eine Büchse Leipziger Allerlei, das von jeher Zenzls Lieblingsgemüse gewesen war. Während sie Kartoffeln schälte und kleinen Klatsch aus der Nachbarschaft und der Verwandtschaft erzählte, beobachtete sie Zenzl, die müden Bewegungen ihrer Tochter und das stille Gesicht, das irgendwie ausgeblutet wirkte.

Die hab'n sie mir ja halbert umbracht in Berlin droben, dachte Frau Aumüller bekümmert. Sie sah aber auch, daß ihre Tochter, nicht wie es sich eigentlich gehörte, das Kleid wechselte, sondern das feine neue Stück, das teuer und wie fertig gekauft aussah, einfach anbehielt, als gehörte sich das so für alle Tage. Dieses Gewand hätte sie sowieso nicht auf die Reise anziehen sollen, das ist viel zu schade! Aber sie hielt den Tadel zurück und erzählte munter von den schönen weißen Karnickeln, die die „Tant Soff" jetzt hatte, und daß die Frau Kirmeier Zwillinge gehabt hätte auf ihre alten Tage. Dreiundvierzig war die doch schon!

Die Zenzl versuchte der Mutter zuliebe über diese Tatsachen, die sie nicht weiter erschütterten, zu staunen. Der vertraute Geruch vom Laden, der Geruch nach Spezereien, frisch gebranntem Kaffee und Obst, das prasselnde Feuer in dem kleinen, viereckigen Eisenherd, die Stimme der Mutter taten Zenzl wohl. Die Verkrampfung, die vierzehn Tage lang ihr Herz so fest eingeschnürt hatte, daß es kaum noch die Kraft aufbrachte, unter soviel Druck und Enge zu schlagen, lockerte sich ein klein bißchen nur, und doch war das ein Wohlgefühl, eine Erlösung, als ob lange und hoffnungslos ertragene Schmerzen plötzlich und gegen alle Erwartung aufhören.

Die Mutter stellte ihr das Essen auf den Tisch und sah mit einem guten Lächeln zu, wie es ihr schmeckte.

Die krieg ich schon wieder hoch, dachte Frau Aumüller. Wär' ja noch schöner! Mei einzigs Derndl. Die sollen mir noch einmal kommen! Und dem Bachler erzähle ich auch was, wenn ich ihn seh.

Frau Aumüller war eine einfache Frau, aber ihr sicheres und mütterliches Gefühl sagte ihr, daß sie nicht nach Zenzls Berliner Erlebnissen fragen durfte, daß Zenzl erst einmal die Sicherheit brauchte, die ihr nur das Zuhause, ihre Heimat und ihre Mutter geben konnte. Erst muß sie richtig wissen, daß sie wieder daheim ist, und wenn sie das weiß, muß sie begreifen, daß man einer Mutter alles sagen kann, daß ein Kind nichts tun kann, was eine Mutter nicht versteht und verzeiht. Wenn sie das alles weiß, dann setzen wir uns zusammen und dann reden wir ehrlich und vernünftig über alles, was ihr passiert ist droben in Berlin.

*

Als Harald, einige Tage früher als er gewollt hatte, zurückkam, fand er nur den Diener und den Gärtner im Haus. Die Köchin und Herta waren beurlaubt. Brigitte, Frau Heilberg und Zenzl waren abgereist, ohne eine Adresse zu hinterlassen. In Brigittes Zimmer waren die Teppiche eingerollt, es roch nach Naphthalin. Die zart farbenen Möbel hatten graue Leinenüberzüge.

Es sieht beinahe so trostlos aus, als wenn sie gestorben wäre, dachte Harald. Er ließ seinen Koffer auspacken. In seinen Zimmern war alles wie immer, und doch schienen auch sie ihm seltsam verödet und leer.

Harald war ein Mensch der viel reiste und auf seinen Reisen gewohnt war, allein zu sein. Aber noch nie war er in diesem Hause allein gewesen. Wenn immer er auch von seinen Reisen zurückkam, Brigitte hatte ihn erwartet. Hatte ihn mit ihrer Fürsorge umgeben, seine Wünsche und seine Gewohnheiten respektiert und für Harmonie und Behaglichkeit gesorgt. Harald stellte nun erst fest, daß auch zu Hause das Leben nicht ohne weiteres behaglich war, wenn Brigitte fehlte.

Er beendete seine Arbeit. Sein Verleger war entzückt, besonders von dem Reserl, diesem entzückenden Naturkind, dessen Liebreiz sicher alle Leser gefangennehmen würde.

Harald hörte sich ohne Begeisterung die Lobeshymnen an, die im Grunde genommen ja Zenzl galten. Die Arbeit war beendet. Er fühlte sich leer, ausgepumpt, ohne Pläne und ohne Spannung. Seine Zärtlichkeit für Zenzl war irgendwie taub geworden. Es war sein Kopf, der ihre Vorzüge aufzählte, nicht mehr sein Herz. Brigitte hätte ihm erklären können, daß sein Gefühl für das Mädchen, nun, da sie ihn nicht mehr für seine Arbeit begeisterte, einfach erschöpft war. Aber Brigitte hatte so oft erlebt, daß er Menschen mit glühender Wißbegierde in sein Leben riß, um sie, wenn er sie ganz erkannt hatte, mit plötzlicher Interesselosigkeit wieder fallen zu lassen. Sie hatte es längst aufgegeben, sich darüber zu wundern oder dagegen zu kämpfen Harald war viel zu sehr Augenblicksmensch, um sich selbst darüber klar zu sein. Es betrübte ihn etwas, daß der Zauber, den Zenzl um ihn gewoben hatte, zerstört war. Daß die Süßigkeit, mit der jeder Gedanke an sie früher sein Herz erfüllte, sich nicht wieder einstellen wollte. Er ärgerte sich auch über ihre Abreise, aber er vergaß sie immer wieder, wenn er anfing, über Brigitte nachzugrübeln. Über Brigitte, und dann zwangsläufig auch über Justus. Er hätte gern gewußt, ob der junge Bildhauer sich noch in Berlin aufhielt oder ob er mit Brigitte auf Reisen gegangen war. Diese Vorstellung quälte ihn mehr, als er es sich eingestehen wollte.

Er hatte Justus' Berliner Adresse nicht. Weder der Diener noch der Gärtner wußten sie. Schließlich konnte der Diener sich aber an das Blumengeschäft erinnern, das die Blumen für das gnädige Fräulein geliefert hatte. Vielleicht wußte man dort näheres.

Harald fuhr sofort in das Geschäft und erfuhr tatsächlich Justus' Adresse. Überrascht stellte Harald fest, daß Justus Sturm in einer als besonders vornehm bekannten Pension am Tiergarten gewohnt hatte.

Er ging hin und wurde von der Leiterin persönlich empfangen.

„Nein", lächelte die elegante, überhöfliche Dame bedauernd. „Herr Sturm ist schon abgereist. Vor Tagen schon. Der Herr Professor hatte auch gehofft, ihn noch zu treffen."

„Entschuldigen Sie, welcher Professor?" fragte Harald.

„Aber", lächelte die Dame. „Professor Sturm, der Vater vom jungen Herrn. Er hält einen Vortrag über seine neuesten Forschungsergebnisse in der Universität."

Harald hätte gern noch mehr gefragt, aber er wollte die Dame nicht mißtrauisch machen. Ein Professor Sturm, der in der Universität einen Vortrag hielt, mußte sich ja schließlich finden lassen, und es war auch wirklich nicht schwer, die Adresse des Professors herauszubekommen.

Harald setzte sich in die große Hotelhalle und wartete. Nach Stunden kam ein Mann, groß und schwer wie Justus. Mit scharfen Augen unter der vorspringenden Stirn und schlohweißem, ungebärdigen Haarschopf. Er ging auf Harald zu und sagte:

„Sie warten auf mich? Womit kann ich Ihnen dienen?"

Harald stellte sich vor.

„Ich bin ein Freund Ihres Sohnes Justus", erklärte er, „und wollte mich mit ihm in Berlin treffen."

Der Professor musterte ihn interessiert, und der Eindruck, den Harald auf ihn machte, schien nicht schlecht zu sein.

„Sie sind auch Bildhauer?" fragte der Professor und bat Harald, Platz zu nehmen.

„Nein, aber ich bin an Justus' Schaffen natürlich außerordentlich interessiert", sagte Harald.

„Na ja, nach meinen heutigen Eindrücken werde ich mich ja auch mit seiner Bildhauerei abfinden müssen", erklärte der Professor. „Weiß Gott, wie es möglich war, daß ein so ausgefallenes künstlerisches Talent in unsere solide Familie gekommen ist. Aber es ist nun einmal da, und wie ich heute gern zugeben will, es hat seine Lebensberechtigung. Die Ausstellung bei Rennal ist großartig! Ich muß es zugeben, obwohl es sich um die mir von Herzen verhaßte Bildhauerei meines einzigen Sohnes handelt."

„Sie wissen Justus' augenblickliche Adresse nicht?" fragte Harald.

„Nein! Aber vielleicht ist er in Ergelskirchheim. Da soll er ja wohl so eine kleine Einöde haben, der verrückte Kerl. Wissen Sie vielleicht, wie er dazu gekommen ist, ohne Geld, ohne nennenswertes Geld wenigstens?"

„Bedaure, Herr Professor", lächelte Harald etwas schief. „In Ergelskirchheim ist er übrigens auch nicht. Ich habe schon telegraphiert."

„Ach, deswegen! Wenn Justus gerade in seine Arbeit vertieft ist, können Sie lange auf eine Antwort warten. Der hat das Telegramm vielleicht noch nicht einmal aufgemacht."

„Es war ein Telegramm mit bezahlter Rückantwort. Ich habe meine Erfahrungen mit Künstlern", lächelte Harald. „Die Antwort lautete übrigens nur ‚Herr Sturm verreist, Rosl'. Rosl ist, soviel ich weiß, die Wirtschafterin."

„Was, eine Wirtschafterin hat er auch?" lachte der Professor dröhnend auf.

„Es scheint doch so, Herr Professor", antwortete Harald.

„Ja, mit seiner augenblicklichen Adresse kann ich Ihnen leider nicht dienen", meinte Professor Sturm und stand auf. „Sie werden ja wissen, daß ich mit meinem Sohn etwas auf Kriegsfuß stand, aber wie gesagt, nach dieser Bewährungsprobe muß ich das schleunigst ändern, und das nächste Mal, wenn Sie wieder um seine Adresse verlegen sind, werde ich Ihnen sicher behilflich sein können."

Er reichte Harald seine Hand, eine erstaunlich durchgearbeitete sensible Gelehrtenhand, und ging.

Ich muß ein Brett vor dem Kopf gehabt haben, dachte Harald, als er das Hotel verließ. Dieser Justus ist der größte Reinfall meines Lebens. Aber auch Söhne von berühmten Professoren sind schon auf Abwege geraten, und Justus wäre sicher nicht der erste Sohn aus gutem Hause, der einer Dame den Schmuck raubt. Außerdem

ein eifersüchtiger Mann ist imstande, dem Rivalen alles zuzutrauen. Und eifersichtig bin ich, da wollen wir uns gar nichts vormachen.

Harald fuhr zum Alexanderplatz und ließ sich bei Kommissar Krische melden.

„Ich freue mich, Sie zu sehen, um so mehr, als wir den Fall vor zwei Tagen restlos aufgeklärt haben", sagte der junge Kommissar nach der Begrüßung. „Ich bin auch in der Lage, Ihnen den Schmuck zurückzugeben. Fräulein Deußen ist ja verreist. Ich hatte bereits versucht, sie zu erreichen. Ich bin wirklich froh, daß Sie gekommen sind, denn ich hatte ja niemanden zur Hand, der mir bestätigen konnte, daß dies tatsächlich der geraubte Schmuck von Fräulein Deußen ist."

Wenige Minuten später hielt Harald den Smaragdschmuck und die Perlenkette in der Hand.

„Es ist unzweifelhaft der Schmuck meine Kusine. Darf ich fragen, wo sie ihn gefunden haben", fragte Harald und setzte sich gerade. Er war fest davon überzeugt, jetzt den Namen Justus Sturm zu hören.

„Bei Nannerl Brauer", sagte der Kommissar lächelnd.

„Aber das ist ja unmöglich! Erstens ist Fräulein Brauer ein erprobt ehrlicher Mensch, und zweitens war sie die einzige, die das Zimmer nicht verlassen hat, während meine Kusine fort war."

„Das mit dem erprobt ehrlichen Menschen, Herr Doktor, scheint mir ein Irrtum zu sein. Die Brauer ist schon einige Male wegen kleiner Diebereien vorbestraft und war auch einige Male stark verdächtig, ohne daß man ihr etwas nachweisen konnte. Das gute Kind ist kein unbeschriebenes Blatt."

„Das versteh' ich nicht! Abgesehen davon, daß es technisch nicht möglich war, daß sie den Diebstahl ausführte, versteh' ich das Ganze nicht", erklärte Harald erregt, sprang auf und begann, in dem einzigen Zimmer auf und ab zu laufen.

„Setzen Sie sich wieder, Herr Doktor", sagte der Kommissar. „Ich erzähle Ihnen gern die ganze Geschichte. Nannerl Brauer hat fürchterlich schluchzend bereits alles gestanden."

Harald setzte sich. Seine über dem Knie gekreuzten Hände zitterten etwas. Er fühlte sich als ein völlig gebrochener Mann.

Meine Ehrlichen! dachte er bitter. Ich hätte wirklich besser die Finger von ihnen gelassen.

„Sehen Sie", begann der Kommissar, „das mit dem Fünfmarkstück war so eine Sache. Die Brauer hat einen Freund, er wird Michi gerufen. Der hatte ihr, kurz bevor Sie und Ihr Fünfmarkstück auftauchten, eine Anständige geklebt. Eine Watschen gegeben, wie man in Bayern so sagt. Das hat die Brauer so gewurmt, daß sie ihm ausgerechnet das Fünfmarkstück abnehmen ließ. Und der Michi wiederum, der gerade bei der Regensburger Polizei wegen einigen schweren Raufereien nicht nur schief, sondern sogar windschief lag, getraute sich nicht, schon wieder eine Keilerei anzufangen, denn sonst wäre Ihr Erlebnis wahrscheinlich etwas anders ausgefallen, Herr Doktor! Michi verdrückte sich also, und Sie nahmen die Brauer unter Ihre Fittiche. Eine Kritik darüber steht mir nicht zu, und sie hat es ja inzwischen mit Ihrer Hilfe zu etwas gebracht. Aber den Michi ließ Nannerls Reichtum nicht lange in Regensburg bleiben. Als er zufällig in einer Berliner Zeitung ein Bild von ihr sah und von ihren Erfolgen las, machte er sich auf und kam hierher. Nannerl fühlte sich etwas einsam in Berlin, und Michi war zu schlau, um gleich von Anfang an so grob zu sein, wie er es in Regensburg gewesen war. Nach einigem Hin und Her nahm die Nannerl ihn wieder auf. Und hier in Berlin geriet der Michi, der bisher eigentlich nur ein Raufer und ein Nichtstuer war, in die richtigen Kreise und lernte einiges dazu. An dem Abend bei Ihnen fand Nannerl immerhin Zeit, dem Michi, der sie wieder so klein hatte, daß sie sich nicht getraute, Widerstand zu leisten, ein Parterrefenster zu öffnen. Michi stieg unbemerkt ein. Aber als er gerade den Schreibtisch von Fräulein Deußen aufbrechen wollte, kam eine junge Dame, ich vermute — es war Fräulein Aumüller, ins Zimmer, ging in den Garten und blieb neben der Eingangstür stehen. Stundenlang, behauptet der Michi. Na, so lange wird's ja nicht gewesen sein. Aber ihm kam es sehr lange vor, und schließlich verließ ihn die Geduld. Er entschloß sich, den gefährlichen Weg durchs Haus zu wählen, öffnete die Tür nach dem Flur und stand Fräulein Deußen gegenüber. Auf einen Zusammenstoß vorbereitet, schlug er zu. Er fing Fräulein Deußen im Zusammenbrechen auf, legte sie leise auf den Teppich und nahm ihr, um nicht ganz umsonst dagewesen zu sein, den Schmuck ab. Das ist alles. Michi ist bereits in Haft. Welches Urteil die Geschworenen über die Mithilfe der Brauer sprechen werden, wissen wir nicht. Völlig freie Willensbestimmungen hatte sie ja wohl nicht, aber sie hat ja bei ihrer Flucht aus Regensburg schon einmal bewiesen, daß sie sich schließlich und endlich auch zu helfen weiß. Wie gesagt, man muß abwarten."

Harald ließ sich den Schmuck aushändigen und unterschrieb den Schein, den der Kommissar ihm zuschob. Dann bedankte er sich und ging.

Vom Alexanderplatz fuhr er zum Lützowufer, wo die Kunsthandlung Rennal eine Ausstellung für junge Künstler eröffnet hatte. Die Gemälde an den Wänden interessierten ihn nicht. Im mittleren Raum, auf den besten und günstigsten Plätzen, standen die Arbeiten des jungen Regensburger Bildhauers Justus Sturm. Tierplastiken, Bauernköpfe, ein Seemann, ein junges Mädchen, dem der Wind die Kleider eng an den Körper preßte, das im Laufen offenbar nach irgend etwas griff. Vielleicht nach dem Leben? Die Lippen waren verlangend geöffnet, der warme Bronzeton leuchtete. Die regelmäßigen Züge waren von einer strengen Kindlichkeit. Zenzl, wie sie leibte und lebte! Harald blieb lange verblüfft vor der Figur stehen. Mit einer leisen Verstimmung erkannte er plötzlich, daß dieser junge Justus, von einer ganz anderen Ebene kommend, wesentliche Züge eingefangen hatte, den letzten Zauber, den er, Harald, nur manchmal geahnt, aber mit all seinen Worten niemals hätte gestalten können. Sein Zorn über Justus legte sich. Harald war viel zu großzügig und viel zu gerecht, um eine wirkliche Leistung nicht voll anzuerkennen und zu bewundern. Auf einem Sockel stand ein Mädchenkopf. Brigitte, erkannte er. Daß seine stille, vornehme Kusine hier in der Ausstellung stand und von allen Leuten angestarrt werden konnte, ärgerte und erschreckte ihn tief. Vor der Figur, die Zenzl nachgebildet war, war er auf die Idee, daß Anstarren übelzunehmen sei, überhaupt nicht gekommen. Ein kleines Schild „Unverkäuflich" stand unter dem Kopf. Natürlich, dachte Harald, unverkäuflich, was denn sonst! Aber dann vergaß er über dem Erlebnis ‚Brigitte Deußen' die Leute um sich herum, die Ausstellung und seinen Ärger. Nie war ihm der kleine, bittere Zug um Brigittes Mund aufgefallen. Nie hatte er hinter ihrer Damenhaftigkeit die kämpferische Klugheit ihrer Augen gesehen, und doch wußte er jetzt, da er sie zum erstenmal entdeckte, sofort, daß der Bildhauer recht hatte, daß sie immer dagewesen war. „Ein fabelhaftes Gesicht", sagte plötzlich eine Stimme hinter ihm. „Ein Mädchen wie eine Klinge, zart und doch von einer Kraft, die nicht zu brechen ist. Daß man solchen Frauen nie im Leben begegnet", seufzte ein anderer als Antwort. „Aber für so etwas würde wohl der gescheiteste Mann jede Dummheit begehen."

Harald drehte sich nicht um, er wollte die beiden Bewunderer Brigittes nicht sehen. „Daß man solchen Frauen nie im Leben begegnet", dachte er. Man begegnet ihnen ja, aber vor Formenkram und Gewöhnung sieht man sie nicht, bis ein junger Kerl aus Bayern kommt und einem Gesicht, das man jahrelang um sich gehabt hat, die konventionelle Maske herunternimmt und einem zeigt, was nackt und wirklich dahinter steckt. Natürlich ist das hier Brigitte, wie sie wirklich ist. Ich habe mir nur nie die Mühe genommen, sie richtig zu sehen. Und plötzlich, ohne Übergang, fiel ihm Zenzl ein, als er beim ersten Ausgehen mit ihr die Bar verließ und sie die Sterne am morgendlichen Himmel entdeckte. „Bei uns daheim ist es mir nie aufgefallen, wie schön und klar der Himmel in der ersten Früh' ist. Aber da habe ich halt fast alle Tage den Frühhimmel gesehen, und Sachen, die man alle Tage sieht, sagen einem nichts mehr", hatte das Mädchen plötzlich gesagt.

Was man alle Tage sieht, sagt einem nichts mehr, dachte Harald beschämt und verließ nachdenklich die Ausstellung.

*

Während Harald in Berlin eine Enttäuschung nach der anderen erlebte, fuhr Brigitte durch Deutschland. Irgendwo, wo es schön war, wo die ewige Unrast von ihr abfallen würde, wollte sie bleiben. Aber die Hotels, auch die besten, trugen die Spuren der kaum verflossenen Hochsaison. Das übermüdete Personal war nicht mehr ganz so diensteifrig und auch nicht mehr ganz so wohlerzogen wie im Anfang der Saison. Sie litt unter den Zeichen der Verwöhntheit und Ungemütlichkeit, denen sie nicht entgehen konnte.

Da hörte sie von einem neuen Hotel, das in der Nähe des Königssees hoch oben auf dem Berg erbaut worden sei. Frau Heilberg packte wieder einmal die kaum geleerten Koffer, und sie fuhren auf den Berg.

Es war schon abends, als sie ankamen. Aus dem Nebel tauchte ein Gebäudekomplex auf, der Brigitte unwahrscheinlich riesig vorkam, hier auf der Höhe.

Der Hotelomnibus war voller Menschen gewesen, aber nun, da sie den Eingang zum Hotel suchten, erwies es sich, daß sie und Frau Heilberg die einzigen Gäste waren, die jetzt am Abend hier heraufkamen.

Brigitte trat in die weite Halle. Hier war Harmonie! Hier wurde man ruhig und konnte atmen! Schöne, handgeschmiedete Leuchter hingen an der naturfarbenen Holzdecke. In riesigen Keramikvasen von starken Farben standen weitausladende Herbstblumensträuße. Die Wände waren weiß und auf dem Steinboden lagen dicke Teppiche. Weite war hier und Ruhe.

Brigitte ließ sich ihr Zimmer zeigen. Die Harmonie, die in der Halle so beruhigend auf sie gewirkt hatte, wiederholte sich nun im kleinen. Ein wohltuender Raum, zweckmäßig, gemütlich und schön. Hier kann ich bleiben, fühlte sie.

Als sie vom Abendbrot zurückkam, hatte Frau Heilberg ihre Sachen in die Schränke geordnet und Brigitte fühlte sich schon ganz zu Hause. Sie legte sich früh schlafen. Die neue Damastbettdecke schimmerte wie Seide. In diesem Bett hat vielleicht noch nie jemand geschlafen außer mir, dachte sie und streckte sich. Gehetztheit und Unruhe fielen mit jedem Atemzug mehr von ihr ab.

Als sie am anderen Morgen die Fenster öffnete, rieb sie sich die Augen. Strahlender Himmel, leuchtende Wärme. Aber wohne ich denn an einem See, dachte sie verblüfft. Erst beim zweiten Hinsehen erkannte sie, daß dieses weißgraue Gewoge da drüben nicht Wasser, sondern Wolken waren. Drunten im Tal regnet es vielleicht, überlegte Brigitte. Aber es war schwierig, sich vorzustellen, daß unter dieser leuchtenden, strahlenden Welt eine graue, verhangene existieren sollte.

Nach dem Frühstück in einem gemütlichen Raum, der ganz mit hellem Holz getäfelt war, ging sie aus dem Hotel.

Draußen war alles noch voller Arbeiter. Sie arbeiteten noch an den Steinterrassen und an einigen Nebengebäuden. Es ist also noch nicht einmal ganz fertig, dieses Hotel, dachte Brigitte, über die Neuheit ihrer Unterkunft immer wieder entzückt.

„Zur Scharitzkehl" stand auf einer Tafel, und Brigitte machte sich auf den Weg.

Lärchen, zart und duftig, standen zwischen den steifen Tannen. Auf jedem Farnbüschel am Hang leuchteten tautropfenbesät ein zart-weißes Netz. Spinngewebe! Der Altweibersommer war da. Es sah aus, als wäre der ganze Hang mit winzigen, durchsichtig zarten Fahnen geschmückt. Der Wald wurde dichter, dunkler, nur hin und wieder leuchtete ein Sonnenstreifen in die Kühle. Vom Tal herauf krochen Nebelschwaden und hingen bereits wie zart wehende Schleier drüben um die Spitze des Hohen Göll. Auch die Sonne veränderte sich unter der Einwirkung des Nebels. Sie hatte plötzlich einen Strahlenkranz wie die goldene Gloriole, die Gottvater in katholischen Kirchen trägt. Wo ihre Strahlen über den Weg fielen, leuchtete der Nebel wie zarter Sprühregen auf.

Nach einiger Zeit machte Brigitte Rast. Sie setzte sich vor einer Alm an den vor Verwitterung schwarzen Holztisch und bestellte sich ein Glas Milch. Sie trank es langsam mit seltenem Genuß. Während sie hier saß, die Berge ringsum betrachtete, die verkrüppelten Bäume am Hang, die, mit Moos und grauen Flechten bewachsen, wie aus Stein wirkten, riß mit unerwarteter Plötzlichkeit der Nebelsee, der zwischen den Bergen noch immer wogte, auf, und in einer tiefen Schlucht wurden für kurze Zeit spielzeugkleine, qualmumwallte Häuser mit roten Dächern sichtbar.

In diesen kleinen Häusern wohnen Menschen. Man kann es sich kaum vorstellen. Es kommt eben immer auf die Perspektive an, überlegte Brigitte, auch bei den eigenen Dingen und Gefühlen.

Sie wanderte weiter. Im Hochwald war es dämmerig und kühl. Von dem riesigen Ahorn, der sich zwischen die Tannen geschlichen hatte, löste sich ein Blatt und fiel raschelnd durch die Stille von Ast zu Ast, drehte sich um sich selber und landete weich gleitend auf dem bemoosten Grund. Hin und wieder schilpte ein Vogel.

Später, als Brigitte längst die Tafel, auf der „Scharitzkehl" stand, vergessen hatte, setzte sie sich auf einen Stein. Auf dem linken Hang lief in tiefen Schatten ein Weg zwischen den Tannen. Wo der Wald aufhörte, weideten Kühe. Ihre Glocken hörte man bis hierher klingen. Laubbäume, brennend in allen Herbstfarben, leuchteten am Rande der Matte. Das harte Sonnenflimmern der schneebedeckten Berge drüben war mit ungeschützten Augen kaum zu ertragen. Irgendwo im Tal schlug eine Turmuhr zwölfmal. Glocken begannen zu läuten. Sie tönten einmal ganz nah, als hingen sie dröhnend in der riesigen Tanne rechts neben dem Weg, und klangen dann fast ohne Übergang wieder wie von weither verweht.

Brigitte wußte plötzlich nicht mehr, wie der Schmerz war, der sie solange gequält hatte. Der Sinn des Lebens, der ihr verlorengegangen war, wurde wieder faßbar und glaubhaft. In der Ruhe dieser urwelthaften, ewigkeitsnahen Natur pulsierte das matte Blut plötzlich wieder in einem gesunden Rhythmus, und sie fühlte, wie die fast

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 09 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

verdorrte Güte ihres eigenen Herzens sich wieder zu beleben begann.

*

„Mein Haus steht ein ganzes Stück von Ergelskirchheim aber wenn Sie Lust hätten, mich zu besuchen, würde ich Sie in meinem Auto von der Bahn abholen und mich sehr über Ihren Besuch freuen. Was meinen Sie zu diesem Vorschlag? Herzliche Grüße und auf baldiges Wiedersehen! Ihr Justus Sturm."

Zenzl war acht Tage in Regensburg, und dieser Brief war der erste Brief, den sie in dieser Zeit bekam. Sie las ihn immer und immer wieder. Ihr erster Impuls war, zum Postamt zu laufen und ihre Ankunft zu telegraphieren. Dann aber erinnerte sie sich der Tage in Berlin.

Sie sah sich dem Postboten entgegenlaufen. Immer umsonst Woche für Woche. Ihr Herz war in dieser Zeit immer schwerer geworden, hatte immer mehr Platz beansprucht, bis alles Inwendige nur noch Druck war und Schmerz. Die Tage, in denen Brigitte krank lag, standen vor ihren Augen. Tag für Tag war sie mit einem langen Besorgungszettel durch Berlin gelaufen und hatte doch gewußt, daß „er" in dieser Zeit an Brigittes Krankenbett saß. Herta hatte es ihr sofort mitgeteilt, als Justus zum erstenmal bei Brigitte war und Tag für Tag ihre Erzählungen wiederholt.

Ich kann nicht! Ich mag auch nicht! So darf man nicht umspringen mit einem Menschen, der einem nichts getan hat! Ich will nicht noch einmal von vorn anfangen. Es war zu grauenhaft. Ich will nicht mehr, dachte sie.

Zenzls Kopf zählte alle Schandtaten, die Justus Sturm sich geleistet hatte, auf. Aber ihr Herz kümmerte sich überhaupt nicht um diese Aufstellung. Das schlug, klopfte, ließ die Zenzl nachts nicht schlafen und benahm sich so ungebärdig und setzte so viel wilde Kraft für seine Wünsche ein, daß der Kopf diesem Kampf auf die Dauer einfach nicht gewachsen war.

Wenige Tage später hatte Zenzl einen Fahrplan in der Hand und studierte die Verbindungen nach Ergelskirchheim. Es sah schlecht aus damit. Am gleichen Tage zurückfahren, war so gut wie unmöglich, und zwei Tage von Zuhaus fortbleiben, war ebenfalls unmöglich. Zenzl überlegte angestrengt. Dann, als sie nur noch Justus' Augen vor sich sah und sein Lächeln, entschloß sie sich, den Kampf zu wagen, ob mit oder ohne Erlaubnis, zu ihm zu fahren.

Die Mutter kannte nun schon manches von Zenzls Erlebnissen in Berlin. Auch von Haralds Heiratsabsichten wußte sie andeutungsweise. Sie hatte nichts kritisiert sondern alles so vernünftig betrachtet, wie es ihr nur möglich war, und abgewartet. Denn was Zenzl erzählte, waren ja alles gute Dinge, und davon konnte man nicht so schlecht aussehen wie ihre Tochter.

Als Zenzl nun mit rotem Kopf, aber mit verbissenem Gesicht und den starren Augen, die Frau Aumüller auch an ihrem Mann gekannt hatte, der Mutter erzählte, daß sie verreisen müsse, und zwar auf zwei Tage, fühlte Frau Aumüller, daß sie sich nun dem wahren Grund von Zenzls Kummer näherte. Sie lehnte nicht ab und sagte nicht zu. Sie begann vorsichtig zu fragen, wohin und zu wem, aber nicht, warum Zenzl fahren wollte.

„Gut", sagte Frau Aumüller, als Zenzl alle ihre Fragen beantwortet hatte. „Samstag und Sonntag, paßt dir das?"

„Natürlich, Mutter!" antwortete Zenzl unsagbar erleichtert.

„Na also, dann macht am Samstag die ‚Tant Soff' den Laden, das hat sie schon öfter getan, und wir fahren."

„Wir — ?" fragte Zenzl ganz entgeistert.

„Natürlich!" antwortete Frau Aumüller. „Daß du nicht über Nacht zu irgendeinem Mannsbild fahren kannst, ist doch selbstverständlich; und wo die Tochter eingeladen ist, wird auch die Mutter gern gesehen sein; wenn's anständig gemeint ist, jedenfalls.

„Es ist doch gar nichts zwischen... Ich meine, es ist doch gar nichts gemeint", stotterte Zenzl.

„Na, dann macht's doch erst recht nichts, wenn ich mitkomme", erklärte Frau Aumüller ruhig, und Zenzl, die ihre Mutter kannte, wußte genau, daß sie, wenn sie auch auf Engelsflügeln hätte fliegen können, nicht mehr ungestört nach Ergelskirchheim gekommen wäre.

Schließlich stieg auch ein kleiner Trotz in ihr auf und sie dachte selber, daß sie sich, wenn die Mutter mitkam, nicht soviel zu vergeben brauchte, wie wenn sie nach allem, was Justus sich geleistet hatte, allein angekommen wäre.

Sie ging also zum Postamt und telegraphierte.

Als Justus das Telegramm las: „Kommen Samstag mittag, Zenzl", hielt er das „kommen" für einen Druckfehler und setzte fröhlich lachend Großreinemachen an in Haus und Hof und ließ die Rosl einen neuen Strohsack anfertigen für den Besuch.

Justus war nicht leicht zu verblüffen, aber als die rundliche Frau Aumüller mit den unbestechlich sachlichen Augen hinter der viel größeren, hellblonden Zenzl aus dem Zug kletterte, kam seine Fassung ins Wanken.

„Das ist meine Mutter", sagte Zenzl, ohne auch nur den Versuch zu machen, die Situation zu klären.

„Ich wollt' mir auch mal Ergelskirchheim anschauen", sagte Frau Aumüller ruhig, „deswegen bin ich mitgekommen."

So, so, dachte Justus. Er fand unter der kühlen Ehrlichkeit in den Augen der Frau Aumüller seine Fassung wieder und geleitete die beiden Damen vor das Bahngebäude, wo ein alter Kleinwagen stand, und bat sie einzusteigen.

„Hoffentlich stinkt er nicht zu sehr", meinte Frau Aumüller. „Ich mag sie net recht, die Auterl."

„Stinken tut's nur für die, die auf der Straße stehen. Im Wagen merkt man nichts davon", erwiderte Justus.

„Das müßt' auch verboten sein. Der Gestank soll für die sein, die ihn machen", meinte Frau Aumüller energisch und ließ sich schwer auf die abgenutzten Polster fallen.

Justus hatte Lederhosen an, lächelte gar nicht mehr hochmütig und abwesend wie damals, als er zu den feinen Leuten gehörte.

Vertrautsein und eine nicht mehr erwartete Freude wärmten Zenzls Herz.

Vor Justus' Haus wartete die alte Rosl. Sie war ihr Leben lang ein geselliger Mensch gewesen und freute sich unbändig über den Besuch. Die Frau Aumüller, die so resch und gescheit aussah, war vollends nach ihrem Geschmack. Sie belegte sie auch gleich so mit Beschlag, daß Justus und Zenzl nach kurzer Zeit sich allein gegenüberstanden und nur von weither noch das Schwatzen und Lachen der beiden Frauen hörten.

„Wie gefällt es dir hier?" fragte Justus und zeigte auf die weiten Wälder, die hinter den Wiesen begannen, so, als wäre das kleine Holzhaus, der blühende Garten und der helle, fast nur aus Fenstern bestehende Arbeitsschuppen nicht weiter wichtig für die Beurteilung.

„Es ist schön hier und es gefällt mir gut", sagte Zenzl und ihre Stimme klang spröde.

„Bist du schlecht gelaunt oder müde?" fragte Justus und grinste ein bißchen.

Duzen tut er mich nach wie vor! In Berlin hat er mich auch einfach geduzt vor allen Leuten, dachte das Mädchen, aber ihre innere Empörung war nur schwach.

„Warum haben Sie mir damals nicht geschrieben? Sie haben es mir doch versprochen."

„Hm", machte Justus. „Warum hast du mir nicht geschrieben?"

„Ich hatte doch gar keine Adresse", blitzte Zenzl ihn an.

„Wirklich?" fragte Justus langsam. „Doktor Deußen hatte sie doch."

„Es gehört sich nicht, daß ein Mädel zuerst schreibt", wehrte sich Zenzl lahm.

„Aber, aber", meinte Justus. „Ich hätte doch auch krank sein können, und solche Leute, die danach fragen, was sich gehört, sind wir doch hoffentlich beide nicht? Also, warum hast du dir wirklich nicht die Adresse geben lassen?"

„Ich hab mich nicht getraut", würgte Zenzl hervor und bekam einen dunkelroten Kopf.

„Na, siehst du! Das hab' ich mir doch gleich gedacht! Aber überleg dir mal — wenn ich Wert gelegt hätte auf einen Brief, so hätte ich doch immer nur einen Brief haben wollen, der aus einer ganz sauberen und ganz ehrlichen Situation zu mir gekommen wäre. Ein Mädel, das schwankt, ob es den Justus Sturm haben will oder den Doktor Deußen, will ich sowieso nicht haben; ich möchte immer nur ein Mädel, das ganz genau weiß: es muß der Justus Sturm sein, und es kann gar kein anderer sein. Darum habe ich dir auch damals gesagt, die Hauptsache ist, daß ein Mensch weiß, was er will. Wenn du ein bißchen nachgedacht hättest, hättest es ja allein 'rausfinden können, wie es gemeint war."

„Na ja", schluckte Zenzl. „Ich hab's halt falsch gemacht, und jetzt haben Sie das Fräulein Deußen, nicht wahr?"

„Fräulein Deußen", sagte Justus langsam und mit beinahe feierliche Stimme, „ist eine wundervolle, geradezu einzigartige Frau."

„Das weiß ich ja", erklärte Zenzl und biß die Zähne zusammen, so daß Justus das jähe Aufeinanderschlagen hörte.

„Und du hast dich für den Doktor Deußen entschieden", sagte Justus. „Das ist doch praktisch, da werden wir ja tatsächlich miteinander verwandt."

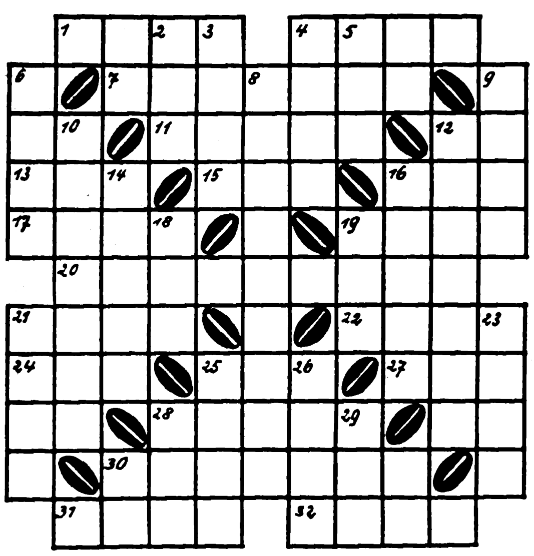
„Nein", blitzte Zenzl ihn an. „Das hab' ich nicht! Er hat mir nur einen Heiratsantrag gemacht."

„Wahrhaftig?" entfuhr es Justus.

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



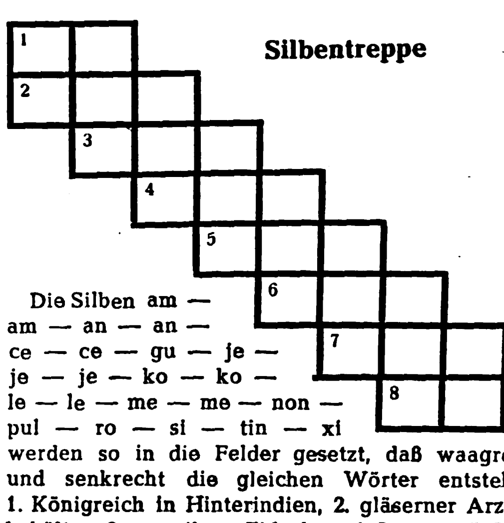
Waagrecht: 1. Edelmetall, 4. heiliger Stier, 7. Töpferkunst, 11. Pflanzenwolle, 13. selten, 15. Zeitmesser, 16. Märchengestalt, 17. Zahl, 19. Anrede, 20. griech. Sagengestalt, 21. weibl. Vorname, 22. Strom in Sibirien, 24. Verneinung, 25. Teil des Auges, 27. Gebirge in Marokko, 28. röm. Kaiser, 30. blühende Zierpflanze, 31. altröm. Obergewand, 32. Fischfett. Senkrecht: 2. Mündungsarm des Rheins, 3. Nebenfluß der Donau, 4. Liebesgott, 5. Spielkartenfarbe, 6. Feuerstelle, 8. griech. Schönheitsgöttin, 9. Raubtier, 10. Schmarotzer, 12. blühende Pflanze, 14. laufendes Einkommen, 16. Schreibwerkzeug, 18. Gebirge in Kleinasien, 19. nordische Göttin, 21. Gewürz, 23. Säugetier, 25. Hauptstadt von Peru, 26. Jahrmarkt, 28. Zeitabschnitt, 29. englische Anrede.

Zahlenrätsel

1 2 4 10 2 11 12 9	Freistaat in Mittelamerika
2 6 6 3 13 6 2 6	polit. Mordanschlag
3 1 6 9 2 8 12 13	Gewürzpflanze
5 9 7 14 3 6 6	Preßkohle
3 10 12 4 15 6 7 12 13	Entwicklung
4 2 14 12 13 7 3 13	griech. Landschaft
6 15 11 12 9	engl. Herrschergeschlecht
7 16 16 3 9 8 9 15 3 13	Zierpflanze
8 12 9 8 12 13 3 13	Ungeheuer der griech. Sage
3 16 11 3 13	deutscher Seehafen
9 3 5 3 4 4	Aufrührer

Die Anfangsbuchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines Raubtiers der Urwelt.

Silbentreppe



Die Silben am — am — an — an — ce — ce — gu — je — je — je — ko — ko — le — le — me — me — non — pul — ro — si — tin — xi werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Königreich in Hinterindien, 2. gläserner Arzneibehälter, 3. amerikan. Eidechse, 4. Inserat, 5. Stadt in Montenegro, 6. Bruder Napoleons, 7. Land in Mittelamerika, 8. kleiner Schiffsraum.

Silbenrätsel

Aus den Silben a a ba bob bold bruch burs cu dech dieb do dor e eh ei ei ein el er fet gie gies i ich la la lo me me na nat nau ne o preis rauf re rei ren ro schan se sen sen sta stahl te ter ter tes thy ti tut ul sind 17 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben, von oben nach unten, die letzten von unten nach oben gelesen, ein Zitat von Shakespeare ergeben.

1. europ. Strom, 2. weibl. Vorname, 3. Republik in Südamerika, 4. Satzung, 5. Giftschlange der Mittelmeerländer, 6. Fischkunde, 7. reicher Mann, 8. Verbrechen, 9. Laubbaum, 10. Zierpflanze, 11. Meßinstrument, 12. Fabrikationszweig, 13. streitsüchtiger Mensch, 14. Negerstamm, 15. Geschützteil, 16. griech. Sagengestalt, 17. Gebirgszug in Iran.

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 ....

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Gold, 4. Apis, 7. Keramik, 11. Kapok, 13. rar, 15. Uhr, 16. Fee, 17. drei, 19. Herr, 20. Andromeda, 21. Asta, 22. Lena, 24. nie, 25. Lid, 27. Rif, 28. Titus, 30. Kamelie, 31. Toga, 32. Tran. Senkrecht: 2. Lek, 3. Drau, 4. Amor, 5. Pik, 6. Herd, 8. Aphrodite, 9. Baer, 10. Parasit, 12. Geranie, 14. Rente, 16. Feder, 18. Ida, 19. Hel, 21. Anis, 23. Affe, 25. Lima, 26. Dult, 28. Tag, 29. Sir. ✱ **Zahlenrätsel:** Salvador, Attentat, Estragon, Brikett, Evolution, Lakonien, Tudor, Immergruen, Gorgonen, Emden, Rebell. „Saebeltiger." ✱ **Silbentreppe:** 1. Siam, 2. Ampulle, 3. Leguan, 4. Annonce, 5. Cetinje, 6. Jerome, 7. Mexiko, 8. Koje. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Donau, 2. Irene, 3. Ecuador, 4. Statut, 5. Eidechsennatter, 6. Ichthyologie, 7. Nabob, 8. Einbruchdiebstahl, 9. Ulme, 10. Ehrenpreis, 11. Barometer, 12. Eisengiesserei, 13. Raufbold, 14. Aschanti, 15. Lafette, 16. Laertes, 17. Elbrus. „Dies eine ueber alles — sei dir selber treu!"

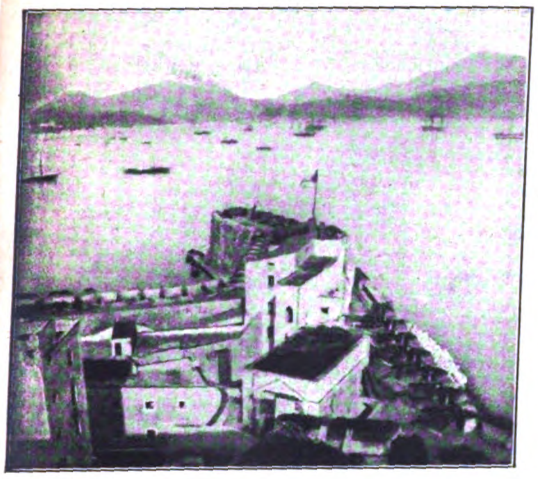
Aus vergilbten „Photo“-Alben

BILDER AUS WOLFGANG SCHADE: „EUROPÄISCHE DOKUMENTE“



1855

Zerstörte „Schützengräben“ vor Sewastopol. Die Belagerung der Feste dauerte 350 Tage und verschlang fast die Hälfte der Belagerungsarmee, bis am 9. September die Franzosen unter MacMahon das entscheidende Fort Malakoff eroberten.



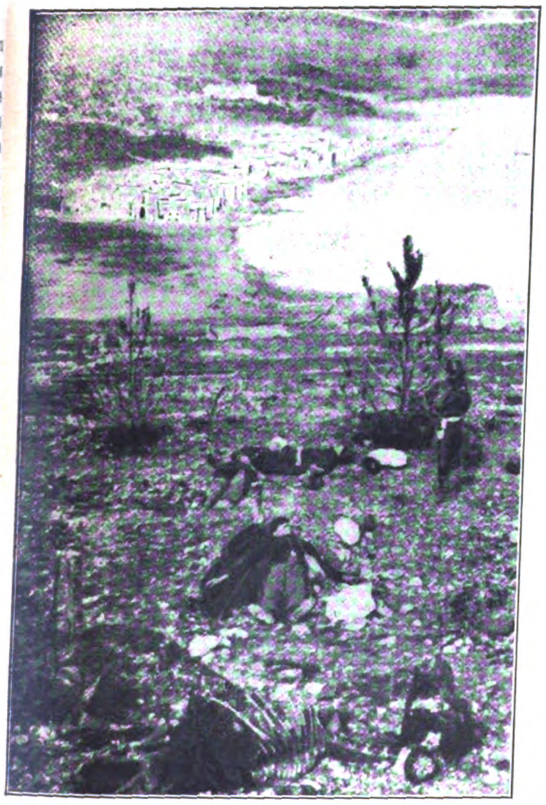
1860 **Gaëta.** Ansicht der Batterie Santa Maria.

*



1855

Schon vor 90 Jahren ging es um die Dardanellen. Damals versuchten die Engländer mit ihren Verbündeten, Rußland von seinem Expansionsdrang fernzuhalten. Englische Kavalleristen bieten einem französischen Soldaten Brüderschaft an. Erst durch Blutopfer der Franzosen, die die Entscheidungsschlacht siegreich schlugen, wurde der Krimkrieg entschieden. Nutznießer aus alter Gewohnheit: England.



1860

Kampf um Gaëta. Ein Bildbericht aus dem Freischarenzug Garibaldis, der die Bourbonenherrschaft in Neapel-Sizilien stürzte. 101 Tage dauerte die Belagerung von Gaëta. Gefallene Piemontesen nach dem mißglückten Sturm auf die Zitadelle. Im Zwischengelände sind die bereits genommenen Außenwerke sichtbar.



1870 **Zwei Monate Schlammkrieg vor Metz.** → Eine Baracke der Belagerungstruppen, die sich, genau wie heute, aus jedem Winkel eine Wohnstube machen. Nur hatte man damals mehr Zeit als heute.

Heute noch von Pfeifenrauchern

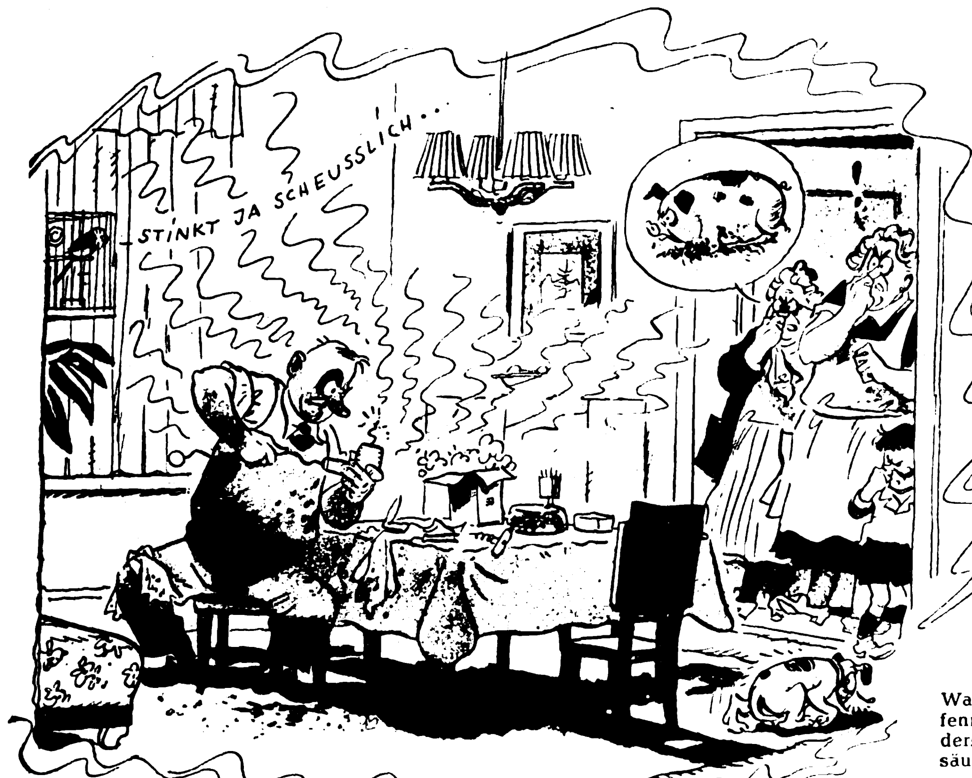
BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER



Wie es dem Mann zuerst vorkam, der jahrelang nur Zigaretten rauchte und sich dann „auf Pfeife umschulte".



„Das ist der Schulze mit seinem neuen Pfeifenmodell. Sieht 'n bißchen komisch aus, funktioniert aber prima!! Stopft automatisch, Tabakbehälter ist anmontiert, zündet elektrisch, reguliert Brennstärke, pumpt den Rauch durchs Mundstück — macht das Ziehen überflüssig — reinigt sich maschinell durch Druck auf einen Knopf selbsttätig und ersetzt durch die eingebaute Batterie mit Birne abends 'ne Taschenlampe. Jetzt will er damit gerade zum Patentamt . . ."



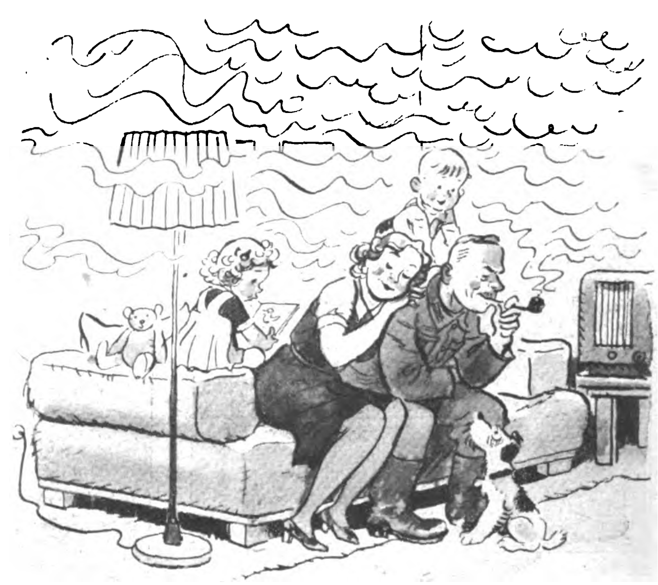
Was die Frauen von Pfeifenrauchern ganz besonders gern haben: Vati säubert zu Hause seine Rauchmaschine.



„Was, Ihnen tränen bloß immer die Augen?! Dann ist das aber noch kein scharfer Tabak, meine Liebe! Mein Mann raucht jetzt etwas in der Pfeife, da bleibt unsere Uhr stehen und die Politur fällt von den Möbeln! Na, ich kann Ihnen sagen..."



Warum eine alte Pfeifenraucherregel den Rat gibt, immer gleichzeitig mehrere Pfeifen im Gebrauch zu haben . . .



Und einer, der zu Hause überall so viel er will und mit Recht alles was er will rauchen darf, wobei Mutti noch mit Freude beide Augen zudrückt: der Urlauber!

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. ABCDEFG 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

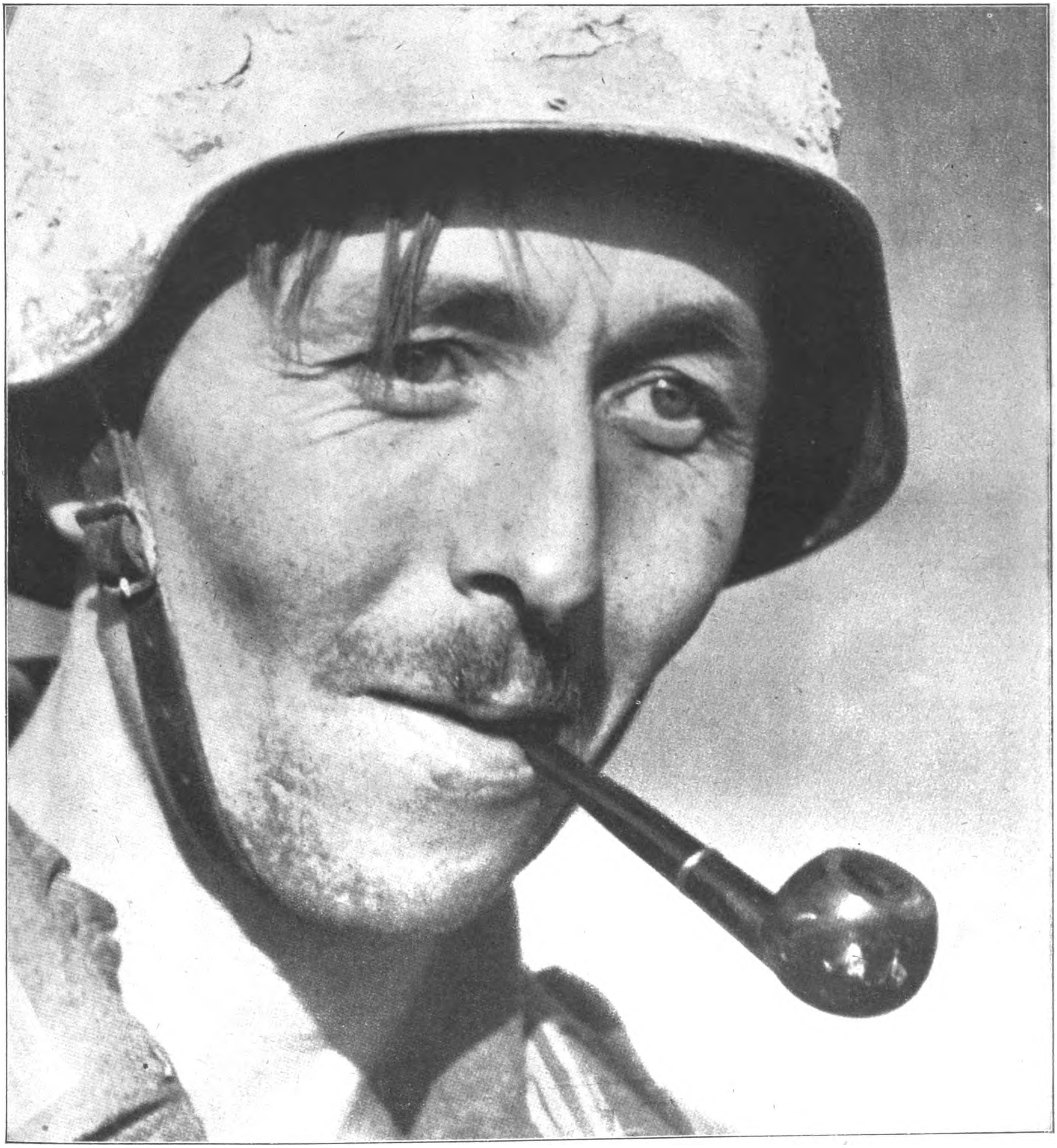
Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 17. FEBR. 1944
19. JAHRGANG FOLGE 7

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:



Gegen zahlenmäßig stark überlegenen Gegner
an der italienischen Front behält er die Ruhe und Sicherheit des kampferprobten Soldaten. An der Härte der deutschen Infanterie mögen sich die Anglo-Amerikaner ihre Chancen errechnen.
PK.-Aufn.: Kriegsberichter Karl Bauer.

Wer den tödlichen Strahl

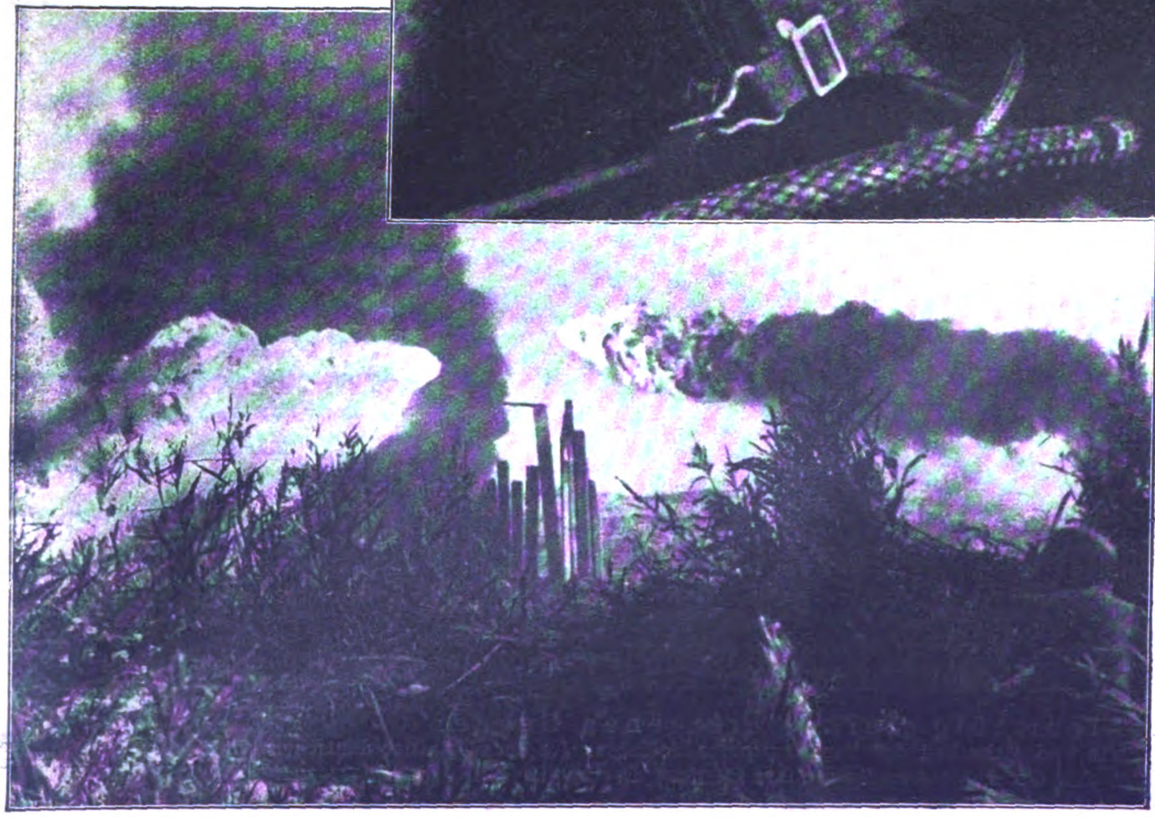
DES FLAMMENWERFERS

aus unmittelbarer Nähe erfährt, wird dieses kalte Zischen niemals vergessen, diesen rauschenden, zuckenden Blitz, der, alles versengend und vernichtend, aus dem Rohr des Pioniers spritzt. Vor diesem Strahl scheint es keine Rettung zu geben; und welches Hindernis wäre gut und stark genug, um vor ihm Sicherheit zu gewährleisten? Der Pionier mag seinen Flammenwerfer mit der Gewohnheit täglichen Einsatzes tragen, aber schon der Grenadier und Füsilier, der das Gerät aus der Ferne während des Angriffes sieht, fühlt immer etwas von der Unheimlichkeit und der Furchtbarkeit dieser Bürde, die so einfach und beinah unkompliziert auf dem Rücken des Kameraden ausschaut. „Niemals", heißt es in dem Bericht eines Stoßtruppführers in Kareliens Wäldern, „habe ich einen Menschen so schwitzen sehen wie den Kameraden, der das Gerät des Flammenwerfers trug. Er keuchte unter der schweren Last und war atemlos, als wir den Waldrand erreichten. Es sah bald aus, als würde er zusammenbrechen. Aber er hielt Schritt mit uns



Flammenwerfer sind dabei.
Unsere an der Kanalfront und in den besetzten Westgebieten stationierten Truppen sind auf den Empfang der Gangster gerüstet.
PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Scheck (Atl. u. PBZ.).

Plötzlich zischte es uns entgegen: der Gegner schoß aus unsichtbaren Stellungen mit mehreren MG. Wir konnten nicht weiter. In diesem Augenblick war die große Stunde des Mannes mit dem Flammenwerfer gekommen. Ich höre heute noch das Zischen, es war eiskalt und messerscharf, es rann mir dabei über den Rücken. Der rotgelbe Strahl zuckte. Vor uns zischten und knisterten die Zweige, das Strauchwerk und das trockene Gras waren eine glühende Lohe. Das Zischen setzte aus. Aber nur für einen Atemzug. Schwarzer Qualm stieg auf. Dann war es wieder da, wie eine häßliche, glühende Schlange, die aus ihrem Versteck zuckt. Wir hörten furchtbare Schreie und wußten, daß die feindlichen MG. nun schweigen würden."



← **Neue Versuche steigern die Wirkung.**

Am Morgen nach der Abwehrschlacht



Mit dem ersten Tageslicht gehen die Grabenstreifen suchend und sichernd die Stellungen ab. Überall, innerhalb und außerhalb des Grabens, findet man tote Bolschewisten. Und in den riesigen Kratern unserer schweren Waffen liegen sie zu Haufen. Die hart verteidigte Festung der Grenadiere wird auf Schäden untersucht.



Abwehrbereit späht der Posten in den Morgen.
Die Sowjets können den Angriff heute wiederholen.
PK.-Aufnahmen: Knirsch.



In dem Graben wird wieder Ordnung geschaffen.
Die toten und verwundeten Bolschewisten werden hinausgetragen und eingestürzte Munitions- und Fuchslöcher werden neu ausgehoben.



VÄTER UND SÖHNE

Der Vater stand an der Pier.
Ritterkreuzträger Oberst Böhmer erwartet die Heimkehr seines Sohnes. „Er hat ja auch einen Wimpel!" ruft der Oberst beim Anblick des U-Bootes seines Sohnes aus.



Der U-Boot-Kommandant berichtet dem Flottenchef, und interessiert hört der Vater seinem Sohn zu.



„Backbord, steuerbord, mittschiffs."
Der alte Oberst lernt hier die Begrüßungsbräuche unserer U-Boot-Fahrer.

PK.-Aufn.: Kriegsberichter Haring (3); ϟϟ-PK.: ϟϟ-Kriegsberichter Leischner.



Während ein Dorf seine Urlauber feiert,
sitzen nebeneinander an der Tafel der »dienstälteste Urlauber«, ein Oberstleutnant, und sein Sohn, ein ϟϟ-Unterscharführer, der gleichfalls auf Urlaub ist.





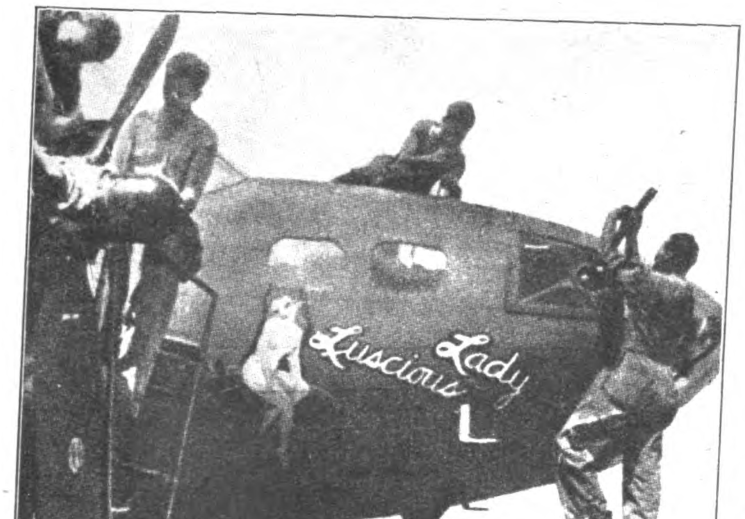
Den Lufthunnen auf die Finger gesehn!
Es ist genugsam bekannt, daß sich amerikanische Bomberbesatzungen den Ehrennamen „Mordverein" auf die Jacke nähen. Die Briten sind um kein Haar sauberer als ihre Komplicen von drüben, wenn sie auch gern so tun! Von welchem Geist diese Lümmel beseelt sind, die auf jüdisches Geheiß ehrwürdigste Kulturschätze der Menschheit in Schutt und Asche legen, das wird aus diesen Bildern offenbar, die von der Londoner Zeitschrift „The Sketch" ihren Lesern mit sichtlichem Stolz über die „prächtigen Boys", die sich so etwas ausdachten, gezeigt werden.

Das paßt zu ihnen

DER MORDVEREIN ZEIGT DURCH DIESEN OBSZÖNEN KITSCH SEINE „HOHE ETHIK"



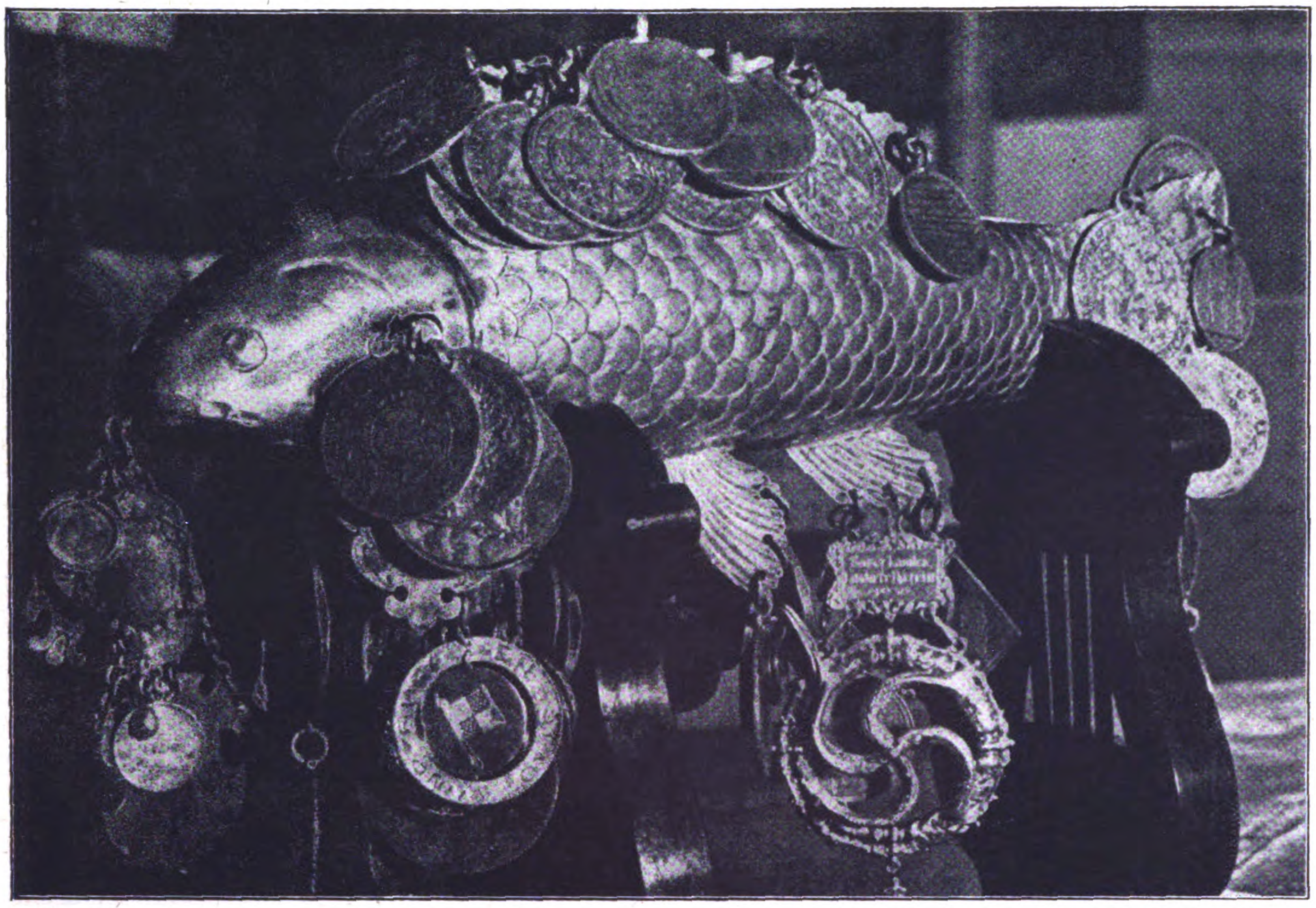
Kaschemmen-Nuditäten
wie diese können dem deutschen Leser schlechterdings nicht zugemutet werden. Sie würden — unretuschiert — Kopfschütteln hervorrufen.





Jedes dieser höchst zweideutigen Dämchen
ist sozusagen die Taufpatin ihrer Kiste, die nun, buntscheckig beschmiert wie die ordinärste Jahrmarktsbude, zum Mordflug gegen Frauen und Kinder gestartet wird.

Weltbild-Auslandsphotos.



DER KARPFENKOPF MACHT DIE RUNDE

Seit mehr als 900 Jahren finden sich die Würzburger Fischer zum Jahrtag ihrer Zunft zusammen. Kerzenschein erhellt die niedere Zunftstube; von den Wänden ringsum grüßen die Wappen alter Fischergeschlechter. Mitten auf dem schweren Eichentisch, um den Obermeister und Geschworene Platz nehmen, thront die Zunftlade, die der silberne Karpfen krönt. Denkmünzen aus Jahrhunderten umklingeln ihn.

Aufn.: W. Röder.



Der Karpfenkopf ist abnehmbar. Viele Herrscher haben den Willkommentrunk aus ihm geleert, und am Jahrtag kreist er als Festpokal in der Tafelrunde der Mainfischer.





Wie völlig hat sich die Welt gewandelt! In diesen komischen Bratenröcken gingen vor einem Menschenalter spitzbärtige Papas auf die Eisbahn.

Vor 35 Jahren

Links: **Wintersport 1909.**

Aufnahmen: Otto Haeckel.



Auf dem „Pickschlitten" fegt sie beängstigend fesch über die spiegelnde Fläche.

Die drei aus Regensburg

ROMAN VON ANNEMARIE ARTINGER

(8. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 6:

„Fräulein Deußen", sagte Justus langsam und mit beinahe feierlicher Stimme, „ist eine wundervolle, geradezu einzigartige Frau."

„Das weiß ich ja", erklärte Zenzl und biß die Zähne zusammen, so daß Justus das jähe Aufeinanderschlagen hörte.

„Und du hast dich für den Doktor Deußen entschieden", sagte Justus. „Das ist doch praktisch, da werden wir ja tatsächlich miteinander verwandt."

„Nein", blitzte Zenzl ihn an. „Das hab' ich nicht! Er hat mir nur einen Heiratsantrag gemacht."

„Wahrhaftig?" entfuhr es Justus.

„Ja, warum denn nicht?" fragte Zenzl verständnislos. „Aber ich hab' gesagt, daß ich nicht verliebt bin in ihn. Aber er hat gemeint, das kommt noch. Aber es kommt eben nicht, und überhaupt, ich will nichts mehr zu tun haben mit all die feinen Leut, ich gehör' da nicht hin und ich mag da auch nicht mehr hin!"

„Ja, es ist wahr", sagte Justus. „Es paßt auch so richtig nicht zu dir. Du müßtest lieber einen Handwerker heiraten oder einen Bauern, oder einen, der so ein Siedlungsland hat wie ich. Was meinst du dazu?"

Als Zenzl völlig verwirrt die Augen zu ihm hob, kamen die beiden Frauen aus dem Haus, und die Rosl erklärte, daß die Ente, die sie zur Feier des Besuchs geschlachtet hatte, jetzt gerade recht sei.

Bei Tisch lobte Frau Aumüller den Garten, die Kuh, das Schwein und das Federvieh und meinte:

„Ein bisserl klein ist ja das Haus, aber mit ein paar tausend Mark kann man hier, wo das Holz billig ist, ein gutes Stück anbauen."

Nach Tisch mußte alles der Rosl helfen, auch die Zenzl. Und Justus saß auf seiner reichgeschnitzten Bank vor dem Haus und kaute an der kalten Pfeife herum. Er war ausgesprochen vergnügt, und seine Augen, die sonst leicht einen schwermütigen Ausdruck bekamen, blitzen vor Freude.

Als dann der Nachmittagskaffee auf dem Tisch dampfte und die frischgebackenen Schmalznudeln golden und duftend auf dem bunten Teller lagen, sagte Frau Aumüller:

„Sturm, der Name kommt mir so bekannt vor. Sind denn Ihre Leute noch in Regensburg? Ich weiß genau, daß ich den Namen kenne, aber ich find' nicht 'raus, wo ich ihn hintun soll."

Da antwortete Justus: „Mein Vater ist der Professor Sturm. Vielleicht haben Sie schon von ihm gehört. Es wäre möglich."

„Der berühmte Sturm?" staunte Frau Aumüller, und Justus nickte.

„Der, von dem alle Augenblick' was in der Zeitung steht, und der jetzt die Medaille kriegt hat?" fragte sie weiter.

„Ja", sagte Justus gleichmütig und nahm eine neue Schmalznudel vom Teller.

Die Rosl, die nun den ganzen Sommer über mit ihm in der Einöde gelebt hatte, staunte ihn, den Sohn von einem berühmten Professor an, als sehe sie ihn eben zum erstenmal.

„So", meinte Frau Aumüller gedehnt, „der ist also Ihr Vater", und dann wurde sie sehr schweigsam.

Zenzl, die den Justus ja schon in Berlin erlebt hatte, ganz fremd vor lauter Vornehmsein, wunderte sich nicht weiter. Dann paßt er ja auch zu Fräulein Deußen und gehört ja auch zu ihr, überlegte sie und vergaß über diesen Überlegungen vollends, daß es auf der Welt so etwas wie eine Sprache gab.

„Ja, mein Vater hat's weit bracht", begann Justus behaglich. „Er ist nämlich ein Häuslerbub hinten aus dem Wald, wissen S', wo die Leut' bekanntlich so arm sind, daß sie ihr Heu auf dem Buckel heimtragen. Er hat eine Freistelle gehabt in Regensburg auf der Hohen Schule. Im Sommer ist er barfuß gangen und im Winter in Holzschuhen. Aber es hat ihm nichts ausgemacht, und mit den Buben von den feinen Leuten, die ja hauptsächlich die Schule besucht haben, ist er gut fertig geworden. Er hat sie einfach so lange verdroschen, bis sie sich anständig benommen haben gegen ihn. Das war ja ganz leicht, weil er immer der Größte und der Stärkste war aus der Klasse; weil er außerdem noch der Gescheiteste war, haben sie sich dann mit ihm abgefunden. Später hat er es dann nicht so leicht gehabt. Aber als er geheiratet hat, ist es ihm schon ganz gut gegangen; da war er Assistent bei einem Professor in München. Er hat übrigens kein Mädel aus der Stadt geheiratet. Das Blut von den Bauern ist besser, hat er immer gesagt, und er hat von jeher was von einem guten Blut gehalten. Meine Mutter stammt aus einem großen Hof aus der Oberpfalz. Sie hat damals in München, als er sie zum erstenmal getroffen hat, bei Verwandten das Kochen gelernt. Ja, er ist ein gescheiter, vernünftiger Mann, mein Vater. Vor mir hat er nicht viel Respekt gehabt und er hat auch nie was gehalten von meiner Arbeit. Aber das habe ich ihm inzwischen beigebracht, und jetzt vertragen wir uns ausgezeichnet."

„Und Ihre Mutter, lebt die auch?" fragte Frau Aumüller.

„Freilich! Wär' ja noch schöner. Die lacht über uns alle zwei. Über den Alten und über den Jungen. Aber wenn wir gar nicht mehr weiterwissen, dann kommen wir zu ihr. Ich, und der Vater auch."

„Da sind Sie ja der erste, der in der Stadt geboren worden ist. Die Zenzl ist auch die erste, die nicht auf einem Hof zur Welt gekommen ist. Meine Eltern waren ja auch nur Häusler. Aber mein Mann kommt von einem großen Anwesen in Niederbayern, und weil er den Hof net hat haben wollen, hat der Vater verkauft, und dann ist das ganze Geld hingewesen in der Inflation."

„Na, da wär' ich auch nicht weiter traurig an Ihrer Stelle", sagte Justus. „Die Kinder, die von daheim etwas Fertiges erben oder übernehmen, die werden nie so hart und so wendig wie die, die nix haben und auch ihr Leben selber aufbauen müssen. Wenn ich einmal Kinder habe, denen bring' ich es rechtzeitig bei, daß sie von mir nichts erben, keinen Pfennig, damit sie nicht auf falsche Gedanken kommen", sagte Justus.

„Ja freilich", wehrte Frau Aumüller ab. „Warum spart man denn sein Leben lang? Doch bloß für die Kinder! Was täten denn Sie mit Ihrem Geld, wenn Sie's net Ihren Kindern geben wollten?"

„Verputzen! Alles schön sauber selber verputzen", lachte Justus freundlich, und Frau Aumüller war zum erstenmal nicht mit ihm einverstanden und nahm sich vor, ihn in dieser Beziehung auf alle Fälle zur Raison zu bringen. Die armen Kinder, aber schließlich war dann ja auch noch eine Großmutter da.

Als Frau Aumüller mit ihren Gedanken soweit war, erkannte sie, daß sie damit vorläufig weit über das Ziel hinausgeschossen war, und rief sich selber zur Ordnung.

Nach dem Kaffee schlug Justus einen Spaziergang vor. Als Frau Aumüller erklärte, zu müde zu sein, half er Zenzl in ihr Jäckchen und sie wanderten los.

Sie gingen durch den herbstlich brennenden Wald, das Laub raschelte unter ihren Füßen. Sie schwiegen beide.

Auf einer Lichtung stand eine riesige Tanne, auf der drei Raben in der Sonne saßen. Bei jeder raschen Bewegung blitzten ihre blanken Schnäbel wie Edelsteine. Justus machte große Schritte, und Zenzl mußte sich dazuhalten, um mitzukommen. Sie kamen über eine Sumpfwiese auf die Felder. Weit drüben sah man das Dorf aus dem Dunst des zartgrauen Abendhimmels leuchten. Ein hochbeladener Heuwagen schwankte über die Landstraße.

Sie kamen an einen kleinen Bach, über den eine steinerne Brücke mit breitem, niedrigem Geländer führte. Sie sah aus wie eine lange Bank aus Stein, und Justus bat mit einer Handbewegung Zenzl, Platz zu nehmen. Ihr Haar war von den Böen, die in kurzen Stößen über das Land fegten, zerzaust und ihre Wangen gerötet von dem raschen Marsch.

„Gefällt es dir hier?" fragte Justus.

„Ja, sehr gut", antwortete Zenzl. Aber es klang so gewollt gleichgültig, daß Justus lächeln mußte.

„Kannst du dir vorstellen, daß man hier leben kann?"

„Natürlich!" antwortete Zenzl. „Warum auch nicht?"

„Möchtest du hier leben?"

Zenzl warf ihm einen nachdenklichen Blick zu und schwieg.

„Überleg es dir mal genau und dann sage es mir, bevor du wieder wegfährst."

„Wozu?" fragte Zenzl; es klang etwas böse.

„Weil ich es wissen möchte", meinte Justus.

Zenzl stand auf, zupfte ihre Jacke gerade und ging. Ihr Gesicht war ganz weiß, verschlossen und zornig. Sie lief beinahe den Weg zurück.

Justus hatte mit diesem Überraschungserfolg nicht gerechnet. Er schritt mit etwas betretenem Gesicht neben ihr her. Als sie in den Wald kamen, sah er, daß dicke Tränen über Zenzls Wangen liefen. Da blieb er stehen, packte sie an den Schultern und sagte: „Verzeih mir nur noch das eine Mal, ich will dich auch nie wieder quälen und ärgern. Ich liebe dich doch und ich möchte, daß du dein ganzes Leben bei mir bleibst. Ich möchte, daß du ganz genau weißt, was du tust. Ein Leben ist zu lang für eine flüchtige Entscheidung. Ich weiß ja erst seit heute, daß ich die Sache mit dem Doktor Deußen wichtiger genommen habe, als sie für dich in Wirklichkeit war."

Zenzl fühlte seine Hände, die sie hielten. Sie lehnte ihren Kopf gegen seine Schulter und schluchzte, daß es sie schüttelte. Alle Einsamkeit, alle Liebe, alle Verzweiflung und Angst machten sich Luft dabei.

Justus fuhr mit seiner rauhen, warmen Hand über ihre nassen Wangen und lächelte ein bißchen.

Da legte sie ihren Arm um seinen Hals und küßte ihn.

Es war fast ganz dunkel, als sie zu seinem Holzhaus zurückkamen.

„Ich habe schon gedacht, ihr habt euch verlaufen", sagte die Rosl und schlurfte eilig in die Küche.

Frau Aumüller sah auf das Gesicht ihrer Tochter, das von innen heraus leuchtete, und auf das beglückte, aufgeschlossene Gesicht von Justus. Sie dachte sich ihr Teil und schwieg.

Während die Rosl das Abendbrot auftrug, überlegte Frau Aumüller, daß ihre Zenzl ja nun ein bißchen weit weg von Regensburg wohnen würde. Aber immerhin. Der Justus war ein richtiges Mannsbild, energisch und fleißig, und er wußte, was er wollte. Alles andere ist ja gar nicht so wichtig für eine Frau, überlegte Frau Aumüller. Sie hatte sich für ihre Zenzl nie viel Geld gewünscht oder einen Mann mit einer großen Stellung; das machte es ja nicht aus im Leben, wenn es auch nicht zu verachten war. Sie hatte sich immer nur ein richtiges, verständiges Mannsbild gewünscht für ihre einzige Tochter, und das schien die Zenzl ja nun ganz allein und ohne ihre Mithilfe gefunden zu haben.

Am anderen Morgen wanderte die Rosl mit der Zenzl ins Dorf.

Während dieser Zeit saßen sich Justus und Frau Aumüller gegenüber wie zwei Kämpfer. Justus hatte Frau Aumüller gestanden, daß er Zenzl heiraten wolle, und ihr seine Verhältnisse geschildert.

Frau Aumüller verlor beinahe ihre behäbige Sicherheit, als sie erkannte, daß ihre Zenzl nicht nur einen netten, sondern auch einen — für ihre Verhältnisse wenigstens — reichen Mann bekam.

Justus besaß zehntausend Mark bares Geld, ein Erbteil vom Großvater mütterlicherseits. Auf der Ausstellung in Berlin waren einige seiner Sachen zu Preisen verkauft worden, über die Frau Aumüller so ungläubig erstaunt war, daß Justus, um nicht von Anfang an ihrem Mißtrauen ausgesetzt zu sein, ihr schnell alle Belege brachte.

Frau Aumüller hatte sich die Bank vor dem Haus, die Justus geschnitzt hatte, den Brunnen und das Taubenhaus genau angeschaut, und sie war bereits gestern zu der Überzeugung gekommen, daß ein Mann mit so geschickten Händen immer soviel verdienen konnte, wie er brauchte, um eine Frau zu ernähren.

„Wenn es Ihnen recht ist, könnten wir also nächsten Sonntag das Aufgebot bestellen", sagte Justus.

Frau Aumüller setzte sich gerade. „Na, na!" erklärte sie, „so schnell schießen die Preußen net!

Wie schaut denn das aus! Das schaut ja aus, wie wenn die Zenzl es nötig hätt', so schnell zu heiraten. Na, na, das gibt's net! Außerdem, die Aussteuer muß ja auch noch genäht werden."

„Die Aussteuer kann sie doch hier nähen. Hier stört sie doch keiner", meinte Justus verständnislos. „Was wir fürs erste brauchen, ist doch alles da, sagt die Rosl."

Frau Aumüller schüttelte den Kopf über soviel Unverstand.

„Ich hab' bloß ein einziges Madel, und das wird so verheiratet, wie es sich gehört bei anständige Leut'. Jetzt habt ihr so lange g'wart', jetzt kommt's auf ein halbes Jahr auch net mehr an."

„Ein halbes Jahr?" fragte Justus gedehnt.

Und nun bekam Frau Aumüller, die nur an den Umgang mit ihrem stillen, meist nachgiebigen Mann gewöhnt gewesen war, Justus' ganze Zähigkeit und Energie zu spüren. Zu lachen hat die Zenzl mit dem Brocken nichts, dachte sie, während sie um ihre bedenklich wankende Position kämpfte.

Als gegen Mittag Rosl und Zenzl nach Hause kamen, saß Frau Aumüller mit hochrotem, aber etwas hilflosem Gesicht auf der Ofenbank, und der Justus steckte sich gelassen lächelnd eine neue Pfeife an.

Heute in vierzehn Tagen sollte Verlobung und drei Wochen später die Hochzeit sein.

Die Rosl gratulierte von Herzen, betätschelte in ihrer Freude die Zenzl von oben bis unten und liebkoste sie, als hätte sie höchstpersönlich das junge Mädchen von Frau Aumüller geschenkt bekommen.

Frau Aumüller hatte sich wegen der vielen Arbeit, die in den nächsten Wochen auf sie wartete, für den Dreiuhrzug entschlossen, und so mußte kurz nach Tisch das Auto geholt werden.

Zenzl ging mit Justus in den Schuppen, der als Garage diente. Durch die ungehobelten, undichten Bretter fielen Lichtstreifen. Es roch nach Harz und Holz. Vom Haus her hörte man die Stimmen der beiden Frauen.

Justus hielt Zenzls Hände fest. Sie legte ihr weiches, kühles Gesicht gegen seine Wange. Stille, große Freude erfüllte sie. Eine kurze Sekunde lang erinnerte sie sich an das Gefühl fast frommer Dankbarkeit, das sie in Berlin gehabt hatte, als er im Omnibus zum erstenmal die Arme um sie spannte und sie gegen jede Anrempelung schützte. Wenn das Leben, das auf mich wartet, nicht so wundervoll wäre, möchte ich jetzt sterben, dachte Zenzl. Sie fühlte, wie Justus' Herz hämmerte. Er küßte sie auf die Augen, auf den Mund. Er strich ihr das Haar aus dem Gesicht und schaute sie lange völlig selbstvergessen an; dann lachte er plötzlich auf, leise und beglückt.

Zenzl mit ihrem kleinen, auf Feierlichkeit eingestellten Herzen verstand es nicht ganz, dieses Lachen. Dann aber begriff sie dunkel, daß das Glück dieses Sichfindens, das bei ihr eine ihr sonst ganz fremde Feierlichkeit ausgelöst hatte, ihm dieses nie gehörte, fast lautlose Lachen schenkte.

Frau Aumüllers Schritte knirschten auf dem Kiesweg vor dem Haus. Justus schüttelte Zenzl ein bißchen im Überschwang seines Glücksgefühls, dann ließ er sie los und schob den Wagen aus der „Garage".

Der Abschied auf dem Bahnhof war kurz und fröhlich.

Während der Bahnfahrt hatte Zenzl die Augen geschlossen und träumte.

Frau Aumüller aber machte trotz der holperigen Fahrt eifrig eine Aufstellung über die Aussteuer, die die Zenzl mitkriegen sollte.

Im Gebirge hatte es geregnet, den ganzen Tag und die ganze Nacht. Dann wurde der Regen dünner Schnee, und nun hagelte es. Die Blätter im Tal flammten noch rot und gelb, und an den geschützten Südwänden der Bauernhäuser blühten noch Glyzinien und Rankerosen. Aber schon in geringer Höhe trugen die Wälder einen weißschimmernden Überzug. Die Matten oben auf den Bergen, die von einer Nacht auf die andere ihr grünes Leuchten verloren hatten und grau und unansehnlich sich beschieden unter den ersten starken Nachtfrösten, waren nun weiße Flecken zwischen den Wäldern. Wolkenfetzen jagten über den grauen Himmel.

Brigitte fror in dem großen, gutgeheizten Hotel, das von Tag zu Tag leerer wurde. Sturm peitschte über die Höhen. An manchen Tagen war der Nebel so dicht, daß man kaum die Hand vor den Augen sah.

Brigittes nur unvollkommen zurückgewonnene Ruhe wurde schwankend unter der freudlosen Düsternis der ersten Winterstürme.

„Wir haben meist schon Schnee im Oktober, und dieses Jahr ist es ungewöhnlich lange warm gewesen", sagte das Zimmermädchen zu Brigitte. „Aber wenn es erst einmal so anfangt, hört es auch nicht wieder auf. Jetzt wird's Winter im Gebirg'."

Brigitte sehnte sich nach Hause. Sie brauchte ihre ganze Kraft, um nicht fahnenflüchtig zu werden. Sie brauchte ihre ganze Kraft, um einzuhalten, was sie Justus versprochen hatte. Justus war in den Tagen ihrer Krankheit Brigittes erster, wirklicher Freund geworden. Er hatte sofort erkannt, daß sie Harald liebte, und immer behauptet, daß man Harald eben zu seinem Glück zwingen müsse, wenn er nicht selber sehe, wo es für ihn liege.

„Sie leben ja mit ihm zusammen wie eine alte Ehefrau. Wie bequem für Herrn Deußen; er hat eine Frau, wie sie sich jeder Mann vom lieben Gott zu Weihnachten wünschen würde, wenn das ginge, und hat dabei gar keine Verpflichtungen und Gegenleistungen zu geben. Glauben Sie, daß so etwas gesund ist für einen so egozentrischen Menschen wie den Doktor Deußen?"

„Aber wissen Sie denn nicht, daß er Fräulein Aumüller liebt?" hatte Brigitte zurückgefragt.

„Nein, und ich glaube es auch nicht", hatte Justus geantwortet. „Überlegen Sie mal, wie sich solche Dinge in der Praxis, in einer Ehe abspielen. Der Mann hat alles, was er sucht und braucht. Seine Bequemlichkeit, jede Rücksichtnahme und — er fühlt sich wohl, und weil er sich zu wohl fühlt und ihm auch sonst gar nichts zu seinem Glück fehlt, geht er aufs Eis tanzen. Irgendwo sieht er ein Mädchen, schlank, graziös, jünger als seine Frau, so jung wie die ewige Jugend, die sich jeder Mann, besonders wenn er nicht mehr ganz jung ist, wünscht. Na, und da verliebt er sich eben. An dem Tage aber, an dem er merkt, daß ihn diese Liebe seine Bequemlichkeit, seine Häuslichkeit und schließlich und endlich das verständnisvolle Zusammenleben mit seiner Frau kosten würde, zieht er sich zurück, wenn die Frau nicht allzu ungeschickt ist, natürlich. Die Schönheit und die Jugend wird ihm nämlich dann zu teuer. Soviel will er nicht anlegen. Fragen Sie mal die jungen Mädchen über ihre Erfahrungen mit verheirateten Männern. Sie werden staunen."

„Harald ist aber nicht verheiratet", warf Brigitte ein.

„Ja, und das müssen Sie ihm nun erst einmal beibringen, die Erkenntnis, daß er nicht verheiratet ist", hatte Justus behauptet.

Langsam war Brigitte weich geworden unter seiner Beweisführung. Sie hatte Haralds Besuche abgelehnt und war abgereist, ohne ihn wiederzusehen, und nun saß sie hier auf dem Berg. Die Tage zogen sich endlos dahin, jeder einzelne dauerte eine kleine Ewigkeit. Sie sehnte sich nach Hause in ihre Wohnung. Auch das schönste Hotel war auf die Dauer nicht das Rechte für einen Menschen, der an seiner Häuslichkeit hing.

(Schluß folgt.)

Der Friede des Herzens

Alle großen Denker der Kulturmenschheit haben sich mit der einen Grundfrage des Daseins befaßt: ob der Mensch zum Glück geboren und zum Glücke fähig sei und worin das Glück des Menschen seinem Wesen nach bestehe. Fast alle haben darauf geantwortet, daß der Mensch sein einziges Glück im Frieden der Seele zu suchen habe, in einer geläuterten inneren Harmonie, für die die Furchtlosigkeit, aber auch die Wunschlosigkeit die wichtigste Voraussetzung ist. Dieser Friede des einzelnen müßte, das ist ein logischer Schluß, den Frieden der Menschheit zur Folge haben, weil befriedete Individuen, die mit sich selbst nicht mehr im Kampfe liegen, auch den Kampf untereinander nicht suchen werden.

Ist aber der Seelenfrieden erreichbar oder auch nur ein erstrebenswertes Ziel? Können wir hoffen, daß der einzelne und die Menschheit jemals dieses Glückes teilhaftig werden? Die klarste, härteste, mutigste Antwort auf diese Frage hat Schopenhauer gegeben. Sein ganzes philosophisches System beruht auf der einen, grundlegenden Erkenntnis: Der Mensch ist beherrscht vom Drange zum Dasein und Wohlsein, vom „Willen", das heißt, er ist sein Leben lang erfüllt von Wünschen und Begierden, von Haß und Liebe, von Furcht und Trauer, von Sehnen und Streben, von Hoffnung und Schmerz. Erst wenn er sich von allen diesen Gefühlen freimacht, ist er glücklich. Ist er es dann wirklich? Würde ihn nicht tödliche Langeweile überfallen, wenn er nicht mehr wünschen und hoffen, fürchten und lieben und Sehnsucht empfinden und nicht mehr ohne Unterbrechung das herrliche Spiel immer wieder fortsetzen könnte, der Erfüllung eines Wunsches mit Eifer nachzujagen und ihn dann, wenn er erfüllt ist, enttäuscht beiseite zu legen? Wäre das Leben noch lebenswert, wenn es in reiner Kontemplation verbracht werden könnte? Würde es nicht geradezu das Ende der Menscheit bedeuten, wenn wir nicht mehr hoffen und lieben, hassen und begehren dürften? Ist der Mensch nicht von Anfang an bestimmt, mit sich selbst und mit dem Gegner zu kämpfen und in diesem Kampf zu unterliegen oder aber Sieger zu bleiben? Es gibt kein Leben ohne den Willen zum Leben, und wenn dieser „Wille" unserem Glück im Wege ist, dann ist es eben nur wahr, daß wir nicht auf der Welt sind, um glücklich zu sein, sondern um unsere Bestimmung zu erfüllen.

„Wie der Magnet, der ein Eisen gehoben hat, einen fortdauernden Kampf mit der Schwere unterhält, welche ein ursprünglicheres Recht auf die Materie jenes Eisens hat, in welchem steten Kampf der Magnet sich sogar stärkt, indem der Widerstand ihn gleichsam zu größerer Anstrengung reizt; ebenso unterhält jede und auch die Willenserscheinung, welche sich im menschlichen Organismus darstellt, einen dauernden Kampf gegen die vielen physischen und chemischen Kräfte, welche, als niedrigere Ideen, ein früheres Recht auf jene Materie haben. So sehen wir in der Natur überall Streit, Kampf und Wechsel des Sieges und werden eben darin weiterhin die dem Willen wesentliche Entzweiung mit sich selbst deutlicher erkennen." So deutet Schopenhauer den Kampf, der diese Erde seit Anbeginn erfüllt und der es allen Geschöpfen unmöglich macht, zum Frieden zu gelangen. Der Starke lebt, der Schwache sinkt dahin, das ist ein urewiges Gesetz. Der Mensch hat den frommen Traum geträumt vom freien und herrlichen Leben des Vogels in der Luft — wer aber wäre härter als dieser arme Vogel in jedem Augenblick zum Kampf ums nackte Dasein gezwungen? Es gibt kein Wesen in der organischen Natur, das diesem Kampf ausweichen könnte. Ist aber auch der Krieg in seiner furchtbarsten Form, wie er jetzt über die Erde tobt, unausweichlich, ist auch er ein unentrinnbares Naturgesetz, wird es immer so sein, wie es gewesen ist, ist die Menschheit denn nicht im Lauf ihrer Geschichte zu einer neuen Form ihres Daseins gelangt, muß sie immer wieder den Jammer und die grenzenlose Not erdulden, ist es nicht denkbar, daß die Völker andere Mittel und andere Methoden finden, um Gegensätze zu beseitigen und einen Ausgleich zu finden zwischen ihren widerstreitenden Lebensinteressen? Immanuel Kant hat gleich vielen anderen großen Geistern an die Möglichkeit eines „Ewigen Friedens" geglaubt, er sah sie darin, daß die Staaten vom Eigennutz ihrer Dynastien befreit werden, also eine Form des politischen Lebens finden, darin die Regierenden nicht mehr von Habsucht und Ehrgeiz beherrscht sind, sondern von der Verantwortung für das Wohlergehen aller. Kant hat gesehen, daß die meisten Kriege nicht aus elementaren Bedürfnissen der Völker entstehen, son-

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11, Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

dern, wenigstens bis zu seiner Zeit „Kabinettskriege" waren, angezettelt von habsüchtigen Dynastien und ehrsüchtigen Politikern, ausgetragen auf dem Rücken der Völker, die immer nur die Opfer bringen, aber am Siege keinen Anteil hatten. Von den Dynastien sind inzwischen viele verschwunden, leider nicht auch jene Staatsmänner mit ihnen, die, weil ihre Kraft und ihr Geist nicht ausreichten, im Frieden Großes zu schaffen, in verbrecherischen Kriegen ihr Heil suchen mußten und müssen, wie wir es so erschütternd am Beispiel Englands sehen.

Aber trotz allem können wir mit Kant den Glauben nicht ganz aufgeben, daß für die Menschheit doch noch bessere, glücklichere Zeiten kommen, daß sie in langen Friedensperioden ihre Kräfte entwickeln und wahrhaft nützlich anwenden kann. Einmal muß es doch gelingen, die ewigen Hetzer zum Schweigen zu bringen, einmal muß es auch gelingen, die zweite große Ursache aller Kriege zu beseitigen, die ewige Bedrohung Europas durch östliche Horden, die seit der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern nun schon eineinhalb Jahrtausende lang gegen das Abendland anrennen. Das ist vielleicht der Sinn der unermeßlichen Opfer, die der jetzt lebenden Generation seit 1914 auferlegt sind: mit diesen Opfern einen neuen Zustand der Menschheit herbeizuführen, der es ihr möglich macht, in arbeiterfüllten Friedensepochen ihrer Bestimmung näherzukommen. So wie der einzelne zwar sich dem Gesetz des ewigen Kampfes in der Natur nicht entziehen, aber doch sich zu einer Reife des Geistes und der Seele entfalten kann, in der ihm ein echter Friede des Herzens zuteil wird, gewiß kein Leben ohne Kampf und ohne Hoffnung und ohne Sehnsucht, denn das wäre kein Leben, aber eben doch ein Leben im Lichte einer höheren Ruhe und Weisheit, so kommen auch die Völker einmal in ein Stadium der Reife, das sie erkennen läßt, daß ihre große, von Gott gesetzte Aufgabe nicht im ewigen Hader und Blutvergießen liegt, sondern im Bauen und Werken und Dienen. Es wird einmal der Ruhm unseres Geschlechtes in den Geschichtsbüchern späterer Jahrhunderte sein, daß das deutsche Volk die Last der großen Reinigung auf sich nahm, aus der die Menschheit geläutert in eine neue Zukunft tritt. Die Nachfahren werden es uns zu danken haben, daß sie frohere und glücklichere Weihnachtsfeste feiern dürfen, als es uns durch fast drei Jahrzehnte beschieden war. Diese Gewißheit wird den tapferen Soldaten, die in diesen Tagen wie an allen anderen die Heimat verteidigen, und den tapferen Frauen, die wieder ohne Gatten, ohne Vater, ohne Brüder vor dem Weihnachtsbaum stehen, ein starker Trost sein in einer schweren und harten Zeit Dr. M.

Humor

Der Witzeschreiber schrieb einen boshaften Ehewitz. Es war ein trauriges eigenes Eheerlebnis.

„Was hast du für den Witz bekommen, Johannes?"

Der Witzkönig seufzte: „Vom Verlag zehn Mark und von meiner Frau zwei Ohrfeigen!"

*

Die Obsternte ist in vollem Gange.

„Unser Pfarrer muß dieses Jahr schönes Obst haben!"

„Wie kommst du darauf?"

„Weil er schon zwei Monate gegen das Obststehlen predigt."

*

Der Soldat saß mit seinem Mädchen auf der Bank. Der Soldat war noch nicht lange Soldat, das merkte das Mädchen an seiner Zurückhaltung. Als diese Zurückhaltung aber auszuarten drohte, fragte das Mädchen:

„Und was verstehen Sie eigentlich unter einem überraschenden Angriff?"

*

„Denken Sie sich, Fräulein Erika, ich habe heute nacht einen ganzen Roman von uns beiden geträumt!"

„Na und, haben wir uns gekriegt?"

Zumpe war zehn Jahre nicht im Theater gewesen. In Berlin ging er in die Plazza. Eine große Varietéschau rollte vor ihm ab.

Als der Vorhang im Finale fiel, murrte Zumpe: „So ein miserables Stück! Am Schluß kennt sich keiner aus, kriegt nun der Seiltänzer die Löwenbändigerin, oder kriegt er sie nicht!"

*

Lehmann steht eingezwängt auf der vorderen Plattform der Straßenbahn. Plötzlich fühlt er eine Hand in seiner Tasche und faßt nach seinem Portemonnaie; er ergreift eine fremde Hand. Ärgerlich ruft er: „Wollen Sie gefälligst Ihre Hand aus meiner Tasche nehmen!"

„Nein, heraus mit Ihrer Hand aus meiner Tasche!" ist die Antwort.

„Hört mal!" ruft eine dritte Stimme dazwischen, „wenn ihr beiden Lümmel nicht sofort eure langfingrigen Flossen aus meiner Tasche nehmt, dann könnt ihr was erleben!"

*

Der Maler malte an einem Bild. Das Bild maß acht Meter im Quadrat.

„Was wird das?"

„Ein Miniaturbild."

„Ein Miniaturbild?"

Der Maler nickte: „Ein Amerikaner hat bei mir das größte Miniaturbild der Welt bestellt!"

Es war in einer gastlichen Stätte. Der Gast grollte: „Jetzt warte ich schon eine Stunde auf meine Suppe!"

Der Kellner klopfte ihm freundlich auf die Schulter: „Wie leicht wäre unser Beruf, wenn alle Gäste so geduldig wären!"

*

„Könntest du dir vorstellen, Liebste, daß wir beide auf einem Mondenstrahl zu den Sternen hinaufsegeln würden, nur wir beide, immer höher und höher, bis in den unendlichen Weltenraum..."

„Ja, aber heute abend hab' ich keine Zeit, da bin ich beim Friseur angemeldet!"

*

Es war vor der Opernpremiere. Das Orchester stimmte die Geigen. Paul beugte sich zu Pauline: „Die Musiker stimmen!"

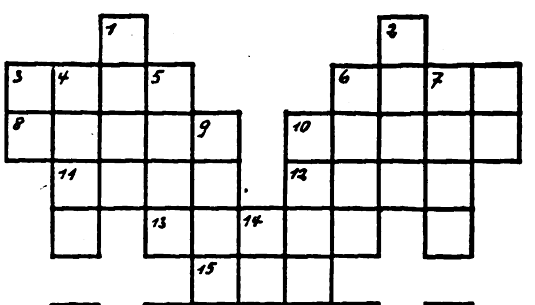
Pauline, erstaunt: „Wieso, hast du sie gezählt?"

*

Die liebevolle Gattin beschwert sich: „Du hast wirklich ein seltenes Talent, einem einen Ausflug zu verderben! Voriges Mal fällst du in ein Schneeloch, und heute läßt du dich von einem Hund beißen!"

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 3. Himmelsrichtung, 6. Toilettengegenstand, 8. nord. Komponist, 10. Ausdruck für Schurke, 11. europ. Hauptstadt, 12. span. Landschaft, 13. Operettenkomponist, 15. Leumund, 17. ethischer Begriff, 20. Schwung, 22. Nebenfluß der Elbe, 24. Fabelwesen, 25. Fischeier 26. Meeresalge, 27. Verneinung. Senkrecht: 1. ägypt. Göttin, 2. span. Strom, 4. griech. Gott, 5. Schweizer Held, 6. Sportausdruck für freie Wahl, 7. Gestirn, 9. deutscher Staatsmann, 10. Holzmaß, 14. Kleidungsstück, 16. Abfluß des Ladogasees, 17. Totenschrein, 18. männl. Vorname, 19. Zahl, 21. Frühling, 23. Wurm.

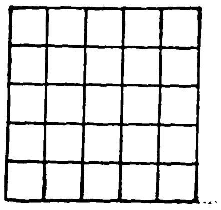
Silbenrätsel

Aus den Silben a a ba bi bris bun da de de du e en ex fir ga ga gen im kö kun la la land le li low me med men met mi na ne neu nig nor ny on pest promp ra ran re rei rew si si ster ta ta ten tu u ul ur ur vi we zau sind 21 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch von Goebbels ergeben. st = 1 Buchstabe.

1. griech. Sagengestalt, 2. Christbaumschmuck, 3. Land in Asien, 4. Metall, 5. indisches Landhaus, 6. Harzart, 7. Gipsart, 8. Vorort von Budapest, 9. Gestalt aus Holländer von Wagner, 10. Stück aus dem Stegreif, 11. Bucheignerzeichen, 12. unentschlossenes Handeln, 13. Laubbaum, 14. Herrschertitel, 15. Aschengefäß, 16. Nebenfluß der Weichsel, 17. persischer Dichter, 18. Vorprüfung, 19. Land in Europa, 20. Dokument, 21. Prüfung, Durchsicht.

1		12	
2		13	
3		14	
4		15	
5		16	
6		17	
7		18	
8		19	
9		20	
10		21	
11			

Magisches Quadrat



Die Buchstaben: a a e e e e h i i l m m n n o o p p r r r s t v v werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Tierfabelname, 2. Laubbaum, 3. Beweggrund, 4. Beute, 5. türkischer Feldherr.

Zahlenrätsel

Zahlen	
1 6 7 3 8 9 10	Gesangseinlage
2 11 10 5 3 2 10 12 5 9	Widerwille
3 4 5 13 9 8	Schlüsselblume
4 2 11 14 5 6 11	Lösegeld
5 11 10 9 4 13 9 14 14 6	Zwischenspiel
1 2 11 1 2 11	Tanz
1 9 8 8 5 11 5	italien. Komponist
5 11 15 3 5 4 2 10 5 6 11	Eingebung
6 4 3 12 9 7 15	griech. Sagengestalt

Die Anfangsbuchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, ein spritzig originelles Tonstück.

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 3. West, 6. Kamm, 8. Grieg, 10. Kujon, 11. Oslo, 12. Leon, 13. Lehár, 15. Ruf, 17. Sitte, 20. Elan, 22. Eger, 24. Zwerg, 25. Rogen, 26. Tang, 27. nein. Senkrecht: 1. Isis, 2. Tajo, 4. Eros, 5. Tell, 6. Kuer, 7. Mond, 9. Goering, 10. Klafter, 14. Hut, 16. Newa, 17. Sarg, 18. Egon, 19. drei, 21. Lenz, 23. Egel. * Silbenrätsel: 1. Ganymed, 2. Lametta, 3. Arabien, 4. Uran, 5. Bungalow, 6. Elemi, 7. Alabaster, 8. Neupest, 9. Daland, 10. Impromptu, 11. Exlibris, 12. Zauderei, 13. Ulme, 14. König, 15. Urne, 16. Narew, 17. Firdusi, 18. Tentamen, 19. Norwegen, 20. Urkunde, 21. Revision. „Glaube an die Zukunft, nur dann wirst du sie gewinnen." * Magisches Quadrat: 1. Lampe, 2. Ahorn, 3. Motiv, 4. Prise, 5. Enver. * Zahlenrätsel: Couplet, Antipathie, Primel, Ranzion, Intermezzo, Cancan, Cellini, Inspiration, Orpheus. „Capriccio."

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck).

Vierzüger von Wilhelm Schröder, Bochum.
Nach Motiven von M. Elgahs, Altena.
Weiß: Kb3, Te2, Le3, Sg3, Ba4 (5)
Schwarz: Kd3, Ba5, d7 (3)

Lösung.

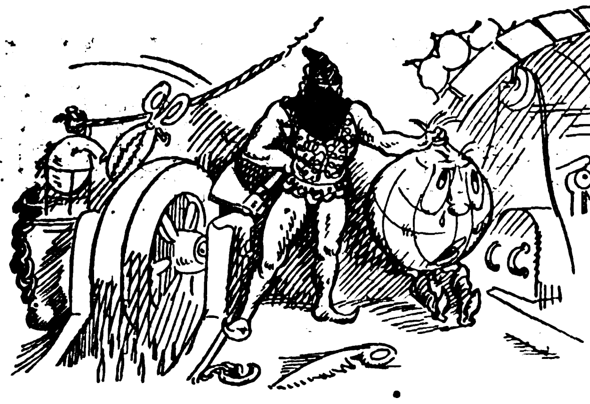
1. Lf2, d5; 2. Le3, d4; 3. Te1, d×e; 4. Td1‡.
1. . . . d6; 2. Te4, Kd2; 3. Kb2, bel.; 4. Td4‡.

(Die Aufgabe in Folge 1 ist nebenlösig.)

Vorbildliche Königsflügelerstürmung.

Gespielt im Nordeinsatz bei der Marine.
Weiß: M.-Art. Kürzmann
Schwarz: M.-Art. C. Riepenhausen

1. e4, c5; 2. b3, Sc6; 3. Lb2, e5; 4. Sf3, d6; 5. c3?, Sf6; 6. Ld3?, Le7; 7. h3, 0—0; 8. Lc2, Te8; 9. d4 (das führt zu Linienöffnung, was immer dem besser Entwickelten zugute kommt), 9. . . , c5×d4; 10. c3×d4, e×d4; 11. S×d4, S×d4; 12. D×d4, Sh5! (droht Lf6); 13. Sc3, Lf6; 14. Dd2, Le5!; 15. 0—0 (sehr riskant), 15. . . , Sf4 (mit so gut postierten Angriffsfiguren kann man meist Opferwendungen herbeiführen); 16. De3, L×h3!; 17. g×h3, Dg5+. Weiß gibt auf, da nach 18. Dg3. Sh3+ nebst L×g3 folgt.



Die Erde in der Folterkammer

Die Erde hat sich's selbst zuzuschreiben, daß sie in die unfreundliche Umgebung der Folterwerkzeuge geraten ist. Sie strotzt von Geheimnissen, und seit Jahrtausenden sucht ihr eine wissensdurstige Menschheit geduldig eines nach dem anderen von diesen zu entlocken. Mit unendlicher Mühe haben ihr Wissenschaft und Forschung eine ganze Menge nachgewiesen, aber auf ungezählte unserer Fragen bleibt sie immer noch stumm. Nun versuchen wir den „Prozeß" abzukürzen und schinden sie ein wenig, wie es schon „die peinliche Gerichtsordnung des allerdurchlauchtigsten großmächtigsten vnüberwindlichsten Keysers Karls des fünfften" anrät, um sie zu neuen Geständnissen zu bewegen. Wir blättern dieses unangenehmste und kitzeligste aller Druckwerke auf, um das vorläufige Urteil zu sprechen: „Item so der beklagt nach genugsamer erweisung noch nit bekennen wolt, so solt er nicht destoweniger on eynicht peinlich frage verurtheylt werden." In die Folterkammer also mit der hartnäckigen Erde. Wir strecken sie auf der Folterbank in die Länge, zersprengen sie, quetschen sie zusammen, stechen sie durch und durch, hängen sie auf und überlassen sie Wind und Wetter, pökeln sie ein, ziehen ihr das Fell über die Ohren und traktieren sie schließlich mit Tritten. Da muß sie doch weich werden und einige ihrer Geheimnisse ausplaudern? Wir werden sehen.

Richt euch!

Gut — machen wir uns zuerst daran, die Erde in die Länge zu ziehen! Und zwar wollen wir's so kunstvoll und kniffelig treiben, bis sich die nördlichsten und südlichsten Punkte aller Erdteile jeweils auf einer Geraden befinden. Praktischerweise studieren wir zuerst



unser Opfer. Und kratzen uns höchst verblüfft auf unserem Scheitelknochen. Was wir vorhatten, ist längst geschehen. Die Kontinente sind bereits ausgerichtet und alle nördlichsten Spitzen der Erdteile liegen erstaunlich genau auf der Nord-Süd-Linie mit den südlichsten Enden. In Europa haben das Nordkap und Kap Matapan auf dem Peloponnes den gleichen Längengrad, und als Beigabe liegt die Nordspitze Schottlands noch dazu genau im Norden von Gibraltar. Vom nordamerikanischen Nordkap nördlich des Grantlandes können wir gerade nach Süden heruntergehen, um auf den südlichsten Punkt zu treffen, wo Mexiko an Guatemala stößt. Punta de Gallinas, die Nordspitze Südamerikas, spannt mit dem südlichen Kap Hoorn ziemlich genau den 70. Längengrad. Selbst das breitgezogene Asien hat seinen nördlichsten Punkt, das Kap Tscheljuskin, auf der von Pol zu Pol ziehenden Geraden mit dem Südzipfel der malaiischen Halbinsel, und die südliche Nadelspitze Afrikas pendelt nur wenig aus der Richtung mit der Nordspitze des dunklen Erdteils im Mittelmeer. Bleibt noch Australien, das sich den gleichen Bedingungen fügt mit seinem nördlichen Kap York und dem südlichen Kap Wilson oder, wenn man Tasmanien dazunehmen will, sogar dem Südkap dieser Insel.

Dieses Geheimnis hat uns die Erde schon auf die bloße Drohung hin preisgegeben.



Die große Schiebung.

Nun packen wir die Landblöcke der Alten und Neuen Welt und pressen sie über den Atlantik weg gegeneinander zusammen. Es ist auffallend, wie die Auszackungen und Buchten der Kontinentalmassen ineinanderklinken: die Stirne Afrikas in die Sargassosee und die Nase Südamerikas in den Golf von Guinea. Alfred Wegener hat 1910 eine Theorie vorgelegt, die nichts Geringeres behauptet, als daß die Kontinentalblöcke ursprünglich einen einzigen Mutterblock gebildet hätten, der in urfernen Zeiten auseinandergebrochen sei. Auf einer schweren Unterschicht, dem Sima, seien nun die Bruchstücke, in rohen Umrissen unsere heutigen Erdteile, auseinandergeschwommen, und in die Zwischenräume seien die Weltmeere eingeströmt. Wegener hat dieser Theorie sein Leben geopfert. Um zu beweisen, daß Grönland heute noch nach Westen abdrifte, unternahm er seine Messungsexpedition nach dem Inlandeis dieser größten aller Inseln und kam im ewigen Eise um. Sein Grab liegt 3000 Meter über dem festen Boden, eingesprengt in den zugspitzhohen Eisschild Grönlands.

Hatte er recht? Die Erde jedenfalls hat sich diesen Versuch gefallen lassen. Aber sie schweigt.



Auch die Erde braucht zwei Stiefel.

Wir wollen die Verstockte weiter zwiebeln. Her also mit der langen Nadel! Auf dem 40. nördlichen Breitengrad stechen wir ein, da, wo die charakteristische Form des italienischen Stiefels in einem Winkel von etwa 45 Grad sich mit dem Absatz nach dem Äquator neigt. Wir visieren unsere Nadel über den Erdmittelpunkt weg — ein Druck, und wir sind durch. Nanu! Haben wir zu fest gedrückt? Der ganze Stiefel-Komplex erscheint auf der anderen Seite der Erdkugel. Unsere Nadel spießt auf dem südlichen 40. Grad ein Land auf, geformt wie ein Stiefel, mit dem Hacken nach dem Erdhalbmesser im Winkel von 45 Grad tretend. Dieses Gegenfüßler-Land ist fast von der gleichen Größe wie Italien und hat sogar annähernd dessen Klima. Neuseeland ist's, das die Bildekraft der Erde verblüffenderweise so genau nach dem Muster des Antipodenlandes geschaffen hat und das hier im Stillen Ozean als Abbild Italiens schwimmt.

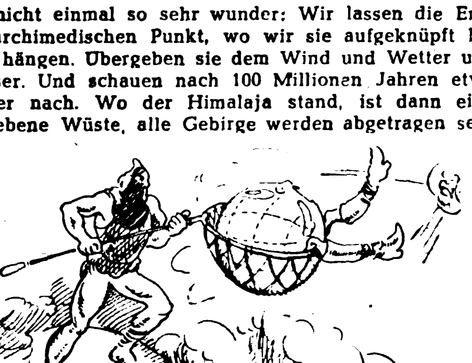
Eine wahre Zwillingsgeburt, die Mutter Erde da hervorgebracht hat.

Die Kugel über der Kugel.

Unser nächster Programmpunkt: Wir hängen die Erde auf. Lupfen die 6000 Trillionen Tonnen so hoch, daß sie über unseren Köpfen nochmals am Himmel hängt. Man stellt sich nun unwillkürlich vor, daß da zwei Pappendeckelkugeln übereinanderschwebten, deren Oberflächen sich nur in einem Punkte berührten. Aber die Erde ist eben doch ein mächtiger Ball, und wenn wir unser Experiment vollendet haben, tappen wir erst recht vollständig im Dunkeln. Alles Licht ist ausgesperrt, und bis zum Horizont dehnt sich über uns statt des Himmels die Unterseite der hochgezogenen Kugel wie eine gerade Decke. Vielleicht sagt uns am äußersten Horizont eine Ahnung von Licht, daß sich die beiden Kugeln voneinander weg krümmen. Aber schon ein Gebirge am Rande würde selbst diesen Schimmer ausschließen. Dabei sind unsere höchsten Erhebungen, auf die Größe der Erde bezogen, wirklich beschämend niedrig. Da steht z. B. einer endlich auf dem Gipfel des Everest. 8800 Meter hoch. Welch eine Höhe! Und in Wahrheit noch nicht einmal eine Pustel auf dem Antlitz unserer Erde. Denn die Rauheit des Papiers, mit dem unser Pappendeckelglobus auf dem Schreibtisch da vor uns überzogen ist, stellt tatsächlich im Maßstab die Unebenheit dar, die unsere Gebirge der Erdoberfläche geben.

Nur 100 Millionen Jahre Geduld!

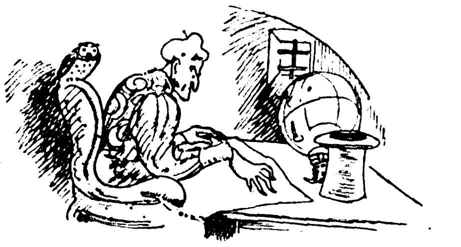
Da nimmt uns das Ergebnis unseres neuen Versuchs gar nicht einmal so sehr wunder: Wir lassen die Erde am archimedischen Punkt, wo wir sie aufgeknüpft haben, hängen. Übergeben sie dem Wind und Wetter und Wasser. Und schauen nach 100 Millionen Jahren etwa wieder nach. Wo der Himalaja stand, ist dann eine brettebene Wüste, alle Gebirge werden abgetragen sein



und in noch fernerer Zukunft hat schließlich das Wasser die Festländer verschlungen. Die 840 Meter durchschnittlicher Festlanderhebung sind in den 4420 Meter mittlerer Ozeantiefe versunken. Die Erde ist zum Wasserball geworden. Eine süße Aussicht! Oder besser: eine gesalzene; denn die Ozeane enthalten so viel Salz, daß man mit diesem die ganze Kugel 30 bis 40 Meter hoch bedecken und einpökeln könnte.

Die Karten lügen.

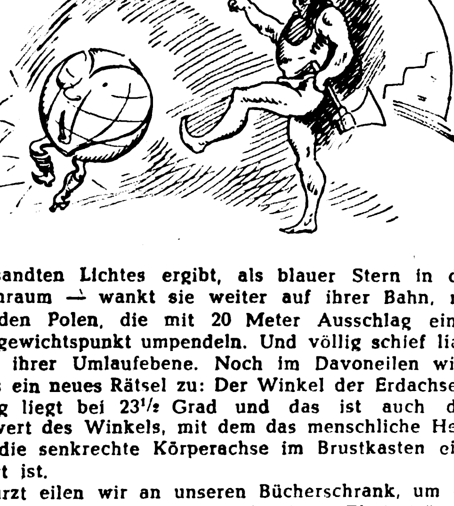
Nachdem wir den Globus nun schon einmal so unheilbar beschädigt haben, lassen wir unserer Zerstörungswut vollends freien Lauf und ziehen der alten Erde gar das Fell über die Ohren. Eine grausame Arbeit, die unsere Kartographen alle Werktage ihres Lebens ausüben. Da sich eine Kugel schwer abhäuten läßt, behandeln diese den Globus als Zylinderröhre — ein rascher Schnitt, und die abgelöste Haut bietet sich ausgebreitet als eine unserer üblichen Erdkarten dar. Interessiert können wir da feststellen, daß Grönland die gleiche Größe hat wie Südamerika. Und sieh mal, Borneo, von dem wir sicher zu wissen glaubten, daß es die drittgrößte Insel der Welt ist, erscheint nur so groß wie Island, das doch erst an 16. Stelle steht. Kanada ist doppelt so groß wie die Vereinigten Staaten, und Skandinavien gar nimmt einen weiteren Raum ein als Indien. Verwundert greifen wir nach dem Lexikon. Südamerika — so erfahren wir da — ist neunmal so groß wie Grönland, Borneo siebenmal größer als Island, die USA. und Kanada haben gleichen Flächen-



inhalt, und Skandinavien faßt noch nicht einmal ein Siebentel Indiens. Was ist da geschehen? Auf den Karten sind alle Länder nahe den Erdpolen weit auseinandergezogen, weil die sphärischen Dreiecke der Kugelkappen auf dem abgerollten Zylinder zu Vierecken geworden sind. Einfacher gesagt: Die Kartenzeichner müssen, gegen die Pole zu, die Erdhaut mit all ihren Landumrissen dehnen, wie wenn sie aus Gummi wäre, und die Vergleiche aller dort liegenden Länder mit den Räumen am Äquator hinken so ganz gewaltig. Die Erd-Karten lügen genau so, wie die der Wahrsagerinnen.

Das herzergreifende Ende.

Selbst auf der Folterbank entdeckt uns die peinlich befragte Erde nichts als lauter Schwierigkeiten. Mit einem Tritt befördern wir sie ärgerlich hinaus, und etwas blau — sie strahlt, wie die Wellenlänge des



ausgesandten Lichtes ergibt, als blauer Stern in den Weltenraum — wankt sie weiter auf ihrer Bahn, mit zitternden Polen, die mit 20 Meter Ausschlag einen Gleichgewichtspunkt umpendeln. Und völlig schief liegt sie zu ihrer Umlaufebene. Noch im Davoneilen wirft sie uns ein neues Rätsel zu: Der Winkel der Erdachsenneigung liegt bei $23^1/_2$ Grad und das ist auch der Mittelwert des Winkels, mit dem das menschliche Herz gegen die senkrechte Körperachse im Brustkasten eingelagert ist.

Bestürzt eilen wir an unseren Bücherschrank, um — wie immer, wenn wir uns mit einem Zitat trösten wollen — nach Goethe zu greifen: „Geheimnisvoll am lichten Tag / Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben / Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag / Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben!"

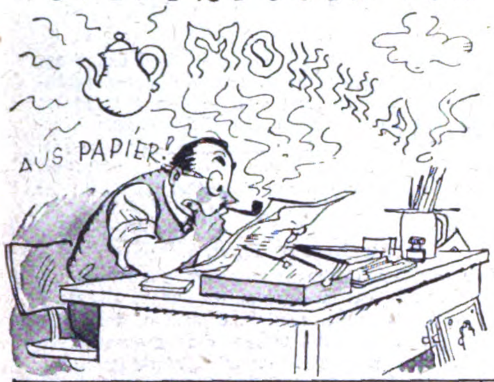
Das hätten wir vorher wissen müssen!

Mokka aus Papier

Artistischer Nachwuchs marschiert im Europah

Europahaus (KdF.-Klein- | herum...
Die beiden anregenden und entspannenden Stunden werden weiter ausgefüllt durch den amüsanten Zauberer Heinz Bigesse, der durch Verbrennen eines Zeitungsblattes würzigen Mokka herstellt, durch He... die musikalisch und tänzerisch auf ...

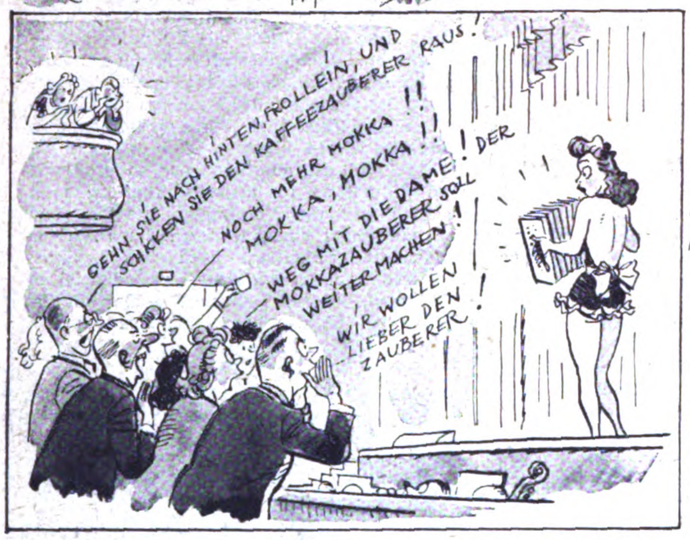
B I L D E R B O G E N V O N EMERICH HUBER



Vor einigen Tagen fiel mir in einer Kritik über das Programm der Berliner KdF.-Kleinkunst-Bühne der oben abgebildete Satz mit seiner so viel versprechenden Überschrift auf. Die Geschichte spazierte mir natürlich den ganzen Tag im Kopf herum — glaubt mir, ich „roch" sogar schon den Mokka! Dann fing ich an, ein Phantasiegarn zu spinnen . . .



Zuerst stellte ich mir vor, wie die Varietédirektoren dem Kaffeezauberer die Bude — Verzeihung, gemeint ist natürlich seine 7-Zimmerwohnung — mit angrenzender Privat-Kaffeelagerei einrennen werden, um ihn mit fürstlichen Gehältern zu engagieren.



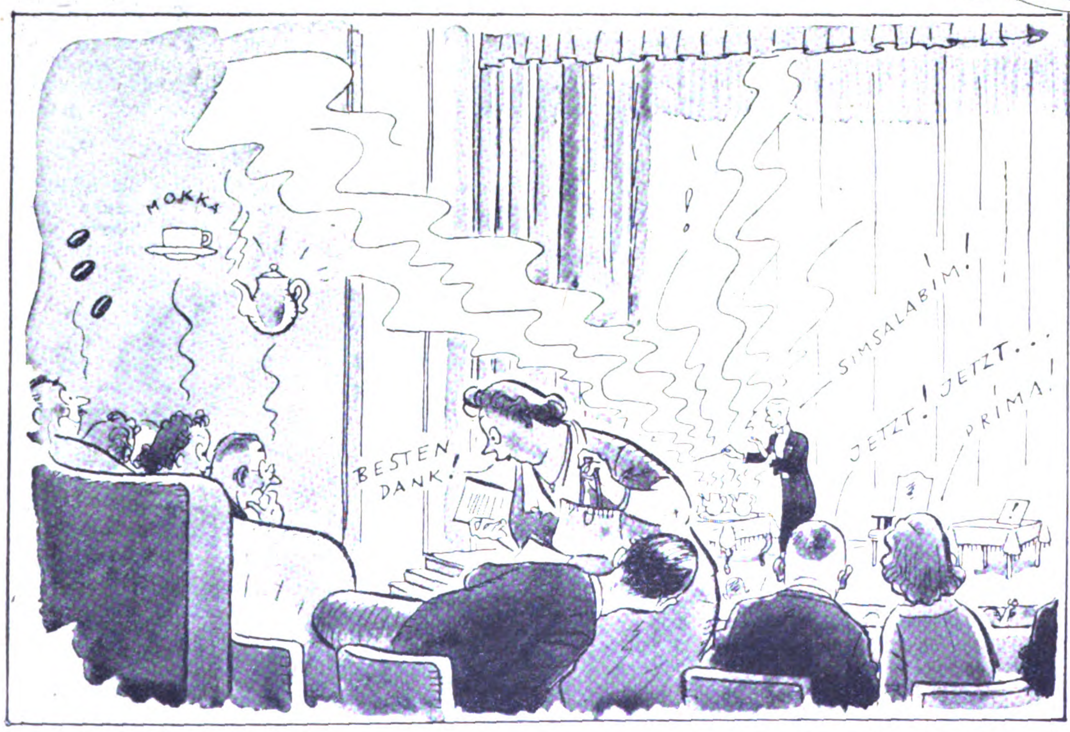
Dann dachte ich: Sicher muß der Mann doch auch jeden Abend beim Publikum einen derartigen Beifallssturm ernten, daß die bemitleidenswerten anderen Künstler, die n a c h ihm auftreten, überhaupt keine Blumentöppe mehr gewinnen können, weil alle nach Fortsetzung der Mokkazauberei brüllen . . .



Es fiel mir weiterhin ein, wie harmonisch sich doch solche ständige Bohnenkaffeelieferung auch auf des Zauberers Familienleben auswirken müßte. Ganz bestimmt verehrt und bewundert ihn seine kleine Frau sehr —. Sie wird sich ja auch hüten, ihn zu ärgern, sonst zaubert er, schlecht gelaunt, mal statt Mokka bloß Ersatzmischung oder Brennesseltee . . .



Als ich soweit gesponnen hatte, hielt ich es vor Kaffeedurst nicht mehr am Zeichenbrett aus, sagte meiner Frau, ich müßte mal schnell nachsehen, ob der Uhrmacher unseren seit vorigem Sommer in Reparatur befindlichen Wecker schon fertig habe, und wetzte zur Kleinkunstbühne. Sie haben es erraten! Ich wollte dem Zauberer das Mokkakunststück abluchsen.



Kaum saß ich auf meinem Platz, neben mir war noch einer frei, ging es auch schon los. Der Zaubermann, der übrigens ganz anders aussah, als ich gedacht hatte, baute zwei Kaffeekannen auf, eine Tasse stand auch schon da, dann zerriß er unter feierlichem Aufsagen seines geheimnisvollen Simsalabimspruches eine Zeitung in klitzekleine Stücke, stopfte sie in beide Kannen — mir fielen vor Spannung beinahe die Augen über Bord — jetzt!! jetzt — jetzt war es so weit — da — da kam eine etwas füllige Dame und quetschte ihre 95 Kilo grade in dem Augenblick an mir vorbei auf den Nachbarplatz, als unten auf der Bühne die Papierstücke zu Mokka wurden — Aus! Und ich hatte es nicht mitgekriegt!!



Seitdem versuche ich nun von mir aus zu Hause hinter die Mokkaherstellung zu kommen — Kinder, was habe ich schon alles versucht! Gestern dachte ich, nun beinahe so weit zu sein, es roch bereits etwas — „das ist noch vom Wirsingkohl von mittag", sagte meine Frau. Ich glaube das aber nicht. Es war bestimmt schon Kaffee im Anfangsstadium! Wenn es erst klappt, gebe ich euch Bescheid! Wer dann mal welchen haben will . . . Bitte sehr . . .

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. A B C D E F G 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 24. FEBR. 1944
19. JAHRGANG :· FOLGE 8

IB Illustrierter Beobachter

Mit herzlichen Heimatgrüßen
an die Front von:

....

....

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



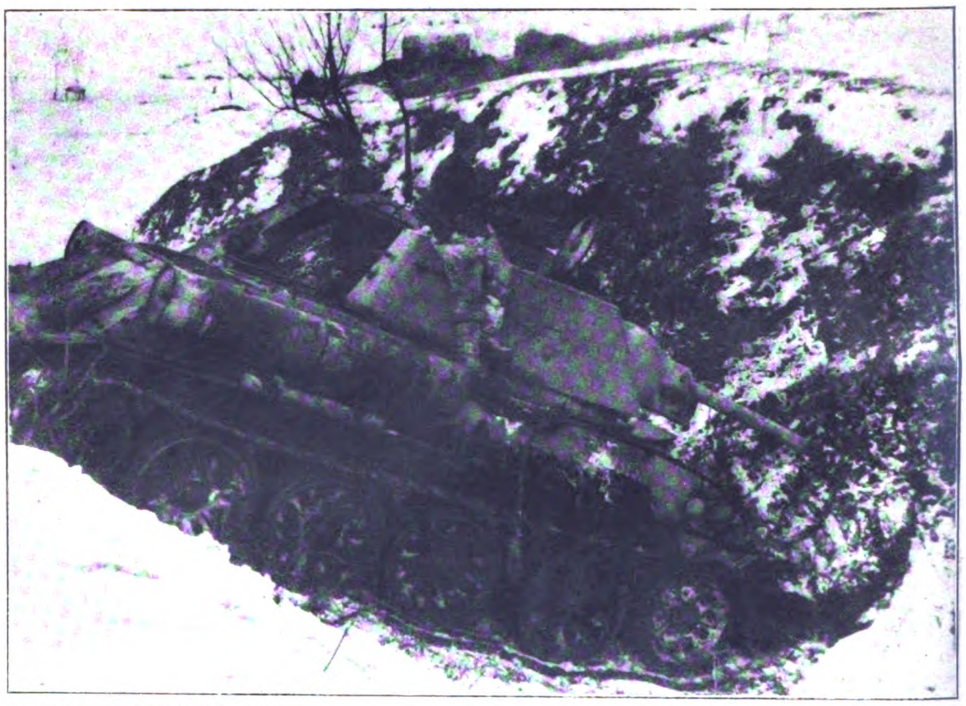
Er trieb einen Keil in die Sowjetmassen.
Eichenlaubträger Oberstleutnant Beck, der zusammen mit seinen Männern in vier Stunden sechzig T 34 abgeschossen hat, beim Studium der Karte.
SS-PK.-Aufn.: SS-Kriegsberichter Pachnicke.



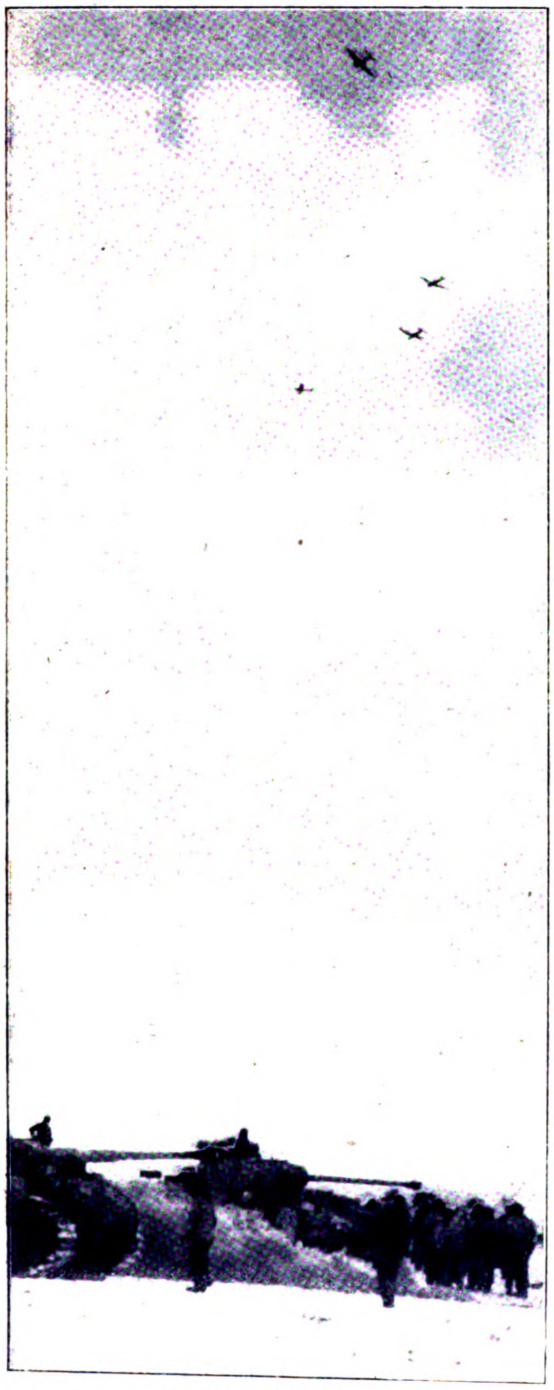
Wieder sind Sowjetpanzer gemeldet.
Abwartend steht die Panzerbesatzung bei ihrem erfolgreichen Tiger und blickt angespannt in die Richtung, aus der der Feind erwartet wird. Im Hintergrund einer der vielen ausbrennenden Sowjetpanzer, die auf dem Schlachtfeld ihr Ende fanden.

ᛋᛋ-PK.-Aufn.: ᛋᛋ-Kriegsberichter Pachnicke

VORSTOSS DER TIGER



Zwei Sowjetpanzer wurden in die Enge getrieben und fuhren sich in einer Schlucht fest.



Hoch oben ziehen Stukas über die Tiger hinweg. Durch Rauchzeichen geben die Panzer ihre Stellung bekannt.



Die Bolschewisten erleiden ungeheure Verluste.
Gefangene werden abgeführt.
ᛋᛋ-PK.-Aufn.: ᛋᛋ-Kriegsberichter Büschel.





ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE

kämpft der Fallschirmjäger, der seinen ersten Feindeinsatz macht den ersten Kampf. Es ist ein Kampf ohne Waffen, ein Kampf gegen das eigene Herz, das den rauschenden Abgrund der Tiefe erspürt. Nur die Alten und Bewährten sind gleichmütig, das oftmals Getane ficht sie nicht mehr an. Aber in den Gesichtern der Neuen spiegelt sich während dieser Sekunden vor dem Sprung noch einmal die Erregung vor dem atemberaubenden Fall, vor dem Sturz in die haltlose Tiefe. Niemandes Auge wird die Sekunde der Zögerung bemerken, weil sie dem Springer nur so unendlich erscheint, wenn er sich abstößt, und unzählige Bilder und Gedanken und Reflexe von Erinnerungen blitzschnell sein Hirn bewegen. Niemand sieht die Spalte seiner Augen, die sich im brausenden Zug des Flugwindes noch mehr verengen. Die Erde ist so unendlich weit und tief, und gleich wird man auf sie zustürzen schnell wie ein Stein. Aber dann überstürzt sich gleichsam alles in ihren Köpfen. Noch steht das Kommando „Fertig zum Absprung!" zwischen den vibrierenden Wänden des Flugzeugs. Und dann scheint es sie hinabzureißen, als sei die Erde ein riesiger Magnet, der die Leiber an sich zieht. Wirf einen Stein aus dem fahrenden Schnellzug, dann kannst du ermessen, wie es aus der Schau des Flugzeugführers ist. Sie verschwinden — zwölf Mann verschwinden —, als wären sie aufgesogen vom All. Diese Männer müssen Nerven wie Kruppstahl haben, sie dürfen den berüchtigten „inneren Schweinehund" nicht kennen. Was sollen sie auf Erden fürchten, wenn sie dieses nicht fürchten: den jähen freiwilligen Sturz!



BOMBEN AUF STÄTTEN ANTIKER KULTUR

Die Wahnsinnstaten der angloamerikanischen Terrorflieger und Kunsträuber werden für alle Zeiten die Empörung der Menschheit erregen. Leider aber schafft auch der Abscheu aller Kunstfreunde vor diesen Schurkereien nicht wieder herbei, was geraubt und verschleppt wurde und heilt nicht, was zermalmt und geschändet wurde. Es ist für Wissenschaft und Kunstgenuß verloren. Diese Aufnahmen von berühmten Ausgrabungsstätten auf italienischem Boden zeigen einige von den neueren Verwüstungen, links ein Kapitell, rechts eine zertrümmerte Gewandstatue.

ᛋᛋ-PK.-Aufnahmen: ᛋᛋ-Kriegsberichter Wiesebach



Begegnungen zwischen den Hörsälen





Ihr ernstes Vorbild ist eine Mahnung an alle Mitstudierenden.

Stud. med. Frau Helga L. ist die Witwe eines gefallenen Offiziers, dessen letzter Wunsch es war, daß seine Frau Medizin studieren solle. Als Tochter eines bekannten Arztes fühlt sie sich zu diesem Beruf, der in hohem Maße Verantwortungsfreudigkeit und Charakterfestigkeit verlangt, von jeher hingezogen. Das Bild zeigt die Studentin mit Professor Clara bei mikroskopisch-histologischen Übungen, die zu den Grundlagen für die Kenntnis der gesunden und kranken Vorgänge des Organismus gehören. Frau Helga L. leistet aber neben ihrem Studium noch wie die anderen Studierenden im Rahmen der Mediziner-Bereitschaften in jedem Semester ihren DRK.-Einsatz (unteres Bild). Bereits früher schon war stud. med. Helga L. als Luftwaffenhelferin im Postdienst und in einem Rüstungsbetrieb tätig.





Kunststudium und . . . Posteinsatz.

Außergewöhnlich begabte Talente werden auf den Kunstakademien für ihre zukünftigen Aufgaben vorbereitet. Aus dem, was eine lange Vergangenheit an wertvollen Gobelins, Teppichen usw. uns überliefert hat, schöpft die Studentin die künstlerischen Gedanken für neue Entwürfe, die sie vom Zeichenbrett bis zur letzten Vollendung auch handwerklich selbst auszuführen hat. Auf unserem Bild begegnen wir der Textilkunststudierenden Elisabeth R. Alle Arten der Textilverarbeitung wie Weben, Sticken, Batiken, Klöppeln usw. gehören daher in ihr Studienfach. In Erfüllung ihrer Kriegsaufgaben hat sie sich freiwillig zum stundenweisen Posthilfsdienst gemeldet.





Der Glaube in sorgenvollen Wochen . .

Mutter — Kriegerfrau und Ärztin — an sich kein außergewöhnlicher Lebensinhalt. Und doch zu dem normalen Pflichtenkreis als Mutter eines elf Monate alten Kindes, das demnächst ein Geschwisterchen erhält, tritt die Sorge um den schon dreimal verwundeten Gatten. „Fides = Glaube soll das zweite Kind heißen, da mir in den Zeiten schwerster Sorge um meinen Mann das Werden dieses neuen Lebens allein die Kraft zum Durchhalten gab . . .“, erzählt uns Frau cand. med. Hanna K. Aber neben solchen Pflichten und Sorgen der Mutter und Gattin hat Frau Hanna K. mit eiserner Energie ihr Studium durchgeführt und steht jetzt vor dem medizinischen Staatsexamen, um, wie sie sagt, „auch mit ganzer Liebe und Kraft dem kranken Menschen zu leben und zu dienen“.



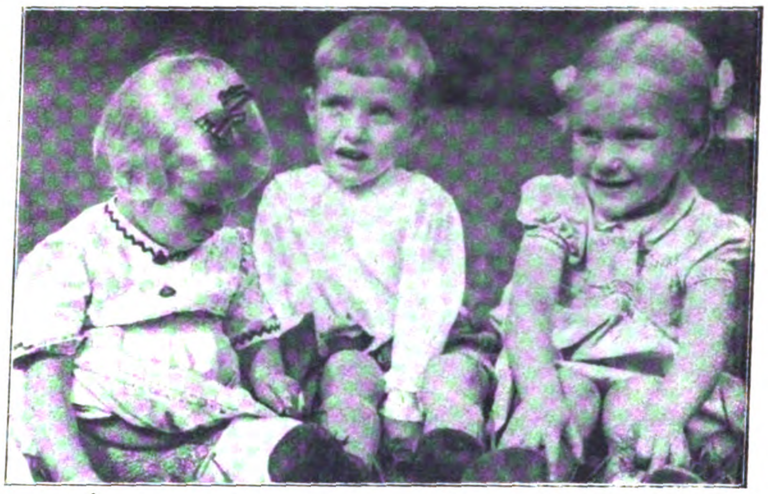


Wandlung im Hörsaal – eine Studentin mit dem Mutterkreuz.

Die zwangsläufige Umgestaltung, die unser Leben durch den Krieg erfährt, macht auch vor den Pforten der Hochschule nicht halt. Wo in normalen Zeiten die Jugend sich auf ihren künftigen Beruf vorbereitete, sitzen heute Menschen, die das Leben schon in seine strenge Schule genommen hat. Und zwischen ihnen ist die verheiratete Frau keine Seltenheit. Wir begegnen hier in der Vorlesung des bekannten deutschen Historikers Karl Alexander von Müller Frau cand. phil. Grete M.. . . .

. . . die als Mutter von vier Kindern — das Bild rechts zeigt drei Blättchen ihres Glückskleeblattes — das Mutterkreuz trägt. Der Gatte — Arzt von Beruf — steht bei der Wehrmacht, und die Kinder sind außerhalb der Stadt bei der Großmutter in guter Obhut. Deshalb nützt Frau M. die ihr nun verbleibende freie Zeit, um ihr früher abgebrochenes zeitungswissenschaftliches Studium zu Ende zu führen

Bildbericht für den „JB." von Inge Mantler







Mädel unserer Zeit!

Die Kaffeekränzchen- und Tanzstundenromantik geruhsamer Friedensjahre kennt die heutige Jugend nur vom Hörensagen. An die Stelle sorgloser Tändelei von einst ist für das Mädel unserer Zeit das bitterernste Kriegserleben getreten. Luise G bereitet sich wie jede andere auf einen künftigen ernsten Lebensberuf vor. Sie will Pharmazeutin werden und . . .

. . . dient — Bild rechts — ihren Kriegseinsatz als Aushilfe in einer Apotheke ab. Die schwerste und menschlich höchste Pflicht hat sie sich jedoch selbst auserwählt, indem sie einen kriegsblinden Studienkameraden aus schwerer seelischer Not und Erschütterung wieder herauszuführen sucht ins tägliche Leben, das auch ihm trotz allem Verzicht noch seinen Platz und Pflichtenkreis öffnen wird







Pyramide auf dem Seil.

Vier von den acht weißen Teufeln, die im Circus Krone ihre Drahtseilkunst zeigen, haben in dieser Schaunummer einen Höhepunkt meisterlicher Zusammenarbeit erreicht. Vater Omankowsky, der Chef der Truppe, trägt zusammen mit seiner Frau die Bambusstange, auf der Triska zu Rade ein Töchterchen Omankowskys auf seinen Schultern balanciert. Das Rad ist ein gewöhnliches Fahrrad, das ohne Gummireifen auf den Felgen ruht. Die Omankowskys und die Triskas sind alte Artistenfamilien; schon die Großeltern und Urgroßeltern spannten als echte Angehörige des Fahrenden Volkes auf den Jahrmärkten ihre Seile von Turm zu Turm — Das Bild rechts zeigt, wie das Rad abgeworfen wird: eine weitere Steigerung dieses schwierigen Tricks. Die Durchführung einer so halsbrecherischen Arbeit ist nur dann möglich, wenn alle Artisten bis aufs äußerste aufeinander abgestimmt sind. Einer muß für den anderen einstehen; besonders in den kritischen Momenten, wenn der einzelne sich noch durch rechtzeitigen Absprung retten könnte, muß hier jeder auf seinem Platz verharren und mit äußerster Disziplin durchstehen auf Gedeih und Verderb.

✻

← Alle Waghalsigkeit wird überboten durch eine Rolle über die linke Schulter auf dem Drahtseil. Was dem Laien dabei nicht auffällt, ist die Schwierigkeit, die 25 kg wiegende Balancierstange in der schnellen Bewegung mitzunehmen. Der Artist hat bei diesem einzigartigen Trick nicht nur sein Körpergewicht in den nötigen Schwung zu bringen und auszubalancieren, sondern auch die Balancierstange mitzunehmen und wieder hochzureißen. Zu viel und zu wenig Schwung bringen unweigerlich den Absturz.

Die acht weißen Teufel

BILDBERICHT AUS DEM CIRCUS KRONE VON HUGO FRIEDRICH ENGEL



Das Publikum hält den Atem an: Triska geht – einen Sack über dem Kopf – über das Seil.
Vorsichtig schiebt er ein Bein vor das andere und mit scharfen Augen verfolgt Vater Omankowsky, der Chef der Truppe, jede der Bewegungen, um vielleicht doch noch in einem gefährlichen Augenblick warnen zu können

Die drei aus Regensburg

ROMAN VON ANNEMARIE ARTINGER

(9. Fortsetzung und Schluß.)

Der Schluß in Folge 7:

„. . . An dem Tage aber, an dem er merkt, daß ihn diese Liebe seine Bequemlichkeit, seine Häuslichkeit und schließlich und endlich das verständnisvolle Zusammenleben mit seiner Frau kosten würde, zieht er sich zurück, wenn die Frau nicht allzu ungeschickt ist, natürlich. Die Schönheit und die Jugend wird ihm nämlich dann zu teuer. Soviel will er nicht anlegen. Fragen Sie mal die jungen Mädchen über ihre Erfahrungen mit verheirateten Männern. Sie werden staunen."

„Harald ist aber nicht verheiratet", warf Brigitte ein.

„Ja, und das müssen Sie ihm nun erst einmal beibringen, die Erkenntnis, daß er nicht verheiratet ist", hatte Justus behauptet.

Langsam war Brigitte weich geworden unter seiner Beweisführung. Sie hatte Haralds Besuche abgelehnt und war abgereist, ohne ihn wiederzusehen, und nun saß sie hier auf dem Berg. Die Tage zogen sich endlos dahin, jeder einzelne dauerte eine kleine Ewigkeit. Sie sehnte sich nach Hause in ihre Wohnung. Auch das schönste Hotel war auf die Dauer nicht das Rechte für einen Menschen, der an seiner Häuslichkeit hing.

Als sie nach dem Frühstück in die Halle ging, vor sich wie eine endlose Himmelsleiter die vielen sinnlosen Stunden, die dieser Tag wieder vor ihr auftürmte, kam ihr Frau Heilberg entgegen und übergab ihr die Post. Zeitungen, Zeitschriften und einen Brief von Justus Sturm. Einen langen Brief, und während Brigitte ihn las, stieg in ihr Gesicht eine leichte, zarte Röte, und ihre Augen begannen zu glänzen.

Als sie fertig war, suchte sie sofort Frau Heilberg auf und bat sie, zu packen. Frau Heilberg stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus.

„Gott sei Dank!" sagte sie. „Ich werde nie begreifen, warum die Leute die Steine für ihre Häuser mühsam bis auf die Berge schleppen, wenn sie unten alles viel bequemer haben können."

Noch am gleichen Tage fuhren sie nach München.

Frau Aumüller bekam einen Brief, in dem sie gebeten wurde, die Aussteuer für Zenzls persönliche Dinge Brigitte Deußen zu überlassen. Und dann stürzte sich Brigitte in einen Taumel von Besorgungen, der Frau Heilbergs absolute Mißbilligung erregte.

Harald Deußen war immer noch allein in dem großen Haus. Er verlebte eine merkwürdige Zeit. Zum erstenmal in seinem Leben interessierte er sich weder für Menschen noch für originelle Begebenheiten. Ihm war, als sei der Faden zwischen ihm und der Umwelt zerrissen. Zenzl war wie ein silberzartes, fernes Schemen geworden. Er wußte, daß sie existierte, und war auch voll Freundlichkeit für sie, aber sie beschäftigte ihn nicht weiter. Immer wieder wanderte er in die Ausstellung zu Rennal und stand lange vor dem Kopf, den Justus von Brigitte modelliert hatte. Dieses nackte, fordernde, kämpferische Gesicht wurde zum Mittelpunkt, um den all seine Gedanken und Gefühle kreisten. Er ging nicht mehr in Bars und nicht mehr in Kneipen. Er saß abends allein in seinem Zimmer, zündete eine Zigarette an der anderen an und dachte an Brigitte. Er führte lange Gespräche mit ihr. Viele halbvergessene und kaum beachtete Kleinigkeiten bekamen nun eine neue Bedeutung. Weshalb bin ich nie auf die Idee gekommen, sie zu lieben? — Weshalb liebt sie mich nicht? — Der Gedanke, daß vor Justus' Auftauchen vielleicht ein Weg zu Brigitte geführt hätte, der nun verschlossen war, machte ihn halb wahnsinnig.

Eines Morgens brachte ihm der Diener einen Brief von Justus. Harald drehte ihn lange zwischen den Fingern, bevor er den Mut fand, ihn zu öffnen. Aber Justus nahm nur Bezug auf Haralds telegraphische Anfrage und lud ihn für den kommenden Sonntag zu einem Besuch nach Ergelskirchheim ein. Vielleicht ist das ein Weg, der zu Brigitte führt, vielleicht endlich eine Möglichkeit, Klarheit zu erlangen, dachte Harald. Er ließ seinen Koffer packen, setzte sich in den Wagen und fuhr nach Bayern.

Mühsam fragte er sich nach Justus' Siedlungshaus durch. Ein ganzer Wagenpark stand auf dem schmalen Waldweg. Eine elegante Limousine, ein unglaublich verbeulter Kleinwagen, ein Motorrad mit Beiwagen und ein Sportwagen.

Nanu, hier scheint ja einiges los zu sein! dachte Harald und ging rasch auf das Haus zu.

Aus einem langgestreckten, flachen Gebäude, das Harald ohne weiteres als Justus' Atelier erkannte, drang lautes, herzliches Lachen. Harald öffnete die Tür und blieb erstarrt stehen. In dem festlichen, mit Tannenzweigen geschmückten Raum stand eine lange Tafel. Eine Tafel voll Silber und erstklassigem Porzellan. Unter den Gesichtern, die sich ihm bei seinem Eintritt zuwandten, erkannte er sofort Brigitte, Zenzl, Justus und den Professor. Auf eine peinliche Überraschung gefaßt, ging er auf den Professor zu und begrüßte ihn und auch Brigitte, die zwischen dem alten Herrn und Justus saß.

„Was ist denn hier los? Feiern Sie Erntefest, Herr Sturm?" fragte er Justus.

„Nein, aber Verlobung", antwortete Brigitte, und ihr Lächeln erschien ihm geheimnisvoll, fremd und fern.

Auch Zenzl lächelte ihm zu mit blanken Augen und plötzlich hochrotem Kopf.

Als er in Justus' Gesicht leisen Spott und kalte Neugier las, stieg plötzlich Wut in Harald hoch. Eine Wut, so groß, daß sekundenlang die festliche Tafel mit den lachenden Menschen hinter einem roten Schleier lag.

Es wurde ihm ein Platz neben Zenzl eingeräumt, und kurze Zeit darauf nahm das Gelächter und Geschmause seinen fröhlichen Fortgang.

„Ich freu' mich so, daß Sie gekommen sind! Sie sind doch nicht mehr böse mit mir?" fragte Zenzl.

Harald betrachtete sie erstaunt.

„Böse? Wieso böse?" fragte er.

Böse auf Zenzl Aumüller! Du lieber Gott, Sorgen hatte die Kleine!

Er kam sich betrogen, belogen und verraten vor. Daß Brigitte soviel Vertrauen hatte, um sich bei einem so entscheidenden Schritt vorher mit ihm zu besprechen, hatte er erwartet. Er konnte es schließlich auch erwarten.

Er betrachtete Justus von der Seite, und Haß stieg in ihm hoch, so glühend und schmerzhaft, daß sein ganzes Inneres sich verkrampfte. Nur die Haltung, die eine gute Erziehung eben mit sich bringt, hinderte ihn daran, seinem Instinkt zu folgen, aufzuspringen und Justus an der Kehle zu packen.

Bis zu der Überlegung, daß der große, durch seine schwere körperliche Arbeit gut trainierte Bayer ihn wahrscheinlich mit Leichtigkeit durch den Türrahmen in den Hof geworfen hätte, reichte es bei Harald nicht mehr.

Der Professor klopfte an sein Glas.

Die nette, noch gar nicht alt wirkende Dame, die Justus gegenübersaß, hob ihr feines, klares Gesicht, schmunzelte Justus zu und lächelte.

„Mutter ist schadenfroh", hörte Harald leise Justus zu Zenzl sagen. „Vater kann Tischreden nämlich nicht ausstehen und sie auch nicht."

Seine Mutter! Glück hat der Junge, dachte Harald, während er die Dame betrachtete. Brigitte zur Frau, und noch dazu so eine Mutter. Und was hab' ich?

Während Professor Sturm seine Rede hielt, zerkrümelte Harald mit nervösen Fingern das Brötchen, das vor seinem Teller lag. „. . . Und so bitte ich Sie, Ihre Gläser auf das junge Glück des Brautpaares zu erheben", schloß der Professor.

Harald stand auf und fühlte sich an den Grenzen seiner Kraft. Kann sich nur noch um Sekunden handeln, bis ich den Stuhl in die Ecke schmeiße und abhaue, dachte er.

Als alle Beteiligten dem Brautpaar zutranken, sah er plötzlich, daß nicht Brigitte es war, die im Mittelpunkt des Interesses stand, sondern Zenzl.

Harald wurde ganz weiß im Gesicht. Justus hatte in all dem Trubel um ihn herum Zeit genug, ihn genau zu beobachten.

„Eine lange Leitung haben Sie ja, Doktor, aber sonst nichts für ungut", sagte Justus grinsend und stieß mit Harald an.

Harald war zumute, als nehme er in Sekundenschnelle Erhebliches an Körpergewicht ab. Wenn ich jetzt fliegen sollte, mir ist, ich könnte es ohne Hilfe eines Flugzeuges.

Brigitte saß neben dem Professor, höflich, kühl, unnahbar, unantastbar.

Der Justus und die Zenzl, dachte Harald mit plötzlich wieder freundlichem Herzen. Natürlich die jungen Leute! Sie gehören ja zueinander und passen auch zueinander. Er ist ein feiner Kerl, der Justus, versteht einen Spaß, und es wird sicherlich auch etwas aus ihm.

Eine schöne Sache, überlegte er weiter, daß man durch das lächerliche kleine Fünf-Mark-Experiment so einen Kerl kennengelernt hat. Es muß sich ein prima Roman schreiben lassen aus Justus' Lebensgeschichte.

Später, als die Tafel aufgehoben war, saß der Professor neben Harald und bat ihn, ihm die Summe zu nennen, die Justus' Siedlungshaus gekostet habe.

„Das ist genau das Richtige für den Jungen", sagte der alte Herr, „ich hätte früher darandenken können, daß Bauernblut, auch wenn es einen Bildhauer in die Welt setzt, sich immer nur auf dem Lande wirklich entfalten kann. Ich bin Ihnen sehr dankbar für all Ihre freundschaftliche Mühe, die Sie sich um meinen Buben gemacht haben. Aber Sie werden einsehen, daß ich es bin, der ihm dieses Haus hier schenken muß."

Nach einigem Hin und Her einigten sie sich und setzten gemeinsam die Summe, die Justus' Siedlungshaus gekostet hatte, zur Förderung eines begabten jungen Studenten aus.

Auf dem sauber gefegten Hofplatz wurde zur Zither und Ziehharmonika getanzt.

In der kleinen Stube im Wohnhaus saßen die älteren Gäste bei einer Flasche Wein, die der Professor augenzwinkernd selber öffnete.

Frau Aumüller und Justus' Mutter unterhielten sich über den Umbau des Hauses, der im Frühjahr beginnen sollte. Die beiden Frauen verstanden sich ausgezeichnet, und Frau Sturm, ohne Ambitionen, gescheit und mit der unbestechlichen Vernunft, wie sie große Bauerntöchter, die die Unvernunft städtischen Gehabens instinktiv ablehnen, öfter haben, war mit ihrer Schwiegertochter ebenso glücklich wie Frau Aumüller mit ihrem Schwiegersohn.

Am Abend, als die Tänzer sich in Justus' Atelier zurückgezogen hatten, die Fülle des gespendeten Alkohols manches Lachen grell gemacht hatte und manches Auge trübe, saßen Justus und Zenzl auf den gefällten Baumstämmen, die hinter dem Schuppen lagen. Das Gefunkel der Sterne glänzte hart am nachtblauen Himmel. Ein Käuzchen schrie, die Kuh rasselte im Stall mit ihrer Kette. Ganz leise hörte man die Ziehharmonika herüberklingen. Irgendeinen Schlager von zwei Menschen, die miteinander in den Himmel hineintanzen wollten.

Justus hob Zenzls Gesicht. „Bist du glücklich?" fragte er, und ein weiches, zärtliches Lächeln lag um seinen Mund.

Zenzl lächelte zurück, seufzte tief und kuschelte sich noch fester in seinen Arm.

Über die Waldwiese wanderten Harald und Brigitte. Sie gingen schweigend nebeneinander her, und als Brigitte umkehren wollte, sagte Harald: „Wozu? Der Mond scheint ja heute so hell, daß man die Zeitung lesen kann."

Da fügte sich Brigitte und ging an seiner Seite weiter.

Der nächtliche Wald war geheimnisvoll und voll unerwarteter Geräusche. Zarte Büschel von Herbstzeitlosen standen noch auf der Wiese. Das Gras war feucht vom Tau. Es raschelte in den dürren Blättern. Ein Vogel schilpte leise wie im Schlaf. Vom strahlenden Himmel fiel eine Sternschuppe und zog leuchtend ihre kurze Bahn.

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

„Hast du dir etwas gewünscht?" fragte Harald.

„Vielleicht", antwortete Brigitte ausweichend.

„Möchtest du hier so leben in der Einsamkeit?" fragte Harald.

„Nein", antwortete Brigitte. „Wozu auch? Wir gehören ja nicht hierher und wir würden uns hier auch nicht wohlfühlen."

„Wir", sagte Harald, blieb stehen und sah Brigitte lange an, und so, als sehe er sie zum erstenmal.

Da lächelte sie zärtlich und voll Klugheit.

„Ja, wir", sagte sie noch einmal mit ihrer warmen, klingenden Stimme.

Harald schob den Arm unter den ihren. Leicht und ohne Schwierigkeit paßten ihre Schritte sich einander an.

„Fährst du mit mir zurück?" fragte Harald.

„Ja", antwortete sie ruhig.

„Wann?" fragte er.

„Am liebsten heute noch", sagte sie.

„Fahren wir gleich", bat Harald.

Brigitte spürte die Spannung, die Erwartung in seiner Bitte und nickte.

„Gut, fahren wir!"

Einen Augenblick sah es aus, als ob Harald sie in seine Arme reißen wollte. Aber dann faßte er sie plötzlich an der Hand und lief fast den Weg über die Wiese zurück.

Während Brigitte mit vor Glück zitterndem Herzen an der Haustür lehnte und die Fäuste ballte, um ihre Haltung zu bewahren, rannte er ins Haus und holte ihre Sachen.

Es gelang ihnen, unbemerkt zum Wagen zu kommen. Er wickelte Brigitte in alle Decken, die er finden konnte, schob ihr ein Kissen in den Rücken und schaltete den Motor ein. Er wendete vorsichtig und fuhr über den holprigen Waldweg hinein in die sternenflimmernde mondhelle Nacht.

Als Justus das Geräusch des anspringenden Wagens hörte, lief er nach vorn. Als er erkannte, daß es Haralds Wagen war, kniff er verstört die Augen zusammen. Beim Wenden aber erkannte er, daß Harald nicht allein war, daß noch jemand neben ihm im Wagen saß. Da lachte er leise herzlich in sich hinein, und Zenzl, die ihm nachgekommen war, sah nur noch, wie er mit weitausgestreckter Hand einem Wagen nachwinkte, aus dem niemand zurückgrüßte.

ENDE

HEIMATURLAUB

Von Konrad Götz

Plötzlich und ganz unerwartet war für Ulrich der Heimaturlaub gekommen. Zwei Jahre fast war er nun schon nicht zu Hause gewesen. Immer zertrümmerten die wütenden Angriffe des Feindes seine Urlaubshoffnungen oder Ulrich ließ ältere Kameraden, die daheim Frau und Kinder hatten, vor.

Nun war aber doch die Reihe an ihm. Und alles war so schnell gekommen. Er hatte kaum richtig Zeit gehabt, das Notwendigste einzupacken und die daheim im Dorf von seiner Ankunft zu verständigen.

Ulrich lächelte und drückte sich mehr in seine Ecke des Zugsabteils hinein. Wenn die zu Hause noch nichts wissen, dann wird die Freude wenigstens größer sein, dachte er.

Nach und nach legte sich seine innere Erregung und Ulrichs Gedanken liefen voraus in die Heimat und ließen eine große Ungeduld in ihm aufsteigen:

Was wird er wohl alles daheim machen; wen wird er aufsuchen, um guten Tag zu sagen — ach! Wie wird er es überhaupt erst anstellen, vom kleinen Bahnhof, der außer dem ruhigen Heimatdörfchen liegt, zum Vaterhaus zu kommen? Soll er die Straße entlang gehen, die breite, schöne Straße, die durchs Dorf so gerade führt oder — ja so wird er es machen — er wird den kleinen Waldweg, den er so gerne hat, gehen. Es ist dies zwar ein Umweg, aber dafür kommt er an dem kleinen Häuschen am oberen Teil des Weges vorbei, und da muß er natürlich nachsehen, wie es Hanne geht.

Ganz warm wurde es Ulrich bei all diesen Gedanken, und er träumte, bis die Wirklichkeit um ihn herum war.

Ulrich war daheim! — Er trat aus dem kleinen Bahnhof und schritt munteren Schrittes dem Walde zu, um auf dem geliebten Waldweg zum kleinen Häuschen zu kommen. Die ganze Fahrt über hatte er an Vater, Mutter, Hof und Wald gedacht — jetzt aber kannte er nur einen Gedanken: Hanne!

Immer schneller ging Ulrich. Alle Müdigkeit und Steifheit der Bahnfahrt fielen von ihm ab und endlich stand er vor dem kleinen Häuschen.

Ulrichs Fäuste umkrampften die Pfosten des Zaunes, unterdessen er mit großen, unverständlichen Augen alles besah, was sich ihnen darbot:

Der Garten war wie all die Jahre vorher gepflegt und nett, nur daß statt der Blumen jetzt Gemüse wuchs. Die Obstbäume standen auch gut — wie früher. — Aber zwischen ihnen waren Stricke gespannt, auf denen im leichten Winde Windeln flatterten. Und vor dem Hauseingang stand ein Kinderwagen und davor, mit dem Rücken zum Zaune, stand Hanne.

Ulrich konnte sich dies alles nicht deuten. Und jedes liebkosende Wort, das Hanne zu dem kleinen Menschlein im Wagen sprach, schnitt ihm tief ins Herz.

Er verweilte nur kurz, dann schritt er wieder dem Walde zu, den Kopf in Gedanken gesenkt.

Daher also schrieb sie seit längerer Zeit so wenig und so selten — und immer war die Begründung, viel Arbeit zu haben.

Die Schritte des Fortgehenden waren aber doch von Hanne gehört worden. Übermäßig war ihre Überraschung, Ulrich nach so langer Zeit unverhofft wieder zu sehen. Sie eilte ihm nach und faßte ihn am Arm.

„Ulrich! — — Willst du mir denn nicht mehr guten Tag sagen?" Dabei zog sie den Widerstrebenden mit sich in den Garten. Und dann saß Ulrich auf der Bank vor dem Hause und stammelte Entschuldigungen. Er fragte auch, wie es ihr gehe, was sie immer mache, ob sie glücklich ist und was es sonst noch Neues bei ihr gebe.

Hanne lachte. „Zuerst willst du ohne Gruß an mir vorbeischleichen und nun willst du gleich so viel auf einmal von mir wissen!" Und nach kurzem Überlegen: „Was soll ich dir sagen? — — Viel Arbeit gibt es, aber trotzdem geht es mir gut, und gesund bin ich auch. Von all den Bäuerinnen ringsum mache ich die Näharbeit, damit sie mehr am Feld draußen werken können. Und seit die Schwester Helga Dienst im Lazarett machen muß, habe ich die Stelle als Leiterin von ‚Mutter und Kind' übernommen. Oft habe ich viel Frauen im Haus, die Rat und Hilfe wollen. Das gibt genug Arbeit. Aber diese viele Arbeit erst macht mich glücklich. Seit der Kleine aber erst hier ist, finde ich es hier viel schöner. Er ist wie ein Sonnenstrahl", und dabei schaute sie mit leuchtenden Augen zum Kinderwagen.

„Ja, ja!" meinte Ulrich zerstreut und wollte schon wieder fort, denn plötzlich war ihm alles rundum so enge geworden.

„Ich muß jetzt schnell weiter, Hanne. Sei nicht böse und . . ." Ulrich würgte es in der Kehle bei den Worten „. . . und grüß mir deinen — Mann."

Hanne sah mit großen Augen fast erschrocken auf Ulrich und schüttelte leicht ihren blonden Kopf. „Aber Ulrich — ich bin doch gar nicht verheiratet." So weich klang ihre Stimme, und wieder gab es Ulrich einen Stich. Und er dachte: „Auch das noch!" Laut aber sagte er: „Verzeih, Hanne, ich wollte dich nicht kränken", und wollte gehen.

Hanne schüttelte zuerst wieder traurig den Kopf, dann aber sagte sie lächelnd: „Ulrich, ich begleite dich. Warte nur noch kurze Zeit, bis ich mit dem Kleinen fertig bin."

Ullrich wollte es aber nicht und bat sie, doch beim Kinde zu bleiben.

„Nein Ulrich, den Kleinen muß ich ja mitnehmen. Es ist Zeit, ihn wieder seiner Mutter zu bringen, die wohl schon vom Felde zurück sein wird." Und als sie sah, wie ungläubig und verständnislos Ulrich diese Worte aufnahm, fügte sie erklärend dazu: „Ja, es tut mir ja leid, den Kleinen jeden Abend der Mutter zurückzubringen, denn wenn man so Tag für Tag sich um ihn sorgt, derweil seine Mutter am Acker werkt, weil alle Männer vom Hof sind, so wächst er einem richtig ans Herz. Aber es freut mich, der Frau so über die schwere Zeit hinwegzuhelfen."

Ulrich wußte nicht, was er sagen sollte, und wieder hielt er die Pfosten des Zaunes umkrampft. Fast jubelnd kam es über seine Lippen:

„Das ist gar nicht dein Kind, Hanne?!"

Hanne sagte: „Nein, Ulrich — leider!"

Erst als Ulrich weggefahren war, holte Hanne täglich wieder den Kleinen von der Bäuerin. Sie war sehr glücklich, die Hanne, nicht nur wegen der Arbeit.

Auch so kann man zu einer Frau kommen!

Anni stieg aus dem Zuge. O ja, es gab noch genug große Städte in Deutschland, die die Mordflieger nicht getroffen hatten! Und hier in dieser wollte sie ihr Glück suchen. Rücksichten hatte sie nicht mehr zu nehmen, nachdem bei dem letzten Angriff in ihrer Heimatstadt — ach, nur nicht wieder daran denken!

Sie ließ den Strom der Reisenden und der zu ihrem Empfang Erschienenen an sich vorbeifluten. Ein etwas wehmütiges Lächeln stahl sich um ihre Lippen: unter den vielen war niemand, der sie abholte. Mit einem Kopfschütteln tat sie diese Überlegung, die so gar nicht zum Anfang des neuen Lebens paßte, ab und ging langsam der Sperre zu. Die Passagiere hatten sich schon ziemlich verlaufen.

Plötzlich sah sie einen jungen Feldwebel mit allen Zeichen der Freude auf sie zueilen. Noch bevor sie sich bewußt wurde, was da geschah, hatte er sie mit dem Rufe: „Gottlob, daß du da bist, Lieschen! Ich habe schon so lange auf dich gewartet!" in die Arme geschlossen und küßte sie herzhaft ab. Blutübergossen wollte sie sich seiner erwehren; da hatte er schon ihren Koffer gefaßt, immer weiterredend in höchster Freude und schob sie sanft dem Ausgange zu. Zum Antworten kam sie fürs erste überhaupt nicht; und sonderbar — sie hatte auch mit einem Male gar keine Lust, etwas zu erwidern und den offenbaren Irrtum aufzuklären. Es machte ihr Spaß, abzuwarten, wie das Abenteuer endigen würde. Freilich fielen ihr allerlei Geschichten von Mädchenhändlern ein, die sie hie und da gelesen und gehört hatte; aber der junge Mensch neben ihr hatte ein so offenes, ehrliches Gesicht, daß sie ihm Böses schlechterdings nicht zutrauen konnte. Sie hatte sogar ein gewisses Bedauern mit ihm, wenn sie an den Augenblick dachte, wo die Aufklärung erfolgen mußte.

Einstweilen gab sie sich froh dem Abenteuer hin, hörte den Fremden erzählen, wie er zu sich gesagt habe: „Hans, mein Junge, wenn sie jetzt nicht mitkommt, ist es heute wieder nichts!" (Da wußte sie wenigstens, wie sie ihn anzureden hatte!) Dann streifte er ihr schwarzes Kleid mit teilnahmsvollem Blick: „Arme kleine Liese, du hast Schweres durchgemacht!"

Darauf wurde er besorgt um sie, stellte fest, daß sie doch wohl noch keine Wohnung hier habe; gleich nachher würde er mit ihr auf Zimmersuche gehn; erst aber solle sie etwas genießen; Lebensmittelkarten brauche sie nicht; er habe genug davon. Dann führte er sie in ein großes Restaurant und freute sich ihres gesunden Appetits.

Als sie danach ein gemütliches Zimmer für sich gefunden hatten, wartete er an der Straßenecke, bis sie sich umgekleidet hatte, und nahm sie, die ihm für seine Hilfe aufrichtig dankbar war, mit herzlicher Freude wieder in Empfang. Es wurde ein herrlicher Tag draußen im Grünen, wo er von seinen Eltern, seinen Aussichten für die Zukunft erzählte, die recht gut wären, wenn nur erst einmal der Krieg zu Ende wäre. Kurz, sie lernte ihn genau kennen; und je mehr sie von ihm hörte, desto mehr schämte sie sich, daß sie mit dem ihr

Vertrauenden ein solches Spiel getrieben hatte. Er hatte sie den ganzen Tag mit hochachtungsvoller Herzlichkeit behandelt und sie auch nicht wieder geküßt seit dem stürmischen Empfang auf dem Bahnhofe.

Als er sie aber abends heimwärts brachte, da nahm sie all ihren Mut zusammen und sagte: „Nun muß ich ein Geständnis machen."

Er blieb lächelnd stehen und entgegnete: „Ich auch."

„Wieso Sie?"

„Was Sie sagen wollen, mein gnädiges Fräulein, weiß ich schon. Sie haben heute einfach mitgemacht, und ich hoffe, Sie bedauern nicht das Abenteuer, das uns zwei zusammengeführt hat. Was mich betrifft, so setzt mein Vater mir schon den ganzen Urlaub über zu — wie stets, wenn ich auf Urlaub bin — ich solle endlich heiraten, und er hat auch bereits seit langem eine passende „Partie" für mich. Ich habe ihm dagegen geschworen, daß ich nur ein Mädchen nehmen werde, das ich mir selbst ausgesucht habe, und das mir in jeder Beziehung gefällt. Da es mir nun an Damenbekanntschaften mangelt, habe ich zu dem von mir erfundenen Mittel des Abholens vom Bahnhof gegriffen. Seit acht Tagen ging ich täglich mit der Absicht hin, meinen längst vorbereiteten Überfall auszuführen. Erst heute fand ich eine junge Dame, die mich auf den ersten Blick anzog, und die anscheinend ganz allein stand. Wie denken Sie, meine Gnädigste, wollen wir uns noch näher kennenlernen? Wenn Sie nein sagen, werden Sie mich nie wieder zu Gesicht bekommen!"

Sprachlos hatte sie zugehört; dann reichte sie ihm die Hand und sagte voll aufrichtiger Anerkennung:

„Eine solche Unverfrorenheit ist mir aber noch nie vorgekommen!"

Das Schicksal hat viele Wege, um füreinander bestimmte Leute zusammenzubringen. Auch dieser war dabei, und es kann verraten werden, daß er zum Glück hinführte . . .

Egon Hillgenberg.

Sternschnuppen

Eine klare, warme Sommernacht lag über dem Land. Sie schritten gemeinsam durch die schmalen Feldwege und zwischen den dunklen Tannen dahin. Dann und wann brach irgendwo ein Zweig, oder das Laub raschelte unter ihren Füßen. Sonst war es still, so still, daß sie ihre Herzen schlagen zu hören glaubten.

Sie kamen an den Hang.

„O wie schön!" sagte das Mädchen.

„Ja", erwiderte der Mann, „hier können wir uns ein wenig setzen."

Sie setzten sich auf eine Bank. „Sehen Sie nur dort unten, Angela!" meinte der junge Mann.

Und das Mädchen folgte mit dem Blick über einige Wipfel hinweg seinem ausgestreckten Arm. Sie sah den dunklen Schatten eines Frachtdampfers, der sich im breiten Band des Stromes seinen Weg bahnte, ein paar Lichter von den Decks und die Positionslaternen spiegelten sich zitternd in den leicht bewegten Fluten.

Da zog eine Sternschnuppe ihre silberne Bahn über den samtschwarzen Himmel.

„Oh", sagte das Mädchen und griff nach der Hand des Mannes.

„Ja, da darf man sich doch etwas wünschen, nicht wahr, so ist es doch?" meinte Peter und dachte daran, daß alle jungen Mädchen ein wenig abergläubisch sind.

„Hm", machte Angela, „diese Wünsche werden auch bestimmt erfüllt. Sie glauben wohl nicht daran?" fragte das Mädchen, und sie ging mit einem Lächeln auf den etwas spöttischen Ton in Peters Stimme ein.

„Nun, wir können es ja 'mal drauf ankommen lassen. Machen wir die Probe!"

Und da gerade eine neue Sternschnuppe aufleuchtete, wünschte er sich etwas und fragte das Mädchen, ob sie denn auch einen Wunsch gehabt habe. Sie nickte.

Eine Weile saßen sie schweigend auf der Bank. Gleichmäßig flimmerten die Sterne und schimmerten im leise glucksenden Strom. Mit der Flut schob sich ein großer Dampfer stromauf, man hatte ihn schon von ferne brummen hören. Nun war er querab. Dann sahen sie nur noch seine Hecklaterne, und bald ward er verdeckt von Bäumen und Büschen.

„Angela, es ist doch Unsinn. Mein Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen."

„Haben Sie sich denn etwas gewünscht, das bereits jetzt hätte erfüllt sein müssen?" erwiderte das Mädchen.

„Ja, eigentlich möchte ich Ihnen meinen Wunsch gar nicht sagen. Aber warum schließlich nicht? Also, ich hatte mir gewünscht, daß ich von Ihnen einen Kuß bekäme, noch bevor dieser Dampfer da verschwunden sein würde. Nun ist er verschwunden, und Ihr armer Peter ist leer ausgegangen."

„Kein Wunder, daß Sie vergeblich auf die Erfüllung Ihres Wunsches gewartet haben, denn ich habe . . . ja, ich habe mir gewünscht, in dieser Nacht nicht geküßt zu werden . . . Sie können mir ruhig glauben!"

Der Mann strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht: „Gut, dann gab es zwei Wünsche, die gegeneinander standen. Und warum habe ich da gerade verloren?"

„Weil ich stärker an die Sternschnuppen glaube als Sie. Und man muß eben an eine Sache ganz fest glauben, wenn sie sich verwirklichen soll."

„Danke schön für den guten Rat", sagte Peter, legte den Arm um Angela und küßte sie. „Ich glaube jetzt unbeirrt, daß ich Sie küssen darf." Er küßte sie noch einmal.

„So, kleine Angela, nun hat die Sternschnuppe doch meinen Wunsch erfüllt, und Ihren hat sie nicht respektiert."

Da seufzte das Mädchen, und es war ein glücklicher Seufzer. Sie meinte: „Wissen Sie das so genau?" —

Wie nett die Mädchen sein können, dachte der junge Mann.

Heinz Schmidt

Humor

„Ich hab' den Eierkuchen kaum 'runterbekommen, so zäh und trocken war er!"
„Eierkuchen? Du lieber Gott, und wo ist jetzt mein Korkuntersatz von der Schüssel?"

*

„Was ist dein zukünftiger Mann?"
„Keine Ahnung — mein jetziger ist Architekt!"

*

„Meine Frau freut sich an ihrem Geburtstag immer mehr über die Überraschung als über das Geschenk selbst."
„Hoffentlich ist es bei meiner Frau diesmal auch so. Sie hat sich eine goldene Armbanduhr gewünscht und ich schenke ihr einen silbernen Fingerhut."

*

„Findest du nicht auch, daß mich dieser Hut um zehn Jahre jünger macht?"
„Bestimmt! Wie alt bist du eigentlich?"
„Ich bin 29!"
„Mit oder ohne Hut?"

*

Zahnarzt: „Das ist aber sonderbar. Sie sagten doch, der Backzahn wäre noch nie behandelt worden, und dabei finde ich Gold an meinem Instrument?"
„Das wird wohl von meinem hinteren Kragenknopf sein, Herr Doktor."



Altertümer nach USA.!
„Wie, Sie wollen dieses Bauwerk abtragen und nach Neuyork bringen lassen?" — „Yes. Habe Auftrag, einen netten obersten Abschluß für den Wolkenkratzer von Popper & Levyson zu besorgen."
Zeichnung: Kraft.

Junger Zahnarzt (im Zoologischen Garten beim Anblick eines weitgeöffneten Krokodilrachens): „Hundertzweiunddreißig Zähne! Jeder Zahn plombieren fünf Mark. Nur drei solche Patienten täglich, und ich wäre bald ein steinreicher Mann!"

*

„Ich finde es nicht nett von dir, Gustav, daß du Mama bei ihrer Ankunft keinen Kuß gegeben hast."
„Oh ich wollte das bei ihrer Abreise tun."

*

Eine Heiratslustige beim Anblick eines jungen Anglers: „Da sitzt nun der hübsche Kerl und starrt den halben Tag ins Wasser, als ob es nicht an Land genug gäbe, die anbeißen würden!"

*

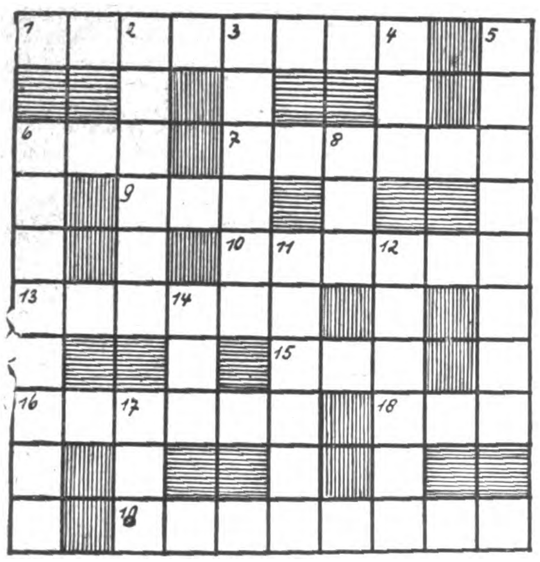
„Ach, Herr Doktor, ich weiß nicht recht, ob es richtig war, daß Sie meinem Mann für seinen Magenkrampf Kognak verschrieben haben."
„Warum soll es denn nicht richtig sein?"
„Früher hatte er seinen Krampf nur alle zwei Wochen mal, und nun jeden Tag."

*

Er: „Früher habe ich dich für einen Engel gehalten . . ."
Sie: „Und ich dich für einen Helden . . ."

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Musikinstrument, 6. Lebensende, 7. weibl. Vorname, 9. Ausruf, 10. römischer Volkstribun, 13. bayer. Industrieller, 15. Wehruf, 16. Baumfrucht, 18. Gottheit, 19. Musikinstrument. Senkrecht: 2. männl. Vorname, 3. indischer Tempel, 4. Verneinung, 5. Musikinstrument, 6. Musikinstrument, 8. weibl. Tier, 11. Brücke in Venedig, 12. Brettspiel, 14. Pelztier, 17. Tonstufe

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Meise Schnee Lehrer Kasten mächtig innig Gemahl Kunde Shaw Mandat felsig anmessen Lineal Greis Agent genug Landmann Flanke Tanne Michael sehnig Flechte Eidam zweitürig Herbert Häute Fenster sind je drei Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Bismarck ergeben.

Zahlenrätsel

Zahlen	Bedeutung
1 2 3 4 3 7 6 3	optisches Instrument
2 8 9 1 10 4 11	Funkbegriff
3 7 8 2 7	Shakespearesche Bühnengestalt
4 10 12 2 4	Funkstation
5 2 4 13 2 3	Funkgerät
2 9 14 11 7 4 2	Nachkomme
6 12 4 13 14 4 11	Wagnersche Bühnengestalt
2 4 2 3 11 14 2	Willensstärke
4 10 5 2	Sinnesorgan

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, nennen eine Errungenschaft der Technik.

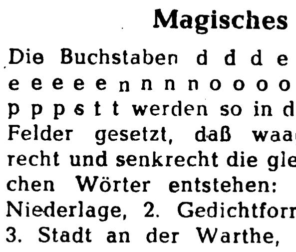
Silbenrätsel

Aus den Silben a ban bo christ da di do do dukt em en gar ge i i in ka lie lo me nan ne ra ri ri ro rus sa se sen so tät tre tur ven vi vi wein zi sind 14 Wörter zu bilden, deren 1. und 3. Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Sinnspruch ergeben. ch = 1 Buchstabe.

1. Talbrücke, 2. Verstopfung einer Schlagader, 3. Oper von Richard Wagner, 4. Ort am Gardasee, 5. griech. Sagengestalt, 6. Binde, 7. sagenhafte Gründerin Karthagos, 8. deutscher Sagenheld, 9. Seltenheit, 10. Polarforscher, 11. Bestandsaufnahme, 12. Winterblume, 13. Stadt in Oberitalien, 14. Oper von Richard Strauß.

1 .... 8 ....
2 .... 9 ....
3 .... 10 ....
4 .... 11 ....
5 .... 12 ....
6 .... 13 ....
7 .... 14 ....

Viereck

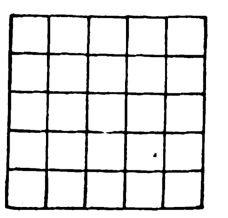


Die Buchstaben a a a a e e e e f f g g i i k l l l l m m n n n n n n n o o o o o o p p r r s sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen.

1. Alpenpaß, 2. Unternehmer, 3. oberital. Stadt, 4. engl. Grafschaft.

Magisches Quadrat

Die Buchstaben d d d e e e e e e n n n n o o o o o p p p s t t werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen: 1. Niederlage, 2. Gedichtform, 3. Stadt an der Warthe, 4. Tonhalle, 5. Scheune.



Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Xylophon, 6. Tod, 7. Gisela, 9. oho, 10. Drusus, 13. Maffei, 15. ach, 16. Eichel, 18. Ase, 19. Saxophon. Senkrecht: 2. Ludolf, 3. Pagode, 4. nie, 5. Bratsche, 6. Trompete, 8. Sau, 11. Rialto, 12. Schach, 14. Feh, 17. cis. ✱ **Kryptogramm:** Meise Schnee Lehrer Kasten mächtig innig Gemahl Kunde Shaw Mandat felsig anmessen Lineal Greis Agent genug Landmann Flanke Tanne Michael sehnig Flechte Eidam zweitürig Herbert Häute Fenster. „Meine Ehre steht in niemandes Hand, als in meiner eigenen, und man kann mich nicht damit überhäufen." ✱ **Zahlenrätsel:** Fernrohr, Empfang, Romeo, Nauen, Sender, Epigone, Hunding, Energie, Nase. „Fernsehen." ✱ **Silbenrätsel:** 1. Viadukt, 2. Embolie, 3. Rienzi, 4. Gardone, 5. Ikarus, 6. Bandage, 7. Dido, 8. Iwein, 9. Rarität, 10. Nansen, 11. Inventur, 12. Christrose, 13. Treviso, 14. Salome. „Vergib dir nichts, aber andern viel." ✱ **Viereck:** 1. Simplon, 2. Manager, 3. Legnano, 4. Norfolk. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Depot, 2. Epode, 3. Posen, 4. Odeon, 5. Tenne.



Die zweite Gattin des Künstlers, 1848.
Als Gegenstück malte sich Waldmüller 1850 in gleichem Format mit Pinsel und Palette vor der Staffelei. Spätestes und reifstes Frauenbildnis Waldmüllers. Zum blassen Inkarnat der Frau mit schwarzem Haar stehen das lichtgelbe Schultertuch, der hellblaue Atlasrock und das tiefe Rot der Lehne des Stuhles in lebhaftestem Kontrast. Der Aufbau der Figur im Bildraum ist von äußerster Einfachheit und Geschlossenheit.

Die schöne Frau vor hundert Jahren

Wiener Bildnisse
von Ferdinand G. Waldmüller





Bildnis einer jungen Frau, 1840 gemalt.
Zur Charakteristik der Frau in weißem Atlaskleid, die ein rotbraunes Tuch vor der Brust hochhebt, gibt Waldmüller die räumliche Umgebung des Zimmers mit Blumenstrauß (Rosen und Kamelien), plastischer Gruppe und gerahmtem Bildnis an der Wand. Besonders vollendet ist die Stoffmalerei im weißen Atlas.

*

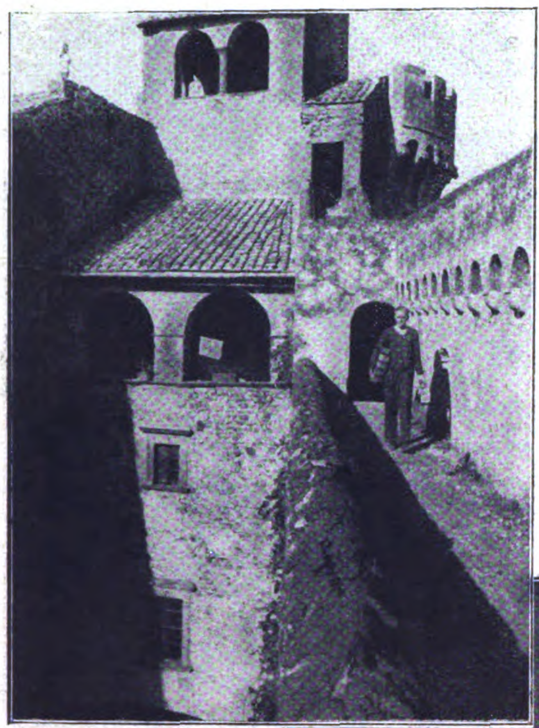
← **Frau von Stadler, 1835 gemalt.**
Das Bildnis der dunkelhaarigen Frau ist auf den starken Gegensatz des weißen Kleides zu dem leuchtendroten Tuch aufgebaut. In aller körperlichen Zierlichkeit der Figur wird die groß vereinfachende Absicht des Meisters zur räumlichen Klärung des Körpers im Bildraum sichtbar.

*

→ **Bildnis einer jungen Frau, um 1845.**
Das Bildnis der dunkelblonden Frau reizvoll durch das rosenfarbige Kleid und den tiefroten Lehnstuhl. Kleines Format, die malerische Art die Herkunft Waldmüllers von der Miniaturmalerei verratend.

Aufnahmen: Julius Scherb, Wien.





Burgritter des XX. Jahrhunderts



Ritterrüstungen und alte Waffen.
Mit einem sehr sachkundigen Blick wird die alte Sturmhaube auf ihre Zweckmäßigkeit hin geprüft.
PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Wiesebach

Zinnen, Mauern und Wachttürme – eine Umgebung, die jedes Künstlerauge entzückt. Es ist Mittagszeit! Der Stubendienst holt die Verpflegung für seine Kameraden



Alte Schlösser oder Burgen haben immer eine Anziehungskraft auf den Menschen. Hier aber, wo unsere Soldaten einen so ehrwürdigen Bau als Quartier bezogen, in ganz besonderem Maße. Das Gesetz des Krieges ist hart, Quartiere in dieser italienischen Landschaft sind knapp, aber die an Ehrfurcht grenzende Achtung vor solchen antiken Werten zwingt dem deutschen Soldaten eine saubere Zurückhaltung auf. Ihm ist es unmöglich, nach amerikanischer Unsitte nur um eines „Andenkens" willen diese antiken Kunstschätze zu demolieren. Er begnügt sich mit der einfachen Tatsache, ein Quartier, ein Dach über dem Kopf zu haben, und freut sich an der Ehrwürdigkeit dieses seines Quartiers.



Wie vor Jahrhunderten am lodernden Kaminfeuer. Zwischen den schonend behandelten Möbeln haben die Grenadiere ihr Lager aufgeschlagen.

Mit diesen alten ⟵ Büchsen haben einmal die Verteidiger der Burg gekämpft. Aufmerksam betrachten die Grenadiere die interessante Sammlung.

An dem riesigen, altertümlichen Kamin ⟶ steht die moderne Nachrichtenzentrale. Vom Burghof herein dringt Motorengeräusch



Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. ABCDEFG 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

IB Illustrierter Beob

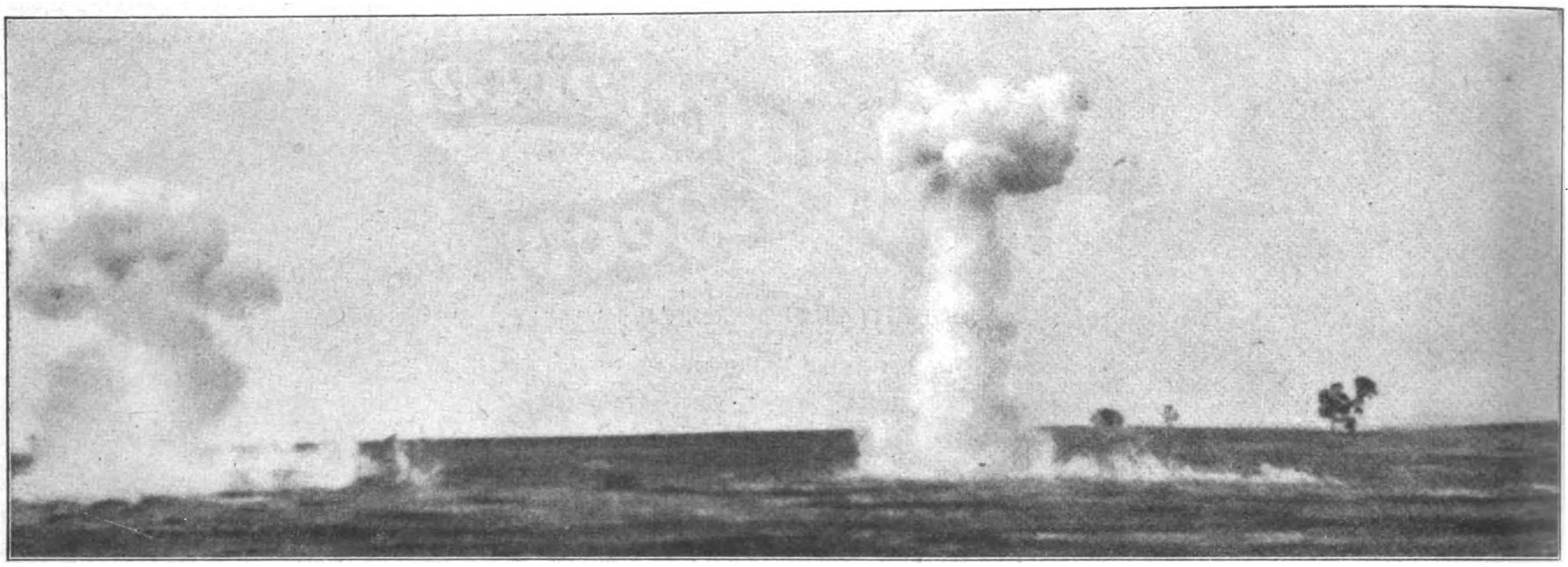
DONNERSTAG, 2. MÄRZ 1944
19. JAHRGANG ∴ FOLGE 9

VERLAG FRANZ EHER NACHF., G.M.B.H., MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen
an die Front von:



Generalfeldmarschall Kesselring
bei einer Fallschirmjägereinheit an der süditalienischen Front. Ritterkreuzträger Oberst Schulz (links) gibt den Bericht über die Kampflage.
PK.-Aufn.: Kriegsberichter Wahner.



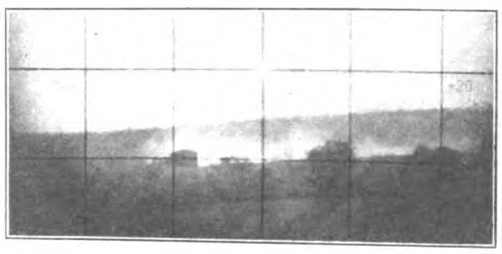
Europa schützt seine Freiheit mit eiserner Barriere. Das Gelände von Nettuno liegt unter pausenlosem schwerem Beschuß und unter einem Hagel von Bomben



Im Landekopf Nettuno

Der Wille zum Sieg erfüllt jeden kämpfenden Deutschen. Gegen diese fanatische Entschlossenheit werden die Banditennationen vergebens anrennen. Der Batteriechef gibt das Feuerkommando





Das Scherenfernrohr zeigt: Die Einschläge unserer eigenen Artillerie liegen gut in den Zielräumen





Da sie nicht mehr ein noch aus wissen, kommen die mitten in ihrem Angriff vom Flankenstoß schwerer deutscher Panzer abgeschnittenen Invasionshelden scharenweise, die Hände hoch, zu den deutschen Stellungen gelaufen.



Ein Beobachter der Fallschirmtruppe
leitet das Feuer der Artillerie. In einem schnell aufgeworfenen Dekkungsloch ist das Scherenfernrohr aufgebaut.



Links:
In die Zange geraten.
Die mit Panzerunterstützung vorgehenden Angloamerikaner sind von den schweren Stahlkolossen abgeschnitten worden und laufen mit erhobenen Händen in die Gefangenschaft.



Zu Tausenden
geraten die Europaschänder in die Hände unserer erbittert angreifenden Fallschirmjäger



Die Fallschirmjäger
gehen über eine vom Feinde eingesehene Höhe einzeln unter schwerem Artilleriebeschuß nach vorn



Nun haben sie ihren Einzug in Rom!
Tausende von Engländern und Amerikanern aus den bei Nettuno gelandeten Elite-Einheiten, die von unseren Fallschirmjägern und Grenadieren gefangengenommen wurden, wandern am Kolosseum vorbei in die Gefangenenlager.
PK.-Bildbericht: Kriegsberichter Schneiders, Erwin Seeger und Dahm (Atl.).



Das Steigeisen wird angelegt!
Unsere Hochgebirgsjäger sind eine Spezialformation der Gebirgsjäger. Sie sind mit allem erdenklichen Gerät für den Hochgebirgskrieg ausgerüstet, der größte Anforderungen an jeden einzelnen Soldaten stellt. Im Kaukasus haben die Hochgebirgsjäger schon ihre Probe hervorragend bestanden. Nun verwehren sie den Engländern den Weg über die italienischen Gebirge. Das Bild zeigt die Anlegung des zehnzackigen Steigeisens, mit dessen Hilfe die Überquerung der Eisfelder gesichert wird.

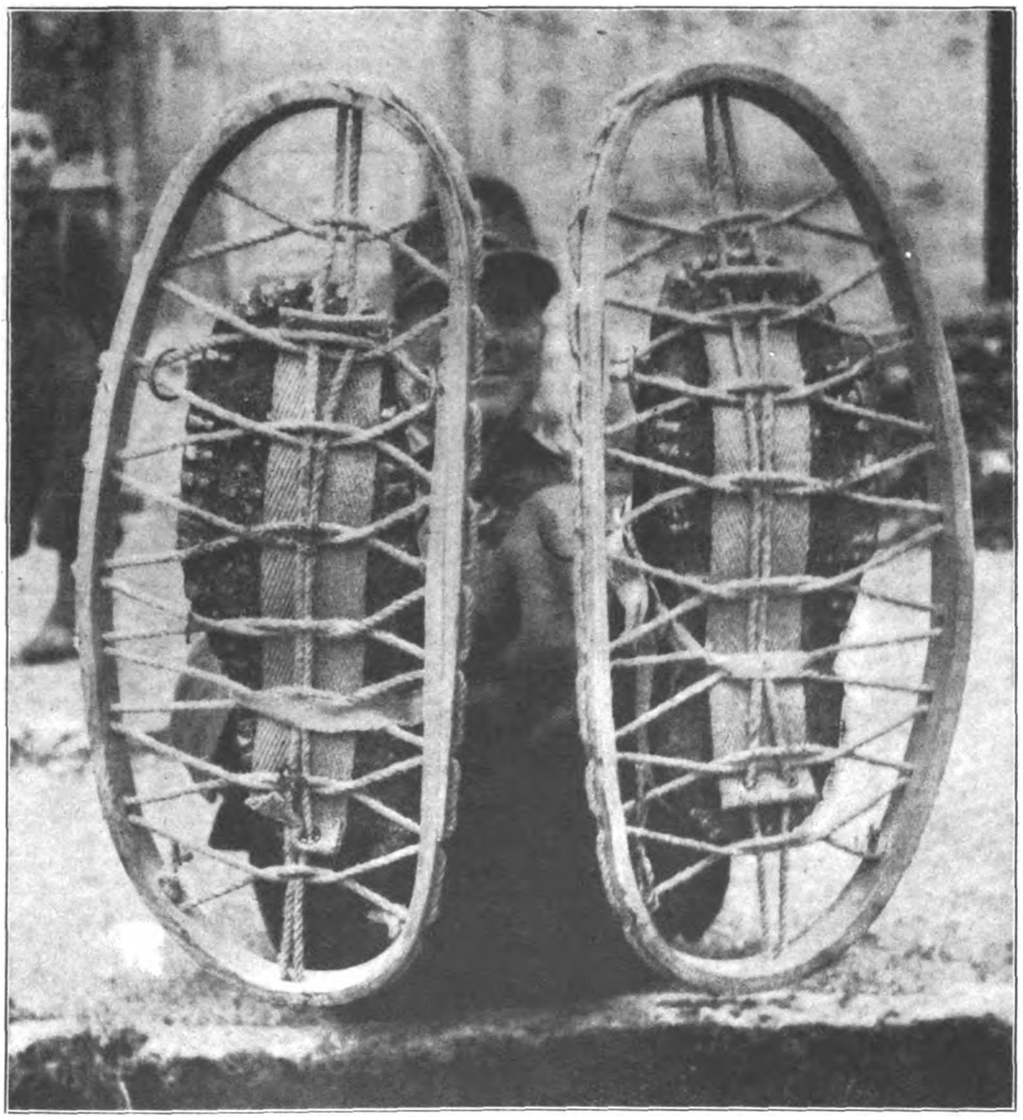
PK.-Aufn.: Kriegsberichter Wahner-PBZ.



Der Rucksack ist zwar schon schwer genug,
aber dies muß noch mit: Der Eispickel für die steile Eiswand, die Mauerhaken zur Befestigung des Bergseils und ein Seil für Lawinengefahr!

Was ein Hochgebirgsjäger alles braucht

Es ist eine komplette Sportausrüstung!



Manchmal helfen nur die Schneereifen.
Dort, wo mit den Skiern nicht weiterzukommen ist, verhindern sie das Einsinken in den tiefen Schnee.



Die Bindung der Skier
werden dem Bergschuh gerecht gemacht.



Bei tauendem Schnee
werden zum besseren Steigen mit den Skiern Steigfelle untergeschnallt



Der Anorak
ist ein Schutzanzug gegen Wind und Wetter, hat sich aber zugleich als Tarnanzug gegen Feindsicht bewährt.



Eine weiße Kapuze
wird noch über die Mütze gezogen, die mit dem Schirm aus dem weißen Tarnanzug herausschaut.



Das sind unentbehrliche Hilfsmittel: Karte, Kompaß, Fernglas, Sonnenbrille, Waffe und Munition.



Rechts: **Auch die Strickleiter darf nicht fehlen.** Sie dient zum Überwinden von Felsscharten mit schweren Lasten



Das Kuchenblech wartet schon. Aber auch frisches Schwarzbrot wird zum Festtag gebakken, und bei der Menge Teig tut doch beim Kneten der Rükken ordentlich weh. Mutter zu Hause wird ja gar nicht glauben, was für eine tüchtige Tochter sie hat; es ist ganz gut, daß man ihr im nächsten Urlaub dies Bild vorzeigen kann.

Bildbericht: E. Bauer u. Mhf. Dorsch.

ARBEITSMAID HELGA SCHREIBT IHREN GROSSEN UND KLEINEN FREUNDEN:

Nächste Woche ist Taufe!

Ja, nun muß ich euch erst mal erzählen, daß ich seit vier Monaten Arbeitsmaid im Schwarzwald bin und davon nun schon drei Wochen zur Arbeit auf den Tannerhof gehe. Der kleine Fritzl wartet schon immer unter der Haustüre auf mich, wenn ich am Morgen den Berg, der zum Hof führt, hinaufschnaufe. Ich habe es auch recht eilig, es gibt ja so viel Arbeit — ihr wißt es schon bei uns ist nächste Woche Taufe! Oh, was gibt es da alles vorzubereiten! Heute war Backtag. Mein Kuchen, sagt die Bäuerin sei ein Meisterwerk, dabei ist er der allererste, den ich ganz allein gemacht habe. Ich durfte aber auch ganz besonders tief in den Schmalztopf „hineingucken" und sogar ein Ei mehr als sonst dazu nehmen. Ist es da ein Wunder, wenn alles so schön geraten ist? Auch im Lager rüsten wir schon auf den Festtag des kleinen Erdenbürgers. Ein Ständchen wollen wir seiner Mutter und ihm zu seinem Ehrentag bringen.

(Schluß auf Seite 9.)



Und das ist mein Werk! Sind sie nicht gut geraten?
Aber die Taufgesellschaft darf nicht alle aufessen. Morgen werden drei Feldpostpäckchen mit Plätzchen vollgepackt und auch ich darf ein 100-g-Päckchen als „Versucherle" an meinen Soldaten schicken, hat die Bäuerin gesagt.

EINER DER TAPFERSTEN

ADALBERT SCHULZ ⅄ – IN EINEM JAHR VOM MAJOR ZUM GENERAL BEFÖRDERT



Major Schulz im Gespräch mit Offizieren während einer Panzerübung an der Atlantikküste. Major Schulz war damals bereits Träger des Eichenlaubs zum Ritterkreuz.

Aufnahmen: Kriegsberichter Löckel, Wegner (PBZ.), Scheffler (H. H.), Ollig (Wb.), Scheffler (Scherl) und Heinrich Hoffmann.



Panzerschlacht bei Bjelgorod. Oberstleutnant Schulz leitet im Juli 1943 den Übergang seiner Panzerkräfte über den Donez im schwersten Artillerie- und Granatwerferfeuer.



Die letzte Aufnahme von Generalmajor Adalbert Schulz. mit seinem eigenhändigen Namenszug versehen, aufgenommen am 15. 1. 1944

Generalmajor Adalbert Schulz hatte erst vor wenigen Tagen aus der Hand des Führers die höchste deutsche Tapferkeitsauszeichnung empfangen, als er nach kurzem Heimaturlaub als Kommandeur eine thüringische Panzerdivision an der Ostfront übernahm. Sein Panzerangriff hatte bereits zum vollen Erfolg geführt, da setzte ein Granatsplitter dem Leben dieses hervorragenden Offiziers ein Ende. Auf der Höhe seines Ruhmes, als jüngster Divisionskommandeur des Heeres, hat er den Soldatentod gefunden.



Oberst Schulz im Dezember 1943 bei einer Lagebesprechung mit Ritterkreuzträger Oberst von Steinkeller.



Um die Jahreswende 1943/44. Oberst Schulz (Mitte) und sein Stab während einer Einsatzbesprechung mit dem Divisionskommandeur eines Abschnitts (links).



Der Führer empfing am 9. 1. 1944 Oberst Schulz in seinem Hauptquartier, überreichte ihm als 9. Soldaten der deutschen Wehrmacht das Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten und beförderte ihn gleichzeitig zum Generalmajor

Das sind die USA

— im Spiegel ihrer eigenen Presse!

EIN BEITRAG ZUR KULTURGESCHICHTE VON RICHARD PILACZEK

Einen Querschnitt durch den Alltag und das normale Leben in den USA gibt diese Folge kurzer Berichte, die sich ausschließlich auf die Tatsachen stützen, die die Presse der Vereinigten Staaten selbst in den Jahren 1936 bis 1939 mitgeteilt hat.

Eine Kulturgeschichte des gepriesenen „amerikanischen Jahrhunderts" gibt diese Zusammenstellung. Keine Übertreibung, kein Zerrbild soll diese Folge sein, sondern ein Spiegel des amerikanischen Alltags, gesehen durch die Presse des Landes selbst.

I.
Die hohe Obrigkeit.

In Badehosen im Sitzungssaal.

Seit sieben Monaten bereits tagte in Boston die „Legislatur", die „Gesetzgebende Versammlung" des amerikanischen Staates Massachusetts. Sieben Monate Redekrieg, sieben Monate Schimpfduell. Eine lange Zeit, gewiß, aber je länger die „Legislatur" tagte, um so reicher flossen Diäten, Spesen und allerhand Unkostenbeiträge in die Taschen der Volksvertreter. Schließlich war das ein Geschäft wie jedes andere, und wenn „time money" war, dann war eben viel Zeit auch viel Geld. Das Unangenehme war nur, daß unterdessen der Hochsommer eine unerträgliche Hitze gebracht hatte. So hatten die Mitglieder der Gesetzgebenden Versammlung doch den Wunsch, nach siebenmonatiger Dauer die Versammlung, die ihnen eine schöne Stange Geld eingebracht hatte, zu beenden.

Aber wenn man auch aus früheren Sitzungen gewöhnt war, daß sich Einigungen leicht und schmerzlos — das heißt schmerzlos für die Abgeordneten, nicht aber für die Steuerzahler — auf dem altgewohnten Wege des Kuhhandels zu erzielen waren, so sah man sich diesmal enttäuscht. Obwohl die gesamte Versammlung gegen das neue Steuerprogramm war, hatte sich der Gouverneur Saltonshall so darein verbissen, daß kaum an eine Einigung zu denken war. Man kannte die Gründe des Gouverneurs zwar nicht, aber man mißbilligte sie, da man endlich den Beratungen ein Ende machen wollte.

Doch der Gouverneur gab nicht nach. Er hoffte, die Abgeordneten würden weich werden, wozu sicher die Hitze das Ihre beitragen würde. So schleppte sich die Verhandlung weiter hin.

Am schlimmsten war der Demokrat John B. Wenzler dran. Dieser Abgeordnete, der — was in Amerika schließlich nichts Besonderes ist — neben dem Beruf eines Rechtsanwaltes noch den eines Kneipwirtes ausübte, litt von allen am meisten unter der Hitze. Kein Wunder, wog er doch fast zweihundert Pfund und schnappte nach Luft wie ein aufs Trockene geworfener Karpfen. Die Hitze brachte ihn an den Rand der Verzweiflung. Als Gouverneur Saltonshall verbissen weiterkämpfte, um seine Vorlage durchzubringen, beschloß Wenzler, durch einen Gewaltstreich wenn auch nicht das Ende der Beratungen, so aber doch wenigstens eine Unterbrechung zu erzwingen.

Als am folgenden Tag die Abgeordneten bereits im Sitzungssaal versammelt waren, fehlte nur einer: der Demokrat, Rechtsanwalt und Kneipenwirt Wenzler. Aber als Gouverneur Saltonshall die Glocke ertönen ließ, öffnete sich die Tür und eine tolle Gestalt erschien auf der Bildfläche: halb glich diese Gestalt einem Zirkusclown, halb einem Nacktkultur treibenden Indianer. Einen Augenblick lang starrten die Abgeordneten verdutzt, dann brachen sie in brüllendes Gelächter aus; die Karnevalsfigur war kein anderer als der Demokrat Wenzler! Er trug nichts weiter als einen aus bunten Flecken zusammengesetzten Badeanzug, der seiner unförmig fetten Gestalt ein groteskes Aussehen verlieh.

Wutentbrannt hetzte der Gouverneur den anwesenden Polizisten auf den wildgewordenen Demokraten im Badeanzug. Doch dieser war trotz der Fülle seiner Figur schneller und entschlüpfte den zugreifenden Händen der Staatsgewalt. In langen Sätzen rannte er davon, riß auf dem Korridor die nächste Tür auf und landete im Pressezimmer, wo er sich einschloß. Er war mit seiner großartigen Idee, würdig eines amerikanischen Abgeordneten, höchst zufrieden, hatte er doch erreicht, was er erreichen wollte: Für diesen Tag mußte die Sitzung ausfallen, da es dem Gouverneur unmöglich war, gegen das anhaltende, brüllende, wiehernde Gelächter der Abgeordneten etwas auszurichten. Nicht ein einziger unter den vielen „Volksvertretern" empfand das Entwürdigende, Beschämende des ganzen Auftritts. Im Gegenteil, man nahm ihn als ausgezeichneten Spaß, den sich einer der Abgeordneten geleistet hatte!

Unterdessen hatte sich der Anwalt, Kneipenbesitzer und demokratische Abgeordnete Wenzler auf die Suche nach seiner im Garderobenzimmer abgelegten Kleidung gemacht. Aber, o Schreck, die Beinkleider waren spurlos verschwunden. Wie später festgestellt wurde, waren sie ihm von politischen Gegnern — den Republikanern — gestohlen worden!

Aber das focht den tüchtigen Demokraten wenig an; er lieh sich einfach eine andere Hose aus, obwohl sie viel zu eng und um gute zwei Handbreit zu kurz war. In diesem Zustand trat er den Heimweg an, der ihn durch mehrere zu dieser Tageszeit stark belebte Straßen führte.

So „kämpft" ein USA-Demokrat für sein Volk, das ihn als seinen würdigen Vertreter in die Legislatur geschickt hat.

Kriegsministerium sucht rothaarige Stenotypistinnen.

Im Senat zu Washington herrschte nicht geringe Aufregung. Der Senator Ellender aus Louisiana packte wieder einmal aus. Diesmal zog er gegen eine hohe Amtsstelle vom Leder, und zwar gegen ein wichtiges Büro des Kriegsministeriums. In diesem Büro — so schrie Senator Ellender wütend in den Saal — würden nur rothaarige Stenotypistinnen angestellt! Knallrot war die Losung — die Arbeitsleistung spielte nur eine untergeordnete Rolle. Und überdies, so behauptete der Senator, würden Gehaltserhöhungen von der mehr oder weniger intensiven Röte des Haares der Betreffenden abhängig gemacht. Ein hoher, leitender Beamter des Kriegsministeriums — so führte der Senator aus — habe eine anormale Schwäche für Rothaarige, die so weit gehe, daß er, der Senator Ellender, dringend um Einleitung einer Untersuchung bitten müsse.

Der Senat, dessen Mitglieder „mit Behagen", wie es in dem betreffenden Zeitungsbericht hieß, den temperamentvollen Ausführungen Ellenders gelauscht hatten, setzte zwar eine Untersuchungskommission ein. Aber damit war die Angelegenheit auch erledigt.

Nur das Kriegsministerium wurde noch lange Zeit später immer wieder an die merkwürdige Angelegenheit erinnert, denn immer wieder liefen Bewerbungsschreiben ein, die meist begannen: „Stenotypistin mit brennend rotem Haar..."

San Franziskos bestes Geschäft.

Am Strand innerhalb des Gebietes der Stadt San Franzisko war ein toter Walfisch angeschwemmt worden, weshalb die Hafenbehörden sich beeilten, den wertvollen Fund für die Stadt zu sichern. Der Walfisch wurde beschlagnahmt.

Nachdem die Stadt auf diese Weise zu einem billigen Walfisch gekommen war, beschloß man, das wertvolle Strandgut zu Geld zu machen. Man beauftragte eine Bergungsgesellschaft damit, die jedoch leider kein Seil von der Länge zur Verfügung hatte, wie es für die Bergung des Walfisches notwendig war. Großzügig kaufte die Stadt San Franzisko das Seil, mit dessen Hilfe der Wal an Land gezogen wurde. Es kostete die Kleinigkeit von 885 Dollar, während die Reederei, die den Schleppdampfer stellte, einen Bergelohn von 300 Dollar erhielt. Die weiter für die Bergung benötigten Arbeiter sowie ein Kran, der besonders gemietet werden mußte, verschlangen weitere 700 Dollar. Die Stadt hatte also insgesamt 1885 Dollar ausgegeben, um den Walfisch an Land zu bringen. Nun holte sie Kaufangebote ein.

Das höchste Angebot, das einlief, ging von einer Tranverwertungsgesellschaft aus, die ganze 50 Dollar bot! Da man trotz aller Bemühungen keinen Käufer fand, der mehr bezahlt hätte, wurde der mit einem Kostenaufwand von 1885 Dollar „erbeutete" Walfisch für 50 Dollar verkauft. Das für die Bergung angeschaffte Seil aber, das als überflüssig ebenfalls verkauft wurde, brachte mehr ein, als der ganze Walfisch!

Hände an die Hemdennaht.

Patriotismus ist an sich gewiß etwas Erfreuliches. Aber in den USA artet auch der Patriotismus — falls er überhaupt vorhanden ist — wie so vieles andere ins Groteske aus.

Die meisten amerikanischen Sender spielen zum Schluß ihres Tagesprogramms die amerikanische Nationalhymne. Mister Fauff aus Neuyork versäumte keine Nacht, die Hymne anzuhören, ehe er die Augen zum Schlaf schloß. Da er jedoch zeitig zu Bett zu gehen pflegte, wurde die Nationalhymne gewöhnlich erst dann gespielt, wenn er bereits ausgezogen im Bett lag. Wenn dann endlich die Nationalhymne erklang, sprang Mister Fauff aus dem Bett, nahm „Haltung" an, wie er das bei den Soldaten gesehen hatte, und „rührte" erst, wenn der letzte Ton verklungen war. Wie man sieht, war Mister Fauff ein hervorragender Patriot. Aber er wünschte, daß auch seine Frau gleich ihm im Nachthemd Nacht für Nacht ihren Patriotismus von neuem beweise.

Wenn auch die edle Missis Fauff bereits seit Stunden in süßem Schlummer lag und träumte, es nützte ihr alles nichts: Der Mann weckte sie und zwang sie aufzustehen, um neben ihm vor dem Lautsprecher Aufstellung zu nehmen. Die Hände an der Hemdennaht, standen beide da, um der Nationalhymne die Ehrenbezeigung zu erweisen.

Einige Monate lang ließ sich Frau Fauff die Geschichte, wenn auch brummend, gefallen. Dann aber wandte sie sich beschwerdeführend an die Leitung des Rundfunksenders. Von dieser für sie maßgebenden Stelle verlangte sie eine schriftliche Erklärung, ob die Bürger der Vereinigten Staaten verpflichtet seien, nachts ihr Bett zu verlassen, um im Nachthemd der aus dem Lautsprecher erklingenden Weise der Nationalhymne eine besondere Ehrenbezeigung zu erweisen. Aber der Direktor des Senders wagte es nicht, diese Frage von wahrhaft welterschütternder Bedeutung selbst zu entscheiden. Er leitete daher das Schreiben an die Stadtbehörde weiter.

Im Stadtrat begann eine umfangreiche Tätigkeit, um eine Klärung dieser hochpolitischen Frage zu erreichen. Akten und Erlasse wurden durchwühlt und die Gesetze auf einen Hinweis nachgesehen. Überdies wurden die Reglemente der amerikanischen Armee ebenso eingehend studiert wie die Bestimmungen der „Töchter der amerikanischen Revolution", die wie viele andere nordamerikanische Frauenklubs sowohl großen politischen als auch moralischen Einfluß auf das öffentliche Leben hat. Aber die umfangreiche Arbeit, die sich über viele Wochen hinzog und ihren schriftlichen Niederschlag in mehreren dicken Aktenbänden fand, war nicht vergebens. Es gelang amerikanischem Geist und staatspolitischer Tüchtigkeit, die Frage restlos zu klären. Mit gutem Gewissen

konnte man der geplagten und ewig in ihrer Nachtruhe gestörten Frau Fauff die Ruhe wiedergeben.

In einem umfangreichen amtlichen Schreiben mit hochoffiziellem Dienstsiegel wurde Frau Fauff mitgeteilt, daß „kein Bürger der Staaten verpflichtet sei, zu nächtlicher Stunde das Bett zu verlassen, um der aus dem Lautsprecher klingenden Nationalhymne die Ehrenbezeigung zu erweisen."

Da war endlich das Gewissen des hochpatriotischen Mister Fauff beruhigt: In Zukunft ließ er seine Frau ruhig weiterschlafen, wenn die Nationalhymne schmetternd erklang.

Der Bürgermeister mit der Peitsche.

Das kleine Grubenstädtchen Dupont im nordamerikanischen Staate Pennsylvanien wurde 1936 von einem Bürgermeister regiert, der mit den bestehenden Gesetzen und Strafbestimmungen nicht im mindesten einverstanden war. Mister Lukasik, wie der tüchtige Vertreter der Obrigkeit hieß, liebte es, die Bewohner der Stadt mit immer neuen Strafen, die er sich für die Sühnung von Vergehen und Verbrechen ausdachte, zu überraschen. Trunkenbolde, die von der Polizei aufgegriffen wurden, mußten beispielsweise eine mächtige Flasche Rizinusöl austrinken, während er jugendliche Taugenichtse höchstpersönlich mit dem Rohrstock auf den Pfad der Tugend zurückzuprügeln versuchte.

Um die Disziplin der Fußgänger zu heben, hatte sich der tüchtige USA-Bürgermeister etwas ganz Besonderes ausgedacht. Mit einer Pferdepeitsche bewaffnet, stellte er sich an besonders belebten Straßenkreuzungen auf und lauerte auf Verkehrssünder. Hatte er einen erspäht, so eilte er, die Peitsche drohend schwingend auf ihn zu, und verprügelte ihn auf offener Straße.

Aber der Erfolg der seltsamen Staatsaktionen des Herrn Bürgermeisters war gleich Null. Stellte er sich — nachdem sich sein Verfahren herumgesprochen hatte — an einer Straßenkreuzung auf, so erschienen bald zahlreiche Schulkinder auf der Bildfläche, um vor den gestrengen Augen des Stadtoberhauptes höchst verkehrswidrig die Straße zu überschreiten. Das machte ihnen viel Spaß und hatte keineswegs „schmerzhafte" Folgen, denn sie konnten weit schneller laufen als der Herr Bürgermeister!

II

Die oberen Zehntausend.

Dollarmillionär als Falschmünzer.

Der vielfache Hausbesitzer und Dollarmillionär Edward Albert Ridley, der in Neuyork in einem einfachen, schmutzigen und billig möblierten Zimmer hauste, galt mit Recht als ein Sonderling, der von geradezu krankhaftem Geiz besessen war. Hatte er in der Stadt zu tun, dann legte er auch die weitesten Strecken zu Fuß zurück, um ein paar Cents an Fahrgeld zu sparen. Er pflegte — ebenfalls aus Geiz — die Mieten in seinen Häusern, die durchweg in den verkommenen und schmutzigen Armenvierteln der Stadt Neuyork lagen, selbst einzukassieren. Wegen seiner brutalen Härte und Rücksichtslosigkeit gegen Mieter, die einmal mit einem Teil der Miete einige Tage im Rückstand blieben, war der geizige Millionär ebenso gefürchtet wie gehaßt.

Phantastisch war Ridleys Aufzug. Ob das Wetter schön war oder ob es regnete, stets war er mit einem schäbigen, abgetragenen Regenmantel bekleidet. Dazu trug er Regenschirm und Gummischuhe. Ein verwahrloster Bart, der das Gesicht des Sonderlings fast ganz bedeckte, machte diesem merkwürdigen Multimillionär nur noch abstoßender.

Der einzige Mensch, den Ridley um sich duldete, war William Monch, der früher in einem Kaufhaus, das dem Millionär gehört hatte, Hauptbuchhalter gewesen war. Mönch machte seinem Namen alle Ehre. Er war der gleiche menschenscheue Einsiedler wie Ridley, sprach kaum ein Wort und trug, wie sein Herr stets einen schmutzigen Mantel. Beide aber, Ridley und Mönch, litten an Verfolgungswahn. Der „Büroraum", in dem sie arbeiteten, lag im Keller eines schmutzigen, baufälligen Hauses und war nur durch einen unbenützten Pferdestall zu erreichen. Von früh bis spät in die Nacht hinein saßen Ridley und Mönch in diesem Kellerloch. Nur eine stickige Petroleumlampe erhellte den fensterlosen Raum.

Eines Tages war Mönch im „Büro" tot aufgefunden worden. Er war erschossen worden. Aber die Polizei versuchte vergeblich, das Rätsel dieses Mordes zu klären. Raubmord konnte nicht vorliegen, da der Tote noch seine goldene Uhr bei sich hatte und die bei ihm vorgefundene Brieftasche weit über 1000 Dollar enthielt. Ein gewisser Verdacht ruhte auf Ridley, aber es gelang nicht, ihm die Tat nachzuweisen. Stumm und schweigsam, fast verbissen, verfolgte der Millionär, der damals 85 Jahre alt war, die Arbeit der Polizei. Obwohl er ein ganzes Menschenleben lang Seite an Seite mit William Mönch gearbeitet hatte, war ihm nicht die geringste Bewegung anzumerken. Jedenfalls blieb der Mord trotz umfangreicher kriminalistischer Arbeit ungeklärt.

Kurz nach dem Tod seines bisherigen Mitarbeiters stellte Ridley einen neuen Sekretär ein, den Juden Lee Weinstein. Dieser hatte es durch Geschäfte, die das Licht der Öffentlichkeit scheuten, zu einem ansehnlichen Vermögen gebracht.

Auch Weinstein war ein Sonderling wie sein Vorgänger. Er hatte etwas Unheimliches in seinem Aussehen und seiner ganzen Art, wenn er mit lautlosen, fast schleichenden Schritten über die Straße ging. Den Rücken hielt er scheu geduckt; nach wenigen Schritten blickte er sich vorsichtig nach allen Seiten um. Das war ein Mann, wie ihn Ridley liebte; gern nahm er ihn als Sekretär in seine Dienste. Welch seltsamer Art das Verhältnis zwischen dem Juden und dem millionenschweren Sonderling gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß die beiden einen Erbschaftsvertrag auf Gegenseitigkeit abschlossen, der übrigens später einmal dem Erbschaftsgericht manche Schwierigkeit bereiten sollte. Starb Weinstein vor Ridley, so sollte dem Millionär eine Summe von 200 000 Dollar zufallen; starb Ridley eher, so sollte der Jude den gleichen Betrag erben.

Jahre waren vergangen. Da fiel es den Hausbewohnern auf, daß es seit Tagen in den Kellerräumen still war. Als man in den Keller eindrang, machte man die Entdeckung, daß sowohl Ridley als auch Weinstein ermordet worden waren. Die von der Polizei durchgeführte Untersuchung ergab die überraschende Tatsache, daß der Schuß, der den Juden getötet hatte, aus der gleichen Waffe abgegeben sein mußte, mit der vor Jahren der erste Sekretär des Millionärs erschossen worden war. Ridley aber war erwürgt worden. Doch die Reihe der verdächtigen Feststellungen war damit noch nicht zu Ende. Abgesehen davon, daß der Erbschaftsvertrag die Klärung der Frage notwendig machte, wer von beiden zuerst den Tod gefunden hatte, stellte man fest, daß von Ridleys Vermögen, das — wie feststand, vier Millionen betragen mußte, nur noch eine Millionen Dollar vorhanden war.

Die größte Überraschung aber war die Feststellung, daß Ridley sich während der Zeit der Prohibition mit Schnaps-Schmuggel befaßt und in den letzten Jahren Falschmünzerei betrieben hatte. Mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln betrieb die Polizei die Aufklärung des geheimnisvollen Falles, jedoch ohne Ergebnis. Es war unmöglich, den Kreis der Menschen, mit denen Ridley zu tun gehabt hatte, festzustellen. Lediglich zwei Juden, die mit ihm dunkle Geschäfte gemacht hatten und somit der Tat verdächtig waren, konnten festgenommen werden. Aber man konnte ihnen nicht nachweisen, daß sie in irgendeinem Zusammenhang mit dem Doppelmord standen. In einem tagelangen zermürbenden Verhör gestanden sie lediglich, daß sie den alten Ridley jahrelang um beträchtliche Summen betrogen hatten. Sie kamen mit geringen Freiheitsstrafen davon.

Nach langem, vergeblichen Bemühen schloß die Polizei die Akten des Falles Ridley und Weinstein. Man nahm an, daß der Mörder in den Kreisen der Falschmünzer zu suchen war, mit denen der Millionär und sein jüdischer Sekretär zu tun gehabt hatten.

Der heftige Streit, der um die Millionen des ermordeten Ridley entbrannte, ging noch lange hin und her. Die Behörden dachten nicht daran, das Vermögen zugunsten des Staates zu beschlagnahmen, obwohl nachgewiesen worden war, daß es zum größten Teil aus der Herstellung falschen Geldes stammte. Ridley gehörte zu den „Oberen Zehntausend" — wer hätte es da gewagt, die Hand auf sein ergaunertes Geld zu legen? Da es aber vollkommen unmöglich war, mit Sicherheit festzustellen, wer von den beiden Ermordeten zuerst den Tod gefunden und damit den anderen beerbt hatte, löste das Gericht diese Frage auf die einzig mögliche Weise. Es erklärte amtlich: daß Ridley und Weinstein zu gleicher Zeit den Tod gefunden hätten. Damit war der Fall Ridley für die Behörden erledigt und die Erbschaft in Höhe von einer Million Dollar fiel einem entfernten Verwandten zu.

200 000 Dollar Vermögen — als Dieb gestorben.

Jahrelang spielte William Fein in der „guten Gesellschaft" von Albany eine große Rolle; er galt wegen seiner Geldverschwendung als angesehener Mann. Aber obwohl er Jahrzehnte hindurch nur vom Taschendiebstahl lebte und viele Jahre hinter Gefängnismauern zugebracht hatte, dachten die Gerichte gar nicht daran, sein zusammengestohlenes Vermögen zu beschlagnahmen. Und die „feinen" Kreise, in denen er zu verkehren pflegte, stießen sich ebensowenig daran, obwohl sie unbedingt wissen mußten, daß der Jude Fein ein Verbrecher war. Aber er besaß viel Geld; das genügte, um ihn für einen „feinen" Mann zu halten.

William Fein, mit dem Spitznamen „the dip" (frei übersetzt: „der Mann, der untertaucht"), galt von 1909 bis 1929 als einer der gefährlichsten und dreistesten Taschendiebe der Vereinigten Staaten. Die Polizei behauptete, daß der Jude damals, in seiner „Glanzzeit", täglich bis zu tausend Dollar erbeutete. Einundfünfzigmal wurde er verhaftet, aber nur neunundzwanzigmal verurteilte man ihn. Er warf das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinaus, soweit es sich um die Befriedigung seiner eigenen Ansprüche handelte. Gegen seine Mitmenschen war er von brutaler Rücksichtslosigkeit und geradezu krankhaft geizig. Da gewann er eines Nachts im Kartenspiel 200 000 Dollar. Nun kannte seine Verschwendungssucht überhaupt keine Grenzen mehr und die Folge war, daß sein Ansehen in der „guten" Gesellschaft Albanys ins Ungemessene stieg. So war das Vermögen bald vertan, und Fein wurde von neuem der Schrecken der Polizei. Seine Spezialität war es, die Einwanderer, die oft große Summen bei sich trugen, zu bestehlen. Als er sich eines Tages an einen Fremden heranmachte, bei dem er eine größere Summe Bargeldes vermutete, wurde er von einer Streife der Polizei beobachtet und festgenommen. Auf dem Wege zur Polizeiwache brach er plötzlich zusammen. Ein Herzschlag hatte seinem Verbrecherleben ein Ende gesetzt.

Seltsame Flitterwochen.

Einen Monat erst war der millionenschwere Neuyorker Bildhauer Prescott Vanvyck mit der bildschönen Spanierin Mozellicita verheiratet. Seine Bekannten, die natürlich glaubten, die Neuverheirateten verlebten einen wonnigen Honigmond fielen aus allen Wolken, als bekannt wurde, daß die junge Frau gegen ihren Mann die Scheidungsklage eingereicht hatte.

Zur ersten Verhandlung vor dem Scheidungsrichter fand sich eine so große Menge von Zuhörern ein, daß der Saal kaum alle zu fassen vermochte. Aber die „Oberen Zehntausend" lassen sich schließlich nicht gern eine Sensation entgehen, überhaupt dann nicht, wenn diese Sensation intim-privater Natur ist. Und sie alle, die gekommen waren, Sensationen zu erleben, kamen auf ihre Kosten.

Mozellicita, eine Frau, die nicht nur schön, sondern überdies klug war, hatte ihre Scheidungsgründe, wohlgeordnet nach Punkten, aufgeschrieben, und las sie nun unter dem atemlosen Schweigen der Zuhörer vor.

In einer längeren Einleitung wies sie darauf hin, daß ihr Mann trotz seiner Millionen keine Lebensart besitze, außerdem verstiegen sei und es nicht nur an der seiner Frau gebührenden Achtung fehlen lasse, sondern sie sogar noch jeden Tag wiederholt beleidige.

Nach der Einleitung begann Frau Vanvyck mit der Verlesung ihrer „vier Punkte", in denen sie ihr Scheidungsbegehren begründete.

„Punkt eins", begann die junge Frau, „jeden Morgen zwang mich mein Mann, sofort nach dem Aufstehen an einer Mauer im Garten unseres Hauses Aufstellung zu nehmen. Dann legte er mir eine Zitrone auf den Kopf, nahm Pfeil und Bogen und schoß mir die Zitrone vom Kopf wobei ich jedesmal Todesängste ausstand. Das wiederholte er sechs- bis achtmal hintereinander.

Punkt zwei: Wenn ich morgens das Bad betrat, folgte mir mein Mann mit einem brasilianischen Säbel, den er gefährlich über seinem Kopf schwang, um — wie er erklärte— in mir die Furcht abzutöten.

Punkt drei: Gingen wir spazieren, so benützte mein Mann nicht etwa das Gartentor, wie es normale Menschen tun. Er kletterte vielmehr darüber. Auch in öffentlichen Parkanlagen, ging er nicht durch das Tor, sondern stieg, ohne sich um die Zuschauer zu kümmern, über den Zaun.

Punkt vier: Mein Mann beleidigt mich mehrmals täglich dadurch, daß er mich vollkommen grundlos mit Schimpfwörtern überschüttet."

Obwohl man in den USA für die Narrheiten und die Exzesse der Angehörigen der sogenannten „Überschicht" sonst durchaus Verständnis hat und dem, der Geld hat, alles erlaubt, wurde die Ehe aus alleinigem Verschulden des Mannes geschieden.

Gemütlichkeit im „Verrücktenzimmer".

Zu den Leuten die stolz darauf sind, einen Spleen zu haben, gehört der reiche Neuyorker Schauspieler Joe Cock, der seinem „gemütlichen" Heim den bezeichnenden Namen „Schlaflose Hölle" gegeben hat. Eine Anzahl dunkler Existenzen, und zwar Personen, die früher einmal als Polizeispitzel übelster Sorte eine Rolle spielten, sind als Diener in seinem Hause angestellt. Hat Joe Cock Gäste, so spielt sich der Empfang der Eingeladenen in folgender Weise ab. Wenn ein Auto vorfährt, reißt einer der „Diener" den Wagen-

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

schlag auf, starrt dem Gast frech ins Gesicht und mustert ihn dann ungeniert von oben bis unten. Ein zweiter Galgenvogel reißt dem Gast den Hut vom Kopf, wirft ihn einem dritten vor die Füße, der dann — maßlose Wut markierend — wie ein Irrsinniger auf der Kopfbedeckung des Gastes herumtrampelt.

Sind die Gäste vollzählig versammelt, so werden sie ins Speisezimmer geführt. Hinter jedem Stuhl steht wiederum eine der üblen Unterweltsgestalten. Setzt sich der Gast, so fühlt er zu seinem Entsetzen den Stuhl unter sich weich werden und in sich zusammensinken: die Sitzgelegenheit besteht aus Gummi.

Harmlos gegen den eben geschilderten Spleen Cocks ist der Spleen des Präsidenten der „Canadian Pacific Railway", Sir Robert Horn. Dieser behauptet ohne die rüttelnde leicht schaukelnde Bewegung und das stampfende Geräusch eines Pullman-Wagens nachts kein Auge schließen zu können. Aus diesem Grunde hat er sich ein Bett bauen lassen, das mittels besonderer Vorrichtungen die Bewegungen und die Geräusche eines fahrenden Zuges vollführt und so den Präsidenten „mild und lind" einschläfert, wie er behauptet.

Der Millionär Earl Butler aus Des Moins im Staate Jowa dagegen hegt eine starke Abneigung gegen das Treppensteigen. Als der Baumeister seine Villa entwarf, fand er an Stelle von Treppen eine Lösung, die das helle Entzücken seines seltsamen Auftraggebers Butler erregte und auch in die Tat umgesetzt wurde. So hat heute Earl Butlers Villa anstatt einer Treppe eine Rampe, die sich in der Mitte des Gebäudes in sanfter, spiralförmiger Windung vom Keller bis zum Boden hochschraubt. Aber damit ist der Spleen des Mister Butler noch nicht befriedigt. Er benützt vielmehr, um seiner Verrücktheit die Krone aufzusetzen, die Rampe in Erinnerung an seine längst vergangene Kinderzeit als — Rutschbahn!

Der in Amerika „berühmte" Star des Rundfunks Mary Jane Walsh opfert ebenfalls dem USA-Götzen Spleen ihren Tribut. Allerdings tut sie dies — wie von einer wirklichen Dame nicht anders erwartet — auf eine weit sinnigere und zartere Weise, als es in der rauhen Männerwelt üblich ist. Der Höhepunkt ihrer Gesellschaften ist die „Plauderstunde am Kamin". Allerdings darf man hierbei nicht an die zwar ebenfalls spleenigen, aber weniger zarten „Plaudereien am Kamin" denken, die Mister Roosevelts Vergnügen sind Nein bei Fräulein Walsh aus Neuyork geht es anders zu. Da werden zur Erhöhung der Stimmung die Lampen verlöscht, so daß nur die Glut des Kamins (natürlich auch im Hochsommer, denn ein flackerndes Kaminfeuer wirkt immer stilvoll!) ihren flackernden Schein in das Dunkel des Zimmers wirft. Wenn es so weit ist, beginnt (wie „gemütlich"!) eine Grille zu zirpen. Die Tierchen werden in kleinen goldenen Käfigen — unter Gold geht's nun mal nicht — gefangengehalten. Mary Jane Walsh gibt, wie sie erklärt, nicht wenig Geld dafür aus, daß sie stets prompt mit pünktlich zirpenden Grillen beliefert wird. Sie behauptet, daß sie während der „Plauderstunden am Kamin" bisher noch niemals von ihren winzigen Hausmusikanten im Stich gelassen worden sei.

Auch Frank H. Hill von der „General Electric Company" hat einen Spleen, und zwar einen ausgewachsenen! Natürlich bedient er sich, als Mann vom Fach, dabei in erster Linie der Elektrizität.

In seinem Hause gibt es ein Zimmer das er in edler Selbsterkenntnis „Verrücktenzimmer" genannt hat. In diesem Zimmer sind 53 verschiedene elektrisch arbeitende Einrichtungen angebracht, die das Zimmer zu einer wahren Schreckenskammer machen, in der man das Gruseln lernen könnte. Beim Betreten des Zimmers beginnt ein tolles Geläute von Kuhglocken, die in geradezu raffiniert ausgeknobeltem Mißklang dem Ohr das Irrsinnigste zumuten, was ein normaler Sterblicher überhaupt an Disharmonie ohne Tobsuchtsanfall zu ertragen vermag. Dazwischen gellt aus einem elektrischen Grammophon ein kurzer Willkommensvers, der mit kreischender, greller Stimme ununterbrochen wiederholt wird bis dem Gast der Angstschweiß ausbricht. Schweigt endlich die Stimme, so erscheint an der Wand das Tonfilmbild eines schreckenerregenden Männergesichts, aus dessen breiten, wulstigen Lippen ein Strom von Beschimpfungen und anderen Worten quillt, die nur dem Hirn eines unheilbar Geisteskranken entsprungen sein können. Hält sich der Gast, der unvorsichtigerweise das Verrücktenzimmer betrat, irgendwo fest, sei es an einem Tisch einem Stuhl oder an der Wand so zuckt er unter einem elektrischen Schlag zusammen. Nur ein einziger Stuhl ist nicht elektrisch geladen. Dafür aber birgt er andere Hinterhältigkeiten. Setzt man sich darauf, so quellen unter ihm eine Unmenge häßlicher, abstoßender Tiere aus Gummi wie am laufenden Band hervor: Kröten, Frösche, Molche, Schlangen, Ratten und unförmige Phantasiegestalten, die aus einem Höllenreich der Tiere zu stammen scheinen.

Der Besitzer dieses Verrücktenzimmers aber der geistig einfach nicht normal sein kann, erklärte einst einem Zeitungsvertreter in einem Interview: „Ich bin fest davon überzeugt, daß es in den Staaten niemand so meisterhaft versteht wie ich, es seinen Gästen so richtig — — ‚gemütlich' zu machen!"

III.

Recht wird Unrecht.

30 000 verrückte Gesetze.

Natürlich gibt es im Land der Superlative — das stolz darauf ist — auch die verrücktesten, albernsten und unsinnigsten Gesetze. So wird sogar das Recht, das Gesetz, das in anderen Ländern naturgemäß die sachlichste und nüchternste Maßnahme zur Regelung des öffentlichen Lebens, zur Ordnung und zum Schutz der Staatsbürger ist und auch sein muß, in den USA zum Tummelplatz spleeniger Juristen. Nicht einmal hier scheut man sich davor, sich selbst und den Staat, dessen Namen ja die Gesetze deckt zum Popanz zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Schluß zu Seite 5: Nächste Woche ist Taufe!

In aller Frühe werden wir Arbeitsmaiden und unsere Lagerführerin uns auf den Weg machen, und meine Bäuerin wird sich freuen, wenn wir so plötzlich mit einem kleinen, zarten Wiegenlied und einem riesengroßen Blumenstrauß auf dem Hof erscheinen. Ein großes Geheimnis habe ich auch! Ich durfte dabei sein, als der Name für das Kleine ausgesucht wurde. Es soll aber ja kein so „neumodischer" sein, sagt die Großmutter Aber ein wenig haben wir sie doch überredet, und nun ist es ein — psst!!!! das darf ich Euch noch nicht verraten.

Humor

„Siehst du dort den bedauernswerten alten Herrn, der grad über die Straße geht, Amalie? Der ist seit zwei Jahren taub. Völlig taub."

Das ist ja furchtbar, Max. Aber wie entsetzlich muß das für die arme Frau erst sein."

„Die weiß es noch gar nicht, daß er taub ist, Amalie."

*

„Du lügst mir zu viel, Anton. Das ist sehr häßlich und führt zu keinem guten Ende. Auch wenn es unangenehme Folgen haben kann, mußt du die Wahrheit sagen. Versprich mir, daß du es in Zukunft immer tun willst."

„Ja, Papa."

„Schön! Vergiß dein Versprechen nicht! Und nun sieh mal nach, wer da eben geläutet hat. Ist es der Gerichtsvollzieher, so sag' ich wär' nicht zu Hause."

*

Ein Schiffsarzt, der seinen Patienten für jede Krankheit Seewasser verschrieb, fiel an einem stürmischen Tage ins Meer. Ein Matrose, der es bemerkt hatte, schrie über das Schiff hin „Mann über Bord!" und lief zum Kapitän. „Was ist denn passiert?" rief dieser ihm zu. „Der Doktor ist in seine Medizinkiste gefallen!" antwortete der Matrose.



Kleine Störung.
Der Brite: „Wollt ihr wohl kuschen — seht ihr nicht, daß wir über die Befreiung der Welt von der Tyrannei konferieren?!"
Zeichnung: Kraft.

Hans ist ein Mann mit Tempo.

Vierundzwanzig Stunden kennt Hans Grete. Dann macht er ihr einen Heiratsantrag.

„Das kommt mir sehr überraschend" sagt Grete.

„Ach", meint Hans enttäuscht, „und ich dachte, du hättest inzwischen schon deine Papiere in Ordnung gebracht!"

*

„Du", meinte Helga zur Freundin, „dein Willi ist dir bestimmt nicht treu! Der hat gestern dauernd von seiner Liese gesprochen!"

„Ach", lachte die Freundin, „laß ihn nur, er ist doch bei den Reitern und sein Pferd heißt Liese!"

*

„Der Behner betört jedes Frauenherz!"

„Na, so ein Adonis ist er doch gerade nicht?"

„Nee, aber er erzählt jeder, daß er ein viertel Pfund Kaffeebohnen besitzt."

*

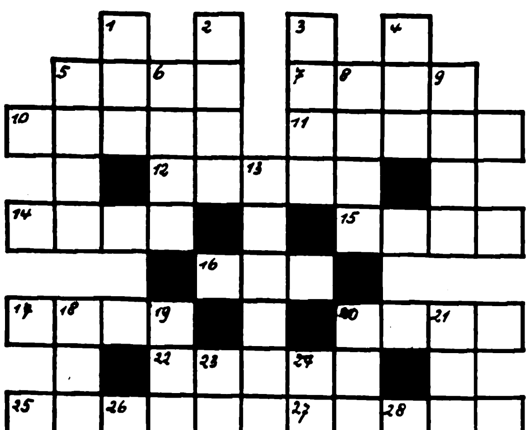
„Der Knust erzählt aber auch zu haarsträubende Geschichten!"

„Ist das wirklich so schlimm?"

„Ich kann Ihnen sagen, neulich hatte sich meine Frau Dauerwellen machen lassen, und als Knust gegangen war, war nichts mehr davon zu sehen!"

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 5. befestigter Platz, 7. heiliger Stier, 10. weibl. Vorname, 11. Gesichtsteil, 12. Hülsenfrucht, 14. Gesichtsteil, 15. Haustier, 16. Teil des Baumes, 17. Farbe, 20. Gehalt, 22. Farbenübermalung, 25. Witterungscharakter, 27. deutscher Dichter, 29. Blutgefäß, 30. Sinnesorgan. Senkrecht: 1. Heilverfahren, 2. Nebenfluß der Elbe, 3. Körperteil, 4. Wink, 5. Hafenstadt am Kaspischen Meer, 6. Schilf, 8. Hafendamm, 9. Holzstück, 13. Grundlage, 18. Farbe, 19. Laubbaum, 20. Farbe, 21. Geschenk, 23. Fluß in der Schweiz, 24. Metall, 26. weibl. Vorname, 28. türkischer Befehlshaber.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Fichte Denker Makedonien Gaslicht Leben Hornist Genick Lichtgarbe Gemahl Macht Midas Hauswirt Kresse Darwin Sinne Stengel Ruth Graben Höhensonne Wolle Flötensolo Wunde Arndt Masse Gewirr Darm Anwesen Rache Wisent Sold Lende sind je drei Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Georg Stammler ergeben. st = ein Buchstabe.

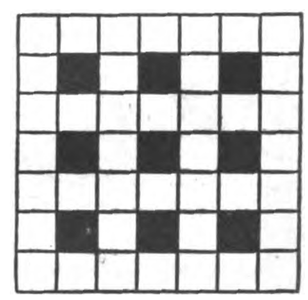
Silbenrätsel

Aus den Silben: a — a — a — a — ar — beit — bu — bu — ce — di — di — dol — e — e — e — fa — fen — gau — glo — gra — hand — in — kar — ko — li — li — log — ma — metsch — nat — ne — phie — pi — pri — ru — schi — se — stand — ter — ter — ter — the — the — tho — ton — u — un — zer sind 17 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Moltke ergeben. ch = ein Buchstabe.

1. Stadt in Niederschlesien, 2. Steindruck, 3. Spielkarte, 4. Beiwort, 5. Philippineninsel, 6. Gefängnis, 7. turnerische Übung, 8. Steinobst, 9. Unterhaltungsstätte, 10. Tätigkeit, 11. Geier, 12. Reisigbündel für Schanzbauten, 13. Sprachkundiger, 14. Erziehungsanstalt, 15. arab. Titel, 16. Zwiegespräch, 17. weibl. Vorname.

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 ....

Viereck



Die Buchstaben a a e e e e e e e e g g h h i i i i k k l m m m n n n p p r s s s s t t u z z sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Stadt am Nil, 2. Sonnendach, 3. Feuerung, 4. Teil der Blume.

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 5. Burg, 7. Apis, 10. Marie, 11. Lippe, 12. Erbse, 14. Mund, 15. Rind, 16. Ast, 17. blau, 20. Gage, 22. Lasur, 25. Klima, 27. Raabe, 29. Ader, 30. Auge. Senkrecht: 1. Kur, 2. Eger, 3. Hals, 4. Tip, 5. Baku, 6. Ried, 8. Pier, 9. Span, 13. Basis, 18. lila, 19. Ulme, 20. grau, 21. Gabe, 23. Aare, 24. Uran, 26. Ida, 28. Aga. ✱ **Kryptogramm:** Fichte Denker Makedonien Gaslicht Leben Hornist Genick Lichtgarbe Gemahl Macht Midas Hauswirt Kresse Darwin Sinne Stengel Ruth Graben Höhensonne Wolle Flötensolo Wunde Arndt Masse Gewirr Darm Anwesen Rache Wisent Sold Lende. „Ich denke, das Leben ist nicht gemacht, daß wir es darinnen gut haben sollen, sondern daß wir daran wachsen sollen." ✱ **Silbenrätsel:** 1. Glogau, 2. Lithographie, 3. Unter, 4. Epitheton, 5. Cebu, 6. Karzer, 7. Handstand, 8. Aprikose, 9. Theater, 10. Arbeit, 11. Urubu, 12. Faschine, 13. Dolmetsch, 14. Internat, 15. Efendi, 16. Dialog, 17. Amalie. „Glueck hat auf die Dauer nur der Tuechtige." ✱ **Viereck:** 1. Memphis, 2. Markise, 3. Heizung, 4. Stengel.

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe.

Von Ernst Peetz, München.
Weiß: Kc5, Dc3, Sf4, Bh6 (4)
Schwarz: Ke4, Bf5, g5 (3)
Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Lösung:

1. Dg3!, g×f4; 2. Dc3, f3; 3. Dd4‡ usw.

Bauernraub auf b2.

Bevor man die Dame ins Gefecht führt, soll man leichte Figuren entwickeln, auch soll man nicht frühzeitig auf Bauernraub ausgehen, wie in folgender Sizilianischen Verteidigung es der Fall ist.

Weiß: Kuhfuß. Schwarz: Kirbach.

1 e4, c5; 2. Sf3, Sc6; 3. d4, c×d4; 4. S×d4, Sf6; 5. Sc3, d6; 6. Lc4, e6; 7. 0—0, a6; 8. Le2, Db6? (Besser wäre Le7 nebst 0—0 und Dc7!); 9. Le3, D×b2? (Diesen Bauern zu schlagen ist mehr als gewagt!); 10. Dd2, Db4; 11. Tb1, Da5; 12. S×c6, b×c6; 13. Lb6, De5 (auf Da3 käme Tb3); 14. f4, S×e4; 15. S×e4, D×e4; 16. Lf3! Schwarz gibt auf, denn nach Dc4 käme Tb4 nebst L×c6+ mit Turmgewinn!

DER FÜRST VON SALZBURG







Ein glücklicher Fürst voll großer Ideen.

Wolf Dietrich von Raitenau, ein fürstlicher Kavalier der Renaissance, ist zu der schönen Ratsherrntochter Salome Alt in heißer Liebe entbrannt (Bild 3) und freit um sie, was ihn in Gegensatz zu Rom bringt, denn seine Wahl zum Erzbischof steht bevor. Aber er ist in seiner Liebe unbekümmert glücklich. Er wird sein Salzburg zu einer Perle unter allen Städten verschönern. Voller Ideen zum Aufbau bespricht er mit Marcus Sitticus seine Pläne (Bild 1). Die gotische Enge des Stadtbildes soll schwinden. Neben Bauten wie der Dom (Bild 2) und schönen Plätzen wird er so für seine geliebte Frau, mit der er sich rasch vor seiner Wahl trauen läßt, das Lustschloß Mirabell und wundervolle Gärten schaffen.



Der Kardinal-Legat kommt persönlich, um Wolf von seinem weltlichen Vorhaben abzubringen. Aber Wolf Dietrich kennt nur die große schöne Aufgabe: er wird seine Pläne ausführen (Bild 4).

*

Verzichten? Ein kaiserliches Adelsschreiben benutzt der Kardinal-Legat, Salome zum Verzicht auf den Gatten zu bewegen und ihm so das Notpeinliche Gericht zu ersparen (Bild 5). Vergeblich. Der Papst erkennt die Ehe nicht an.

Bildbericht von Bruno Völkel

*

Trennung? „Wenn Sie Schutz suchen, hohe Frau, kommen Sie nach München!" Bayern empfand Wolf Dietrichs Absicht, die Erbfolge einzuführen, als Bedrohung. Der siegreiche bayerische Marschall Hadland gibt der Gattin seines Gegners freies Geleit (Bild 6).





Tief im Volkstum wurzelt die Geschichte von der großen Liebe des Landesfürsten zur Bürgerstochter, deren Name durch den Bau des Liebesschlosses Mirabell die Zeit überdauerte. Der Dichter des Schauspiels „Der Fürst von Salzburg", Siegfried Knappitsch, hat für die Uraufführung in Wien die Exl-Bühne (Spielleiter: Hainisch) gewonnen. Von den Darstellern zeigen wir hier: Ilse Exl (Salome Alt); Leopold Esterle (Wolf Dietrich); Eduard Köck (Kardinal-Legat); Hans Dengl (Marschall Hadland).



Wolf Dietrich beugt sich nicht.
So muß er in Hohensalzburg bei vermauerten Fenstern sein Ende erwarten

Träumen zum Aussuchen!

BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER

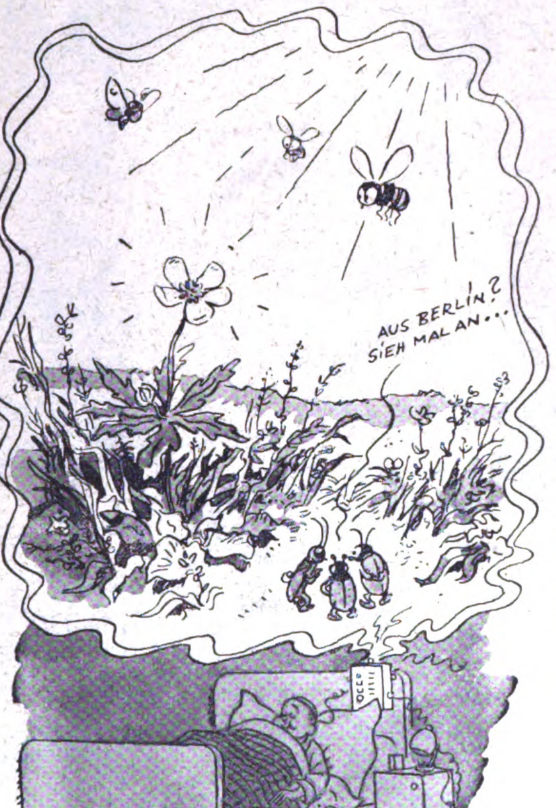
Vorige Woche erzählte einer in der Schriftleitung, daß er nachts in seinen wohlverdienten Schlafstunden regelmäßig so doles, unmögliches Zeug träume, daß er dann morgens immer vollkommen unausgeschlafen wieder aus der Falle steige. „Leute", sagte er schließlich, „da müßte es einen Apparat geben, den man am Bett anschraubt und auf dem man sich beim Zubettgehen einstellen kann, was man nachts Schönes träumen will! Das wär' was!" Der Gedanke hat uns so gefallen, daß wir unseren Zeichner gebeten haben, die Sache mit dem „Traumrichtapparat" auszuspinnen . . .



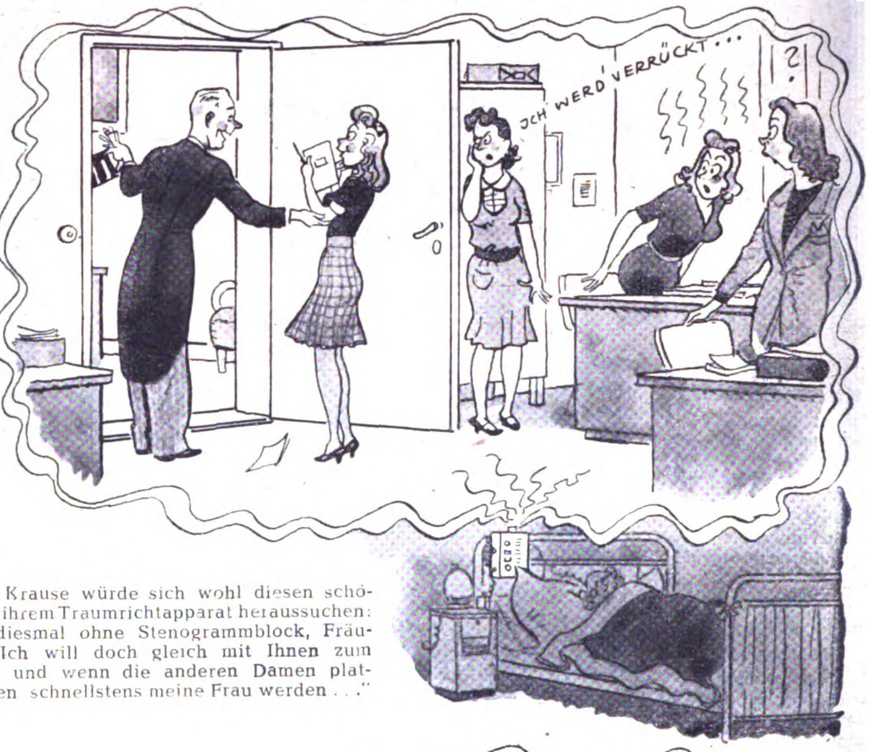
Der besonders schöne Traum, den sich Willi neulich abend einstellte, und den er in der nächsten Nacht unbedingt weiterträumen wollte —



— leider hatte seine Wirtin beim Staubwischen am Traumrichtapparat gedreht . . .



← Was Herr Generaldirektor Baumkratz für den schönsten Traum hielt. „— sie soll in Wirklichkeit ein Generaldirektor aus Berlin sein, der hier als Butterblume bloß mal einen Sommer lang ausspannen will!"



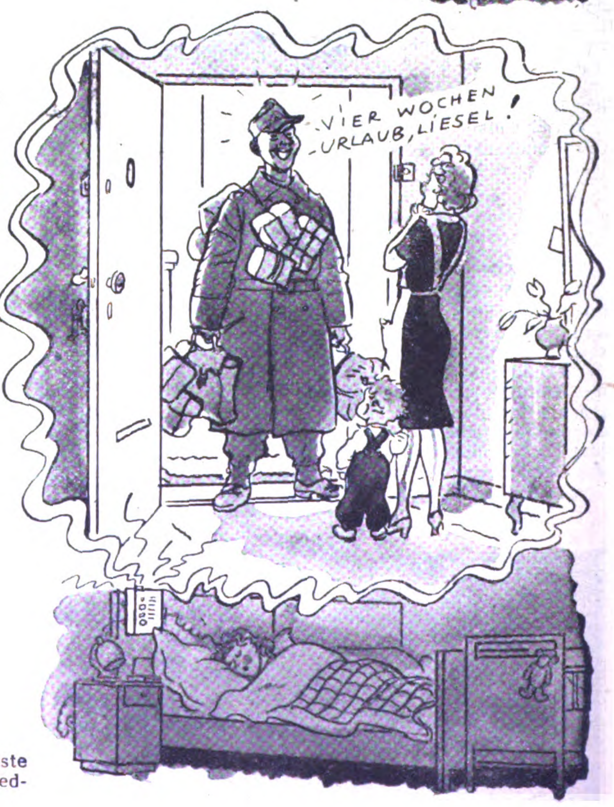
Unser Fräulein Krause würde sich wohl diesen schönen Traum auf ihrem Traumrichtapparat heraussuchen: „Nein, bitte diesmal ohne Stenogrammblock, Fräulein Krause. Ich will doch gleich mit Ihnen zum Standesamt — und wenn die anderen Damen platzen — Sie sollen schnellstens meine Frau werden . . ."



Wohl der schönste Traum, den sich Frau Seifert denken konnte, und den sie mit einer raffinierten Mischeinstellung auch richtig „hinbekam".



Der Mann, dem die Sache mit seinem Traumrichtapparat so viel Spaß machte, daß er sich die ganze Nacht hindurch alle Stunden wecken ließ, um immer neu einzustellen und möglichst viel Abwechslung zu haben . . . „Also, Badestrand Gänsebraten, Zigarrenfabrik, Ballett und Zarah Leander hätte ich schon — jetzt nehm' ich mal Jugendliebe und dann Abend am Wörthersee . . ."



Und der aller-allerschönste Traum, den sich Frau Fiedler einstellen wird.

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. ABCDEFG 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 9. MÄRZ 1944
19. JAHRGANG ∴ FOLGE 10

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:



„Den Burschen soll die Lust zur Landung vergehen!"
Unsere Grenadiere sichern auch die Felsenküste der Bretagne mit Minen und Drahthindernissen gegen die Todfeinde Europas.
PK.-Bildbericht in dieser Folge von Kriegsberichter Schmidt-Scheeder-Atl.

GEFANGEN IN ITALIEN . . .



Inder.
Ein Gefangener der im Raum von Termoli eingesetzten indischen Division.



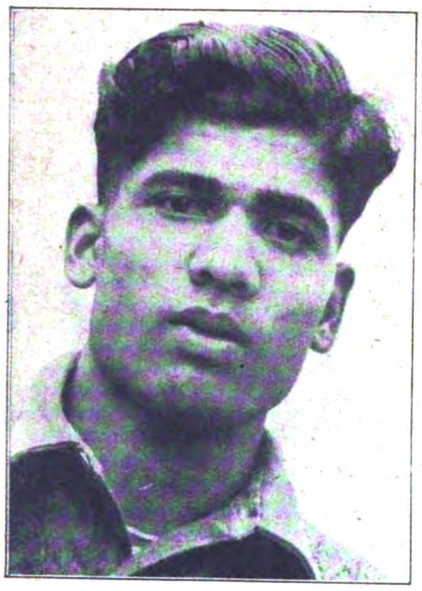
Südafrikanischer Farmer,
48jährig, der an der Südfront gefangen wurde.



Araber aus Nordafrika.
Mit seinen 50 Jahren haben ihn die Engländer, schlecht ausgebildet, ins Feuer geschickt.



Somalineger.
Er geriet bei den Kämpfen an der Mittelfront in deutsche Hand.
PK.-Aufnahmen: Kriegsber. Karl Bayer.



Ägypter.
Dieser 19jährige war Fahrer eines LKW.



de-Gaulle-Franzose,
einer der unbelehrbaren Mitläufer eines Sowjethörigen.



Engländer aus Liverpool.
Für den 40jährigen Schlosser ist der Krieg zu Ende.



Araber aus Palästina.
Der 56jährige war Angehöriger eines englischen Arbeitskommandos.





Garibaldower

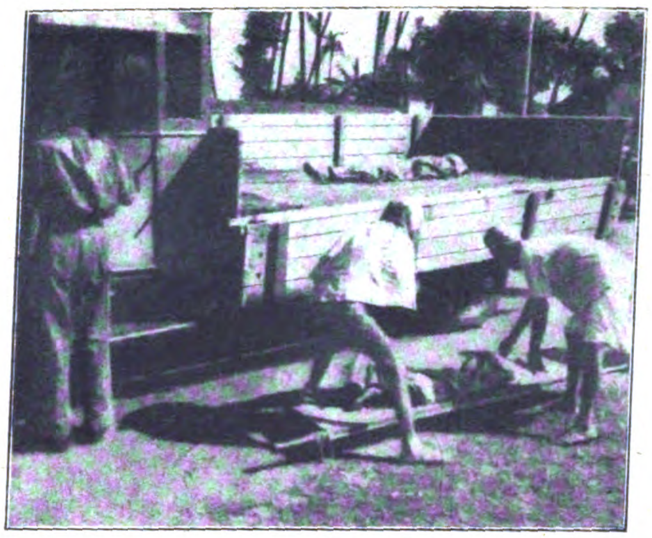
Die neuen Hilfstruppen der Anglo-Amerikaner

Diese traurigen Gestalten, die an die bolschewistischen Dynamiteros in Spanien erinnern, stellen die Anglo-Amerikaner als ihre Verbündeten vor. Es sind Kümmerlinge und verwahrloste Halbwüchsige aus den Slums von Neapel.





Gierig wie ein Wolf
schlingt dies armselige Würmchen ein paar Handevoll Reis, die es geschenkt bekam, hinunter.



Lastautos sammeln Leichen.
Auf allen Straßen der großen Stadt liegen sie. Zu Hunderttausenden kamen die Hungernden vom Land her nach Kalkutta und hofften dort vergeblich auf Hilfe



Dies kleine Hindumädchen
ist in einem Vorort von Kalkutta Hungers gestorben; unendlich vielen Leidensgenossen ging es ebenso wie ihr.
Aufnahmen: Auslandsphotos.

IN INDIEN VERHUNGERN MILLIONEN!

Die Aufnahmen, die der Berichterstatter einer amerikanischen Zeitung in Kalkutta gemacht hat, geben ein anschauliches Bild von den Zuständen, die aus Bengalen und Cochin, Madras und Bombay gemeldet werden. Die Amerikaner sind kalt genug, ihren englischen Bundesgenossen vorzuhalten, daß in einer einzigen Woche in Indien eine Million Menschen verhungert seien; und wenn sie die Schuld an dieser keineswegs beendeten Katastrophe zum größten Teil der Münzverschlechterung, d. h. Inflation zuschieben, so erheben sie damit zugleich eine schwere Anklage gegen die Regierung des Kaisers von Indien. Aber auch in England selbst gelingt es nicht mehr, die wirklichen Zahlen des Massensterbens unter den hungernden Indern zu verschleiern. Der Indienminister Amery, der behauptet hatte, daß in den letzten Monaten des Jahres 1943 nur eine Million Inder zugrunde gegangen seien, mußte sich sagen lassen, daß er die Unwahrheit gesprochen habe. Der Sekretär der Indischen Liga wies ihm nach, daß allein seit dem Zeitpunkt, als die Hungersnot ihren Höhepunkt erreicht habe, zwei Millionen Menschen gestorben seien.



Hier allein werden täglich 100 Tote verbrannt.
Hindus überwachen die Scheiterhaufen auf einer Ufertreppe in Kalkutta.



Auf dem Wege nach Kalkutta
legte sich dies junge Mädchen müde zum Schlaf nieder und starb vor Erschöpfung.



Eine alte Frau brach zusammen . . .
Auf Schritt und Tritt begegnete der amerikanische Kameramann diesen Opfern einer brutalen britischen Ausbeutungspolitik.



Dr. Ley überreicht die goldene Nadel des Dr.-Fritz-Todt-Preises.
Die Stufe I des Preises wurde erstmalig an acht Erfinder verliehen: Ob.-Ing. August Coenders, Dr.-Ing. Karl Daeves, Dr.-Ing. Walter Eichholz, Gen.-Maj. Uto Gallwitz, Dr.-Ing. Georg Güllner, Prof. Dr. Küpfmüller, Dr.-Ing. Franz Pölzguter und Dr.-Ing. Ernst Ruska.



Aufn.: Atl., H. H., Fam.-Arch.

Die Ehrennadel zum Dr.-Fritz-Todt-Preis.

Generalmajor Dr.-Ing. Uto Gallwitz, Neffe des Heerführers des ersten Weltkrieges, General der Artl. Max von Gallwitz (des damals einzigen nicht fürstlichen Führers einer Heeresgruppe). Bei Kriegsausbruch 1914 Student der Astronomie und Mathematik in Bonn. Kriegsfreiwilliger Feldartillerist. Aktiver Offizier. Als Reichswehrangehöriger studierte er Chemie, Ballistik usw. an der Techn. Hochschule in Charlottenburg. Abschluß Staatsexamen und Dr. summa cum laude. Hervorragender Wissenschaftler und Offizier, der den Dienst als Soldat ebenso ernst nahm wie seine wissenschaftliche Arbeit, und am 31. 3. 1943 vor Leningrad fiel. Seine außerordentlichen Verdienste liegen auf dem Gebiet der Pulverentwicklung



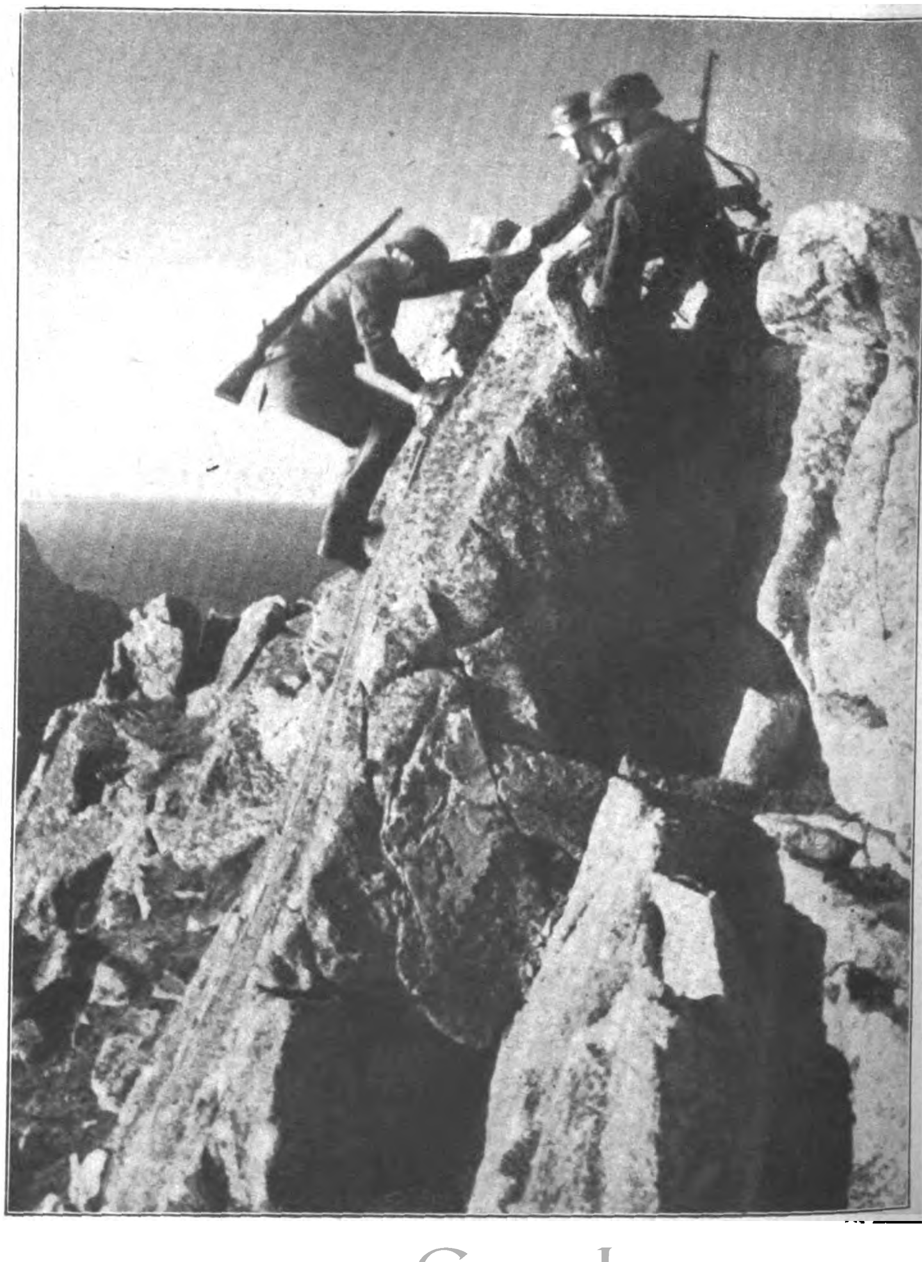
Generalmajor Dr.-Ing. Uto Gallwitz
gefallen am 31. 3. 1943 vor Leningrad.

Auch die Steilküste ist vermint!



Deutsche Grenadiere sichern die Felsenküste der Bretagne.
Hier ist eine kleine Bucht zwischen den Felsen erreicht, wo der Feind gegebenenfalls mit kleineren Kommando-Unternehmen landen könnte. Stacheldrahtsperren und Minenfelder erwarten auch hier den Feind.

Mit jeder Felsenecke vertraut. ⟶
Angeseilt erreichen die Grenadiere jede Felsenbucht, um dort ihre todbringenden Minensperren anzulegen.





← **Das Kap Finisterre,** der westlichste Punkt Frankreichs. Leuchttürme sind jetzt die vorgeschobenen Beobachtungsstellen.

✱

→ **Mehr als hundert Meter hoch** über der schäumenden Brandung des Atlantik sichern die Grenadiere auch die letzte Felsnase





Angeseilt geht es in die Tiefe, ein Kamerad hilft dem andern.

Achtzig Meter unter ihnen tost donnernd die Brandung. Diese Kletterpartien werden von unseren Grenadieren, besonders denen, die das Hochgebirge lieben, für den angenehmsten Dienst gehalten. Die Übungen werden mit voller Ausrüstung, mit Gewehr und Stahlhelm, durchgeführt.

PK.-Bildbericht: Kriegsberichter Schmidt-Scheeder (Atl.).



← **Längs der Steilküste** sind Stacheldrahtsperren und Minenfelder angelegt, eine Warnung an jeden Feind, der sich dem europäischen Festland nähern will.

✱

→ **Mitten in den Felsen** sind Flakstellungen ausgebaut.





Bärbele will sich immer fein machen,
und dazu gehört in erster Linie, daß man Zöpfe hat. Die Mutter hat zu solchen Dingen nie Zeit, und wie schön ist es, daß die Tante Helga zur Belohnung, wenn man besonders gut auf das kleine Brüderchen aufgepaßt hat, schnell eine neue Sonntagsfrisur ausprobiert. Natürlich muß der Fritzl sachverständig dabei zusehen, und meistens wird das arme Schwesterchen nachträglich tüchtig ausgelacht

ARBEITSMAID HELGA SCHREIBT IHREN GROSSEN UND KLEINEN FREUNDEN:

Ja, der Seifenlappen!

So, und heute bekommt Ihr alle meine kleinen Freunde vorgestellt. Es ist ja so schön, daß ich gerade auf dem Tannerhof arbeiten darf, wo es so viele Kinder gibt. Zu Hause bin ich immer die „Kleine" gewesen, und hier kann ich endlich einmal bemuttern! — Aber natürlich auch, wenn es sein muß, tüchtig schimpfen.

Unsere Allerbeste ist das Bärbele! Blond und blauäugig ist es und freut sich bloß auf die Zeit, wo es auch mal „Tante Arbeitsmaid" sein darf. Wir beide machten neulich eine große Reise zum Zahnarzt hin, in die nächste Stadt, und Bärbele mußte so schrecklich Angst haben. Na, aber daß alles geklappt hat, seht Ihr ja. Drei herrliche Zahnlücken kann unser Abc-Schütze aufweisen.

Und dann die Erika! Sie ist aus Essen zusammen mit ihrer Mutter zu uns gekommen, und ein Bub ist an ihr verlorengegangen. Sie ist der beste Bundesgenosse von unserem Fritzl, und alle Schandtaten sind den beiden Lausern zuzutrauen. Wenn es in die Ställe geht, ist sie immer die erste, und ich glaube, daß sie freiwillig nie mehr vom Tannerhof fortgeht. Und was denkt Ihr Euch, wie die drei sich auf morgen freuen, wenn sie zusammen mit mir ins Lager dürfen und dort Gäste von uns Arbeitsmaiden sind. Wir haben für sie ein Märchenspiel eingeübt — schade, daß ich Euch da nicht alle dazu mitnehmen kann. Ihr hättet doch auch Freude, wenn Ihr das Dornröschen und seinen Prinzen sehen dürftet.

Für heute grüße ich Euch alle

Eure Helga.

Bildbericht: Erich Bauer — Mhf. Dorsch.



Wir sind gründlich!
Habt ihr früher auch alle so eine Freude gehabt, wenn's ans Ohrenwaschen ging? Und dabei ist es doch bei unserer Erika immer so nötig.

Die schwarzen Falter der Schwarzen Stadt

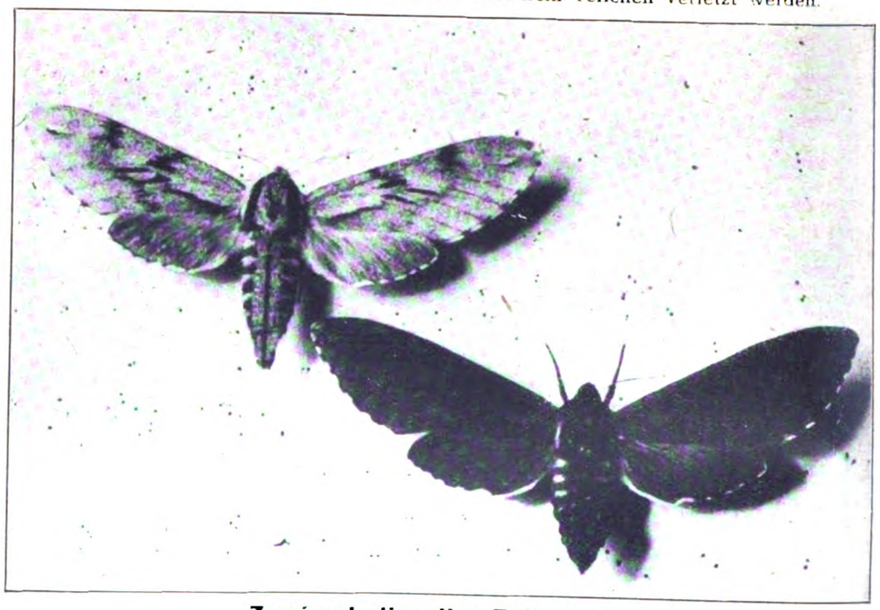
Wohl jeder hat schon einmal ein weißes Kaninchen, eine weiße Maus, vielleicht auch eine weiße Amsel oder einen Menschen mit flachsblondem Haar und roten Pupillen gesehen. Man nennt diesen pathologischen Pigmentmangel Albinismus, und eine solche Maus oder einen solchen Menschen einen Albino. Weniger bekannt ist, daß es im Tierreich auch die gegenteilige Erscheinung gibt: eine übermäßige Pigmentbildung. Es handelt sich dabei um jenen schwarzbraunen Farbstoff, der sich unter dem Einfluß des Sonnenlichtes auch in der menschlichen Haut bildet, wenn wir „abbrennen". Die Chemiker bezeichnen dieses Pigment als Melanin, und bei der übermäßigen Entwicklung spricht man von Melanismus.

Seit mehreren Jahrzehnten kennt man als einen Sonderfall die merkwürdige Erscheinung des Industrie-

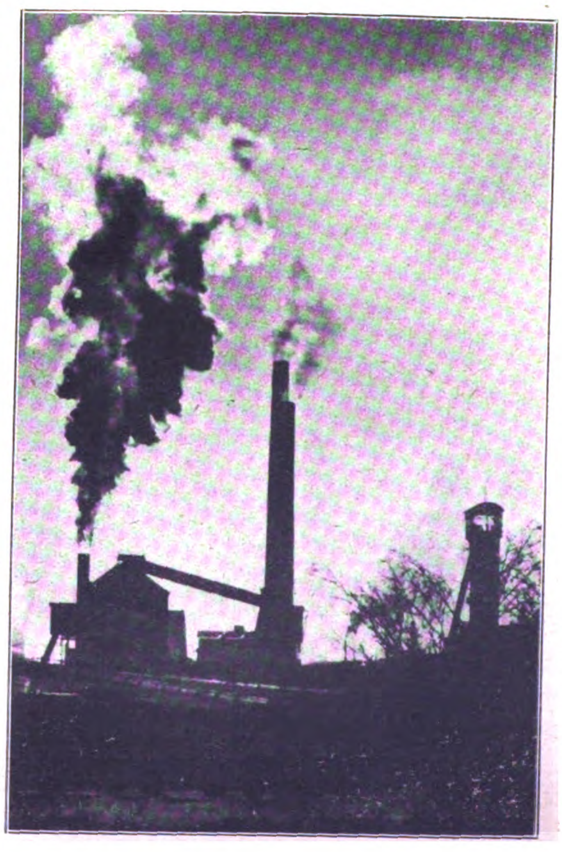
(Schluß auf Seite 9.)



Der Schmetterlingssammler,
den unser Bildberichter besuchte, sichtet die Beute eines Tages und bestimmt die Gattung. Das Präparieren erfordert viel Sorgfalt und Geschick: bei dem Spannen der Flügel und Ausrichten der Fühler darf kein Teilchen verletzt werden.



Zweimal dieselbe Falterart.
Der dunkle Schmetterling wurde in der Mährisch-Ostrauer Gegend gefangen, fünfundzwanzig Kilometer entfernt von dem Fangort des helleren; es ist in beiden Fällen „Sphinx pinastri Linné"; das dunklere Exemplar trägt den Kenn-Namen „Aberratio brunea Spuler", der die Farbabweichung betrifft.



In der „Schwarzen Stadt"
gibt es erstaunlicherweise Schmetterlinge. Sogar 800 verschiedene Arten wurden bereits zwischen Hochöfen und Fördertürmen gefangen. Über das Rätsel der Entstehung der schwarzen Farbe bei den dort vorkommenden Schmetterlingen plaudert unser Artikel.

Aufnahmen: Transocean-Biscan.

Das sind die USA

— im Spiegel ihrer eigenen Presse!

EIN BEITRAG ZUR KULTURGESCHICHTE VON RICHARD PILACZEK

(1. Fortsetzung.)

Schluß aus Folge 9:

30 000 verrückte Gesetze. Natürlich gibt es im Land der Superlative — das stolz darauf ist — auch die verrücktesten, albernsten und unsinnigsten Gesetze. So wird sogar das Recht, das Gesetz, das in anderen Ländern naturgemäß die sachlichste und nüchternste Maßnahme zur Regelung des öffentlichen Lebens, zur Ordnung und zum Schutz der Staatsbürger ist und auch sein muß, in den USA zum Tummelplatz spleeniger Juristen. Nicht einmal hier scheut man sich davor, sich selbst und den Staat, dessen Namen ja die Gesetze deckt, zum Popanz zu machen.

Der amerikanische Rechtsanwalt E. Cock hat in einer „Sammlung verrückter Gesetze aus den USA" deren mehr als 30 000 Stück zusammengestellt. Hier nur eine kleine Auslese daraus:

In Fountain im Staate North Karolina ist es verboten, Pferde mit Hosen zu bekleiden. Ein nicht ohne weiteres verständliches Gesetz, aber es ist anzunehmen, daß es seine „tieferen" Gründe hat. In Clinton dagegen ist es Spaziergängern verboten, Tiger an der Leine als Begleiter mitzuführen. Die Einwohner von Oak Park (Illinois) scheinen leidenschaftliche Pfannkuchenesser zu sein, denn sonst hätte es der Gesetzgeber wohl kaum für nötig gehalten, zu bestimmen, daß jeder Bürger täglich höchstens 100 Stück Pfannkuchen backen darf. Erfreulicher ist es und ein Zeichen des geringen Reinlichkeitsbedürfnisses der Bevölkerung, daß man im Staate Vermont gesetzlich gezwungen wird, jeden Sonnabend ein warmes Bad zu nehmen. Demnach scheinen die Vermonter alle zusammen ziemlich wasserscheu zu sein. In Südkarolina aber wohnt ein rauher Menschenschlag. Hätte das Gesetz sonst den „freundschaftlichen" Schlag auf die Schulter eines anderen unter Gefängnisstrafe gestellt!? Die Verwendung von Rattenfleisch zur Herstellung des chinesischen Gerichtes „Chop Suey" ist in San Franzisko verboten.

Für die Stadt Alton (Staat Illinois) schreibt das Gesetz für die Katzen Glocken vor, die die Tiere am Halsband zu tragen haben. Völlig unverständlich ist ein Gesetz aus dem Staate Maine; dort ist es verboten, „einen Esel in Brand zu stecken". Wahrscheinlich zur Hebung der öffentlichen Moral untersagt das Gesetz in Reading den Damen, ihre Unterkleidung zum Trocknen auf die Leine zu hängen, und in Massachusetts ist die Anzahl der ehelichen Küsse, die täglich vor dem Mittagessen getauscht werden dürfen, aus unbekanntem Grund gesetzlich auf 10 Stück beschränkt.

Auch die Musik unterliegt gewissen Gesetzen; so ist es in Puerto verboten, Grammophon zu spielen. Zuwiderhandlung wird mit Gefängnis bestraft. In den Städten des Staates Missouri im Mittelwesten kann den Bewohnern nach einem bestehenden Gesetz eine Sondersteuer auferlegt werden, um aus diesen Mitteln ein Stadtorchester zu unterhalten. Aber die Städte dürfen nur dann von diesem Gesetz Gebrauch machen, wenn der Bürgermeister die Pikkoloflöte zu spielen versteht und die Musiker nachweisen, daß sie imstande sind, Erbsensuppe mit dem Messer zu essen!

Der nordamerikanische Staat Georgia aber scheint etwas gegen die Zahnärzte zu haben, die anscheinend dort noch auf die gleiche Manier ihre Tätigkeit ausüben wie weiland Doktor Eisenbart. Wie wäre es sonst möglich, daß das Gesetz besagt, daß einem Zahnarzt die weitere Ausübung seiner Praxis verboten werden kann, wenn er bei der Behandlung einem Patienten mehr Schmerzen zufügt, als unbedingt nötig!

Das Leben des Präsidenten der Vereinigten Staaten aber schätzt der Gesetzgeber nicht allzu hoch ein; wer dem Präsidenten in einem Brief droht, ihn zu ermorden, wird zu — 1000 Dollar Geldstrafe verurteilt! Billiger ging es wirklich nicht!

In einer Zusammenstellung neu erlassener Gesetze in den verschiedenen Staaten der USA, die ein amerikanisches juristisches Wochenblatt vor einigen Jahren veröffentlichte, finden sich unter anderen auch die folgenden:

Im Staate Maryland ist es Eltern gestattet, ihre Tochter als mit jenem jungen Mann als rechtsgültig verheiratet zu erklären, der innerhalb einer Woche sechs Abende gemeinsam mit dem jungen Mädchen zugebracht hat.

In einem anderen Bundesstaat, Ohio, wurden für die Tiere neue Verkehrsvorschriften erlassen. Das neue Gesetz bestimmt, daß nach Einbruch der Dunkelheit alle Tiere — also auch die Hunde und Katzen — mit einer roten Laterne zu versehen sind.

Ein witziges Gesetz knobelte sich der Gesetzgeber des Staates Nebraska aus. In diesem Staat ist es den Friseuren bei hohen Geldstrafen verboten, in der Zeit zwischen sieben Uhr morgens und sieben Uhr abends Zwiebeln oder Knoblauch zu essen. Anscheinend fürchtet man, daß die Friseure sonst — in schlechten Geruch kommen!

Urteil: 24 Minuten Gefängnis.

Der Polizeirichter von Saint Louis im Staate Missouri, Mister Nicks, der durch seine oft unsinnigen Urteile eine gewisse „Berühmtheit" besaß, leistete sich unter anderem einen Streich, der wert ist, erzählt zu werden, weil es ein Schlaglicht auf das Rechtsempfinden in den USA wirft.

Eines Tages war vor den Schranken des Gerichts ein junger Mann erschienen, dem die Anklage vorwarf, zwei Dollar gestohlen zu haben. Der Angeklagte verteidigte sich damit, er sei arbeitslos und habe den Diebstahl nur begangen, um seinen Hunger zu stillen. Das ist zwar an sich bedauerlich, aber schließlich bleibt Diebstahl immer noch Diebstahl, wenn man natürlich auch die besonderen Umstände berücksichtigen muß, um ein gerechtes Urteil fällen zu können. Der Richter Nicks aber kümmerte sich weder darum, daß der Mann angeblich nur aus Hunger gestohlen haben wollte, noch darum — was die Angelegenheit erheblich änderte —, daß er bereits mehrfach wegen Diebstahls vorbestraft war. Es genügte ihm, daß er hier wieder eine gute Gelegenheit fand, ein „witziges Urteil" zu fällen, von dem morgen die ganze Stadt sprechen würde.

Er begann daher:

„Eine böse Sache, Mister Brown. Essen muß schließlich der Mensch. Aber deshalb geht man doch nicht einfach hin und stiehlt zwei Dollar! Freisprechen kann ich Sie nicht — das dürfte Ihnen ja klar sein."

Der Angeklagte nickte trübsinnig und ergeben, um das Mitleid des Polizeigewaltigen zu erregen, und wagte einen schüchternen Hinweis darauf, daß der Bankier Whitney wegen Diebstahls von 220 000 Dollar nur zu fünf Jahren Gefängnis — und sogar noch auf Bewährungsfrist (!) — verurteilt worden war.

„Gewiß", fiel der Richter Nicks erfreut ein. „Sie nehmen mir das Wort aus dem Mund. Von ihm wollte ich eben sprechen." Er machte eine Kunstpause, ehe er fortfuhr:

„Dieser Bankier Richard Whitney erhielt für 220 000 Dollar fünf Jahre; macht also pro Jahr 44 000 Dollar."

Er nahm einen Zettel zur Hand, kritzelte ein paar Zahlen darauf und rechnete dabei laut: „Das wären in einem Tag — — — ungefähr 120 Dollar. In einem Tag also sitzt Whitney 120 Dollar ab, in einer Stunde daher den vierundzwanzigsten Teil — — — macht fünf Dollar. — — Wieviel haben Sie gestohlen?" unterbrach er sich und sah den Angeklagten an.

„Zwei Dollar, Euer Gnaden", antwortete dieser und hob hoffnungsfroh den Kopf.

„So, zwei Dollar also", meinte Nicks. „Wenn man in einer Stunde fünf Dollar absitzt —" er nahm wieder Papier und Bleistift zur Hand —, „dann entsprechen zwei Dollar einer Gefängnisstrafe von vierundzwanzig Minuten!"

Der Richter erhob sich und verkündete voller Würde:

„Ich verurteile den Angeklagten zu einer Gefängnisstrafe von 24 Minuten!"

Der Angeklagte, der trotz seiner Vorstrafen so billig weggekommen war, weil ein eitler Polizeirichter nur von sich reden machen wollte, mußte sich auf einen Stuhl in eine Ecke des Gerichtssaales setzen.

Der Richter Nicks legte seine Taschenuhr vor sich auf den Richtertisch und faltete die Hände über dem runden Bäuchlein. Er war tief zufrieden mit sich; er hatte der Gerechtigkeit gedient und überdies wieder einmal bewiesen, daß er klug und umsichtig Recht zu sprechen wußte.

Genau nach Ablauf von vierundzwanzig Minuten erhob sich Nicks und verkündete, daß der Verurteilte die Strafe nunmehr abgesessen habe und auf freien Fuß zu setzen sei . . .

Schweigen ist Gold . . .

In den USA ist es üblich, daß bei den geringsten Schadensfällen nicht nur von den Betroffenen die unsinnigsten Schadenersatzansprüche gestellt, sondern in den meisten Fällen auch von den Gerichten als angemessen anerkannt werden.

So wurde eines Tages die 28jährige Ruth Norsittan aus Omaha von einem Auto angefahren. Obwohl sie vollkommen unverletzt geblieben war und nur einen gehörigen Schrecken davongetragen hatte, glaubte auch sie, nach altbewährtem USA-Rezept eine hohe Summe aus der Sache herausschlagen zu können.

Ihr Anwalt, der für sie 10 000 Dollar als Schadenersatz begehrte, behauptete, seine Klientin habe infolge des erlittenen Schrecks die Stimme verloren.

Als es zur Verhandlung kam, sprach der Richter der Klägerin zwar den Schadenersatz in der geforderten Höhe zu, doch machte er seinen Spruch davon abhängig, daß die Klägerin sich einer ärztlichen Untersuchung unterziehen müsse. Aber davon wollte Ruth Norsittan nichts wissen — aus leicht verständlichen Gründen. Jeder andere Richter in der ganzen Welt hätte daraufhin die Klage abgewiesen. Nicht aber ein Richter der USA, der noch dazu über eine Frau zu richten hatte! So fiel denn auch das Urteil entsprechend aus:

Die dem Mädchen zugesprochene Schadenersatzsumme sollte erst nach Ablauf eines Jahres gezahlt werden. Bedingung war, daß die Klägerin in diesem einen Jahr durch die Tat beweisen mußte, daß sie wirklich stumm war. Dieses Urteil wurde rechtskräftig!

Der endgültige Ausgang ist zwar nicht bekannt, aber es dürfte außer Frage stehen, daß die schlaue Ruth für den hohen Preis von 10 000 Dollar bestimmt ein Jahr lang den Mund gehalten hat! Übrigens war bei der Bemessung der Schadenersatzsumme von der Voraussetzung ausgegangen worden, daß die Unfähigkeit der Klägerin, zu sprechen, nur vorübergehend sei und sich die Sprache nach längerer Zeit wieder einstellen würde. Und das alles wurde festgestellt, ohne daß man überhaupt einen Facharzt bemühte!

Rente für die Witwe des „Unbekannten Soldaten".

Als im Jahre 1937 in der Stadt Wenatchee im Staate Washington eine Zusammenkunft der Reporter stattfand, unterhielt man sich auch über die „Sensation um jeden Preis". Einer der Reporter erklärte, er habe während seiner langjährigen Tätigkeit an der USA-Presse die Erfahrung gemacht, daß auch die tollsten, unwahrscheinlichsten und unsinnigsten Meldungen von den Lesern ohne weiteres geglaubt würden. Als ihm einige Kollegen widersprachen, ging er eine Wette ein, daß es ihm gelingen werde, binnen weniger Tage für eine vollkommen unsinnige Eingabe an die Regierung 25 Unterschriften zu bekommen. Die anderen hielten die Wette, denn — so erklärten sie — der Amerikaner sei viel zu intelligent, um auf einen ausgesprochenen Unsinn hereinzufallen.

Aber sie sollten nicht recht behalten, denn dem Reporter gelang es, bereits im Verlaufe von drei Tagen die verlangte Anzahl von Unterschriften zu erhalten. Die 25 Personen, unter denen sich

zahlreiche Prominente der Stadt befanden, hatten eine Eingabe unterzeichnet, in der die amerikanische Bundesregierung aufgefordert wurde, ab sofort der Witwe des „Unbekannten Soldaten" eine staatliche Rente zu gewähren! Keiner von ihnen hatte gemerkt, wie unsinnig ein solcher Antrag war!

Dieser Vorfall beweist die Leichtgläubigkeit des amerikanischen Lesers. Er beweist aber auch, daß der amerikanische Pressemann eine Auffassung von seinem Beruf hat, die sich von der unsrigen endlos weit entfernt. So kommt es, daß drüben der Beruf eines Reporters einen mehr als anrüchigen Charakter hat, während der Schriftleiter im Deutschen Reich angesehen und geachtet ist.

Verbrecher als „Schriftsteller".

Der Anspruch an das Buch ist jenseits des Großen Teiches gering. Die Sensation, das Abenteuer, vor allem aber das Verbrechen werden als Themen bevorzugt. Eine amerikanische Statistik aus dem Jahre 1940 besagte, daß jeder Mann in den USA monatlich 3½, jede Frau sogar 5½ Kriminalromane verschlingt. Die Produktion übelster Kriminalreißer ist ungeheuer groß, und ihre Verfasser haben mit dem Begriff "Schriftsteller" oder gar „Dichter" nicht das geringste zu tun. So wird von einem dieser Produzenten, der ausschließlich Kriminal- und Gangstergeschichten schreibt, berichtet, er habe sich auf seinem Besitztum einen Friedhof für die Personen eingerichtet, die er in seinen Romanen ermorden läßt. Jedesmal, wenn er einen Mord geschildert hat, errichtet er ein Grab, dessen Stein Namen, Alter und Datum des im Roman Ermordeten enthält.

Am begehrtesten aber sind bei der amerikanischen Öffentlichkeit Romane aus der Feder „anerkannter" Schwerverbrecher. Man gibt ihnen in den Gefängnissen Gelegenheit, ihre „Memoiren" oder Gangsterromane zu schreiben, die von den Verlagen sehr gesucht sind und reißenden Absatz finden. So verdiente ein junger Schwerverbrecher namens Ralph Hunter, der im Staatsgefängnis zu Walla-Walla wegen schweren Raubes eine 15-jährige Zuchthausstrafe verbüßt, durch seine Verbrechergeschichten, die er im Auftrage eines großen Verlages schrieb, monatlich 600 Dollar. Der Zuchthäusler Hunter zählte bald — wie eine Neuyorker Zeitung anerkennend berichtete — zu den „populärsten Schriftstellern der Vereinigten Staaten"! Auf Bestellung schrieb er einen Roman, der ihm 2000 Dollar einbrachte; natürlich wurde er von Hollywood als Filmautor verpflichtet!

Ein Verbrecherleben wird gefilmt.

Wir alle kennen den amerikanischen Film, Marke „Hollywood". Es braucht nichts darüber gesagt zu werden, daß er von Kitsch, blutrünstiger Sensation, Gangstern und Dirnen, von verlogener Darstellung des Lebens und übelster politischer Tendenzmache lebt. Nicht nur Deutschland, auch andere Länder Europas begannen bereits vor diesem Krieg, dem amerikanischen Film allmählich die Pforten ihrer Lichtspielhäuser zu verschließen.

Aus der überreichen Fülle des Materials, das viele Bände füllen würde, sei nur ein Fall herausgegriffen: der Film um Henry Moebus, der als einer der gefährlichsten Verbrecher Amerikas galt.

Hollywood mit seinen jüdischen Direktoren, Regisseuren und Darstellern hatte es für nötig gehalten, das Leben dieses Verbrechers zu einem Großfilm zu verarbeiten, um die Erinnerung an den „Helden" Moebus wachzuhalten.

Nachdem dieser Moebus vier Jahre in einer Geldschrankfabrik gearbeitet hatte, beging er seine ersten Betrügereien. Er wurde zu 10 Jahren Zuchthaus verurteilt, doch gelang es ihm, mittels selbstverfertigter Nachschlüssel die Zelle zu öffnen und auszubrechen. Er verlobte sich mit der Tochter eines Bankdirektors, die die „Romantik" liebte, und erleichterte seinen zukünftigen Schwiegervater um 100 000 Dollar. Zu gleicher Zeit benützte er seine gute Beziehung zur Familie des Bankdirektors, um eine andere Bank um eine Viertelmillion zu begaunern. Nach diesen Raubzügen wurde auf ihn die größte Verbrecherjagd veranstaltet, die Amerika jemals erlebte. Aber immer wieder gelang ihm die Flucht, wobei er einmal sogar die Niagarafälle überquerte. In dieser Zeit fertigte er sich Nachschlüssel für die Kasse einer Kohlenhandelsgesellschaft an und sah jede Nacht nach, wie viel Geld sich in der Kasse befand. Als eines nachts 56 000 Dollar darin waren, griff er zu. Erst einem Detektiv gelang es, ihn zu stellen. Aber in einem unbewachten Augenblick konnte Moebus seine Handschellen öffnen und wiederum entfliehen. Erst nach jahrelanger Jagd gelang seine endgültige Festnahme.

Dieses Verbrecherleben hat man in Hollywood verfilmt, da man — man höre und staune — in dem Gangster Joe Moebus den Typ des „mutigen Draufgängers und tollkühnen Erfolgsmenschen" sah! Tatsächlich gab der Erfolg dem jüdischen Filmzentrum Hollywood recht; was in keinem anderen Lande möglich gewesen wäre, ward in USA zur Tatsache: überall, wo der Film gespielt wurde, waren Abend für Abend alle Plätze ausverkauft!

IV.

„Kultur" — in kleinen Pillen.

Hundebad und Vogelfriedhof.

Als man einmal in den USA die Lebensverhältnisse von 700 Volksschullehrern untersuchte, die sich — wie bezeichnend! — in verschiedenen Nervenheilanstalten befanden, machte man die Feststellung, daß mehr als 90 v. H. dieser Lehrer sich niemals eine Ablenkung, wie Sport, Musik, Theater, Tanz oder Reisen, hatten leisten können.

Man bezeichnete die nordamerikanische Stadt Richmond gern als „Kulturzentrum" der Staaten. Aber als dies „Kulturzentrum" bereits die Einwohnerzahl von 200 000 überschritten hatte, besaß sie noch keine einzige öffentliche Bücherei! Auch ein anderes Beispiel zeigt, wie es in Wirklichkeit um den so vielgepriesenen amerikanischen „Fortschritt" bestellt ist: im Jahre 1929 wurde im Arbeitszimmer des amerikanischen Präsidenten zum erstenmal ein — Fernsprecher aufgestellt also 51 Jahre nach seiner Erfindung!

In der amerikanischen Stadt Des Moines gibt es einen „Verein der Straßenbahnfahrer". Die Mitglieder sind von diesem Verkehrsmittel so begeistert, daß sie sich einen eigenen Straßenbahnwagen gekauft haben, mit dem sie an Sonn- und Feiertagen vom Morgengrauen bis um Mitternacht Rundfahrten veranstalten.

Die Stadt Neuyork besitzt neben einem pompös ausgestatteten Hundefriedhof, auf dem kostbare Denksteine zu sehen sind, auch einen „Vogelfriedhof", durch dessen Anlage ein dringendes kulturelles Bedürfnis befriedigt wurde. Dieser Friedhof für Kanarienvögel, Wellensittiche und andere „Lieblinge" befindet sich außerhalb der Stadt und ist von einer hohen Mauer umgeben, um profanen Blicken die entweihende Einsicht auf die würdigen Ruhestätten verblichener Vögel zu verwehren. Die Miete für eine Vogelgrabstelle ist beträchtlich; sie beträgt jährlich 150 Dollar, während für die Pflege und gärtnerische Betreuung der Stellen für die gleiche Zeit 25 Dollar zu entrichten sind. Natürlich wird von dieser typisch amerikanischen Einrichtung, die so recht dem allgemeinen Bedürfnis an Kitsch und ungesunder Sentimentalität entspricht, reger Gebrauch gemacht. Über vielen Grabhügeln, unter denen die Vögel den ewigen Schlaf schlafen, erheben sich wertvolle, mit hohem Kostenaufwand errichtete Grabsteine; einige sind in Marmor ausgeführt. In langen Inschriften werden die besonderen Eigenheiten und die Tugenden des verstorbenen und hier begrabenen Lieblings eingehend gewürdigt.

Überhaupt liebt man es drüben, die Tierliebe, mit der man gern kokettiert, ins Unsinnige zu übertreiben. So bestehen fast in allen größeren Städten der USA Luxusbadeanstalten für Hunde. Darin gibt es neben einem von unten her erleuchteten Schwimmbecken elegante Luxuskabinen mit Heißluft-Trockenanlage. Auch das Sprechzimmer eines Tierarztes ist angeschlossen. Aber natürlich sind die „vornehmen" Hunde hier unter sich, denn nur die „oberen Zehntausend" können sich die irrsinnigen Preise leisten, die in diesen Luxusbadeanstalten gefordert werden.

Als man — wie im Sommer 1940 amerikanische Zeitungen zu berichten wußten — das Bollwerk und die Anlegebrücke eines amerikanischen Hafens erneuern wollte, ergab es sich, daß das Holz über und über mit einer eigenartigen, steinharten Masse bedeckt war, die man mühselig entfernen mußte. Man stellte fest, daß es sich um Kaugummi handelte, den Seeleute, Hafenarbeiter und Reisende im Laufe der Jahre überall an das Holz geklebt hatten. Wie man ausgerechnet haben will, soll es sich um mehr als anderthalb Millionen Stück Kaugummi gehandelt haben, der fest eingetrocknet war und sich im Laufe der Zeit in eine steinharte Masse verwandelt hatte.

„Mister Skeleton hält den Weltrekord im Selbstmord!"

Oft genügen die primitivsten Mittel, um dem angeblich so verwöhnten amerikanischen Publikum eine Varietésensation anzudrehen. Ein Beispiel dafür ist der „Verächter des Todes, Mister Skeleton, der Mann, der den Weltrekord im Selbstmord hält", wie die Ankündigungen im Frühjahr 1940 lauteten, die eines der bekanntesten Varietés des Neuyorker Broadways täglich in den Zeitungen erscheinen ließ.

Mister Skeleton hatte allabendlich einen Bombenerfolg und verdiente dafür monatlich 3000 Dollar. Kein Wunder, denn er war — der amerikanischen Reklame zufolge — nicht nur ein Mann, der mehr als hundertmal vergeblich Selbstmordversuche unternahm, sondern war auch der leichteste Mann der Welt. Einen Meter und dreiunddreißig Zentimeter groß, wog dieser „Künstler" ganze 34 Kilogramm.

Sein ganzes Auftreten auf den Brettern des feudalen Varietés, die die Welt des Broadway bedeuten, bestand darin, daß er auf der Bühne erschien, mit unmelodischer, quäkender Stimme ein sentimentales, süßlich-kitschiges Lied „sang", in dem er behauptete, der Mann zu sein, der stärker ist als der Tod. Im übrigen ließ er seine spindeldürren, kläglichen Gliedmaßen „bewundern", deren Knochen in einem eng anliegenden schwarzen Trikot klapperten, als stünde der Leibhaftige auf der Bühne. Über dem schwarzen Trikot trug er eine weite Pelerine aus weißem Sammet, so daß er — wenn er die Pelerine rechts und links mit theatralischer Gebärde weit aufschlug — wie ein Teufelsspuk erschien oder wie eine unangenehm dürr geratene gespenstige Fledermaus. Das war die ganze „welterschütternde Sensation", die die „anspruchsvollen" Besucher des feudalen Broadway-Varietés Abend für Abend gegen hohes Eintrittsgeld mit gruselndem Staunen bewunderten, und für die „Mister Skeleton" täglich bare 100 Dollar einsteckte!

Der sogenannte „Impresario" des großen Künstlers sorgte für die Reklame in der Tagespresse. Daraus sei folgendes entnommen:

Der Klapperdürre schlug sich früher als Artist an Wanderzirkussen recht und schlecht durchs Leben. Eines Tages saß er ohne Arbeit da und war dem Verhungern nahe. Da hatte er den Einfall, die Tatsache auszunützen, daß er vor Hunger dürr wie eine Bohnenstange geworden war. Er ließ sich eine kleine, schmale Kiste anfertigen, die zwar Platz für ihn, aber niemals Platz für einen normal gebauten Menschen geboten hätte. In diese Kiste ließ er sich verpacken und mit der Eisenbahn als Frachtgut von einer Stadt in die andere senden. Natürlich sorgte sein „Manager" dafür, daß sich im Schuppen des Bestimmungsbahnhofes eine größere Zahl von Reportern und Pressephotographen einfand. Dann wurde vor den Augen der staunenden Presse die kleine, schmale Kiste geöffnet, und wohlgemut hüpfte der „Artist Skeleton" heraus. Leider aber war die Presse von dieser "unerhörten Sensation" weniger begeistert als Mister Skeleton selbst. Eine Notiz von wenigen Zeilen, in einem oder zwei Blättern vielleicht ein Bild — das war alles. Überdies wurde Mister Skeleton auf die Bahnhofswache gebracht, wo man von ihm die Bezahlung der Preisdifferenz zwischen den Frachtgebühren für die Kiste und dem Preis einer Fahrkarte verlangte. Da er jedoch vollkommen mittellos war, wurde er wegen Fahrgeldhinterziehung zu einer Gefängnisstrafe verurteilt.

Sofort nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis begann er mit der Serie seiner Selbstmordversuche. Er brachte es dabei angeblich auf mehr als hundert. Damit riß er den „Weltrekord im Selbstmord" an sich, welch großartigen Titel er später voller Stolz trug. Toll, was der Mann alles versucht haben soll, um ins Jenseits zu gelangen.

Er stürzte sich in einen Fluß — aber er fiel genau auf einen Kahn, der Sand geladen hatte und im gleichen Augenblick unter der Brücke hindurchfuhr. Natürlich blieb „Mister Skeleton" unverletzt. Dann warf er sich vor einen Schnellzug; aber die Fangvorrichtung der Lokomotive schleuderte ihn zur Seite. Er stand gleichgültig auf, ging nach Hause und grübelte, welches die nächstbeste Selbstmordmethode wäre. Intelligenterweise verfiel er auf das Erschießen. Drei Schüsse jagte er sich in den Kopf, in die Brust und in die Schulter. Aber natürlich vermochten solch harmlose Verletzungen dem „Mann, der stärker ist, als der Tod" nichts weiter anzuhaben. Auch eine Gasvergiftung brachte ihm lediglich einen mehrtägigen Gratisaufenthalt im Krankenhaus zu Lasten des Stadtsäckels ein. Wieder entlassen, selbstmordete Mister Skeleton lustig weiter. Der Strick, mit dem er sich erhängen wollte, riß natürlich, wie nicht anders zu erwarten war. Er begoß sich mit Petroleum, zündete die ganze Geschichte an und brannte wie eine lebende Fackel. Ergebnis: völlig geringfügige Verbrennungen.

Da endlich zeigte sich, daß man in den USA vom Selbstmord doch ganz gut leben kann: ein amerikanischer Unternehmer engagierte ihn für sein Broadway-Varieté! Für hundert Dollar pro Abend! Wirklich, hier wurde endlich einmal ganz große, echte Kunst geboten, verbunden mit einer Sensation, die unerhört war und einmalig! Begeistert genossen jeden Abend Tausende diese Kunst — für geistig Minderbemittelte!

An jedem Abend aufgehängt.

Man liebt in den USA die Sensation in jeder, auch der abstoßendsten Form. Auch der „Mann, der sich jeden Abend aufhängt", wie die Presse ihn nannte, hatte großen Zulauf, wenn er im Zirkus auftrat.

Eigentlich hatte er sich beim ersten Male

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Aufforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5

wirklich aufhängen wollen Aber dann hatte er sich's noch im letzten Augenblick überlegt und es war ihm gelungen, sich aus der tödlichen Schlinge zu befreien. Es ist natürlich auch möglich, daß die Schlinge so vorsichtig geschürzt war, daß die Sache nicht unbedingt gefährlich war. Jedenfalls bekam Ovotto, wie der Mann sich nannte, Geschmack am Aufhängen und er beschloß, Geld daraus zu schlagen. Er übte also jeden Tag „aufhängen", bis die Sache klappte.

Es gelang ihm unschwer, ein Engagement zu bekommen denn die Sache spielte ja in Amerika.

Und dann begann seine großartige Laufbahn als berufmäßiger Selbstmörder. Das Publikum war begeistert und jubelte dem großen Mann jeden Abend von neuem zu. Und wenn er sich dann auf der Bühne aufhängte, hatte er noch eine ganz besondere Sensation: er verdrehte die Augen, zuckte krampfhaft mit den Gliedern und streckte seine Zunge die künstlich blau gefärbt wurde, so weit heraus, wie es ging.. Das Publikum erstarrte vor gruslïgem Entsetzen, das angenehm über den Rücken rieselte wie ein Tropfen eisigen Wassers. Dann aber, wenn der „Mann, der sich jeden Abend aufhängt", wieder auf dem sicheren Boden stand, wollte der Beifall gar kein Ende nehmen, denn schließlich wußte man was man einem Jünger und Förderer amerikanischer Zirkuskultur schuldig war.

Die Boxerin „Teufelskatze".

Als vor wenigen Jahren in Neuyork Frau Makkinson starb, widmeten ihr die Blätter lange Nachrufe, in denen sie die Erinnerung an eine Frau wachriefen, die jahrzehntelang als Boxerin die amerikanische Öffentlichkeit begeistert hatte. Sie hatte früher eine Volkstümlichkeit besessen wie nur wenige andere „berühmte" Frauen. Das aber lag daran, daß ihre Tätigkeit genau dem entsprach, was der krankhafte Geschmack des amerikanischen Publikums sehen wollte. Was die Zeitungen bei ihrem Tode über die „Teufelskatze" zu berichten wußten, wirft ein bezeichnendes Schlaglicht auf den Tiefstand amerikanischer Kultur.

Kurz vor der Jahrhundertwende hatte die Makkinson einen Boxer geheiratet. Boxen war damals noch ein Sport, der so recht nach dem Herzen der Amerikaner war. Bandagen oder gar Lederhandschuhe kannte man noch nicht, und es konnte geschehen, daß ein Boxkampf sechs Stunden und länger dauerte. Erst die endgültige Entscheidung, das heißt, wenn einer der Kämpfer liegenblieb, machte dem blutigen Gemetzel ein Ende. Mister Mackinson war ein ganz guter Boxer aber als er einmal auf einen weit stärkeren Gegner traf, mußte er die Begegnung mit dem Tode bezahlen. Infolge der maßlosen Überanstrengung war er kurz nach Beendigung des mehrstündigen Kampfes, den er verloren hatte, einem Herzschlag erlegen.

Nach dem Tode ihres Mannes beschloß Frau Mackinson, Boxerin zu werden. Monatelang trainierte sie in ihrer ärmlichen Wohnung nach allen Regeln der Kunst. Ein mit Kartoffeln gefüllter Sack, den sie in der Küche aufgehängt hatte, ersetzte ihr den Sandsack. Dann, als sie glaubte, hart genug schlagen zu können, suchte sie nach einem Gegner.

Sie hatte sich als Mann ausgegeben und trug dementsprechend auch Männerkleidung Die Haare hatte sie kurz geschnitten. Ihr Auftreten im Ring war eine Sensation; in wilder Begeisterung jubelten die zahlreich anwesenden Frauen dem hübschen jungen Boxer zu.

Vier Stunden sollte der Kampf dauern. Aber unter dem tosenden Beifallsgeschrei der Zuschauer schlug die Boxerin ihren Gegner bereits nach drei Minuten k.o.

Damit war der Ruhm der Mackinson als Boxerin begründet, und als man gar erfuhr, daß es sich nicht um einen Mann, sondern um eine Frau handelte, war der Andrang zu ihren Kämpfen ungeheuer. Sie bekam zahlreiche Kampfangebote. Alles nahm sie an, wobei sie nur eine Bedingung stellte: der Gegner durfte nicht mehr wiegen als sie selbst. Mit Frauen allerdings kämpfte sie nur höchst ungern, obwohl gerade Boxkämpfe zwischen Frauen in den USA von jeher sehr beliebt waren. Die Mackinson aber erklärte, Frauen begnügten sich nicht damit, mit den Fäusten zuzuschlagen, sondern sie bearbeiteten mit den Fingernägeln das Gesicht des Gegners.

Jahrelang trat die Boxerin in den Städten des Mittelwestens auf, lebendes Sinnbild amerikanischer Kultur. Stets gewann sie die Kämpfe, wenn ihr auch wohl ein halbes Dutzend mal das Nasenbein zerschlagen wurde. Als sie einmal nachts auf dem Heimweg von mehreren betrunkenen Männern belästigt wurde, schlug sie zwei von ihnen k.o. Die beiden anderen jagte sie in die Flucht. Als die Männer am folgenden Tag erzählten, welch gefährliche Begegnung sie in der Nacht mit einer richtigen „Teufelskatze" gehabt hätten, hörten sie zu ihrem Schrecken, daß sie ausgerechnet an Frau Mackinson, die Preisboxerin, geraten waren. Von diesem Tage an nannte man die Boxerin allgemein nur noch die „Teufelskatze"

Zwanzig Jahre lang boxte sich die „Teufelskatze" zum Segen amerikanischer Kultur durch die Staaten. Mit 40 Jahren setzte sie sich zur Ruhe und ward bald vergessen

Erst ihr Tod und die damit zusammenhängenden Berichte der Presse weckten wieder die Erinnerung an sie.

(Fortsetzung folgt.)

Schluß zu Seite 6: „Die schwarzen Falter..."

Melanismus In der Nähe von Großstädten und Industriezentren kommen sonst hell und bunt gefärbte Schmetterlinge auffallend häufig in tief dunkler Färbung vor Man hat dies zuerst vor etwa achtzig Jahren in England beobachtet, und etwa dreißig Jahre später, mit dem Zunehmen der Fabrikbetriebe, auch in Deutschland. Wer die Schutzfärbung des Schneehasen oder der gelbbraunen Wüstentiere kennt, wer weiß, wie gut eine grüne Spannerraupe im grünen Laub vor den Augen vieler Verfolger geschützt ist, der ist versucht, auch in der Dunkelfärbung jener Schmetterlinge eine Anpassung an ihre verrußte Umgebung zu sehen Das stimmt aber nicht. Die Schmetterlinge setzen sich ja auch nicht ausgerechnet in einen rußigen Schornstein oder auf einen Kohlenhaufen. Vielmehr sind es gewisse Großstadtgase (Ammoniak, Schwefelwasserstoff u. a.) die von den Schmetterlingen (im Puppenstadium) mit der Atemluft aufgenommen werden und schon in winzigen Spuren die Farbstoffbildung in dem sich entwickelnden Flügel so eigenartig verändern. Es handelt sich also um eine zufällige Erscheinung ohne tiefere biologische Bedeutung

Humor

Himmer wollte seinen Freund Bimmer besuchen. Die Wirtin erklärte: „Ja, der ist ausgezogen!"

„Ausgezogen? Warum denn?"

„Na, weil er eingezogen ist!"

*

Max liebte Ella.

Max beteuert: „Gern würde ich Ihnen zu Füßen sinken, aber meine Hosenträger sind schon zweimal gerissen!"

*

„Wenn ich mal einen Mann heirate, dann muß er Vegetarier sein."

„Aha, du meinst, dann würde er leichter in den sauren Apfel beißen."

*

„Stellen Sie sich hierher", sagte der Jagdherr, „hier ist ein prima Wechsel."

„Auf der Jagd will ich nichts von Geschäften hören", meinte der Bankdirektor.

*

„Tante Auguste hat mir ihr ganzes Vermögen vermacht, ist das nicht reizend von ihr?"

„Und du hast immer so auf sie geschimpft!"

„Ja, aber nur, solange sie lebte."

Der Soldat sprach während der Verdunkelung ein Mädchen an.

Das Mädchen meinte: „Ach, Sie sind wohl Nachtjäger?"

*

„Hein, ich hätte dich nicht wieder erkannt, so hast du dich verändert; darauf wollen wir mal einen kräftigen heben!"

„Ich heiße zwar nicht Hein, kenne dich auch gar nicht, aber einen heben, das mache ich mit."

*

„Die Geschichte unserer Familie ist sehr alt; sie ist in fünf Schweinslederbänden niedergeschrieben."

„Ihr Herr Bruder gab sie mir zum Lesen; in der Mitte des dritten Bandes stand eine Fußnote: „Um diese Zeit ward die Welt erschaffen."

*

„Wir haben uns für die Hochzeitsreise ein Rundreisebillett gelöst!"

„Für die Stadtbahn?"

*

„Ich wollte dir aus den Tropen einen kleinen Affen mitbringen, habe aber keinen auftreiben können."

„Das macht nichts, Liebster, ich habe ja dich!"

„Bitte eine Zwölfermarke. Übrigens, Sie kommen mir so bekannt vor, haben wir uns nicht schon mal kennengelernt?"

„Doch, ich habe Sie vor etwa fünf Jahren aus dem Ammersee herausgezogen, als Sie mit ihrem Paddelboot gekentert waren."

„Na, dann geben Sie mir mal gleich zehn Zwölfermarken; ich bin eine dankbare Haut, wissen Sie.".

*

Himmerlein belehrte den neuen Lehrling: „Wenn jemand eine Rechnung kassieren will, sagst du: ‚Setzen Sie sich!', will jemand eins bezahlen, dann bittest du ihn, einen Augenblick Platz zu nehmen!"

*

Spoll erzählt: „Also der Löwe war hinter mir her und kam bedenklich näher. Im letzten Augenblick bog ich dann in die Schönfeldstraße ein, wo es mir gerade noch gelang, auf einen Baum zu klettern."

„Aber, lieber Spoll, in der Schönfeldstraße stehen ja gar keine Bäume!"

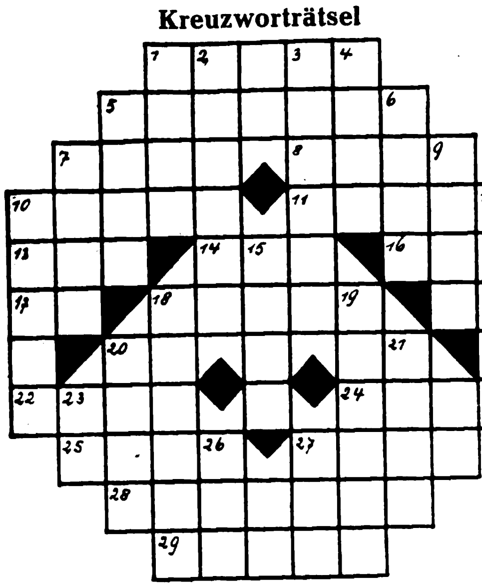
„Ja, aber was konnte ich denn anderes tun?"

*

Hannemann betrat eine Wiese. Das sah der Eigentümer und wütend rief er: „Sie, das Betreten der Wiese ist nur meinen Kühen erlaubt, nicht aber fremden Ochsen!"

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Nibelungengestalt, 5. Pflanzenkunde, 7. Teil des Schlüssels, 8. Teil des Fußes, 10. Teil des Klaviers, 11. Bibelübersetzung, 13. Europäer, 14. Badeort in Belgien, 16. ungebraucht, 17. italien. Tonsilbe, 18. Stellung, Lage, 22. Saatgut, 24. Nebenfluß der Elbe, 25. Vogel 27. Gebetsschluß, 28. Prüfer, 29. Funkstation Senkrecht: 1. Schatz, 2. Zeugnis, 3. Gebirgsblume, 4. Verbindungsnagel, 5. Verwandte, 6. Tatarenfürst, 7. italien. Hafenstadt, 9. Hirschart, 10. engl. Zeitung, 12. Urheber, 15. männl. Vorname, 18. Badeort in Oberfranken, 19. böser Geist, 20. Kalifenname, 21. menschenfressender Riese, 23. Flächenmaß, 26. weibl. Vorname, 27. nordischer Gott.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Leber Sender Signal Henne Sichel Schnur Diener Statur Diele gruen Stil Gaumen Sihl Harem Masche Schlaf Indien Gemuet Denker Ekrasit Heft Gewehr Seeckt Dienst Truhe Veto Peter Dienstnummer Karwendel Rhabarber Stunde weltlich gelebt sind je drei Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Theodor Körner ergeben.

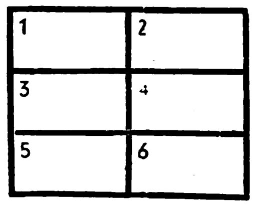
Silbenrätsel

Aus den Silben a arch bel bo bo bruck co da der dscha e e ed ek ep fahr ga ga gan gar ge ha hal in inns kal keh kri ku le le leg lom ma na nach nell nen nit ol ra ra ri ri sa sa sa se sta tor tra u ve vil zan zin werden 21 Wörter gebildet, deren erste und vorletzte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Sinnspruch von Charles Dikkens ergeben.

1. Apfelsorte, 2. Nymphe, 3. Stadt in Tirol, 4. Nachkomme, 5. männl. Vorname, 6. italien. Volkslied, 7. Verzückung, 8. brit. Schutzgebiet in Afrika, 9. Hartgummi, 10. Erstlingsdruck, 11. Nebenfluß der Donau, 12. Hauptgestüt in Ostpreußen, 13. Wüste, 14. weibl. Vorname, 15. Gotteslästerung, 16. Hauptstadt von Ceylon, 17. deutsche Stadt, 18. Vorratslager, 19. griech. Befehlshaber, 20. indischer Fürst, 21. Fisch.

1 .... 12 ....
2 .... 13 ....
3 .... 14 ....
4 .... 15 ....
5 .... 16 ....
6 .... 17 ....
7 .... 18 ....
8 .... 19 ....
9 .... 20 ....
10 .... 21 ....
11 ....

Silbenkreuz



1—2 tropisches Huftier
1—6 Rüge
2—3 Stadt an der Elbe
3—4 Bezeichnung
3—6 Nähgerät
4—1 weibl. Vorname
5—6 kaufmänn. Gewerbe
5—3 weibl. Name, Abkürzung
6—1 Flußgabelung

Zahlenrätsel

Zahlen	
1 3 8 2 9 10	afrikan. Tigerkatze
2 7 8 11 7 4 7 9	Zigarre
3 12 7 1 13 6 3	Zwischenhandlung
4 3 5 8 14 4 11	Landzunge
5 9 6 8 7 9 4	römischer Kaiser
3 8 12 3 10	männl. Vogel
6 14 8 8 9	Negerhirse
7 1 10 9 4 6	nord. Insel
4 13 4 1 3 4 1	törichtes Gerede

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen eines schwedischen Forschers.

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Hagen, 5. Botanik, 7. Bart, 8 Zehe, 10. Taste, 11 Itala, 13. Ire, 14. Spa, 16. neu, 17. mi, 18 Stand, 22. Same, 24. Eger, 25. Rabe, 27. Amen, 28. Revisor, 29 Nauen. Senkrecht: 1. Hort, 2. Attest, 3 Enzian, 4. Niet, 5 Base, 6. Khan, 7. Bari, 9. Elen, 10. Times, 12. Autor, 15. Paul, 18. Steben, 19 Daemon, 20. Omar, 21. Oger, 23. Ar, 26. Eva, 27. Ase. ✱ **Kryptogramm:** Leber Sender Signal Henne Sichel Schnur Diener Statur Diele gruen Stil Gaumen Sihl Harem Masche Schlaf Indien Gemuet Denker Ekrasit Heft Gewehr Seeckt Dienst Truhe Veto Peter Dienstnummer Karwendel Rhabarber Stunde weltlich gelebt. „Lebendig nenn' ich nur die Tat, die ruestig aus ihrem Schlaf die mueden Kraefte weckt, die Ruhe toetet; nur wer handelt, lebt." ✱ **Silbenrätsel:** 1. Kalville, 2. Egeria, 3. Innsbruck, 4. Nachfahr, 5. Edgar, 6. Ritornell, 7. Ekstase, 8. Uganda, 9. Ebonit, 10. Inkunabel, 11. Save, 12. Trakehnen, 13. Sahara, 14. Olga, 15. Sakrileg, 16. Colombo, 17. Halle, 18. Magazin, 19. Eparch, 20. Radscha, 21 Zander. „Keine Reue ist so schmerzlich als die vergebliche." ✱ **Silbenkreuz:** 1. TA, 2. PIR, 3. NA, 4. ME, 5. HAN, 6. DEL. ✱ **Zahlenrätsel:** Serval, Virginia, Episode, Nehrung, Hadrian, Erpel, Durra, Island, Nonsens. „Sven Hedin."



1926

Dreimal hat der Künstler seine Gattin gemalt. Vor einem Hintergrund von dunklem Oliv schimmert der kostbare alte Brokat der Jacke. Ein grüner Papagei wippt auf dem Zeigefinger.



1933

Die Farbe des Kleides spielt aus einem Rotbraun in dunkleres Tabakbraun. Der Hintergrund ist grau.

Dreimal die Eine

VON DER HAND DES KARLSRUHER MEISTERS OSKAR HAGEMANN

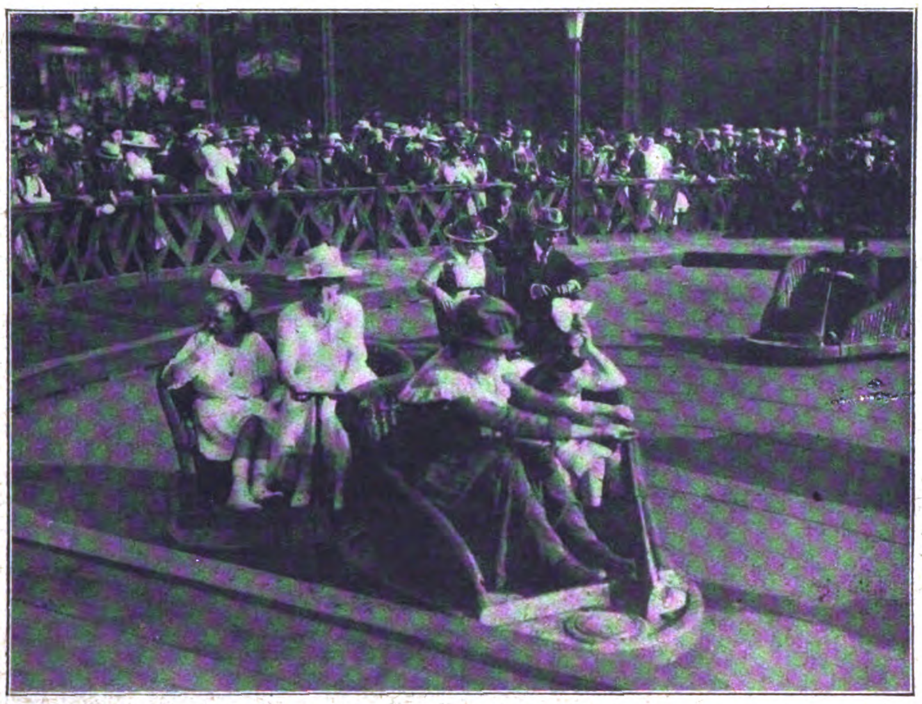
Die drei Bildnisse seiner Gattin, die der Karlsruher Maler Oskar Hagemann schuf und von denen das letzte aus dem Jahre 1936 weiteren Kreisen durch seine Ausstellung im Haus der Deutschen Kunst in München bekannt geworden ist sind leider eine abgeschlossene Reihe. Die Dargestellte weilt nicht mehr unter den Lebenden. Die junge und schöne Frau, die selbst Malerin war — das Bild von 1933 zeigt sie bei der Arbeit an einem Hinterglasbild —, wird von ihrem Manne folgendermaßen geschildert: „Die Begabung meiner Frau lag auf einem ganz anderen Gebiet als bei mir. Sie war vor allem ein Kind ihrer Phantasie. Nicht dann kamen ihre besten Bilder zustande, wenn sie sich an die Natur hielt, sondern erst hinterher, wenn sie ihre Eindrücke und Studien in ganz spielerischer Weise zu ihren Glasmalereien verarbeitete. Sie tat das mit großer Leichtigkeit, und das Bild gestaltete sich fast von selbst, als wenn es schon fertig in ihr gelegen hätte. Sie lernte von mir den Umgang mit der Farbe, die Abstimmung der Töne zueinander, manche Kritik war ihr bitter, wurde aber später dann doch befolgt. Ebenso waren ihre Kritik und ihre Hinweise bei meinem Schaffen vor allem darauf gerichtet, bei mir die Gestaltung eines wirklichen Bildes aus dem Natureindruck zu erreichen. Denn meine Art zu arbeiten war nicht aus der Phantasie sondern aus der Natur zu gestalten. Mir war ein Frans Hals ein Holbein oder Leibl Vorbild, ihr das Kölner Rosengärtlein oder ein anderer früher Deutscher oder alter Niederländer. Auf diese Weise entstanden bei uns unter manchen künstlerischen Kämpfen viele dadurch befruchtete Bilder."

Wie seltsam beginnt dies Antlitz nun in seinen drei Altersstufen auf uns einzureden! Das früheste sieht ein wenig scheu an unserem prüfenden Blick vorbei, eine liebliche Blume, um die man bangt, denn sie ist so wehmutig-zart. Das zweite zeigt die sinnende Künstlerin deren Blick wohl auf uns ruht aber doch ohne eigentlich zu schauen. Das letzte schließlich hat den Kontakt mit dem Beschauer aufgenommen, ernst und beinahe feierlich, eine gereifte, in sich ruhende Persönlichkeit.



1936

Vor stahlblauem Hintergrund ein Kleid aus rostrotem Seidensamt.



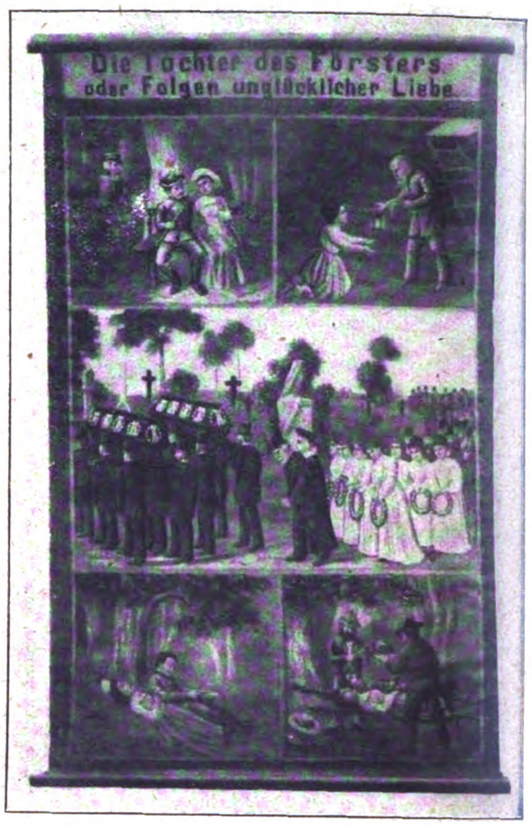
Das ist erst 30 Jahre her!

Auf einem Großstadtrummelplatz hat sich eine Attraktion von pompöser Breite aufgetan: Das „eiserne Meer". Es ist natürlich von Blech, aber es wogt tatsächlich, und die autoähnlichen Korbstühle mit eisernem, stoßfestem Fahrgestell, die über dies Meer torkeln, werden von einem Dutzend kräftiger Männer flott gemacht, wenn sie sich wieder einmal festgefahren haben

„Da staunste!"

Sensationen einer spießigen Vergangenheit

*



Bänkelsänger-Schaubild

um die Jahrhundertwende. Die Moritat von der verbotenen Liebe der schönen Försterstochter zu dem Gehilfen ihres Vaters wird hier in einer schaurig-schönen Bildfolge anschaulich gemacht.





Ein Bild, wie man es vor vierzig Jahren auf allen Jahrmärkten sah.

Die Technik hat hier schon modernisierend eingegriffen: ein Phonograph quäkt die rührselige Melodie des Bänkelliedes und erspart der Sängerin das Opfer letzter Stimmreserven.



Max Duffek, das „Weltoriginal",

beginnt seine Weltreise, zu der er sich durch eine Wette verpflichtete. Zehntausend Fortbewegungsarten wollte er während seiner Wanderung um die Welt zeigen. Duffek lief zu Beginn der Reise die Freitreppe der Berliner Nationalgalerie auf Händen hinunter, ritt auf einem Brauereipferd, ließ sich auf einem Teppich schleifen, ritt auf einem Strauß, und hatte immer neue Einfälle. Er gewann die Wette und zeigte später mit Stolz seine Bilder und Erinnerungen.



Der dickste Mann der Welt – 1910.

Aufnahmen: Otto Haeckel

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. A B C D E F G 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München

Preis 20 Pfennig

JB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 16. MÄRZ 1944
19. JAHRGANG :: FOLGE 11

Mit herzlichen Heimatgrüßen
an die Front von:

VERLAG FRANZ EHER NACHF., GMBH
MÜNCHEN 22

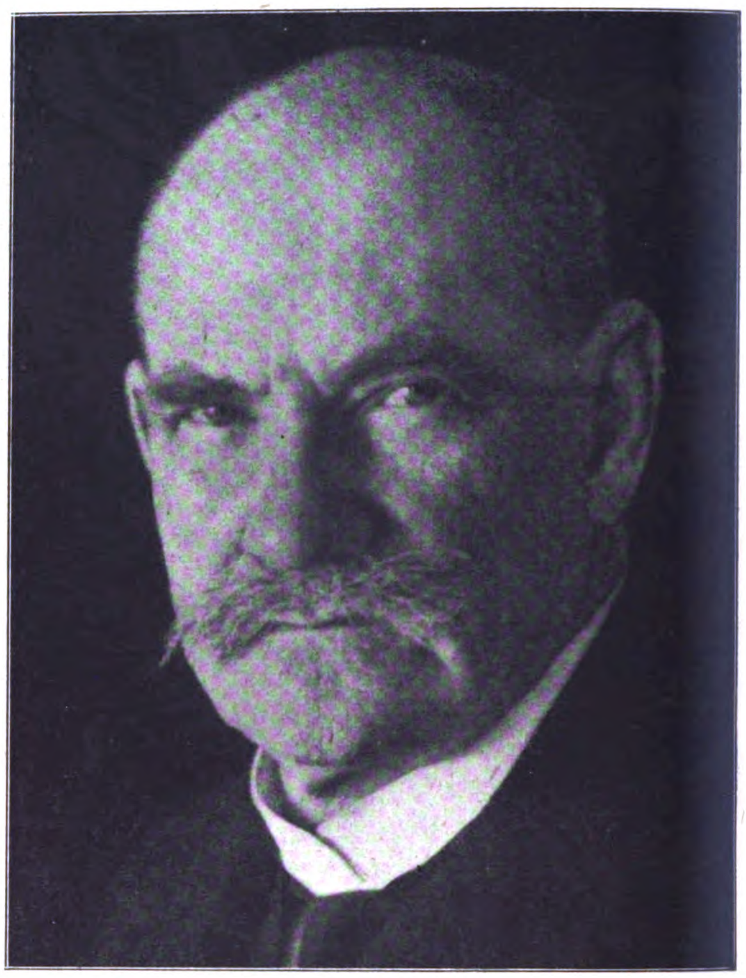


Ritterkreuzträger Oberst von Usedom,
der Kommandeur einer Kampfgruppe, die mit großem Erfolg an der italienischen Front eingesetzt ist.
PK.-Aufn.: Kriegsberichter Karl Bayer.



ᛋᛋ-Hauptsturmführer Léon Degrelle mit seinen Kindern in Brüssel.

Der vom Führer mit dem Ritterkreuz ausgezeichnete Kommandeur der ᛋᛋ-Freiwilligenbrigade „Wallonien" berichtete unlängst über die Kämpfe der bei Tscherkassy eingeschlossen gewesenen deutschen Truppen, bei denen auch Degrelle und seine Brigade beteiligt waren.



Der finnische Altpräsident Svinhufvud starb im 84. Lebensjahre.

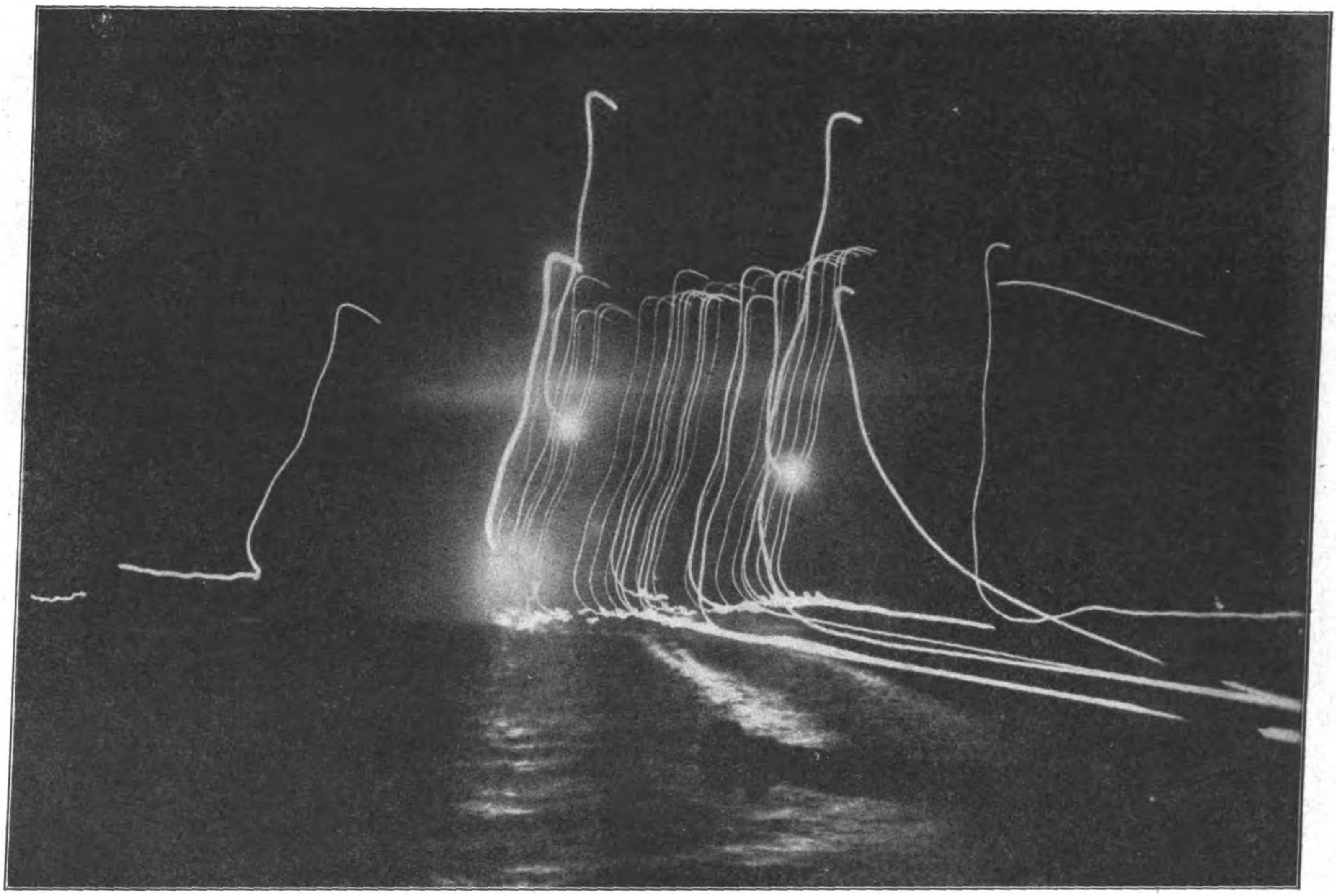
Pehr Evind Svinhufvud, der große Freiheitskämpfer des finnischen Volkes, war Mitglied des Hofgerichts in dem seit 1809 dem Zarenreich einverleibten Großfürstentum Finnland. Als der Zar 1899 die dem Lande bis dahin noch verbliebenen Rechte tilgte, begann Svinhufvud seinen Freiheitskampf. Er weigerte sich, einen ungesetzlichen Eingriff in ein Rechtsverfahren durchzuführen und wurde seines Postens enthoben. Als Rechtsanwalt in Helsinki begann Svinhufvud nun seine politische Tätigkeit im Parlament, dessen Präsident er von 1907 bis 1913 war. Der unerschrockene Mann wurde im Jahre 1914 verhaftet, in das Gefängnis von Wiborg gebracht und dann nach Sibirien verschleppt. Nach dem Umsturz 1917 konnte er in die Heimat zurückkehren. Im November des Jahres 1917 wurde Svinhufvud zum finnischen Staatspräsidenten gewählt.

NACHTGEFECHT IM KANAL



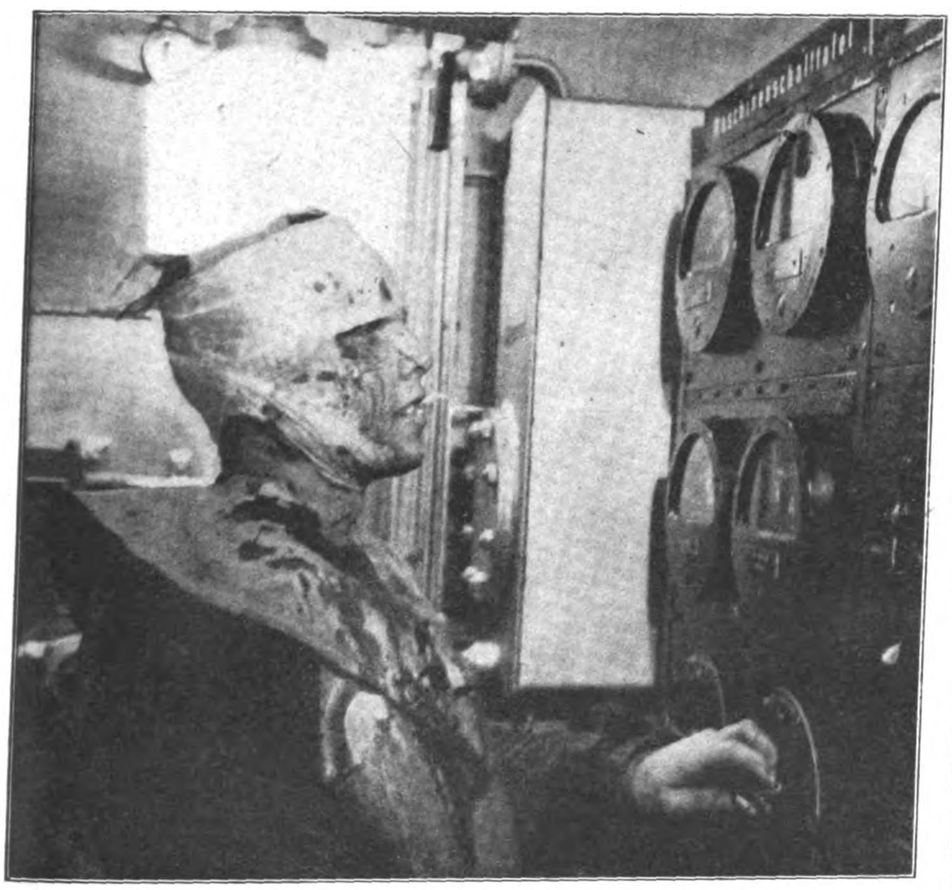
In den späten Abendstunden laufen deutsche Sicherungsstreitkräfte aus.

Mit anderen Einheiten haben sie sich zu einem Geleitzug durch den Kanal formiert. Beide Kriegswachen sind aufgezogen. Beim Verlassen des Hafens werden die Persennings (Schutzbezüge) von den Geschützen genommen und die Magazine angesetzt. Alle Waffen sind feuerbereit.



→ **Am Feind.**

Nach einer knappen Stunde Fahrt stehen die Boote am Feind. Englische Schnell- und Kanonenboote versuchen die Sicherung zu durchbrechen. Leuchtgranaten werden geschossen. Weit strahlen sie über See und lassen die im Gegenkurs fahrenden Feindboote gut erkennen. Feuer aller Waffen antwortet. Leuchtspurgeschosse jagen über die See und treffen den Feind.



← **Treffer in ein elektrisches Kabel.**

Durch Kurzschluß fällt eine E-Maschine aus. Trotz Verwundung behebt der Maschinengefreite den Schaden. Nun zeigt die Schalttafel, daß das E-Werk wieder voll in Betrieb genommen werden kann.



→ **Auch der Feind trifft.**

Phosphorgeschosse schlagen ein, bleiben aber an den Stahlaufbauten ohne Wirkung.



← **Die letzten Spuren des Kampfes.**

Leere Geschoßhülsen.

PK.-Bildbericht: Kriegsberichter Mischlich.



→ **Für besondere Bewährung**

erhielt der Leitende Maschinist aus der Hand des Kommandanten das EK.



Deutsche Bomber greifen in den Erdkampf ein

PK.-Bildbericht von der italienischen Kampffront -von Kriegsberichter Karl Bayer



Der General ist immer bei seinen Soldaten.
Fast täglich begibt sich Ritterkreuzträger Generalleutnant v. Lüttwitz, der Kommandeur einer Panzergrenadierdivision, an die vorderste Front zu seinen kämpfenden Soldaten.

Das Fachgespräch.
Der Gruppenkommandeur in einem Bomberverband, Hauptmann Walther, Träger des Deutschen Kreuzes in Gold, im Gespräch mit Eichenlaubträger Leutnant Reinert, der mit 164 Luftsiegen (hauptsächlich gegen Engländer) an der Spitze aller im italienischen Kampfraum eingesetzten deutschen Jagdflieger steht. Ltn. Reinert fliegt mit seinem Verband fast täglich Jagdschutz.

*



Glück im Unglück!
Der erfolgreichste Schlachtflieger an der italienischen Front, Ritterkreuzträger Ltn. Lutter, springt unverletzt aus seiner FW 190. Er erhielt bei einem kühnen Sturzangriff auf eine feindliche Brücke, die er vernichtete, einen Flakvolltreffer in den Motor. Seinem hohen fliegerischen Können ist es zu verdanken, daß er den kranken Vogel noch zur deutschen Linie herüberrettete. Er raste mit seiner Maschine in einen Wald, sägte dabei zwölf etwa 30 cm starke Bäume ab und blieb dabei ohne Hautabschürfungen. Seine brave FW 190 ist zwar schwerstens demoliert, hat ihn aber gut heimgebracht

*



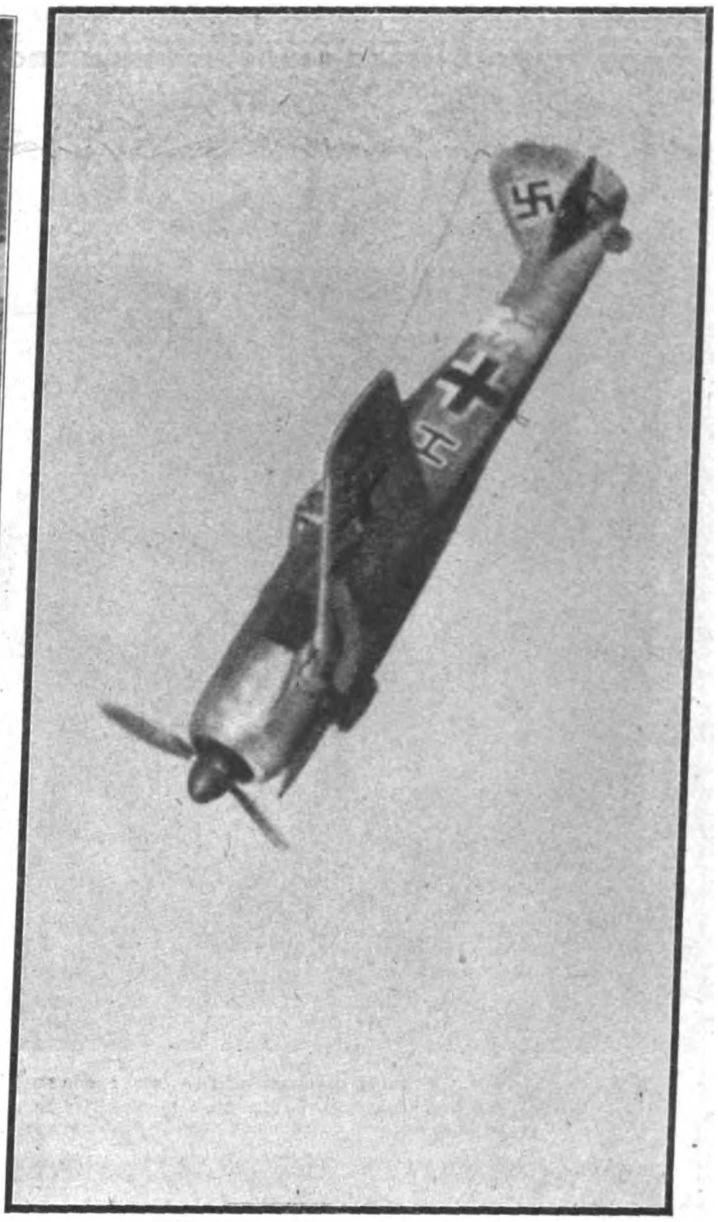


In Atome zerteilt.
Mit voller Bombenlast raste dieser amerikanische Jagdbomber in den Boden. Die deutsche Vierlingsflak hat ihn beim Tiefangriff zum Absturz gebracht

Kameraden in Not und Gefahr.
„Seit drei Stunden liegen wir im mörderischen englischen Artilleriefeuer" schreibt der Kriegsberichter. „In Sekundenfolge jagt uns der Engländer seine Geschosse herüber. Aber eisern halten die kampferprobten deutschen Panzergrenadiere die Stellung. Dem Kameraden im Graben riß ein Granatsplitter soeben eine tiefe Wunde. Ein Grenadier eilt hinzu, um ihm die erste Hilfe zu leisten. Aber immer wieder muß er in Deckung gehen, weitere Granaten schlagen nur wenige Meter von uns entfernt ein."



Fliegerführer Eichenlaubträger Oberst Hitschold,
der ruhmreiche ehemalige Stukaflieger, leitet die Einsätze der deutschen Bomber, die zur direkten Heeresunterstützung an der italienischen Kampffront eingesetzt sind



Eine Aufnahme, die mit dem Fernobjektiv gemacht wurde.
Kameraden der Luftwaffe unterstützen die hartkämpfenden deutschen Infanteristen. In den Stunden schwersten englischen Drucks erscheinen deutsche Flugzeuge vom Muster FW 190 am Himmel Schon jagen die ersten in kühnem Sturzflug mit ihrer schweren Bombe auf die englischen Bereitstellungen

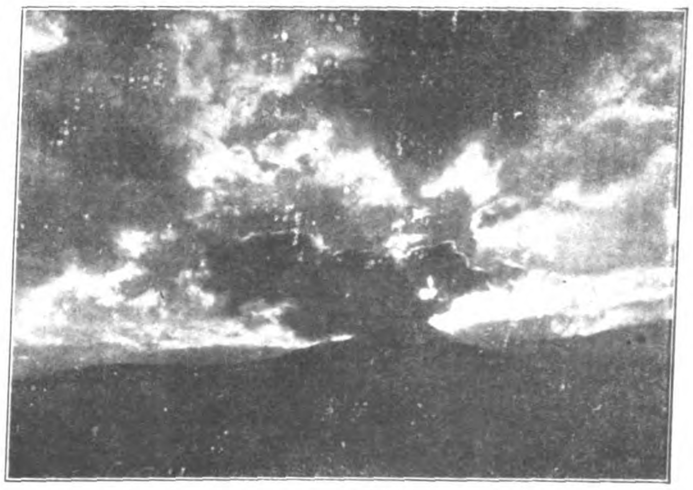


Vor uns steigt eine schwarze Rauchwand zum Himmel.
Die englischen Stellungen sind für Minuten nicht mehr zu sehen. Die Volltreffer der deutschen Bomber haben beim Gegner mitten in der Bereitstellung großen Schaden angerichtet und Brände verursacht.

Der Strohhaufen als Lebensretter!

Der Kriegsberichter Karl Bayer schildert in einem Brief, wie es ihm gelang, die Nahaufnahmen vom Einschlag der deutschen Bomben in die feindlichen Stellungen zu bekommen: „Ich mußte sehr weit nach vorn, nämlich vor unsere Panzerspitze, ins Niemandsland hinein, und die Aufnahmen gelangen auch recht gut. Danach wurde ich von englischen Panzerkräften abgeschnitten und gejagt. Am Ende der Kräfte kroch ich in einen Strohhaufen Das war meine Rettung."





„Ich wartete, bis die Sonne sank."
„Zwar rollten jetzt weitere anglo-amerikanische Panzerkolonnen an meinem Schlupfwinkel vorbei, aber ich wartete mit Zuversicht auf die anbrechende Nacht, insgesamt acht Stunden Endlich sank die Sonne! Dann schlug ich mich, streckenweise bis an den Bauch im Wasser watend, durch die englischen Linien zu den deutschen Gefechtsvorposten durch."

ARBEITSMAID HELGA SCHREIBT IHREN GROSSEN UND KLEINEN FREUNDEN:

O diese Socken!



Frisch gewaschen – aber diese Löcher!
Schade, daß der Bauer nicht selber einmal beim Stopfen ein bisserl mithelfen muß, dann wären sie sicher das nächste Mal ein wenig manierlicher.

Glaubt nur nicht, daß wir auf dem Hof bei Regenwetter keine Arbeit haben! Da holen wir schnell den großen Flickkorb aus der Kammer und die Tannerhofbäuerin ist froh, wenn der Wäsche- und der Sockenberg ein bisserl kleiner wird. Heute haben wir uns auf der „Kunscht", dem schönen Schwarzwälder Kachelofen, ein ganz lauschiges Eckchen gemacht. Friedl, dem Tannerhofbauern seine Älteste, muß das Stopfen von mir lernen — so hat es die Bäuerin gewollt, und sie macht es genau so wie ich früher zu Hause bei Mutter die kleinen Löcher übernimmt sie und die großen sind mein Betätigungsfeld. O je, das Stillesitzen ist gar nicht so leicht. Aber wenn wir am Spätnachmittag, bevor es ins Lager zurückgeht, der Bäuerin einen großen Pack Geflicktes abgeben können, sind wir doch mächtig stolz! Nebenher wollen noch die Kleinen bei den Schularbeiten betreut werden. Fritzl kaut am Federhalter und kommt mit der Rechnung nicht zu einem guten fehlerlosen Ende. Tante Helga muß eingreifen — und es klappt!



Draußen klopft der Regen ans Fenster,
und bei uns in der großen Stube glühen zwei Köpfe vor Eifer und Anstrengung.
Bildbericht: Erich Bauer — Mhf. Dorsch

SELBST BAUEN UND SELBST SPIELEN

Die RAD.-Tennsee-Fidel



Es sieht schwerer aus,
als es wirklich ist!



„Hat sie einen guten Klang?"
Nach der Fertigung wird die Fidel zum ersten Male von dem Arbeitsmann gestimmt.
RAD.-Bildbericht: Kock-Weber.

Seit jeher bestand im deutschen Volke das Bestreben, Volksinstrumente selbst zu bauen. Wenn nun ein Mann wie Peter Harlan, der Instrumentenbauer aus dem Vogtlande, eine Fidel konstruiert hat, die auf der Erfahrungsbasis der mittelalterlichen Instrumente beruht, muß dies herzhaften Widerhall finden. Die Fidel ist leicht zu bauen und ebenso leicht zu spielen. In ihrer Wiedergabe von einem verhaltenen Toncharakter, der im Zusammenspiel mit Blockflöte, Laute und Cembalo wirkungsvoll anklingt, sich aber ebenso im chorischen Spiel mit anderen Fideln in einer zarten Klangfärbung gut auswirkt.

Mit Hingabe haben sich Arbeitsmänner nach des Tages hartem Einsatz dem Instrumentenbau und dem Spiel der Fidel verschrieben. Viele werden ihnen nacheifern



Sie klingt wirklich!
Wie stolz ist der Arbeitsmann über seine selbstgebaute Fidel!



Das fertige Instrument,
schön wie die Spielmannsfidel im alten Volkslied

Das sind die USA

— im Spiegel ihrer eigenen Presse!

EIN BEITRAG ZUR KULTURGESCHICHTE VON RICHARD PILACZEK

(2. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 10:

Jahrelang trat die Boxerin in den Städten des Mittelwestens auf, lebendes Sinnbild amerikanischer Kultur. Stets gewann sie die Kämpfe, wenn ihr auch wohl ein halbes Dutzend mal das Nasenbein zerschlagen wurde. Als sie einmal nachts auf dem Heimweg von mehreren betrunkenen Männern belästigt wurde, schlug sie zwei von ihnen k.o. Die beiden anderen jagte sie in die Flucht. Als die Männer am folgenden Tag erzählten, welch gefährliche Begegnung sie in der Nacht mit einer richtigen „Teufelskatze" gehabt hätten, hörten sie zu ihrem Schrecken, daß sie ausgerechnet an Frau Mackinson, die Preisboxerin, geraten waren. Von diesem Tage an nannte man die Boxerin allgemein nur noch die „Teufelskatze". Zwanzig Jahre lang boxte sich die „Teufelskatze" zum Segen amerikanischer Kultur durch die Staaten. Mit 40 Jahren setzte sie sich zur Ruhe und ward bald vergessen. Erst ihr Tod und die damit zusammenhängenden Berichte der Presse weckten wieder die Erinnerungen an sie.

Das „Kußalbum" und der Schwerverbrecher

Das „Kußalbum" ist — wie könnte es wohl anders sein? — eine ausgesprochen amerikanische Angelegenheit. Das „berühmteste" Album dieser Art besitzt Missis Jane Along aus Los Angeles. Wie man früher bei uns in längst verschwundenen Zeiten, sogenannte „Poesiealben" hatte, führt man in den Staaten ein „Kußalbum", in dem man sich nicht durch Einschreiben sinniger Verse, sondern durch das Aufdrücken eines Kusses verewigt. Nur ist die Sache ein wenig unangenehm, da man hierzu die Lippen mit Anilinfarbe bemalen muß. Trotzdem aber hat das „Kußalbum" viele Anhänger, wie aus dem der Missis Jane hervorgeht.

Bereits im Jahre 1902 begann sie, in ihrem Album Küsse zu sammeln. Wie andere Jagd auf Autogramme machen, so machte sie Jagd auf Lippenabdrücke aller Menschen, die man drüben für prominent hält.

Unter den Kuß-Abdrücken in Missis Janes Album finden sich die vieler in Amerika bekannter Schauspieler von Bühne und Film, vieler Sänger, Künstler, Erfinder — und „berühmter" Verbrecher. Mehr als einmal reiste Frau Jane extra nach Sing-Sing, dem berüchtigten Zuchthaus, um einem zum Tode verurteilten Schwerverbrecher in der Todeszelle den Abdruck seiner Lippen „abzupressen".

Janes Kußalbum wurde berühmter als jedes andere Album gleicher Art. Sie führte es viele Jahre hindurch mit peinlicher Gewissenhaftigkeit. Neben jedem Lippenabdruck finden sich genaue Aufzeichnungen über die Person und die besonderen Umstände des hier abgequetschten Kusses. Ja, vor einigen Jahren erbat sich sogar einer der berühmtesten Psychologen Janes Kußalbum und fertigte Photographien der Kußabdrücke an. Dann schrieb er darüber ein hochwissenschaftliches Buch.

VI.

Moral im Schatten der Freiheitsstatue

Splitternackt zur Trauung.

Nirgends in der Welt gibt es soviel „Nudisten", wie in den USA. Man weiß ja, „Nudisten" sind jene komischen Zeitgenossen, die ihr größtes Vergnügen darin finden, splitternackt in der Welt herumzulaufen. In den Vereinigten Staaten gibt es ganze Gemeinden solcher Anhänger einer krankhaft übertriebenen, vollkommen falsch verstandenen Nacktkultur. Männlein und Weiblein haben sich in großen Lagern zusammengetan, wobei natürlich auch Kinder nicht fehlen, und huldigen hier gemeinsam ihrem — milde gesagt — „Spleen".

Wenn jedoch Nudisten heiraten wollen, so pflegen sie gemeinhin auch in den USA das für normale Menschen Selbstverständliche, für sie aber Verhaßte zu tun: sie hüllen ihre paradiesische Nacktheit in profane Gewandung.

Ein Nudistenpärchen jedoch, das im April 1939 die Ehe miteinander einzugehen beabsichtigte, war der Ansicht, auch eine Trauung müsse im Zustande völliger Nacktheit erfolgen. Erstaunlicherweise fand sich auch ein Pfarrer, der sich bereit erklärte, gegen klingende Münze die Eheschließung der beiden Nackedeis vorzunehmen. Vorsichtshalber holte er jedoch vorerst die Genehmigung der Behörden ein — und siehe da, an Stelle des Strafbefehls oder zumindest der Zurechtweisung, die normale Menschen erwartet hätten, ging wirklich die amtliche Genehmigung ein.

Die Eheschließung der beiden Nudisten sollte in den Gebirgen von Denver stattfinden, wo die „feierliche" Handlung sorgsam vorbereitet wurde.

Die Sache sprach sich bald herum, und die Folge war, daß sich am festgesetzten Tage eine förmliche Völkerwanderung nach dem Orte der Handlung wälzte. Zahlreiche Reporter, Pressephotographen, Männer vom Film und vom Funk waren erschienen, obwohl der Aufstieg auf den Berg recht beschwerlich war und kaltes, regnerisches Wetter herrschte.

Als die Karawane den Gipfel erreichte, wo das nackte Paar die Ankunft des Pfarrers erwartete, ergriffen die beiden beim Anblick der vielen Menschen die Flucht. Sie fanden Zuflucht in einer Höhle, wo man sie endlich nach längerem Suchen auffand. Frierend und zähneklappernd bequemten sie sich nach langem Zureden, ihren Unterschlupf zu verlassen. Wie sie erklärten, hatten sie sich aus dem Staube gemacht, da sie geglaubt hätten, die Menge wolle ihr Vorhaben mit Gewalt verhindern. Es gebe ja leider immer noch „törichte Menschen genug" — meinten sie — die den „Segen der Nacktheit" bis heute noch nicht erkannt hätten.

Man beruhigte sie und erreichte, daß sie zur Vornahme der „feierlichen" Handlung vor dem Pfarrer Aufstellung nahmen. Wie wild arbeiteten die Filmleute, der Rundfunkmann sprach einen begeisterten Bericht auf Schallplatte und die Pressephotographen verknipsten Film auf Film.

Als jedoch die Trauung beginnen sollte, trat ein unangenehmes Hindernis ein. Der Pfarrer, der trotz des guten Honorars, das man ihm versprochen hatte, plötzlich unerwarteterweise „moralische" Bedenken bekam, als er die Film- Funk- und Presseleute bei der Arbeit sah und bemerkte, daß auch er selbst mehrfach für die Zeitungen auf den Filmen verewigt worden war, zögerte, die Handlung vorzunehmen. Er verlangte, daß das Paar wenigstens mit einer Decke seine Blößen verhülle. Da die Nudisten sich jedoch weigerten und auf ihrer Abmachung mit dem Pfarrer bestanden, fiel die ganze wunderschöne Trauung des splitternackten Pärchens ins Wasser.

Enttäuscht und frierend zogen die Zuschauer wieder ab, nachdem die beiden Verrückten sich seitwärts in die Büsche geschlagen hatten, ohne den Pfarrer weiter zu beachten, der händeringend die Presseleute beschwor von einer Veröffentlichung der Bilder abzusehen.

Aber natürlich erschienen die Bilder. Zur Freude der Leser und zur Hebung der allgemeinen Moral

Dollarmillionärin „mietet" einen Mann.

Im amerikanischen Staate Kentucky wurde im Sommer 1938 eine männliche Leiche aus einem Fluß gezogen. Die polizeiliche Untersuchung ergab, daß es sich bei dem Mann, der zweifellos Selbstmord verübt hatte, um einen gewissen John Barclery handelte. Mit dem Tode dieses Mannes hatte eine Tragödie ihr Ende gefunden, die ihren Ursprung in einer Laune einer überspannten „Dollarprinzessin" hatte.

Vor Jahren war John als einfacher Arbeiter in einer Kupfermine im Staate Kentucky beschäftigt. Eines Tages, als er während der Mittagspause seine Zeitung las, fiel ihm die folgende Anzeige auf, die fast ein Viertel der Seite einnahm:

„Junge Millionärin will Mann aus ganz einfachen Kreisen heiraten. Bedingung ist, daß sich der Betreffende bereit erklärt, nach Ablauf eines Jahres mit einer Scheidung einverstanden zu sein. Zwar darf mein Mann für die Dauer der Ehe über jeden Betrag frei verfügen, doch ist es ihm nicht gestattet, sich irgendwelche Rücklagen zu machen. Wer gewillt ist, ein Jahr lang mein Mann und damit Dollarmillionär zu sein, schreibe unter Beifügung seines Lichtbildes an Hangars Office, New York." Unterzeichnet war das Inserat mit Maud Kennyod.

Der Arbeiter Barclery lachte, nachdem er das seltsame Inserat gelesen hatte und zeigte es seinem Arbeitskameraden. Halb im Scherz forderte dieser ihn auf, das Glück beim Schopf zu fassen und sich zu melden.

John Barclery beschloß, sich diesen Spaß wirklich zu leisten. Noch am gleichen Abend machte er sich daran, den Brief zu schreiben. Als er das Schreiben unterzeichnete, ahnte er nicht, daß er damit — im wahren Sinne des Wortes — sein eigenes Todesurteil unterschrieben hatte.

Das Unwahrscheinliche geschah; was John Barclery nur „aus Spaß" gemacht hatte, wurde ernst. Die Millionärin Maud Kennyod hatte unter den mehr als 5000 Angeboten, die eingegangen waren, ausgerechnet das des einfachen Minenarbeiters John Barclery ausgewählt. Nun ging alles so schnell, daß John, der eigentlich beabsichtigt hatte, der überspannten Millionärin zu erklären, er denke gar nicht daran, der „Einjahresgatte" einer launenhaften, reichen und verwöhnten Frau zu werden, von den Geschehnissen förmlich überrumpelt wurde.

Zeitungsberichterstatter und Photographen liefen ihm das Haus ein, Rundfunkgesellschaften bestürmten ihn, ein paar Worte auf eine Wachsplatte zu sprechen — — kurz, John kam überhaupt nicht mehr zur Besinnung. Ehe er die Sache richtig bedacht hatte und sich darüber klar geworden war, was das alles für ihn bedeutete, hatte er den Vertrag mit der Millionärin unterschrieben.

Aber mit der Eheschließung ging es nicht so schnell wie er gedacht hatte. Zuerst wollte Maud Kennyod aus ihm einen „gebildeten Mann" machen. John mußte Privatunterricht nehmen, um „gute" Umgangsformen und „vornehmes" Benehmen zu lernen. Auf diese Weise verging ein halbes Jahr, bis dann endlich am Mai 1936 die Ehe zwischen dem Minenarbeiter John Barclery und der Dollarmillionärin Maud Kennyod geschlossen wurde.

Fast ein Jahr lang, also beinahe während der ganzen Dauer dieser mehr als seltsamen „Ehe" war das Paar auf der Hochzeitsreise. John befand sich in einem Rausch des Glücks. Wie es im Leben immer ist, so ging es auch mit John: er gewöhnte sich so schnell an die goldene Zeit des Überflusses, an dies Märchen, das er zu erleben glaubte, daß er kaum mehr an seine Vergangenheit dachte, die von harter, schwerer Arbeit ausgefüllt gewesen war, ohne daß er sich damals Gedanken über seine Zukunft gemacht hätte.

So verging das Jahr. Die Ehe wurde, wie vertraglich vereinbart, geschieden, eine Formalität, die in den USA im Handumdrehen erledigt ist. Nun stand John Barclery ärmer da als vor anderthalb Jahren. Damals war er froh und zufrieden gewesen, hatte seinen Platz als Arbeiter, auf den ihn sein Schicksal gestellt hatte, so gut und gern ausgefüllt wie mancher andere auch. Jetzt aber schien es ihm unmöglich, nach diesem Jahr, das wie ein Rausch des Reichtums an ihm vorübergeglitten war, in seine früheren, beschränkten Verhältnisse zurückzukehren.

In einer Rücksprache mit seiner geschiedenen Frau versuchte er, sie zur Wiederaufnahme der Ehe zu bestimmen Aber die Frau lachte ihn nur aus und beschimpfte ihn obendrein. Als sie ihm die Tür wies und erklärte, falls er nicht sofort ginge, ließe sie ihn durch den Hausknecht hinauswerfen, verlor John Barclery die Selbstbeherrschung. In maßloser Wut riß er einen Revolver, den er unglücklicherweise bei sich trug, aus der Tasche und tötete die Frau durch mehrere Schüsse.

John Barclery wurde verhaftet und des Mordes angeklagt. Nach einem monatelangen Prozeß, der in echt amerikanischer Weise von der Presse in spaltenlangen Sensationsartikeln ausgequetscht

wurde, in denen es von Intimitäten nur so wimmelte, wurde Barclery freigesprochen.

Aber er wußte mit seiner Freiheit, die ihm ja doch nur Armut brachte, nichts mehr anzufangen. Er hatte verlernt, sich mit seiner Hände Arbeit das tägliche Brot zu verdienen. Als „Hobo", als Landstreicher, zog er durch das Land. Er kam immer mehr herunter; die Erinnerung an die Zeit des Überflusses, die hinter ihm lag, nahm ihm allmählich allen Lebensmut. Verbittert und menschenscheu, wie er geworden war, da er den Glauben an die Menschheit verloren hatte, nahm er sich in einem Fluß das Leben.

Eine ganze Stadt lebt vom Heiraten

Bis vor wenigen Jahren war Ekleton, einige hundert Meilen von Philadelphia an der Chesapeake-Bay gelegen, eine Kleinstadt wie tausend andere auch. Man kann sich denken, daß in dieser Stadt, die nur 3123 Einwohner zählt, das Leben ebenso ruhig und gemächlich dahinfloß wie in allen diesen Städten, die so klein sind, daß jeder den anderen kennt.

Aber eines Tages begann sich das Gesicht der Kleinstadt zu ändern. Der Goldstrom, der nach Reno, dem berüchtigten Scheidungsparadies der USA, floß, hatte einige Bewohner von Ekleton auf den Gedanken gebracht, auch aus dieser Stadt ein Paradies zu machen, um den Stadtsäckel zu füllen und die Taschen der Bewohner dazu. Allerdings wollte man aus Ekleton kein Scheidungsparadies machen, wie es Reno war, sondern ganz im Gegenteil: Ekleton sollte ein Heiratsparadies werden!

Eine gewaltige Propaganda setzte ein. Aber das viele Geld, das man dafür ausgegeben hatte, brachte auch den erwarteten Erfolg. Heiratslustige, die sich aus irgendwelchen Gründen scheuten, das Standesamt ihres Heimatortes aufzusuchen, strömten in Massen nach Ekleton und brachten viel Geld in die Stadt.

Doch nach wenigen Jahren drohte ein Riesenskandal das blühende Geschäft der Stadt zu vernichten. Findige Reporter hatten herausbekommen, daß vieles in Ekleton, was mit den „Trauungen am laufenden Band" zusammenhing, alles andere als sauber war. So wurde in Zeitungsartikeln behauptet, viele der angeblichen Geistlichen, die die Trauungen vornahmen, seien in Wahrheit gar keine Geistlichen, sondern Kaufleute, die sich auf das gewinnbringende „Geschäft" umgestellt hätten, wozu sie nichts weiter brauchten, als eine Bibel und schwarze Kleidung. Auch die Nebeneinnahmen der drei echten Geistlichen der Stadt wurden der Öffentlichkeit mitgeteilt: jeder von ihnen, wurde behauptet, verdiene mehr als eine viertel Million Dollar jährlich! Ja, man wies sogar darauf hin, daß sich diese Geistlichen sogenannter „Schlepper" bedienten, die ihnen Heiratslustige, die von auswärts kamen, zuführten. Für jedes Paar erhielte der Schlepper fünf Dollar. Die Zahl der jährlichen Trauungen wurde auf über 12 000 geschätzt.

Für eine kurze Zeit ging das Heiratsgeschäft auf Grund dieser Veröffentlichungen zurück; aber bald hob es sich wieder. Der ganze Ort lebte damals, im Jahre 1936 — und lebt vermutlich heute noch davon — vom Heiraten. Hotels, die wie Pilze aus dem Boden schossen, Juweliere, Geschäfte, die Geschenkartikel feilbieten — alle leben von den Pärchen, die sich heimlich in Ekleton trauen lassen, wo man niemals ordnungsgemäße Heiratspapiere und Personalausweise verlangt.

Gegen Ende des Jahres 1936 erhöhte sich die Zahl der täglichen Heiraten in Ekleton von 35 auf etwa 40. Der Grund war darin zu suchen, daß kürzlich die Trauung des hunderttausendsten Paares bekanntgegeben wurde! 100 000 Trauungen bei einer Einwohnerzahl von nur etwas über 3000 Menschen — das ist wirklich ein echt amerikanischer „Rekord"!

Eheschließung in zwei Minuten.

Aber auch Ekleton wird im eigenen Land von einer anderen Stadt noch übertroffen. Es ist dies Las Vegas im Staate Nevada, eine Kleinstadt mit 8000 Einwohnern, die man mit gutem Grund als „Sodom der USA" bezeichnen könnte.

Die Einwohner der Stadt leben buchstäblich ausschließlich von der Vergnügungssucht der vielen Fremden, die die Stadt besuchen. Überdies ist Las Vegas dadurch „berühmt", daß man hier in der Rekordzeit von zwei Minuten verheiratet, und in der doppelten Zeit, also vier Minuten, geschieden werden kann. Papiere sind auch hier — wie in Ekleton — eine überflüssige Angelegenheit.

Berichtigung.

Der Name des mit den Schwertern zum Eichenlaub des Ritterkreuzes des Eisernen Kreuzes ausgezeichneten Oberstleutnants, den wir auf der Titelseite unserer Folge 8 vom 24. Februar abbildeten, lautet in richtiger Schreibung: Dr. Franz Bäke aus Hagen (Westf.).

Die Stadt wurde 1870 gegründet, als in den Nevadabergen Gold gefunden wurde. Das Original der ehemaligen Goldgräberstadt ist „Nevada-Bert", ein zurechtgemachter Naturbursche mit langem, wallendem Bart, der seit 50 Jahren erfolglos das Goldgräbergeschäft betreibt und gern gesehener Gast in den unzähligen Bars, Weinstuben, Tanzlokalen und vielen Spielhallen ist.

Die Spielhallen sind übrigens bezeichnend für Las Vegas, denn man begegnet ihnen auf Schritt und Tritt. Außer den vielen privaten Spielhallen gibt es 19 öffentliche, die als „Städtische Spielkasinos" bezeichnet werden. Die dort angestellten Damen werden bezeichnenderweise vor Abschließung des Vertrages einer — wie es heißt — „peinlichen Charakterprobe" unterzogen, was bei der — wie man auch im folgenden noch sehen wird — so „hochstehenden" Moral der Stadt etwas seltsam anmutet.

Die ganze Stadt Las Vegas lebt in einem immerwährenden förmlichen Spieltaumel. Hier spielt alles: die 540 000 Fremden, die alljährlich die kleine Stadt besuchen und die Einwohner selbst. Hausfrauen betreten zwischen Einkauf am Markt und Hausarbeit schnell eine Spielhölle, um ihr Glück zu versuchen. In den Wartezimmern der Rechtsanwälte, Ärzte und Zahnärzte — überall sind Spielautomaten aufgestellt. Für jeden Apparat erhebt die Stadt eine jährliche Steuer, die zwischen 10 und 100 Dollar schwankt. Auch in jeder Bar, deren die kleine Stadt 46 besitzt, stehen Glücksspielautomaten. Wie man in den Reklameankündigungen der Stadt immer wieder gern betont, gilt es in Las Vegas als besonders „stilgerecht", hoch zu Roß in der Bar zu erscheinen und seinen Cocktail im Sattel zu trinken.

In den zahlreichen Tanzlokalen, die Tag und Nacht ohne Unterbrechung geöffnet sind, herrscht regelrechtes Wildwestleben. Hier spielt es keine Rolle, ob die „Kavaliere" im Frack erscheinen oder ohne Rock mit Hosenträgern. Jeder kann tun und lassen, was ihm behagt. Und wenn ab und zu einer der betrunkenen Gäste einen Revolverschuß gegen die Decke knallt, daß der Mörtel spritzt, so findet niemand etwas Außergewöhnliches dabei. Im Gegenteil, das erhöht höchstens die Stimmung.

Aber die „Berühmtheit" dieses USA-Sodom rührt erst in zweiter Linie von der hemmungslosen Vergnügungssucht her, der sich die Bürger verschrieben haben und womit die ganze Stadt, vom jüngsten Bürostift bis zum Bürgermeister, viel Geld verdient. In erster Linie wurde Las Vegas durch die Scheidungen und Eheschließungen in Rekordzeit „berühmt".

Eine Eheschließung dauert gewöhnlich acht Minuten, doch kann sie bei Zahlung eines bestimmten Zuschlages auch in zwei Minuten erledigt sein.

So wird in Las Vegas die Eheschließung — wie übrigens auch die Scheidung, die ganze vier Minuten dauert — zum Geschäft herabgewürdigt. Überall und zu jeder Zeit nimmt der Pfarrer die Trauung vor. Nach Berichten, die amerikanischen Blättern entnommen sind, können die Heiratslustigen in einer Bar, in einer Hotelhalle, an einer Straßenecke mitten in der Stadt oder auch in den Eisenbahnzügen getraut werden. Das Wichtigste dabei ist, daß das Paar die Heiratsgebühr bezahlen kann. Das gleiche gilt auch für die Ehescheidungen.

Im Jahre 1940 wurden in Las Vegas mehr als 20 000 Ehen geschlossen, und der „Rekord" eines einzigen Tages stand in diesem Jahr auf 63. In der Stadt gibt es sogenannte „Heiratsbüros", die gegen eine einmalige Gebühr von 20 Dollar alles erledigen, was für die Eheschließung in Las Vegas nötig ist: Sie besorgen und bezahlen die „Heiratslizenz", holen das Paar vom Zug ab, bezahlen den Pfarrer und reservieren die Hotelzimmer.

Alles in allem ist Las Vegas eine Stadt, wie sie nur in den USA, dem „Land der unbegrenzten Möglichkeiten", gedeihen und leben kann: ein Sodom des 20. Jahrhunderts, das schlagend die gepriesene Moral jenseits des Ozeans als Heuchelei entlarvt.

Großmutter entführt!

Als die 72 Jahre alte Witwe Burns aus Baltimore ihren dreizehn Kindern und zahlreichen Enkelkindern, die sich zu ihrem Geburtstag eingefunden hatten, die Mitteilung machte, sie habe sich entschlossen, wieder zu heiraten, gab es natürlich allgemeines Kopfschütteln. Doch als die Großmutter hinzufügte, der „Glückliche" sei der 24 Jahre alte William Duval, wurde das Kopfschütteln zu allgemeinem Aufruhr. Die Angehörigen widersetzten sich energisch diesem widersinnigen Heiratsplan und suchten die Eheschließung zu verhindern. Sie wandten sich an die Behörden, die ihnen jedoch erklärten, daß man im „freien" Lande Amerika wohne wo jeder tun und lassen könne, was ihm behage.

Aber die Großmutter, die zweifellos an geistiger Altersschwäche litt und bereits wieder im kindischen Stadium angekommen war, wußte einen Ausweg. Der Widerstand ihrer Angehörigen mußte mit Gewalt gebrochen und ihre Gegner vor vollendete Tatsachen gestellt werden.

So ließ sie sich einfach von ihrem 24jährigen „Bräutigam" entführen! Es war eine romantische Entführung bei Nacht und Nebel, die Großmutters Herz höher schlagen ließ. Sofort am folgenden Morgen erschien das ungleiche Paar auf dem Standesamt, wo die „feierliche" Handlung der Eheschließung zwischen der 72 Jahre alten Großmutter und dem 24 Jahre alten Jüngling vorgenommen wurde.

Am gleichen Tag setzte sich das „junge" Paar auf die Eisenbahn, um fern der Verwandtschaft, die ihm das Glück mißgönnte, seine Flitterwochen zu verleben.

Kopfpreis auf entflohene Matrosen.

In den Vereinigten Staaten erhalten Zivilpersonen und Polizeibeamte, die einen fahnenflüchtigen USA-Matrosen festnehmen, eine Belohnung. Der dafür ausgesetzte Betrag wird von der Löhnung des Matrosen abgezogen, wenn er nach Verbüßung seiner Strafe wieder Dienst tut.

*

Wie im November 1941 aus den USA gemeldet wurde, hat man in den Staaten einen Tugendwächter für die Soldaten eingesetzt. Zum Leiter der „Moral-Abteilung" wurde der 52 Jahre alte General Osborn ernannt. Er hat die Aufgabe, die Tugend der Soldaten zu überwachen und für eine Hebung der allgemeinen soldatischen Moral zu sorgen, da diese — wie aus den Berichten hervorging — einen Tiefstand erreicht hätte, wie es in kaum einem anderen Lande möglich wäre. Die Errichtung der „Moral-Abteilung" erfolgte auf den Druck der Öffentlichkeit hin, die sich immer wieder in Zuschriften an die Militärbehörden und die Presse über den Tiefstand der Soldatenmoral beklagte.

*

Als das am meisten verkaufte Bild bezeichnet die nordamerikanische Kunstgeschichte das wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses viel umkämpfte Gemälde „Septembermorgen". Es stellt eine nackte Frau dar, die in einem See badet. Nach dem Erscheinen des Bildes wandten sich viele Zeitungen gegen eine Zurschaustellung und sprachen von Skandal und Unsittlichkeit. Die Folge davon war, daß das Bild, das geschäftstüchtige Unternehmer in einer Millionenauflage vervielfältigen ließen, rasend gekauft wurde. Im Verlaufe des ersten halben Jahres wurden 4 Millionen Exemplare des Bildes abgesetzt!

*

Auch wer der Behörde den Namen einer Person nennt, die sich der Steuerhinterziehung schuldig gemacht hat, wird belohnt. Er erhält 10 vom Hundert der dem Schuldigen auferlegten Steuerstrafe. Jedes Jahr zahlen die Steuerbehörden der USA etwa 100 000 Dollar an „Belohnungen" dieser Art aus.

VII.

Liebe elektrisch gemessen.

Eine ganz großartige Erfindung hat der Neuyorker Dr. William Marston gemacht. Wer seinen Apparat besitzt, der leidet nie mehr an unglücklicher Liebe. Die Zahl der Ehescheidungen in den Staaten aber wird auf Null zurückgehen. Wirklich, es ist eine phantastische, großartige Sache, die sich dieser Wissenschaftler ausgedacht hat. Er hat — um es kurz zu sagen — den „Detektor der Liebe", erfunden. Ein ziemlich komplizierter Apparat, der natürlich elektrisch betrieben wird. Mit ihm kann man feststellen, was der Untersuchende denkt und fühlt, ob er — oder sie — jemanden aus Liebe heiratet oder nur um des Geldes willen. Man kann aber darüber hinaus auch den Grad der Liebe feststellen: lau, heftig oder leidenschaftlich. Eine großartige Sache! Peinlich kann es unter Umständen nur für das Versuchskaninchen werden, wenn der Apparat feststellen soll, ob die Liebe, deren Hitzegrad erforscht werden soll, nur physischer oder geistiger und seelischer Natur ist.

Die Untersuchung selbst ist kindereinfach: der eine Teil des aus zwei Apparaten bestehenden „Pneumograph", wie der Erfinder seinen Seelendetektor nennt, wird dem zu Untersuchenden auf das Herz, der andere um das rechte Bein geschnallt. Dann wird der elektrische Strom eingeschaltet und an dem Ausschlag eines kleinen Zeigers kann man mühelos alles ablesen, was man wissen wollte.

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68 Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

Wenn es auch elektrische Apparate gibt, mit deren Hilfe man beispielsweise psychotechnische Eignungsprüfungen vornehmen kann, wie Reaktionsfähigkeit und anderes, so ist es natürlich Unsinn, rein seelische Vorgänge in ihren feinen Abstufungen messen zu wollen — überhaupt wenn es sich um Gefühle handelt, die der betreffende Mensch vor den anderen zu verbergen sucht.

Aber drüben nimmt man die Erfindung des Dr. Marston bitter ernst. Er hat seinen Apparat sogar in dem hochwissenschaftlichen „American Institute" in Neuyork vorgeführt und zwar — wie betont wird — mit vollem Erfolg!

Das neueste: viereckige Hühnereier.

Seit langem ärgerten sich amerikanische Gelehrte darüber, daß die Hühnereier oval und nicht viereckig sind. Wenn die Eier viereckig wären — so hatten sich die klugen Herren überlegt — das wäre eine herrliche Sache! Man könnte die Eier dann schön gleichmäßig in Kisten verpacken und nirgends wäre freier Raum, den man nicht ausnützen kann. Bei der ovalen Form geht zuviel Raum verloren. Was also tun? Sie grübelten nicht lange, dann fanden sie das Ei des Kolumbus! Und die staunende Öffentlichkeit vernahm das Wunder, ehe es Wahrheit geworden, sondern noch sozusagen als Embryo in den Hirnen der geistigen Väter schlummerte.

Ein viereckiges Ei zu bekommen — meinten die Herren Gelehrten — das sei eine Kleinigkeit. Es genüge, wenn man den Hühnern ein Futter gebe, dessen Zusammensetzung natürlich Geheimnis der „Erfinder" sei, und zur Folge habe, daß die Hühner sich die Arbeit sparten, das Eiweis mit dem Dotter drin umständlich in sogenannte „Eierschalen" zu füllen. Nein, die armen, geplagten Hühner der „fortschrittlichen" USA sollten es leichter haben, als es ihre Vorfahren seit Jahrtausenden hatten: sie würden in Zukunft — dank der genialen Erfindung amerikanischer Gelehrter! — nur noch Eier legen, die zwar die innere weiche Haut, aber keine „Eierschale" mehr haben würden. Genial, genial! Dann sollte dieses butterweiche Ei in viereckige Formen gebracht und dort durch ein ebenfalls streng geheimes Verfahren gehärtet werden. Und schon wären die viereckigen Eier, made in USA, fertig!

Ehescheidungen nicht mehr nötig.

Der Professor Dr. E. D. Shappele von der Harvard-Universität glaubte, etwas für die Hebung seines Ansehens tun zu müssen und nebenher noch ein berühmter Mann zu werden. So setzte er sich auf den Hosenboden und erfand eine Maschine, die einzigartig ist, die die ganze Menschheit mit Glück und Freude und tiefster Zufriedenheit erfüllen wird! Es ist die Erfindung des 20. Jahrhunderts: eine Maschine, die in Zukunft jede Ehescheidung verhüten wird. (Fortsetzung folgt.)

Humor

Vlimm hatte sich eine Villa gebaut.
„In welchem Stil?"
„Im pumpejanischen Stil!"
„Im pumpejanischen?"
„Ja. Auf Kredit."

*

Erna hat am Strand einen jungen Mann kennengelernt. „Wenn ich nur wüßte, wie er angezogen aussieht", flüstert sie ihrer Freundin zu.

*

Kitty steht gern vor dem Spiegel.
Johannes sah ihr vergnügt zu. „So eitel, Kitty?"
Kitty machte ihre großen Augen: „Ich bin gar nicht eitel, Johannes! Ich finde mich nicht halb so hübsch, wie ich eigentlich bin."

*

Jeremias erzählte: „Vor genau vierundzwanzig Jahren habe ich aufgehört, zu rauchen und zu trinken!"
„Und nächstes Jahr feiern Sie wahrscheinlich Ihre silberne Hochzeit — nicht wahr?"

*

An der Straßenecke stand Eva
„Was machst du, Eva?"
„Ich warte auf einen Mann."
„Aber du hast doch schon einen."
„Auf den warte ich ja."

*

Bei uns gab es jüngst Warmbier. Warmbier ist ein norddeutsches Getränk und wird aus heißem Bier, Milch und Eiern gekocht. Wir hatten einen Münchner zu Gast.
„Schmeckt es Ihnen?", fragte ich.
Er meinte: „Meine Frau kocht den Kaffee anders!"

*

Konfus saß im Wohnzimmer. Das Mädchen kam gelaufen.
„Herr Konfus! Herr Konfus!"
„Was gibt es?"
„Ein Einbrecher ist in der Bibliothek."
„Was liest er?"

*

Feuerfresser produzierten sich.
Sie aßen glühende Holzscheite vom Kamin. Als sie genug gegessen hatten, deutete der eine auf den glühenden Eisenrost und rief:
„Und das lassen Sie stehen? Das ist ja das Beste!"

*

Johannes hatte kalte Füße.
Johannes wehklagte: „O Kitty!"
„Mein Johannes! Was fehlt dir?"
„Mein Kopf ist brennheiß und die Füße sind eiskalt."
Kitty riet: „Dann leg dich doch einfach verkehrt herum ins Bett."

*

Der Schwärmer schwärmte.
„Wie leise und zärtlich die Stimme einer Frau ist, wenn sie um etwas bittet!"
Der Kenner nickte:
„Und wie laut und grob, wenn man ihr etwas abschlägt!"

*

Kitty pfiff ununterbrochen. Johannes hielt es nicht mehr aus. Johannes lief in die Küche.
„Geliebteste Kitty!"
„Was wünscht mein Herr und Gebieter?"
„Warum pfeifst du immer diesen albernen Schlager, Kitty?"
Kitty lächelte sanft: „Den pfeife ich nur beim Schuhputzen, geliebter Johannes — beim Silberputzen pfeife ich dann Mozart."

*

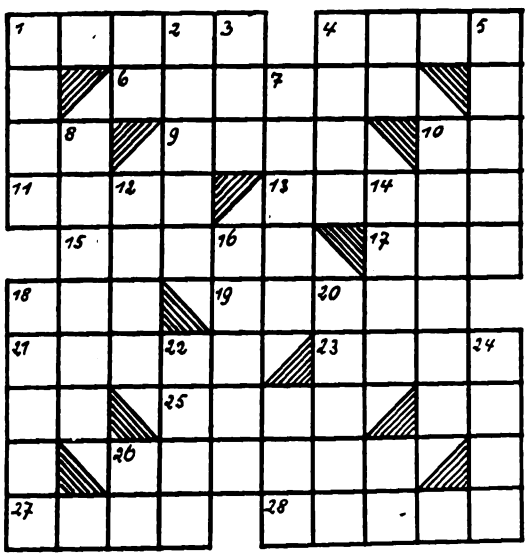
Willi ging über den Markt. Ein Spielwarenhändler hielt ihn an.
„Ein Frage- und Antwortspiel gefällig, mein Herr?"
Willi winkte ab: „Danke. Habe sieben Kinder."

*

Man sprach von komischen Grabinschriften. „Eine besonders originelle habe ich mal gesehen", erzählt Trotler, „die sah so aus: Hier ruht Schnell. Er wollte mit einem Zündholz nachsehen, ob noch genügend Benzin in seinem Tank wäre. Benzin war vorhanden. Alter: achtunddreißig Jahre."

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Meeressäugetier, 4. deutscher Philosoph, 6. Stadt in Niederschlesien, 9. Göttergeschlecht, 11. Schaumwein, 13. Stadt in Mittelitalien, 15. Nagetier, 17. Sinnesorgan, 18 Teil eines Dramas, 19. Sockel mit Büste, 21. Plage, 23. Blasinstrument, 25. Doppelnummer, 26. standfest, 27. berühmter Zirkus, 28. Schwimmvögel. Senkrecht: 1. Pferd, 2. Pflanzenteil, 3. griech. Göttin, 4. Wasserfahrzeug, 5. Amtskleid, 7. Brotaufstrich, 8. römischer Gott, 10. Werkzeug, 12. kleine Wohnung, 14. Ort in Oberitalien, 16. Aufgabe, 18. Fluß in Oberbayern, 20. deutscher Strom, 22. Hetze, 24. Ablehnung.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Gewirr Klima weichlich fliegt Kralle Gewalt lehrhaft Zeitung Pfund Falle Gewehr Geisha Leiter Zulu Hetze Latiner Andersen Wanst Schauer Zunge sind je drei Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Schopenhauer ergeben. ch = ein Buchstabe.

Silbenrätsel

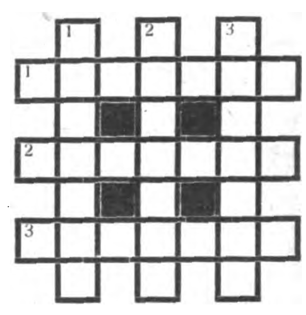
Aus den Silben: be — ben — bo — buk — cho — dan — dat — di — dikt — e — e — e — e — en — erd — fe — fi — i — i — ka — ke — lach — les — lie — lus — ma — me — mus — ny — o — on — ra — ra — rak — ral — rant — ras — ri — rin — ris — schan — schar — sing — ta — tan — tel — ti — ti — ti — tim — tu — tung — ver — wa — zi — zig sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Goethes Iphigenie ergeben. ch = ein Buchstabe.

1. Südfrucht, 2. Strom in Indien, 3. männl. Vorname, 4. Wahrspruch, 5. kleine Münze, 6. Oper von Wagner, 7. Krankheit, 8. asiat. Königreich, 9. geistliches Lied, 10. Stadt in Westafrika, 11. Provinz in China, 12. Gewinnanteil, 13. Naturkatastrophe, 14. Händler, Verkäufer, 15. deutscher Klassiker, 16. Zierstrauch, 17. deutsche Stadt, 18. griech. Göttin, 19. Bestätigung, Vollziehung.

1 .... 11 ....
2 .... 12 ....
3 .... 13 ....
4 .... 14 ....
5 .... 15 ....
6 .... 16 ....
7 .... 17 ....
8 .... 18 ....
9 .... 19 ....
10 ....

Gitterrätsel

Die Buchstaben a a e e e e f f l l l l l l l l l l l l m m m m n n n o o r r sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen.



1. Zahl, 2. Gewebe, 3. zeitgenössischer Dichter.

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Robbe, 4. Kant, 6. Glogau, 9. Asen, 11. Sekt, 13. Lucca, 15. Ratte, 17. Ohr, 18. Akt, 19. Herme, 21. Muehe, 23. Horn, 25. Ambe, 26. stabil, 27. Renz, 28. Enten. Senkrecht: 1. Ross, 2. Blatt, 3. Eos, 4. Kanu, 5. Talar, 7. Gelee, 8. Merkur, 10. Schere, 12. Kate, 14. Como, 16. Thema, 18. Amper, 20. Rhein, 22. Hatz, 24. nein. * **Kryptogramm:** Gewirr Klima weichlich fliegt Kralle Gewalt lehrhaft Zeitung Pfund Falle Gewehr Geisha Leiter Zulu Hetze Latiner Andersen Wanst Schauer Zunge. „Wirklich liegt alle Wahrheit und alle Weisheit zuletzt in der Anschauung." * **Silbenrätsel:** 1. Dattel, 2. Irawadi, 3. Erasmus, 4. Verdikt, 5. Obolus, 6. Rienzi, 7. Scharlach, 8. Irak, 9. Choral, 10. Timbuktu, 11. Schantung, 12. Tantieme, 13. Erdbeben, 14. Lieferant, 15. Lessing, 16. Tamariske, 17. Danzig, 18. Erinnye, 19. Ratifikation. „Die Vorsicht stellt der List sich klug entgegen." * **Gitterrätsel:** 1. Million, 2. Flanell, 3. Moelier.

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck)

Dreizüger von Major K. Sohnemann, im Osten
Weiß: Kd1, Da1, Lf4, Lg4, Sd3, Bb4, c2, e3 (8).
Schwarz: Ke4, Bb5, b6, d2, d4, d5, d6 (7).
Motto: „Die Weltumseglung!"

Lösung

1. Da8, d4×c3; 2. Dh8, d5—d4; 3. Dh1‡ usw.

Fernpartie

in Halbindischer Damengambitverteidigung, gespielt zwischen dem Deutschen Meister San.-Obergefr. Paul Schmidt und Sonderführer v. Dehn.

1. d4, Sf6; 2. c4, e6; 3. Sf3, d5; 4. Lg5, Lb4†; 5. Sc3, d×c4? (zu früh! Besser wäre c7—c5); 6. e4!, h6; 7. L×f6, D×f6; 8. L×c4, c5; 9. 0—0, 0—0; 10. Sb5, Sc6; 11. a3, La5; 12. e5, De7; 13. d×c5, D×c5; 14. De2, De7; 15. Tfd1, a6; 16. Sd6, b5; 17. Ld3, Lb7; 18. Tac1, f6! (hier sollte f5 geschehen); 19. S×b7. Schwarz gibt auf, denn nach D×b7 käme De4 mit Angriff auf Sc6 und h7!

„Schafft eine Oper für das Volk mit Menschen, wie wir sie sind . . . !“

(„La Roche“ in der Oper)



Eine hübsche Tänzerin findet auch dann beim Grafen Verständnis, wenn sie nicht nur, wie er es liebt, sich bei den Rhythmen des Marsches dreht. (Inge Hiltscher und Alfred Jerger.)



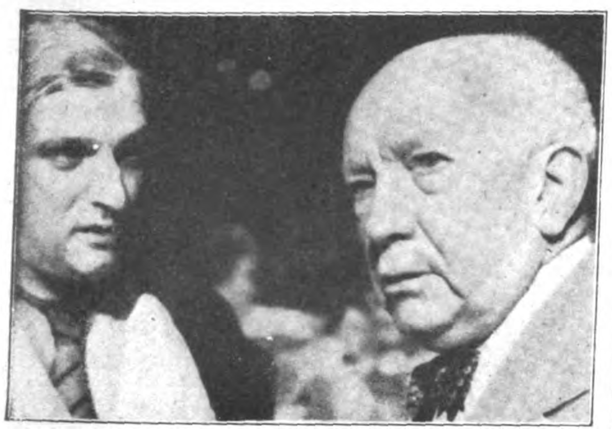
Mit trillernden Stimmen geben italienische Sänger ihren bewegten Gefühlen Ausdruck. (Alda Noni und Weko Wenkoff.)



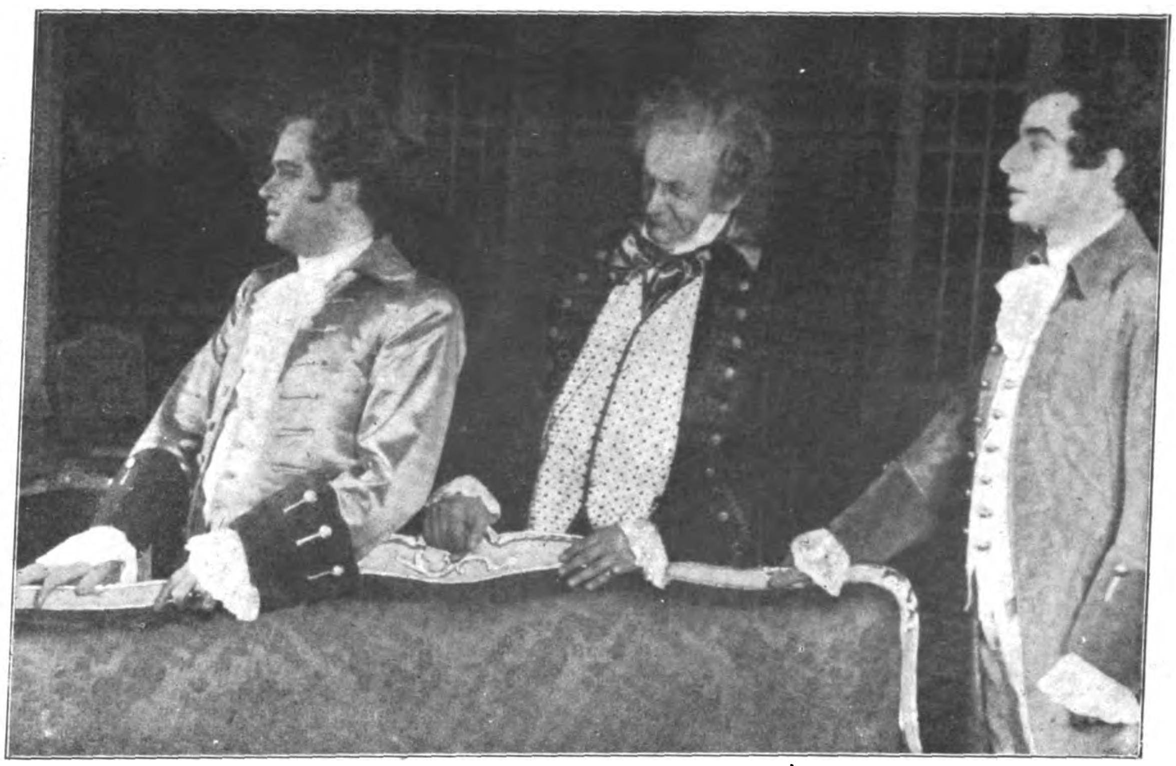
Maria Cebotari, eine reizende Gräfin und Ziel des Wettkampfes.
„Muß ein Stück immer trivial enden?“
Bildbericht für den „JB.“ von Bruno Völkel.

Festliche „Capriccio“-Neuinszenierung zum Strauß-Jahr in der Wiener Staatsoper.

Unter der Stabführung von Dr. Böhm und der Spielleitung des Münchners Dir. Hartmann krönt die Reihe der Neuinszenierungen sämtlicher Strauß-Opern zum Geburtstag des Meisters sein neues „Capriccio“. Hartmann hat auf die Verständlichkeit des Kraußschen Textes besonderes Gewicht gelegt, sagt doch der Theaterdirektor La Roche, das Orchester soll das Wort nicht übertönen. So kommen die künstlerischen Betrachtungen in der Konversationsoper allgemeinverständlich zur Geltung, und jedermann kann mit Genuß dem musikalisch fein erfühlten Wettstreit zwischen Dichter und Komponisten folgen, der zur Geburt der Oper führt, die vor unserem Aug und Ohr abrollt.



Die Schöpfer der Oper „Capriccio“.
Richard Strauß, der gefeierte Komponist, mit dem Textdichter Clemens Krauß.



Im Wettstreit um die Gunst der Gräfin:
Der „Komponist“ (Anton Dermota), links, und der „Dichter“ (Erich Kunz), rechts; zwischen beiden der Theaterdirektor La Roche (Paul Schöffler).

Und so zieh'n sie Kreis um Kreise . . .

EINEN BILDERBOGEN VON DER POSTLEITZAHL ZEICHNETE EMERICH HUBER



Der widerspenstige Onkel Gottlieb, oder „die Postleitzahl soll in der Anschrift in einer kreisförmigen Umrandung — etwa in Größe eines Fünfzig- oder Zehnpfennigstückes links neben dem Bestimmungsort niedergeschrieben werden . . ."



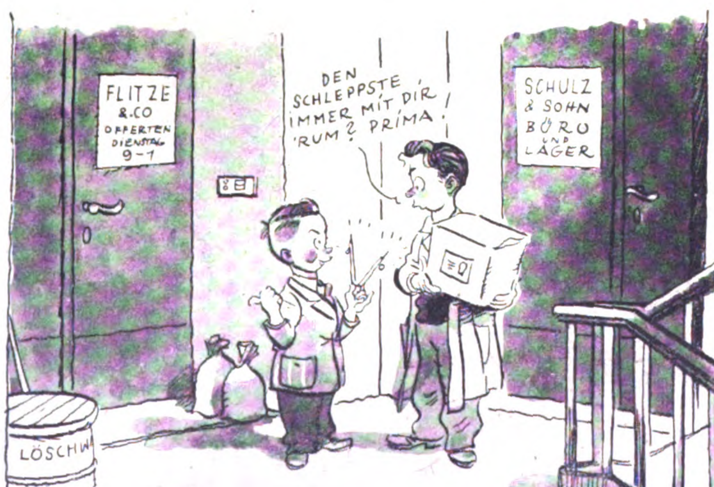
„Wat? Ne Briefmarke soll nu ooch noch rauf!, Ick denke, dafür ham wa jetzt die Postleitzahl, Herr Postrat . . ."



„— — ja, mit'm Groschen geht's auch — aber viel, viel schöner müßte es noch mit einem Verlobungsring gehen, meinen Sie nicht auch, Herr Krabbel? Einen Verlobungsring müßte man haben . . ."



„I bin net abergläubisch, Herr Nachbar, aber daß ausgerechnet wir die Postleitzahl 13b hab'n, das ist bestimmt bloß eine ausgesprochene Unfreundlichkeit uns Münchenern gegenüber!"



„Na, Mensch, jetzt seh'n die hier erst, wat se an mir haben! Alle 24 Postleitjebiete mit Postleitzahl kenn ick auswendig! Und denn komm'n se alle bei mich wejen mein'n Zirkel! Jestern hab ick 122 Briefe bezirkelt . . ."



„Zu blöd! Jetzt haben die mir keine Postleitzahl aufgemalt, und ich kann nun alle 38 Orte im Reich die Neustadt heißen, ablatschen, bis ich den richtigen finde . . ."

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. A B C D E F G 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München

Preis 20 Pfennig

JB Illustrierter

DONNERSTAG, 23. MÄRZ 1944
19. JAHRGANG • FOLGE 12

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:



Carmen tanzt trotzdem wieder!

Leipzig, seiner Theater durch Terrorangriffe beraubt, richtete an die Bevölkerung erstmalig einen Appell, alte Garderobenbestände und Geräte zu spenden. Der Erfolg war groß. 35 000 Spender brachten mehr als 300 000 Sachen. — Der Wille des Volkes, sich trotz Terror sein Theater zu erhalten, konnte keinen besseren Ausdruck finden. (Zu unserem Sonderbericht für den „JB" von Reinhold Leßmann.

ZWISCHENFALL IM FRONTURLAUBERZUG

Seit vielen Stunden rast der Fronturlauberzug durch die Schneelandschaft. Die deutsche Grenze ist längst passiert. Es geht nach Osten — Richtung Front! — In den einzelnen Abteilen der D-Zugwagen sitzen die Frontsoldaten, meist noch mit ihren Gedanken daheim. Unter ihnen der Grenadier Wolfgang M. Er klagt über heftige Schmerzen, die sich von Stunde zu Stunde steigern. Alles Mögliche haben die Kameraden schon versucht. Da entschließt sich einer im Zuge nachzufragen, ob eventuell ein Arzt unter den zur Front reisenden Offizieren ist. Der Zufall will es. Sofort untersucht der Arzt den Kranken. Eine sofortige Operation erscheint unumgänglich. Auf der nächsten Station wird der Kranke aus dem Zug geladen



2 Ein Lazarett ist nicht am Ort. Erst zehn Kilometer abseits der Hauptstrecke liegt ein Spital. Ein Waggon mit einer fahrbereiten Maschine nimmt den kranken Grenadier auf. Auch ein rumänischer Offizier bemüht sich um Beschleunigung



3 Der Zug mit dem kranken Grenadier und dem Arzt, der seine Fahrt zur Front unterbricht, setzt sich in Bewegung. Von der Zugsschnelligkeit hängt das Leben eines Kameraden ab. Der rumänische Zugführer hat begriffen, um was es geht



1 Während der Fahrt zur Front erkrankt. Ein Arzt ist zur Stelle; der Kranke wird aus dem Zug geschafft



4 Das Ziel ist erreicht. Unter Aufsicht des Arztes, eines Assistenzarztes der Luftwaffe wird der Erkrankte aus dem Zug gehoben



5 Rumänische Eisenbahnarbeiter tragen den Kranken in das Spital, in dem bereits alle Vorbereitungen für die Operation getroffen sind



DIE OPFER EINER EINZIGEN NACHT

In der Nacht versuchten die Sowjets einen vergeblichen Angriff auf die gut gesicherte Stellung einer ϟϟ-Gebirgs-Division. Über fünfzig tote Bolschewisten liegen nun starr und stumm unter dem dichten Neuschnee, den der frühe Morgen brachte. Ein Spähtrupp der ϟϟ-Gebirgsjäger erkundet das Kampfgelände dieser Nacht.



6 Sofort wird der Erkrankte in das Operationszimmer getragen.
Unter Assistenz einer rumänischen Ärztin wird die Operation durchgeführt
ϟϟ-PK.-Aufnahmen: ϟϟ-Kriegsberichter Kurbjuhn (8), Blaurock (1)



7 Die Operation ist gut gelungen.
Noch etwas schwach, aber froh über die so schnelle Hilfe, liegt der soeben operierte Grenadier im Bett des kleinen rumänischen Krankenhauses. Er ist in bester Hut. Der Arzt, der ihm das Leben rettete, hat bereits wieder seine Weiterfahrt angetreten



Der Arzt 8 hat seine schöne Pflicht erfüllt.
Durch seine Hilfe ist ein deutscher Soldat gerettet. Zufrieden lachend besteigt der Arzt den Zug, der ihn an die Hauptstrecke zum Fronturlauberzug zurückbringt

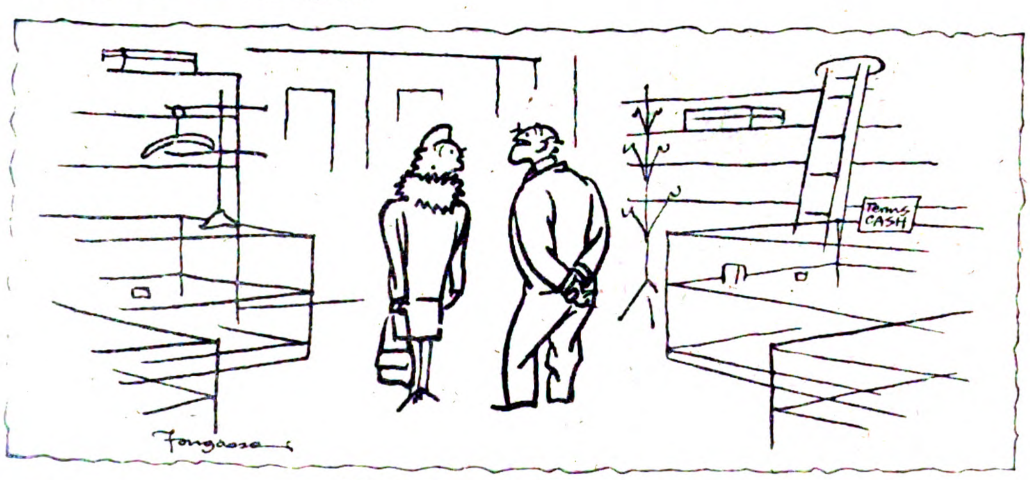
Schlaraffenland Britannien 1944

Englische Zeitungen erzählen:

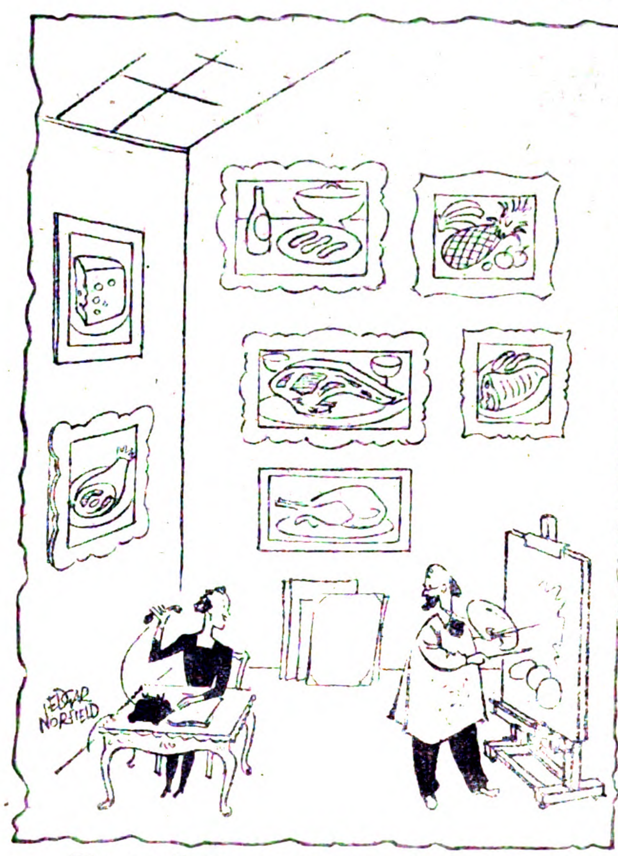


←

Es fehlt an allen Haushaltsartikeln.
Das Bild zeigt das Innere eines Warenhauslifts. Eben ist der Aufzug im dritten Stock gelandet, und die uniformierte Liftführerin ruft zur Information des Publikums aus: „Dritter Stock — keine Eimer, keine Wäscherumpeln, keine Kessel, keine Bügeleisen ..."



Warenknappheit in England
Das Bild zeigt das Innere eines Geschäftes, dessen sämtliche Pulte, Schaukästen und Stellagen völlig leer sind. Nach dem Kleiderbügel und Ständer zu urteilen, handelt es sich um einen Laden für Bekleidung und Gegenstände des täglichen Bedarfes. Der Verkäufer sagt: „Guten Morgen, gnädige Frau — was kann ich Ihnen nicht zeigen?"



Die englische Ernährungslage ist trübe.
Bild zeigt das Innere eines Malerateliers. An der Wand und auf der Staffelei sind ausschließlich Bilder zu sehen, die Stilleben von eßbaren Dingen darstellen, darunter Käse, Schinkenbeine, Würstchen, Koteletts, Südfrüchte, Eier, Wein. Die Sekretärin des Künstlers erhält soeben ein Telephongespräch und übermittelt dem Maler den folgenden Auftrag: „Sir Charles möchte wissen, ob er etwas weniger Kartoffeln und ein bißchen mehr Würstchen mit Bratensa[illegible] haben könnte."



DIE SOZIALE BETRIEBSARBEITERIN — KURZ GENANNT:

SB.

— KENNT KEINEN SCHALTERSCHLUSS



Jeder kennt sie . . .
Wo Frl. Gretl T., die junge Salzburgerin, sich im Werkbereich oder auf dem Weg hierzu blicken läßt, hat sicher ein Betriebsangehöriger eine Frage für sie bereit. Ob Frau Maria H. nach ihrem Erholungsurlaub fragt oder ob Frau Berta S. den Wunsch, beraten zu werden, äußert, immer und überall steht Gretl ihren Arbeitskameraden zur Verfügung. Und so soll es auch sein, denn sie ist eine der ihren, und der Umfang des Vertrauens, das sie bei den anderen genießt, ist der Maßstab für die richtige Gestaltung ihres Aufgabenkreises.

Ratgeberin in allen Sorgen: die SB.
„Und wenn Sie etwas auf dem Herzen haben, dann kommen Sie nur zu mir!" Gretl T., die Soziale Betriebsarbeiterin, hat der neuen Dienstverpflichteten, Frau Hedwig K., Mutter von drei Kindern, ihre Hilfe angeboten, und Frau K. weiß nun, daß es in ihrem Betrieb eine Stelle gibt, die sich auch für ihre persönlichen Nöte und Sorgen interessiert. Da die SB., selbst in der Arbeitserziehung und Sozialarbeit geschult, durch ihre Tätigkeit wesentlich am Aufbau der Betriebsgemeinschaft mitzuwirken hat, wird sie bei der Einstellung von neuen Gefolgschaftsmitgliedern beratend mit herangezogen. Sie ist es, welche die Personalkartei führt und maßgebend an der Zuteilung des jeweils auszuwählenden Arbeitsplatzes beteiligt ist.



←
Immer praktisch!
Die Einschaltung aller Produktionsmittel für den kriegswichtigen Bedarf zwingt jeden einzelnen heute zu weitgehender Selbstbeschaffung nötiger Gebrauchsmittel, und in der Unterstützung und Anleitung hierzu ist der SB. als Mittlerin des Deutschen Frauenwerks ein weites und fruchtbares Arbeitsgebiet gegeben. Mit Kursen zur Selbstanfertigung von Hausschuhen, Taschen, mit Rezeptdienst usw. werden den Rüstungsarbeiterinnen vielseitig gesammelte Erfahrungen vermittelt und zeit- und materialraubende Versuche erspart.

BILDBERICHT FÜR DEN JB. VON INGE MANTLER

→
Der Lehrling weiß, was er will!
„So, Pepperl, des is jetzt der letzte Karl May, den du no net g'lesen hast. Jetzt muaßt du di aba auf was anders spezialisier'n!" Auch um die Werkbücherei bekümmert sich die SB., und das ist gar nicht so einfach, denn die meisten der rege zusprechenden Leser wollen irgendwie über die Auswahl ihrer Lektüre beraten sein.





Familiäre Dinge gehen die SB. auch an . . .
„. . . und darum bitte ich vorübergehend um eine Hausgehilfin." Vier Kinder hat der Rüstungsarbeiter M. daheim, und eben ist das fünfte unter erschwerten Umständen dazugekommen. Bis die Mutter wieder richtig bei Kräften ist, muß und wird unter allen Umständen durch die SB. geholfen werden!



Scheinbar Kleinigkeiten, die so wichtig sind!
Die vom Betrieb gestifteten Hemdchen und Jäckchen für das bald ankommende Soldatenkind sind der werdenden Mutter Therese K. neben der auf Klein-Kind-Karte gekauften Ausstattung eine wertvolle Hilfe. Wenn es dann so weit ist, gibt es noch ein Sparkassenbuch über 30 RM. als Grundstock für den künftigen Wohlstand des neuen Erdenbürgers



Ingenieur, SB. und Betriebsobmann beraten . . .
Die SB. hat, bevor sie ihr Amt antrat, einige Monate im Betrieb selbst gearbeitet, um alle Arbeitsvorkommnisse ihre Technik und Organisation kennenzulernen. Indem sie so in den Kreis der im Betrieb schaffenden Menschen eintritt, kann sie später bei Beratungen über betriebstechnische Fragen und Leistungssteigerungen für beide Teile nützlich beigezogen werden.





Die Jüngere springt ein.
Die Erhaltung der Gesundheit seiner Gefolgschaftsmitglieder gehört nicht nur zu den sozialen Pflichten des Betriebes, sondern ist auch in seinem eigenen Interesse gelegen. Den rechtzeitigen Wechsel von schwereren Arbeitsplätzen auf leichtere zu überwachen und durchzuführen — wie hier bei der Arbeiterin Maria S. —, ist deshalb eine der vordringlichsten Aufgaben für die SB., die sie nur aus der persönlichen Kenntnis von Maschine und dem für ihre Bedienung notwendigen Aufwand bewältigen kann. An der Bohrmaschine, dem bisherigen schweren Arbeitsplatz der Arbeiterin Maria S., wird nun ein junges Mädel mit frischen Kräften schaffen



„Umquartiert wollen Sie werden?
Freilich läßt sich das machen!" ermutigt Gretl die werdende Mutter Karoline E., die im Betrieb arbeitet.



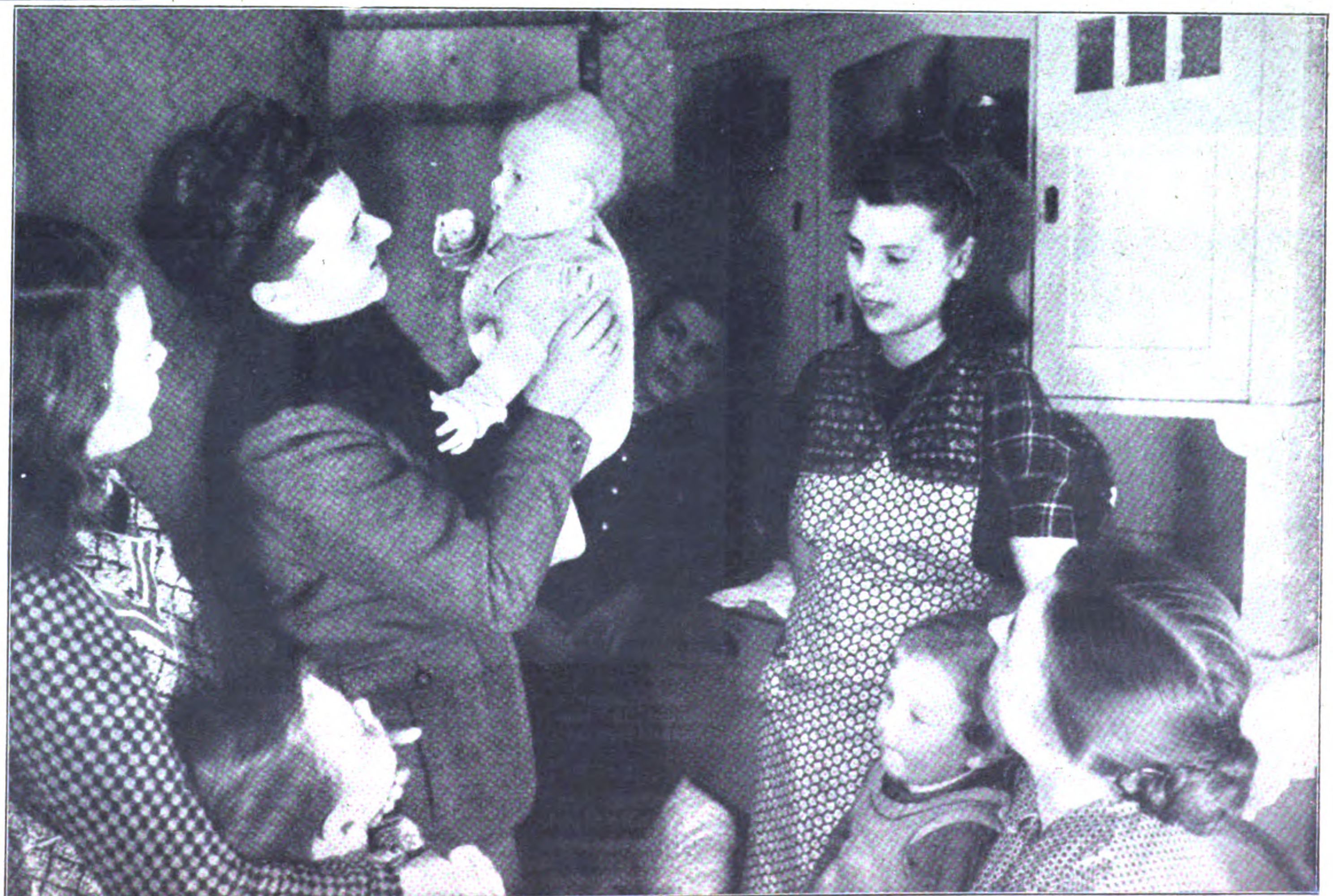
Erholungsurlaub außer der Reihe!
Als Anerkennung für fleißige Arbeit hat der Betrieb einen Freiplatz für Frau Hedwig O. in einem Müttererholungsheim des Alpenvorlandes erwirkt. Ehe sie den Urlaub antritt, wird Frau O. durch die SB. dem Betriebsarzt vorgeführt, der sie auf das etwaige Vorhandensein ansteckender Krankheiten untersucht.



Gesucht . . . Geboten . . .
Tauschangebote sind heute eine stets wiederkehrende Erscheinung an Anschlagbrettern und in den Spalten der Zeitungen. Vielen ist dadurch schon geholfen worden. Auch innerhalb des Betriebes ist Platz am schwarzen Brett für Tauschangebote vorgesehen. Von Zeit zu Zeit wird auch Mangelware durch die SB. für die Gefolgschaft ausgegeben

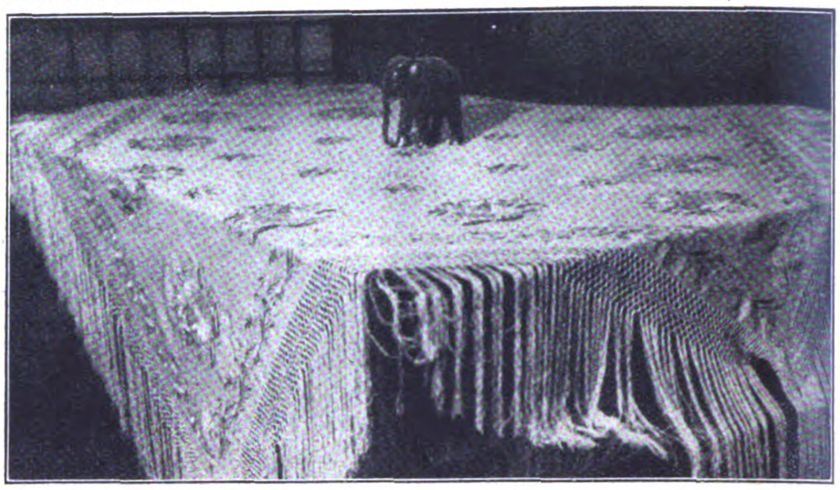
*

Ein Hausbesuch gibt Aufschluß . . .
Ein Rüstungsarbeiter war längere Zeit krank und hat sich an die Unterstützungskasse des Betriebs um eine Beihilfe gewandt. Vor Gewährung wird die Berechtigung hierzu durch einen Besuch der SB. in der Familie des Betreffenden festgestellt. Aber da zeigt sich, daß es nicht am guten Willen fehlt! Mutter Sch. hat ihr Heim und ihre 6 Kinder gut in Ordnung, und deshalb bekommt ihr Mann eine Unterstützung von 100 Mark.





1 Für die durch Luftterror vernichteten Garderoben der Schauspieler stiftete die Einwohnerschaft von Leipzig Ersatz aus eigenen Beständen.
Hier ein Berg von Hüten: Kreissägen, Pralinen, Kalabreser. Aber auch die Frauen trennten sich von ihren Schätzen; das beweist der große schwarze Sombrero unserer Carmen, der aus diesem Berg herausgesucht wurde.



2 **Aus Spanien mitgebracht!**
Lange Jahre zierte das Tuch einen Flügel. Jetzt hat sich die Spenderin von dem kostbaren Stück aus Liebe zur Kunst getrennt.

TROTZ ALLEM TERROR:

Die MUSEN bleiben!



3 **Das Ballkleid der Großmutter**
rauschte bei manchem Walzertakt längst verklungener Feste über das Parkett. Nun feiert es eine zaubrische Auferstehung!



4 **Einst vor der Bühne – heute im Rampenlicht.**
Die Hand einer schönen Frau läßt die wunderlich gewordene Mode zu neuem Reiz erblühen

Ein Beispiel aus der großen Sammlung für die Kunst:

Sieben Familien

schufen die Voraussetzungen für das Kostüm dieser Carmen, und Hunderttausende werden sich an ihrem Anblick erfreuen.





5 **Langsam aus der Hand gelegt.**
Der Fächer war Zeuge froher Stunden. Nun soll er täglich seine Schönheit zeigen!

Sonderbericht für den „JB." von Reinhold Leßmann.



6 **Der letzte Schrei um 1900!**
Diese exzentrischen Strümpfe glänzten einst auf dem großen Ball, später auf der Maskerade. Heute wirbeln sie über die Bretter des improvisierten Theaters einer großen Stadt



7 **Nur der schönen Absätze wegen,**
die ein Modeschöpfer vor Jahren erfand, wurde dieser Schuh gekauft. Jetzt holten spendende Hände ihn aus der Schublade

Das sind die USA

— im Spiegel ihrer eigenen Presse!

EIN BEITRAG ZUR KULTURGESCHICHTE VON RICHARD PILACZEK

(3. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 11:

Ehescheidungen nicht mehr nötig. Der Professor Dr. E. D. Shappele von der Harvard-Universität glaubte, etwas für die Hebung seines Ansehens tun zu müssen und nebenher noch ein berühmter Mann zu werden. So setzte er sich auf den Hosenboden und erfand eine Maschine, die einzigartig ist, die die ganze Menschheit mit Glück und Freude und tiefster Zufriedenheit erfüllen wird! Es ist die Erfindung des 20. Jahrhunderts: eine Maschine, die in Zukunft jede Ehescheidung verhüten wird.

Die Wundermaschine ist so kompliziert, daß sie ein ganzes großes Zimmer ausfüllt. Da wimmelt es von Drähten, Schaltern, Diktaphonen und anderen geheimnisvollen Einrichtungen, die von einer zentralen Stelle aus bedient werden. Natürlich von dem großen Erfinder, Herrn Professor Shappele, höchst persönlich. Er drückt auf einige Knöpfe, dreht einmal hier, einmal dort — und zuletzt hat er eine Diktaphonplatte in der Hand, aus der einwandfrei und unwiderleglich hervorgeht, was er zu wissen wünschte: ob das Paar, das sich untersuchen ließ, auch zusammenpaßt. Fehler und Vorzüge der Betreffenden, behauptet der bescheidene Herr Professor, sind haargenau auf der Diktaphonplatte aufgezeichnet.

Zum Zwecke der Untersuchung nimmt das Paar, das sich prüft, ehe sich's ewig bindet, in dem geheimnisvollen Zimmer Platz, während es sich zwanglos unterhält, arbeitet die magische Maschine. Am Steuer: Professor Shappele, der Erfinder. Seelische und geistige Reaktionen werden blitzschnell erfaßt — hier „Er" und dort „Sie" — werden gegeneinander abgewogen und aufgezeichnet. Natürlich alles automatisch. Phantastisch, so etwas! Und das Ganze nennt der große Erfinder die „seelische Abstimmung aufeinander". Wenn die nicht klappt, dann klappt auch die Ehe nicht. Ein kluger, ein genialer Schluß und ein kluger und genialer Mann, der Herr Professor.

Bald wird es keine unglücklichen Ehen mehr auf der Welt geben und die USA-Scheidungsrichter (deren es viele gibt) werden ihre Büros aus Mangel an Masse schließen müssen. Es wird auch kein Scheidungsparadies Reno — und wie die vielen anderen Scheidungsparadiese in den USA heißen mögen — mehr geben. Im Gegenteil: Nur noch ein klein wenig Geduld — und Amerika wird das Land der „Eheparadiese" sein!

Baby soll schöner werden.

Seit langem beschäftigt sich der Neuyorker Arzt Dr. Winslow mit der Untersuchung der Gründe, weshalb in vielen Fällen die im Übermaß verwendeten Schönheitsmittel ohne jeden Erfolg bleiben. Als ein anderer Arzt meinte, es handle sich eben in diesen Fällen um „Versuche am untauglichen Objekt" und als Vergleich die Tatsache anführte, daß man zwar aus Schwarz Grau, nicht aber Weiß machen könne, kam Dr. Winslow auf den Gedanken, das Versagen der Mittel darauf zurückzuführen, daß sie gewöhnlich viel zu spät angewendet würden.

Das war Wasser auf die Mühle des hochgelehrten Herrn. So müßte man also — schloß er — bereits im Säuglingsalter mit der Schönheitspflege beginnen. An sich ein Gedanke, der nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen ist. Aber Winslow ist Bürger der USA und will daher aus seinen Erkenntnissen auch Geld schlagen. So „erfand" er die „Schönheitspillen für Babies", die reißenden Absatz fanden. Das ist verständlich, denn welche Mutter wäre nicht bereit, für die künftige Schönheit ihres Kindes ein paar Dollar auszugeben! Allerdings verzinst sich diese Kapitalsanlage erst nach verhältnismäßig langer Zeit, denn der Erfinder der Pillen war so klug, sich eine Galgenfrist von 20 Jahren zu sichern. So lange soll es nämlich dauern, ehe sich die volle märchenhafte Pillenschönheit entfaltet.

Dr. Winslow aber schwört darauf, daß dank seiner epochemachenden Erfindung nach zwanzig Jahren in den USA die so beliebten und kulturell eminent wichtigen „Schönheitskonkurrenzen" nicht mehr möglich sein dürften, da zu dieser Zeit alle Amerikanerinnen ausnahmslos „Schönheitsköniginnen" seien. Was teils betrüblich, teils aber erfreulich ist!

Käse-Esser sind abergläubisch.

Eine große USA-Zeitung berichtete vor wenigen Jahren eine welterschütternde Sensation. Danach hatten Ärzte und Biologen ein neues Verfahren ausgearbeitet, mit dessen Hilfe erwiesen werden sollte, daß die Ernährungsweise des einzelnen Menschen von geradezu gewaltigem Einfluß auf Charakter und Temperament sei.

So sind alle „großen Wassertrinker" — wie es heißt — Optimisten, während der Mensch, der sich von Kohl ernährt, zu ernster Lebensauffassung neigt. Hysteriker und Nervenleidende aber verdanken ihr Leiden der verheerenden Wirkung des Genusses von Mohrrüben und Gurken. Jenen Menschen aber, die in sich den Drang zur Kunst, zur Bühne und zum Film spüren, gaben diese „berühmten" Ärzte und Biologen ein herrliches, einfaches Mittel an die Hand, ihr großes Ziel zu erreichen. Es ist einfach, kann mit wenig Geld und ohne jede Berufsstörung angewendet werden. Das Rezept lautet: Man nehme recht viel Spinat und fülle die Leere seines Magens damit. Iß Spinat, und du wirst berühmt.

Käse, Schokolade und Eier dagegen üben nach diesen neuesten Erkenntnissen amerikanischer Wissenschaft einen verheerenden Einfluß auf den Menschen aus. Nicht nur, daß abergläubische Menschen an sich Käse, Schokolade und Eier als Nahrungsmittel bevorzugen, werden auch andere, sonst ganz vernünftige Menschen, durch den längeren Genuß von einer krankhaften Sucht zum Aberglauben befallen.

Frauen werden zu „Paarzehern".

Der wissenschaftliche Vorsitzende der Konvention der „Ohio Chiropodists Association", Dr. C. R. Wilson, hielt in Ohio einen Vortrag, der geeignet war, unter den Frauen der ganzen Welt panischen Schrecken und Angst zu verbreiten.

In leidenschaftbebenden Worten wetterte Dr. Wilson gegen die hohen Absätze der Damenschuhe und malte in düsteren Farben die Zukunft der Stöckelschuhe tragenden Generation.

„Wenn die Frauen weiterhin solch hohe Absätze tragen", so führte er aus, „dann kann einmal der Tag kommen, an dem wir sie mit gespaltenen Hufen sehen. Wird nämlich beim Gehen der Fuß nach vorwärts gestoßen, so entwickelt sich im Laufe der Zeit ein Gang, der dem der Tiere mit gespaltenen Hufen, den sogenannten ‚Paarzehern', gleicht. Dadurch aber werden die menschlichen Zehen überflüssig. Sie verkümmern, den Gesetzen der Biologie entsprechend, immer mehr, bis sie endlich vollkommen verschwunden sind. An ihrer Stelle aber hat sich dann bereits der gespaltene Fuß entwickelt."

Man müßte in den USA Gesellschaften gründen zur Ausrottung der Stöckelschuhe. Das schönste wäre dann, daß auch in Zukunft der gespaltene Huf den Ochsen vorbehalten bleiben dürfte, sehr zum Ärger des hochgelehrten Herrn Dr. Wilson!

*

Eine Erfindung für alte und junge Lustgreise ist in einem „mondänen" Badeort im amerikanischen Staate Oregon zu sehen. Dort hat man am Strand eine überlebensgroße Figur aufgestellt, die ein junges Mädchen darstellt, das mit einem sogenannten Badeanzug recht spärlich bekleidet ist. Im Mund hält die Figur einen elektrischen Zigarettenanzünder in Form einer Zigarette. Legt man der Figur einen Arm um die Hüfte und drückte mit der Hand kräftig gegen ihre Brust, so kommt der Anzünder zum Glühen. Etwas für „glühende" Liebhaber reifen Semesters!

Grünes Licht — „weiterbohren"!

Ein amerikanischer Zahnarzt, angesteckt von der in den USA krassierenden Erfindungsmanie, hat sich die „Methode der individuellen Zahnbehandlung" ausgeknobelt. An seinem Operationsstuhl ist ein Hebel angebracht, mit dessen Hilfe man Lämpchen in verschiedenen Farben zum Aufleuchten bringen kann. Grün bedeutet „weiterbohren", wogegen Gelb leichte Schmerzen anzeigt und Rot als Haltsignal gilt. Der Patient hat es also im wahrsten Sinne des Wortes „in der Hand", den Zahnarzt zu einer „individuellen Zahnbehandlung" zu zwingen. Gefährlich könnte die großartige Neuerung nur werden, wenn ein nervöser Patient verzweifelt an dem Hebel herumfingert und eine Lampe nach der anderen zum Aufleuchten bringt, wenn es ein wenig weh tut. Aber auch hier ließe sich Abhilfe schaffen: jeder Patient müßte eben vor der Behandlung einen Schnellkursus im Bedienen des „zahnärztlichen Rangierapparates" über sich ergehen lassen.

VIII.

„Goldene Jugend" — die Zukunft der USA.

Schüler als Gangster.

In der Schule „Vaux Junior Highschool" in Philadelphia herrschten lange Zeit Verhältnisse, die das Tollste darstellten, was man sogar in den USA gewöhnt ist. Es hatte sich eine aus älteren Schülern bestehende Bande gebildet, die innerhalb der Schule in der gleichen Weise „arbeitete", wie die Gangster in den Großstädten. Die Schüler hatten ja reichlich Gelegenheit gehabt, die „Arbeitsweise" ihrer leuchtenden Vorbilder an Hand zahlreicher Gangster- und Verbrecherfilme zu studieren.

Die jüngeren Schüler waren verpflichtet, an die älteren „Tribute" zu entrichten, die jeden Monat einmal erhoben wurden.

Weigerte sich einer der Schüler, die Zahlung zu leisten, so wurde er von den jugendlichen Gangstern verprügelt. Half auch das nichts, so nahmen sie ihm jeden Morgen gewaltsam sein Frühstück weg, das er von zu Hause mitbekommen hatte. Auf diese Weise setzten die Schüler-Gangster endlich durch, daß die erpreßten „Tribute" jeden Monat pünktlich eingingen.

Immer wieder liefen bei der Schulbehörde Beschwerden der Eltern ein, die verlangten, daß die in der „Vaux Junior Highschool" herrschenden unglaublichen Verhältnisse zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht würden. Trotzdem geschah lange Zeit überhaupt nichts, da die recht oberflächlichen „Rückfragen" in den Klassen selbst infolge der Tatsache, daß die jüngeren Schüler eingeschüchtert waren, keinen Anlaß zum Einschreiten ergaben.

Da entschlossen sich einige Eltern, zur Selbsthilfe zu greifen und ihre Kinder vom Schulbesuch fernzuhalten. Andere Eltern folgten dem Beispiel, so daß zuletzt mehr als 300 Schüler drei Wochen lang dem Unterricht fernblieben.

Da endlich entschloß sich die Schulbehörde, die ihre Einnahmen durch Wegfall des Schulgeldes bedroht sah, einzugreifen. Aber der Schulvorsteher, der an der Spitze einer Kommission die Untersuchung führte, war gezwungen, zu seiner Hilfe polizeilichen Schutz gegen die rabiaten Schüler in Anspruch zu nehmen! Aber wie vorauszusehen war, verlief zuletzt die ganze Angelegenheit im Sande, was verständlich ist, wenn man bedenkt, daß die Eltern der Schüler durchweg vermögenden Kreisen angehörten!

Die „romantische" Ehe mit dem Einbrecher

Eines Nachts wachte die blutjunge Krankenschwester Marion Cribbs, die ein Hotelzimmer in der Neuyorker Madison Avenue bewohnte, plötzlich auf. Sie hatte das Gefühl, als würde sie an den Zehen gekitzelt. Als sie die Augen aufschlug, bemerkte sie zu ihrem Erstaunen, daß die Deckenbeleuchtung eingeschaltet war. Da aber fuhr sie entsetzt hoch: am Fußende ihres Bettes kniete ein junger, kaum 18 Jahre alter Bursche, der ihre unbekleideten Füße in den Händen hielt und in den Anblick ihrer Zehen so versunken war, daß er erst einige Augenblicke später das Erwachen der Krankenschwester bemerkte.

Aber der Eindringling machte keinerlei Anstalten, zu fliehen. Er lächelte Marion Cribbs freundlich zu, legte einen Finger an den Mund und flüsterte: „Pst! Machen Sie keinen Lärm! Sie haben keinen Grund, vor mir Angst zu haben. Ich will Ihnen nichts zuleide tun. Gewiß, eigentlich wollte ich einbrechen, doch als das Licht meiner Taschenlampe auf Ihre Zehen fiel, fesselte mich der Anblick so sehr, daß ich sofort die Deckenbeleuchtung einschaltete, um besser sehen zu können. Mein Fräulein, Sie haben die entzückendsten Zehen der Welt. Ich kann mich nicht entsinnen, jemals etwas Schöneres gesehen zu haben!"

Die Krankenschwester hatte keine Angst, sondern „amüsierte" sich „köstlich", wie sie später berichtete, über den fremden Mann, der in der Nacht bei ihr eingedrungen war, um die „entzückendsten Zehen der Welt" zu bewundern.

Unterdessen hatte der Einbrecher am Fußende des Bettes Platz genommen. Immer noch hielt er den Fuß der jungen Krankenschwester in der Hand. Er tat ganz, als sei das alles eine ganz selbstverständliche Angelegenheit und die Situation vollkommen normal. Er begann, Marion Cribbs eine ebenso lange wie glühende Liebeserklärung zu machen, die damit endete, daß er sie bat, seine Frau zu werden.

Marion Cribbs ging tatsächlich auf das Geschwätz ein. Sie meinte, sie könne es sich ganz gut vorstellen die Frau eines so „mutigen und überdies galanten jungen Mannes" zu werden. Außerdem habe sie 1000 Dollar erspart, was eine erfreuliche Grundlage für eine Ehe sei.

Als sich der jugendliche Einbrecher von der ebenso jugendlichen Krankenschwester nach einer Stunde verabschiedete, nahm er Marions Versprechen mit, daß man sich wiedersehen würde.

Doch als die beiden sich am folgenden Tag trafen, hatten sie Pech: die Polizei, die hinter dem Einbrecher hergewesen war, erwischte ihn, als er und Marion gerade in der schönsten Unterhaltung waren. Aber der Einbrecher schien gar nicht so unangenehm enttäuscht zu sein, daß das Liebesidyll ein so jähes Ende nahm. Als man ihn auf der Polizei fragte, was er sich eigentlich gedacht habe, als er in der Nacht einem jungen Mädchen, bei dem er eingebrochen war, eine Liebeserklärung machte und sie sogar um ein Wiedersehen bat, meinte er achselzuckend: „Das ist mir heute selber schleierhaft." Dann wandte er den Blick und sah Marion Cribbs längere Zeit aufmerksam an. Endlich stellte er abschließend fest: „Ich muß letzte Nacht wirklich total besoffen gewesen sein!"

So wurde zu Marions großer Betrübnis nichts aus einer Ehe mit dem Einbrecher, die sie sich so „romantisch" vorgestellt hatte.

IX.

Die holde Weiblichkeit.

„Klub der verprügelten Ehefrauen".

Im Jahre 1938 wurde in Sioux City im Staate Jowa ein Klub gegründet, der den bezeichnenden Namen führte: „Klub von Töchtern, deren Eltern die Rute schwingen." Das Mindestalter der Mitglieder beträgt elf Jahre! Wenige Tage nach der Gründung betrug die Mitgliederzahl bereits 17. Angeregt wurden die „verprügelten Töchter" zu ihrer Klubgründung durch einen bereits damals bestehenden anderen Klub, der einen ähnlichen Zweck verfolgte, und zwar den Zusammenschluß aller Frauen, die von ihren Männern geprügelt werden. Der Klub nennt sich „Wives of Spanking Husbands Club", was frei übersetzt bedeutet: Klub der Frauen prügelnder Ehemänner. Amerikanische Zeitungen nannten diesen Klub einen „national anerkannten Klub", worunter wir zurückgebliebenen Mitteleuropäer uns nur schwer etwas vorzustellen vermögen.

Die Gründung hatte zur Folge, daß sich in kurzer Zeit in den USA 59 ähnliche Klubs bildeten! Nun müßte man bei uns — denn wir leben ja nicht im gesegneten Lande, das die persönliche Freiheit gepachtet hat — annehmen, es handle sich bei diesen Vereinen um Zusammenschlüsse der armen, geplagten Ehefrauen, die vereint gegen die Mißhandlung durch ihre Männer zu Felde ziehen. Aber weit gefehlt! Der Zweck dieser Klubs ist ein ganz anderer, wie aus der in der USA-Presse veröffentlichten Äußerung eines „prominenten Klubmitglieds" hervorgeht. Diese Dame erklärte, es sei eine Ehre", ab und zu vom Gatten übers Knie gelegt zu werden. „Das fördert", wie die Holde wörtlich sagte, „das gegenseitige Verständnis".

Wofür nun uns allerdings überhaupt jedes Verständnis fehlt. Komisch — und trotzdem gibt es hier so viele glückliche Ehen!

Alte Jungfern legten Flugverkehr still.

Die beiden alten Lehrerinnen, die sich zur Ruhe gesetzt hatten und behaglich ihren Lebensabend verbringen wollten, hatten sich in Tulsa im amerikanischen Staat Oklahoma niedergelassen. Da sie aber doch nicht auf alle Verbindung mit der „großen" Welt verzichten wollten, und überdies nicht übermäßig mit irdischen Gütern gesegnet waren, machten sie in dem Haus, das sie gekauft hatten, einen „Teesalon" auf, der bald gut besucht wurde.

So lebten die beiden alten Jungfern behaglich und zufrieden mit einem Adoptivsohn, der 28 Jahre alt war. Diesem Adoptivsohn galt die ganze Liebe und Sorge der beiden und sie überboten sich darin, ihm das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Vor allem hielten sie alles von ihm fern, was seine heilige Ruhe hätte stören können.

Da griff eines Tages der Staat mit rauher Hand in dies Idyll der beschaulichen Ruhe ein. Ein Flugplatz war errichtet worden, der bis dicht an den Besitz der alten Jungfern reichte. Oft brummten die Maschinen über das Haus der beiden Lehrerinnen hinweg, die Himmel und Hölle in Bewegung setzten, um die „Ruhestörer" unschädlich zu machen. Aber natürlich halfen weder Proteste noch Beschwerden.

Als alles ohne Erfolg blieb, reichten die alten Jungfern gegen den Staat Oklahoma eine Klage ein, in der sie die unverzügliche Aufhebung des Flugplatzes forderten. Sie erklärten, der „irrsinnige, ohrenbetäubende Höllenlärm" habe alle ihre Gäste aus dem „Teesalon" vertrieben. Als Schadenersatz verlangten sie 2500 Dollar. Da sie jedoch einen Geschäftsrückgang infolge des Motorenlärmes nicht nachzuweisen vermochten, verloren sie den Prozeß bereits in der ersten Instanz. Überdies war bekannt, daß täglich nur dreimal auf dem Flugplatz Maschinen starteten und landeten, und während der Nacht einmal. Der Lärm der Motoren — erklärte das Gericht — sei also durchaus erträglich.

Nach diesem Mißerfolg entschlossen sich die beiden alten Jungfern, maßlos erbittert über die Störung der Ruhe ihres Muttersöhnchens, zur Selbsthilfe zu schreiten. Sie ließen auf ihrem Grundstück zwei hohe Antennenmasten errichten, mit dem überraschenden Erfolg, der wohl nur in den USA möglich ist: anstatt die Entfernung der Masten entweder durchzusetzen oder zwangsweise vornehmen zu lassen, wurde mit sofortiger Wirkung die Anfliegung des Flugplatzes wegen der Gefährdung der Maschinen durch die Masten untersagt! Die alten Jungfern hatten also gegen den Staat gesiegt!

Auf den energischen Protest der Flughafenverwaltung wurde von Amts wegen erklärt, man habe keine Möglichkeit, den beiden Damen die Errichtung von Masten auf eigenem Grund und Boden zu untersagen!

Leider ist nicht bekannt, wie diese Groteske am Ende geregelt wurde.

Dreiunddreißigmal verheiratet!

Superlative sind das tägliche Brot der USA-Presse; so ist es natürlich, daß man die üble Abenteuerin Adrienne McSlean, als sie im Oktober 1938 im Alter von 48 Jahren in einem Neuyorker Krankenhaus starb, als „erfolgreichste und größte Heiratsschwindlerin der Welt" beweihräucherte.

Diese Frau hatte ein abenteuerliches Leben hinter sich. Bereits als Vierzehnjährige riß sie aus, um sich einer wandernden Zirkustruppe anzuschließen. Jahrelang zog sie im Wohnwagen durch die Staaten, bis sie zum Tingeltangel kam, wo sie jedoch wenig Erfolg hatte. Aber sie lernte ihren späteren Mann dort kennen, den sie allerdings bereits nach wenigen Wochen bei Nacht und Nebel heimlich verließ.

Wieder ging sie zum Tingeltangel; aber das angenehme Leben, das sie an der Seite ihres Mannes gehabt hatte, ging ihr nicht aus dem Sinn, und sie beschloß, als Abenteuerin durch die Welt zu reisen, ohne arbeiten zu müssen.

Überall, wohin sie kam, suchte sie die Bekanntschaft vermögender Männer. Merkte sie, daß der goldene Fisch im Netz zappelte, so spielte sie die „anständige" Frau und brachte es stets dahin daß der betreffende Mann sich mit ihr verlobte. War sie aber erst Braut, so fiel es ihr nicht schwer, bei einem Besuch in der Wohnung des Mannes Geld und Schmucksachen zu stehlen und heimlich damit zu verschwinden.

Im Laufe der Jahre brachte sie es fertig, sich mehrere hundertmal zu verloben und dreiunddreißigmal zu verheiraten. Da sie stets mit falschen Papieren arbeitete, gelang es der Polizei niemals, sie zu erwischen.

Als ihr jedoch in den USA der Boden unter den Füßen zu heiß wurde verließ sie die Staaten um Europa mit ihrer Gegenwart zu beglücken.

Sie hatte bereits in mehreren Städten der Alten Welt ihr „Glück in der Ehe" versucht, als sie endlich in Brüssel ihr Schicksal ereilte. Sie hatte einen vermögenden Mann kennengelernt, mit dem sie sich verheiraten wollte; aber der Zufall wollte es, daß sich unter dessen Bekannten ein Mann befand, den die Heiratsschwindlerin bereits einmal vor Jahren in Amerika geheiratet hatte. Adrienne McSlean wurde verhaftet und zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Nach Verbüßung der Strafe kehrte sie in ihre amerikanische Heimat zurück, wo sie — unbehelligt von der Polizei — bis zu ihrem Tode lebte.

Jede wollte die Häßlichste sein.

Die sogenannten „Rundfragen" grassieren wie eine üble Seuche im amerikanischen Blätterwald. Da werden manchmal die tollsten „Fragen an den Leser" gestellt, und — was ja kein Wunder ist — von Tausenden von Lesern mit einem Ernst und einer Hingabe, die einer besseren Sache würdig wäre, auch beantwortet.

Eine sehr verbreitete Neuyorker Modenzeitung wandte sich beispielsweise an ihre Leserinnen mit der Frage, wer wohl „die Häßlichste im Lande" sei. Das war eine Frage, so recht nach dem Herzen der Amerikanerinnen! Es galt, einen „Rekord" aufzustellen! „Das häßlichste Mädchen der Staaten" — das war ebenso wunderbar wie der höchste Wolkenkratzer in Neuyork oder der „dickste Mann der USA". Man konnte beim Film Geld damit „machen" und wurde mit einem Schlage berühmt.

Aber die Modenzeitung verlangte nicht etwa, daß nun all die „lieben Leserinnen" mit ausgestrecktem Zeigefinger auf ihre beste Freundin zeigen sollten, o nein, sie sollten sich selbst vor den Spiegel stellen und fragen: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Häßlichste im USA-Land?"

Normale Frauen pflegen gemeinhin den Wunsch zu haben, die „schönste Frau der Welt" oder doch zumindest eine schöne Frau zu sein. Aber was schert sich die Amerikanerin darum, wenn sie Gelegenheit hat, einen „Weltrekord" aufzustellen? So war es möglich, daß 5000 Briefe (in Worten fünftausend) einliefen. Auf fünf Bogen — die waren vorgeschrieben — malten die Schönen (Verzeihung: die Häßlichsten) in den krassesten Farben ihr Aussehen. Aus dem Wettbewerb ging ein Fräulein Kallie Foutz aus Salt Lake City hervor, dessen Brief wie folgt begann: „Ich bin zwanzig Jahre alt und die Häßlichste Nr. 1." Kallie beschrieb sich wie folgt: „Meine Nase ist fast ebenso lang wie mein Fuß. Ich schiele in unglaublichster Weise. Mein Haar ist rot, daß man davor erschrecken kann, und gibt meine Ohren frei, die aussehen wie ein großer, weit offener Fächer. Meine Zähne, die leider den einzigen Fehler haben, daß sie schneeweiß sind, stehen schief und zeigen alle nach verschiedenen Richtungen. Wenn ich etwas sagen will, muß ich erst einmal tüchtig Luft holen und mich sammeln, denn ich stottere zum Gotterbarmen!" Und so geht es fünf Seiten lang.

Es ist wirklich „echt amerikanisch", daß man aus der traurigen Tatsache, daß es solch grundhäßliche Mädchen gibt, noch Kapital schlägt und den gierigen Leserinnen Sensationen serviert! Noch trauriger aber ist es, daß sich junge Mädchen zu einer rohen Verhöhnung ihrer Gebrechen auch noch hergeben. Aber schließlich leben ja alle, die an diesem großartigen Wettbewerb beteiligt waren, in den USA. Das erklärt alles.

X.

Liebe und Ehe — amerikanisch gesehen.

Liebe als Studienfach.

In den USA gibt es an mehr als 250 Universitäten (wie auch aus einem Studienbericht der Universität hervorgeht) seit etwa zehn Jahren sogenannte „Vorbereitungskurse für die Liebe und die Ehe". Natürlich erfreuen sich diese Kurse bei Hörern und Hörerinnen gleicher Beliebtheit.

Die Kurse sollten — wie man sagt — ein Idealmittel gegen die Hochflut amerikanischer Ehescheidungen sein. Aber wie der praktische Erfolg bewiesen hat, üben sie selbstverständlich keinerlei Einfluß darauf aus; wie von jeher, so wird auch heute noch in den USA tüchtig geschieden, wobei man „Rekordzahlen" und ein „Rekordtempo" erreicht.

(Schluß folgt.)

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

Robert-Koch-Anekdoten

Rechnungen.

Robert Koch war ein beliebter, zuvorkommender Arzt, der es mit der Bezahlung nicht so genau nahm. Seine junge Frau Emmy dachte anders; sie ging persönlich aufs Land, suchte die vergeßlichen Bauern auf und stärkte ihr Gedächtnis.

So kam mancher Taler aus dem Sparstrumpf zum Wirtschaftsgeld der Hausfrau Emmy Koch.

„Koch"-Geheimnis.

Robert Koch blieb während der anstrengenden Arbeit über den Tuberkelbazillus oft über Mittag in seinem Institut; dort pflegte er auch, um Zeit zu sparen, seinen Imbiß einzunehmen.

Eines Vormittags besuchte ihn ein ausländischer Bakteriologe, der sich interessiert in seinem Laboratorium umschaute. Dabei entdeckte er ein vollständig in Wasserschwaden eingehülltes Glasgefäß. Der Ausländer vermutete Versuche, die sein großer Kollege noch nicht bekanntzugeben wünschte; er wollte taktvoll weitergehen.

Robert Koch sah die verhaltene Neugierde, lüftete den Deckel und damit das Geheimnis: Frankfurter Würstchen!

Thuillier.

Robert Koch samt einigen deutschen Mitarbeitern weilte im Jahre 1883 neben den Franzosen Thuillier und Roux zur Erforschung der Cholera in Alexandrien.

Thuillier glaubte, den Erreger der Seuche entdeckt zu haben. Koch erkannte bei der Nachprüfung, daß sich der Franzose geirrt hatte.

Von Roux erfuhr Koch, daß sich Thuillier lebensgefährlich mit dem Cholerabazillus infiziert hatte. So besuchte ihn der deutsche Gelehrte im Spital.

Als der tapfere Franzose den Deutschen fragte, ob es sich bei seiner Entdeckung wirklich um den Cholerabazillus handelte, da wollte Koch dem todgeweihten jungen Kollegen eine Freude machen; er nickte und sagte: „Ja, Sie haben ihn entdeckt!"

Thuillier verschied mit glücklich-zufriedenem Lächeln.

Zoo.

Vor Robert Kochs afrikanischem Untersuchungszelt stand eine neugierig gaffende Menge Schwarzer. Seine Assistenten wollten die störenden Eingeborenen vertreiben. Doch gutgelaunt meinte er: „Lassen Sie den Kindern das Vergnügen. Es ist für sie ebenso unterhaltend wie für uns Europäer der Besuch des zoologischen Gartens!"

Humor

„Sie sind immer sechs Takte voraus, Herr Tonflott; so geht das nicht, oder meinen Sie, wer zuerst fertig wäre, der könnte nach Hause gehen?"

✱

„Welchen Erfolg hatten sie mit der Stromsparaktion?"

„Oh, einen ausgezeichneten. Ich habe meine sämtlichen drei Töchter glücklich verlobt."

✱

In der Naturkundestunde fragt der Lehrer die kleine Monika: „Kannst du mir ein Lebewesen nennen, das sowohl im Wasser als auch auf dem Lande leben kann?"

„Das sind Matrosen, Herr Lehrer!"

✱

„Vati, ich muß dich mal was fragen."

„Nicht jetzt! Ich habe zu rechnen."

„Nur ganz kurz."

„Nun, dann schnell!"

„Was tut der Wind, wenn er nicht bläst?"

✱

„In der ganzen Stadt gibt es keinen größeren Esel als dich!"

„Das sagte meine Mutter schon. Aber geglaubt hab' ich's erst, als ich dich geheiratet hatte."



Der sowjetische Kinderräuber und die „allerchristlichsten Kulturbringer". Zeichnung: Lehnert.

„Seit die Schwiegermutter unseres Freundes Abel unter die Dichter gegangen ist, lebt er in beständiger Sorge."

„Aber warum denn?"

„Er fürchtet, sie könnte unsterblich werden."

✱

„Ein gescheites Mädel ist die Ursel, sage ich dir! Sie hat Verstand für zwei. Soll ich sie heiraten?"

„Dann auf jeden Fall!"

✱

Junger Verehrer (zu dem kleinen Bruder seiner Angebeteten): „Du, Oskar, verschaff mir eine Haarlocke deiner Schwester. Du kriegst eine Mark. Willst du?"

„Klar doch! Wenn Sie mir drei Mark geben, bring' ich sie Ihnen alle."

✱

„Ist es wahr, Ihr Mann ist mal scheintot gewesen?"

„Ja! Er hat immer alles nur halb getan."

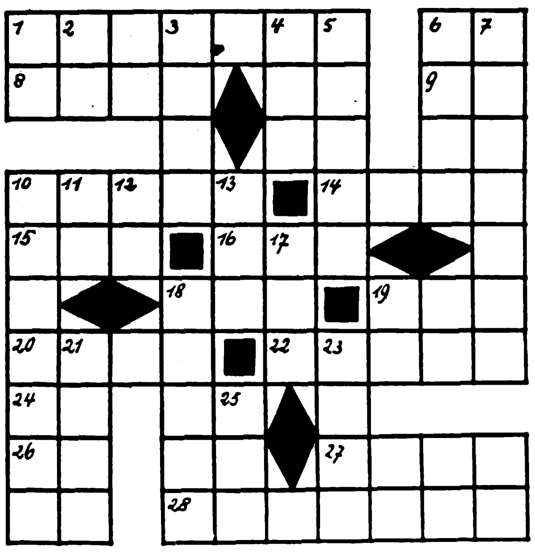
✱

„Macht Ihre Tochter gute Fortschritte in der Musik?"

„Glänzende! Ich hörte, wie ihr Lehrer gestern zu ihr sagte, Mozart hätte sich sicher nie träumen lassen, daß er einmal so gespielt werden würde."

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. griech. Göttin, 6. Fluß in Italien, 8 Verbrechen, 9. Auerochs, 10. Frucht, 14. arab. Hafenstadt, 15. Himmelsrichtung, 16. Raubfisch, 18. Fett, 19. Europäer, 20. deutsches Gebirge, 22. europ. Gebirge, 24. Abkürzung für Opus, 26. chem. Zeichen für Lithium, 27. Kirchenteil, 28. Badeort in Hessen. Senkrecht: 1. Flächenmaß. 2. ägypt. Gott, 3 männl. Tier, 4. Gebirge in Kleinasien, 5. japan. Hafenstadt, 6. welsches Huhn, 7 nassauisches Geschlecht, 10. Stadt in Westfalen, 11. Fürwort, 12. Lateinisch: und, 13. Verbindung, 17. Stadt in Südtirol, 18. geograph. Begriff, 21. heiliges Tier, 23. Nebenfluß der Donau, 25. ausgestorbener Vogel.

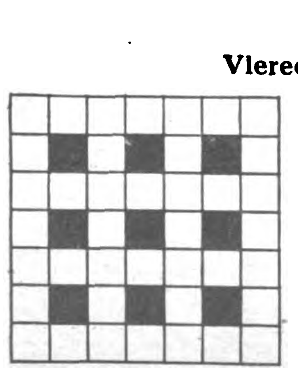
Silbenrätsel

Aus den Silben ant batt bi bi buch de del der du e e ei ein el fan fel gen grä ham he in ka ka ke keit lan le li litz ma mer mi mis mü nan ner no no o pard pi ra ra ra re ris ser sinn sphä stein ta tät te teur tig tin tiz u vi waf sind 20 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Gobineau ergeben. ch = 1 Buchstabe.

1. Fahnenflüchtiger, 2. span. Titel, 3. weibl. Vorname, 4. Gebäck, 5. Oberhaut, 6. Raubtier, 7. Zierstrauch, 8. Reitergewehr, 9. Gesicht, 10. Straußvogel, 11. Merkbuch, 12 Übereinstimmung 13. Erdhalbkugel, 14. Mineral, 15. Preisnachlaß, 16. Werkzeug, 17. Waffenrock, 18. Adel, 19. Fischknochen, 20. Hartnäckigkeit.

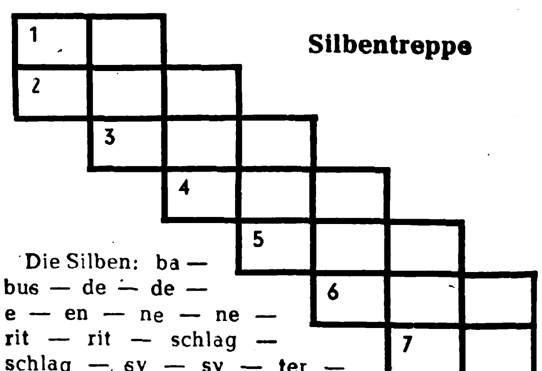
1 .... 11 ....
2 .... 12 ....
3 .... 13 ....
4 .... 14 ....
5 .... 15 ....
6 .... 16 ....
7 .... 17 ....
8 .... 18 ....
9 .... 19 ....
10 .... 20 ....

Viereck



Die Buchstaben: a a a a a b b b b b b c c e e e e e h h i i i i k l l n n o r r t t t t u u z z sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Seebad in Istrien, 2. Gerichtsbote, 3. Südfrucht, 4 Ostseebad.

Silbentreppe



Die Silben: ba — bus — de — de — e — en — ne — ne — rit — rit — schlag — schlag — sy — sy — ter — ter — ter — vers — zi werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Abschluß, 2 franz. Komponist, 3. Schlemmer, 4 alte Sitte, 5. nat.-soz. Freiheitsheld, 6. Strophenform, 7. Stadt in Frankreich.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Wilhelm Wulst Dugong Geluebde Hackländer Ichneumon Marseille Nimrod Lebkuchen Tarent Tragant Ebene Heizung Stand Vererbung Gluck Besteck sind je drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, eine alte Lebensweisheit ergeben.

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Artemis, 6. Po, 8. Raub, 9. Ur, 10. Beere, 14. Aden, 15. Ost, 16. Hai, 18. Oel, 19 Ire, 20. Harz, 22. Alpen, 24. op., 26. Li, 27 Chor 28. Nauheim. Senkrecht: 1. Ar, 2. Ra, 3. Eber, 4. Ida, 5. Sakai, 6. Pute, 7. Oranien, 10 Bocholt, 11. es, 12. et, 13. Ehe, 17. Ala, 18. Ozean, 21. Apis, 23. Lech, 25 Moa. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Deserteur, 2. Infantin, 3. Elvira, 4. Waffel, 5. Epidermis, 6. Leopard, 7. Tamariske, 8 Karabiner, 9. Antlitz, 10. Nandu, 11. Notizbuch, 12. Einmütigkeit, 13. Hemisphäre, 14. Edelstein, 15. Rabatt, 16. Hammer, 17. Ulanka, 18. Nobilität, 19. Gräte, 20. Eigensinn. „Die Welt kann eher hungern, als der Zucht entraten." ✱ **Viereck:** 1. Abbazia, 2. Buettel, 3. Zitrone, 4. Ahlbeck. ✱ **Silbentreppe:** 1. Ende, 2. Debussy, 3. Sybarit, 4. Ritterschlag, 5. Schlageter, 6 Terzine, 7. Nevers. ✱ **Kryptogramm:** Wilhelm Wulst Dugong Geluebde Hackländer Ichneumon Marseille Nimrod Lebkuchen Tarent Tragant Ebene Heizung Stand Vererbung Gluck Besteck. „Willst du gluecklich sein im Leben, trage bei zu andrer Glueck."



Zur freundlichen Erinnerung ...

Zur freundlichen Erinnerung für kommende Generationen schnitzelt der Schuljunge seinen Namen in die Schulbank. Wenn er erwachsen und verliebt ist, begeht er Forstfrevel, indem er Buchstaben und Herzen „gern in alle Rinden" schneidet, und an erhabenen Bauwerken von geschichtlicher Vergangenheit liest der Besucher voll Erschütterung: „Wir waren auch da — Inge Roßkopf und Karl Stiebele." Es ist ein anscheinend eingeborener menschlicher Trieb, seinen Namen dem toten, aber dauernderen Gegenstand aufzuladen und so ohne größere Anstrengung in die Nachwelt hinüberzugleiten.

Ein Name wird lebendig.

So trieben es schon manche römische Kaiser, die ihrem Nachruhm offenbar so wenig trauten, daß sie ihre Namen lieber in die für die Ewigkeit gebauten alten ägyptischen Tempel einmeißeln ließen — zur freundlichen Erinnerung. Und weil es im alten Rom schon unendlich protzige Leute gab, die den Kaisern dies nachmachten, überzogen sich die ägyptischen Bauwerke mit einer Unzahl von Namen solcher römischer Besucher, die reich genug waren, die Reise nach Alexandria zu bezahlen. Ein schwacher Vorwand für Unsterblichkeit! Und doch steckt hinter jedem dieser Namen, die so inhaltslos über die Jahrtausende blicken, der dickleibige Roman eines Lebens, von dem wir bloß den Titel erfahren und den wir nie aufblättern können. Manchmal nur huschen



ein paar flüchtige Lichter über solch eine Inschrift. Auf Philä z. B. finden wir neben vielen anderen Signaturen eingemeißelt: C. Numonius Vala. Und diesen Numonius Vala kennen wir zufällig aus alten Berichten. Das blasse Bild eines Mannes wird lebendig, von dem die Quellen wissen, daß er mit Horaz im Briefwechsel stand.

Zehn Jahre nach seiner Ägyptenreise zog er dann gegen die Germanen in den Krieg und floh mit der geschlagenen römischen Armee gegen den Rhein, wo er den Tod fand. Für Herrn Numonius Vala war der Isistempel auf der Insel Philä damals so alt, wie für uns Heutige ein frühgotischer Dom ist; inzwischen hat dieses Heiligtum sein 2500. Baujahr gefeiert und steht als Meilenstein am Weg der Geschichte mitten zwischen uns und der Zeit der Cheopspyramide mit dem eingekritzelten Namen eines Teilnehmers der Schlacht im Teutoburger Wald — zur freundlichen Erinnerung!

Die Stadt aus dem Meer.

Was mögen zudem am Grunde des Meeres für seltsame Erinnerungen an Verschollenes aufbewahrt sein!



Mit Kruppschen Tauchpanzern ist man in die Fluten des Mittelmeeres hinabgestiegen. Untermeerische Städte vergangener Kulturen wurden farbig gefilmt. Durch die Fenster und Tore und Straßen untergegangener, volkreicher Punierstädte sieht man Fische schwimmen. An der ägäischen Küste werden Reste antiker Tempel aus dem Wasser geholt. Und wie wenn uns der Gott des Meeres diese Arbeit in einem seltsamen Einzelfall ersparen wollte, hat er uns auf seiner flachen Hand solch ein Zeugnis untergegangener Kultur dargeboten. Bei New-Providence, einer der Bahamainseln an der Floridastraße, hob sich plötzlich eine kleine Insel aus der See. Und auf ihr standen die Ruinen einer einst dichtbevölkerten Stadt. Leider fehlen auf diesem zur freundlichen Erinnerung überreichten Blatt Name und Datum. Wir wissen nicht, wer die Stadt gebaut hat und wann sie im Lichte lebte.



Frisches Mammutfleisch.

Unser lieber Herr Vala — und alle seine Genossen — müssen diesen Verewigungsdrang geerbt haben. Denn ganz weit hinten in der menschlichen Ahnenreihe überzogen schon die Altsteinzeitmenschen die Wände ihrer Höhlen mit Zeichnungen zur freundlichen Erinnerung daran, daß sie einen schönen Bisonochsen oder einen fetten Hirsch erjagt hatten. So nebenbei erscheint auch das Mammut an den Höhlenwänden — was die Steinzeitmenschen für gegeben annahmen, was uns aber höchlichst verwundern muß. Elefanten in unseren Breitegraden! Und wenn wir der Schilderungskunst dieser frühen Menschen nicht glauben wollten — die Natur hat uns 34 Stücke dieser bepelzten Dickhäuter im Kühlschrank des sibirischen Eises mit Haut und Haar aufbewahrt. So frisch und lecker, daß die Schlittenhunde der Entdecker noch ihre Mahlzeit an diesem ältesten Gefrierfleisch der Welt halten konnten. Zwischen den Zähnen und im Magen der Mammuts aber fanden sich noch Reste ihres letzten Festessens in urfernen Tagen, und diese Überbleibsel verraten uns, daß die Riesentiere damals ihre Nahrung im hohen Norden von tropischen Bäumen holen konnten.

Woher kommt das Elfenbein?



Wenn wir heute aus dem Urlaub zur freundlichen Erinnerung an froh verlebte Tage ein kleines Elfenbeinfigürchen mit nach Hause bringen, so ahnen wir kaum, daß wir wahrscheinlich damit noch dazu eine Erinnerung an weniger frohe Tage der Steinzeit miteingepackt haben. Denn aus den Zähnen von etwa 150 000 Mammutskeletten stammt der größte Teil unseres verarbeiteten (fossilen) Elfenbeins, das unter den nördlichen Tundren so lange geschlummert hat. Die Lagerung der Überreste läßt uns die Erinnerung so unfreundlich erscheinen, weil sie auf eine Großkatastrophe hindeutet, die mit einem Schlag zu Hekatomben die entsetzt fliehenden Elefanten dahingerafft hat.

Der Stall unterm Eis.

Und der sibirische Boden erzählt noch mehr. In grauester Vorzeit hatte einmal ein Mann einen Stall voll schöner Pferde. Er schüttete die Futterkrippe auf und — verschwand aus Zeit und Geschichte. Zur nachdenklichen Erinnerung an ihn aber hielt das Eis, das nachmals die Länder des Nordens überzog, den Stall bis in unsere Tage wohlaufbewahrt und in ihm die Pferde — bocksteif gefroren. Nichts und niemand erzählt von den Verhältnissen und den Menschen um diesen Hof und von dem Unheil, das damals — vielleicht in einem unvorstellbar jähen Klimasturz — hereingebrochen war.

Das Gedächtnis der Bäume.

Wer hätte sich auch die Mühe machen können, einen meteorologischen Kalender der Welt anzulegen! Gewiß, wir wissen, daß es Lebendiges gibt, das die ganze Menschheitsgeschichte überdauert hat, die wir historisch überschauen können. Es sind die 3000- bis 4000jährigen Mammutfichten, die australischen Eukalypten und die Drachenbäume Teneriffas. Nur leise raunend erzählen ihre Wipfel dem Dichter ihre alte Geschichte und all das, was sie an Werden und Vergehen gesehen haben. Halt! Dieser gefühlvolle Satz hat gründlich unrecht. Die alten Bäume erzählen laut und deutlich die unbestechlich genauen Aufzeichnungen, die sie im Lauf ihres Lebens notiert haben. Die Dicke ihrer Jahresringe zeigt an, ob sie in fetten oder mageren Jahren angesetzt wurden, und aus sicher deutbaren Besonderheiten liest der Meteorologe im Querschnitt eines solchen Stammes die klimatischen Veränderungen, elementare Ereignisse, wechselnde Feuchtigkeit und Trockenheit. Und es liegt nahe, daraus die Rückwirkungen auf die Menschheit zu erschließen. Man kann sich in der Datierung kaum irren, weil mit eiserner Regelmäßigkeit in jedem 12. Jahr ein breiterer Ring sich einschiebt, der in Zusammenhang mit den elfjährigen Sonnenfleckenperioden gebracht wurde. Tote Stützbalken aus alten Bauwerken erzählen so vom Klima ihrer Lebenszeit, und weiter zurück noch bis in frühe Erdzeitalter, führen uns die versteinerten, verkohlten und verkieselten Strünke. Die Erde hat sich Mühe gegeben mit ihrer Buchführung, und die Wissenschaft entziffert auch allmählich die mehr oder minder deutlichen Züge, die als Versteinerungen und Knochenreste, als Kohle oder Bernsteineinschlüsse vom Fortgang der Entwickelung in allen irdischen Reichen zeugen.



Ein Stück Heimat in der Fremde.

Besonders tiefe Erinnerungsspuren haben die wandernden Gletscher der Eiszeit unserem Erdantlitz eingegraben. Die Gletscherschrammen zeigen uns den Weg, den die Eismassen auf ihren Wanderungen eingeschlagen haben. Und auf ihrem breiten Rücken trugen diese Gletscher Felsblöcke mit sich, die nach dem Abschmelzen des Eises in geologisch völlig fremden Gegenden liegenblieben. Und einmal wurde solch ein Findling aus dem hohen Norden einem Sterbenden zum Heimatgruß! Als Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen fiel, überschattete ein großer Granitblock sein Sterbelager, und dieser Findling hatte sich früh schon mit den Gletschern der Eiszeit aus Skandinavien aufgemacht, um im Augenblick des Todes den Schwedenkönig an die ferne Heimat zu erinnern.

Diamantengeschmückte Gletscher.

Die Mühe, die man sich gab, solchen Schrammen zu folgen, hat sich in Finnland z. B. in klingendem Metall bezahlt gemacht. Ein Block aus reinem Kupfererz lag da am Wege eines Gletscherzuges, und als man die Spur nach rückwärts absuchte, entdeckte man im Jahre 1910 den Ursprungsort dieses Findlings: die größte Kupfermine Finnlands. Sogar Diamanten trugen kanadische Gletscher als kostbaren Schmuck mit sich. Die Suche nach dem Heimatgestein aus dem sie das wandernde Eis gestohlen hatte, ist aber bis heute erfolglos geblieben. Die Geschwindigkeit, mit der diese Gletscherflüsse vorrücken, ist sehr verschieden. Der Rand des Grönlandeises schiebt sich z. B. im Tag um 20 Meter fort, die Alpengletscher dagegen wandern nur 180 Meter im Jahr, so daß eine Schneeflocke, die zu Ende des 15. Jahrhunderts auf dem Alpenkar zu Eis gefroren ist, heute erst an der Gletscherzunge abschmilzt zur „freundlichen Erinnerung" an die Entdeckung Amerikas.

Figaro im Osten

Nachdem die Kompanie das Dorf in der Steppe genommen und sich zur Verteidigung eingerichtet hatte, trat Ruhe ein. Das heißt, was man so Ruhe nennt. Aber nachdem Waffen und Gerät in Schwung gebracht worden waren, kam man doch endlich einmal wieder dazu, für den äußeren Menschen etwas zu tun.

Uffz. Winkler, der im Laufe der Zeit schon recht gute Kenntnisse in der russischen Sprache erworben hatte, ging sogar so weit, sich einen Friseur zu organisieren. Er betrat die ihm bezeichnete Kate, sich tief bückend, um durch die niedrige Tür zu kommen, und gelangte in die dunstige Küche, wo sich eine Menge Leute befand und ein Schwein munter quiekte. Es roch fürchterlich, aber das konnte den Unteroffizier nicht erschüttern.

„Ich möchte mich rasieren lassen", sagte er. Worauf sich eine der Gestalten tief verneigte und ihn in den Nebenraum führte. Das war der Frisiersalon, der zugleich als Schlafzimmer diente. Uffz. Winkler nahm auf einem der Wand zugekehrten wackligen Stuhl Platz. Spiegel gab es keinen, aber dafür hing das sowjetische Einheitsbild „Mädchen mit der Blume" vor ihm, in dem man sich ganz gut sehen konnte. Der Figaro begann seine Vorbereitungen, indem er das vom vielen Gebrauch ganz schmal gewordene Messer hervorholte. Dann schnallte er seinen Hosenriemen ab, hängte ihn an einen Nagel und schärfte daran das Rasiermesser. Nun brachte er einen Napf, in dem, schwarz wie die Nacht, ein Stück Seife lag, von eingetrocknetem Schaum umrahmt. Ferner brachte er etwas, das einmal ein Pinsel gewesen sein konnte. Der Unteroffizier harrte der Dinge, die da kommen würden, und suchte dabei mit den Blicken neugierig aber vergeblich das, was noch fehlte. Nämlich die Feuchtigkeit, mit der im Osten grundsätzlich äußerst sparsam umgegangen wird. Der Friseur war über solche Probleme erhaben. Mit einer gewissen Feierlichkeit in der Bewegung hielt er den Pinsel senkrecht vor sich, als wollte er mit dem Schwert grüßen, und spuckte dann ganz überraschend mit einem feinen aber zielsicheren Strahl darauf. Gleich folgte noch ein zweiter, und schon begann er flink den Schaum zu schlagen. Zum Unterschied vom Figaro blieb Winkler die Spucke weg. „Mensch", meinte er tonlos, „spuckst du bei allen deinen Kunden auf den Pinsel?"

„Gospodin!" rief der Mann und hob beschwörend die Hände. „Nur wenn ganz feine Klienten kommen. Früher beim Genossen Kommissar und jetzt bei den Herren deutschen Soldaten. Allen anderen spucke ich direkt ins Gesicht."

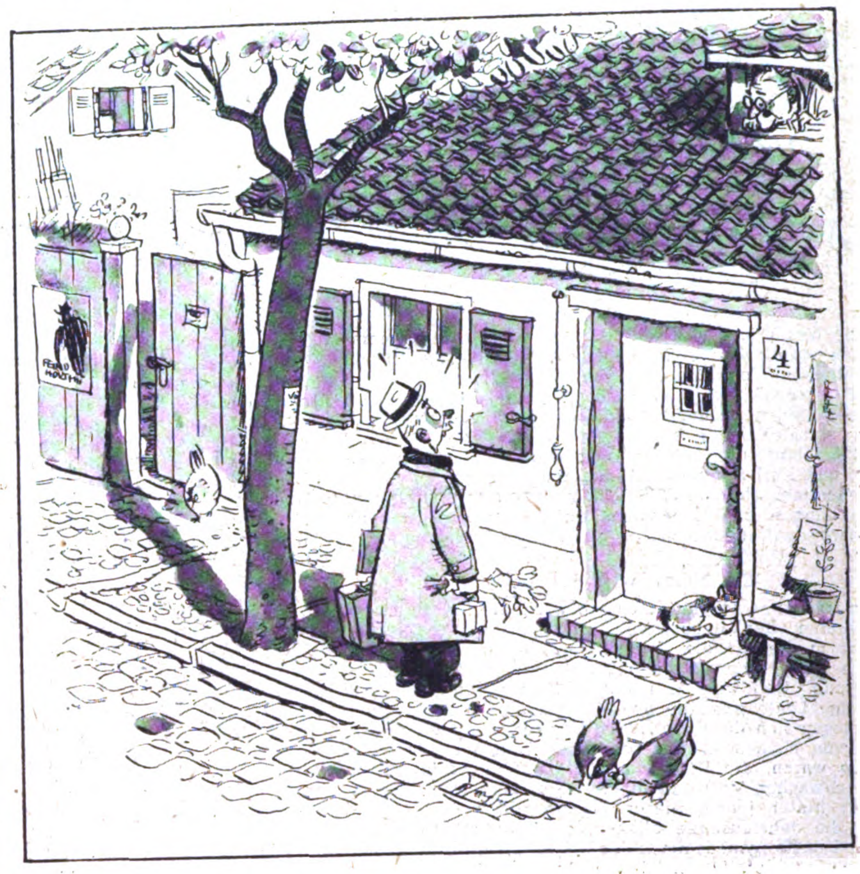
R. U.

Von Dingen, die heut' wertvoll wurden . . .

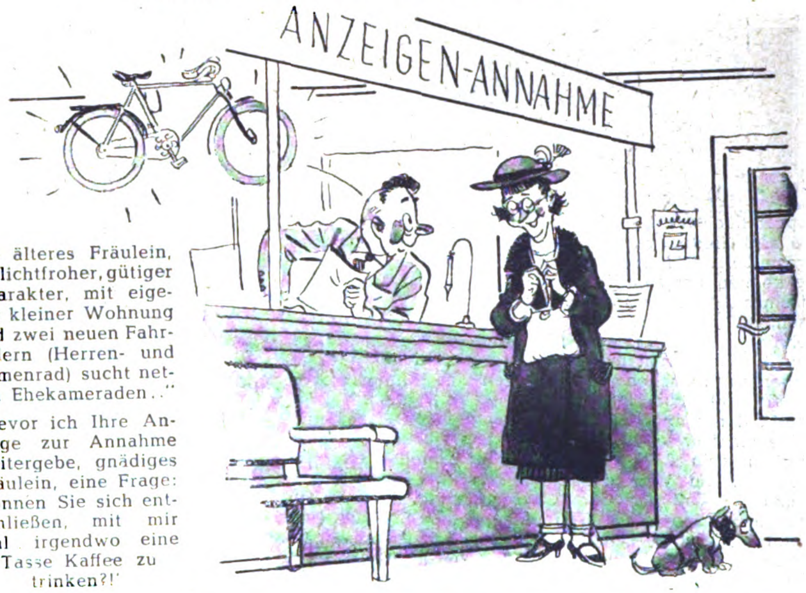
BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER



Der vielbeneidete Mann aus Nr. 92, der sich jetzt als König fühlt, weil er einen Handwagen sein eigen nennt, mit dem er seine Kohlen und allerhand andere Dinge selbst transportieren kann . . .



„Ach, mein Neffe Walter!! Brauchst gar nicht erst 'raufzukommen! Die alte Petroleumlampe nebst den drei Liter Petroleum, die ich hier noch immer hatte, hat sich Lieschen schon vorgestern geholt . . ."



„— älteres Fräulein, schlichtfroher, gütiger Charakter, mit eigener kleiner Wohnung und zwei neuen Fahrrädern (Herren- und Damenrad) sucht netten Ehekameraden . ."

„Bevor ich Ihre Anzeige zur Annahme weitergebe, gnädiges Fräulein, eine Frage: Können Sie sich entschließen, mit mir mal irgendwo eine Tasse Kaffee zu trinken?!"



Der Chef: „Nehmen Sie mal 'n Augenblick Platz, lieber Herr Otto! Ich habe gehört, Sie haben da zu Hause von Ihrem Bruder einen so tollen Rasierklingenabziehapparat, den Sie an unsere Herren hier so bereitwillig verpumpen . . . ?"



Die gute Fee: „—und weil ich gerade so guter Laune bin, darfst du dir jetzt gleich dreimal was wünschen, ich will es dir erfüllen!" — „Na prima! Auf sowas wart' ich schon lange! Also, erster Wunsch: ein Koffer! Zwoter Wunsch: n o c h 'n Koffer! Und als dritten: a u c h noch 'n Koffer! Wundern Sie sich nich, Frollein, — ich habe nämlich noch 'n paar Sachen zu verpacken, die mein Schwager Friedrich in seinem sicheren Keller noch fein unterbringen kann!"

Verlag: Zentralverlag der N S D A P., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: D i e t r i c h L o d e r, Stellvertreter: Dr. H a n s D i e b o w, beide in München. A B C D E F G 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: J o h. B a r t e n s c h l a g e r, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München

Preis 20 Pfennig

JB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 30. MÄRZ 1944
19. JAHRGANG :·. FOLGE 13

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:

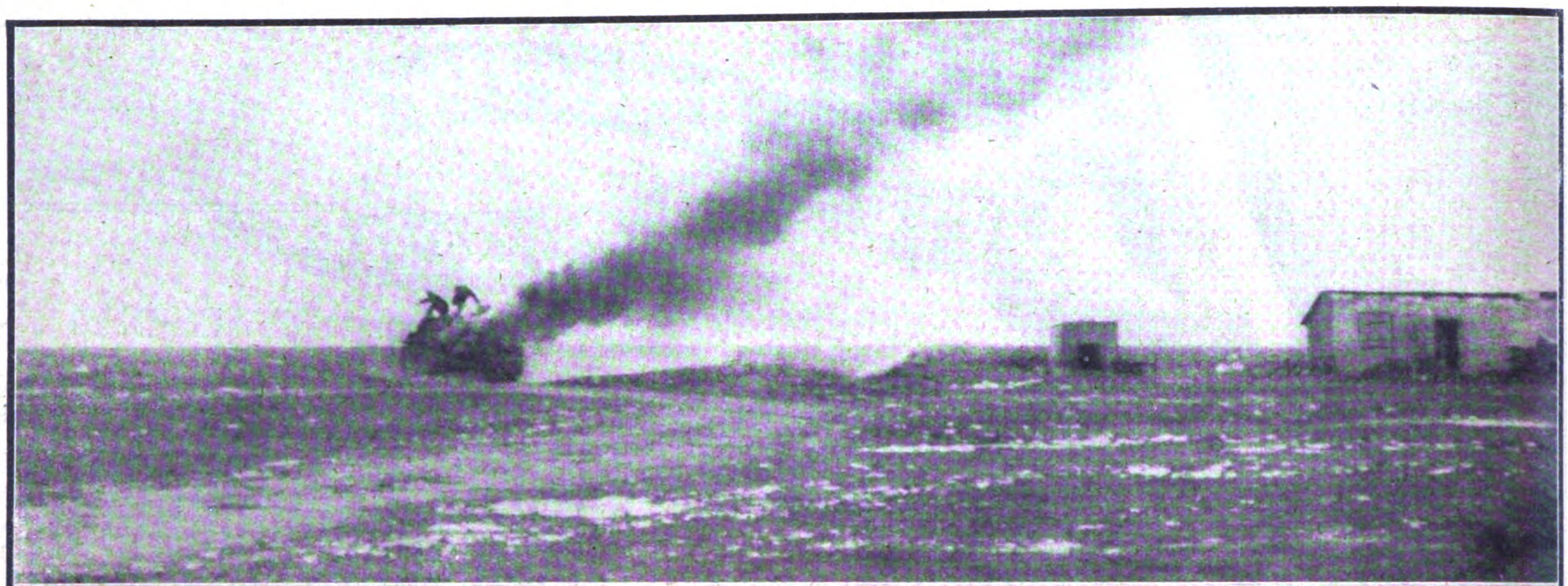
....

....



So lebt der englische Arbeiter!

Der „JB." bringt in dieser Folge einen Originalbildbericht über die sozialen Verhältnisse im plutokratischen England, wie ihn eine englische Zeitschrift ihren Lesern zum Jahresbeginn 1944 vorsetzte. Die Zeitschrift sagt zu dem Bild: „Der Mann, dessen Leben der Industrie geopfert wurde. Bartholomew Ashton hat 27 Jahre in einem Kohlenbergwerk gearbeitet, 25 Jahre in den Aber-Weißblech-Werken in Llansamlet. Jetzt, mit 65, hätte er Anspruch auf Ruhe und Geborgenheit. Aber der Annehmlichkeiten sind wenige in einem überfüllten, baufälligen Haus, durch dessen Fenster die Zinkdämpfe strömen, die draußen den Garten schwärzen."





Die Besatzung steigt aus.
Ein Sowjetpanzer, der auf eine Mine gefahren ist, brennt mit starker Qualmentwicklung. Die sowjetische Besatzung flüchtet, wie der Kriegsberichter gut beobachten konnte, in weiten Sprüngen von dem Schauplatz und zugleich in deutsche Kriegsgefangenschaft.

VOM KAMPF DER PANZER

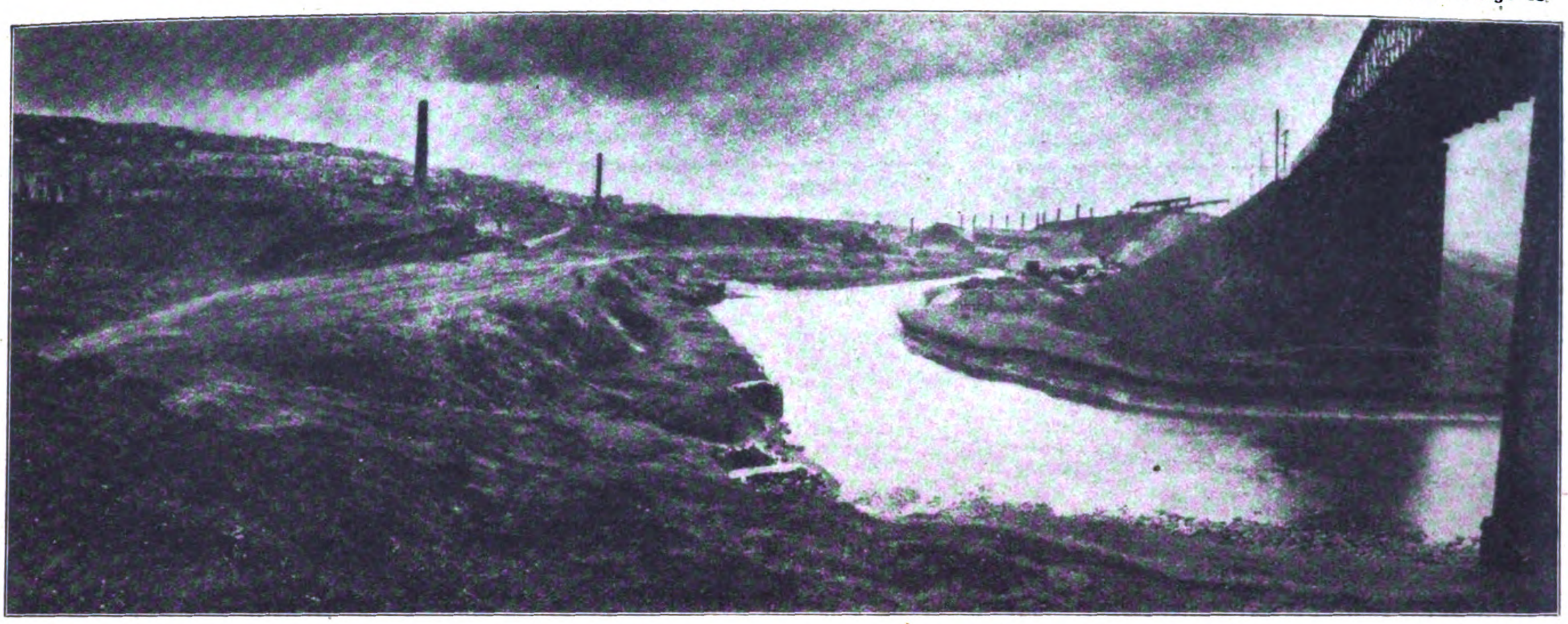


Ein Panzerbrecher
wartet im Deckungsloch auf den günstigen Augenblick. Jetzt ist der Sowjetpanzer in nächster Nähe. Mit der Haftladung in der Hand — Bild rechts — springt der Panzerknacker auf ihn zu . . .





Die Kamera beobachtet die Arbeit des Panzerbrechers.
Der Panzerknacker hat den T 34 erreicht, er hat eine Haftladung angebracht und abgezogen: eine mächtige Detonation stampft die Erde. Der T 34 ist nicht mehr!
PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Gronefeld (Atl.).



Die trostlose Landschaft, in der die englische Plutokratie den Arbeiter dahinvegetieren läßt.
Das obige Bild, das wir — wie auch die übrigen Bilder dieser Serie — der englischen Zeitschrift „Picture Post" entnehmen, zeigt einen Ausschnitt aus dem Swansea-Tal, einem Landstrich, den nach dem Bericht des genannten Blattes einst lieblich schwellende Hügel, durchschnitten von einem Fluß, belebten. Die Industrie hat den Landstrich zerstört. Über den Viadukt rechts führt die Hauptlinie der G. W. R. (Great Western Railway — Große West-Eisenbahn). Der Fluß ist der Tawe. Im Mittelgrund ist eine alte Weißblechfabrik und eine Drehbrücke über den Kanal. Der Kanal wie auch der Fluß waren einst schiffbar. Jetzt sind sie träge, schwarz und verschlammt. Ein alter Pier zeigt, wo die Schiffe einst anlegten. — Zu den Bildern lassen wir die Zeitschrift selbst sprechen. Wie viele Bilddokumente des Elends dem Rotstift des Zensors zum Opfer gefallen sein mögen, geht aus einer fetten Zwischenüberschrift hervor, mit der die Schriftleitung betonte: „Diese Bilder stehen für die hunderte, die wir weglassen mußten."

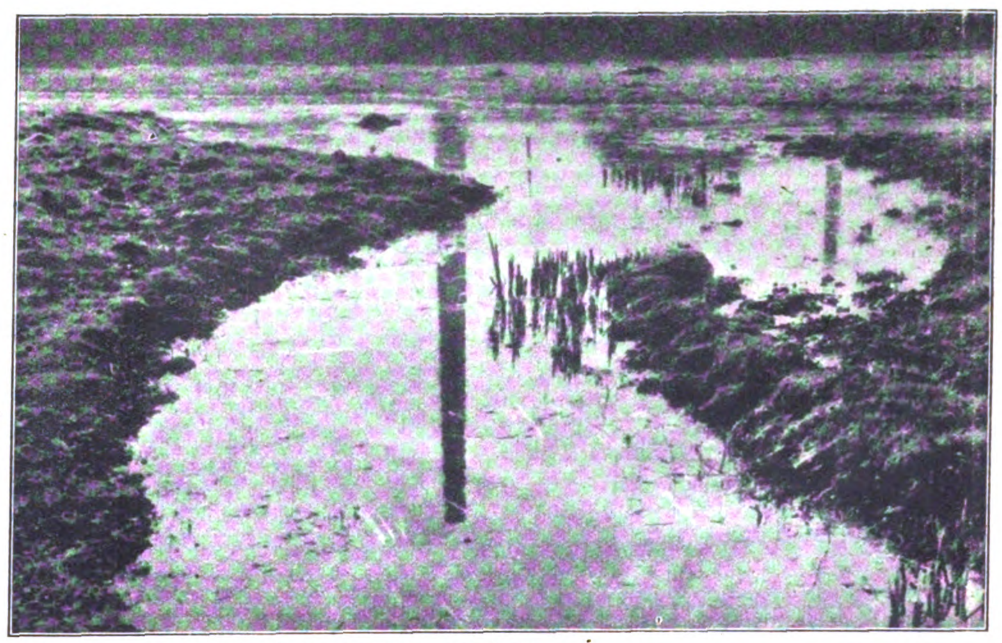
Wie lebt der englische Arbeiter?

Diese Frage stellen nicht wir, sondern die englische Wochenillustrierte „Picture Post". Die Zeitschrift ging der Sache gründlich nach. Der Hauptschriftleiter schreibt auf Seite 6 der Sondernummer vom 1. Januar 1944: „Wir wählten eine bestimmte Gegend, den Industriebezirk von Swansea-Valley in Süd-Wales. Den größten Teil des vergangenen Jahres über waren unsere Kameramänner und Journalisten dort an der Arbeit. Sie knipsten Tausende von Bildern und schrieben endlose Wortberichte über das Leben dort. Aus den Ergebnissen dieser Arbeit haben wir diese Nummer zusammengestellt." Man kann also nicht behaupten, daß die Resultate auf zu wenig gründlicher Vorarbeit beruhten. Wie lebt also der englische Arbeiter? Geben wir der britischen Zeitschrift selbst das Wort

Begleiten wir einen englischen Arbeiter von der Wiege bis zur Bahre. So also lebt der englische Arbeiter. Noch bevor er geboren ist, beginnt der Jammer einer völlig unzulänglichen Gesundheitspflege: „Die werdenden Mütter müssen zur Untersuchung Schlange stehen. Das Hospital der Stadt ist ein umgebautes Wohnhaus. Es gibt keine angemessene Heizmöglichkeit, keinerlei passende Einrichtung. Die Leute, die zur Behandlung kommen, müssen in halbbekleidetem Zustand in zugigen Korridoren warten. Was Ärzte und Schwestern mehr als alles brauchen, sind eigens gebaute, passend ausgestattete und bequeme Räume für die Kranken." In diesen trostlosen Verhältnissen kommt er also zur Welt. Wie sieht die Welt aus, in die er geboren wird?



Alles, was von den Morriston-Zinkwerken übriggeblieben ist.
„Vor kaum 80 Jahren waren die Zinkwerke ein Mittelpunkt des Unternehmungsgeistes. Die Kleinunternehmer räumten das Feld, die Großindustriellen wurden reich. Aber im 20. Jhrhdt. schrumpfte der Markt." An anderer Stelle heißt es: „Der Schaden ist ärger, als er je durch irgendwelche Bomben hätte angerichtet werden können



Der Morast im Überschwemmungsgebiet des Flusses Tawe.
Fabriken entstanden, blühten und verfielen im Tal. Aber niemand fiel es ein, den Fluß durch Dämme zu regulieren, der große Teile des benachbarten Landes in einen trostlosen Sumpf verwandelte.

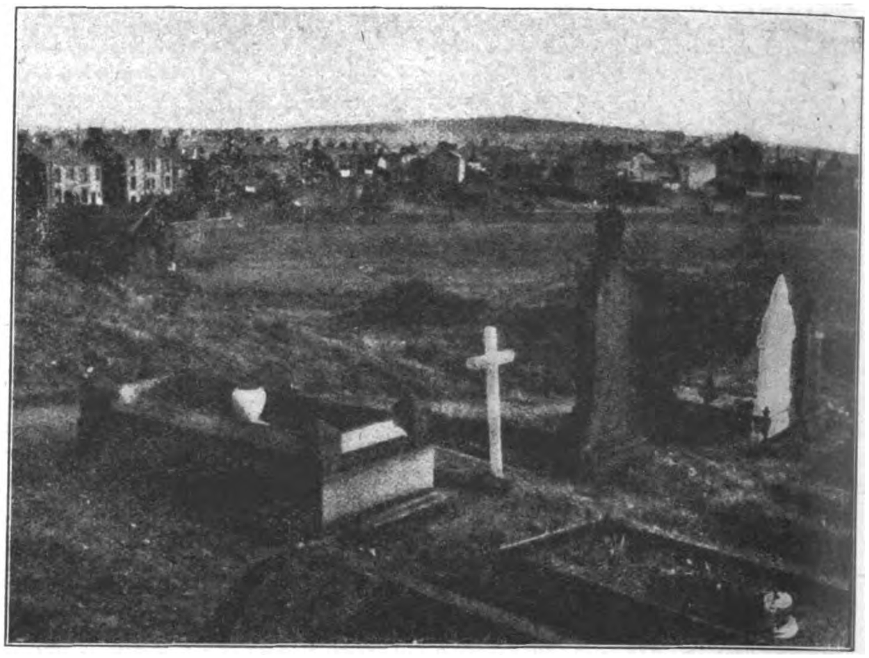
Aufn.: Auslandspresse.



Die Werke und Fabriken, die das Leben geben.
Vor dem Krieg war der Weißblechhandel aus und erledigt. Heute lebt er — und das Tal mit ihm



Die älteren Kinder – auf einem seltsamen Spielplatz.
Manche der Schulen sind düster und veraltet. Manche haben überhaupt keine Spielwiese. Diese Kinder spielen Ringelreihen auf einem Kirchenfriedhof



Wenn das Leben vorbei ist – ein blumenloses Grab am kahlen Hügelhang.
Nicht eine Blume oder ein Baum wächst auf den Hügelhängen in diesem Teil des Tales. Die Dämpfe der Zinkfabriken haben jede Vegetation getötet.



„Hier gibt es keinen grünen Wiesenteppich, keinen klaren Himmel, keine funkelnden Bäche, keine Bäume. Hier gibt es keine Schönheit, nur Öde und Schmutz. Die Luft ist verpestet von Dämpfen aller Farbschattierungen, die die Schornsteine jeder Größe der verschiedenen Fabriken ausstoßen. Dieser elende Schmutzhaufen (shabby mess) entstand durch über 200 Jahre von Schmelzen, Rösten, Raffinieren und Bearbeiten von Metallen aller Arten." So schreibt David Grenfell, der Unterhausabgeordnete für diesen Distrikt, und der muß es schließlich wissen. (Schluß auf Seite 8)

Der Text rechts lautet:

Die Familie Leslie Owen wohnt in einem engen, unmodernen Haus.

Sie haben nur vier Räume, kein Badezimmer, kein warmes Wasser und keinen Garten. Die Familie Leslie Owen sind wackere Leute. Doch glücklich sind sie gerade nicht — infolge der schmutzigen Verhältnisse, in denen sie leben. Es gibt zu wenig Raum für ihn — zu viel Sorge und Plackerei für sie. „Kein fließendes Wasser", sagt Frau Owen. „Das ist das schlimmste hier. Der einzige Wasserhahn ist draußen im Hof, so ist es ein ewiges Herein und Heraus, Heraus und Herein wegen jedes Kessels voll Wasser, den ich zum Kochen und Waschen brauche." Die Räume im Haus sind sehr klein. Die Beleuchtung ist zu schwach zum Lesen oder Nähen. Obwohl die Miete 9 Schilling 4 Pence beträgt, ist ein Badezimmer ein Luxus, von dem man nur träumen kann. Der Abort ist draußen auf dem Hof. Der einzige Platz, wo die Kinder spielen können, ist unter dem Wäschestrick in dem winzigen Hof, denn Garten ist keiner vorhanden und nur eine lebhafte, verkehrsreiche Straße draußen. Die Owens sind Leute, die sich wünschten, in besseren Verhältnissen zu leben. Frau Owen möchte mehr kochen, sie möchte gerne ihre Kinder sauberer halten, ihrem schwerarbeitenden Mann mehr Annehmlichkeiten bieten. Aber ihr augenblickliches Dasein ist, offen gestanden, dreckig. Sie haben nicht einmal die einfachsten Dinge für ein anständiges Leben.

The Leslie Owens live in a cramped, old-fashioned house. They have only four rooms, no bathroom, no hot water, and no garden.

THE Leslie Owens are a courageous sort of family. But they are not a really happy one—because of the squalid conditions in which they live. There is too little space for him—too much anxiety and drudgery for her.

"No running water," says Mrs. Owen, "that's the worst thing about it. Our only tap is outside in the yard, so it's in and out, in and out, for every kettle-full I need to cook and wash."

The rooms in the house are very small; the light is poor for reading or sewing. Although their rent in 9s. 4d., a bathroom is a luxury to dream about. The lavatory is outside in the yard. The only place for the children to play is under the string of washing in the tiny yard; for there's no garden, and only a busy, traffic-laden road outside.

The Owens are people who would like to have high standards. Mrs. Owen would like to cook more, to keep the children cleaner, to provide more comfort for her hardworking husband.

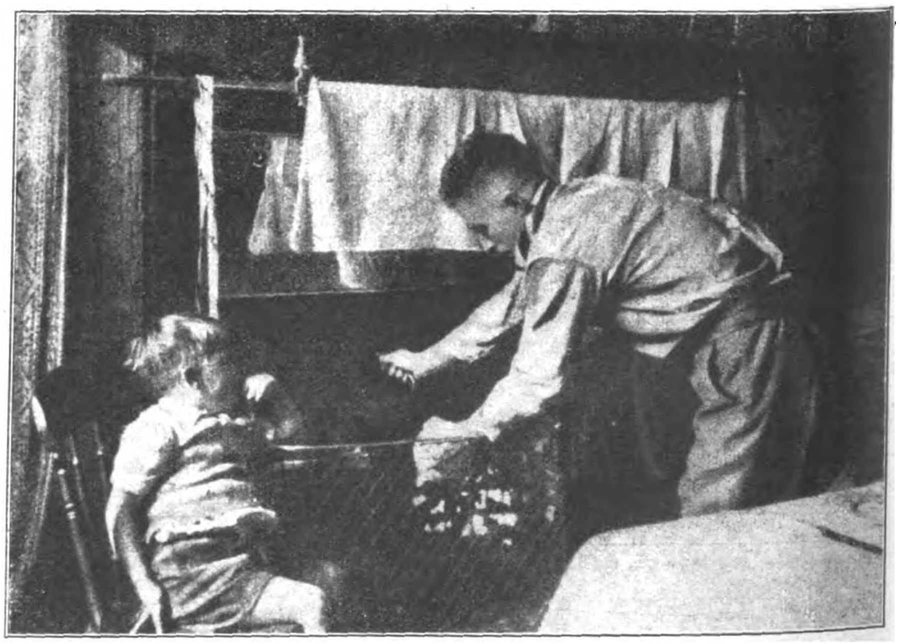
But their present life is, frankly, a mess. They have not the simplest materials for decent living.

Der Tanz.
Ein us-amerikanischer Wehrmachtklub. Sogar Tanzen ist erlaubt (und zwar mit einem Neger in der Kirchensakristei. (Anmerk. d. Übers.), wenn es sich um einen us-amerikanischen Soldatenklub handelt. Dieser hier befindet sich in der Sakristei der Libanuskirche in Morriston



←

Die Eingangshalle der Schule ist düster
und genau so sind die Schulzimmer. Ein Junge lungert umher, während der Rest draußen beim Spiel ist. Was macht er? Wohin geht er? Können wir für solche Jungen etwas Besseres tun?



L. Owen macht Tee in der veralteten Küche.
Der unmoderne Ofenrost verbraucht eine Menge Kohle. Das Licht ist ärmlich. Es gibt kein Wasser zum Aufwaschen. Und dennoch bringen es die Owens zustande, unter diesen Umständen, so gut es geht, zu leben





THESE PICTURES STAND FOR THE HUNDREDS WE HAD TO LEAVE OUT

Diese Bilder stehen für die hunderte, die wir weglassen mußten"

Der Hinterhof ist das Badezimmer.
Es gibt nur einen einzigen Wasserhahn für den ganzen Haushalt — und der ist draußen im Hof. Wenn er von der Arbeit nach Hause kommt, hilft Leslie Owen im Haushalt und bei den Kindern

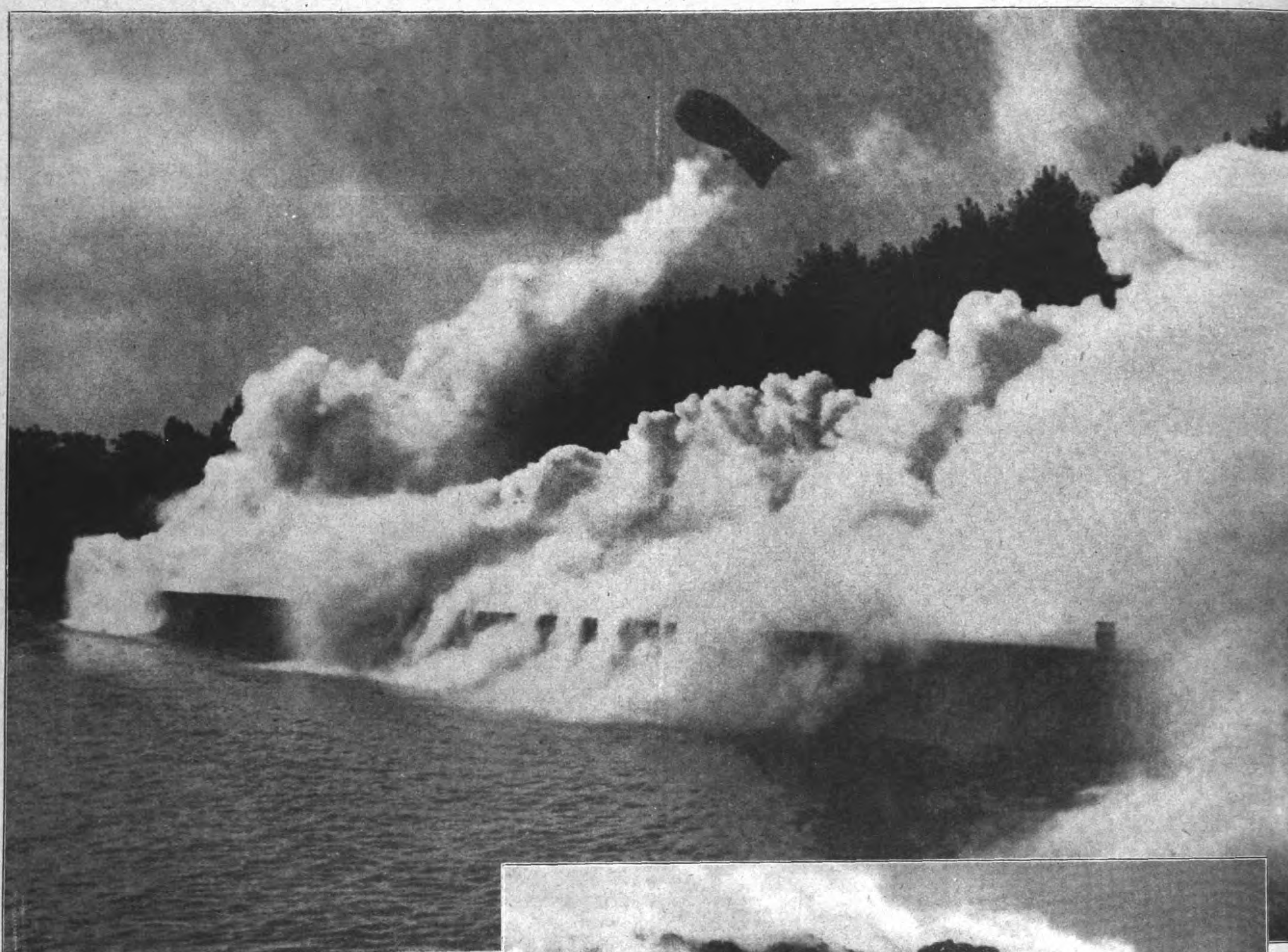
Dies ist zugleich auch die Waschküche.
Fließendes heißes Wasser ist ein Luxus, von dem man nur träumen kann. Am Waschtag muß Frau Owen Kessel auf ihrem einzigen Feuer heißmachen und sie dann hinaus zum Waschkübel tragen

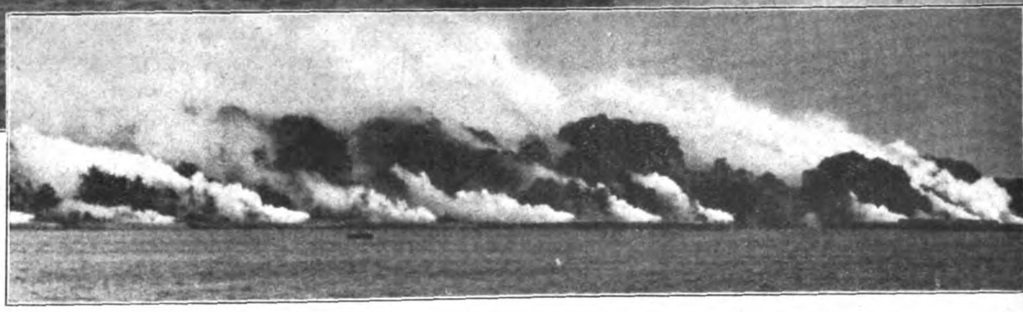


Die Männer, die überhaupt kein Heim haben.
Verstreut zwischen den Schuttabladeplätzen und Morasten stehen die elenden Ruinen alter Fabriken, manche von ihnen verlassen seit einem halben Jahrhundert. Unter den Überbleibseln haben Obdachlose ihr Heim aufgeschlagen — eine Art moderner Höhlenbewohner. Der Mann links auf dem Bild lebt in diesem Schmutzloch schon seit sieben Jahren.



Der Nebel, der ein Merkmal des Lebens im Tal ist.
Er sieht aus wie Meeresnebel, ist aber nichts dieser Art. Der Dunst wird erzeugt durch den Rauch und die Dämpfe, die den vielen Schornsteinen der Zinkwerke entströmen. Die Dämpfe sind scharf genug, um jede Vegetation zu töten, und dennoch müssen menschliche Wesen in dieser Atmosphäre leben und arbeiten. Eine offizielle Lesart behauptet, das wäre nicht schädlich





EIN HAFEN SCHLUPFT IN DIE TARNKAPPE

Die Anlagen eines Marinestützpunktes werden bei einem Fliegerangriff eingenebelt. Der Wind treibt den Nebel über die Hafenanlagen. Sperrballone gehen auf die angewiesene Höhe.

PK.-Aufn.: Kriegsberichter Schubert



Die „Kleine Artillerie" des Infanteristen

nennen die Grenadiere, die in Bosniens Bergen die Nester feindlicher Banden bekämpfen, ihren Granatwerfer. Auf den Befehl „Feuer frei!" des Truppführers läßt der Schütze die Granate in das Rohr gleiten. In Bruchteilen von Sekunden vollzieht sich alles: Hände weg und geduckt! Und schon steigt die Granate steil in den Himmel. Jeder der in den Wochenschauen der PK.-Filmberichter den Einsatz leichter und mittlerer Granatwerfer miterlebte, wird sich des trockenen Knalls erinnern, der für den Abschuß der Granate typisch ist. Aber nur der alte, erfahrene Soldat vermag das hohe, beinahe tonlose Gurgeln zu deuten, das viele Sekunden nach dem Abschuß erst

(Schluß auf Seite 8.)

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Thiede und Böhmer (PBZ)

← **Im Kampf um ein Dorf** greift der Granatwerfer mit Nachdruck ein



Richtschütze → am schweren Granatwerfer.

Das sind die USA

— im Spiegel ihrer eigenen Presse!

EIN BEITRAG ZUR KULTURGESCHICHTE VON RICHARD PILACZEK

(Schluß.)

Der Schluß in Folge 12:

Liebe als Studienfach. In den USA gibt es an mehr als 250 Universitäten (wie auch aus einem Studienbericht der Universität hervorgeht) seit etwa zehn Jahren sogenannte „Vorbereitungskurse für die Liebe und die Ehe". Natürlich erfreuen sich diese Kurse bei Hörern und Hörerinnen gleicher Beliebtheit. Die Kurse sollten — wie man sagt — ein Idealmittel gegen die Hochflut amerikanischer Ehescheidungen sein. Aber wie der praktische Erfolg bewiesen hat, üben sie selbstverständlich keinerlei Einfluß darauf aus; wie von jeher, so wird auch heute noch in den USA tüchtig geschieden, wobei man „Rekordzahlen" und ein „Rekordtempo" erreicht.

Man hielt es für notwendig, in der Universität Wisconsin während der Liebes- und Ehekurse folgende Themen zu behandeln: „Wie erwirbt und erhält man sich die Liebe eines Mannes oder eines Mädchens?" „Welcher Mädchentyp gefällt dem jungen Mann am besten?" „Welche kleinen Aufmerksamkeiten lieben die Frauen am meisten?" „Woran erkennt man den idealen Ehepartner?"

Aber die „Vorbereitungskurse für die Liebe und die Ehe" haben doch ihre Vorteile, denn sie füllen die Kassen der Universitäten, die sicher ganz schöne „Studiengelder" dafür verlangen, und zeigen der vielversprechenden amerikanischen Jugend, daß sie sich wirklich im Lande der vielgepriesenen Freiheit befindet!

Der „ideale" Ehemann.

Die USA haben für alles eine Norm. Natürlich gibt es auch den „idealen" Ehemann, made in USA. Nach den Aufstellungen einer großen Neuyorker Zeitung sieht er wie folgt aus:

Der „ideale" Ehemann darf nicht:

1. Nachts schnarchen.
2. Zum Frühstück Käse essen.
3. Im Schlafzimmer rauchen.
4. Das Licht ausdrehen, wenn seine Frau noch den interessanten Roman liest.
5. In der Wohnung den Hut auf dem Kopf behalten, wenn „nur" seine Frau im Zimmer ist.
6. Die Schneiderin anrufen, ob seine Frau gestern wirklich dort gewesen ist.

Dagegen wird von ihm verlangt, daß er:

1. Sich das Rauchen abgewöhnt, um seiner Frau für das ersparte Geld ein Schmuckstück kaufen zu können.
2. Genau beschreiben kann, wie das Kleid aussah, das die Gattin vor drei Wochen zum Besuch bei Browns trug.
3. Niemals nachsieht, was sie alles in ihrer Handtasche hat.
4. Daß er die anderen Frauen „wirklich nicht besonders hübsch" findet.
5. Daß er sofort wegsieht, wenn ihn eine schöne Frau anlächelt.
6. Daß er sich langweilt, wenn seine Frau nicht zu Hause ist.
7. Daß er an ihren Geburtstag denkt, aber ihr Geburtsjahr vergißt."

Wahrlich, das Eheleben scheint das einzige Gebiet zu sein, auf dem die US-Amerikanerin von einer Bescheidenheit ist, die wirklich kaum unterboten werden kann!

Hollywoods „Statistik der Liebe".

Oft nimmt die „Häuslichkeit" im gesegneten Lande, das für sich die Freiheit gepachtet hat, groteske Formen an. Es kann geschehen, daß die „Pflege des trauten Heimes" geradezu zu einer Mode wird, wie es vor einigen Jahren geschah, als man drüben eine „Statistik der Liebe" veröffentlichte.

Diese Statistik, bei der es sich um Zahlen für das USA-Filmparadies Hollywood handelte, stellte fest, daß von Januar bis September 1937 in Hollywood 25 Eheschließungen, dagegen aber 36 Scheidungen vorgenommen worden sind. Diese Hollywooder Liebesstatistik hat auf die Filmschauspieler in Hollywood wie ein Alarmruf gewirkt. Als Folge der Statistik grassierte bald eine „Mode": die Pflege der Häuslichkeit.

Aus den seinerzeit in der USA-Presse veröffentlichten Äußerungen verschiedener Filmschauspieler und Schauspielerinnen rundet sich das Bild wie folgt:

Bishin war es so gewesen, daß sich Eheleute nur selten, und dann meist im „Studio" oder rein aus Zufall in der eigenen Wohnung trafen. An gemeinsame Mahlzeiten dachte kaum jemand. Höchstens mal ein hastiges Frühstück oder seltener mal ein Dinner, das allerdings zumeist aus „lieblos zubereiteten Konserven-Essen" bestand. Man lebte nicht für den Gatten, für sein Heim, sondern für die Öffentlichkeit, für die eigene Berühmtheit. „Auf solchem Boden kann das Glück der Liebe und Ehe nicht gedeihen!" rief einer der Filmsterne pathetisch aus.

Dieser Zustand, den die Hollywooder Schauspieler selbst in der genannten Weise schilderten, war die Ursache der Mode „Pflege der Häuslichkeit". Man nahm wieder gemeinsam die Mahlzeiten ein, und in vielen Haushalten wurde sogar der Köchin gekündigt. Natürlich war das Anlaß, wieder mal echt amerikanische „Parties" zu halten, allerdings im eigenen „trauten" Heim. Aber die Scheidungskurve stieg, wie die Zukunft erwies, weiter an. Die weiblichen Stars aber bekamen es bald wieder satt, selbst zu kochen, zumal sie meist sehr wenig oder gar keine Ahnung davon hatten. So blieb nur ein großer Erfolg der schnell wieder abgekommenen Mode: wer am längsten aushielt, hatte — einen neuen, sensationellen „Rekord" errungen!

Zwei Bräute zur Probe.

Der 64 Jahre alte Maurer Judson Vanarsdale aus Matawan (Neujersey) hatte die Absicht, zu heiraten, und gab daher ein Zeitungsinserat auf. Von den zahlreichen Briefen, die darauf einliefen, gefielen ihm am besten die Zuschriften der 57-jährigen May Meyers aus Washington und der 44 Jahre alten Nellie Davis aus Paris im Staate Illinois. Zuerst setzte er sich mit May Meyers in Verbindung und lud sie ein, ihn in Matawan zu besuchen. Nach einem mehrtägigen Aufenthalt kehrte die Frau nach Washington zurück, um die Entscheidung Mister Vanarsdales abzuwarten. Aber der Maurer hatte es nicht so eilig, sich zu entscheiden, denn er wollte sich zuerst die andere Frau ansehen, die er in die engere Wahl gezogen hatte. Er lud also auch Nelly Davis ein, in sein Haus zu kommen.

Sie kam und blieb zehn Tage, die sie dann benützte, sich im Haushalt des Heiratslustigen so beliebt wie möglich zu machen, um die andere auszustechen.

Unterdessen wartete May, die 54jährige, vergebens auf eine Nachricht des Maurers. Als zehn Tage vergangen waren, ohne daß sie etwas gehört hätte, setzte sie sich auf die Bahn und reiste nach Matawan.

Die Überraschung, die ihr unerwarteter Besuch dort auslöste, war auf allen drei Seiten gleich groß. Nur das „gesetzte" Alter der Beteiligten verhinderte den Ausbruch von Tätlichkeiten, wenn sie auch ihrer Eifersucht keine Zügel anlegten.

Der 64jährige Maurer sah sich die Nellie an — er begutachtete die May. Aber er brachte es nicht fertig, sich so schnell zu entscheiden. Beide gefielen ihm gleich gut, aber eine konnte man nur heiraten, obwohl man im Lande der Freiheit lebte. Ein Mangel des Gesetzes der USA — aber Vanarsdale mußte sich fügen. Lange überlegte er hin und her, welches wohl die beste Lösung wäre. Da hatte er eine Idee, die ihn begeisterte, und die er alsogleich in die Tat umsetzte. Er schlug den beiden Frauen vor, bei ihm für eine gewisse Zeit „Hausfrauen auf Probe" zu spielen. Nach einigen Wochen würde er sich dann für eine von ihnen entscheiden.

Da die Frauen mit diesem Vorschlag einverstanden waren, hatte der Maurer bald das Glück, gleich von zwei Hausfrauen in einer Weise umsorgt und verhätschelt zu werden, wie dies sonst nur Männern zuteil wird, die eine Mustergattin ihr eigen nennen. Die beiden „Hausfrauen auf Probe" lasen Mister Vanarsdale jeden Wunsch von den Augen ab, sie verwöhnten ihn, sie kochten in edlem Wettstreit Tag für Tag seine Lieblingsgerichte — kurz, sie machten aus seinem bescheidenen Hause ein Paradies und ein Schlaraffenland dazu.

Leider aber hat alles im Leben einmal ein Ende, und auch das paradiesische Leben im Hause des Maurers unterlag diesem bedauerlichen Gesetz des Alltags. Als die Zeit gekommen war, daß er sich für eine seiner beiden „Probefrauen" entscheiden mußte, entbrannte ein gewaltiger Streit. Jetzt nützte auch das „gesetzte Alter" der Beteiligten nichts mehr. Zuletzt gingen die Wogen der sich in Tätlichkeiten äußernden Eifersucht so hoch, daß Mister Vanarsdale nichts weiter übrig blieb — als beide Mustergattinnen auf die Straße zu setzen.

So endete eine große Liebe im Dreieck ...

XII.

Und zum Schluß eine bunte Auslese.

Gefängnisdirektor heiratet weiblichen Gangster.

Diese Sache ist wirklich nur im „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten" denkbar.

In einem Gefängnis in Boston befand sich die „Ginger-Mary", die wegen Teilnahme an Gangsterüberfällen zu mehreren Monaten Gefängnis verurteilt worden war. Als sie verhaftet werden sollte, schoß sie so lange, bis ihr die Munition ausging. Erst dann konnten die Polizeibeamten die gefährliche Verbrecherin festnehmen.

Nachdem sie einen Teil ihrer Strafe verbüßt hatte, wurde sie — auch das ist wohl nur in den USA möglich — nach Boston in ein Gefängnis gebracht, wo man sie in die „Abteilung für Besserungsfähige" steckte. Kurz darauf fand ein Ball der Strafgefangenen statt. Jawohl, ein Ball der Strafgefangenen, denn auch so etwas gibt es im gesegneten Lande der Freiheit. So grotesk und unwahrscheinlich es auch erscheinen mag, in den amerikanischen Gefängnissen werden wirklich gelegentlich solche Bälle abgehalten.

Auf diesem Ball lernte sie der Direktor des Gefängnisses kennen und verliebte sich in die jugendliche Verbrecherin. Wie die USA-Blätter damals berichteten, hielt er in aller Form um ihre Hand an.

Nachdem die Gangsterin ihre Strafe abgebüßt hatte, stand ein Paar vor dem Traualtar, wie es sogar die USA bis dahin noch nicht erlebt hatten: der Gefängnisdirektor als Bräutigam und die „Ginger-Mary", das Gangsterliebchen, als verschämte Braut.

Kinderehen in den USA.

Als Anfang des Jahres 1937 durch die USA-Tagespresse die Meldung ging, daß der 22 Jahre alte Charles John in Tenessee das erst 9 Jahre alte Kind Kunice Winstead geheiratet hatte, stellte eine amerikanische Zeitung fest, daß Kinderehen in den USA durchaus keine Seltenheit sind. Die Zahl der Ehefrauen unter 15 Jahren geht nach den Feststellungen dieser Zeitung in die Tausende. Bereits im Jahre 1800 wurde auf Grund einer Volkszählung festgestellt, daß es in den Vereinigten Staaten 1411 verheiratete weibliche Personen gab, die noch nicht das 15. Lebensjahr erreicht hatten. Außerdem wurden 29 Geschiedene und Witwen gezählt, die ebenfalls noch im Kindesalter waren. Im Jahre 1910 betrug die Zahl der verheirateten Mädchen unter 15 Jahren 4506, um dann von Jahr zu Jahr zu steigen. Anfang 1937 schätzte man in den USA selbst die Zahl der Kinderehefrauen auf mindestens 20 000! Die Volkszählung 1930 hatte die Tatsache ergeben, daß etwa 18 000 „Ehefrauen" noch nicht einmal das 14. Lebensjahr erreicht hatten, während von noch nicht einmal 12 Jahre alten „Ehefrauen" einige Hundert festgestellt wurden, eine Kulturschande, die unter allen Kulturländern „Gottes eigenem Land" vorbehalten blieb!

Die „unsittlichen" Statuen.

In der Skulpturensammlung Philadelphias befinden sich natürlich — wie in allen ähnlichen Sammlungen der ganzen Welt — auch Statuen. Diese pflegen gewöhnlich, wenn man diesen Ausdruck auf Statuen anwenden kann, „nackt" zu sein. Noch niemals hörte man davon, daß solche Figuren etwa die öffentliche Moral gefährdet hätten. Anders aber in den USA. Was bei anderen moralisch ist, scheint dort unmoralisch zu sein und umgekehrt.

Mit heller Entrüstung stellten die Frauenorganisationen von Philadelphia eines Tages die moralgefährdende Nacktheit fest, um im Anschluß daran einen Feldzug zur Rettung der Moral in die Wege zu leiten. Das war im Dezember 1937. Frauenorganisationen in den USA sind eine Macht, mit der man rechnen muß, zumal sie ihre Nase gern in Dinge stecken, die sie so gut wie nichts angehen. Diese Macht bekam auch der Direktor der Kunstsammlung zu spüren, denn die Frauenorganisation erreichte wirklich, daß ein Beschluß gefaßt wurde, wonach ab Januar 1938 nur noch bekleidete Statuen zugelassen werden durften!

Es lebe die Freiheit der USA — es lebe die Moral!

*

Das ist das „Tollhaus USA", im Spiegel der eigenen Presse dargestellt. Wenn auch manches Gute, manches Große und Gewaltige wirklich aus den Vereinigten Staaten kam, wenn auch manche Erfindung, die wir gern anerkennen, aus „Gottes eigenem Land" in die Welt ging, so darf doch dabei eines nicht vergessen werden: Viele Millionen Deutscher leben als Auslandsdeutsche in den USA, und viele Millionen arbeiten und schaffen seit Generationen drüben überm Großen Teich. Sie haben Kultur und Wirtschaft, Handel und Technik befruchtet und manches, das uns als „echt amerikanisch" serviert wird, ist im Grunde das Ergebnis deutschen Fleißes, deutscher Intelligenz und deutschen Erfindergeistes! Was aber wirklich „echt amerikanisch" ist, das ist zu einem großen Teil solcher Art, wie es in den vorstehenden Berichten gezeigt wurde, die in ihrer Art sicher auch ein Beitrag zur USA-Kultur sind!

WILLI FEHSE:

SCHWESTER MONIKA

„So", sagte der Flieger, „nun ist es soweit, Schwester Monika. Übermorgen bin ich wieder an der Front . . ."

Die junge Schwester setzte das Reagenzglas, das sie eben noch prüfend gegen das Fenster gehalten hatte, in den Ständer zurück und fuhr nachdenklich mit der Hand über die weiße Fläche des Tisches.

„Sie haben's erreicht", erwiderte sie. „Der Stabsarzt hat ihrem Drängen nachgegeben... Ach, Sie! In der letzten Zeit hatten Sie ja keine Ruhe mehr im Lazarett . . ."

Lächelnd schob sie das blonde Haargekräusel, das ihr in die Stirn fiel, wieder unter ihre Schwesternhaube zurück, und auf dem goldigen Grund ihrer Augen blitzte es wie von Schelmerei. Aber der Soldat wich dem Blick aus, in den sie ihn zu zwingen versuchte. Während sie fröhlich auf ihn einsprach, horchte er nur auf das warme, perlende Klingen in ihrer Stimme und überließ sich seinen Gedanken.

Ja, es war so. Er wollte fort . . .

Du hast recht, Monika, mit deinem hellen, fröhlichen Gesicht vor mir, dachte er. Seitdem du dich über mein Bett neigtest und mir den grauen, gezackten Splitter vor die Augen hieltest, den die Kunst des Arztes aus meiner Brust entfernte, seitdem ging dein Bild in meine Träume ein und stärkte mein Herz mit heimlichem Leben . . . Aber das war lange her. Jetzt bedrängte ihn dieses Bild nur noch mit der holden, hoffnungslosen Unruhe, die tagtäglich sehen mußte, daß sie zu ihm in ihrer Liebe nicht anders war als zu all seinen Kameraden im Lazarett . . . Schwester Monika . . . Es hielt ihn hier nicht länger. Er wollte zurück zu seinen stählernen Vögeln, die ihn wieder in einen Himmel emportragen würden, in dem alles hart und klar und frei war und durch nichts beengt und bedrängt . . .

Schwester Monika rüttelte ihn an der Schulter, daß er zusammenfuhr.

„Sie hören ja gar nicht mehr zu, junger Krieger", lachte sie. „Jetzt gehen mir auch schon ihre Gedanken aus dem Weg wie Sie selber in den letzten Wochen . . ."

Der Flieger lächelte mit verzerrtem Mund. Es war, als verberge er sein Gesicht hinter dem Lächeln.

„Warum sind Sie mir eigentlich ausgewichen?" forschte die Schwester hartnäckig. „Wollen Sie mir das nicht sagen?"

„Monika . . ." Er schluckte, bevor er ihren Namen über die Lippen brachte. „Wenn Sie darauf bestehen, muß ich vorher selber etwas fragen. Ich müßte Sie fragen . . . Ich müßte wissen, ob Sie . . ."

Schwester Monika legte ihm mit einer raschen Gebärde die Hand auf den Mund. Ihr Gesicht erglühte bis unter den Rand der weißgestreiften Haube in ihrem Haar.

„Es muß nicht alles ausgesprochen werden", sagte sie rasch. „Ist das Wortlose in uns oft nicht klarer als es Worte machen können, die doch viele Dinge mehr trüben als erhellen?"

Ihr Blick ging sinnend durch das Fenster auf die Bäume des Parks hinaus, die ihre grünen, von dem goldenen Licht der Nachmittagssonne durchglühten Wipfel wiegend gegeneinander neigten.

„Ich bin Schwester", fuhr sie nach einer kleinen Pause in verändertem Tonfall fort. „Mich hat hier nicht nur einer, mich haben viele nötig . . ."

Ihre Hände wiesen auf die medizinischen Gerätschaften, die das Labor erfüllten und mit denen sie vorhin beschäftigt gewesen war.

„Und später, Monika?" beharrte er. „Wenn die vielen Sie nicht mehr gebrauchen?"

Sie hielt ihm ein gezacktes, graues Metall hin. „Kennen Sie das noch?" fragte sie, und ein hoher, freundlicher Ernst stand jetzt in ihrem Gesicht.

„Der Granatsplitter", rief der Flieger, während ihm das Herz schwoll und das Blut in den Schläfen brauste. „Sie haben ihn sich aufbewahrt, Monika?"

„Ich bewahre mir alles, was von Ihnen kommt", entgegnete sie fest und trat so nahe an ihn heran, daß ihr Atem ihn streifte. „Man hat früher die Herzen mit anderem Metall zusammengeschmiedet", setzte sie leise hinzu, indem sie das graue, kalte Eisen in der Hand wog. „Es soll mir nicht weniger bedeuten, wenn Sie wollen, mein Freund. Aber glauben müssen Sie können. Denn der Glaube ist größer als der Zweifel, wie Opferdienst und Kameradschaft heute größer sind als eine Liebe, die nur zwei Herzen umschließt . . ."

Jetzt war es an dem Flieger, zu erröten. Aber obwohl ihre Worte hart klangen, demütigten sie doch nicht, sondern erhoben und erlösten. Sein Blick tauchte in den Blick der Schwester und brannte lange wie eine Flamme darin. Dann straffte sich der Soldat und streckte ihr die Hand entgegen.

Schwester Monika ergriff sie. In ihren Augen spielte es plötzlich wieder wie Schelmerei, und unvermittelt warf sie dem Flieger die Arme um den Hals. Sie küßte ihn und schob ihn dann unter übermütig perlendem Lachen aus dem Labor, wobei sie die Tür schnell hinter ihm schloß.

Dem Flieger aber war es, als hätte sie ihm dabei eine andere Tür aufgetan.

Und während er sich nun frohgemuten und leuchtenden Gesichts von seinen Kameraden verabschiedete und das Lazarett verließ, begab sich Schwester Monika an ihren Arbeitsplatz zurück und blickte nachdenklich in die kristallisierende Lösung des Reagenzglases, das sie vorhin zur Seite gestellt hatte. Dann atmete sie tief auf. Ihre Hände griffen zu, und in ihr Gesicht trat wieder die wache und klare Aufmerksamkeit der Arbeit.

Die „Kleine Artillerie" des Infanteristen

(Schluß von Seite 6)

wie aus „heiterem Himmel", das heißt plötzlich und ohne die singende und zischende Ankündigung schwerer Artilleriegranaten in seine Ohren dringt. Jeder Infanterist weiß um die Furchtbarkeit dieser Waffe hüben wie drüben, er kennt die unerhörte Brisanz und Splitterwirkung, den überraschenden Aufschlag, den man nur selten vorher bereits angeben kann. Im Handumdrehen läßt sich der Granatwerfer auseinandernehmen, zusammensetzen und in Stellung bringen. Der Grenadier und Füsilier kann seine „kleine Artillerie" überallhin mit sich führen, ihr Einsatz ist nicht an Wege und Straßen gebunden. Mit dieser Steilfeuerwaffe greift er vernichtend hinter jede Deckung. Es ist selbstverständlich, daß der Granatwerfer starke und elastische Männer fordert, Soldaten, die mit „freigemachtem Gerät", d. h. mit Bodenplatte, Zweibein und Rohr kilometerweit mit den vorstürmenden Kameraden der Schützenkompanien Schritt halten können und dann, wenn der Befehl an sie ergeht, mit ruhigen Händen und sicherem Blick ihre „kleine Artillerie" richten.

Wie lebt der englische Arbeiter?

(Schluß von Seite 5)

Seine Kindheit ist trostlos. Sie verläuft nach der Schablone des kleinen Jungen der Familie Leslie Owen, von der die Bilder berichten. Sie ist „nicht gerade glücklich" (not a really happy one, Zeile 2), ja „offen gestanden dreckig" (frankly, a mess). Es gibt „nicht einmal die einfachsten Dinge für ein anständiges Leben.

Die Räume sind sehr klein. Die Beleuchtung ist zu schwach zum Lesen oder Nähen. Der Abort ist draußen auf dem Hof". Wenn die Kinder spielen wollen, gehen sie auf den Friedhof. Aber die Schule? Da hat das kleine englische Arbeiterkind gewiß günstige Bedingungen für seine geistige und körperliche Entwicklung? Nun, das Schulbild sieht eher aus wie ein Gefängnis, und darunter schreibt „Picture Post": „Die Eingangshalle ist düster, und genau so sind die Schulzimmer."

Mit 14 oder früher kommt der Sohn des britischen Weltreiches in die schmutzstarrenden Fabriken, ein immer noch schönes Los, verglichen mit der Arbeitslosigkeit. „Mehr als zehn Jahre kostete ich das erniedrigende Gefühl aus, zur Stempelstelle zu wandern und die schäbige Unterstützung abzuholen", schreibt der Industriearbeiter Ben Cunnick. Und er fährt fort: „Ich weiß, was es heißt, jedes Jahr monatelang ziellos durch die Straßen zu irren." Der Krieg hat die Industrie des Swanseatales wieder angekurbelt. „Was aber wird später?" fragt der Arbeiter besorgt. „Werden wir das Recht auf Arbeit haben? Wird man uns bessere Wohnungen bauen? Wird man nach unseren Kindern sehen? Wird man dem rücksichtslosen Unternehmertum weiter gestatten, Industrien an die Rohstoffquellen zu verlegen, ohne Rücksicht auf die Folgen für die Gesundheit und das soziale Leben der Bevölkerung des betroffenen Gebietes? Wird man dulden, daß Leute, die nur von Geldsackinteressen beherrscht sind, ganze Städte der Verödung preisgeben und die jahrelangen Bemühungen tausender Männer und

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5

Frauen um ihre Heime vernichten?" Du kannst lang fragen, Ben Cunnick. Um diese Fragen zu unterdrücken, hat die britische Plutokratenkaste den Krieg gegen das sozialrevolutionäre Deutschland begonnen.

Welche Vergnügen kennt der englische Arbeiter? Ein bißchen Chorsingen der Mann, ein bißchen Tanzen das Mädel. Derzeit mit Original-Orang-Utans der amerikanischen Negertruppen im US-Soldatenklub, der sich sinnigerweise in der Sakristei der Libanuskapelle befindet. Heirat und Familie sind für den englischen Arbeiter kaum lösbare Probleme. Ben Cunnick sagt: „Wir haben keine Kinder. In Anbetracht der ständigen Sorge wegen der Arbeitslosigkeit und des Fehlens jeder wirtschaftlichen und sozialen Sicherheit hielten wir beide den Gedanken, einem Kinde das Leben zu schenken, für eine allzu große Bürde für eine Arbeitersfrau." So vergeht das Leben, und bald sieht der englische Arbeiter aus wie Bartholomew Ashton, den wir als Titelbild zeigen. „Jetzt, mit fünfundsechzig, hätte er Anspruch auf Ruhe und Geborgenheit. Aber der Annehmlichkeiten gibt es wenige in einem überfüllten, baufälligen Haus, durch dessen Fenster die Zinkdämpfe strömen, die draußen den Garten schwärzen." Ist es da ein Wunder, wenn er sich bald von dieser häßlichen Welt empfiehlt? Unter das Bild seines Grabes schreibt „Picture Post": „Wenn das Leben vorüber ist — ein blumenloses Grab am kahlen Hügelabhang. Nicht eine Blume oder ein Baum wächst auf den Hügeln in diesem Teil des Tales. Die Abgase der Zinkfabriken haben alle Vegetation getötet."

Aus. Schluß. Ist das Bild nicht etwas zu düster, dunkel? Handelt es sich hier vielleicht um den trostlosesten Winkel Englands, um ein Leben, das weit unter dem Durchschnitt liegt und einen falschen Eindruck gibt? Erteilen wir wieder dem Hauptschriftleiter der „Picture Post" das Wort. Tom Hopkinson sagt in seinem Einleitungsartikel: „Eine schließliche Feststellung: Wir haben diesen Teil des Swansea-Tales hauptsächlich durch Zufall gewählt. Wir wünschten ein Gebiet, dessen Lage schwierig, aber nicht hoffnungslos ist. Abgearbeitet und mitgenommen — jedoch kein Notstandsgebiet" (not a depressed area).

Eine Frage: Wenn das noch nicht die unterste Grenze ist, wie sieht dann das Leben der englischen Arbeiter in den wirklichen Notstandsgebieten aus?

Humor

„Kennen Sie den Unterschied zwischen einer Frau und einer Petroleumlampe?"

„Nein!"

„Wenn eine Lampe gut geputzt ist dann brennt sie hell und geht nicht aus; wenn eine Frau gut geputzt ist, dann geht sie unter allen Umständen aus."

*

„Denken Sie mal", sagte das sehr späte und sehr schnippische Fräulein, „kürzlich war ich in meiner Heimatstadt und bin mit meinem Jugendfreund den ganzen Tag gewandert."

Darauf der boshafte Junggeselle: „War denn der alte Herr noch so rüstig?"

*

„Die Stellung, die wir zu vergeben haben, ist eine Vertrauensstellung; wir brauchen einen gewissenhaften und durchaus ehrlichen Mann."

„Ich war acht Jahre lang Bademeister und habe selbst nie ein Bad genommen."

*

„Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß Sie die Autofahrprüfung sowohl im Praktischen als im Theoretischen mit Auszeichnung bestanden haben. Ich gratuliere. Haben Sie sonst noch eine Frage, Herr Klein?"

„Ja, eins ist mir noch nicht ganz klar: gießt man das Wasser und das Benzin eigentlich durch ein und dasselbe Loch?"

„Mäxchen, was ist eigentlich ein Netz?"

„Das sind lauter aneinandergeknüpfte Löcher."

*

Im Autobus herrscht Gedränge. Man preßt, man drückt nach, man schimpft. Herr Protzig faucht aus allen Nähten. „Eine Schweinerei ist das! Wie im Schwitzkasten sitzt man hier! Wie ein Hering im Faß! Eine geschlagene Stunde stehe ich jetzt auf einem Bein."

Da hebt sich aus dem Dunkel neben ihm eine Stimme zu ihm auf: „Ja, und das ist noch nicht mal das Ihre, sondern meins!"

*

„Mutti, faß mal in meine Tasche. Da ist nichts drin und doch merkste was in der Hand."

„Dummer Junge, was soll denn das sein?"

„Ein Loch, Mutti."

*

Der Zollbeamte fragte eine mit ihrem Manne reisende Dame: „Haben Sie etwas zu verzollen?" — „Nein, nichts. Es sind nur Kleidungsstücke im Koffer." — Trotzdem mußte die Dame den Koffer öffnen. Der Zollbeamte zog unter den Kleidern zwei Flaschen Spirituosen hervor. Sarkastisch fragte er: „Nennen Sie das auch Kleidungsstücke?" — Ruhig entgegnete die Dame: „Ja! Es sind die Schlafmützen meines Mannes."

„Wenn wir nur unsere Gäste loswerden könnten! Ich habe solche Kopfschmerzen."

„Aber Mann! Du kannst sie doch nicht einfach 'raussetzen!"

„Natürlich nicht! Sage doch, du wolltest jetzt ein paar Lieder singen."

*

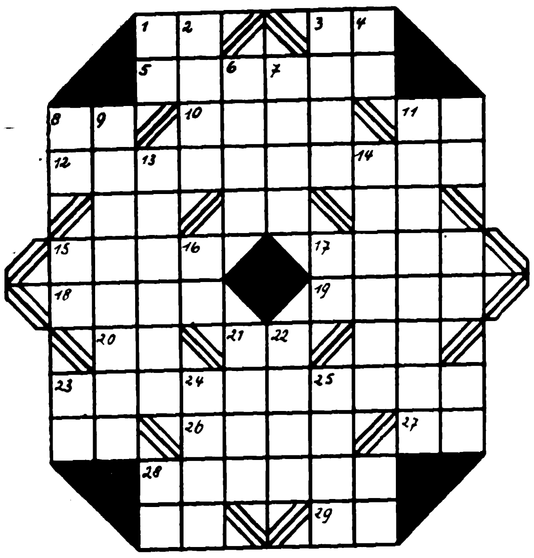
In der Generalversammlung eines Bauunternehmens beklagte einer der Herren sich aufgeregt über die Langsamkeit, mit der die Gesellschaft arbeitete. Der Präsident beschwichtigte ihn mit den Worten: „Bedenken Sie: Rom wurde auch nicht an einem Tage erbaut!" Der Unzufriedene entgegnete: „Das weiß ich! Aber ich bin überzeugt, es wäre heute noch nicht fertig, hätte man uns den Bauauftrag gegeben."

*

Ein junger Tagedieb las in einem Schaufenster ein Plakat: Hier ist alles zu haben! — Er wollte sich einen Spaß machen und ging in den Laden. „Ich suche etwas in der ganzen Stadt und kann es nicht finden. Aber vielleicht haben Sie es auch nicht", sagte er. „Oh, bei mir finden Sie alles!" erwiderte der Händler. „Was ist es denn?" — „Ich möchte einen kompletten Idioten haben." — „Karl, bringen Sie einen großen Bogen Packpapier und wikkeln Sie den Herrn ein", rief der Händler seinem Angestellten zu.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 5. Degen, 8. Strom in Sibirien, 10. Ort in Südtirol, 11. Auerochs, 12. Staatsoberhaupt, 15. weibl. Vorname, 17. Huftier, 18. leichter Stoff, 19. Intervall, 20. Flächenmaß, 21. Längenmaß, 23. span. Landschaft, 26. Aufzug, 27. Tierprodukt, 28. Schlingstaude, 29. Sonnengott. Senkrecht: 1. Flächenmaß, 2. Brettspiel, 3. Laster, 4. Auerochs, 6. staatliche Einrichtung, 7. Schwertlilie, 9. geschliffener Diamant, 11. Teil des Bodensees, 13. Zusammenklang, 14. Hafenstadt am Kaspischen Meer, 15. französ. Insel, 16. Flächenmaß, 17. lateinisch: und, 21. moderner Kleidschmuck, 22. Pelzwerk, 23. Spielkarte, 24. Bitterpflanze, 25. Holzmaß, 28. Flächenmaß.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Dasein Veredlung Hermes Tanne Wirt Widdum Kirche Verein Gut Nateswara Sport Lieder Frage Duene Wein Rotgerber Fuehrer Fahrt sind je drei Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht ein Zitat aus Goethes Iphigenie ergeben.

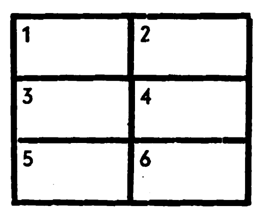
Silbenrätsel

Aus den Silben: a — a — ar — bar — bar — be — bes — bi — boh — ce — char — chi — da — den — en — fa — fi — gre — hi — in — in — ke — lo — mi — mot — na — ni — ni — nuss — o — o — pel — ra — ra — rer — san — scho — se — shing — si — soph — sti — ta — ter — the — ti — tiv — to — ton — treu — tut — um — un — wa — wal sind 17 Wörter zu bilden, deren 1. Buchstaben von oben nach unten, die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen ein Zitat von Schiller ergeben. ch = ein Buchstabe.

1. Staat in Nordamerika, 2. Flächenverzierung, 3. ostafrikan. Insel, 4. Leitspruch, 5. Inselgruppe, 6. Rüsselkäfer, 7. griech. Sagengestalt, 8. grammatikal. Begriff, 9. Likörsorte, 10. Gesellschaftsinsel, 11. asiat. Halbinsel, 12. Schweizer Kanton, 13. Stadt im Sudan, 14. Körperschaft, 15. Forschungsanstalt, 16. Handelsstadt in Spanien, 17. Gottesweiser.

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 ....

Silbenkreuz



1—2 Gangart
1—3 Teil der Kirche
1—4 Gefäß
3—2 Damenreitpferd
2—4 Dreigewinn
3—5 Haftraum
4—6 Naturerscheinung
5—6 französ. Gewehr

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 5. Rapier, 8. Ob, 10. Mori, 11 Ur, 12. Praesident, 15. Ilka, 17. Esel, 18. Flor, 19. Terz, 20. Ar, 21. km, 23. Andalusien, 26. Lift, 27 Ei, 28. Hopfen, 29. Ra. Senkrecht: 1. Ar, 2. Dame, 3. Neid, 4. Ur, 6. Post, 7. Iris, 9. Brillant, 11. Untersee, 13. Akkord, 14. Enseli, 15. If, 16. Ar, 17. et, 21. Klip, 22. Muff, 23. As, 24. Aloe, 25. Ster, 28. ha. ✱ **Kryptogramm:** Dasein Veredlung Hermes Tanne Wirt Widdum Kirche Verein Gut Nateswara Sport Lieder Frage Duene Wein Rotgerber Fuehrer Fahrt. „Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort der Frauen weit geführt." ✱ **Silbenrätsel:** 1. Washington, 2. Arabeske, 3. Sansibar, 4. Motto, 5. Archipel, 6. Nußbohrer, 7. Niobe, 8. Infinitiv, 9. Chartreuse, 10. Tahiti, 11 Arabien, 12. Unterwalden, 13. Faschoda, 14. Gremium, 15. Institut, 16. Barcelona, 17. Theosoph. „Was man nicht aufgibt, hat man nie verloren." ✱ **Silbenkreuz:** 1. KAN, 2 TER, 3. ZEL, 4. NE, 5. LE, 6. BEL.

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck)

Zweizüger von Alex Porett, Litzmannstadt

Weiß: Ka4, Db8, Ta5, Lf6, Sd3, Sf4, Bb5, f5 (8)
Schwarz: Kd6, De8, Lf8, Lg6, Bb6, c7, d7 (7)

Lösung:

1. Sc5!, b×c5; 2. Ta6‡. 1. . ., K×c5; 2. D×c7‡. 1. . ., D×b8; 2. Se4‡. 1. . ., L×f5; 2. Sb7‡ usw.

Ein erbaulicher Schluß!

Zweispringerspiel im Nachzug (Max-Lange-Angriff) aus einem Fernturnier

Weiß: v. Feilitzsch Schwarz: W. Klemm

1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lc4, Sf6; 4. d4, e×d4; 5. 0—0, Lc5; 6. e5, d5; 7. e×f6, d×c4; 8. f×g7? (Nach der Theorie sollte 8. Te1†, Le6, 9. Sg5, Dd5 usw. geschehen.), 8. . ., Tg8; 9. Lg5, Dd5 (Damit gerät Schwarz in eine Verluststellung; f7—f6 wäre hier angebracht.); 10. Sc3!, Df5; 11. Se4!, Le7; 12. L×e7, K×e7; 13. S×d4, S×d4; 14. D×d4, Le6; 15. Tfe1, Dd5; 16. Df6†, Ke8; 17. Tad1, Dh5; 18. Sg5 (Auch D×e6 nebst Sf6 wäre möglich.), 18. . ., Dg6; 19. S×e6, D×f6; 20. Sc7‡.



Vorspann der Akjas

Das genügsamste Tier aller Breiten.
Eine noch nicht faustgroße Flechte, die unter dem dichten Schnee verborgen lebt, ist die Nahrung des Renntieres. Weißgrau ist das winterliche Fell des hirschgroßen Zugtieres, das sich der Mensch der Tundra des Nordens zu seinem Gehilfen gezähmt hat. Hier haben die Männer einer ᛋᛋ-Gebirgsdivision, deren Aufklärungsabteilungen die natürliche Schutzfarbe des Renntieres sich zunutze gemacht haben, die zähen und anspruchslosen Tiere für die Beförderung der Akjas, der bootförmigen Schlitten Kareliens, eingesetzt und lassen sich so von ihnen beim Transport von Munition und Waffen helfen.

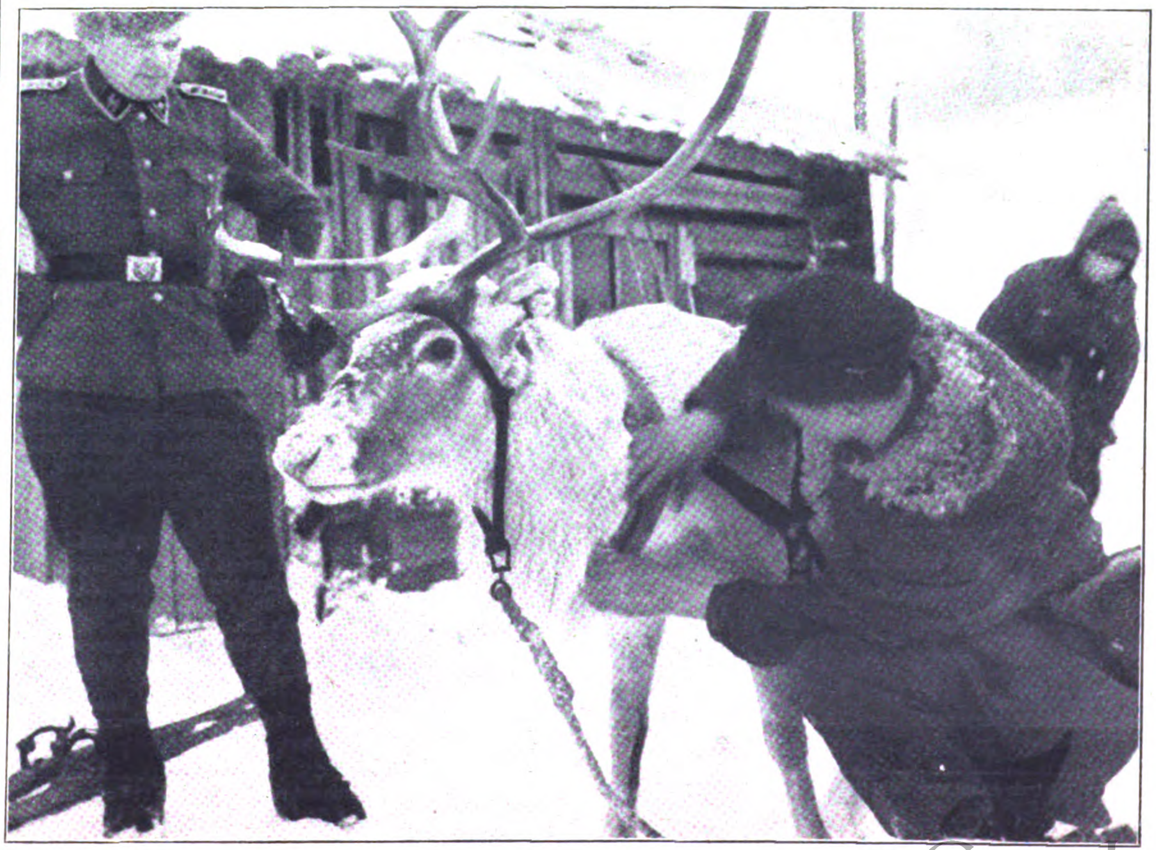
ᛋᛋ-PK.-Aufn.: ᛋᛋ-Kriegsberichter Blaurock.



Und liegt der Schnee noch so hoch ...
die Renntiere verstehen es, das verborgene harte Renntiermoos aufzuspüren. Dies Moos ist ihnen Speise und Trank zugleich, denn Renntiere werden nie getränkt.



Ein Akja-Zug bricht zur Erkundungsfahrt auf.
An der Spitze die Späher auf Schi, die die Spur für die Akjas legen.



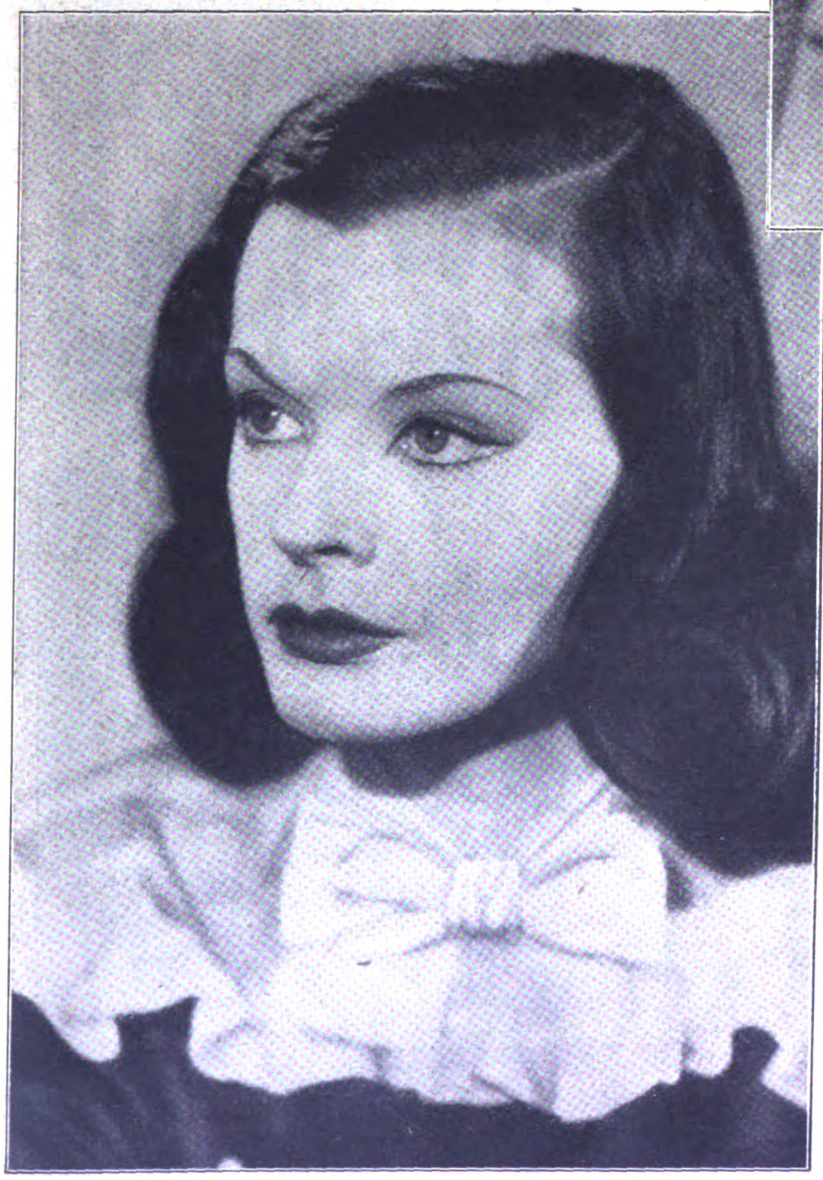
Unberührt von der klirrenden Kälte
hat das Renntier die Nacht im tiefen Schnee vor dem Blockhaus verbracht. Nun läßt es sich geduldig sein Geschirr aus Leder und heimatlichem Birkenholz umlegen. An keinen Weg gebunden, tauchen Menschen, Tiere und Gerät bald in den weißgrauen Schleiern eines feinen Schneegeriesels unter.

JUNG, SCHÖN UND VERLIEBT



Alice Treff,
deren weiche Fraulichkeit in ihrem letzten Film „Zirkus Renz" entzückte, spielt in dem kommenden Film „Spuk im Schloß" die Rolle der Hausdame eines geheimnisvollen Grafen. (Regie Hans H. Zerlett.)





Marianne Hoppe
verkörpert die Rolle der Julia Bach in dem Film „Ich brauche Dich". Ihre Ehe mit dem berühmten Dirigenten Paulus Allmann will sie geheimhalten, um sich allein als Schauspielerin durchzusetzen. Was für Tollheiten die eigenwillige Frau mit dem klaren, großzügigen Antlitz begeht, um am Schluß das Glück festzuhalten, wird der Film nach der gleichnamigen Komödie von Hans Schweikart lebendig werden lassen. (Regie Hans Schweikart.)

←
Margot Hielschers
Begabung und rassige Erscheinung verhalfen ihr schnell zum Erfolg. Sie begann als Modezeichnerin und Modeberaterin mehrerer Rühmann-Filme. Es war aber ihr Wunsch, selbst vor der Kamera die schönen Kleider zu tragen. Sie nahm Schauspiel- und Gesangunterricht. Als Prof. Carl Froelich ihr die Rolle einer der vier Marys in dem Film „Das Herz der Königin" anbot, war sie so weit. Seither ging es Schritt vor Schritt vorwärts. Es kamen die Filme „Der Hochtourist", „Frauen sind keine Engel" usw. Jetzt übernahm Margot Hielscher die Hauptrolle der Gabriele Euler in „Spuk im Schloß".

→
Inge List.
Die junge Wiener Schauspielerin wird in dem lustigen Film „Es fing so harmlos an . . ." zu sehen sein. Es handelt sich um allerlei Verwechslungen, die unter der Spielleitung Theo Lingens entfesselt werden.

Aufnahmen: Bavaria-Film (Brigitte Wex, Hermann Buchrucker).



Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. A B C D E F G 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 6. APRIL 1944
19. JAHRGANG :: FOLGE 14

IB Illustrierter Beobachter

…HER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen
an die Front von:



Nach dem 1000. Feindflug!

Eichenlaubträger Hauptmann Alwin Boerst, Kommandeur einer Schlachtfliegergruppe, einer der ältesten Sturzkampfflieger, der seit 1937 diese Waffe fliegt, nach seinem 1000. und zugleich erfolgreichsten Feindflug, bei dem seine Gruppe entscheidend in die Abwehrkämpfe eingriff.

PK.-Bildbericht: Kriegsberichter Schalber.

6 mal sowjetischer Funkspruch:

„... wir halten es nicht mehr aus vor stuka-angriffen ...!"

Dies sind ein paar Sätze aus einem Gespräch mit Hauptmann Boerst: „Es kann nicht unser Grundsatz sein, Verluste zu vermeiden. Man muß den Feind anpacken, wo man ihn treffen kann. Aber ich betrachte es als meine Aufgabe den Verband so zu führen, daß die Verluste die niedrigst-möglichen bleiben. Der Führer eines Frontverbandes muß darum immer vor seinen Männern fliegen. Das Beispiel schafft den Geist, und der Geist die Leistung des Haufens."

Darin liegt eigentlich schon das ganze Wesen dieses Mannes, der, Träger des Eichenlaubes zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes, heute Gruppenkommandeur in einem Schlachtgeschwader ist.



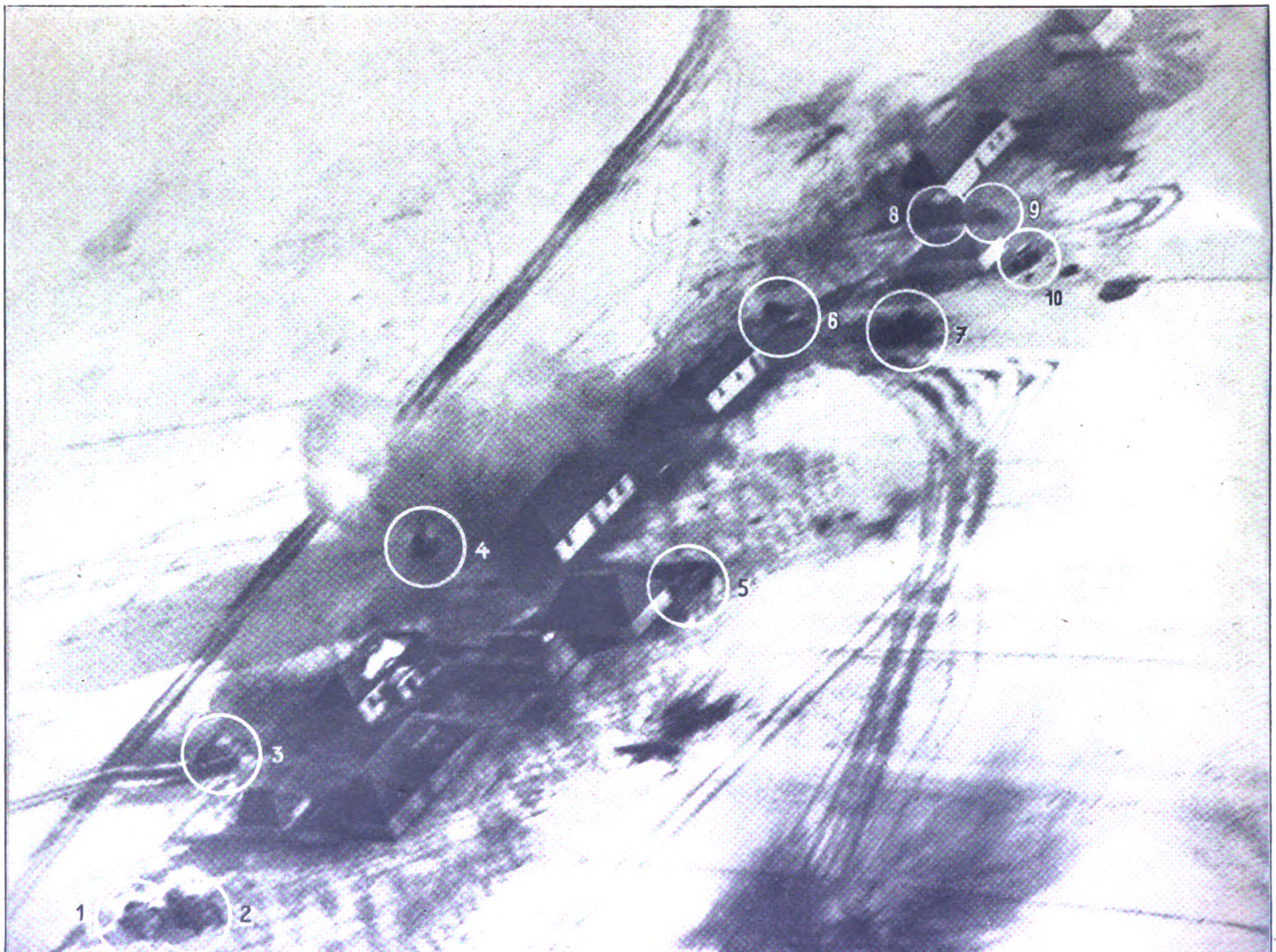
Eichenlaubträger Hptm. Boerst, soeben vom 1000. Feindflug zurückgekehrt, meldet fernmündlich den Tageserfolg seiner Gruppe: „Der feindliche Pakgürtel sowie die dahinter bereitgestellten Panzer sind vernichtet."

Alwin Boerst, der einmal geäußert hat, Fliegen sei kein Handwerk, sondern eine Angelegenheit des Charakters, hat schon auf der Schulbank die Berufung zum künftigen Flieger gespürt. Mit seinen Freunden baute er Hängegleiter, mit denen tatsächlich die ersten Sprünge in die Luft glückten. Die Universitätsstudien unterbrach er immer wieder durch eifrige Segelfliegerei, vor allem in der Rhön. Nach zwei Jahren bei

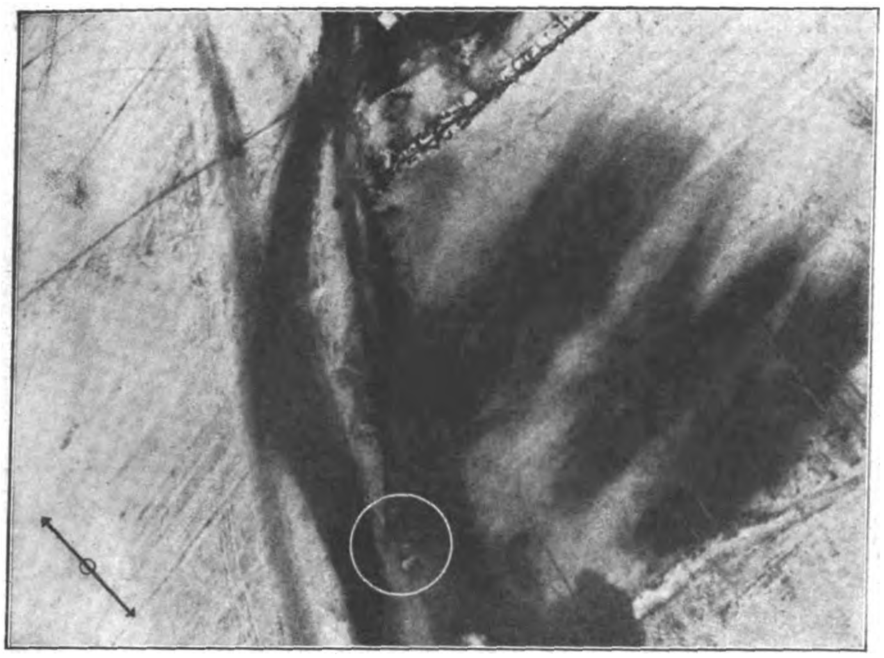
— →



Panzersperre aus z. T. neuartigen Pakstellungen.
Vor dem Pakgeschütz läuft der Splittergraben für die Bedienungsmannschaft. Dahinter liegt ein Munitionsstapel. Die Pakstellung ist durch einen gebogenen Graben mit einem größeren Munitionslager verbunden. Davor (am Bogen der Panzerkettenspuren) Schützenlöcher zur Aufnahme der Panzerschützen



Der Bildberichter erklärt zu diesem Bild: „Hier an diesem Dorfrand habe ich zwölf flüchtende Panzer (T 34) erwischt."
Zehn von diesen Panzern sind auf dem Bild zu sehen, die übrigen zwei sind durch die Häuser verdeckt.



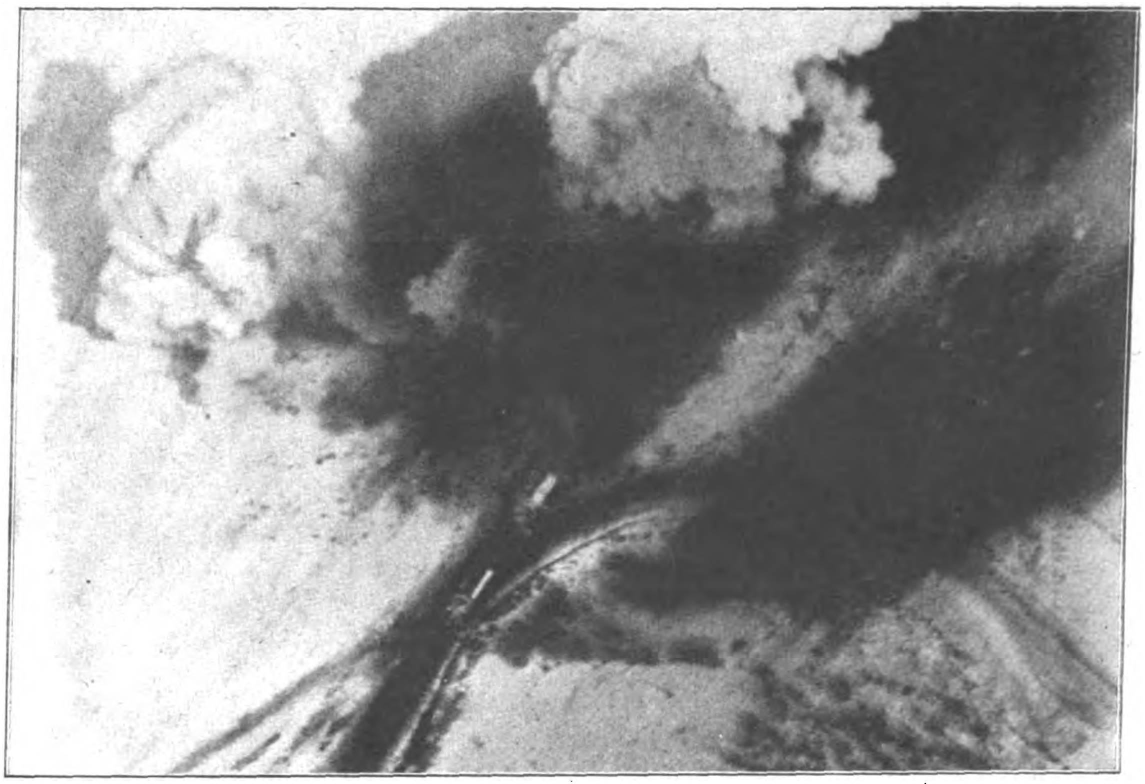
Hier gab's dicke Luft!
Durch den Luftdruck der hochwirksamen Bomben wurden zwei flüchtende T-34-Panzer aufeinandergeschoben und dadurch bewegungsunfähig gemacht.



Ein T 34 flüchtete durch das Dorf.
Er wurde durch eine Bombe getroffen und brennt; er ist rechts von der Detonationswolke zu erkennen.



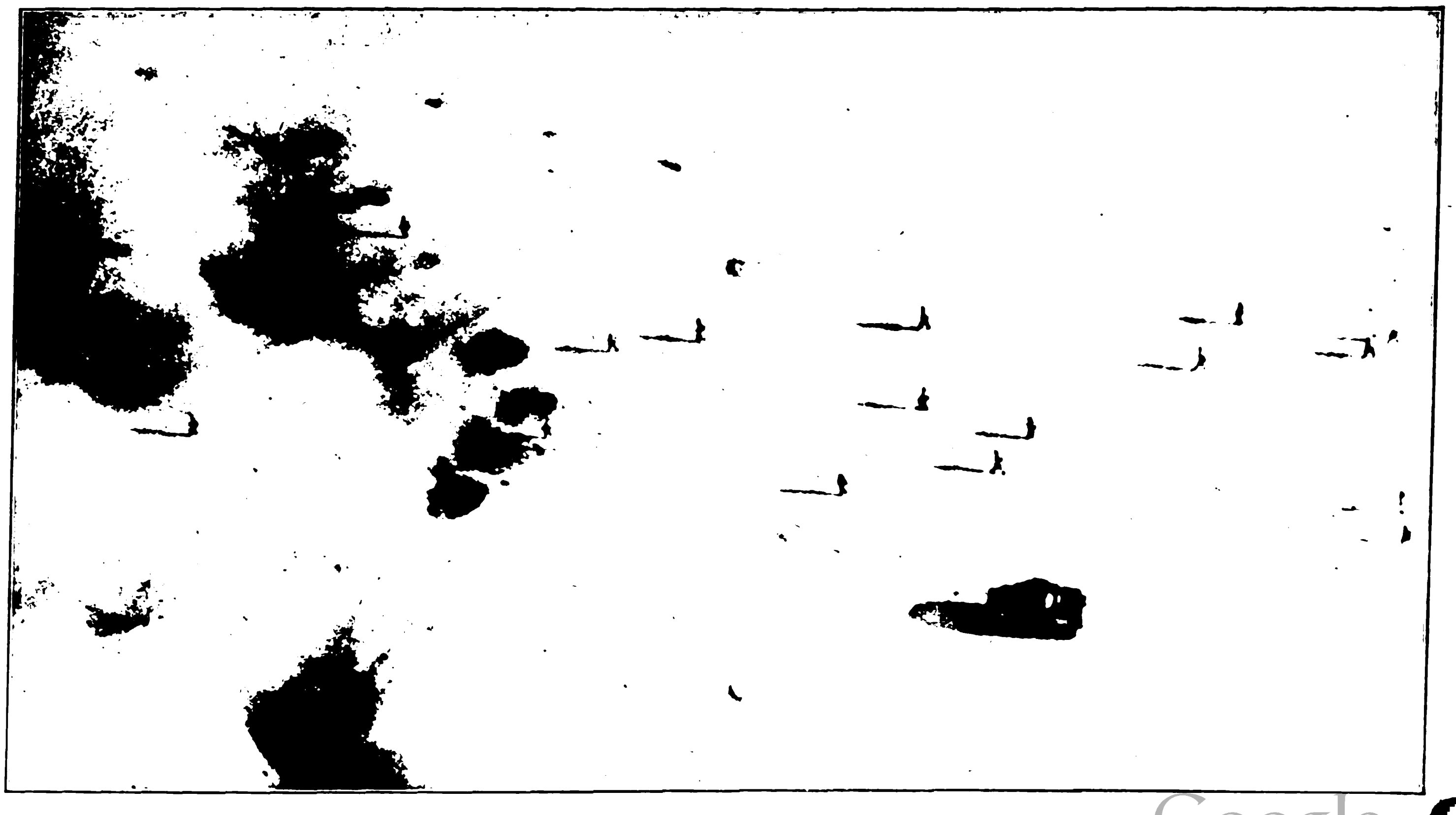
Ein anderer T 34
wurde durch Volltreffer an der Straße erledigt. Die Panzerspur führt vom unteren Rand des Bildes unmittelbar in die Detonationswolke.
PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Schalber.



So bekämpften die Schlachtflieger den Nachschub.
Eine LKW-Kolonne wurde durch die Bomben einer Staffel vernichtet. Der erste LKW versucht noch zu flüchten. Der zweite ist schon bewegungsunfähig: Führerhaus und Brücke sind in einem Winkel verschoben, so daß daraus die Vernichtung erkennbar ist. Die übrigen Wagen der Kolonne liegen zerstört in den Detonationswolken.

der Panzerwaffe begann er von neuem als Soldat der Luftwaffe, und seither zog er von Einsatz zu Einsatz. Eine Verwundung fesselte ihn ein Vierteljahr ans Lazarett. Aber kaum war er genesen, so flog er schon wieder und verzichtete auf die Nachkur. „Das kann ich nach dem Krieg!" erklärte er lachend.

Von einem Tageserfolg seiner Gruppe meldet unser Bildbericht.



Die Panzergrenadiere greifen an.
Während die Panzerstellungen durch die Schlachtflieger vernichtet wurden, konnten unsre Panzerkräfte aus ihrer Bereitstellung vorstoßen und gemeinsam mit den Panzergrenadieren die feindliche Hauptkampflinie überrennen. Die Panzergrenadiere haben die Sonne im Rücken.





Er schenkte der Jugend wieder die Blockflöte.
Peter Harlan, der Bruder Veit Harlans, hat die Blockflöte im heutigen Musikleben wieder zur Geltung gebracht. Die Jugendverbände — wie der BDM. — haben eigene Orchester mit diesem Instrument ausgebildet. Auch in der Schulmusik steht die Blockflöte an erster Stelle.

Inmitten seiner Werke.
Der Instrumentenbauer erprobt den Ton einer doppelchörigen Laute. Auch alle an der Wand hängenden Instrumente entstammen Harlans Werkstatt. Besonders stolz ist er auf die Nachbildung der (rechts sichtbaren) Chitarone, einer italienischen Langhalslaute aus dem 17. Jahrhundert.



PETER HARLAN

DER SCHÖPFER DER TENNSEE-FIDEL UND DER BLOCKFLÖTE UND WIEDERERWECKER SCHÖNER ALTER MUSIKINSTRUMENTE

Links:
Der Schöpfer führt seine Tennsee-Fidel vor.
Das Instrument, das wir in Folge 11 des J.B. zum ersten Male zeigten, hat diesen Namen erhalten, weil es in einem Arbeitsdienstlager am Tennsee unweit Mittenwald von einer größeren Laiengemeinschaft im Selbstbau erstmals angefertigt wurde. Die Kniefidel ist in Gambenstimmung besaitet. „Die Fidel verhält sich zur Gambe", erklärt Harlan, „wie ein Volkslied zur Kunstmusik oder wie das Lochheimer Liederbuch zu Madrigalen."

Bildbericht
von Karl Kurt Wolter.

Rechts:
Das Türschild zu Harlans Arbeitszimmer.
Dies „Damenduo" mit Laute und Fidel auf einer altdeutschen Lebkuchenform aus dem 16. Jahrhundert zeigt die Modeinstrumente jener Epoche.





Die Nische des Instrumentenbauers.
Den Speicherraum seines Hauses im vogtländischen Markneukirchen hat Harlan zu diesem idyllischen Arbeitszimmer umgestaltet. Hier schreibt er auch an seiner Fidel-Fibel, dem Buch, das den Selbstbau der Tennsee-Fidel in die breite Öffentlichkeit tragen soll.

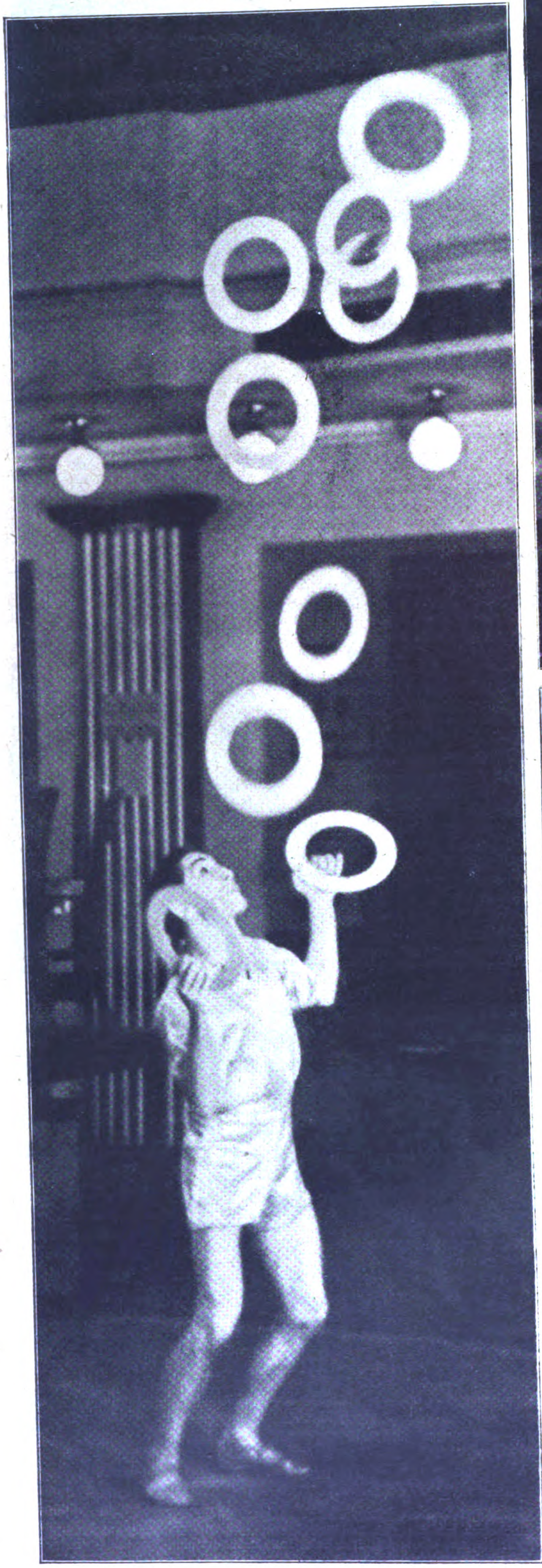


Der Vater singt seinem jüngsten Sohn Klaus ein Lied zur Radleier.
In der Geschichte der europäischen Musikinstrumente kommt der Radleier eine bedeutsame Rolle zu. Als „Organistrum" ist sie bereits im 8. und 9. Jahrhundert nachweisbar. Zu Ende des Mittelalters hieß sie „Bauernleier". Trotz ihres primitiven, dudelsackähnlichen Klanges ist sie durchaus ein humanistisches Instrument. Im Rokoko wurde sie sogar „höfisch", wodurch ihr eine neue Blütezeit erstand. Auch Goethe erwähnt sie im „Faust". Aus Harlans Werkstatt ging manche Nachbildung dieses eigenartigen Instruments hervor



Der geistige Werdegang der Tennsee-Fidel.
Die Tennsee-Fidel ist spieltechnisch aus der gotischen Fidel entwickelt. Die Dachdecke an Stelle der gewölbten Decke ist Peter Harlans Neuerung. Das linke Instrument ist eine barocke Diskant-Gambe aus Rosenholz mit Elfenbein; daneben liegt eine wendische „Husla" — ein dreisaitiges gotisches Instrument aus der Bautzener Gegend, wie es dort auf Grund alter Überlieferung heute noch gebaut wird — und Harlans Kniefidel, der die daneben liegende naturfarbene Tennsee-Fidel entstammt. Instrument und Bogen sind zum Selbstbau bestimmt. Harlan hat in vielen Unterweisungen vor Kursusteilnehmern aus Wehrmachteinheiten und Parteigliederungen zur Verbreitung der alten deutschen Musikinstrumente und damit der alten Lieder in hohem Maße beigetragen.

EINE SENSATION AM VARIETÉ:
DER NEUN-REIFEN-TRICK!



Jugend und Anmut „auf Draht"



Elisabeth Enders, die jugendliche deutsche Spitzentänzerin auf dem Drahtseil, zählt heute zu den besten Meisterinnen ihres Faches.





Franzl Brunn, der erst 20jährige Jongleur, zeigt zum erstenmal die noch von keinem Artisten der Welt erreichte Leistung, das Jonglieren mit neun Reifen. Damit überbietet der deutsche Artist seinen berühmten Vorgänger Rastelli.

Jahrelanger geduldiger Arbeit hat es bedurft, bis die ehemalige Ballettschülerin des Opernhauses Frankfurt a. M. ihr Ballett auf Spitze in solcher Vollendung zeigen konnte.

Aufnahmen: Swégat.

DIE ZWEIMILLIONSTE TONNE

Als der Matrose Bernhard K. sich an Bord des in Dienst gestellten U-Bootes meldet, ist er von verschiedenen Stimmungen bewegt, wie es jedem geht, der in einen völlig neuen Kreis aufgenommen wird. Zweifelsohne aber überwiegt die Freude, denn ein langgehegter Wunsch geht nunmehr in Erfüllung. Er ist 19 Jahre alt und Soldat, nicht nur, weil die Zeit es so will, sondern weil er seinem Wesen nach dorthin gehört, wo das Wagnis etwas gilt und die Tat mehr zählt als grübelnde Gedanken. Er fand den Weg zur Kriegsmarine, weil ihm die Heimat zu eng wurde und er hinaus wollte in die Welt und auf See. Was er in den rückliegenden Jahren getan, konnte ihn kaum befriedigen, wenngleich er seinem Beruf nachkam wie mancher andere auch. Aber er fand keine Freude daran, es war nicht die Berufung. Jetzt ist es anders. Wenn er den grauweißen Leib des U-Bootes liegen sieht, das an der Pier festgemacht hat, und daran denkt, daß er mit diesem Boot Woche um Woche auf dem Meer sein wird, bei Sonne oder tiefziehenden Wolken, bei rollender Dünung oder spiegelglatter See, dann fühlt er alles in sich angesprochen. Er wird bis in die Tropen gelangen und es erleben, wenn die Sonne senkrecht niederbrennt, bis vor die afrikanische Küste werden sie fahren und nach Amerika.

Daß dieses Boot, das seine zweite Heimat werden soll, späterhin eine Sonderstellung einnehmen, daß es sich durch Leistungen und Erfolge besonders hervortun wird, ahnt er nicht, da selbst der Kommandant es nicht wissen kann, denn eine ununterbrochene Kette von einmaligen soldatischen Taten kann man selbst bei äußerstem Geschick und zähestem Willen nicht herbeizwingen, wenn das Glück sich versagt.

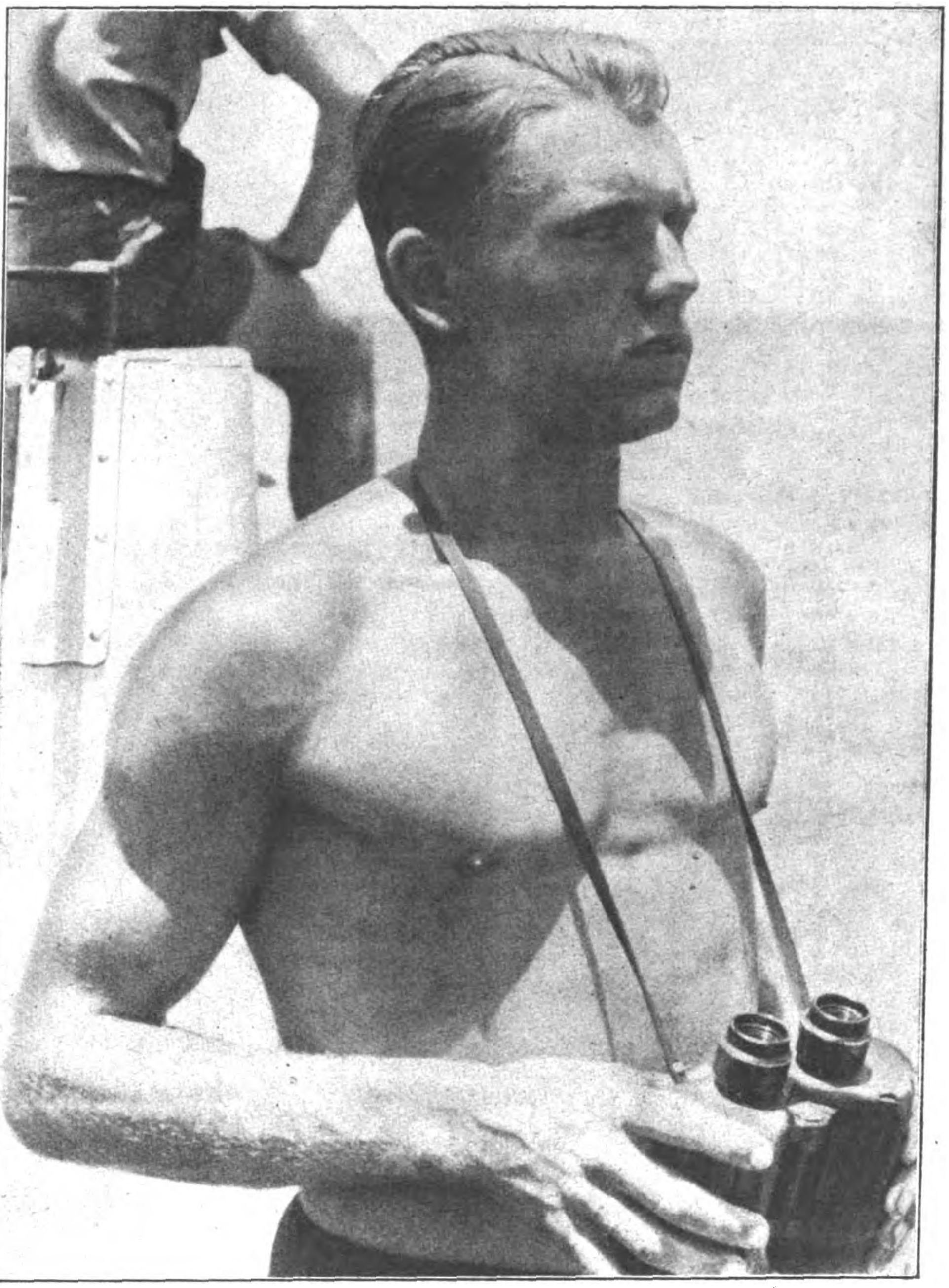
*

Inzwischen sind Monate vergangen, fast ein Jahr ist verflossen, und das Leben von K. hat sich grundlegend geändert. Er gehört jetzt zum Boot. Er ist Seemann und Soldat geworden, wenn es auch nicht leicht war, denn mit dem verbissenen Durchstehen kritischer Zeiten allein ist es nicht getan, es kommt manches andere hinzu, und wenn es das einfache Gesetz der Unterordnung wäre. Er ist nun Gefreiter. Er war mit dabei, als sie in der Karibik Dampfer auf Dampfer jagten, und hat es oftmals erlebt, wenn im Dunkel der Nacht das Wrack eines Schiffes sich steil aufbäumte, um dann zu versinken. Er kennt das Grollen und Rauschen der Wasserbomben und das kurze, metallische Bersten der Fliegerbomben, und beim Rückmarsch half er mit, die neun Siegeswimpel fertigzustellen, die sie am letzten Tage der Fahrt am Sehrohr setzten.

Wieder sind sie seit Wochen unterwegs und haben als erstes U-Boot die Südspitze des Schwarzen Erdteils erreicht. Ihre Jagd auf Mastspitzen und Rauchfahnen war nicht erfolglos hier unten. Während K. sein Glas absetzt, das in den überkommenden Brechern wieder und wieder beschlägt, denkt er an die Tage vorher. Zwar ist er nicht in der Stimmung, Gedanken nachzugehen, denn der Seegang macht es einem nicht leicht — fluchen könnte man und tut es auch —, aber diese Erlebnisse sind noch zu frisch, als daß sie nicht immer wieder auftauchten. Innerhalb weniger Stunden warfen sie drei Dampfer um mit über 15000 Tonnen. Das waren die ersten Erfolge dieser Fahrt... K. putzt sein Glas sauber, um wieder klares Blickfeld zu bekommen. Es ist nicht einfach, bei diesem Seegang den Sektor planmäßig abzusuchen. Schon hat ihn wieder ein Brecher, der sich in tausend Tropfen zerlegt, gefaßt, wieder ist das Glas beschlagen, und als jetzt noch Regenböen niedergehen, gibt er es auf und sucht mit bloßem Auge seinen Sektor ab.

Er sieht schärfer zu ...

Kein Zweifel, über der Kimm steht eine Mastspitze, taucht bei dem starken Seegang fast unter die Kimm und steigt wieder, daß man die Oberkante vom Schornstein und einen Teil der Aufbauten erkennen kann ...



Der Obergefreite Bernhard K. auf dem U-Boot des Eichenlaubträgers Kpt.-Ltn. Emmermann
ist der gefeierte Mittelpunkt eines merkwürdigen Ereignisses, über das wir in dem heutigen Bericht Aufschluß geben.
PK.-Aufnahme: Marine-Kriegsberichter Berndt

Die Erfolgsserie, die vor zwei Tagen begonnen, wird fortgesetzt! K. hat einen außergewöhnlich großen Dampfer erkannt.

Gleich werden Kurs und Fahrt geändert, das Boot schüttelt sich unter den anbrandenden Seen und stampft dann in neuer Richtung, während die Brecher gegen die Brückenverkleidung donnern oder im mächtig gespannten Bogen vom Bug bis nach achtern schlagen. Die Jagd beginnt und ist nicht umsonst, wenn man das Schiff auch vorübergehend aus den Augen verliert; bald ist es wieder eingefangen.

Dann stehen sie unter Wasser in jenem Schwebezustand, der durch die Tiefenruder ausgeglichen wird. Man bewegt sich leise im Boot und spricht im Flüsterton, bis jenes Kommando hart aufklingt und hastig wiederholt wird, das die Torpedos zum Einsatz bringt.

Die Aale laufen und laufen. Nichts ist zu hören, nichts zu sehen. Über das kleine geschliffene Glas dort oben, das den Kommandanten Anteil haben läßt an dem Geschehen über Wasser, waschen die Wellen und perlen Tropfen nieder oder zeigt sich der große Transporter in seiner ganzen Länge. Unbekümmert hält er seinen Kurs.

Und dann haben sie dennoch nicht umsonst geschossen! Aber dieses Schiff, von einer Größe, wie es dem Kommandanten bis dahin nicht vor die Rohre gekommen ist, gibt sich nicht so leicht geschlagen. Es versucht zu entkommen, schießt auf das aufgetauchte Boot, das gleich wieder in den Keller geht. Doch die Verfolgung geht weiter. Noch fünf Aale schießen sie, bis die „Orcades", so heißt das Schiff, innerhalb weniger Sekunden über das Heck versinkt.

Das ist der dreizehnte Dampfer, den der Kommandant erlegt, der zweite, den der Gefreite K. erkannt hat, und noch etwas Besonderes ist mit diesem Erfolg verknüpft, was sie allerdings erst erfahren, als sie im Stützpunkt einlaufen — der Kommandant mit dem Ritterkreuz, das Boot wiederum mit neun Wimpeln. Als sie im Kameradenkreise zusammensitzen, wie es nach jeder Fahrt üblich ist, da fragt der Flottillenchef plötzlich, wer damals vor Südafrika die „Orcades" zuerst gesehen hätte, und als K. etwas zögernd sich meldet, er kennt den Grund der Frage nicht, wird ihm eine Flasche Sekt und ein Schreiben überreicht, auf dem zu lesen steht: „Für den Jubiläumsdampfer der Flottille", denn mit dieser Versenkung hat die Flottille die erste Million vernichteter Tonnage erreicht.

*

Wieder steht K. auf der Brücke, und wieder tasten die Augen über schaumige Wellen bis zu den Wolken hin. Wenn er mal nachrechnen würde, wieviel Stunden er schon auf Wache zubrachte — jeden Tag acht Stunden und das Wochen und Monate hindurch auf vier Feindfahrten —, die Stunden gingen in die Tausende. Nun, das ist seine Aufgabe, und er ist ihr stets ohne Versehen nachgekommen. Er ist beweglich und behende, und seine Augen haben manches erkannt — fünf Dampfer und sechs Flugzeuge. Er trägt das EK. I als einziger unter den Mannschaften an Bord.

Seit der Versenkung der „Orcades" ist manche Zeit vergangen. Ihr Boot ist nicht mehr jenes unbekannte U-Boot, das vor fast zwei Jahren in Dienst gestellt wurde. Es hat sich hervorgetan aus dem großen Rudel der grauen Wölfe, denn Kapitänleutnant Emmermann, der nach wie vor Kommandant ist, wurde das Eichenlaub verliehen auf dieser Fahrt, die sie wiederum über den Äquator führte, diesmal an die Küste von Südamerika.

Wenn K., der inzwischen Obergefreiter wurde, sich vor Augen hält, was er alles erlebte, seit er sich zum erstenmal an Bord meldete, kann er nur sagen, daß Wünsche und Hoffnungen, die er damals hegte, bei weitem übertroffen wurden. In die Welt wollte er, auf See, und Monat um Monat ist er draußen gewesen, dicht unter den Küsten frem-



Die erste Belohnung: 'ne Pulle Schampus!
Der Flottillenchef Ritterkreuzträger Korvettenkapitän Kuhnke überreicht dem Obergefreiten Bernhard K. in Anerkennung nach altem Brauch eine Flasche Sekt.
PK.-Aufn.: Marine-Kriegsberichter Paul (Egon).

der Länder oder auf den Weiten des Ozeans, und jene gewisse Atmosphäre, die zu allen Zeiten eigenwillige Menschen hinauszog aufs Meer, sie wurde zu seinem Element. Den Kampf zur See wollte er erleben, der nach anderen Gesetzen ausgefochten wird als jener zu Lande, und er nahm Teil an der Schlacht im Atlantik, ob sie im Geleitzug standen oder Einzelfahrer verfolgten . . .

K. hält sein Glas fest, das er langsam durch den Sektor gleiten ließ. An der Kimm ist etwas . . .

. . . eine Rauchfahne . . . ? . . . der Strahl eines Wales, der Wasser ausbläst . . . ? Sie hatten es schon manchmal, daß ein Wal als Ziel angenommen wurde, und wenn man näherkam, war nichts zu sehen. K. wartet noch einen kurzen Augenblick, aber da ist es wieder zu erkennen. Stoßweise tritt der Qualm über die Kimm und verweht nach achtern. Es ist ein Dampfer!

Da dreht sich die Windrose im Kompaß in schneller Folge um Grad und Grad, und die Maschinen gehen aus dem langsamen Mahlen in helles Singen und jagendes Rollen über. Jenes Manöver beginnt, das Auftakt zum Angriff ist, das hohes Können vom Kommandanten fordert und sein alleiniges Werk ist. Ungesehen gilt es jenen bestimmten Punkt zu erreichen, wo man sich hinducken kann zum Schuß, und dieser Punkt muß erreicht werden trotz aller Manöver des Gegners, der selbst Zickzackkurs hält, wenn er den Feind nicht erkannt hat. Dann öffnen sich die Entlüftungen, rauschend tritt das Wasser in die Tauchzellen, und das Boot neigt sich nach vorn, verschwindet in der Tiefe. Es geht, wie es immer war . . .

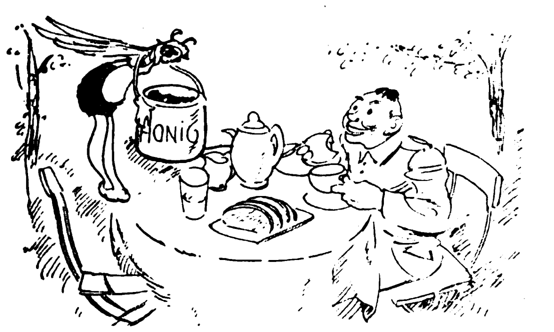
Zweimal rollen die Detonationen unter See bis an den Bootskörper heran. Zweimal ist der Transporter getroffen, und im Sehrohr kann man die große Sprengwolke, die dem letzten Schuß folgte, deutlich erkennen.

In Sekunden versinkt der Frachter über das Heck.

„Wie bei der ‚Orcades'!" hört man die Stimme des Kommandanten aus dem Turm.

Wie bei der „Orcades"? K. denkt flüchtig an jenes Schiff, das auch nach dem letzten Treffer in Rauchwolken stand, achtern tiefer ging und dann in kürzester Zeit von den Wellen verschlungen war. Seltsam, daß er auch damals als erster das Schiff erkannte. Von dem noch viel seltsameren Zufall aber, einer der merkwürdigsten Zufälligkeiten, die sich bei der U-Boot-Waffe ergeben haben, erfährt er erst einige Tage später, als er in der Zentrale einen Funkspruch der Flottille angeschlagen sieht, daß mit der Versenkung von x. x. auch die zweite Million BRT. der Flottille überschritten ist.

Redensarten unter der Lupe

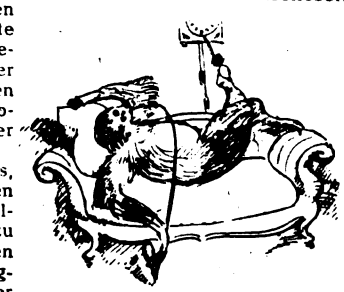


„Fleißig wie eine Biene."

Das sagen wir so leichthin zum Lobe rühmenswerter Emsigkeit. Und bedenken nicht dabei, welch maßlose Übertreibung uns da in den Mund gekommen ist. Der Bienenfleiß geht weit über unsere Vorstellung hinaus. Wollte eine einzelne Biene sich vornehmen, ein Pfund Honig zu sammeln, das — leider — so schnell aufgegessen ist, so müßte sie sich einen gehörigen Anlauf nehmen. Gut, daß sie nicht weiß, was vor ihr liegt, sonst würde sie sich's zweimal überlegen. Etwa 7½ Millionen Blüten muß sie befliegen, um uns dieses Pfund Honig auf den Frühstückstisch zu liefern, und der Weg, den sie dabei zurücklegt, ist mehr als eine Weltreise. Es sind drei Weltreisen, denn ihr Weg bei dieser Sammelarbeit entspricht etwa dem dreifachen Erdumfang.

„Faul wie ein Faultier."

Auch mit dem Tadel der Faulheit können wir in heftige Übertreibung verfallen. Wenn wir jemand so faul nennen wollen wie ein Faultier, so muten wir ihm mehr zu an vollkommener Stumpfheit, als ein Mensch überhaupt aufbringen kann. Es gehört schon fast wieder Energie dazu, um das bei Kreuzworträtsellösern wegen seines kurzen Namens so beliebte Ai zu erreichen. Dieser gute Untermieter des brasilianischen Urwaldes ist so abgründig faul, daß er sich die reifen Früchte des Baumes, an dem er mit seinen sichelförmigen Krallen hängt, geradezu in das Maul fallen läßt. Es ist kaum möglich, das dösende Tier aus seinem Dauerschlummer zu wecken, und selbst wenn es gelingt, ist seine wütendste Abwehr höchstens ein harmloses Schnappen oder ein müdes Heben der außerordentlich kräftigen Arme. Sein Liebesleben sogar wird zum ausgesprochenen Witz, denn der Ai-Kavalier, der sich seiner Angebeteten auf Freiersfüßen nähern will, hat meist auf halbem Wege schon vergessen, was er eigentlich vorhatte. Und verfällt todmüde in tiefen Schlaf. Kommt es wunderbarerweise trotzdem zur Familiengründung, so baut das ebenbürtig faule Elternpaar nicht einmal ein Nest. Der Regen rinnt dem hängenden Tier an seinem dichten, vom Bauch zum Rücken gesträubten Pelze ab und kann die panzerartige Haut gar nicht netzen. Und ist Familienzuwachs erschienen, so kümmert sich die Mutter nicht einmal darum, wenn man ihr das Junge wegnimmt. Stinkfaul — möchte man sagen. Aber nicht einmal dazu reicht es! Das Tier strömt keine Spur von Geruch aus. Und hier kommen wir dem Geheimnis seines Faulseins auf die Spur: Selbst in größeren Ansammlungen kann es von keinem Feind gewittert werden, sein Aussehen täuscht einen Haufen verschrumpelter Blätter vor, und seine dichte Bepelzung über der lederigen Haut schützt es hinreichend vor gelegentlichen Angriffen. Ein passives Wesen, wie es nur einmal in der Welt hingestellt ist.



„Das schwarze Schaf."

Ein Schandfleck der Familie, der den Zorn der Götter und Menschen erregt — das schwarze Schaf! Und tat-



sächlich hat der Himmel einmal seinem unzweideutigen Mißfallen an diesen Gezeichneten Ausdruck gegeben, indem er in Südfrankreich einen Blitz herunterschickte, der aus einer Herde sämtliche schwarzen Schafe tötete, während alle weißen unbehelligt blieben. Ein beglaubigtes und hübsches moralisches Beispiel ohne Moral. Wir wissen nicht, warum das schwarze Fell den Unmut des Wettergottes erregt haben soll. Vielleicht hat er die menschliche Redensart vom schwarzen Schaf zu wörtlich genommen.

Auch der schwarze Schwan hat sich einmal in das Gehege der Redensarten gedrängt als ein seltener Vogel. „So selten wie der schwarze Schwan" hieß es mit Recht bis zum 15. April 1788. An diesem für den schwarzen Schwan tieftraurigen Datum fand man in Australien den bisher so seltenen Vogel in rauhen Mengen, und die damaligen Entdecker schon bemerkten, daß er nun bald aus dem Sprichwort verschwinden würde. Was auch wirklich geschah.

In diesen „anschwärzenden" Redensarten nimmt der Neger wohl den ersten Platz ein. Und trotzdem bliebe uns der Vergleich „Schwarz wie ein Neger" im Halse stecken beim Anblick eines neugeborenen Negerkindes. Wenn sie das Licht der Welt erblicken, sind auch die Neger — schweinchenrosa.



„Den Stier bei den Hörnern packen."

Eine gute Lehre, die der Vater seinem entschlußunfähigen Sohn auf den Lebensweg mitgibt. Aber selbst dem strengsten Vater stünden die Haare zu Berge, wenn sein naives Kind nun hinginge und die Redensart wörtlich in die Tat umsetzte. Die Kinder der Insel Pulo-Kondor, vor der cochin-chinesischen Küste, sind von dieser Sorte. Dabei sind die Büffel dieses Eilandes so rasend, daß sie die Bäume umreißen, an die sie gebunden werden. Aber die Kinder können die wütenden Tiere seltsamerweise wirklich bei den Hörnern packen, um sie zu leiten. Diese Tatsache erregte schon die Verwunderung der Seefahrer des achtzehnten Jahrhunderts, von denen man erfährt, daß es „bewunderungswürdig ist, wie sanftmütig sich die Büffel gegen die kleinen Knaben bezeigen". Auf dieser Insel hat die Redensart keine Muße gehabt, zur übertragenen Bedeutung zu verblassen.

„Wärst du doch, wo der Pfeffer wächst!"

In den gleichen Winkel der Welt, wo die Kinder den Stier bei den Hörnern packen, schickt uns eine andere Redensart, die den unangenehmen Nebenmenschen freundlich ins Pfefferland wünscht. Nach Indien, mit anderen Worten, oder Ceylon. Jedenfalls weit genug aus dem Weg. Warum kam denn gerade der Pfeffer in den Volksmund? Dieses Gewürz war im Mittelalter ein ungleich wichtigerer Artikel als heutzutage. Besonders in Deutschland und Holland herrschte damals eine unendliche Nachfrage nach dieser scharfen Ingredienz. In jener Zeit schlachtete man in Nordeuropa alles Rindvieh im November, da für das Winterfutter noch nicht der moderne Fruchtwechsel und Rübenanbau

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

sorgte. Mit Nelken und Pfeffer zur Geschmacksverbesserung wurde dieses Fleisch als Wintervorrat dann eingepökelt. Ferner würzte man die Getränke, selbst den Wein, sehr reichlich, und die Fabel, daß Wohlgerüche vor ansteckenden Krankheiten schützten, verhalfen in



den unhygienischen Städten den aromatischen Stoffen Indiens und der malaiischen Inselwelt zu einer ungeheueren Verbrauchssteigerung. Portugiesen und Spanier stritten um den Vorrang in diesem Handel, und sie sandten ihre Schiffe weit, weit weg. Eben ins Pfefferland. Eine Seite der Weltgeschichte und der großen Entdeckungsfahrten hat in der Redensart vom Pfefferland ihren Niederschlag gefunden.

„Was kostet die Welt?"

Eine frohe, unbekümmerte Herausforderung, leicht hinzuwerfen; denn nie erwartet man die runde Summe zu hören. Aber tatsächlich wurde einmal der Preis genannt, und ein Mann kaufte die ganze Welt. Zwanzig Millionen Mark nach heutigem Geld legte er auf den Versteigerungstisch. Nicht viel für dieses Riesenobjekt.



Didius Julianus hieß der reiche Knallprotz, der sich im Jahre 193 unserer Zeitrechnung das römische Reich, die ganze damals bekannte Welt, von der übermütigen Prätorianergarde erhandelte. Aber die erbitterten Legionen eilten aus Britannien herbei, töteten den geschäftstüchtigen Kaiser und setzten Septimius Severus ein, der dem Reiche wieder Ansehen gab.

Trotz seines vielen Geldes war dieser Didius Julianus also doch auf keinen grünen Zweig gekommen. Oder doch? Wenn wir der Auslegung der Redensart vom „grünen Zweig" glauben dürfen, dann bedeutete sie ursprünglich nichts anderes als „aufgehängt" werden, und zwar nicht in der schmählichsten Form „am dürren Holz", sondern an dem für „bessere Verbrecher" reservierten „grünen Zweig". So daß man sich eigentlich hüten müßte, „auf einen grünen Zweig zu kommen".

Ich schlafe ausgezeichnet

Fünf Minuten simple Laienmedizin.

Seit meiner frühesten Kindheit erfreue ich mich eines ausgezeichneten Schlafes, was nicht viele Menschen von sich sagen können. Namentlich in letzter Zeit höre ich so viele Freunde wegen ihrer Schlaflosigkeit klagen, und daß man so schwer Schlafmittel bekomme. Aber ein Schlaf, der nur durch Schlafmittel gewonnen wird, erfrischt nicht und ist nicht viel wert. Da möchte ich nun gern allen, die an Schlaflosigkeit leiden, mein Rezept verraten. Es ist ganz einfach, kostet nichts und man braucht es nicht in der Apotheke zu kaufen.

Seit frühester Jugend hatte ich die größte Freude am Fabulieren. Luftschlösser bauen, Märchen zu träumen mit offenen Augen, das tat ich besonders gern. Sobald wir Kinder zu Bett gegangen waren und unser Abendgebet gesprochen hatten, lag ich noch eine Weile wach und träumte zunächst mit wachen Augen von irgendeinem schönen Märchen, das uns Mutter erzählt hatte, und nach und nach wandelte sich das Märchen, und die Heldin des Märchens war immer — ich. Und das war schön. Von Prinzen und Glück träumte ich und von allem, was mir wünschenswert war. Und als ich größer wurde, da war es kein Prinz und keine Prinzessin mehr, da war es eben ein schöner, junger Mann, der küßte mich und wir gingen zusammen hinauf auf die Berge und sahen die Sonne aufgehen. Und darüber schlief ich immer selig ein. Später kamen dann andere Träume von allem, was ich erwünschte. War es nun ein Erfolg oder ein Glück, ich tat am Abend, wenn ich meine Kleider ablegte und ins Bett schlüpfte, damit auch alle Sorgen und bösen Gedanken fort und dachte nur an schöne Dinge; und damit wurde ich ruhig und entspannt und schlief darüber ein. So kann nun jeder Mensch abends seine Sorgen und Mühen mit den Kleidern beiseite legen und an schöne Dinge denken. Mag es nun eine Freude sein, die man erfahren hat oder erwartet, mag es eine sein, die man anderen gern bringen möchte. Morgens, wenn ich dann erwache, liegt noch der Duft dieser Freude über mir, und der Schlaf war Erquickung. Nicht daß ich vielleicht ein gesunder Mensch bin, o nein, ich bin arg nervös und oft gehetzt, aber meinen Schlaf, den habe ich mir beibehalten, und das kommt nur von der Entspannung am Abend.

Versucht es doch einmal! Nur nicht des Abends daran denken, was man alles am nächsten Morgen an unangenehmen Dingen zu tun hat. Dagegen hilft ein einfaches Mittel. Papier und Bleistift zur Hand nehmen und alles aufschreiben, so braucht es der Kopf nicht mit in den Schlaf zu nehmen oder gar das Herz. Und nur an schöne Dinge denken! Ich bin nun später Schriftstellerin geworden, und so lag mir wohl die Freude am Fabulieren und Träumen im Blut, aber nicht nur ich kann schöne Dinge träumen und sie dabei gleich — erleben. Jeder kann es, der es versuchen will. Oft hilft auch ein gutes Buch kurz vor dem Einschlafen. Ich lese auch immer ein wenig aber nur einige Seiten, dann lösche ich das Licht und meine Träume nehmen mich auf. Und so hoffe ich auch dereinst, wenn ich den dunklen Weg werde gehen müssen, der keinem von uns erspart bleibt, hinüberzuträumen mit dem festen Willen, an irgendeinem Morgen zu neuem und — schönerem Leben zu erwachen.

Z.

Die Prämie

Ein Wissenschaftler, dessen Studienzeit sehr entbehrungsreich gewesen war, so daß er einmal sogar von einem Bürger einen Taler borgen mußte, hatte dieses Darlehen dann völlig vergessen. Fast dreißig Jahre später, als sein Name längst in aller Munde war, suchte der Mann ihn auf, um ihn an seine Schuld zu mahnen. Nun fiel es ihm wieder ein. Er griff sich an die Stirn und rief nach seinem Diener, dem er befahl, von einem Schranke ein Buch, das er ihm bezeichnete, herunterzuholen. Dieses Buch, das ganz verstaubt, von Motten zerfressen und Mäusen angenagt war, übergab der Gelehrte seinem Gläubiger mit den Worten: „Hier! Nehmen Sie dies!" Als der überraschte Bürger zögerte, es zu nehmen, drängte der Gelehrte: „Nehmen Sie! Nehmen Sie! Es ist eine Prämie, die ich einst als Schüler für mein gutes Gedächtnis erhielt. Sie sind ihrer würdiger als ich, denn Ihr Gedächtnis ist weit besser als meines!"

W.

Kritik

Im Literatenkaffee des alten Wien sprach man einmal über einen neuen Schauspieler, und ein Bekannter Bauernfelds meinte, daß jener alle Leidenschaften zu erregen wisse. — „Stimmt", bekräftigte da Bauernfeld, „vor allem Mitleid und Freude: jenes, wenn er spielt und diese, wenn er abgeht!"

Humor

„Herr Doktor, Sie müssen mich unbedingt von meiner Zerstreutheit befreien, es wird immer schlimmer damit. Als ich neulich auf der Jagd war, da bemerkte ich zu meinem Schreck, daß ich mein Gewehr vergessen hatte."

„So, so, wann haben Sie das denn bemerkt?"

„Leider erst in dem Augenblick, als ich meiner Frau den Hasen und das Rebhuhn auf den Tisch legte."

*

Erika schaute interessiert einem Fußballspiel zu. Und als die Spieler schließlich den Platz verließen, meinte sie: „Na, hoffentlich sind sie sich nun endlich einig geworden, wem der Ball gehört!"

*

„Wie alt ist Erna eigentlich?"

„Das ist es ja eben, sie sagt das nie!"

„Aha, das habe ich mir doch gedacht, daß sie in diesem Alter sein müßte!"

*

„Ein schönes Alter hat Ihr Onkel erreicht, fünfundneunzig Jahre, das ist nicht alltäglich, und war er eigentlich bis zuletzt im Besitz seiner geistigen Kräfte?"

„Das kann ich Ihnen jetzt noch nicht sagen, das Testament wird erst in vierzehn Tagen geöffnet."



Einverleibungswünsche.

Die rote Katze: „In meinem Magen, liebe Mäuse, ist es urgemütlich, und ich nehme nicht den geringsten Einfluß darauf, was jeder dort macht."

Zeichnung: Kraft.

„So lange Zeit darf es aber nicht dauern, wenn Sie dem Patienten einen Zahn ziehen. Das darf nicht wieder vorkommen."

„Das wird es auch nicht. Dieser Herr hat mir gestern auf dem Vereinsball das Mädchen abspenstig gemacht, das ich heiraten wollte", sagte der Assistent.

*

„Warum machst du dich denn noch nicht fertig, um acht beginnt doch schon der Ball!"

„Ich muß erst noch einen Eilbrief abwarten."

„Einen Eilbrief, was hat denn der mit dem Ball zu tun?"

„Da ist doch mein neues Kleid drin, Süßer!"

*

„Herr Ober, verbrennen Sie sich Ihren Daumen nicht an der Suppe!"

„Keene Bange nich, Herr, das bin ich schon so gewöhnt, und außerdem ist sie gar nicht mehr so heiß."

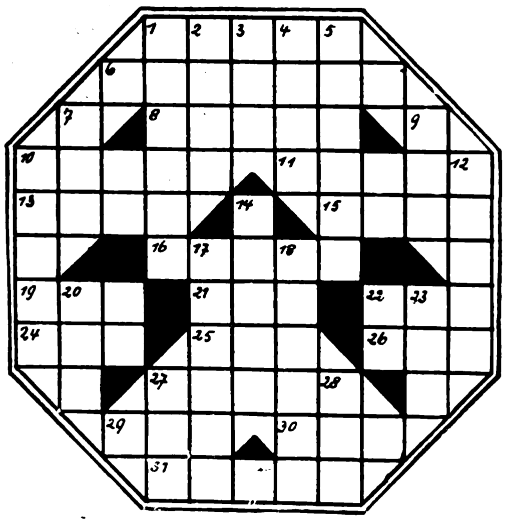
*

„Von dem Wein, den Sie da trinken, habe ich noch elf Flaschen seit fünfzehn Jahren im Keller liegen und noch keine getrunken."

„Das kann ich Ihnen lebhaft nachfühlen!"

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Strom in Sowjetrußland, 6. Saum, 8. Not, 10. italien. Dichter, 11. Land in Afrika, 13. Liliengewächs, 15. Feldherr Wallensteins, 16. Verkaufsraum, 19. Gattung, 21. türkische Kopfbedeckung, 22. Tanzschritt, 24. Farbe, 25. arab. Titel, 26. Niederlassung, 27. hasten, 29. Tauchervogel, 30. Wassergeist, 31. Haustier. Senkrecht: 1. Raubtier, 2. Hauptstadt von Norwegen, 3. nordischer Dichter, 4. Stadt in Belgien, 5. männl. Vorname, 7. geograph. Begriff, 9. Strom in Afrika, 10. Asiate, 12. Stadt in Westfalen, 14. Vorbild, 17. Erdteil, 18. Extrakt, 20. europ. Hauptstadt, 22. Fluß in Italien, 23. Stadt an der Mosel, 27. nordischer Hirsch, 28. Verneinung.

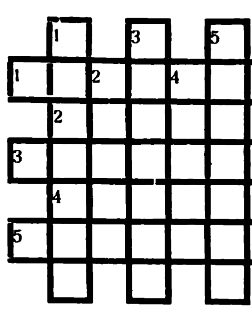
Silbenrätsel

Aus den Silben bal der des e ei em en ge ge ha i ka kel kom la lab lauf le lot ma me mer mi mis nach nah ne ne neh nor nu o on on pe pli ra ra rap ree sal sar ski ten ter ti ti tik to un werden 17 Wörter gebildet, deren 1. Buchstaben von oben nach unten, die letzten von unten nach oben gelesen einen Aufruf für das Winterhilfswerk ergeben.

1. Verwicklung, 2. Verpackung, 3. Donauzufluß, 4. postalische Einrichtung, 5. Tierprodukt, 6. Schiffseigner, 7. Sportart, 8. Weissagung, 9. Erquickung, 10. Glücksspiel, 11. griech. Gott der Unterwelt, 12. Geschäftsmann, 13. Schicksalsgöttin, 14. Gesamtheit der Zeitgenossen, 15. Harzart, 16. Pferd, 17. Münzenkunde.

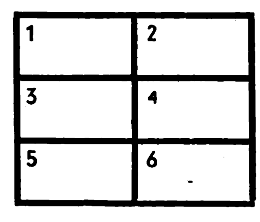
1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 ....

Magische Figur



Die Buchstaben a a a a b b e e i i i i i k k l l l l n n o o p p p p s s s s t t t t t u u werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Schweizer Bergmassiv, 2. Stein zum Ätzen, 3. Abschnitt, 4. Riese, 5. ital. Fluß.

Silbenkreuz



1—2 Fluß in Frankreich
1—4 Gewebe
2—5 Strom in Sowjetrußland
3—4 Vortrag
3—6 Niederschlag
4—6 Waffe
5—3 Handelsobjekt
5—4 Körperteil
5—6 Gefährt
6—3 Art

Zahlenrätsel

1 6 7 8 9 10 11 2 12	Land in Asien
2 8 5 4 13 5 9 8	weibl. Vorname
3 2 10 5 4	Stadt in der Schweiz
2 1 5 4 5 9	Pflanze
4 9 3 5 4 4 5	Insekt
5 9 14 13 5 12 4 2 6 3	Ordenserhöhung
6 12 8 9 12 5	Wassernixe

Die ersten und letzten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, nennen den Titel eines Schillerschen Trauerspiels.

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Wolga, 6. Lisiere, 8. Elend, 10. Tasso, 11. Tunis, 13. Aloe, 15. Illo, 16. Laden, 19. Art, 21. Fes, 22. Pas, 24. rot, 25. Ras, 26. Ort, 27. eilen, 29. Alk, 30. Nix, 31. Katze. Senkrecht: 1. Wiesel, 2. Oslo, 3. Lie, 4. Gent, 5. Arduin, 7. Tal, 9. Nil, 10. Tatar, 12. Soest, 14. Ideal, 17. Afrika, 18. Essenz, 20. Rom, 22. Po, 23. Ars, 27. Elk, 28. nie. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Komplikation, 2. Emballage, 3. Isar, 4. Nachnahme, 5. Entenei, 6. Reeder, 7. Skilauf, 8. Orakel, 9. Labsal, 10. Lotto, 11. Hades, 12. Unternehmer, 13. Norne, 14. Generation, 15. Elemi, 16. Rappe, 17. Numismatik. „Keiner soll hungern, keiner soll frieren." ✱ **Magische Figur:** 1. Pilatus, 2. Lapis, 3. Kapital, 4. Titan, 5. Busento. ✱ **Silbenkreuz:** 1. SEI, 2. NE, 3. RE, 4. DE, 5. Wa, 6. GEN. ✱ **Zahlenrätsel:** Kurdistan, Adelheid, Basel, Akelei, Libelle, Eichenlaub, Undine. „Kabale und Liebe."



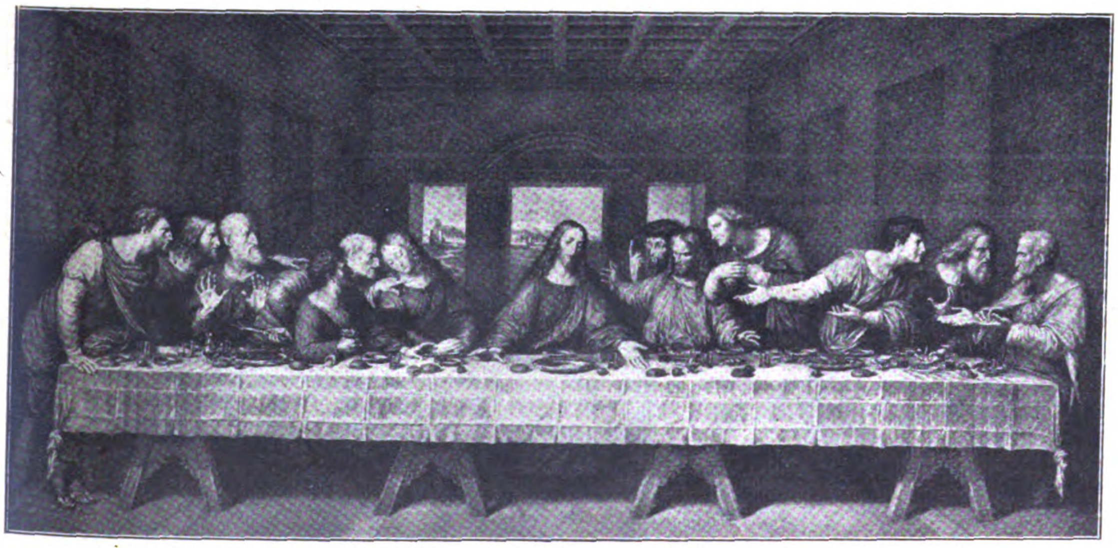
Die Stätte des weltberühmten Gemäldes Leonardos.
Das ehemalige Kloster Santa Maria delle Grazie in Mailand, das 1464 gegründet wurde. An der Westseite der Klosterkirche, deren Querschiff und Chor mit der schönen Kuppel von Bramante, dem Vorläufer Rafaels beim Bau der Peterskirche, stammen, lag das Refektorium mit dem berühmten Abendmahl des Leonardo da Vinci

HEROSTRAT ROOSEVELT WÜTET GEGEN LEONARDO

Leonardo hatte, wie überliefert ist, für die in Gruppen zu je drei Figuren gegliederte, aber durch Handbewegungen und Blicke zu einer Einheit verbundene Abendmahlsgesellschaft eine Unzahl von Vorstudien geschaffen. Zunächst ergründete er die Charaktere, die er darstellen wollte; dann suchte er nach Modellen, die dafür in Betracht kamen, an Orten, wo Menschen der gewünschten Art zusammenzukommen pflegten, und beobachtete dort ihre Gesichter, ihr Benehmen, ihre Gewohnheiten und Bewegungen, um das Passende sogleich in sein Skizzenbuch einzutragen, das er am Gürtel befestigt immer bei sich trug. **Am längsten hielt er nach dem Judas und dem Christus Ausschau. Um den Judas zu finden, besuchte er über ein Jahr lang täglich zwei Stunden ein mit Verbrechern gefülltes Zuchthaus. Den Jesus malte er schließlich aus der Vorstellung.**



Roosevelts Luftminen gegen Leonardos Abendmahl.
Das Abendmahlsbild zählt bekanntlich zu den größten Kulturschöpfungen der Welt. Die Stirnwand des Speisesaales der Dominikanermönche, die der große Maler mit dem herrlichen Werke schmückte, steht noch, freilich kein Verdienst der Terrorflieger, die die Kirche verwüsteten. Eine Bretterwand, eine Schicht Sandsäcke und abermals eine Bretterwand — so gut es geht, versuchen die Kunsthüter hier einen der kostbarsten Schätze der Welt zu bewahren



Leonardos Abendmahl nach dem Stich von Rafael Morghen von 1800.
Das Gemälde ist oft in Gefahr gewesen zerstört zu werden. Eine sehr harte Bedrohung erfuhr es 1796, als das Refektorium auf Geheiß eines französischen Generals als Heuschober verwendet wurde, und zwar, obwohl General Napoleon Bonaparte — wie man bei Goethe lesen kann — zuvor einen Befehl erlassen hatte, „daß hier keine Kriegswohnung seyn, noch andrer Schaden geschehen solle" Die jetzt auf Totalvernichtung hinzielende Gebäudezerstörung ist um so schmerzlicher, als schon die besten Konservatoren um die Erhaltung des durch seine Temperatechnik hochempfindlichen Kunstwerks bemüht waren. Gewiß hatte das Bild in den Jahrhunderten seit seiner Entstehung in dreijähriger Arbeit 1495—1498 schon schwer gelitten, aber dennoch vermochten auch die gewissenhaftesten Nachschöpfungen, deren es viele gibt, keinen Ersatz für das noch so verdorbene Original zu bieten



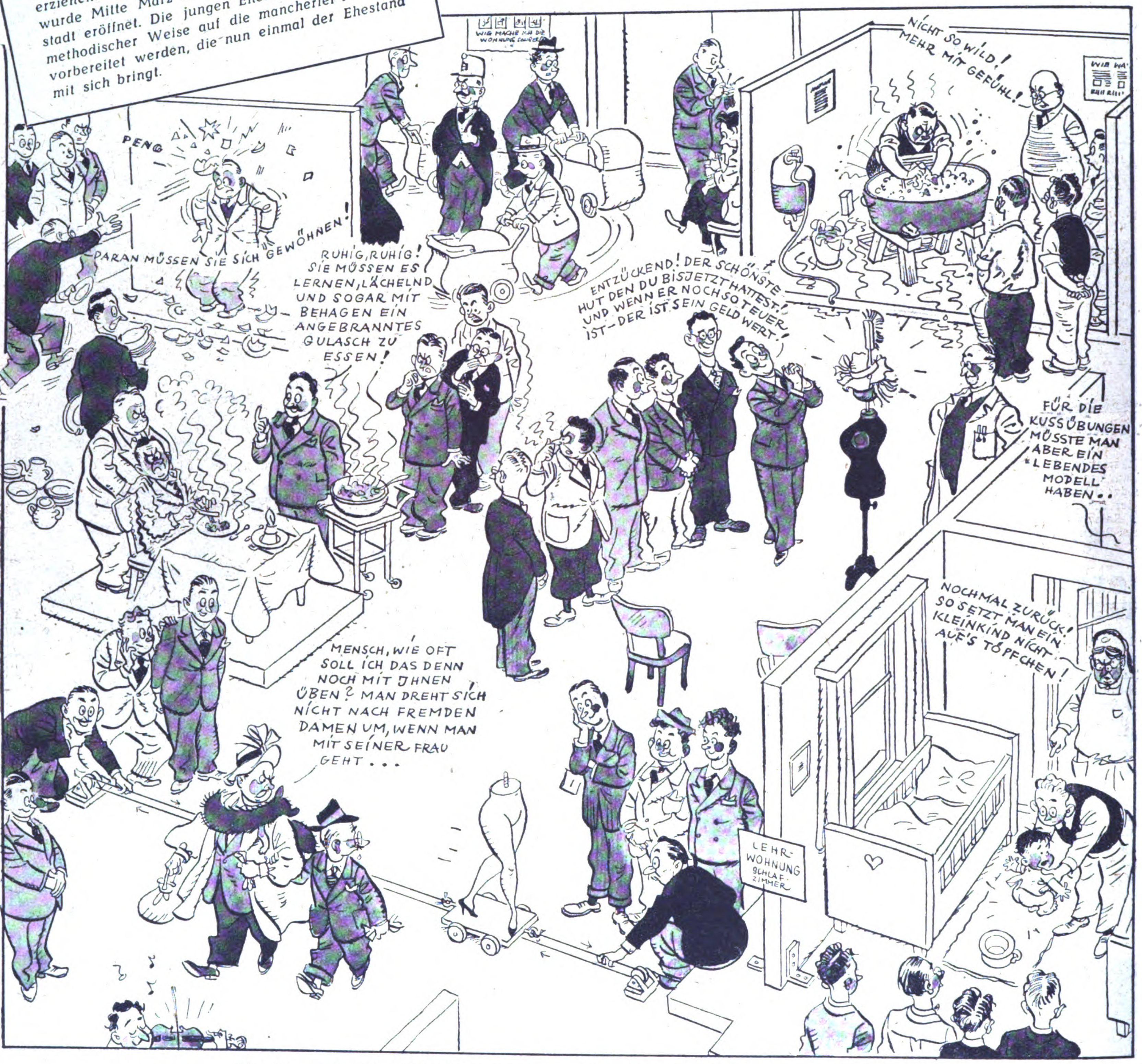
Die Kehrseite der Mauer, die das Gemälde trägt,
ist genau so abgestützt wie die Stirnseite. Die immer von neuem wiederholten verbrecherischen Bombenangriffe auf Gipfelstätten der Menschheitskultur lassen es allerdings als sehr zweifelhaft erscheinen, ob dies berühmteste Leonardo-Werk gerettet wird

Aufnahmen: Adrian; Hanfstaengel.

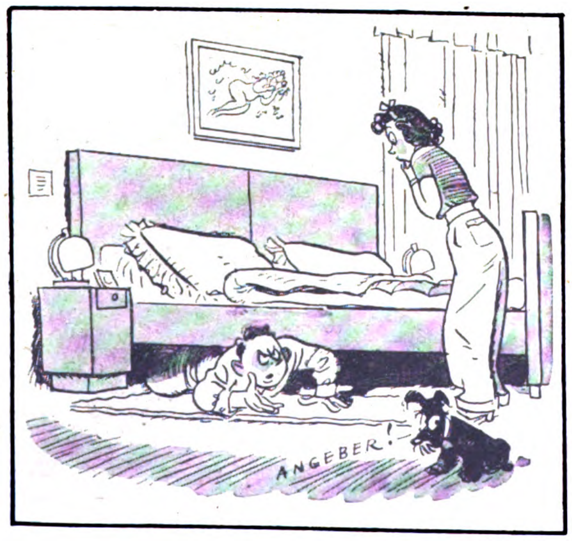
Da freut sich dann die Erika

BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER

Daß es Bräuteschulen gibt, ist eine bekannte Tatsache. In manchen Ländern begnügt man sich aber nicht allein damit, sondern man will, folgerichtig, nun auch die jungen Männer für die Ehe erziehen. Eine sogenannte „Bräutigamschule" wurde Mitte März in einer europäischen Hauptstadt eröffnet. Die jungen Eheanwärter sollen in methodischer Weise auf die mancherlei Pflichten vorbereitet werden, die nun einmal der Ehestand mit sich bringt.



Mit den modernsten Unterrichtsmethoden werden die eifrigen Schüler gewissenhaft auf ihren kommenden Aufgabenkreis vorbereitet.





Die Bemitleidenswerte, die den besten Schüler der Bräutigamsschule zum Mann bekommen hat. „Das nennt ihr Staubwischen? Kinder, Kinder, mir könnt ihr doch nichts vormachen! Wo ich gerade im Staubwischen so gut war!!"



Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München.
A B C D E F G 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München

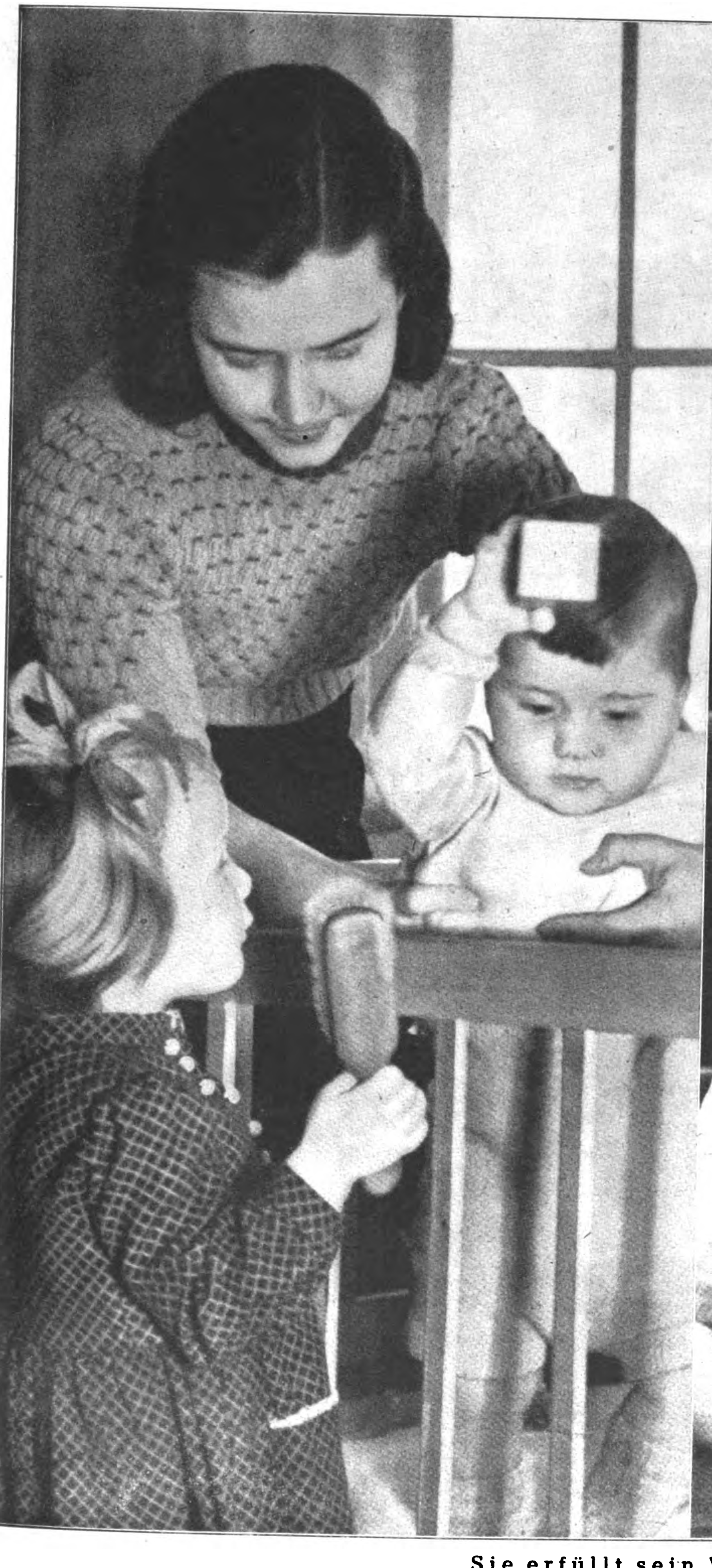
Preis 20 Pfennig

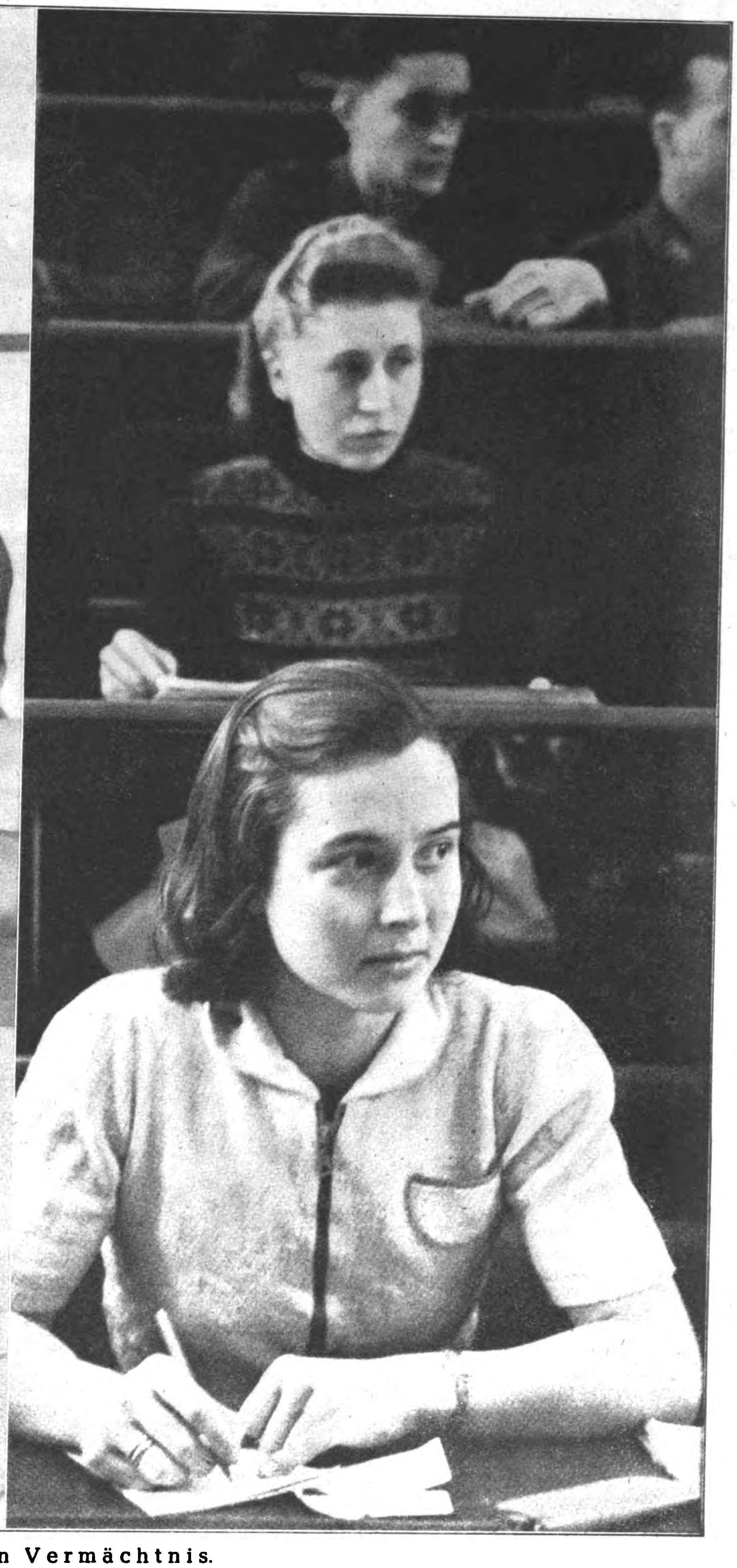
DONNERSTAG, 13. APRIL 1944
19. JAHRGANG :•: FOLGE 15

Mit herzlichen Heimatgrüßen
an die Front von:

Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22





Sie erfüllt sein Vermächtnis.

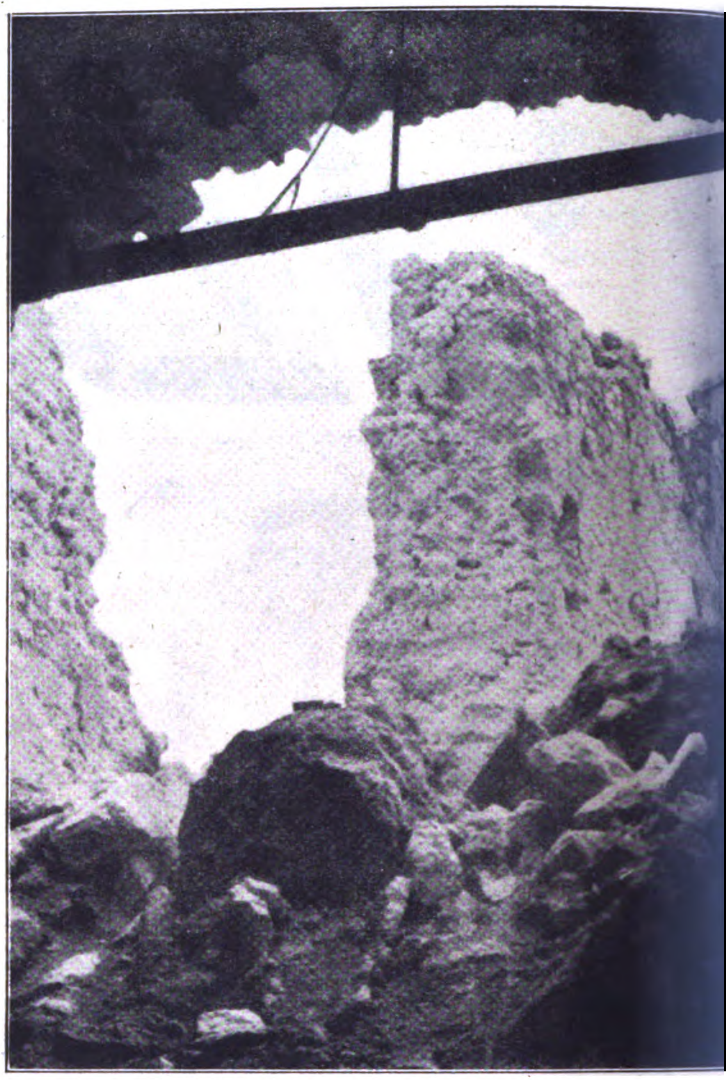
Frau Sch., Mutter von zwei Kindern, will den Wunsch ihres gefallenen Mannes erfüllen, ihr schon früher begonnenes Studium der Medizin zu beenden. Das Universitätsinstitut, in dem sie sich auf ihren Beruf vorbereitet, hat eine Einrichtung geschaffen, die es den studierenden Müttern ermöglicht, ihre Kinder trotz des Studiums mitzuüberwachen.

Bildbericht von Haine (PBZ.).



Der Aufstieg in die Bergstellungen der Cassino-Front

Eine Fallschirmjägerkampfgruppe zieht mit Waffen, Gerät und Sturmgepäck beladen den mühevollen, steinigen Pfad nach oben. Vier Stunden dauert dieser Anstieg.



Achtung ... der Weg ist frei!

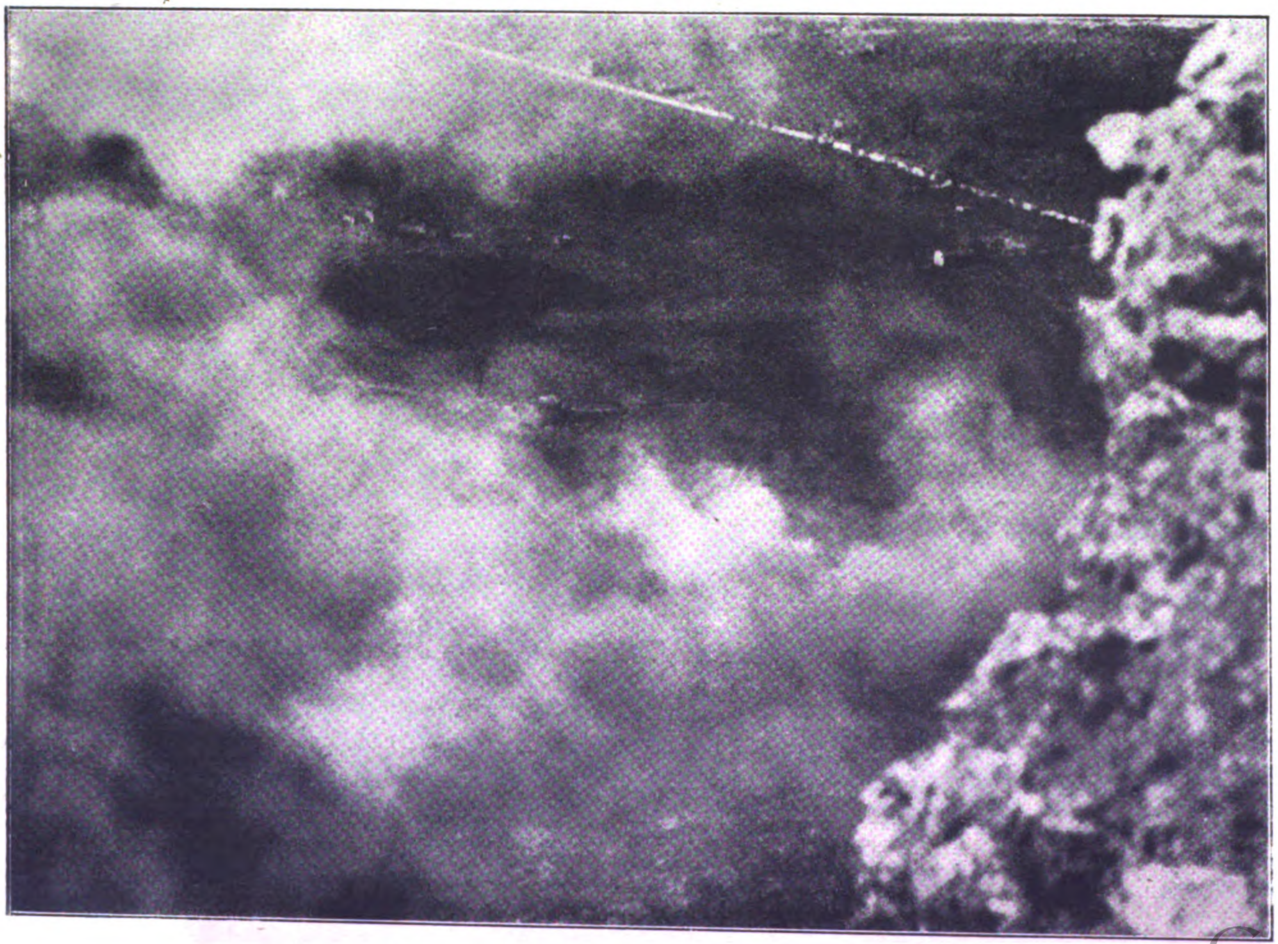
Das zerstörte Kloster Monte Cassino erhält mit uhrwerkartiger Regelmäßigk- das Störungsfeuer der britischen Artillerie. Der Melder wartet den Einsc- ab. Klatschend fahren die Granatsplitter und Steinbrocken gegen die Wänd- Jetzt ist der Weg frei zum Gefechtsstand der Fallschirmjäger. Blitzschne- überquert der Melder den gefährdeten Raum.



Überraschung für die Angreifer

In den Trümmern des zerstörten Klosters, das jetzt in unsere Hauptkampflinie miteinbezogen wurde, haben sich die kleinen, aber kampfkräftigen Trupps unserer Fallschirmjäger festgesetzt

DIE HELDEN VON MONTE CASSINO



Rollendes Artilleriefeuer der Briten und Amerikaner liegt auf dem Cassino-Massiv und im Cassino-Tal.

Das schluchtenreiche, von Höhlen durchfurchte Gelände bietet unseren Fallschirmjägern Deckung und Sicherheit



Ungeahnte Kunstschätze

fielen den Terrorbombern zum Opfer. Nur ein kleines Beispiel: Torso des Benedikt







Links:
Oberst Heilmann
der Kommandeur eines Fallschirmjäger-Regimentes, das die Trümmerstätte von Cassino heldenhaft verteidigt, wurde vom Führer mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet.

Wie Katzen
geschmeidig in die zackigen Brocken des zerrissenen Gesteins eingeschmiegt, fangen unsere Fallschirmjäger die immer von neuem vorgetragenen Angriffe der Anglo-Amerikaner auf.



Links:
Trotz Bomben und Granaten
Unerschütterlich sind unsre Tapferen.

PK.-Aufnahmen:
Kriegsberichter Beuschel (4), Czirnich (3), Schneiders (1), Dr. Stocker (1).



Solch eine Brücke
hält schwerstes Trommeln aus. Nur manchmal gibt's nasse Füße.



Ihr Ziel: rastloser Dienst am Volke.
Im Hörsaal des anatomischen Instituts begegnen wir Frau K. (links), die Mutter eines Kindes ist und nach dem Heldentod ihres Mannes das mit Kriegsbeginn unterbrochene Studium wieder aufgenommen hat. Sie steht schon im neunten Semester. Frau Z. (Mitte), ebenfalls glückliche Mutter, studiert im siebenten Semester und hat die Absicht, nach Abschluß des Studiums als Kinderärztin zu praktizieren. Frau Sch. (rechts), Mutter von zwei Kindern, hofft einmal die Praxis ihres gefallenen Mannes übernehmen zu können.

Bildbericht von Haine (PBZ.).

Frau Dr. med.

DIE PRAXIS DES MANNES WIRD WEITERGEFÜHRT



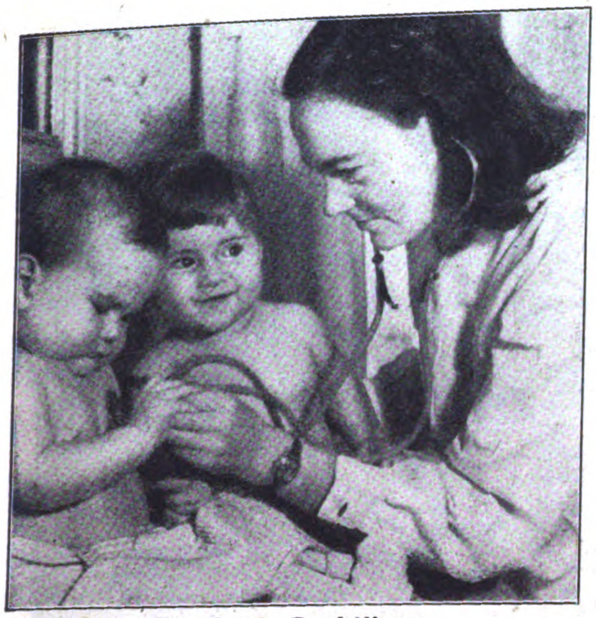
← **Zu zweit lernt sich's besser!** Bis tief in die Nacht wird gebüffelt.



← **Die Aussprache** vertieft oft das Verständnis. Frau Sch. (rechts) und Frau W. mit einem Studienkameraden im Präparatsaal.

→ **Tante Schwester.** Während die Mütter ihrem Studium obliegen, das einmal vielen Volksgenossen Hilfe bringen soll, sind ihre Kinder in bester Obhut bei der Schwester.





Das beste Praktikum.
Frau Z., die künftige Kinderärztin, überwacht zugleich den Gesundheitszustand der Kinder ihrer Studienkameradinnen.



Ein paar Augenblicke täglich
müssen trotz aller Vorbereitungsarbeit dem Kind gewidmet werden



Aber am Sonntag gehören sie allein ihren Kindern.
Dann muß Mutti mitspielen; dazu gibt es natürlich auch für die Kinderstube eine ganze Menge Arbeit, die bekanntlich ja nie abreißt.



ARBEITSMAID HELGA ERZÄHLT:

Das war Emma!

Heute sind wir zu zweien den Berg zum Tannerhof hinaufgestiegen. Ursel, die Kameradin aus dem Lager, war mitgekommen, weil besonders viel Arbeit auf uns wartete. Und das alles wegen Emma! Gleich am ersten Tag, als ich sie sehen durfte, stand es für mich fest, daß dieses runde dicke Etwas nur Emma heißen kann, und wir zwei sind dann auch immer herrlich miteinander ausgekommen. (Schluß auf Seite 9.)

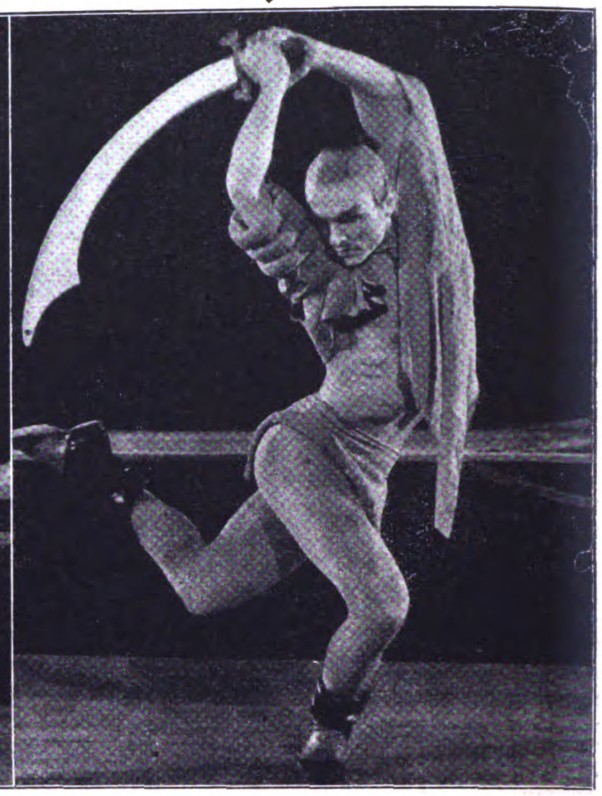
Das sind die Schattenseiten!
Aber wenn man mit dem nötigen Humor drangeht, ist alles halb so schlimm, und Emma braucht doch auch ein schönes und reines Zuhause.

Doch so traurig es ist,
daß unsere gute Emma ihr Leben lassen mußte, die Blutwurst schmeckte herrlich, und Ursel und ich haben zum erstenmal ein richtiges Schlachtfest beim Bauern miterleben dürfen.

Aufnahmen: Erich Bauer.







Märchenfiguren um Turandot: der tanzende Henker.
Das alte Märchen von der Prinzessin Turandot, das durch Schillers Schauspiel in die Weltliteratur überführt wurde, hat die Anregungen zu einem Ballett abgegeben, das in der Dresdener Staatsoper zur Aufführung gelangte. Der Schöpfer des Balletts ist Luigi Malipiero, die Musik schrieb Gottfried v. Einem. Die schöne Prinzessin, die ihre Freier auf die Weisheit des Herzens prüft, läßt alle Nichtwissenden köpfen. Drohend demonstriert der Henker (Heinz Dittrich) die stetige Bereitschaft seines Schwertes.

Prinzessin Turandot



Links:
Prinzessin Turandot,
die sich mit grausamer Strenge nur dem Weisesten vermählen will, der ihre drei Rätsel zu lösen vermag.
(Turandot = Evelyne Marek.)



Rechts:
Der Zeremonienmeister.
Gino Neppach verkörpert mit edler Gebärde den wichtigsten Beamten am Hofe.



In einem pantomimischen Spiel von starker Wirkung
rollen die Bilder des Balletts am Auge des Zuschauers vorüber.
Aufnahmen: Tschira-Bilderdienst.



Prinz Kalaf glückte die Lösung des dritten Rätsels.
Turandots Stolz bäumt sich auf. Wird der Henker wider alles Recht auch hier dem Wink der Prinzessin gehorchen? (Prinz Kalaf, rechts im Bild = Franz Karhanek.)

Mit Frachtdampfer nach Schweden

EIN FRÖHLICHER ROMAN VON FR. OST

I.

„Wenn ich noch den Paß einsehen darf?" verlangte der junge Mann am Schalter der Deutsch-Schwedischen Reederei.

„Bitte!"

„Wir behalten ihn nicht, Herr Hauptmann bekommen ihn sofort zurück, es handelt sich nur darum, die Eintragungen mit dem Fahrtschein in Übereinstimmung zu haben."

„Bitte!"

Ich bin wohl etwas lakonisch, dachte Hauptmann a. D. Erich Gartner, aber es ist recht schwül für diesen Hamburger Julivormittag. Weiß auch nicht, ob die Fahrt mich aufkratzen wird. Eine Idee übrigens, die beim Barbier anfing. Dort lag der Prospekt der Reederei zur Einsicht aus. Zwischen Haareschneiden und Rasieren war ein Entschluß gefaßt, mit einem Frachtdampfer eine gute Woche lang nach Gotenburg in Schweden zu fahren. Schon recht, irgendwie würde auch diese Zeit vergehen.

„Herr Hauptmann haben Glück", der junge Mann lächelte ganz unförmlich, „Sie bekommen eine zweibettige Kabine für sich. Das heißt, zunächst für sich allein, wenn nicht bis nachmittag noch eine letzte Anmeldung eingeht."

„Das verhüte Gott, die Reederei und Neptun", sagte Hauptmann Gartner.

„Es sind im ganzen nur acht Plätze vorhanden, in vier Kabinen. Die Fahrt ist sehr begehrt, und wir sind auf jeden Passagier angewiesen."

Hier unterbrach Hauptmann Gartner den eifrig schreibenden, sprechenden und schwitzenden jungen Mann.

„Ließe es sich nicht doch einrichten, daß die letztere Eventualität ausschiede, nämlich mein noch nicht vorhandener Kabinengenosse gar nicht erst das Licht der Welt durchs Bullauge der Kabine erblickte?"

„Bedaure, meine Rücksicht auf das Wohlergehen der Reederei —"

„Weiß schon, von der Dividende der Reederei hängt die Verpflegung der Passagiere ab, die Stimmung des Stewards und der Humor des Kapitäns!"

„Mit unserer hervorragenden Verpflegung werden Herr Hauptmann zufrieden sein, prima, prima, ohne Übertreibung. Und wenn unsere Passagiere noch die Smorrebrode in Schweden gegessen haben, kommt, wie der Koch zu sagen pflegt, mehr aus der Messe heraus, als serviert wurde!"

„Sie meinen aus den Passagieren!"

Der junge Mann legte den Füllfederhalter ab und sah Hauptmann Gartner verständnislos an. „Aus den — —", dann hatte er begriffen: „Ha, ha — das soll bei Seekrankheit schon dagewesen sein! — Aber haben Herr Hauptmann schon eine Seereise gemacht?"

„Ein wenig, junger Mann, mit und ohne Opfer. So'n halbes Dutzendmal nach Afrika und zurück. Ich war früher dort Farmer."

Es konnte eine Verbeugung sein, die der Gehilfe ausführte, vielleicht auch eine Anerkennung, gewissermaßen ein seelisches Händeschütteln zwischen Vertreter der Reederei und Passagier.

Was gab's da zu reden. Der Hauptmann bekam seine Papiere und einige mündliche Anweisungen. Ein Hamburger Junge kann sich tief in die Gefühle eines Passagiers hineinversetzen, der schon zur See gefahren ist, aber er hat eine kontorbocküberhöhte Stellung dem armen Sterblichen gegenüber, dem dies Glück noch nicht widerfuhr, selbst dann, wenn er, der Reedereivertreter, nur bis Blankenese mit einem alten Raddampfer bewegt wurde. Sicherheit über alles. Wer schon Bescheid weiß, für den genügt ein verständnisvoller Blick, für den anderen liegt eine Geste bereit, die, wie die Hand eines Magnetiseurs, sanft alle Bedenken entschlummern läßt. ‚Dienst am Kunden', nur eine schwache Redensart im Vergleich zu der Sorgfalt, die Reedereien ihren Passagieren angedeihen lassen. Auch ein kleiner Frachter fühlt sich, gemessen an einem Luxus-D-Zug, wie eine bewährte Amme gegenüber einem dem platten Lande entsprossenen Kindermädchen.

„Wer fährt noch mit?"

„Oh — die Passagiere — die Fahrtscheine sind grade in der Kanzlei —, Herr Hauptmann können versichert sein — —"

„Weiß schon —, nur nette Menschen. Bloß keine Abschreckungsmittel, das Wohlergehen der Reederei usw."

Sie lächelten sich verständnisinnig zu und schieden mit höflichen Verbeugungen.

*

Die Julisonne sog um zwei Uhr nachmittags aus dem Gebälk und den Eisenpfeilern der Hamburger Landungsbrücken die leichten Geruchsspuren von Teer und Ölfarbe heraus. Die Werften drüben flimmerten im gleißenden Auf und Ab lachender Sommerhitze. Jollen und Bugsierdampfer flitzten durch den Hafen kreuz und quer, und schwerfällige Fähren und Passagierdampfer krochen dazwischen wie schillernde Riesenkäfer. Bugwellen sprühten, klatschten, und die Menschen an Bord ließen den Fahrwind um ihren Körper wehen, dem hitzevertrockneten Innern die nötige Kühlluft zuführend.

Dicht hinter der Hochbahnstation Baumwall stoppte am Straßenrande eine Autodroschke.

Mit vorsichtig tastenden Beinen nagelte ein Herr zur Erde, dem eine Anzahl kleiner Gepäckstücke anhingen. Ein dürrer Fünfziger, in dunkler Sportjacke, dunklen Breeches, Wickelgamaschen und vorsintflutlichem Strohhute, einem Butterblümchen. Während der Chauffeur zwei mit Blechecken beschlagene Pappkoffer vom Vordersitze aufs Pflaster stellte, versuchte dies auf der anderen Autoseite mit sich selbst eine große korpulente Dame.

„Reinhold, sind wir da?" entquoll es ihren von der Hitze leicht aufgegangenen Lippen.

„Reinhold, sind wir — — —"

„Es müßte hier sein, Adelheid —, aber mir scheint, man hat uns mit ungenauen Angaben über unser Ziel irregeführt. Denn wenn ich bedenke, daß uns ein Boot zum Dampfer bringen soll, so kann ich nur feststellen, hier sind überhaupt keine Boote."

Bei diesen Worten sah der Studienrat Reinhold Bestvater seine Ehehälfte durchdringend an, über sie hinweg und immer noch schnurstracks in die Straße hinein.

„Aber Reinhold, wenn wir dieses Boot verpassen! Das viele Geld umsonst ausgegeben! Um in Hamburg auf der Straße zu stehen, brauchten wir die weite Reise von Berlin nicht zu machen."

Da tippte der Chauffeur die Dame vorn auf die Achsel: „Wollten Sie nicht zur ‚Anne-Marie'?" Es gelang Frau Adelheid Bestvater grade noch, entrüstet über den „Fingerzeig", hinter das Auto zu springen, soweit von springen die Rede sein kann. Da hatte sich der Chauffeur schon auf des Herrn Studienrats zustimmendes Kopfnicken herumgedreht, zwei Finger in den Mund gesteckt und einen schrillen Pfiff in die Gegend entlassen.

Als beide Ehegatten entsetzt herumfuhren, sahen sie dasselbe, was auch der Chauffeur sah. Unter ihnen lag in einem kleinen Hafen, wie eine Flotte von Nußschalen im Waschbecken, dicht zusammengedrängt eine ganze Flottille von Jollen und anderen Motorbooten. Sie waren verlassen im Sonnenbrand. Aber auf den Pfiff hin tauchte in einer der Motorjollen hinter der Steuermannswand die hemdsärmelige Gestalt eines Mannes auf, und der Wink des Chauffeurs mit dem Daumen auf das Ehepaar Bestvater veranlaßte ihn, sich langsam auf eine Treppe in der Kaimauer hin in Bewegung zu setzen.

„Das ist es?" murmelte der Studienrat reichlich verwirrt. Aber der Chauffeur sagte nur kurz: „Vier vierzig."

„Wo?" fragte Frau Adelheid.

„Hier — vier — vierzig!"

„Ich glaube Reinhold, du sollst den Mann bezahlen", meinte die keuchende Frau Studienrat.

„Das meine ich auch", brummte der Chauffeur.

„Aber lieber Mann", der Studienrat wurde sichtlich unruhiger und seine Augen irrten umher, „Sie können uns doch mit dem ganzen Gepäck nicht auf der Straße stehen lassen!"

„Das macht vier vierzig, mein Herr, hier ist die Uhr!" Inzwischen telegraphierte aber sein rechter Arm mit dem Decksmann der Motorjolle. Der Mann kam langsam und bedächtig näher. Es überraschte die Ehegatten einigermaßen, als ein Vierter neben ihnen fragte: „Anne-Marie?"

Ein Wort der Erlösung! Nur der Blick des Mannes auf das Gepäck, ein weiterer auf die Sonne, ein dritter zum Boot und ein vierter um die Gestalten der Gepäckbesitzer herum irritierte die Seereisenden.

Trotzdem schoben sich die Koffer gleich darauf in den Händen des Decksmannes, kaum merklich vom Erdboden entfernt, sichtbar vorwärts, und während Frau Adelheid nicht wußte, sollte sie ihrem Ehemann aufpassen, daß er nicht zu viel bezahlte, oder die Koffer in fremden Mannes Hand nicht aus den Augen lassen, waren diese schon die Treppe der Kaimauer hinabgeschwankt und landeten in der Jolle.

Das war eine stumme und doch fast zwangsweise Aufforderung für den Studienrat Bestvater und seine Frau Adelheid, den Spuren zu folgen. Und nach einmaligem Auswischen des Schweißleders der Butterblume und dreifachem Versuche, von der Treppe aus das leicht schwankende Boot zu erreichen, aber Adelheid nicht in den Tiefen der Elbe zu verlieren, fanden sie sich auf einer langen, von der Sonne krachend heißen Seitenbank an Bord wieder.

Fünf Minuten später kam von der Hochbahntreppe herab Hauptmann Gartner. Er hatte trotz der Hitze einen mehrfach bewährten blauen Anzug an, seinen langen Körper schloß eine Schiffermütze ab. In der Hand trug er eine Reisetasche, Modell Onkel Bräsig, in Leder übersetzt.

An der Kaitreppe stieß Hauptmann Gartner mit zwei Menschen zusammen, die demselben Ziele zustrebten und ihn veranlaßten, um sein Staunen nicht stärker bemerkbar werden zu lassen, diesem Paare den Vortritt einzuräumen. Eine sehnige brünette junge Frau schleppte mit ihrem Manne, einem schlanken, rotbäckigen Jünglinge, etwas zwischen sich, das, so undefinierbar es wirkte, dem Hauptmann Gartner ein mit Stricken wohlverschnürter und recht oft gebrauchter Schlafsack zu sein schien. Die braune, handfeste Kleidung der Dame wurde von einem Rucksack riesigen Ausmaßes gewetzt, den sie in der anderen Hand trug. Während sich der junge Mann mit einer zusammengelegten Staffelei und einer Anzahl Leinewände die noch freie Hand belastet hatte.

Der Decksmann hatte bedächtig und nachdenklich seinen Priem in die andere Backenseite geschoben und trotz Wunderns nicht im entferntesten daran gedacht, ihn auf seinem Wege durch die Mitte des Mundes hinauszupeilen. Hinter ihm tauchte ein weiteres Gesicht auf; als diese Gestalt sich reckte, auf die Ankommenden sah, dabei aber mit der Hand am Steuerruder allerlei Drehversuche anstellte, war es sicher, daß es sich um den Steuermann des Bootes handelte.

Auf die laute und energische Frage der lederbekappten Dame, ob sie zur „Anne-Marie" führen, nickte er dann auch reichlich lebhaft, stieß den Decksmann in den Rücken, was diesen wiederum veranlaßte, sich des gemeinsamen Gepäck-

stückes zu bemächtigen, das die beiden Ankömmlinge einfach von oben in die Jolle warfen.

Kaum die Beine auf den Planken des Bootes, verbeugte sich der junge Mann vor Studienrat Bestvater und Frau: „Ich bin der Maler Fritz Orwein, und das ist meine Frau."

Zweifellos wollte sich der Studienrat Bestvater erheben und zeremoniell vorstellen, aber das Boot, das beim forschen Einsteigen der beiden Passagiere schon schwankte, schien sich gänzlich falsch geladen zu fühlen, es machte einige tiefe Seitenverbeugungen, bei denen Bestvaters Butterblümchen hinten abzurutschen drohte. Was der Studienrat eigentlich murmelte, blieb unverständlich, er hatte dabei nach dem Hute gegriffen und grade beide Hände und Arme vorm Gesicht. Frau Adelheid setzte einen etwas mißbilligenden Ausdruck in ihr Antlitz, je näher die andere Frau ihr kam.

Der Maler Orwein und seine Frau Grazia nahmen gegenüber Platz. Die Jolle war breit, und auf beiden Längsbänken konnten sicher je zwanzig Personen sitzen. Durch diese beiden Familien schritt der Hauptmann Gartner. Hatte ein komisches Lächeln im Gesicht. Vorn am Bug, im Schatten des Steuerhäuschens ließ er sich nieder, steckte eine dicke schwarze Brasil in Brand. Und zählte. Fünf Passagiere waren beisammen; sieben oder acht mußten es sein.

Das Boot schmorte förmlich in der Sonne. Kielwellen vorbeifahrender Dampfer bewegten es dann und wann. Studienrat Bestvater wischte zu wiederholten Malen das Butterblümchen aus. Seine Gattin im schwarzen Gewande schien zu transpirieren, hielt es aber für unpassend, dies merken zu lassen. Frau Grazia Orwein machte in einem dicken Schreibhefte Notizen; für sie schien nichts ringsum zu existieren. Der Maler war angestrengt in die Hafenlandschaften vertieft, in Licht und Farbe.

Der Studienrat wollte fragen, ob sie den Dampfer auch noch erreichten, denn es war ein Viertel nach zwei Uhr und zu zwei Uhr waren sie an die Jolle bestellt. Da der Decksmann und der Steuermann angestrengt nach der Straße zu sahen und auf etwas zu warten schienen, wagte er nicht, die Stille zu durchbrechen, vielleicht waren die Leute in nautische Berechnungen vertieft. Frau Adelheid hätte gern geseufzt, jedoch sie befürchtet, für seekrank gehalten zu werden, was, nachdem das Rot der Aufregung verschwunden war, ihrem Gesicht nach leicht möglich sein konnte.

Um so unvermuteter hatte der Steuermann den Motor angeworfen; beim Motorkrachen war Schreck und Erwachen in die Passagiere gefahren, und plötzlich hatte sich die Jolle aus dem Gewirr der anderen herausgewunden und fuhr in Richtung Steinwärder.

„Sieh nur den Turm", sagte Frau Adelheid, etwas belebt vom Fahrwind, da züngelte ihr eine kleine über Bord kommende Welle gegen den Rücken bis in den Nacken. Sie vergaß den Mund zuzumachen, ihre Hände krallten sich an der Sitzbank fest. Der Studienrat sah gefährlich um sich und konnte nicht begreifen, daß Grazia Orwein immer noch in ihrem Buche schrieb. Der Hauptmann lächelte.

So stauchte und schob die Jolle auf die Lagerhäuser am Schweden-Kai zu.

*

Sinnverwirrend laufen kleine Schlepper und Jollen elbab und elbauf, die Sonne reißt dazwischen große Flecken des Wassers zu Spiegeln zusammen, Wellen sind kaum zu erkennen, alles bewegt sich; rotziegelige Lagerhäuser, der Steinwärderturm mit Uhr, sie schwanken; aber nur der Mann in der Reedereijolle hat das Ruder steuerbord gelegt, und gehorsam schärt das Boot backbord aus. Kleine neugeborene Elbwellen tänzeln verlangend zum Freibad. Grazia Orwein läßt sie liebkosend über ihre Linke rieseln. Das Wasser ist lau. Und dann schieben sich in den Seitenhäfen riesige Überseedampfer in das Blickfeld. An den Schuppen vertäute schwarze, weiße, rotgerandete Schemen, die, der Maler stellt es sachverständig fest, bei der hohen Sonne papierflach erscheinen. Krane arbeiten, gewaltige Insektenbeine in der Luft, es rasselt und rattert irgendwo und überall, es wird ausgeladen und übernommen. Diese Dampfer geben Bestvater und Frau eine Bestätigung ihres lang gehegten Glücksgefühls, sie sind Verwirklichung langgehegter Wünsche. In Frau Adelheids Augen kommt ein Schimmer der Befriedigung, und wie ihr Mann sie von der Seite ansieht, weiß er, sie wird in Berlin allen Bekannten mit harten Worten zwar, doch voller zitternder Lust diese Dampfer auftischen, ihre Dampfer, diesen da zum Beispiel oder diesen, und wenn sie nun beide über Deck promenieren werden ...

Es gab einen kleinen Stoß. Die Jolle schwankte wieder. Sie war, unverantwortlich vom Steuermann, gegen ein schwarzes Dampferchen gerannt, als wenn im Schwedenhafen nicht in der Breite und Länge genug Platz gewesen wäre. Aber es sind doch wohl fixe Leute, diese zwei Bootsgewaltigen, der eine hatte einen Fender, oder wie Frau Adelheid meinte, einen kleinen schmutzigen Wäschesack, geistesgegenwärtig zwischen Dampferwand und Jolle geworfen, der den Anprall sehr minderte, und der Motor stand auch still. Ein Mann in weißer Jacke, der über die Dampferreeling blickte, würde nun sofort wettern, scharf wie ein Studienrat in der Schule bei Ungehörigkeiten. Verwunderlich sicherlich nicht, denn ihm flog auch noch der Schlafsack der Malersleute entgegen. Wie selbstverständlich fing er ihn auf. Als aber auch die anderen Gepäckstücke folgten, war bei Bestvater und Frau das Erstaunen maßlos. Den Zeigefinger hebend, stand Bestvater auf, starrte das schwarze Dampferchen an und mit einem Male las er an dessen Bug „Anne-Marie".

Seufzend fiel er auf seine Bank zurück. Jetzt würde Frau Adelheid einige unvergeßliche Worte zu ihm sprechen, über Abenteuer, Unverantwortlichkeit, sich solch kleinem schmutzigen Kasten für eine Reise übers Meer anzuvertrauen. Aber sie war plötzlich aller Jllusionen bar und ratlos ergeben. Sie hoffte nur noch im stillen, man würde sie nicht mit einem Kran an Bord hinaufhieven. Das tat man nicht, denn die Jolle schaukelte wieder weiter und hielt kurz darauf an einer Fährbrücke zum Aussteigen.

Frohgemut gingen schon der Hauptmann und die Malersleute um die Ecke in den Schuppen hinein. Da taten sie dasselbe, mit einem Wunsch im Herzen, die Reise wäre zu Ende und sie könnten die Mutter Erde wieder betreten wie jetzt eben. Bestvater wischte an der Butterblume herum, und Frau Adelheid schien im Schwarzseidenen schlanker zu werden, sie wuchs über sich hinaus. Nur nicht schwach werden.

Sie wurden sehr höflich von dem Kofferfänger in weißer Jacke an Bord begrüßt und auch gleich beim richtigen Namen genannt. Er führte sie einige Schritte an Warenballen und Kisten vorüber zum Decksaufbau. An einer geöffneten Tür stand ein bescheidener rundlicher Herr in braunem Tropenjackett; er griff an die Mütze: „Ich bin der Kapitän Johannsen, ich begrüße Sie!" Aber der Steward bugsierte sie sehr schnell weiter in die Tür hinein, durch einen größeren Raum, in eine kleine enge Kabine. Kochend heiße Luft schlug ihnen entgegen, benahm ihnen Atem und Antwort auf die freundliche Aufforderung, ruhig erst ihre Sachen auszupacken, da der Dampfer einige Stunden Verspätung habe. Die Tür schloß sich. Reinhold Bestvater und Frau Adelheid versuchten Luft zu schnappen, denn sie glaubten nicht, eine Kabine überm Schiffskessel bezahlt zu haben. Aber es war nur die Hamburger Mittagssonne, die einige Stunden auf dem eisernen Schiffskörper gelegen hatte. Das Bullauge stand offen, nur konnte man den Kopf nicht herausstecken, denn die Betten waren davor und übereinander aufgebaut. Bei nervösem und zwecklosem Herumtasten öffnete Bestvater die Tür eines Kleiderschränkchens, und da die Koffer auf einem Sofachen vor ihnen standen und Schachteln und Pakete auf den Betten lagen, begannen die Eheleute ein lautloses, aber zerknirschtes Auspacken.

*

Der „Blaue Peter", die kleine blaue Flagge mit weißem Feld, die vierundzwanzig Stunden vor der Abfahrt jedes Schiffes gehißt wird, zierte längst den Mast, mußte aber in Geduld flattern, denn die „Anne-Marie" kam erst mit zwei Stunden Verspätung vom Kai ab. In dieser Zeit leerten sich die riesigen Lagerschuppen. Als in ihnen fast nichts mehr zu greifen war, legten backbord noch einige vollbepackte Leichter an. Auch ihre Lasten verschwanden im Bauche des Schiffes. Die Krane schwangen hin und her, schafften gebündelte Kisten oder Ballen Pappe wie Spielzeug in die Ladeluken. Die Motorwinden kreischten auf, wenn sie anzogen, schwiegen kurze Augenblicke, wenn die Schauerleute die Waren einhakten oder wenn diese im Schiffsinnern verstaut wurden, brüllten wieder auf, und Ketten und Haken schwebten über Deck und Passagiere, mal mit, mal ohne Fracht. Es gab kaum einen Platz an Deck, an dem die Passagiere sich sicher fühlten. Die Kabinen waren Backöfen, aber auf den eisernen Decksplanken machte sich die Sonne nicht minder bemerkbar.

Der kleine Dampfer hatte nur ein Querdeck mit aufgebauter Kommandobrücke. Unten befanden sich zwei Kabinen, zugängig von der Messe aus, beide backbords; steuerbords wohnte der Kapitän. Rechts und links vom darüber gebauten Steuerhaus lag noch je eine Kabine. Man stieg zu ihnen auf einer schmalen eisernen Treppe hinauf. Über alle dem hatte Hauptmann Gartner das entdeckt, was er suchte. Hinter einem mit Leinewand abgedeckten eisernen Geländer das Sonnen-, Sport-, Liegedeck oder wie man es sonst noch zu benennen Lust hatte. Nur ein kleiner Platz von fünf zu fünf Meter. Jeder Gefahr enthoben, fast sicher. Der Kapitän und der Erste Offizier, ein junger Seemann mit Schweren Lederhandschuhen bewaffnet, waren während des Ladens wenig zu sprechen. Der Erste Offizier mußte hier und dort mit eingreifen und schonte seine Lederhandschuhe nicht.

Wenn auch der Studienrat Bestvater und seine Frau recht kleinlaut herumstanden, ihre Köpfe und Körperteile zu schützen versuchten, so kam dem Studienrat, als er seine Frau vielfach erbärmlich nach Luft schnappen sah, doch ein guter Einfall. Der Steward in weißer Jacke erweckte ihn.

„Sie, Herr, ach bitte einen Moment — könnten wir nicht wenigstens eine Tasse Kaffee haben?"

„Leider noch nicht", der Steward Krummhorn zuckte ergeben die Achseln, „ehe nicht die Zollbeamten hier gewesen sind, dürfen wir die plombierten Säcke nicht aufmachen. Wissen Sie, wir beziehen alles aus dem Freihafen, das ist billiger, aber bevor der Zoll nicht alles in Ordnung befunden hat, dürfen wir nichts abgeben. Ich bin der Steward. Ich rufe die Herrschaften, sobald es so weit ist!"

„Hallo, Steward, es wird gleich so weit sein!" Es war Hauptmann Gartner, der die Treppe herunter kam. „Ich sah eben das Zollboot anfahren, hoffentlich dauert es nicht solange."

Dann machte er sich mit Reinhold Bestvater und Frau Adelheid bekannt.

„Nein, was soll wohl geschehen, wenn alle ein reines Gewissen haben", sagte er, denn für Bestvater war das Wort Zoll so etwas wie ein gefährliches Giftgrün. „Ich habe nur zehn Mark mit", versicherte Bestvater, „aber meine Frau auch; nun sind wir doch dieselbe Familie, und das sind zwanzig Mark zusammen, ob das wohl geht?"

„Das geht!"

Der Kapitän winkte allen seinen Passagieren, die zwei Zollbeamten hatten sich in seiner Kabine, die Wohnraum, Schlafraum und Geschäftsraum in einem darstellte, häuslich niedergelassen. Die Passagiere wurden vorgestellt. Bestvater fing sofort von seinen zehn und zwanzig Mark an, sehr unsicher. Der Zollmann forderte seinen Paß, sah hinein, schaute mit einem Auge auf Frau Adelheid, schien zu lächeln, natürlich nur dienstlich, weil nichts auszusetzen war, und gab den Paß dem Kapitän. „Geht in Ordnung!"

„Frau Grazia Orwein heißen Sie?" — Ein Blick, emsiges Blättern im Paß mit den allerlei Auslandsstempeln. „Fahren Sie zu einem bestimmten Zweck?"

„Jawohl, ich bin Eskimoforscherin und will von Gotenburg aus weit nach dem Norden!" Das war sehr selbstbewußt, dachte Hauptmann Gartner. „Sie reisen allein?" fragte der Zollbeamte. „Vorläufig nicht, bis Gotenburg fährt mein Mann mit, von dort aus reise ich allein!"

„Ah" —

„Mein Name ist Orwein, Fritz Orwein, Kunstmaler, ich begleite meine Frau auf ihrer Fahrt bis Gotenburg und werde dort Malstudien treiben." Mit eleganter Verbeugung war es vorgetragen worden.

„Und wovon wollen Sie in Schweden leben, wenn Ihnen nur zehn Mark zur Verfügung stehen?"

„Zunächst habe ich für jeden Liegetag des Schiffes in Schweden zwanzig Mark für Devisen eingezahlt", entgegnete Grazia Orwein scharf, „und dann lebe ich von meinen Vorträgen oder auch mit den Eskimos. Es ist mir gleich!"

Studienrat Bestvater, von Frau Adelheid am Rocke gezogen, rückte mit ihr etwas verschüchtert in den Hintergrund zurück. Die beiden Pässe hielten stand. Zwei Portemonnaies, unaufgefordert vorgezeigt, erbrachten nicht mehr denn je zehn Mark. Der Kapitän schob eine Reedereitabelle dem Zollbeamten zu, die über die Devisenlage das richtige bestätigte. Zwei Pässe wanderten in seine Hand. Erledigt.

„Aber nun —", der Beamte stockte, als er den fünften Paß einsah — „wer — Hauptmann Gartner —? Mann, erst geben Sie mir mal die Hand — warum habe ich Sie nicht gleich gesehen!

Kapitän, wir sind alte Regimentskameraden aus dem Kriege, wir haben — —. Ehe wir weiter reden: die anderen Herrschaften sind erledigt, nur noch das Gepäck; das wird mein Kollege in den Kabinen nachsehen."

Die Tür der Kapitänskajüte fiel ins Schloß.

Eine geraume Weile mußten Bestvater und Frau in ihrer heißen Kabine Wasser und Blut schwitzen, denn der Zollbeamte interessierte sich nebenan sehr für den Schlafsack, seine Nützlichkeit, seine Tiefe, er maß sie wahrhaftig mit dem ganzen Arm aus, und nicht minder für Malleinwände und Farbentuben. Aber dann griff er kaum mit der Hand in Bestvaters Pappkoffer und sagte: gut.

„Findest du nicht, Adelheid, der Mann hätte sich überzeugen müssen von unserer Gewissen-

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

haftigkeit, es wäre mir eine Beruhigung gewesen, wenn er alles geprüft hätte —"

„Ich finde überhaupt nichts mehr", stöhnte Frau Adelheid, „nicht mal mein Kölnischwasser. Oh, daß wir diese Reise nach Schweden —"

Durch ein Klopfen an der Tür wurden ihr die Tränen förmlich in die Augen zurückgeschlagen.

„In zehn Minuten gibt es Kaffee!" meldete der Steward.

Wahrhaftig, es gab. Die Winden schrien noch, Ketten rasselten nervös und abscheulich, auch brüllte dann und wann die Sirene eines Dampfers mitleidlos in die Messe, aber der Kaffee dampfte. In Mengen und dazu in Massen Weißbrot und Butter und Keks. Der Kapitän nahm einen Augenblick an der Spitze des Tisches Platz, machte nochmals die Passagiere miteinander bekannt und verschwand wieder. Der Steward war nur Auge und Ohr für ‚seine' Passagiere. Er klassifizierte sie auf Bordausgaben und Trinkgelder. Bestvaters Butterblume hatte er, noch sehr respektvoll beflissen, an einen Haken gehängt. Vor der Eskimoforscherin verließ ihn seine Menschenkenntnis.

„Wären nur erst die Matrosen auf dem Schiffe", seufzte Frau Adelheid am Kaffeetische.

„Welche Matrosen?" Hauptmann Gartner fragte gespannt.

„Nun die Matrosen, die das Schiff fahren!"

„Aber gnädige Frau, diese Matrosen arbeiten doch an den Lasten wie die Wilden, damit wir fertig werden und abfahren können."

„Das — das — sind Matrosen?" Frau Adelheid fiel der Keks, den sie in den Kaffee stippen wollte, in die gefüllte Tasse. „Reinhold, hast du gehört, der Herr Hauptmann sagt, diese Menschen seien unsere Matrosen!"

„Nicht alle, gnädige Frau, der größte Teil der Leute sind Schauerleute, die berufsmäßig Schiffe be- und entladen, aber die Matrosen müssen tüchtig mithelfen. Sind Sie das erstemal an der" — er wollte sagen ‚See', verschluckte es aber und sagte — „in Hamburg?"

„Das sind wir", Bestvater erhob den Zeigefinger „und es ist unsere erste Seereise. Wir glaubten auf einen großen Dampfer zu kommen und nun — hoffentlich müssen wir nichts bereuen."

„Grade so einen kleinen Dampfer finde ich nett", mischte sich von der anderen Tischseite Orwein ins Gespräch, „wenig Menschen, viel Bewegungsfreiheit."

„Aber ich bitte Sie, wo ist denn hier Bewegungsfreiheit?" Frau Adelheid hatte den Keks mit dem Löffel herausgeangelt.

„Ich meine damit eigentlich mehr eine gewisse Ungebundenheit, Ungezwungenheit", verbesserte Orwein.

„Mir scheint, Adelheid", beschwichtigte der Studienrat Bestvater, „wir müssen abwarten."

„Das tun Sie, und ich glaube, die Fahrt wird für Sie zu einem Genuß", bekräftigte Hauptmann Gartner. „Wenn Sie gestatten, werde ich Ihnen nachher ein Plätzchen zeigen, von dem aus Sie sich Schiff und Wasser von oben ansehen und genießerisch das weitere an sich herankommen lassen können."

„Wo ist dieser Platz?" Es war eigentlich so ziemlich alles, was Grazia Orwein zur Unterhaltung beitrug.

„Wo wird er sein, gnädige Frau, wo man ihn auf allen Schiffen sucht und findet, und da Sie, wie ich höre, schon viel gefahren sind, werden Sie es wissen —"

„Danke —, weiß schon —", es war kurz und sachlich, mit einer Handbewegung erledigt. Genügte, der Frau Adelheid die Überzeugung einzuprägen, sie könne dem freundlichen Hauptmann, der ihr einen sicheren Platz verschaffen wollte, gänzlich vertrauen; aber der brünetten Dame würde sie ihre Nichtanerkennung gelegentlich bemerkbar machen müssen.

*

Der Hafenlotse war an Bord gekommen. Blaue Schiffermütze, ein grüner Lodenmantel überm Arm. Bestvater konnte es nun doch nicht unterlassen, seine Frau leise flüsternd darauf hinzuweisen, wie wenig matrosenähnlich, kapitänsähnlich, offiziersähnlich und lotsenähnlich doch alle diese Menschen aussahen. „Reinhold", gab sie ängstlich zurück, „wir müssen uns ihnen anvertrauen." Er nickte gottergeben.

Der Dampfer stieß mit der Dampfpfeife drei schreckliche Töne aus, was soviel hieß wie: „Ich fahre rückwärts." Der Erste Offizier hatte vorn, der Bootsmann achtern das Ablegen der Haltetaue von Land überwacht, die Matrosen waren dabei, die Taue aufzuschießen. Zwischen Kai und Dampferwand entstand ein schmaler Spalt, der Dampfer fuhr, das rettende Land entschwand langsam aber sicher. Bevor Frau Adelheid und der Studienrat sich vom ersten Schreck, der sie beim Ertönen der Dampfsirene befallen hatte, erholen konnten, dröhnte sie wieder durch die Luft, und nach einigen kleinen Manövern schwamm der Kahn mitten im Hafenwasser der offenen Elbe zu. Die Trossen der Dampfwinden hingen noch in der Luft, wurden eingeholt, die Krane vertäut, und während die Mannschaft emsig dabei war, die offenen Ladeluken mit schweren Holzbohlen zu belegen und mit Persenningen abzudichten, fuhr die „Anne-Marie" schon an den Landungsbrücken vorüber. Ein Bild bewegter Menschen, die jeden Dampfer und jedes Schiff, jeden Fischever und jeden Leichter, jedes Motorboot und jeden Faltzweier sachverständig begutachteten, glitt an der Reling vorüber.

(Fortsetzung folgt.)

Schluß von Seite 5: „Das war Emma!"

Emma hatte ohne Zweifel Temperament. Sie konnte nie stille stehen, bis sie ihr Fressen in den Trog geschüttet bekam und oft verstand sie mit einem energischen Schwung des Kopfes mir den Kübel aus der Hand zu schlagen und wir mußten beide zusehen, wie sich die Hälfte des guten Fressens auf den Boden ergoß. Wenn es nicht so kalt war, durfte Emma spazieren gehen. Aber sie hielt dabei gar nichts auf ihr Äußeres und über und über besudelt holte ich sie am Spätnachmittag wieder heim. Wahrscheinlich war irgendeine Dreckpfütze zu verlockend gewesen. Plötzlich wurde für mich völlig unerwartet beschlossen, daß Emma sterben muß. Der Bäuerin war ihr Fleischvorrat zur Neige gegangen und das Schlachtfest wurde auf den heutigen Tag festgesetzt. Es ist gut, daß der Metzger unsere Emma nicht so gut gekannt hat wie ich. Er hätte es ja sonst nie fertigbringen können, sie so jäh ins Jenseits zu befördern.

Nach einem arbeitsreichen Tage jetzt am Abend, hängen wohl zubereitet in der Speisekammer die Würste auf der Stange, und morgen wollen die Bäuerin und ich das Fleisch einsalzen und einwecken. Der Fritzle aber hat das Schwänzchen bekommen. — Dorsch, Maidenhauptführerin.

Humor

„Entschuldigen Sie, ist hier vielleicht meine Tochter Lotte als Köchin angestellt?"

„Nein, hier nicht, wissen Sie denn nicht die genaue Adresse?"

„Doch, es muß in diesem Hause sein. Aber ich habe bei Ihnen zuerst gefragt, weil es hier so angebrannt roch!"

*

„Wenn die Müllers sich mal wirklich streiten, dann vertragen sie sich schnell wieder."

„Kein Wunder, der Müller ist ja auch Brückenbauer!"

*

„Tanzen Sie denn gar nicht, mein Fräulein?"

„Bisher hat mich noch niemand aufgefordert", lispelt das schüchterne Mädchen.

„Das trifft sich ja ausgezeichnet; vielleicht passen Sie inzwischen etwas auf mein Bier auf, ich möchte nämlich den letzten Walzer nicht verpassen."

*

„Mein Mann denkt stets an mich, auch während der Arbeit."

„Den Eindruck hatte ich auch, als ich ihn gestern im Hof Teppiche klopfen sah."



Mörderschulen der U.S.Army.
„Versuchen Sie jetzt an der nächsten Puppe, was ich Ihnen vorgezeigt habe! Warum ziehen Sie sich die Handschuhe an?" — „Ach, aus alter Gewohnheit, Sir, — wegen der Fingerabdrücke."
Zeichnung: Kraft.

„Meine Frau freut sich an ihrem Geburtstage immer mehr über die Überraschung, als über das Geschenk selbst. (Sein Freund sagt:) Nun laß doch mal das Geschenk ausfallen, sollst sehen, wie sie überrascht ist."

*

„Ihre Rechnung von tausend Mark ist viel zu hoch! Die bezahl' ich einfach nicht."

„Sie ist durchaus nicht zu hoch. Es war keine Kleinigkeit, dem Gericht zu beweisen, daß Sie verrückt sind, und dadurch den Freispruch zu erwirken."

„Aber so verrückt, daß ich Ihre Rechnung bezahle, bin ich nun doch nicht."

*

Wirtin: „Die beiden auf Zimmer Nr. 1, von denen du sagtest, sie wären auf der Hochzeitsreise, zanken sich den ganzen Tag."

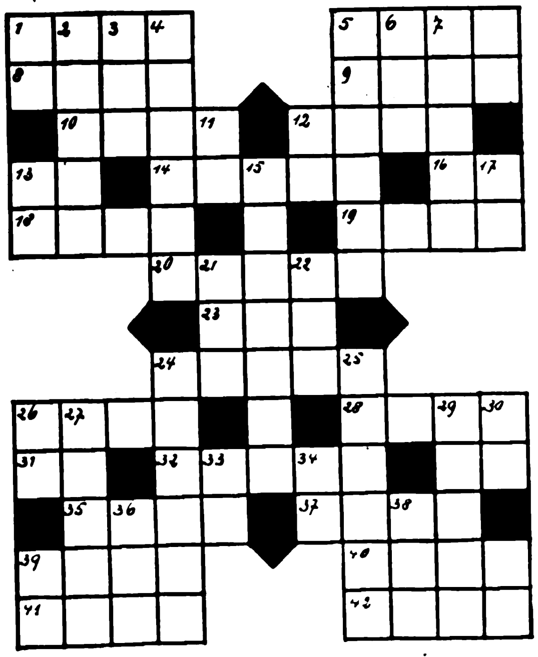
Wirt: „So? Dann sind sie jedenfalls schon auf der Rückfahrt."

*

Hammer stand im Hof.
Der Nachbar kam vorbei:
„Sägen Sie Holz?"
Wütend guckte Hammer hoch:
„Nein, ich spiele Geige!"

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Gebäude, 5. Verwandte, 8. Fahrzeug, 9. Verbrechen, 10. eitler Mensch, 12. Gemälde, 13. Fürwort, 14. Hütte, 16. Flächenmaß, 18. Bergerbse, 19. Mondgöttin, 20. Gartenhaus, 23. Schiffsbefehl, 24. Wäschepresse, 26. Farbe 28. Getreideschober, 31. Tierprodukt, 32. Spielkartenfarbe, 35. Tonzeichen, 37. Schnürloch, 39. Einfall, 40. Drama von Dumas d. Ä., 41. Anrede, 42. Schweizer Nationalheld. — Senkrecht: 1. Flächenmaß, 2. röm. Priester, 3. Nibelungengestalt, 4. Säulenfuß, 5. optisches Instrument, 6. Fisch, 7. Landschaft in Afrika, 11. Hauptstadt der Insel Kos, 12. musikal. Zeichen, 13. italien. Tonsilbe, 15. Rüstung, 17. ägypt. Gott, 21. Papagei, 22. türkischer Titel, 24. Verwandte, 25. Wirkung, 26. Tonstufe, 27. Teil des Baumes, 29. Vorbild, 30. ägypt. Göttin, 33. italien. Tonsilbe, 34. Name Buddhas, 36. schwedische Münze, 38. geograph. Begriff.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — au — bee — ber — ce — chi — ci — de — der — dorf — dues — ech — ein — fen — ge — gen — ham — hen — ho — ka — kau — kel — la — lan — le — li — ma — mo — nach — nan — neis — nel — nie — no — not — o — re — re — rhe — rik — ro — ro — se — sel — si — son — spitz — stau — sus — te — ter — ting — to — um — vel werden 17 Wörter gebildet, deren 1. und 3. Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von W. v. Humboldt ergeben.

1. deutsche Stadt, 2. Giftpflanze, 3. Don Quichottes Reitpferd, 4. ital. Staatsmann, 5. Stadt in Luxemburg, 6. engl. Admiral, 18. Jahrh., 7. norweg. Inselgruppe, 8. Roms größter Redner, 9 schwäbisches Fürstengeschlecht, 10. Gebirge zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meer, 11. Heiligenschein, 12. engl. Industriestadt, 13. Land in Europa, 14. Stadt in Oberschlesien, 15. Gemeindesteuer, 16. Redekunst, 17. Einglas.

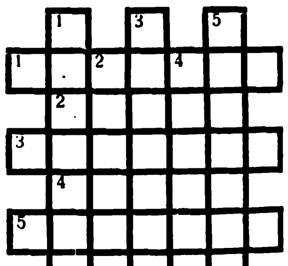
1	10 ....
2	11 ....
3	12 ....
4	13 ....
5	14 ....
6	15 ....
7	16 ....
8	17 ....
9	

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Scherz Bambus Mieze Licht nett Himmel Fenster Eiche Indien Gemeinde Nervi Seegras Sentenz Wedel Versündigung Ronde Woermann Ziehrer Kröte Dietbald Legion Branntwein Leben Anselm Leine Adler Tresse Amsel Obst sind je drei Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Friedrich Hebbel ergeben.

Magische Figur

Die Buchstaben a b b b b e e e e e e e f f g i i i i i k k l l l l l l l l o p p t t t z z sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. — 1. Stiller Ozean, 2. sibir. Marder, 3. Raubinsekt, 4. Teil des Rades, 5. Einlaßkarte.



Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Haus, 5. Base, 8. Auto, 9. Raub, 10. Geck, 12. Bild, 13. du, 14. Kobel, 16. Ar, 18. Orbe, 19. Luna, 20. Laube, 23. ree, 24. Mange, 26. grau, 28. Feim, 31. Ei, 32. Treff, 35. Note, 37. Oese, 39. Idee, 40. Kean, 41. Herr, 42. Tell. Senkrecht: 1. ha, 2. Augur, 3. Ute, 4. Sockel, 5. Brille, 6. Aal, 7. Sudan, 11. Ko, 12. be, 13. do, 15. Bruenne, 17. Ra, 21. Ara, 22. Beg, 24. Mutter, 25. Effekt, 26. ge, 27. Rinde, 29. Ideal, 30. Ma, 33. re, 34. Fo, 36. Oer, 38. See. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Duesseldorf, 2. Einbeere, 3 Rosinante, 4. Machiavelli, 5. Echternach, 6. Nelson, 7. Spitzbergen, 8. Cicero, 9. Hohenstaufen, 10. Kaukasus, 11. Aureole, 12. Nottingham, 13. Niederlande, 14. Neisse, 15. Umlage, 16. Rhetorik, 17. Monokel. „Der Mensch kann nur menschlich urteilen." ✱ **Kryptogramm:** Scherz, Bambus, Mieze, Licht, nett, Himmel, Fenster, Eiche, Indien, Gemeinde, Nervi, Seegras, Sentenz, Wedel, Versündigung, Ronde, Woermann, Ziehrer, Kröte, Dietbald, Legion, Branntwein, Leben, Anselm, Leine, Adler, Tresse, Amsel, Obst. „Scham bezeichnet im Menschen die innere Grenze der Sünde. Wo er errötet, beginnt eben sein edleres Selbst." ✱ **Magische Figur:** 1. Pazifik, 2. Zobel, 3. Libelle, 4. Felge, 5. Billett.

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck)
Zweizüger von Gefr. E. Wolkenau, z. Z. München
Weiß: Kf7, Db7, Tf3, Tg7, Le2, Sd3, Se5 (7)
Schwarz: Kf5, Td4, Lf4, Sd5, Bc5 (5)

Lösung: Schlüsselzug 1. Sc4!

Vorsicht: Reinfälle!
Spanische Kurzpartien

I. 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, a6; 4. La4, Sf6; 5. 0—0, S×e4; 6. d4, b5; 7. d5, Se7; 8. d6, S×d6; 9. Lb3, e4; 10. Sg5, Lb7?; 11. D×d6! Aufg.

II. 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, a6; 4. La4, Sf6; 5. 0—0, S×e4; 6. d4, b5; 7. d5, Se7; 8. Te1, Sc5; 9. S×e5!, S×a4?; 10. Df3!, f6; 11. Dh5†, g6; 12. S×g6. Aufg.

Wien zeigt: DEUTSCHE KÜNSTLER IN RUMÄNIEN





Die Eröffnungsfeier einer bedeutsamen Kunstausstellung in Wien. Reichsstatthalter Reichsleiter Baldur von Schirach mit den Ehrengästen während der Begrüßungsrede des SS-Obergruppenführers und Generals der Polizei Lorenz, der an die kulturelle Verbundenheit Wiens mit dem Donauraum erinnerte, die niemals unterbrochen worden sei.



Bild links: Mädchen aus Hermannstadt vor der **Plastik von Suckow „Weiblicher Torso".**

Bildbericht von Bruno Völkel

Rechts: Eine Siebenbürger Ausstellungsbesucherin in der historischen Tracht der Einwanderungszeit vor der **Plastik von Margarete Depner „Bildnis Gerhard R."**









SONNEN-AUFGANG AUF DEM MONDE

Man kann mit untrüglicher Sicherheit behaupten, daß ein Sonnenaufgang auf dem Monde so und nicht anders aussehen muß. In gleißender Helle geht die Sonne auf dem Monde auf; ohne Dämmerung geht die Nacht in den Tag über. Aber der Himmel bleibt schwarz, und selbst neben der Sonne leuchten unvermindert hell die Sterne. In hartem und mitleidlosem, durch keine Atmosphäre gemildertem Sonnenlicht leuchten aus den Mondgebirgen tiefe und unheimliche Schluchten, die sich durch Ebenen und Ringgebirge gefressen haben. Auf dem Monde ist immer „schönes Wetter", da er keine Wolkenbildungen kennt. Vierzehn irdische Tage dauert der von grellstem Licht erfüllte Tag des Mondes.

(Aus dem von Anton Kutter gestalteten Bavaria-Kulturfilm „Der Mond ist aufgegangen"; Aufn.: Weiß.)



Der Schmutzfink
Thomas Theodor Heine



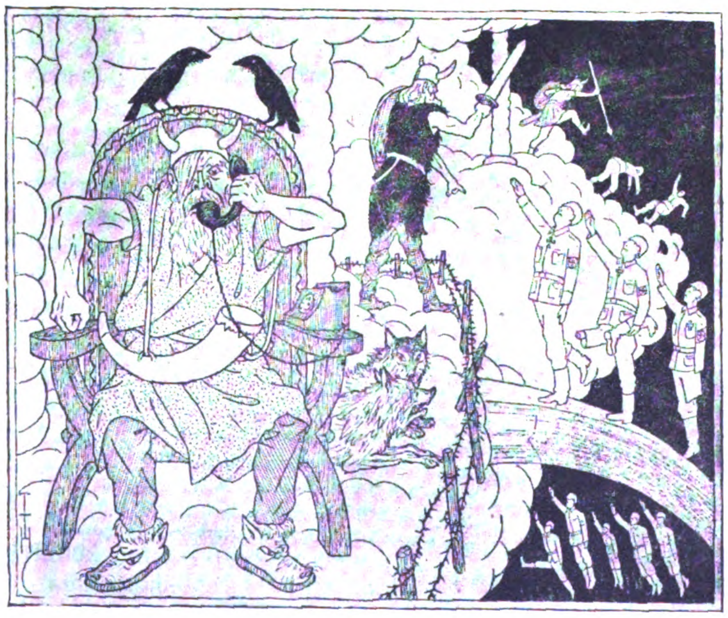
Der Jude Thomas Theodor Heine schürte vor dem ersten Weltkrieg in Deutschland unablässig zum Klassenkampf. (Aufn. um 1912.)

1901!
Der Jude Heine lieferte das Vorbild für die von den „Boches" aufgespießten Kinder der späteren deutschfeindlichen Hetzpresse in Frankreich. Der Text zu dem Bild lautete: „Wie die Alten sungen — Die Kinder des Herrn Major spielen Chinakrieg und verbreiten preußische Kultur in der Sommerfrische." (Das Bild entnehmen wir einem längeren illustrierten Aufsatz über Th. Th. Heine in der neuesten Ausgabe der Zeitschrift „Weltkampf".)

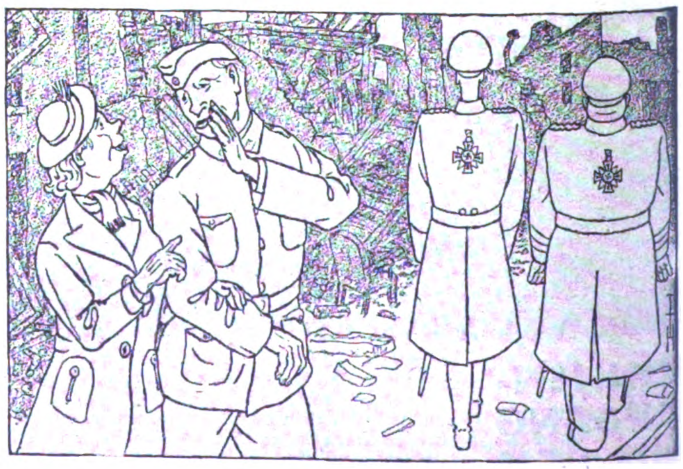
Unter allen Juden, die auf deutschem Boden bis zur Machtergreifung des Führers und dann im Ausland weiter gegen das deutsche Volk und das Deutsche Reich gehetzt haben, ist der Karikaturenzeichner Thomas Theodor Heine der schamloseste. Als Hauptzeichner einer in Deutschland und im Ausland weitverbreiteten linksliberalen satirischen Zeitschrift hat er mit allen Waffen raffiniertester Verdrehungskunst und einem nicht alltäglichen Witz Woche für Woche achtunddreißig Jahre lang die öffentliche Meinung bei uns zersetzend bearbeitet. In vielen Tausenden von Karikaturen mit gehässigen Begleittexten hat er in der Maske des Spaßmachers, der nur Mißstände im Staats- und Familienleben abstellen will, alle Autoritäten im alten Deutschland verdächtigt, verleumdet, verhöhnt und besudelt und dabei den Beifall aller destruktiven Elemente, aber auch manchei politisch urteilslosen Köpfe geerntet. Seit 1933 hetzt der alte 77jährige Jude in Schweden als Mitarbeiter der Göteborger Handels- und Schifffahrtszeitung unflätig, wie es seine Natur ist, weiter gegen Deutschland, was uns nicht wundert, aber auch gegen sein neues Gastland. So verhöhnt er z. B. in einer Karikatur den schwedischen Zeitungsleser als einen feigen Spießer, dessen ganzer Mut darin bestehe, die Engländer und Amerikaner zu tadeln, weil sie aus Sorge um ihr Leben noch immer keine zweite Front riskiert hätten. Hier enthüllt der Jude den wahren Grund dieses jüdischen Krieges gegen Deutschland-Europa: er verfolgt mit seinem Haß alle, die sich nicht für seine Interessen bereitwilligst totschießen lassen. Daß selbst die Schweden jetzt über solchem Judenlärm langsam aufhorchen, ist doch schon immerhin etwas!



Mit tobsüchtigem Haß begeifert der Jude Th. Th. Heine das deutsche Volk.
„Die Märchen der Nachkommen. — Es war einmal in grauer Vorzeit, da soll hier eine große, große Stadt gestanden haben. Die soll Berlin geheißen haben." (Göteb. Hand.- u. Schiff.-Ztg. v. 22. März 1944.)



Der Jude bespeit deutsche Gefallene.
„Hallo, hier ist Wotan. Sie versuchten, Beziehungen zu Gott wieder aufzunehmen. Mich nennen Sie überhaupt nicht. Ab heute ist mein Walhall für Ihre Helden geschlossen."



Welche Generale davonliefen, weiß die Welt zwar besser, aber dennoch höhnt der Jude: „Die haben sie für ihre Flucht aus Rußland bekommen."

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München.
ABCDEFG 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 20. APRIL 1944
19. JAHRGANG FOLGE 16

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:

....

....



Zum 55. Geburtstag des Führers
am 20. April 1944.

Aufn.: Hr. Hoffmann.

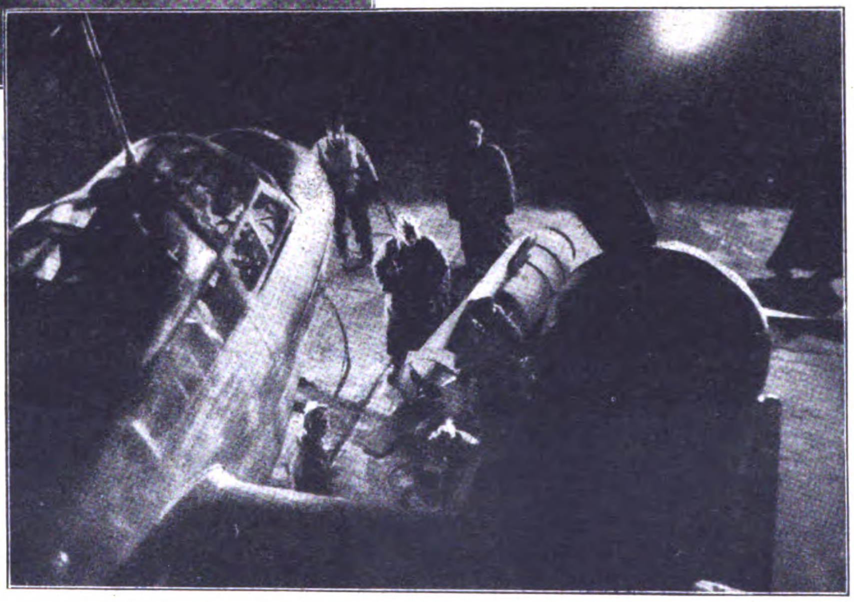
BOMBEN AM START BOMBEN AM ZIEL



← Die Vorbereitung.
Die stille Arbeit des Bombenpersonals, verstärkt durch das übrige Bodenpersonal, fällt in die Zeit, in der das fliegende Personal in Ruhe befohlen ist. Der Angriffsplan schreibt genau Art und Kaliber der zu ladenden Bomben vor. Mit der Sorgfalt von Spezialisten und dem Wissen um die Verantwortung für das Gelingen des Angriffs wird jeder Handgriff peinlich genau ausgeführt. Wenn der Bombenwart die Vollzugsmeldung erstattet, dann kann sich die Besatzung darauf verlassen, daß an der Ju 88 alles in bester Ordnung ist.



Arbeit im Halbdunkel. →
Mit dem Bombenschlitten ist die Vielgewichtige zum Liegeplatz der Ju 88 geschleppt worden. Die Arbeit geht im Halbdunkel vor sich. Das Licht eines Autoscheinwerfers, die Hilfe einer Taschenlampe geben nur ungenügende Beleuchtung. Die abendliche Arbeit des Bombenpersonals wird dadurch erschwert, aber in ihrem emsigen Fortgang nicht gestört. Zu oft ist das „Beladen" am Tage exerziert, zu oft in dunkler Nacht durchgeführt worden. Jeder Mann kennt seinen Platz, seine Aufgabe und ist mit der Mannschaft zu einer Einheit zusammengewachsen.



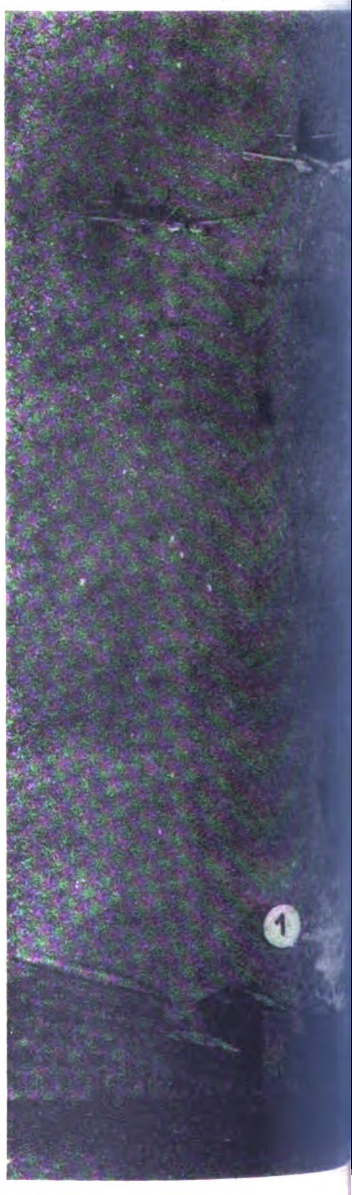


Bildbericht von PK.-Kriegsberichter Helmut Grosse.

Zeichnung von Hans Adolph.

✱

← Mit Hau-Ruck ist hier nichts zu machen.
Wie Treidelschiffer legen sich die Männer ins Seil. um im zügigen Durchziehen die Bombe bis zum Bombenträger zu heißen. Im Zeitalter der Technik mutet die Arbeit der Bombenmänner wie eine primitive Leistung aus der Hünenepoche an. Der schmale Raum unter dem Flugzeuge ermöglicht aber keine Zuhilfenahme moderner technischer Hebezeuge

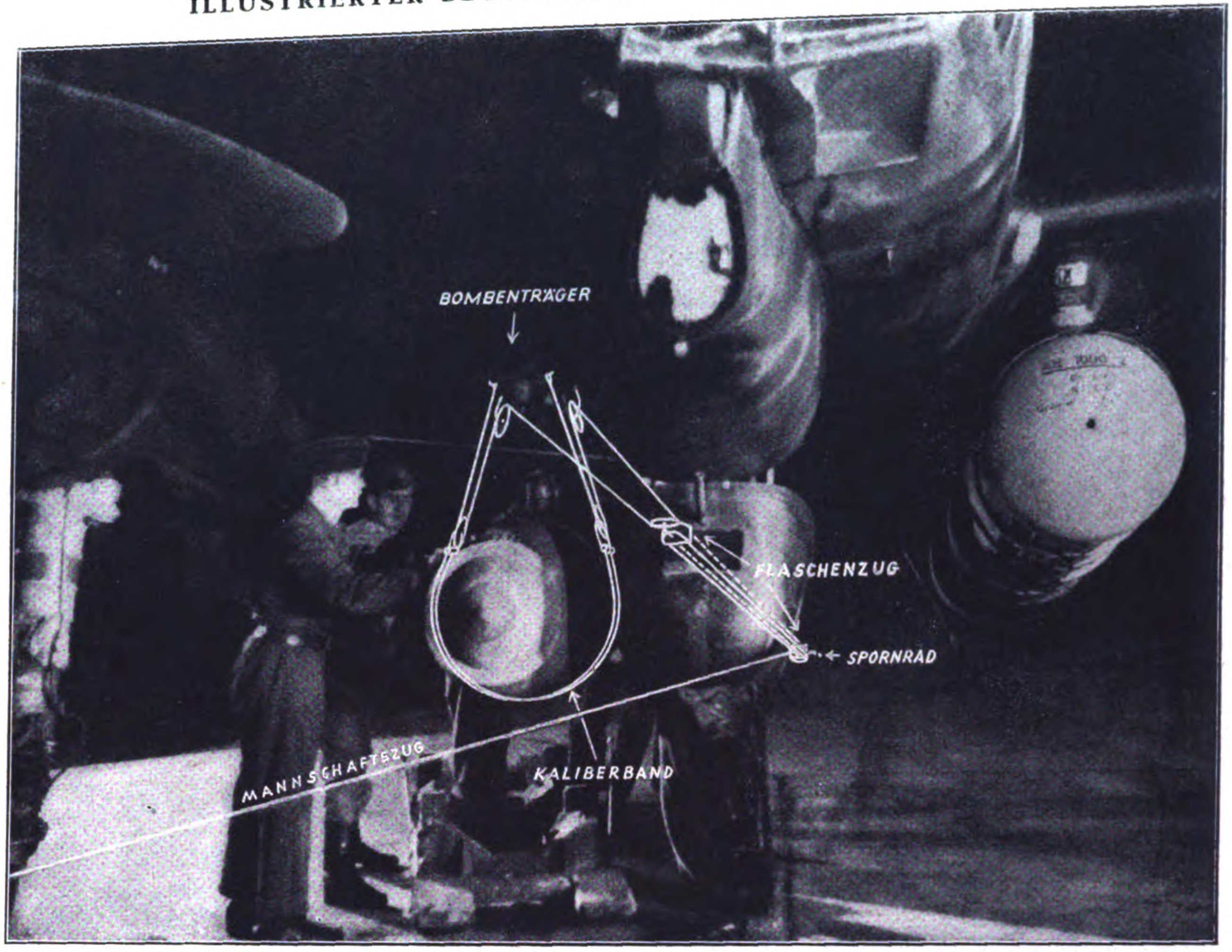


1 Die auf dem Dach der Kaserne
schlagende Bombe war mit einem
schlagzünder ohne Verzögerung
ausgerüstet. Sie explodierte sofort
dem Aufschlag, beschädigte also
Dach und einen Teil des Obergeschosses
2 Infolge des Aufschlagzünders mit
zögerung (m. V.) durchschlägt die
eine Anzahl Geschosse des näch
Blocks, bevor sie detoniert. Bruchteile
Sekunden steht das Gebäude wie
in der Luft, bevor es in sich zusam
stürzt. — **3** Das von **A** nach C flie

→

Das Heißgerät ist das wichtige Gerät,

mit dem das Bombenpersonal die Bomben unter die Bombenträger wuchtet. Das Prinzip, ein Flaschenzug, ist denkbar einfach. Um den Bauch der großen Bomben wird das Kaliberband gelegt, in dem die Bombe beim Aufzug ruht. Der Flaschenzug liegt zwischen Spornrad und Fläschchen, das Zugseil, der Mannschaftszug, läuft längs des Rumpfes, parallel zur Bombe. Mit diesem Gerät werden Lasten bis zu 2000 kg „spielend" gehoben.

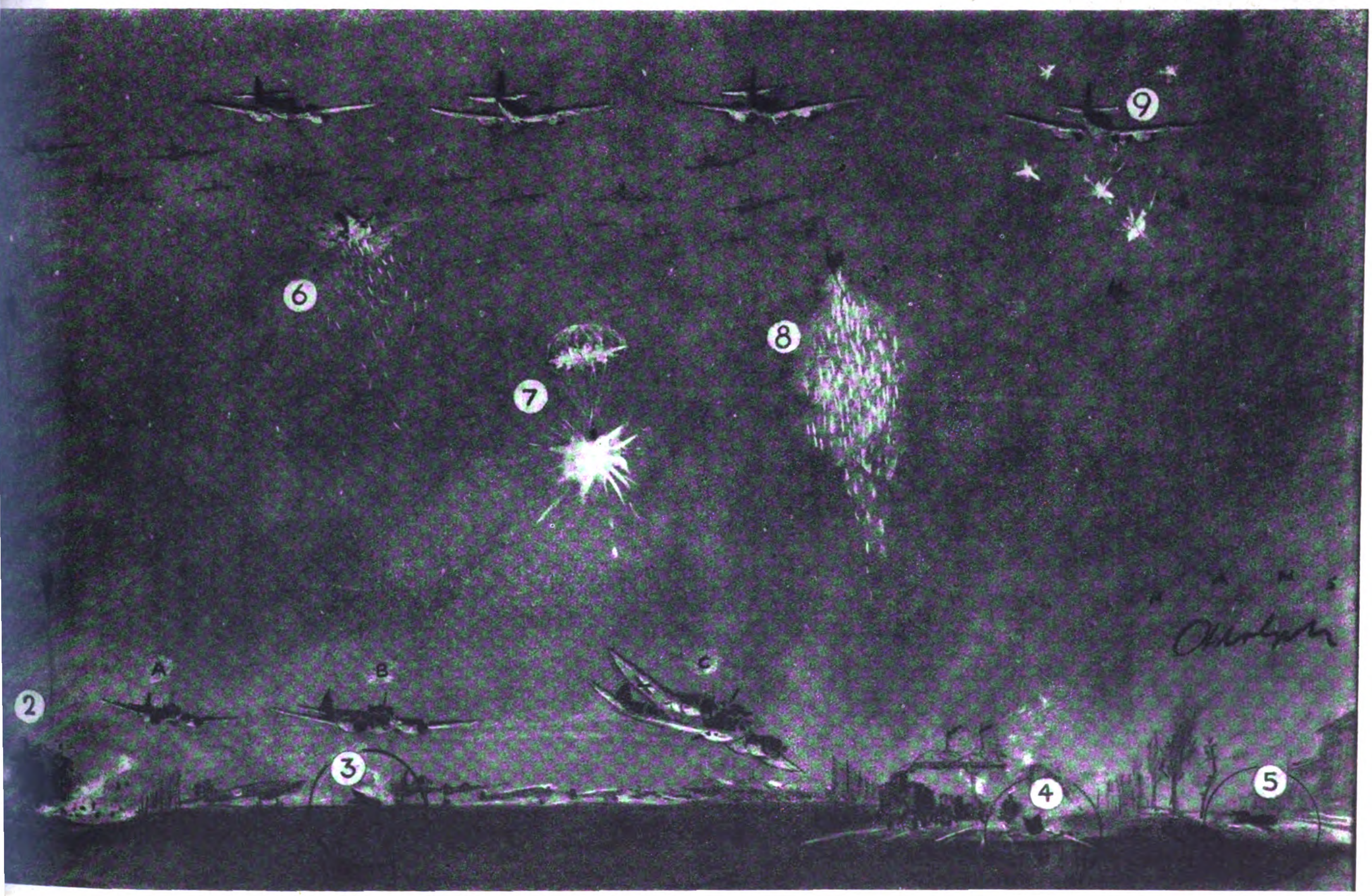




←

Der Bomben-Feldwebel legt letzte Hand an.

Das Schloß ist in den Bombenträger eingeschnappt. Der Bomben-Feldwebel stellt die vier Halteklauen fest, damit die Bombe unter der Fläche nicht pendeln kann. Die Arbeit der „Bomber" ist beendet. Der Start der Bomben kann erfolgen; bald donnern Flugzeuge in die Nacht und bringen die tödlichen Lasten ans Ziel.



Die Spezialisierung der modernen Waffe: Für jede Aufgabe eine besondere Bombenart.

lugzeug löst die mit Verzugszündung /.Z.) ausgestattete Bombe bei A aus. ei B überfliegt die Maschine die aufchlagende Bombe, die in der Totlage xplodiert, wenn das Flugzeug sich schon ieder bei C befindet. Solche Bomben erden bei Tiefangriffen geworfen, um s eigene oder das dicht nachfolgende ugzeug nicht durch die detonierende ombe zu gefährden. — **4** Der Langzeitnder ist ebenfalls ein Aufschlagzünder, r die Bombe erst nach Stunden oder gen anspricht Die Explosion wird durch ein Uhrwerk oder eine chemische Lösung bewirkt Diese Bomben stören den Ablauf der Aufräumungs- und Wiederinstandsetzungsarbeiten und die Rückkehr des normalen Lebens im bombardierten Gebiet. — **5** Die Bombe hat nach dem Abwurf einen Telegraphenmast berührt und ist in die Totlage gefallen, ohne daß der Aufschlagzünder ansprechen kann, also die für seine Wirksamkeit nötige Auslösung gefunden hat. Die Bombe ist Blindgänger geworden. — **6** Der Abwurfbehälter für Stabbrandbomben ist mit einem „echten" Zeitzünder ausgestattet, der nach Ablauf einer bestimmten Zeit zündet, ohne daß ein Aufschlag erforderlich ist. Der Zünder löst das Zerreißen des Abwurfbehälters aus, wodurch die Brandbomben ausgestreut werden und erst durch den Aufschlag am Objekt in Brand geraten — **7** Durch einen Zeitzünder wird der Abwurfbehälter einer Leuchtbombe gesprengt Der Leuchtkörper fällt mit dem Fallschirm aus dem Behälter und entzündet sich gleich nach dem Entfalten des Fallschirmes, das darunterliegende Gelände hell erleuchtend — **8** Auch bei der „Kaskade" wird die Umhüllung durch einen Zeitzünder aufgerissen. Die glimmenden Leuchtstäbe rieseln wie eine Kaskade zur Erde nieder, setzen sich dort fest und dienen den nachfolgenden Flugzeugen oder Verbänden als Bodenmarkierung — **9** Flaksplitter, die nur auf die am Flugzeug hängende Bombe auftreffen, können durch mechanische Einwirkung die Bombe nicht zur Explosion bringen. Die Bombe wird erst „scharf", wenn sie nach dem Abwurf sich einige Meter vom Flugzeug entfernt hat

„Wir leben euch nach, Grenadiere!"



„Ihr seid u n s e r Bann, wir sind e u r e Division!"
Ein Infanterie-Stoßtrupp einer Infanterie-Division im Abschnitt der Pripjetsümpfe besucht ein HJ.-Heim in der Heimat. Die Grenadiere, die die Patenschaft für ihren HJ.-Bann übernommen haben, betrachten mit Freude die Bastelarbeiten der Pimpfe. Voll Stolz überreichen die kleinen Künstler den Vätern unter den Grenadieren Spielzeuge als Geschenk für ihre Kinder. Und die Grenadiere besiegeln die Freundschaft mit einem mannhaften Händedruck.



Der erste Frühlingsblumenstrauß
zum Empfang für die Grenadiere des Stoßtrupps. Ritterkreuzträger Oberfeldwebel Bayer lächelt gerührt über den Schneeglöckchenstrauß von lieber Jungmädelhand.



Die Handhabung seiner Pistole
erklärt Ritterkreuzträger Unteroffizier Schaffner den aufhorchenden Hitlerjungen.



Der Führer des Stoßtrupps
berichtet vor den Lehrlingen eines Rüstungsbetriebes von den Kämpfen der Grenadiere seiner Division und weckt in den Jungenherzen Begeisterung für die Königin der Waffen.



„In den Händen und in den Herzen der Infanterie liegt die letzte Entscheidung der Schlacht." ⟶
Ritterkreuzträger Unteroffizier Schaffner erzählt: „Unser Bataillon stand in schweren Kämpfen gegen die Sowjets, die bis zum Bataillonsgefechtsstand durchgestoßen waren. Ich hielt mit meinen Grenadieren ein Dorf, durch das die HKL. lief. Links und rechts von uns in der HKL. saßen schon die Sowjets. Als der Kompanieführer ausfiel, übernahm ich die Führung. Wir hielten uns, eine Handvoll Grenadiere, viele Stunden lang gegen eine haushohe Übermacht, bis durch einen Gegenstoß die ganze HKL. wieder besetzt wurde. Sonst wäre die Division in Bedrängnis geraten."



Unter Leitung frontbewährter SA.-Führer traten fast 2000 Mannschaften in Wettstreit.
Männer des Reichsarbeitsdienstes als Teilnehmer an den Winterwehrkämpfen der SA. 1944.

WEHRHAFT WIE DIE FRONT

In diesen Tagen sind die diesjährigen Winterwehrkämpfe der SA. zu Ende gegangen. Unter Führung der Sturmabteilungen beteiligten sich die Wehrmannschaften, die ᛋᛋ, das NSKK., die HJ., die Politischen Leiter, Polizei, Wehrmacht, Reichsarbeitsdienst, NSRL., DRK. und die Betriebssportgemeinschaften der DAF. Insgesamt traten 1964 Mannschaften mit 7856 Teilnehmern und außerdem 3795 Einzelkämpfer an. Im Hinblick auf die harten Erfordernisse des Winterkrieges wurde besonderer Wert auf Ausdauer, Geländegängigkeit und Orientierungsvermögen gelegt.



Bei den Winterwehrkämpfen
der SA.-Gruppe Alpenland in Mutters bei Innsbruck wartete der Stabschef mit einer Bestleistung im Kleinkaliberschießen auf.



Die Polizei macht mit.
Die enge Verbundenheit der SA. mit den staatlichen Organen erwies sich erneut bei den diesjährigen Winterwehrkämpfen.





Stabschef der SA. Schepmann.
Aus den Zügen des Stabschefs spricht Genugtuung über die Leistungen der Männer, die trotz starker Anspannung im Beruf zahlreich angetreten sind, um im Wehrkampf ihre Kräfte zu messen.

Aufnahmen: RAD.-Kriegsberichter Tomaschek, Heinz Thomassen, R. Sonnewend, U. Bergmeister (2)

← **Leuchtende Vorbilder für die junge Generation.**
Zahlreiche Tapferkeitsauszeichnungen aus dem Weltkrieg bekunden, daß diese Männer sich schon in jungen Jahren soldatisch bewährt haben. Mit der gleichen Einsatzbereitschaft wie ehedem stehen sie heute in der SA.

Wie ich sie sehe

Wie sehr man Partei ist, wenn man über Frauen und ihr Wesen sich äußern möchte, das kommt mir fast beunruhigend zum Bewußtsein. Jeder sieht ja doch sein Gegenüber mit anderen Augen; daher wird mancher töricht finden, was ich zu diesem oder jenem Bild gesagt habe. Das wundert mich nicht. Es soll ja auch nur ein Versuch sein, aus einem Antlitz etwas herauszulesen, was ich darin zu sehen glaube; und ich bekenne ehrlich, daß es mir in dem einen Fall schwieriger erschien als in dem anderen. Aber gerade weil jeder doch wohl gern an einem Antlitz herumrät, und weil dies Rätselraten die Menschenkenntnis schult, darum wird sich vielleicht mancher gern daran beteiligen.



Wie ein singender Engel von van Eyck.

Ich habe dies Antlitz vielleicht nicht ebensooft gesehen wie mancher andere, aber immer, wenn ich es sah, übte es seinen sanften Zauber auf mich aus. Es könnte sein, daß dieser Mund hier singt; oder spricht er nur? Ich höre den Wohllaut des Wortes, dessen Entstehung ich von den Lippen ablesen möchte. In dem verhaltenen Blick der ein wenig verengten Augen liegt mir ein leises Zurückweichen, und die Neigung des Kopfes verstärkt den Eindruck. Die große Fläche der Wange vom Auge bis herab zum gut modellierten Kinn ist sauber wie der Seesand, den die meerwärts laufende Woge wieder freigab. Eine kleine Helligkeit unter dem kindlichen Mundwinkel lächelt lieb.



Ihr Gang ist wohl sehr schön.

Wie sie das Haupt unterm goldenen Helm hoch trägt auf edlem Hals, das verrät mir, wie sehr schön sie gehen mag. Und das ist sehr selten unter ihren Schwestern. Ein wunderlicher Kontrast: Die lustige Kinderzimmertapete, dieser Bluse und das nachdenklich gesenkte Auge, der bei innerster Sammlung entspannte Mund und das heiter gebogte Krägelchen. Dieser zuverlässige Mensch weiß, was er will.

*



←

Wie eine Bildnisbüste der Renaissance.

Dieser Kopf will wirken und wirkt. Denk dir die Seide, die wie ein Kelchblatt um den Hals sich wölbt, die sich glättend über das Haar schmiegt — denk sie dir weg, denk dir die bloßen Schultern — auch dann bleibt dies Wirkenwollen und Wirkenkönnen. Es geht von den leicht bebenden Nasenflügeln aus und von der leichten Öffnung des schwellenden purpurgeschminkten Mundes, der ein ganz klein wenig spottet. Die Augen sind schön und wissen es, das lockige Haar duftet, die Ohrringe schaukeln leise . . .





Wer rief da?

Im Bruchteil einer Sekunde wandte sich der Kopf über die linke Schulter aufwärts zurück. Rief da wer? Mir war es doch so . . . Gleich ist das Gesichtchen wieder geradeaus, Näschen etwas hoch, Haare im Gehen ein wenig wiegend. Der salopp aufgestellte Mantelkragen über dem duftenden Blüschen gibt Relief. Zu tieferer Analyse scheint der Moment zu flüchtig.

Aufnahmen: K. K. Wolter.

←

Eine ganze Menge auf einmal:

Überlegenheit, gute Laune, Klugheit, Wachheit, etwas Kobold, etwas: heute-dies, morgen-das, und . . . es muß schon ein ganz toller Mann sein, der ihr imponiert. Sie macht nichts aus sich, sie ist es. Ich gratuliere zu der schönen Nase. Man findet selten Frauen, die mit ihrer Nase zufrieden sind. Sie aber können es sein! Und mit dem Gewuschel, Geschau und Geschmatz.



Wir schaun uns fast zu tief in die Augen.

Zu nah jedenfalls, denn die Blickrichtung ist direkt gegabelt! Hab' ich denn eine Daune am Hut? Oder ist er Ihnen zu verbeult? Also doch! Daß Sie auch gleich meine stärkste Schwäche sehen! Sie natürlich achten mehr auf sich. Sie zirkeln die Augenbrauen (und hätten es gar nicht nötig!). Ich würde die Windstoßponies nach vierzehn Tagen umfrisieren! Seien Sie froh, daß ich nicht Ihr Friseur bin: Sie hätten wenig Ruhe vor mir.

Mit Frachtdampfer nach Schweden

EIN FRÖHLICHER ROMAN VON FR. OST

(1. Fortsetzung.)

Der Schluß des in Folge 15 begonnenen Romans:

Der Dampfer stieß mit der Dampfpfeife drei schreckliche Töne aus, was soviel heißt wie: „Ich fahre rückwärts." Der Erste Offizier hatte vorn, der Bootsmann achtern das Ablegen der Haltetaue von Land überwacht, die Matrosen waren dabei, die Taue aufzuschießen. Zwischen Kai und Dampferwand entstand ein schmaler Spalt, der Dampfer fuhr, das rettende Land entschwand langsam aber sicher. Bevor Frau Adelheid und der Studienrat sich vom ersten Schreck, der sie beim Ertönen der Dampfsirene befallen hatte, erholen konnten, dröhnte sie wieder durch die Luft, und nach einigen kleinen Manövern schwamm der Kahn mitten im Hafenwasser der offenen Elbe zu. Die Trossen der Dampfwinden hingen noch in der Luft, wurden eingeholt, die Krane vertäut, und während die Mannschaft emsig dabei war, die offenen Ladeluken mit schweren Holzbohlen zu belegen und mit Persenningen abzudichten, fuhr die „Anne-Marie" schon an den Landungsbrücken vorüber. Ein Bild bewegter Menschen, die jeden Dampfer und jedes Schiff, jeden Fischever und jeden Leichter, jedes Motorboot und jeden Faltzweier sachverständig begutachteten, glitt an der Reling vorüber.

Die Passagiere der „Anne-Marie" fingen an zu schauen, zu sehen und zu begreifen den Anfang einer Seereise. Wie immer Seereisen anfangen, mit den buntwechselnden Bildern eines großen Hafens, mit Ufern, mit Badestellen, mit Villen am Stadtrande, mit Grün von Parkanlagen, plumpen schwarzen Gasanstalten, dem vielgliedrigen stählernen Netzwerk der Werften, hinter kastenähnlichen Docks fast ganz versteckten, in Reparatur befindlichen Schiffsriesen; mit grün und ölig schimmerndem Wasser, in dem dann und wann merkwürdige Dinge treiben, mit Rauchfahnen von Dampfern, mit Bojen und anderen Schiffahrtszeichen und einem Begleitschwarm Möwen.

Als hätten die Schreie der Dampfsirene die dicken Wolken, die sich langsam über den Himmel geschoben hatten, schwer erschüttert, begann noch mitten in der Sommerglut, mit wenigen dicken Tropfen erst, ein Gewitter heraufzuziehen. Die „Anne-Marie" hatte die Höhen von Blankenese noch nicht erreicht, da fiel schon ein kräftiger kühlender Regen prasselnd auf Deck.

Hauptmann Gartner stand steuerbords an der Reling, geschützt vom überhängenden Ruderdeck, Studienrat Bestvater und seine Frau — kaum hatten sie bei der Abfahrt aufgeatmet — waren vollständig verängstigt in die noch schwülere Messe zurückgeschlichen. Auf der Backbordseite redete Grazia Orwein erregt und laut auf ihren Mann ein.

„Erst macht mir der Kapitän Schwierigkeiten mit dem Schlafen an Deck, es ist unerhört, schließlich verbietet er mir kurz und bündig, meinen Schlafsack aufs Achterdeck zu legen. Und ich kann nun mal in der engen Kabine keine Luft kriegen, ich will dort nicht bleiben, ich werde trotzdem, er wird ja sehen, ich werde mir —"

„Wahrscheinlich wirst du gar nichts", sagte ihr Mann, zwar nicht recht sicher, aber doch überzeugend, „das ganze Deck schwimmt vom Regen, wo willst du da hin? — Beruhige dich, wir lassen das Bullauge über nacht auf und ebenso die Tür, wir haben dann, da wir neben dem Ruderhaus liegen, die Luft aus erster Hand."

Grazia Orwein hieb ihre Lederkappe fester ins Haar und schwieg verdrossen. Der Regen plätscherte sanft und erquickend. Zwei, drei kleine Blitze, keineswegs vom eisernen Schiff angezogen, wie Bestvater erwartete, brachten etwas Stimmung und Donnermusik, und unter einem gemächlich nachlassenden Regen fuhr man in reiner Sommerluft an den Leuchttürmen von Wittenbergen vorüber die Elbe abwärts. Kaum war die Luft klarer geworden, hatte der Steward einige Liegestühle aufs Sonnendeck geschafft.

„Und nun, gnädige Frau", meinte Hauptmann Gartner freundlich, „werde ich Ihnen den schönsten Platz des Schiffes zeigen." Es war nicht einfach, Frau Adelheid zu bewegen, dort hinauf zu steigen, noch schwieriger, sie die eiserne, ziemlich steile Treppe hinaufzubugsieren. Aber vereinten Kräften — der plötzlich wieder sehr munter gewordene Studienrat schob, und der Hauptmann oben zog — gelang es, ein Werk zu vollbringen, das Frau Adelheid zu einer geruhsamen Stunde verhalf. Auch die anderen Passagiere hatten sich oben niedergelassen. Es war der Kapitän, der eine Überraschung brachte. „Ja, meine Herrschaften, morgen wird es hier etwas enger werden. Morgen früh nehmen wir in der Holtenauer Schleuse bei Kiel noch zwei Passagiere an Bord — zwei Nonnen!"

„Ah", das war wie aus einem Mund gesprochen, „zwei Nonnen?"

„Sie spassen, Käptn", rief Hauptmann Gartner.

„Warum auch nicht", bockte Grazia Orwein, „ein frommes Schiff — dazu eine Dame mit Schlafsack —", sie schielte zum Kapitän, der sah nach der Reedereiflagge am Mast.

„Das müssen wir uns mit ansehen, wenn sie einsteigen!" Der Maler Orwein versprach sich einen Spaß. Bestvater hob den Zeigefinger: „Ich finde, Herr Kapitän, meinst du nicht auch, liebe Adelheid, wir werden die Damen freundlichst begrüßen und ihnen helfen, wenn nötig."

Er fühlt sich, dachte Hauptmann Gartner. Der Kapitän schnitt so ziemlich alle Einwendungen ab: „Das wird so morgens gegen drei Uhr sein! Wenn einer der Herrschaften Lust hat, aufzustehen, bitte!"

Es schien nicht so.

Man war grade mit dem Abendessen fertig, einer vorzüglichen, delikaten und reichlichen Speisenfolge, fabelhaft vom Steward in der engen Messe serviert, als der Dampfer vor der Brunsbüttler Schleuse hielt. Der Lotse wechselte, der eine war der Sicherheitsengel auf der Elbe gewesen, und nun sollte das Schiff von dem Kanallotsen weitergeleitet werden. Zwar war das Deck noch hier und da feucht und naß, aber alle Passagiere folgten mit Interesse und Wißbegierde dem Durchschleusen. Endlich fuhr die „Anne-Marie" mit halber Kraft — um die Ufer nicht zu beschädigen — durch den Nordostseekanal. Der Kapitän hatte das Kommando an den Ersten Offizier abgegeben, der neben dem Lotsen im Ruderhaus stand; das Steuerrad bewegte sich in langsamen Hin und Her in den Händen des Rudergängers. Passagiere und Kapitän plauderten noch in der Messe oder an die Reling gelehnt über Wetter und Fahrt. Fast lautlos schwanden rechts und links die Ufer rückwärts, es gab mal eine Viertelstunde an einer Ausbiegstelle Halt, einen größeren Dampfer vorüberzulassen, aber dann glitt im Schimmer ihrer Positionslaternen die „Anne-Marie" sanft und sicher in die anbrechende Nacht.

2.

Einige Zeit später schlichen zwei Gestalten in Schlafanzügen an Deck umher. „Es ist alles naß und feucht", flüsterte der Maler Orwein. „Naß hin, naß her", gab Grazia Orwein fast fauchend zurück. „Ich werde noch nasser und kälter schlafen müssen. Aber es ist alles schmierig, ölig sogar, soll ich mir den Schlafsack hier ganz verhunzen?" Sie kletterten wie die Katzen die eiserne Treppe zu ihrer Kabine zurück. Nicht die Tür krachte, mehr ein dumpfer Stoßlaut, verbunden mit einem unwilligen Prusten war zu hören. „Geschieht dir recht", es war Grazias Stimme, wärst du mir beigestanden, sicher hätte mir der Kapitän etwas auslegen lassen als trockne Unterlage und ich schliefe jetzt unterm freien Himmel; dann wäre das untere Bett für dich gewesen und anstatt mit dem Kopf die eiserne Decke zu rammen, wärst du nur gegen die Unterseite der oberen Spiralfedermatratze geschrammt!"

Der Maler Orwein schwieg und strich mit dem Unterarm beruhigend über die Stirn.

Es trommelt irgendwo, dachte Hauptmann Gartner mitten in der Nacht, es trommelt irgendwo, es regnet irgendwo, ein eiserner Decksboden, ein neuer scharfer Regen. Es war beruhigend gleichmäßig, es stampfte die Maschine mit Kolbenstößen wie in Watte verpackt, es drückte wieder in den Schlaf. Aus dem Schlaf sah er später das trübhelle Bullauge, die Maschine stand, es regnete immer noch stark, von weit her sprachen Menschenstimmen, verloren im angebrochenen Morgen. Ein Blick durchs Bullauge zeigte keine zwei Meter entfernt eine feuchte graue Wand. Muß Holtenauer Schleuse sein, dachte er, dann schlief er wieder. Halb Dämmergedachtes, halb Erlebtes. Als er erwachte, fühlte er den ruhigen Takt des Schiffes, den stetigen Pulsschlag, der ohne hinzuschauen die Gewißheit gab von zuverlässiger Fahrt.

Bald darauf öffnete er die zweite Tür seiner Kabine, die direkt an Deck führte.

„Hoppla —", er sah in den klaren Morgenhimmel, den treibenden Wölkchen nach und mußte im selben Augenblick seine Beine vor einem Wasserstrahl retten, der um die Ecke zischte. Die Matrosen waren bei der Morgenwäsche des Decks mit Wasserstrahl und Piassabesen. Schwarze Brühe brodelte um Kanten und Poller, sich über die Decksrinnen in die See zu ergießen. Das Schiff wurde schmuck. Das würde passen zu einem Sonntag, der hell und rein begann. War das eine Luft. Hauptmann Gartner stieg zur Kommandobrücke hinauf, begrüßte den Kapitän, der die Führung des Schiffes nun selbst übernommen hatte. Weit hinter ihnen lag schon die Kieler Föhrde, grad noch erkennbar das riesige Marine-Ehrenmal von Laboe. Dunkelgrün und kühl die See vorweg, weit, weit, zu ermessen in ihrer Größe an kleinen Rauchfahnen anderer Dampfer, die sich am Horizont abzeichneten. Noch vor sieben zeigte die Uhr. Der Steward steckte erst den Kopf aus seinem Quartier, ihn zierte noch eine schwarze Frisierhaube, ein Zeichen der Hochachtung für „seine" Passagiere. Ja, den Koch hätte er schon aus der Schlafkiste, sehr schnell würde dem Herrn Hauptmann ein guter Kaffee zur Verfügung stehen. Das Frühstück dann zwischen acht und neun Uhr. Mit unsagbarem Genuß schlürfte eine halbe Stunde später Hauptmann Gartner das schwarze Getränk, dem er genießerisch kleine Beigaben delikater Keks über die Zunge folgen ließ. Knauserig war man hier nicht. Die Kanne reichte für eine Familie, und das Gebäck für eine Sonntagnachmittags-Kaffeegesellschaft.

*

Die Luft in der Messe — riechen wir nicht hin, sinnierte Hauptmann Gartner; das sägeähnliche Geräusch aus der Studienratskabine — hören wir hin. Er hatte sich an die offene Tür gelehnt, die Kaffeetasse in der Hand und schaute über Deck nach achtern, über die Kräne und Winden, an den beiden in Davits hängenden Rettungsbooten entlang zum Schornstein. Kaffee beruhigt, Kaffee regt aber auch auf, Kaffee ist ein Narkotikum und dann sieht man vielleicht —. Nein, er war nicht aufgeregt, er sah bestimmt richtig. In der Nähe des Schornsteins stand an der Reling eine Dame. Wäre es eine Nonne gewesen, die Gedanken über Wirkung schwarzen Kaffees wären nicht aufgestiegen. Es war aber keine, auch nicht die

Frau Studienrat, auch nicht die Eskimoforscherin. Sie war kleiner; sie war in das Spiel der Fahrtwellen vertieft.

Er würde zum Kapitän 'raufgehen, fragen. Behutsam trug er die Kaffeetasse in die Messe zurück. Da stieß er bei der Rückkehr an der Tür mit der Dame zusammen.

„Guten Morgen!"

„Guten Morgen!" antwortete sie fröhlich zurück.

„Das ist eine Überraschung, zu so früher Stunde ein fremdes Gesicht auf dem Schiffe. — Gestatten Sie, Hauptmann Gartner!"

„Ich heiße Anna Breiter." Sie reichte ihm die Hand, kräftig und nicht zimperlich. Lachte wieder, was dem vollen Gesicht etwas sehr Gutwilliges gab, strich mit der Rechten über das blonde Haar, das der Morgenwind durchkämmte.

„Wir sind in Holtenau eingestiegen, meine Freundin und ich. Puh, war das ein Wetter es regnete in Strömen."

„Aber Sie sind ja gar keine Nonne, gnädiges Fräulein!"

„Was bin ich nicht —?" Ein nicht unschön geformter Mund öffnete sich staunend. Sie lachte laut und drehte sich auf dem Absatz herum, „eine Nonne — bei Gott, nein, das bin ich nicht, ich nicht und meine Freundin nicht! — Herrgott, sehe ich denn so aus?"

Der Hauptmann Gartner horchte auf ein loses Geplauder.

„Wir waren gestern abend zu einer Kindtaufe eingeladen meine Freundin und ich, auf dem Lande. Und da wir grade Ferien hatten, haben wir angenommen Es war so schön, so fröhlich, wir sind hockengeblieben bis heute morgen, und die ganze Gesellschaft hat uns um drei Uhr nach Holtenau gebracht. An die Schleuse konnten sie nicht 'ran, die Fahrgäste hätten sonst keine ruhige Nacht mehr gehabt. Sicher hatten wir alle einen kleinen Schwips, sonst hätten wir vor der Seereise lieber ausgeschlafen, aber es war alles so nett. Nun hat man drei Stunden in der schrecklichen Kabine gelegen, ich mußte an die Luft: wissen Sie, wie mir ist —!" Dabei schwang sie die Arme wie Windmühlenflügel.

Noch gut im Takt, ging's Hauptmann Gartner durch den Kopf.

„Ferien, Herr Hauptmann — und vielleicht sehe ich nach der Nacht wirklich wie eine Nonne aus!"

Beide lachten laut. „Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein, der Kapitän verständigte uns gestern abend, er übernähme in Holtenau noch zwei Nonnen als Passagiere."

„Daher —, oh, wir armen Frauen, da wären wir gleich zu Anfang gebrandmarkt!"

„Daher, gnädiges Fräulein; aber darf ich Ihnen einen Vorschlag machen? Der Steward hat mir einen Vorkaffee serviert, ausreichend für eine ganze Familie. Wie wäre es, wenn Sie den probierten?"

„Kaffee, das ist etwas, was uns den verschenkten Schlaf ersetzen könnte. Wissen Sie, ich gehe meine Freundin rufen, sie wird dann schneller aus den Federn kommen."

Ein herziges, gutes Menschenkind, wird eine Labsal für die Reise sein, nickte Hauptmann Gartner, da braucht man nicht seine eigenen Grillen und die Grillen anderer Leute zu fangen. Grillenzirpen fällt auf die Nerven, Lachen und Scherzen übertönt Schmerzen. Er veranlaßte den Steward, zwei neue Kaffeegedecke aufzulegen. „Für die beiden Nonnen", sagte er verschmitzt.

„Sind gar keine, Herr Hauptmann, habe ihnen um vier Uhr die Kabine gezeigt; bessere Damen, Herr Hauptmann, waren sehr lustig und dabei hat's vom Himmel gegossen. Zwei Nonnen, das wäre schrecklich gewesen für das ganze Schiff! Man kennt doch die Passagiere", er wurde sehr wichtig, „aber Nonnen, kein Mensch hätte vor Angst mehr etwas getrunken."

„Aha!" sagte sich Hauptmann Gartner, „aus der Ecke pfeift der Wind!"

„Bitte meine Damen", der Steward hatte die Tür weit aufgerissen. „Ich lasse nachher gleich frische Luft herein." Sie lachten. Der Steward rückte die Stühle zurecht, schob das Gebäck vor. Im halben Dämmer der Messe sah Hauptmann Gartner neben Anna Breiter eine große schlanke Frau, deren Gesicht er nicht deutlich erkennen konnte. „Es ist herrlich, meine Damen, an einem so goldenen Morgen so glücklich heitere Menschen begrüßen zu können, denen ich hier an Stelle des Kapitäns die Aufwartung machen darf!" Er hatte zur Begrüßung die Hand ausgestreckt.

„Das ist meine Freundin, Fräulein Dr. Erika Lorenzen", rief Anna Breiter, „und das ist Herr Hauptmann — der Name —"

„Hauptmann Gartner—" Die Stimme war plötzlich wie belegt, die vorgestreckte Hand sank einen Augenblick herunter, aber als hätte der ganze Mann sich einen Ruck gegeben, ergriff er Erika Lorenzens schon hingereichte Rechte. „Ist das möglich, Erika Lorenzen —?" Er war halb bestürzt, sehr bewegt: „Erika Lorenzen, bitte drehen Sie sich zum Licht!"

„Erich Gartner", fragte eine Altstimme mit starker Befangenheit. „Sie sind hier — auf diesem Schiff? Ich habe Sie im Augenblick nicht erkannt —"

„Oh", staunte Anna Breiter laut und lustig, „Sie kennen sich, das ist großartig!"

„Sie standen gegen das Licht, Erika Lorenzen, ich sah Ihr Gesicht nicht, ich war wohl etwas fassungslos. Bitte entschuldigen Sie es."

„Mir ging es doch ebenso, Erich Gartner!"

Eine kleine Pause, einige Sekunden in denen Gedanken Jahre wandern. Zwei Menschenkinder sahen sich verwundert an, bis Anna Breiter mutwillig hineinplatzte: „Wenn ich nach dieser Nacht nicht solchen verdammten Durst auf Kaffee hätte, ginge ich jetzt 'raus!" Dabei griff sie zur Kanne und warf sich energisch auf einen Stuhl. Das brach eine kurz geschaute Vergangenheit ab und rief in die Gegenwart.

„Aber nein, mein gnädiges Fräulein, ich muß mich dauernd entschuldigen, erst lade ich die Damen zum Kaffee und nun stottere ich hier herum. Doch Freude ist wie ein Schreck, wenn sie einen überfällt. Bitte, Erika Lorenzen, setzen wir uns doch. Fräulein Breiter, wir haben uns in München kennengelernt, Erika Lorenzen und ich. Wir haben uns Jahre lang nicht mehr gesehen, nun werden Sie verstehen, wie überrascht ich war."

„Und ich nicht minder, Anna. Gib mir Kaffee. Kaffee, die durchwachte Nacht, mir geht's wie dir."

„Dazu ein freudiger Schreck, das kann gut gehen!" Anna Breiter kaute bereits kräftig und gesund drauf los.

Hauptmann Gartner griff zum Zigarrenetui, legte es wieder hin, schenkte sich noch einmal Kaffee ein, trank nicht, sah zwei braune Augen auf sich gerichtet und fragte unvermittelt: „Nun ist aus einer Medizinstudentin eine Frau Doktor geworden?"

Erika Lorenzen bewegte einige Male den Kopf zustimmend, und es klang in ihrer Altstimme sehr ruhig: „Ein Fräulein Doktor, Herr Hauptmann!" Sie nahm einige große Schlucke Kaffee. Mir wird gleich besser werden, dachte sie, hätte ich nur diese Nacht ausgeschlafen, wie mag ich aussehen nach solch einer Kindtaufe. Wenn ich nun weiter rede, ist es aus mit der Ruhe. Ist das von der Kindtaufe, wovon ist das, was ist mit mir, was will ich hier auf dem Schiff? Ich möchte fröhlich sein und gleich könnte ich heulen.

„Mir ist immer noch, als bekäme ich die Seekrankheit." Anna Breiter gestand mit spaßig verzweifeltem Gesicht etwas ein, was sie nicht ohne weiteres als Folgen einer Kindtauffeier bezeichnen wollte.

Vielleicht ist es das, überfiel es Erika Lorenzen. Sie sah zu Hauptmann Gartner auf, sie mußte fragen: „Sind Sie wieder in Deutschland, Herr Hauptmann, oder in Schweden? Oder haben Sie Afrika nur zu einem Urlaub verlassen?"

„Ich bin wieder in Deutschland —, Fräulein Doktor!" Mit gesenktem Kopf war es gesprochen, aber dann sah Hauptmann Gartner Erika Lorenzen mit großen ehrlichen Augen an.

Fast war es, als wollten sie sich über den Tisch die Hand reichen, aber beide waren voller innerer Befangenheit, die nicht nur einer Zeitentfremdung zu entspringen schien.

„Das nutzt doch alles nichts", stöhnte Anna Breiter verdächtig, „weißt du, Fräulein Doktor, mir ist hundsmiserabel elend, und da du mir doch keine gescheite Medizin verschreiben kannst, werde ich mich noch mal schlafen legen."

„Ich fühle mit dir, armes Kind, die Beschreibung deines Krankheitszustandes weckt in mir Reflexbilder, ich glaube, für mich wird es gut sein, deinem Beispiel zu folgen. Wissen Sie, Herr Hauptmann, eine meiner Patientinnen vom Lande, der ich wieder auf die Beine geholfen habe, hat uns zur Taufe ihres Kindes eingeladen; wir klugen Frauen haben uns am ersten Ferientage wohl etwas übernommen. Wir brauchen bestimmt noch einige Stunden Schlaf. Bitte, nehmen Sie es nicht übel! Aber im Laufe des Vormittags dürfen wir dann unseren freundlichen Kapitän-Stellvertreter wieder begrüßen?"

Sie streckte ihm die Hand entgegen, und so bestürzt Hauptmann Gartner im Augenblick war, dieser Händedruck hatte etwas Beruhigendes und Zuversichtliches.

„Fräulein Doktor, Fräulein Breiter, recht gute Erholung und auf ein frohes Wiedersehen!"

Nein, Gescheiteres war ihm nicht eingefallen! Er wollte sich ungeschickt schelten, aber um sein ganzes Denken legte sich ein wohliger Nebel, der keinerlei scharfe Trennung zwischen Gefühl und Verstand zuließ

*

Eine Zeitlang saß Hauptmann Gartner nachdenklich auf dem Sonnendeck. Manchmal schloß er die Augen, sein Inneres ließ Bilder vorübergleiten. Jahre der Vergangenheit liefen ineinander, manches ließ sich entwirren, anderes war mit Sein und Leben anderer Menschen ein untrennbarer Wust, in den auch nachträglich keine Ordnung kam. Solche Jahre schmerzten auch jetzt noch. Er mußte die Augen öffnen. Um ihn herum war alles klar und kühl. Eine leichte Brise frischte sein heißes Gesicht, es war eigentlich alles so nah und greifbar. Aber das waren Dinge, die man mit den Händen fassen konnte, das Deck, die Aufbauten, das grüne Wasser, Bugwellen, reine Luft, Wolken im Segeln, Matrosen, die übers Schiff gingen. Horchte man in sich hinein, dann rätselten Dinge im Kopf herum, die ein Menschenleben außerordentlich komplizierten. Schwierigkeiten entstanden, wo nur kleine Steinchen am Wege lagen, und bei einem Rückwärtsschauen merkte man gelegentlich, daß man um einen Riesenberg einfach herumgegangen war. Merkwürdig, was man so Leben nennt; oder lebt man gar nicht aus sich heraus, etwas Fremdes schiebt einen in die Umwelt hinein, und man bildet sich ein, man hätte dies seiner sogenannten Willensstärke zu verdanken?

„Morgen!" Grazia Orwein war die Treppe heraufgestiegen und ließ sich in einen Liegestuhl fallen.

„Nur wenn man allein ist, kann man sich sammeln und ohne Ablenkung an seine Arbeit denken."

Noch benommen sprang Hauptmann Gartner auf: „Dann will ich nicht stören, gnädige Frau, vermutlich sucht Ihr Arbeitseifer die Einsamkeit."

„So meine ich das nicht, dachte nur, Sie wären auch hier oben, sich zu sammeln." Alles, was Grazia Orwein sagte, klang reichlich hart. „Ich will arbeiten."

Waren Sie schon einmal bei den Eskimos?"

„Nein, ich will mich aber ganz diesen einfachen Menschen widmen. Verspreche mir eine Fundgrube für die Wissenschaft, will vor allem die Frauen studieren."

„Ein schönes Gebiet — die Frauen —", es war sehr lang gesprochen, „die Eskimofrauen werden sicher ganz anders sein also sonst die Frauen."

„Frauen sind überall gleich!"

„Wozu wollen Sie sich dann die Mühe machen, in den eiskalten Norden fahren, entbehren, wenn die Frauen doch alle gleich sind?"

„Die Wissenschaft braucht Spezialitäten, Einzelfälle, die will ich untersuchen."

Plötzlich lächelte Hauptmann Gartner: „Ob man da zu den Eskimofrauen gehen muß?" Als Grazia Orwein den Kopf zu ihm wandte, sah er von ihr weg aufs weite Meer hinaus.

Ein gut frisierter Herrenkopf tauchte an der Treppe über dem Fußboden empor. „Grazia, das Frühstück ist fertig. — Guten Morgen, Herr Hauptmann."

„Guten Morgen, Herr Orwein! — Ihre Gattin und ich waren eben in ein Gespräch vertieft, das bei der Wissenschaft seinen Anfang nimmt, und da Ihre Gattin die Arbeitsruhe sucht, wird sie Ihrem lockenden Rufe nicht folgen können!"

Grazia Orwein hatte ihr Buch auf den Stuhl geknallt. „Das wäre —! Wer arbeitet, soll auch essen, Ruhe zur Sammlung, aber ein gekräftigter Körper leistet das Doppelte. — Gehen wir!"

Man ging.

„Wie haben Sie geschlafen, gnädige Frau?"

Frau Adelheid Bestvater versuchte, übers ganze abgespannte Gesicht zu strahlen: „Erst war es sehr schlecht, Herr Hauptmann, aber nach und nach —"

„Machte sich die Übermüdung geltend."

„So ist es", bekräftigte der Studienrat", so war es auch bei mir. Nur träumte ich schweres Kettenrasseln, aber es war gar kein Traum, es schurrte wirklich über mir eine Kette."

Der Kapitän Johannsen schob seine Gäste in die Messe hinein. „Kommen Sie, meine Herrschaften, denn erstens habe ich es eilig, ein Kapitän hat es im Gegensatz zu den Passagieren immer eilig, und zweitens, verehrter Herr Studienrat, es ist nur die Ruderkette, da gewöhnt man sich dran."

Bestvater, der auf Deck immer sein Butterblümchen gegen den leichten Wind festhalten mußte, wurde in der Messe etwas freier, sprach aber verständnislos vor sich hin:" Die Ruderkette — so — so."

„Das ist die Kette, die von der Rudermaschine die Bewegungen aufs Steuerruder überträgt."

„Rudermaschine, so, so — das ist die Schraube?"

„Aber nein, Herr Studienrat, an Land sagt man Steuer,"

Grazia Orwein warf einen verächtlichen Blick auf den Mann in engen Breeches, der seinerseits wieder seine Frau Adelheid mit den Augen fragen wollte.

„Wenn der Herr Kapitän gestattet, Reinhold, zeigt uns vielleicht der Herr Hauptmann alle diese nautischen Merkwürdigkeiten."

Hauptmann Gartner beugte sich tief oder verbeugte sich tief über den Tisch und murmelte

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

etwas Unverständliches. Bestvater war bereits abgelenkt, als er den Kapitän sich über ein tellergroßes Schnitzel hermachen sah, und als der Steward fragte, was die Herrschaften wünschten, Schnitzel, Kotelett, Spiegeleier, Rühreier oder gekochte Eier, bekam er runde Augen. Als Hauptmann Gartner ein Schnitzel bestellte, verlangte er auch danach. Frau Adelheid wurde stumm beim Anblick der Massen Kuchen, Brote, Butter, des Aufschnitts und der anderen Beilagen. Sie würde Kuchen stopfen. Der Maler glaubte seinem empfindlichen Magen nur zwei Eier im Glas einverleiben zu können, vertilgte aber später starke Mengen gut belegter Schnitten. Grazia Orwein hatte sich ohne falsche Scham über Knäckebrot mit Butter hergemacht. Es krachte unter ihren Zähnen, eine zwangsweise Ungeniertheit, die Frau Adelheid Bestvater die Röte ins Gesicht trieb. Es konnte auch der wärmende Kaffee sein, der nach mäßig verbrachter Nacht und einer gewissen Morgenkühle blutwallend wirkte.

„Warum haben Sie uns eigentlich die beiden Nonnen aufgetischt, Käpt'n?" In dieser Frage des Hauptmanns lag mehr als bloße Neugier.

„Sind sie nicht da?" rief der ganze Tisch durcheinander.

„Wie schade!" spöttelte Orwein.

Kapitän Johannsen wehrte sich energisch. Die Reederei habe ihn wissen lassen, zwei Nonnen aus Kiel würden in Holtenau zusteigen. Die Papiere habe er erst durch den Agenten in Holtenau erhalten. „Wenn es nun, meine Herrschaften, statt zweier Nonnen eine Ärztin und eine Hebammenschwester geworden sind, so sehr ich jeden Passagier schätze, ich glaube doch, zwei so lebensfrohe Menschen wie diese beiden Damen können nur eine wertvolle Bereicherung der Tafelrunde werden.

Möglich, ich habe mich am Telephon verhört, der Mann sagte statt ‚Damen' vielleicht plattdeutsch undeutlich ‚Dohmen', und ich verstand im Schiffslärm ‚Nonnen'."

Warum sie nicht zum Frühstück erschienen seien?

Der Steward gab die nötige Aufklärung, er wußte, der Kapitän würde nach so langer Rede nicht mehr gern sprechen.

Die Damen schliefen noch.

Der Steward blickte auf Hauptmann Gartner, aber der blieb stumm.

Dann stellte Frau Adelheid Bestvater die weltbekannte Frage: „Herr Kapitän, kann solch ein Schiff wie dieses untergehen?"

Die Antwort war auch die historische:

„Es ist uns mit diesem Schiff noch niemals geschehen, gnädige Frau!" Seine Privatgefühle zeichneten schwere Falten auf der Stirn, aber seine Dienstverbundenheit verlangte ein breites Lächeln des Mundes. Frau Adelheid Bestvater war es nicht gegeben, in Menschenantlitzen zu lesen. Sie schielte hilfesuchend zu Hauptmann Gartner, beruhigte sich, als sie hörte, man könne zu beiden Seiten des Schiffes die Ufer fast greifen.

„Wo sind wir?"

„Zwischen Langeland und Laaland, zwei dänischen Inseln."

*

Sehen, sehen, war die Beschäftigung der nächsten Stunden. Nicht, daß es übermäßig viel zu schauen gab, aber der eigentümliche Reiz einer Seereise begann sich in die Gemüter der Passagiere zu senken. An Deck stehen, Wasser rundum, fremdes Land in Sicht, das führt zwangsweise auch zu einem gewissen Zusammengehörigkeitsgefühl der Fahrgäste, die andererseits ein Hochgefühl der Befriedigung mit sich selbst kaum verbergen können. Eine Mischung aus Gegendscheue und Wunsch nach Wirklichkeit drängt sich heran. Das Schiff wird zu festem Boden, Heimatboden. Es schob sich sanft vor einer leichten Brise vorwärts. Die Luft war klar, die helle Sonne nicht drückend.

Frau Adelheim Bestvater hatte sich beim Verlassen der Messe nach Hauptmann Gartner umgesehen, aber der war verschwunden. Dem Maler Orwein lag die Kavalierpflicht ob, die Damen auf Sonnendeck zu geleiten. Wobei ihm nur Frau Adelheid einige Umstände bereitete, die der Studienrat mit höflichem Dank quittierte. Grazia Orwein lag bereits in ihrem Stuhle und machte in ihrem Hefte energische Notizen.

Der Maler schützte mit dem Handrücken die Augen und sammelte Eindrücke: „Flache Küsten, saftig-grüne Wiesen, dazwischen einzelne rote Flekken, die Dächer von Häusern. Große Wasserflächen, stimmungsvolle Ruhe! Was läßt sich daraus machen!"

„Es ist an sich sehr schön, auch ohne Kunst", beharrte Frau Adelheid.

„Das ist Dänemark", predigte der Studienrat, „so muß man es sich vorstellen, Adelheid." Da er sein Butterblümchen unten gelassen hatte, um es nicht doch in einem ungünstigen Augenblick durch die Gegend segeln zu sehen, konnte er von seinem Liegestuhl aus immer nur den Kopf vorsichtig über die schützende Leinewand heben, weil der leichte Wind sein schütteres Haar wenig achtete.

„Ein blauer Himmel dazu und Schäfchenwölkchen, oh Reinhold, wie schön!"

„Wenn die Herrschaften sich überzeugen wollen, der Himmel ist nicht blau, er ist grün, stahlgrün", belehrte Orwein. „Fast immer ist an der See der Himmel grünlich, selten blau. Wir Maler erfassen dies sofort."

Grazia Orwein warf einen flüchtigen Blick auf ihren Mann. Bestvater und Frau mußten nach genauem Hinschauen dem Maler recht geben.

„Wie interessant, Reinhold."

„Aber zum Kolorit eines Bildes, gnädige Frau, gehören Probleme. Es heißt, eine Sache nicht so malen, wie man sie sieht oder wie der Laie sie zu sehen glaubt!"

„Anders ist's mit der Sprache!" Der Studienrat hatte den Zeigefinger erhoben.

„Gestatten Sie, Herr Studienrat", griff Orwein unbekümmert ein, „auch in der Sprache haben wir Laienbegriffe. Da sagt man, wir ‚fahren' mit dem Schiffe, dabei hat ‚fahren' eine ganz andere Bedeutung. Gleiten wäre auch nicht zutreffend, wir werden durchs Wasser geschoben von der Schraube."

„Sachlich richtig, aber es ist ein alter Sprachgebrauch, Herr Orwein", der Studienrat wurde angeregt munter, „wir müßten sonst auch sagen: ‚Wir schrauben auf dem Dampfer durchs Wasser.'"

„Sehr richtig, könnten wir ruhig", Orwein war entzückt.

„Warum auch nicht", fiel unerwartet Grazia Orwein ein, „diesen Ausdruck werden wir uns merken!"

Bestvater wurde unruhig. Aber Orwein ließ ihn nicht zu Worte kommen: „Wir fliegen auch nicht durch die Luft, meine Herrschaften, nein, wir fliegen nicht, das Flugzeug wird vom Propeller durch die Luft gerissen. Warum sprechen wir von ‚fliegen'?"

(Fortsetzung folgt.)



„Von einem, der auszog, das Gruseln zu lernen"

Wir brauchen gar kein verwunschenes Schloß, wie der Junge im Grimmschen Märchen, der ein so wunderbar gegerbtes Rückenfell hatte, daß ihn nie die Gänsehaut darüber herunterlaufen konnte. Nichts von kaltfingerigen Gespenstern und kegelspielenden Katern, die um Mitternacht harmlose Gemüter erschrecken. Wir schicken statt dessen den tapferen Jungen rund um die Erde und wollen einmal sehen, ob er da etwas Gruselnswertes finden kann unter all den tatsächlichen Vorkommnissen und Erscheinungen, mit denen die Natur den Menschen zum Schaudern bringen möchte.

Der Wald der Spinnen.

Mitten hinein also in die wahre Gruselgeschichte! Im Zwielicht des Urwaldes, in dem sich unser Wanderer verirrt hat, hängt plötzlich aufgespannt zwischen zwei Bäumen ein riesiges Netz. Ein Spinnennetz von ungeahnter Größe. Mit Mühe nur ist es zu durchbrechen. Einer dieser grauen, schauerlich wehenden Schleier



hängt hinter dem andern. Riesige Spinnen fliehen widerstrebend in das Geäst. Es ist ein Kampf mit etwas beinahe Unwirklichem in diesem wie mit zähen Nebeln verhängten Dickicht. Solche Wälder aber gibt es wirklich. Die ersten Erforscher Ostaustraliens schon berichteten von ihnen. Die Spinnennetze spannen sich dort 3—4 Meter breit zwischen den Bäumen und sind so fest, daß man sie nur mit beträchtlicher Kraftanstrengung zerreißen kann.

Das Tor der Klagen.

Bab el Mandeb, „Tor des Weheklagens", heißt die Meerenge am Südausgang des Roten Meeres. Wimmern und Heulen tönt dort vom Lande her dem Seefahrer seit je entgegen. Die gruseligen Töne sollen die Jammerlaute der unerlösten Sklavenseelen sein, die hier am Durchgang zu den Sklavenmärkten ihre verlorene Heimat beweinen. Die geographische Bezeichnung hat eine merkwürdige akustische Erscheinung festgehalten: Die starken Winde verfangen sich in den Zerklüftungen des südarabischen Urgebirges und heulen den abergläubischen Seeleuten immer an den gleichen Stellen der Durchfahrt die Ohren voll. In der sagenumwobenen Fingalshöhle auf der Insel Staffa wandeln sich Wind und Brandungsgetöse zu ergreifendem Orgelklang, ebenso wie in der schottischen Höhle von Ben Macdhui, wo der Wind sich in orgelpfeifenartig ausgewitterten Felsenspalten fängt und auf allen Registern gespenstische Chorgesänge begleitet. Durch alle Gruselgeschichten tönt dieses Motiv der Geisterstimmen, die in die Grotten und Höhlen der Erde gebannt sind.

Es regnet Milch und Blut.

Es ist noch gar nicht lange her, daß das Phänomen des Blutregens zuletzt beobachtet wurde. 1934 war es, als in den oberitalienischen Alpen ein Schauer niederging, dessen große Tropfen braunrote, wie Blutrost aussehende Flecke hinterließen und den Schnee rot färbten. 1930 waren in Frankreich und 1926 in Oberitalien die Menschen durch die gleiche Naturerscheinung erschreckt worden. Schon Plutarch kennt sie und versucht sie phantastisch zu erklären. Dieser Blutregen hatte aber natürlich nichts mit Blut zu tun, sondern war, wie die Untersuchung ergab, nichts anderes als vom Regen niedergeschlagener braunroter Eisenstaub, den der Wind in großen Höhen von Nordafrika herübergetragen hatte. Ein Bild, das noch ungleich gruseliger wirkte, boten 1934 die Niagarafälle, die plötzlich in blutrot glänzenden Fluten niederstürzten. Hier war die färbende Substanz roter Sand, den der Niagara in seinem Oberlauf mitgerissen hatte. Vulkanruß erzeugte auf gleichem Wege schauerlichen schwarzen Regen, Blütenstaub ergab sogenannten „Schwefelregen" und den seltsamen „Milchregen" verursachte vom Wind aufgewehte kreidige Erde.

Der gespenstische Hirsch.

Gewöhnlich werden durch die natürliche Erklärung die Gruselgeschichten ihres Schauders entkleidet. Bei der folgenden Begebenheit aber schickt uns die Enträtselung vom Regen in die Traufe: Ein Forscher schlägt sich durch das Dickicht des südamerikanischen Urwaldes. Plötzlich wiegt sich über dem Gestrüpp, hoch oben vor ihm, der Kopf eines Hirsches in schauerlichem Rhythmus. Das Tier muß alles je Gesehene an



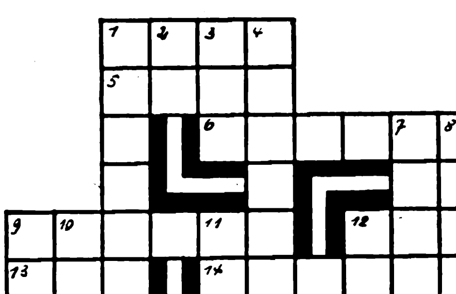
Größe himmelweit übertreffen. Das war der Schreck Nr. 1. Nach vorsichtigem Anpirschen löste sich das Rätsel in Grausen: Eine Riesenschlange hatte den Hirsch verschlungen und aus ihrem Rachen ragte noch der Kopf mitsamt dem Geweih, den die gefräßige Bestie nicht hinunterwürgen konnte. Sie mußte warten, bis das verwesende Stück ihrer Mahlzeit von selbst zerfiel. Und im Takt ihres Wiegens schaukelte der Hirschkopf im Blättergewirr des Urwalds.

Das Todestal.

Dieses sagenhafte und immer wieder angezweifelte Tal gibt es wirklich, in dem Menschen und Tiere, die sich in seine Enge wagten, tot aufgefunden wurden, ohne daß man eine Spur von Gewaltanwendung an ihnen fand. Das Tal liegt auf Java und bildet den Aufstieg zum größten von vierzehn benachbarten Vulkanen, dem Parpandajan. Für die Eingeborenen ist das Tal von Geistern bewohnt. Diese holen sich am liebsten kleinere Tiere und Kinder, aber auch Erwachsene fallen ihnen

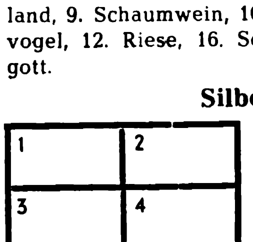
RÄTSEL

Kreuzworträtsel



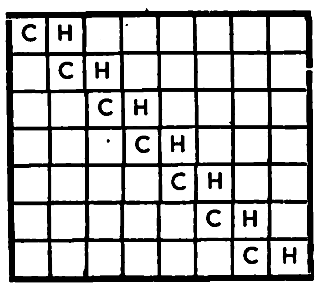
Waagerecht: 1. Laster, 5. Fluß in Frankreich, 6. Land in Afrika, 9. Lehranstalt, 12. leichtes Boot, 13. Bund, 14. Symphonie von Beethoven, 15. Ein berühmter „Gefangener", 17. Musikinstrument, 19. Haushalt. — Senkrecht: 1. deutscher Dichter, 2. 2. Tierprodukt, 3. Mädchenname, 4. Freund von 1., 7. Gestalt aus Wagners Holländer, 8. Stadt in Lettland, 9. Schaumwein, 10. Teil der Kirche, 11. Singvogel, 12. Riese, 16. Schmutz, 18. ägypt. Sonnengott.

Silbenkreuz



1—2 übersinnl. Ereignis
1—4 Verletzung
2—3 Haut
3—4 Insektenlarve
4—5 Warenniederlage
3—6 latein.: Mutter
5—6 niederl. Tiermaler

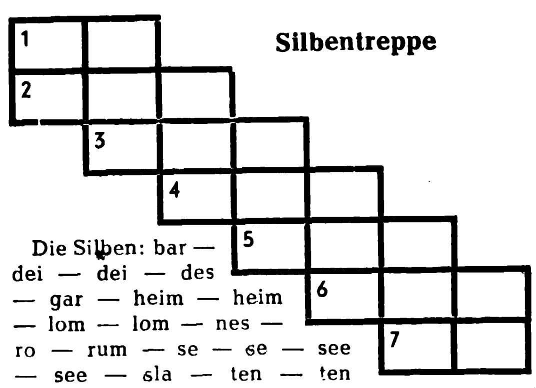
Füllrätsel



Die Buchstaben a a a a a b b c d e e e e e f h i i i i i l m n n n o o p p r r r s s s s s t t u u werden in die Felder gesetzt, daß waagerecht folgende Wörter erscheinen.

1. Meisterschaftskämpfer, 2. Badeort am Bodensee, 3. Sudanneger, 4. Stadt in Baden, 5. Reptil, 6. Waldbaum, 7. Steinobst

Silbentreppe



Die Silben: bar — dei — dei — des — gar — heim — heim — lom — lom — nes — ro — rum — se — se — see — see — sla — ten — ten werden so in die Felder gesetzt, daß waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen.

1. Abfahrtslauf, 2. Landesteil Oberitaliens, 3. Pfälzer Weinort, 4. Berg in den bayer. Alpen, 5. Staat der USA, 6. Wasserpflanze, 7. Heilmittel.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — bee — bend — bob — bri — bur — de — din — duck — e — ein — ek — en — fen — ga — gan — gran — hei — küb — land — li — mi — mis — na — na — nam — ne — ni — of — pi — re — rew — ri — sall — sär — se — si — sta — ti — ti — to — üs — va — ve — vo sind 16 Wörter zu bilden, deren 1. und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Schopenhauer ergeben.

1. Sonnenblume, 2. geograph. Begriff, 3. Ort bei Rom, 4. Giftpflanze, 5. Nebenfluß des Bug, 6. span. Hochadliger, 7. Abgesandter, 8. ungarischer Läufer, 9. Verzückung, 10. sagenhafter Reicher, 11. Lehensmann, 12. Angriff, 13. Stadt in Italien, 14. Stadt am Balkan, 15. kleiner Zweimaster, 16. Schweizer Hochtal.

1 .... 9 ....
2 .... 10 ....
3 .... 11 ....
4 .... 12 ....
5 .... 13 ....
6 .... 14 ....
7 .... 15 ....
8 .... 16 ....

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Geiz, 5. Oise, 6. Algier, 9. Schule, 12. Gig, 13. Ehe, 14. Eroika, 15. Trenck, 17. Horn, 19. Etat. Senkrecht: 1. Goethe, 2. Ei, 3. Isa, 4. Zelter, 7. Erik, 8. Riga, 9. Sekt, 10. Chor, 11. Lerche, 12. Gigant, 16. Kot, 18. Ra. ✱ **Silbenkreuz:** 1. WUN — 2. DER — 3. MA — 4. DE — 5. POT — 6. TER. ✱ **Füllrätsel:** 1. Champion, 2. Schachen, 3. Aschanti, 4. Bruchsal, 5. Eidechse, 6. Rotbuche, 7. Pfirsich. ✱ **Silbentreppe:** 1. Slalom, 2. Lombardei, 3. Deidesheim, 4. Heimgarten, 5. Tennessee, 6. Seerose, 7. Serum. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Topinambur, 2. Abendland, 3. Tivoli, 4. Einbeere, 5. Narew, 6. Grande, 7. Emissär, 8. Heiduck, 9. Ekstase, 10. Nabob, 11. Vasall, 12. Offensive, 13. Rimini, 14. Usküb, 15. Brigantine, 16. Engadin. „Taten gehen vorüber, die Werke bleiben."

gelegentlich zur Beute, wenn sie sich im Schlaf den feindlichen Mächten ausliefern. Diese Tatsachen waren nicht wegzuleugnen, und eine nähere Untersuchung ergab, daß die Schlucht bis zur Höhe von einem Meter mit schweren giftigen Vulkangasen angefüllt war, die alles, was unter dieser Höhe atmete, erstickten. Das Tal ist nun entzaubert. Auffällige Tafeln warnen vor der Gefahr

Begegnung mit Urzeitriesen.

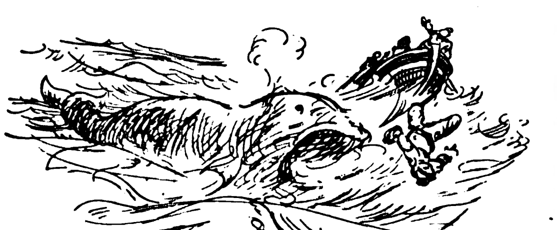
Nie konnte man sich eines leisen Gruselns erwehren, wenn man im Stellinger Tierpark den Nachbildungen der grauenhaften Urweltbestien gegenüberstand oder sich an Hand von Abbildungen in die Welt dieser Giganten träumte. Mit gewisser Erleichterung erfuhr man dann zur rechten Zeit, daß die Menschen mit ihnen nicht gleichzeitig die Erde getreten haben. Und trotzdem ist es geschehen, daß Menschen unserer Zeit solch einen Koloß in Haut und Haaren vor sich stehen sahen. Vor einer Million Jahren hatte sich dieses Ungetüm auf Eis gelegt für den Augenblick des Jahres 1930, wo Eingeborene des kanadischen Glacier-Eilandes einen Eisberg sprengten und gruselnd sich dem aus kürbisgroßen Augen glotzenden, 17 Meter langen, bepelzten Riesen-



tier gegenübersahen. Es gelang sogar, das Ungeheuer aus dem umhüllenden Eissarg völlig zu befreien und in ein naturhistorisches Museum zu schaffen. Sonst hätte dieses ur- und unweltliche Abenteuer wohl keinen Glauben gefunden.

Vom Wal verschluckt.

Walfänger waren es, die gewiß eines der unglaublichsten Erlebnisse hatten, das die abenteuerreichen sieben Meere bieten können. Einem französischen Forscher verdanken wir die Aufzeichnung ihres Berichtes. Im Jahr 1881 jagte ein Walboot hinter Zahnwalen her, als durch einen Unglücksfall der Harpunier über Bord stürzte. Alle Rettungsversuche waren vergeblich. Wenige Stunden nach dem Unfall wurde ein Wal auf das Deck des Fangschiffes gezogen, wo man das Tier sofort zu verarbeiten begann. Die ungläubige Bestürzung der Mannschaft mag groß genug gewesen sein, als sich im Magen des Wals der Körper des vermißten Harpuniers fand. Der Mann atmete noch und konnte schließlich sogar zum Leben zurückgebracht werden. 14 Tage lag er in Delirien, und dann erzählte er: Halbertrunken wurden ihm plötzlich die heftig rudernden Arme an den Leib gepreßt, und er fühlte, wie er einen glatten Tunnel entlangglitt, bis ihm in jäher Hitze der Atem stockte. Dann raubte ihm die Empfindung, als ob eine ätzende Lauge das Leben aus ihm zöge, das Bewußtsein. Der Zufall, daß der Wal, der ihn verschlungen hatte, so schnell gefangen wurde, hatte ihm im letzten Augenblick das Leben gerettet. Durch den Verdauungssaft des Tieres aber war seine Haut zu Pergament gebleicht. Eine Gruselgeschichte um des Gruselns willen, wird mancher meinen und seine Schulweisheit ins Treffen führen: Der Wal kann doch nur winzige Tiere durch seinen engen Schlund bringen! Das stimmt wohl für den Blauwal, nicht aber für die Zahnwale, in deren Magen ganze Haifischskelette von fünf Meter Länge oder in einem Fall gar 14 junge Robben gefunden wurden. Tatsachen, die diese unerhörte Geschichte wohl in den Bereich des Möglichen rücken



„Hu, hu — mich gruselt!"

So rief der Junge im Märchen aus, als ihm endlich seine Prinzessin das Aquarium ins Bett schüttete. Die kleine Ursache mit der großen Wirkung! Auch wir können eine einfache Geschichte auftischen — im wörtlichen Sinn — die manchen schließlich doch das Gruseln lehren mag. Der Anfang ist durchaus heimelig: Wir setzen uns in China zu einem der gewaltigen Festmähler nieder, die 60 Gänge umfassen und die so raffiniert zusammengestellt sind, daß man nach drei Stunden immerwährenden Essens die ersten Genüsse bereits verdaut hat und munter weiterzufuttern vermag. Soweit ganz gut! Aber nun wird ein Glassturz aufgetragen, dessen wimmelnden Inhalt man unbedingt kosten muß, wenn man den Gastgeber nicht tödlich verletzen will. Es sind lebende Tausendfüßler, die man mit den unhandlichen Eßstäben gewandt zu erhaschen hat. Ein schneller Biß, bevor das zappelnde Biest im Mund herumzuspazieren beginnt — und das Gruseln, das sich vielleicht im Spinnenwald und Blutregen, in der Geisterhöhle und im Todestal nicht recht einstellen wollte, jagt uns die geschätzte Gänsehaut über den Rücken.



„Halifax" im nassen Grab.
Der Taucher steigt ins Wasser hinab, um die Drahtseile zum Hieven der Wrackteile der viermotorigen „Halifax" anzulegen. Starker Wind und Wellengang erschwerten die Arbeit außerordentlich.



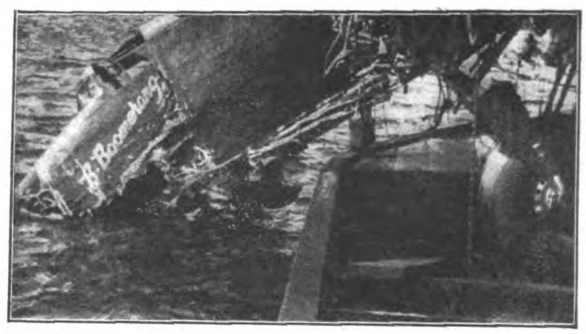
Wieder ein Yankee!
Ein amerikanisches Flugzeug, das von japanischer Flak im Südpazifik getroffen wurde, kommt, in Teile zerrissen, brennend herunter.
Japan-Photo.

Nicht jeder Bumerang...



Das Fahrgestell taucht an die Oberfläche.

Aufn.: Herbert Lehmpfuhl



Dieser „Boomerang" kam nicht zurück!
Das Wrack wird zum Weitertransport auf Schuten verladen.



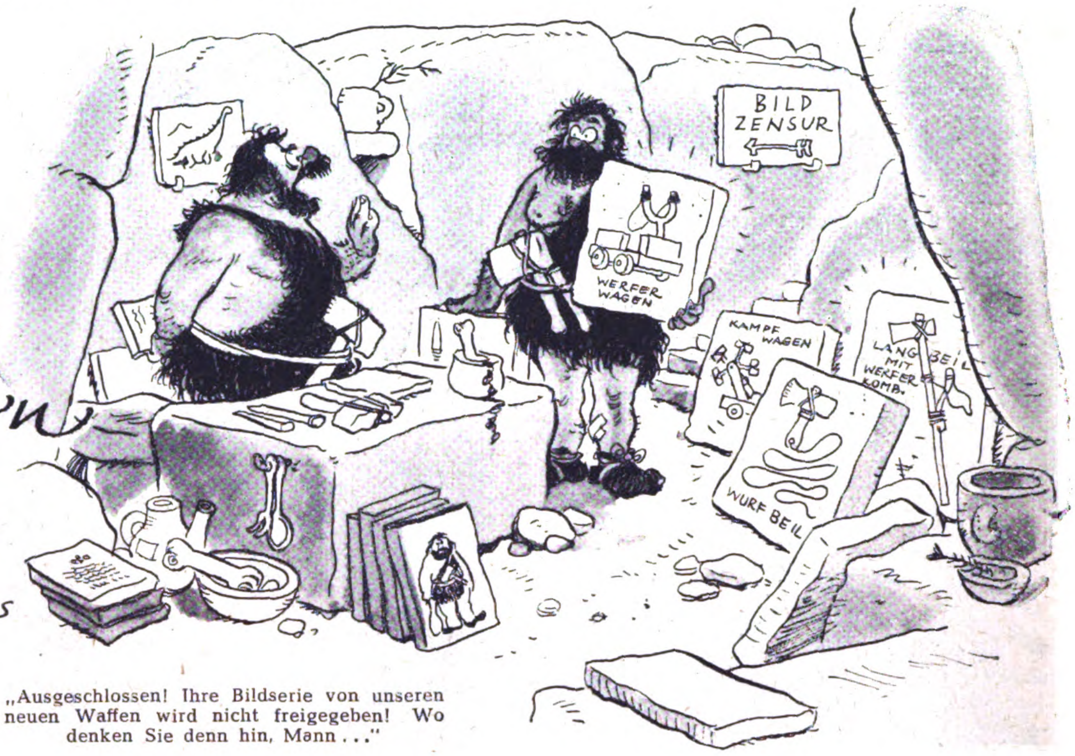
Eines von den 2926 Terrorflugzeugen,
die im Zeitraum von nur drei Monaten von der deutschen Luftverteidigung abgeschossen wurden.
Die Bergungsmannschaften tragen die Bomben beiseite.



Von den Bildberichtern DAMALS..

DER NEUNTE BERICHT AUS GRAUER VORZEIT

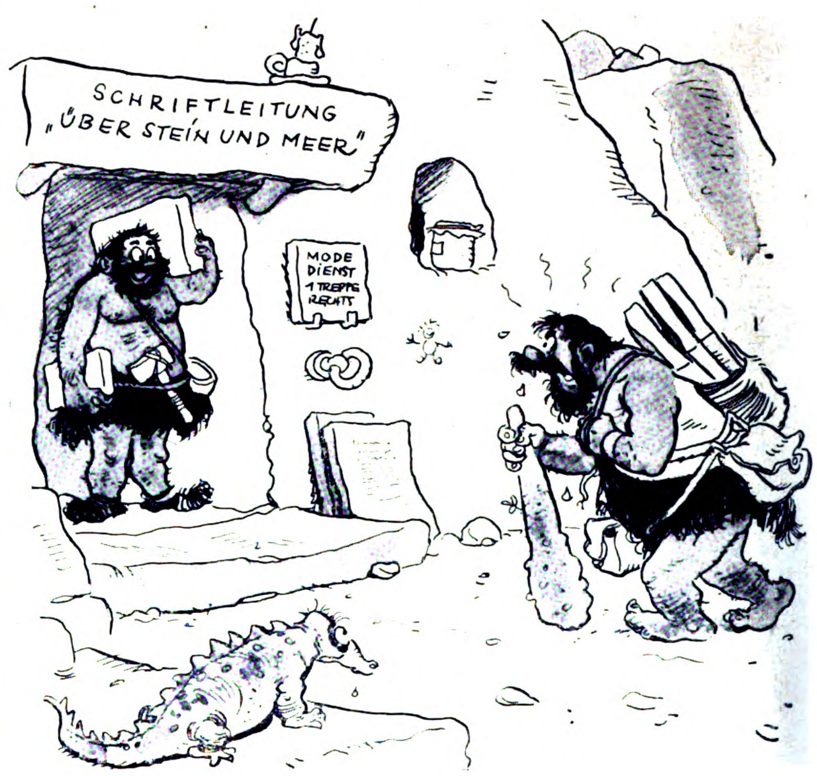
VON EMERICH HUBER



„Ausgeschlossen! Ihre Bildserie von unseren neuen Waffen wird nicht freigegeben! Wo denken Sie denn hin, Mann . . .“

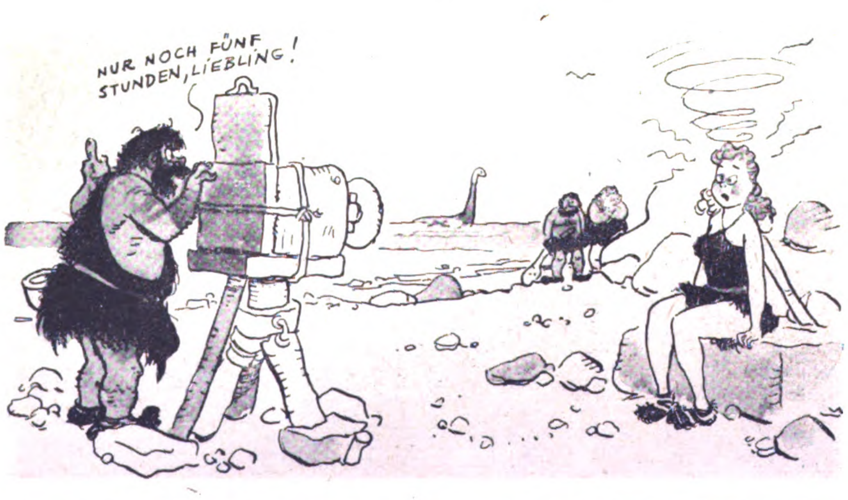


Kriegsberichtersorgen damals...



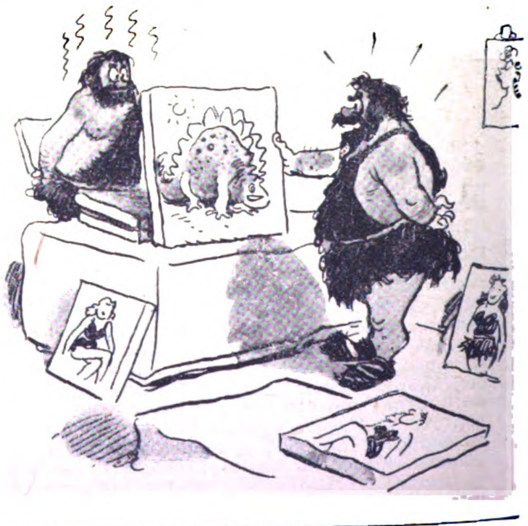
← „Verdammt nochmal! Das ist aber unangenehm! Jetzt beenden sie das Gefecht, und ich bin mit der Aufnahme noch nicht fertig . . .“

„Ich komme mit einer sensationellen Bildserie soeben direkt von der Front! Wo ist der Hauptschriftleiter . . .?“ — „Mensch, der Krieg ist ja schon seit drei Jahren beendet! Bist woll 'n bißchen langsam gelaufen, wat?!“



← „Da hat er sich 'ne ganz tolle neue Sache ausgeknobelt! Der Abzubildende muß acht Stunden ganz still vor dieser Maschine sitzen und dann „hat er ihn drin auf der Platte“, sagt er . . . Seit er mit diesen blödsinnigen Versuchen begann, sind schon drei Winter ins Land gezogen — geschafft hat er's aber noch nicht!“

→ „Das woll'n Sie mir als Titelseite verkaufen? Mensch, wen interessiert denn heute noch 'n wilder Stegosaurus!! Hübsche Mädchen woll'n die Leute seh'n, mein Lieber! Hübsche Mädchen . . .“



Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München.
A B C D E F G 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 27. APRIL 1944
19. JAHRGANG :·. FOLGE 17

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:

....

....

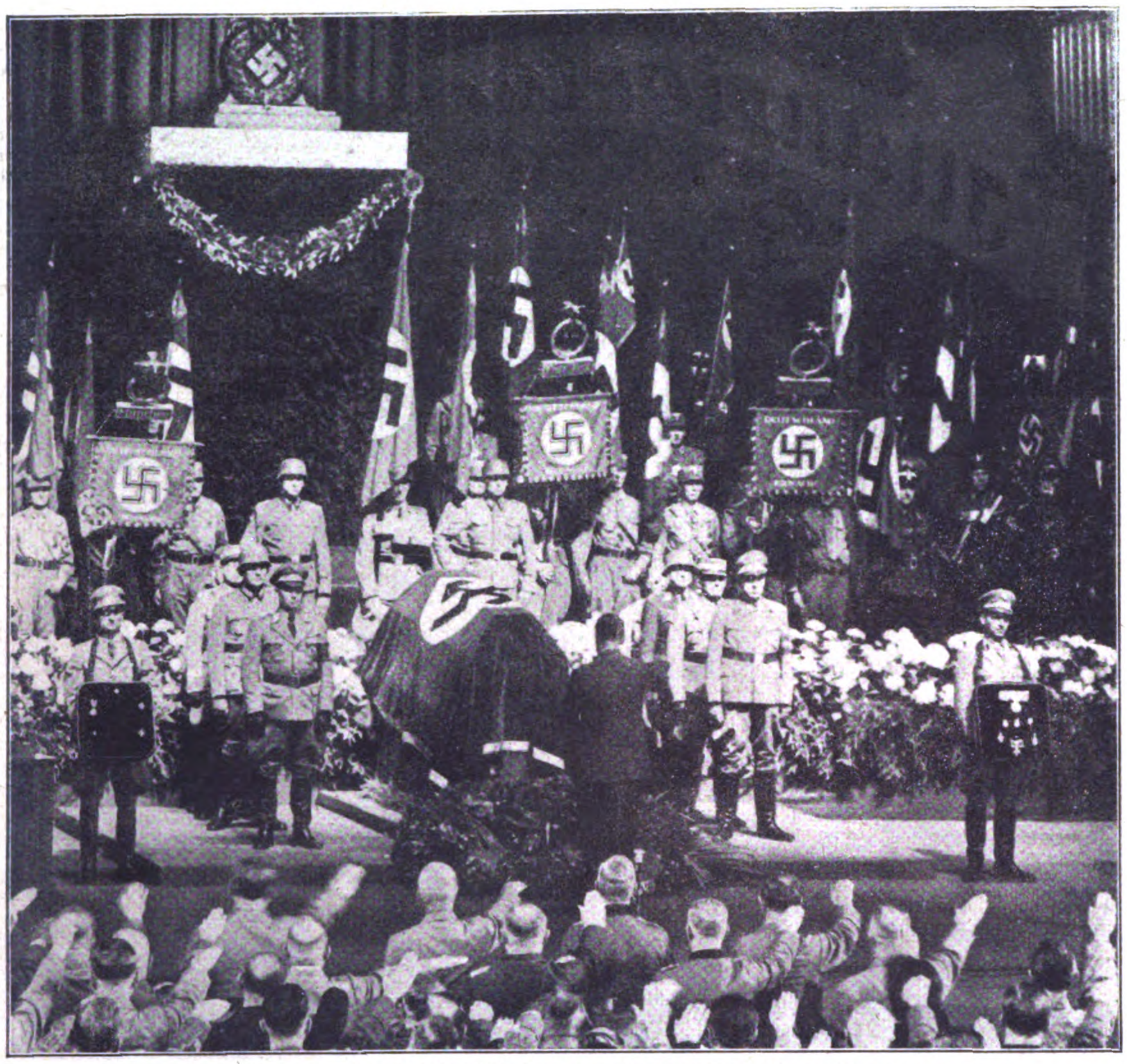
VERLAG FRANZ EHER NACHF., GMBH., MÜNCHEN 22.



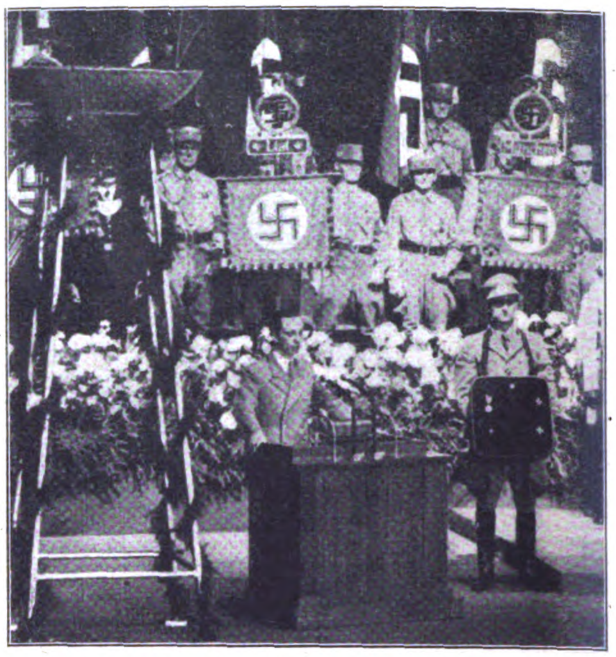
Wie der Atlantikwall wuchs.

Steingiganten unter stählernem Griff. Dies Großpflaster hält auch schwersten Bomben stand.

Aufn.: OT.-Kriegsberichter Renger-Patzsch.



Der Führer nimmt Abschied von seinem alten Kampfgenossen.
Beim Staatsakt im Deutschen Museum in der Hauptstadt der Bewegung
Aufnahmen: Hans Henkel.

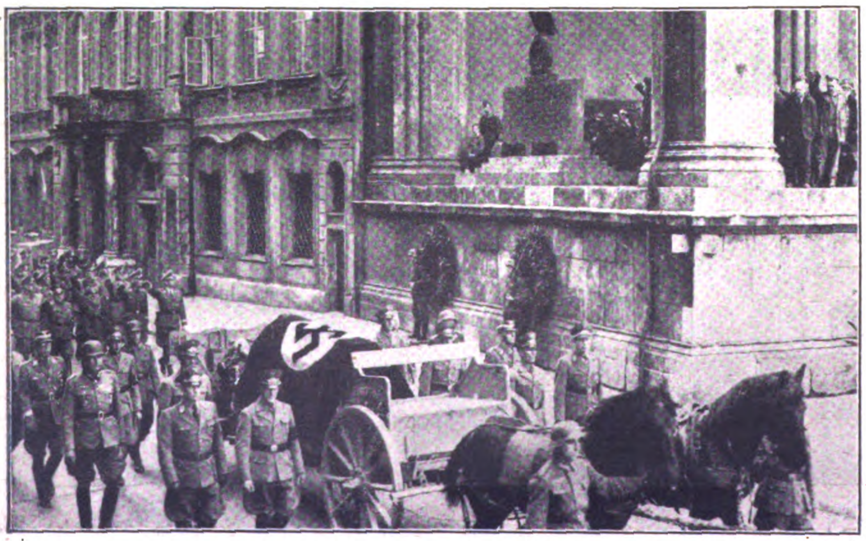


Dr. Goebbels bei der Gedenkrede.
Der Reichspropagandaleiter würdigte in ergreifender Weise Leben und Kampf des ersten Gauleiters des Traditionsgaues München-Oberbayern.

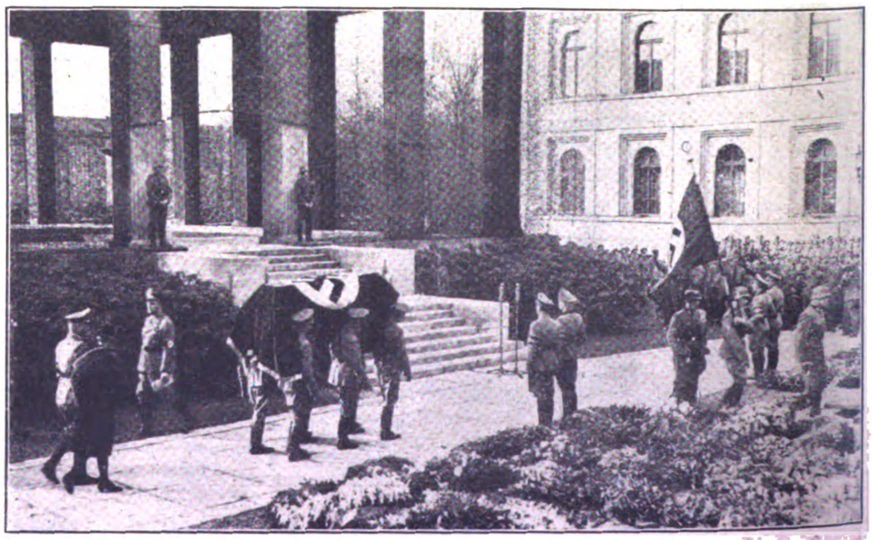
ADOLF WAGNERS LETZTE FAHRT



Adolf Wagners letzte Fahrt: Auf dem Marschweg vom 9. November 1923.
Von der Ludwigsbrücke an setzt sich der Trauerkondukt hinter dem Sarg in Bewegung. In der ersten Reihe von links: Die Reichsleiter Dr. Frick, Fiehler, Rosenberg, Amann, Hierl, Buch und Himmler



Vor dem Ehrenmal an der Feldherrnhalle.
Die Lafette mit dem Sarg des toten Gauleiters. Die Zugsteilnehmer grüßen das Ehrenmal der Blutzeugen vom November 1923.



Die letzte Ruhestätte: Am Ehrentempel beim Führerbau.
Die Blutfahne von 1923 wird vorangetragen. Hinter dem Sarg Gauleiter Giesler mit der Schwester Adolf Wagners, Frau Hann

The RETURN of the "BLITZ" to LONDON

Der deutsche „BLITZ" wieder über LONDON

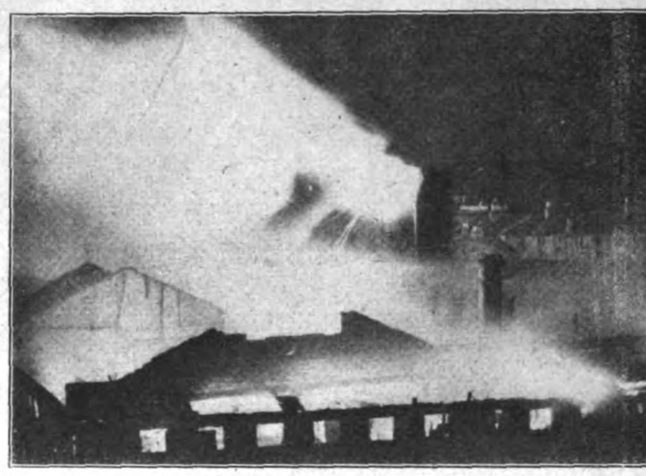


Arbeit deutscher Bomben.
Während am Tage im britischen Unterhaus ein Antrag eingebracht wurde, die Verdunkelung des Londoner Stadtgebietes aufzuheben, erlebten die überraschten Bewohner der englischen Hauptstadt in der Nacht darauf die Wiederkehr des gefürchteten deutschen „Blitzes".

Die deutsche Luftwaffe bekämpft den Feind, indem sie ihre Schläge gegen Rüstungswerke und kriegswichtige Betriebe austeilt. Sie überläßt es den Briten und Yankees, Kulturwerte zu vernichten.



Da ist nichts mehr zu machen.
Der englische Berichterstatter schreibt zu dieser Aufnahme: Dies Feuer kann nicht mehr eingedämmt werden. Die Brandwache kann nichts mehr tun, als beim Niederbrennen zuschauen.



Ein einziges Flammenmeer.
Feuergarben schießen hoch zum Himmel, als ein kriegswichtiger Betrieb im Londoner Stadtgebiet durch Brandbomben Feuer fängt.

Aufnahmen aus „The Sphere".

INVASIONS-VERSUCH KOSTET WERTVOLLEN SCHIFFSRAUM



Nicht nur durch die Wirkung der deutschen Seestreitkräfte, auch durch Wetterunbill und Unfälle entstehen im Falle einer Invasion schwer ins Gewicht fallende Schiffsverluste. Hier ist ein englischer Mannschaftstransporter auf der Fahrt von Anzio nach Neapel an der italienischen Küste gestrandet. Von den Mannschaften, die sich auf die Klippe gerettet hatten, wurden vierzehn ins Meer gespült und ertranken.

Flieger in den Bergen



Das war ein Sturz!
Der Bordfunker lacht sich kaputt.



Über 100 Einsätze
ist der Wiener Leutnant geflogen. Die kurzen Tage der Ausspannung tun da gut!



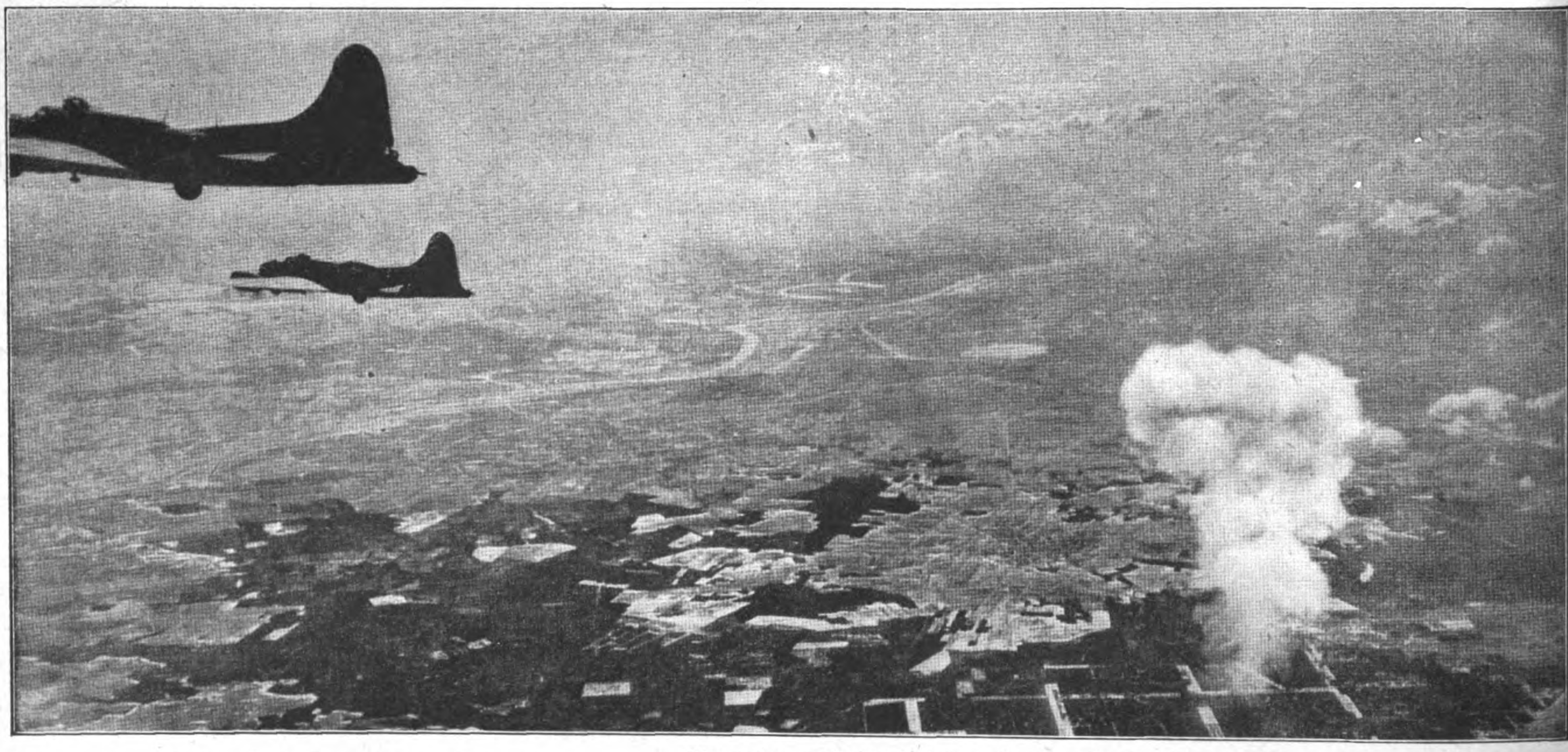
Der Mann vom Bodenpersonal
teilt die Freuden der Kameraden vom „Fliegenden".



Keine Meisterschaft ohne Schweißtropfen!
Üben und immer wieder üben, das ist das A und O des Skilaufs
Aufnahmen: Bankhardt

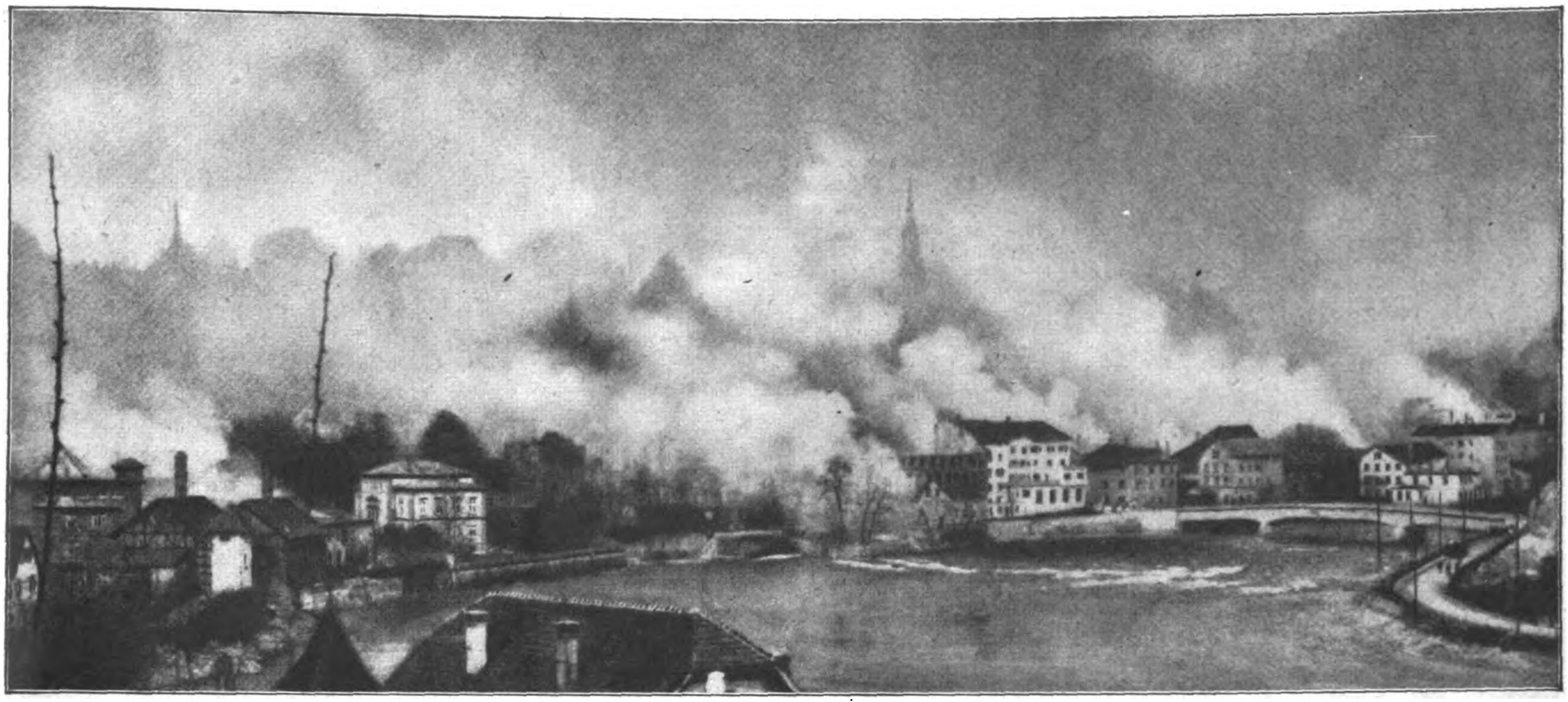


Einige der schwierigsten Tricks,
die dem Anfänger das Leben sauer machen, zeigt der Skilehrer, der im Zivil Berufssportler ist.



Terror-Bomber sterben

Über dem selbstgebohrten Grab: Ein Baum aus Pulverqualm.
Die Tagesangriffe der Luftgangster reißen große Lücken in die Mordgeschwader. Während links zwei Bomber weiterziehen, verschwand der dritte in der Tiefe, von deutscher Flak herabgeholt.



„Kleine Navigationsfehler": Bomben auf Schaffhausen!
Am 1. April 1944, vormittags 11 Uhr, wurde die Schweizer Stadt Schaffhausen von amerikanischen Terrorbombern angegriffen, die ihre todbringende Last aus etwa 5000 Meter Höhe abwarfen. Der Kommandant eines der amerikanischen Geschwader, die Schaffhausen bombardierten, entschuldigte das Verbrechen mit der Windgeschwindigkeit, die höher gewesen sei, als man sich gedacht hätte.

Der Ghetto-Clown richtet sich selbst!



Ehen am laufenden Band. Der jüdische Filmkomiker Charlie Chaplin mit seiner dritten Frau, Paulette Goddard

Mit der moralischen Verfassung des in allen seinen sentimentalen Filmrollen als ein zwar lächerlicher, aber doch sehr edler Dulder auftretenden Filmjuden Charlie Chaplin ist es, wie man lange weiß, schlecht bestellt. Seine zahlreichen Sittlichkeitsattentate gegen minderjährige Mädchen sind längst ein öffentlicher Skandal. Diesmal scheint es ihm nicht gelungen zu sein, die von ihm beleidigte und entehrte Weiblichkeit zu besänftigen. Obwohl er vor Gericht wiederum den zu Unrecht Verfolgten zu spielen suchte und mit seiner ganzen schauspielerischen Routine sogar in Tränen ausbrach, um seine Unschuld vor den Richtern zu beteuern, scheint es ihm jetzt — wie zu hoffen ist — endgültig an den Kragen zu gehen.



Der Plattfuß-Clown, der mit seiner rührseligen Komik einer urteilslosen Zuschauerschaft in aller Welt über das wahre Wesen des Judentums Sand in die Augen streute.



Man sieht ihm auf die Finger. Der Filmjude Charlie Chaplin, der vor noch nicht allzu langer Zeit im Solde der USA-Agitation das empörende Hetz-Machwerk „Der Diktator" drehte, wurde wegen Notzuchtsverbrechens an einem jungen Mädchen verhaftet. Der Skandal stank selbst der Hollywooder Clique zu stark. Hier werden auf dem Polizeigericht von Los Angeles seine Fingerabdrücke abgenommen. In der Mitte sein Strafverteidiger namens Jerry Geisler (l).

Wer schaffen will, muß fröhlich sein

Dieser Bildbericht führt in eine große deutsche Betriebsgemeinschaft, in der man aus eigenen Reihen und aus eigener Kraft eine Spielgemeinschaft gebildet hat, die sich in der Tat sehen und hören lassen kann. Die Muse der Kleinkunst hat hier das Wort, vertreten durch Akrobaten, tüchtige Sportler, Spaßmacher und — nicht zuletzt — durch viele nette Mädchen, die mit Anmut und nicht ohne Erfolg Terpsichoren nacheifern Und man beachte, daß dies alles keine Künstler und Schauspieler sind, sondern Arbeitskameraden, die einen lieben langen Tag zu schaffen haben. Nach Feierabend proben sie dann unermüdlich, bis eines Tages ihre Bühnenschau zu Ehren der Arbeitsjubilare mit 25-, 40- oder 50jähriger Dienstzeit unter Freude und Beifall uraufgeführt wird.



Ruth L. ist Kontrolleurin.
Wenn man sie bei der Arbeit sieht, vermutet man in ihr kaum die „erfahrene" Rollschuhläuferin, die schon den Titel einer Gaumeisterin und andere Auszeichnungen errungen hat. Den Spagat auf Rollschuhen, eine ordentliche Leistung, schafft sie ohne jede Mühe. Bleibt noch zu erwähnen, daß sie als tüchtige Tochter ihres Landes eine perfekte Spätzleköchin ist, die bei der Qualität der Spätzle ebenso strenge Toleranzen kennt wie bei ihrer Arbeit als Kontrolleurin



„Froh und heiter"
ist das Motto dieser Bühnenschau, und froh und heiter sind die Klänge des Tanz- und Unterhaltungsorchesters. Der Dirigent heißt Sepp Zw., tagsüber führt er die Bücher, abends den Stab. Seine Männer arbeiten als Ingenieure, Meister, Einsteller, Kalkulatoren oder Fertigungsvorbereiter. Sie wissen mit Saxophonen und Trompeten genau so umzugehen wie mit ihren Maschinen, kein Wunder übrigens, denn bei genauem Hinhören stellt jeder fest, daß zwischen einem Schlagzeug und einem tickenden Kolbenbolzen kein grundlegender Unterschied besteht. Zu ihnen gesellt sich — nach bewährtem Vorbild — ein liebes Mädchen, das die Kehrreime singt . . .



→

. . . es ist Lilo G., 18 Jahre alt.
Kürzlich hat sie zur technischen Zeichnerin umgeschult. Sie muß morgens eine Stunde mit dem Rad fahren, um ihre Arbeitsstätte zu erreichen; dabei übt sie „Wenn ein junger Mann kommt" oder „Sing ein Lied, wenn du mal traurig bist" — es scheint was Wahres dran zu sein!



Hoch in den Lüften
zeigen Kurt M. und Karl St. eine schwierige Kreuzwaage. Sie kommen bei dieser Übung kaum aus der Gewohnheit, denn als Spezialmaschinenreparateure bewegen sie sich sowieso die meiste Zeit des Tages in höheren Regionen.

Bildbericht für den „JB." von Arthur Westrup.



Wo Musik ist,
da darf der Tanz nicht fehlen. Diese Mädel kommen uns spanisch, temperamentvoll und graziös. Viele Stunden Freizeit mußten geopfert werden, um eine Exaktheit zu erreichen, die für ein Laienballett bemerkenswert ist.

Mit Frachtdampfer nach Schweden

EIN FRÖHLICHER ROMAN VON FR. OST

(2. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 16:

„Gestatten Sie, Herr Studienrat", griff Orwein unbekümmert ein, „auch in der Sprache haben wir Laienbegriffe. Da sagt man, wir ‚fahren' mit dem Schiffe, dabei hat ‚fahren' eine ganz andere Bedeutung. Gleiten wäre auch nicht zutreffend, wir werden durchs Wasser geschoben von der Schraube." „Sachlich richtig, aber es ist ein alter Sprachgebrauch, Herr Orwein", der Studienrat wurde angeregt munter, „wir müßten sonst auch sagen: „Wir schrauben auf dem Dampfer durchs Wasser." „Sehr richtig, könnten wir ruhig", Orwein war entzückt. „Warum auch nicht", fiel unerwartet Grazia Orwein ein, „diesen Ausdruck werden wir uns merken!" Bestvater wurde unruhig. Aber Orwein ließ ihn nicht zu Worte kommen: „Wir fliegen auch nicht durch die Luft, meine Herrschaften, nein, wir fliegen nicht, das Flugzeug wird vom Propeller durch die Luft gerissen. Warum sprechen wir von ‚fliegen'?"

„Wir haben einen Flug gemacht", der Studienrat beugte sich weit vor, „wie wollten Sie das anders ausdrücken?"

Frau Adelheid schlug die Hände zusammen: „Sie können doch nicht sagen, wir sind durch die Luft gerissen!"

„Es heißt gereist, liebe Adelheid."

„Ach was, sprechen wir von reißen — durch die Luft reißen —!"

„Man kann doch nicht alles Alte umschmeißen", sagte der Studienrat.

„Das kann man sehr wohl, wir müssen neue Begriffe modeln, besonders wenn es sich um so zeitnahe Dinge handelt, wie fliegen!" stemmte sich Grazia Orwein rechthaberisch hinein. „Wir wollen einmal darüber nachdenken — aber tue du es, Mann, malen wirst du heute doch nichts, dann ist der Tag nicht nutzlos verbracht!"

Während Bestvater sich unter weiteren Zumutungen des Malers wand, dachte auch Frau Adelheid.

Hinter dieser Frau steckt mehr, als daß eine oberflächliche Abneigung ausschlaggebend sein könnte, legte sich ihr Kopf zurecht. Fast wider ihren Willen hatte sie Grazia Orwein angesprochen.

„Sie beschäftigen sich mit den Eskimos, gnädige Frau?"

Erstaunt sah Grazia Orwein der älteren Frau ins Gesicht, sie erwartete nichts, aber auch gar nichts von ihr.

„Ja, ich will eine Lebensaufgabe darin suchen!"

„Es ist zweifellos außerordentlich interessant, als Forscherin zu reisen?" unterstützte der Studienrat Frau Adelheid, um von seinem Gegner abzukommen, „haben Sie bestimmte Pläne?"

„Natürlich habe ich Pläne!" Es war wieder der unschöne Ton Grazias. Was kümmerten diese Leute sie! Sollte sie vielleicht vor solchen Ignoranten einen Vortrag halten? „Es ist sehr anstrengend!" Eine unterstreichende Handbewegung konnte den Schluß andeuten. Da war es Frau Adelheid schon entschlüpft: „Ist es wahr, daß die Eskimos Wachslichter essen?"

Grazia Orwein warf ruckartig den Kopf zurück, schloß die Augen, als schaue sie in die Sonne, zögerte erst mit der Entgegnung, ließ sich aber dann in einem merkwürdig süßlichen Tone vernehmen: „Sicher tun sie das — wenn sie sehr großen Hunger haben — oder als Delikatesse. Die Wissenschaft ist sich noch nicht ganz klar, ich werde genaue Forschungen anstellen. Ich habe einige Lichte zu diesem Zweck mitgenommen!"

„Oh, gnädige Frau, darf man sie sehen? Was werden meine Bekannten in Berlin sagen, wenn ich ihnen erzähle, ich habe Wachslichte in der Hand gehabt, die von Eskimos gegessen werden!"

„Ich werde sie Ihnen gelegentlich zeigen!" Dabei sah Grazia Orwein ihren Mann an, ein Blick, der eine unverkennbare Aufforderung enthielt: Schaffe mir diese Leute auf irgendeine Art vom Halse!

Der Studienrat Bestvater war verlegen hin und her gerutscht, ihm schien, seine Frau würde — wie man in Berlin sagt — auf den Arm genommen.

„Sind Sie Landschaftsmaler, Herr Orwein, oder Porträtist?" Ein Themenwechsel war am Platze.

„Ich bin vorwiegend Landschafter, male moderne Eingebungen." Dabei hatte er sich über den Rand des Sonnendecks gelehnt. „Aber — was ich eben schaue — es ist ein entzückendes Genrebild, meine Herrschaften!"

Bestvater und Frau folgten seiner abwärts weisenden Hand, Grazia Orwein nahm keinerlei Notiz.

Unten auf der Ladeluke saßen Hauptmann Gartner und die „beiden Nonnen".

*

Kurz vor dem Mittagessen hatten diese sich wieder zusammengefunden. Ungeduldig gewartet zu haben, war eine Beschuldigung, die Hauptmann Gartner sich einredete; quälende Freude ein Vorgenuß, der ihm zugedacht war. Auf solch kleinem Kahn konnte man nicht aneinander vorüber und wollte auch nicht. Um die Aufbauten, die ungefähr in der Mitte des Schiffes lagen, herumwandern nach vorn und achtern bis zu den Ladeluken, aber dann war es mit dem „Promenadedeck" vorbei. Winden, Krane, Flaschenzüge, Hißtaue, Ankerwinden versperrten fast den Weg, der vorn zu den Mannschaftsquartieren führte und achtern zu den Maschinenräumen.

Das Sonnendeck war so gut wie besetzt. Aber man wußte sich zu helfen. Die Ladeluke auf dem Achterschiff bot einen herrlichen Ruheplatz. Vielleicht einen halben Meter über den Planken, leicht dachartig abgeschrägt, doch drei Deckstühle hatten Platz, und man konnte gut über die Reling schauen, hatte freie Sicht, man wollte sich in die Gegend vertiefen.

Man lag in den Deckstühlen, Hauptmann Gartner neben Erika Lorenzen und diese neben Anna Breiter.

„Ich freue mich, meine Damen, Sie erfrischt wiederzusehen!"

„Man glaubt nicht, was wenige Stunden Schlaf ausmachen —, besonders wenn diesem Schlaf die angenehme Aussicht folgt, einige Zeit gründlich faulenzen zu können — Herr Hauptmann."

Da war es wieder, dieses „Herr Hauptmann"! Es war nicht einmal festzustellen, ob es ernst oder spöttisch gemeint war. Hauptmann Gartner fuhr mit der Hand zwischen Hals und Kragen und zerrte daran herum: „Ich weiß nicht, ob ich Sie recht verstehe, Fräulein Doktor" — die Anrede war sehr stark betont —, „vielleicht ist es Ihnen lieber, wenn Sie allein faulenzen können!"

„Bitte —", unwillkürlich hatte sich Erika Lorenzen aufgerichtet, und ihre Rechte griff nach dem Arm des Hauptmanns, „lassen Sie uns gute Kameradschaft halten, ich freue mich wirklich und ehrlich, Sie wiederzusehen, und wenn wir uns diese Tage zu einem ganzen Frohsein gestalten können, wäre niemand glücklicher darüber als ich!"

In den Augen des Hauptmanns Gartner leuchtete es auf, aber bevor er etwas sagen konnte, hatte Anna Breiter eingegriffen.

„Wie wäre es, wenn die Herrschaften so täten, als hätten sie sich erst auf dem Schiff kennengelernt — so eine kleine Komödie unseren lieben Mitreisenden gegenüber — nun?" Sie hatte das Gefühl, sie müsse zwei Menschen eine Brücke schlagen, über die sie sich seelisch nähern könnten. Und wirklich: „Das ist eine Idee!" kam es aus beider Munde. „Fräulein Doktor Lorenzen!" — „Herr Hauptmann Gartner!", in feierlicher Übertreibung verbeugten sie die Oberkörper voreinander. Dabei lehnten sie gleich darauf mit geschlossenen Augen in den Stühlen, frei von einem Zwange, der durch eine fromme Lüge verdeckt wurde. Man konnte plaudern.

„Fräulein Doktor", sagte Hauptmann Gartner besorgt, „Sie sehen doch etwas abgespannt aus — wir werden nicht so viel sprechen!"

„Das können wir trotzdem sehr gern, Herr Hauptmann." Erika Lorenzens Stimme hatte ihre Ruhe wieder, und diese Alttöne griffen sehr tief in das Gemüt des Hauptmanns Gartner. „Meine Praxis ist sehr anstrengend, und die Tage der Erholung werden mir gut tun."

„Mir nicht minder", bemerkte Anna Breiter und dehnte sich wohlig in der Sonne.

„Darf man nach Ihrer Praxis fragen, Fräulein Doktor?" Wie sachlich konnte er das sagen, und doch horchte jeder Nerv in ihm auf die Antwort.

„Das ist alles so einfach. Ich habe mit zwei letzten Semestern in Kiel mein Studium beendet. Dann war ich zwei Jahre lang als Assistenzärztin bei einem Professor tätig, und vor drei Jahren habe ich mich selbständig gemacht. Eine kleine Privatklinik, ein Entbindungsheim. Anna Breiter ist meine rechte Hand, Hebammenschwester und meine Oberschwester."

„Lassen Sie sich nicht zu viel von mir auftischen, Herr Hauptmann!"

„Sie hatte die Erholung ebenso nötig wie ich, und da augenblicklich etwas Ruhe in der Praxis war, habe ich kurz Schluß gemacht, mir eine Vertreterin genommen, und wir sind ausgerückt!"

„Mit dem ‚kurz Schluß' ging's nicht so schnell, Herr Hauptmann, und glauben Sie mir, die Erika war vor Überarbeitung beinahe auf dem Hund, es ist nach drei Jahren ihre erste freie Stunde."

„Höre mal, Anna", sagte Erika Lorenzen lächelnd, „wenn du Betriebsgeheimnisse ausplaudern willst, muß ich von Gotenburg aus allein weiterreisen!"

„Wirst du nicht — der Hauptmann und ich werden uns an deine sogenannten Fersen heften und nicht ruhen, bis wir überzeugt sind, daß du wirklich ganz an deine Erholung denkst!"

Hauptmann Gartner hatte sich aufgerichtet und schaute Erika Lorenzen besorgt an.

„Wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann, Fräulein Doktor, einen guten Kameraden und Beschützer will ich abgeben."

Erika Lorenzen hatte die Arme hinterm Kopf verschränkt, ihre schlanken Beine schienen durch die abwärtsgedrückten Fußspitzen noch zu wachsen, ihre Brust hob sich unter dem Druck tief eingeatmeter Meeresluft: „Es ist so schön, sich umsorgt zu fühlen — so schön und so selbstsüchtig! Wie könnte ich Ihre guten Worte für mich als Taten in Anspruch nehmen, Herr Hauptmann, Ihre Ziele sind sicher andere als die zweier kleiner Ferienreisenden!"

Nach einer kurzen Pause sagte Hauptmann Gartner, es sollte scherzhaft klingen, aber Erika Lorenzen glaubte einen zitternden Ernst herauszuhören: „Wir wollten eine kleine Komödie spielen, meine Damen. Da dürfen wir die Karten nicht alle gleich offen auf den Tisch legen. Nehmen wir einmal an, ein gewisser Hauptmann a. D. führe nur zu seinem Vergnügen nach Schweden oder meinetwegen auch, um auf andere Gedanken zu kommen. Diesem Hauptmann a. D. bietet sich auf dem Dampfer Gelegenheit, zwei entzückende Damen kennenzulernen. Er würde sich glücklich schätzen, diese Bekanntschaft auf dem Festland weiter zu pflegen. Das Wie und Wohin überläßt er gern den Damen. Er befürchtet auf dem Schiffe nur, die Damen könnten seine Begleitung ablehnen."

„Sag mal ganz heimlich, Erika", lachte Anna Breiter, „ob die Damen das tun werden?"

„Sie werden nicht ablehnen —." Um Erika Lorenzens Mund lag ein glücklicher Zug inneren Zufriedenseins, sie hatte die Augen geschlossen und sah nicht zu Hauptmann Gartner hinüber, der sie einen Augenblick lang still anschaute.

„Die Sonne — die Sonne!" klang es leicht von ihren Lippen.

Dann träumten drei Menschen am hellen Vormittag auf offener See von Niemandsland.

Das war das Genrebild, auf das der Maler Orwein den Studienrat Bestvater und seine Frau aufmerksam machte.

*

Der Gong hatte zum Mittagessen gerufen. In Berlin würde Frau Adelheid Bestvater erzählen, sie hätten den Lunch eingenommen. Es war aber ein tüchtiges deutsches Mittagessen. Erika Lorenzen und Anna Breiter, links und rechts von Hauptmann Gartner am anderen Ende der Tafel sitzend — den Präsidentenplatz hatte natürlich der Kapitän, dessen Nachbarschaft sich Adelheid Bestvater und Grazia Orwein zur Ehre anrechneten. Die beiden neuen Damen hatten allerlei Blicke auszuhalten. Schon die Verwechslung mit Nonnen machte sie beobachtungsreif. Konnte man wissen, ob es nicht doch irgendwie verkappte Nönnlein waren? Zum mindesten die Hebammenschwester war verdächtig; Nonne und Schwester sind zwei enge Begriffe, dazu trug sie weder Nonnen- noch Schwesterntracht, einfach Zivil. Vorsichtig tastend, schob sich das Gespräch vorwärts. Man mußte die „Neuen" auch wissen lassen, daß man schon zwölf Stunden länger zur See fuhr. Trotzdem hatte Frau Adelheid von vornherein etwas wie warme Sympathie für das Fräu-

lein Doktor. Sie war so ungebunden sicher und frei den anderen Menschen gegenüber, man konnte sie sich als Ärztin gut vorstellen. Der leicht burschikose Ton der Hebammenschwester, besonders den Männern gegenüber, kratzte dagegen an ihren Nerven.

Der Steward fragte, was die Herrschaften zu trinken wünschten. Alle Wünsche konnten billig befriedigt werden. Hauptmann Gartner amüsierte sich, als er sah, wie der Studienrat Bestvater sich aus echt englischem Whisky und Selterwasser etwas zur Mahlzeit zusammenmischte. Er konnte sich eine Bemerkung nicht verkneifen: „Der Herr Studienrat ist seit gestern auf Whisky eingeschworen, ein echtes Schiffsgetränk!"

„Mir schmeckt das Zeug abscheulich", protestierte Frau Adelheid.

„Aber liebe Adelheid, es ist doch nicht des Alkohols wegen, du weißt, Whisky gilt als vorzügliches Vorbeugungsmittel gegen die Seekrankheit. Deshalb habe ich mir gestern abend dieses kleine Fläschchen zugelegt."

„Und da wir ihn hier auf dem Schiffe ohne Zoll erstehen können", ebnete Hauptmann Gartner schnell ein, „begreife ich Ihre Leidenschaft dafür vollkommen!"

„Ob Alkohol aber der Seekrankheit vorbeugt", bemerkte Erika Lorenzen sachlich, „das ist zum mindesten zweifelhaft."

Frau Adelheid Bestvater hatte bei diesem Thema Messer und Gabel beiseite gelegt und versuchte durchs Bullauge einen Blick aufs Wasser zu erhaschen. Sie verspürte nichts, der Horizont lag fest.

„Aber natürlich hat das mit dem Alkohol seine Richtigkeit", fuhr Anna Breiter launig dazwischen. „Es gibt ein gutes Rezept gegen die Seekrankheit, meine Herrschaften. Erstens: man trinke Alkohol oder man trinke keinen Alkohol; zweitens: man lege sich so, daß man in den Himmel guckt, oder man schaue über die Reling ins Wasser; drittens: man esse viel, oder man esse gar nichts; viertens: man verschlafe die Zeit oder bleibe wach! — Wem das nicht hilft, hilft gar nichts mehr!"

Kapitän Johannsen schmunzelte.

Beim Alkohol wollte Bestvater den Finger heben und seine Zustimmung geben, die ganze Regel konnte er aber nicht so schnell verdauen. Der Maler Orwein rief: Bravo! Grazia Orwein fragte sehr von oben herab: „Haben Sie schon eine Seereise gemacht, waren Sie schon seekrank, Schwester?"

Anna Breiter hatte ein überlegenes Gesicht, als sie quer über den Tisch zu Grazia Orwein sah: „Ehrlich gestanden —"

„Nun, sehen Sie", schnitt Grazia Orwein ihr das Wort ab, „Seekrankheit kann jeden Menschen anfallen, es ist eine scheußliche Sache!"

„Ehrlich gestanden", erledigte Anna Breiter die Unterbrechung, „einige Male hat's mich gepackt und einmal sehr schwer, fast eine Woche lang, in einem groben Sturm zwischen Madras und Georgetown, im Indischen Ozean. Das war böse!"

„Eine so weite Reise haben Sie erlebt?" staunte Frau Adelheid begeistert.

„Ich war einige Jahre in Indien als Schwester, gnädige Frau, und eine Zeitlang in China."

Grazia Orwein biß sich auf die Zunge und beschäftigte sich nur mehr mit ihrem Nachtisch.

„Auch der Herr Hauptmann ist schon mit dem Schiff nach Afrika gefahren", meinte Studienrat Bestvater zur Aufklärung anfügen zu müssen. Im stillen glaubte er, über den Ausspruch einer so weit gereisten Dame eingehender nachdenken zu sollen. Zweifellos hätten diese Leute viel vor ihm voraus, vielleicht konnte man doch etwas lernen.

Da fing Adelheid Bestvater bittend an: „Herr Hauptmann, wollten Sie nicht die Güte haben, uns das Schiff zu zeigen?"

„Das wäre sehr schön, Herr Hauptmann", kam ihm Erika Lorenzen zu Hilfe", wir alle würden uns so gern daran beteiligen —, Anna, du doch auch?"

„Aber sicher!"

Hauptmann Gartner erhob beide Arme: „Wenn ich irgendwie zuständig wäre, meine Herrschaften, ich würde mich dieser Ehre und dieses Vergnügens nicht berauben. Bitten wir doch gemeinsam den Herrn Kapitän. Ich blicke selbst leidenschaftlich gern in die Geheimnisse eines Dampfers."

Der Kapitän brummelte zustimmend. Bei aller Last, die er alle zwei Wochen mit neuen Passagieren hatte, bei aller Unbequemlichkeit, die alle zwei Wochen dieselben Fragen bereiteten, das war seine Stunde. Und sie kehrte regelmäßig alle vierzehn Tage wieder. Auch ein Kleiner-Dampfer-Kapitän ist auf seinen Kahn genau so stolz wie ein Dicker-Dampfer-Kapitän auf seinen schwimmenden Hotelpalast.

Selbstzufrieden und breit schob Kapitän Johannsen seine Schiffermütze aufs Haupt und führte seine Passagiere auf die Kommandobrücke, ins Kartenhaus. Man lernte Otto Bergner kennen, Ersten, Zweiten, Dritten Offizier zugleich, der die Wache hatte. Hinter ihm stand der Rudersmann am Steuer und schaute besinnlich auf Kurs und Kompaß. Es war alles noch viel gute ehrliche Handarbeit. Man versuchte festzustellen, ob die Magnetnadel sich wirklich bewegte, man konnte durchs Glas rundum schauen, bewunderte den Maschinentelegraphen, Telephon und Sprachrohr. Eigentlich hatte man alles gesehen. Es war nüchtern und technisch hier oben, kahl, aber mit besserem Ausblick und mit schützenden Glasfenstern. Wieder unten, erklärte der Kapitän Hebebäume, Krane und Motorwinden, und dann schickte er alle Mann in die Maschinenräume hinunter. Ingenieur Erz übernahm die Erklärung der Maschinen. Vorsehen war ein zwingendes Gebot. Nicht nur, daß überall alles sich bewegte, bei aller Blitzsauberkeit war jegliches Teilchen mit einem Ölfilm überzogen. Frau Adelheid war sehr besorgt um ihr Schwarzseidenes und folgte bald Grazia Orwein an die Oberfläche. Grazia hatte erklärt, diese heiße, stickige Ölluft verurteile sie zu Kopfschmerzen. Die Unentwegten kletterten noch gebückt bis weit hinten in den Wellentunnel.

„Wenn auch auf allen Schiffen eine Art Besichtigung stattfindet", dankte Hauptmann Gartner dem Ingenieur, „bis hier achtern wird man niemals einen Passagier hineinsehen lassen."

„Da haben wir auf dem kleinen Dampfer mehr erreicht als auf einem großen?" Erika Lorenzens Stimme drang nur mit Mühe durchs Maschinengeräusch. „Ich danke Ihnen, Herr Ingenieur." Er konnte ihr die Hand nicht geben, sie war, wie seine Maschinen von Öl überzogen. „Bitte", sagte er, „tun Sie den Heizern den Gefallen, gehen Sie einen Augenblick in den Kesselraum."

Ein Augenblick genügte wahrhaftig. Man schob sich an den offenen Kesseltüren eiligst vorbei, die Trimmer hatten sie aufgerissen und stocherten mit langen, eisernen Stangen in der rotkrachenden Glut. In schwarz-schmierigen Gesichtern glänzte das Weiße der Augen und weiße Zähne und schienen zu fragen: Was haltet ihr von unserer Arbeit?

„Wir werden den Leuten gelegentlich eine kleine Freude machen!" Hauptmann Gartner fand damit, als sie den steilen Niedergang wieder hinauftasteten, begeisterten Anklang. Anna Breiter war Feuer und Flamme: „Wir laden sie alle ein, Erika und ich wollten doch richtiges Schiffsleben kennenlernen, nicht so'n Gesellschaftsspiel wie auf Salondampfern!"

„Was wir noch alles wollen, Anna!" Erika Lorenzen hakte sich bei ihrer Freundin ein. „Wir haben viel gute Zeit vor uns."

*

Anna Breiter schob sich auf ihrem Stuhl zurück und stöhnte: „Gegessen habe ich jetzt genug, der heiße Kaffee in dieser warmen Messe macht mich zur Dampfmaschine, nein, ich nehme meine Tasse und gehe damit aufs Deck!" Ein Blick zu Erika Lorenzen, der an Hauptmann Gartner weitergegeben wurde, sie standen wie im Einverständnis auf, und bald waren ihnen die anderen Passagiere gefolgt. Auf der Ladeluke, zwischen dieser und den Decksaufbauten, entwickelte sich eine Nachkaffeestunde. Zwanglos suchte sich jeder ein Plätzchen. Der Studienrat Bestvater saß mit dem Rücken an der Kabinenwand, ein schöner Platz für sein Butterblümchen. „Es würde mich interessieren, zu wissen", begann er, „welche Bedeutung die vielen Flaggen auf dem Schiffe haben?"

„Das ist eine ganze Wissenschaft", antwortete der Kapitän, „aber das Einfachste können Sie sich leicht merken. — Die Nationalflagge flattert am Achterschiff."

„Und was bedeutet die Flagge vorn am Mast, gelbes Kreuz in blauem Felde?" fragte Orwein.

„Dort steht die Flagge des Landes, wo das Schiff hinfährt."

„Ist es bei allen Schiffen so?" Diese Frage war von Erika Lorenzen an Hauptmann Gartner gerichtet.

„Immer und auf allen Schiffen."

„Und die kleine Flagge auf dem zweiten Mast, Herr Kapitän?"

Statt seiner nahm Hauptmann Gartner das Wort: „Diese kleine Flagge ist der Stolz des Kapitäns, es ist die Reedereiflagge!"

Der Kapitän stimmte zu.

Es wurden andere vorüberfahrende Schiffe begutachtet, man wandte seine Aufmerksamkeit den Schiffsfähren zu, die die Verbindung zwischen Seeland und Fünen herstellten. Das Land rückte backbords und steuerbords weiter ab. Der Wind frischte auf, leichte weiße Kämme spielten auf kleinen Wellen, dann und wann schlug der Dampfer vorn, hatte aber mit seiner Last sichere Lage.

Adelheid Bestvater fand, der Hauptmann beschäftige sich stark mit den beiden neuen Damen; sie lachten über etwas. Anna Breiter hatte Erika Lorenzen gefragt, warum sie nun doch Strümpfe anhätten, sie hätten doch vorgehabt, ohne solche an Bord auszukommen. Erika Lorenzen war rot geworden und blieb die Antwort schuldig.

„Es muß schön sein, eine größere Seereise zu machen", hub der Studienrat wieder an

„Oh, Herr Hauptmann", pflichtete ihm Frau Adelheid bei, „wollen Sie uns nicht etwas von Ihren großen Seereisen erzählen?"

Er wehrte ab: „Zuerst die Damen hier, Fräulein Breiter weiß sicher Wunderdinge von Indien!"

„Das nun nicht gerade", schwatzte Anna Breiter sorglos, „aber wissen Sie, Indien hat seine Reize. Im übrigen wollen doch Fräulein Lorenzen und ich in Bälde nach Indien gehen."

„Privat — ich meine zum Vergnügen?" forschte Grazia Orwein.

„Keineswegs, Fräulein Doktor Lorenzen will dort eine Praxis eröffnen. Die Zustände bei den Hindufrauen bei Geburten sind entsetzlich. Es gibt nur wenige europäische Anstalten und noch sehr selten werden diese von gebildeten Hindufrauen in Anspruch genommen. Das ist ein Betätigungsfeld, dem eine Frau ihr ganzes Leben opfern kann."

„Was Sie sagen!" Frau Adelheid war ganz Auge und Ohr.

Hauptmann Gartner mußte sich erst einen Augenblick sammeln, bevor er, ganz Spannung, fragte: „Ist das wahr, Fräulein Doktor?"

„Es ist so, Herr Hauptmann, wir haben den Plan erwogen, Fräulein Breiter und ich, und wir werden ihn ausführen." Erika Lorenzen hatte den Hauptmann Gartner dabei nicht angesehen, ihr Blick ging in die Ferne. Hauptmann Gartner hatte die Hände ineinander verkrampft, und es schien als wenn die Gelenke leise knackten.

„Wir Frauen werden bei anderen Frauen immer ein Betätigungsfeld finden", sagte Grazia Orwein hart, „auch wenn es von diesen nicht anerkannt wird."

„Wir arbeiten doch nicht der Anerkennung wegen, wir wollen doch der Wissenschaft helfen und leidenden Menschen." Es klang in der Altstimme Erika Lorenzens alles sicher und fest, selbst auf einem schwankenden Kahne „Wenn Sie, Frau Orwein, sich mit den Eskimofrauen beschäftigen wollen, dann ist in Ihnen doch auch der Wille, diesen armen Menschen zu helfen, nicht nur sie zu beobachten."

„Wir Frauen können viel, wenn wir wollen!" Es war, als wiche Grazia Orwein der Frage aus.

„Sicher haben Sie, wenn Sie als Forscherin nach dem Norden wollen, auch medizinische Kenntnisse? Vielleicht sind wir sogar Kolleginnen?"

„Natürlich weiß ich, wie man Kranke behandelt, das weiß ja beinahe jede Frau, da braucht man doch gar nicht darüber zu reden!"

Erika Lorenzen beobachtete verwundert die Frau, die ihr unruhig und rastlos vorkam. Sie fand aber keine Veranlassung, weiter in sie zu dringen. Als Ärztin hatte sie gelernt, den Menschen zuzuhören und sie nicht mit guten Ratschlägen zu überfallen. Im übrigen sagte der Maler Orwein: „Meine Frau hat sich eingehend mit ihrer Reise und Reiseroute beschäftigt. Sie will mit der Bahn von Gotenburg über Stockholm nach Haparanda und weiter mit Schiff über Spitzbergen. Eine Schlittenhundexpedition soll sie durch Grönland bringen. Sie wird schon zurechtkommen."

„Eine erstaunliche Leistung", murmelte der Studienrat Bestvater.

„Da ist Indien leichter zu erreichen!" wandte sich Anna Breiter an Erika Lorenzen.

Bei dem Worte Indien schreckte Hauptmann Gartner aus seinen Gedanken auf, wie aus allen Wolken gefallen warf er einen Blick auf Erika Lorenzen. Konnte das wahr sein? Er mußte eine Zeit allein sein und versuchen, diesen Kreis unauffällig zu verlassen.

Grazia Orwein hatte sich gleichfalls erhoben: „Ich muß arbeiten."

Die kleine Gesellschaft zersprang wie in einem Mißklang. Nur der Studienrat Bestvater und Frau Adelheid blieben sitzen. Sie hatten das übersatte Gefühl, unter interessanten Menschen zu weilen. Schön, solch eine Seefahrt.

*

Lange Zeit später lehnte Hauptmann Gartner am Vorschiff über die Reling, die Hände fest über der eisernen Brüstung geschlossen. Sie war nicht viel größer als ein großes Torpedoboot, diese

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW. 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

„Anne-Marie“, und hatte mit diesem noch gemeinsam, daß, wo man hintrat und wo man hinfaßte, alles Eisen war. Es fehlte die weiche Holzverkleidung, die großen Passagierschiffen das Warme, Anheimelnde gibt. Alles Eisen, hart wie das Leben. Unten brodelte der Gischt der Bugwellen, wild wie das Leben. Man glaubt, sich heimisch zu fühlen, und alles ist doch fremd; fremd das Leben, auf dem man fährt, fremd das eigene Lebensschiff.

Er fühlte, daß Erika Lorenzen neben ihm stand, und sah nur das Wasserdrängen der Bugwellen.

„So nachdenklich — Erich Gartner?“ Die linde Frauenstimme hatte etwas Betörendes für ihn.

„War es in Afrika — so schwer?“ flüsterte sie fast. Er packte das Geländer noch fester, die Knöchel der Hand wurden weiß, schwer, und gepreßt stieß er hervor: „Sehr schwer!“ — Wie für sich selbst und ohne Zusammenhang kamen dann die Worte: „Man müßte diesen Kahn selbst steuern können — mit fester Hand — einen Blick nur auf den Horizont —“

„Warum sollte ein Mann das nicht können, Erich Gartner, wenn er w i l l —.“

Dann war es still.

Nach einer Weile faßte Erika Lorenzen Hauptmann Gartner ums Handgelenk: „Wollen wir nicht einmal gemeinsam hinaufgehen — über allem steht ein Kapitän, der über das Steuerruder bestimmt — warum sollte er es Ihnen nicht kurze Zeit überlassen?“

„Sie haben recht, Erika.“ So stiegen sie zum Steuerhaus hinauf.

Als sie durch die Scheibe blickten, winkte ihnen Anna Breiter. Sie stand neben dem Offizier Otto Bergner und ließ sich von ihm und dem Kapitän allerlei erklären. Sie machte den Außenstehenden Zeichen, einzutreten und rief ihnen entgegen: „Wir legen den Kurs fest!“

Über einem schrankähnlichen Tischchen waren Seekarten übereinandergeschichtet, Lineale, Meßinstrumente, Bleistifte.

„Wie fahren wir, Kapitän?“ fragte Hauptmann Gartner.

„Da wir Rückenwind haben, werden wir uns ziemlich dicht an der Küste von Jütland halten, ungefähr bis zur Insel Läsö, und dann geht es nachts scharf nach Osten bis Gotenburg. Diese Bleistiftlinie zeigt den Kurs für den Abend und die Nacht.“

„Und das Wetter, Herr Kapitän?“ erkundigte sich Erika Lorenzen.

„Ja, der Wind holt stark auf, bis auf Windstärke 5 werden wir gegen Abend kommen.“

„Na“, besänftigte Anna Breiter, „das ist nicht schlimm.“

„Bestimmt nicht, gnädiges Fräulein“, pflichtete ihr Otto Bergner bei.

„Aber“, fügte der Kapitän hinzu, „wenn wir auf den Ostkurs umlegen, wird Bewegung in das Schiff kommen.“

„Dann ist jetzt noch Zeit, Herr Hauptmann“, sekundierte Erika Lorenzen.

„Wozu?“ fragte Anna Breiter.

„Wissen Sie, Kapitän“, raffte Hauptmann Gartner sich mit einem verbissenen Ernst auf, „Sie würden mich glücklich machen, ließen Sie mich mal eine Weile das Steuerruder führen. Nur so“, setzte er hinzu, denn die Nase des Kapitäns krauste sich gewaltig. Gleich wird's donnern, dachte Otto Bergner. Aber wider Erwarten gab der Kapitän dem Rudersmann einen Wink.

„Dort, diese Landspitze“, zeigte der Kapitän, „da drauf zu, Herr Hauptmann. Kompaß brauchen Sie nicht!“

Der Rudersmann griente, gab aber scharf acht. Das Steuerruder in den Händen, hatte Hauptmann Gartner nur Auge für die Landspitze. Nein, keine Frau der Welt sollte ihn vom Kurs abbringen, kein Lächeln beglückender Frauenaugen ihn ablenken. Solch ein Schiff in der Hand konnte Mut und Zuversicht geben. Mannesarbeit, ein Schiff steuern — das eigene Schiff steuern.

Der Dampfer dümpelte in den Abend.

— — — — — — — — —

Das Licht erlosch in der Kabine. Erika Lorenzen hatte vor dem Spiegel gestanden, das Haar geordnet, mit sehr langsamen Bewegungen. Sie öffnete die Tür der Kabine, kühle Abendluft schlug hinein, erfrischend, beruhigend. Sie entkleidete sich fast mechanisch, setzte sich auf das kleine Sofa, die Strümpfe abzustreifen. Statt dessen legte sie die schmalen Füße übereinander, verschränkte Arme und Hände über den Knien, den Oberkörper rückwärts angelehnt, den Kopf leicht gehoben, saß sie mit geschlossenen Augen. Wußte nicht, sah sie Vergangenheit, sah sie Zukunft.

Anna Breiter bewegte sich einige Male in dem oberen Bett, aber Erika Lorenzen rührte sich nicht. Da beugte sich Anna Breiter über den Bettrand: „Erika — du hast mir so viel von deinem Leben erzählt — Erika, du warst einmal verlobt — in München — war es dieser Mann —?“

„Es war Erich Gartner —.“

3.

Der Studienrat Bestvater schaukelte in seiner Koje sanft backbord-steuerbord und steuerbord-backbord, in seinen Träumen aber schwollen Gedanken zu gefahrvollen Bildern, die ihn einen Odysseus werden ließen. Er zitierte traumverloren:

. . . „Sprach's und faßte den Dreizack und trieb die Wolken zusammen,
Ließ sich erheben das Meer und brausen im Wirbel die Stürme
Ringsumher und hüllte die Erde zugleich mit dem Meere
Ganz in Nebelgewölk; und es kam vom Himmel die Nacht her.
Und jetzt tobte der Ost und der Süd und der grimmige Westwind
Mit dem eisigen Nord, und gewaltig rollten die Wogen,
Und es erbebten die Knie und das Herz in der Brust dem Odysseus.
Unmutsvoll drauf sprach er zu sich im beherzten Gemüte:
Weh mir Unglücksel'gen! Was soll mir noch endlich geschehen! —“

Er zürnte dem Gotte, er haderte mit sich, er fror, hörte Ketten rasseln, sah drohende Wellenberge. Zog mechanisch die abgerutschte Decke über die kalt gewordenen Füße, hörte Adele stöhnen, glaubte aus der Koje über Bord zu stürzen und schlief in Wirklichkeit trotz Windstärke 5. Hatte noch Gesichte von Leuten, die die „Anne-Marie“ kaperten, hörte sie rufen und Trossen werfen, Sirenengeheul schmerzte ihn. Und schlief in plötzlicher abgrundloser Stille einen tiefen Morgenschlaf.

(Fortsetzung folgt.)

Naturgeschichte des Verliebten

Es war nicht mehr zu vermeiden. Ich hatte es ihm längst angesehen: Er ging schwanger mit einem lyrischen Gedicht. Ich suchte ihn durch kühlende Gespräche abzulenken. Vergeblich! Sein etwas glasiger Blick zeigte an, daß ich mich nicht retten könnte. Und trotzdem traf es mich hart, als er begann:

„Stumm wie das Fischlein auf dem Grund
Blickt still der Mond vom Himmelsrund.
O lichtes Schifflein, bliebst du stehn
Und wolltest heut nicht untergehn.
Wer fühlt gleich mir die Liebste nahn,
Bevor sie noch die Augen sahn?
Und Duft von Millionen Rosen
Will zart den zarten Fuß umkosen . . .

Ziemlich gut — nicht. Lichtes Schifflein zum Beispiel, ein schöner . . ."



In einwandfreier Notwehr schlug ich zu: „. . . ein schöner Blödsinn, ganz recht. Wie das Gedicht überhaupt von der ersten bis zur letzten Zeile. Ich will Dir's zergliedern. Paß auf!"

Sind alle Fische stumm?

„Das Fischlein auf dem Grund" hat seltsamerweise ein wohlausgebildetes Gehörorgan, genau wie die höheren Tiere. Und verschiedene Fische können recht vernehmliche Töne von sich geben. Wie der Knurrhahn z. B., dessen dumpfe Laute man gelegentlich aus dem Wasser heraufdringen hört, wenn man ihn von einem Steg aus beobachtet. Wie weit diese Fischsprache durch das Gehör der Artgenossen aufgenommen wird, wissen wir nicht. Jedenfalls aber ist dieses „Knurren" keine völlig sinnlose Begabung. Ein wirkliches Gegenbild ist der „stumme Gesang" der Vögel. Man kann oft beobachten, daß einer der kleinen Sänger auf den höchsten Tönen schmetternd plötzlich abbricht und keinen Laut mehr hören läßt. Trotzdem aber bläht sich seine zitternde Kehle noch immerfort weiter. Was er da singt, bleibt unerhört für Menschenohren, die Schwingungen der Töne können von uns nicht mehr aufgenommen werden. Welch ein Konzert in den Lüften, das kein Mensch je vernommen hat! Wir haben uns diese Beobachtung zunutze gemacht und Pfeifchen konstruiert, die ebensolche unhörbar hohe Töne von sich geben, um — unsere Hunde zu locken. Der Hund nimmt die Schwingungen noch wahr und folgt dem stummen Pfeifchen — wenn er nicht gerade ein Dackel ist.

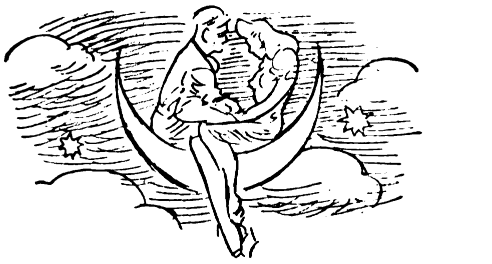
„Guter Mond, du gehst so lärmend . . ."

Der Fisch ist also nicht durchaus stumm. Und ebensowenig der Mond, der aus der zweiten Zeile des Gedichtes herniederblickt. Man hat 1935 im Rundfunk die wirklich seit Urbeginn der Welt „unerhörte" Sensation genießen können, den Mond singen zu hören. Nach der Methode, die auch der Tonfilm benützt, wurden die Lichtwellen des Mondes in Schallwellen umgesetzt und über den Sender zu den Ohren einer mehr oder weniger ungläubig lauschenden Hörerschaft gebracht. Ein wirklich erschütternder Augenblick, als der gute Mond im langgezogenen, auf- und abklingenden Kammerton A sein melancholisches kosmisches Lied über die Erde schickte.



Das unmögliche Himmelsschiff.

Still ist der Mond also nicht für den, der Rundfunk hat zu hören. Und wie steht's denn mit dem Schifflein, das durch die dritte Zeile gaukelt? Das gewaltige Liebesgeschehen spielt doch offenbar in unseren Breiten. Und — merkwürdig, wie wenig Menschen darauf Obacht geben — die Mondsichel kann bei uns nie waagrecht als Schifflein am Himmel liegen. Nur in den Tropen, wo Sonne und Mond oft senkrecht auf- und untergehen,



ist das möglich. In dieser Lage kann man — nebenbei bemerkt — nie aus dem bloßen Anblick feststellen, ob der Mond zu- oder abnehmend ist.

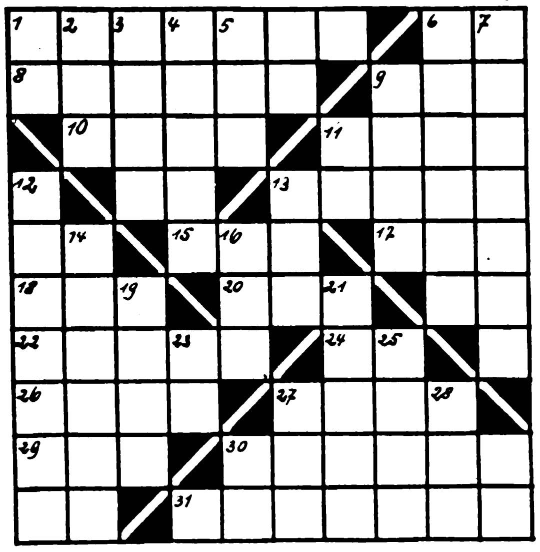
Und wie „licht" ist denn eigentlich das bleiche Nachtgestirn? Wenn wir das durch den Mond zurückgeworfene Sonnenlicht messen, entdecken wir zu unserem Erstaunen, daß es dem Schein einer Kerze entspricht, die 12 Meter von uns entfernt ist. Immerhin ist es noch 600mal heller als der ganze uns erreichende Glanz aller Sterne.

Der Mond geht heute nicht mehr unter.

Nun wird gar verlangt, daß der Mond nicht untergehen soll. Bloß um ein wenig Liebesgeflüster zu bescheinen. Nicht weniger als eine Katastrophe wird in der vierten Zeile des Gereimsels gefordert, ein Eingriff in die Himmelsmechanik als Wunder und Zeichen echter Liebe. Den Spaß kann man ganz leicht haben! Man muß sich nur die rechte Nacht dafür heraussuchen. Wir blättern im Kalender und lesen da z. B. Mittwoch: Mondaufgang 9 Uhr 45, Monduntergang 23 Uhr 45. Ganz begreiflich. Aber am Donnerstag heißt es zu unserer Verwunderung: Mondaufgang 10 Uhr 16; Monduntergang —! Brav geht er dann am Freitag um 10 Uhr 51 wieder auf, ohne die Nacht vorher untergegangen zu sein. Was

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. italien. Opernkomponist, 6. sibir. Strom, 8. Bergnymphe, 9. Gruß, 10. südamerikan. Volksstamm, 11. männl. Vorname, 13. deutscher Strom, 15. Gewässer, 17. männl. Vorname, Abk., 18. Stadt in Brasilien, 20. Zug des Wesergebirges, 22. Schlachtort in Frankreich, 24. latein.: und, 26. Verordnung, 27. Sportgerät, 29. japan. Münze, 30. flink, 31. Opernkomponist. — Senkrecht: 1. Fluß in Italien, 2. Schweizer Kanton, 3. amerikanische Münze, 4. Gebäck, 5. Gebirge in Kleinasien, 6. Stadt in Spanien, 7. ital. Komponist, 9. Nährmutter, 12. deutscher Komponist, 13. Getränk, 14. Zeicheninstrument, 16. Erfrischung, 19. Stadt in Nordafrika, 21. Fisch, 23. Spielkarte, 25. Mädchenname, 27. geograph. Begriff, 28. Nebenfluß der Donau.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — bes — bi — bing — ce — cra — del — der — des — dop — du — ei — ein — el — en — en — fluß — han — he — ho — hun — i — im — in — ke — kopf — la — le — lett — li — li — licht — men — mo — na — na — nar — nel — pel — pferd — pu — re — rei — sa — san — se — sen — sin — tan — te — te — to — trat — xos — zeit — zel — zis werden 20 Wörter gebildet, deren 1. Buchstaben von oben nach unten, die vorletzten Buchstaben von unten nach oben gelesen einen Ausspruch von Lessing ergeben.

1. Hafenstadt in Ostpreußen, 2. Stadt in Spanien, 3. Stadt in Nordamerika, 4. Überzug, 5. griech. Insel, 6. deutsches Kartenspiel, 7. Frühlingsblume, 8. german. Göttin, 9. Sundainsel, 10. Nebenfluß der Weser, 11. Wechselart, 12. italien. Landschaft, 13. Blume, 14. Stadt in Indien, 15. kaufmänn. Begriff, 16. Dickhäuter, 17. Folge, 18. vorgeschichtliches Zeitalter, 19. unbewegliche Werte, 20. Muster.

1 .... 11 ....
2 .... 12 ....
3 .... 13 ....
4 .... 14 ....
5 .... 15 ....
6 .... 16 ....
7 .... 17 ....
8 .... 18 ....
9 .... 19 ....
10 .... 20 ....

Silbenkreuz

1	2
3	4
5	6

1—2 ungar. Weinort
1—5 Rechtsnachfolger
2—1 Hinterhalt
2—4 weibl. Name
2—5 Gartenhaus
3—4 Verpackungsgewicht
4—5 Vogel
4—6 Grasboden
5—6 Hausgerät
6—3 Wagnersche Operngestalt

Rösselsprung

		tan	fehl		
doch	das	dir	tor	noch	nie
schlägt	ge	of	hof	nung	ein
dir	tau	ist	die	feh	sind
zu	fen	le	send	fen	hoff

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Puccini, 6 Ob, 8. Oreade, 9. Ave, 10. Inka, 11. Emil, 13. Memel, 15. See, 17. Edi, 18. Rio, 20. Ith, 22. Arras, 24. et, 26. Ukas, 27. Schi, 29. Sen, 30. behend, 31. Smetana. Senkrecht: 1. Po, 2. Uri, 3. Cent, 4. Cakes, 5. Ida, 6. Oviedo, 7. Bellini, 9. Amme, 12. Strauß, 13. Met, 14. Zirkel, 16. Eis, 19. Oran, 21. Hecht, 23. As, 25 Thea, 27. See, 28. Inn. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Elbing, 2. Santander, 3. Sacramento, 4. Inlett, 5. Naxos, 6. Doppelkopf, 7. Narzisse, 8. Iduna, 9. Celebes, 10. Hunte, 11. Tratte, 12. Apulien, 13. Lichtnelke, 14. Lahore, 15. Einzelhandel, 16. Flußpferd, 17. Reihe, 18. Eisenzeit, 19. Immobilien, 20. Dessin. „Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten." ✱ **Silbenkreuz:** 1. ER, 2. LAU, 3. TA, 4. RA, 5. BE, 6. SEN. ✱ **Rösselsprung:** Schlägt dir die Hoffnung fehl, / nie fehle dir das Hoffen! / Ein Tor ist zugetan, / doch tausend sind noch offen.

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck).

Dreizüger von Hans Boldt, Kiel-Garden.

Weiß: Kb8, Tb1, Tb6, La8, Lh2, Sc4, Se3, Bd2, e5, f3, f4 (11).

Schwarz: Kc5, Ba6, b4, b5, d7, g6, h3 (7).

Lösung:

1. . . ., Kd4; 2. Sc2†, Kc5; 3. Lg1‡ usw.
1. Sb2, K×b6; 2. Sd5†, Kc5; 3. Lg1‡.

Versteckte Drohung!

Italienische Verteidigung.

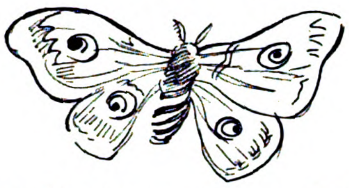
Weiß: Schwarze. Schwarz: Hartlaub.

1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lc4, Lc5; 4. 0—0, d6; 5. h3? (Mit 5. d2—d3 konnte Weiß durch das entstehende Giuoco piano-Spiel allen Verwicklungen aus dem Wege gehen.), 5. . ., h5! (Der Versuch, auf diese Weise Angriff zu bekommen, ist von zweifelhafter Güte, sofern sich Weiß normal weiterentwickelt.), 6. Sh2? (Wesentlich besser wäre 6. d2—d3 mit nachfolgender Figurenentwicklung.); 6. . ., Sf6; 7. d3, Lg4 (Ein interessantes Läuferopferangebot. Bei Annahme wird die Turmlinie geöffnet); 8. h×g4, h5×g4; 9. S×g4, Sh5; 10. Le3, Dh4! (Eine ebenso mächtige wie versteckte Drohung!); 11. L×c5?, Dh1†; 12. K×h1, Sg3†; 13. Kg1, Th1‡!

ist da geschehen? Ganz einfach, der Mond geht am Donnerstag nacht nicht unter, sondern erst am Freitag in aller Frühe, und bleibt bis zu seinem Wiedererscheinen nur ein paar Stunden unterm Horizont verborgen. Die einfache Lösung einer vielen Menschen rätselhaften Angabe des Kalendermannes!

Wirkung in die Ferne.

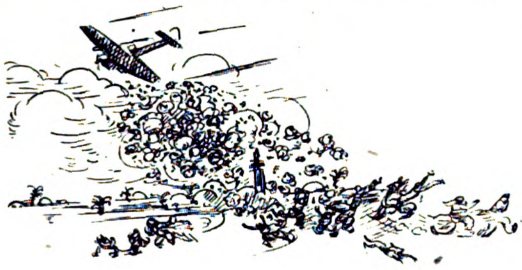
Jetzt verschwendet der Dichter gleich zwei kostbare Zeilen darauf, um zu erhärten, wie geheimnisvoll und durchaus mystisch die Beziehung der Liebenden ist. Noch eh das Auge die Geliebte sieht, fühlt sie das Herz. Jedes Nachtpfauenauge-Männchen würde kurz und verächtlich über diesen mageren Beweis lachen.



Denn dieser Schmetterling wittert sein Weibchen schon über neun Kilometer Entfernung weg. Man vermutet, daß der Sinn dieser feinen Witterung in den Fühlern liegt, mit denen das Männchen die Duftabsonderung der Geliebten aufnimmt. Dies ist nur eines der erstaunlichen Beispiele von der Wirkung in die Ferne aus dem Tierreich, in dem die Schärfe der bekannten und auch noch unerforschter Sinne die Beziehungen der Einzelindividuen und ganzer Gemeinschaften regelt.

Das verduftete Dorf.

Trotzdem unsere Nase ein vergleichsweise recht empfindliches Organ ist und etwa 7000 verschiedene Gerüche zu unterscheiden vermag, läßt sie sich doch wieder auch unglaublich täuschen. Und wenn wir den „Duft von Millionen Rosen", der die Zeilen des Gedichts so poetisch durchweht, komprimieren, so verstärkt sich der Wohlgeruch nicht etwa zu unerhörter Lustempfindung, sondern verkehrt sich in das gerade Gegenteil. Wie ein türkischer Flieger einmal recht deutlich feststellen konnte, der ein Gefäß mit Rosenöl befördern mußte, von dem man nur 50 Gramm aus 300 Pfund Rosenblättern gewinnen kann. Der Behälter wurde leck und der aufsteigende Gestank betäubte den Piloten beinahe, so daß er halb ohnmächtig die höchst unerwünscht wirkende Duftquelle über Bord werfen mußte. Zufällig fiel diese unendlich kostbare Bombe in ein Dorf und verpestete die Gegend derart, daß die Bevölkerung fluchtartig ihre Heimstätten verlassen mußte. Die Armen mögen sich herzlich bedankt haben für den „zarten Duft der Millionen Rosen".



Unerhört festes Auftreten eines Mädchens.

Ebenso wie das angedichtete Mädchen lebhaft gegen den „zarten Fuß" Einspruch erheben müßte. Es ist sicher froh um seinen festen, gut gebauten Fuß, der ein wirklich erstaunliches Gewicht tragen muß, selbst wenn die Geliebte noch so elfengleich heranschwebt. Die Stöße der 12 000 Schritte, die ein Mensch durchschnittlich im Tage macht, summieren sich bei einer mittelschweren Person zu einer Beanspruchung der Fußkonstruktion, die einer Last von mehreren hundert Tonnen entspricht. Man lobt ein Mädchen mehr mit der Anerkennung seines starken als seines zarten Fußes, der sich leicht zum durchaus unrühmlichen Plattfuß erniedrigen kann.



Wenn wir das nun alles berücksichtigen, dann müßte das Gedicht richtig wohl ungefähr so beginnen:

„Knurrig wie der Fisch am Grund
Brummt der Mond vom Himmelsrund,
Weil er — laut Kalendermann —
Heut nicht untergehen kann..."

Ich deklamierte vor leeren Tribünen. Der Verliebte war ausgerissen. Er hatte die Naturgeschichte nicht vertragen.

Gut angezogen in den Frühling

VORSCHLÄGE FÜHRENDER MODEHÄUSER ALS ANREGUNG ZUM SELBSTSCHNEIDERN ODER ÄNDERN



Für den Nachmittag:
Leichtes graues Wollkomplet, dazu passend eingefärbter Fuchs und passende graue Samtkappe.



Für den ganzen Tag:
Tabakfarbiger Mantel aus Jerseystoff und Persianeraufsätzen.

Modell Horn-Berlin.



Für den Vormittag:
Grün-braun-kariertes Kleid.

Modell Suden u. Lauer, Berlin.

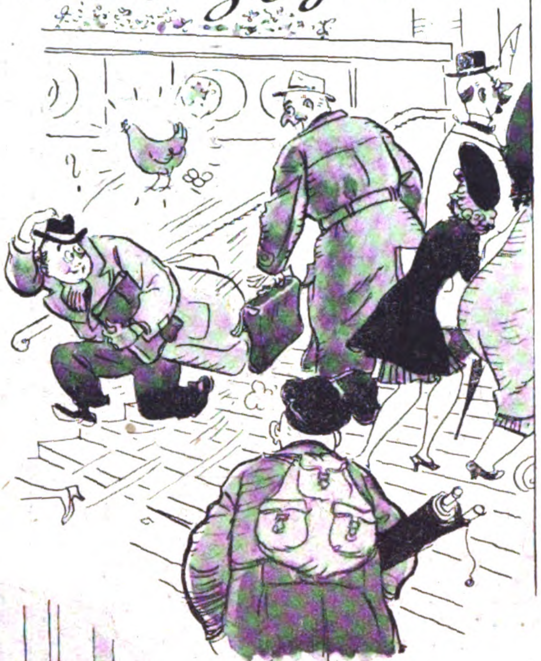
Aufnahmen:
Hubs Flöter-Berlin.



Schwarzes Nachmittagskleid
mit eingesetzten cremefarbenen Blenden.

Mein Freund Fritz hat ein Huhn . . .

BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER



Gestern früh knallte ich auf der Treppe zur U-Bahn ganz zufällig mit meinem alten Freund Fritz zusammen. Da wir uns, oberflächlich geschätzt, seit den letzten sechs Trinkbranntweinzuteilungen nicht mehr gesehen hatten, hätten wir ja eigentlich viel zu erzählen gehabt. Fritze war auch schon in schönster Fahrt, — ich hörte grade noch, daß er nun als Strohwitwer allein kocht und wirtschaftet, weil Frau und Kinder umquartiert sind, da mußte ich absausen, weil meine Bahn kam. Und da brüllte Fritze mir noch nach: „Komm doch mal abends zu mir 'rum, Mensch, ich spendier' auch 'n Ei! Bin doch jetzt Selbstversorger mit eigenem Huhn! Eierkarte abgeliefert . . .“



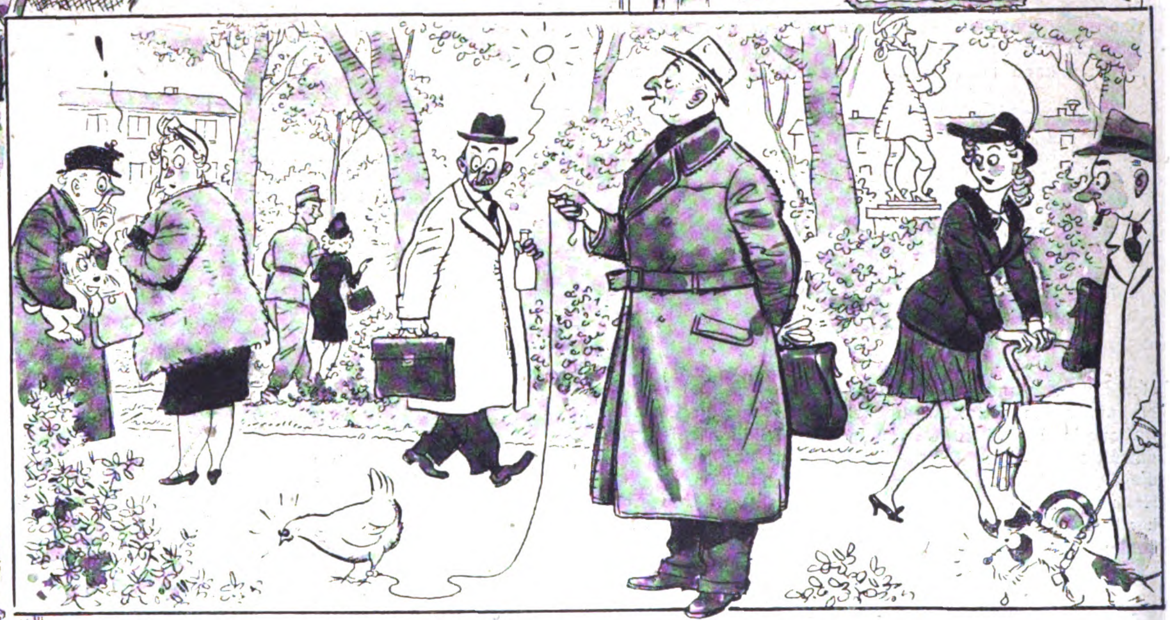
Die Sache mit Fritzens Huhn gefiel mir, das muß ich schon sagen . . . Donnerwetter! Montag erst stand in der Abendzeitung, daß die Geflügelzüchter bei einer Wettlegeprüfung mit hochwertigen Hühnerrassen in 350 Tagen Legeleistungen bis zu 260 Eiern pro Henne erzielten! Also, hatte ich mir ausgerechnet, alle 32 Stunden und 20 Minuten ein Ei! Daß Fritzens Eierversorgerin alle diese Wunderhühner noch weit übertreffen würde, hielt ich für ganz selbstverständlich . . .



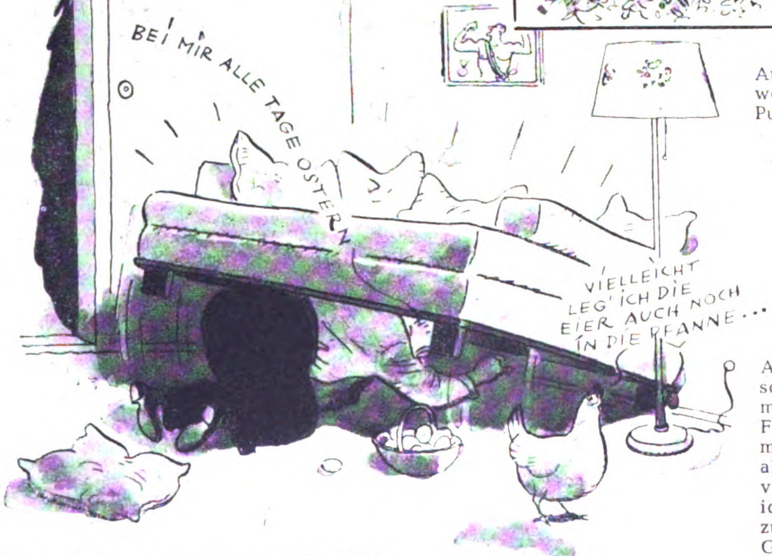


Was mochten übrigens die anderen Hausbewohner dazu sagen, daß Fritze seine Strohwitwerwohnung gleichzeitig als Hühnerstall benutzte? Ob er den Vogel tagsüber in die Badestube sperrte?

Ja, und die Futterfrage? Wie und womit wird Fritze sein Hühnchen füttern? Na, das ist ja nicht so schlimm, sagte jemand auf der Schriftleitung, wo ich die Geschichte erzählte, — wenn er sich 'n Süppchen kocht oder Gemüse, kriegt das Tierchen eben auch sein Tellerchen, das ist doch sehr einfach! Vielleicht morgens auch sein Täßchen Apfeltee, wenn er hat, mit Regenwurmeinlage . . .



Außerdem, daran hatte ich noch gar nicht gedacht, — ein Huhn muß „Auslauf“ haben, das weiß man auch als Stadtmensch! Ob Fritze da wohl vor oder nach dem Bürodienst mit seinem Puttputt-Hühnchen im Stadtpark spazierenging so wie andere Leute mit ihrem Hund? Ein bißchen komisch, aber Fritzen traute ich das schon zu . . .



Genau so komisch, aber beneidenswert, stellte ich mir die Situation vor, wie Fritze aus dem Geschäft nach Hause kommt und den reichen Eiersegen zusammensucht, für den die liebe Henne tagsüber fleißig sorgt . . . Und wie Freund Fritz dann täglich Eierkuchen macht . . . Vielleicht sogar mit Verwendung seines Zuteilungsfeuerwassers Eierkognak braut . . .



Am Abend kreuzte ich dann, nun doch schon sehr gespannt, wie sich die Sache mit dem Huhn verhalten würde, bei Fritzen auf. Als ich kaum eingetreten, mit gespitzter Pupille ziemlich scharf in alle sichtbaren Ecken gelinst und nichts von dem Eiervogel entdeckt hatte, konnte ich es mir nicht mehr verkneifen, danach zu fragen. Woraufhin Fritze ein dolles Gelächter anschlug, mir in die Rippen boxte und gluckste: „Du, dämliches Gewächs, hast du wirklich geglaubt, ich habe hier in der Wohnung 'ne Hühnerzucht? Mensch, das Huhn füttert doch meine Frau für mich bei Schwiegermuttern in Klein-Plinkersdorf, wo sie jetzt wohnt! Und wenn ich alle 14 Tage mal hinfahre, hole ich mir, vorausgesetzt, daß das Vögelchen bei guter Laune war, meine zwei Eier . . .“

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München.
A B C D E F G 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 4. MAI 1944
19. JAHRGANG :•: FOLGE 18

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:

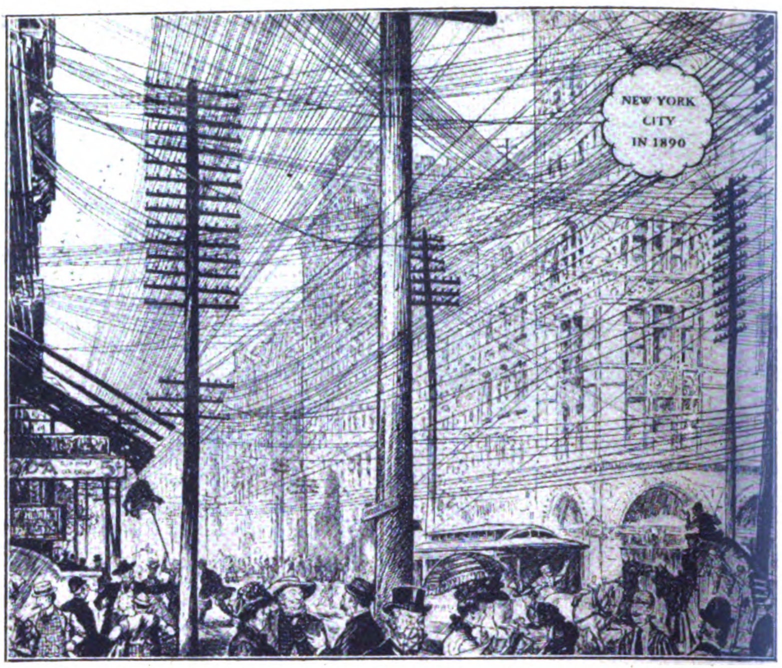


Der Führer begrüßt einen Ritterkreuzträger.

Aufnahme: Hr. Hoffmann.



So fing es an!
Die Kloaken des Ostens öffnen sich und ergießen ihren Unrat nach Neuyork. Eine Darstellung der jüdischen Masseneinwanderung nach den USA aus „Harpers Weekly" vom 18. Oktober 1890. In jenem Jahre kamen durchschnittlich 4000 jüdische Emigranten in der Woche an, und bei jedem bestand der Grundsatz, sich die Kosten des ersten Nachtlogis durch irgendein Handelsgeschäft zu „verdienen". Fast alle diese Ostjuden blieben in Neuyork kleben und verkrochen sich auf der Ostseite der Hudson-Metropole, von wo aus sie mauschelnd ihre Raubzüge ausführten.



Das war die Stadt, die sie erobern wollten!
Neuyork im Jahre 1890, in den ersten Jahren der jüdischen Masseneinwanderung. Damals noch mit einer Millionenbevölkerung vorwiegend deutschen und irischen Blutes, aber schon in den Klauen einer habgierigen Clique demokratischer Beutepolitiker. Die chaotischen Zustände der turbulenten Stadt lockten Juda an wie das Aas die Hyänen. Um die Jahrhundertwende zählte Neuyork bereits 1 300 000 Juden.

Juda entdeckt das neue JERUSALEM



Zwei Verräter des Weltfriedens.
Ein wenig bekanntes Photo, das Präsident Woodrow Wilson und (im Hintergrunde) Franklin Delano Roosevelt, damals Unterstaatssekretär der Marine, während des ersten Weltkrieges anläßlich des Flaggentages im Jahre 1917 zeigt. Beide öffneten Juda die Tore nach Washington und damit zu ihrem unheilvollen Einfluß auf die Weltpolitik, bis Bernard Manasse Baruch kürzlich auf einem Freimaurerkongreß in Baltimore die Lobhudelei eines Redners, er sei der „Präsident der Juden", mit dem blutigen Wortspiel beantworten konnte: „Im Gegenteil, ich bin der Jude der Präsidenten." Wilson und Roosevelt waren so eifrige Vorkämpfer des Judentums, daß heute alle Zweige des amerikanischen Lebens unter dem Einfluß Judas stehen.



In der Stadtpolitik der amerikanischen Großstädte ist der Jude führend.
Bürgermeister Fiorello La Guardia bei einer Modenschau an der Fünften Avenue.

AUS DEM OSTEN ZUR „OSTSEITE"

Schon in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts hatten es Juden in Neuyork verstanden, sich in wichtige Schlüsselstellungen des öffentlichen Lebens, der Politik und der Wirtschaft zu setzen, aber ihnen fehlte noch der Rückhalt ihrer eigenen Massen. Im Jahre 1880 zählte man in den USA nur 230 000 Juden unter 80 Millionen Einwohnern, etwa ein Viertel Prozent der Bevölkerung. Dann aber setzte ein raffiniert getarnter Massenansturm der Juden auf die Neue Welt ein. In den drei Jahrzehnten bis zum Jahre 1910 wurden über zwei Millionen Juden als „Russen", „Österreicher" oder „Rumänen" in der Einwanderungsstation auf Ellis Island registriert. Dieser gewaltige Strom des Grindes und der Gier versickerte, anfangs kaum beachtet, im steinernen Morast der Ostseite Neuyorks, wo in wimmelnden



Alle Neuyorker Tageszeitungen unter jüdischer Kontrolle.
Redakteure und Reporter sind noch vielfach nichtjüdisch, aber der „City Editor" (der Lokalredakteur) auf unserem Photo gibt dem Berichterstatter nur Weisungen des jüdischen Besitzers.



Das Theaterwesen ist zu 92 Prozent in jüdischen Händen.
Charles Frohman (links) und David Belasco (= Beileid), die „Päpste des Neuyorker Theatergeschäftes".

ghettohafter, selbstgewählter Abgeschlossenheit die jüdische Gefahr unter der Oberfläche lauerte, bis sie ihre Zeit gekommen sah. Das war im ersten Weltkrieg, als Präsident Woodrow Wilson dem Juden Bernard Baruch fast diktatorische Vollmachten verlieh und sich mit einem Stab jüdischer Berater umgab und die geheimen und doch so wohl bekannten Mächte die Parole zum

→



91 Prozent aller Schlager-„Komponisten" sind Juden.
Der demoralisierende Einfluß der von Juden gesetzten „Swing"-Musik auf die heranwachsende Jugend ist unvorstellbar. „Sie wirkt wie die Negertrommel auf die Buschbewohner des tiefsten Afrikas", sagt rühmend der im Bild rechts gezeigte George Gershwin von seinen „Kompositionen"; „ein Mädel unter dem Einfluß meiner ‚Porgy'-Melodie ist schon mit vierzehn Jahren eine Lebedame und zu allem fähig".

Öffnen der Schleusen dieses Judenreservoirs auf der Ostseite gaben. In grauenhafter Hast ergoß sich jetzt der schachernde Strom über die Riesenstadt, bemächtigte sich des Theater- und Vergnügungslebens, der Presse, der Gerichte und — nachdem eine Million Juden im Schnellverfahren in vier Monaten eingebürgert waren — der Politik. Heute zählt Neuyork über drei Millionen Juden. Fast jeder dritte Bewohner der Riesenstadt ist Jude. Gemeinsam mit dem Neger ist der Jude heute das umworbene Zünglein an der Waage der demokratischen Politik geworden, Neuyork aber ein einziges riesenhaftes steinernes Ghetto, oder wie es Präsident Roosevelt einmal bewundernd nannte, das neue Jerusalem.



Alle Neuyorker Warenhäuser und 96 Proz. des Konfektionshandels jüdisch.
Die Gebrüder Gimbel bei der Grundsteinlegung eines ihrer neuen Warenhauspaläste, von denen man in Neuyork sagt, sie lieferten alles, der Hungerlöhne wegen sogar die Mädchen für die Bordelle.

BILDBERICHT FÜR DEN „JB" VON KARL EY / AUSLANDSPHOTOS



83 Prozent der vor Gericht gestellten Gangster sind Juden, →
wie hier auf dem Bild der berüchtigte Mädchenhändler „Dutch" Flegenheimer (links) und sein Anwalt Dixie Davis.

Radpartie nach Arles



Rast auf halber Strecke.
Das mitgeführte Frühstück wird am Wegrain verzehrt.

Ein einsatzfreier Tag führte die ganze Staffel, voran der Staffelkapitän, zu Rade über eine provenzalische Landstraße nach der uralten Stadt Arles-Arelate, wie der keltische Name sagt, eine im Sumpf entstandene Siedlung, die von Griechen gegründet worden war und damals Theline hieß. Auf Cäsars Befehl wurden dort Veteranen der 6. Legion als Kolonisten angesiedelt. Arles, das vor allem von Konstantin prächtig ausgebaut wurde, löste das alte Massilia (Marseille) in der Beherrschung des Welthandels ab.



Am Ausflugsziel.
Die Arena des alten Amphitheaters.



Im antiken Theater von Arles.
Zwei Säulen stehen noch von den gewaltigen Aufbauten der Szenenwand.



Im verträumten Park von Sanssouci
stehen Filmkamera und Mikrophon aufnahmebereit: in wenigen Minuten wird die erste Szene beginnen.

Aufnahmen: Usa Borchert.

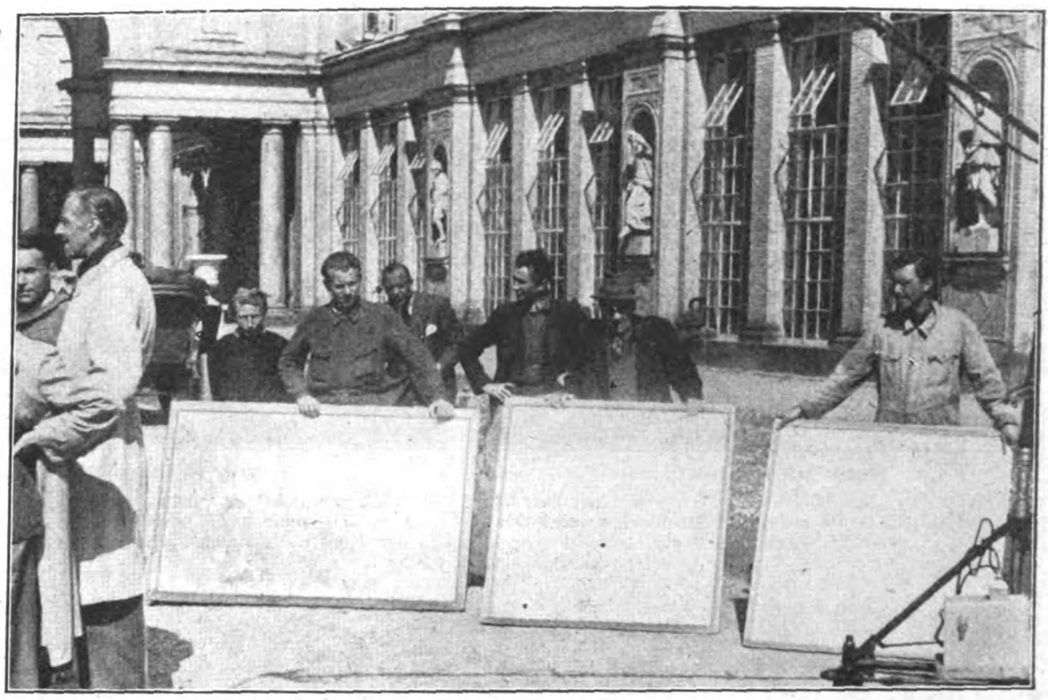
Im Park von SANS SOUCI hab ich Dich geküsst...



In der herrlichsten Frühlingssonne
erteilt der Regisseur B. Bariog seine Regieanweisungen.



Ein Blick in den Frühlingshimmel.
Wenn sich die Wolke von der Sonne verzogen hat und direkt über der Fontäne stehen wird, gibt der Regisseur das Zeichen zum Beginn.



Und doch ist das Licht noch nicht stark genug!
Viele Blenden sind im Park von Sanssouci aufgebaut, um alles in ein noch schöneres Licht zu setzen.

In dem alten Park von Sanssouci, über den jetzt der Frühling wieder sein zartes, köstliches Grün haucht, sind Lastwagen aufgefahren und Kabel, große Holzverschläge und Apparaturen werden abgeladen. Eilige Menschen laufen hin und her, Rufe ertönen. Versatzstücke werden aufgestellt. Was soll die geheimnisvolle Tätigkeit hier an dieser ehrwürdigen Stätte? Auch eine Droschke ist aufgetaucht. Sie sieht äußerst gemütlich aus; bei näherem Hinschauen bemerkt man, daß sie einen vorzüglichen Ersatz für den Tonwagen bildet: sie ist vollgeladen mit Tonapparaturen, das verbindende Kabel läuft zum Mikrophon, der vermeintliche Droschkenkutscher ist der Tonmeister. Es wird kein Kostümfilm aus friderizianischer Zeit, wie man vermuten könnte, sondern eine frische Angelegenheit aus unseren Tagen. Der Ufafilm „Junge Herzen" entsteht.



Noch ein letzter Blick in den Spiegel –
Noch eine letzte vorsichtige Retusche!



Jetzt sind sie drehfertig!
Drei Hauptdarsteller (von links: Lischka Malbran, Harald Holberg und Ingrid Lutz) mitten im Spiel.



Noch namenlos ...
brachte ihn eines Tages sein Herr von einer Dienstreise mit. Er sollte garantiert bunkerrein sein! Das erregte brausendes Gelächter.



Wie heißt er?
Noch gar nicht! Er verdaut nur einen Zapfen Wurst zum Willkomm und überläßt es den Männern, sich den Kopf nach einem Namen für ihn zu zerbrechen.



Ein störendes Intermezzo:
Die Sowjetartillerie schießt. „Bumms!" wiederholt der Oberscharführer. „Ha, ich hab's: Bumms! Ist das nicht ein wunderbarer Name?"

Wie soll er heissen?

LUSTIG WIE ER SELBER, SOLL SEIN NAME SEIN



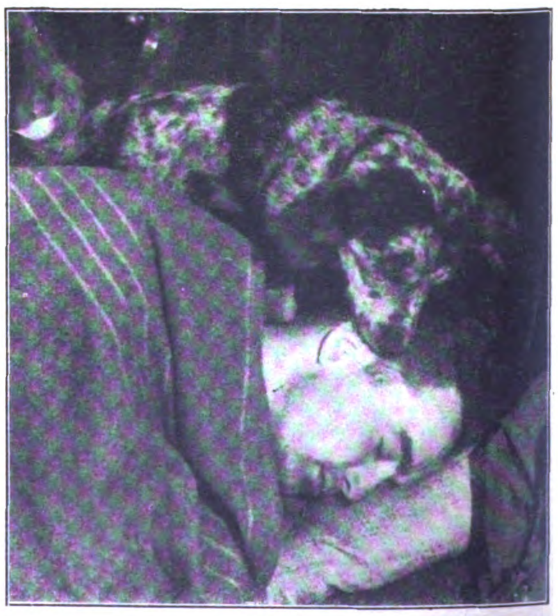
Nur „Bumms" hat scheinbar Humor!
Im Anfang beklagte es „Bumms" tief, daß man bei der Aufstellung des Dienstplanes so wenig Rücksicht auf seine privaten Interessen nahm; immer gerade dann, wenn „Bumms" spielen wollte, bestand sein Herr darauf, in die Stiefel zu steigen und Dienst zu tun.



... doch ein kluger Hund gewöhnt sich an alles!
Während er selbst bei der Festlegung seiner eigenen Ruhepausen mit einer gewissen Großzügigkeit verfuhr . . .

PK.-Bildbericht: Kriegsberichter Adendorf Wb.

Wir erwarten nicht, daß aus Liebe zu unserem seelenguten „Bumms" nun jeder Kompanie-, Batterie- oder Staffelhund den gleichen schönen Namen „Bumms" erhält, im Gegenteil, wir möchten betonen, daß diese Namensnahme eigentlich eine Art von Plagiat wäre. Aber wenn Ihr, liebe Kameraden, nach vielstündigem fruchtlosem Grübeln zu der kristallklaren Erkenntnis gelangt, daß er, nämlich euer Herr Hund, auch gar nicht anders als „Bumms" heißen kann, nun, so nennt ihn in Gottes Namen „Bumms"!



. . wachte er bald streng darüber, daß sich sein Herr beim ersten Morgensonnenstrahl pünktlich von seinem Lager erhob. Weigerte er sich, so zupfte ihn „Bumms" so lange am Ohr, bis Herrchen nachgab. So machte sich „Bumms" als Kompaniewecker bald unentbehrlich

Mit Frachtdampfer nach Schweden

EIN FRÖHLICHER ROMAN VON FR. OST

(3. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 17:

Der Studienrat Bestvater schaukelte in seiner Koje sanft backbord-steuerbord und steuerbord-backbord, in seinen Träumen aber schwollen Gedanken zu gefahrvollen Bildern, die ihn einen Odysseus werden ließen. Er zürnte dem Gotte, er haderte mit sich, er fror, hörte Ketten rasseln, sah drohende Wellenberge. Zog mechanisch die abgerutschte Decke über die kalt gewordenen Füße, hörte Adele stöhnen, glaubte aus der Koje über Bord zu stürzen und schlief in Wirklichkeit trotz Windstärke 5. Hatte noch Gesichte von Leuten, die die „Anne-Marie" kaperten, hörte sie rufen und Trossen werfen, Sirenengeheul schmerzte ihn. Und schlief in plötzlicher abgrundloser Stille einen tiefen Morgenschlaf.

Auf dem Sonnendeck kroch aus dem Schlafsack Grazia Orwein. Rekelte sich im zerdrückten Schlafanzug in den Morgen, gähnte ungeniert und sah in die Gegend. Der Dampfer lag im Gotenburger Hafen am Kai vertäut. Ein Zollbeamter, zwei, drei Arbeiter am Lande, die einzigen Menschen in der Frühe, störten Grazia Orwein nicht. Sie stieg die Treppe hinunter und verschwand in ihrer Kabine. Der Schlafsack blieb zurück wie eine leere Puppenhülle. Der entschlüpfte Schmetterling fröstelte, wie immer solche Wesen zittern, ehe der erste Sonnenstrahl sie trifft. Sie kroch noch einmal in die Koje, ihr leises Hüsteln beruhigte ihren erwachenden Mann, der sie nun in der Kabine wußte.

Kapitän und Mannschaft nahmen nach anstrengender Fahrt eine Prise Frühschlaf. Vor acht Uhr würden weder Zollbeamten erscheinen noch Schauerleute. Erst nach sieben Uhr begannen Matrosen, die Ladeluken abzudecken, das Ladegeschirr bereit zu machen und eine Telephonleitung zum Lagerschuppen zu legen; die Verbindung mit dem Lande konnte aufgenommen werden.

Fast gleichzeitig waren dann alle Passagiere an Deck versammelt. Schön war der Anblick von Gotenburg. Der Hafen im *Göta älv* lag mit Schiffen, Ladeanlagen, Lagerhäusern im frischen Morgenlicht. Jenseits am Lande stieg eine kleine felsige, aber bewachsene Kuppe ins Blickfeld. Rückwärts erhob sich über die Ufer der Stadt hinweg auf einem ähnlichen Hügel eine große Kirche. Alles andere war Häusermeer. War fremdes Land, Land, das schließlich nicht anders anmutete als ähnliche Landstriche in Deutschland, das aber im Gemüt die Phantasie weckte, es war eben Schweden, man wußte nicht, was dahinter stand. Begierde, zu schauen, zu lernen, vielleicht zu erleben, Bedenken, ob man sich zurechtfinden würde, machte die Reisenden unruhiger, als sie nach außen erscheinen wollten. Das Schiff verlassen durften sie nicht, die Zollbeamten mußten erst ihr Recht haben. Koffer packen, nichts vergessen wollen, Fragen an den Kapitän, wann endlich man über die ausgelegte Brücke steigen dürfe, neue Blicke in die Landschaft, ein hastig verzehrtes Frühstück, und man sollte sich in Geduld fassen.

Frau Adelheid Bestvater wußte nicht mehr, wo sie mit ihrem molligen Temperament bleiben sollte. „Herr Hauptmann, wir fahren gleich weiter nach der Insel Marstrand, dort soll es wunderschön sein, von Bekannten empfohlen. Herr Hauptmann, Sie sollten auch dorthin kommen, nicht wahr, Reinhold?"

Bestvater sah vom Polyglott Kuntze auf, nach dem er schnell Schwedisch lernen wollte, ihm war plötzlich eingefallen, daß er auf der Seereise aus ihm nunmehr unbegreiflichen Gründen überhaupt nicht dazugekommen war. Ohne Schwedisch fürchtete er Verkehrshindernisse, aber außer *„Got dag"* und *„far väl"* entfielen ihm jetzt alle Brokken.

„Wenn Sie Schwedisch können, Herr Hauptmann, fahren Sie mit uns —, ich befürchte, je mehr ich es mir überlege, wenn ich in die Notwendigkeit versetzt werde, eine Frage zu stellen — ich glaube, ich werde kaum in der Lage sein."

Ehe er diesen Strohhalm bis ans Ende zertreten konnte, beruhigte ihn Hauptmann Gartner. „Wo Sie hinfahren, Herr Studienrat, werden Sie mit Deutsch und einem schwedischen Nachschlagebuch zurechtkommen, denn Deutsch ist eine in Schweden gut bekannte und viel gesprochene Sprache."

„Hörst du, Adelheid?"

„Wenn es der Herr Hauptmann sagt!"

„Aber was mir außerordentlich leid tut, Herr Studienrat, heute kann ich die Herrschaften nicht nach Marstrand begleiten, Gotenburg übt eine gewisse Anziehungskraft auf mich aus." Hier kniff Anna Breiter unversehens Erika Lorenzen in den Arm, die mit leisem Schrei auffuhr, und dabei rutschte dem Hauptmann das verzeihende Lächeln vom Gesicht. „Was ist denn, meine Damen?"

„Oh, nichts eigentlich", sagte Erika Lorenzen, indem sie den Arm mit einer regelrechten Wiedervergeltung um Anna Breiters tiefere Rückseite legte, „ich glaube, ich sah eine Ratte!"

Frau Adelheid Bestvater wurde blaß und lief dann leicht grün an. Aber Erika Lorenzen konnte sich an diesem Morgen nicht lassen, verfiel beinahe in das Temperament von Anna Breiter, die vergnügt sagte: „Komm, Fräulein Gotenburg."

„Wieso Fräulein Gotenburg?" wollte Hauptmann Gartner wissen.

„Wegen der — Anziehungskraft — Herr Hauptmann!"

Aber das hörte Frau Adelheid nicht mehr.

„Das ist recht, meine Damen, so freut es mich", sprach Hauptmann Gartner, dabei sah er nur Erika Lorenzen, er hätte sie auf die Arme nehmen, über die Landungsbrücke tragen mögen, fort in das fremde Land, wo sie mitten unter Tausenden von Menschen, die eine fremde Sprache redeten, doch immer nur sie beide wären. Höflich aber erkundigte er sich: „Und wir drei werden uns heute mit Gotenburg beschäftigen, morgen soll morgen sein?"

„Einverstanden!"

„Hand drauf —!"

Ein fröhliches Kleeblatt, notierte Kapitän Johannsen im Vorübergehen in sein geistiges Logbuch. Dem alten Seebären kam nicht im entferntesten der Gedanke, ein erwachsener Mann wie Hauptmann Gartner könnte es nur darauf abgesehen haben, eine einzige weiche Frauenhand in der seinen zu fühlen.

Die Zollformalitäten waren schnell erledigt, aber man mußte noch eine ganze Weile die nun gar nicht mehr geliebten Planken der "Anne-Marie" treten, bevor der schwedische Makler zur Übernahme der Fracht erschien und, was allen Fahrgästen viel wichtiger war, die schwedischen Devisen brachte, die erst den wirklichen Eintritt in das ersehnte Land bedeuteten.

Als Studienrat Bestvater und Frau Adelheid sich verabschiedeten, trafen sie nur noch Hauptmann Gartner mit Erika Lorenzen und Anna Breiter an. Grazia Orwein und ihr Mann waren bereits verschwunden. Später quälte es Frau Adelheid, die beiden Damen nicht gefragt zu haben, wo sie ihre Zelte aufzuschlagen gedächten.

*

Ein frohes Wandern in der Großstadt Göteborg. Hauptmann Gartner und Anna Breiter hatten schon andere Häfen der Welt als interessierte Bummler betreten und genossen ohne Verblüffung das Neue, das auf sie einströmte. Erika Lorenzen, nicht ungewandt im Reisen, aber noch nicht auf Schiffen daheim, ließ fast kritiklos alles über sich hereinstürzen. Sie wollte sich auch gegen nichts wehren, dieser Tag war so rein, so voller seltener Zauberkraft, Ferien, ein fremdes Land, ein Mann zur Seite, der allein genügt hätte, ein pausenloses Glücklichsein zu gestalten. Sie kamen vom *Hamn*, vom Hafen. Was für ein Unterschied zwischen Reisenden, die von der Bahn kommen und Reisenden, die vom Dampfer aus das Land betreten. Bahnreisende sind Reisende schlechthin, aber die vom Schiff kommen, sind die Großreisenden. Das beschwingt und gibt Stärke. So ging Erika Lorenzen in der Mitte und merkte nicht, wie sie geleitet und geführt wurde, wie ihr Erklärungen, Straßen, Plätze, Straßenbahnen, Omnibusse, Menschen und Eigenarten entgegenkamen; wie berauschend Schaufenster werden, wenn sie auch nur eine winzige Kleinigkeit enthalten, die etwas anderes darstellt, als es in der Heimat gibt. Die beiden anderen wußten nicht, wie sie sich Mühe gaben, nette Menschen zu sein. Sie standen vor Tore Strindbergs Järnbrunnen, vertieft in die Plastiken, im Ohre das Plätschern der Wasser, und Hauptmann Gartner sagte versonnen: „Es war nichts, was mich von Hamburg hierherzog, es trieb mich nur, tote Tage nicht überstehen zu müssen, und nun laufe ich hier mit vollen Segeln in einen Tag wie ein Fest —"

„Es ist schön von Ihnen, daß Sie mit uns gehen."

Am Klange der Stimme hörte Anna Breiter so etwas wie Sentimentalität, machte mit der Hand eine verscheuchende Bewegung: „Ob wir die vollen Segel vorstellen, Erika?"

„Du hast recht, Anna, wir wollen in der hohen Feststimmung bleiben —, wir werden Segel spielen."

„Weiße, leuchtende Segel —. Entschuldigen Sie, meine Damen, ich hatte nur eine kleine Anwandlung."

„Und ich wäre beinah mit hineingerutscht, und doch ist mir so lebensfroh zumute, dreißig Jahre alt, und heute beinahe wie ein Kind!"

„Ich glaube, Fräulein Doktor, nach Ihrer vielen Arbeit kommt die Reaktion, aber wenn sie sich so äußert, soll uns keine Wolke den Horizont trüben. Und mit den Segeln, das habe ich natürlich anders gemeint."

„Glauben wir nicht", wehrte Anna Breiter, „segeln Sie ruhig mit uns weiter."

Manchmal war es, als wolle man ernste Worte vermeiden, und wenn man an den Menschen auf den Straßen nichts Beachtbares mehr finden konnte, freute man sich an Kleinigkeiten. Man ging in einen Laden mit Ansichtskarten und Hauptmann Gartner fragte ganz sicher: *„Talar Ni tyska?"*

Der Knabe hinterm Ladentisch antwortete: *„Nej, min herre!"*

„Was hat er gefragt?" begeisterte sich Anna Breiter. Erika Lorenzen zuckte die Achseln und suchte Ansichtskarten aus. Kaum hatten sie den Laden verlassen, bestürmten die Frauen Hauptmann Gartner. „Ich fragte nur, ob er Deutsch spreche — er hat verneint."

„Sie können Schwedisch, Erich Gartner?"

„Nur radebrechen, Erika Lorenzen."

Erich Gartner — Erika Lorenzen — mit diesen Anreden schien ein Schlagbaum zu fallen. Anna Breiter hörte es mit Befriedigung.

„Wissen Sie, Herr Hauptmann, sagen Sie zu mir doch einfach ‚Schwester Anna', das bin ich gewöhnt — hier sind wir doch unter uns; und ich nenne Sie einfach Hauptmann."

Dabei blieb es, man erzählte noch ungezwungener. Einige Stunden durchwanderte man schöne Straßen, breite Plätze, besichtigte große Läden, kaufte eine Kleinigkeit, wenn's mit dem Bezahlen haperte, schrieb der Verkäufer die Zahlen auf, und man schaute nicht allzuviel aufs herausgegebene Geld. Als man wieder vor einer aufgerissenen Straßenseite stand, in welcher Großstadt wird nicht gebuddelt, zog Hauptmann Gartner mit gemachter Umständlichkeit ein Taschentuch hervor, wischte die Stirn: „Die Sonne geht bald über unsere Köpfe hinweg, was meinen die Damen zu einer Tasse Kaffee oder einer Erfrischung?"

„Endlich —", seufzte Anna Breiter, „ich weiß auch wo!"

„Nanu", staunte Erika Lorenzen, „hast du unterwegs etwas entdeckt?"

„Wir sind schon dran vorbeigekommen, in dem großen Warenhaus, dem Wolkenkratzer an der Straßenecke — dort —, gibt es oben einen Dachgarten mit Ausschank."

„Konnte man das sehen?"

„Nein, mir sagte gestern der Erste Offizier, es sei der schönste Platz über Göteborg."

Herrlich war es da oben.

Unter breiten, bunten Sonnenschirmen schaute man über die Dächer der Stadt, sah Straßen und Stadtteile sanft ansteigen und abfallen, kleine Menschen geschäftig in Straßen eilen, klingelnde Straßenbahnen in Kleinausgabe, schöne Autos dahinjagen. Eine leichte Brise kam erfrischend vom *Göta älv* und der See.

„Kaffee ist ein Leibgetränk der Schweden, meine Damen, würzig, belebend. Kuchen in Massen von weltbekannter Güte dazu. Aber ich sehe ja, wie Sie sich dahinter knien — man soll jedes Land mit seinen Leckerbissen genießen."

„Sollte der Schwede nicht noch etwas anderes vorziehen?" wollte Anna Breiter wissen. „Ich meine den berühmten Punsch, dem doch alle Leute an den großen Wassern eingeschworen sind."

„Das hat so seine Haken, meine Damen, in Schweden gibt's eine Art Halbprohibition. Rum und Schnaps werden nur nach einer Mahlzeit verabreicht, auch nur zwei Gläser je Person."

„Dann muß man erst wieder tüchtig futtern, bevor man zwei weitere Gläser bekommt? — Ich finde das sehr gescheit."

„So ungefähr ist es, Erika Lorenzen, aber es bekommt sonst jedermann eine gewisse Höchstportion an Alkohol monatlich bewilligt — besser gesagt wohl Mindestportion. Damit kann er wirtschaften, wie er will."

„Dann werde ich auf den geliebten Teepunsch verzichten müssen!" Anna Breiter tat, als täte es ihr sehr leid.

„Halten Sie sich an Kaffee, Schwester Anna, hier ist er große Mode, er wird überall mit Unmengen von Kuchen besonders preiswert verabfolgt. In großen, kleinen und primitivsten Lokalen. Der geringe Preis liegt nicht an unserer Umrechnung, kaffeetrinken ist im allgemeinen billiger als in Deutschland."

Die Abspannung einer stundenlangen Wanderung durch fremde Straßen drohte langsam die Gemüter einzuschläfern. Man rauchte und legte sich zwanglos tiefer in die Korbstühle. Nach einer Weile beschaulichen Daseins wickelten sich Falten um Hauptmann Gartners Stirn, er tat, als sähe er dem Rauch seiner Zigarre nach, aber dann fragte er, sich selbst dessen kaum bewußt, wie unter einem Zwange: „Warum wollen Sie nach Indien gehen, Erika Lorenzen?"

Einen Augenblick hatte Erika Lorenzen nur das Gesicht ihres Gegenüber in den Augen, sie mußte in sich hineinhorchen, um das Bild zu verdrängen, sie war etwas gefragt worden. Sie richtete sich auf, drückte die Zigarette aus und erwiderte in ihrer dunklen Altstimme: „Es wird Ihnen verwunderlich erscheinen, aber es ist ein tiefes Bedürfnis, den leidenden Frauen dort zu helfen. Es ist auch ein Bedürfnis nach einer vollen Hingabe an eine Tätigkeit, die mich unendlich befriedigt."

„Aber das alles haben Sie doch in Kiel auch!"

„Schon — und doch nicht so, wie ich es mir in Indien denke. Sehen Sie, Erich Gartner, wenn ich ein Beispiel gebrauche: man kann ein Arbeiter sein und man kann ein Pionier sein. Jetzt bin ich in meinem Berufe ein Arbeiter, aber ich möchte mehr sein, ein Pionier in meinem Fache, der armen törichten und verbohrten Frauen die Segnungen unserer Wissenschaft bringt."

„Und das wäre nur in Indien möglich?"

„Nicht nur dort, aber Anna und ich haben uns in letzter Zeit so eingehend mit diesen Problemen in Indien beschäftigt, und Anna kennt sie auch aus eigener Erfahrung, wir beide haben den festen Willen, diese Sache zu der unsrigen zu machen. Die Engländer haben das ja in unvorstellbarer Weise vernachlässigt."

Fast unwillkürlich an diese Frage herangerückt, war Hauptmann Gartner wieder dem gestrigen Ernste zugängig, der ihm selbst Erklärungen bringen würde, wie er hoffte. Erika Lorenzen wollte nach Indien gehen. Er konnte das Erstaunliche an dieser Absicht in Gegenwart der Schwester Anna nicht erörtern, aber Erika Lorenzen und er wußten, wieso ihn der Entschluß quälen mußte an dieser Frau, die einstmals die Seine hatte werden sollen. Er war sehr konzentriert, als er zuhörte und fragte.

„Die Kindersterblichkeit in Indien ist bei den Hindus ungeheuer groß. Man kann annehmen, daß in ihrem ersten Lebensjahre zwei Millionen Säuglinge sterben", leitete Anna Breiter ein.

„Nicht verwunderlich", nahm Erika Lorenzen den Faden auf, „stellen Sie sich vor: Die Hindufrau fertigt für das zu erwartende Kind keinerlei Wäschestücke an, sie trifft auch sonst keine Vorbereitungen für die Geburt; man fürchtet sich vor dem Zorn der Götter, das zu frühe Werben um ihre Gunst. Man sammelt höchstens alte Lumpen in einer dunklen Kammer. In diesem Jammerraum kommt auch das Kind zur Welt. Hat die Mutter Glück, liegt sie auf einer alten Bettstelle, Ärmen muß der Fußboden genügen, auf dem sich vielleicht als Unterlage Dung der heiligen Kuh befindet."

„Wissen Sie, was eine Dai ist, Hauptmann?"

„Keine Ahnung, Schwester Anna!"

„Eine Kollegin von mir in Indien!"

„Pfui, Anna, sei nicht so abscheulich; laß uns jetzt ernsthaft reden."

„Du hast doch aber Ferien, Erika!"

Nun war es Hauptmann Gartner: „Schwester Anna, das alles interessiert mich ungeheuer, können wir nicht ein halbes Stündchen lang eine Ausnahme machen? Erzählen Sie von Ihren Erfahrungen dort."

Anna Breiter rieb nachsinnend die Hände, natürlich war sie einverstanden, auch ernst zu sein, nur schien ihr mit Indien ein Thema angeschnitten, dem man aus dem Wege gehen sollte. Aber wenn Erika Lorenzen und Hauptmann Gartner es wollten!

„Also Hauptmann, meinetwegen viel Ernst. — Eine Dai ist eine mehr oder weniger alte schmutzige Frau aus einer niedrigen und verworfenen Kaste, die bei der Geburt Helferdienste leistet. Keine andere Hindufrau gibt sich dazu her, da eine Frau, die niederkommt, unrein ist und alles, was mit ihr in Berührung kommt, befleckt. Hinduglauben! Ein schmutziges Kleid für diesen Zweck hat die Dai bereit, fachliche Vorbildung hat sie dafür nicht. Sie schließt erst mal alle Öffnungen in der Kammer und macht ein tüchtiges Dungfeuer an. Frische Luft bringt böse Geister mit! Hinduglaube. Die alte Dai kennt aus Erfahrung eine Menge Mittelchen, die die Geburt beschleunigen. Gewürze, wenn's gut geht und die Gebärende Glück hat, vielleicht werden's auch Ziegenhaar, Affenschädel, Skorpionsbeine oder Erde, die ihr die Dai einführt. Sie knetet die Gebärende rücksichtslos mit den Fäusten, wenn's sein muß, tritt der Fuß dazu, vielleicht rennt sie ihr unter allerlei Zaubersprüchen den Schädel in den Leib."

Hauptmann Gartner hatte die Zigarre ausgehen lassen. „Haben Sie das alles selbst erlebt, Schwester Anna?"

„Wie könnte ich. Wäre es menschenmöglich, dabeizustehen und sich Derartiges anzusehen? Man wird keine europäische Frau ohne weiteres hinzuziehen."

„Und doch ist es wahr", ereiferte sich Erika Lorenzen, „in einem Lande, wo eine Kaste die andere verachtet und keine Kaste geringe Dienste verrichten darf, die einer anderen zukommen, wo Millionen Menschen aneinander vorbeileben und an verbohrten Traditionen schlimmer festhalten als Kinder am Spielzeug, ist so etwas möglich, zumal in geringeren Kasten die Armut ungeheuer groß ist. Wir haben auch so viel wissenschaftliches Material durchgearbeitet."

„Mich schaudert, meine Damen —."

„Nun hören Sie weiter, Erich Gartner, vielleicht verstehen Sie mich dann. Bei der Geburt selbst macht man auch keine weiteren Umstände. Dung der heiligen Kuh und heiße Asche sind ein altes Hausmittel, während man reine Tücher und warmes Wasser anscheinend für Gift hält. Es ist auch kein Wunder, wenn die Dai, die alte Zauberhexe, mit ihren schmutzigen Händen, geschmückt mit Ringen und patinierten oder verrosteten Armspangen in den Leib der Kranken hineinfaßt und an allem Erreichbaren herumzerrt. Wie die Sache bei schwierigen Fällen aussieht, brauchen wir gar nicht zu erörtern."

„Die Folgen", ergänzte Erika Lorenzen sachlich „sind Starrkrampf, Vergiftung, Wundrose und ganze Sammlungen dieser Menschentöter. Nun müßte ich medizinisch werden. — Mich drängt es, mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln für diese armen Frauen tätig zu sein."

„Ist es bei den Vorurteilen der Hindus überhaupt ausführbar, Erika Lorenzen?"

„Es wird sehr schwer werden, aber es kann eine so tiefe Befriedigung auch bei geringerem Erfolge auslösen, daß es sich lohnt, den Versuch ernsthaft zu machen. Es gibt Frauenkrankenhäuser in Indien. Erstens viel zu wenig und dann können sie sich meist nur die wohlhabenden Schichten leisten, und von diesen tun's auch nur die Frauen, die schon in der Bildung fortgeschrittener sind als die Millionen und aber Millionen ihrer Mitschwestern. — Ich muß, Erich Gartner!"

„Für einen Traum Menschheitsbeglückerin in Indien zu werden, wollen Sie Ihre gute Praxis in Kiel aufgeben?"

Erika Lorenzen schwieg und zuckte die Achseln; sie hatte das Peinigende der Frage wohl aufgenommen. Anna Breiter reichte ihr die Hand. „Sie glauben es nicht, Hauptmann, wie der Aberglaube im Hinduglauben die armen Menschen quält.

Stirbt eine Frau im Wochenbett, so muß die Dai Schutzmaßnahmen für die Familie treffen, der Glaube an Dämonen ist tief verwurzelt, und einer der schlimmsten Dämonen ist der Geist einer im Kindbett verstorbenen Frau. Die schmutzige Zauberin reibt der Sterbenden scharfe Gewürze in die Augen, die Seele soll geblendet und verhindert werden, den Körper zu verlassen. Ich habe in Krankenhäusern von Kennern schauderhafte Gebräuche gehört. Trotz aller Mißhandlungen fleht die Sterbende noch um Vergebung ihrer Sünden in einem früheren Leben, für die sie glaubt büßen zu müssen. — Seelenwanderung — Sie wissen ja."

„Ich kann mir vieles von solchen Sitten und Gebräuchen zusammenreimen, genügend Erfahrungen habe ich in Afrika gesammelt. Aber die große Frage ist hier die: Werden Ihnen die Engländer nicht unsagbare Schwierigkeiten bereiten, und ist Erika Lorenzen, und sind Sie, Schwester Anna, trotzdem von dem Muß ihrer Mission überzeugt?"

„Das sind wir", behauptete Erika Lorenzen ohne Zaudern, „hier muß geholfen werden, und ich fühle mich dazu berufen!"

„Bestimmt!" Dieses Wort von Anna Breiter lenkte die volle Aufmerksamkeit Hauptmann Gartners auf die Freundin Erika Lorenzens, denn er konnte sich des unbehaglichen Gefühls nicht erwahren, sie sei die treibende Kraft und Erika Lorenzen ihr Werkzeug. Dann schämte er sich gleich wieder des Gedankens; zwischen beiden war eine volle Harmonie und Erika Lorenzen —, nein, sie ließ sich keine Entschlüsse aufzwingen, auch nicht langsam suggerieren. Er zündete seine Zigarre wieder an und überlegte. Was er gehört hatte, konnte die Lösung des Rätsels nicht sein, sicher nicht. Wenn jetzt Erika Lorenzen, er dachte an

Auch im Kriege nett aussehen!



Für geschickte Hände: Weiße Georgettebluse mit Biesenpasseverzierung und zarter Valenciennesspitze.

Aufn.: Hubs Flöter, Berlin.

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

gestern abend, ihre Hand wieder auf seinen Arm legt —, nein, nur jetzt nicht. Hatte sie ihn nicht auf die Kommandobrücke geleitet, wo er symbolisch etwas beweisen konnte? Etwas, was sie freute —? Aber wie meinte sie das nun? Sie wußte doch, er hatte immer seines Lebens Steuerruder geführt, auch in Stürmen. Sie waren zwei Kapitäne, von denen jeder sein eigenes Schiff steuerte, keine Rivalen, sondern Kameraden. Und Kameraden durften sie auch hier nur sein —; da wurde er wieder ruhiger: „Über dieses Thema müssen wir uns in den nächsten Tagen noch weiter unterhalten, doch nun nach dem Ernst wieder Ferienheiterkeit!"

Ganz so einfach war das nicht, aber einige krampfhafte Versuche machten bald pulsierender Wirklichkeit Platz. Man zahlte und beschloß, in einem guten Restaurant zu essen. Anna Breiter wußte ein solches vom Ersten Offizier des Dampfers. Erika Lorenzen sah sie bei dieser Eröffnung mit leicht zugekniffenen Augen an und machte drollig: „Hm — —."

Im großen Speisesaal waren auf dem Riesentisch die Vorgerichte serviert. „Geh rechts herum", flüsterte Anna Breiter, „ich gehe links herum, dann treffen wir uns wenigstens heute noch in diesem Schlaraffenland wieder!" Dieser eine Gang nutzte aber nichts, es wurden ihrer viele zum und vom Kalten Büfett. Aus Probieren wurde Essen, viel Essen, und als das warme Hauptgericht kam, war eine Flasche Wein schon fast geleert. Gut war das Gesöff, aber für deutsche Verhältnisse sündhaft teuer. Vater Staat hatte auch da wieder den Finger statt eines Korkes in der Flasche. Man war ganz lebendig geworden und diskutierte gerade die Frage nach der Bekömmlichkeit so vieler schwerer Gerichte, als erstaunlich schnell über das strahlende Gesicht von Anna Breiter eine Wolke lief, als habe sie einen Zahnstich bekommen. Ergeben die Hände im Schoße faltend, sagte sie: „Ich habe entsetzliche Kopfschmerzen, ich muß gleich zum Dampfer zurück und mich einige Stunden hinlegen."

Im Augenblick war Erika Lorenzen dabei zu antworten: „Du simulierst, mein Kind —, deine Kopfschmerzen kenne ich", da war Hauptmann Gartner schon aufgesprungen, voll Mitgefühl sah er auf Anna Breiter: „Wir sind sofort fertig, Schwester Anna, wir bringen Sie zum Dampfer." Aber gegen diese Begleitung wehrte sie sich mit Händen und Füßen, machte sich gehfertig, und als Erika Lorenzen sie am Garderobeständer, etwas uneinig mit sich, betreuen wollte: „Hast du Tabletten?", erhielt sie die lose Antwort: „Du Dumme!"

„Schwester Anna, nehmen Sie ‚Spårvägslinjer två', Elektrische Nr. 2."

Nr. 2, Herr Hauptmann — Richtung Lilla Bommen!"

„Was ist das nun wieder, Anna, ‚Lilla Bommen'?"

„Eine Art Stadtteil, dort, wo die große Brücke über den Göta älv geht, in der Nähe der Brücke liegt doch unser — wie sagt man, Hauptmann?"

„Ångbåten — Dampfschiff."

„Auf, ich schleiche nach Lilla Bommen — das hört sich so beruhigend an —."

„Lilla Bommen", versuchte Erika sich zu erinnern und dachte hinzu, wo sie das nur wieder her hat, biß sich aber auf die Lippen, um nicht lachen zu müssen, schüttelte den Kopf, und da kehrte Hauptmann Gartner zurück, der Anna Breiter bis an die Tür geleitet hatte. Sie standen sich allein gegenüber.

*

Sie fuhren mit einer Autodroschke nach Slottsskogsparken, dem bekannten Schloßpark hinaus. Ruhe umfing sie, und schattende Bäume dämpften den Sonnenschein. Ein kleines plätscherndes Gewässer lief am Wegrande vor ihnen her. Wenige Menschen nur begegneten ihnen, meist Mütter mit Kindern oder mehr oder minder besorgte Kindermädchen mit ihren Pflegebefohlenen. Der Alltag hielt die Menschen im Arbeitsgetriebe der Stadt fest. Sie hätten stundenlang so schlendern können, immer wieder neue Ausblicke gestattete der Park, und seine Ausdehnung bot abwechselnde Bilder grüner Rasenflächen, kleiner Seen, gutgezüchteter Sträucher; Enten, zwitschernde Vögel, neugierige, fast zahme Eichkätzchen waren Leben in den Anlagen. Blühende Pflanzenrabatten, gehegte Kinder der Gärtner, leuchteten in allen Farben. Bänke luden zum Verweilen und zur Sammlung der Gedanken.

„Möchtest du mir nicht erzählen, wie es dir in den letzten Jahren ergangen ist, Erich?"

„Doch, Erika, nur laß mir noch einige Zeit zum Überdenken allen Geschehens."

Sie fanden an einem Teiche ein Café, Stühle und Tische auf grünem Rasen, und nahmen Platz. Hauptmann Gartner bestellte: „Två koppar kaffe." Der Kellner sagte ermunternd: „Zwei Tassen Kaffee für die Herrschaften? — Sofort!"

„Er spricht Deutsch", freute sich Erika Lorenzen. „Nicht nur das, er hat vor allem gleich gemerkt was für Landsleute wir sind."

„Wie wohl?"

„Vielleicht an der Aussprache, aber jede Nation hat ja ihren besonderen Typ, und ein erfahrener Kellner kennt sich gut darin aus. Schon von Geschäfts wegen, er hofft dabei auf ein besonderes Trinkgeld. Ich werde den Mann nicht enttäuschen. Mir schwant im übrigen, wir sehen beide sehr deutsch aus!"

„Das wollen wir doch auch!"

„Bestimmt, nichts ist mir widerlicher als Menschen, die etwas anderes scheinen mögen als sie sind und denen dann jeder Ober von oben herab entgegenwirft: ‚Sprechen Sie nur Ihre Muttersprache, die verstehe ich besser als Ihre falsche Fremdsprache.' Leider laufen sie überall in der Welt herum, diese falschen Verstellungskünstler — schlechte nationale Taschenspieler —."

Erika Lorenzen hoffte, er würde nun von der weiten Welt auf seine engere in Afrika kommen, aber Hauptmann Gartner legte die Füße übereinander und schaute über den Teich. Birken an den Rändern, Gebüsche im Hintergrund, an flachen Uferstellen niedriges Schilf. Drei Schwäne schwammen langsam und majestätisch umher, einige futterneidische Enten jagten sich die Bissen ab.

„Es erinnert mich hier so vieles an den Großhesseloher See im Englischen Garten in München, Erika —."

„Der Englische Garten in München — wie lange ist das her —!"

„An acht Jahre, Erika —." (Fortsetzung folgt.)



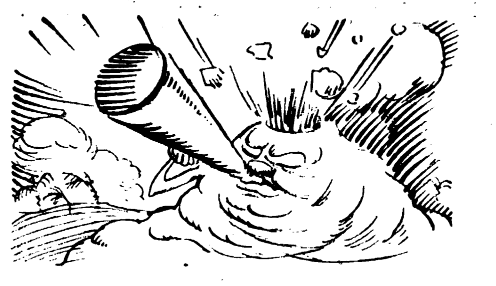




Aus der Versuchswerkstätte der Natur

Der große Sprengversuch.

Den 27. August 1883 hatten sich die unterirdischen Mächte der Natur auf ihrem Terminkalender vornotiert, um der Menschheit den größten Sprengversuch historischer Zeiten vorzuführen. An diesem Tag sprengte eines der großen Ventile unserer Erde die Überbelastung, und die Vulkankräfte des Pik Perbuatan bliesen die 34 qkm messende Insel Krakatau zwischen Java und Sumatra bis an die Grenze der Lufthülle empor. 6 Kubikkilometer Erde zerbarsten und flogen mit der Lava 50 km hoch. Leider ging in der Viertelstunde, die das ganze Experiment dauerte, die Versuchsanordnung mit in die Luft, der Vulkan brach ein und ein Meer von 300 m Tiefe und 75 km Breite brandete über der Unglücksstelle. Wie durch ein riesiges Megaphon schrie der feuerspeiende Berg seinen Untergang in die Welt. Dieser gewaltigste Lärm, der jemals über die Erde ging, war 5000 km weit entfernt, auf der Insel Rodriguez im Stillen Ozean, noch vernehmbar. Das Meer, das als 15 m hohe Wassermauer auf Java zustürzte, trug die Kunde von der Katastrophe in einer Flutwelle dreimal um den Globus. Im Ärmelkanal noch konnte man sie — 20 000 km weit weg — deutlich messen. 6 Wochen lang war der Himmel in der ganzen Welt brandrot gefärbt, als ob Riesenwälder in Flammen stünden, und die Trauerfahne des Aschenschleiers wehte drei Jahre lang über dem Erdball bis zum Nordkap hin.



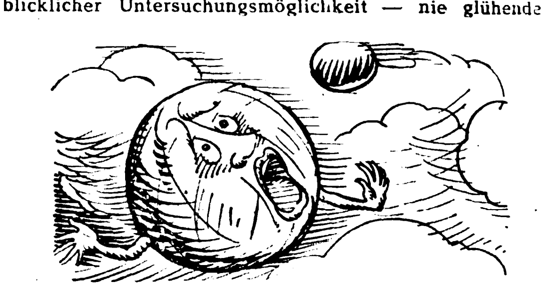
Die Erde bebt.

Immer tritt der forschende Menschengeist sofort in die Spur solcher Naturereignisse und sucht die Erklärung. Im Fall der revoltierenden Feuerkräfte schien sie einfach. Denn die 320 der tätigen Vulkane unserer Erde stehen vorzüglich an den Abbruchsrändern der Kontinente zu den Ozeanen, in Ostasien und Mittelamerika oder ragen auf einzelnen Inseln hoch. Was war naheliegender als anzunehmen, daß die Wasser der Meere, vordringend zu den vulkanischen Magma-Massen, in den Schlünden der Erdrinde gewaltige sprengende Dampfmassen erzeugten. Lange war man mit der Erklärung zufrieden, daß die Vermählung von Wasser und Feuer allein zu diesem Ehekrach führe, dem schon die Dinosaurier unserer Urzeit mit Kopfschütteln zusehen mußten. Bis man errechnete, daß der atmosphärische Druck der Magma, die in 70 km Tiefe braut, die Wasser unbedingt verhindert, in die feuergefüllten Spalten einzudringen. Heute weiß man, daß diese heißen Erdbeben ebenso wie die viel häufigeren kalten — ohne Feuerausbruch — der gleichen Grundursache ihre Entstehung verdanken. Es sind die Schollenverschiebungen der ewig unruhigen Erdkruste, die Druck- und Reißkräfte, die gerade an den Kontinentalrändern den vulkanischen Massen Austritt verschaffen oder aber durch gewaltige Einbrüche die Erde in den Grundfesten erbeben lassen. Jahr für Jahr schrumpft die Erde um einen ganzen Kubikkilometer. Um 75 000 qm wird sie alljährlich kleiner und kracht in den Fugen. An dem kalifornischen Erdbeben von 1906, das San Franzisko vernichtete, hat man errechnet, mit welcher Kraft hier im Laboratorium der Natur gearbeitet wird. Die Energie dieses Bebens entspricht dem Aufschlag eines riesenhaften Granitfelsens von 1 Kubikkilometer Rauminhalt und der Masse von 2,6 Milliarden Tonnen, der aus 6 km Höhe senkrecht auf die Erdoberfläche herabstürzt.



Rätsel der Meteoriten.

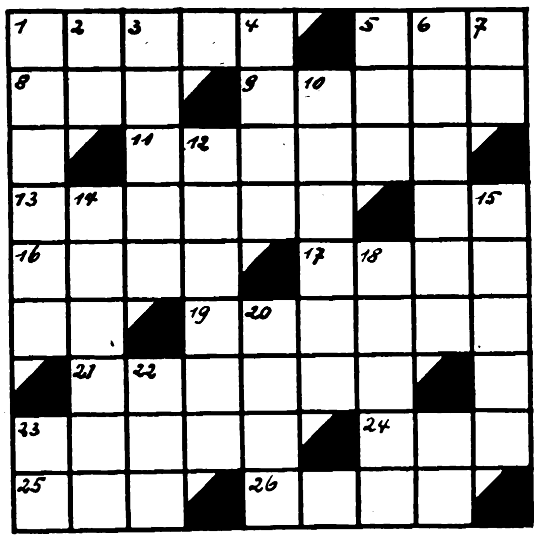
Ein schöner Brocken, dieser Phantasieblock, den wir da der Natur nachgerechnet haben! Er ist nie in Wirklichkeit vom Himmel gefallen. Aber immerhin zeigen ungeheuere Löcher bis zu 2,5 km Durchmesser auf unserer Erdoberfläche, daß in der kosmischen Versuchswerkstätte recht beachtliche Pillen angefertigt wurden, die die Erde zu schlucken bekam. Es sind die Meteoriten, deren leuchtende Bahn und donnerartiges Getöse im Mittelalter besonders soviel abergläubische Furcht erregt haben. Wenn die nur millimetergroßen Stäubchen ihre leuchtende Spur als Sternschnuppen am Himmel ziehen, so denkt der Beobachter heute noch gerne einen schnellen Wunsch, wenn sie aber in der Größe von 150 m Durchmesser und 10 Millionen Tonnen Gewicht herniederrattern, kann man nur wünschen, daß sie nie gefallen wären. „Projektile aus dem Weltenraum" von dieser Größe schlugen die großen Krater in Arizona und Karolina, wo binnen Sekunden halb soviel Erde durcheinandergewirbelt wurde, wie man beim gesamten Bau des Panamakanals bewegte. Beim Nachgraben nach den kostbaren Riesenmassen von Meteoreisen, wofür Millionen ausgegeben wurden, fand man immer nur relativ geringe Mengen. Der gewaltige Aufprall hatte den Rest verdampft! In historischer Zeit hat man nur einmal eine solche Großkatastrophe von ferne her beobachtet, als 1908 ein sonnengroß leuchtender Meteor in die steinige Tunguska fuhr, der 80 km im Umkreis mit seinem noch in Potsdam meßbaren Luftdruck Türen und Fenster aushob und Riesenwälder in Streichholzschichten umlegte. Nie aber fand man in den erst 1927 untersuchten Kratern auch nur eine Spur von Meteoritenmaterial. Und hier beginnen die Rätsel, die uns diese von der Erde eingefangenen Gäste aus dem Kosmos aufgeben. Warum fand man — selbst bei augenblicklicher Untersuchungsmöglichkeit — nie glühende



Eisenmassen im Einschlagsloch des niedergegangenen Meteoriten, sondern nur lauwarme Brocken, die nicht einmal das Gras ansengten? Wie kommt es, daß diese doch nur lauwarm landenden Körper Leibtouren und -schweife von mehreren Hunderten von Meter im Durchmesser zeigen? Wie kommt es, daß die doch urplötzlich abkühlende Masse eine Struktur von großen

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Gemüsepflanze, 5. Staatenbund, Abk., 8. Papagei, 9. arab. Rechtskundiger, 11. Bodenseeinsel, 13. Raubtier, 16. Stadt in Böhmen, 17. ägypt. Göttin, 19. Turngerät, 21. plattdeutscher Dichter, 23. Getreide, 24. elektr. Einheit, 25. Nebenfluß der Donau, 26. Schauspieler. — Senkrecht: 1. Strom in Indien, 2. Auerochs, 3. Auffahrt, 4. arab. Titel, 5. Filmgesellschaft, 6. Übungsarbeit, 7. Faultier, 10. Wasserjungfrau, 12. Stadt in Dänemark, 14. Nymphe, 15. Religion, 18. Gewässer, 20. Lebenshauch, 22. bekannter Tenor.

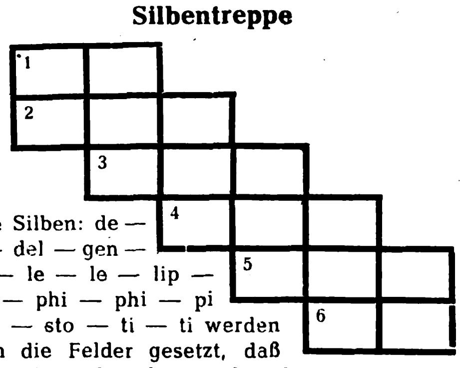
Silbenrätsel

Aus den Silben: a — ba — be — be — ber — bu — cha — co — de — de — de — de — de — der — eis — flie — hi — hok — i — in — ken — ker — key — kord — la — la — mi — mon — pie — ra — re — rett — ri — rin — rit — sa — sam — scher — sto — ta — ter — to — u — u — ze sind 14 Wörter zu bilden, deren 1. und vorletzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Sinnspruch ergeben.

1. Ausdruck für Halbwelt, 2. Wintersport, 3. Höchstleistung, 4. Stadt in Südaustralien, 5. Hirngespinst, 6. Zierstrauch, 7. Bruchstück, 8. Gesetzbuch, 9. Geschichtsforscher, 10. Landschaft in Ostafrika, 11. Dornstrauch, 12. Schweizer Luftkurort, 13. Süßstoff, 14. Hocker.

1 .... 8 ....
2 .... 9 ....
3 .... 10 ....
4 .... 11 ....
5 .... 12 ....
6 .... 13 ....
7 .... 14 ....

Silbentreppe



Die Silben: de — de — del — gen — ger — le — le — lip — men — phi — phi — pi — pi — sto — ti — ti werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. altgriechische Hafenstadt, 2. Stadt in Mazedonien, 3. Feuerwaffe, 4. sagenhafte Erzählung, 5. Widerruf, 6. Raubtier.

Rösselsprung

		ber	re	eh	sei		
wenn	weh	dich	dich	sei	dich	dich	ber
an	zeln	dich	weh	fen	re	neckt	ein
dich	man	der	ein	ling	ihn	wenn	re
e	rennt	re	ban	fen	eh	schwäch	laß
	in					lau	

Silbenkreuz

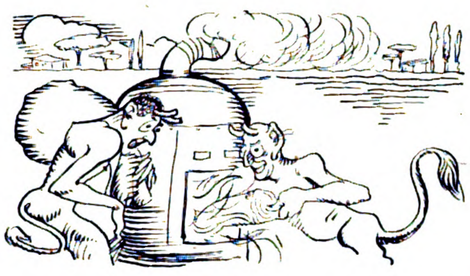
1	2
3	4
5	6

1—2 Haustier
1—3 Teil des Hauses
1—5—4 Kajüte
2—3 Zeitpunkt
2—4 Lottospiel
3—1 weibl. Name
3—4 Frauendienst
5—6 Wildrind
6—4 Gestirn

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Gurke, 5 USA, 8. Ara, 9. Mufti, 11. Mainau, 13. Gepard, 16. Eger, 17. Isis, 19. Hantel, 21. Reuter, 23. Hirse, 24. Ohm, 25. Nab, 26. Mime. Senkrecht: 1. Ganges, 2. Ur, 3. Rampe, 4. Emir, 5. Ufa, 6. Studie, 7. Ai, 10. Undine, 12. Aarhus, 14. Egeria, 15. Islam, 18. Strom, 20. Atem, 22. Erb. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Demimonde, 2. Eishockey, 3. Rekord, 4. Adelaide, 5. Utopie, 6. Flieder, 7. Scherbe, 8. Code, 9. Historiker, 10. Usambara, 11. Berberitze, 12. Interlaken, 13. Sacharin, 14. Taburett. „Der Aufschub ist der Dieb der Zeit." ✱ **Silbentreppe:** 1. Delphi, 2. Philippi, 3. Pistole, 4. Legende, 5. Dementi, 6. Tiger. ✱ **Rösselsprung:** Wehre dich, wehre dich selber, wenn man dich anrennt, einzeln oder in Haufen; ehre dich, ehre dich selber, wenn dich ein Schwächling neckt, laß ihn laufen. Rückert. ✱ **Silbenkreuz:** 1. KA — 2. TER, 3. MIN, 4. NE, 5. BI — 6. SON.

Kristallen zeigt, wie sie nur durch ganz langsame Abkühlung erzeugt werden? Und wie steht hierzu wiederum die Tatsache, daß in Meteorstein- oder -eisenblöcken winzige Diamanten gefunden wurden, deren Vorhandensein nur durch die plötzliche Abkühlung der Einschlußmasse erklärt werden könnte? 30 000 bis 50 000 Atmosphären Druck sind nötig, um die Atome des Kohlenstoffs unter 1500 Grad Hitze zum Diamanten zu ordnen. Und das ist ein Druck, wie wenn ein Güterwagen sein Gewicht mit einem Schlag auf unserem kleinen Daumennagel konzentrieren würde. Man hat diesen Druck künstlich erzeugt und vorübergehend Graphit in winzige Diamanten verwandelt. Bei der Untersuchung der Meteore aber konnten menschliche Laboratoriumsexperimente bisher noch nicht hinter die kosmischen Werkstattgeheimnisse dringen.



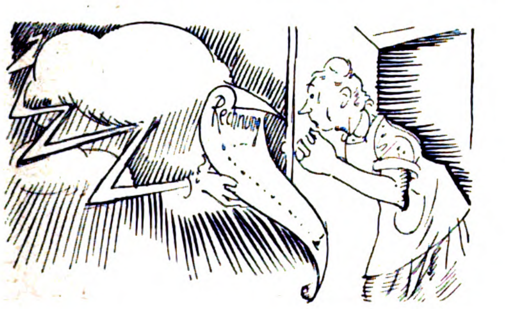
Energie wird getankt.

Manchmal schmerzt es den vorteilsuchenden Menschengeist heftig, wenn die Natur eine schöne Versuchsanordnung aufbaut und komplizierte Wege geht, um zum Effekt zu gelangen. Da liegt z. B. in den tropischen Meeren eine Schicht von 25 Grad warmem Wasser über dem Tiefenwasser von nur 5 Grad Wärme. Eine Klimaanlage von ungeheurem Ausmaß. Nun schlägt der Lehrling dem Meister vor, dieses Temperaturgefälle direkt zu nützen. Ein Deutscher war es, der die ursprüngliche Idee hatte, diesen Wärmeunterschied der tropischen Ozeane als unversiegbaren Energiespender zu verwenden. Bei Kuba, im Golf von Mantanzas, wurden im Jahr 1929 zwei Kilometer lange Riesenrohre von 160 cm Durchmesser ins Meer versenkt. Das kalte Wasser der Tiefe wurde heraufgesaugt und mit dem warmen Oberflächenwasser zusammengebracht. Die hohe Dampfspannung, die so entstand, diente zum Antrieb einer Turbine. Für dieses Kraftwerk hat man bei einer Durchleitung von 1000 Kubikmeter in der Sekunde eine Erzeugung von 600 000 PS errechnet. Hier blieb das Experiment leider im Versuch stecken.

Aber eine andere Anzapfung hat sich die Natur geduldig lächelnd und freigebig spendend gefallen lassen. Wieder stießen Rohre in die Tiefe. Diesmal in Larderello in Toskana. Bis sie in 120 Meter auf die 160 Grad heißen Dämpfe stießen, die in den plutonischen Werkstätten nutzlos brodeln. Mit furchtbarem Druck schießen da nun 250 000 kg Dampf in der Stunde heraus, die gebändigt und zu elektrischer Energie umgewandelt über 20 000 Kilowatt liefern. Mit bestem Dank entnehmen so die Menschen im weiten Umkreis diesem Höllenofen Licht und Kraft.

Das Blitzkraftwerk.

Ein Blitz, ein Krach und acht Millionen Kilowattstunden sind verschwendet. Händeringend rechnet die Hausfrau, daß bei einem Strompreis von 25 Pfennigen für die Kilowattstunde 125 Millionen Reichsmark auf der Rechnung stehen werden. Glücklicherweise kassiert die Natur nicht für ihre Blitze, die sie in den 16 Millionen jährlicher Gewitter auf die Erde schleudert. Besser gesagt gegen den Himmel zieht; denn die 600 000 stündlichen Blitzschläge gehen meist vom Boden aus in die negativ geladenen Wolken. Die meisten Schulden für gelieferte und nichtbezahlte Blitze hätten die Kameruner und Äthiopier, auf deren Konto jährlich 214 Gewitter stehen. Am besten kämen die Eskimofrauen davon, die nie ein Gewitter zu spüren bekommen. 100 Großkraft-



werke könnten wir aus dem Überfluß betreiben, den die Natur in einer Stunde als Feuerwerk über dem Erdhimmel aufflammen läßt. Im Turm der Blitze in Nürnberg hat man im kleinen, aber mit Erfolg, künstliche Blitze erzeugt. Solche Dinge verwundern uns ja heutzutage nicht sonderlich, aber erstaunlich bleibt es immerhin, daß wir sogar nach der Sonne greifen und die Natur in ihrer Eigenschaft als Beleuchtungstechniker nachahmen: Wir können die Helligkeit der Sonne in einer vor zehn Jahren konstruierten Quecksilberlampe erzeugen, die jedem qcm das Licht von 160 000 Kerzen entströmen läßt. Ein wenig ungläubig kraust die Natur doch wohl ihre Stirne, wenn sie sieht, wie der Mensch aus den Spänen ihrer Werkstatt sich seine Welt einrichtet.

AUS DER ALTEN SCHACHTEL

BILDSENSATIONEN UM DIE JAHRHUNDERTWENDE

Aufnahmen: O. Haeckel.



„Der Mann mit den längsten Fingernägeln."

„Die vornehmen Chinesen" — so erläutert die alte Bildunterschrift — „sind sehr stolz auf ihre Fingernägel; sie tragen oft Futterale, um sie ja nicht abzubrechen." Tatsächlich galt in China der Schmuck langgewachsener Fingernägel der linken Hand als ein Beweis „vornehmer Untätigkeit".



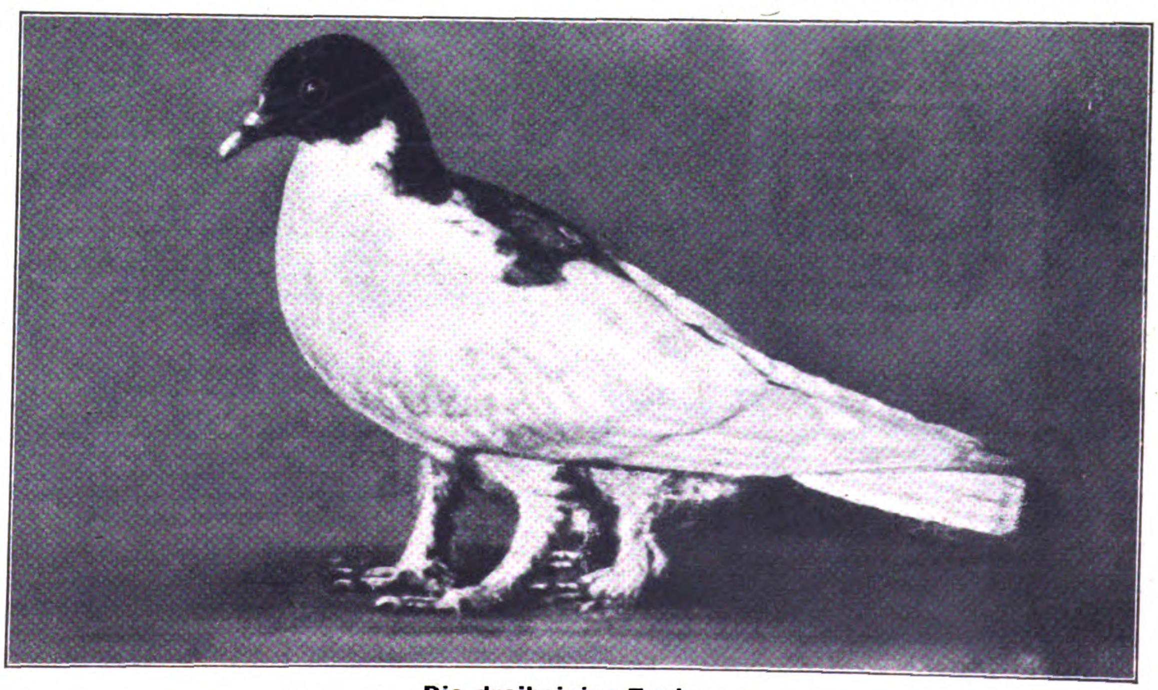
„Die Gelehrten zerbrechen sich den Kopf darüber."

„In den Gewässern um Kapstadt" — heißt es in der Bilderklärung — „wurde ein Fisch zutage gefördert, dessen Kopf große Ähnlichkeit mit einem Menschenkopf hat. Der Kopf dieses ‚Alten Herrn der Meere', besonders die Nase, hat unter dem Einfluß des Trocknens gelitten. Die Gelehrten zerbrechen sich darüber die Köpfe, was das für ein Fisch gewesen sein mag." — Der Leser wird erkennen, daß es sich hier um einen Haifischkopf handelt.



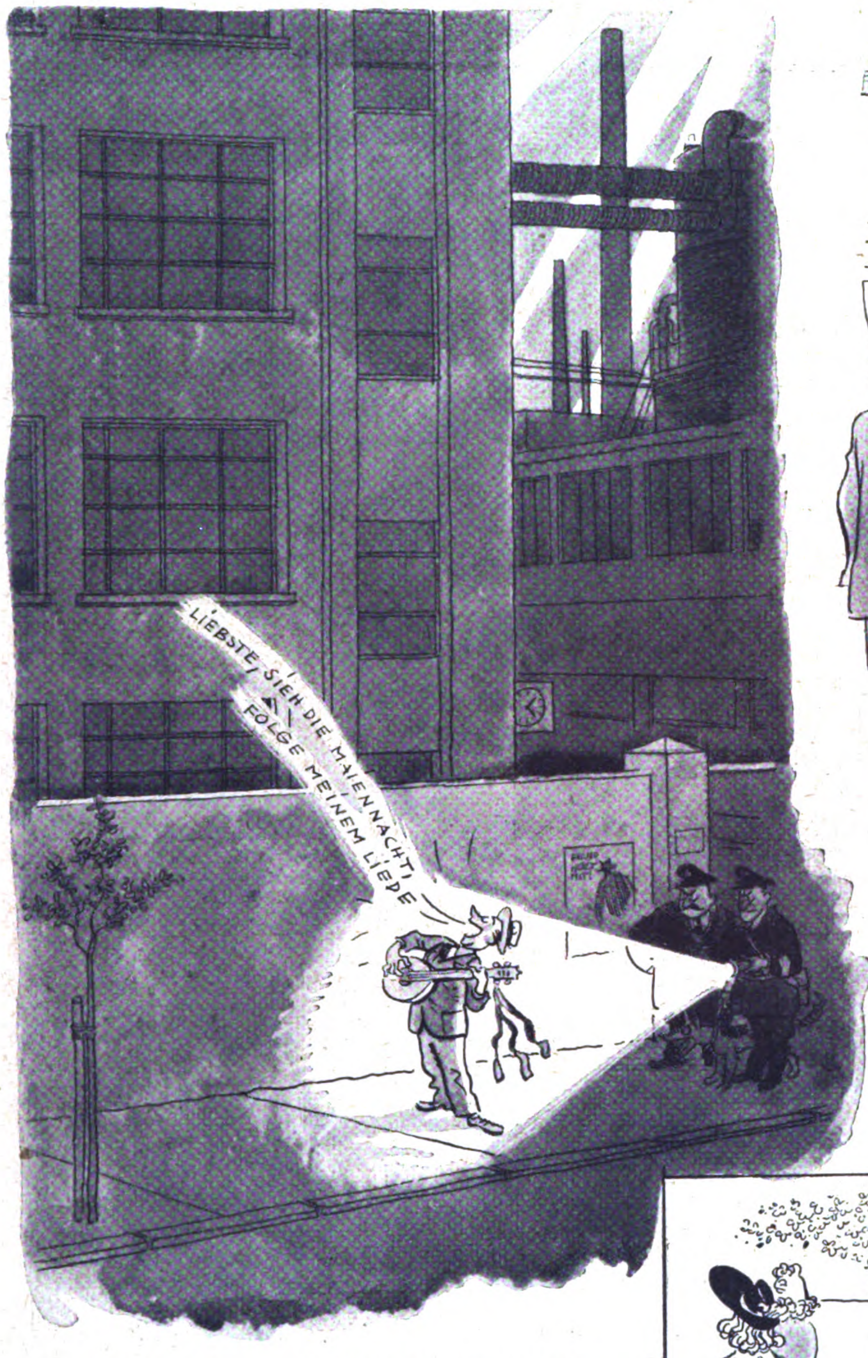
Die verliebten Mohrrüben.

Solche merkwürdigen Verwachsungen haben allerdings etwas Erheiterndes.

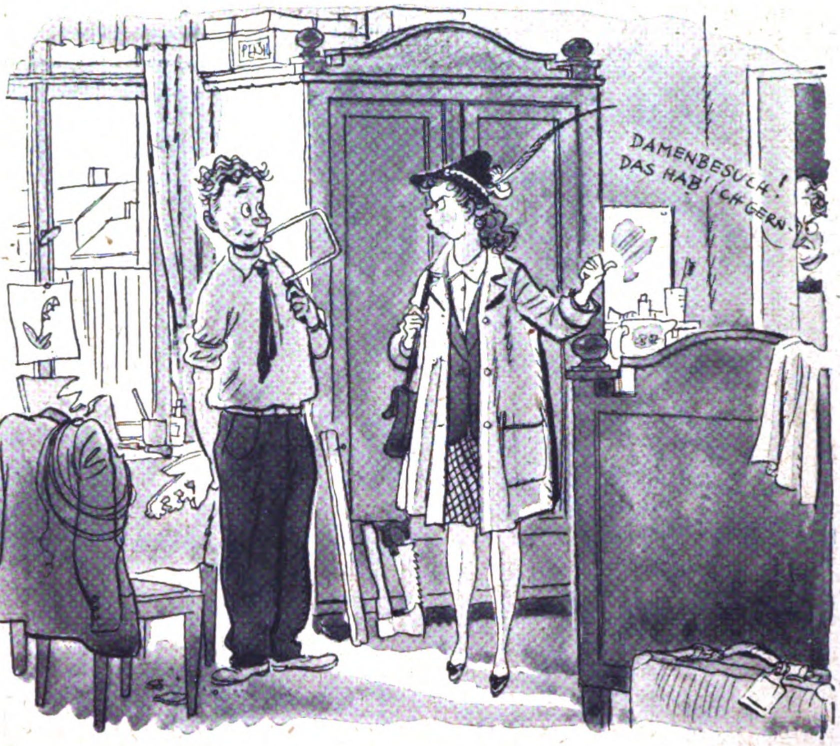


Die dreibeinige Taube.

„Mißgeburten" wie dieser verwachsene Taubenzwilling haben seit grauer Vorzeit Staunen erregt und galten als böse Vorzeichen kommenden Unheils. Die etwas undeutliche Aufnahme läßt ein viertes Bein vermuten.



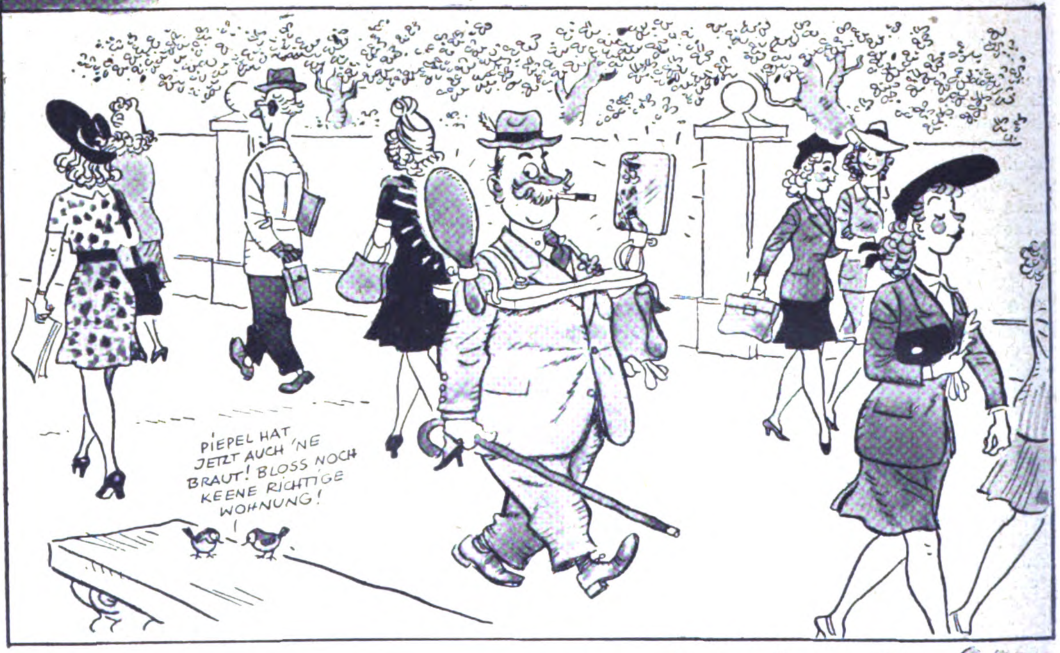
„Dagegen kann man gar nichts machen — er sagt, er will seiner Braut ein Ständchen bringen . . . sie hat heute hier Luftschutzwache . . .



Ich stehe seit 6, wie verabredet, an der Uhr unten, und du machst hier neckische Laubsägearbeiten . " „Entschuldige, Herzchen, alle Blümchen waren schon wieder ausverkauft, und da wollte ich dir schnell ein paar Maiglöckchen basteln . . ."

Im schönen Wonnemonat Mai . . .

BILDERBOGEN VON E. HUBER



Ein einfaches, mit geringen Mitteln leicht selbst herzustellendes Gerät für die Maienzeit, das es ermöglicht, sich gleichzeitig über mindestens drei der netten Mädels zu freuen, von denen es im Wonnemonat erstaunlich viel gibt . . .



Maikäfergespräche 1944. →

„ — langsam wird es ja für uns direkt unangenehm, wie einem das Volk nachstellt — nächstens muß man noch in 8000 Meter Höhe fliegen, aber wo kriegt unsereiner schon 'n Sauerstoffgerät für Höhenflüge her . . .

← O lieb, solang du tauschen kannst . . .



Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.
A B C D E F G 12)

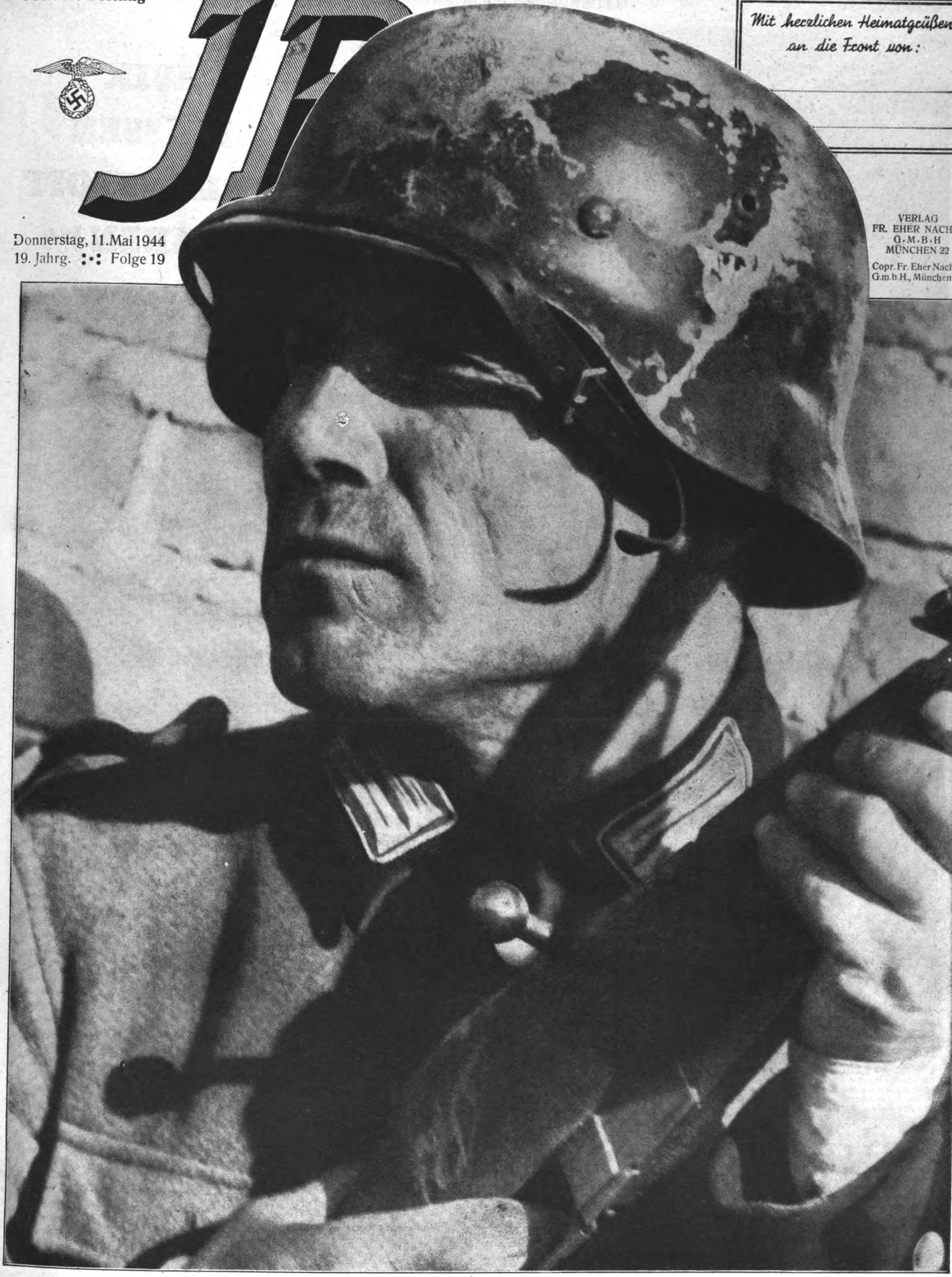
Preis 20 Pfennig

IB

Donnerstag, 11. Mai 1944
19. Jahrg. ∴ Folge 19

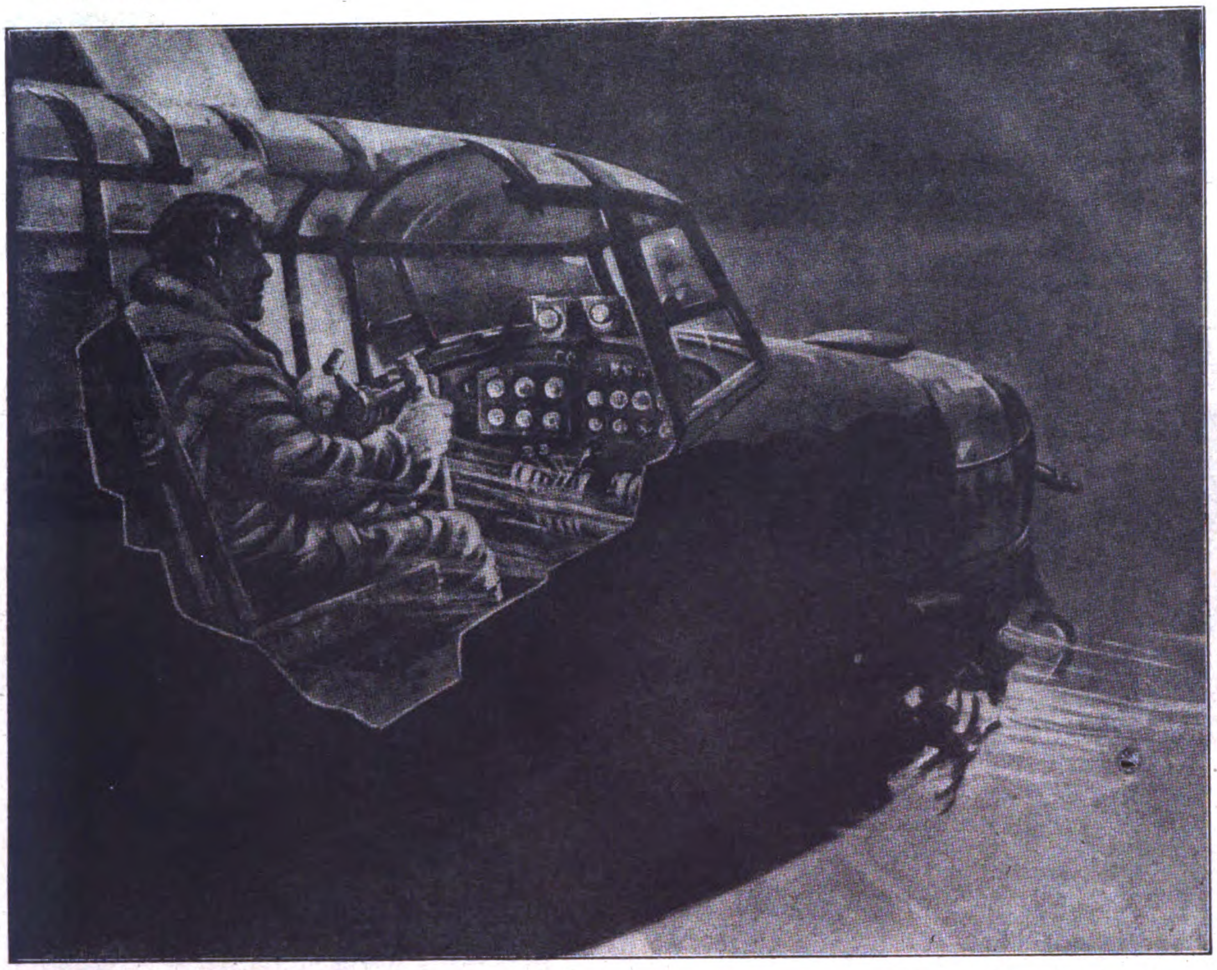
Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:

VERLAG
FR. EHER NACHF.
G.M.B.H
MÜNCHEN 22



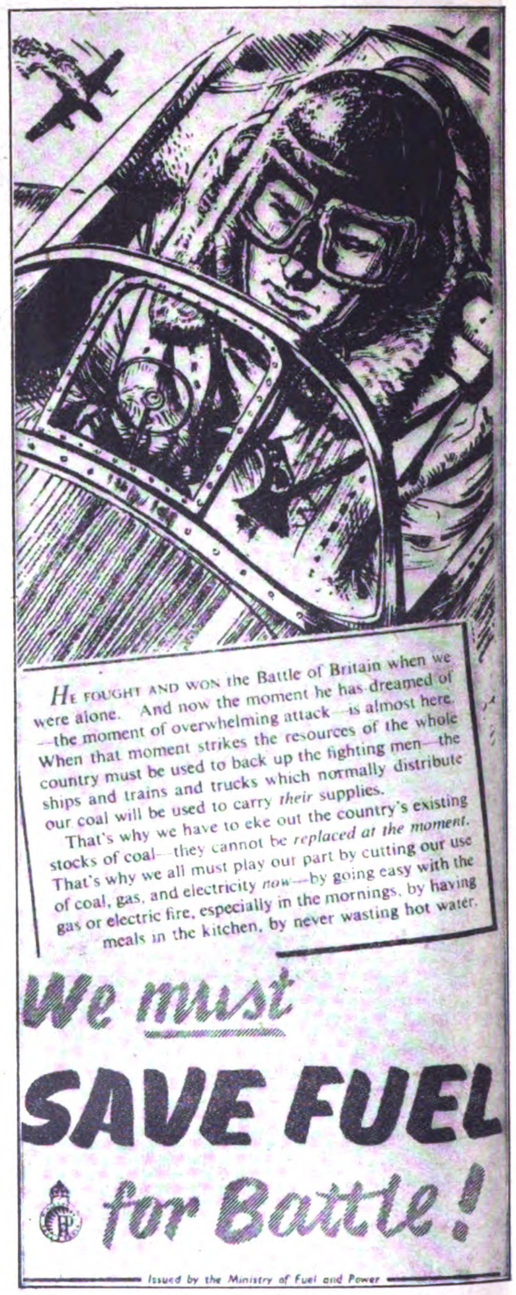
Er hat die Sowjets kennengelernt!

Ein 52jähriger Angehöriger der landeseigenen Schutzmannschaft, die unter Führung der deutschen Polizei steht. Die Sowjets hatten ihn zu achtjähriger Zwangsarbeit nach Sibirien verschickt. Als er diese Leidenszeit überstanden hatte, trat er freiwillig in die Reihen der Schutzmannschaft, um gegen den gehaßten Bolschewismus zu kämpfen. • ϟϟ-PK.-Aufnahme: ϟϟ-Kriegsberichter Renz.



„WIR MÜSSEN BRENNSTOFF SPAREN!"

BLICK IN EINEN ENGLISCHEN ANZEIGENTEIL



„Eßt in der Küche, spart mit warmem Wasser, dreht den Gas- oder Elektroherd klein, besonders am Morgen, und wieder und wieder: wir müssen Brennstoff sparen!!"

Wer das sagt? Das englische Ministerium für Energie und Brennstoffe. Es sagt es nicht nur, es inseriert in Riesenspalten in der englischen Presse.

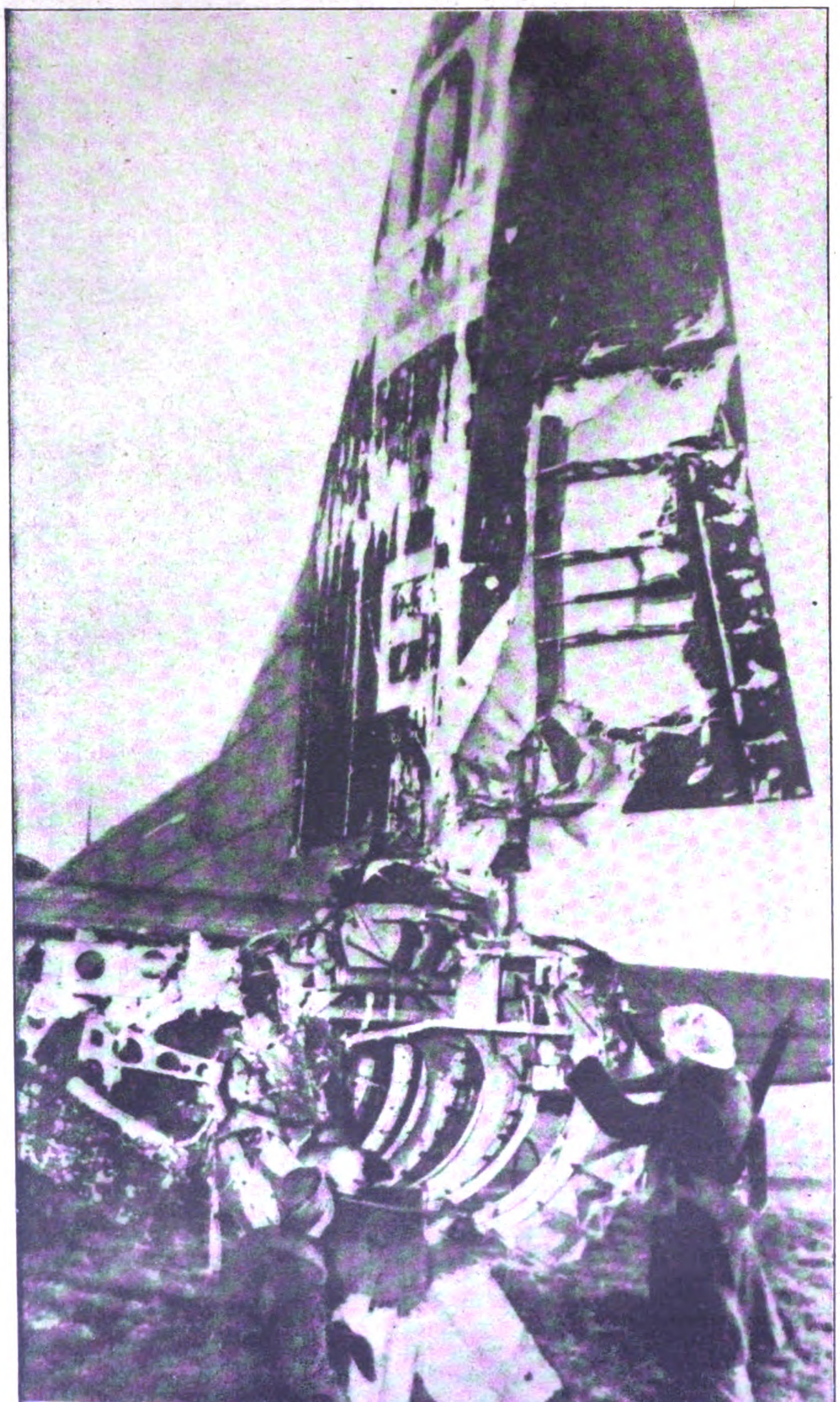
Und es muß es schließlich wissen. Ist es nicht ein bißchen demütigend für das reiche England, in diesen Tönen reden zu müssen? Aber was soll man machen, wenn die ausgepowerten britischen Bergleute streiken und einem der amerikanische Verbündete die schönsten Ölfelder im Nahen Osten wegschnappt!

„Picture Post".

Die „stillen" Verluste der Terrorflieger.

Der Wehrmachtbericht meldet nur die tatsächlich vernichteten Feindmaschinen, deren Abschuß beobachtet wurde. Wieviele aber mögen so schwer beschädigt sein, daß sie beim Rückflug oder bei der Landung in Verlust gehen? Die englische Zeitschrift „Sphere" schreibt unter diese Zeichnung: „Tiefe Temperaturen über Deutschland während der letzten Angriffe. Eine Lancaster-Maschine auf dem Flug nach Berlin wurde an der Kanzel durch Flakfeuer beschädigt. Dem Piloten froren die Hände am Steuerknüppel fest. Es war schwierig ihn loszueisen, und er verlor zwei Finger durch Erfrierung." Durch das Loch an der Kanzel streicht die Nachtluft von minus 58 Grad (wie die Zeitschrift an anderer Stelle bemerkt) direkt auf den Flugzeugführer und lähmt alle Kontrollbewegungen. Wie vielen anderen Mordbombern mag es ähnlich ergangen sein? Sie sind die „stillen" Verluste, die zu den Wehrmachtszahlen hinzuzuzählen sind.

*



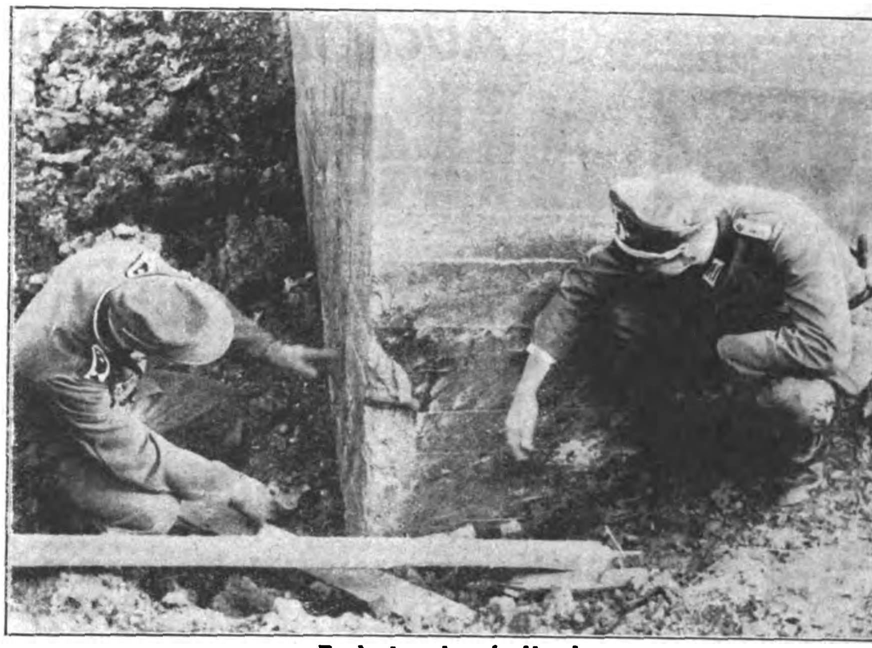
Schwer angeschlagen!

Notlandung eines nordamerikanischen Terrorbombers auf englischem Boden. Mit knapper Not entging er dem Geschick, über See abzustürzen, wie so viele vor ihm, und die nicht erfaßbaren „stillen Totalverluste" zu vermehren. Das Heck des Flugzeuges zeigt sehr umfangreiche Zerstörungen.

WB.-Auslandsphoto.



Für die Briten in den Tod!
Die Engländer gehen jetzt dazu über, Zwangsrekrutierungen im Irak vorzunehmen. Die von den englischen Zwingherren seit drei Jahren unterdrückte freiheitliebende Bevölkerung wird jetzt zur Auffüllung der englischen Terrorflieger- und Fallschirmtruppen ausgehoben.
Wb-Auslandsfoto.



Er hat gut gehalten!
Nach einem Bomberangriff an der Kanalfront. Diese Ecke eines Bunkers steht mitten in einem Bombenkrater. Die ungeheure Gewalt der schweren Bombe wischte nur einen kleinen Kratzer in die Betonwand des Bunkers.
PK.-Aufn.: Kriegsberichter Schwoon (Atl.).

Berstende Bomber

STURZEN BRENNEND IN DIE TIEFE

Wie daheim an einem herrlichen Frühlingstag ist heute das Wetter", denken die Kanoniere, die vor ihren Unterkünften oder an den Geschützen in der Nähe eines oberitalienischen Einsatzhafens stehen. Ein strahlend blauer Himmel wölbt sich über sie, begrenzt die weite fruchtbare Poebene und liegt wie der Rand einer gefärbten gläsernen Halbkugel auf den Gipfeln der Alpen auf. Mit dem bloßen Auge kann man an den waldbewachsenen Hängen und in den Tälern die Häuser der kleinen Dörfer entdecken, so klar ist die Sicht. Die Sonne scheint so warm, daß die Soldaten am liebsten den Waffenrock auszögen und sich braunbrennen ließen; aber dazu ist keine Zeit. Stärkere feindliche Verbände, die nach Norden fliegen, sind gemeldet worden. Ob sie auch diesen Platz angreifen werden den zu schützen die Aufgabe der Flakabteilung des Hauptmanns Z. ist? Die Kanoniere, die zum größten Teil aus Hamburg stammen und dort mit ihrer Abteilung bereits 24 Terrorbomber abschossen, brennen darauf, daß sie die Amerikaner vor ihre Rohre bekommen.

Kurz nach Mittag gibt es den erwarteten Alarm. Rasch werden die gut getarnten Geschütze feuerbereit gemacht Die anfliegenden Amerikaner werden angemessen. Plötzlich erfaßt sie eine Batterie. Rasch werden die anderen Batterien eingewiesen. Auch sie fassen den Gegner. Die strahlende Helle der Mittagssonne blendet die Augen, die nach Süden spähen. In 6500 Meter Höhe kommt die erste Welle heran. Schlagartig eröffnet die schwere Flak das Feuer, als der Gegner in den Wirkungsbereich hineinfliegt. „Das Feuer lag verdammt gut", erklärte der amerikanische Verbandsführer, Oberst D., nach seiner Gefangennahme. „Ich konnte nicht mehr anders, ich mußte genau hindurch, obgleich ich instinktiv fühlte: Das geht nicht gut aus.' Vor Erreichen des eigentlichen Angriffs lösen die Amerikaner die Bomben. Sie fallen weit vom Platz weg, meist auf freies Feld. Die drei Wellen der schweren, viermotorigen Bomber liegen mitten im Feuer der aus allen Rohren feuernden Flak.

Die Maschine des Oblt. Br. fing sofort an zu brennen als sie drei Volltreffer erhielt, wie er nach seiner Gefangennahme bestätigt. Eine lange Rauchfahne hinter sich herziehend, stürzt sie trudelnd von 6000 Meter auf 2000 Meter,

Fortsetzung am Schluß des Romanteils.



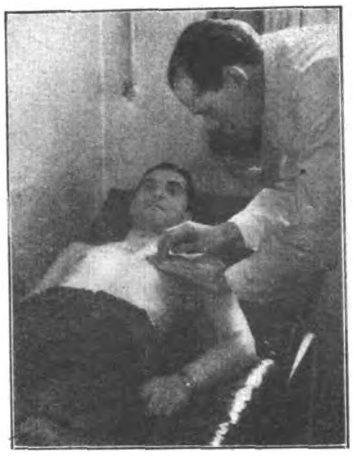
„Das Feuer der Flak lag verdammt gut!"
Ein amerikanischer Fliegeroberst D und ein Oberleutnant Br. gaben eine Schilderung ihrer Abschießung Auf dem Bild sieht man ein Besatzungsmitglied des amerikanischen Bombers, das bei der Explosion seines Flugzeuges herausgeschleudert wurde Im Hintergrund einer der abgeschossenen schweren Bomber.
PK.-Aufn.: Kriegsber. Brüning (Atl.).

AUCH IM FÜNFTEN KRIEGSJAHR:

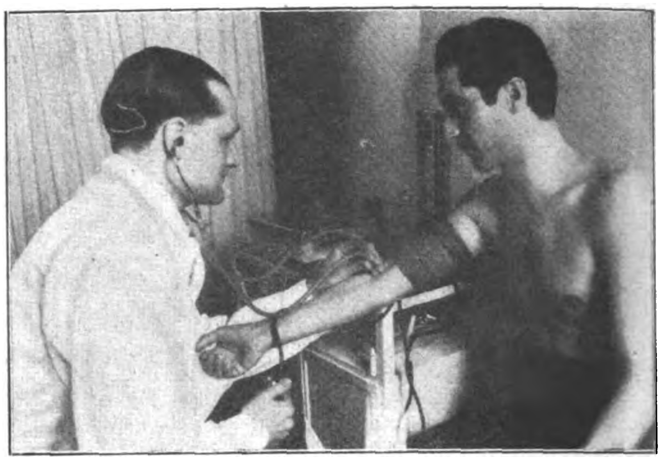
Mit aller Gründlichkeit



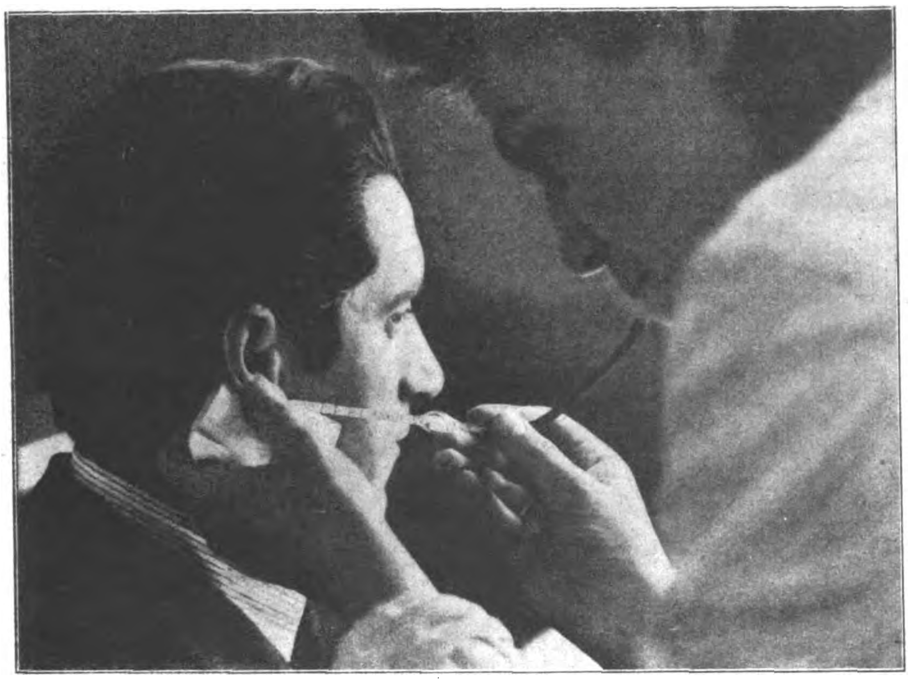
1 Der Beginn jeder ärztlichen Untersuchung. Jeder deutsche Staatsbürger hat trotz angespanntester Kriegsverhältnisse auch heute noch die Möglichkeit, sich genau spezialärztlich untersuchen zu lassen, falls dies erforderlich ist. Der Spezialist ist der Helfer des praktischen Arztes, der die Arbeiten übernimmt, die besondere Fachkenntnisse und klinische Einrichtungen verlangen. — Zu jeder Untersuchung gehört die genaue Befragung des Patienten, das Anhören seiner Beschwerden, die Erhebung der sogenannten Anamnese



2 Das wichtigste: die allgemeine körperliche Untersuchung. Auf Grund dieser ersten Untersuchung wird entschieden, welche besonderen spezialistischen Maßnahmen durchgeführt werden müssen.

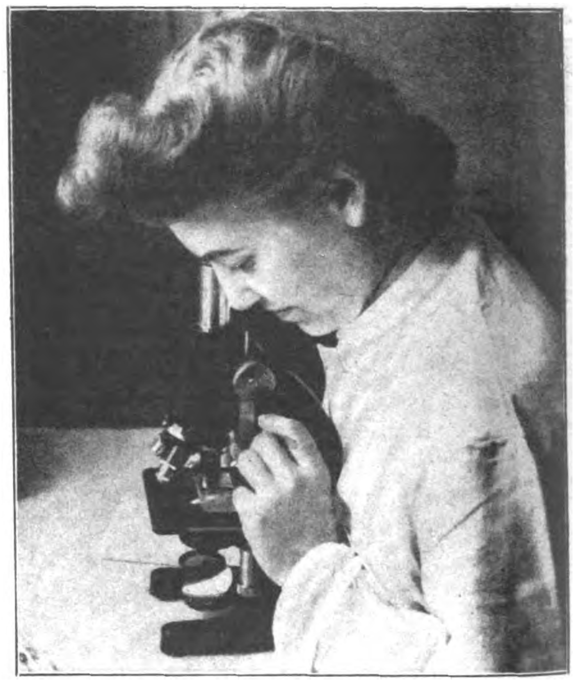


3 Die Blutdruckmessung gibt wertvolle Aufschlüsse. Sie gehört zu den einfachen, stets geübten Untersuchungsmethoden, die auch der vielbelastete praktische Arzt noch durchführen kann. Die Blutdruckmessung läßt bereits wichtige Schlüsse auf den Gesundheitszustand verschiedener Organe zu.



← **4 Die technische Assistentin** entnimmt aus dem Ohrläppchen Blut, das dann später . . .

Bildbericht von Hugo Friedrich Engel.



5 → . . . mikroskopisch analysiert wird, um dem Arzt wichtige Hinweise zu geben.

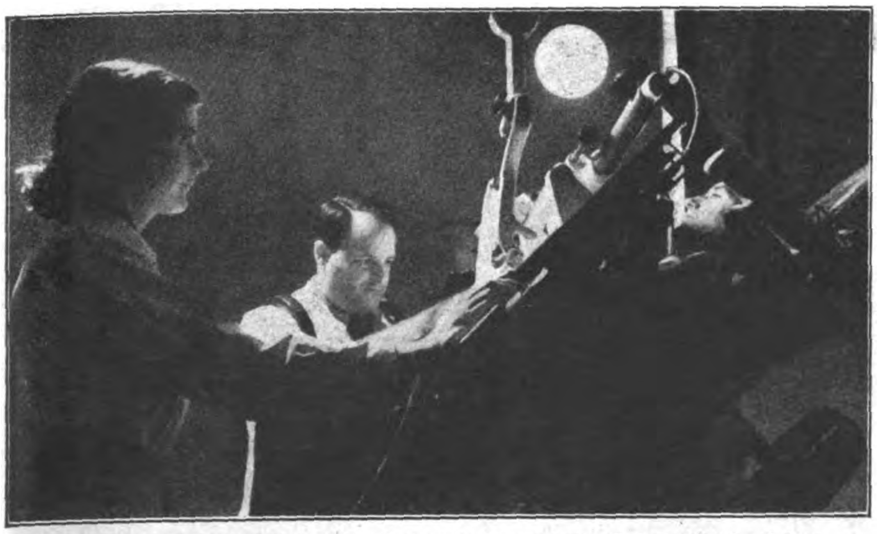


← **6 In besonders eingerichteten Laboratorien** wird das Blut des Patienten weiter in verschiedener Hinsicht von besonders chemisch vorgebildeten Ärzten untersucht und ausgewertet. Hier strömt das Untersuchungsmaterial des ganzen Krankenhauses und von den ambulant behandelten Patienten zusammen, aber trotz intensivster Tätigkeit leidet nicht die Gründlichkeit der einzelnen Untersuchungen.

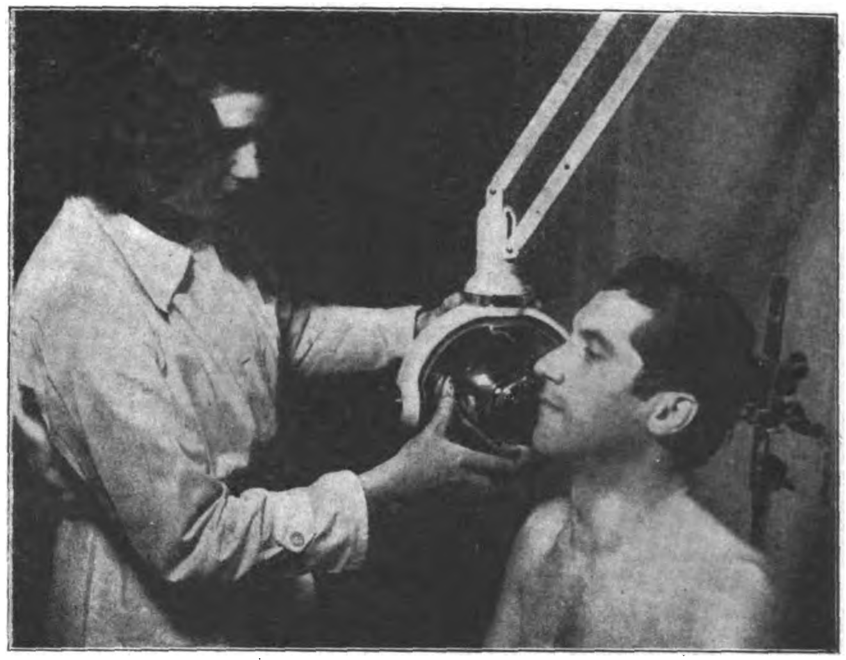
*



7 In einem bakteriologisch-serologischen Laboratorium wird nach Infektionserregern gesucht oder deren Einwirkungen auf das Blut gefahndet.



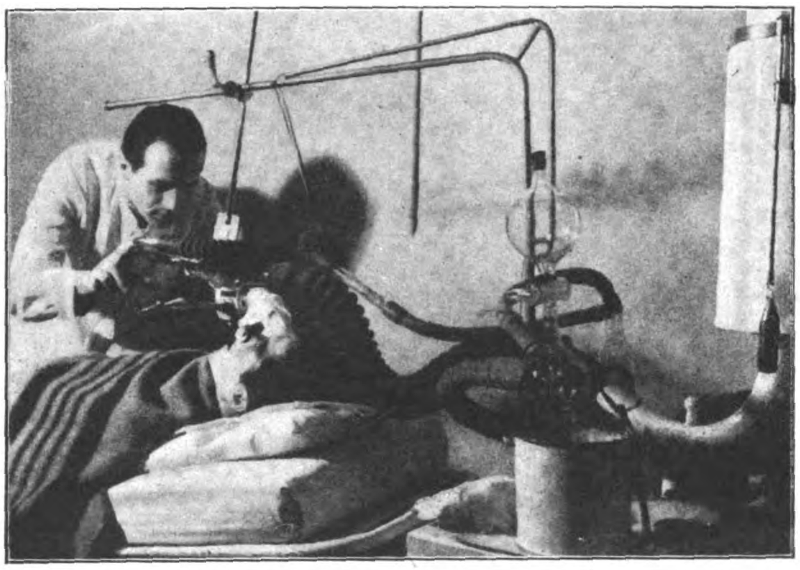
8 Von großer Wichtigkeit: Untersuchung mit Röntgenstrahlen.
Brust- und Bauchorgane lassen sich ebenso wie das Knochensystem genauestens darstellen und geben dem Arzt entscheidend wichtige Hinweise auf die Krankheit und ihre richtige Behandlung. So wird hier z. B. der Magen-Darm-Kanal untersucht



10 Gelenkrheumatismus?
Gar nicht selten sind die Zähne Ausgangspunkt ernstlicher Krankheiten. Bedarf es bei einem Patienten dieser Untersuchung, so wird sie mit besonderer Sorgfalt durchgeführt, um das Krankheitsbild zu klären. Das Röntgenbild der Zähne läßt derartige versteckte Infektionsherde mit großer Sicherheit erkennen

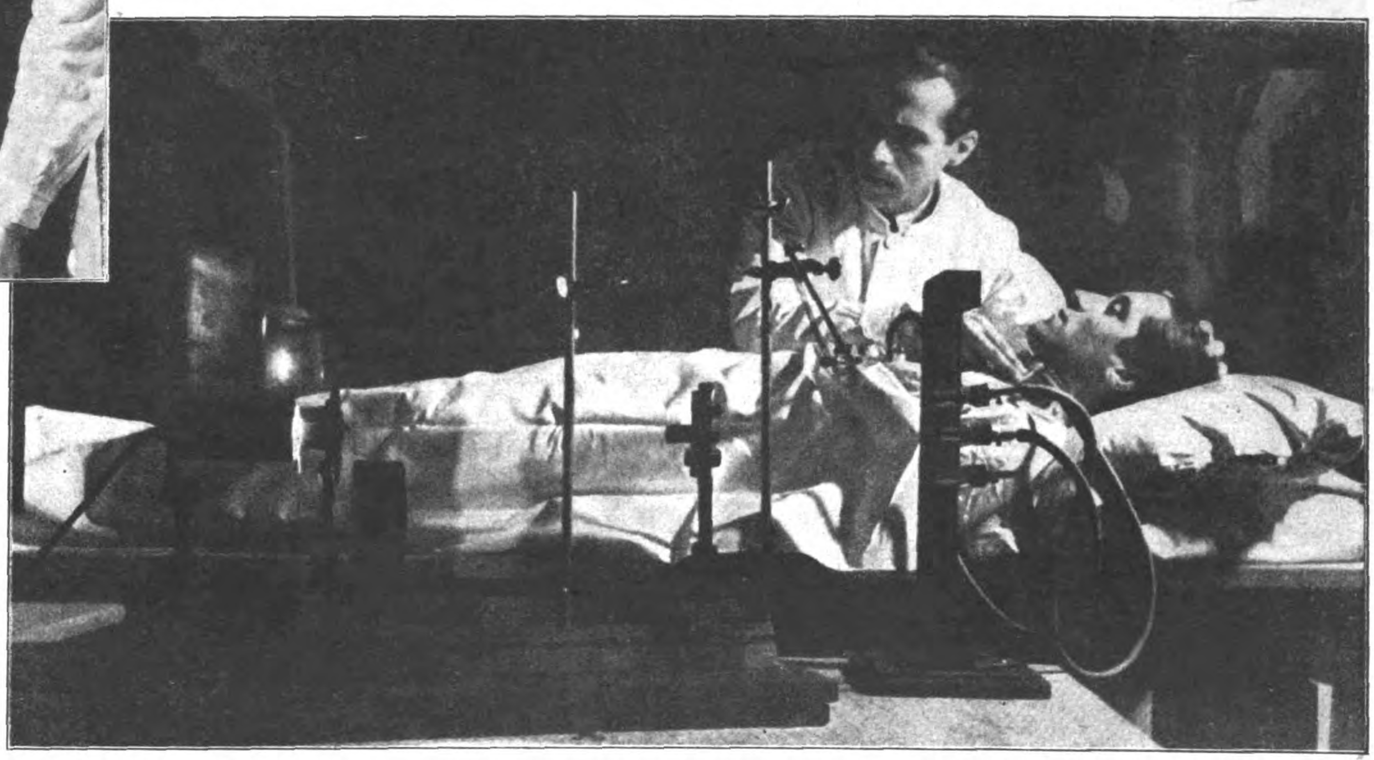


9 Das Röntgenbild des Schädels
klärt häufig die Ursache von Kopfschmerzen und läßt selbst Schlüsse auf krankhafte Veränderungen im Bereich des Gehirnes zu.



*

11
← Untersuchung des Stoffwechsels.
Bei der Grundumsatzbestimmung wird der Sauerstoffverbrauch des Kranken gemessen und mit einem Normalwert verglichen

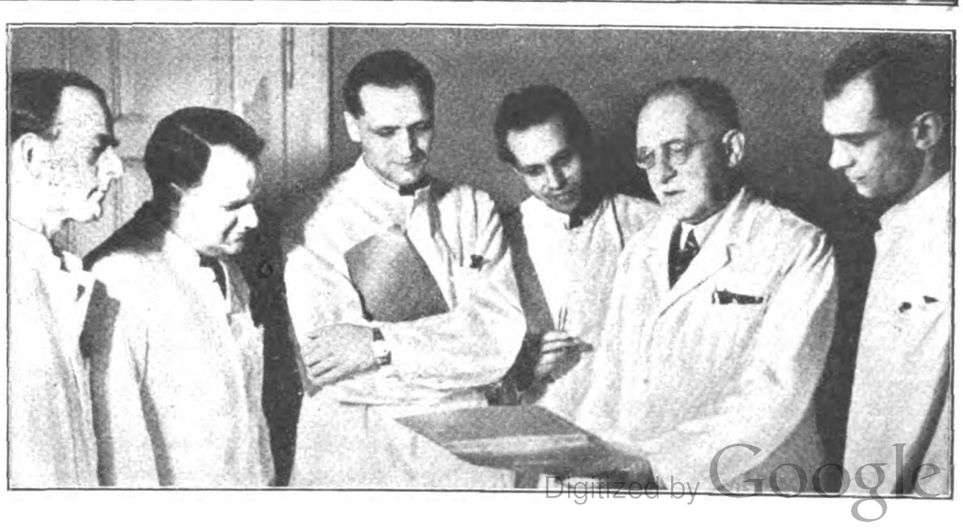


12
Der Zustand der Kreislauforgane . . . →
. . . und besonders des Herzens wird mittels komplizierter Apparaturen erforscht



13 Rachenorgane verdächtig?
Auch auf diesem Gebiet wird eine Untersuchung durch besonders geschulte Ärzte durchgeführt.

14
Die gemeinsame Beratung.
Nachdem der Patient die verschiedenen Stationen der Spezialuntersuchung durchlaufen hat, werden die Ergebnisse gesammelt und ausgewertet. Professor Dr. Alfred Schittenhelm (X), an dessen Klinik diese Untersuchungen durchgeführt wurden, und seine Ärzte bei der Aufstellung des Behandlungsplans.





Hans Rehbergs U-Boot-Drama »Die Wölfe« wurde kürzlich in Breslau uraufgeführt

Der alte Schäfer (Hermann Menschel) steht bei den Landleuten im Rufe eines Geistersehers. Er ist selber eine freundliche Spukgestalt, und er findet Glauben bei gewissen Leuten, die nicht alle werden.



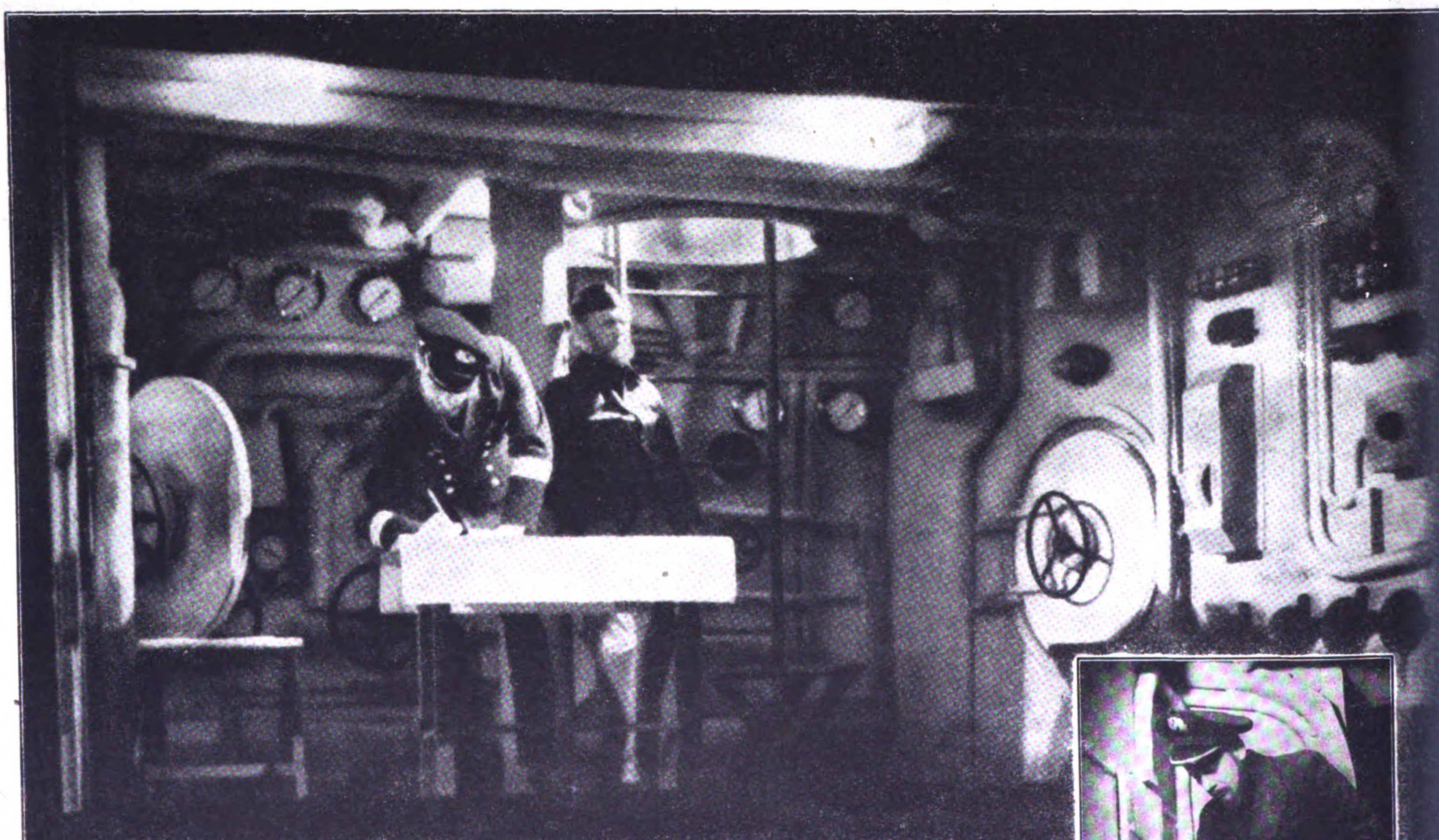
Vor der großen Fahrt. Der junge U-Boot-Kommandant Jochen (Detlof Krüger als Gast vom Alten Theater in Leipzig) nimmt Abschied von seiner Verlobten Lore (Alinde Matuschewski).

„Die Wölfe"

Sonderaufnahmen für den „JB" von Helmuth v. Kujawa



Debatte über den hintersinnigen Schäfer. Gutsbesitzer Kurt v. Otten (Fritz Tillmann, 2. v. r.), der in wenigen Tagen zur See geht, verweist den Glauben an den Schäferspuk ins Reich der Fabel und Scharlatanerie. **Von links: Ursula (Renate Densow), Maria (Eva Vaitl), U-Boot-Kommandant Jochen (Detlof Krüger); ganz rechts: Lore.**



Eine szenische Kühnheit: U-Boot auf der Theaterbühne. Obwohl man zweifellos dem Film mit seinen viel elastischeren Illusionsmitteln den Vorrang einräumen muß, die Szenerie der Handlung bis zu absolut täuschender Realistik steigern zu können, so ist doch auch hier — etwas Ungewohntes auf der Schauspielbühne — das Wagnis geglückt, ein U-Boot-Inneres zur Szene zu machen.



Der Kommandant stirbt. Ein Feindflugzeug schoß mit Bordwaffen auf das U-Boot; Jochen ist tödlich verwundet. Er gibt an Kapitänleutnant Heiko Greiff (Dieter Borsche) das Kommando ab.

Die ersten und letzten Szenen dieses mutig in die Gegenwart gestellten und darum auch mit Für und Wider rechnenden Bühnenwerkes von Hans Rehberg führen den Zuschauer auf ein schlesisches Landgut. Der Kern der Handlung spielt an Bord eines U-Bootes. Drei Männern, die zugleich Schwäger sind und die der Krieg auf das gleiche Boot warf, stehen drei Frauen (und Schwägerinnen) gegenüber; eine von ihnen, Maria, trifft ein zweifach tragisches Los.

Mit Frachtdampfer nach Schweden

EIN FRÖHLICHER ROMAN VON FR. OST

(4. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 18:

Erika Lorenzen hoffte, er würde nun von der weiten Welt auf seine engere in Afrika kommen, aber Hauptmann Gartner legte die Füße übereinander und schaute über den Teich. Birken an den Rändern, Gebüsche im Hintergrund, an flachen Uferstellen niedriges Schilf. Drei Schwäne schwammen langsam und majestätisch umher, einige futterneidische Enten jagten sich die Bissen ab.

„Es erinnert mich hier so vieles an den Kleinhesseloher See im Englischen Garten in München, Erika —."

„Der Englische Garten in München — wie lange ist das her —!"

„An acht Jahre, Erika —."

Damals saß eine junge Studentin auf einer der vielen Bänke des Englischen Gartens in München im Vormittagssonnenschein. Man hat sie in Massen aufgestellt, diese Bänke, in Reihen bis zu dreißig nebeneinander. Und in rauhen Mengen machen bei schönem Wetter die Studenten und Studentinnen von dieser Gelegenheit Gebrauch. Man könnte meinen, diese Bänke seien eigens für die Studierenden geschaffen, aber die vorsorgliche Stadtverwaltung hat auch in anderen Parkgegenden mit ebenso verschwenderischer Fülle die Sitzgelegenheiten für andere Leute hingebaut. Doch der Englische Garten in der Nähe der Universität und der Tierärztlichen Hochschule riecht förmlich nach Weisheit. Es ist nur ein Sprung zu den Hörsälen und Vorlesungen. Da sitzen sie mit Büchern vor den Gesichtern, mit Kollegheften auf den Knieen oder sie halten nur den Kopf der Sonne hin, im Nacken weit zurückgelehnt, die Halsmuskeln gespannt, die Augen geschlossen.

Ein junger Polizeioberleutnant, der Nachtdienst gehabt hatte, kam in Zivil an einem solchen Sonnentage die gepflegten Wege entlang; leicht ermüdet ließ er sich auf einer Bank nieder. Da ruhte bereits ein junges Mädchen ganz sonnendurstig, die langen Beine von sich gestreckt, den Körper zurückgebogen gegen eine harte Lehne, über das erhobene Gesicht fiel die Sonne richtig her. Sie hatte die Augen geschlossen, den Mann nicht einmal gehört. Er sah sie von der Seite unauffällig an, es war ein hübsches Mädel. Ihr Haar, hinten in einen großen Knoten gewunden, berührte fast den Rücken, warf vorn über die Stirn einen Schatten, war also nicht angeklext, es war leicht und doch voll. Das Näschen im Profil schon eine milde Frauennase, der Mund war herb verschlossen. Die Hände hielten, im Schoß verschränkt, ein Buch. Sie atmete langsam und tief. Immerhin für einen Wochentagvormittag nach dem Nachtdienst eine Augenweide.

Plötzlich rutschte das Buch zur Erde. Die Besitzerin, die Augen noch halb verschlossen, geblendet von den Sonnenstrahlen, nahm ihre Glieder zusammen, tauchte mit Kopf, Oberkörper und Händen nach unten, die Wissenschaft wieder einzufangen, und — prallte beinahe mit dem Manne zusammen, der sich leicht nach dem Buche gebückt hatte.

„Entschuldigung — ich wollte Ihnen nur behilflich sein —."

Sie starrte ihn einen Augenblick ungläubig an, sah aber seine Nurhilfsbereitschaft, öffnete den herben Mund: „Oh — ich glaube, ich habe geschlafen — nein," verbesserte sie sich sofort, „ich war so in Nachdenken versunken —."

„Und in die liebe Sonne!"

„Das noch nebenbei —."

„Kann ich Ihnen sonst noch irgendwie helfen?" wollte der Mann scherzhaft sagen, aber er verbiß sich das, es fand sich Netteres zu sprechen über Sonne und Wetter.

Wie das so anfängt. So wurden sie bekannt miteinander.

Der Polizeioberleutnant Erich Gartner traf die Medizinstudentin dann und wann im Englischen Garten. Erst wunderte sich Erika Lorenzen, stud. med., was ein erwachsener Mann mit einem kompletten Berufe für ein Interesse an ihr haben könne, aber seine Männlichkeit und Aufrichtigkeit gefielen ihr.

Nein, sie war zunächst nicht anders gewesen als andere junge Mädchen nach den Kriegsjahren und der Inflation. Wenig Illusionen und großer Tatendrang. Im Außenleben ein Kind ihrer Zeit, aber im Innenleben gab es einen Schrank Geheimfächer, die sie nicht gern öffnen mochte, ihr Inhalt paßte so wenig zur Welt. Medizin studieren war eine gute und auch Frauen anstehende Sache, dazu ererbt, denn ihr Vater war selbst ein alter Arzt. Sie hatte einen jungen frischen Kommilitonen kennengelernt. Es war alles sehr menschlich gewesen, und eine Medizinerin mußte, da alle Freundinnen alles kannten, alles noch besser kennen. Mit vollem Bewußtsein gab sie sich diesem jungen Kollegen und mit wissenschaftlicher Begierde zerblätterte sie dabei ihre Regungen und Gefühle. Und da den jungen Mann ein ähnlicher wissenschaftlicher Eifer beseelte, betrieben seine lauteren Gefühle ähnliche Exkursionen. Es kam, was kommen mußte, beide trennten sich in wissenschaftlicher Erkenntnis sehr bald. Die animalische Seite im Manne war Erika Lorenzen in Zukunft eine unangenehme Nebenerscheinung im Bilde Mann im allgemeinen und ihr näher bekannter Männer im besonderen.

Das war einige Monate her, Erika Lorenzen liebte wieder die einsamen Bänke und vertiefte sich in ihr Studium mit größerem Eifer als je. Es mußte nicht nur Dinge zu hören und zu erlernen, es mußte auch Dinge zu ergründen geben, über die sie mit ihren Kolleginnen und Kollegen nicht sprechen konnte, die ergründeten auch erst. Manches Äußere bekam andere Gestalt, als sie mit Erich Gartner sich unterhielt. Schön, er war sechs Jahre älter, aber wenn es um die Zukunft ging, schwärmte er außerdem ebenso wie sie von größeren, besseren und lebenswerteren Verhältnissen. Von der Vergangenheit sprach er nicht gern. So viel allerdings hatte er erzählt. Sein Vater hatte ein Gut in der Uckermark, und was mit dem Landleben zusammenhing, war tief in Erich Gartner verwurzelt. Er war aber im Kadettenkorps erzogen worden, von dort gleich in den großen Krieg gekommen. Viel Jugend war ihm nicht beschieden; die früh verstorbene Mutter kannte er kaum, für den Vater schwärmte er. Nach dem Kriege war er in einem Freikorps. Er hing lange Zeit dann als verabschiedeter Hauptmann sozusagen in der Luft und war schließlich bei der Polizei in München untergekommen, wo er mit nicht allzugroßer Leidenschaft brav seinen Dienst versah. Die Zukunft wanderte immer wie ein leuchtender, verheißender Mond vor ihm. Er hatte deshalb wohl ein Einfühlungsvermögen in ihre Bestrebungen, denn in all den Jahren Nüchternheit derber Erfahrungen glaubte er an Besseres.

Sie machten in den Semesterferien einige Ausflüge zusammen nach Tegernsee und Schliersee in die Berge und verstanden sich in Sachlichkeit und leichter Schwärmerei vorzüglich.

Ihrer Einladung zum Studentenball ließ er prompt eine Einladung zum Ball der Polizeioffiziere folgen. Hier offenbarte sich Erika Lorenzen eine ganz andere Welt. Man nahte ihr als einem vollgültigen Mitglied der menschlichen Gesellschaft, und bei aller Lustigkeit und Fröhlichkeit, die herrschte, war sie unter erwachsene Leute versetzt. Niemals hätte sie zugestanden, sie sei weniger erwachsen, als sie im überschäumenden Studentenballe ihre Rolle spielte, aber sie dachte viel zu viel nach, um den Unterschied nicht sofort herauszufinden. Und was war sie im Kreise der Familie und aller Bekannten? Immer noch das Töchterchen vom Hause. Sie war eine vollgültige Frau bei den Polizeioffizieren, viel umschwärmt, und der Major hatte ihr Komplimente gemacht. Und was sie nicht minder sah, Erich Gartner war ein beliebter und an diesem Abend vielbeneideter Kamerad.

Als sie die Hörsäle der Universität mit der Klinik in einem anderen Stadtteil wechselte, war es aus mit dem Englischen Garten, und es wurde auch Winter. Sie veranstaltete im Elternhause einen gemütlichen Tanz- und Kneipabend für ihre Mitstudentinnen und ihr bekannte Studenten. Hier war Erich Gartner das erstemal in ihrem elterlichen Hause. Sein anfängliches Zögern, da er sich der Familie noch nicht vorgestellt hatte, hatte sie beiseitegeschoben. Es war nur ein Fest für junge Leute, die Eltern würde man gar nicht zu Gesicht bekommen, es war ihr Fest. Grade dieses Fest gab den letzten Anstoß zu ihrer Vereinigung. Erich Gartner als Mann in Amt und Würden, versehen bereits mit einer guten Dosis Lebenserfahrungen, gab sich viel Mühe, den jungen Leuten unvoreingenommen gegenüberzutreten. Aber sein Dasein war doch so auffallend in dem kleinen Kreise und reizte Erika zu Vergleichen mit der jüngeren Männlichkeit. Sie wollte es sogar übersehen, wenn er anderen Damen Aufmerksamkeiten erwies —, sie fand es scharmant, dann wieder abscheulich. Es war nicht Eifersucht, es war nun einfach ein vertrauensvolles Hinströmen zu dem Manne, der sie liebte.

Sie hatte ihn in den Grenzen einfachster Vertraulichkeit gehalten, sie war ihm längst zugetan und vermied keineswegs seine Liebkosungen. Er hatte sie wiederholt gebeten, seine Frau zu werden, und er wußte, ihr Zögern war kein Nein. Über ihr Studium hatten sie so oft gesprochen, sie würde es durchführen und ihrer Neigung leben können.

Die nächsten Wochen überzeugten beide, ihr gemeinsames Leben mußte ihnen ein Stück der geträumten Zukunft schenken.

Es entsprach der ganzen Veranlagung Erika Lorenzes, zunächst mit ihrem Vater über ihre Verlobung zu sprechen. Der alte Medizinalrat war Berliner, seine Frau aus Hannover, vierzig Jahre hatten sie in München eine zweite Heimat gefunden, waren aber nie richtige Münchener geworden, wenn sie sich dort auch wohl fühlten. Auch Erika kam nicht unter die Räder derber bayerischer Gemütlichkeit, trotz Schulbesuchs und Studiums in München, das norddeutsche Blut behielt die Oberhand. Vor allem war sie das Kind ihres Vaters, sein Liebling. Die Mutter willigte schließlich doch still in alles, sie ging ganz im Haushalt auf und mochte schwierige Entscheidungen nicht auf sich nehmen, sie war eine Seele von Mensch.

Der alte Medizinalrat war im Augenblick mehr erschrocken, als Erika auch nur ahnte. Mit offnem Draufgängertum hatte sie geglaubt, dem Vater die Eröffnung machen zu können. Hindernisse —, wie konnten Hindernisse entstehen? Erst als der Vater sie über dies und jenes in und aus dem Leben des Mannes fragte, dem sie sich anvertrauen wollte und der den Eltern fast unbekannt war, bekam sie einige Beklemmungen. Warum sollten sie nicht leben können? Gartner hatte sein Gehalt, aber welche liebende Frau fragt den Mann nach geldlichen Einzelheiten? Schrecklich, warum müssen alte Leute grade diesen Dingen so großen Wert beimessen? Er war nicht unwillig, der alte Medizinalrat, aber er wußte, was er hinter sich gebracht hatte, und sein Wunsch war, seine Tochter einmal in anderen Verhältnissen zu sehen, nicht als Frau eines kleinen Polizeioffiziers. Erika hatte nicht geahnt, wieviel Worte liebreizender und beteuender Beredsamkeit dazu gehörten, auch nicht, daß die Mutter beschwichtigend eingreifen mußte, bevor sie eine glückliche Braut wurde. Der Baum fiel nicht auf den ersten Schlag. Lange Debatten im Schlafzimmer der Eltern folgten. Ein Gut in der Uckermark, das die Mutter wie auf einer Kinoleinewand vorzuführen sich bemühte, das einem gewissen Polizeioberleutnant als Alleinerbe zufallen würde, spielte in den Überlegungen des alten Herrn eine nicht geringe Rolle. Erikas Allglaube an die unendliche Weisheit und Einsicht ihres Vaters geriet bedenklich ins Schwanken, der Zeiger ihrer Gefühlswaage neigte stark zur Mutterseite, aber dann war mit einem Male alles gut. Der Medizinalrat behauptete, er habe eines Abends einen besonders guten Privatpatienten bis spät nachts in seinem Arbeitszimmer hinter verschlossenen Türen behandeln müssen, es war aber der alte, ihm befreundete Oberst Petermeyer gewesen, der über alle und die unmöglichsten Dinge und Personen Bescheid wußte. Diesen Petermeyer hielt Erika Lorenzen lange Zeit für ihren guten Engel. Sie war zu stolz, dem Manne ihrer Wahl von den überstandenen Schwierigkeiten hinter den Familienkulissen zu sprechen.

Erika Lorenzen und Erich Gartner verlobten sich Weihnachten. Der neue Sohn wurde in der Familie herzlich aufgenommen, aber es entsprach nicht dem Sinne der jungen Leute, eine große Feier zu veranstalten. Der Familienkreis und einige Flaschen Sekt. Nun wollten sie wieder sie selber sein, heimisch daheim, aber doch als junge Generation vielem Althergebrachten so fernstehend. Die Eltern waren nicht rückständig, dazu hat ein Arzt das Menschliche viel zu stark täg-

lich vor Augen. Man ließ sie gewähren, sie hatten zu Erika unbedingtes Vertrauen.

Die jungen Leute fuhren gleich nach Weihnachten über Schliersee den See herum nach Fischhausen-Neuhaus und von dort aus, mit Schi und Rucksack bewaffnet, nahmen sie Richtung zum Spitzingsee. Oben in dem kleinen Restaurant quartierten sie sich bis nach Neujahr ein. Unten lag der Spitzingsee wie ein großes Auge, eingefaßt von all den Bergen umher. Die Schneemützen machten die vermummten Berge zu guten vertrauten Riesen. Erika und ihr Verlobter saßen gern vor dem Hause in der Sonne und schauten hinunter und hinauf in dem Gefühl, Gottes wahrhaftige Güte zu erleben. Oder sie packte der Übermut, und sie tollten auf den Brettern über die Höhen und jagten sich in steiler Schußfahrt. Jeder Tag war ein Glück, und Erika erwachte als Frau im Winterparadies. Sie sezierte keine animalischen Regungen mehr, sie wußte, sie hatte ohne wissenschaftliches Bewußtsein ein Wenig des menschlichen Lebens ergründet. Sie liebte den Mann sehr. Diese weißen Tage nannten sie später heimlich „ihre erste Hochzeitsreise".

*

Der deutsche Ober in Slottsskogsparken strich einige Male dienstbeflissen um ihren Tisch herum. Erich Gartner bemerkte ihn nicht, er zerkrümelte Reste seines Kuchens und warf sie den auf Land gepatschten Schwänen vor. Erika Lorenzen tat geduldig oder zur Gesellschaft dasselbe. Endlich richtete sich Erich Gartner auf.

„Wenn es dir recht ist, Erika, bummeln wir ein bißchen weiter —?"

„Gern, Erich —."

Der Ober notierte. Erich Gartner sah ihn genauer an. „Sie sind ein Landsmann?"

„Ja, ich bin Deutscher. War lange Jahre Steward auf großen Dampfern. Was sollte man nach Krieg und Inflation in Deutschland anfangen? Nirgends Beschäftigung. Aber jetzt will ich wieder zurück nach Deutschland!"

Sie gingen weiter.

„Immer und überall dasselbe", sprach Erich Gartner mehr für sich, „die Deutschen in aller Welt, als Deutschland ein zugrunde gehender Bienenstock war. Unseren Honig schätzte man — unsere Arbeitskraft."

Sie stiegen langsam die geschlängelten Wege entlang und kamen auf eine Anhöhe.

„Wie fing das an mit Afrika —?"

War diese Frage in ihrem tiefsten Sinne an Erika Lorenzen gerichtet oder sollte sie eine Gedächtnishilfe bringen? Erich Gartner beantwortete sie auch gleich selbst. „Ich glaube mit dem Tode meines Vaters. Wir wollten ihn ja nach unserer Verlobung immer besuchen, aber es zögerte sich hinaus, weil ich keinen Urlaub bekam, dann war er krank, und dann —"

„Dann bekamst du das Telegramm von seinem plötzlichen Tode —."

„Ja, wir fuhren über Berlin nach Prenzlau, wo uns die alte Equipage am Bahnhof erwartete. Armes Mädel, ich mußte dich in ein Trauerhaus mitnehmen."

„Für dich, Erich, war es doch viel trauriger, du hattest deinen Vater zwei Jahre lang nicht mehr gesehen."

„Daß du das noch weißt, Erika."

„Schmerzliche Dinge prägen sich einem leider immer viel zu tief ein. Vielleicht verstehe ich es heute noch viel besser als damals, ich habe doch meine Eltern inzwischen auch verloren."

Erich Gartner verhielt unwillkürlich den Schritt, es war etwas Scheues, als er Erika Lorenzen die Hand hinstreckte. „Verzeihe, daß ich nicht nach deinen Eltern fragte."

„Schon gut, Erich —. Mein Vater hat noch meine Praxis in Kiel gesehen, meine Mutter war ein Jahr vorher verstorben. Es ist einsam um mich geworden."

Erst als Erika Lorenzen nach einigem Zögern ihre Hand sanft aus der des Mannes löste, nahmen sie das Wandern wieder auf. Büsche deckten die Anhöhe, Stille war ringsum und keine Mensch. Sie setzten sich auf eine Bank. Die tiefer gehende Sonne spielte durch die Sträucher mit leuchtenden Kringeln über den Fußboden, kleine Ameisen huschten geschäftig von Licht zu Schatten und von Schatten zu Licht, aber in der großen Welt ringsum war Friede.

„Damals war ich Besitzer des Gutes geworden und wußte nichts Rechtes damit anzufangen. In guten Händen war es, ein Onkel hatte es seit Jahren in Pacht, und die lief noch lange. Das Gut war wenig verschuldet, trotzdem waren die Einnahmen nicht groß. Es war aus der Landwirtschaft nichts mehr herauszuwirtschaften. Ich war froh, alles in guten Händen zu wissen. Selbst wirtschaften, es drängte mich dazu, aber meine Kenntnisse habe ich nicht überschätzt, mochte auch nicht den Onkel mit einer Kündigung erschrekken. Vielleicht trug er ähnliche Gedanken, jedenfalls, nach der Beerdigung vertraute er mir an, er möchte das Gut von mir käuflich erwerben, seine Arbeit und seinen Lebensunterhalt zu sichern. Versprochen habe ich zunächst nichts."

„Aber von da an packte dich die Unruhe!"

„Kein Wunder, du weißt, die Beschäftigung bei der Polizei sagte mir nicht besonders zu. Die Beförderungsaussichten waren nicht nur schlecht, nein, die Entente verlangte einen rücksichtslosen Abbau der Polizei, und dann kam der November 1923, und ich mußte mit meiner Verabschiedung rechnen. Das ganze damalige Deutschland lastete mit seinen verworrenen Verhältnissen und jammervollen Aussichten auf mir. Fort aus diesem Lande, arbeiten, schaffen waren meine Gedanken. Natur, Land und Leute um mich — zwischen dem Berufe des Landwirts und dem des aktiven Soldaten gibt es so viel Verwandtschaftliches. Frische Luft und Gegend, anordnen und mitschaffen bis zum Einsatz der eigenen Person, Führer sein und doch guter Kamerad. Fort und in die Natur und selbständig sein —, so gewann der Gedanke von Afrika und einer Farm den ersten Schattenriß —."

„Mir schien es damals eine Laune, eine Phantasie, als ich das erstemal davon hörte!"

„Armes Mädel, ich bin zu forsch vorgegangen."

„Wir hatten vereinbart, ich sollte Ärztin werden und meinem Beruf nachgehen. Ich war blaß vor Schreck, und mir zitterten die Knie, als du eines Abends rund heraus verlangtest —"

„Mich schnellstens zu heiraten und mit mir nach Afrika zu gehen. Ich müßte dich heute noch um Verzeihung bitten, Erika, für diese Überrumpelung. Ich war sehr ungeschickt, aber alles in mir war ins Brodeln geraten. Der Onkel drängte mit dem Verkauf, mir kam das Kapital zurecht."

„Es waren schreckliche Wochen, Erich — für uns beide, sah ich später ein. Du warst plötzlich verreist. Zurück, sprachst du von Erkundigungen im Auswandereramt. Ich habe dich eines Abends aufgesucht, um im Ernst dir diese Gedanken auszureden. Auf deinem Tische lagen Bücher über Afrika, Afrika, Afrika! Mich packte Entsetzen, denn ich sah das Ende. Habe ich zugehört, was du mir begeistert vortrugst von dem ehemaligen Deutsch-Südwest? Ich wußte kein Wort später. Die rohe Wirklichkeit kam immer näher: Du hattest das Gut verkauft!"

Erich Gartner starrte gedankenschwer vor sich hin. Im Geiste sah er Erika, wie sie laut schluchzend die Wohnung verließ. Noch hatte sie nicht nein gesagt, aber sie gab keinen Punkt nach, wenn es sich um Beendigung des Studiums handelte — vielleicht dann; aber dann schien es ihm zu spät.

Fest bleiben ihr gegenüber, vielleicht hart sein —, nur eine schmerzliche Hoffnung. Er fürchtete, sie zu verlieren; für wen sollte er in Afrika arbeiten? Er wagte nicht mehr, ihr seine Entschlüsse kundzutun.

„Ich hätte viel zarter mit dir umgehen, hätte dir mehr Zeit lassen müssen —."

„Und mein Studium, nie hätte ich es abgebrochen!"

„Es war wie ein Verhängnis."

„Viel Verständnis hatte ich für deine Pläne, aber es gab dabei Dinge, die mich betrafen, lebensschwere Entscheidungen sollte ich treffen und lief wie benommen umher —. Rannte auch noch dem dummen Schwätzer in die Arme, deinem Kameraden, höre ihn heute noch! ‚Tut uns allen leid, gnädiges Fräulein, daß Kamerad Gartner den Abschied genommen hat —.' Viel weiter kam er nicht, kreideweiß und aufgewühlt ging ich nach Hause. Du hattest kein Vertrauen mehr zu mir, Fremde mußten es mir sagen!"

„Heute, weißt du, Erika, es war nicht Mangel an Vertrauen, ich wollte vermeiden, dir immer mehr Unannehmlichkeiten zu bereiten. Ich sagte mir schließlich, wenn ich sie vor die vollendete Tatsache stelle —."

„Mein Vater nahm mich ins Gebet, ihm war meine Trostlosigkeit, meine Unruhe längst aufgefallen. Hinterher hattest du —."

„Hatte ich die Auseinandersetzung mit ihm. Bei mir schlug der Blitz ein, er erklärte mir, er würde dich enterben, wenn du mitgingest nach Afrika. Es war so entsetzlich beschämend für mich. Nie hatte ich nach deinem Gelde gefragt. Was wir brauchten, besaß ich. Aber er hörte gar nicht mehr darauf. Er hat mich damit so schwer gekränkt, ich glaube, er haßte mich. In dieser Erkenntnis und im Trotz und verletzter Manneswürde —"

„Gingst du!"

„Ja, Erika, ich fuhr ab, ohne dich noch mal gesehen zu haben, ich konnte nicht glauben, du würdest mich allein lassen. Und dann habe ich in der heißen Tropenglut auf dem Dampfer tagelang den Brief geschrieben, der dir noch einmal alles erklärte, warum ich glaubte, meinem Drange folgen zu müssen."

„Nach Wochen erhielt ich ihn. In meiner vollständigen Verwirrung, in dem Entsetzen, wie das Leben an mir herumzerrte, war ich zu keinem Willen mehr fähig. Am schlimmsten war für mich zu lesen, was mein Vater wegen des Geldes zu dir gesagt hatte."

„Wollen wir das nicht lassen, Erika?"

„Nein, du sollst wissen, mein Vater war von vornherein gegen unsere Verbindung. Aber diesen Zusatz in deinem Briefe habe ich ihm vorhalten müssen. Ich tat es stumm und steif, reichte ihm nur diese Stelle zur Einsicht. Glaube, mein Vater war wie gebrochen, er bewegte den Kopf hin und her, ich befürchtete Schlimmes. Seine Stimme habe ich nie so gehört, weh und zerrissen. Ich mußte ihm helfen. Er wankte zu mir hin, legte mir die zitternde Hand auf den Kopf —. Was soll nun geschehen, Erika? fragte er verzweifelt.

Lautlos habe ich den Ring vom Finger gezogen: ‚Schicke ihn zurück.' Dann bin ich aufrecht und wie im Traum aus dem Zimmer gegangen. Draußen fing mich die Mutter auf, ich brach hilflos weinend zusammen."

„Das war das Ende — unser Ende — am Anfang des Lebenstraumes schon —"

Die Minuten vergingen in Schweigen. Vögel zwitscherten. Ein Schwarzspecht ließ mit harten Schnabelhieben einen Baumast ratternd knarren. Er weckte nüchterneres Leben und verscheuchte Besinnlichkeit.

„Mein Leben draußen war ein bitteres Ringen, ein Schuften, Erika. Ich wollte beweisen, der Wille macht den Mann, der Wille war Arbeit, die Arbeit Betäubung. Dein Ring lag vor mir; der er Inhalt war, die sollte vergessen werden. Nur arbeiten —. Die Farmerlaubnis hatte ich bekommen. Von Swakopmund fuhr ich mit der Bahn über Karibib nach Windhuk. Vier Tagereisen weiter lag die auf dem Papier gekaufte Farm. Von einem Deutschen erstanden, der weiterzog. Er hat mich genau so ungläubig angeschaut, wie ich meinen Nachfolger bedauerte. Aber ein alter Afrikaner wundert sich über nichts. Die Farm war heruntergekommen, zu teuer bezahlt. War viel zu klein, sechstausend Hektar; man muß mindestens zehntausend Hektar haben und mehr. Trotz dieses Geldes konnte ich kein Land zukaufen. Mit verbissenem Grimm ging ich ins Geschirr. Das nutzt in Afrika nicht viel. Die eingeborenen Arbeiter gleichgültig und störrisch. Die Nachbarn wenig angenehme Engländer. Nach Jahren wußte ich, sie saßen wie Geier auf ihren Horsten und warteten auf ihre Beute: War mein Kapital verbraucht, der Besitz in besserem Zustande, würden sie die Nutznießer sein. Eine Wahrheit verdanke ich deinem Vater. Er hatte mir prophezeit: ‚Arbeit in Afrika ist Arbeit für die Briten — lassen Sie das!' Wie recht hatte er!

Alles konnte mich nicht schrecken. Ich bin noch zweimal in Deutschland gewesen, habe Maschinen gekauft, Traktoren angeschafft. Das wenige vorher Geschaffene war wieder verlottert. Es ging von vorn los. Die Arbeiter standen unter englischem Einfluß, oft war ihre Arbeit mehr nur passiver Widerstand. Die Maschinen pflegen? Keine Rede, die Eingeborenen aasen mit dem Material. Dann lag ich an Malaria. Im Hause ging es drunter und drüber. Keine Frau — keine weiße Frau. Die schwarzen Weiber werden frech und träge.

Wenn ich in Fiebernächten einsam lag, glühend der Körper, ungepflegt, man weiß es gottlob nicht, wie oft habe ich dich gesehen, wie oft habe ich deinen Namen hinausgeschrien!"

Vorgebeugt, die Ellenbogen im Schoß, hörte Erika Lorenzen zu.

„Vieh wurde gestohlen, es war einfach fort. Die Neger grinsten. Die Polizei grinste. Dann kamen zwei Mißernten, die Sonne schrie vom Himmel, kein Regen, der Boden barst, die Brunnen versiegten. Ein abgerackerter Farmer im schäbigen Gewand spülte die Kehle mit Whisky morgens schon. Das Kapital war verbraucht, die Zeit kam für die Briten. Vieh leihen, Futter leihen, Schuldscheine unterschreiben.

Wieder Tropennächte, unbeschreiblich schön in ihrer Einsamkeit und Gewalt. Die Luft spricht hauchzart, lockert den Menschen auf, nimmt Sonnenglast wie Nebel vom Geschehen, ich sehe wieder die Dinge, sehe mich selbst. Liege im Stuhl, die Sterne strahlen ruhig, wische über die Augen, ist nicht auch einer für mich dabei —?

Noch einmal hatte ich schweres Fieber, ging nach drei Tagen klar, aber wie ein Fremder über meinen Besitz, fünf Jahre schwersten Daseins, begrabener Hoffnungen, nicht verwirklichter Wünsche, es war zum Heulen."

„Erich," stöhnte Erika, „hätte ich dir helfen können, wäre alles anders geworden —?"

„Vieles nicht, Erika. Persönlich hätte ich es leichter gehabt, dafür hätte ich die Sorge um dein Leben, dein schweres Leben eingetauscht — es war wohl gut so."

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

Erika sah den Mann mit großer Zuversicht an: „Das Ende, Erich?"

„Meine Zeit schien abgelaufen, jede Begeisterung war dahin, ich war zu einsam, zu sehr in der Nachbarschaft eines neidhaften Volkes. Alle Deutschen kämpften dort schwer, wir halfen einander, aber das Land half uns nicht. Wieder erneut beginnen, Gelder borgen, trotzdem keinen Boden kaufen können. Ich konnte verkaufen — nein — beileibe nicht an einen Engländer, nicht mal an einen Buren. An einen Deutschen habe ich verkauft, mit Verlust, großem Verlust, denn er hatte mehr Erfahrung im Farmen als ich zwar geborener, aber nicht gelernter Landjunge. Meine Bücher haben mich oft im Stich gelassen, man soll erst als Assistent auf eine Farm gehen. Unter anderen Verhältnissen, unter deutscher Verwaltung hätte ich es geschafft. So! Mein Leben ist ein Landsknechtsleben, was habe ich schon gelernt!

Hier sitze ich, nicht mehr unfroh. Eines hat mir Afrika außer beruflichen Erfahrungen geschenkt, ich glaube, ich bin abgeklärter geworden, es heißt wohl nicht mehr Biegen oder Brechen — nein —."

„Wie lange bist du schon in Deutschland, Erich?"

„Und was machst du hier," möchtest du hinzufügen?"

Erika wehrte ab.

„Doch, du hast ein Recht zu fragen. Ein gutes Jahr ist vergangen, war mal hier, mal dort, zuletzt in Hamburg. Einige Mittel stehen mir zur Verfügung. Ich will ein Angebot annehmen, in die neue Armee einzutreten, dort wieder anfangen, wo mein Leben begann, und Zwischenjahre streichen. Im Oktober soll meine Neuausbildung erfolgen, dann hoffe ich bald Major zu werden. Glaube mir, Erika, ich freue mich. Mein Stern aus Afrika muß es gewesen sein, der mich auch hieß, die Fahrt nach Schweden machen."

Erika Lorenzen nickte stumm vor sich hin.

„Erika, sag —", er sprach sehr sorgend, „warum hast du nicht geheiratet —?"

Langsam liefen ihr aus den verschleierten Augen Tränen, sie griff zum Taschentuch, das ihr Erich Gartner zaghaft aus der Hand nahm, die Zeichen eines stummen Geständnisses zu trocknen.

„Vielleicht wird doch noch alles gut —"

„Vielleicht, Erich —."

4.

Anna Breiter bog am Jörntorget links in die nächste Geschäftsstraße ein; dort war sie außer Sicht. Der eigenwillige Mund zuckte in den Winkeln belustigt. Wenn sie etwas bedrückte, konnte es der Magen sein nach den Smörrebrode und öligen Fischsalaten, aber Kopfschmerzen — bah — Ihre Augen blieben an prächtig dekorierten Auslagen hängen. Schöne Hütchen —, aber für eine „Schwester" zu wenig verwendungsfähig. Schmuck kaufen? — Sie trödelte weiter. Ein Schaufenster mit Damenartikeln. Ganzseidene Ganzstrümpfe, halbseidene Halbstrümpfe, Untergarnituren verlockend, Büstenhalter —. Hatte die Türklinke in der Hand, stand im eleganten Laden.

Die kleine Verkäuferin schaute sie verlegen an. „Sprechen Sie Deutsch?"

Das kleine Fräulein lief davon, aber Anna Breiter wußte aus Erfahrung, sie würde mit der Chefin wiederkommen oder einer Sprachkundigen. Es war eine schlanke hellblonde Kollegin mit roten frischen Backen.

„Ich spreckke Deutsch!"

So, so — jetzt hieß es wenig Worte machen, nicht schwatzen, in kindlicher Wortenge verstand man sich immer.

„Badeanzug — *tröken*!"

Die Kleine verstand erfreut und schleppte eine Auswahl heran. Anna Breiter hatte im Sessel Platz genommen und wählte lange. Einige Modelle hielt sie sich am Spiegel vor den Körper. Die Verkäuferin beobachtete sie, reichte ihr verstohlen immer wieder dasselbe Stück vor. Sie hat recht, die Schöne, versicherte sich Anna Breiter, hat Geschmack, das Kind. Blau, vornehm, schwere Wolle. Der Kauf kam zustande. Anna Breiter flanierte, ihr Paketchen an der Hand baumelnd, weiter. Achtete des Weges nicht, dachte einiges halb, nahm die Gegenwart auf, suchte den Schatten von Straßenbäumen und stand unvermutet wieder am Hafen, unterhalb des Flusses. Auch recht —, sie schritt vorsichtig über die Gleisanlagen der Bahnen, die am Kai entlang liefen, und wanderte trotz Sonnenglut stromauf, Richtung Lilla Bommen. Dampfer lagen an den Plätzen, Schoner, Fischereifahrzeuge, kleine Boote, es wurde gearbeitet. Ein großer weißer Passagierdampfer stieg wie eine Wand aus dem Wasser heraus, ließ sich bestaunen, protzte. Die Fallreeptreppe lud förmlich zur Benutzung. Das Schiff war fast leer, die Fahrgäste schwirrten sicher mit Reiseomnibussen durch die Sehenswürdigkeiten der Stadt. Anna Breiter wandte sich ab: die Dinger kennen wir mitsamt ihrem Amüsierbetrieb — gehen wir weiter zu unserer kleinen schwarzen Flunder, der „Anne-Marie".

An kleinen Fährdampfern vorbei kam sie zum Schiff. Den Landungssteg zierte ein Tau statt eines Geländers, die ganze Geschichte schwankte leicht, aber sie kletterte über die Brücke, deren aufgenagelte Sprossen genügend Halt boten. Nur — daran hatte sie nicht gedacht! Es wurde ausgeladen. Der Dampfer dröhnte, die Krane spuckten vor Eifer, die Winden und Flaschenzüge schrien unwillig. Wollte man nicht eine Last durch die Luft baumelnder Waren gegen den Kopf haben, mußte man verdammt Obacht geben.

(Fortsetzung folgt.)

Schluß von Seite 3: Berstende Bomber

bevor es dem Flugzeugführer gelingt, auszusteigen. Nur noch zwei Mann seiner Besatzung konnten den Boden mit dem Fallschirm sicher erreichen. Denn kaum war Oblt. Br. aus seinem schwer getroffenen Bomber herausgesprungen, barst dieser in vier Teile auseinander. Wie große Fackeln gleiten diese zur Erde. An den Aufschlagstellen steigen fast senkrecht, so windstill ist es, dicke schwarze Qualmwolken zum Himmel empor, bilden, sich in der Höhe immer mehr auseinanderziehend, mit den Brandwolken der anderen abgeschossenen Maschinen eine Wand, hinter der die Berge verschwinden. Noch vier sind im Bereich der Flakabteilung des Hauptmanns Z. abgestürzt. Neun hatten eine Rauchfahne gezeigt.

Deutsche Jäger verfolgen den Gegner und schießen noch einen Viermotorigen ab. Die deutschen und italienischen Kanoniere sind stolz darauf, daß ihnen vier Abschüsse einwandfrei zuerkannt werden, noch viel mehr aber darauf, daß die 33 feindlichen Maschinen nicht ihr eigentliches Angriffsziel erreichten. Sie haben ihre Aufgabe vollauf gelöst. Die Kampfflieger werden ungehindert ihre Einsätze gegen den Landekopf von Anzio und Nettuno fliegen können.

Geneigter Leser, merkst du was?

Von kostbaren Hühnern und keuschen Frauen.

Das müssen gefährliche Bestien sein, die Hühner des kolumbianischen Bergdorfes Muzo. Wenn eines von ihnen geschlachtet wird, steht ein Soldat dabei, und schwere Strafen drohen dem, der ohne militärischen Beistand sein Huhn in den Topf befördert. Oder sind etwa die Hühner dort so selten, daß sie den Arbeitern in den Smaragdminen zur notwendigen Nahrung vorbehalten sind? Geneigter Leser, merkst du was? Mit dem Wort Smaragdminen haben wir das Huhn aus dem Stall gelassen. Überall im Bereich der Edelsteinlager liegen kleine Smaragde umher, die die Spanier schon bei der Entdeckung der Gruben übersehen oder mißachtet hatten, und die Hühnerscharen picken mit ihrer Nahrung solche Steinchen oder Schliffsplitter auf. Dieser Schatz wird nun bei der Schlachtung durch Beamte dem Kropf entnommen und die entleerte Schatzkammer kann vom Besitzer gekocht oder gebraten werden, wenn ihm der Appetit nicht vergangen ist. Die Gegend ist zur Anlage von Hühnerfarmen nicht zu empfehlen, denn aus den eigensüchtigen Gründen der Regierung ist die Ausfuhr des Geflügels streng verboten, und seltsamerweise sieht man auch Frauen nur ungern in diesem Gebiet, weil die Sage geht, daß in der Gegenwart einer treulosen



Frau die Smaragde zerspringen. Die vorsichtige Regierung ist äußerst unhöflich gegen die kolumbianischen Frauen!

Der Kapitän, der bellende Hunde haßte.

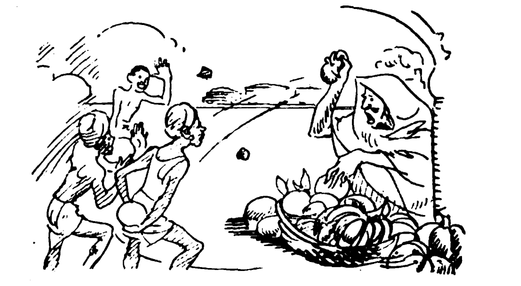
Wütend stampft der Kapitän auf die Deckplanken seines Segelschiffs und schlägt die Türe der Kajüte hinter sich zu. Dabei hat ihn das sonst so unfreundliche Feuerland, dessen Ränder er ein paar Jahrhunderte nach der Entdeckung endlich erforschen sollte, ganz freundlich empfangen. Von der eisigen Küste des äußersten Südamerikas her bellte ihm ein Rudel von Hunden freudig und erwartungsvoll entgegen. Der Kapitän wußte nun, daß andere Europäer vor ihm sich an der als unerforscht geltenden Küste aufgehalten hatten. Aber mußten denn die Hunde von Europäern hierher gebracht worden sein? Hätten es nicht viel eher amerikanische



Wildhunde sein können, die ihn mit ihrem Gebell begrüßen wollten? Geneigter Leser, merkst du was? Es ist Tatsache, daß kein Wildhund bellt, und selbst wenn unser gezähmter Hund verwildert, klingt in seinem Heulen immer noch das Bellen mit, das er sich im Zusammensein mit dem Menschen erworben hat. Fast als hätte er damit ein Ausdrucksmittel gefunden, um seinem Herrn die Stufen seiner Gefühle deutlich werden zu lassen. Und in unserem Fall bellten die Hunde dem Seefahrer entgegen: Zu spät gekommen, sehr geehrter Herr! Was dieser prompt verstand und mit dem Zufeuern der Kajütentüre beantwortete.

Die seltsamste Krankheit.

An der Reeling eines Küstendampfers, der die kleinen Häfen der malaiischen Halbinsel verbindet, lehnt eine eingeborene Frau mit ihrem schlummernden Kind im Arm. Plötzlich tritt ein blitzäugiger Malaie neben sie, hebt ein Stück Holz vom Deck auf und wirft es mit hocherhobenen Armen ins Meer. Die Reaktion der Frau an seiner Seite ist ebenso unerwartet wie schauerlich: Mit grauenhaftem Entsetzen im Blick schleudert die Malaiin ihr Kind dem Stück Holz nach in die Fluten. Und nun kommt das Seltsame. Im nächsten großen Hafen wurde der Fall verhandelt und der Mann, nicht etwa die Frau, zum Tode verurteilt. Der geneigte Leser merkt, daß zwischen den beiden Handlungen eine ursächliche Beziehung bestand, die dem Gericht offenbar war. Die Kindsmörderin wurde in ein Hospital geschafft. Und diese Tatsache wirft ein Licht auf den merkwürdigen Fall. Die Frau litt an der unter Malaien nicht eben seltenen Krankheit, die im Volksmund „latah" heißt und auch klinisch beschrieben ist. Der von ihr Befallene ist widerstandslos dazu gezwungen, alle Handlungen, die eine andere Person absichtsvoll vor ihm ausführt, nachzuahmen. Unwillkürlich reagieren die Muskeln des Kranken, deren Beherrschung verlorengegangen ist, wie beim Veitstanz etwa. Der Malaie hatte gewußt, daß die Frau unter dem zwingenden Diktat der „latah" handeln mußte und seine Kenntnis zu dem rachsüchtigen Verbrechen benützt. In den meisten bekanntgewordenen Fällen allerdings hat dieser Nachahmungszwang eher komische als schauerliche Vorfälle gezeitigt. So saß auf dem Bahnhof einer kleinen malaiischen Station eine alte Obsthökerin, deren schwache Seite von den auch hier erfindungsreichen Straßenjungen ausgenützt wurde. Die nämlich warfen Steine nach dem armen Weiblein und wurden dafür von diesem mit einem Hagel süßen Obstes überschüttet. Und nun begeben wir uns von Malaia in eine europäische Straßenbahn. Mit wohllüstigem Gähnen zeigt uns da einer seine Rachenmandeln und die gegenüberliegende Reihe der Fahrgäste ist unwiderstehlich angesteckt. Eine harmlose Spielart der Nachahmungskrankheit gähnt uns da entgegen.

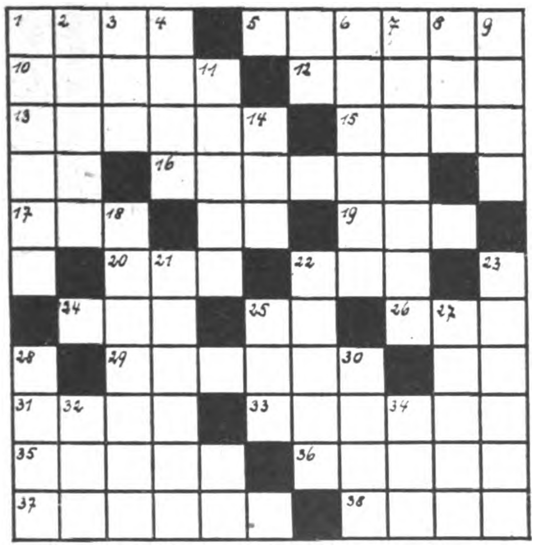


Ein Erdteil ehrt das Ungeziefer

Nie in der Welt hat man Motten, Läusen und Wanzen größere Ehre angetan als vor etwa zehn Jahren bei ihrer Landung in Australien. Wissenschaftliche Kommissionen eilten zu ihrem Empfang herbei, und die Menschen rieben sich verständnisinnig blinzelnd die Hände. Es fehlten nur noch die Triumphbogen, als sich das Ungeziefer auf seinen Weg in das Innere des Landes begab. Zum hellen Entzücken der Bewohner vermehrte sich diese hochgelobte Pest und breitete sich

RÄTSEL

Kreuzworträtsel.



Waagrecht: 1. Rabatte, 5. krankhaft, 10. Amtstracht, 12. weibl. Vorname, 13. weibl. Vorname, 15. südafrikan. Neger, 16. Geschützteil, 17. portugies. Kolonie, 19. Donauzufluß, 20. Gebirge in Marokko, 22. griech. Gott, 24. Himmelsrichtung, 25. ägypt. Gott, 26. Verbindung, 29. Anerkennung, 31. Mondgöttin, 33. Kleidungsstück, 35. Straßenzug, 36. Kind, 37. Insel, 38. Eingang. — Senkrecht: 1. Weinstube, 2. Muse der Liebespoesie, 3. räumlicher Begriff, 4. Tauende, 6. polizeiliche Streife, 7. Panzer, 8. Rheinzufluß, 9. österreich. Feldmarschall 18. Jahrh., 11. Preistafel, 14. Farbe, 18. Zeughaus, 21. jonische Insel, 22. plötzlicher Schrecken, 23. Schulmeister, 25. alkohol. Getränk, 27. Schläge, 28. betagte Frau, 30. Hafenstadt in Belgien, 32. Schweizer Kanton, 34. Schiffsart.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: ban — char — da — dam — di — di — dy — e — e — e — ei — ek — en — en — feu — ha — ho — i — i — in — lim — mat — mi — mi — na — na — na — ne — ni — on — ri — rik — sack — sar — se — sta — sus — tri — tum — u — um — ve sind 16 Wörter zu bilden, deren 1. und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen volkstümlichen Spruch ergeben. 1. Land in Asien, 2. Bühnenfach, 3. Nebenfluß der Etsch, 4. Staat in Nordamerika, 5. chemisches Element, 6. Stadt in Holland, 7. Fluß in der Schweiz, 8. Wagnersche Bühnengestalt, 9. Verzückung, 10. italien. Stadt an der Adria, 11. griech. Sagengestalt, 12. Heringsfisch, 13. Stadt im Sudan, 14. Stadt auf Cuba, 15. Schlingpflanze, 16. Brauch.

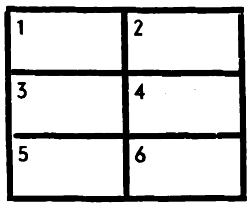
1 .... 9 ....
2 .... 10 ....
3 .... 11 ....
4 .... 12 ....
5 .... 13 ....
6 .... 14 ....
7 .... 15 ....
8 .... 16 ....

Zahlenrätsel.

1 2 8 6 9 10 5 8 1	Grabstätte
2 11 5 10 7 5 12	Werkstatt
3 5 13 12 9 14 15	Kleidungsstück
4 2 14 15 5 4	Körperteil
5 1 16 7 12 7 15	Erfahrung
6 2 16 13 7 12	Edelstein
7 4 15 2 12 4 2 11	Fleischton
8 12 6 8 10 2	weibl. Vorname
1 5 6 6 7 4 3	Metall

Die Anfangsbuchstaben ergeben von oben nach unten gelesen den Namen eines Leichtmetalls.

Silbenkreuz.



1—2 heimlicher Zuhörer
1—3 Hinterhalt
1—4 Gartenhaus
2—4 Bruchstück
3—4 Rechtsnachfolger
3—5 weiblicher Vorname
5—4 Radteil
5—6 Wasserfahrzeug

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Beet, 5. morbid, 10. Ornat, 12. Karla, 13. Dagmar, 15. Zulu, 16. Protze, 17. Goa, 19. Inn, 20. Rif, 22. Pan, 24. Ost, 25. Ra, 26. Ehe, 29. Ehrung, 31. Luna, 33. Mieder, 35. Trakt, 36. Knabe, 37. Eiland, 38. Tuer. Senkrecht: 1. Bodega, 2. Erato, 3. eng, 4. Tamp, 6. Razzia, 7. Brünne, 8. Jll, 9. Daun, 11. Tarif, 14. rot, 18. Arsenal, 21. Ithaka, 22. Panik, 23. Lehrer, 25. Rum, 27. Hiebe, 28. Alte, 30. Cent, 32. Uri, 34. Dau. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Indien, 2. Naive, 3. Eisack, 4. Idaho, 5. Natrium, 6. Edam, 7. Limmat, 8. Erik, 9. Ekstase, 10. Rimini, 11. Endymion, 12. Sardine, 13. Chartum, 14. Habanna, 15. Efeu, 16. Usus. „In eine leere Scheune kommt keine Maus." ✱ **Zahlenrätsel:** Mausoleum, Atelier, Gehrock, Nacken, Empirik, Saphir, Inkarnat, Ursula, Messing. „Magnesium." ✱ **Silbenkreuz:** 1. LAU, 2. SCHER, 3. ER, 4. BE, 5. NA, 6. CHEN.

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck)

Dreizüger von Th. Suggel, Leverkusen.

Weiß: Kb3, Ta2, Te2, Lf3, Sg7, Bb2, d2, g2 (8).
Schwarz: Kd3, Tg1, Sd1, Sg4, Bb5, b7, f2, f4, f5 (9).

Lösung:

1. Te6, Kd4; 2. Sf5†, Kc5; 3. d4‡.
1. . . ., K×d2; 2. Td6†, Ke3; 3. Sf5‡ usw.

Schach bei der Marine

Verfehlte Entwicklung in einer Sizilianischen Verteidigung, gespielt im März 1944 im Norwegeneinsatz, gewonnen von Mar. Artl. C Riepenhausen.

1. e4, c5; 2. c3 (vom Weltmeister Aljechin neuerdings wieder mit Erfolg angewandt); 2. . . ., e6; 3. d4, d5; 4. e×d5, e6×d5; 5. Sf3, Lf5? (vorerst ist Sc6 besser); 6. Db3!, b6; 7. Lb5†, Ld7; 8. Se5, L×b5?; 9. D×b5†, Sd7; 10. 0—0, Sf6; 11. Te1, De7 (falls Le7, so Sc6!); 12. Ld2, a6; 13. Dc6, Td8; 14. S×d7, Se4; 15. Sf6‡!. Es wurde noch folgendes als „Variante" versucht ab 12. . . ., Se4; 13. f3, ab; 14. Sc6; 14. Dc6, Td8; 15. f×e4, Dd6; 16. e×d5, D×c6; 17. S×cb†. Schwarz gab auf, denn nach 17. . . ., Le7 geht mit 18. T×e7† eine zweite Figur verloren.

vergnügt über eine Viertelmillion Quadratkilometer guter Bodenfläche aus. Warum dieser ehrenvolle Empfang? Der geneigte Leser merkt noch nichts, denn ihm fehlt das Schlüsselwort. Dieser Schlüssel zum Rätsel heißt: Kaktus. Schon bei der Besiedelung des Erdteils mit englischen Verbrechern war der Feigenkaktus von Rio de Janeiro her mit übers Meer gekommen und hatte sich dann durch spätere unkluge Maßnahmen so ungeheuer vermehrt, daß er fast dreimal mehr Boden überwucherte, als auf dem ganzen Kontinent an Anbaufläche gewonnen worden war. Nachdem die Farmer vergeblich mit Feuer und Haumesser gegen das Verderben losgegangen waren, wollte man die unnützen Pflanzen ihren natürlichen Feinden übergeben und führte aus Südamerika die Cochenillelaus, die Melitavamotte und die Kaktuswanze ein. Mit Gier stürzte sich die Teufelsbrut auf die grüne, verfilzte Kaktusfläche und befreite



zwei Drittel des befallenen Bodens von der Plage. Bleibt nur abzuwarten, was das Heer der Motten, Wanzen und Läuse zu tun beschließt, wenn es aus Mangel an Kakteen vor brennenden Existenzsorgen steht. Man sagt, daß sich in Südamerika heute schon ihrerseits die Feinde des Kokkus und der Melitava reisefertig machen.

Leckerbissen mit Hindernissen.

Es gibt eine Frucht in der Welt, für die die Chinesen ihre Seele verkaufen, nach der der Tiger im Dschungel lustverstohlen blinzelt und die auch Europäer als das Köstlichste preisen, was jemals über die Zunge gegangen sei. Die Beschreibungen des Genusses schwelgen in einer Mischung aus fetter Schlagsahne, Mokka, Nüssen und Kakao. Das graugelbe Fleisch dieser ananasgroßen Durian- oder Zibetfrucht ist von einer stacheligen Schale umgeben, ähnlich wie unsere Roßkastanie, und ganze Bootsladungen werden in Bangkok und den Häfen Sumatras zu Markte gebracht. Aber nur an bestimmten Tagen darf die Frucht in Bangkok und nur an zugewiesenen Plätzen verkauft werden. Spielt da ein Aberglaube mit oder will man die Eingeborenen nicht verwöhnen? Geneigter Leser, riechst du was? Die Medaille hat eine Kehrseite! Wer die Frucht jemals geschnuppert hat, glaubt, nie mehr glücklich werden zu können. Hier schwanken die Beschreibungen zwischen



toten Ratten und hochreifem Limburger Käse, durchweht von dem Zephir fauler Eier. Gott schütze die armen Seeleute! Eigene Fallreepwachen der im Hafen liegenden Schiffe müssen dafür sorgen, daß keine der mephitischen Früchte an Bord kommt. Und nimmt sich ein Europäer das Herz, noch bis zum Geschmack vorzudringen, so muß er zwischen Nase und Mund eine Serviette binden. Einer der wenigen Fälle, wo Menschen mit schwerem Stockschnupfen zu beneiden sind.

Der Charakter

Als König Friedrich Wilhelm III. von Preußen an einem Beinbruch darniederlag, kamen täglich viele Personen ins königliche Schloß, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen und sich in die Liste der Besucher einzutragen. Weil der König einen ihm unbekannten Namen immer wieder darauf fand, wünschte er zu wissen, wer und was der Betreffende sei. Der Beamte forderte den Mann deshalb, sobald er wieder erschien, um des Königs Gesundheitszustand zu erfahren, auf, diesmal neben seinen Namen auch seinen Charakter zu schreiben. Dies Ansinnen befremdete den Besucher zwar, aber nach einigem Zögern und Nachdenken erfüllte er das Begehren des Beamten, der ihm sagte, daß der König es so wünsche, und schrieb neben seinem Namen: „etwas hitzig, aber bald wieder gut". J. D. W.

Schilda

In einem herrschaftlichen Gerichtsprotokoll aus dem Jahre 1844 heißt es: „Der Bauer N. wurde wegen thätlichen häuslichen Zwistigkeiten vor Gericht citirt und zu 25 Stockstreichen akkordirt. Dieses Urtheil wurde unter heutigem Datum publizirt und vollzogen, jedoch ist der Beklagte nicht erschienen." O. B.



Eine neugierige Frage: Was sagt er ihr?
Auf einer Bank hinter dem Haus sitzen zwei Menschen in zutraulichem Geplauder. Es wäre gewiß indiskret, zu lauschen. Im Vorbeigehen hören wir nur ein Lachen in Moll, das hinter uns herschwingt mit seinem sammetweichen Alt. Wer sind die zwei, und worüber sprechen sie? Versuchen wir unseren Scharfsinn zu bemühen!
Aufn.: Karl Kurt Wolter.

Im Vertrauen gesagt . . .

Ein rascher Blick auf den Trauring der Dame — sind die beiden ein Paar? Schwerlich; e r trägt offenbar überhaupt keinen Ring. Außerdem spricht die noch etwas zurückhaltende, förmliche Verneigung des Herrn über die linke Hüfte weg und seine Art zu lächeln für eine weniger vertraute Beziehung, auch wenn er ihr hier etwas „im Vertrauen" zu sagen scheint. Sie hat wohl ein Hauskleidchen an: einen silbrig-braunen, selbstgestrickten Pullover und dazu ein plissiertes Wollröckchen, das braungelb und diagonal kariert ist. Die Farbe ihres seidigdunkelbraunen, natürlich-fallenden Haares klingt sehr fein mit dem etwas stumpferen Ton der wollenen Strickarbeit zusammen. Die Dame hat Geschmack. Und wie sie die Füße stellt, das verrät viel Anmut, aber zugleich auch eine betonte Zurückhaltung und Sittsamkeit.

Er kann etwa hier zu Besuch sein Hat Hut, Handschuhe und Stock (sicherlich Bambusstock!) in der Garderobe zurückgelassen. Hat e r die beiden Faltbogen, deren Betrachtung sie gerade unterbrochen haben, vielleicht zum Anschauen mitgebracht? Oder hat s i e die Blätter hervorgeholt? Wenn e r sie mitgebracht hätte, müßte doch irgendwo die unvermeidliche Aktentasche zu sehen sein. Also ist s i e wohl rasch mal ins Haus gelaufen, schnellfüßig, leichtfüßig und mit ihrem schwingenden leisen Lachen . . und sicher sind es Bilder, vielleicht Photographien von ihr, kaum etwa ein gedruckter Text, denn da würden sie doch nicht jeder ein Blatt aufgeschlagen halten. Die Photos — wenn es Photos sind! — wird sie nicht selbst hergestellt haben. Lichtbildner wie Liebhaber fertigen kaum solche Umschlagdecken für ihre einzelnen Arbeiten an.

Was zeigen nun die Bilder? Landschaften? Stilleben? Dann würde er in seinem Mienenspiel den kritischen Betrachter oder bewundernden Ästheten verraten. Er hingegen macht ihr ganz zweifellos Komplimente. Er schmust förmlich, raspelt Süßholz sozusagen. Er sagt vielleicht: „Es ist schwer zu entscheiden, wer die Schönste dieser drei Göttinnen ist: eine der beiden Aufnahmen oder Sie von Fleisch und Blut." Und nach einer Pause: „Es ist natürlich g a r nicht schwer zu sagen . . ." Der Herr mit den betont zurückgebürsteten Schläfenhaaren und dem Menjou-Bärtchen ist gewiß ein kleiner Schwerenöter: aber sie wird sicher nicht nur auf i h n Eindruck gemacht haben, denn auch wir finden sie ja (je nach Temperament) reizend, wunderbar, hübsch oder bezaubernd. — Die Bilder sind ganz gewiß ihre neuesten Porträtaufnahmen, die ihr in besonders appetitlicher Form überreicht wurden. Sind es gegen Bezahlung hergestellte Lichtbilder? Das scheint nicht der Fall zu sein. Die Aufnahmen sind wohl Widmungen, wie sie ein Bildberichterstatter seinem liebenswürdigen Modell verehrt, ein kleiner Dank für die freundliche Erlaubnis der Herstellung anderweitiger Aufnahmen von — sagen wir: Szenenbildern aus einem Bühnenwerk. Und dann wäre die Dame also Schauspielerin, und der schmunzelnde Besucher könnte vielleicht ihr Partner in irgendeinem Theaterstück sein. — Stimmt's?



Der Duce bei einer neuen italienischen Division.
Nach dem Treffen mit dem Führer besichtigte der Duce eine der unter deutscher Anleitung nach den neuesten Erfahrungen ausgebildeten und mit den besten Waffen ausgerüsteten italienischen Divisionen. Während der Besichtigung der Schießausbildung.



Der Duce spricht zu seinen Soldaten.

DER DUCE BESICHTIGT EINE DER NEUAUFGESTELLTEN ITALIENISCHEN DIVISIONEN

*



← **Während der Besichtigung.** Der Duce im Gespräch mit dem deutschen Botschafter und Bevollmächtigten des Großdeutschen Reiches in Italien, Rahn.

*

→ **Im Gespräch mit einem deutschen General.**



Aufnahmen: Gerd Baatz (Laux).

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München
ABCDEFG 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 18. MAI 1944
19. JAHRGANG :·: FOLGE 20

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:

....

....

VERLAG FRANZ EHER NACHF., GMBH., MÜNCHEN 22.



Der Erbhofbauer draußen an der Front kann ruhig sein: die Bäuerin schafft es schon!
Ein knappes Stündchen am Nachmittag, wo sie sich zu ihren Kindern setzen kann, um gleichzeitig die Schularbeiten der Ältesten zu beaufsichtigen, ist die wohlverdiente kurze Ruhepause im arbeitsreichen Tagesablauf.
Zu unserem Bildbericht: „Hände, die nie zur Ruhe kommen" von Haine-PBZ.

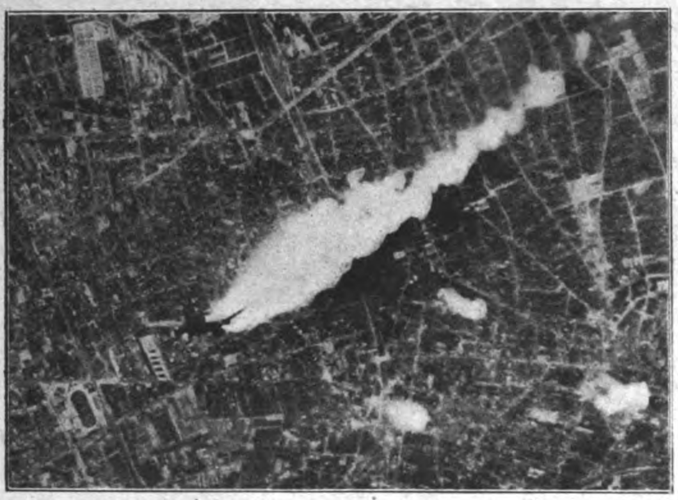




Jeder Treffer
reißt schwere Lücken in den feindlichen Nachschub. Deutsches Pakgeschütz feuert in angloamerikanische Fahrzeugkolonne.

Der rege Fahrzeugverkehr des Feindes bietet unsern Kanonieren gutes Ziel. Schuß auf Schuß verläßt das Rohr in direktem Beschuß. Fahrzeugtrümmer an der im Ziel liegenden Straßenkreuzung zeugen von der zuverlässigen Wirkung dieses an beherrschender Stelle aufgefahrenen Pakgeschützes. Oft genug hat der Feind versucht, diesen lästigen Störer seines Nachschubs durch Bomben und Artillerie auszuschalten, aber das Geschütz ist zu beweglich: ein rascher Stellungswechsel entzieht es den feindlichen Beobachtern.

'raus, was das Rohr hergibt!
An der süditalienischen Front hat ein schweres deutsches Pakgeschütz eine wichtige Nachschubstraße des Feindes unter Feuer genommen.

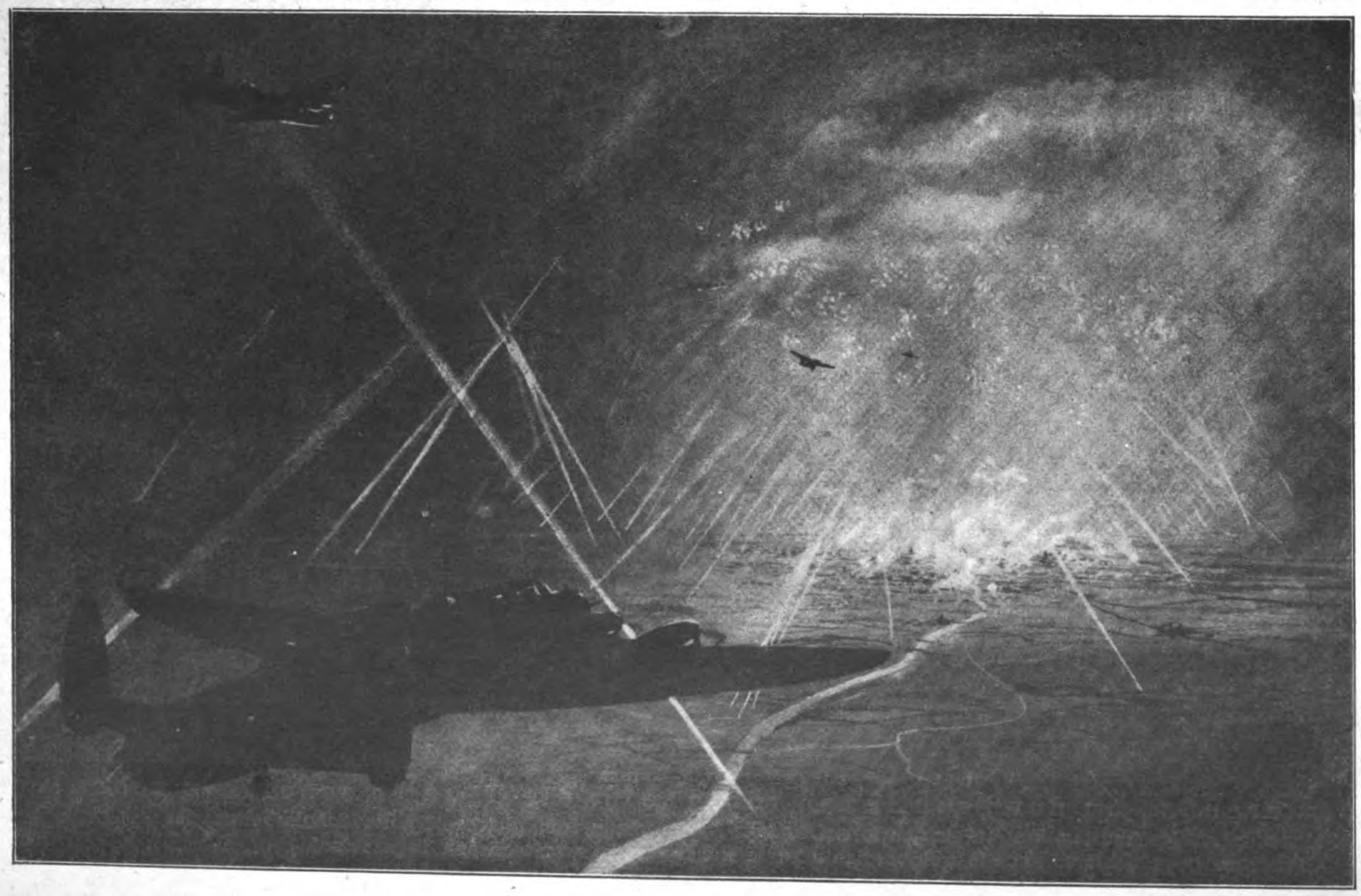


Aufn.: Sphere.

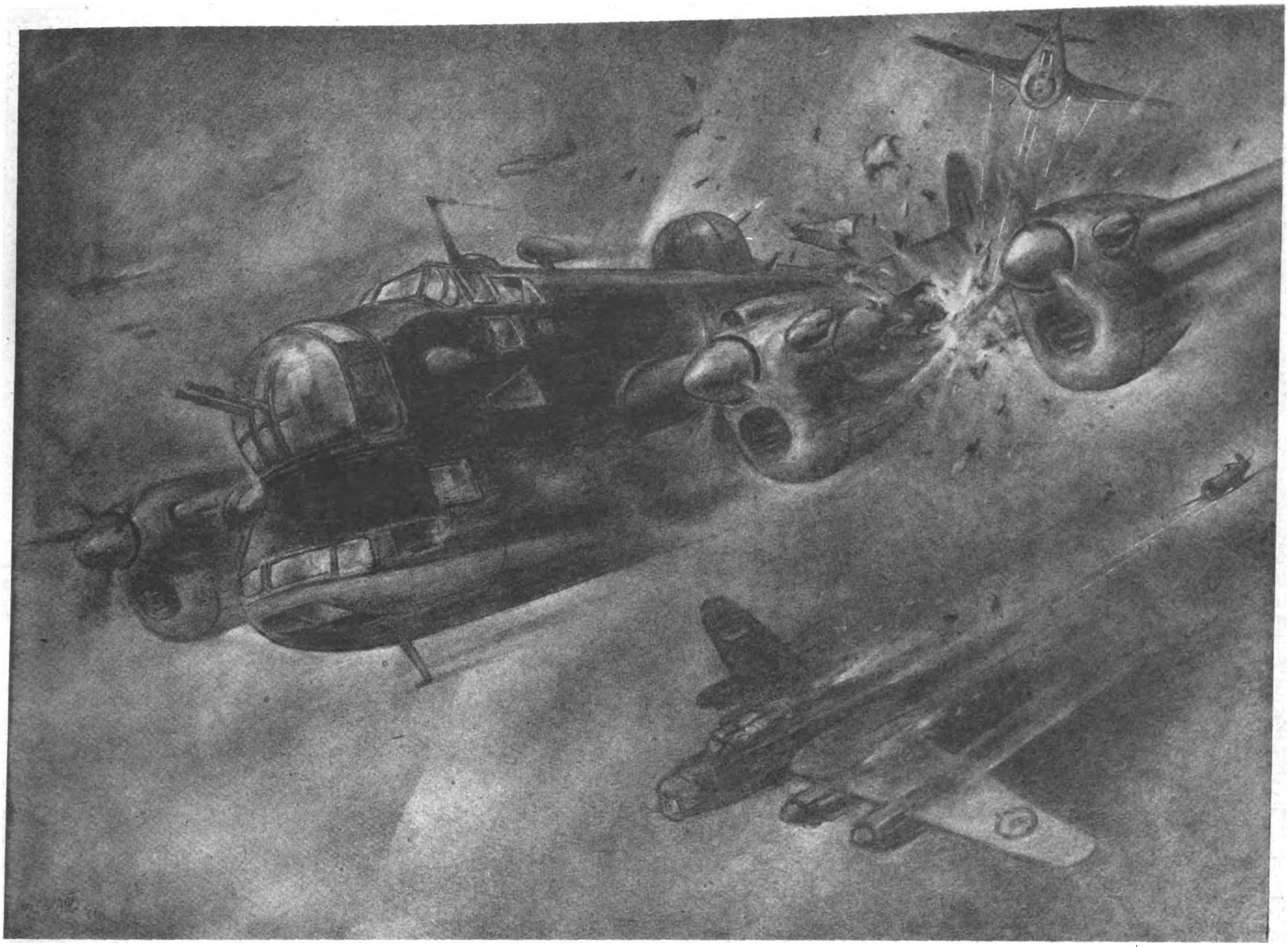
Mit weißer Rauchfahne . . .
Ein amerikanischer Terrorbomber stürzt, von deutscher Flak getroffen, brennend über Paris ab.



„Der Regen ist schuld."
Unter diese Zeichnung schreibt die Londoner Zeitschrift „Sphere": Intensiver Regen ist einer der drei Hauptfaktoren, die den Angriff auf Cassino verzögern."



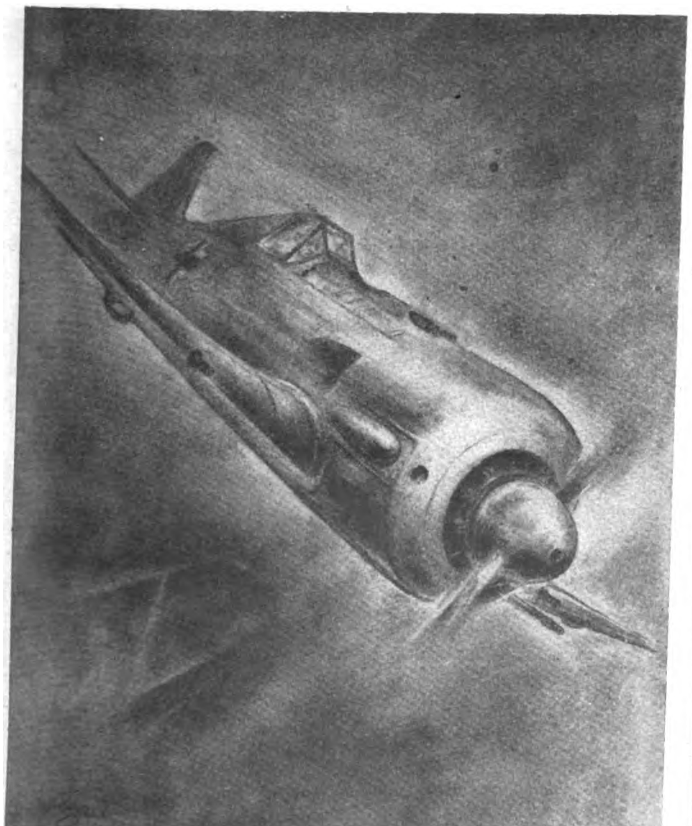
Der Käfig über Berlin.
Ein englischer Flugzeugführer schildert die Angriffsflüge gegen die Reichshauptstadt folgendermaßen: „Vor einem befindet sich eine riesige, hellerleuchtete Bühne. Es ist wie ein Käfig, eigens aufgebaut, um einen zu fangen, und dennoch muß man mit Überlegung hier hinein und das Risiko, gefangen zu werden, auf sich nehmen. In dem Augenblick, in dem man die erleuchtete Kampfzone betritt, ist der Vorhang wie weggezogen von einem, und hier steht man ganz nackt und gottverlassen." Der Flugzeugführer schließt: „Es war ein helles Tageslicht, nur noch viel heißer. Ein verfluchtes Licht, angezündet von Hunderten von Leuchtraketen und Scheinwerferkegeln. Man konnte ihm nicht entkommen. Wir kamen aus dem Dunkel, und dann schien unser Flugzeug einfach bewegungslos stehenzubleiben."



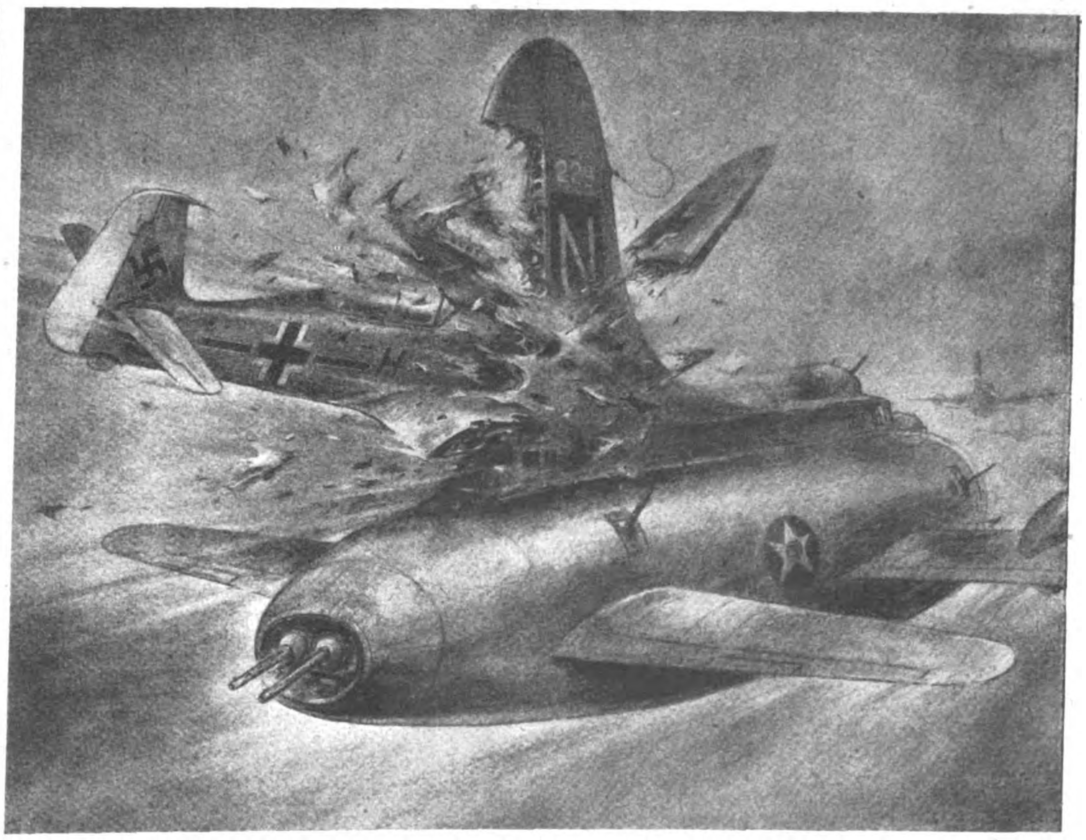
„...Unsere Nachtjäger sind am Feind..."

Der Hund muß herunter!

Die tapfersten Nachtjäger der Welt bieten alle ihre hervorragend geschulte Begabung und ihre ganze Energie auf, um den Mördern unserer Frauen und Kinder, den Schändern unserer Kulturstätten ihr verbrecherisches Handwerk zu legen. Im Zusammenwirken aller Kräfte der deutschen Luftverteidigung und der deutschen Flugzeug- und Rüstungsindustrie wird der Luftkrieg eines Tages zu unseren Gunsten entschieden werden.



Die „wilde Sau" –
so heißt im Fliegerjargon dieser einmotorige Jäger, der sehr schnell und reichlich bestückt ist und dabei nur ein kleines Angriffsziel bietet. Seine Hauptarbeit beginnt über dem Zielraum selbst. Zu Hunderten fällt er über den Feind her, der gerade seine Ziele auszumachen sucht.



„'rangehen bis auf Rammnähe!" –
das ist die Losung, die unsere Jäger an den Feind heranführt. Mit unvergleichlichem Draufgängertum stürmen sie durch den Feindpulk und mähen mit ihren Bordwaffen, was sie an Viermotorigen vernichten können. Sie denken an Feldwebel W., der seinen Gegner rammte, als die Waffen versagten.

Zeichnungen: Lazarus.





Stützpunkt im ewigen Schnee des Pindusgebirges.
Hier oben in der vegetationslosen Zone baut sich der deutsche Soldat seine Unterkünfte aus Kistendeckeln und Kanisterblech.



Der Feind ist erkannt!
An einer italienischen Landstraße steht ein größeres Schild mit der Aufschrift: „Achtung! Bandengefahr! Schußwaffen bereithalten!" — Die Banditen, die sich bemüßigt fühlten, hierzu ihre schmutzige Visitenkarte abzugeben, versahen das Schild mit zwei roten Sowjetsternen und strichen dazu die Zeilen rot durch, als wollten sie damit zum Ausdruck bringen: so ernst sind wir nun wiederum nicht zu nehmen. Die Bevölkerung dieses Gebietes hat ihren Feind klar erkannt. Das Hakenkreuz ist für sie der Bürge für ihre persönliche Sicherheit, und ihre Parole heißt: „Gegen den Bolschewismus! Für Freiheit und Brot!"



Das Holz zum Heizen
wird bis zu der Höhe des Stützpunktes einigermaßen mühsam heraufgeschafft. Die Waffe ist schußbereit umgehängt.

Dazwischen liegen 2000 Meter

Während die ⟶ Kameraden ...
... in 2000 Meter Höhe in dicken Schafpelzen auf Wache stehen, ist der Fourier der Kompanie zur Küste hinabgestiegen und erntet nach einem Bad in der Adria direkt vom Baum die reifen goldenen Orangen.





OB SOMMER ODER WINTER:

HÄNDE, DIE NIE ZUR RUHE KOMMEN

⟵
Es reißt nicht ab ...
Das Tagewerk der Bäuerin und Mutter im Kriege zwingt zu höchster Bewunderung. An jedem Tag kommen zu den laufenden Arbeiten noch zusätzliche Aufgaben. Heute ist es die große Wäsche. An den Tagen zuvor beanspruchte die kranke Kuh besondere Aufmerksamkeit.

⟶
Dringend nötig
ist heute die Instandsetzung der Kinderkleidung. Was so drei Sprößlinge die Sachen strapazieren, weiß jede Mutter.



Holz ist gehauen worden,
das nun zum Trocknen gestapelt werden muß.



Ein Kälbchen wird „gemilcht".
Zu festgesetzten Zeiten verlangen die Tiere ihre Wartung.
↓





An der Schwelle des Frühlings
warten schon weitere Arbeiten, denn bald wird die Frühjahrsbestellung beginnen. Jetzt gilt es die Saatkartoffeln auszulesen.

Zugabe zum Sonntag! ⟶
Da zum Erbhof dieser Bäuerin ein Gasthof gehört, bringen der Abend und der Sonntag noch weitere Beschäftigung.

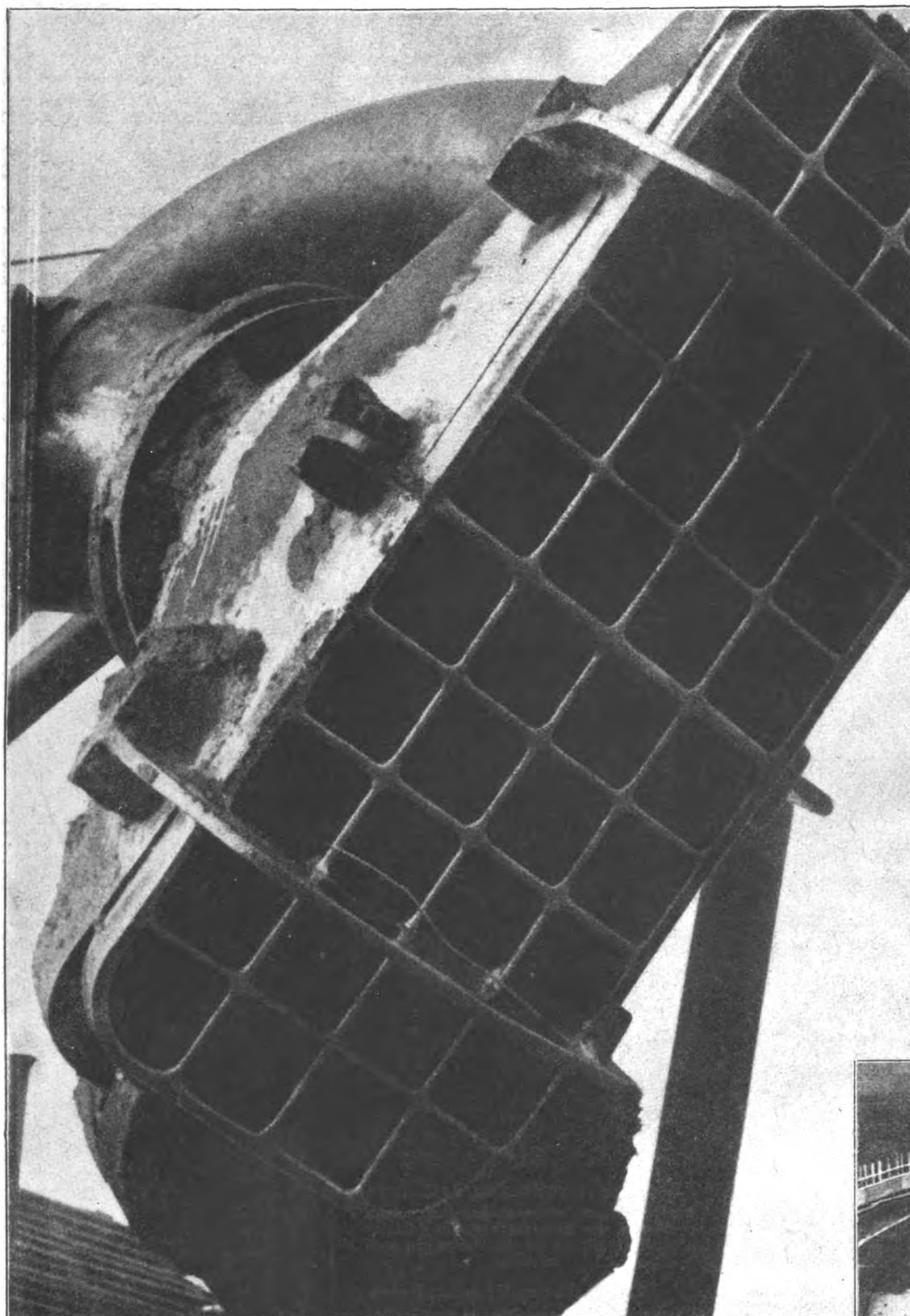




Die Tiere bewilligen keinen Feiertag oder Feierabend!
Wenn die Stunde kommt, muß gemolken werden!



Wöchentlich einmal: für die BDM.-Mädel!
Als erfahrene Hausfrau stellt sich die Bäuerin ehrenamtlich für die Unterweisung der jungen Mädchen im Kochen und in den hauswirtschaftlichen Tätigkeiten zur Verfügung.

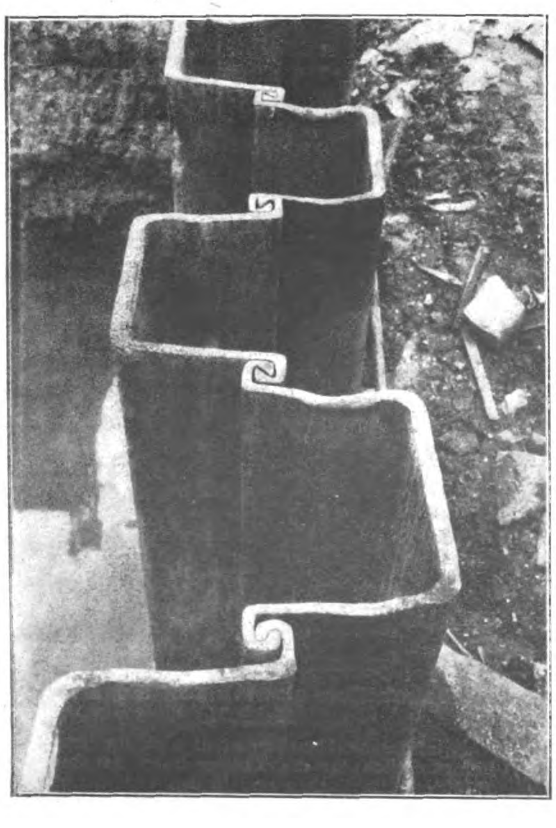




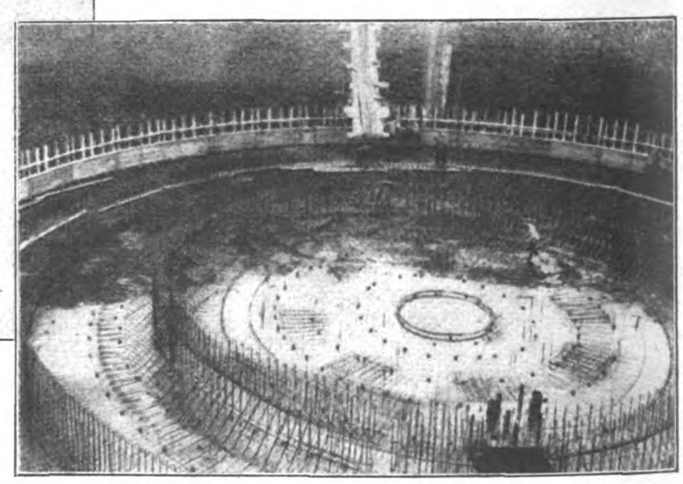
Mann an Drähten.
Wie an einer unendlichen Zementmauer klebt dieser Elektriker der OT, gleichsam eine Marionette, vor dem Prospekt eines modernen Festungsbaues. Er machte die letzten Handgriffe an der elektrischen Anlage eines Bunkers, als der Photograph ihn sah und im Bilde festhielt.

Aufnahmen: OT-Kriegsberichter Maier.

Seltsame Erinnerungen



Waffeleisen der Giganten?
Nein, das ist nur ein stählerner Saugnapf, das Mundstück des Saugrohres eines Spülschiffes. Das Waffelmuster ist das Sieb, das ein Aufsaugen größerer Steine verhindern soll. Ein groteskes Bild, eine wahrhaft seltsame Erinnerung an die Jahre, als der Atlantikwall gebaut wurde.



Ist der Wanderzirkus da?
Nicht gerade, wenn es auch fast genau so aussehen mag, als ob man hier eine fliegende Manege aufbaute. In Wahrheit handelt es sich um die Fundamentierung eines schweren Bunkers, der inzwischen längst fertiggestellt ist und eine wichtige Rolle in dem Abwehrwall am Atlantik spielt.

←

Eiserne Klauen,
die einander nicht mehr loslassen. Diese eisernen „U's" mit ihrem Zahnrand bilden die äußere Begrenzung der Zellen-Fangdämme, die in Europa wohl zum erstenmal entstanden, als man zur Durchführung des gewaltigen Atlantik-Bauprogramms einzelne Küstenstellen für bestimmte Zeit trockenlegen mußte. Die im Halbkreis dicht nebeneinander aufgestellten riesigen Zellen, die mit Kies und Sand gefüllt werden, fangen die anstürmenden Flutwellen auf und trotzen ihrer Gewalt.

→

Die Erde birst
unter der Gewalt der technischen Machtmittel — so scheint es hier. Das Bild entstand auf einem sandbeladenen Lastkahn, in den von einem Spülschiff Wasser gepreßt wird. Das Gemisch wird durch ein zweites Rohr wieder herausgesogen und dient zur Füllung von Zellen-Fangdämmen. Der Sand setzt sich dort ab und bildet eine feste Füllung der mächtigen Zellen.



Mit Frachtdampfer nach Schweden

EIN FRÖHLICHER ROMAN VON FR. OST

(5. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 19:

Das Schiff war fast leer, die Fahrgäste schwirrten sicher mit Reiseomnibussen durch die Sehenswürdigkeiten der Stadt. Anna Breiter wandte sich ab: die Dinger kennen wir mitsamt ihrem Amüsierbetrieb — gehen wir weiter zu unserer kleinen schwarzen Flunder, der „Anne-Marie".

An kleinen Fährdampfern vorbei kam sie zum Schiff. Den Landungssteg zierte ein Tau statt eines Geländers, die ganze Geschichte schwankte leicht, aber sie kletterte über die Brücke, deren aufgenagelte Sprossen genügend Halt boten. Nur — daran hatte sie nicht gedacht! Es wurde ausgeladen. Der Dampfer dröhnte, die Krane spuckten vor Eifer, die Winden und Flaschenzüge schrien unwillig. Wollte man nicht eine Last durch die Luft baumelnder Waren gegen den Kopf haben, mußte man verdammt Obacht geben.

Dort stand bei den Leuten der Erste Offizier Otto Bergner, die Hände in derben Lederhandschuhen, in den Fingern Formulare und bunte beschriebene Papiere, eine alte Jacke an. Dirigierte das Ausladen, faßte mal mit an.

Anna Breiter sah zu ihm hinüber; etwas untersetzt war er, mittelgroß, hatte ein frisches Gesicht, einige Sommersprossen an der Nasenwurzel. Die „Ersten" eines Dampfers, die sie bisher kannte, funkelten eigentlich immer in Paradeuniform, unbeschwerter als Otto Bergner aber hatten sie nie drein geschaut. Sie schlängelte sich vorsichtig in seine Nähe.

„Herr Bergner —, wie lange dauert das Ausladen?"

Er grüßte, kam ihr entgegen und rief durch den Lärm: „Bis sechs Uhr, gnädiges Fräulein!"

Sie dankte lächelnd, winkte mit der Hand — verzog sich in ihre Kabine. Warf das Paketchen aufs Bett, pustete ob der Hitze, der Kapitän hatte gebeten, die Kabinen verschlossen zu halten, solange fremde Leute auf dem Schiff arbeiteten. Bratröhre —, nein, das ging nicht, sie mußte wieder fort. Wusch sich, bearbeitete Gesicht, Hals und Hände mit Creme, die Seeluft, die Sonne hatten die Haut schon braun gefärbt und gespannt. Frisch zurecht gemacht ging sie wieder von Bord.

Schon gleich, wohin. Passierte Straßen, achtete auf Straßenbahnen, kam zum Drottningplatz, las an einem Amtsgebäude *„Posthuset"*, nicht schwer zu erraten. Sie schritt durchs Portal, das vier riesige Säulen flankierten, fand sich zurecht, bekam von einem Fräulein die gewünschten *frimärken*. Frankierte ihre Ansichtskarten und schob sie in den Briefkasten. Holla —, das wäre vollbracht. Beim Heraustreten sah sie den Bahnhof, die Centralstation. Schaute hinein, versuchte Fahrpläne zu studieren, aber weshalb eigentlich. Reisende wie auf allen Bahnhöfen, ein häßliches, eisernes, verrußtes, aber so nötiges Betriebsleben. Wanderte weiter, kam an kleinen mit Bäumen garnierten Kanälen und Wasserläufen entlang. Beruhigend, die Sonne drückte nicht mehr so stark. Verbummelte eine Viertelstunde auf einer Bank mit Lesen im Baedeker. Stopfte ihn wieder in die Handtasche, sah beim Aufschauen eine Dame auf einer anderen Bank sich mit Spiegel und Puderdose überholen und tat, was alle Frauen in diesem Falle tun. — Es steckt an wie Gähnen.

„Sympathischer Mensch —", ging's ihr durch den Kopf, „vielleicht Dreißig —."

Die Dame gegenüber meinte sie n i c h t.

*

Als sie wieder beim Dampfer eintraf, war das Abendessen bereit. Sie fand nur den Maler Orwein vor.

„Ist Ihre Frau abgefahren, Herr Orwein?"

„Ja, ich brachte sie zum Bahnhof, sie ist schon in Stockholm."

„Sie bleiben in Gotenburg?"

„Doch, ich will hier malen, habe mir heute die Stadt und die Gegend angesehn, Motive gesucht."

Sie hatten Platz genommen, aßen. Der Maler Orwein machte einen recht aufgeschlossenen Eindruck, versuchte sich in einigen Scherzen. Der Kapitän lachte mit, speiste aber hastig und entschuldigte sich, er habe es wie immer eilig, erwarte Besuch. Ein alter Seemann holte ihn vom Tische fort. Der Steward hatte gemeldet: „Der Herr Hafenkapitän!" Der war in die Messe geschlingert mit einer kräftigen Begrüßung. Um Backen und Unterkiefer eine graue Bartkrause, Kinn und Oberlippe rasiert, in dem verwetterten roten Gesicht blickten ein Paar Augen wie schwarze Jettknöpfe. Viel Goldlametta um Ärmelaufschläge, Kragen und Mütze. Sie gingen in den Privatraum des Kapitäns.

„Ich werde mir ein Buch holen und mich aufs Sonnendeck setzen", sagte Anna Breiter, „es ist jetzt so ruhig auf dem Schiff, die Luft ist so rein, ein schöner Abend."

„Und ich werde noch ein bißchen herumbummeln", meinte Orwein, „vielleicht finde ich eine schöne Abendstimmung."

Anna Breiter amüsierte sich, er strich und zupfte dauernd an seinem guten Anzug herum. Eine Angewohnheit. Für solche Dinge schien seine Frau keine Augen zu haben. Ein merkwürdiges Paar.

Das Buch in der Hand, ging sie hier an Deck entlang, dort entlang. Bestimmt suchte sie niemand. Aber wie von ungefähr kam ihr Otto Bergner entgegen.

„Sie haben sich landfein gemacht, Herr Bergner?"

„Das nun grade nicht, gnädiges Fräulein, aber man muß doch nicht den ganzen Tag im Arbeitskittel herumrennen."

„Haben Sie viel zu tun?"

„Kann ich behaupten. Die Überwachung des Ein- und Ausladens untersteht mir, und die richtige Verstauung der Güter im Inneren des Schiffes geht auf meine Verantwortung. Denken Sie sich einmal, die Ladung läge schief, das heißt auf einer Seite zu schwer, dann besteht die Gefahr des Kenterns. Ich kann auch nicht schwere Güter auf leichtere packen lassen, leicht entzündliche Stoffe mit leicht brennbaren zusammen. Und was es dergleichen mehr gibt."

„Den Kapitän müssen Sie auch vertreten?" Er stieg weiter in ihrer Achtung. „Eigentlich wollte ich aufs Sonnendeck, der Abend ist so schön. — Gehen Sie doch mit hinauf, erzählen Sie mir noch von der christlichen Seefahrt —?"

Otto Bergner war einverstanden. Er war bemüht, um ihren Liegestuhl, brachte auch eine Decke für die Füße herbei. Etwas unbeholfen, aber besten Willens. Anna Breiter ließ alles mit Behaglichkeit geschehen. Ein netter Mann. Sie konnte sich nicht enthalten, zu fragen: „Haben wir Sie bei den Mahlzeiten vom Kapitänstisch verdrängt oder essen Sie nicht mit dem Kapitän zusammen?"

„Beides ist daneben geraten. Wir haben uns da, der Ingenieur und ich, eine eigene kleine Messe zurechtgemacht, nicht um die Passagiere nicht zu stören, sondern —", er hörte verlegen auf.

„Um nicht von den Passagieren gestört zu werden!" erheiterte sich Anna Breiter.

„Na ja, wir Junggesellen —", er kratzte sich hinter den Ohren, „so'n Happen Freiheit und Ungezwungenheit ist uns schon lieber —, wenn ich's schon mal ungeschickt verraten habe."

Es kam Wasser auf Anna Breiters Mühle. Verheiratet war er nicht, etwas verwildert, aber er sah sie immer sehr treuherzig an. Er plauderte gut.

„Sagen Sie, Herr Bergner, wer war der Herr, der vorhin den Kapitän besuchte?"

„Der Hafenkapitän, ein alter Bekannter von unserem Chef. Es ist sein Amt sich um die einlaufenden Schiffe, um die Liegeplätze, um ihr Wohlergehen zu kümmern. Er kommt gern selbst nachschauen, böse Zungen flüstern allerdings —."

„Nun, was flüstern sie, Sie machen mich neugierig?"

Er streckte sich, aber warum sollte er nicht, eine spaßige Geschichte. Er dämpfte die Stimme, die Stimme eines Wissenden: „Wegen des Kognaks."

„Ach so —, die Prohibition!"

„Es ist immer dasselbe", Otto Bergner wurde lebhafter und spaßig, „sie sitzen beim Kapitän in der Kabine. Der Alte schenkt zwei Gläserchen Kognak ein. Gläserchen — was man so nennt — kleine Groggläser voll. Dann begrüßen sie sich gewissermaßen *‚Lat oss klinga!'* — Stoßen wir an! — Sprechen einiges. — Nach zehn Minuten schenkt der Kapitän die Gläser wieder voll. — *‚Skal!'* — Prosit! — Sprechen wieder einiges, sie reden beide nicht gern viel. Nach zehn Minuten sagt der Hafenkapitän breit: ‚Der schmeckt gut, der Kognak!' — Dann antwortet unser Alter: ‚Es ist immer noch derselbe — von der guten alten Marke! — Haben Sie das nicht gemerkt?' — ‚War mir doch beinahe so —' nickt der Hafenkapitän Beifall. ‚Na, versuchen Sie's mal!' sagt unser Alter und schenkt wieder ein. — *‚Skal!'* —"

Er lachte laut heraus und Anna Breiter mit.

Dieses Lachen prasselte über die stille Besonnenheit, in der Erika Lorenzen und Erich Gartner zurückkehrten. Erika Lorenzen stutzte einen Augenblick, dann rief sie hinauf: „Hallo!"

Anna Breiter fuhr übers Geländer, winkte mit beiden Armen: „Heraufkommen — heraufkommen —, wir erzählen grade!"

Neben ihr tauchte Otto Bergner auf. Da flüsterte Erika Lorenzen: „Lieblich anzusehen und gut davon zu essen!"

„Was war —?" fragte Erich Gartner. „Nichts, nichts — Herr Hauptmann!" zwinkerte sie ihm zu. — „Gehen wir nach oben?"

„Wenn Sie wünschen, Fräulein Doktor!", eine überlegte Verbeugung, er war wieder in die Gegenwart zurückgekehrt. „Eine Frau ist doch immer schneller von Begriff!" sagte er anerkennend.

Otto Bergner mußte noch mal die Geschichte vom Hafenkapitän erzählen. Ihr Ende kannte er nicht. Sie hatte immer Fortsetzungen.

„Abgesehen von Ihrer Arbeit beim Verladen müssen Sie Ihr Fahrwasser sehr genau kennen?" wollte Anna Breiter wissen.

„Wie lange fahren Sie die Strecke schon, Herr Bergner?" warf Erich Gartner ein.

„Seit drei Jahren! — Aber das mit dem Kennen, das ist immer nur relativ. Wir suchen die Route durchs Kattegatt je nach Windrichtung und Wellengang. Stimmt schon, es ist beinahe ein Binnenmeer, aber es hat heimtückische Gefahren."

„Haben Sie Erlebnisse? Bitte erzählen Sie", baten die beiden Frauen. „Waren Sie auch auf dem Ozean?"

„Aber selbstverständlich, meine Damen, ich bin doch gelernter Seemann. Habe mit dreißig Jahren das Patent für große Fahrt erworben. Seit drei Jahren fahre ich hier als Offizier —"

„— und Kapitänstellvertreter!" hielt Anna Breiter für sehr wichtig hinzuzufügen.

„Man muß sich so langsam heraufavancieren."

„Leider, leider", murmelte Erich Gartner.

Erika Lorenzen bewegte den Kopf zustimmend.

„Ich habe selbst auf unseren Fahrten nach Schweden noch nichts Besonderes erlebt." Das enttäuschte Anna Breiter beinahe. Sie fragte: „Was ist denn so gefährlich im Kattegatt?"

„Der Meeresgrund ist vielfach felsig und scharfe Grate ragen ins Wasser hinein. Wenn gefährliche Stellen auch auf den Seekarten verzeichnet sind, bei niedrigem Wasserstand ist es vorgekommen, daß Schiffe in sonst unbedeutende Grate gelaufen sind und sich sozusagen den Bauch aufgeschlitzt haben. Konnten sie sofort stoppen, war Rettung der Mannschaft und Fracht möglich, da der Felsen das Leck meist ziemlich dicht hält. Aber sind sie drüber weg, dann heißt es schnellstens in die Boote. An lenzpumpen ist nicht mehr zu denken."

„Was ist lenzpumpen?"

„Leerpumpen, gnädiges Fräulein."

In Erika Lorenzen glühte eine tiefe Dankbarkeit für den abgelaufenen Tag. Sie sah häufiger von Anna Breiter zu Otto Bergner und von ihm zu ihr, sie hätte alle Menschen glücklich sehen mögen, auch ihre Arztaugen fanden nichts auszusetzen. Erich Gartner zog gedankentief an seiner Zigarre, beteiligte sich wenig am Gespräch. Gern wollte sie Anna Breiter die Stunde im Abenddämmern verlängern.

„Wie ist es mit den Stürmen, Herr Bergner?"

„Die gibt es auch, Fräulein Doktor. Manchmal schwere und in dem engen Fahrwasser mit schwierigem Untergrund besonders gefährliche. Bedrohlich kann das Wasser werden. Im Herbst vorigen Jahres geriet ein Schiff unserer Reederei auf derselben Linie in einen Orkan hinein. Eine Riesenwelle hat auf einmal Karten- und Ruderhaus mit einem Schlage weggehauen. Das Schiff war noch da, der Kapitän und der Rudergänger nicht mehr. So ist das."

Man wurde nachdenklich.

„Fahren Sie auch im Winter?"

„Immer, wenn irgend möglich, gnädiges Fräulein. — Auch nicht ganz ungefährlich. Schon manches Schiff ist in den Eisschollen gekentert. Die krauchen dann am Schiff entlang, viel Fahrt hat man nicht. Die Bordwand setzt Eis an, der Wind drückt immer von derselben Seite. Die Schollen schieben sich hoch übereinander, weil sie Widerstand finden, viel Freibord ist nicht da, und unversehens krachen die ersten Schollen über Bord. Gelingt es nicht, das Schiff immer wieder eisfrei zu halten, kann man eine Wucht aufladen, die den Kahn zum Kentern bringt."

„Schön so'n Seemannsleben, aber doch immer sehr gefährlich", seufzte Anna Breiter.

„Sieh mal", lenkte Erika Lorenzen ab, „da hat man mitten im Fluß einen Bagger verankert. Dort liegen auch zwei Schiffe im Strom, die vormittags noch nicht dort waren."

Man beobachtete sie, und wie eine Ergänzung echote Anna Breiter: „Und dort — fährt eine Taxe vor unseren Dampfer, die auch nicht vormittags da war — und —"

„Der Herr Studienrat und seine Frau —!" Es war nicht festzustellen, wer es gesagt hatte.

Reinhold Bestvater und Frau Adelheid wanden sich aus dem Gefährt heraus. Der Steward, der an Deck herumstand, ging ihnen entgegen, als er ihre Koffer sah.

„Ich muß sagen, wir sind irregeführt worden", entschuldigte sich Bestvater, „wenn ich es mir überlege — es war keine Unachtsamkeit unsererseits — wenn ich geahnt hätte — aber die Aufregung benimmt einen wohl etwas — Adelheid, hast du deine Tasche — nicht einmal zu Abend haben wir gegessen — wir sind hundsmüde —."

Der Steward beruhigte sie, versprach ihnen einige Butterbrote, der Koch sei an Land gegangen, er werde sein möglichstes tun — eine Flasche Bier —.

Vier auf dem Sonnendeck sahen einander beim Einzug der Studienratsfamilie an. „Ob was geschehen ist?"

Der Hauptmann beugte sich übers Geländer: „Steward, ist den Herrschaften etwas zugestoßen?"

„Nein, nein, Herr Hauptmann", er hatte Mühe ernst zu bleiben, „die Herrschaften haben nur auf Marstrand kein Quartier bekommen."

Erleichtert wandte Hauptmann Gartner sich zurück, sie hatten es alle gehört.

Einer Regung folgend sagte er: „Morgen früh packen wir unsere Handkoffer, meine Damen, und fahren nach — Marstrand!"

„Oh —, und wenn wir auch kein Unterkommen finden?"

„Ich glaube an meinen Stern!"

Begeistert rief Erika Lorenzen: „Einverstanden! — Nicht wahr, Anna?"

Anna Breiter nickte zögernd — „doch — doch".

*

Es war dunkel geworden, der Himmel sternklar, auf dem Schiff Ruhe. Orwein kam am Packhaus entlang, unentschlossen auf den Dampfer zu gehen, die Nacht verlockte. An der Laterne dort verabschiedete sich ein Mann von zwei Mädchen, es wurde gekichert, gescherzt. Der Mann winkte ihnen im Zurückdrehen mit der Hand, kam aufs Schiff zu. Sie erkannten sich. Der Koch Jachmann hatte ein bißchen geabenteuert. Klein, dick, kurze Beinchen, ein breiter, grinsender Mund. Pikfein aufgemacht, Versuch, den Schwerenöter zu spielen.

Sie wanderten ein Stück am Dampfer auf und ab. Jachmann kannte seine Leute. Der kleine Maler war ihm ein Mann zweiter Güte, er ließ es ihn aber nicht merken. Und im übrigen — hier war er doch Fachmann, hatte kleine Mädchen und dies und jenes.

„Was fängt man an solch schönem Abend in Göteborg an?" Diese Frage von Landratten war dem Smutje nicht neu. Sie meinten eigentlich immer dasselbe.

Trotzdem oder grade deshalb, sie waren immer für kleine phantasievolle Schauergeschichten dankbar. Jachmann fuhr mit der breiten Hand, Marke Fächerpalme, über den feuchten Mund. Machte Andeutungen. Wunderte sich gar nicht, daß ein verheirateter Mann regstes Interesse kundgab, das waren die schlimmsten. Jachmann log seiner Meinung nach nicht im geringsten, ihm schwebte so allerlei vor, und das gab er von sich, ob die Wirklichkeit dem standhalten würde, was kümmerte es ihn im Augenblick, er hörte sich viel zu gern sprechen.

Orwein wippte förmlich. Konnte sich nicht enthalten, zu prahlen: „— wir Maler, wissen Sie, — na, Sie können sich ja denken —, Aktmalen, Modelle usw. —."

Er stieg etwas in der Achtung des Kochs, konnte sein, er hatte allerlei von Künstlerorgien gehört und in Groschenheften gelesen.

Schmerzerfüllt dachte Orwein an sein Portemonnaie. Das gab den Ausschlag, er gähnte. Da sagte der Koch geheimnisvoll: ‚Am besten, man bleibt an Bord!"

„Wieso?" Orwein wollte ihm das Rätsel entreißen. Aber Jachmann wiegte sich in den Hüften oder dort, wo sonst Hüften sitzen, tänzelte ein wenig. „Na, ich meine man so —!" Pfiff eine Tanzmelodie.

Es mußte irgendwo einen Vorhang geben, hinter den Fremde nicht schauen konnten.

Sie kletterten an Bord, eine Petroleum-Sturmlaterne schmückte den Laufsteg.

Lange noch grübelte Orwein in seiner Kabine, ihn prickelte Jugend, Unvernunft und laue Sommernacht. Er drehte den Docht der Petroleumlampe 'rauf und 'runter. Während der Liegezeit des Dampfers gab es kein elektrisches Licht, die Kessel waren stillgelegt, der Dynamo lief nicht, nur für die Winden wurde am Tage Feuer aufgemacht. Ein Labsal solch eine Petroleumlampe, mildes, rötliches Licht, ließ sich heller stellen, dunkler machen. Orwein trieb Lichtstudien beim Grübeln, Schatten fielen kräftig, verschwommen, er brauchte nur zu drehen, rechtsherum, linksherum —.

Im Traum drehte er noch immer und immer, und plötzlich schoß die Flamme hoch, hell wie der Tag. Auf dem Schiff war schon alles zugange. Er sah nach der Uhr. Acht durch. Legte sich auf die andere Seite; wozu aufstehen, besser sich sorglos strecken. Unmöglich, bei diesem Lärm ein Auge zu schließen. Unwillig kletterte er aus der Koje. Ihm war es peinlich, daß die Arbeiter mißvergnügt auf ihn blickten, wenn sie keine Lasten schleppten oder rollten, auch Bemerkungen unter einander über feiernde Passagiere machten, er konnte sich denken, was sie einander zuraunten.

In der Messe waren nur Studienrat Bestvater und Frau beim Frühstück. Bestvater hatte sein Butterblümchen beim Eintreten auf die Ecke des Eßtisches gelegt. Mit nachlässiger Nichtachtung fingerte der Steward es heran und hängt es verächtlich auf den Garderobenhaken.

„Sind wir allein, Steward?" fragte Frau Adelheid, müde und abgespannt.

„Jawohl, der Herr Hauptmann und die Damen haben bereits gefrühstückt."

„Wie mir das leid tut", hauchte Frau Adelheid, „ich hätte den Herrn Hauptmann gern um Auskunft gefragt —, er ist stets gefällig —."

„Ein nobler Herr, der Herr Hauptmann!" stellte der Steward sein Zeugnis aus, während er den Kaffee einschenkte. Er war nicht selbstlos, er taxierte die Menschen nach ganz anderen Gesichtspunkten ein: „Der Herr Hauptmann hat mir heut morgen drei Mark zukommen lassen!" Damit ihr's wißt, wie feine Leute es machen! Diskret hatte er das gemacht, der Herr Hauptmann. Die Damen waren nach dem Frühstück aufgestanden. Der Hauptmann hatte dem Steward gewinkt: „Geben Sie mal Ihren Bonblock her!" — An Bord hatte man für die Ausgaben nur eine Art Verrechnung. Der Steward legte einen Durchschreibeblock vor, auf dem abends der Wert der Getränke, Rauchwaren oder, was es sonst noch gab, notiert wurden; das Original bekam der Steward, die Durchschrift verblieb dem Gaste. Die Endabrechnung erfolgte am Schluß der Reise über einen bei der Reederei hinterlegten Geldbetrag. Auf diesen Block schrieb Hauptmann Gartner. „Drei Mark für besondere Dienstleistungen", gab ihn dem dienernden Steward zurück mit den Worten: „Die Damen und ich fahren die nächsten Tage an die See, wohin wissen wir noch nicht —", ganz nebenbei, aber deutlich betont, klang es, „das geht ja auch niemanden etwas an!"

Der Steward verstand. Er beeilte sich, den Herrschaften das Handgepäck bis auf den Kai zu tragen, und wünschte gute Reise.

Von Damen erwartete er nie etwas, sie gaben überhaupt nichts oder Nickel mit spitzen Fingern oder — wenn sie viel gaben, hielt er sie wieder nicht für Damen. Bei sturen Fahrgästen erschien ihm eine kleine deutliche Ermunterung immerhin angebracht.

So hatte es auch Reinhold Bestvater verstanden. Er zuckte förmlich zusammen. Unverschämtheit, nach den Fahrbedingungen mußte man sowieso an Bedienung zehn Prozent des gesamten Fahrpreises entrichten, die, wie es so schön hieß, „restlos an das zur Bedienung gehaltene Personal zur Verteilung kommen". Der Maler Orwein fühlte sich überhaupt in keiner Weise getroffen.

„Wo werden wir nun hinfahren, Reinhold? Auf diesem Schiff ist es mir nicht möglich zu verweilen, und auch für dich soll die Fahrt eine Erholungsreise sein", jammerte Frau Adelheid.

„Wir werden in einem Reisebüro nachfragen —, wo mag wohl eins sein?"

Der Steward blieb stumm, für den Verbrauch einer halben Flasche Whisky und einigen Flaschen Selters in drei Tagen gedachte er nicht Fremdenführer zu spielen.

„Dicht am Hafen sah ich die Inschrift ‚*Nordisk Resebyra*'." Orwein freute sich, dienen zu können.

Frau Adelheid dankte: „Ist Ihre Gattin weitergefahren, Herr Orwein?"

„Gestern schon, sie wird bald in Haparanda sein!"

„Wie schrecklich —"

„Wieso schrecklich, gnädige Frau?"

„Ich meine, so allein reisen zu müssen — eine Dame. Mich entmutigt jetzt schon das fremde Land."

Orwein pustete den Brustkasten auf, zog an den scharfen Bügelfalten die Hosenbeine etwas über die Knie, selbstzufrieden heuchelte er: „Aber gnädige Frau, alles nur Gewohnheit, nur Gewohnheit. Ich kann doch auch meine Frau nicht begleiten, da mich malerische Motive hier oder dort festhalten, und sie Menschen und Völkerstämmen nachwandert, und wenn es bis zum Nordpol wäre."

„Reinhold, es muß schön sein, ein Maler zu sein."

Der Studienrat Bestvater kaute an seinem Schnitzel. Auf dem Dampfer würde er morgens immer Schnitzel essen. Er machte nur eine stumme Verneigung. In Gedanken sah er sein monatliches Gehalt auf dem Bankkonto und eine ansehnliche Pension in nicht allzuferner Zukunft, er konnte die Begeisterung seiner Frau nicht so ganz teilen. Man trennte sich.

*

Lange stand der Maler Orwein vor dem kleinen Garderobenschrank. Er hatte seine gute grüne Jacke aufgehängt, strich daran herum, griff aber schließlich zu einem etwas verbrauchten weißen Leinenjackett. Beim Malen mußte er sich vorsehen, die alte Leinenjacke tat es auch. Vorm Spiegel werkte er das dichte Haar mit einem Kamme scharf nach hinten. Der Kamm wanderte in die Brusttasche. Welcher junge Mann trägt schon einen Taschenkamm bei sich. Ein handfester Frisierkamm ist das richtige. Man sollte eine Mode erfinden, die es gestattet, einen ansehnlichen Kamm im Futteral an der Seite zu tragen, man könnte ihn leichter zücken, würde auch bei Unterhaltungen Eindruck machen, wenn man ihn säbelt und über die Wolle des Denkerhauptes fährt, nachsinnend, stumpfsinnend, je nachdem.

Einen Malkasten mit eingelegter kleiner Studienleinewand in der Hand, eine zusammengelegte Feldstaffelei unterm Arm, verließ er das Schiff. Stolzierte erst am Hafen entlang, schaute eine Weile den Fährbooten zu, ließ sich neugierig bewundern, bog links ab in die Stadtstraßen. Kam an Lagerschuppen vorüber, an Fabriken, durchwanderte eintönige Vorstadtstraßen, hügelauf, nichts bot sich dem Malerauge. Nicht ganz unbewußt hielt er aber Richtung zum Masthuggs-Platz, in dessen Nähe die Kirche auf einem flachen Berge stand. Eine steinerne Welle schälte sich aus dem Erdboden heraus, kahler Felsen, abgeschliffen, wie sanft übergelaufen und erstarrt. Pfannkuchenartig, teigartig, rissig, aber Stein. Dazwischen auf angetriebenem Humus Grün, Bäume, schmale gebaute Wege, obenauf die große Kirche. Ein wundervoller Blick.

Orwein verweilte, ließ den Kamm in Tätigkeit treten, hielt die Hände kastenartig vor die Augen, Ausschnitte zu suchen. Man konnte die Kirche nehmen, Hintergrund abfallende Straße, Horizont ein Strich vom Göta älv, auftürmende Wolken. Er baute gewissenhaft die Staffelei auf. Die Palette in der Hand, ergrübelte er Farben. Legte sie wieder hin, begann mit schwarzer Kohle die Umrisse des Bildes festzulegen.

Die Frage, die ihn weiterhin bewegte, war die: Was konnte man dem Publikum neues bieten? Malen — malen, was man sah, wäre nicht erheblich schwer gewesen. Man mußte so malen, daß Kollegen grün wurden, wenn sie etwas sahen, worauf sie nie gekommen wären. Grün — übrigens gute Idee. Ein giftiges Grün schrie immer, was aber war grün? Nicht etwa die Bäume, das glaubt kein Mensch mehr, jedenfalls keiner in jüngeren Künstlerkreisen. Die Wände der Kirche? — Mal was anderes. Dafür den Helm des Turmes zinnoberrot? Den Himmel violett.

Orwein fühlte sich leicht und tief durchdrungen, er legte die Farben an, grundierte. Arbeitete eine ganze Stunde, machte langsam Fortschritte.

Die Sonne schien heiß und drückend, er schielte häufiger nach seiner Jacke, die er abgelegt hatte. Die eine Seitentasche rundete sich auffallend, der Steward hatte ihm ein Paket belegter Brote durch den Koch zurechtmachen lassen. Schließlich glaubte er sich eine Arbeitspause verdient zu haben. Packte vorsichtig zusammen und begab sich hügelab zu einem kleinen Ausschank, der ihm beim Kommen in die Augen gefallen war.

Ein kleines Seitengärtchen mit zwei Tischen und einigen Stühlen lud zur Rast. Der Wirt beobachtete vom Fenster aus den seltsamen Gast, konnte sich aber aus den mitgebrachten Geräten einiges zusammenreimen.

„God dag!"

„God dag, min herre —?"

„Öl!" sagte Orwein, mehr wußte er nicht, war ihm nur bekannt, ‚Öl' hieß Bier. — Er war ver-

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

legen, die Butterbrote auszupacken, ärgerte sich über solche Anwandlung, schockschwerenot, er war Künstler, konnte ihm alles egal sein. Zog am Bier — brr, dünnes Zeug, aber kein Wunder, das schwedische Bier taugte nichts, sollte möglichst alkoholfrei sein. Die Brote waren vorzüglich. Er erinnerte sich an den Koch, hatte der ihm zuliebe sicher besonders gut gemacht. Was mochte er gestern mit seiner Orakelei gemeint haben?"

Der Wirt wischte am anderen Tische herum, offenbar neugierig." „Entysk?" fragte er.

Orwein nickte: „Sprechen Sie Deutsch?"

„Nej, min herre."

Orwein legte Geld auf den Tisch, steckte die Scheidemünzen achtlos ein.

Wanderte wieder auf seinen Hügel, arbeitete. Nach und nach sammelte sich eine Horde Kinder um ihn, die Schule war aus. Sie drängten sich schüchtern zur Staffelei, glotzten, kamen wieder, kicherten. Begannen sich zu balgen. Schubsten sich absichtlich bis zu dem Maler, lachten, johlten laut. Sie wurden Orwein lästig, er wußte nur nicht, wie sich ihrer mit Worten erwehren. Schließlich riß ihm die Geduld: „Macht, daß ihr fortkommt!"

Einen Augenblick lähmende Ruhe, erhöhter Tumult war die Folge.

Ärgerlich packte er ein. Einige Kinder tuschelten abseits, schielten zu ihm hin. Er ging. Die Kinder folgten hartnäckig, albernd, sie witterten. Plötzlich rief eines:

„Tyska djävul!"

„Tyska djävul — tyska djävul —!" äfften sie hinter ihm her.

Orwein fühlte sich seltsam befriedigt. Bin doch eine Persönlichkeit, redete er sich ein, wahrscheinlich meinen sie, ich sei ein deutscher Maler.

Er war auf eine alte Dame zugekommen, die den Kindern mit drohendem Arm einige Worte zurief. Sie scheuten, hielten sich zurück, lugten hinter Bäumen hervor oder verschwanden. Orwein schaute sich erstaunt um. Ein mildes, gütiges Frauengesicht blickte ihn an.

„Ein deutscher Maler?" klang es ihm entgegen.

„Jawohl —?"

„Darf ich Ihre Kunst mal sehen —, wenn es Sie nicht beschwert?"

„Aber bitte sehr." Orwein war sehr eifrig dabei, die Leinwand auszubreiten. ‚Ist noch nicht ganz fertig —."

„Die Kinder haben Sie gestört?" Sie sah ihn forschend an. „Diese dummen Jöhren —." Nein, der Mann war unbefangen.

„Ich würde es preiswert verkaufen —, wenn's fertig ist." Der unbefangene junge Mann gab sich sehr geschäftstüchtig, unverhohlen zum „fast Verschenken" geneigt. Die alte Dame, einfach, gut gekleidet, beobachtete ihn und das Bild recht amüsiert. Viel könne sie nicht zahlen, vielleicht zehn Kronen. In ihren Augenwinkeln bildeten sich kleine, schalkhafte Fältchen.

In Orwein wirbelten Stürme, um zehn Kronen verschenkt, eines seiner Gemälde, aber zehn Kronen, von denen Grazia nichts wußte, er würde sie in den nächsten Monaten nicht sehen, und was hatte der Koch alles angedeutet! Man sollte eine Kunstkennerin nicht laufen lassen. Er machte Komplimente, einer Landsmännin, das war sie, wie sich herausgestellt hatte, würde er gern seine Kunst opfern. Morgen vormittag würde er das Bild fertigmalen und es am Nachmittag abliefern, die gnädige Frau könnte versichert sein —.

Die Adresse in der Tasche, trieb es ihn beschwingt den Hauptstraßen und einem guten Café zu.

*

Seine Mittel gestatteten ihm nicht, weiterzufahren, er wohnte und aß auf dem Dampfer. Aber nun, zehn unvermutete Kronen in Aussicht, ließ sich das Leben ganz anders an. Er stelzte auf dem Dampfer herum, selbstzufrieden und erwartungsvoll. Im Vorschiff waren die Quartiere der Mannschaft, die Leute polterten in Holzpantoffeln nach hinten zur Kombüse, in Blechnäpfen ihr Abendessen zu empfangen. Er folgte ihnen wie unbeabsichtigt in die Nähe des Kochs. Der kleckerte mit der Kelle, sah ihn aufmunternd an.

Mit großer Geste warf Orwein die Worte hin: „Wie wäre es mit einer Flasche Bier zum Essen?" Einen kleinen Vorschuß auf die morgige Forderung glaubte er sich leisten zu können. Der Smutje verzog billigend den Mund, wischte wieder mit der Hand drüber weg: „Wollen Sie eine ausgeben?"

„Sicher —, habe heute ein Bild verkauft!" Er schwoll vor Stolz.

„Gratuliere —, gut bezahlt bekommen?"

Orwein genoß sich selbst: „Danke, bin zufrieden." Über das sogenannte Honorar ließ er sich nicht näher aus

Da flüsterte ihm der Koch zu: „Der Kapitän geht nachher an Land", er zwinkerte mit den Augen, „wir machen ein bißchen Betrieb. — Also, die Flasche Bier dankend angenommen. Wäre nett, wenn ich sie in Ihrer Gesellschaft austrinken könnte, kommen Sie mal zu uns 'rüber."

Orwein rieb sich im Weitergehen die Hände; er konnte sich nicht vorstellen, was er erwartete, aber in ihm lag eine nicht erklärbare Spannung.

Die Dunkelheit setzte zögernd ein. Dann und wann kam ein Schwede über den Laufsteg und ging behutsam zu den Mannschaftsquartieren. Es lag etwas Geheimnisvolles in diesen Besuchen, sie geschehen immer dann, wenn der diensttuende Beamte sich hinterm Packhaus die Beine vertrat. Nach einiger Zeit tauchte einer der Matrosen witternd aus dem Quartier auf wie ein Kaninchen aus dem Bau und schien sich angelegentlich den Abendhimmel anzuschauen. Sah er den Rücken des Zollbeamten, entschlüpfte der Besucher auf einen Wink hin dem Schiffe wieder. Der Steward, der Koch und zwei von den Matrosen standen auf der Laufbrücke und unterhielten sich. Fast konnte man meinen, sie ließen nicht jeden beliebigen Besucher an Deck, mancher erhielt auf seine Fragen kopfschüttelnd Antwort, ehe er sich wieder langsam entfernte. Spaziergänger mochten sie alle scheinen, schwerer war festzustellen, galten ihre sehnsüchtigen Blicke mehr der Gegend oder dem Dampfer?

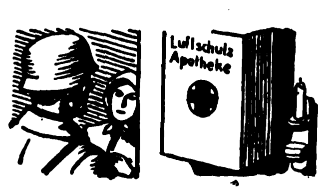
Mädchen promenierten den Kai entlang, Arm in Arm, Einzelgängerinnen. Waren sie jung und hübsch, flogen ihnen Scherzworte von der Mannschaft entgegen. Manche blieben stehen und bandelten an. Hinter die Gespräche kam Orwein nicht, sie wurden schwedisch-deutsch geradebrecht. Der Steward holte aus seiner Kabine eine Tafel Schokolade, zeigte sie dann und wann den Mädchen vor.

(Fortsetzung folgt.)



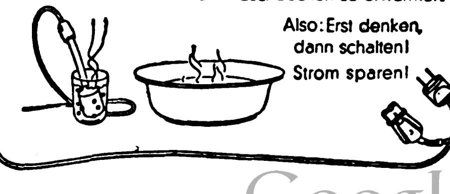












Märchenhafte Wirklichkeit

Das Dornröschenschloß.

Umrankt von armdicken Schlinggewächsen, überwuchert von schwertstarrenden Dornpflanzen, eingehüllt in die undurchdringliche grüne Mauer einer unwahrscheinlich aufschießenden Vegetation, hebt sich hier ein scharfgemeißeltes Relief aus dem Halbdämmer, dort ragen fahle Mauern empor, und die Stufen einer Steinpyramide drücken sich durch den lastenden Teppich der verfilzten Gewächse. Ein wahres Dornröschenschloß scheint sich da im Urwald eingesponnen zu haben. Jahrhunderte sind über die träumenden Bauten gegangen, ehe sich der Märchenprinz seinen Weg durch das Dickicht bahnte. Dieser Prinz aber hat keine Krone, sondern den Tropenhelm auf dem Kopf, und der Schauplatz ist nicht der deutsche Märchenwald, sondern die „grüne Hölle" des zentralamerikanischen Honduras. Mitten im Urwald hat der Forscher, begleitet von ein paar abergläubisch zögernden Indios, eine uralte, längst vergessene und verlassene Stadt der einst so blühenden mittelamerikanischen Kultur entdeckt. Es ist unmöglich, durch das Pflanzengeschlinge in die offenbar weiträumige Tempelstadt einzudringen. Und kurzerhand entzaubert der Entdecker die schlafende Stätte durch das Entfachen eines Riesenbrandes, aus dessen Flugasche sich gespensterhaft und knochenweiß die wohlerhaltene Anlage erhob, mit all ihren Geräten und Einrichtungen, als sei sie gestern erst verlassen worden. Vor zehn Jahren erst ist diese Dornröschenstadt ans Licht getreten.



Der Froschkönig und sein Brunnen.

Gewiß ist das Märchenbuch ein seltsamer Baedeker, um sich mit ihm auf eine Reise um die Welt zu begeben, aber nachdem wir nun schon einmal das Dornröschenschloß in der Wirklichkeit aufgefunden haben, wollen wir doch einmal weiterblättern: Am Rand des unergründlich tiefen Brunnens ruht da die schöne Prinzessin und spielt mit ihrem Ball, der plötzlich zu ihrem Schreck in der Tiefe verschwindet. Es wallt und zischt und siedet in dem Brunnen, das Wasser steigt höher und höher ... Das gleiche können wir bei bestimmten neuseeländischen Geysiren erleben. Um den Aufruhr zu erregen, brauchen wir allerdings einen Ball besonderer Art: er muß aus Seife sein. Seife scheint dort die unsauberen Mächte der Tiefe besonders zu erregen, und mit Getöse spuckt die heiße Quelle ihren Unmut mitsamt dem Seifenschaum haushoch zum Himmel.

Leider taucht der Froschkönig nicht aus dem wallenden Gewässer. Um den zu erleben, müssen wir einen weiten Sprung tun. In Kamerun sitzt er dann groß wie



ein Schoßhund vor uns. Es ist der Goliathfrosch, der noch in den letzten Jahren als Märchenfigur angesprochen wurde, bis ihn ein deutscher Forscher wirklich mit nach Hause brachte. Man kann sich bei seinem Anblick gut vorstellen, daß ein Märchenfrosch seiner Art der tapfersten Prinzessin die Ehe verleiden konnte.

Die goldenen Maiskolben.

Und nun zu dem armen Mann, dem die Wichtelmänner alle Taschen mit Tannenzapfen vollstopften zum Dank für gute Taten. Mit herzlichem Bedauern erfahren wir am Schluß des Märchens, daß das unscheinbare Geschenk, das sich doch in pures Gold verwandeln sollte, verachtungsvoll weggeworfen worden war. Spuren von Gold in seiner Tasche erzählten dem armen Mann von seiner vertrauenslosen Voreiligkeit. Und nun machen wir's dem Mann im Märchen nach. Lassen uns ein paar Pfund slowakischer Maiskolben in die Taschen stecken; tragen sie aber, durch das Beispiel gewitzigt, behutsam nach Hause. Und siehe da, wir haben Gold mit heimgebracht. Spuren von Gold nur, aber doch 1/1000 Gramm in jedem Kilogramm Mais, das sich nach der Veraschung der Körner deutlich feststellen läßt. Die goldenen Maisfelder der Westslowakei sind wirklich golden im wörtlichen Sinn.

Gibt es Riesen?

Wie man heute in den aufgefundenen Resten urweltlicher Flugsaurier den im Märchen beschriebenen Drachen wiedererkennen will, so hat man im Jahr 1726 mit großem Triumph verkündet, daß endlich in einem fünf Meter langen fossilen Skelett der Beweis für die Existenz eines übermenschlichen Riesengeschlechtes gefunden worden sei. Das damals beschriebene und abgebildete Skelett entstammte, wie wir heute milde lächelnd erkennen, einem gigantischen Riesenmolch. Aber die Riesen — haben sie jemals die Erde getreten? Und können wir ihnen heute noch begegnen? Seit den Tagen der großen Entdeckungsreisen wurde nachdrücklich immer wieder auf einen Punkt unseres Erdballs hingewiesen, wo Europäer einem Geschlecht gegenübergetreten seien, dessen Übermaß Staunen und Schrecken erregend sei. Es ist Feuerland, das Inselgeklüfte südlich der Magalhaesstraße, aus dem schon Pigafetta, der Chronist Magalhaes', eine Beschreibung von Riesen mitbrachte, denen die iberischen Entdecker nur bis zum Nabel gereicht hätten. Im 18. Jahrhundert, als man die Gegend näher erforschte, ging ein wütender Streit los. „Wir waren doch selber dort", riefen die einen, „und haben die Riesen gesehen und gemessen." „Und wir" — hielten andere höhnisch dagegen — „haben dort nur verwahrloste, gewöhnliche Indianer angetroffen." Auch heute noch kann man Reisebeschreibung um Reisebeschreibung durchblättern, ohne von den Riesen des Feuerlands auch nur eine Spur zu finden. Während plötzlich einer wieder behauptet, den Riesen begegnet zu sein. Einer dieser Reisenden, der selbst 1,80 Meter maß, gesteht, daß er sich sehr „herabgesetzt" gefühlt habe, als er sich solch einem gigantischen Feuerländer gegenübersah. Dieser, wie seine 500 Begleiter, maßen etwa 1,90 Meter, und der Eindruck riesenhafter Größe sei mehr durch die proportionelle Breite und Stärke, als durch die Körperlänge hervorgerufen worden. Einzelnen Individuen des Stammes der Ona, einem dieser Riesenstämme, kann man gelegentlich heute noch begegnen. Die Mehrzahl wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts erst auf unsäglich grausame Weise ausgerottet. Da nämlich diese Indianer gerne die Schafe der reichen Herdenbesitzer stahlen, vergiftete man frischgeschlachtete Tiere mit Arsen oder Strychnin, und die hungernden Räuberstämme wurden durch diese scheußlichen Menschenfallen dezimiert. Es gab nur einzelne dieser Riesenstämme, und nur wenige der Forscher waren auf sie getroffen. Daher der Streit um das Geschlecht der märchenhaften Riesen.

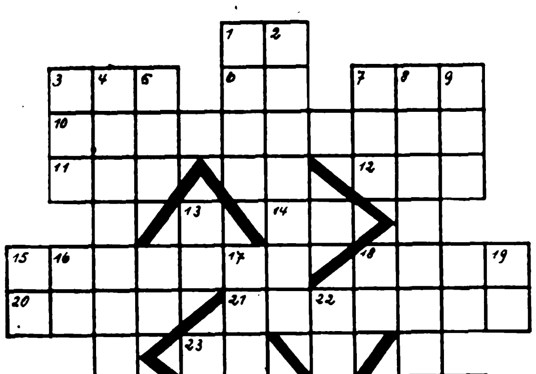


Der wutschnaubende Drache.

Mit dem Ergebnis eines Laboratoriumsexperiments können wir versuchen, die Ehre der „vier kunstreichen Brüder" aus dem Märchen zu retten. Es war nicht gerade tapfer von ihnen, den Bruder mit der leichter

RÄTSEL

Kreuzworträtsel.



Waagrecht: 1. Strom in Sibirien, 3. geograph. Begriff, 6. Tonstufe, 7. männl. Name, Abk., 10. Land in Afrika, 11. geograph. Begriff, 12. Papierformat, 14. Flächenmaß, 15. Sänger, 18. deutsche Universität, 20. Europäer, 21. Siebenbürgischer Geschichtsschreiber, 23. ägypt. Gott, 24. Eingang, 26. Tonstufe, 30. Zahlenlehre, 31. Filmgesellschaft, 32. Tierprodukt, 33. Behörde. — Senkrecht: 1. Nahrungsmittel, 2. Geständnis, 3. Tanzschritt, 4. Bayr. Kurort, 5. Schiffsseite, 7. Beweismittel, 8. Pfälzer Weinort, 9. Donauzufluß, 13. Faultier, 15. musikal. Vorzeichen, 16. röm. Münze, 17. Tierwaffe, 19. Ausruf, 22. Auerochs, 24. Niederschlag, 25. weibl. Vorname, 27. arab. Titel, 28. Putzmittel, 29. Teil eines Dramas.

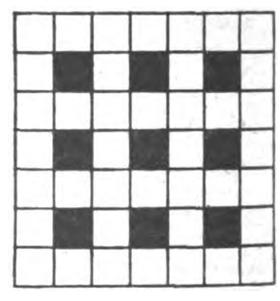
Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — a — a — bar — bel — bri — chri — de — de — de — di — di — dik — e — en — ent — erd — fi — ga — ge — geg — he — hy — i — i — i — in — ka — ken — kun — la — la — la — le — li — lus — nas — ne — ne — ni — ni — non — nung — o — on — per — ra — ral — ran — rek — ri — ri — ro — sau — shan — son — sti — ta — tan — tan — te — ter — ti — to — um — zo werden 19 Wörter gebildet, deren 1. und 4. Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Mommsen ergeben.

1. Dramaähnliches Musikwerk, 2. rednerische Übertreibung, 3. Stadt in Hessen, 4. Geographie, 5. Palast in Rom, 6. Sinfonie von Beethoven, 7. Fluß in Italien, 8. Leitung, Richtung, 9. Antwort, 10. brit. Kolonie in Afrika, 11. Fluß in Irland, 12. schwedische Königin, 13. Wappenkunde, 14. Stadt in Australien, 15. Zweigniederlassung, 16. sagenhafter König von Phrygien, 17. Diagonalgewebe, 18. Schweizer Kurort, 19. England.

1 .... 11 ....
2 .... 12 ....
3 .... 13 ....
4 .... 14 ....
5 .... 15 ....
6 .... 16 ....
7 .... 17 ....
8 .... 18 ....
9 .... 19 ....
10 ....

Viereck.



Die Buchstaben: a a a a a a a a e e e e g g i i l l m m n n n n o o o o o o p r r r r t t t t t sind so in die Felder zu setzen, daß die waagrechten und senkrechten Reihen die gleichen Wörter ergeben. 1. Stadt auf Sizilien, 2. Bewohner von Latium (Italien), 3. Hauptstadt von Burma, 4. italien. Hafenstadt.

Silbenkreuz.

1	2
3	4
5	6

1—2 Musikdrama
1—3—6 Wasserstelle in der Wüste
2—4 Schmuckstück
3—2 schneefrei
3—4 engl. Bier
3—6 german. Gott
4—1 männl. Vorname
4—5 pommerscher Küstenfluß
4—6 Weinernte
5—6 Verwandte

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Ob, 3. Pol, 6. be, 7. Edi, 10. Abessinien, 11. See, 12. Din, 14. ha, 15. Bassist, 18. Jena, 20. Este, 21. Teitsch, 23. Ra, 24. Tor, 26. ce, 30. Arithmetik, 31. Ufa, 32. Ei, 33. Amt. Senkrecht: 1. Obst, 2 Beichte, 3. Pas, 4. Oberstdorf, 5. Lee, 7. Eid, 8. Deidesheim, 9. Inn, 13. Ai, 15. be, 16. As, 17. Stachel, 19. ah, 22. Ur, 24. Tau, 25. Ria, 27. Emir, 28. Ata, 29. Akt. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Oratorium, 2. Hyperbel, 3. Nassau, 4. Erdkunde, 5. Lateran, 6. Eroika, 7. Isonzo, 8. Direktion, 9. Entgegnung, 10. Nigeria, 11. Shannon, 12. Christine, 13. Heraldik, 14. Adelaide, 15. Filiale, 16. Tantalus, 17. Gabardine, 18. Interlaken, 19. Britannien. „Ohne Leidenschaft gibt es keine Genialität." ✱ **Viereck:** Palermo, Latiner, Rangoon, Otranto. ✱ **Silbenkreuz:** 1. O, 2. PER, 3. A, 4. LE, 5. BA, 6. SE.

Hand, den Meisterdieb, vorzuschicken, um die Prinzessin unter dem schlafenden Drachen wegzuziehen. Sie hatten Angst vor dem giftigen Atem des wütenden Ungetüms. Verständlich! In Ermangelung eines Drachen wurde unser Versuch leider bloß mit einer prosaischen Versuchsperson vorgenommen, die erst einmal in heftigen Zorn versetzt wurde. Den Atem des Wütenden schlug man dann in einem System eisgekühlter Röhren nieder und impfte diesen Niederschlag Versuchstieren ein. Und tatsächlich sprachen diese mit schweren Vergiftungserscheinungen auf das Experiment an, während der gleiche Versuch mit dem Niederschlag normalen Atems keinerlei Reizungen erzielte. Der giftige Atem scheint keine bloße Märchenerfindung zu sein, und ein an und für sich so cholerisches Biest wie der giftgeschwollene Flugsaurier könnte schon eine gehörige Portion davon in die Luft geblasen haben. Ohne allerdings den Menschen zu erreichen, der noch gut ein paar Millionen Jahre von ihm entfernt war. Von dem



hoffentlich ebenso ausgestorbenen Hausdrachen unseres Zeitalters wird berichtet, daß sein Schnauben gut imstande war, die häusliche Atmosphäre unerträglich zu vergiften.

Das Geschlecht der Zwerge.

Den Gegenspielern der Riesen im Märchen, den Zwergen, ist man ja in Afrika seit etwa 100 Jahren auf die Spur gekommen. Zwischen dem oberen Nil und dem Kongoknie fand man sie genau da, wo schon Herodot ihre Wohnplätze hinverlegte. Der Pharao Nefrkare lobte einen seiner Generale dafür, daß er ihm einen solchen „Tänzer aus dem Märchenland" mitgebracht hatte. Diese Pygmäen, die wir heute unter dem Namen Wambuti kennen, werden etwa 120 bis 145 cm groß und sind seltsamerweise im allgemeinen so hellhäutig, daß sie von den Negern als „Brüder der Weißen" angesprochen werden. Mit den Märchenzwergen, die höchst erstaunt auf ihre schwarzen Genossen blikken würden, haben sie gemein, daß sie in ganz besonderem Maß mit der Natur verbunden leben, von erstaunlicher Schläue sind und das Dunkel der Wälder lieben. Ihr Geschlecht ist im übrigen nicht nur auf den schwarzen Erdteil beschränkt, auch in Malaia fand man kleinwüchsige Völker, ebenso wie sich die riesenhaften, aber allerdings schlanken Tussi Deutsch-Ostafrikas mit den feuerländischen Giganten ebenbürtig an die Meßstange stellen können.

Das Gewand, das an den Bäumen wächst.

Und nun lassen wir uns noch von Alexander von Humboldt an der Hand nehmen, um zu dem herrlichen Baum zu kommen, der auf das bloße Paßwort „Bäumchen, rüttel und schüttel dich" dem Aschenputtel eine bezugscheinfreie Ballausstattung über den Kopf gestülpt hat. Die Gegend selbst ist märchenhaft. Ein von vulkanischen Gasfackeln umzuckter, kristallschimmernder Berg, der seinerseits wieder an den Kristallberg im Märchenbuch erinnert, überragt die Gabelung des breitströmenden Orinoko. Und hier wächst der Hemdenbaum, der auch dem Sternthaler-Mädchen schon zugute



kam. Allerdings ist ein wenig Arbeit erforderlich, um der Natur das Hemd zu entreißen. Die Indianer schneiden von dem glattstämmigen Baum ein halbmeterlanges zylindrisches Stück ab, klopfen die Rinde los und holen aus der Innenseite eine rote faserige Schicht, die, wie ein Schlauch, nahtlos abzulösen ist. In diesen offenen bodenlosen Sack werden zwei Armlöcher geschnitten und Ballkleid, Hemd oder Regenmantel — wie man will — schmiegt sich um die Haut des rothäutigen Aschenputtels.

Knüppel aus dem Sack.

Und weil wir dabei gerade in Venezuela sind, lassen wir uns noch etwas Märchenhaftes vorführen, was sich manches großäugig lauschende Kind hinterlistigerweise am liebsten aus all den Märchen herausgesucht hätte. Nicht das „Eselein, streck dich" und nicht das „Tischlein, deck dich", sondern den wunderbaren „Knüppel aus dem Sack". In Millionen von Exemplaren geistert dieser in den Strömen Venezuelas als Zitteraal umher, und seine elektrischen Entladungen sind so heftig, daß sie durchschwimmende Ochsen lähmen können. Es ist vorgekommen, daß ganze Herden wandernden Viehs samt ihren Treibern unter den Schlägen dieses „Knüppels aus dem Sack" in den Fluten umkamen.

Unsere fünf Landser kommen!



Wir fünf jungen Schauspielerinnen

Margot, Hermi, Ingrid, Ursel und Irmintrud, haben eine frohe Nachricht bekommen: unsre fünf Landser, mit denen wir seit einem Jahr eine heitere Korrespondenz unterhalten und die uns versprechen mußten, zusammen auf Urlaub zu kommen und uns einen vollen Tag ihrer kostbaren Zeit zu schenken, senden ein Telegramm: „Heute fahren wir ab. Setzt das Kaffeewasser auf!"



Wir haben das besorgt!

Und dazu einige Flaschen unserer letzten Weinzuteilung (sind wir sparsam?) zimmerwarm gestellt. Die Jungs sollen doch nicht auf dem trocknen sitzen!



Rasch verwandelt

sich eine heitere Gastgeberin in eine Amazonenkönigin.



Besuch in der Garderobe.

Weil sie's sind, dürfen sie dies Heiligtum betreten. Ja, mein Herr, die Lokken sind echt! Und wenn Sie brav sind, bekommen Sie eine für den Uhrdeckel.

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Panzner (PBZ.).

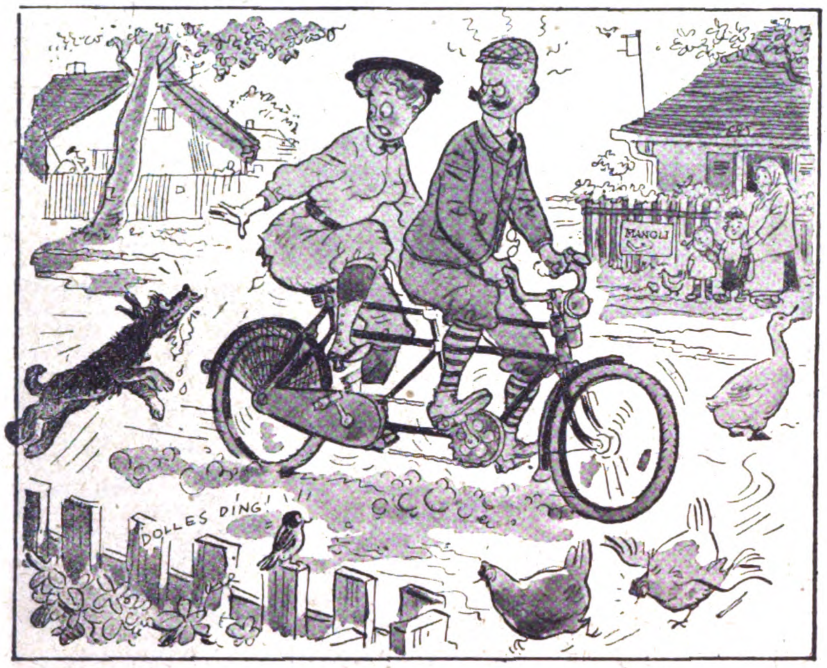


Der Höhepunkt der Einladung: Wir spielen für sie!

Außer uns zehn weiß das niemand. Wir fünf Frauen sind höllisch in Aufregung. Wir geben uns immer Mühe, aber so wie diesmal, haben wir uns wohl unser ganzes Leben lang nicht zusammengenommen. Und es wurde eine schöne Aufführung!

Eine Handvoll Erinnerungen . . .

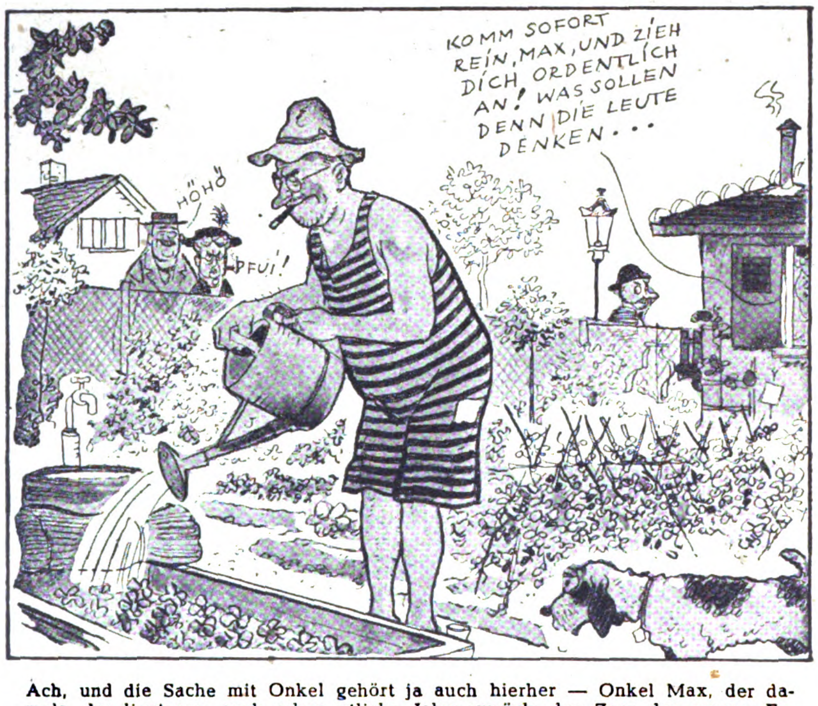
EIN BILDERBOGEN MIT NUTZANWENDUNG GEZEICHNET VON EMERICH HUBER



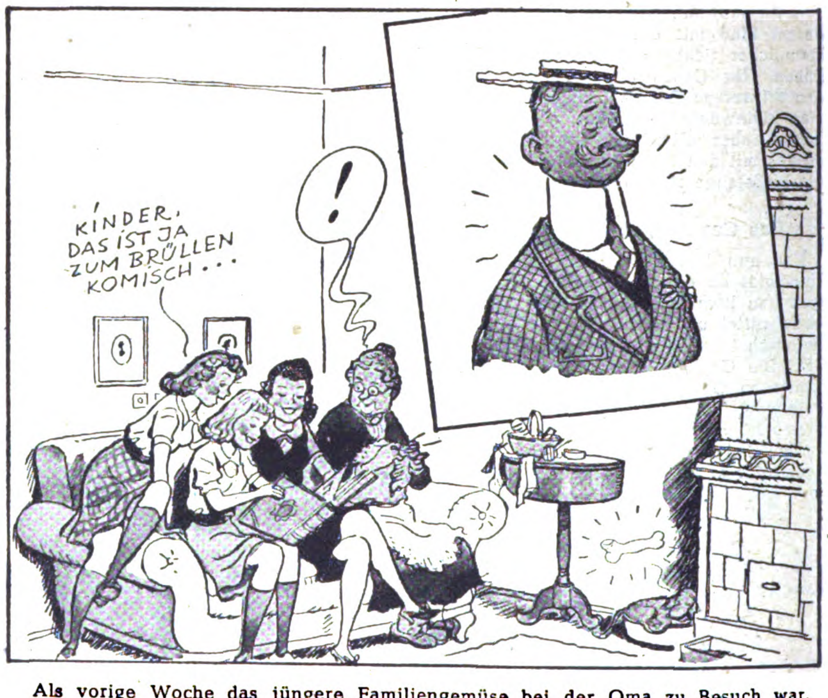
Erinnert Ihr Euch noch an Schwager Ferdinand, den kühnen Radler? Donnerwetter, wie hat er damals der ganzen Familie imponiert! Das sind jetzt schon — Augenblick mal — na ja, so zweiunddreißig Jahre werden es jetzt sicher her sein . . . Und als er dann später mit Tante Else hintendran auf dem tollen Tandem sonntags immer ins Grüne brauste? Beide im schmucken Radlerkostüm — Tante Else sogar in einer tollen Pumphose. Wie ihr damals der wildgewordene Dorfköter ein Stück herausriß, wißt Ihr doch auch noch, was? Übrigens Pumphose! Das Ding existiert noch! Tatsächlich! Zu gebrauchen ist sie natürlich nicht mehr, weil sie jahrzehntelang ganzen Mottengenerationen als köstliche Nahrung diente . . .



Und entsinnt Ihr Euch noch des Maskenballs im „Theaterverein Norden 113" — auch schon gut zwanzig Jahre her —, wo unsere Grete als „Königin der Nacht" prämiiert wurde? Und wo Ottchen Kinkerlitz — das war der kleine Dicke aus dem Vorstand — als tiefdunkler Maharadscha aufkreuzte, der dann noch acht Tage später an seinem schönen Körper herumschrubbeln mußte, weil die Farbe nicht abgehen wollte? Ja, die „Königin der Nacht" . . . Grete hat das Kostüm jahrelang als schöne Erinnerung aufgehoben; als sie vor ein paar Jahren für Kurtchen ein Spielhöschen draus schneidern wollte, war es schon ganz zerschlissen — sie hat's dann wieder weggepackt . . .



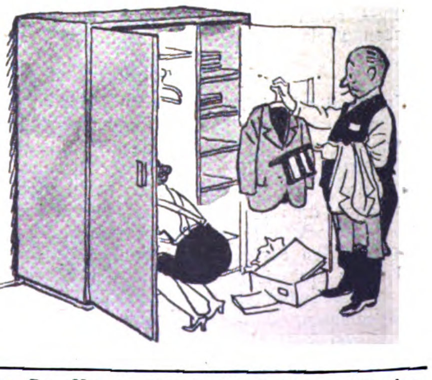
Ach, und die Sache mit Onkel gehört ja auch hierher — Onkel Max, der damals, das liegt nun auch schon etliche Jahre zurück, den Zorn der ganzen Familie auf sich zog, weil er bei der Arbeit in seinem Schrebergarten, in dem er jede freie Stunde verbrachte, stets nur einen ganz komischen, altmodischen Badeanzug, Marke „Zebra", trug. Erinnert Ihr Euch noch, wie Tante Trude, die sich für das Ansehen der ganzen Sippe verantwortlich fühlte, eines schönen Tages den blödsinnigen Badeanzug versteckte und Onkel Max aus Wut vollkommen nackicht in seinen Erbsenbeeten werkelte? Na, auch das ist lange vergessen — aber neulich, ganz zufällig, entdeckte Tante das komische, gestreifte Ding wieder in einer alten Kiste im Keller — die Mäuse haben schon ein bißchen dran 'rumgeknabbert . . .



Als vorige Woche das jüngere Familiengemüse bei der Oma zu Besuch war, saß man wieder mal um den Quell ungetrübter Heiterkeit, das Familienphotoalbum. Natürlich finden es junge Leute zum Piepen, wenn würdige Väter und Muttis in unmodernen Kleidern ernsthafte Gesichter machen. Bei den Bildern von Onkel Gustav aber, die ihn mit den schönsten und höchsten Stehkragen zeigen, die sich ein eleganter Mann der damaligen Zeit umschnallen konnte, was zu besonderer Freude Anlaß gab, sagte Oma plötzlich: „Kinder, die Dinger sind alle noch da! 5 oder 6 Dutzend! Unten im Wäscheschrank! Und jetzt weiß ich auch, was ich damit mache . . ."



Liebe Leser, Sie haben natürlich schon lange gemerkt, wohin dieser Bilderbogen zielt! Richtig! Hier geht's um die Spinnstoff-, Wäsche- und Kleidersammlung vom 7.—28. Mai 1944. Daß die oben erwähnten Erinnerungsstücke diesmal auch dorthin wandern werden, ist sicher — aber bitte, wollen Sie nicht auch noch einmal alle Schränke und Kisten auf ähnliche jetzt dringend an anderer Stelle gebrauchten Dinge prüfen?



Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. ABCDEFG 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 25. MAI 1944
19. JAHRGANG :·: FOLGE 21

IB Illustrierter Beo

VERLAG FRANZ EHER NACHF., GMBH. MÜNCHEN 22.

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:



Eichenlaubträger Oberst Frhr. v. Maltzahn beobachtet seine Jäger im Kampf.

Aufnahme aus einem vorgeschobenen Gefechtsstand an der italienischen Südfront.

PK.-Aufnahme: Kriegsberichter Karl Bayer.

Den Helden von TARNOPOL entgegen!



1 Die Tiger werden sprechen ...
25 Tage lang hielt die Besatzung von Tarnopol in erbittertem Ringen gegen mehr als zehnfache Übermacht der Sowjets stand. Erst als Munitions- und Wassermangel eintrat, wurde der Befehl zum Ausbruch gegeben. Kriegsbildberichter Scheffler befand sich bei den von Westen her angreifenden, den Kameraden in Tarnopol zu Hilfe eilenden Verbänden des Heeres und der Waffen-SS. Erbittert leisten die Sowjets Widerstand.



2 Sie entrinnen den Sowjets! →
„Eine kleine Gruppe von Zivilisten begegnete uns" — erzählt der Kriegsberichter — „die trotz dem Jammer, die der Krieg über sie gebracht hat, froh ist, weil sie sich in den Schutz der deutschen Waffen begeben kann."

Bildbericht:
Kriegsberichter Scheffler / Mehnert (Sch.).



3 Der junge Panzerkommandant
hat in der Ferne Geschützstellungen der feindlichen Widerstandslinie erkannt. Sein von den afrikanischen Dünen her geschultes Auge sucht jetzt die Weiten des galizischen Landes ab.



5 Haben die Sicherungen nichts gemerkt?
Es ist ganz unbegreiflich! In den rauchverhangenen Dorfstraßen tauchen schattenhafte Gestalten auf, immer mehr, instinktiv gehen die Grenadiere in Deckung und Abwehrstellung. Es ist ihnen klar, daß die Sowjets noch einmal alles versuchen werden, sie von ihrem Ziele abzubringen.



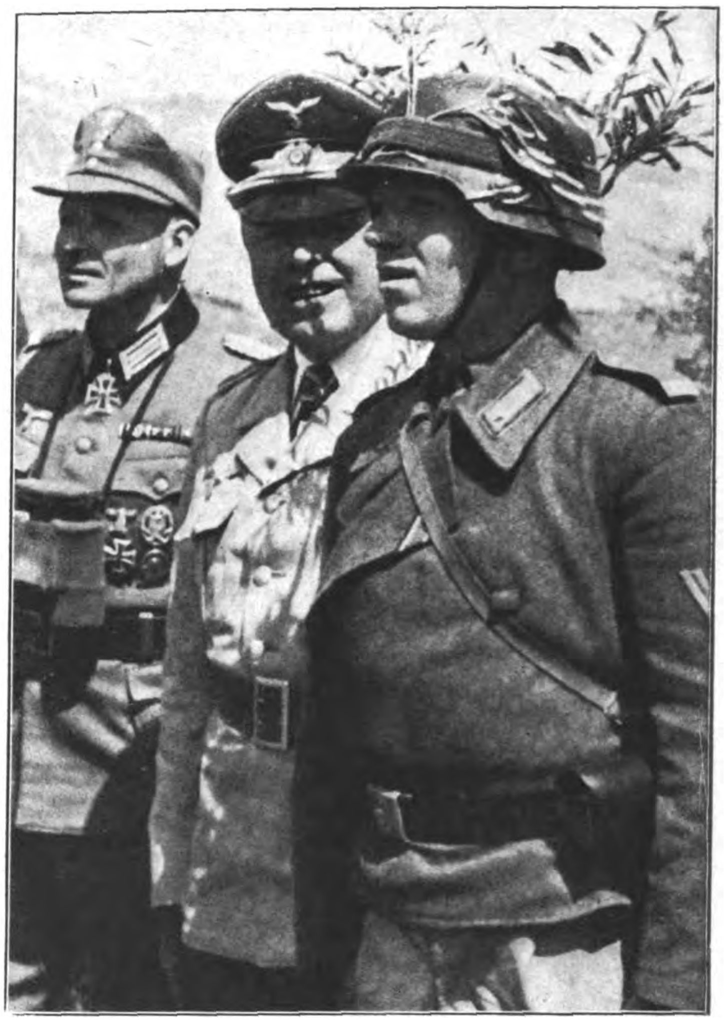
4 Unsere tapferen Grenadiere
säubern ein Dorf von feindlichen Widerstandsnestern.



6 . . . und dann das große, wortlose Erkennen:
Es sind die Kameraden aus Tarnopol, die wie Schemen aus einer anderen Welt durch den Rauch auf sie zueilen. Nur mit Karabiner und MG. haben sie sich durchgeschlagen, abgekämpft, mit wunden, schlaflosen Augen und erschöpften Körpern, doch voller Stolz. Stunde um Stunde kommen sie nun! Dann ist die Aufgabe gelöst, das Unternehmen beendet.



GENERALFELDMARSCHALL KESSELRING UND SEINE SOLDATEN



Rechts:
Der Feldmarschall ist zufrieden.
Ein Geschützführer erklärt das Ziel, auf das sein Geschütz in indirektem Schuß feuert.



Ausbildung nach neuesten Gesichtspunkten.
Der Feldmarschall überwacht die Schulung des Ersatzes, die unter Berücksichtigung der umfassenden Erfahrungen vorgenommen wird, über die die deutsche Wehrmacht verfügt.

*

„Stimmt's auch?"
Der Feldmarschall, der selbst alter Artillerist ist, kontrolliert die Einstellung des Geschützes.



„Gasmasken auf!"
Sitzt die Gasmaske auch richtig?
PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Wahner (4).

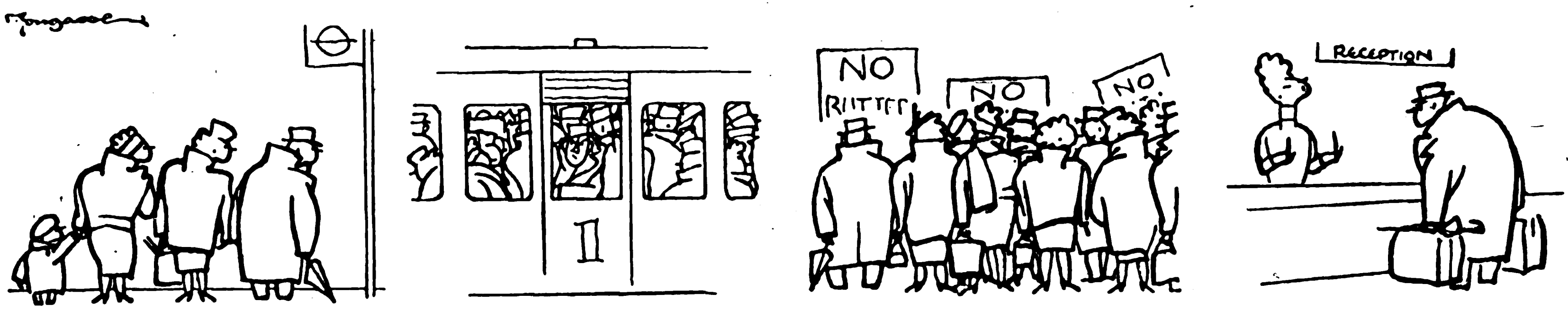
KORPSFÜHRER KRAUS AM 26. MAI 50 JAHRE ALT



Der Korpsführer des NSKK.
auf einem Wehrertüchtigungslager der Motor-HJ. im Gespräch mit einem Wehrmachtausbilder.
NSKK.-Kriegsberichter Mölich.

Engländer über England

Wie sieht es an der englischen Heimatfront aus? – Folgen wir einem englischen Karikaturisten, der in dem Londoner Witzblatt „Punch" vom 8. März eine Folge von zwölf Zeichnungen veröffentlicht. Der Text darunter lautet wörtlich: „Wenn man unseren zeitgenössischen Humoristen glaubte, bekäme man den Eindruck, daß die Zivilbevölkerung ihre gesamte Zeit damit verbringt...



auf Autobusse zu warten, die niemals stehenbleiben,

sich in überfüllte Züge zu drängen, die niemals ankommen,

Schlange zu stehen und nie etwas zu kriegen (Aufschrift auf den Tafeln: Keine Butter, keine . . .),

daß sie versucht, in Hotels unterzukommen, die immer überfüllt sind,



daß sie versucht, Taxis zu bekommen, die ständig besetzt sind,

daß sie bemüht ist, Wohnungen zu mieten, die immer schon vermietet sind,

daß sie gezwungen ist, Bürobetriebe aufrechtzuerhalten, die unter ständigem Personalmangel leiden,

daß sie versucht, in Räumen ein bißchen warm zu werden, die immer ungeheizt sind (leerer Kohlenkübel),



und daß sie versucht, einen Haushalt zu führen, der immer ohne Arbeitshilfe ist.

Nun, all dies gibt ein ganz falsches Bild, tatsächlich finden die meisten von uns immer noch genug Zeit, um sich bequem zu Hause in den Sessel zu setzen und die letzten Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt zu lesen, die zufälligerweise immer vergriffen sind."

Mit dieser Schilderung der Zustände an der englischen Heimatfront hat der Karikaturist, wenn auch in stark abgeschwächter Form, um die Zensur nicht allzusehr zu reizen, ein treffendes Bild der Schwierigkeiten und der Unzufriedenheit der englischen Bevölkerung gemalt.

Theater trotz Terror



Im Staatstheater: ← Shakespeare.
Ein neuer „Othello" mit Paul Hartmann, der den Mohren als arglosen Soldaten und „ehrenvollen" Mörder charakterisiert, nicht als rasenden schwarzen Dämon. Vor allem aber ein neuer Jago: Gustav Knuth. Früher gab Ferdinand Marian die Rolle im Deutschen Theater — als einen Virtuosen der Ruchlosigkeit, als einen Strategen der Lüge mit fast graziöser Tücke. Knuth stellt dagegen einen elementaren Jago — einen lümmelhaften, brutalen, schadenfrohen Intriganten, der ohne Zweck und Vorwand schurkisch ist und bis zum Schluß ein Teufel an Niedertracht und Haß. Gustav Knuth spielt den Jago nicht falscher oder richtiger als damals Ferdinand Marian. Er spielt ihn nur anders, und das Wunder geschieht: die Dichtung duldet beide Deutungen!

EIN BILDBERICHT VON DEN BERLINER BÜHNEN

Heute Komödie spielen?! Die Anwege zu vielen Berliner Theatern führen durch Dolomiten von Häuserruinen, und zahllose Erinnerungen sind auf Schritt und Tritt begraben.

Indessen — es wird Theater gespielt. Die Berliner lassen sich dies Barometer ihres Lebensmutes nicht nehmen. Sie stellen sich nicht tot.



Im Schillertheater: Goethe.
Im Gaststättensaal des Schillertheaters hat Heinrich George seine Ersatzbühne aufgeschlagen, und fast als Programm ist der „Urfaust" gewählt: Als Puppenspiel und Bänkelsang, der noch dem Volksbuch vom Dr. Faust nahesteht. George läßt denn auch ein dämonisches Kasperletheater im prallen Bilderbogenstil spielen, und hat in Horst Caspar einen sehr jungen, ungestümen und unerfahrenen Faust, während Will Quadflieg als Mephisto einen eleganten Satan von bösartiger Schönheit und koketter Fäulnis gibt.

Aufn.: Scherl (1), Dr. Weizsäcker (3), Willott (3).





Im Deutschen Theater: Goldoni.

Die glücklichsten Inszenierungen des Deutschen Theaters, dieses Poetenwinkels unter den Berliner Bühnen, waren stets diese: Wenn Raimund gespielt wurde und die Girlanden seiner Phantasie die verzauberte Bühne umkränzten, wenn das graziöse Preußentum in Kleists „Amphitryon" zum Vorschein kam, wenn die zärtlichen und rüpligen Romanzen Shakespeares erklangen, wenn Lope de Vega seine Maskenscherze im Irrgarten der Liebe trieb. So auch nun wieder in der verspielten Harlekinade Goldonis vom „Diener zweier Herren", die Bruno Hübner wie ein Scherzo des Rokokos inszeniert hat und in der Wilfried Seyferth seine pausbäckige Narrenfreiheit treibt.

Sie geben nicht das schlechte Beispiel einer exaltierten Verzweiflung. Sie bleiben bei der Sache. Alles, was wir tun, hat heute den Ehrgeiz, die Funktionen des Lebens aufrechtzuerhalten, als ob nichts geschehen wäre. Dies gilt nicht zuletzt für das Theater.



In der Volksbühne: Shakespeare und . . .

Die Volksbühne wetteifert mit dieser Grazie und spielt „Was ihr wollt" auf der Drehbühne, auf der alles zu gleicher Zeit möglich ist: Rüpelei und Anmut, Trunkenheit und Takt, Spaß und Ernst — eben der ganze Shakespeare, das ganze Leben. An vielen trefflichen Neben- und Hauptrollen ist das Aufgebot der Volksbühne reich. Bevorzugt sei der Malvolio von Werner Hinz. Zu dem erstaunlichen Rollenkreis dieses eigenartigen Darstellers, der den Hamlet und den Kaiser Wilhelm den Zweiten gespielt hat, tritt eine neue Gestalt von bestechenden Einfällen.

← **. . . Sudermann.**

Dem vielgeschmähten Hermann Sudermann bereitet Eugen Klöpfer eine späte Genugtuung. Er macht (nach dem Film, der seine eigenen Wege ging) die Bühnenprobe auf das Standes- und Künstlerdrama „Heimat", und siehe: Es ist um seiner dramatischen Sicherheit und menschlichen Aufrichtigkeit willen von schattenloser und unverstaubter Wirkung: Ein treffliches Ensemblespiel macht der Volksbühne alle Ehre: E. W. Borchert, Flokina von Platen, Carl Kuhlmann und Werner Hinz.



Im Theater am Schiffbauerdamm: Utermann und . . .

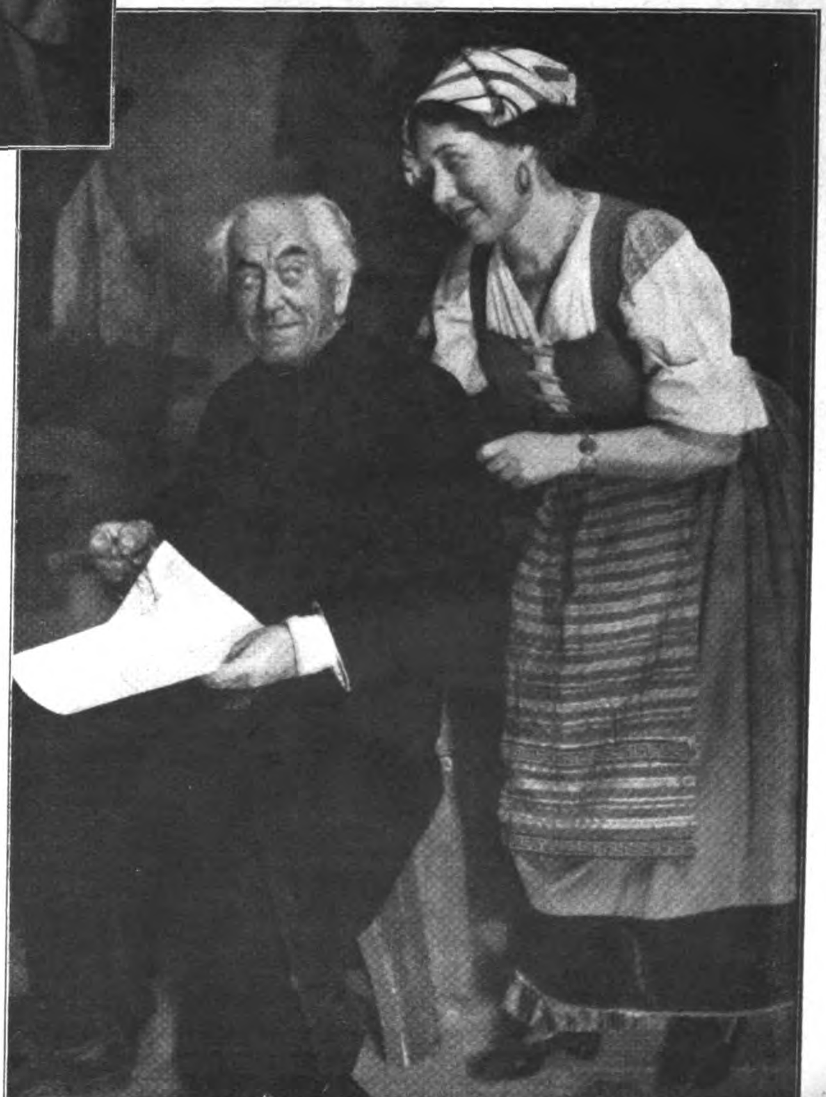
←

Wilhelm Utermanns sympathische Art, aus dem Stegreif zu plaudern — bewährt in seinem ersten Bühnenwurf „Kollege kommt gleich", inzwischen übertroffen durch sein drittes Werk „Der Pelikan" — kennzeichnet auch sein „Dementi": Eine Verwechslungskomödie von rampensicherer und geistiger Wendigkeit, die mit Ursula Grabley und Günther Lüders viel Freude bereitete. Die amüsant verwegene Regie hatte Viktor de Kowa.

→

. . . Forzano.

Nun auch in Berlin: „Onkel Buonaparte" von Forzano, die Fabel von jenem unverdrossenen Gottesmann, der es vorzieht, auf seinem kleinen toskanischen Dorf ein guter Pfarrer zu bleiben, statt in Paris ein schlechter Kardinal zu werden. Die Aufführung im Schiffbauerdamm-Theater mit Bruno Harprecht und Reneé Stobrawa übersetzte das Stück fast aus dem Oberitalienischen ins Bayerische und Anzengrubersche.





Die Spuren harter Kämpfe sind ausgelöscht. Die strahlenden Gesichter der BDM.-Angehörigen grüßen die Soldaten der „Feldherrnhalle", mit strahlenden Augen wird der Willkommsgruß erwidert.

Stosstrupp „Feldherrnhalle"

BESUCHT MÜNCHEN

Die Panzergrenadierdivision „Feldherrnhalle" hat sich im Einsatz gegen den Bolschewismus aufs höchste bewährt. Ein Stoßtrupp der Division stattete — aus dem Narvaabschnitt kommend — dem Gau München-Oberbayern einen Besuch ab. Stabschef der SA. Wilhelm Schepmann begrüßte den Stoßtrupp als Abgesandten der Front, in deren Bereich Hunderttausende von SA.-Männern ihre Pflicht erfüllen. Die kämpfende Front und die kämpfende Heimat umschließt ein unzerreißbares Band.



Eine anmutige Unterbrechung in der grauen Front. Garmisch bereitete den Soldaten der „Feldherrnhalle" einen begeisterten Empfang.



Der Führer des Stoßtrupps, Major Sturmbannführer Schoening. ist Träger des Ritterkreuzes und des Deutschen Kreuzes in Gold.



Die Panzer-Grenadierdivision „Feldherrnhalle" ehrt die Vorkämpfer der nationalsozialistischen Erhebung. Ihr Opfergeist ist auch in den Angehörigen der Division lebendig.



Aufnahmen: Harry Jaeger Amt Lichtbild der RPL.

Stabschef Schepmann verleiht dem Reichsschatzmeister der NSDAP. das Ärmelband der Standarte „Feldherrnhalle".



Die „Alten" und die „Jungen". Ein Freiwilliger der Standarte „Feldherrnhalle" im Gespräch mit einem Angehörigen der Panzer-Grenadierdivision „Feldherrnhalle". Über die Standarte strömen der Division fortlaufend zahlreiche Freiwillige zu.

Mit Frachtdampfer nach Schweden

EIN FRÖHLICHER ROMAN VON FR. OST

(6. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 20:

Nach einiger Zeit tauchte einer der Matrosen witernd aus dem Quartier auf wie ein Kaninchen aus dem Bau und schien sich angelegentlich den Abendhimmel anzuschauen. Sah er den Rücken des Zollbeamten, entschlüpfte der Besucher auf einen Wink hin dem Schiffe wieder. Der Steward, der Koch und zwei von den Matrosen standen auf der Laufbrücke und unterhielten sich. Fast konnte man meinen, sie ließen nicht jeden beliebigen Besucher an Deck, mancher erhielt auf seine Fragen kopfschüttelnd Antwort, ehe er sich wieder langsam entfernte. Spaziergänger mochten sie alle scheinen, schwerer war festzustellen, galten ihre sehnsüchtigen Blicke mehr der Gegend oder dem Dampfer?

Mädchen promenierten den Kai entlang, Arm in Arm, Einzelgängerinnen. Waren sie jung und hübsch, flogen ihnen Scherzworte von der Mannschaft entgegen. Manche blieben stehen und bandelten an. Hinter die Gespräche kam Orwein nicht, sie wurden schwedisch-deutsch geradebrecht. Der Steward holte aus seiner Kabine eine Tafel Schokolade, zeigte sie dann und wann den Mädchen vor.

Anscheinend feilschte man, es lag etwas Gieriges in den Blicken der Mädchen, wenn sie die Schokolade sahen. Beherzte kamen wenige Schritte auf die Landungsbrücke, wenn die Matrosen sie aber zu haschen suchten, flohen sie kreischend. Neckerei und Spielerei gingen hin und her.

Es wurde dunkler, die meisten Mädchen verschwanden nach und nach, andere schien grade die Gegend um den Dampfer besonders zu fesseln.

Der Koch machte sich an Orwein heran, sie gingen bis zur Küchentür, Jachmann stellte zwei Holzstühle davor an Deck zurecht. Sie nahmen Platz und tranken ihr Bier aus den Flaschen. Zu ihnen gesellte sich der Steward, Orwein merkte, wie er nach der Bierflasche schielte. Ziemlich plump spielte der Smutje auf das verkaufte Bild an. Orwein nahm einen neuen Glückwunsch entgegen. Der verpflichtete. Der Steward lief nach weiteren Flaschen. Sie quasten.

Es wurde dunkel. Drei Mädchen waren plötzlich in ihrer Gesellschaft und einer der Matrosen. Junge Mädchen, keck, appetitlich, vollbusig, soweit man noch sehen konnte. Fabrikmädchen oder Dienstmädchen im Ausgehkleid. Sie knabberten Schokolade, der Koch schenkte kleine Gläser Likör ein. Der Matrose spielte auf der Ziehharmonika, gar nicht übel, moderne Tänze. Den Mädchen kribbelte es in den Beinen, es wurde lustig. Gelächter, mal eine bescheidene Handgreiflichkeit, ein Vergnügen kleiner robuster Leute.

Der Koch stieß Orwein vertraulich in die Seite: „Sie sind schlimm auf Schokolade —, die ist in Schweden kaum zu bezahlen, für diese Mädels nicht erschwinglich."

Orwein staunte, ihm dämmerte langsam, welcher Magnet die Mädchen auf Deck gezogen hatte.

„So macht man das mit den Puppen hier — ha — ha —!" Jachmann krümmte sich vor Lachen und faßte nach einer der Jungfrauen.

Sie waren nicht zimperlich, eher war ihnen ein Rätsel, wieso drei Mädchen auf vier Männer kamen. Die sprachliche Verständigung glückte nicht besonders, für den vorliegenden Fall auch nicht Erfordernis, man wußte, worum es ging. Von der einen fing Orwein verliebte Blicke auf. Der bessere Eindruck, den er machte, auch daß er respektiert wurde, war nicht zu übersehen. Er fühlte sich sorglos erhaben, bestellte mehr Bier. Seine Genossen wurden dementsprechend beflissener und seiner Eitelkeit wurde Tribut gezollt. Der Koch und der Steward begannen in ihrer Meinung um den Maler zu schwanken, ein guter Passagier war für sie immer nur der, aus dem sich möglichst viel herausschlagen ließ. Na, man konnte sich auch mal irren. Ihr Bestreben ging ganz hintergründig dahin, ihm möglichst oft zuzuprosten, was wieder zur Folge hatte, daß die Flaschen schneller leer wurden.

Das eine der Mädchen saß dem Matrosen auf dem Schoß. Die samtgraue Nacht ließ nur undeutliche Konturen erkennen. Da torkelte durch das Dunkel eine schwarze Gestalt auf die Leute zu. Sie überschritt den matten Schein der Lampe, der aus der offenen Kombüsentür fiel. Es war ein Mann, ein Herr im Abendmantel, weiße Glacéhandschuhe an den Händen. Schwer bezecht lallte er: „Eine Flasche Kognak! — Einen Kognak —!"

Der Steward drohte leise: „Nichts —, gehen Sie vom Schiff herunter!"

„Einen Kognak —, nur einen —", stammelte der Elegante, sich mühsam aufrecht haltend.

„Haben Sie nicht gehört — nichts!"

„Wo ist der Kapitän? — Soll mir einen Kognak geben —!" Dabei drehte er sich um den Decksaufbauten zu.

Der Steward nahm den Mann unterm Arm und stieß ihn bis zur Landungsbrücke; widerwillig stapfte er herunter. Die weißen Handschuhe waren vom Ruß des Dampfers schmierig geworden.

„Was war das?" fragte Orwein; einiges in seinem Kopfe war schon unklar. Aber sein Vertrauter, der Koch, wisperte ihm zu: „Sie wollen immer Schnaps von uns haben, weil sie in Schweden nicht genug bekommen, sie lungern um jeden Auslandsdampfer herum. — Na", er tat großspurig, „man gibt ihnen mal einen; aber der Mensch war schon total betrunken, da kann man Unannehmlichkeiten haben. Der Alte paßt scharf auf!"

In Gedanken sah er manches Geldstück in die Hände der Mannschaft laufen, nur gescheit sein, sich nicht kriegen lassen, ordentliche Risikoprämie aufschlagen —; er lachte herzhaft. Sie waren keine Schmuggler, kleine, harmlose Gesetzesverletzer, die sich ein Taschengeld machten.

Da spektakelte der Mann unten zum Schiff herauf: „Tyska djävul — tyska djävul!"

Orwein schnellte herum, stützte sich auf die Reling und fragte über die Schulter: „Was hat der Mann gesagt?"

Der Koch Jachmann spuckte verächtlich seinen abgebrauchten Priem ins Wasser: „Ja —, das ist so'ne Redensart — sehr beliebte Redensart hier."

„Was heißt es?"

„Deutscher Teufel — deutscher Teufel!"

Benommen von Bier und Likör, ging es Orwein nicht gleich ein, er mußte erst die Schrecksekunde verarbeiten. Hinter ihm gähnte der Koch: „Dann will ich man schlafen gehen —, gut Nacht, Herr Orwein."

Als der Maler sich umdrehte, war er allein. Er grübelte eine Weile vor sich hin, konnte sich nicht entsinnen, die Mädchen über den Laufsteg an Land steigen gesehen zu haben, glaubte sie irgendwo vertraulich quietschen zu hören. Ach was, gleich wo —, die Sterne am Himmel flimmerten verdächtig stark, ob es überhaupt so viele Sterne gab?

*

Sterne waren es nicht, die ihm am anderen Tage im Kopfe flimmerten, höchstens Erinnerungen an dreigesternten Kognak. Fade hatte er in seiner „Stammkneipe" ein Glas „Öl" hinuntergestürzt, bevor er noch grün-rot-violette Farben mischte. Wovon diese verdammten Schweden torkelhaft betrunken wurden, wenn es doch so schwer Alkohol gab? Oder lagen so viele Schiffe im Hafen? Er durfte nicht darandenken, sein Magen war zu allem fähig. Die Geschichte mit den Mädchen regte ihn auf, aber hatten nicht Füchse immer einen Bau, und wo ein Fuchs einen Bau hatte, fand sich auch eine Füchsin? Verdammt ekelhaft, er fing an rot zu sehen, was scherten ihn die Weibergeschichten der Matrosen und die ganze Schokolade. Verheirateter Esel, wie er sich titulierte, konntest dir sagen, daß die Trauben für dich zu hoch hingen. Und wenn schon —, solche Mädchen —; ehrlich, ehrlich, redete er sich wieder zu, unsere Modelle waren alte Unken dagegen. Natürlich, er wollte nur sein Künstlerauge befriedigen —, ob dieser Koch etwas anderes gedacht hatte? Wahrscheinlich, war doch ein geriebener Halunke. — Schlimm, schlimm, die zehn Kronen zum Teufel, und er hatte sie noch gar nicht! Auf Vorschuß gefeiert! Er pinselte wild drauf los, das Bild mußte fertig werden.

Während er noch eine Flasche „Öl" trank, würde es leidlich trocknen.

Am Nachmittag hatte er sich nach dem Stadtplan zurechtgefunden. Dort stand auf einem weißen Emailleschild: Feldmann.

Er klingelte, zerrte mit der freien Hand das Jackett zurecht. Orwein fühlte sich wohler, ihm schwebte etwas vor wie ein Fünf-Uhr-Tee, bei dem die alte, würdige Dame den berühmten Maler Orwein ihren Bekannten vorstellte. Appetit konnte er entwickeln, zweifellos. Aber wichtig waren vor allem die zehn Kronen. Dafür würde er auch noch gewaltige Dinge über Kunst reden, neue Geschäftsverbindungen anknüpfen.

Die Tür ging auf. Ein lebhaftes, junges Dienstmädchen in weißer Schürze sah auf ihn herab.

„Ist die gnädige Frau zu sprechen —, ich bin angemeldet!"

„Sind Sie der deutsche Maler?"

Orwein bejahte begeistert. Plötzlich schoß ihm das Blut ins Gesicht, das Mädel kam ihm bekannt vor. Aber doch unmöglich, sie sprach Deutsch. Er wurde linkisch verlegen, was würde die würdige alte Dame denken!

„Kommen Sie nur rein", sagte das Mädchen, „die gnädige Frau läßt sich entschuldigen, sie ist telephonisch abberufen worden —." Orwein wankte sanft, seine Waden spannten sich krampfartig. Machte sich das Mädchen noch obendrein lustig über ihn? Sie hatte so ein verdächtiges Augenglubschen.

„Ich soll Ihnen das Bild abnehmen —", sie griff schon mit der Hand danach. Er konnte grade noch lallen: „Vorsicht, es ist noch feucht!", da hatte sie es schon ohne anzublicken auf einen Stuhl gelegt. — „Und die gnädige Frau hat hier einen Brief für Sie hinterlassen."

Mechanisch nahm er ihn an sich und riß ihn auf. Mit einem Stoßseufzer der Erleichterung sah er eine Zehn-Kronen-Note und dann las er:

> Lieber deutscher Landsmann!
>
> Es tut mir aufrichtig leid, Sie nicht empfangen zu können, um Ihr Kunstwerk persönlich abzunehmen, unvermutet wurde ich telephonisch abberufen. Mein Mann, der Arzt ist, mußte über Land, Sie treffen auch ihn leider nicht an. Gestatten Sie mir, Ihnen das Honorar für Ihr Werk in diesen Brief einzulegen. — Ich wünsche Ihnen eine gute Heimreise.
>
> Erna Feldmann.

Verschnupft, kleinlaut schlich Orwein von dannen. Er wagte nicht, sich noch einmal nach dem Mädchen umzusehen, das langsam die Tür hinter ihm schloß.

Draußen an der Küste im *Langedrag Restaurang*, einem beliebten Ausflugsziel Göteborgs, erklärte Frau Doktor Feldmann mit wohlwollendem Lächeln und weisen Fältchen in einem gütigen Gesicht ihren Freundinnen: „Wenn ein Landsmann solch ein Bild malt, soll man es ihm abkaufen — damit es nicht erst unter die Leute kommt!"

5.

Erika Lorenzen und Hauptmann Gartner gingen vorweg und Erika Lorenzen tat, als sähe sie nicht, wie Anna Breiter einige Male nach dem Dampfer zurückschaute. Otto Bergner war nicht zu erblikken, warum auch, und dann hatte er bestimmt auch an andere Dinge zu denken als das Vergnügen, dem sich die Fahrgäste seines Dampfers hingaben. Sein waren die Lasten, armer Kerl. Anna Breiter begann ihn zu bedauern, nur einen Augenblick, sie stand zu fest im nüchternen Leben, um sich nicht zu sagen, Männer seien erst recht für die Arbeit da. Sie als Frau hatte es nicht einmal anders kennengelernt. Jedoch —, na ja, wie das so ist, es wäre nett gewesen, hätte er ihr zum Abschied zugewinkt. Gleich überfiel sie der Gerechtigkeitsfimmel. Wie sollte er dazukommen? Sie stellte anscheinend tolle Forderungen. Und — jetzt stolperte sie über die Bordschwelle zur Straße, stolperte über einen unbequemen Gedanken: warum beschäftigte sie sich mit diesem Manne? Sie wehrte sich förmlich; nein, fiel ihr gar nicht ein, tat sie nicht, absichtlich nicht. Da lag der Hase im Pfeffer, sie tat es nicht, aber da war etwas, was sie beunruhigte, und dieses Beunruhigen war gar nicht unangenehm. Im übrigen hatte sie Ferien und konnte genießen, und niemals würde sie sich verwehren, über solch angenehmes Beunruhigen nachzudenken. Eben Ferien!

Die vorn waren ganz in Ferienstimmung geraten und vermißten sie sicher nicht. Wenn sie kehrt machte? Aber wohin, und allein? Unsinn, bestimmt würde sie keine Spielverderberin sein, niemals hätte das Erika Lorenzen um sie verdient. Ihre gemeinsame Zukunft verband sie so eng miteinander, es hätte kaum des Flechtwerks der vergangenen Jahre bedurft. Sie rief sich zur Ordnung, und ihr heiteres Temperament sprach zu ihr, du schiebst zwar nicht, aber du wirst auch nicht geschoben. Anna Breiter verstand sich wieder.

Sie überschritten die Brücke über den Großen Hafenkanal und freuten sich gemeinsam an dem bunten Kahngewimmel des kleinen Binnenhafens, dem Lade- und Löschplatz des Fischhandels und des kleineren Schiffsverkehrs. Leben und Betrieb. Gleich zu ihrer Rechten stießen die Anlegebrükken in den Göta älv, die dem Fähr- und Dampfbootverkehr dienten. Dem Nahverkehr. Die kleinen Schiffe kamen und gingen. Ihrem Zwecke entsprechend, den Verkehr aufrechtzuerhalten zwischen Küsten- und Inselorten untereinander und mit der Stadt, gestaltete sich das Publikum. Leute vom Lande mit ihren Waren oder ihrem Einkauf, Bewohner der Seevillen bei ihren Besorgungen, Badegäste für längere oder kürzere Dauer. Am Lande kauende und spuckende Fleetenkieker oder sonst müßiges Volk. Fischhändler, Blumen- und Obstverkäuferinnen mit ihren Ständen geschäftstüchtig und dienstbereit zur Hand.

Auf einer der vielen Anschlagtafeln lasen sie:

Till Marstrand

„Angaren Bohuslän"

Das war das Dampfboot nach Marstrand.

Hauptmann Gartner lotste die Damen angeregt die Brücke entlang auf den Dampfer zu. Sie kletterten hinein und fanden auf dem Oberdeck ein sonniges Plätzchen im Vorschiff.

„Und die Fahrkarten, Herr Hauptmann?"

„Besorge ich sofort, meine Damen. Wir haben bis zur Abfahrt noch eine halbe Stunde Zeit, und ich bitte freundlichst, mich gleichzeitig auf ein Viertelstündchen zu beurlauben, ich habe an Land noch eine Kleinigkeit zu besorgen. Mir schien es zunächst nützlich, Plätze zu belegen —."

„Wozu wir uns vorzüglich eignen, Erika!"

„Ach, wir tun es doch gern —, geh' nur, Erich!"

Sie winkten ihm nach, wie er mit langen Schritten dem Ufer zustrebte. In die Deckstühle gekauert, dicht nebeneinander, fühlte Anna Breiter, wie Erika Lorenzen zärtlich den Arm in den ihren schob. „Ach, Anna, was bin ich froh, daß wir nach Gotenburg fuhren!" Es war nichts Überschwengliches in diesen Worten, eher eine zurückhaltende Unsicherheit. Anna Breiter spürte ein tiefes Gefühl weiblichen Mitempfindens, sie fragte vertraut: „Wollt ihr heiraten?"

Erika Lorenzen schwieg lange, sah auf ihre Fußspitzen, die Arme auf die Knie gestützt. „Wenn Erich mit nach Indien ginge?"

„Es ist so dumm von mir, Erika, euch zu stören, mit euch nach Marstrand zu fahren —"

„Aber Anna, rede nicht so daher, du weißt, ich brauche dich notwendig, wir gehören zusammen."

„Ich komme mir vor wie das fünfte Rad am Wagen, wie der Ersatzreifen am Autobus deiner Erfolge —"

„Meiner Erfolge — und dazu noch in der Mehrzahl!"

„Bitte sei nicht böse, das ist alles dummes Zeug, ich bin ein bißchen durcheinander ich weiß, für dich haben andere Männer nie existiert."

„Es muß mein Schicksal sein, ich konnte mich immer nur neben Erich denken. Ich glaube, trotz allem Schweren, was dazwischen liegt, er ist der Mann, der mir bestimmt ist."

„Ich schätze ihn sehr hoch, Erika."

„Sieh mal, Anna, wir Frauen sind wie Blumen. Erst wenn uns ein wärmender Strahl trifft, beginnt unser Blühen. Und da der Strahl schon männlichen Geschlechts ist, entwickelt unser Blühen der Mann. Jede Blume hat eine andere Neigung zum Sonnenstrahl, sie wird immer in derselben Neigung bleiben, will sie nicht Unkraut sein. Und will sie Früchte tragen —. Nun, ich konnte dummes Zeug zusammenreden und sagen, wir haben ja in Kiel ein Institut, in dem wir die Früchte der Liebe und Ehe sehen. Aber dort sind wir gewissermaßen immer nur die Gärtnerinnen, wir helfen und betreuen nur. Und jede, jede Frau müßte doch selbst nicht nur Blume sein, sie müßte doch ihrem Endziel entgegenreifen —."

Anna Breiter seufzte hörbar.

Da hielt Erika Lorenzen sie wieder fest und fragte: „Anna, ich glaube, du bist auch verliebt?"

„Geh", riß sich Anna los, „wie kommst du da drauf. In wen denn!"

„Du kommst mir so besinnlich vor, und da du gern zurückbleiben möchtest —. Ich dachte an Bergner!"

„Ach was, ein harmloser Flirt —."

„Und so durcheinander?"

„Nichts wie Unannehmlichkeiten hat man durch die Männer, unsere ganze Ferienstimmung geht zum Teufel!"

„Aber Anna, wollen wir es nicht einmal anders herum versuchen, nicht trotz der Männer Ferienstimmung, sondern mit den Männern?" Sie strich ihr den Arm von Achsel bis Ellenbogen herab, beruhigend und zuredend.

„An mir soll es nicht liegen", Anna Breiter sprang auf, „ich will nicht tränentücheln, ich will nicht fachsimpeln, ich will nicht — einfach, ich will grade mitfahren und an nichts weiter denken als an Sonne, Luft und Wasser!"

Erika Lorenzen zog sie wieder auf den Deckstuhl herab: „Es wäre ein seltenes Glück, könnten wir drei in Indien zusammenleben."

Der kleine Dampfer hatte sich mit Menschen gefüllt und prustete gewaltige Dampfwolken aus dem Schornstein. Die Schiffsglocke schallte laut und heftig, mahnend an die baldige Abfahrt. Hauptmann Gartner kam die Anlegebrücke entlang geschossen. Im Arm hielt er eine hagelvolle Tüte mit Äpfeln. Im Laufen kullerten einige herab, plumpsten rollend ins Wasser und erweckten bei herumstehenden Jungen kleine Lachsalven. Erich Gartner lachte mit winkte mit dem einen mühsam frei gemachten Arm nach oben, stürzte die Hand wieder wie einen Deckel über die offene Tüte. Er fühlte sich ausgelassen wie ein Sonntagskind, präsentierte den Damen die Äpfel: „Der umgekehrte Sündenfall!"

Sie kamen in Stimmung und griffen mit Humor nach den saftigen Äpfeln.

„Alles erledigt —", keuchte Erich Gartner vom Laufen, „Dampfer sogar noch erreicht. Die Damen werden nichts dagegen haben, wenn ich mich der Jacke entledige und sie über den Stuhl hänge. So — hier wird uns der Fahrwind anhauchen und abkühlen."

Er sah jung und strahlend aus und freute sich über's ganze Gesicht. Erika Lorenzen biß herzhaft in die Frucht, ihre Augen folgten allen seinen Bewegungen. So gefiel er ihr, und anders auch, und überhaupt und immer.

„Hier sind die Fahrkarten, meine Damen!"

Sah Erika Lorenzen dabei gespannt und erwartungsvoll an, als hätte er ein Geschenk überreicht, das ein überraschtes Kind auspackte; Erikas Augen hingen dankend an seinen.

„Was heißt *,Till'*, Hauptmann?"

„,Nach', Schwester Anna!"

„*Till Askerholmen?*" las Anna Breiter verwundert. „Ich denke, wir fahren nach Marstrand?"

Erika Lorenzen kam aus einer anderen Welt, sah wie Anna Breiter an der Fahrkarte studierte, blickte auf die eigene Hob die Augen fragend zu Erich Gartner.

„Vielleicht liegt Askerholmen auf der Insel Marstrand?"

Erich Gartner war ein ganzes Freuen. „Habe ich Sie überrascht?"

„Wir fahren also nicht nach Marstrand?"

„Doch —, nach Marstrand auch!" er klatschte sich auf die Oberschenkel. „Aber wir fahren dran vorbei, ein Stündchen weiter nach der Insel Askerholmen!"

„Wußten Sie das gestern abend schon?"

„Aber sicher —, ich wollte nur nicht, daß uns gewisse Leute aufstöbern!" Er lachte aus vollem Halse.

„Dann haben Sie uns also, mit Studienrat Bestvater zu reden, in die Irre geführt?" Anna Breiter gab sich einen drolligen Ernst.

„Ich bekenne mich schuldig!"

„Ist es in Askerholmen schöner, kennst du es?"

„Reumütig will ich ein Geständnis ablegen. Ich bin nach dem Kriege einmal dort gewesen. Ein ehemaliger Regimentskamerad, ein Schwede, der als Offizier im deutschen Heere diente, hat nach dem Zusammenbruch in Askerholmen ein Hotel gepachtet. Wir waren lange Zeit im Briefwechsel, und ich habe ihn besucht."

„Ist er noch dort?"

„Mit Frau und Kindern!"

„Können wir dort wohnen?"

„Ich will meinen großen Trumpf ausspielen! Vorhin habe ich mit ihm telephoniert, wir werden erwartet!"

Erika Lorenzen streckte ihm die Hand hin, und Anna Breiter versuchte hüpfende Bewegungen auf ihrem Stuhle.

„Herrlich — Erich!"

„Ich muß Ihnen auch danken, Hauptmann, — ich habe auch eine Hand!"

Er ergriff auch diese, legte die beiden Frauenhände zusammen und rief: „Die Drei-Einigkeit!"

Eine der Hände ließ er wieder los.

„Jetzt wollen wir die Ufer nicht vergessen, bei unserer Einfahrt nach Gotenburg haben wir nichts davon gesehen."

*

Das Dampfboot schwamm den Göta älv hinab. Rechter Hand taten sich Blicke auf in große Werften, Fabrikanlagen. Badeanstalten rückten in den Fluß.

„Das ist das andere Gotenburg", belehrte Erich Gartner. „Schwedens größter und wichtigster Ein- und Ausfuhrhafen, die Werftstadt, auch das Zentrum des Fischhandels des ganzen Kattegats."

Frauen haben meist wenig Sinn für Industriebauten, es sei denn, sie liegen bereits verrottet und verrostet und gestatten die Entwicklung romantischer Phantasien. Ein alter Fischkutter, ein Ozeandampfer regen sie mehr an, selbst ein Schwimmer im Wasser zieht ihre Augen auf sich. Sie schauten auch mehr auf das sie umgebende Publikum und horchten den fremden Lauten der schwedischen Sprache.

„Erich, ich glaube gehört zu haben, die Schweden seien sehr deutschfreundlich?"

Erich Gartner setzte eine zweifelnde Miene auf. „Das ist sehr unterschiedlich. Viele Schweden machen aus ihrer Begeisterung für Deutschland kein Hehl. Aber ebensoviele, wenn nicht mehr, halten es mit den Engländern. Da sprechen verwandtschaftliche Beziehungen mit und nicht zum mindesten geschäftliche Tätigkeiten. Die Schweden sitzen am Wasser, und ihre Kähne kommen ebensooft nach England wie nach Deutschland. Die Bindungen hüben und drüben gestalten auch die Sympathien. Besser ist schon, man gibt sich zu Anfang vorsichtig, bis man die Lage ausgepeilt hat."

„Werden wir Schwierigkeiten haben, Hauptmann?"

„Nicht die Spur. Eines zeichnet den Schweden besonders aus, er ist von vollendeter Höflichkeit. Na, und bei meinem Freunde in Askerholmen — wir werden dort leben — leben, wie man eben nur in Schweden lebt!"

Er schnalzte im Vorgenuß mit der Zunge.

„Wir nähern uns langsam der See, und wenn wir erst draußen schwimmen, lernen Sie einen der seltsamsten Küstenstriche kennen. Ich bin begeistert davon. Der Schärengürtel von Bohuslän —."

Auf Norden legte das Dampfboot den Kurs, stracks in die Schären hinein. Wohl hunderttausend Kuppen nackten Granitgesteins und Gneisbildungen ragen aus dem Wasser, von Kinderkopfgröße über alle Abstufungen bis zu richtigen bewohnten Inseln. Bis hinauf an die Grenze Norwegens. Alle Formen modellierte das Meer in die ausgewaschenen Uferwände. Wahllos hingestreut, wie aus einem Riesensack vom Himmel gepurzelt, zwingen sie die Schiffe in kleine Wasserengen und breiten im nächsten Augenblick schon wieder zwischen sich weite Meeresflächen. Kahl wie Mondlandschaften, dann wieder sprossende und grünende Tupfen auf den Steininseln.

Bild folgt auf Bild, keines ähnelt dem andern. Leblos, unbewohnt die kleineren Felsen, in sich zerrissen, gratig; hier eine Hütte, dort ein Viehstall auf größeren. Neben den Häuschen dachartige Stangengestelle zum Trocknen von Fischen. Fischboote kommen der ‚Bohuslän' entgegen. Hier und dort läutet die Schiffsglocke vor einer Anlegestelle. Passagiere und kleinere Frachten werden aus- und eingeladen. Dann rauscht das Dampferchen weiter. Die Bugwelle sprudelt in der glatten See, die Sonne hat den ganzen Himmel überblendet. Erich Gartner und Erika Lorenzen sitzen Hand in Hand.

Die nahe Küste bleibt fast immer in Sicht.

Anna Breiter zeigt mit der Hand hinüber. „Baumlos ist das Land drüben, ein harter, leicht gewellter Küstenstrich."

„Und doch liegen dahinter blühende Felder, grüne Wiesen, große Wälder. Wir werden sie sehen, wenn wir den letzten Tag in Gotenburg zu einem Ausflug nach den Wasserfällen von Trollhättan benutzen."

„Solch ein Inselchen, eine der Schären mußte man besitzen", schwärmt Erika Lorenzen, „müßte sich ein Häuschen drauf bauen, weltabgewandt, ein Ruheplätzchen —"

„Ein Ort der Besinnlichkeit", pries Erich Gartner. „Auch dafür haben die Schweden Verständnis und manche heimliche Villa konnten wir nicht erspähen, da sie sogar der Dampferstraße abgewendet liegt."

Sie fuhren seit fast zwei Stunden durch dieses Labyrinth von grau-rotem Stein und grünem Wasser. Der Gegensatz zwischen der ruhigen Wasserfläche und den steinernen, sich nicht allzuhoch über den Wasserspiegel erhebenden, wild, zerschorft und regellos hingehauenen Schärenriffen und Inseln wirkte phantastisch.

„Wie liebt der Schwede dieses Land, das herbe und auch wieder weiche, sein kühlklares Heimatland", wußte Erich Gartner. „Das Land selbst ist seine Nationalhymne. Es steht da etwas von altem, frischem, felsenhartem Norden drin, von Sonne und Wäldern."

Um ihrer wohligen Lähmung nicht ganz nachzugeben, hatte Erika Lorenzen sich beim Bimmeln der Schiffsglocke erhoben. Land war in Sicht, großes Land, ein grüner Uferkranz auf Granit. Die ‚Bohuslän' manövrierte vorsichtig an die Landungsbrücke.

„‚Marstrand' — dort an der Tafel steht ‚Marstrand' ", rief Erika.

„Dann wird es auch Marstrand sein, wenn's schon an der Etikette steht!" Beinahe väterlich brachte es Hauptmann Gartner hervor.

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

„Wo der Dulder Odysseus-Bestvater und Penelope-Adelheid gestern Schiffbruch erlitten haben!" krähte Anna Breiter.

„Schwester Anna, ich glaube, Sie können boshaft sein!" Erich Gartner drohte mit dem Finger.

„Hauptmann Gartner, „mir will scheinen — wenn ich es mir recht überlege — mir ist so, als wollte irgendjemand irgendwen nicht begegnen —."

Erich Gartner schlug die Hände zusammen. „Bravo, führen Sie den Frauenverschlepper tüchtig ab, verdient hat er es. Reumütig verspreche ich, mich zu bessern. „Wie um abzuschwächen fügte er listig hinzu: „Wollen's beide tun!"

Anna Breiter hatte schon ganz anderes entdeckt. Wie der Kleinstädter zu jedem Zuge an die Bahn, so wandert der Schärenbewohner neugierig zu jedem ankommenden und abfahrenden Dampfboote. Sommer- und Badegäste verstärkten das Bild zur Buntheit. Damen in Strandhosen —. Das war Anna Breiter in die Augen und durch den Kopf geschossen. Sie war ganz abgelenkt. Strandhosen — daß sie die vergessen konnte. Aber mit beruhigendem Blick hatte sie festgestellt, ihr neuer Badeanzug würde sich sehen lassen können.

Erika Lorenzen schaute nach den kleinen Häusern hinüber, die nur eine schmale Gasse zwischen ihren Türstufen und der mühsam aufgeführten Umrandung einer zementierten Kaimauer Platz gaben. Hell gestrichene Häuser, aus Brettern gefügt, mit roten Ziegeldächern. Strandläden mit dem in aller Welt gleich aufgehäuften Andenkentand. Freundliche Heime, davor grüne Baumkronen. Wo der Fels nackt zutage trat, hockten und lagen auf dem sonnenheißen Gestein sonnendurstige Menschen. Weiße Flecken im Graugranit, ein blauer oder dunkler Mannesanzug dazwischen.

Das Dampfboot schlängelte sich schon wieder weiter durch die enge Fahrrinne. Segelboote kreuzten seine Bahn, Motorboote werkten zu anderen Schären. Das Postboot scherte an ihnen vorüber. Das Deck der ‚Bohuslän' hatte sich stark geleert.

Sie spazierten beschaulich umher, konnten sich aber nicht entschließen, in dem kleinen Eßsalon etwas zu sich zu nehmen. Die gepolsterten Bänke vor den Eßtischen erinnerten zu sehr an einen gut geheizten Speisewagen, und der schönste Smörgåtisch erschien umdampft von feucht-heißem Flimmerwrasen.

Bissen wieder in die blankpolierten Äpfel und warfen die Reste mit kindischer Forsche ins Wasser.

„Gut gezielt!" bespöttelte sich Erich Gartner.

„Was schon, wir haben Ferien — Ferien!" Erika Lorenzen tat's ihm nach. Und in den ‚Ferien — Ferien' lag viel mehr als ‚Ferien — Ferien' sonst schon herrliches besagen.

Anna Breiter machte eine weitausgreifende Bewegung mit dem Arm. „Alles das herum, wenn ich es sehe —, mir ist manchmal, als führen wir über ein meilenweit überschwemmtes Land, in dem die grausige Flut nur hier und da eine Erhöhung, ein hochgelegenes Haus, die Reste einer Steinfestung frei gelassen hat."

„Ein gutgedachtes Bild" zollte Erika Lorenzen Beifall.

„Schon, schon", meinte Erich Gartner", aber die Wirklichkeit ist anders und darum um so viel schöner."

Mit einem Male waren sie in Askerholmen. Der Hausdiener vom Strandhotel hatte sich ihres Handgepäcks bemächtigt. In der Eile war ihnen nicht aufgefallen, fast dasselbe Hafenbild wiederholt gesehen zu haben. Sie schritten vergnügt rechts ab, einen gepflegten Weg entlang unter schützenden Bäumen und standen nach wenigen Minuten vor einem großen Rasenplatze, hinter dem sich ein moderner Hotelbau erhob. Strandhotel. Die Freitreppe herunter kam ihnen der Besitzer entgegen, herzlich grüßend. Sie fanden sich in der Dependance wieder. Ein weißleuchtender Bau, kubusähnlich, zweistöckig. Die Treppe führte ungedeckt an einer äußeren Seitenwand hinauf. Ganz sachlich, stilvoll, praktisch eingerichtet. Sie hatten zwei schöne Zimmer und waren mit einem Sprung auf dem flachen Dach. Sonnendach, Aussichtsdach. Wo sie hinschauten über's Wasser, Schären, Schären. In der Nähe Schären, in der Ferne Schären. Große, kleine, kleinste und manche machte nur das darüber gurgelnde Wasser noch sichtbar. Nach jeder Himmelsgegend Schären. Schären, hoch und wellig wie kleine Eilande, flach und unscheinbar wie schwimmende Schildkröten.

Erika Lorenzen jubelte und Anna Breiter ergänzte: „Das ist herrlich!"

*

Den Abend verlebten sie in Gesellschaft des Besitzers und seiner Frau. Der Mann sprach gut deutsch, und seine Frau vermochte sich darin drollig auszudrücken. Das Hotel war stark besetzt, aber ihnen war auf der glasgedeckten Terrasse ein kühles und gut gewähltes Plätzchen reserviert worden. Ein Windlicht machte die Ecke heimlich. Das Wiedersehen zwischen Erich Gartner und dem Besitzer gab den Hauptgesprächsstoff. Die ersten Gläser Schwedenpunsch wurden eingeschänkt und das „Scål" begann häufiger zu klingen.

„Wo werden die Herrschaften baden?"

„Gibt es jetzt mehrere Badegelegenheiten?" forschte Erich Gartner.

„Doch, seit Ihrem letzten Hiersein haben wir das Norderbad erhalten, eine neue Anlage, die allen Ansprüchen genügt. Dort kann sich alles in der Pracht der Badeanzüge, Bademäntel, Strandkostüme bewundern lassen." Die letzten Bemerkungen klangen ziemlich verächtlich.

„Und unser altes schönes Bad in den Felsen?" fragte Erich Gartner erstaunt.

„Existiert als Süderbad immer noch. — Es liegt ja nur wenige Minuten von unserem Hause ab."

Die Damen wurden aufmerksam.

„Du hast deinen prunkvollen neuen Badeanzug", scherzte Erika Lorenzen.

„Und du —! Du bist nicht minder elegant!"

„Ich schlage vor, wir gehen ins Süderbad." Erika Lorenzen versuchte bescheiden zu tun. „Nicht wahr, Erich?"

Erich Gartner rückte unruhig auf seinem Stuhle. „Je nun, ich bin für's Süderbad. — Aber dort badet man ohne jegliches Kostüm, so wie Gott die Menschen geschaffen hat!"

„Was —?" rief Anna Breiter. Sie wurde rot bis in den Halsausschnitt.

„Das ist gute alte schwedische Sitte, Schwester Anna", lächelte Erich Gartner. „An einem nackten Körper nimmt der Schwede oder die Schwedin keinen Anstoß. Die Badeanzüge hat der Fremdenverkehr mitgebracht."

„Das habe ich mir immer schon gewünscht, Anna!"

„Aber — aber", Anna Breiter stotterte fast in Verlegenheit, „es ist doch kein Familienbad, wo wir zusammen baden — baden —"

(Fortsetzung folgt.)

Wunderliche Detektivarbeit

Denksportaufgaben, die die Natur uns stellt

Der Kaiserpinguin im Zeugenstand.

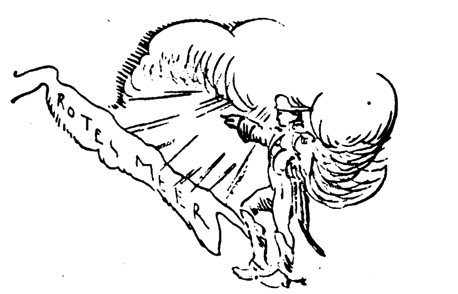
Aus dem Südpolkontinent, der 1000 km entfernt vom Ende der nächsten Landmasse, der Nadelspitze Südamerikas, sich im antarktischen Meer dehnt, ragen die Gipfel von 5000 m hohen Bergen aus einem anderthalb Kilometer dicken Eisschild auf. Vor einem halben Jahr-



hundert erst haben Menschen diesen neuen Erdteil zum erstenmal betreten und kurz vor dem Krieg noch leistete eine deutsche Forschungsgruppe dort wichtige wissenschaftliche Arbeit. Die Gebirge wurden überflogen. Eine Landung in ihrer Umgebung aber war nicht möglich. Nie hat also jemand diese Bergmassive untersuchen können und dennoch weiß man ganz genau, aus welchen Gesteinsarten diese Südpolaralpen bestehen. Wie kam man zu dieser sicheren Feststellung? Herrliche Kaiserpinguine, die das öde Gestade bevölkern, plauderten das Geheimnis aus. Seltsamerweise erst nachdem die Geologen ihnen den Kragen umgedreht hatten. Im Magen der erlegten Vögel fand man nämlich, wie vermutet, Spuren des Baumaterials der steinernen Feste — kleine Granit-, Quarzit- und Basaltsteinchen, die von den Gletschern abgeschliffen und von den Pinguinen aufgepickt worden waren. Eine wichtige Frage war damit gelöst, dank der Mithilfe des guten Tauchvogels, der aus der Zoologie herausgewatschelt war, um dem forschenden Geologen auf die Spur zu helfen.

Die Spur durchs Meer.

Napoleon berichtet in seinen Memoiren, wie er im Jahr 1798 mit seiner Armee trockenen Fußes das Rote Meer durchschritten hat. Wenn wir uns aufmachen, um dieser rätselhaften Angabe selbständig auf die Spur zu kommen, stehen wir kopfschüttelnd an der fraglichen Stelle, am Golf von Suez, und loten dort 10 Meter Tiefe aus. Unmöglich, hier kommt niemand zu Fuß durch! Selbst wenn uns jetzt einfällt, daß die spätere Ausbaggerung des Suezkanals hier diese Tiefe gelegt hat, so war der Golf doch sicher auch 1798 voll von Wasser. Und dazu voll von Sandbänken — müssen wir weiter wissen. Das Geheimnis aber entschleiert sich uns erst vollkommen, wenn wir noch die Tätigkeit der Ebbe miteinbeziehen, die hier den Spiegel um 1½—2 Meter senkt, und wenn wir weiterhin den monatelang währenden Nordwestwind hineinblasen lassen, unter dem das Wasser zurückgedrückt und gelegentlich um einen ganzen Meter erniedrigt wird. Auf den Sandbänken der engen Übergangsstelle war das Durchschreiten des vorher nur 3—4 Meter tiefen Meeres nicht mehr schwierig.



Der berg- und talwärts fließende Fluß.

Hier noch eine etwas umfangreiche Trophäe von unserer Jagd nach schwer durchschaubaren Erscheinungen: ein ausgewachsener südamerikanischer Fluß. Daß sich Leute ohne Segel, Ruder oder Motor in ihren Kahn setzen und sich von der Strömung flußabwärts davontragen lassen, ist weiter nicht aufsehenerregend. Daß wir sie aber auf dem gleichen Weg flußaufwärts ohne Antriebsmittel wieder heimkehren sehen, setzt unseren Cassequiare — so heißt der Fluß — auf einen Ehrenplatz in unserer Sammlung. Dieses Gewässer hat die Eigentümlichkeit bergwärts und talwärts in regelmäßigen Abständen zu fließen. Die Erklärung ist interessant genug. Als natürlicher Kanal verbindet der Cassequiare den Orinoko und den Amazonas, die beide in einem Abstand von 10 Längen- und 10 Breitengraden an der Ostküste Südamerikas in den Atlantik münden. Die Flutzeiten im jeweiligen Delta der beiden Riesenströme sind verschieden. Hat der Orinoko Flutzeit, so wird sein Wasser zurückgedrängt und gibt selbst noch dem Cassequiare eine Nord-Südströmung. Geht die Flutwelle aber den Amazonas hinauf, so kehrt die



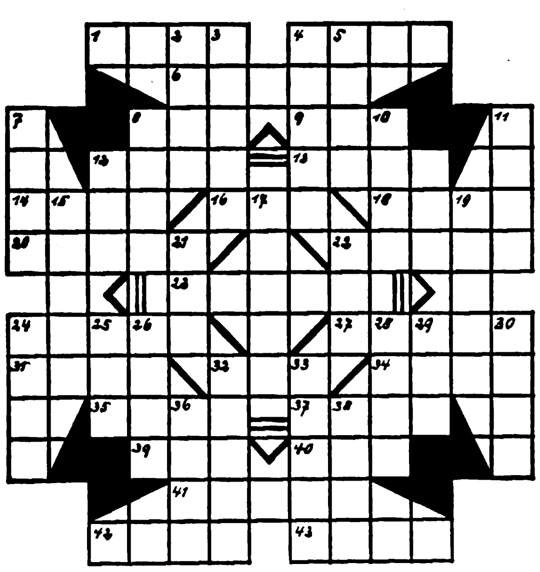
Kanalströmung um und fühlt sich zum Orinoko hingedrängt. Wie sie's gerade brauchen, so benützen die Eingeborenen dieses Naturphänomen, bringen ihre Waren zu Markte und kehren ohne Anstrengung oder Auslagen für Fahrgeld wieder heim. Es kreißen die Meere und geboren wird — eine billige Beförderungsmöglichkeit für Obst!

Vierzehn Fingerabdrücke.

Eine seltsame Entdeckung! In dem kleinen spanischen Ort Cervera de Buitrago der Provinz Madrid haben die Leute ein Zahlensystem, das uns stutzen macht. Sie rechnen nicht nach dem Dezimalsystem, sondern legen den Berechnungen des Alltags die Zahl 14 zugrunde. Eine Merkwürdigkeit, die sich nirgends sonst auf dem Erdenrund finden läßt. Der phantasievolle Detektiv wird vielleicht schließen: In ganz alten Zeiten, als die heilige Zahl 7 usw. Wir wollen ihn nicht weiter fehlschießen lassen. Die Sache ist im wörtlichen Sinn ganz natürlich. Man kann sichs an den Fingern abzählen. Ebenso wie wir unsere Zehnerrechnung an den 10 Fingern „begreifen" können. Wir gehen los und sammeln nach hergebrachter Detektivart Finger- oder besser Handabdrücke dieser aus dem Rahmen fallenden Rechner. Und vor uns liegt als Ergebnis eine erstaunliche Zahl von siebenfingerigen Abdrücken! Durch jahrhundertelange Inzucht hat sich eine Abnormität fortgepflanzt und verbreitet: Die Leute haben fast alle 7 Finger an jeder Hand. Und wenn sie uns an ihren Fingern vorrechnen, so kommen sie eben bis 14 statt bis 10. Wie sehr übrigens unsere Ex-

RÄTSEL

Kreuzworträtsel.



Waagrecht: 1. Küchengerät, 4. Rennplatz bei München, 6. weibl. Gewand, 8. rumän. Münze, 9. altes Gewicht, 12. Verehrung, 13. Muse der Geschichte, 14. nordischer Männername, 16. weibl. Vorname, 18. Drama von Hauptmann, 20. Teil von Musikinstrumenten, 22. Erzengel, 23. Schandfleck, 24. Schlachtort in Frankreich, 27. Stadt in Ägypten, 31. arab. Titel, 32. Teil des Baumes, 34. römisches Gewand, 35. Stachel, 37. Sauerstoff, 39. alkohol. Getränk, 40. europ. Hauptstadt, 41. Stechpalme, 42. Festung, 43. Schnürloch. — Senkrecht: 2. Abscheu, 3. Naturerscheinung, 4. deutscher Dichter ⅄, 5. Abgott, 7. griech. Gott, 8. Element, 10. Lebewesen, 11. heil. Gefäß, 12. Steinufer, 15. Radau, 17. Unterwelt, 19. männl. Vorname, 21. deutscher Badeort, 22. Witz, 24. homerischer Held, 25. Reichsarbeitsdienst, 26. Liebesgott, 28. Ur-Teil, 29. Sohn des Apollon, 30. Wüstenlandstrich, 32. Schönheit, 33. Bruchstück, 36. deutscher Fluß, 38. gemeine Rede.

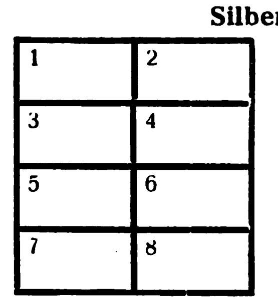
Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — a — am — bach — bo — de — de — di — do — e — e — fre — go — gos — il — in — ka — ke — kel — lach — le — lek — li — lith — lu — mar — mi — mus — na — nau — no — on — on — on — pa — phi — pi — ri — ril — ry — saß — sen — skor — sku — spi — spi — stra — sturz — tal — te — te — ter — the — ti — ti — tis — tro — um — wal — ze werden 19 Wörter gebildet, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Shakespeare ergeben.

1. weibl. Säulenfigur, 2. Schillersche Dramengestalt, 3. Festbeleuchtung, 4. ägypt. Königin, 5. Ort in Tirol, 6. lyrischer Dichter, 7. Verwandter, 8. Geisterglaube, 9. italien. Münze, 10. Schillers Geburtsort, 11. Freilichtbühne, 12. Revolution, 13. deutscher Dichter, 14. Pferd, 15. Pol eines Elements, 16. blauer Turmalin, 17. Krankenhaus, 18. Anstrengung, 19. Kerbtier.

1 .... 11 ....
2 .... 12 ....
3 .... 13 ....
4 .... 14 ....
5 .... 15 ....
6 .... 16 ....
7 .... 17 ....
8 .... 18 ....
9 .... 19 ....
10 ....

Silbenkreuz.



1—2 Sandwüste in der Mongolei
2—3 Nagetier
3—4 Stadt in Thüringen
4—6 Gewürz
4—8 elektr. Leitungsseil
5—6 Giftschlange
5—1 span. Hafenstadt
7—1 deutsche Kolonie
7—8 Waldschlucht

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Sieb, 4. Riem, 6. Kleid, 8. Lei, 9. Lot, 12. Kult, 13. Klio, 14. Olaf, 16. Zoe, 18. Elga, 20. Saite, 22. Uriel, 23. Makel, 24. Arras, 27. Kairo, 31. Imam, 32. Ast, 34. Toga, 35. Dorn, 37. Ozon, 39. Rum, 40. Rom, 41. Hulst, 42. Fort, 43. Oese. Senkrecht: 2. Ekel, 3. Blitz, 4. Rilke, 5. Idol, 7. Eros, 8. Luft, 10. Trier, 11. Gral, 12. Kai, 15. Laerm, 17. Orkus, 19. Georg, 21. Ems, 22. Ulk, 24. Aias, 25. Rad, 26. Amor, 28. Atom, 29. Ion, 30. Oase, 32. Anmut, 33. Torso, 36. Ruhr, 38. Zote. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Karyatide, 2. Eboli, 3. Illumination, 4. Nofrotete, 5. Gossensass, 6. Rilke, 7. Onkel, 8. Spiritismus, 9. Skudo, 10. Marbach, 11. Amphitheater, 12. Umsturz, 13. Lenau, 14. Wallach, 15. Elektrode, 16. Indigolith, 17. Spital, 18. Strapaze, 19. Skorpion. „Kein Großmaul weiß sein Eselsohr zu hehlen." ✱ **Silbenkreuz:** 1. GO, 2. BI, 3. BER, 4. KA, 5. VI, 6. PER, 7. TO, 8. BEL.

SCHACH-BEOBACHTER

Selbstmatt (Urdruck).

Von Rudolf Wastl, Wien.

Weiß: Kh3, Lc1, Le8, Sh4, Bg2, g3 (6).
Schwarz: Kh5, Tg6, Th6, Bd4, h7 (5).

Weiß zieht und erzwingt Selbstmatt in zwei Zügen!

Lösung:

1. Sh4—f3, d3; 2. Sd2, Kg5+.

Verfrühter Angriff!

Preußische Verteidigung, gespielt in Schweden.

Weiß: K. Wallin. Schwarz: H. Nordgren.

1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. d4, e×d4; 4. Lc4, Sf6; 5. 0—0, Lc5; 6. e5, Sg4; 7. h3? (Richtig ist Lf4!), 7. . ., Sg×e5; 8. St×e5, Sc×e5; 9. Te1, d6; 10. f4. (Damit meinte Weiß eine Figur gewinnen zu können, wird aber von einem mächtigen Angriff überrascht), 10. . ., d3†; 11. Kh2, Dh4!; 12. e×d3, Lf2; 13. Te4, Lc8×h3! Weiß gibt hier auf, denn gegen dieses starke Läuferopfer gibt es keine genügende Verteidigung mehr.

tremitäten beim Zählen seit je mitspielten, zeigt das französische quatre-vingt oder 4mal 20 für 80. Weit hinten, in früher Menschheitsgeschichte, hat da wohl einmal ein Urvater Adam Rieses zu seinen Fingern noch die Zehen hinzuaddiert und die Grenze des Zählens bis zur Zahl 20 hinaufgeschoben, die dann in der französischen Bezeichnung bis heute festgehalten wurde.



Der dunkle Punkt im Schnee.

Und nun setzen wir uns noch dem zierlichen Hermelin auf die klar in den Schnee gesetzte Fährte. Vor uns flitzt das schwarze Schwanzspitzchen des Tieres und zeigt uns den Weg der wieselschnellen Flucht. Hat die Natur das Hermelin mit dieser schwarzen Kennmarke nicht äußerst ungnädig bedacht? Das helle Tierchen ohne den dunklen Fleck würde doch beinahe unsichtbar in der Schneeweiße des Bodens aufgehen. Die scharfe Beobachtung des Naturforschers hat diesen scheinbaren Unsinn der Natur als überraschend sinnvoll enthüllt: Ein Versuch mit Hermelinchen, denen man zu ihrer Entrüstung das Schwanzende geweißt hatte, ergab, daß sich die Konturen des Körpers ohne den ablenkenden dunklen Punkt weit deutlicher vom Schnee abhoben. Der schwarze Fleck zieht eben das



ganze Augenmerk auf sich. Und weiter ließ sich entdecken, daß die Stöße des Habichts oder der feindlichen Eule sich stets auf die schwarze, im Schnee schwänzelnde Quaste richteten und — zu kurz kamen. Der Hauptteil des geschmeidigen Tierchens war blitzschnell vorne weggewischt. Das Rätsel des „dunklen Punktes im Schnee" hat sich unserer Beobachtung willig ergeben.

ANEKDOTEN

Porzellan

Ein österreichischer Minister, der eine franzosenfreundliche Politik befürwortete, erhielt von Napoleon als Anerkennung dafür ein prächtiges Porzellanservice. Als das der Prinz von Ligne, ein geistreicher Höfling, erfuhr, meinte er zweideutig: „Service pour service." Das konnte heißen: Ein Porzellanservice für die geleisteten Dienste. Das Wiener Volk aber übersetzte, wie man auch konnte: Porzellan für Porzellan, d. h. nämlich für das politische, was der Minister durch seine Politik zerschlagen hatte. B. W. Kl.

Reiterführer Seydlitz' kühne Reitertat

Einst ritt General Seydlitz mit einem zahlreichen Gefolge aus. Er traf auf eine Landkutsche, in welcher ein Landpfarrer gemächlich mit seiner Familie auf einem Sandwege spazierenfuhr. Die Kutsche hatte eine eigenartige Form und ihr langausgezogenes Vorderteil reizte den kühnen Reiter. Da maß der General die Entfernung, und nach kurzer Überlegung setzte er in sausendem Galopp zum Entsetzen der erschrockenen Pfarrersfamilie über die Kutsche hinweg. Das ganze Gefolge aber, das glaubte, seinen Herrn nicht im Stiche lassen zu dürfen, nahm denselben Weg. Hinterher entschuldigte sich der General artig bei dem Pfarrer und dessen Frau, daß er ihnen solchen Schrecken eingejagt habe. B. W Kl.

Die umgeworfene Fuhre

Der Kutscher des Alten Fritz hatte ihn einmal umgeworfen. Der König war darüber furchtbar ungehalten, er schimpfte ärgerlich und sagte dem Kutscher, daß er überhaupt nichts vom Fahren verstünde. Aber war der Kutscher erst fein still gewesen und hatte alles über sich ergehen lassen, so fühlte er sich nunmehr in seiner Berufsehre gekränkt und antwortet: „Was Majestät, ich verstehe nichts vom Fahren? Haben denn Euer Majestät auch nie — eine Schlacht verloren?" Auf welche Frage der König nichts sagte und auch sein Schimpfen einstellte. B. W. Kl.



Ohne Training in die Seile.
Schwergewichtsmeister Gefr. ten Hoff, Hamburg, brachte den Altmeister Uffz. Runge schwer in Bedrängnis und siegte sicher nach Punkten.



25. Deutsche Box-Meisterschaften



Der Ringrichter
Erich Schroeder leitete alle Kämpfe vorbildlich.

Nach wechselndem Erfolg
Den Kampf der Meisterschaften bestritten die Leichtgewichtler Unteroffizier Nürnberg und Gefreiter Heese. Über zwei Runden führte der jetzt in Niederschlesien stehende Heese, als Nürnberg seine Rechte anbringen konnte und beinahe einen Ko.-Sieg erreicht hätte. So wurde Heese stark gefeierter Punktsieger. — Heese ist 26 Jahre alt und stammt aus Düsseldorf. Ein Steckschuß im Unterschenkel verkürzte seine Ferse um 2 cm.



Der Sieger Gefr. Heese
(links) nimmt die Glückwünsche seines Gegners Uffz. Nürnberg entgegen. Der Ringrichter freut sich über die fairen Kämpfer.

Aufnahmen: Fritz Hartmann, Breslau.



Ritterkreuzträger als Ehrengäste
bei den 25. Deutschen Boxmeisterschaften in der Breslauer Jahrhunderthalle.

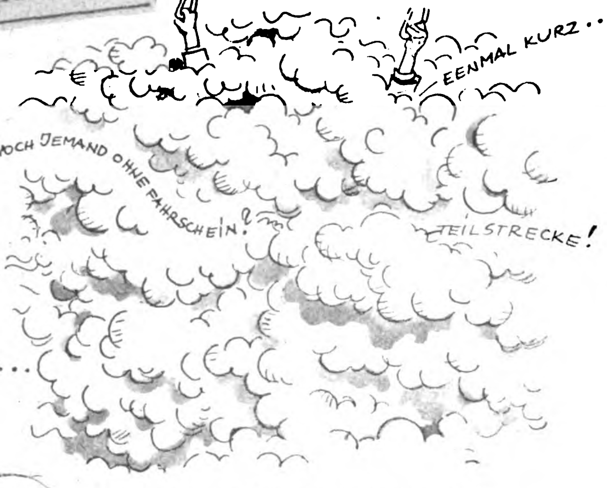
AMTLICHES

Rauchverbot auf Straßenbahnen, Omnibussen und Obussen. Unter Bezugnahme auf die Anordnungen über das Verhalten der Fahrgäste im Straßenbahn- und Omnibusverkehr (Punkt 11) wird hiermit bekanntgegeben, daß auf Grund einer Anordnung der Aufsichtsbehörde ab sofort das Tabakrauchen sowie das Mitbringen brennender Pfeifen, Zigarren oder Zigaretten in allen Wagen und Wagenteilen der Straßenbahn, des Omnibusses und des Obusses verboten ist.

Berlin, den 14. April 1944. Berliner Verkehrs-Betriebe (BVG.).

In Straßenbahn und Omnibus ist jetzt mit dem Rauchen Schluß!

BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER



Wie es bis vor kurzem noch morgens im Raucherwagen der Straßenbahn war . . .



und wie es heute ist . . . „Donnerwetter, jetz' kann man erst richtig seh'n, wie niedlich det Knipsefrollein is! Wat, und seit Wochen fahr'n wa schon mit Ihnen?!"



Ein Vorschlag aus dem Raucherkreis der Fahrgäste. Wie man im Anhängerwagen rauchen könnte, ohne daß die liebe, kleine Schaffnerin gleich unter den Einwirkungen der verschiedenen schönen Tabakdüfte mit Erstickungsanfällen zu rechnen braucht.



Das Mitbringen brennender Zigarren und Zigaretten ist verboten! „. . . Sie werden's mir nich jlauben, Frollein, aba ick hab' se nich mitjebracht! Ebent, als ick mir setzen will, liegt hier 'ne brennende Zigarette . . ."



Unter den paar Raucherfahrgästen geht ein Gerücht um, daß wenigstens für die Sommermonate versucht werden soll, das Rauchverbot in dieser Form etwas zu lockern . . .



←

Neulinge oder die Folgen des Rauchverbots. „Das ist innerhalb einer Woche der dritte Fall, wo einer von denen, die mir früher hier den ganzen Wagen vollgequalmt haben, seinen Priem verschluckt hat . . ."

→



Ausnahmen bestätigen natürlich das Verbot — und bei einem der von dem Rauchverbot noch nichts wissen kann, wird selbstverständlich mal 'n Auge zugedrückt, das ist doch klar!

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. ABCDEFG 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

JB. Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 1. JUNI 1944 *
19. JAHRGANG :•. FOLGE 22

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.m.b.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen
an die Front von:



„Da wackelt ja auch Feldwebel K.!"

Gruppenkommandeur Hauptmann Hackl, Träger des Eichenlaubs zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes, ruft, gerade vom Feindflug zurückgekehrt, den Männern vom Bodenpersonal die freudige Nachricht zu. Zwei viermotorige Boeings und eine Thunderbolt sind die heutige Ausbeute, wie er dem Kriegsberichter lakonisch erklärte. Doubletten sind bei diesem tapferen Offizier keine Seltenheit. Insgesamt schoß Hauptmann Hackl 140 Gegner ab.

Sonderaufnahme für den „JB." aus dem Bildbericht „Luftschlacht über Deutschland" von PK.-Kriegsberichter Lückel

Luftschlacht



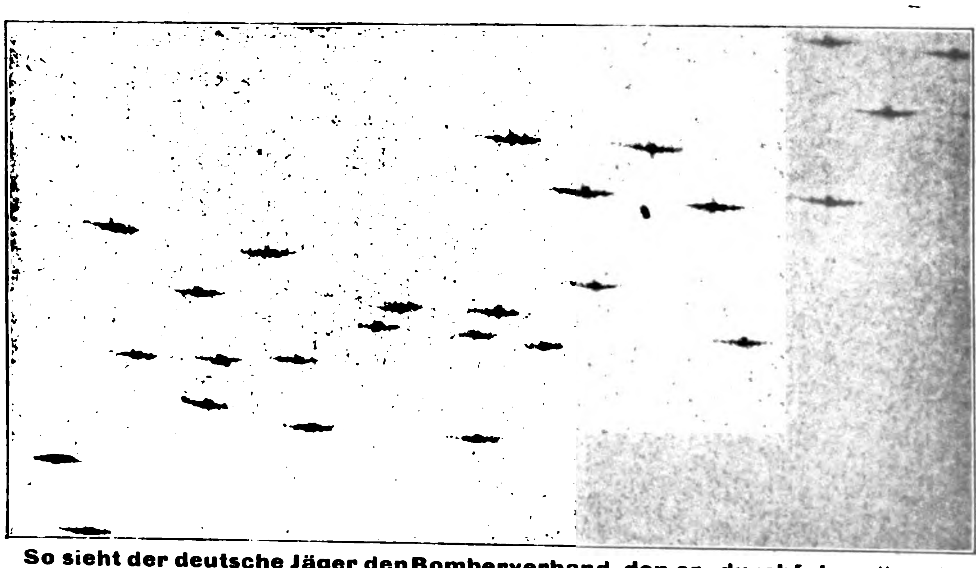
Die Voraussetzung für das Gelingen schafft der Führungshalter.

Um den gemeldeten feindlichen Verband aufzuspüren und ihn dann nach dem Erfassen nicht aus den Augen zu verlieren — denn der Feind sucht sich nicht das idealste Flugwetter für seine Angriffe aus! — wird ein Führungshalter angesetzt. Er hat die Aufgabe, die eigenen Jäger an den feindlichen Pulk so geschickt heranzuführen, daß der Feind nichts davon wahrnimmt. Von der Geschicklichkeit des Führungshalters und von seinem wachsamen Auge hängt viel für das Gelingen des ganzen Kampfes ab.



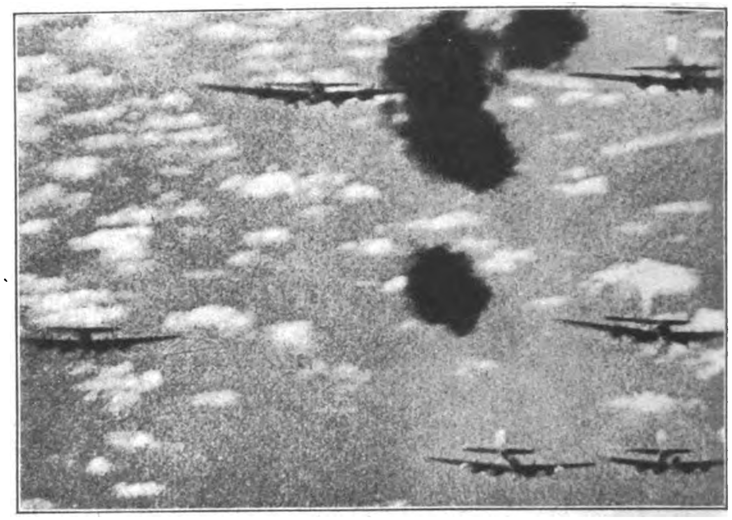
← Hoch über den Wolken.

Der Führungshalter hat die einzelnen Rotten und Staffeln an sich herangezogen. In großen Höhen werden die deutschen Jäger nun an den Feind herangeführt, lange Kondensstreifen hinter sich herziehend.



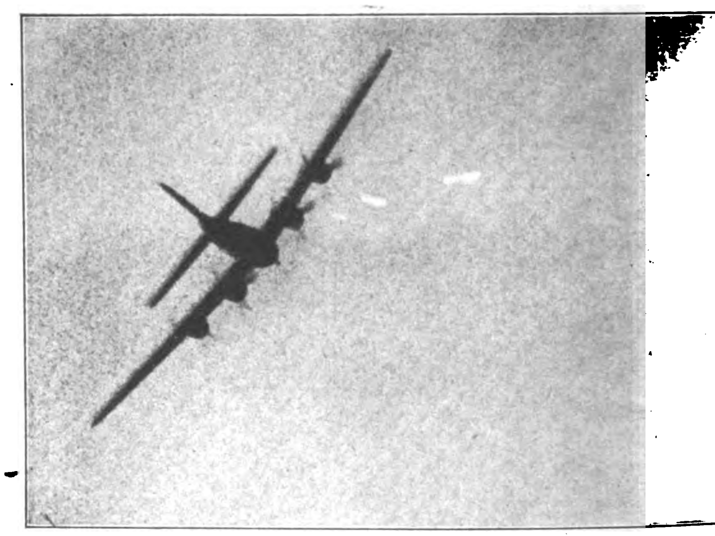
So sieht der deutsche Jäger den Bomberverband, den er „durchfahren" muß.

Der Feind hat zuerst das Aussehen winziger Punkte, dann aber, bei der ungeheuren Geschwindigkeit der aufeinander zurasenden Maschinen, wächst er in wenigen Sekunden zum Umfang großer Raubvögel. Die nun in die Tragfläche eingebaute Kamera hält, wie die nachfolgenden Aufnahmen zeigen, jede Phase des Kampfgeschehens fest.



Nach dem Einkurven bleibt nicht mehr viel Zeit zum Überlegen.

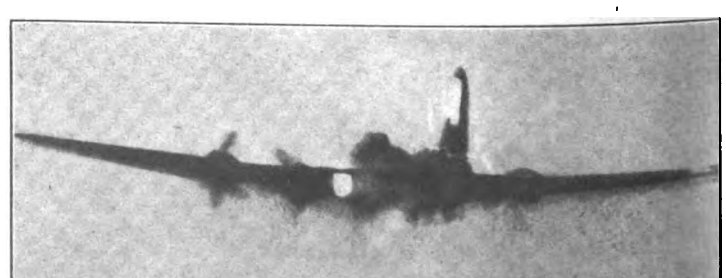
Mit mehr als tausend Kilometer Geschwindigkeit rasen die Maschinen aufeinander los. Jeder Jäger sucht sich sein Opfer heraus. Zum Schießen selbst bleiben dem Schützen nur zwei bis zweieinhalb Sekunden. Auch die im feindlichen Verband krepierenden Flakgranaten dürfen nicht stören. Jetzt wird auf den Auslöseknopf gedrückt.



Haargenau sitzen die Geschoßgarben,
durch ihre Leuchtspur deutlich erkennbar, im zweiten Motor der linken Tragfläche.

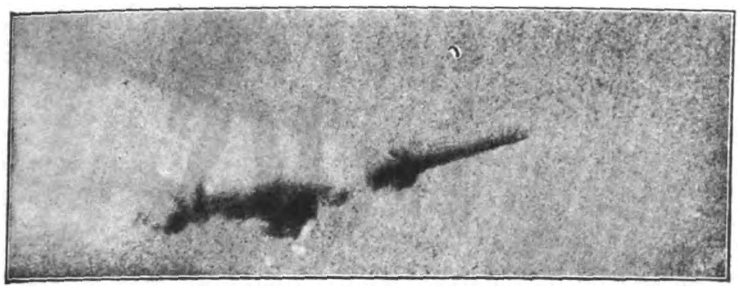


Bruchteile von Sekunden später
sieht man deutlich den Motor und ein Stück der Tragfläche brennen, während . . .

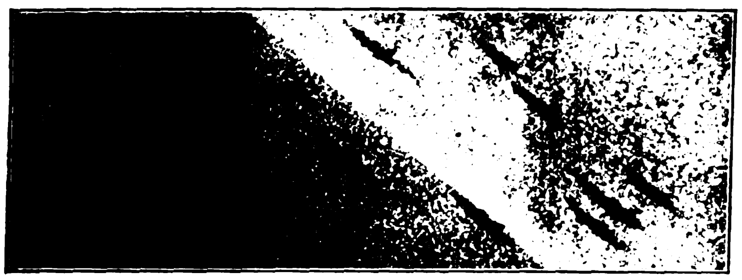


. . . wiederum Bruchteile von Sekunden später
die Maschine „mittschiffs" in hellen Flammen steht.

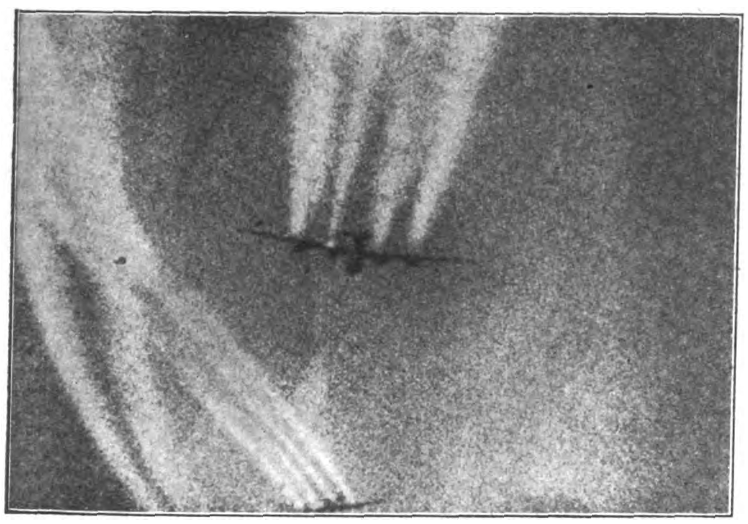
über Deutschland



Das Werk weniger Sekunden.
Bei der „Durchfahrt", also in der letzten Phase des Über- oder Unterfliegens des Gegners, brennt die Maschine bereits lichterloh und beginnt schon „abzumontieren". Bei einer derart tödlichen Verwundung bleibt den Besatzungsmitgliedern selbst keine Zeit mehr zum Aussteigen. In wenigen Sekunden hat sich das Schicksal des gewaltigen Bombers vollendet.



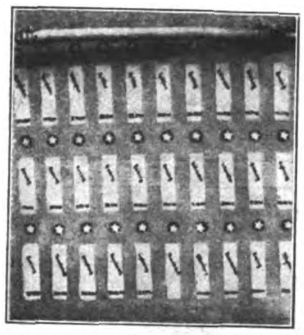
Aber nicht genug damit!
Unsere sofort nach der „Durchfahrt" einkurvenden Jäger greifen jetzt den Pulk von hinten an.



Die Wirkung des ersten Angriffs
zeigt, daß der Pulk vollkommen auseinandergesprengt worden ist, was man deutlich an den nachziehenden Kondensstreifen erkennen kann.



Es gibt kein „Halt!" mehr für unsere tapferen Jäger.
Die vom großen Verband abgesprengten kleineren Gruppen werden immer weiter gejagt. Der Gegner in der Mitte unten brennt bereits am Heck. Die rechts außen und über ihm fliegende Maschine zeigt schon starke Rauchentwickelung. Auch diese zwei werden bald das Los ihrer schon tief unten liegenden Kameraden teilen. Nur wenige entrinnen diesem Hexenkessel und kommen noch zum Bombenabwurf. Aber auch sie haben schon teils schwere, teils leichtere Beschädigungen erlitten, müssen daher auf neutralem Boden notlanden, fallen über See ins Wasser oder „bauen" auf ihren Einsatzhäfen durch Beschädigung des Fahrwerkes oder aus anderen Ursachen Bruchlandungen



Ein stolzer Erfolg!
Die Serie der abgeschossenen anglo-amerikanischen Luftgangster am Leitwerk der Maschine des Majors Specht.

*



→
Gruppenkommandeur Specht,
eine der markantesten Persönlichkeiten in der Tagesjagd, verliert über seine Erfolge auch nicht ein einziges Wort! Selbst der Kriegsberichter mußte alle Tücken anwenden, um einmal von ihm ein Bild zu erhaschen. Schon 1939 verlor Major Specht durch Feindeinwirkung ein Auge. 15mal wurde der ungestüme Draufgänger abgeschossen. Trotzdem gelang es ihm, dem überragenden Offizier, bei Feindeinflügen in das westliche Reichsgebiet 30 Gegner abzuschießen, unter ihnen allein 15 viermotorige Bomber, eine gewiß wohl einmalige Leistung.



Gruppenkommandeur Hauptmann Eberle und Ritterkreuzträger Hauptmann Burckhardt,
beide noch durch Verletzungen körperlich behindert, lassen es sich nicht nehmen, beim Ertönen der Alarmglocke in ihre Maschinen zu steigen. Während Hauptmann Eberle 18mal Sieger in Luftkämpfen blieb, konnte Hauptmann Burckhardt, der lange Zeit im Osten flog und jetzt im Westen das Reichsgebiet verteidigt, insgesamt 51 Gegner zu Boden schicken.

*



Gruppenkommandeur Hauptmann Hermichen
brachte bei feindlichen Einflügen auf Berlin und Mitteldeutschland in beiden Angriffen je vier viermotorige Gegnermaschinen zum Absturz. Von einem dieser Einsätze gerade zurückgekehrt, wird er vom Bodenpersonal, diesen treuen und stillen Helfern des fliegenden Personals, begeistert im Triumphzug zur Unterkunft getragen. 57mal blieb er Sieger bei Einflügen des Feindes in das Reichsgebiet, davon allein 17mal über viermotorige Bomber. Einen großen Erfolg konnte er als Führer eines Gefechtsverbandes Anfang März bei einem Terrorangriff auf die Reichshauptstadt erzielen. Dank seinem Können und seiner umsichtigen Führung gelang es diesem Verband der 2. Jagddivision, bei diesem Angriff 54 viermotorige Bomber und 12 Begleitjäger abzuschießen.

Sonderaufnahmen für den „JB." von Luftwaffen-Kriegsberichter Lückel (6), Wochenschau (9).

Juden beherrschen die Presse in USA


PUBLIC LEDGER

PHILADELPHIA, TUESDAY MORNING, MAY 7, 1929 — PRICE TWO CENTS

PROGRESS DRIVE STARTED BY 450 PHILA. LEADERS

$700,000 Subscribed for 3-Year Campaign Costing $1,350,000

AIMS TO BOOM TRADE, PULL INDUSTRIES HERE

Takes Last Call

SLAYS ILL WIFE AND 3 CHILDREN; FAILS IN SUICIDE

ACTOR FALLS DE[AD] AS HE QUITS ST[AGE] AND PLAY IS HAL[TED]

Navy Balloon Sets Record, Sails 1000 Miles in 44 Hours

4 NATIONS AGREE TO U. S. FIGURES ON REPARATIONS

Imprisoned

SINCLAIR DRIVES TO CAPITAL JAIL, BEGINS HIS TERM

Walks Haltingly From Car Amid Glare of Flashlights

BROTHER AND LAWYER ACCOMPANY OIL MAN

[H]E GIVES BACKING [H]OWARD M. LONG [T]O U. S. POST HERE

DAS IST DIE FASSADE!

Die erste Seite einer großen Zeitung in Philadelphia, die in Aufmachung und Ton als konservativ-amerikanisch gilt und eine enorme Verbreitung unter den alteingesessenen Familien des stark deutschstämmigen alten Quäkerstaates Pennsylvania hat. Der Eindruck trügt ebenso wie das Marmorportal des Blattes, das eine bodenständige Solidität vortäuscht, denn der Besitzer der Zeitung ist der Horowitz-Konzern, und der Schwager dieser Judenfamilie ist der frühere USA.-Botschafter in Paris, William Bullitt.

Wer die Städte des Hinterlandes der USA. besucht, den Mittelwesten, den Süden oder die nordpazifischen Staaten, und dabei Gelegenheit hat, mit den Zeitungsredaktionen in Verbindung zu treten, wird vielleicht zuerst geneigt



Die Kriegsvergangenheit des Zeitungsjuden.

Zeitungsbesitzer Joseph Pulitzer als „Flieger" im ersten Weltkrieg. Er war unter Präsident Wilson vier Wochen lang in der Marineflugstation Hampton Roads, um sich umzutun und vor allem photographieren zu lassen. In einem Flugzeug hat er niemals gesessen, sondern wurde nach einem Monat als Oberst (!) in das Presseamt der Bundesregierung berufen.



Wo das Geld sitzt, sitzt der Jude.

In Neuyork ist vom Verlagsbüro bis zum Zeitungsstand an der Wallstreet die Kasse in jüdischen Händen Nur die Drucker, Setzer und Reporter mit ihrem kärglichen Wochenlohn sind Amerikaner.

*

Bildbericht von Karl Ey

*



Der „Junge Mann" des Herrn Pulitzer:

Herbert Bayard Swope, Jude, der ehemalige Redaktionschef der „World" Ihm zahlte sein Prinzipal ein Jahresgehalt von 250 000 Dollar, während die Reporter nur 15 Dollar in der Woche erhielten. Wie beliebt sich dieser Jude in der „World"-Redaktion machte, beweist das Zeitungsexemplar, das die Belegschaft des Blattes druckte, um ihre Freude über den Abgang des grinsenden Antreibers kundzutun. Schlagzeilen, Überschriften, Textworte — alles jubelt nur: „Swope geht!" (Bild unten.)

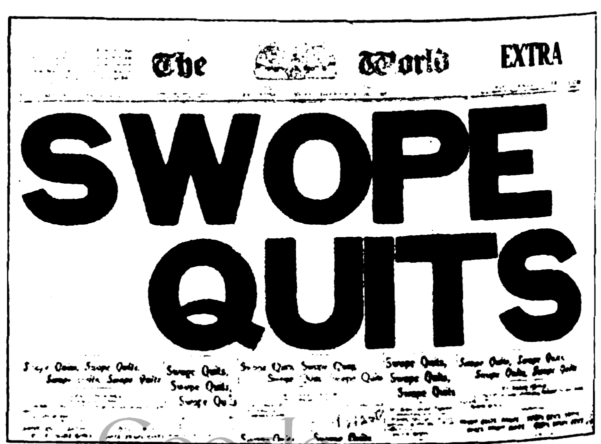


Sein Vater gründete die „New York World".

Eine Aufnahme, die dem Zeitungsjuden Pulitzer gefällt und die er selbst mit der Unterschrift versah „Mit meiner Frau auf meinem ungarischen Stammsitz". Das Riesengut in Ungarn ist zwar (oder heute wohl besser: war) das Eigentum des Neuyorker Zeitungsmillionärs, aber sein Stammsitz befand sich im Ghetto von Warschau, von wo aus sein Vater vor etwa achtzig Jahren nach den USA. kam

82 Millionen Tageszeitungen

werden täglich von Tausenden von Rotationsmaschinen in USA gedruckt. 90% aller darin enthaltenen Nachrichten stammen aus jüdischen Sudelküchen!


The World EXTRA

SWOPE QUITS



Oft täuscht der Name.

Dies ist Louis Hinrichs, der Neuyorker Vertreter der Londoner „Times", kein Deutscher, sondern wie so viele Hetzjournalisten mit deutschklingendem Namen ein Hebräer.

sein, die Tatsache anzuzweifeln, daß die amerikanische Presse zu über 90 Prozent verjudet ist. Er findet typische hemdärmelige amerikanische Gestalten in den Redaktionssesseln, flinke blonde junge Männer, die ihn interviewen wollen, aufgeweckte amerikanische Girls als Mode- und Gesellschaftsberichterstatterinnen. Er überschätzt dabei aber die geringe lokale Bedeutung dieser Zeitungsleute. Er weiß nicht, daß alle meinungsbildenden Nachrichten der Politik und des öffentlichen Lebens den Tausenden Hinterlandsblättern nur durch zwei jüdische Nachrichtenbüros — Associated und United Press — zufließen, daß alle Berichte von nationaler und weltweiter Bedeutung von jüdischen Syndikaten aus Neuyork geliefert werden, daß die „Columnisten", die regelmäßig Rubriken für Hunderte von Zeitungen liefern, ebenso die typisch jüdische Mentalität propagieren wie die „cartoons", die Witzbildserien, die „boiler plates", Matrizenseiten und überhaupt die „canned news", die klischierten Artikel der Neuyorker Korrespondenzbüros. Das Personal der Gesamtheit der amerikanischen Presse ist zum überwiegenden Teil nichtjüdisch, aber hinter der bodenständigen Fassade diktiert die Meinung der Weltfeind Nr. 1 — das internationale Judentum.

O. O. Intyre (Katzenstein).

Dieser „Columnist", d. h. Verfasser einer ständigen Rubrik, hat mit seinem Stadtklatsch großen Einfluß auf die Meinungsbildung. Seine Artikel werden wie die seiner jüdischen Kollegen oft an über tausend Zeitungen im Lande geliefert.





NARWA-BRÜCKENKOPF HÄLT STAND!

Seit Monaten rennen die Sowjets an...

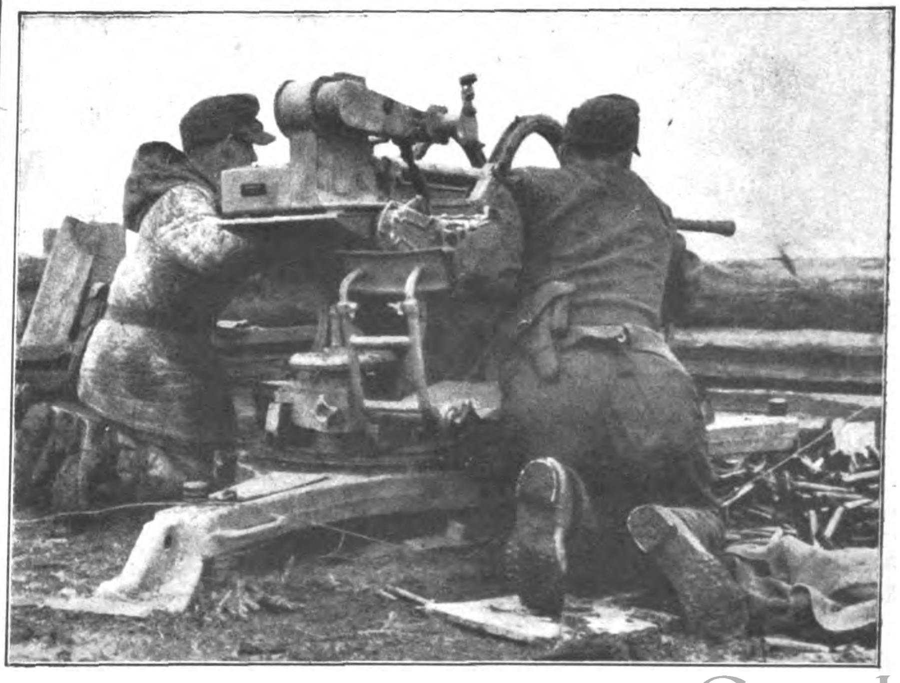
... wieder und immer wieder, um den von unseren Truppen gehaltenen Brückenkopf einzudrücken. An der Abwehr unserer schweren Waffen und dem heldenmütigen Kampf der Grenadiere scheiterten unter schwersten Verlusten bisher alle Versuche der Bolschewisten, in die Stellungen an der Narwa einzubrechen. An den kampfumtobten, altehrwürdigen Festungen, der Hermannsfeste und der Feste Iwangorod vorbei, werden einige gefangene Bolschewisten abgeführt.



MG.-Posten sichern nach allen Seiten.

Ruhig und gelassen wartet der MG.-Schütze ab, bis die angreifenden Bolschewisten auf günstige Schußentfernung herangekommen sind. Erst dann eröffnet er das Feuer.

ϟϟPK BILDBERICHT VON ϟϟPK KRIEGSBERICHTER TRUÖL



Es geht um Europa!

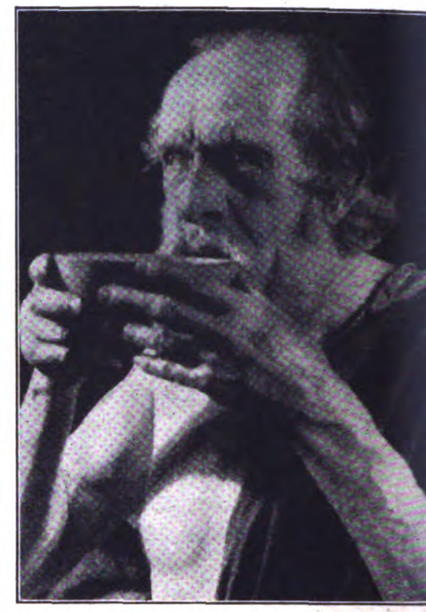
Junge niederländische ϟϟ-Freiwillige bedienen das Flakgeschütz, das auf Erdziele eingesetzt ist. Während die beiden Kanoniere ununterbrochen feuern, laden ihre Kameraden in fieberhaftem Tempo die Magazine nach. Rechts türmen sich die leeren Hülsen und werden zu Zeugen der starken Abwehr, die den heute wieder anstürmenden Bolschewisten entgegenschlägt.

LANDESTHEATER LINZ:

SOKRATES



Sokrates (im Kerker) tröstet seine trauernden Freunde, während der Scherge Hippias (rechts) das Gift bereitet: „Ich gehe nun zu sterben, ihr, um weiter zu leben. Wer von uns dem Besseren entgegengeht, ist allen verborgen außer der Gottheit."



Sokrates (Richard Feist a. G.), den Schierlingsbecher trinkend:
„Das Denken ist eigentlich nichts als eine fortwährende Auseinandersetzung mit dem Tod, bis man ihn zum Freunde gewinnt. Kommt sein Stündchen, warum versuchen, dem harterworbenen Freunde zu entfliehen? Dann erst wird uns zuteil, worein wir recht eigentlich verliebt sind: die göttliche Weisheit."

Das von dem Schweizer Dichter John Knittel ehrfürchtig „der antiken Chronik nachgebildete" Drama fand im Linzer Landestheater unter der Spielleitung von Wilhelm Dunkl in den farbenschönen Bühnenräumen Walter Storms eine vorbildliche Uraufführung. Sokrates, den das Delphische Orakel den weisesten Mann von Hellas genannt hat, wird von seinen Feinden des Staatsverrats und der Verderbung der Jugend bezichtigt und zum Tode verurteilt, dem er furchtlos entgegengeht.



Maria Theresia sucht Klarheit im Gespräch mit Kaunitz.
Maria Theresia (Hedwig Bleibtreu): „Bin ich bisher ganz blind gewesen für das Wohl des Landes, für meiner Völker Wohl? Wie ich heut' nacht die Schrift des Kaisers hab zu End' gelesen, ist meine Herrschaft mir als wie verpfuscht, wie alter Kram erschienen . . . Fürst Kaunitz, sag Er mir aufrichtig: Hat der Joseph recht, hab' ich? Was soll ich tun?" Kaunitz (Otto Treßler): „Ich kenne die Ideen Kaiser Josephs. Sie scheinen eine Bürgschaft dafür, daß man von der ungewöhnlichen Begabung, wie von dem edlen Herzen Seiner Majestät für spätere Zukunft wahrhaft Großes sich darf erwarten."

Aufnahmen: Bruno Völkel.

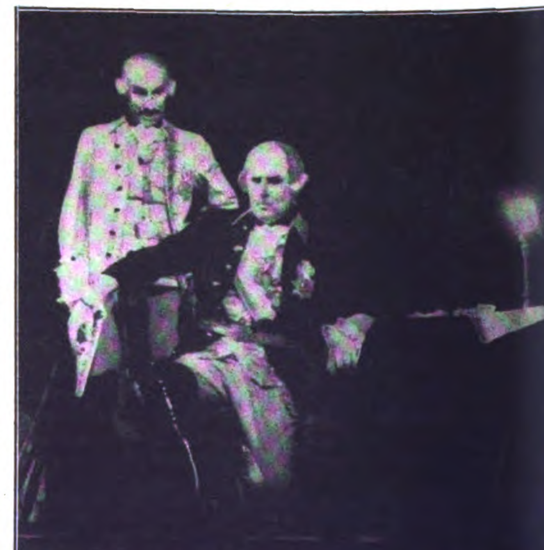


Maria Theresia (Hedwig Bleibtreu):
„Ich bin ans End' gelangt des Kreuzwegs. Stehe vor der Pforte, schaue niederwärts den Weg und hab' die Hand schon an der Klinke."

BURGTHEATER WIEN:

MARIA THERESIA

Josef Wenters neues Schauspiel „Kaiserin Maria Theresia" wurde unter der Spielleitung von Dr. Rott mit Bühnenbildern von Professor Emil Pirchan im Burgtheater uraufgeführt.



Kaiser Joseph zum Grafen Lacy im böhmischen Feldlager:
„Muß eine breite Basis deutscher Länder mir schaffen, um das Reich nach Jahren der Verdemütigung neu zu gründen . . ." (Fred Hennings als Joseph II., Franz Herterich als Graf Lacy.)

Mit Frachtdampfer nach Schweden

EIN FRÖHLICHER ROMAN VON FR. OST

(7. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 21:

Erich Gartner rückte unruhig auf seinem Stuhle. „Je nun, ich bin für's Süderbad. — Aber dort badet man ohne jegliches Kostüm, so wie Gott die Menschen geschaffen hat!"

„Was —?" rief Anna Breiter. Sie wurde rot bis in den Halsausschnitt.

„Das ist gute alte schwedische Sitte, Schwester Anna", lächelte Erich Gartner. „An einem nackten Körper nimmt der Schwede oder die Schwedin keinen Anstoß. Die Badeanzüge hat der Fremdenverkehr mitgebracht."

„Das habe ich mir immer schon gewünscht, Anna!"

„Aber — aber", Anna Breiter stotterte fast in Verlegenheit, „es ist doch kein Familienbad, wo wir zusammen baden — baden —"

„Sagen Sie ruhig zusammen baden müssen", nahm ihr Erich Gartner das Wort vom Munde. „Nun, eine Art Familienbad ist es schon", es schien ihm direkt Spaß zu machen, ihre gedämpfte Aufgeregtheit ganz hervorzurufen, „nur —, na ja —, Männlein und Weiblein baden natürlich nicht auf demselben Fleck, sondern jedes schön für sich, aber ein Zaun ist auch nicht dazwischen!"

„Höre mal, Anna, wie stellst du dich an! Ich als Ärztin fühle mich frei von jedem Zwang, und als Mensch erst recht, und du —. Ich meine doch, wer wie wir täglich mit nackten Menschen umzugehen hat, der hat doch eine heilige Scheu vor dem menschlichen Körper kennengelernt und —"

„Ja", wehrte Anna Breiter nun plötzlich, „wem predigst du eigentlich? Wer hat gesagt, daß ich nicht auch mit Wonne wie ein nackter Frosch ins Wasser springe? Ich kann mir überhaupt nichts Schöneres vorstellen. Ich bin doch nicht prüde oder moralisch angekohlt, und daß Luft und Wasser und Sonne meinem Körper besser bekommen als meinem Badeanzuge, das geht mir ohne weiteres ein. Man kann doch einen Moment überrascht sein. Natürlich gehen wir ins Süderbad." Sie schluckte einen Augenblick, als wäre ihr dabei nicht ganz wohl.

„Nun hören Sie mal zu, meine Damen, die Sache hat auch ihren Ernst. Die Schweden sind in dieser Beziehung absolut stubenrein, es gibt sogar solche, die an einem Badeanzug argen Anstoß nehmen. Ihrer Meinung nach braucht sich ein gesunder Mensch nicht zu verhüllen. Selbstverständlich hält jedes die richtige Distanz. Ich kenne das neue Bad nicht —"

„Es ist sehr komfortabel, hat auch etwas Sandstrand", erläuterte der Wirt.

„Aber ich kenne das Süderbad. Dort in den Klippen kann man sich aalen und baden und sonnen, Platz ist für alle, ohne daß einer dem anderen zu nahetritt. Neugierig ist niemand, und da der eine den anderen nicht beobachtet, schaut nur der Himmel zu. Der interessiert sich allerdings nicht für die neuesten Strandmodelle."

„Scål!" prostete der Wirt. Seine Frau redete den beiden Damen zu.

„Aber", fing Erich Gartner wieder an, „um allen Teilen gerecht zu werden: Erstens überschlafen die Damen sich das und zweitens ein Vorschlag. Vielleicht können wir vormittags im Süderbad wirklich baden und nachmittags beehren wir das Norderbad als Strandläufer!"

„Ich bin zu jeder Schandtat bereit!" Anna Breiter trumpfte förmlich auf und kippte auf einen Ansatz ein ganzes Glas Schwedenpunsch hinter.

„Aber Anna", witzelte Erika Lorenzen, „bedenke: zwei Nonnen — ohne Badeanzüge —." Sie pufften sich quietschvergnügt, und Erich Gartner lachte das Herz im Leibe.

Das Kriegsthema überfiel die Männer wieder, sie fochten heftiger mit den Gläsern, ihre Köpfe röteten sich. Die Damen hatten sich zur Nacht empfohlen.

*

Die Sonne schien.

In weißen Hosen, weißen Schuhen, offenem Sporthemd, den Bademantel überm Arm, hatte Erich Gartner an die Tür der Damen geklopft. Bald standen sie neben ihm auf dem Sonnendach. In leichtesten Sommerkleidern, unbestrumpft, an den Füßen Sandalen. Sie blickten zu den Eilanden, um die die Wasser zu strömen schienen oder verfolgten einen Schatten, einen Schatten weißgetürmter Wolkenberge, der über Meer und Schären huschte.

Ohne weitere Debatte gingen sie zum Süderbad. Lösten Karten und schauten sich erst mal im Raume um. Menschen waren dort, Menschen badeten, in den Felsen hockte einiges. Niemand fiel auf, der Platz war groß, zu Lande gegen die Außenwelt mit einer Bretterwand abgeschlossen. Erich Gartner wies ihnen eine Stelle, die er als seinen Lieblingsaufenthalt bezeichnete. Die Felsen sind dort zugängig, hatte er gesagt, und der eine bildet eine Mulde, in der sich herrlich liegen läßt. Er selbst wollte hundert Meter entfernt vor Anker gehen. Sie trennten sich an den An- und Auskleideräumen.

Erika Lorenzen und Anna Breiter taten es den anderen Frauen nach, sie bewegten sich, als wären sie auch ohne Kleidung hier zu Hause. Sie schoben sich ins Wasser, tollten eine Weile herum, und Erika Lorenzen schwamm mit langen Stößen eine Strecke hinaus.

„Nicht zu weit!" hörte sie in der Entfernung eine mahnende Stimme. Sie blickte hin und sah Erich Gartner, wie er winkend und prustend wie ein Seehund sie von weitem zu bewachen schien.

Dann lag sie mit Anna Breiter in der Felsenmulde. Wohlig sich dehnend auf dem heißen Stein, der nicht einmal hart zu sein schien. Seine Wärme ließ kein Gefühl des Unbequemen aufkommen. Die andere Körperseite massierte die Sonne, deren Bratabsichten ein linder Seewind milderte. Die Arme unterm Kopf verschränkt, die Glieder gestreckt, boten sie der Natur als Gegengabe für ihre Güte ein tiefes Allempfinden. Lange, flache Wellen versuchten die Felsen hinaufzuklettern, zergischten aber wieder in die See oder sie gurgelten in ausgewaschenen Stellen ihr Strudellied.

Die Frauen paddelten wiederholt ins Wasser, ließen sich wieder trocknen, ölten sich. Nach einiger Zeit war ihnen der ganze tiefe Sinn des Nacktbadens aufgegangen. Hockten auf einem leicht überhöhten Felsen, die Arme fest um die Knie verschränkt.

Sie hatten ihre Scheu so weit überwunden, sich unauffällig umzusehen. „Anna, mir will scheinen, die Frauen geben sich hier viel ungezwungener als die Männer. Bei den Männern habe ich das Gefühl, als wären sie körperlich nicht ganz frei."

„Hast recht, mir kommt es vor, als müßten sie schielen und wollten es nicht merken lassen!" Anna Breiter kicherte.

„Also —, die Gedanken, vielleicht nur das Unterbewußtsein, macht manche ungelenkig und hölzern."

Zur Mittagszeit saßen sie umgezogen, doch zwanglos gekleidet, an ihrem Tische. Nach der fünften Vorspeise streckten die Damen die Waffen. Hauptmann Gartner belobigte sich selbst: Bis auf elf habe ich es gebracht! Aber das ist gar nichts, so weit ich zählen konnte, stehen dort einige vierzig Gerichte aufgebaut. Da heißt es noch tüchtig üben. Weiß Gott, ein alter Krieger und Soldat wird es schon schaffen! Exerzieren, exerzieren, drillen den Magen. Nur nicht nachlassen, tapfer, tapfer, nur Mut! Vorwärts, auf in den Kampf! Auf zum Sieg!"

*

Der Nachmittag fand sie im Norderbad. In seligem Faulsein lagen sie zwischen anderen Badegästen. Die Felsenküste war flacher, und an einer Stelle hatte sich kiesiger Sand angehäuft. Die Bademäntel als Unterlage, konnten sie dahindämmern. Hauptmann Gartner gingen seine eigenen Worte von Mittag dauernd durch den Kopf: Nur Mut, vorwärts, auf in den Kampf, auf zum Sieg!

In Hockerstellung grübelte er immer wieder vor sich hin: Auf zum Sieg! Was kümmerte ihn all das fremde Volk ringsum, sein Gelächter, sein Sich-zur-Schau-stellen; seine Massenpromenaden zu Wasser und zu Lande ließen ihn kalt. Zum Sieg um Erika, das war seine Parole. Erika selbst schien ihm so unbefangen, so selbstsicher unter den neuen Verhältnissen, in denen sie zueinander standen, ihn befielen Beklemmungen, wenn er an Gedanken dachte, die sie aussprechen könnte. Er mußte behutsam das Steuer in die Hand nehmen. Ob sie das wohl auf der „Anne-Marie" gemeint hatte, als sie ihn ins Ruderhaus begleitete? Ob sie ihm folgen würde, wohin er den Kompaß richtete?

Er war ein schweigsamer Gesell, als sie nach Hause wanderten und dabei noch diese und jene Schönheit der Insel besichtigten. Wiederholt sah ihn Erika wägend an, ihr war nicht verborgen, wie er sich in Gedanken quälte, und sie vermied es, mit müßigen Fragen seinen Gemütszustand zu belasten. So friedlich der Abend war, auch sie überkam ein Zagen um Zeit und Zukunft.

In dieser Stimmung wanderten sie nach dem Abendessen langsam zur ansteigenden Mitte der Felseninsel. Anna Breiter hatte sich entschuldigt, sie half der Wirtin ihre beiden kleinen Mädchen zu Bett bringen. Mit so kleinem Volk umzugehen, war ihr immer eine besondere Lust. Es war die Zeit der hellen Nächte. Das Meer hatte zum Sonnenuntergang einen Kupferglanz gehabt, aber nun schien es von einem violetten Tuch überdeckt. Der Himmel tönte wie matter Stahl.

Sie saßen eng aneinandergeschmiegt auf einer Felsplatte. Erich Gartner zog Erika an sich und als ihre Lippen sich lösten, stellte er zaudernd die Frage: „Wollen wir nun endlich heiraten, Erika?"

Inbrünstiges Verlangen gab ihr die Antwort ein: „Ja, Erich!"

Unerträglich schwer dünkte es ihn, nach einer Weile weitersprechen zu müssen. „Erika —, und wir bleiben in Deutschland, die Idee mit Indien gibst du auf?"

„Nicht doch, Erich", sie lehnte sich fester an ihn, „warum? Das braucht unser Zusammenleben nicht zu hindern —."

Erich Gartner holte tief Atem, er wollte kämpfen, vorsichtig kämpfen, sie nicht wieder überrumpeln, sie nie wieder verlieren. „Wäre es nicht sehr viel schöner, wir blieben in der Heimat, du übtest deinen Beruf aus, und ich werde wieder aktiver Offizier?"

„Erich, bitte, höre mich an! Seit Jahren arbeite ich an der Absicht, nach Indien zu gehen, mein ganzes Denken ist so gut wie umgestellt. Ich will zunächst nicht von der großen idealen Aufgabe sprechen, die mich erwartet. Daß wir uns auf dem Schiffe trafen, halte ich für Fügung des Schicksals. Und dieses Schicksal hat mir nicht nur den Weg gezeigt zu unseren Zusammenleben, es hat dich mitten in diesen Weg gestellt. Erich, wenn ich auch eine große Hilfe an Anna Breiter habe, aber nun ist alles doch viel besser. Du gehst mit nach Indien."

„Was sollte ich dort?"

„Erich, ich weiß, du willst schaffen und tätig sein. Du würdest mir eine schwere Sorge abnehmen, tätest du das mit mir Hand in Hand! Wir werden ein Krankenhaus haben und alle medizinischen Dinge gehören mir und Anna Breiter, aber die ganze Verwaltung könntest du übernehmen. Erich, bitte, sage nicht nein! All die Tage habe ich mich gequält, ob ich dir mit diesem Gedanken kommen darf, zum Himmel gefleht, daß wir nicht wieder auseinander gehen."

Erich Gartner fuhr ihr liebkosend übers Haar, mit leise zitternden Fingern. Das war das, was er befürchtet hatte.

„Du hast Erfahrung in den Tropen, Erich, du wirst uns eine ganz unschätzbare Hilfe sein."

Er mußte sich sehr zusammennehmen, seine Gedanken nicht sofort zu verraten. Er wollte sagen: Ich kann doch nicht der Mann meiner Frau sein, ich kann mich doch nicht als Kapitän anheuern lassen auf einem Lebensschiff, dessen Reeder du selbst bist! Statt dessen antwortete er wehmütig: „Das bedarf langer und eingehender Überlegung, Erika — laß mir Zeit, dir eine Antwort zu geben, es überrascht mich. Aber eines, und das ist das wichtigste: „Wir wollen uns nie wieder trennen."

Sie legte ihre Arme um seinen Hals, und er fühlte, wie ihre Tränen seine Wange netzten.

Auf dem Heimweg gab er seiner Überzeugung in besonnenem Tone Ausdruck. „Mir will der ganze Erfolg zweifelhaft erscheinen, Erika. Wo die sanitären Umstände nach deiner eigenen Angabe am schlimmsten sind, das sind die Kreise der ärmsten Hindus. Die würden dir eine Last aufhalsen, die das ganze Unternehmen schon geldlich scheitern läßt."

Erika antwortete heiter: „Es wird sich nie um Geld handeln, Erich, mein Vater hat mir so viel hinterlassen, auch bei großen Opfern werde ich keine pekuniären Sorgen haben."

Erich Gartner kämpfte mit seiner eigenen Aufregung. „Und so sind es nur rein ideale Ziele, die dich zu diesem Wagnis verleiten?"

„Nur, Erich! Mein Leben gehörte eines Tages meinen Patienten, ich fand meinen Beruf so be-

wundernswert, fand es so beglückend, Helferin der Menschheit zu sein, ich mußte diesem Gefühl eine viel tiefere Durchdringung angedeihen lassen, ich mußte ihm jeden Winkel meines Herzens freimachen!"

„Jeden Winkel deines Herzens —, jetzt auch noch, Erika?"

Sie neigte sich zu ihm: „Du machst es mir sehr schwer, Erich. — Mein Herz gehört dir, aber die Ärztin gehört der Menschheit!" Nichts Verletzendes klang aus diesen Worten, nicht einmal die Überzeugung gewann Erich Gartner, sie wolle ihm selbst etwas vorenthalten. Es war sicher, Erika war in den letzten Jahren einen so fest gezäunten Weg gegangen und sie hatte ihn für die Zukunft schon so weit vorweggesteckt, sie müßte sich selbst verlieren, bräche er diesen Zaun mutwillig herunter. Oder wie war es, hatte er nicht schon einmal gedacht, sie seien zwei Kapitäne, von denen jeder sein eigenes Schiff steuerte? Sollte er nun sein Schiff in ihr Kielwasser lenken? Nein, vorsichtig mußte er vorbeilavieren und die Führung übernehmen. Sein Schiff mußte sich zum Flaggschiff wandeln.

So schritten sie ohne viele Worte durch die helle Nacht. In Gedanken sah Erika Lorenzen ihre Pläne dem Erfolge zureifen, und wenn Erich Gartner manchmal leise mit den Zähnen knirschte, sie merkte es nicht, denn über beide war stärker als alles ein Gefühl der Erlösung gekommen, das den letzten Tagen die Spannung und den voraufgegangenen Jahren viel Bitternis nahm.

*

Sie beredeten ihr Thema in der nächsten Zeit, zerredeten es fast. Erich Gartner blieb unerschütterlich biegsam, wenn auch seine Nerven bis zum Zerreißen gespannt waren. Vorsicht predigte er sich immer wieder, gegen seinen Willen bog er einmal hier aus, einmal dort, hielt seine Antwort in der Schwebe. Tat so, als ließe er sich überzeugen, und wand seine Zustimmung wieder mit anderen Argumenten aus ihrem Verlangen. Erika Lorenzen wurde stutzig, wenn sie sich seines früheren Draufgängertums erinnerte, befürchtete, sie könnte sich selbst entgleiten. Bestimmt, Erich Gartner war abgeklärter geworden, bis zur Verzweiflung geschmeidig. Und doch glaubte sie, daß er das nicht selbst sei, daß die harte Schule seiner Erfahrungen ihn Weisheit gelehrt, die er wieder vergaß, wenn sie über andere Dinge sprachen. Dann war er doch der alte, und ihre Hoffnung waren diese Stunden und ebenso waren sie seine Befürchtungen, denn grade dann konnte alles wieder zusammenbrechen wie einstmals. Sie kämpften, nicht verbissen, nicht einmal auffallend, aber gerade bei dieser Weichheit des Zuhörens und dann des Widerstrebens verwischten sich ihre Ziele ebenso wie ihre Kampfesfreude. Dabei trieb ihre Neigung sie immer näher zueinander. Fest stand in Erich Gartner, daß eine höhere Macht ihn veranlaßt hätte, die Wege dieser Frau zum zweiten Male zu kreuzen. Sie war voller geworden, aber immer noch schlank am Körper, eine reife, vollendete Frau. Und Erika schätzte an ihm die männliche Abgeklärtheit, und wenn sie ihm in vertraulichen Stunden mit den Händen durch das volle dichte Haar fuhr, war er für sie doch der große Junge. Vielleicht hätte er dann seinen Willen aufgegeben, denn ihre tiefe, wohllautende Stimme ergriff ihn bis ins Innerste. Aber solche Stimmungen zu mißbrauchen hütete sie sich. Sie wollte ihn überzeugen und nicht im Rausch überrumpeln. Glücklich waren sie und in ihren Zielen doch leidend.

Häufig ging es ihm durch den Kopf, wie es wäre, wenn er sich hinter Anna Breiter steckte? Wenn sie nicht mit nach Indien ginge, ließe vielleicht auch Erika den Plan fallen. Aber es war unwürdig, so direkt und durch Vermittlung der besten Freundin, Erika um ein großes Wollen zu betrügen. Ihm fiel ein, was Erika berichtet hatte, der Schiffsoffizier Bergner sollte sich für Anna Breiter interessieren; er selbst hatte als Mann natürlich nichts davon bemerkt. Wenn sie heiratete? Wenn er hier ein wenig nachhalf? Ein alter Afrikaner verstand auch einen Richtsteig einzuschlagen, wenn er nicht verboten war. Er zweifelte beinahe an seiner Fähigkeit, Erika zu überreden und von Indien abzubringen. Auf alle Fälle, er hatte eine Idee und Ablenkung.

Heimlich veranlaßte er den Wirt, seinen alten Regimentskameraden, eine telephonische Verbindung mit Gotenburg und mit der „Anne-Marie" herzustellen. Als die Verbindung gemeldet wurde, winkte er vielversprechend und geheimnisvoll Erika zu sich in die Telephonzelle.

„Rasch — komm, Erika!"

Er verlangte Bergner, der um Mittag sicher Freizeit hatte. Während Erika überrascht lauschte, hörte sie Erich Gartner munter sprechen:

„Ich wollte mal fragen, was es auf dem Dampfer gibt, ob Sie auch noch nicht abgefahren sind? — Ja — hier ist Hauptmann Gartner —. So — am Donnerstag erst, bleibt also alles beim alten. — Was ich sagen wollte, Herr Bergner wir haben uns neulich abends auf der ‚Anne-Marie' so nett unterhalten, haben Sie nicht Lust, den morgigen Sonntag mit uns zu verbringen? — Wo wir stecken? — In Askerholmen! — Ich würde es zu schätzen wissen, wenn Sie morgen mein Gast wären. Wie —? Ach, warum nicht! — Ich freue mich sehr und die Damen —! Wie? — Wenn Sie den Frühdampfer nehmen, können Sie um zehn Uhr hier sein! — Ja — einverstanden, zum Kaffee sind Sie am Einladen! — Also Askerholmen! — Die Damen werden sehr überrascht sein, sie haben keine Ahnung! — Auf Wiedersehen morgen!"

Mit einem spitzbübischen Augenzwinkern drängte er Erika aus der Telephonzelle. „Mund halten —!"

„Anna Breiter?"

„Soll eine Überraschung für sie sein! Das arme Mädel hat viel allein über ihrem Buche gesessen und uns zu wunderbaren Stunden verholfen!"

„Du bist ein guter Kerl, Erich!"

Hauptmann Gartner schlug die Augen nieder. Unsinn, nur nichts merken lassen, eine kleine Kriegslist war erlaubt.

Ihr Tuscheln und erwartungsvolles Geflüster fiel Anna Breiter nicht auf. Verliebte Leute! Sie hatte beide ins Herz geschlossen, und ein bißchen kuppeln lag der weiblichen Natur zu gut. Wenn sie wollten, nun, dann ging man eben Sonntag vormittag nicht ins Süderbad, schon möglich, daß an diesem Tage zu viel Menschheit herumwimmelte.

Einmal müßig die ziemlich große Insel herumbummeln, war auch nicht schlecht. Sonntäglich festfroh waren sie an den Landungssteg gelangt.

„Dort kommt das Dampfboot!" zeigte Erich Gartner.

„Laß uns schauen, was alles aussteigt", bat Erika unschuldsvoll.

Sie hatten sich so gestellt, daß sie Anna Breiter etwas seitwärts beobachten konnten. Heimlich spitzten sie auf ihr Gesicht. Hinter ihrem Rücken winkte Erich Gartner dem aussteigenden Schiffsoffizier. Der hob den Arm zur Antwort. Plötzlich wurde Anna Breiter blaß und verfärbte sich sofort in tiefes Dunkelrot. Sie erschrak.

„Was hast du, Anna?" Erika faßte sie stützend unter.

„Bergner —!" stammelte sie.

„Oh —", tat Erika besänftigend, „das ist nett!"

Erich Gartner war Otto Bergner grüßend entgegengegangen. Erika fühlte, wie Anna Breiter sie mißtrauisch ansah, aber sie kam nicht zu Worten. Erich Gartner und Otto Bergner waren auf sie zugeschritten. „Eine Überraschung für Sie, meine Damen, ich habe Herrn Bergner gestern eingeladen", komplimentierte Erich Gartner.

„Das freut mich sehr", sagte Erika Lorenzen und reichte dem Ankömmling die Hand.

Mit einiger Verlegenheit begrüßte Otto Bergner die Damen, es war sichtbar, die tiefere Verbeugung erhielt Anna Breiter. Erich Gartner wußte geschickt die Situation zu retten, er schwatzte drauf los, und nach kurzer Frage und Widerfrage gingen die Herren vorauf.

„Wußtest du das, Erika?" holte Anna Breiter aus.

„Aber keine Ahnung, Anna!" heuchelte sie kindlich. Das beruhigte Anna Breiter keineswegs.

Es wurde viel hin und her geredet, es wurde fröhlich getafelt und beschlossen, den Nachmittag im Norderbad zu verbringen.

Erich Gartner und Erika Lorenzen pantschten im Wasser herum, recht lange eigentlich. Anna Breiter und Otto Bergner lagen im Sande. Bäuchlings. Plauderten. Auf die Ellenbogen gestützt, die Vorderarme vorwärtsgestreckt, hielt Otto Bergner sein rechtes Handgelenk mit der linken Hand fest umspannt. Kräftige, zielstrebige Hände, Arbeitshände, eine Sicherheit für ein ganzes Leben. Überhaupt, er war ein gedrungener Mann, nicht zu klein, nicht zu groß, ein breiter sehniger Rücken, aber nicht der Rücken eines Lastträgers.

„Das sind so die Freuden des Seemannslebens, gnädiges Fräulein — ach so, ich soll ‚Schwester Anna' sagen!"

„Es tut Ihnen nicht leid, Seemann geworden zu sein?"

„Bewahre! — Die ersten Jahre sind sehr schwer, besonders wenn man sich Illusionen macht, aber viel habe ich nicht gehabt. Nur die Leute von der Waterkant haben in jungen Jahren vor uns etwas voraus. Ich stamme aus einer kleinen Stadt im Westfälischen. Meine Eltern sind nur kleine Leute, mein Vater hatte einen Kaufladen. Übrigens, ich entsinne mich, den Namen Breiter gehört zu haben, es gibt einen großen Pianisten, der so heißt."

„Lieben Sie Musik, Herr Bergner?"

„Sehr, Schwester Anna! Ins Theater komme ich kaum, aber wenn ich gute Konzerte zu hören Gelegenheit habe, bin ich immer dabei."

„Üben Sie selbst Musik aus?"

„Leider nicht. Auf einem Schiff müßte man manchmal eine Geige haben."

Da sagte Anna Breiter gedehnt und betonend: „Der Pianist Breiter ist mein Vater!"

Otto Bergner horchte auf: „Oh —, das wußte ich nicht."

Ein Lächeln spielte um ihre Lippen. Dann verzogen sie sich zu tiefem Ernst, und ihre Stirn legte sich in Falten.

„Mein Vater war immer viel unterwegs, meine Mutter und ich haben nie viel von ihm gehabt. Mein Vater hat mir damals die Stelle als Krankenschwester in Indien verschafft, er hat in aller Welt Beziehungen. So war ich immer sehr viel allein."

„Das ist sehr schwer." Ehrliches Bedauern hörte Anna Breiter heraus.

Otto Bergner schnellte einige Steinchen mit den Fingern fort. Etwas Sinnbildliches. Drehte den Kopf zur Seite, als beobachte er andere Badegäste.

„Ich wollte Sie etwas fragen, Schwester Anna."

Anna Breiter fühlte, wie ihre Brust sich zusammenzog.

„Nun —?" hauchte sie.

„Der Hauptmann und das Fräulein Doktor duzen sich —?"

Sie stieß hörbar den Atem aus. Ach so! — Sie gab ihm einige Aufklärungen, soweit sie es glaubte verantworten zu können.

„Dann wollen sie heiraten?"

Anna Breiter schwieg.

„Ich möchte mich auch verheiraten, Schwester Anna, aber einen Seemann, welche solide Frau nimmt ihn schon?"

Er sah sie treuherzig an. „Ich wüßte eine Frau, die mir gefiele, aber ein Seemann —."

Anna Breiter stockte das Herz, eine Angst würgte sie, nein, so weit durfte die Geschichte nicht kommen. Sie warf sich herum, saß wieder aufrecht. Erschreckt sagte sie: „Erika Lorenzen und ich gehen nach Indien, dort ein Krankenhaus zu eröffnen, wir wollen in Indien tätig sein!"

Langsam erhob sich auch Otto Bergner aus seiner Lage, mußte sich anscheinend erst besinnen, strich sich das in die Stirn gerutschte Haar zurück.

„Das ist mir neu. Gehen Sie bald?"

Verwundern klang aus seiner Stimme, aber sie merkte, sie hatte ihn keineswegs abgeschreckt. Ein Seemann ließ sich wohl nicht so leicht aus seinem Kurs bringen.

Sie mußte etwas tun, irgend etwas, was ihr die Handlungsfreiheit wieder gab, sie war nicht so leicht zu verblüffen, aber eben wäre sie um Haaresbreite einem Gefühl erlegen. Sie konnte es gar nicht vermeiden, ihn lieb und aufmunternd anzusehen. „Wollen wir die beiden anderen suchen?" sprudelte sie hervor.

Eins, zwei, drei lief sie vorweg.

Sie fanden sie.

Als das letzte Dampfboot Otto Bergner heimführte, war ein fröhliches Winken und Rufen allen der Abschied von einem unvergeßlichen Sonntage auf Askerholmen.

*

Zwei Argusaugen hatten sie in dem bunten Abfahrtsbilde erspäht. Einige hundert Meter entfernt, auf einer hochgelegenen Bank, vertrödelten den Abend Frau Adelheid Bestvater und der Studienrat Reinhold Bestvater, der hagere Fünfziger in dunkler Sportjacke und dunklen Breeches. Der Hut war ihm melancholisch in die Stirn gerutscht. Er schwappte in die Höhe, als ein Seitenstoß ihn veranlaßte, den einnickenden Kopf ruckartig in die Höhe zu schnellen.

„Reinhold, der Herr Hauptmann — und die Damen!"

„Was —, wo — —?"

Aber sie waren im Gewühl der Menschen schon hinter Bäumen und Sträuchern verschwunden.

Am liebsten wäre Frau Adelheid ihnen nachgeeilt, es war aber unter ihrer Würde, etwas hastig zu unternehmen, und aufdringlich wollte sie ganz und gar nicht erscheinen. Sie zog ihren grauseidenen Regenmantel, der sie vor Kälte schützen sollte, fester über dem spannenden Schwarzseidenen zusammen.

„Wir hätten gleich nach Askerholmen fahren sollen, Reinhold!"

„Mir will scheinen, liebe Adelheid, es ist schon alles gleich!"

„Reinhold!"

„Wenn ich es mir recht überlege", er hob den Zeigefinger, „Styrsö ist wie Marstrand, und Marstrand und Styrsö zusammen sind wie Askerholmen."

„Weil dir jeder romantische Sinn fehlt!"

„Liebe Adelheid, ähnelt nicht eine der Inseln der anderen, wie ein Ei dem anderen?"

„Nein!" sträubte sich Frau Adelheid heftig. „Marstrand haben wir kaum kennengelernt, und in Styrsö —"

„War es eben so kahl und heiß wie hier!"

„Weshalb, Reinhold, haben wir am Sonnabend

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

Styrsö verlassen?!" Diese energische Frage erheischte Antwort.

„Weil es dir langweilig wurde, liebe Adelheid!"

„Reinhold, ich muß sehr bitten! — Weil du dir den Magen verdorben hattest, weil du die schweren Vorgerichte nicht vertrugst —"

„Aber liebe Adelheid, du gabst das dringende Bedürfnis kund, mit Leuten in deutscher Sprache zu reden, die Pantomimen, die wir vor den Schweden wegen mangelnder Sprachkenntnisse aufführen mußten, wurden dir grauenvoll!"

„Du stellst die Tatsachen auf den Kopf, Reinhold, das ist mehr, als ich vertrage. Du, du wolltest fort. Fort vor allem aus dem Hotel mit den schrecklich vielen Speisen. Du wolltest in eine Privatpension mit Diät, und da es die in Styrsö nicht gab —."

„Liebe Adelheid, wenn ich es mir recht überlege", er war ihrer Rede gegenüber benommen, gleichgültig und drückte sich von Zeit zu Zeit auf die Weste, dort wo der Magen sitzt, „ich hatte einen guten Anspruch darauf, für mein gutes Geld das alles zu essen, was mir vorgesetzt wurde. Solcher Massen nicht gewöhnt kannst du mir nicht die Schuld geben, diese trifft die Hotelleitung, die so viel hinstellt, daß man für ein Drittel seines Geldes satt würde. Zwingt man mir mein Geld aus der Tasche, zwinge ich mich zu essen!"

„Ich meinerseits", versetzte Frau Adelheid spitz, „habe mich bei kaltem Geflügel, rohem Schinken und roten Beten gesund gefühlt. Warum schlingst du mit Gewalt schwere ölige Fischsalate, Mayonnaisen und Hummer?"

„Hör auf", stöhnte Reinhold Bestvater, „wenn ich es schon höre, wird mir —"

„Reinhold!" Frau Adelheid pochte mit dem Knöchel auf die Bank. „Bitte, nimm Rücksicht auf mich! Nun wohnen wir hier privat, und der Erfolg ist der, wir haben zwar kein kaltes Büfett mehr gesehen, aber ich bin nicht satt geworden."

„Ich konnte sowieso nichts essen —."

„Immer nur du und immer nur du! — Wir werden den Herrn Hauptmann finden, er kann uns sicher ein gutes, brauchbares Speiselokal empfehlen!"

Diese Gelegenheit schien am nächsten Vormittag in greifbare Nähe gerückt. Das Ehepaar Bestvater das am anderen Ende der Insel wohnte, hatte frühzeitig seinen Vormittagsspaziergang begonnen und instinktiv oder der inneren Magnetnadel Frau Adelheids folgend die Richtung nach Süden eingeschlagen. Dagegen hatten Hauptmann Gartner Erika Lorenzen und Anna Breiter weit in den Morgen hinein geschlafen, und die Ereignisse des Vortags besprechend und bekrittelnd, wanderten sie eben zu ihrem letzten Bade. Neckerei und harmlose Sticheleien flogen hin und her.

Frau Adelheid erblickte sie, als sie gerade im Tor des Süderbades verschwanden

Sie war über ihr Handeln nicht einen Augenblick im Zweifel. Sie blieb auf der Fährte.

„Reinhold, wir folgen ihnen, wir gehen auch in die Badeanstalt!"

„Wir baden doch nicht, liebe Adelheid, man läßt uns gar nicht hinein."

„Rede keinen Unsinn! Ich freue mich, Bekannte zu treffen, mit denen man endlich wieder ein Wort vernünftig sprechen kann. Geh voran! Wenn sie erst im Wasser sind, müssen wir warten!"

Sie drängte trotz seines Widerstrebens ihren Mann vorwärts.

An der Kasse legte Frau Adelheid einen Fünf-Kronen-Schein auf den Schalter und drehte Reinhold Bestvater, damit er ihr nicht entwische, durch die Sperre. Sie zählte das zurückerhaltene Geld gewissenhaft, um zu errechnen, auf wie hoch sie die Spesen zu stehen kämen. Dann folgte sie gemütlich ihrem Eheherrn, der zu einer Säule erstarrt hinter den Kabinen wie angewurzelt stand.

Frau Adelheid sah die See, die Felsen, fleischfarbene Flecke, wischte einige Male mit der Hand über die Augen, bevor Entsetzen ihren Körper lähmte Dort standen zwei nackte Frauen die Knie leicht gebeugt, als wenn sie von den Felsen abrutschen würden, und winkten einem Manne in einiger Entfernung, der ebenso —.

Frau Adelheids Augen wurden groß wie Puderdosendeckel, ein Zittern befiel ihren Körper. Unmöglich konnte so etwas wahr sein! Aber ein Blick auf Reinhold Bestvater ließ sie den ganzen Abgrund menschlicher Verworfenheit erfassen.

„Reinhold!" Es quetschte keuchend aus ihren Lungen. „Sofort drehst du dich um! Fort —, heraus hier!"

Sie zerrte ihn mit, der stolpernd und stöhnend in ihrem Geleise blieb. Bis weit weg vom Süderbade.

„Hast du das gesehen, Reinhold?"

„Was —?" stammelte er.

„Was? — Diese schamlosen Weiber!"

„Aber liebe Adelheid, ich habe doch eine blaue Sonnenbrille auf."

Mit verächtlichem Schnauben tat Frau Adelheid den Einwand ab. „Hast du sie erkannt?"

„Wen —?"

„Das waren das Fräulein Doktor und diese — diese Hebamme! Den armen Herrn Hauptmann haben sie bereits in ihre Klauen bekommen und verführt! Pfui! So viel Unmoral kann doch der Himmel nicht dulden! Und mit so etwas muß man auf demselben Schiff fahren. Diese scheinheiligen Kreaturen solche — solche Weiber! — Geh weiter!"

Sie fielen in eine Bank hinein. Frau Adelheid hätte sich am liebsten die Bluse aufgerissen, um Luft zu kriegen.

„Diese Menschen existieren für uns nicht mehr, wir kennen sie nicht, hast du verstanden, Reinhold?"

„Ja, liebe Adelheid. — Aber wenn ich es mir recht überlege —"

„Du bist wohl toll, gar nichts gibt's zu überlegen. Ich werde den Herrn Kapitän bitten, uns einen anderen Tisch zu geben!"

Sie sank in sich zusammen. „Die Augen aus dem Kopfe könnte ich mir schämen! Wenn ich diesen Menschen begegne, weiß ich nicht, wo ich hinsehen soll! Daß du sie nicht anschaust, Reinhold!"

„Aber liebe Adelheid, beruhige dich bitte, niemand weiß, daß wir dort waren."

An Frau Adelheids Nerven riß eine neue Panik: „Großer Gott, sie werden uns doch nicht erkannt haben? Denken, wir wollten auch in diesem Sündenpfuhl —. Nein, nein, schon der Gedanke könnte mich sterben machen! Kannst du dir vorstellen, Reinhold ich würde auch so —. Gütiger Himmel!"

(Fortsetzung folgt.)

Wenn einer eine Reise tut...

Der Tag war ziemlich mulmig gewesen. Aber das zerschossene Haus hatte noch Andeutungen von einem Dach und da, wie durch Handauflegung, aus dem Rucksack des Obergefreiten Schnaps und Tee erschienen, versprach der Abend in dem dreckigen Nest an der Ostfront doch noch ganz gemütlich zu werden. Jeder hatte ein wenig was zu erzählen. Nur der Kamerad Schneider schwieg beharrlich. „Los, Mensch, mach doch auch einmal die Klappe auf! Bist du denn nie aus deiner kleinen Gasse fortgekommen?" Mit einem qualvollen Seufzer stieß der Schweigsame hervor: „So seht ihr aus! Ich war Jahre meines Lebens für meine Zeitung auf der Suche nach Merkwürdigkeiten in der Welt draußen. Ich bin gestopft voll von interessanten Dingen, geladen bis zum Platzen. Aber jedesmal, wenn ich zu erzählen anfange, fragt man mich unschuldsvoll, ob ich nicht vielleicht Aufschneider statt Schneider heiße und zufällig bin ich noch in Münchhausen und am 1. April geboren." Unter dem Eindruck eines solchen Scheffels voll Unglück — das in seinem Soldbuch schwarz auf weiß bestätigt war — versprachen wir ihm ehrlich zu glauben, daß er die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit spräche. Ein flüchtiges Lächeln, müde und voll sicherer Erwartung dessen, was er kommen sah, begann er zögernd: „Auf meiner



Fußreise von Neuyork nach Paris..."

Ein kräftiges Räuspern unterbrach ihn schon. „Laß gut sein, Kamerad, es war nur eine Fliege im Tee!" „Zum Himmeldonnerwetter, warum soll man denn nicht von Amerika nach Europa zu Fuß gehen können? In dem kalten Winter war die Beringstraße zugefroren und wir gelangten tatsächlich ohne ein Schiff zu benützen von Alaska nach Sibirien. Schaut doch auf die Karte! Die Inseln in der 75 km breiten Meerenge sind die Brückenpfeiler für das Eis, das den Schiffen die Durchfahrt verhindert, und die Eingeborenen beider Seiten wechseln nach Belieben hinüber und herüber. Wenn ihr da schon stutzig werdet, wie wollt ihr mir dann

die musizierenden Fische

glauben? Sie brummen nicht bloß wie unser heimischer Knurrhahn, der ja auch nicht ‚stumm wie ein Fisch' ist,



sondern geben Töne von sich, die im Zusammenklang wie tiefes Orgelspiel klingen. Ich hörte sie nicht nur einmal in der Bai von Pailon an der Küste Ekuadors und an der Mündung des dortigen Matajé. Sie lassen sich bei Sonnenuntergang vernehmen und die Nähe von Menschen beirrt sie in keiner Weise. Stundenlang vollführen sie in verschiedenen Stimmlagen ihr dumpfes Konzert, das wie der Gesang des Meeres selbst klingt, denn keiner der „Syrenes" oder „Musicos" läßt sich an der Oberfläche sehen. Als mir die Eingeborenen ein paar dieser weißen, blaugetupften Organisten fingen, erwies sich, daß sie gleichgut als Musikanten wie als Bratfische waren. Der französische Zoologe de Thoron hat vor 80 Jahren zum erstenmal über sie berichtet, so daß ich wenigstens einen Zeugen habe. Aber ich sehe schon es geht mir genau wie damals, als ich die Geschichte erzählte von dem

Land, in dem es nie regnet.

Niemand glaubte mir und doch bin ich an der Grenze von Chile und Peru in der Gegend der pflanzenlosen Küste gestanden, während Wolken aufzogen und deutlich der Regen zu fallen begann. Aber kein Tropfen kam auf der Erde an; das Wasser verdunstete im Fallen und die Einheimischen erzählten mir, daß seit Menschengedenken kein Regentropfen den Boden berührt habe. Sie müssen dort die Toten sogar in eigenen Mauernischen beisetzen, weil der nie benetzte Boden durch jeden Windhauch hochgeweht wird und keine Grube hält."

„Und nun kommt wohl die Geschichte von dem

Land, in dem es ewig regnet!"

Mißtrauisch und ergeben zugleich blickte der Erzähler auf. „Gut getroffen! Die Gegend gibts wirklich. Es ist ein Winkel an der südbrasilianischen Grenze. Dort stürzen die Guayarafälle, die größer sind als die afrikanischen Viktoriafälle, mit solcher Heftigkeit herab, daß der Wasserdunst im weiten Umkreis seit Jahrhunderttausenden als ewiger Regen aus den neugebildeten Wolken niederrieselt. Und ich wollte, du wärst dort, ohne Regenschirm und Wettermantel oder gar im Kaktuswald, splitternackt...! Ja,

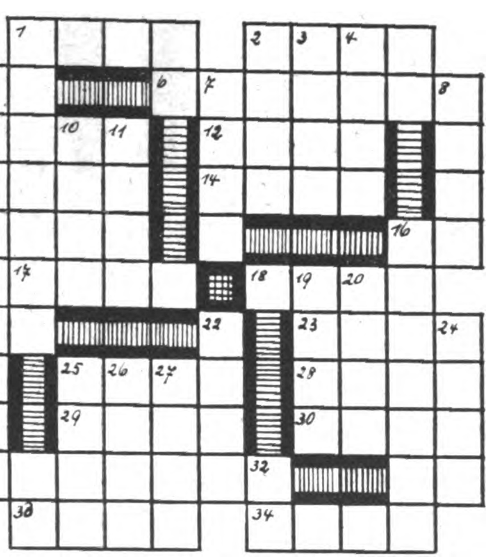
der Kaktuswald

existiert in der Tat. In mehreren Auflagen sogar. In der Cachipampa und in Mexiko. Es sind die rätselhaftesten und schauerigsten Gegenden, die man sich träumen kann. Stellt euch einmal vor, ihr kommt in den Hochanden Argentiniens oder in Mexiko plötzlich an einen Taleinschnitt, der ausgefüllt ist mit riesenhaften Kakteen, von denen einzelne bis zu 18 m hoch werden, mit Kugeln oder Greisenhäuptern, deren Fäden das



einzig Bewegte sind in diesem starren, toten Geisterwald. Wenn man zwischen diesen überlebensgroßen, bizarren Säulen wandelt, saugt man förmlich die fürchterliche Einsamkeit ein, die dort seit ungezählten Jahrhunderten brütet. Ein Erlebnis so voll von Verlassenheit, wie ich es höchstens in der trostlosen australischen Wüste hatte, die ich einmal auf einem Kamelritt durchschritt. Und nun freßt ihr mir wahrscheinlich

Kreuzworträtsel.



Waagrecht: 1. Stadt in der Schweiz, 2. chines. Taglöhner, 12. früherer Name von Thailand, 13. Kafferndorf, 14. Erdart, 15. gleich, 17. Stacheltier, 18. Sturz, 23. Stadt am Genfer See, 25. Musikdrama, 28. geistesgestört, 29. Paradiesjungfrau, 30. altägypt. Stadt, 33. unartig, 34. europ. Hauptstadt. Senkrecht: 2. Körperteil, 4. junges Schaf, 5. griech. Göttin, 7. europ. Hauptstadt, 8. Fluß in Italien, 10. Donauzufluß in der Slowakei, 11. sämtliche, 19. Gewürz, 20. griech. Saiteninstrument, 21. Stadt in Thüringen, 22. Europäerin, 24. Tierwohnung, 26. Ort in Lettland, 27. Liebesgott, 32. Flächenmaß. 6., 9., 31. waagrecht und 1., 3., 16., 25. senkrecht nennen Staaten der USA.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — a — an — bo — de — der — des — di — di — di — do — e — e — e — er — fen — fra — ge — ha — haus — i — i — i — le — li — lisch — lo — ma — mie — na — ner — now — nus — o — pe — pi — pres — rho — ro — sau — ser — ta — tät — tau — ti — vi — vo — wand sind 14 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Goethe ergeben. ch = ein Buchstabe.

1. Stadt an der Mulde, 2. Verbrecher, 3. russische Herrscherfamilie, 4. Oper von Auber, 5. Seuche, 6. Europäer, 7. Konzerthaus in Leipzig, 8. türkischer Titel, 9. teuflisch, 10. Gebirgszug in Bulgarien, 11. Blütenstrauch, 12. Antilleninsel, 13. rheinisches Schiefergebirge, 14. Harmlosigkeit.

1 .... 8 ....

2 .... 9 ....

3 .... 10 ....

4 .... 11 ....

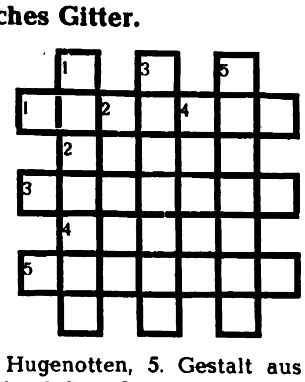
5 .... 12 ....

6 .... 13 ....

7 .... 14 ....

Magisches Gitter.

Die Buchstaben: a a a a a d d e e f f h h i i l l l l l l n n n n n n n o o p r r t t sind so in die Figur einzusetzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. Palast des Papstes in Rom, 2. Zinsleiste an Wertpapieren, 3. Sternbild, 4. Anführer der Hugenotten, 5. Gestalt aus Rosenkavalier von Richard Strauß.



Kryptogramm.

Aus den Wörtern: Zweig, Waschraum, Zucht, Tristan, Wunsch, Verein, Matrikel, Butter, fürchten, göttlich, Sterne, Flunder, dafür, Indien, Ostern, farblos, Gesicht, Genever, Zwinger, Lift sind je drei Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, ein Zitat von Goethe ergeben.

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Genf, 2. Kuli, 6. Montana, 9. Iowa, 12. Siam, 13. Kral, 14. Lehm, 15. egal, 17. Igel, 18. Fall, 23. Nyon, 25. Oper, 28. irre, 29. Huri, 30. Sais, 31. Arizona, 33. boes, 34. Riga. Senkrecht: 1. Georgia, 2. Knie, 3. Utah, 4. Lamm, 5. Nike, 7. Oslo, 8. Arno, 10. Waag, 11. alle, 16. Florida, 19. Anis, 20. Lyra, 21. Gera, 22. Irin, 24. Nest, 25. Ohio, 26. Puze, 27. Eros, 32. Ar. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Dessau, 2. Erpresser, 3. Romanow, 4. Fra Diavolo, 5. Epidemie, 6. Italiener, 7. Gewandhaus, 8. Efendi, 9. diabolisch, 10. Rhodope, 11. Oleander, 12. Haiti, 13. Taunus, 14. Naivität. „Der Feige droht nur, wo er sicher ist." ✱ **Magisches Gitter:** 1. Lateran, 2. Talon, 3. Delphin, 4. Rohan, 5. Faninal. ✱ **Kryptogramm:** Zweig Waschraum Zucht Tristan Wunsch Verein Matrikel Butter fürchten göttlich Sterne Flunder dafür Indien Ostern farblos Gesicht Genever Zwinger Lift. „Weihrauch ist uns ein Tribut für Götter, und für die Sterblichen ein Gift."

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck)

Dreizüger von Rupert Huber, Aichach.
Weiß: Kg6, Dd1, Th2, Sg8, Bc5, g3 (6)
Schwarz: Ke6, Lf8, Sf2, Sh1, Bd7 (5).

Lösung:

1. Sg8—f6, S×d1; 2. Te2†, Sd3; 3. T×e3‡.
1. . . ., d7—d6; 2. Dd5†, Ke7; 3. D×d6‡.
1. . . ., Sfd3; 2. Dg4†, Ke5; 3. De4‡ usw.

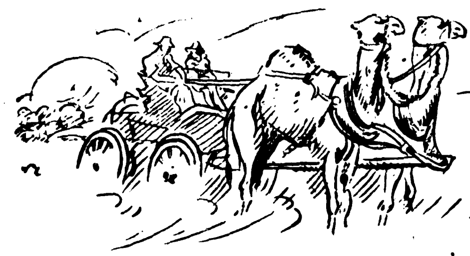
Auf naheliegenden Zug ein Reinfall.
Zweispringerspiel im Nachzug.

Weiß: Kendal. Schwarz: Borochow.

1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lc4, Sf6; 4. d4! (besser und spannender als Sg5), 4. . . ., S×e4; 5. 0—0, d5; 6. Tfe1, e×d4; 7. Sc3 (wohl interessant, aber von zweifelhafter Güte), 7. . . ., d×Lc4? (Die Wiederlegung wäre 7. . . ., d×c3!) 8. L×d5, Le6; 9. T×e4?Se7; 10. b×c3, S×d5!); 8. T×e4†, Le6; 9. S×d4, S×d4; 10. T×d4, De7? (besser Ld6); 11. Se4, Tad8; 12. Lg5, f6 (naheliegend und gut aussehend, aber es kommt ein verblüffender Reinfall); 13. T×d8†, D×d8; 14. S×f6†! Schwarz gibt auf, denn nach g×f6 käme D×D†, K×D, L×f6† mit Qualitätsgewinn.

die australischen Kamele

nicht. Tatsächlich sind aus Afrika Kamele nach dem fünften Kontinent gebracht worden und sie haben sich in den Randgebieten der Wüsten so gut akklimatisiert, daß man sie als Last- und Zugtiere verwenden kann. Im Innern sind sie schon zu Hunderten verwildert. Im übrigen sind die afrikanischen Kamele durchaus keine dem schwarzen Erdteil eigenen Tiere. Sie sind erst im 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung aus Arabien nach Afrika gekommen. Sie brauchen Sand unter den Zehen und die australische Wüste ist nicht anders als die Sahara. Auch hier gibt es Oasen, die durch



unterirdische Flüsse und Seenbecken

gespeist werden, wenn man gelegentlich auch 2000 m tief hinabstoßen muß. In der australischen Nullabor-Wüste kann man sogar die tiefen Grotten, die fast ein Drittel des ganzen Kontinents unterziehen, mit Kähnen befahren. Die jahrhundertealten Oasenbrunnen der Libyschen Wüste wurden durch solche unsichtbaren Ströme von großer Mächtigkeit gespeist. Und nun werdet ihr mir wahrscheinlich wieder nicht glauben wollen, aber ich muß mir's von der Seele reden. Auch Europa birgt tief unter seinem Boden derartige Wasseradern, die sogar unter dem Grund der Ostsee bis nach Schweden ziehen. Den Beweis hat der riesige, 1900 qkm bedeckende Wettersee in Schweden ausgespuckt, der die seltsame Gewohnheit besitzt, gelegentlich unter Getose Schlamm-Massen ans Ufer zu schleudern. Und darunter fand man Pflanzen, die zweifellos aus dem — Bodenseegebiet stammen. Ich sage: vollkommen zweifellos! Diese unterirdischen Verbindungen haben, wie ermittelt wurde, die Größe unserer gewaltigsten Ströme, des Indus oder Hoangho etwa, der, aus seinem 4000 km langen Bett austretend, oft Gebiete von der Breite Deutschlands überschwemmt."

Das Wort Bett erzeugte ein allgemeines, freiübungsartiges Gliederstrecken mit den dazugehörigen Dehnungen der Kaumuskeln. Aber Schneider, bei dem, wie bei seinem Hoangho, der Damm gebrochen war, konnte noch nicht aufhören. Jetzt wo er so willige Zuhörer hatte! Bevor wir in die Silberdaunen kriechen — und weil wir gerade vom Kriechen reden — nur noch die Sache mit den



Orinoko-Schildkröten,

die bei ihren zweimaligen jährlichen Wanderungen oder auf der Flucht vor Erdbeben in solchen Massen zum Bett des Orinoko kriechen, daß auf weite Strecken der Boden mit ihren dichtgedrängten Schildern buchstäblich gepflastert ist. Ein Knirschen, das abscheulich zu hören ist, wird durch das Aneinanderreiben der Schalen erzeugt und — das Seltsamste — auf diesem vornehmen Parkett von Schildpatt springen größere Tiere, selbst Pumas umher, die in das wandernde, mehrere Quadratkilometer bedeckende Heer geraten sind und nun ängstlich wahre Eiertänze aufführen, um Pfoten und Hufe nicht in das pressende Geschiebe zu bringen."

Ein aufrichtig befreites Gelächter belohnte diese gewaltige Schlußarabeske. Still griff der Erzähler in seine Brusttasche und reichte uns einen abgegriffenen Zeitschriftenausschnitt, der ein Photo zeigte mit einem wogenden Meer von Schildkröten. Und auf den Panzern sah man deutlich ein ängstliches Rudel von Wild hüpfen. „So geht mir's immer" — seufzte Schneider, sich lang auf den Boden streckend und schon halb schlafend — „wenn ich das Photo nicht hätte!"

Kleine Frozzelei

In einer Hofgesellschaft wollte ein junger Prinz den Leibarzt seines Vaters necken. Boshaft sagte er in Gegenwart vieler Gäste zu ihm: „Sie mögen ja sehr klug sein, Herr Geheimrat! Aber es ist schon vorgekommen, daß selbst die Gelehrtesten bisweilen die einfachsten Dinge nicht wissen. Vielleicht wissen Sie nicht einmal, wie lange eine Frau ihr Kind trägt!" — Ruhig antwortete der Arzt: „Seien Sie überzeugt, Hoheit, daß ich es weiß. Aber ich wette, Sie können es mir nicht sagen!" — „Das wäre doch gelacht!" erwiderte der Prinz. „Eine Frau trägt ihr Kind neun Monate!" — „Sie irren, Hoheit!" sagte der Arzt. „Eine Frau trägt ihr Kind, bis es gehen kann."

Eine Familie unter Waffen

Die sieben Söhne der schwäbischen Familie Sch., die wir hier zeigen, meldeten sich als Kriegsfreiwillige zu den Waffen. Sechs von ihnen gingen als Landser an die Front. Den siebenten holte seine Arbeitsstätte, ein Rüstungsbetrieb, für kriegswichtige Aufgaben zurück. — Nicht als eine aufsehenerregende Merkwürdigkeit zeigen wir diese deutsche Familie, zu deren Kinderzahl noch zwei Töchter gehören; wir wissen sehr wohl, daß es bei uns an ähnlichen Beispielen kriegerischen Einsatzes auch der Kinderreichen nicht mangelt. Diese Familie mag aber unter anderem als ein Beweis dafür mitangesehen werden, daß das deutsche Volk, dem seine plutokratischen und bolschewistischen Todfeinde immer wahnwitzigere Henker-



Karl · Paul · Immanuel · Eberhard · Reinhold · Helmut · Theo

pläne verheißen, niemals kapitulieren wird, denn ihre Söhne erfüllen begeistert das heilige Gebot ihrer Heldenmütter. — Der älteste Sohn, Karl, kämpft als Unteroffizier in seiner Infanterie-Division gegen die Sowjets. Paul, der zweite, steht als Kompanie-Nachrichter in Italien; Immanuel, der an den Kämpfen auf der Krim teilnahm, ist Sanitätssoldat. Eberhard, der schon bei der HJ. begeisterter Segelflieger war, ist heute Transportsegler. Reinhold, schon im Frieden zackiger Sportsmann, besonders passionierter Fußballer, ist bei einer Kampffliegerstaffel Elektriker und wartet sehnsüchtig darauf, den Steuerknüppel selbst regieren zu dürfen. Helmut ist leitender Angestellter in einem Kriegsindustriebetrieb. Als Werkluftschutzführer hat er sich bei Terrorangriffen hervorgetan. Theo, der jüngste, wollte unbedingt zu den Fallschirmjägern, gerade wegen der damit verbundenen Gefahren. Die Augen der Mutter glänzen vor Stolz. Das Vaterhaus hat durch Luftgangster schweren Fliegerschaden erlitten, die Eltern wurden einmal durch einen Notschacht gerettet, die Familie des ältesten Sohnes erlitt Totalschaden. Aber alle sind um so härter und entschlossener geworden!



Vater Karl Sch.

stammt aus einem jahrhundertealten Schlosserhandwerkergeschlecht am Neckar. Er ist jetzt 65 Jahre alt und trotz Invalidität — er erlitt einen Berufsunfall, der doppelseitigen Schädelbruch und schwere Fußverletzungen zur Folge hatte — freiwillig als Mechaniker in der Rüstungsindustrie tätig. Er ist stolz auf seine Söhne, die ihre Pflicht freudig und tapfer erfüllen.

Archiv-Aufnahmen.



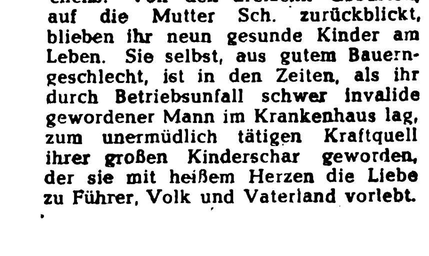
Mutter Wilhelmine Sch.

ist Trägerin des goldenen Ehrenzeichens. Von den dreizehn Geburten, auf die Mutter Sch. zurückblickt, blieben ihr neun gesunde Kinder am Leben. Sie selbst, aus gutem Bauerngeschlecht, ist in den Zeiten, als ihr durch Betriebsunfall schwer invalide gewordener Mann im Krankenhaus lag, zum unermüdlich tätigen Kraftquell ihrer großen Kinderschar geworden, der sie mit heißem Herzen die Liebe zu Führer, Volk und Vaterland vorlebt.



„Das ist der Papa!"

Der Unteroffizier Karl Sch., der älteste Sohn der Familie, kommt zu einem Urlaub von der Ostfront nach Haus und sieht zum erstenmal sein Söhnchen Horst. Horst will zunächst nichts von dem Onkel Papa wissen.



Eberhard sehnt sich zur Jagdwaffe.

Der Segelflieger lernt wegen der geliebten Fliegerei das Mechanikerhandwerk. Seine Meldung zu den Fliegern bei Kriegsbeginn wird mehrmals abgelehnt. Nach langem Bohren klappt es endlich. Aber nun will er von den Transportseglern zur Jagdwaffe. Wird es ihm gelingen?

Liebe Leute, aufgepaßt!

BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER



Der Mann, dem einer geflüstert hatte „für Schnaps und Zigaretten kriegen Sie alles, was Sie wollen", bekam sogar etwas, was er gar nicht wollte...



„Durch Zufall bin ich in der Lage, mein Herr, Ihnen einen guten, alten Aquavit anbieten zu können, das Gläschen 9.50 RM..." „Määäh, määäh..." (Was in diesem Fall soviel wie „aber mit Vergnügen" heißt!)



Was der Preiskommissar leider noch nicht kann: In jedem Laden einen Apparat aufstellen, der sich sofort, wenn vom Verkäufer Überpreise gefordert werden, bemerkbar macht. Darum achtet selbst auf die amtliche Preistafel!



„So eine Unverschämtheit! Andere Leute würden sich bestimmt alle zehn Finger abschlecken, wenn ich ihnen dieses herrliche Schlafzimmer für das Spottgeld von 6000 RM. verkaufen würde, und Sie reden hier von der Überwachungsstelle und Überpreisen! Aber das hat man davon, wenn man den Ausgebombten helfen will...



Würden Sie den Kollegen Müller für einen Dieb halten? Nein? Er stiehlt aber! Sogar seine Arbeitskameraden bestiehlt er! Und passen Sie mal auf, — lange dauert das auch nicht mehr mit ihm... Wieso? Weil die Leute, die wie er Butter zu Überpreisen vom Schieber kaufen, Diebe am Ernährungsgut der Volksgemeinschaft sind und früher oder später auch als solche behandelt werden!

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München.
ABCDEFG 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 8. JUNI 1944
19. JAHRGANG :·: FOLGE 23

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:

....

....



Der junge Nachwuchs ist gut.
Generalarbeitsführer v. Wenkstern überzeugt sich in Begleitung des Ritterkreuzträgers Obertruppführers Bittner, den sein Gauführer zu einem Besuch seiner RAD.-Stammabteilung einlud, von der prächtigen Haltung und Gesinnung der jungen Arbeitsmänner.

Aufnahme: RAD.-Kriegsberichter Arnold.





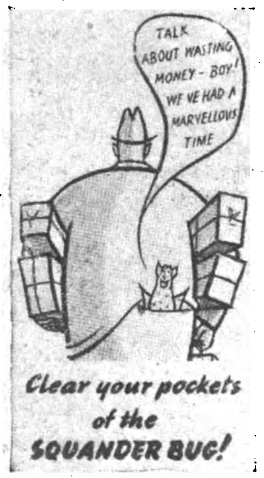
Der Führer eines Arbeitsgaues ehrt einen Ritterkreuzträger.

Generalarbeitsführer v. Wenkstern, Träger des Pour le Mérite aus dem ersten Weltkrieg, besuchte in Begleitung des auf kurzem Heimaturlaub weilenden Ritterkreuzträgers Obertruppführers Bittner eine RAD.-Abteilung, aus der Bittner selbst hervorgegangen war. Dieser Besuch, bei dem die Abteilung vor ihrem Gauführer und seinem Gast den Spaten präsentierte, ward ebenso zu einer Ehrung für den Ritterkreuzträger wie zu einem frohen Erlebnis für die jungen Arbeitsmänner, die dem Beispiel ihres tapferen Kameraden nachzuleben gelobten. Aufnahmen: RAD.-Kriegsberichter Arnold.

DER BLICK HINTER DIE KULISSEN

GROSSE REKLAME ZUR DECKUNG DER KRIEGSKOSTEN

Der Krieg kostet die Plutokraten auf der Insel täglich mehrere Millionen Pfund. Erst kürzlich errechnete ein Oberst Campbell in der englischen Zeitschrift „New Sta'esman and Nation", daß die Tötung eines deutschen Soldaten dem englischen Schatzamt auf 12500 Pfund zu stehen komme. Bei diesen irrsinnigen Zahlen wird selbst den Londoner Finanzleuten schwach. Sie haben also ein „Komitee für Nationale Sparpapiere" gegründet und bearbeiten die Öffentlichkeit mit einem großzügigen Pressefeldzug. „Zeichnet Kriegsanleihe! Kauft nationale Sparpapiere!" schreien die Anzeigen. Sogar eine kleine Anleihe bei der so erfolgreichen deutschen Kohlenklaufigur wurde unternommen. Und zwar schuf man ein kleines Teufelchen, dessen Körper mit Hakenkreuzen übersät ist. Es erhielt den Namen „Squander Bug", was soviel wie „Verschwendungskobold" bedeutet. Und nun geht die Reklame los.



Ein Mann mit Paketen geht nach Hause. Aus seiner Tasche lugt der Verschwendungskobold hervor. Der Kobold sagt: „Laß sie schwatzen, es sei Geldverschwendung! Mensch! Wir haben uns köstlich unterhalten!" Darunter steht: „Entfern den Squander Bug aus deinen Taschen! Gib ihm nur die kleinste Chance, und er sitzt schon auf deiner Schulter und wispert dir seine verführerischen Phrasen ins Ohr. Bevor du es recht weißt, hast du schon irgend etwas zusammengekauft mit Geld, das für Britannien kämpfen könnte."



Der Squander Bug läuft zwischen den Füßen eines gehenden Mannes. Er ruft ihm zu: „Schnell, mein Junge — kauf' es!" — Darunter steht: „Er stellt dir nach! Du kannst nicht loskommen vom Squander Bug. Er ist immer unter deinen Füßen und versucht dich in seine Richtung zu lenken. Folge ihm aber nicht. Schreite über ihn hinweg! Zertritt ihn! Benütze statt dessen dein Geld, um Sparpapiere zu kaufen. Damit nützst du zugleich der Nation und dir selbst."



Die Agentin der Kriegsanleihe besucht eine Frau. „Der Squander Bug arbeitet für Hitler! Wenn Ihre zuständige Sparpapieragentin Sie besucht, dann ist auch immer noch ein dritter dabei. Dieser kleine Saboteur, der Squander Bug, intrigiert fleißig. Er erträgt es nicht, Sie ein kleines Reservegeld für schlechte Tage zurücklegen zu sehen. Er haßt es, wenn das Geld unseren kämpfenden Soldaten hilft. Sie werden natürlich nicht auf ihn hören!"

Ausschnitte aus „Punch" und „Lilliput", London.

Mit solchen Methoden der geschäftlichen Reklame versucht man also auf der Insel des Problems der überschüssigen Kaufkraft und der riesengroß wachsenden Gefahr einer Inflation Herr zu werden. Der Sieg Deutschlands aber wird den Zusammenbruch der britischen Plutokratie bringen und den Betrug an dem britischen Arbeiter offenbaren.

TRAURIGE ZUSTÄNDE IM ZIVILEN SEKTOR

Die Londoner Witzzeitschrift „Punch" kritisiert die Zustände an der inneren Front Englands mit folgender treffender Zeichnung: Ein Mann steht im Treppenhaus seines Heims bis an die Knie im Wasser und telephoniert. Er sagt: „Jawohl, ich sehe es durchaus ein: Wenn ich die Wasserrohre nur ordentlich umwickelt hätte mit alten Kleidern und Bettüchern, die ich nicht mehr habe, und ein knatterndes Feuer die ganze Zeit über unterhalten hätte mit all der Kohle, die ich nicht kriegen kann, dann müßte ich jetzt nicht nach einem Klempner telephonieren, der nicht kommen kann."



„Londoner Punch" (2).

DIE ZIGARETTEN SIND MITUNTER ERSATZ



Eine englische Zigarettenfabrik inseriert in der Presse einen Text, der so offenherzig ist, daß wir ihn dem deutschen Leser nicht vorenthalten wollen. Der Text lautet: „Es gibt eine Zigarette *selbst in unseren Tagen der Ersatzmittel*, der *Behelfsartikel* und der *trügerischen Qualitäten*, die Ihnen ein ungeschmälertes Vergnügen gibt. Sie besteht aus bestem türkischem Tabak und ist *von normaler Größe, die heute leider so oft abnorm ist*." Die Engländer rauchen also *kleinere, schlechtere und betrügerisch aufgemachte* Zigaretten und geben dies selber zu.

Ein Sturz ohne Beispiel

WIE OBERSTLEUTNANT GRAF DEM SICHEREN TODE TROTZTE

Unter der Führung erprobter Kommandeure greifen unsere geschlossenen Jagd- und Zerstörerverbände waffenstarrende feindliche Bomberpulks an oder kurbeln und ringen mit den feindlichen Jägern, die durch ihre zahlenmäßige Übermacht die deutsche Verteidigung auszupumpen versuchen. Gleich manchem seiner alten Kameraden fliegt auch der Kommodore eines Jagdgeschwaders, der Träger der höchsten deutschen Tapferkeitsauszeichnung, Oberstleutnant Graf, an der Front der Heimat seinen Männern voran, um aus der Erfahrung der neuen Taktiken des Gegners seinen Verband wirklich führen zu können, nicht nur vom Gefechtsstand her. Kürzlich wurde Graf verwundet. In seinem Genesungslazarett traf unser Berichterstatter ihn, kurz nachdem wieder ein Tagangriff über dem Reichsgebiet harte Lufteinsätze forderte, in fast ärgerlicher Ungeduld. Braungebrannt verfolgt er vom Liegestuhl aus eine angeschossene Feindmaschine; es fährt wie ein Peitschenschlag in seine Genesungsruhe, daß er jetzt nicht selbst am Himmel hängen kann, um die Erfahrungen seiner 211 Luftsiege auf die junge Besatzung überspringen zu lassen und selbst wieder einen Nordamerikaner vom Muster der Boeing-Fortress zur Strecke zu bringen. Er fiebert dem Augenblick entgegen, da er wieder mittun kann, obwohl er wahrhaftig erst jüngst das unwahrscheinlichste an Geistesgegenwart und Kraft einsetzen mußte, um sich im Abwehrkampf über der Front des Reiches für weitere Kämpfe zu erhalten. Sein Beispiel dürfte eine Vorstellung von der Todverbissenheit vermitteln, mit der dieser Kampf hoch in der Bläue des Tages ausgetragen wird, wie er nichts von jener strahlenden Leichtigkeit an sich hat, die wir zu gern dem wie ein Pfeil dahinschwirrenden Jäger zusprechen. Es ist ganz anders! Seinem nüchternen Bericht entnehmen wir folgendes:

Oberstleutnant Graf hat sich wieder gegen eine

(Schluß auf der letzten Romanseite.)

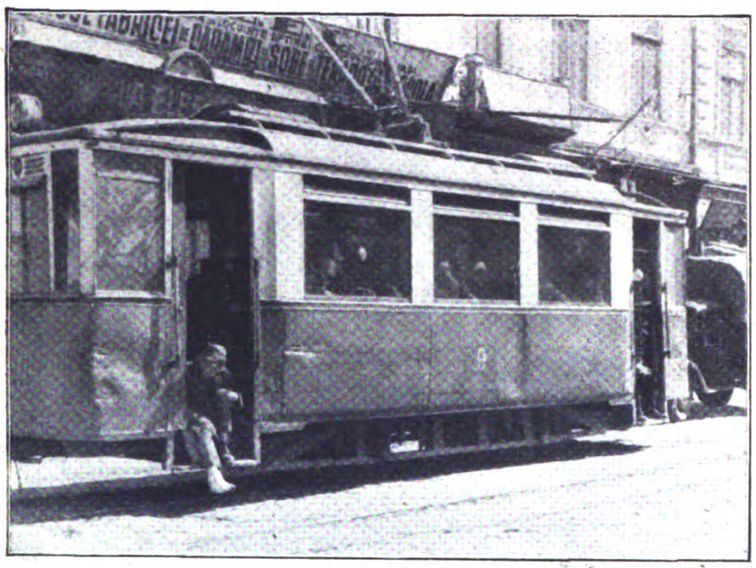


Er rast — das rechte Bein eingeklemmt —, den tanzenden Höhenmesser, der auf 900 springt, vor Augen, in seiner stürzenden Maschine in die tödliche Tiefe. Zeichnung: Lazarus.



Frontstadt Jassy

Auf dem Bahnhof
werden verwundete rumänische Soldaten ebenso wie ihre deutschen Kameraden in Lazarettzüge verladen und in das rückwärtige Gebiet transportiert.



Sanitätswagen der Straßenbahn
dienen mit zur Beförderung von Verwundeten vom Stadtrand oder von den Lazaretten und Krankensammelstellen zum Bahnhof.

UNSER EHRGEIZ:

Vorbild sein!

Unser Leben beginnt von dem Augenblick an wertvoll zu sein, da wir anfangen, für mehr zu sorgen und zu denken als für uns selbst. Wer sich darin erschöpft, nur für seinen eigenen Vorteil zu wirken, ohne zugleich das Wohl anderer im Auge zu haben, ist für die Nation entbehrlich. Vorbild werden wir da, wo wir das Sorgen um die eigene Person außer acht lassen und erst für die andern zu denken beginnen. Dieser Einsatz für die Gemeinschaft ist das heiligste Gebot des Nationalsozialismus, und es wird in unserer Gegenwart täglich vieltausendmal erfüllt. Wir andern können zum Siege, d. h. zur vollen Wiedergewinnung der Freiheit unserer Nation, nicht besser beitragen, als indem wir unser Ich überall da helfend einsetzen, wo wir der Gemeinschaft, also unseren Volksgenossen, die Arbeit und das Leben erleichtern können. Zu allererst durch den ehrlichen guten Willen. Denn mit einem frohen Herzen wird auch das Schwerste bezwungen.



Tugenden der kämpfenden Nation: Selbstbeherrschung.
Vor dem Postschalter stehen Wartende geduldig Schlange. Keiner sieht nervös nach der Uhr, keiner drängt. Hinter dem Schalter ein Mädchen mit hellen Augen und lächelnder Ruhe, die keine Aufregung kennt und die zwischen Einzahlung und Briefmarkenverkauf, zwischen Paketabfertigung und Telegrammaufnahme immer wieder versucht, die verlangte Telephonverbindung nach auswärts herzustellen. Die ruhige Überlegenheit der kleinen Thea L. strahlt auf das Publikum über, das genau weiß: es klappt!



Mütterliche Güte.
„Das ist unsere gute Luise", sagt die Kundschaft von dieser hervorragenden Kaufmannsfrau. „Wir verehren sie wie unsere Mutter, dabei ist sie oftmals viel jünger als wir selber." Wir haben sie noch kein einziges Mal mißmutig gesehen. Das ist gewiß etwas Seltenes bei einer Frau, die sich stets allein einer drängelnden Kundschaft gegenübersieht und doch noch ihren eigenen Haushalt zu bewältigen hat.



Im Nationaltheater von Jassy,
das um 6 Uhr abends von deutschen und rumänischen Soldaten gefüllt wird, spielt jetzt die Frontbühne einer Panzer-Division.



Eine Herde von Karakulschafen
wird aus der Stadt getrieben. Eine Anzahl hellfarbiger Landschafe hat sich unter die Karakuls gemischt.
PK.-Aufn.: Kriegsberichter G. Wolff (Wb.).



Rasches Einfühlungsvermögen.
Auskunft erteilen in einem Reisebüro ist eine Arbeit, die viel Nerven kostet. Frau Lissy S. zeigt aber weder Schläfrigkeit noch patzige Kürze, auch wenn es noch so stürmisch zugeht. Auch auf telephonische Anfragen geht sie ratgebend und berichtigend ein: „Ich rate Ihnen zu einer anderen Reiseroute, auf der Ihrigen fahren Sie mit der Kirche ums Dorf!" Und allen Fragestellern gegenüber zeigt sie sich nicht nur kenntnisreich, sondern vor allem tagaus, tagein freundlich.



Schlagfertigkeit.
Im dichtesten Gedränge der überfüllten Straßenbahn nicht nur seine Ruhe behalten, sondern allen Fahrgästen gegenüber freundlich sein, ist nicht leicht. Dieser Schaffner hier aber ist ein Ausbund von trockenem Humor. Auf unsere Frage, woher er seine unablässig sprudelnden heiteren Einfälle nehme, sagt er: „Vergnügte Leut' fahr' ich lieber!"



Ruhige Sicherheit.
In der Bahnhofshalle steht ein Schwarm Menschen um einen Auskunftsbeamten. Sein dickes Kursbuch in der Hand, antwortet er freundlich, prompt und sicher auf jede Frage. 69 Jahre ist Wolfgang W. alt und steht seit 47 Jahren im Dienst. Als die Kamera ihn festgehalten hatte, erzählte er, daß er schon oft in Zeitungen abgebildet worden sei. „Aber was sie eigentlich an mir finden, das weiß ich nicht", sagt er und wendet sich kopfschüttelnd dem nächsten Frager zu.



Beherrschung der Situation.
Inmitten einer Gruppe Soldaten, die restlos alle ihre „Anschlüsse" vergessen haben, steht Rosl H. und hilft ihnen schlagfertig, wie sie ist, flugs wieder mit ihrer freundlichen Sachlichkeit aufs rechte Geleis. Im Gewühl ihrer Arbeit vergißt sie für viele Stunden die Bitternis ihres Lebens. Ihr Mann fiel vor dem Feind.



Unverzagtheit.
Lucie L. ist nicht unterzukriegen. Heiter und nett wie ein kleiner Sonnenstrahl huscht sie im Lokal umher, und alles hat seine Freude an ihr. Nie ist sie ungeduldig, und wo es nötig scheint, berät sie die Gäste mit ihrer gewinnenden Freundlichkeit. Sie ist hauptberuflich in einem Rüstungsbetrieb tätig. In ihren freien Stunden hilft sie den ihr bekannten Wirtsleuten aus.



Freundliche Hilfsbereitschaft.
Im Umquartierungsamt fand unsere Mitarbeiterin freundliches Wesen hinter und lächelnde Mienen vor dem Schaltertisch. Und die Ursache? Die 19jährige Luise L., die Schalterdame, gibt die Aufklärung: „Glauben Sie, daß es nicht ebenso möglich wäre, manchmal aus der Haut zu fahren, wenn man immer wieder die gleichen aus Bequemlichkeit, Flüchtigkeit oder Nachlässigkeit offengebliebenen Rubriken erfragen muß? Aber wissen Sie, ich finde die Welt nicht ärgerlich, sondern komisch; das ist mein ganzes Geheimnis."

Bildbericht für den „IB." von Inge Mantler.



Unerschrockener Mut.
Die DRK.-Helferin Anna Marie E. ist als Kraftwagenfahrerin für Krankentransporte eingesetzt. An das Kriegsverdienstkreuz mit Schwertern, das ihr verliehen wurde, knüpft sich für sie die Erinnerung an manche gefahrvolle Fahrt zur Zeit der Fliegerangriffe. „Es sieht alles immer zuerst viel schlimmer aus. Wenn man das weiß, geht man herzhaft in jede Gefahr!"



Nachbarshilfe.
Das alte Großmütterchen, das schon eine stattliche Zahl von Enkeln ihr eigen nennt, ist doch, soweit es in ihren Kräften steht, noch immer hilfs- und tatbereit. Wo es bei einer Nachbarin fehlt, besonders bei den berufstätigen, da schaltet sie sich geräuschlos ein. Und wo geschimpft wird, weicht sie unnützen Erörterungen mit der Überlegenheit und Weisheit des Alters aus.

Er braucht keine Brücke

Wie eine Amphibie ist dies neue Kraftfahrzeug zu Wasser ebenso wie zu Lande flink. Der Spitz auf dem Kohlenkahn ist ganz aus dem Häuschen!

PK.-Aufnahme: Kriegsberichter Kurth (H. H.)



Großer Star in kleiner Rolle



1 Endlich die lang Ersehnte.
Manfred Richter, der berühmte Sänger, sieht die große Tänzerin Manuela in einem spanischen Theater. Durch die Anmut ihrer Erscheinung und den Klang ihrer Stimme fasziniert sie ihn. Er weiß, daß sie die richtige Partnerin für ihn in der neuen Revue des Apollotheaters sein wird. Mit ihr zusammen hofft er einen großen Erfolg zu erzielen.

Bilder aus dem neuen Bavaria-Film „Es lebe die Liebe", phot. Buchrucker.



2 Der Vertrag für die neue Partnerin.
Sein Flugzeug startet in einer Stunde. Er hat nur kurze Zeit, um ihre Bekanntschaft zu machen. Er sucht sie in der Garderobe auf und bittet sie um ihre Zusage zu einem Gastspiel in Berlin.



3 Er ist schrecklich verliebt.
Trotz der großen Eile schmuggelt sich Manfred in das Tanzbild, um ihr so lange wie möglich nahe zu sein.



4 Er hat Star-Allüren.
Zu den kleinen Tänzerinnen, die er alle mit „Lottchen" anredet, ist er herablassend leutselig. Und als die große Manuela aus List eine unbekannte kleine Balletteuse geworden ist, erkennt Manfred sie nicht wieder.



5 Das ist die Frau für ihn.
Er stellt sich eine Ehe mit der kleinen Tänzerin, die tiefen Eindruck auf ihn macht, sehr gemütlich vor.



6 Er hat sie durchschaut.
Es hat lange gedauert; aber plötzlich erkennt er sie wieder, und nun erfüllt ihn ein doppeltes Glücksgefühl. Die blonde Fritzi, seine bisherige Partnerin, hat das Spiel verloren.



7 Die große Sehnsucht ist erfüllt.
Die kleine Tänzerin übernimmt die Rolle der verschwundenen Partnerin Manfreds. Es lebe die Liebe!

Mit Frachtdampfer nach Schweden

EIN FRÖHLICHER ROMAN VON FR. OST

(8. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 22:

Adelheid sank in sich zusammen. „Die Augen aus dem Kopfe könnte ich mir schämen! Wenn ich diesen Menschen begegne, weiß ich nicht, wo ich hinsehen soll! Daß du sie nicht anschaust, Reinhold!"

„Aber liebe Adelheid, beruhige dich bitte, niemand weiß, daß wir dort waren."

An Frau Adelheids Nerven riß eine neue Panik: „Großer Gott, sie werden uns doch nicht erkannt haben? Denken, wir wollten auch in diesem Sündenpfuhl —. Nein, nein, schon der Gedanke könnte mich sterben machen! Kannst du dir vorstellen, Reinhold, ich würde auch so —. Gütiger Himmel!"

„Gütiger Himmel!" schwitzte auch das Gehirn Reinhold Bestvaters. Mit herabgeklapptem Kinn, geisterhaften Falten im fahlen Gesicht, verscheuchte er eine Vision. Die Vision eines Wesens, das splinter-faser-unbekleidet, mit zwei Zentnern Lebendgewicht, tintenfischartig durch die Tür seines Studierzimmers quillt.

„Wie in Sodom und Gomorrha!" gab Frau Adelheid ihren Schicklichkeitsgefühlen neue Nahrung.

Frau Adelheid lag den halben Nachmittag auf der Chaiselongue, mit Migräne und Abscheu vor gewissen Leuten behaftet. Reinhold Bestvater schlängelte sich bei ihren leisen Atemzügen, die einen Erholungsschlaf anzudeuten schienen, zur Tür hinaus.

Zu dieser Zeit befanden sich Hauptmann Gartner und Erika Lorenzen weit draußen auf dem kleinen Vorgebirge der Insel. Ein niedriger breiter Leuchtturm stand dort, daneben ein spitzwinkliges hölzernes Seefahrtszeichen, einige undefinierbare ähnliche Bauten vervollständigten das Seemannshandwerkzeug des Kaps. Erich Gartner und Erika Lorenzen hatten sich die Felsen hinunter getastet, bis das Meer fast ihre Füße bespülte. Dort ließen sie sich nieder. Sie hatten in den Tagen die ganze Urwüchsigkeit und Primitivität dieser Insel in sich aufgenommen und indirekt damit auch aller dem Festlande vorgelagerten Schären. Urwüchsigkeit und Kraft, Natur und Wahrheit.

Erich Gartner fühlte seine Rolle beschämend, und es war ihm das Gebot der Stunde, Klarheit zu schaffen.

„Erika, wir müssen nun endlich zur Wahrheit unseres Wollens und damit unseres Lebens kommen. Bitte, laß mich meine Gedanken aussprechen, damit du weißt, wie es in meinem Inneren aussieht", begann er herzlich.

Erika sah gläubig zu ihm auf. „Hast du immer noch Zweifel?"

„Je mehr ich mich in deinen Vorschlag vertieft habe und vertiefe, er ist für mich unannehmbar." Erika drängte sich ängstlich an ihn. „Du hast mir selbst geraten, mein Schiff zu führen, obgleich ich der Meinung war, das immer getan zu haben!"

„Wo willst du hinaus, Erich?"

„Du sollst meine Frau sein, aber ich will nicht dein Mann sein!"

„Das verstehe ich nicht!"

„Ich will es besser betonen, ich kann niemals nur dein Mann sein! Und ich wäre es ginge ich auf deinen Vorschlag ein."

„So darfst du es nicht auffassen, Erich!"

„Ich glaube dir gern, Erika, aber ich ginge auch niemals mit nach Indien! Ich habe die feste Überzeugung, dein Unternehmen dort wäre von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Wie ein Verbrecher würde ich an dir handeln, leistete ich dir dabei noch Hilfe. Das mußte ich dir vorwegsagen."

Erika Lorenzen faßte mit beiden Händen an ihre Stirn, als drohe diese zu zerspringen. „Erich, was du mir sagst, ist doch unmöglich?"

„Nein, Erika, Wahrheit bin ich dir schuldig. Aber eines will ich versprechen, nicht wieder unüberlegt zu handeln und davonzustürmen. Wir müssen einen Weg suchen, der unserer beider Wünsche entspricht. Ich bitte dich nun herzlich, gib den Gedanken mit Indien auf, bleibe bei mir, denn ohne dich ist mein Leben nichts mehr."

Mit Stöhnen und Verzagen glaubte Erika antworten zu müssen: „Was du verlangst, Erich, ist nicht möglich. Es ist alles viel weiter gediehen, als du denkst. Ich habe in Kiel nicht eine beliebige Vertreterin, es ist die Frau, die meine Klinik kaufen will. Selbst Anna ist dies unbekannt, ich nahm sie auch deshalb mit, damit die fremde Kollegin sich über alles unbeeinflußt ein Urteil bilden kann. Sogar der Kaufvertrag liegt vor, er braucht nur noch die Unterschriften. Wenn ich tue, was du wünschst, stehe ich beruflich wurzellos und ohne Aussicht für die Zukunft da!"

„Das ist es, was den Ring zersprengt", sagte Erich Gartner. „Ich weiß, Ärztin sein, liegt dir so tief im Blut, es ist ein Teil deines Lebens. Du sollst es sein, aber bleibe in Deutschland."

„Die glücklichsten Tage, die ich hatte, Erich, verkehrst du mir nun in ein Traumbild, in etwas Unwirkliches. Es ist ein Jammer, daß mein ganzes Sinnen auf einen Erfolg in der Fremde gerichtet ist!"

„Erika, vor Jahren wollte ich nach Afrika, und du konntest um mich deinen Beruf nicht aufgeben. Es war richtig, und ich würde es heute nicht verlangen. Jetzt willst du nach Indien und erwartest, ich solle dem Beruf nicht mehr nachgehen, der mir allein noch eine Befriedigung gewährt. Ich will wieder Soldat und Offizier sein!"

„Und ich muß nach Indien und Helferin der Menschen sein. Wenn es nicht in meinem Herzen wie eine Berufung wäre!"

„Helferin der Menschen! Liebe Erika, können wir uns nicht erst selber helfen?"

„Was ist unser eigenes Ich gegenüber dem großen Ganzen!"

„Wie ein Soldat gesprochen!"

Sie hielten sich an den Händen und sannen betrübt vor sich hin.

„Ich muß meinem Ziel folgen, Erich", tönte dann die volle tiefe Stimme unabdingbar, daß Erich Gartner nur den Kopf in die Hand stützte und jeden weiteren Einwand zurückhielt. Wer so sprach wie Erika, wer so bereit war, die eigene Liebe zu opfern, war glücklicher als ein in Ichsucht grübelnder Mensch.

Nach einer beklemmenden Zeit gab er dem Gedanken Raum: „Laß uns Freunde und Kameraden sein fürs ganze Leben, Erika!"

Sehnsüchtige Augen blickten zu ihm auf: „Laß uns immer das bleiben. Erich, was wir heute sind! Aber ich muß nach Indien, laß mich meinen Weg gehen, wie du damals deinen gingst!"

Der Abschiedsabend im Hotel war von einer gemachten Lustigkeit. Erich Gartner trank seinem Freunde ungezählte Aquavits zu, bis ein Nebel sich um sein Gehirn legte. Die Scheidenden versprachen ihren Gastgebern immer wieder, die Grüße in Deutschland zu bestellen. In großer Feststimmung war nur Anna Breiter, die sich ganz im richtigen Fahrwasser fühlte. Die Tage in Askerholmen würde sie nie vergessen. Und dann saß sie am anderen Vormittage, als die ‚Bohuslän' sie wieder nach Gotenburg führte, ebenso in sich versunken wie Erika Lorenzen und Erich Gartner. Ein Bangen um das Wiedersehen mit Otto Bergner hatte sie ergriffen. In grübelndem Nichtstun wiegte sie den Oberkörper hin und her und offenbarte dadurch ihre widerstreitenden Gedanken und Gefühle.

Die Sonne stand im sommerlichen Zenit, die Schärenlandschaft und der ganze Zauber der Meereswindungen prägte sich ihnen noch einmal tief ins Herz. Wasser, Inseln und Askerholmen.

6.

Einer Gefahr ins Auge sehen, heißt sie halb überwunden haben. Otto Bergner begrüßen, war für Anna Breiter schon der Anfang harmonischen Verstehens. Das Zaudern war wie abgefallen. Sie war es auch, die daran erinnerte, daß man mit der Mannschaft einen vergnügten Abend veranstalten wollte. Wehrte sich Erika Lorenzen aus Anna Breiter nicht ganz verständlichen Gründen, Hauptmann Gartner gab, etwas bedenklich zwar, seine Zustimmung. Bei einbrechendem Abend versammelten sich alle in einem langen schmalen Raume, den Otto Bergner als seine Essenshöhle bezeichnete. Zwei Bänke an den Längsseiten, ein roher Holztisch dazwischen, das war die ganze Ausstattung. Gequetscht, aber gemütlich. Zehn bis zwölf Personen konnten, aneinandergedrückt, unterkommen. Ein großer Petroleum-Rundbrenner hüllte alle in verwischendes rötliches Licht.

Der Steward schleppte Bierflaschen heran. Den weiblichen Ehrengästen wurde sogar ein Glas bereitgestellt. Sie spendeten dafür die Zigaretten. Die Bier- und Schnapsrechnung beanspruchte Hauptmann Gartner für sich. Bergner und der Ingenieur Erz bildeten die Schiffselite, den größten Mund hatte der Smutje, etwas von oben herab tat der Steward. Abwechselnd zwei oder drei Matrosen, je nachdem sie dienstfrei waren, oder Heizer. Heizer sind ohne Putzlappen nicht denkbar, sie legten sie auch jetzt nicht ab. Sicher ist ein Putzlappen weitergehend verwendbar als ein Taschentuch, ein Taschentuch kann auch niemals einen Putzlappen ersetzen, umgekehrt fiel es bald niemanden mehr auf. Kameradschaftlichkeit war der ganzen Mannschaft des Frachters zu eigen. Die Männer, im schweren Dienst zusammengeschweißt, hatten keine Geheimnisse voreinander. Sie kannten ihre eigenen mehr oder weniger kleinen Schwächen aus den Illustrationen der anderen.

Kaum lag der Tabakrauch in der Luft, schienen sich wie seine Wolken auch die ersten Gedanken in Bewegung zu setzen. Die Gesichter der Männer waren alle irgendwie besonders ausgeprägt, von Weitblick, Eigensinn, Draufgängertum besessen. Ein Schuß ungeschickter Galanterie war ihrem Benehmen beigemischt. Ihre Gliedmaßen hatten sie, anläßlich der Anwesenheit der Gäste, in unbequeme Zwangsstellungen gebracht. Sie spielten ‚fein'. Ebenso wenig natürlich muteten anfangs gedrechselte Redewendungen an. Respekt — sie wußten, was sich schickte!

Diesen Gefühlen gab der Koch Ausdruck: „Wenn wir auch nur einfache Menschen sind, wir wissen, wie wir uns vor Damen zu benehmen haben!"

„Brechen sie sich keine Verzierung ab, meine Herren", sagte Anna Breiter lustig, „wir wollen freiweg reden. Uns geht es darum, einen Blick ins volle Seemannsleben zu tun! Prosit!"

Mit großem Hallo und Flaschengeglucker tat sich die Blume auf.

„Alle Achtung, gnädiges Fräulein", erkannte der Ingenieur Erz an, „mit Ihnen kann man reden!"

„Mit mir aber auch, Herr Erz!" Erika Lorenzen wollte nicht zurückstehen. „Der Schwester Anna und mir als Ärztin sind menschliche Dinge nicht unbekannt. Lassen Sie vor allem mal das ‚gnädige Fräulein' beiseite, dann werden wir uns noch besser verstehen."

„Drauf nehmen wir einen Schnaps!" kommandierte der Smutje. „Schenk ein, Krummhorn!"

„Schenk selber ein, alter Dorsch!"

Vertrauliches Anöden unter der Mannschaft hörte nicht mehr auf.

Der erste, der mit besonderem Genusse trank, war der Maler Orwein. Er hatte Hauptmann Gartners Einladung ohne mit der Wimper zu zucken angenommen. Die letzten Tage bewegte er sich wieder ernüchtert auf dem Erdboden. Weitere malerische Erfolge waren ausgeblieben, und in demselben Maße nach unten hatte sich die Freundschaft des Kochs und des Stewards abgekühlt. Sie hatten eine feine Witterung, er war eine Eintagsfliege, und es war ihm auch nicht gelungen, hinter ihre Abendgeheimnisse zu kommen. Hier konnte er rauchen und trinken, ohne an Kronen und Markstücke denken zu müssen.

Anna Breiter saß dicht an Otto Bergner gedrückt. Leise sagte sie zu ihm: „Sie sollen mal was erzählen, was Derbes!"

Otto Bergner freute sich, überlegte und holte aus: „Jachmann, wie war doch die Geschichte mit den kleinen Mädchen und der Schokolade?"

„Daß mich dieser und jener", der Koch schlug mit der Faust auf den Tisch, Flaschen und Gläser tanzten, „wer hat da wieder den Mund nicht gehalten?" Dabei fuhr er mit der Hand übers Gesicht und kullerte vielsagend mit den Augen. „Können wir in Gegenwart der Damen nicht erzählen!"

„Man los!" begehrte Anna Breiter.

„Helden seid ihr", warf Ingenieur Erz dazwischen, „das nächste Mal werde ich wohl Hilfe leisten müssen!"

„Nischt zu machen, Herr Erz", wehrte sich der Steward. „Wir sind Manns genug!" Geschmeichelt strich er seine geölten Haare in den Nacken.

Der Koch hatte den linken Hemdsärmel hochgekrempelt, beugte den Arm und ließ den Bizeps spielen. „Meine lieber Herr Erz, kräftige Männer wie wir, brauchen keine Hilfe!"

Orwein spitzte die Ohren. Die Mannschaft

steckte flüsternd die Köpfe zusammen und so drang nach und nach doch ein geheimnisvoller Vorgang in die Ohren der schmunzelnden Gäste.

„Laßt uns eins singen!" verlangte ein Heizer. Mit begeisterter Zustimmung klangen Matrosenlieder. Die Flaschen und Kümmelgläser leerten sich. Jeder schien sich bemüßigt zu fühlen einzuschenken mit dienstbarer Beflissenheit, aber es vergaß sich niemand. Alle Bewegungen waren freier geworden. Nach und nach wurden es die Seemannslieder auch, aber in Platt wirkten sie zwerchfellerschütternd. Im Tabakdunst konnte ein Anker schon Grund fassen.

„Wir sind Kerle, Männer sind wir!" renommierte der Koch. „Herr Hauptmann, sind wir nicht Männer!"

„Sicher, Herr Jachmann!" Hauptmann Gartner bereitete ihm die Freude. Einen leisen Anflug von Zweifel schob er von sich. „Ein tüchtiger Koch sind Sie auch. Gelernt ist gelernt!"

Jachmann erhob sich ehrgekitzelt, drückte die Hand auf die Brust. „Darf ich mir erlauben, ein Spezielles auf den Herrn Hauptmann! Aber von gelernt — nicht die Rede!"

„Nanu?" wunderte sich Erika Lorenzen.

„Ein Mann kann alles, Fräulein Doktor!" Der Smutje krachte wieder auf seinen Platz. „Aber gelernt habe ich Briefträger!"

„Der macht alles mit seinem Mund!" johlten die Leute.

„Haltet 's Maul! Aber koche ich nicht prima, meine Damen?"

„Bestimmt!"

„Briefträger und noch 'ne ganze Menge und hier und da. Im Felde gewesen, im Büro gesessen, Kühe gemolken! Und so. Und nun bin ich Koch!" Er trank sich selbst anerkennend zu.

„Schon lange, Herr Jachmann?" erkundigte sich Hauptmann Gartner.

„Ne Menge Jahre, gehöre schon zur seefahrenden Bevölkerung."

„Ist ein toller Bruder", verkündete Bergner Anna Breiter, „man muß aufpassen auf ihn, von wegen Alkohol. Sonst säuft er uns unterwegs ab. Aber kochen kann er." Sie schienen auch noch andere kleine Privatunterhaltungen zu haben.

Ersichtlich litt Erika Lorenzen. Um ihre Augen lagen bläuliche Schatten, sie hielt sich eine Weile krampfhaft aufrecht. Aber dann drückte sie ihre Zigarette aus und bat, sich nicht stören zu lassen, sie müsse sich wegen Unpäßlichkeit zurückziehen. Ein allgemeines Bedauern, sie war schon zur Tür hinaus. Erich Gartner folgte ihr bis zur Kabine.

„Gute Nacht, Erich." Gab ihm mit leichtem Druck die Hand. „Trinke nicht so viel, Erich, wir wollen morgen früh nach Trollhättan."

„Schlafe gut, Erika!"

„Du auch, Erich!"

Ernüchtert und etwas abwesend ging er wieder zu den Leuten zurück. Stürzte zwei Glas Kümmel hinunter und schlug mit der Hand auf den Tisch, mitten ins Singen hinein. Verwundert sah Anna Breiter ihn an, hatte aber kein Empfinden, ob er freudig erregt oder ärgerlich war. Er redete mit Erz, trank mit ihm und bestellte für die Leute mehr Bier.

„Tut mir leid", entschuldigte er sich, „Sie immer wieder forthetzen zu müssen. Aber einer muß es tun."

„Das nächste Mal", der Steward war nicht verlegen, „schicke ich Jachmann! Es ist zuviel Arbeit auf so einem kleinen Dampfer, Herr Hauptmann. Hier bin ich sozusagen Mädchen für alles, Kabinen reinigen, Betten machen, Messe in Ordnung halten, servieren. Und wenn der Koch voll ist, auch noch Kaffee kochen!" Er warf einen nicht gerade sehr schmeichelhaften Blick zu seinem Kameraden hinüber. „Aber ich gehe bald auf einen großen Dampfer!"

„So —?"

„Ja, ich habe einen Vetter, der ist Steward bei der Hapag. Er bringt mich dort unter. Vornotiert bin ich schon. Dort brauche ich nur zu servieren."

Arroganz ist ihm nicht fremd, überlegte Hauptmann Gartner, aber von dem Dienst auf einem großen Dampfer scheint er sich eine falsche Vorstellung zu machen. Er lächelte mitleidig: „Na, dann Prosit!" Der Steward kam mit eleganter Verbeugung nach.

Es tauchten Witze auf. Die ersten hörte sich Anna Breiter an, erzählte selbst einen, als aber ein Matrose anfing: „Kennen Sie den —?" hielt sie sich die Ohren zu und empfahl sich.

„Na wat denn", gröhlte Jachmann, „unser ‚Erster' wird ordentlich galant, begleitet das Fräulein heim!"

„Das ist doch sehr nett von ihm", bremste Hauptmann Gartner, „sie haben sich den Abend so gut zusammen unterhalten."

„Natürlich, Herr Hauptmann, wir sind alle Kavaliere!" Sein rotes Gesicht verschlimmerte sich zur Grimasse und seine Worte waren ihm selbst ein Evangelium. „Wir sind Kavaliere! Aber nun sind die Damen fort, nun wollen wir einen richtigen Männertrunk tun. Sie werden hier bleiben, Herr Hauptmann, ist uns eine Ehre!"

Hauptmann Gartner fehlte im Augenblick jedes Bedürfnis, über etwas nachzudenken, er stieß mit allen an, was sie als Zustimmung auffaßten. Der Ingenieur Erz ließ es sich nicht nehmen, die nächste Lage zu bestellen und dann wollten der Koch und der Steward. So kam es, daß Orwein, angesäuselt und genießend wie ein Kind, unter lärmenden und gestikulierenden Männern saß. Ihn störte nichts. Er fühlte auch nichts, als Jachmann aufbegehrte: „Die verdammten Weiber!"

Während bei seinen Fausthieben noch die Schnapsgläser kugelten, erklärte Erz dem Hauptmann Gartner, da sei mal eine Geschichte mit einer Frau gewesen, als Jachmann noch Briefe austrug.

Erz war schon ein älterer Mann, mit abgehärmten Zügen.

„Es ist ein verdammt schweres Leben", jammerte er, „man schindet sich hier auf so einem kleinen Frachter herum."

Hauptmann Gartner ermunterte ihn, und er öffnete seine Schleusen.

„Früher war ich bei der Marine. Großen Weltkrieg mitgemacht, wollte Ingenieur werden. War leitender Maschinist und Deckoffizier, stand vorm Examen. Bin nach langen Jahren Borddienst mit anderen zusammen auf Dummheiten verfallen. Gehorsamsverweigerung und so. War dann alle mit dem Ingenieur. Bei einem kleinen Seegefecht bekam ich einen Granatsplitter in den rechten Oberschenkel, mit Knochenverletzung. Aus —. Spiele nun auf kleinen Frachtern den Ingenieur!"

Der Alkohol hatte ihn redselig und weinerlich gemacht. Hauptmann Gartner sah betroffen auf den zusammengesunkenen Mann. Dummheiten gemacht. Wie viele Menschen sprechen von ihren Dummheiten. Ein Rad drehte sich in ihm rückwärts. Dummheiten gemacht. Dummheiten, da man dachte mehr zu sehen, weitsichtig zu sein, schneller sein zu wollen als es einem das Schicksal vorgeschrieben hatte.

„Es war nichts Ehrloses, Herr Hauptmann", rechtfertigte sich Erz, „aber wie gesagt, alle!"

„Alle!" überlegte Hauptmann Gartner. Entsetzlich viele Menschen laufen herum mit diesem Wort. Ihre Augen sind wie erloschen, ihr Gehirn ist wie ein mattgewordener Spiegel. Das Schicksal hat sie angehaucht. Man muß immer wieder putzen, bis dieses verdammte ‚alle' verschwindet.

„Lassen Sie es gut sein, Herr Erz, jeder von uns hat schon Fehler gemacht und niemals mit schlechtem Gewissen. Aber unsern Mann wollen wir immer noch stehen!"

„Wir scheinen ein grobes Volk, wir Seeleute", erholte Erz sich, „dabei sind wir empfindlicher als kleine Mädchen. Kommt von dem vielen Alleinsein, erst philosophiert man und dann spintisiert man. Und bei Gelegenheit tobt man sich mit ebensolchen Kumpanen aus. Das herrliche, vielbeneidete Seemannsleben!"

„Man trifft sie immer wieder, auf den Schiffen, in Afrika, in aller Fremde, Herr Erz, die Männer mit dem erloschenen Blick und die anderen mit dem langen Blick. Die mit dem langen Blick machen ihre Arbeit, ihren Dienst recht und schlecht und auch gut und besser, aber sie sehen immer etwas in der Ferne. — Ich glaube, ich bin auch so ein Mensch mit einem langem Blick!"

*

Die Nacht ging schnell dahin.

Eine der hellen Nächte, kurz. Eine der männermordenden Nächte am Biertisch, kurz. Eine Nacht knappen Schlafes, kurz.

Erika Lorenzen war schon fort, als Anna Breiter sich erhob. Es ging langsam. Sie saß auf dem oberen Bettrande, ließ die Beine baumeln. Der Rücken gekrümmt, damit der Kopf nicht an die eiserne Decke stoße. Mit den Händen hielt sie sich am Bettgestell fest, die Arme vom Körper abgespreizt. Nicht eine Stellung zum Sprung, zum Sprung in einen großen Tag. Kein Geducktsein ängstlicher Erwartung. Entspannt und ausgeruht wollte sie diesem Tage entgegengehen.

Erika Lorenzen und Hauptmann Gartner waren auf der Fahrt nach Trollhättan. Sie hatte abgelehnt, ohne auf allzustarkes Zureden zu stoßen. Es war auch bekannt, sie hatte schon in Askerholmen mit Otto Bergner ein Übereinkommen getroffen, den Abend mit ihm zusammen in Liseberg zu verbringen. Den letzten Abend in Gotenburg.

Den Abend.

Es war noch viel Zeit zu überlegen. Bei der lauten Seemannskostprobe gestern war sie Otto Bergner menschlich sehr nahe gekommen. Nicht nur körperlich. Ihre Augen glänzten, sie überlegte, wie er versucht hatte, seinen Fuß dichter an den ihren zu schieben, wie er ungeschickt unterm Tisch nach ihrer Hand tastete. Alle saßen so gepreßt, es war nicht aufgefallen. In ihrem Kopfe rumorte es, wenn sie sich erinnerte, nicht die geringste Anstrengung gemacht zu haben, ihm zu wehren. Als sie die Kneiprunde verließ, ging er neben ihr übers dunkle Schiff und beim Abschied hatte er die Absicht gehabt, sie an sich zu ziehen. „Sie riechen nach Schnaps, Otto Bergner!" war es ihr im Aufwallen entfahren, und er nahm ohne weiteres von seinem Verlangen Abstand. Sie waren herzlich geschieden, aber sein Gesicht konnte sie in der Dunkelheit nicht studieren. Sie war froh, daß er ihres nicht sah, es war sicher in einen Flammenschein getaucht, ihr kam zum Bewußtsein, sie hatte Otto gesagt.

Mit einem Sprunge vom Bett herunter stand sie auf den Füßen. Hinter der Gardine des Bullauges lugte sie hinaus. Er bewegte sich zwischen Warenballen auf dem Festlande. Leitete das Einladen. Morgen um diese Zeit würde die „Anne-Marie" wieder schwimmen, also hatte er sicher viel zu tun. Lieber Kerl, so unkompliziert.

Sie rutschte aus dem Schlafanzug, dehnte die Glieder und drückte den Schwamm ins Waschwasser.

Das Frühstück teilte sie mit Orwein, dem einzigen Passagier sonst noch an Bord. Fragte nach seiner Frau, ob er Nachricht habe. Nein, sie müsse auf dem Wege nach Hammerfest sein. Die Post sei dort oben nicht mehr verläßlich. Und seine Bilder? Er stürzte davon, sie ihr zu zeigen. Geduldig ließ sie es über sich ergehen, ihre Gedanken waren ganz wo anders. Nicht einmal die eisernen Gewalttöne der Schiffswinden und Warenkrane weckten sie aus ihrem Sinnen. Vier, fünf Bilder oder Skizzen genoß sie unter vielen Erläuterungen, sie enthielt sich jeder Kritik. Ihre Spottsucht war eingeschlafen, sie liebte alle Menschen und die, denen es anscheinend nicht gut ging, besonders.

Es zog sie an Land. Sie wußten es so einzurichten, daß sie einen Gruß, einen Händedruck, ein paar Worte mit Otto Bergner wechseln konnte. Liebreich, fast hingebungsvoll bedauerte sie ihn. Er erfuhr, sie würde den ganzen Tag in der Stadt verbringen, allein. Sie begriff sein ängstliches Mahnen an Liseberg. Nichts vergessen, nein, sie würde pünktlich wieder auf dem Schiff sein und sich seiner Führung anvertrauen. Als sie um die Ecke des Packhauses bog, drehte sie sich um und winkte. Er mußte ihr die ganze Strecke nachgeschaut haben, er riß die Mütze herunter und ließ sie mit steifem Arm paradieren.

Die ganze von Menschen wimmelnde Großstadt war nur Staffage für ihre Gedanken. Sie war verliebt, aber nicht das allein, ein Wendepunkt ihres Lebens rückte in greifbare Nähe. Sie hatte weder Angst noch Befürchtungen, aber es gelang ihr nicht, jenseits, in dem gelobten Lande, ihre Zukunftswege zu entdecken. Bis zum Eingangstore ins Paradies konnte sie ihre Wege gerade noch verfolgen, aber was dann? Sich hemmungslos in eine Ehe werfen, wäre ihr nicht gegeben, also verlangt auch ein schöner Traum eine nüchterne Aussprache, ein Umdeuten. Da war ihr Beruf, da war Indien.

Nach einer Zeit verlorenen Umherwanderns ging sie ins Landesmuseum. Ich bin schon zu alt, schalt sie sich, um nur von Schwärmereien zu leben, eine Ablenkung wird gut tun. Begann die Besichtigung im Keller bei den Handwerksbetrieben. Schnell kam sie an den Ständen nicht vorbei, sie hatte Mühe, das Gesehene in sich hineinzuhämmern. Immer wieder legten sich krause Gedanken dazwischen. Vor der Werkstatt eines Perückenmachers war ihr, als würde blitzartig etwas von ihr gefordert, etwas, dem sie nicht gleich Ausdruck geben konnte. Die Anregung verschwand, tauchte wieder auf, heftiger, mahnte. Instinktiv schritt sie dem Ausgang des Museums zu. Natürlich, nun hatte sie es!

Aber wo?

Sie schlenderte der Hauptgeschäftsstraße zu, verfolgte Firmenschilder, ohne das richtige zu finden. Schließlich betrat sie ein Papierwarengeschäft und blätterte nachlässig in den Ansichtskarten herum. Ein Anstandskauf. Sie hatte Glück. Die Verkäuferin sprach Deutsch. Ihr vertraute sie ihren Schmerz und ihre Sorge an, fand vollstes Verständnis, und als sie vor der Ladentür dem Finger der Verkäuferin folgte, entdeckte sie das augenblickliche Ziel ihrer Wünsche. Herzlich dankend überschritt sie die Straße und begab sich hinter das verlockende Schaufenster.

Sie war beim Friseur.

Neu hergerichtet, jugendlich beschwingt, fühlte sie sich gekräftigt, jedem Ansturm standzuhalten. Den Hut in der Hand pendelnd, kam sie sich vor wie eine Frau mit einem neuen Kopf.

*

Das hielt an bis zum Abend.

Dann wurde sie unruhiger, unbestimmter. Noch bei Tageslicht waren sie mit der Straßenbahn bis Liseberg hinausgefahren. Zum Vergnügungspark Liseberg.

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11, Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

Was ist Liseberg? Es gibt ein Rezept: man nehme Kopenhagener Tivoli, Berliner Lunapark, Münchener Oktoberfest, Hamburger Dom, mische sie gut, schüttle sie durcheinander, verwässere sie stark, schöpfe einen Eßlöffel davon ab und genieße ihn; das ist Liseberg.

Ein sauber hergerichteter Vergnügungspark. Vor allem sauber, wie alles im Norden. Sie schritten die breite, kiesbestreute Allee der Schießbuden, Würfelbuden, Verlosungsstände entlang, schlüpften durch Seitenwege mit Kasperletheater, Zauberer, Kraftmenschen, Hippodrom, im Musikgeorgle und Gedudle zur Bergbahn, Achterbahn, bewunderten die Blitze einer Elektroschau und hörten von Seeschlangen, Affentheater und Liliputanern. Die Menschen mehrten sich, stauten sich, die Nacht kam langsam herab, es hupte, jauchzte, pfiff, Ausschreier gröhlten: Rummel. Otto Bergner war nicht besonders gesprächig.

Er brachte Anna Breiter ohne Gefrage ins Parterre einer Autobahn. Mehr runde Kochtöpfe als Autos, hatten diese oben an der Stange elektrisch knisternden Vehikel den Vorteil, nicht mehr als zwei Menschen Platz zu bieten. Ihre Gummiräder hielten jedem Puff stand, und solche Zusammenstöße schien Otto Bergner mit Leidenschaft zu suchen. Sie prallten dann beide immer so schön aneinander, ihm war die Befriedigung am Gesicht abzulesen. Drei Runden lenkte er sie auf diese Weise durchs Gewühl, und wann Anna Breiter auch wiederholt nach ihren Haaren griff, Einspruch erhob sie nicht.

Wieder waren sie sich erheblich näher gekommen. Erhitzt und aufgelöst hing sie an seinem Arm, als er sie weiterführte. Sein Seemannsauge hatte eine Wasserbahn entdeckt. Einen schmalen Kanal, auf dem man Motorbootchen steuern konnte. Sie saßen schon drinn, sachgemäß führte er das Ruder, bis sie durch einen dunklen Tunnel rutschten. Anna Breiter fühlte seinen Kuß auf ihren Lippen. Lautlos ergab sie sich. Als die Helle das Schiffchen wieder erhaschte, lagen seine Hände, als wäre nichts geschehen, über dem Steuerrad, aber seine Rechte bedeckte ihre Linke, die auch nach dem Ruder getastet hatte.

Bin ich nun verlobt? fragte sich Anna Breiter. Sie erfuhr es in einem dunklen Seitenwege, in den sie sich allein nicht hineingetraut hätte. Aber so, unter männlichem Schutze —.

Sie ging in seinem Arme, den Kopf tief gebeugt, als schäme sie sich, dabei war sie so glücklich wie nie zuvor im Leben. Er hatte sie gefragt, ob sie seine Frau werden wolle.

„Ja —, Otto — Aber es gibt so viele Dinge, die wir besprechen müssen!"

„Weil du nach Indien willst?"

„Ja —, m u ß, muß, Otto!"

„Wir werden Rat schaffen, liebe Anna!"

Der bestand zunächst darin, daß er sie in eine ‚echt bayerische Bierstube' brachte, Kalbshaxen mit Nudeln bestellte, zwei Maß Bier dazu, und jungenhaft lachte: „Ein seltenes Verlobungsmahl!"

Sie ließen es sich schmecken, und Anna sammelte die ersten praktischen Erfahrungen, wie Liebe über kräftige Zähne durch den Magen geht. Dazu trompetete eine „echt bayerische Holzhauerkapelle". Sentimental war Anna Breiter nicht, und eine Verlobung sozusagen auf dem Schützenfest mußte auch dementsprechend gefeiert werden. Den ersten Kuß von ihrem Seemann im Motorboot, alles stilgerecht. Also konnte man zweifellos auch an andere schwierige Fragen ohne Zimperlichkeit herangehen. Eines noch wurmte sie, plagte sie förmlich. Verlegen fing sie an: „Wie vielen Frauen hast du das schon gesagt, Otto?"

„Was?"

„Was du mir vorhin gesagt hast!"

Sein Gesicht wurde ernsthaft abweisend. „Keiner, Anna, darauf gebe ich dir mein Wort! Mit Mädchen habe ich natürlich verkehrt, aber ich habe nie einer versprochen, sie zu heiraten!"

Sie versuchte sofort, ihn zu besänftigen, was ihm sehr wohl tat. Beschämt fragte sie weiter: „Was hast du in deinem Urlaub alles angegeben? Immer brav gewesen?"

Sein gutes Gewissen lag in den Augen. „Dann bin ich nach Westfalen zu meiner Mutter gefahren, habe mich verwöhnen lassen."

„Das werde ich jetzt tun!", sagte sie, verbesserte sich aber sofort, „das werde ich auch noch tun!"

„Ach Anna", konnte er beglückt erwidern, „du glaubst nicht, wie ich mich freue, dich als Frau zu haben und ein eigenes Heim!"

„Ja, Otto, aber wir werden uns selten sehen."

„Leider, das Los aller Seemänner und aller Seemannsfrauen. Lieber wäre es mir natürlich, du bliebest in Kiel, und ich käme nach jeder Vierzehntagereise zu dir. Vielleicht könnte ich sogar auf einem Kieler Dampfer anmustern."

Nun sprach Anna in bewegten Worten von der Unmöglichkeit, in Kiel zu bleiben. Sie schilderte ihm Erika Lorenzens und ihre Aufgaben in Indien, stellte sich selbst sozusagen als Anregerin der ganzen Idee vor. Nie dürfe er verlangen, daß sie fahnenflüchtig würde. (Fortsetzung folgt.)

Ein Sturz ohne Beispiel

(Schluß zu Seite 3.)

Übermacht von Feindmaschinen gestellt und allen Regeln zum Trotz einen Gegner abgeschossen. In der Verfolgung, die jetzt auf ihn einsetzt, entschließt er sich, in etwa 1200—1500 m Höhe aus seiner zerstörten Maschine auszusteigen. In einer wundervollen Eingebung zieht er nicht sofort den Fallschirm, sondern will sich noch in unmittelbarer Nähe seiner eigenen Jagdmaschine erst mal so durchfallen lassen. Was wir hier umständlich mitteilen müssen, ist vielleicht das Erlebnis von insgesamt drei Sekunden, in denen der Tod seine Hand auf ihn legte. Im Sturz berührt die Maschine seine linke Schulter. Er gerät mit dem rechten Bein in den kleinen Gepäckraum hinter dem Führersitz und rast, den tanzenden Höhenmesser, der auf 900 springt, vor Augen, in seiner eigenen stürzenden Maschine in die tödliche Tiefe, unrettbar! Die engen Schaftstiefel sind eingeklemmt, denn da er von einer Meldung beim Kommandierenden General weg im Alarm startete, hatte er nicht einmal leicht lösbare Pelzstiefel an. Es ist aus! Doch Todesmut und vitale Kräfte führen Wille und Hand an den ledernen Schaft. Er zerrt das Leder mit bloßer Hand durch, kommt frei, stürzt, will den Fallschirm reißen, da hält der ungeheure Fahrtwind seinen Arm wie einen schweren Balken vom Körper ab. Er drückt ihn mit Aufbietung aller Energie gegen die Brust, schiebt mit dem verwundeten linken Arm die rechte Hand zum Griff, faßt, zieht, schwebt und knallt fast in dem gleichen Augenblick buchstäblich in den Modderboden einer versumpften Wiese. Der Fahrtwind des Fallschirms reißt ihn sofort wieder heraus und hoch. In 50 m erst hatte der Schirm sich geöffnet. Der Jäger schlägt ihn ab, um dann erschöpft wieder an die heimatliche Erde zurückzufallen, an sie, die ihm diese Kraft mitgab und weiter schenkt, weil er wie alle die aber tausend anderen für sie und ihre Menschen kämpft.

Dr. K. H.

Erstaunliches Gedächtnis

Ein Elefant vergißt nie.

Sind die unzähligen Geschichten wahr, die von dem wunderbaren Gedächtnis der Elefanten immer wieder erzählt werden? Erinnern sich die Dickhäuter wirklich der angetanen Beleidigungen, um sie verbissen noch nach Jahren zu rächen? Der ehemalige Bürgermeister von Kalkutta, C. R. Das, einer der glühendsten Vorkämpfer für Indiens Unabhängigkeit, verbürgt sich für einen Fall, der das weitreichende Erinnerungsvermögen des asiatischen Elefanten beweist. Im Jahre 1911 wurden zu einer Feierlichkeit die Elefanten eines bei Kalkutta lebenden Fürsten bis nach Delhi geschickt. 3000 Kilometer beschwerlicher Marsch hin und zurück! Das Wort Delhi wurde im Munde der übermüdeten Treiber zu einem oft gestöhnten Fluch. Und die Tiere merkten sich das Wort. Sie wurden wütend, wenn man den Namen der Stadt nur aussprach, und die Wärter hüteten



sich ängstlich, das zu tun. Als im Jahr 1926, also 15 Jahre nach dem qualvollen Marsch, ein neuer Wärter, der die Zusammenhänge nicht kannte, das Wort Delhi fallen ließ, wurden die Elefanten so fürchterlich aufgeregt, daß es gefährlich war, ihnen nahezukommen und — gewissermaßen aus Protest — verweigerten sie an diesem Tag jede Arbeitsleistung.

Der verewigte Unsinn.

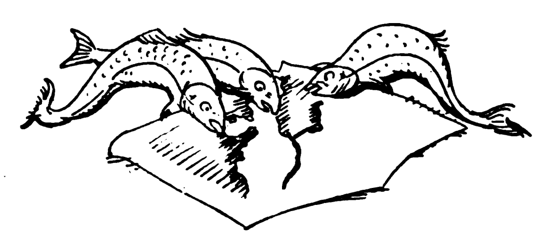
Über die Jahrtausende weg halten sich alte Gebräuche, die im Wesen eines Volkstums verwurzelt sind, und oft ist es ein langer, gewundener Weg, der von der heutigen Erscheinungsform zu der ursprünglichen Bedeutung zurückleitet. Daß sich aber auch der bare Unsinn jahrhundertelang im Gedächtnis festsetzt, zeigt eine Modelaune mexikanischer Eingeborener. Im 18. Jahrhundert trieb an der Küste des Golfes von Mexiko die Leiche eines spanischen Kindes an, das in einem wei-



ßen, spitzenbesetzten Kleidchen von mexikanischen Frauen gefunden wurde. Eine von diesen kam auf die verrückte Idee, sich dieses Kleidchen, spitzenrieselnd, wie es war, über den Kopf zu stülpen und sich eine Haube, ähnlich der unserer Spreewälderinnen, daraus zu verfertigen. Der Neid der Rivalinnen war groß, und sie ruhten nicht, bis nicht jede eine bis ins einzelne gehende Kopie dieser Kopfzierde besaß. Noch heute laufen die eingeborenen Frauen dieses Küstenstriches mit einem Kinderkleid auf den Haaren umher, und jeder Knopf und jedes Knopfloch — obwohl durchaus unsinnig und ohne Zweck — ist getreulich beibehalten.

Die zehntausend Jahre alte Europakarte.

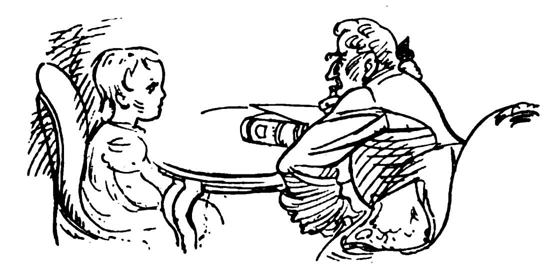
Wenn die Rheinlachse vom Rhein in den Atlantik wandern wollen, so vergegenwärtigen sie sich schnell noch die Wegverhältnisse. Und wandern los. Von der



Rheinmündung die Ostküste Englands hinauf, rund um Schottland, und dann munter nach Westen in den Ozean. Und dabei hätten sie es doch wesentlich einfacher und kürzer, wenn sie den Ärmelkanal für ihren Zug benützen würden. Sie ignorieren ihn vollständig. Etwas wie ein uraltes Gedächtnis muß sich im Rheinlachs erhalten haben an die Zeiten, da der Ärmelkanal noch nicht vorhanden war. Und tatsächlich: noch vor zehntausend Jahren etwa war das Gebiet der Nordsee Festland, der Rhein mündete beim Firth of Forth und die Themse war sein Nebenfluß. Damals führte auch noch eine Landbrücke von Pommern nach Schweden. Die Europakarte, an die sich die wandernden Rheinlachse erinnern, ist zehntausend Jahre alt — aber, wie es scheint, gerade neu genug für den konservativen Fisch.

Der vierjährige Gelehrte.

Zum Erstaunen weniger gut bedachter Leute, gibt es Menschen, die sich nicht nur fünfstellige Fernsprechnummern, sondern unendlich lange Zahlenreihen merken können, ja sogar solche, die nach einem Blick auf eine Druckseite aus der Erinnerung jeden Druckfehler peinlich genau angeben können. Diese ans Wunderbare grenzenden Gedächtnisphänomen nehmen wir hin und führen sie vielleicht auf ein ganz besonders intensives Training zurück. Diese Erklärung aber versagt bei



einem dieser Gedächtniskünstler — er war bei seinem Tode noch nicht ganz vier Jahre alt. Zu jung, um lange Zeit zum Üben gehabt zu haben. Das Wunderkind hieß Christian Henrich Heineken und war 1721 in Lübeck geboren. Mit drei Jahren konnte Christian die römischen Kaisernamen heruntersagen samt den wichtigsten Daten; Flüsse, Berge und Städte der Landkarte waren ihm gegenwärtig; im letzten Jahr seines Lebens verleibte er sich noch die zeitgenössischen Mitglieder aller europäischen Dynastien ein und sprudelte auf Anhieb alle Daten der gesamten Weltgeschichte heraus. Nicht einmal die lateinischen Benennungen aus Chemie, Zoologie und Botanik machten ihm Schwierigkeiten.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel.



Waagrecht: 1. Edelstein, 4. Tageszeit, 8. rätselhafte Naturkraft, 9. Wurfseil, 11. Fürwort, 12. Körperorgan, 14. Wind, 16. griech. Göttin, 17. norweg. Münze, 19. Kirche, 20. Seegöttin, 23. Fluß in Italien, 24. Flächenmaß, 26. Hochschüler, 30. Schweizer Kanton, 32. Strom in Sowjetrußland, 33. Raubvogel, 35. Ansiedlung, 37. Festsaal, 38. sibirischer Strom, 39. Verwandter, 41. Ortsveränderung, 42. Stengel. Senkrecht: 1. Hugenottenführer, 2. bekannter Flieger ⅄, 3. Donauzufluß, 4. Spielkarte, 5. Wintersportgerät, 6. röm. Kaiser, 7. Schauspiel, 10. Seekriegsheld, 13. Hirschart, 15. Gedicht, 17. Gestalt aus Lohengrin, 18. Brustknochen, 21. Haushalt, Voranschlag, 22. Stachel, 25 engl. Dynastie, 26. engl. Anrede, 27. Anlage zum Ausbessern von Schiffen, 28. Niederschlag, 29. Schwimmstil, 31. Amtskleid, 34. Wasserpflanze, 36. Hauptstadt von Marokko, 37. Stimmlage, 40. Fürwort.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — ad — an — ban — batt — bell — cra — da — da — de — de — do — e — et — fel — feu — fi — gau — gaz — gow — il — ka — kus — la — laa — land — land — laub — lieb — mas — men — mi — mi — mie — ort — ra — ra — ral — re — ri — sa — saf — see — staf — te — ter — thur — tis — to — u — ur — va werden 20 Wörter gebildet, deren 1. und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Goethe ergeben. st = ein Buchstabe.

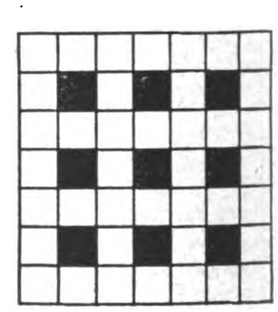
1. Fluß in Kalifornien, 2. männl. Vorname, 3. spanisches Musikinstrument, 4. Schmetterling, 5. dänische Ostseeinsel, 6. Ort in Pommern, 7. ägypt. Handelsstadt, 8. Schweizer Kanton, 9. Stadt in Syrien, 10. Raubtier, 11. Preisnachlaß, 12. Heimatland, 13. Schlinggewächs, 14. Schweizer Badeort, 15. Schweizer Kanton, 16. Aufrührer, 17. Hochschule, 18. Erholungszeit, 19. See in Oberbayern, 20. feines Leder.

1 .... 11 ....
2 .... 12 ....
3 .... 13 ....
4 .... 14 ....
5 .... 15 ....
6 .... 16 ....
7 .... 17 ....
8 .... 18 ....
9 .... 19 ....
10 .... 20 ....

Kryptogramm.

Aus den Wörtern: Diener, Glied, Salbei, Mastdarm, Gaslicht, Hebel, Tender, weswegen, Biber, Isabella, Gerede, Lineal, Sepia, Soda, Heimat, Leber, Lende, diesmal, Tanne, Lese sind je drei Buchstaben, dem letzten zwei Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, einen Ausspruch von Jean Paul ergeben.

Viereck.



Die Buchstaben: a a a a a a e e e e e e i i l l n n o o r r r r s s s s s s s s s s s t t t t t sind so in die Felder zu setzen, daß die waagrechten und senkrechten Reihen die gleichen Wörter ergeben. 1. Herzog von Bayern, 2. gebahnter Weg, 3. Anzeige, 4. griechische Sagengestalt.

Silbenkreuz.

1	2
3	4
5	6

1—2 Vereinigung
2—6 Eßgerät
3—4 Hafendamm
4—5 weibl. Vorname, Abk.
5—6 Trübung der Luft
1—3—5 Südfrucht
1—6—4 Insekt

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Rubin, 4. Abend, 8. Od, 9. Lasso, 11. er, 12. Herz, 14. Bora, 16. Ate, 17. Oer, 19. Dom, 20. Nereide, 23. Po, 24. Ar, 26. Student, 30. Uri, 32. Don, 33. Aar, 35. Dorf, 37. Aula, 38. Ob, 39. Enkel, 41. Reise, 42. Stiel. Senkrecht: 1. Rohan, 2. Udet, 3. Ilz, 4. As, 5. Bob, 6. Nero, 7. Drama, 10. Spee, 13. Ren, 15 Ode, 17. Ortrud, 18. Rippen, 21. Etat, 22. Dorn, 25. Tudor, 26. Sir, 27. Dock, 28. Tau, 29. Crawl, 31. Robe, 34. Alge, 36. Fes, 37. Alt, 40. es. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Sacramento, 2. Ortlieb, 3. Bandola, 4. Admiral, 5. Laaland, 6. Degow, 7. Damiette, 8. Uri, 9. Damaskus, 10. Iltis, 11. Rabatt, 12. Vaterland, 13. Efeu, 14. Ragaz, 15. Thurgau, 16. Rebell, 17. Akademie, 18. Urlaub, 19. Staffelsee, 20. Saffian. „Sobald du dir vertraust, sobald weißt du zu leben." ✱ **Kryptogramm:** Diener Glied Salbei Mastdarm Gaslicht Hebel Tender weswegen Biber Isabella Gerede Lineal Sepia Soda Heimat Leber Lende diesmal Tanne Lese. „Die Liebe ist das Leben des Weibes, aber eine Episode im Leben des Mannes." ✱ **Viereck:** Tassilo, Straße, Inserat, Orestes. ✱ **Silbenkreuz:** 1. LI, 2. GA, 3. MO, 4. LE, 5. NE, 6. BEL.

Was er nicht wußte, war nicht der Mühe wert, gewußt zu werden. Kurz bevor er der Muttermilch entwöhnt wurde, merkte er sich noch alles Wichtige aus der Anatomie und den Rechtswissenschaften, und dann blickten seine unnatürlich großen Augen mit Ruhe und vollbewußt unter der hohen Stirne auf den nahenden Tod. 1725 starb dieses unerklärliche Gedächtniswunder als vierjähriger, gebrechlicher Greis, sich seinerseits selber dem Gedächtnis der Nachwelt empfehlend, das ihn nicht lange behielt.

Das festgenagelte Gedächtnis.

2300 Jahre hat sich die Erinnerung an Alexander den Großen bei den Völkern des Ostens erhalten. Indianer rhapsodieren in Tausenden von Strophen niemals niedergeschriebene alte Stammessagen, die Südseeinsulaner legten die Karte der inselgetüpfelten Meereszonen aus dem Gedächtnis vor die Augen der erstaunten weißen Entdecker. Und einer von diesen, der Deutsche Forster, war es auch, dem ein besonderer Fall hundertjähriger Erinnerung auf einer Forschungsfahrt entgegentrat. Bei der Landung auf Tongatabu wurde den verdutzten Seefahrern ein offensichtlich europäischer eiserner Nagel von den Eingeborenen überreicht. Die begleitenden Erzäh-



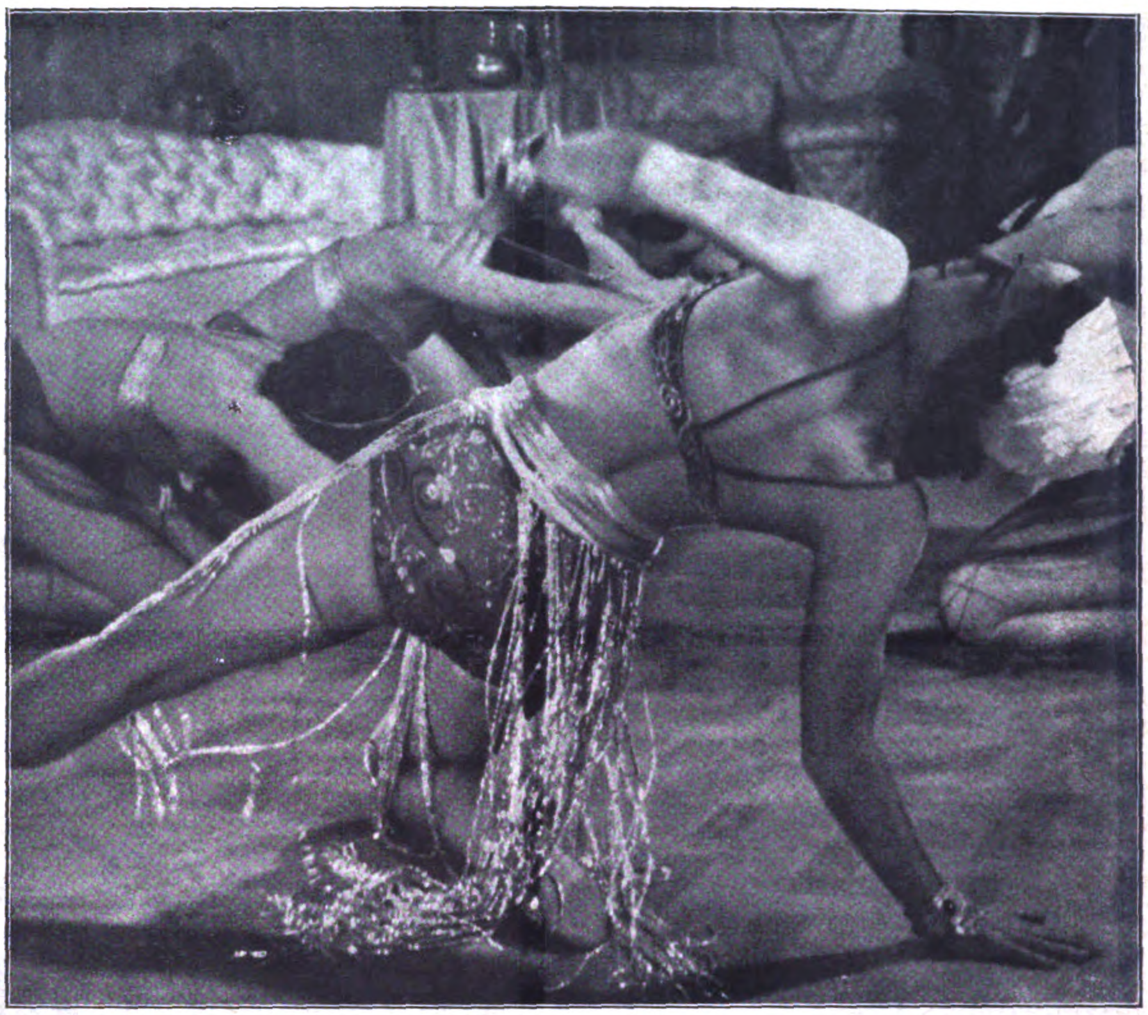
lungen, soweit sie verdolmetscht werden konnten, wiesen darauf hin, daß sich mit diesem Überbleibsel die Erinnerung an den ersten Entdecker Abel Tasman hier festgenagelt erhalten hatte, der über ein Jahrhundert früher diese von ihm Amsterdam getaufte Insel betreten hatte. Immer wieder waren diese Forschungsreisenden des 18. Jahrhunderts höchlichst verwundert, wenn sie an kaum je besuchten Inseln anlegten und von den Eingeborenen nach Namen und Verhältnissen lange vorher gelandeter Seeleute gefragt wurden. Bei Völkern, die ihre Erinnerungen nicht in der Schrift konservieren können, scheint das Gedächtnis zu einer viel dauernderen Wachheit aufgerufen zu sein.

Erinnerung an den Rattenfänger von Hameln.

Manchmal geht dieses erstaunliche, über die Jahrhunderte reichende Gedächtnis aber seine eigenen, wunderlichen Wege. Da hat uns z. B. eine recht lebendige Erinnerung die Geschichte an den Rattenfänger von Hameln aufbewahrt. Zunächst möchte man wohl solche Sagen ganz aus dem Bereich der Erinnerung streichen, denn es erscheint doch höchst unwahrscheinlich, daß an der akurilen Geschichte irgendein wahrer Kern ist. Gab es den riesenhaften Pfeifer, hinter dem die Ratten und Mäuse in Scharen herzogen und der sich für den Undank dafür rächte, daß er die Kinder von Hameln in Scharen hinter sich herlockte, bis in die Tiefe des zuklappenden Berges? Nicht an ihn erinnert sich die Sage, sondern an ein Glasfenster in der alten Marktkirche zu Hameln, dessen Darstellung mißverstanden und von der immer regen Volksphantasie umgedichtet wurde. Es war zur Erinnerung an eine Schlacht gestiftet, die 1259 hier am Koppenberge stattgefunden hat. Großspurig schritt da auf diesem Glasgemälde ein Hauptmann daher. Er war die Hauptperson, und so wurde er auch groß abgebildet. Hinter ihm marschierten klein — nur Kinder gegen ihn — in langen Reihen seine Landsknechte, dem Berge zu, und einem Schlachtfeld, von dem sie nie mehr zurückkehren sollten. Nun sind die Elemente des Kinderzuges und des Verschwindens im Berge schon ganz deutlich. Der große Mann, die Kleinen hinter ihm, und der Unglücksberg. Und die Ratten? Hier hat sich wohl der Rottenführer in einen Rattenfänger verwandelt, die Rotten der Krieger wurden zu Ratten, und da man sich nun in dem Durcheinander nicht mehr auskannte, ordnete man die Einzelheiten, und blitzblank erstand aus den gehörten und gesehenen Erinnerungsresten eine einprägsame, angenehm geschlossene Fabel. Das Gedächtnis aber hat immerhin selbst in dieser verschrobenen Form über 700 Jahre weg die Schlacht am Koppenberge aufbewahrt.

Das entehrte Haus

Nachdem der Herzog von Bourbon seinen König Franz I. von Frankreich verraten hatte und nun seinen prächtigen Einzug in Toledo hielt, überschüttete Karl V. ihn mit allen Gnaden; die Spanier selbst aber waren darüber unwillig. Als der Kaiser den Marquis von Villena ersuchte, dem Herzog für die Dauer seines Aufenthalts in der Stadt seinen Palast zur Verfügung zu stellen, weigerte sich der Grande nicht, das Verlangen seines Herrn zu erfüllen, aber er fügte hinzu: „Ew. Majestät belieben sich dann aber nicht zu wundern, wenn ich den Palast, sobald der Herzog ihn verlassen hat, niederreißen lasse.“ Karl war über diese Antwort sehr betroffen und fragte ihn, was er damit sagen wolle. „Ich bin ein treuer Untertan“, antwortete der Marquis. „In einem Hause, unter dessen Dache ein Verräter geschlafen hat, soll kein ehrlicher Mensch mehr wohnen.“



Eine orientalische Studie der Tänzerin URSULA DEINERT

Kann ein Bild einen Tanz vermitteln?

Gewiß nur unvollkommen, denn zur vollen Illusion der Bewegung verlangt das Auge eine Kette von Bildmomenten, wie der Film sie bietet. Aber die geschickte Erfassung besonders charakteristischer Tanzmomente verleiht auch dem Einzelbild eine suggestive Kraft.



Körperliche Schönheit und technisches Können sind es nicht allein, die eine gute Tänzerin schaffen. Vor allem muß jede ihrer Bewegungen Anmut und Liebreiz offenbaren. Und auch die mimische Ausdruckskraft des Antlitzes der Künstlerin steigert die Wirkung des Tanzbildes, die Beschwingtheit der Gesten verbindet die Bildmomente zu einer fließenden Geschlossenheit.

Aufnahmen: Karl Kurt Wolter.



















Aufnahmen: K. K. Wolter.

Neun Köpfe! Wieviel Mädchen?

Im ersten Augenblick wird mancher versucht sein — und besonders der erfahrene Leser, der vielleicht ähnlichen Bildaufgaben schon einmal gegenübergestanden hat —, auf die Frage: Wie viel Mädchen? zu antworten: Sehr einfach, nämlich eine! Und der erste flüchtige Blick wird ihm das vielleicht auch bestätigen. Aber dann werden ihm bei besinnlicher Betrachtung doch sehr bald die ersten Zweifel kommen müssen. Einige Bilder mögen wohl, wird er sich sagen, die gleiche jugendliche Schönheit zeigen, aber andere wieder sprechen gegen die Annahme der Identität.

Rein äußerliche Merkmale, wie etwa die Kleidung oder Frisur, können hier nicht als Anhaltspunkte dienen, denn hierin ließe sich ja doch mühelos eine Übereinstimmung erzielen. Dagegen ist die Beachtung der Augenfarbe schon etwas Zuverlässigeres. Bei 3 und 7 spürt man eine offensichtlich unterschiedliche Färbung der Iris; auch die Struktur der Gesichtshaut, die bei 2 weich und fast durchsichtig und äußerst zart erscheint, mutet bei 9 ein wenig grob und gipsen an. Und der Gefühlsinhalt dieser physiognomischen Studien geht vollends so stark in die Mannigfaltigkeit, daß von dieser Seite her kaum ein Schluß erlaubt zu sein scheint.

Diese Bilderfolge stellt in der Tat nur eine einzige Person dar, und zwar eine junge Bühnentänzerin, die sich wohl bald auch als Schauspielerin im Film ihre ersten Lorbeeren verdienen wird. Die Verschiedenheiten beruhen auf Mienenspiel, Beleuchtung, Wanderung der Kamera und — bei den letzten zwei Bildern — Frisur und Schminke.

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. A B C D E F G 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München

Preis 20 Pfennig

Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 15. JUNI 1944
19. JAHRGANG ∴ FOLGE 24

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:



„Das habt ihr fein gemacht!" ʃʃ-PK.-Aufn.: ʃʃ-Kriegsberichter Jarolim

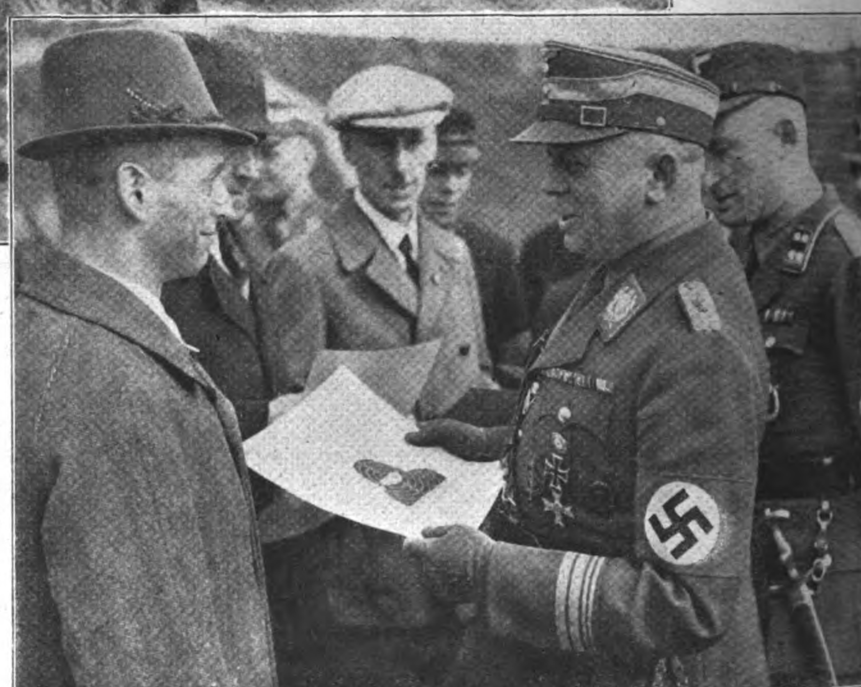
Divisionskommandeur ʃʃ-Gruppenführer und Generalleutnant der Waffen-ʃʃ Gille, der erst kürzlich mit den Brillanten zum Eichenlaub mit Schwertern des Ritterkreuzes ausgezeichnet wurde, ist mit der wirkungsvollen Unterstützung zufrieden, die seine seit Tagen im Kampf liegenden Männer soeben durch das Eingreifen von Schlachtfliegern erfahren haben. Dankbar blickt der ʃʃ-Gruppenführer den abfliegenden Staffeln nach



← **Eifriger Betrieb auf einem Schießstand.**
Wer mit der Waffe umzugehen und die Kugeln richtig anzubringen weiß, hat, wie der Landser sagt, „mehr vom Leben".

Aufn.: SA.-Wegener (2).

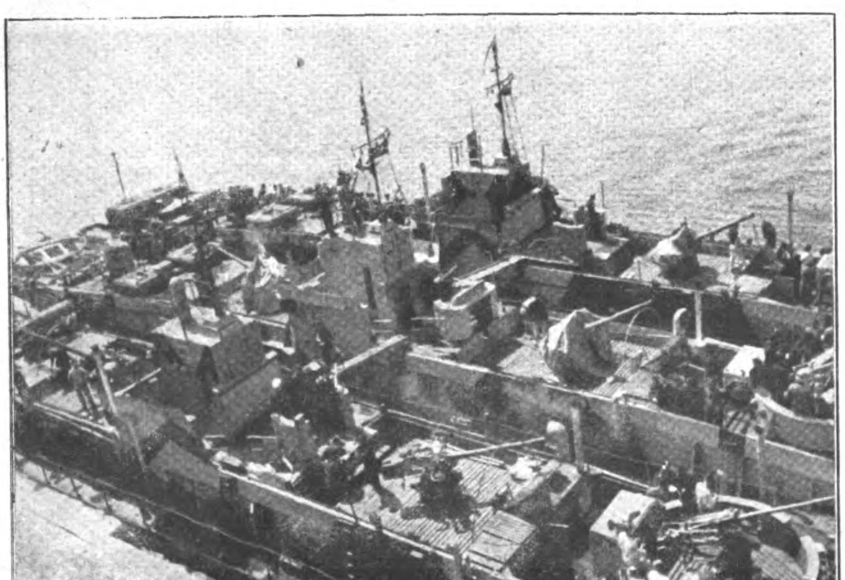
Der Stabschef der SA., Wilhelm Schepmann, beglückwünscht einen Teilnehmer des Wehrschießens und händigt ihm die Urkunde aus. In zahlreichen Standorten konnte sich Stabschef Schepmann von der Einsatzfreudigkeit seiner Männer überzeugen und feststellen, daß der Gedanke des Wehrschießens überall auf fruchtbaren Boden gefallen ist.



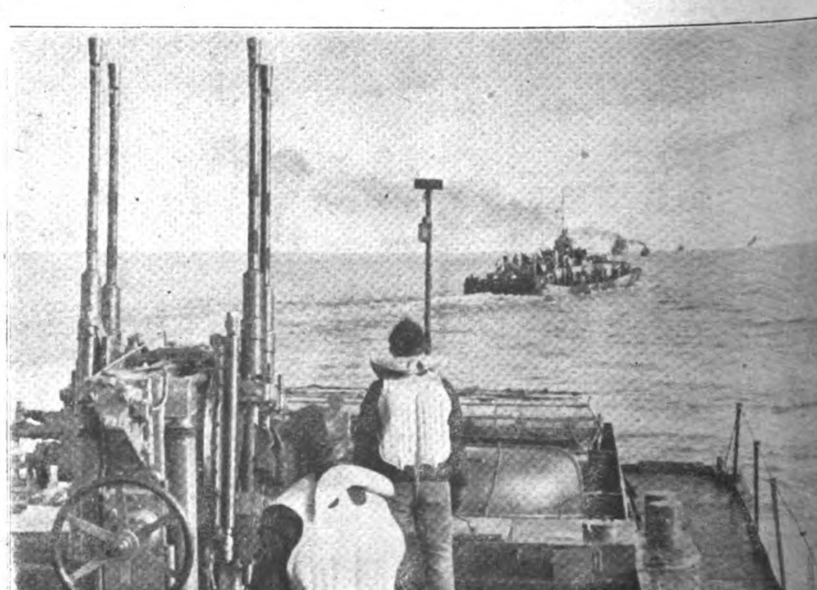
WEHRSCHIESSEN IN GANZ DEUTSCHLAND

Das Wehrschießen des deutschen Volkes, das in allen Teilen des Reiches von der SA. durchgeführt wurde, hat sich als eindrucksvolle Kundgebung eines unerschütterlichen hochgemuten Wehrwillens erwiesen. In Stadt und Land, häufig inmitten der Trümmer und Schuttmassen terrorisierter Ortschaften, errichtete die SA. Schießstände, um jedem deutschen Manne die Möglichkeit zur Erprobung seiner Schießleistung zu geben. Bis Anfang Juni wurde eine Teilnehmerzahl von rund 4 Millionen ermittelt. Wesentlich ist aber nicht allein diese erfreulich hohe Ziffer, sondern der Geist der Männer, die sich im Blick auf die Front stolz zur Waffe bekannten. Zahlreiche, vom Stabschef der SA. Wilhelm Schepmann gezeichnete Urkunden, konnten für besonders gute Leistungen verliehen werden. Der Erfolg dieses ersten Wehrschießens dürfte für den Stabschef der SA. Wilhelm Schepmann, der am 17. Juni seinen 50. Geburtstag begeht, das schönste Geschenk bedeuten.

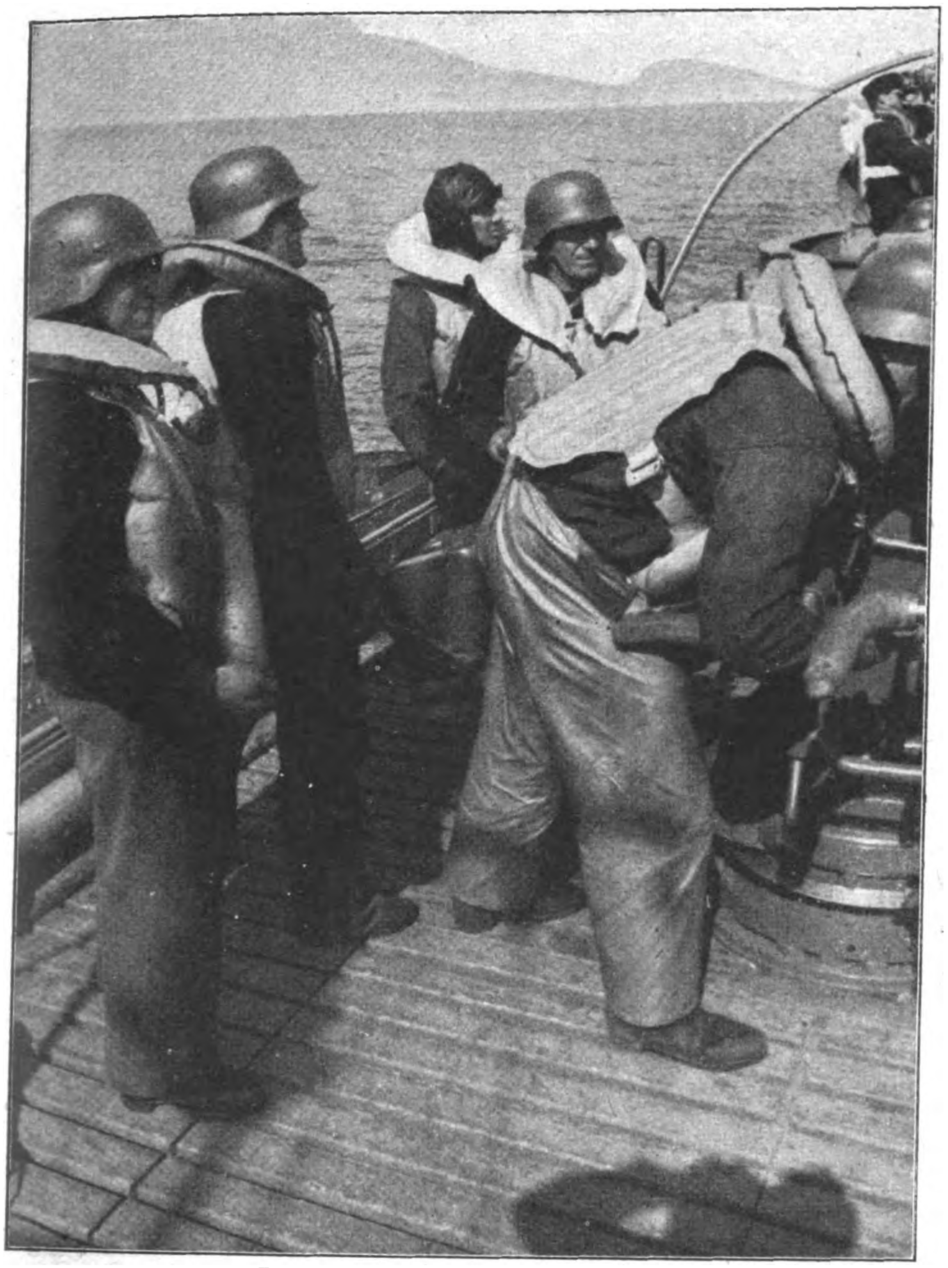
Kampffähren in großem Einsatz



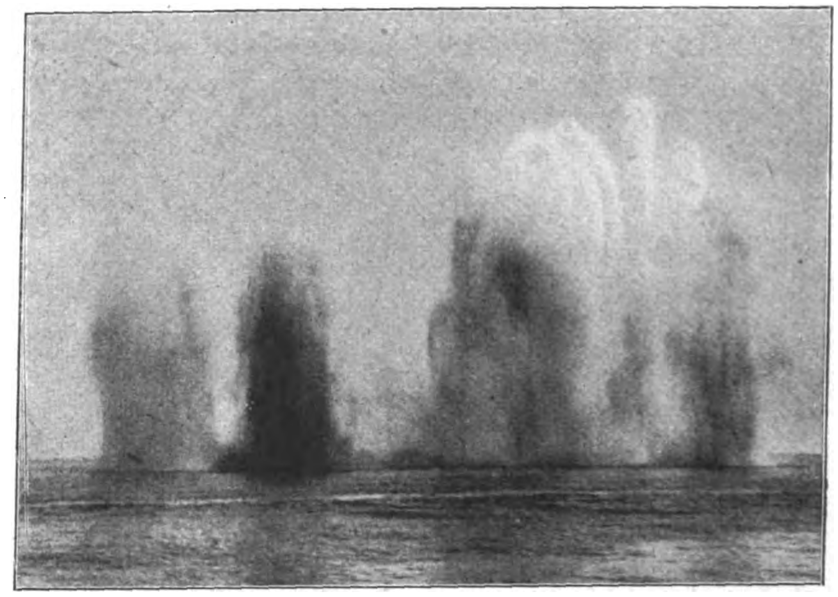
Wie der Seetransport der Krimtruppen durchgeführt wurde.
Neue Boote mit starker Bewaffnung und Panzerung der wichtigsten Teile liegen in einem Schwarzmeerhafen klar zum Einsatz.



„Die drohenden Finger des Geleits."
So könnte man das in den Himmel ragende Vierlingsgeschütz nennen
PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Steinmetz Wb. (1), PBZ (2), H. H. (2).



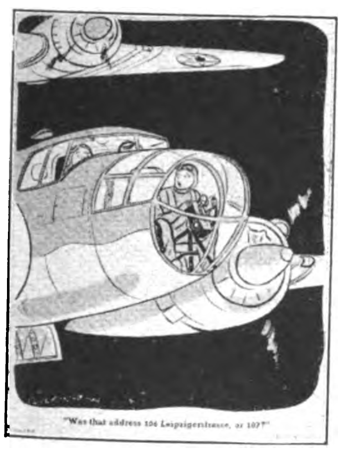
Feuertaufe im Schwarzen Meer.
Ziel aufgefaßt! — Feuererlaubnis! — Die Jungs schießen, was das Zeug hält!



Die Sowjetflieger wurden überrascht.
Im starken Abwehrfeuer warfen sie ihre Bombenlast in ganzen Reihenwürfen ungezielt ins Meer.



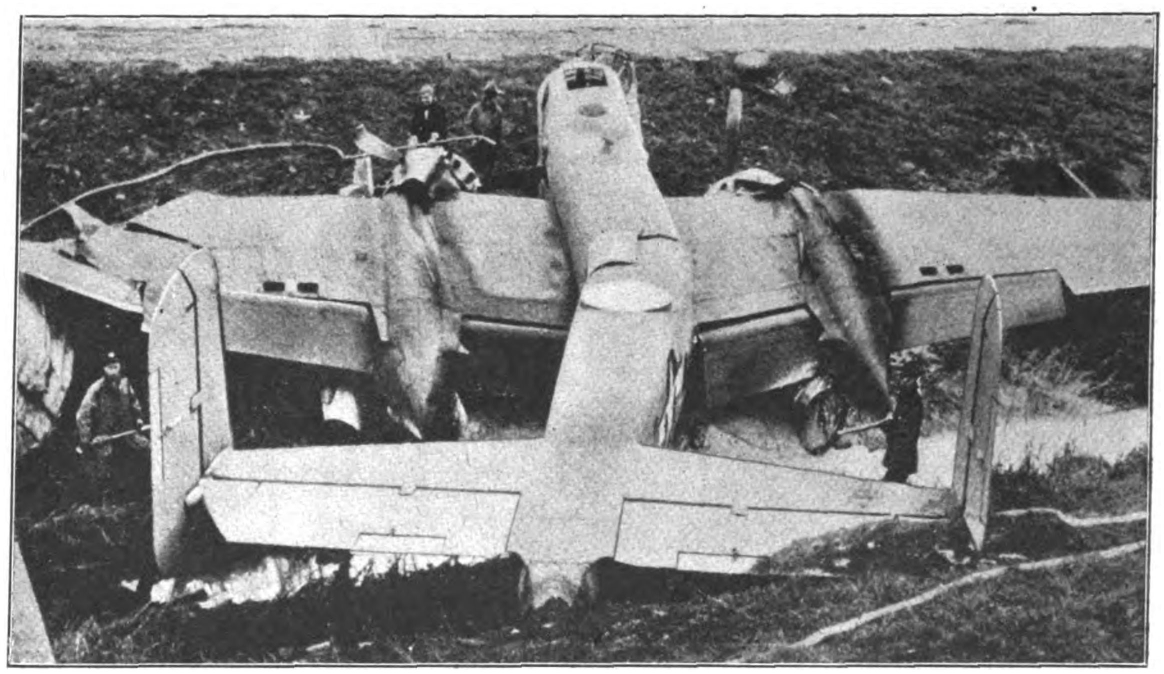
Wieder an Land!
Kampffähren der Kriegsmarine haben die deutschen und rumänischen Truppen in Häfen der Südkrim geladen und zu ihren neuen Einsatzorten gebracht.



Ihr Witz verrät sie!

Die Luftpiraten finden das spaßig!

Diese Zeichnung aus der amerikanischen Zeitschrift „Colliers" trägt die Unterschrift: „Was that address 106 Leipzigerstraße, or 107?", d. h. „Lautete die Adresse Leipziger Straße 106 oder 107?" Gemeint ist damit: Die USA-Bomber zielen teuflisch genau. Sie können höchstens mal die Zahl verwechseln. Das Ziel verfehlen sie nie. — Das wollten wir nur wissen im Hinblick auf die „Zufallstreffer" von Krankenhäusern, Kathedralen und Kinderheimen!



VERLUSTE SCHON VOR DEM ERNSTFALL

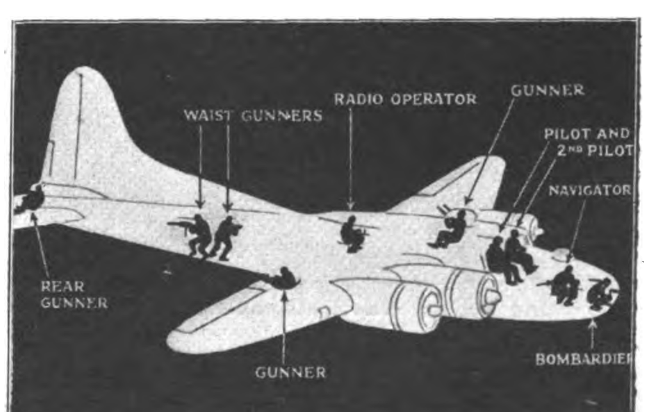
Noch gar nicht am Feind und schon kaputt.

Die Gegner haben außerhalb der deutschen Feindeinwirkung noch weitere Verluste, die sogar totale sein können. Dieser Mitchell B 25 Mittelbomber, der von einem Marinepiloten geflogen wurde, landete auf dem Flugplatz in Washington, überrannte die Landebahn und stürzte eine sieben Meter hohe Böschung hinab. Die Maschine brach in der Mitte entzwei. Der Rumpf zersplitterte hinter dem Sitz des Piloten.

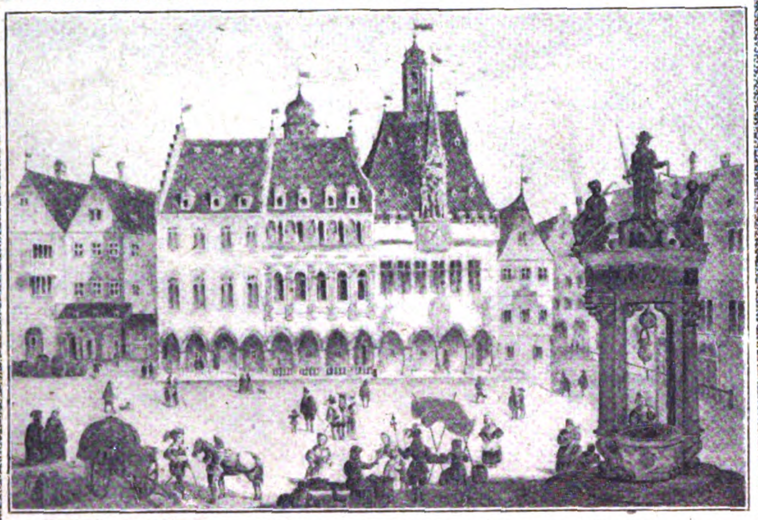
Große Menschenverluste der Terrorflieger. ⟶

Die nebenstehende englische Zeichnung zeigt die Besatzung eines amerikanischen Großbombers, wie sie bei allen Tagesangriffen auf das Reich eingesetzt werden. Die Besatzung besteht aus zehn Mann, deren Aufteilung und Aufgaben im Flugzeug aus der Skizze gut hervorgehen. Ganz vorne in der Kanzel sitzt der Bombenwerfer, hinter ihm der Navigationsoffizier, zwischen den Motoren der erste und der zweite Pilot, am oberen MG.-Turm ein MG.-Schütze. Danach kommt der Funker, an der Unterseite des Bombers ein weiterer MG.-Schütze, im mittleren Rumpf nochmals zwei, und ganz am Ende der Maschine unter dem Höhensteuer der rückwärtige Bordschütze, insgesamt also zehn Mann fliegendes Personal, deren Ausbildung Wochen, ja Monate erfordert. 2300 solcher Mordbomber wurden in der letzten Zeit über dem Reichsgebiet vernichtet. Der Feind hatte also einen Verlust von 23 000 Mann bestausgebildeter Fachtruppen.

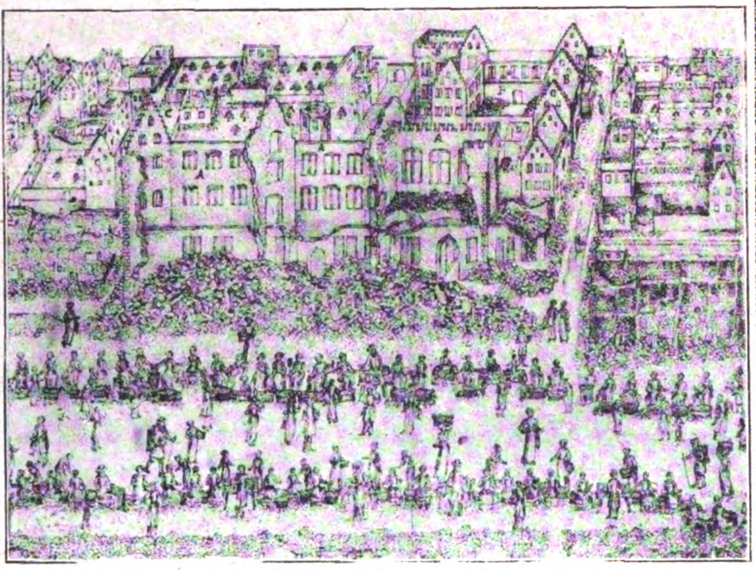
Aufnahmen aus „Sphere" (3).



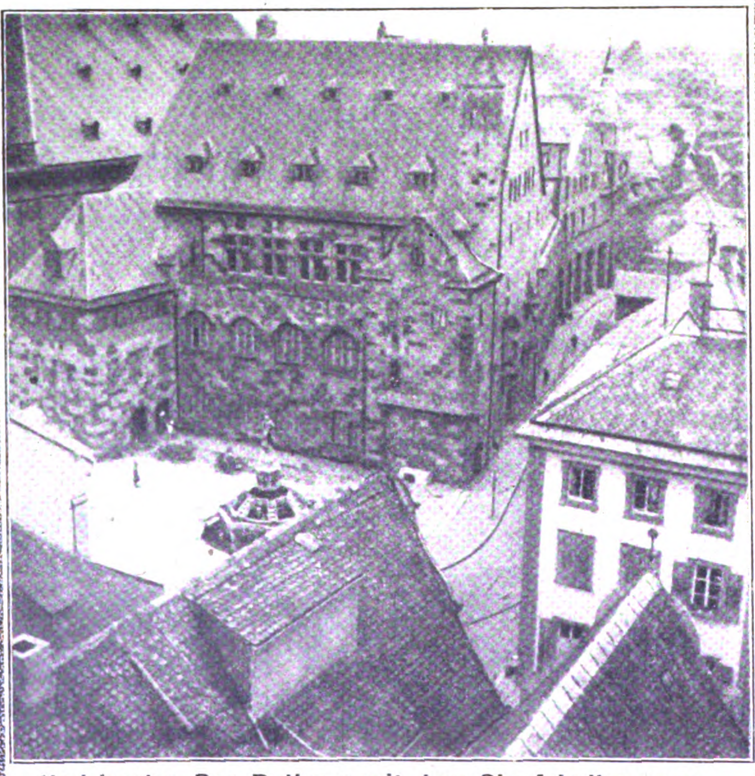
Die Straße lebt – doch die Zeit wandelt ihr Antlitz



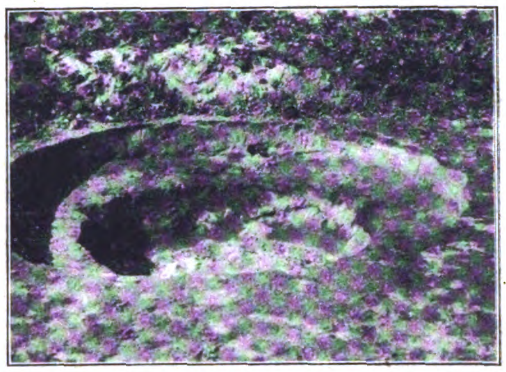
Um 1600: Die Münze am Marktplatz zu Worms.
Die freie Reichsstadt des ausgehenden Mittelalters blickte bereits auf eine große geschichtliche Vergangenheit. Aus der römischen Hauptstadt des Vangionengaues hatte sich die burgundische und danach die fränkische Residenz und Reichshauptstadt entwickelt. Es gibt kaum einen deutschen Kaiser von Karl dem Großen bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, den die Stadt nicht in ihren Mauern gesehen hat.



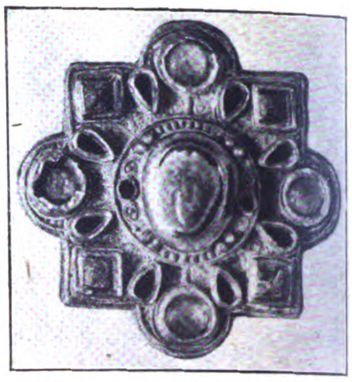
90 Jahre später: Das Werk weniger Stunden.
Der „Sonnenkönig" Ludwig XIV. ließ am Pfingstsonntag des Jahres 1689 — also vor 255 Jahren — die Stadt dem Erdboden gleichmachen. Worms teilte das Schicksal von Speyer, Heidelberg und anderen rheinischen Städten. Hammans zeitgenössischer Stich zeigt, daß auch zwischen Trümmern „das Marktleben auf vorgebildete Manier gehalten worden und alle nötigen Lebensmittel noch ziemlichermaßen zu bekommen waren".



Und heute: Das Rathaus mit dem Siegfriedbrunnen.
Kein Krieg und keine Zerstörung vermochte den Geist der Bürgerschaft zu brechen. Ihre Stadt erstand immer von neuem aus den Trümmern. An Stelle der mittelalterlichen Münze erhebt sich nun das Rathaus „Cornelianum". Der Siegfriedbrunnen davor ist das letzte Werk des Münchener Bildhauers Adolf von Hildebrand.



Vor 5000 Jahren, zur Jungsteinzeit ...
Eine der 57 Wohngruben, die man im westlichen Siedlungsviertel der Stadt Worms aufdeckte. Sie waren einst mit Astwerk und Blättern hüttenförmig überdacht. Zur Zeit der 1. Dynastie von Ur am Euphrat, lange bevor Ägyptens Pyramiden standen, $2^1/_2$ Jahrtausend vor dem Bau der Akropolis zu Athen und der Gründung von Rom, bestand bereits diese Siedlung hier am Rhein. Zahllose Bodenfunde bezeugen, daß dieser Ort seitdem ununterbrochen besiedelt worden ist.



Hat einstmals Kriemhild diese Brosche getragen?
Dies wunderschöne Schmuckstück aus Goldfiligran mit Halbedelsteinen und einer antiken Gemme wurde vor wenigen Jahren bei Ausgrabungen in der Gegend von Worms gefunden. Das Hessische Landesmuseum in Darmstadt erwarb den Fund, den dann Staatsminister Jung in einem feierlichen Akt dem Museum seiner Heimatstadt Worms überreichte.

DENKMÄLER SCHWINDEN – DIE GESCHICHTE BLEIBT!

BILDER AUS DEUTSCHLANDS ÄLTESTER STADT: WORMS

Es ist nicht allgemein bekannt, daß Worms im Wonnegau die älteste Stadt Deutschlands ist. Laut lückenloser Bodenfunde ist dieser Ort seit rund 5000 Jahren, seit der jüngeren Steinzeit, ununterbrochen besiedelt. In römischer Zeit war die Stadt unter dem Namen Borbetomagus Hauptstadt des Vangi-



Im Schatten der westlichen Domtürme liegt der „Siegfriedstein".
Jahrhundertelang haben sich die Forscher mit diesem Stein befaßt, den nach der Sage einst Siegfried im Wettkampf geschleudert haben soll. Der an der deutschen Vorgeschichte besonders interessierte Kaiser Friedrich III. kam im Jahre 1480 eigens nach Worms, um die Ausgrabungen der „Riesengräber" im alten „Heidenfriedhof" zu leiten. Er wollte feststellen lassen, ob jene Menschen rein körperlich imstande gewesen waren, derartige Steine zu werfen. Das Ergebnis ließ diese Frage verneinen. In späteren Jahrhunderten nahm man an, daß es sich um einen „Opferstein" von vorrömischer Zeit handelte. Der heutige Wormser Stadtarchivar Dr. Illert, den unser Bild zeigt, lüftete dann das Geheimnis um die Herkunft des Steines: Er diente einst einem sehr prosaischen Zweck, nämlich als Kelterstein im bischöflichen Weinkeller. Als er dann gegen Anfang des 15. Jahrhunderts nicht mehr verwendet wurde, umgab ihn der Volksmund mit jenem sagenhaften Nimbus





Ein Reitertalisman aus der Siegfriedzeit.
Dies merowingisch-fränkische Ziergehänge, eine bemerkenswerte kunstgewerbliche Arbeit aus dem 7. Jahrhundert, wurde erst kürzlich bei Ausschachtungen gefunden. Man beachte das Hakenkreuz als Glückssymbol des Kriegers.





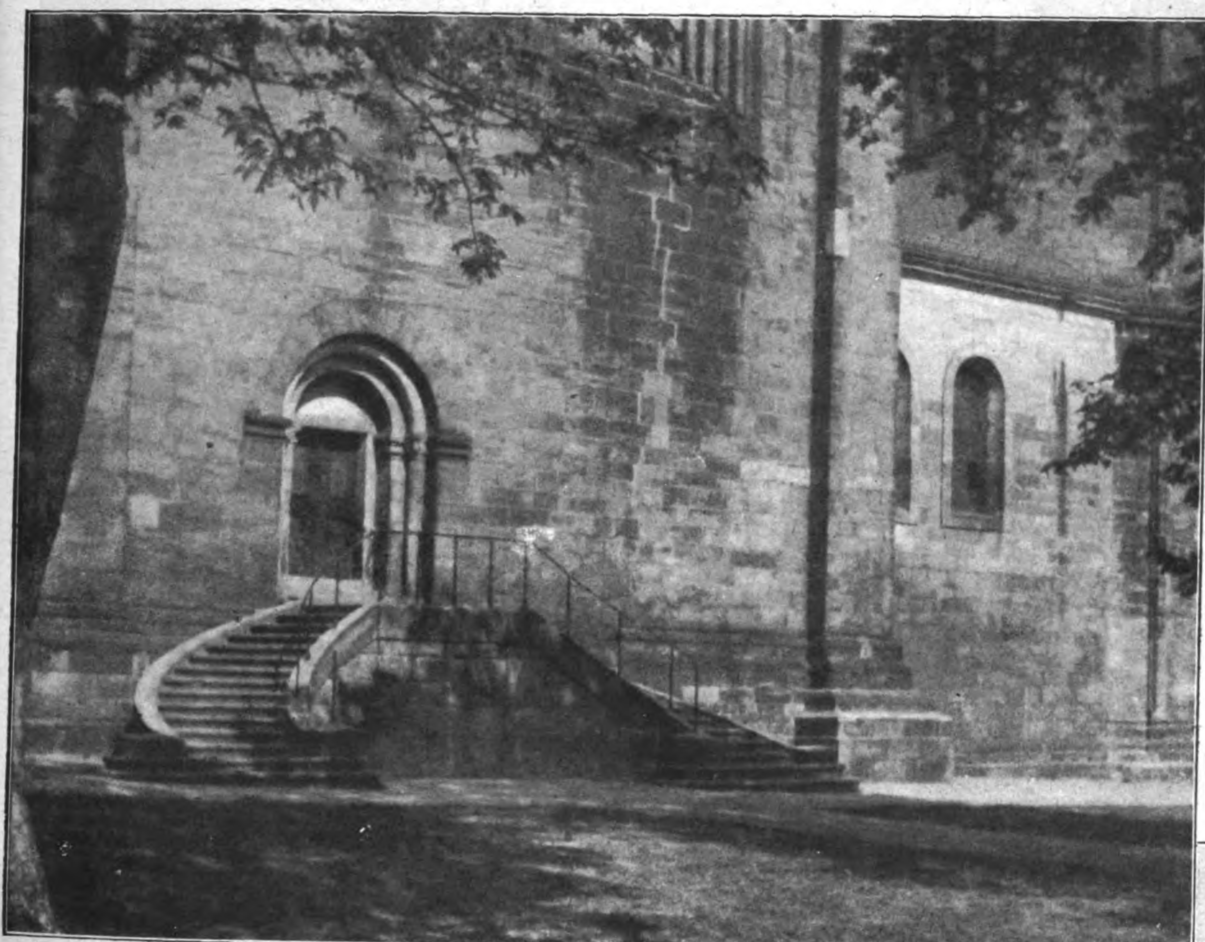
Tierplastiken vom Ostchor des Domes.
Die Bildhauer und Steinmetze der romanischen Bauperiode um 1180 gaben in humorvoller Schaffensfreude ihren Gedanken oft recht seltsame steinerne Form. Bären und Löwen, teilweise bei der Mahlzeit von Heiligen, waren die bevorzugten Tiermotive.



Ihn laust der Affe ...
Die Legende behauptet, daß die Steinmetze mit dieser Plastik einem wegen seiner Eitelkeit reichlich unbeliebten Baumeister ein Denkmal setzen wollten. Sie ahnten wohl kaum, daß ihr Bildwerk als eine der frühesten Affendarstellungen einmal für die Kunstgeschichte besonders wertvoll werden würde.

BILDBERICHT FÜR DEN JB.
VON KARL KURT WOLTER

onengaues; später wurde sie Residenz und Hauptstadt des Burgunderreiches, von dessen König Gunther das Nibelungenlied zu berichten weiß. Auch die Frankenherrscher wählten Worms am Rhein zum Königssitz. Karl der Große, der in Worms den Sachsenkrieg beschloß, residierte mit Vorliebe hier. Die



Das Portal des Streites der Königinnen?
Über diese Stufen schritten der Sage nach einst Brunhild und Kriemhild, von verschiedenen Seiten kommend, zum Gottesdienst. Vor dem Portal auf der Höhe der Treppe traten sie sich gegenüber und stritten um den Vortritt in den Dom. Die Bauzeit des Doms schaltet nun zwar die Möglichkeit aus, daß dies Portal zur Szene des Königinnenstreites gehört haben könne. Aber an der gleichen Stelle erhob sich früher bereits ein anderer Dom.

ersten Reichstage fanden hier statt. Zahllose Reichsbeschlüsse von Worms wurden richtunggebend für die Geschichte des Abendlandes: Das Konkordat Heinrichs V., die Gründung des Rheinischen Städtebundes (1254), der Ewige Landfriede. 1521 stand hier Martin Luther vor Karl V. Die folgenden Jahrhunderte

(Schluß hinter dem Romanteil.)



Das „Schlößchen" steht heute auf dem Schauplatz der großen geschichtlichen Ereignisse.
„Hier ist eine der denkwürdigsten Stätten des Abendlandes. Hier war der heilige Tempelbezirk der Römer, die Königsburg der Nibelungen, die Kaiserpfalz Karls des Großen, der Hof des Fürstbischofs von Worms, zerstört durch die Franzosen in den Jahren 1689 und 1794. Mehr als hundert Reichs- und Fürstentage fanden hier statt. Hier stand vor Kaiser und Reich Martin Luther", so verkündet eine Gedenktafel.



Ein lebender Zeuge aus der Reformationszeit.
Obwohl der Blitz seinen Stamm wiederholt gespalten hat, grünt heute noch im Vorort Pfiffligheim der „Lutherbaum". Die Sage berichtet, daß sich zwei Frauen zu Luthers Zeiten um die neue Lehre stritten. „So wahr mein Stock Wurzel schlagen wird, bleibt Luthers Lehre bestehen!" rief die eine und stieß ihren Wanderstab in den Boden. Daraus soll dann diese mächtige Ulme entstanden sein. In Wirklichkeit dürfte wohl der Baum ein höheres Alter zählen

„Die kleinen Andenken“

aus dem Sturmgepäck der Heimat

Ein Bildbericht von Reinh. Lessmann

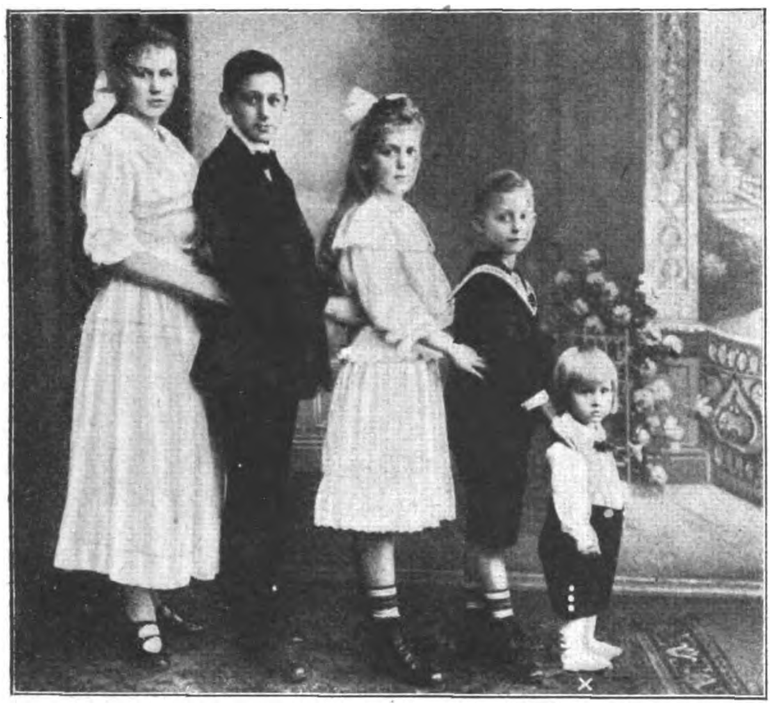


1897: Das Bild seiner Mutter.

Ein paar kleine unscheinbare Gegenstände sind es, einige Photos — die Brücke zur Heimat —, die noch Platz haben in irgendeinem Winkel der Uniform eines Infanteristen, wenn er sein Sturmgepäck anschnallt, das nur die notwendigsten Sachen enthält. Auch die Heimat greift zum Sturmgepäck, wenn die Alarmsirene heult, und im Luftschutzkoffer sind neben wichtigsten Dingen liebe Andenken verstaut. Unser Bildberichter hat aus seinem Luftschutzgepäck einige dieser kleinen Andenken, an denen sein Besitzer hängt, herausgegriffen. So eigenartig manche dieser Erinnerungsstücke erscheinen mögen, so stellen sie doch für ihn ein Stück Lebensgeschichte dar.



1917: Im Kriege geboren.
Es ist das erste Photo von „ihr“, gleichzeitig das letzte ihres Vaters, der ein Jahr später in Frankreich fiel.



1918: Die Orgelpfeife hat eine Lücke.
Dies Bild schickte seine Mutter dem Vater an die Front, und es beweist noch heute, daß eigentlich ein Mädchen in der Reihe fehlt. — Der Weltkrieg war schuld daran.



1926: Ihr erstes Selbstporträt.



1925: Sein 10. Geburtstag.



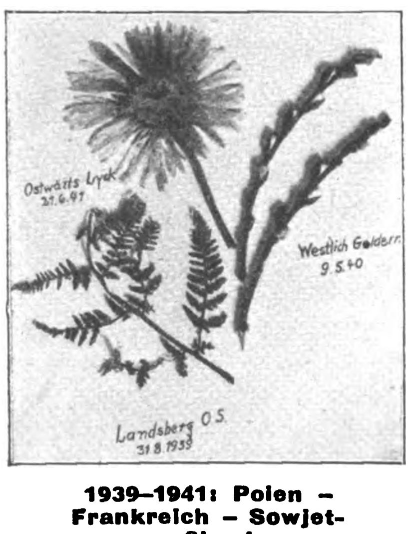
1932: Generalprobe im Klassenzimmer.
„Er“ spielte den Götz von Berlichingen auf der Abschlußfeier bei der Schulentlassung. Es ging da hoch her, wie das Bild zeigt.



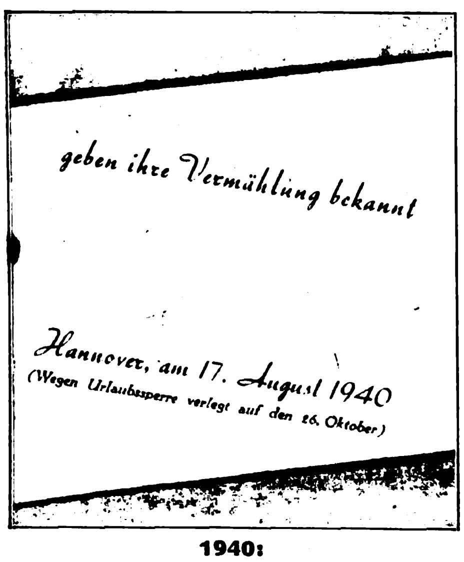
1938: Der Angelpunkt einer Liebe.
Es war an einem Sommertag, als diese Reißzwecke sich in ihren Fahrradschlauch eindrückte. Er fuhr auf derselben Landstraße und kam ihr zu Hilfe. Sie setzten ihren Weg gemeinsam fort — fürs Leben.



1939: Der 1. Mobilmachungstag.
Am Kasernengitter nahmen sie voneinander Abschied, weil das Verlassen der Kaserne verboten war. Der Abschied war nicht minder herzlich.



1939–1941: Polen – Frankreich – Sowjetrußland.
Die Zeit der Feldpostbriefe hat begonnen. Jeweils am Vorabend dieser drei großen Feldzüge pflückte er in der Bereitstellung eine Blume und legte sie dem Feldpostbrief bei. Sie klebte die Blumen sorgfältig auf.


geben ihre Vermählung bekannt

Hannover, am 17. August 1940
(Wegen Urlaubssperre verlegt auf den 26. Oktober)

1940: Hochzeit mit Hindernissen.
Am 17. August 1940 war zur Hochzeit alles hergerichtet, nur ein Wichtiges — der Bräutigam — war nicht da. Jedoch „verschoben war nicht aufgehoben“.



1942: Der erste Urlaub
nach schweren Monaten des Kampfes im Osten. — Ein Bild ohne Worte.



1943: Es waren einst seine ersten Schuhe
(siehe Orgelpfeife), und vor ihm hatten seine Brüder und Schwestern diese Schuhe getragen. Heute trägt sie wieder der Jüngste.

Mit Frachtdampfer nach Schweden

EIN FRÖHLICHER ROMAN VON FR. OST

(9. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 23:

„Ach Anna", konnte Otto beglückt erwidern, „du glaubst nicht, wie ich mich freue, dich als Frau zu haben und ein eigenes Heim!"

„Ja, Otto, aber wir werden uns selten sehen."

„Leider, das Los aller Seemänner und aller Seemannsfrauen. Lieber wäre es mir natürlich, du bliebest in Kiel, und ich käme nach jeder Vierzehntagereise zu dir. Vielleicht könnte ich sogar auf einem Kieler Dampfer anmustern."

Nun sprach Anna in bewegten Worten von der Unmöglichkeit, in Kiel zu bleiben. Sie schilderte ihm Erika Lorenzens und ihre Aufgaben in Indien, stellte sich sozusagen als Anregerin der ganzen Idee vor. Nie dürfe er verlangen, daß sie fahnenflüchtig würde.

Sie sprachen viel darüber hin und her. Er faßte zusammen: „Mir ist so warm ums Herz, wenn ich daran denke, daß ich eine Frau bekomme, die welterfahren ist, die nicht kleinlich an der Scholle klebt. Und doch eine Frau, deren Gewissenhaftigkeit über jeden Zweifel erhaben ist. Wir Seeleute werden oft für leichtfertig gehalten und finden daher auch leicht solche Frauen. Diese Ehen taugen nicht viel. Es ist alles ganz anders, wir sind gewissenhaft und tief veranlagt und da wir des Glücks des eigenen Heimes sowieso nur selten teilhaftig werden, sollte es uns ganz besonders gut bereitet sein."

„Du wirst alles so finden, Otto!"

„Wir heiraten bald, Anna, und du gehst ruhig und ohne Gewissensbisse nach Indien. Wenn ich Glück habe, bekomme ich eine Stelle auf einem Indienfahrer, wenn nicht, wir werden uns schon finden. Aber lange darf die Trennung nicht dauern, einige Jahre hast du freie Hand, aber sobald ich Kapitän bin, sollst du auch deinen Beruf nicht mehr ausüben und zu mir nach Deutschland kommen."

Das versprach Anna Breiter, um so lieber, als sie nun auch ohne Besorgnis an Erika Lorenzen denken konnte. Es war ihr Ureigenstes, sich äußeren Verhältnissen leicht anzupassen, sie schalt sich oft eine Zigeunernatur, aber das war, wie sie wußte, vom Vater ererbtes Blut.

Eng umschlungen wühlten sie sich durch die lebensfrohen Menschen. Eine Weile standen sie im Gedränge vor einem hohen Holzgerüst und schauten den todesmutigen drei Codonas zu, den fliegenden Menschen, die, von elektrischen Lampen angestrahlt, ihre wagehalsigen Luftsaltos in offener Arena vorführten. Atemloser Stille folgten knallende Beifallsstürme. Ein Spiel mit dem Leben. Anna Breiter und Otto Bergner kam als Gegensatz tief zum Bewußtsein, daß sie nun ihr eigenes Lebensschiff in einen stillen Hafen lenken wollten, wenn sie beruflich auch bei anderen Reedern anheuerten.

Sie setzten sich im Lichtermeere auf eine der vielen Bänke vor der Konzerthalle, deren sechs Doppelsäulen sich weiß in dem kleinen Teiche davor spiegelten. Die fünf steinernen Fanfarenbläser auf dem Giebelvorsprung wirkten so spaßig, Anna Breiter warf ihnen eine Kußhand hinauf. Eine Militärkapelle spielte die sogenannten rauschenden Weisen. Eine unendliche Glückseligkeit zog Anna Breiter immer dichter zu dem Manne, dessen Gemüt still berauscht an die Zukunft dachte.

Die Springbrunnen im Teiche plätscherten in den Musikpausen, ferner klang der Lärm des großen Rummelplatzes, gedämpft lag ein Summen von Menschenstimmen in der Luft. Auch Liseberg.

Lebendig wie eine Möve glaubte Anna Breiter heimzuschweben. Rummelplatzbraut — nein, Dampferbraut blonde Seemannsbraut.

*

Etwas Gewaltiges kam auf sie zu, etwas Überwältigendes, das fühlte Erika Lorenzen, fühlte es um so mehr, als eine tiefe Leere ihr Inneres erschauern ließ. Nicht der eiserne Dampfer war es, nicht die Landschaft, nicht das starre Gesicht Erich Gartners, was sie erschreckte. Sie war erwacht und fühlte sich hilflos und beängstigt. Am Wege ihres Lebens stand ein Kreuz und sie hing an diesem Kreuze und litt. Litt seit den letzten Tagen in Askerholmen unsäglich, so stark, daß es zur Qual wurde. Und mit wenigen Gedanken und Worten konnte sie herab oder ins Licht, aber ihr Mund war verschlossen.

Im Morgen waren sie an den geschlossenen Packhäusern vorbei zum Liegeplatze des Dampfers gegangen, alles war öde, morgendlich tot. Erst der weiße Dampfer sah wie Sonne aus. Nur leer war es in ihr und voller Selbstqualen. Qualen, die sie sich und dem Manne bereitete.

Die „Diana", ein großer, schöner Flußdampfer, sollte sie nach Trollhättan führen. Erich Gartner hatte viel kaltes Wasser über seinen Kopf laufen lassen, nachdem der Wecker ihn aus kurzem Schlafe aufgerüttelt. Männernächte haben am nächsten Morgen meist einen bitteren Nachgeschmack. Aber das war es schließlich nicht, was ihn hart vor sich hinblicken ließ, bevor sein Auge sich wieder auf die Weite einstellte und sein Gesicht sich entspannte. Hatte er in der letzten Woche wieder einmal etwas in der Ferne gesehen? Sicher! Sollte es immer sein Schicksal sein, nur mit Blicken den Himmel abzutasten? Erika ging neben ihm, noch immer. Auch sie litt unverkennbar. Sein Blick fiel auf den Namen des Schiffes. „Diana." Auch so ein selbständiges Frauenwesen, schwer zähmbare Gestalten! Nein, er mußte weiterwerben, er wollte alle seine Liebe, seine Fürsorge, seine Zärtlichkeit aufbieten. Er hüllte Erika in Sorgfalt, in Stunden der Wunschlosigkeit. Wenn sie nichts mehr dachte, war alles wunderbar und erfüllend.

Fahrkarten erster Klasse gestatteten ihnen, von dem ganzen Schiffe Gebrauch zu machen. Sie stiegen aufs Oberdeck. Schon nach kurzem fühlte Erika, wie Erich sich angewidert abwendete, alle Plätze fast waren mit Engländerinnen und Amerikanerinnen besetzt, alten Mumien mit Pferdezähnen.

„Mir fällt ihr ewiges monotones *‚wonderful'* und *‚very fine'* auf die Nerven, es erinnert mich zu sehr an Afrika! Laß uns einen anderen Platz suchen, Erika!"

Verständnisvoll ließ sie ihn gewähren, sie stiegen auf das Unterdeck hinab und setzten sich in die Rundung des Hecks. Sahen die Landschaft, als würde sie hinter dem Dampfer hergezogen. Die Wasser der Schraube sprudelten, die Ruderkette bewegte sich backbords und steuerbords wie eine gefesselte Schlange. In ihrer Nähe saßen nur noch ein älterer Herr und seine Frau. Die Dame rauchte eine dicke Zigarre. Staunend machte Erika darauf aufmerksam. Erich Gartner lächelte verstehend. „Eine Dänin. Sie schmöken mit Leidenschaft Zigarren."

Es war so beruhigend hier hinten.

Der schöne weiße Vergnügungsdampfer lag hoch aus dem Wasser, er fuhr langsam und gemächlich der schmalen Göta älv stromauf. Der Fluß hatte keine Breite wie die Elbe oder die Kieler Föhrde, um so anschaulicher lagen seine nahen Ufer bereit. Grüne flache Wiesen wechselten mit niedrigen Baumbeständen. Dann leuchteten rote Sandberge oder Granitfelsen. Die nächste Biegung offenbarte eine natürliche Parklandschaft. Ein Kiesweg führte am Ufer entlang, schnitt in die Wiese hinein, die leicht steigend in einer Kulisse alter Bäume endete. Einige Male hielt der Dampfer an hölzernen Landungsstegen. Waren und Fässer wurden ausgeladen. Eine Fabrik steckte eine eiserne Laufkatzenstiege bis ans Wasser. Eine Ziegelei lag in der Sonne wie träumend. Braune Lohe einer Gerberei schickte einen Strom bitteren Geruchs herüber. Immer dort waren Menschen im Arbeitskittel, ein Kind nur fertigte oft den Dampfer ab. Weiter hoben sich die Ufer zu kleinen Bergen, die Landschaft wurde baumbestanden und hügelig, sie glitten unter einer schmalgespannten Brücke hinweg. Kinder badeten, manchmal schwammen Entenzüge vor dem Dampfer her. Wieder das eine Ufer flach, das andere säumte eine Allee uralter buschiger Kastanien. Gleich Buhnen zogen sich Bergausläufer in den Fluß, mal begegnete ihnen ein Ficherboot oder ein schmucker Segler kreuzte vorsichtig ihre Bahn.

Stunde verging um Stunde.

Sie sprachen wenig, zeigten sich meist nur die Schönheiten der Landschaft.

„Wie am Neckar", sagte Erika Lorenzen, um einige Windungen weiter bemerken zu müssen: „Im Weserbergland."

„Man könnte in Lühe und dem ‚Alten Lande' bei Hamburg sein", ergänzte an anderer Stelle Erich Gartner.

So ging es fort, bis der Gong sie zum Essen rief. Da alle Tische im Speisesaal bereits besetzt waren, blieb ihnen nichts übrig, als sich zu drei Engländerinnen an einen kleinen runden Tisch zu setzen. Am Büfett entstand ein förmliches Gedränge. Nach wenigen Bissen sprang Erich Gartner auf, entschuldigte sich, er wolle wieder nach oben. Erika sah, wie er fast physisch unter dem Geschwätz der alten pferdeköpfigen Damen litt. Sie nahm wenig von den Vorspeisen, wartete noch den warmen Hauptgang ab und verließ den Raum.

„Sei mir nicht böse", empfing sie Erich Gartner, „es war mir unmöglich, still zu sitzen. So ißt und gähnt sich diese Gesellschaft durch die Gegend und die ganze Welt! In mir kocht alles!"

Erika sah ihn mit mütterlichen Augen an, fühlte mit ihm und strich ihm besänftigend übers Haar. Wie ein kalter Strahl überfuhr es sie, als er hinzusetzte: „Du wirst sie noch in Indien kennenlernen!" Wieder sah sie ihr Kreuz, und die beklemmende Enge ihrer Gefühle bereitete ihr neue Pein. Wankt mein Weg schon, erfaßte es sie mit Schrecken, ist es das?

Das Flußbad rollte weiter, immer neue Bilder. Neue Stunden, alte Gedanken. Sechsmal hatte sich der Stundenzeiger der Uhr gedreht. Die Ufer wurden felsiger, höher, Mischwald deckte jede Aussicht, kühle Schatten dämpften das Licht. Schluchtartig nahmen sich die Schleusen von Trollhättan aus. Es kam Bewegung in die Menschen. Künstliche Mauern aus Beton und Eisen in die Felsen hineingebaut, die natürlichen Gegebenheiten gut ausnutzend, waren die Überbrückungsstellen von Hoch zu Tief, von Tief zu Hoch entstanden. Die „Diana" lag in ihrer Schleuse, begleitet von zwei kleineren Schiffen. Das eiserne Tor schloß sich. Wie in einer Klamm schauten die Passagiere nach oben. Menschenwerk verschmolz rechts und links mit Felsen und bewaldeten Kuppen. Das Wasser stieg, hob den Dampfer empor. Man konnte über die Schleusenmauer sehen, lag aber immer noch in einem engen Felsenkessel. Die Laufbrücke wurde ausgelegt. Fremdenführer bemächtigten sich der Gesellschaft, führten sie zur Höhe. Autodroschken warteten, die Besichtigungsfahrt aufzunehmen.

Erich Gartner und Erika Lorenzen trennten sich von den übrigen.

„Sie jagen in einer Stunde zu den Wasserfällen und führen das Kraftwerk vor. Viel länger hält der Dampfer nicht, er fährt weiter nach Stockholm. Und so weit ich die zähen Ladies kenne, lassen sie nichts aus, sie haben alle Kabinen belegt und schlafen zwei Nächte auf dem Dampfer, um dann von Stockholm aus mit dem nächsten Zuge oder Dampfschiff das nächste Stück Welt ‚zu machen'!" entrüstete sich Erich Gartner verbittert.

Diesen Flecken kostbarer Natur wollten sie allein genießen, sie machten sich auf den Weg. Erich Gartner führte zu Stellen, wo sie von oben in das brausende und tobende Flußbett hinabsehen konnten, führte auf schmale eiserne Brükken und Stege, wo sie fast über den gigantischen Fällen standen. Wasser gischten und stäubten über den felsigen Untergrund, zerschellten an haushohen Felsenklötzen im Flußbette, sprangen die tief eingeschnittenen Steinwände an, tobten an Vorsprüngen, rissen an Ufern, strudelten an seichteren Stellen; Wassernebel dampften in die Höhe, fielen wieder zusammen, Wellen überschlugen sich rückwärts, ein sprühendes Ungeheuer; drohende Kraft jagte weiter in brausendem Strome und verlief sich weitab in dunklen Wäldern.

Er wies ihr einzelne Dämme die künstlich in den Wildfluß hineingebaut waren, sie sahen einige Maschinenhäuser, viel Technik, die ordnend eingriff. Diese winzigen Gebilde von Menschenhand meisterten die Natur.

„Die Fälle sind nicht mehr das, was sie vor Jahren waren", bedauerte Erich Gartner, „sie waren gewaltiger, man hat sehr viel abgeleitet für das Kraftwerk. Das ist nun mal so. Viel Wasser stürzt durch dunkle Röhren, kämpft mit letztem Aufwand mit Turbinen und Dynamos, um am anderen Ende als strahlendes Licht die Menschheit zu beglücken. Als strahlendes Licht! Komm, wollen weitergehen!"

Bei den Fällen konnte man kaum sein eigenes Wort verstehen. Über eine lange eiserne Brücken-

konstruktion zogen sie in den Wald. Schatten und Ruhe. Verworrenes Schimpfen entrüsteter Wasser nur drang gedämpft zu ihnen herauf. Sie fanden am Wege eine Bank, den Rücken gedeckt von Felsen. Saßen lange Zeit.

„Das ist das Leben", hub Erich Gartner mit verschleierter Stimme an, „in der Jugend wirft es uns in dunkle Röhren, damit wir Arbeit und Nutzen liefern. Nicht jedem gelingt es, sich in Licht umzusetzen. Viele tappen im Dunkeln."

Erika weinte lautlos. Mit Gewalt war es über sie hereingebrochen.

„Arme Erika, auch wir tappen im Dunkeln, tappen wieder ins Dunkle. Bitte bedenke noch eins. Ein Wort deines Vaters an mich: ‚Wenn Sie nach Afrika gehen, arbeiten Sie nur für die Briten!' — Und, Erika, höre es von mir mit allen guten Sinnen: Wenn du nach Indien gehst, arbeitest du nur für die Briten! Ist das alles der Mühen und Opfer wert? Warum haben denn die Briten nicht schon längst für all die Zustände Abhilfe geschaffen, die du beklagst? Müssen wir Deutsche ihre Versäumnisse gutmachen? Und andererseits: Gibt's nicht in Deutschland, im heutigen Deutschland genug wichtige Arbeit für uns, für mich als Mann, als Offizier, für dich als Frau, als Ärztin? Brauchen wir nicht heute jeden Mann und jede Frau selbst? Hunderte und Tausende, die damals an Deutschland oder an ihrer Existenz in Deutschland verzweifelten, kehren heute freudig zurück. Und du willst heute deinem Vaterland den Rücken kehren und letzten Endes für ein Land und für ein Volk arbeiten, die immer nur andere ausgenützt, vergewaltigt haben, die für uns Deutsche immer nur Haß und Neid empfanden? Glaubst du, dein Vater würde dir — ganz abgesehen von mir und meinen Wünschen! — heute einen andern Rat geben als ich?"

Er hatte seinen Arm um ihre Schulter gelegt und fühlte ihr Schluchzen.

Ihr Kreuz stand vor ihr auf, sie glaubte in die Tiefe zu sinken, aber als sie das Wort „Vater" hörte und Erichs erneutes Werben vernahm, stürzte das Kreuz zusammen und sie schwebte in die Höhe. Sie weinte laut, aber nicht mehr vor Schmerz oder Bangen, es war klar in ihr und alle Leere verschwunden.

„Erich —, ich bleibe bei dir —. Du gibst mir dein Leben, und mein Leben und meine Seele können dich nicht mehr verlassen. Schwer habe ich gekämpft, um dich gekämpft, um mich gekämpft, aber nun soll alles zum Licht werden!"

Er konnte ihr vor Rührung nicht danken, aber als sie ihm in die Augen sah, wußte sie, sie hatten beide über brausende Fälle ihres Lebens gesiegt.

Stunden innigster Vertrautheit schwanden

✱

Die Tränen der Erleichterung hatten sie noch verschönt, ihr Mund war aufgeschlossen, nicht mehr herb. Wie ein junges Liebespaar schritten sie dahin und lenkten ihre Schritte durch die kleine Stadt Trollhättan zum Bahnhof. Die Rückreise mußte mit dem Zuge angetreten werden.

„Mein Herz war nicht erfüllt, Erich", gestand Erika, „vielleicht war es das, was mich zum Strudel einer Arbeit trieb, die für anderes nicht mehr Raum lassen sollte. Mein Beruf ist beglückend, aber alles reichte nicht aus, es blieb ein Raum, der brach lag. Die Zelle der Frau war frei, die ihrem Manne, ihrer Familie gehört. Diese sollte Indien beherbergen. Als wir uns wiedersahen, wurde der freie Raum größer und größer, er war bereit für dich, aber in der einen Ecke kauerte immer noch Indien. Du hast es ausgekehrt, aber dann war eine Weile alles leer und taub und Verzweiflung packte mich."

„Und ist dein Herz nun ausgefüllt?"

„Ganz, von dir — ohne Indien."

Er klammerte seine Hand in ihre.

„Es wird genug überschüssige Kraft für die Ärztin bleiben. Jetzt sollen deine Wünsche meine Wünsche sein. Wir gehen zwei Wege, aber diese sind Kreise um einen gemeinsamen Mittelpunkt, und dieser Mittelpunkt ist unsere Ehe. — Liebe Erika!"

Belanglose Worte konnten sie nicht wechseln, wenn Erika sprach, klang ihre Stimme wie eine Glocke in Moll, und ihre Resonanz schwang in seiner Seele.

Auf dem Bahnhofe überprüfte Erich Gartner die Fahrpläne.

„Hast du den Zug nach Gotenburg?"

Ihm war, als tanzten die Rubriken, Zahlen und fremden Worte, er schüttelte den Kopf.

„Der nächste Zug geht in zehn Minuten!" versicherte höflich in deutscher Sprache eine Dame. Es war die Dänin mit der dicken Zigarre, die sie mit dem befriedigenden Resultat gemustert hatte: Deutsche Hochzeitsreisende!

Sie bedankten sich erfreut, kauften Fahrkarten und gingen auf den Bahnsteig. Das Leben umbrandete sie wieder. Erika jubelte: „Ich möchte der Frau eine Zigarre schenken, nur weil sie nett war — und auch deutsch sprach!"

„Soll ich umkehren und ihr eine anbieten?" konnte Erich Gartner nicht lassen, auf den Scherz einzugehen.

„Unterstehe dich, mich bloßzustellen. Aber mir ist jetzt freudevoll leicht, ich könnte etwas angeben. Nur eine Sorge habe ich: wie sag ich's meinem Kinde?"

Verblüfft sah er sie an. „Wem — —?"

„Anna Breiter!"

„Ach so! — Ich glaube, auch das wird in Ordnung kommen. Der heutige Tag soll nur unser sein!"

Der Schnellzug brauste heran. Ein Schnellzugswagen wie in Deutschland nahm sie auf, nur ihre Garderobe mußten sie im Gang aufhängen. Um so bequemer war das Abteil. Sie saßen nebeneinander und ließen die Augen über blühende Felder und Äcker, Gehöfte und kleine Weiler wandern.

„Oh, schau das!" rief Erika erstaunt. Unweit den Gleisen, vor einer Holzscheune hatte sich ein schwerer Ackergaul mit eng zusammengedrängten vier Beinen auf einen freiliegenden Felsblock postiert. Ein wildes Bild geschlossener Kraft, wendete er den Kopf dem Zuge entgegen. Der kleine Junge einer mitfahrenden Dame zwängte sich bei Erikas Ausruf zum Fenster, und ihnen allen senkte sich sekundenlang das merkwürdige Bild ins Gedächtnis.

„Ein nordisches Denkmal, nicht gemeißelt, nicht gestellt, Natur und tief einprägsam", äußerte sich Erich Gartner.

In Gedanken berührte Erika im Vorbeugen den kleinen Jungen, ihre Hand faßte mechanisch nach seiner Schulter und dann strich sie ihm wiederholt über das lange, hellblonde Haar. Mit verlorenen Augen sah sie ihn an und gab ihren Gedanken ungewollt Worte: „Ein Kind —!"

Die Frauenärztin, Leiterin einer Entbindungsklinik, Fräulein Dr. Erika Lorenzen, wurde plötzlich verlegen, als sie zu Erich Gartner hinüberblickte. Aber der hatte sie längst verstanden und sein Gesicht war Verheißung.

Ein Stündchen hatte genügt, sie nach Gotenburg zurückzubringen. Der Ausgang zur Straße war bald gefunden. Aber der Eingang zu den Menschen ihres Dampfers schien ihnen nicht verlockend. Noch nicht. Wie im Rausch noch wandten sie sich zu einem vornehmen Hotel. Speisten auf der Terrasse in der Abendkühle, eine bunte Tischlampe zog Nachtfalter an und verwob ihr Glühen mit dem vieler anderer Lämpchen. Nach dem Donnern der Naturkräfte in Trollhättan hörten sie hingegeben kultivierte Musik einer Meistergeige.

Hier nahmen sie Abschied von ihrem Alleinsein.

Es wurde sehr spät. Erika tastete sich behutsam in ihre Kabine, entkleidete sich im Dunkeln, um Anna Breiter nicht zu wecken. Sie bemerkte nicht, wie diese eine große, grün gekleidete Puppe mit langschlenkernden Beinen in den Armen hielt und hinter halb geschlossenen Augenlidern selig zur Decke blinzelte. Auch Erika lag noch lange lautlos, wie schlafend.

Eine Nacht noch wollte jede mit ihrem Glücke allein sein.

7.

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten" — es krachte gegen die Wand oder gegen die Tür — „da kann sich kein Gebild gestalten." Dämmerschlaf hielt Erika Lorenzen umfangen. Es krachte hinein.

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten" — Anna Breiter gaukelte allerlei Liseberg vor —, „kann sein Gesicht sich nicht gestalten." Es krachte weiter. Oder klopfte —.

Die beiden Frauen reckten sich in den Betten erschrocken auf. Zaghaftes Pochen an der Tür ließ sie aufhorchen.

„Fäulein Doktor — Fräulein Doktor —!"

„Was ist los?"

„Fräulein Doktor —, hier ist der Steward", es kam sanft von der anderen Seite der Tür, „es ist jemand krank."

„Einen Augenblick!"

Erika Lorenzen warf sich einen Mantel über und öffnete die Tür einen Spalt breit.

„Entschuldigen Sie, Fräulein Doktor, daß ich Sie wecke. Frau Orwein ist krank."

Verständnislos sah Erika Lorenzen den Mann an. „Und was kann ich da tun?"

„Herr Orwein bat, ob Sie nicht mal nach ihr sehen wollten?"

„Nach Frau Orwein — oben am Nordpol?"

„Frau Orwein ist doch hier! Sie ist in der Nacht zurückgekehrt!"

„Ich komme."

Die Tür schloß sich. Erika Lorenzen kleidete sich schnell an. „Bleib liegen, Anna, du hast gehört, Frau Orwein ist hier und krank."

Anna Breiter war nichts lieber, als sich stumm und gähnend wieder in die Decke zu wickeln. In Strandhosen und Bluse, den Mantel über, trat Erika Lorenzen ins Freie. Ganz Ärztin. Erblickte Orwein, der übernächtig und niedergeschlagen in der Nähe stand.

„Nun, Herr Orwein", fragte sie freundlich, „was ist mit Ihrer Frau?"

Ihm klapperten in der Morgenkühle die Zähne, die Lippen hatten sich blau gefärbt. „Meine Frau ist erkältet und fiebert — sie ist nervös. Sie hat keine Einreiseerlaubnis nach Norwegen bekommen und mußte zurück. Und nun —"

Erika Lorenzen hatte ihn scharf gemustert: „Wie lange stehen Sie hier schon?"

„Die halbe Nacht, Fräulein Doktor, mit meiner Frau ist gar nicht zu sprechen —, ich traue mich nicht —."

„Wollen sehen", sagte sie sachlich. „Gehen Sie inzwischen in die Messe und wärmen Sie sich auf!" Ihr Gebot schien keinen Widerspruch zu dulden, er trottete ab.

Erika Lorenzen klopfte bei Grazia Orwein. Keine Antwort. Sie klopfte nochmals. Es blieb still. Sie trat ein und fing einen gehässigen Blick Grazia Orweins auf. „Guten Morgen, Frau Orwein, Ihr Mann veranlaßte mich, nach Ihnen zu sehen."

„Ich habe Sie nicht gebeten!" fauchte Grazia Orwein.

Es machte keinen Eindruck auf Erika Lorenzen. Sie sah mit einem Blick das fiebergerötete Gesicht, die Unruhe in den Augen, hörte die krächzende Stimme. „Sie sind erkältet, Frau Orwein, haben anscheinend auch Fieber, lassen Sie mich Ihren Puls fühlen." Ihre Hand hatte berufsmäßig und ohne Zögern Grazia Orweins Handgelenk umspannt.

Das ging Grazia Orwein gegen den Strich, sie fuhr hoch und protestierte. Aber die feste, ruhige Stimme Erika Lorenzens hatte einen solch zuredenden Einfluß. Trotz allen Knurrens hielt Grazia Orwein gelähmt inne.

Plötzlich fuhr sie wieder auf, riß den Arm zurück. „Was wollen Sie denn, ich habe Sie nicht gerufen, ich brauche Sie nicht! Laßt mich in Ruhe, alle, alle!" Ein hemmungsloses Weinen schüttelte ihren Körper. „Ich will nichts hören, nichts sehen, niemand!"

Erika Lorenzen trat einen Schritt zurück, drehte sich um, schaute durchs Bullauge. Der Anfall würde vorübergehen. Als es stiller wurde, nahm sie mit menschlichen, beruhigenden Worten ihre Überredungskunst wieder auf. Grazia Orwein schien zerstreut zuzuhören, dann brach es wieder los.

„Lassen Sie mich in Ruh! — Die ganze Welt ist mir zuwider, satt habe ich die ganze Geschichte. Was wissen Sie schon davon —!"

„Hören Sie mal, Frau Orwein —"

„Nein, nichts wissen Sie, Sie sind zufrieden und glücklich und haben Ihren Beruf. Was verstehen Sie von dem ganzen Jammer und der elenden Plage —"

„Ihr Mann meinte —"

„Mein Mann —?" Erika Lorenzen entsetzte sich über Grazia Orweins verächtliches Gesicht, ihre wegwerfende Gebärde. „Mein Mann — dieser Trottel!" Nun fehlt nur noch, daß sie ausspuckt, jagte es durch Erika Lorenzens Gedanken. Also das ist der wunde Punkt. Aber ein neues Weinen schien Grazia Orwein Erleichterung zu bringen. „Ach, ich bin ja auch so dumm, so furchtbar dumm, es ist einfach schrecklich, lassen Sie mich allein mit meinem Elend —."

„Werden wir nun etwas ruhiger", redete Erika Lorenzen auf die Frau ein, „das freut mich, bleiben Sie schön liegen, ich will sehen, ob in der Schiffsapotheke ein Beruhigungsmittel vorhanden ist, damit Sie ein paar Stunden Schlaf finden."

Nachdenklich ging sie aufs Deck hinunter. Ihr Gesicht erhellte sich, Erich Gartner kam ihr entgegen. Mit wenigen Worten war er im Bilde. Im Weitergehen forschte sie: „Hast du mit dem Kapitän gesprochen, Erich?"

„Konnte noch nicht, er ist erst vor kurzem aus den Federn gekrochen, ich laufe hier schon ungeduldig auf und ab. Kannst du dir denken!" Sie sahen sich tief und alles sprechend in die Augen.

Der Kapitän schleppte den Kasten mit der Schiffsapotheke herbei. „Ist es schlimm, Fräulein Doktor?" Er war besorgt um seine Fahrt. „Glaube nicht, Herr Kapitän, leichte Erkältung und durchgegangene Nerven." Sie mischte ein Wasserglas Brom zurecht.

Grazia Orwein sah sie mißtrauisch an. Schluckte aber, ließ den Kopf in die Kissen fallen. Erika Lorenzen setzte sich abwartend auf das kleine Sofa.

Am besten ist, man packt den Stier bei den Hörnern, die Frau scheint von einem krampfhaften Ehrgeiz besessen. „Weil Sie keine Einreiseerlaubnis nach Norwegen bekommen haben", hub das Fräulein Doktor an, „deshalb dürfen Sie nicht gleich den Kopf verlieren."

„Wenn es das nur wäre", jammerte Grazia Orwein, „es ist schlimm genug, aber alles andere ist ärger. Eine Frau in so sicheren Verhältnissen wie Sie, kann das alles gar nicht verstehen —."

Es war ein Morgen, ganz anders wie andere Morgen. Erika Lorenzen hatte so viel menschliches Mitgefühl in sich aufgespeichert, sie war

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

so voller Freude am Geben, so voller Liebe zum Leben. sie ließ die nüchtern beobachtende Ärztin beiseite und fand mit Worten der Frau zu einer anderen Frau den Schlüssel.

Warum sichere Verhältnisse, ob Frau Orwein glaube, ihr sei das Leben immer nur im Schmucke erschienen? Auch sie habe kämpfen müssen, schwer oft, bis in die letzte Zeit hinein, aber gerade heute werde ihr ein Tag geschenkt, der sie der Erfüllung allen Frauendaseins näher bringe.

Grazia Orwein horchte auf.

Langsam ging sie aus sich heraus. Es war gar nicht mehr die harte, schroffe Grazia Orwein, als die sie sich sonst gab.

Eine Liebesheirat. — „So." — Ja, eine Liebesheirat. Sie habe Philologie studiert, Erdkunde und Mathematik, wollte Lehrerin werden. Habe Orwein kennengelernt und ihr Studium abgebrochen, geheiratet. Sie seien nicht ganz unbemittelt gewesen. Er habe von seiner Kunst geschwärmt, und in ihrer Liebe und Gläubigkeit habe sie den Himmel offen gesehen. Schon nach einem Jahr sei die Ernüchterung gekommen. Mit seiner Malerei sei es nicht weit her, er arbeite auch nicht tüchtig. Schlecht, nein, schlecht sei er nicht, aber ein Effekthascher. Ihren Hausstand halte sie für leidlich verwahrlost, sie verstehe nicht viel davon. Das Geld sei dahingeschmolzen, und schließlich habe sie die Lederhaube auf den Kopf gedrückt und mit der Wanderschaft begonnen, um geographische Bücher zu schreiben. Keine Erfolge und nun wieder ein Rückschlag.

Grazia Orwein weinte fort. Plötzlich sprang sie erregt aus dem Bett heraus, riß in ihren Haaren und schrie: „Ein Kind will ich haben, ein Kind!"

Mit Mühe gelang es Erika Lorenzen, sie wieder zu beruhigen. Aber es kam erneut: „Was verstehen Sie von einem Kind, Sie helfen nur anderer Leute Kinder zur Welt bringen, Sie haben keinen Mann, nur Ihr Beruf ist Ihr Leben!"

Ärger drohte in Erika Lorenzen aufzuwallen, doch sie hatte als Ärztin schon andere Szenen angehört, und war nicht heute ein Tag, ein ganz besonderer Tag?

Mit einem Male wußte Grazia Orwein, Erika Lorenzen würde heiraten, wußte einiges aus dem bewegten Leben ihrer Liebe, wußte einiges von dem seltenen Zufalle, der sie mit Erich Gartner auf dem Dampfer zusammengeführt hatte. „Und sehen Sie, Frau Orwein, Kinder, das ist ebenso mein Wunsch, wie Ihr Wunsch und der Wunsch aller Frauen. Ich kann sehr wohl verstehen, nach dreijähriger Ehe sehnen Sie sich nach einem Kinde, es wird Ihr Leben anders ausfüllen und Ihren Gedanken andere Wege weisen."

Grazia Orwein fühlte sich nach langen Jahren das erste Mal beschämt. Ehrlich beschämt. Sie reichte Erika Lorenzen die Hand, mit einer weichen Gebärde, wie sie wohl als junges Mädchen Irrtümer einsah. „Wenn nur mein Mann —."

Ob er nichts anderes könne als malen?

Zeichnen liege ihm viel besser, meinte Grazia Orwein, wenn er tüchtig hinzulernte, ehe das Geld ganz alle sei und dann eine feste Stellung als Graphiker erhielte? Und vielleicht könne sie ihr Studium wieder aufnehmen und beenden, so daß sie in geordnete Verhältnisse kämen —.

Erika Lorenzen sprach mit Eifer dafür, richtete die Frau seelisch auf und verstand es, sie so ganz nebenbei auch körperlich zu untersuchen. Nichts zu befürchten, der leichte Fieberanfall war schon im Abklingen.

„Ja, Frau Orwein, ich will Ihnen den Gefallen tun, werde mal ein energisches Wort mit Ihrem Manne sprechen, es liegt im Interesse Ihrer Gesundheit. Aber nun legen Sie sich wieder schön hin und schlafen Sie. Ich sehe im Laufe des Tages nach Ihnen und — wenn Sie nachmittag auf den Beinen sind, was ich hoffe, die kleine Erkältung ist nicht von Bedeutung, dann können Sie mir auch eine Freude bereiten." Sie lächelte verheißungsvoll. „Es gibt nämlich heute noch eine kleine Überraschung auf dem Dampfer. — Bis dahin: Schlafen Sie beruhigt!"

*

Kaum hatte Hauptmann Gartner die Kapitänskajüte verlassen, geriet das ganze Schiff in Aufregung. Wo am Abfahrtstage sowieso schon allerlei Hochbetrieb herrschte.

Der Kapitän wühlte planlos zwischen seinen Büchern, fand endlich ein grünes Heftchen „Die Ziviltrauung auf Seeschiffen. — Ein kurzer Leitfaden für Kapitäne." Blätterte drin herum, warf es auf den Schreibtisch, ließ die Alarmglocke zum Steward schrillen. Hieß diesen, der wie eine Rakete angeschossen kam, auch den Koch sofort zur Stelle schaffen. Fünf Minuten Instruktion: Hochzeit, Festmahl, Ehre einlegen, zwei Stunden Zeit bis zur Abfahrt. Der Smutje sauste los, in die Stadt zu Einkäufen. Der Steward warf den Kaffee förmlich vor Studienrat Reinhold Bestvater und Frau Adelheid hin, bevor er dem Koch folgte. In Eile, entschuldigte er sich, aber die Familie Bestvater war mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, merkte es kaum. Gestern abend waren sie eingetroffen und hatten es bisher vermeiden können, den anderen Fahrgästen zu begegnen. Es gelang ihnen weiter. Frau Adelheid hatte mit süßsaurer Miene den Kapitän aufhalten wollen, aber der war so beschäftigt, der erste Buchstabe seiner Antwort tönte noch in der Messe, der letzte drang schon von draußen herein. Dabei hatte er nur „Eile" gerufen. Sie konnten nicht sehen, wie seine Sinne geflaggt hatten. Endlich eine Hochzeit auf seinem kleinen Dampfer.

(Fortsetzung folgt.)

Denkmäler schwinden - die Geschichte bleibt!

(Schluß zu Seite 5.)

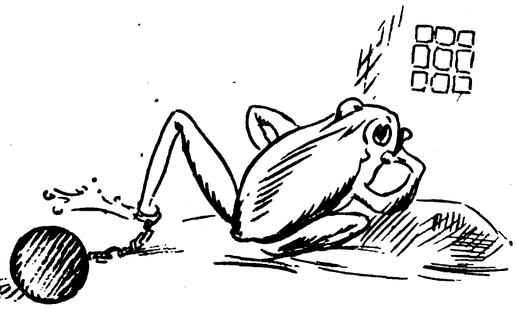
haben dann der Stadt übel mitgespielt. Im Dreißigjährigen Krieg wurde sie von schwedischen und spanischen Truppen fünfmal nacheinander besetzt und gebrandschatzt. Kaum erholt von diesen Schäden, wurde Worms auf Befehl des Sonnenkönigs 1689 von Mélac völlig zerstört. Aber der Geist der Bürgerschaft blieb ungebrochen und ließ die Stadt immer wieder von neuem erstehen. Auch die Großen im deutschen Kulturleben der jüngeren Zeit haben regen Anteil an Worms genommen. Abgesehen von Richard Wagner in seinem „Ring des Nibelungen", wählte auch Lortzing für seinen „Waffenschmied" diese Stadt als Schauplatz der Handlung. Mozart verlebte im Januar 1778 auf seiner Reise nach Paris „fünf frohe Tage" in ihren Mauern. Vier Jahre später fand hier Schiller ein Obdach auf seiner Flucht aus Württemberg. Goethe verbanden herzliche Beziehungen mit der Wormser Familie Meixner, deren Gast er war.

K. K. W.

Rätselhafte Geschichten und ihre Auflösung

Der Frosch in der Weltausstellung.

Die Weltausstellung von 1862 war voll von Maschinen und Erzeugnissen des beginnenden technischen Zeitalters. Die allerbedeutendste Erscheinung dieser Ausstellung waren zweifellos ein unscheinbares Geschütz, dessen Rohr aus Kruppstahl gegossen war, und



einige mächtige Gußstahlblöcke, vor denen die Fachleute wie versteinert stehenblieben. Aber mit frechem Gequake drängte sich vor diese in die Zukunft weisenden Dinge ein Held, der, wie es hieß aus 160millionenjähriger Vergangenheit frisch und lebendig ans Licht gestiegen war. Es war ein Frosch, der das Interesse der Besucher schließlich vollkommen auf sich zog. Man hatte ihn in einem Block Steinkohle gefunden, aus dem er die verblüfften Bergleute unschuldig anglotzte. Der Fall war interessant genug. War das Tier mit der sich bildenden Steinkohle, mit den versinkenden Urwäldern in die Tiefe geraten und hat er 160 Millionen Jahre ein einsames und tugendhaftes Leben dort unten in seiner Zelle geführt? Allen Ernstes behauptete eine Partei, daß dies die einzig mögliche Erklärung sei. Andere aber lachten und erklärten den Fall damit, daß der Frosch im Förderkorb eine Vergnügungsreise in das Erdinnere angetreten habe und unbemerkt von den Bergleuten zwischen die Kohlebrocken geschlüpft sei. Beide Parteien hatten Unrecht, wie wir heute wissen. Die Geschichte hat sich nämlich in unseren Tagen wiederholt. In 40 Meter Tiefe in der Höhlung eines Kohlenflözes fand man diesmal gleich mehrere Exemplare von Fröschen, die ihren Zugang unmöglich von außen gefunden haben konnten. Man entdeckte nun feine Risse und Spalten, durch die der befruchtete Froschlaich wohl heruntergespült worden war. Daß sich Frösche mit einem solchen Existenzminimum begnügen, bewiesen Versuche, bei denen 20 lebendige Frösche in ebenso viele Gipsblöcke eingekerkert wurden. Nach 12 Jahren zerschlug man die Gefängnisse, und tatsächlich lebten 4 der Tiere noch, die ein Dutzend Jahre ohne Nahrung und erkennbare Luftzufuhr ausgehalten hatten. Der, übrigens bald nach seiner Befreiung sanft entschlummerte „Ausstellungsfrosch" mag also immerhin ein paar Jahrzehnte alt gewesen sein.

Die wahrgewordene Sage.

Eine alte, uralte Geschichte erzählten sich die Leute von Seddin bei Perleberg in der Uckermark. Sie begann, wie alle diese Sagen: „Es war einmal ein großer König . . ." Daß aber dieser mächtige Herrscher gerade hier Hof gehalten habe, konnten sich die Seddiner gar nicht denken, und sie nahmen es als Märchen, wenn die Geschichte schloß: „Der König aber wurde in einem dreifachen Sarg im Hinzer Berg beigesetzt, und dort ruht er, umgeben von kostbarem Geschmeide, noch heute." Nun, was weiter? Man hat wohl im Hinzer Berg die Form eines Grabhügels zu erkennen geglaubt und zu dem Platz schließlich noch einen sagenhaften König Hinz hinzugedichtet. So meinte man, bis die



europäische Vor- und Frühgeschichtsforschung den Spaten ansetzte und den Kern der Sage ans Licht hob. Es war wirklich wie ein Wunder: ein dreifacher Sarg hob sich aus der Erde und der Vergangenheit, ein „Königsgrab", wie es im Volksmund so lange überliefert war. Und aus den Grabbeigaben, den Schalen, Spangen und Ringen dieses spätbronzezeitlichen Hügelgrabes konnte man ersehen, daß es die Zeit der Gründung Roms gewesen war, in der der hier beigesetzte westgermanische Große sein mit ihm begrabenes Schwert geschwungen hatte. Etwa um 700 hatte sich in Mecklenburg und Nordbrandenburg ein Kulturzentrum der Westgermanen gebildet, die — den Funden nach — weite Handelsbeziehungen auch zum Süden unterhielten. Mehr als zweieinhalb Jahrtausende war die Sage von Mund zu Mund gegangen, bis sich in unseren Tagen das Rätsel löste: Der „König Hinz" war wirklich dort in jenem Berg begraben.

Das Meer ohne Sturmwogen.

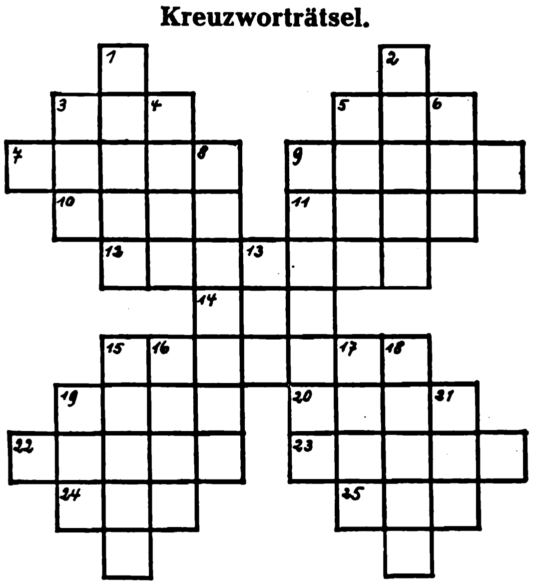
Der Klabautermann und die Seeschlange, die Meerweibchen und der „Fliegende Holländer" rufen immer ein verstehendes Lächeln hervor, wenn sie in den Fahrtengeschichten der Seeleute auftauchen. Das berühmte



Seemannsgarn! Nichts bleibt uns erspart, auch nicht die Geschichte von der ewig ruhigen See, die kein Windhauch kräuselt und kein Sturm aufwühlt. Neben der Erzählung von dem Schiffsfriedhof in der Sargasso-See, in deren Tanggeschlinge sich die Schiffe verfingen, war das wogenlose Meer immer ein Glanzstück im Mund der von großer Fahrt heimgekehrten Matrosen. Die „jüngste" Seeschlange, das Ungeheuer von Loch Neß, ist durch das kürzliche Geständnis des Journalisten, der sie in die Welt gesetzt hatte, als Erfindung entlarvt; die Meerweibchen, die manche fürstliche Schatzkammer vergangener Jahrhunderte ausgestopft zeigte, erwiesen sich als scheußliche Zusammensetzungen aus Menschenmumien und Fischleibern; der „Fliegende Holländer" fand seine Erklärung in toten, fahrenden Wracks; die Sargasso-See hat keinerlei Schiffe in ihrem Tangwald versammelt. Und so gehört wohl

RÄTSEL

Kreuzworträtsel.



Waagrecht: 3. Putzmittel, 5. Ansehen, 7. Ursache, 9. Speisenwürze, 10. nordischer Männername, 11. weibl. Vorname, 12. weibl. Vorname, 14. griech. Gott, 15. Beerenstrauch, 19. Sportgerät, 20. Drama von Ibsen, 22. Hugenottenführer, 23. Donauzufluß, 24. Kirche, 25. griech. Göttin. — Senkrecht: 1. starker Wind, 2. Verzeichnis, 3. Papagei, 4. weibl. Vorname, 5. nord. Götter, 6. weibl. Vorname, 8. Meeressäugetier, 9. hervorragend, 13. Meeressäugetier, 15. Strohdecke, 16. Stadt in der Oberpfalz, 17. Stunde, 18. Muse der Liebesdichtung, 19. braune Wasserfarbe, 21. Wiesengrund.

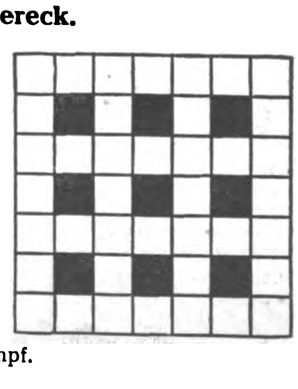
Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — an — ba — bach — ber — ber — bö — dan — doc — dour — e — ent — eu — fal — fen — gar — ge — ge — gru — ha — kle — kur — la — lat — me — meu — nar — ne — now — o — o — of — pa — pi — rad — rei — rhön — ru — rung — se — se — ta — te — tra — tra — tri — trou — vi — wäs — wer — zen — zis werden 17 Wörter gebildet, deren 1. Buchstaben, von oben nach unten, die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, einen Sinnspruch und seinen Verfasser ergeben.

1. österr. Mundartdichter, 2. Fruchtmus, 3. Fisch, 4. Kanalisation, 5. griech. Insel, 6. Stadt in Mecklenburg, 7. Sportgerät, 8. griech. Denker, 9. ägypt. Königin, 10. Stadt am Main, 11. französ. Landschaft, 12. Empörung, 13. Oper von Verdi, 14. Glasschrank, 15. japanische Hafenstadt, 16. Blume, 17. Küstengebirge in Spanien.

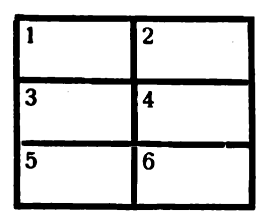
1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 ....

Viereck.



Die Buchstaben: a a a a a a c c c c e e e e e e e e h h h h h i n n n n n r r s s e t t t t u u sind so in die Felder zu ordnen, daß die waagrechten und senkrechten Reihen die gleichen Wörter ergeben. 1. Anzeige, 2. Teil eines Bergwerks, 3. Schulfach, 4. Wundstarrkrampf.

Silbenkreuz.



1—2 weibl. Vorname
1—5 feine Leinwand
2—4 Sinnesorgan
3—4 Verwandte
5—6 Schmetterling
1—3—5 Gebirge in Syrien
3—2—6 Südfrucht

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 3. Ata, 5. Air, 7. Grund, 9. Essig, 10. Arne, 11. Meta, 12. Malwine, 14. Pan, 15. Schlehe, 19. Schi, 20. Nora, 22. Rohan, 23. Traun, 24. Dom, 25. Ate. Senkrecht: 1. Sturm, 2. Liste, 3. Ara, 4. Anna, 5. Asen, 6. Ria, 8. Delphin, 9. eminent, 13. Wal, 15. Schof, 16. Cham, 17. Hora, 18. Erato, 19. Sod, 21. Aue. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Anzengruber, 2. Latwerge, 3. Laberdan, 4. Entwässerung, 5. Euböa, 6. Hagenow, 7. Rhönrad, 8. Epikur, 9. Kleopatra, 10. Offenbach, 11. Medoc, 12. Meuterei, 13. Troubadour, 14. Vitrine, 15. Otaru, 16. Narzisse, 17. Trafalgar. „Alle Ehre kommt von Treue. Richard Wagner." ✱ **Viereck:** Inserat, Schacht, Rechnen, Tetanus. ✱ **Silbenkreuz:** LI, NA, BA, SE, NON, NE.

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck)

Vierzüger von Hans Boldt, Kiel-G.

Weiß: Kh2, Lc7, Lf3, Sg4, Sh6 (5).
Schwarz: Kh5, Bg5, g6, h3, h4 (5).

Lösung:

1. Lf4!, g×f4; 2. Sf7, g5; 3. Sge5†, g4; 4. L×g4‡.

Aus der Verteidigung zum Angriff.

Französische Verteidigung, gespielt in einer freien Partie zwischen Gebhard und v. Freyberg, München.

1. e4, e6; 2. d4, d5; 3. e×d5 (besser Sd2), e6×d5; 4. Ld3, Ld6; 5. Sf3, Sf6; 6. De2†, Le6; 7. Sg5, De7; 8. S×e6, f×e6; 9. 0—0, 0—0; 10. Te1, Sc6!; 11. c3, Tae8; 12. Lg5 (Blockierung mit f4 wäre besser), 12. . ., e5!; 13. d×e5, S×e5; 14. Sd2?, S×d3; 15. D×d3, D×e1†; 16. T×e1, T×e1†; 17. Sf1, Sg4!; 18. D×d5†, Kh8. Weiß gab auf, denn die Drohungen L×h2† oder T×f2 usw. sind zu stark und Materialverlust unvermeidbar. Eine gute Leistung von Schwarz.

auch die „ewig glatte See" ins Gebiet des guten Klabautermann, als Seemannsgarn? Voll Zorn über unsern Unglauben nimmt uns der Seebär am Kragen und befördert uns in den Golf von Mexiko. Und tatsächlich, hier vor Sabine Paß, ist ein Meeresteil, in dem sich niemals Wogen auftürmen. Aus einem untermeerischen Becken quillt unablässig Petroleum, das sich als glättende Ölschicht auf die Meeresoberfläche legt. Es ist hier durch die Natur wirklich „Öl auf die Wogen" gegossen, und wir sind froh, daß wenigstens eine der grundlegenden Seemannsgeschichten ihre Bestätigung gefunden hat.

Lebt das Volk der Inkas noch?

Eines der verlockendsten Märchen, das seinerseits zu großen Entdeckungen geführt hat, ist das von unbekannten, reichen, weißen Stämmen im Innern Afrikas oder Südamerikas. Die Spanier des ausgehenden 17. Jahrhunderts ließen sich durch solche Erzählungen von den sieben Goldhügeln des Aiaxos, von dem Silberberg Cerro de la Plata, von dem Königreich der Tejas, von den herrlichen Städten Cibola und Quivira, von Mexiko aus bis tief ins Innere Floridas und des südlichen Nordamerika locken. Immer verschwanden die Goldstädte, wenn man in ihre Nähe kam, und übrig blieben ein paar ärmliche indianische Lehmhütten. Den Vorteil hatte die Erdkunde, der damit neue Gebiete



bekannt wurden. Aber auch viel später noch, bis in Humboldts Zeiten, hielten sich diese Geschichten. Und da war es besonders der Nachklang des Inkagoldes, der von Peru und Ekuador her den Forschern in den Ohren tönte. Nachkommen der Inkas sollten dort noch im Verborgenen wohnen. Und wirklich glückte es einem Forscher, der auf Alexander von Humboldts Spuren Südamerika bereiste, einen solchen Stamm zu finden. Es war der deutsche Naturwissenschaftler Vollmer, der zu Beginn des vorigen Jahrhunderts in der Gegend des Chimborasso, in Ekuador, auf einen hellhäutigen Stamm stieß, von solcher Reinheit der Sitten und von solch alter, festgegründeter Kultur, daß der Gelehrte erst nach monatelangem Aufenthalt sich widerwillig von seinen Gastfreunden losriß. Niemals, erklärte er, habe er ein glücklicheres Leben gelebt als im Verband dieser „Nachkömmlinge der alten Inkas", die freilich zu einfacher ländlicher Kleidung und Lebensweise zurückgekehrt waren. Damit würde eine dieser merkwürdigen Geschichten von verschollenen Völkern wohl bewiesen sein, hätte nicht der Forscher die Spuren verwischt, die zu diesen arkadischen Menschen führten, um ihnen ihren „naiven Zustand" zu bewahren. Das schon gelöste Rätsel aber hat sich aufs neue verschlüsselt und bis heute kam niemand mehr auf die Fährte jenes glücklichen Stammes.

Gefangene des Meeres.

Bei den Eingeborenen der Fidschi-Inseln, die nördlich von Neuseeland im Stillen Ozean liegen, stießen die Weißen auf den sagenhaften Bericht von einem Meergeist, der die im seichten Wasser der Ebbe watenden Menschen festhalte, bis sie in der Flut ertrunken seien oder sich selbst die Glieder abschnitten, mit denen sie sich im Zugriff des Dämons befänden. Man hätte diese Geschichte sehr wohl, wie so viele andere, ins Gebiet der Fabel weisen können, wären nicht merk-



würdig viele Einbeinige ein anscheinend lebendiger Beweis für ihre Wahrheit gewesen. Man dachte an Haifische, die an diesen Verstümmelungen schuld seien, aber die hartnäckige Behauptung von dem stundenlangen Festhalten, währenddem die Flut höher und höher stieg, machte diese Erklärung hinfällig. Und dann stolperte ein Europäer in die geheimnisvolle Geschichte hinein. Sehr zu seinem Mißbehagen. Im niederen Wasser fühlte er unterhalb des Knies eine scharfe Falle zuklappen, die ihn nicht mehr losließ. Gefährten, die glücklicherweise in Rufnähe waren, eilten herbei, und man erkannte den „Meergott" als eine der Riesenmuscheln, zwischen deren geöffnete Schalen der Unvorsichtige sein Bein gebracht hatte Die im Augenblick wie Eisen zusammenschnappenden Schalen mußten mit Axtstielen aufgestemmt werden, um den Gefangenen befreien zu können. In manchem Rokokoschloß Frankreichs, das sich damals seine Südseebesitzungen erwarb, kann man solche Riesenmuscheln als Brunnenschalen sehen und ihre Größe macht uns die abenteuerlich klingende Erklärung durchaus glaubhaft.



Ein heißer Tag nach heiß durchkämpfter Nacht.
Dort, wo jetzt rauchende Trümmer liegen, hat früher eine Schule gestanden. Nur eine Mütze voll Schlaf nehmen die Pioniere. Die groben Schulbänke sind nicht gerade bequem, aber daß man trotzdem auf ihnen ausruhen kann, ist eine alte Erfahrung. Vielleicht schleichen sich in ihren Schlaf Erinnerungen aus Kindheitstagen. Hoffentlich aber wird es kein Angsttraum von einer nicht bestandenen Prüfung. PK.-Aufn.: Kriegsberichter Kühn-Wb.





Ist der Bart eine Maske?

Erste Anprobe.
Kritisch prüft Willy Birgel seinen neuen Bart. Auf dem Kinn hat der Maskenbildner schon eine feine Schicht Leim verteilt, und gleich wird der Bart kleben. — Bild rechts: Nun sitzt er, aber es müssen noch kleine Unebenheiten beseitigt werden, und dann kann die Aufnahme beginnen. Aufmerksam verfolgt Willy Birgel jede Bewegung des Maskenbildners.



Adelheid Seeck muß lachen,
als sie den prachtvollen neuen Bart ihres Partners sieht. Sie und Willy Birgel sind die Hauptdarsteller des neuen, von Gerhard Lamprecht inszenierten Ufa-Films „Die Brüder Noltenius". Aufn.: Ufa-Lahmann.

ZU DEN TOBIS ATELIERS



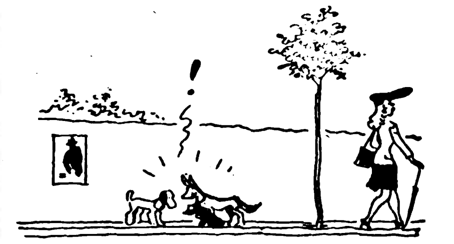
EWALD macht Schule!

BILDERBOGEN Emerich Huber

In der lustigen Kriminalkomödie der Tobis „Sanders lebt gefährlich" spielt der Dackel Ewald, zur Freude aller Kinobesucher, den Helfer des Kriminalschriftstellers Sanders, der sich, sogar in verschiedenen Verkleidungen, an der Jagd nach dem gestohlenen wertvollen Perlenhalsband beteiligt.

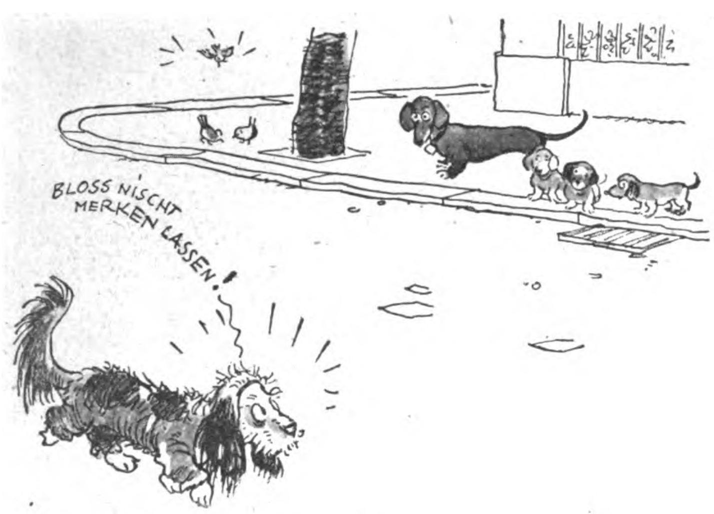


Kurz nach der Uraufführung.
„Leute, hier zu warten hat ja keen'n Zweck! Der Kastenjeist da hat ja nischt zu melden — det beste wird sein, wir wetzen einfach alle Mann ruff zum Direktor und fragen da, wo wa hier als Filmstar ausjebildet werden können wie der Ewald . . !"





„Seht euch diese raffinierte Person an! Das ist jetzt das siebente rassige Überziehfell im Lauf der letzten Woche, mit dem die alte Promenadenziege unseren männlichen Nachwuchs betören will . . ."



Tarnung.
„Er sieht zwar anders aus, — dem Gang nach aber möchte ich beinahe darauf schwören, daß es euer Vater, der Schuft, ist, der uns verlassen hat und nun in verschiedenen Verkleidungen ein Lotterleben führen soll . . ."



Der Förster Rauschebumm schreibt an die Tobis:
. . . Bitte um umgehende Mitteilung, wo ich für meine drei Hunde ähnliche Überziehfelle mit Reißverschluß anfertigen lassen kann, wie sie Ihr Dackel Ewald im Film „Sanders lebt gefährlich" trägt. Habe die Absicht, meine Meute in Hasenfelle zu stecken, um Erfolg der diesjährigen Hasenjagd durch diese Tarnung ins Ungeheure zu steigern . . ."



Fräulein Müdebein aus Berlin-Charlottenburg schreibt an die Tobis:
. . . Ich finde es empörend, wie in Ihrem Film der arme Dackel Ewald mißhandelt wird. Wer, wie ich, weiß, welche empfindsame Seele solche süßen kleinen Tiere haben, der kann sich denken, wie sehr Ewald bei den Verkleidungen gelitten haben muß! Ich habe während des ganzen Films geweint . . . und werde Sie wegen Tierquälerei verklagen . . .



Fachleute.
„Haben Sie das gehört, Kollege? Von dem Dackel Ewald, der jetzt in einem Tobis-Film mit auf die Verbrecherjagd geht? Sogar in verschiedenen Verkleidungen . . . Wie sich die Leute vom Film so was vorstellen! Unsereiner als alter Polizeihund kann da nur leise lächeln, was?!"

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. ABCDEFG 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 22. JUNI 1944
19. JAHRGANG ∴ FOLGE 25

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:

....

....



Ihre erste Bewährung.

Bereits bei den Anfangsgefechten im Zuge der deutschen Gegenmaßnahmen gegen die Invasion haben sich die Panzergrenadiere der SS-Panzerdivision „Hitler-Jugend" hervorragend geschlagen. Schnell hat sich die Härte des Geschehens in ihre jungen Gesichter gegraben.

SS-PK.-Aufn.: SS-Kriegsberichter Zschäckei.

DIE INVASION
– FÜR ENGLAND PHOTOGRAPHIERT!

Einem merkwürdigen Zufall verdanken wir diese Aufnahmen. Ein englischer Kriegsberichterstatter sendet seinen ersten Filmstreifen von der Landung mit einer Brieftaube nach England. Die Taube wird abgeschossen und der Film mit den Bildern gerät in unsere Hand.

An Bord eines kleinen Landungsschiffes vor der Küste von Devonshire schreitet der Kriegsberichterstatter F. Kaye ungeduldig auf und ab. Die letzten Maßnahmen sind so eindeutig, daß stündlich mit dem Beginn der Invasion zu rechnen ist. Sie warten nun schon unendlich lange hier, und irgendwann wird man das gründlich leid. Kaye greift wieder zu seiner Kleinbildkamera, knipst und schreibt sorgfältig auf eine Seite seines Notizbuches eine Zahl und Text. Das ist wichtig.

— — D-Tag! Die unerträgliche Spannung ist gewichen. Jetzt also beginnt der Tanz. Auf den Booten ist ein unendlicher Lärm, alle Bedenken oder Besorgnisse werden niedergekämpft mit lauten Worten. Man formiert sich, die Boote reihen sich ein. Auf See stoßen immer mehr dazu, Kriegsschiffe, große und kleine. Alle haben Sperrballone gegen Tieffliegerangriffe gesetzt.

Fahrt durch den Kanal! Es ist kein Vergnügen. Die winzigen Landungsboote sind nicht für solchen Seegang gebaut. Sie werden hart hin und her geschlagen, und Brecher gehen über. Für Landratten ist das nichts. Viele fallen wegen Seekrankheit aus.



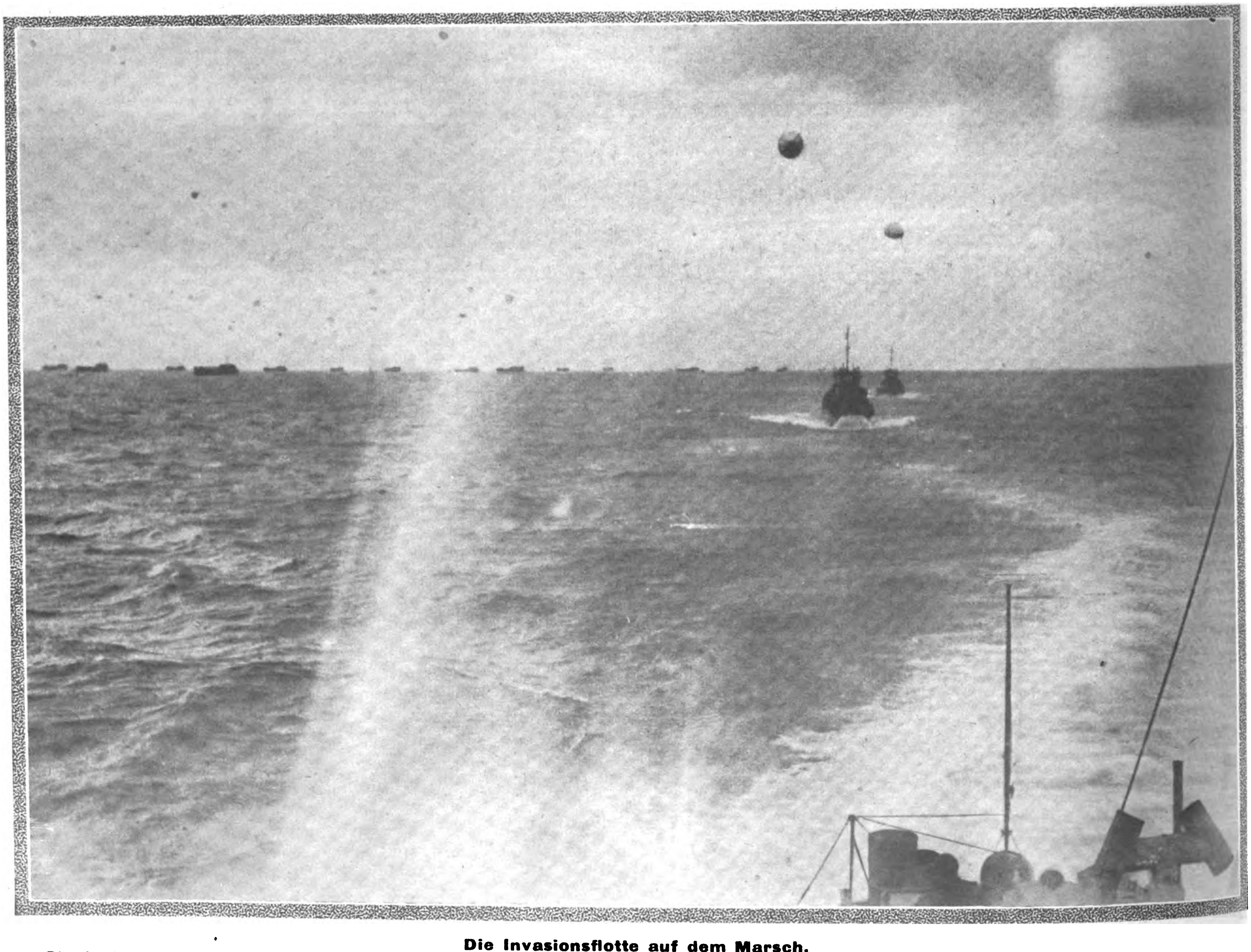
Das blieb von dem fliegenden Meldegänger übrig:
Ein Bein mit Ring und Feder, in den Krallen das Pappdöschen mit dem Invasionsfilm.

Mußte man denn einen solchen Tag nehmen? Ist es wirklich so, daß der D-Tag bereits seit langem feststand, man sich also gar nicht um die Gegebenheiten der Witterung kümmerte? Kaye versteht das nicht.

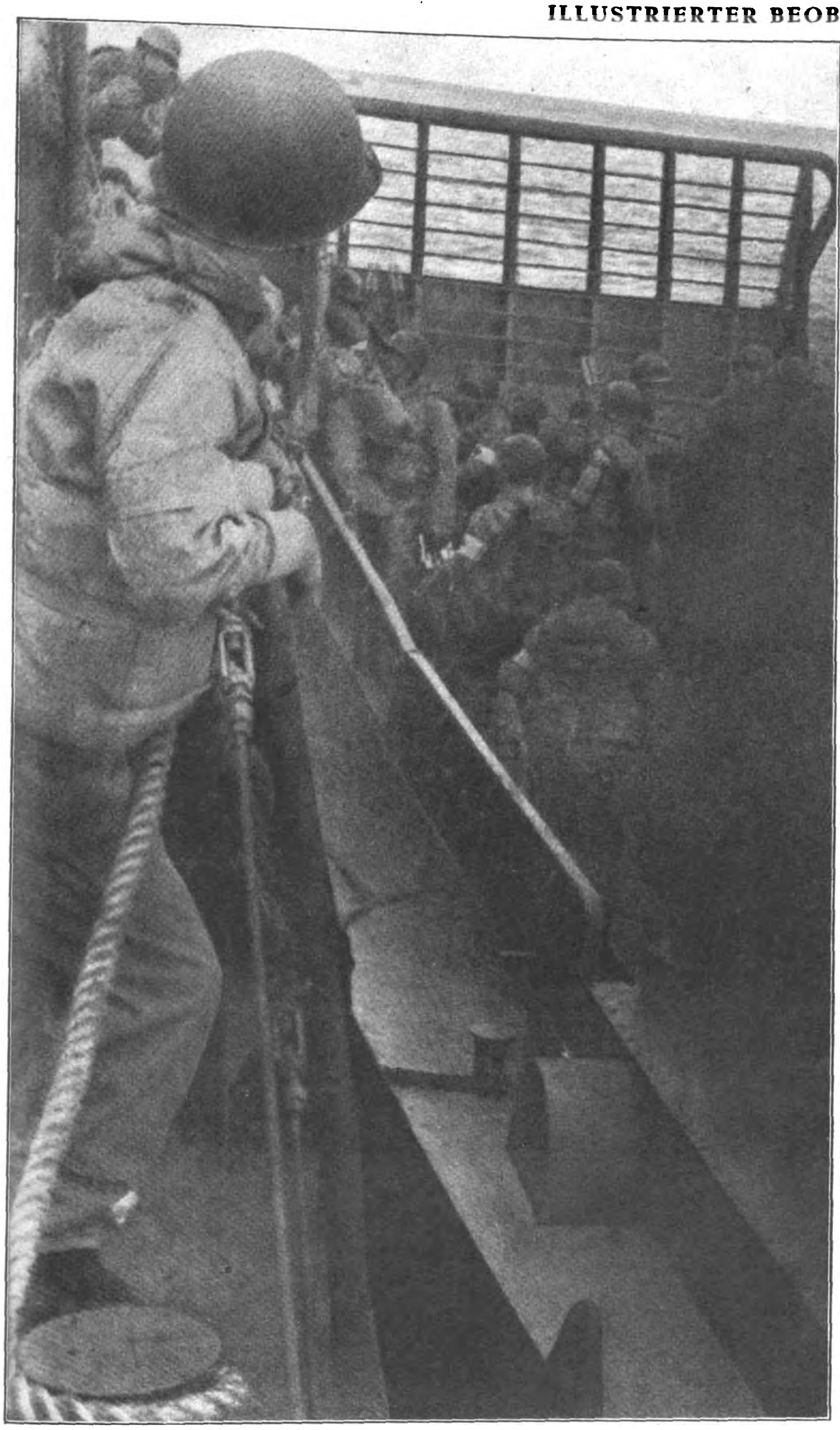
Über ihnen ziehen laufend die Verbände der RAF der Küste entgegen. Schwere Bomber fliegen südwärts, um die Landung vorzubereiten. Einige Maschinen kehren bereits zurück, nachdem sie ihre Bombenlast abgeworfen haben. Da in den letzten Wochen laufend Angriffe gegen die französischen Küsten geflogen wurden, besteht kaum Gefahr, daß die neuen Einsätze der RAF von deutscher Seite als Auftakt zur Invasion gedeutet werden können. Oder weiß man auf dem Festland vielleicht auf Grund bestimmter Informationen um die Lage . . . ?

Das Auslaufen dieser riesigen Flotte, der größten Invasionsflotte aller Zeiten, kann natürlich nicht in England ein Geheimnis geblieben sein. Vielleicht spricht man schon im ganzen Land davon, dann aber weiß es auch der Feind.

— — Die Deutschen wissen, woran sie sind! Der Feuervorhang, den sie jetzt auf See legen, ist furchtbar. Er ist auf alle Schiffe gebreitet,



Die Invasionsflotte auf dem Marsch.
Die „Landing-Ship-Tanks" haben Sperrballone zum Schutz gegen Flieger aufgelassen. Der Film hat durch längeres Liegen im salzigen Meerwasser Schaden gelitten, wie unsere Wiedergaben noch erkennen lassen





Sie sollen die Landungsfahrzeuge sichern.
Sperrballone in großer Zahl stehen über den Truppentransportern. Die Aufnahme wurde von einem hier nicht sichtbaren Fahrzeug aus gemacht. Der Schatten seines zugehörigen Sperrballons jedoch ist noch zu erkennen.

liegt aber mit besonderer Hartnäckigkeit auf den kleinen Räumbooten und Minensuchern, die bis in seichtes Wasser vorgehen, um den Weg frei zu machen. Einige Boote sind bereits verloren. Kaye versteht nicht, wie ein derartiger Feuerregen herniedergehen kann, nachdem die RAF in ununterbrochener Folge die Befestigungen bombardierte und, wie es hieß, Erfolge erzielte, daß nur noch Staub und Steine blieben. Wenn er bedenkt, daß sie auch in den Mittelpunkt des Kampfes gezogen werden könnten, wird ihm anders zumute. Aber er hat sich ein Boot ausgesucht, das weit hinten steht. Allzu schlimm kann es also nicht kommen.

Aber auch für die abgesetzten Boote ist es nicht leicht. Hätten sie die Schiffsartillerie nicht hinter sich, wären die Fallschirmjäger nicht schon an Land gegangen, würden sie überhaupt nicht französischen Boden betreten haben.

Wie alles im einzelnen war, weiß er nicht mehr. Jedenfalls

(Schluß siehe vorletzte Seite.)

Die Fahrt in die Hölle.
Übersetzung von Truppen von „Landing-Craft-Infantry" auf „Landing-Craft-Vehicles-Personel". Im Hintergrund die französische Küste.

Aufnahmen: F. Kaye-England (4) und Kriegsberichter Berndt (1). H. H.



Die normannische Küste ist erreicht.
Rechts ein Landungsfahrzeug, aus dem die Flammen schlagen.



Eine Sperrwand von Werfereinschlägen
wird gegen die Invasionsflotte hingebaut. Die auf dem Bild sichtbaren Wassersäulen sind die Einschläge einer einzigen Salve.



*

Links:
Der Angriff auf Europa.
Landeboote mit Mannschaften und Ausrüstung der 4. Infanteriedivision fahren der französischen Küste zu, die unter dem Feuer der englischen Schiffsgeschütze liegt.



Mit Bomben
beschenken die Aggressoren Europa. Feindlicher Luftangriff auf Caën.



PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Speck, Siedel (2) — und Beutefilm (1)

Neuseeländische Gefangene.
Diese Verwundeten gehören zur Besatzung eines im Kampfraum von Caën abgeschossenen Bombers.

Am 22. Juni
VOR DREI JAHREN



Eine halbe Stunde zu früh!

Als am 22. Juni 1941 der deutsche Angriff mitten hinein in den auf unsern Vorstoß allerdings unvorbereiteten Offensivaufmarsch der Sowjets befohlen wurde, überschritt Ritterkreuzträger Oberstleutnant R. als Major und Kommandeur eines Radfahrbataillons die Grenze im Norden der Front. Er erzählt: „Dieser Tag läßt mich vor allem an eine lustige Sache denken. Durch Übermittlungsfehler hatte sich einer meiner SMG.-Zugführer in der Angriffszeit geirrt und begann den Krieg gegen die Sowjets mit seinem Zug allein schon eine halbe Stunde vor allgemeinem Angriffsbeginn. Zum Glück ohne ernste Folgen für seinen Zug!"

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Pincornelly.

→



Beinahe zu spät gekommen!

Oberleutnant Hans B. und Uffz. Hans K. sind von einem Panzerzug. Der Oberleutnant berichtet: „Ich hatte K. und einen anderen am Tage vor dem Angriff nichtsahnend nach hinten geschickt, um Maschinenpistolen umzutauschen. Als unser Zug, um 3.05 Uhr aus allen Rohren feuernd, langsam losfuhr, waren die beiden immer noch nicht zurück. Endlich brachte ein Auto die beiden querfeldein zurück. Sie standen auf der hinteren Stoßstange und balancierten die Maschinenpistolen unter dem Arm. Trotz des Ernstes des frühen Tages lachte der ganze Panzerzug!"



Obergefreiter Karl B.,

Heizer auf der Lok eines Panzerzuges, erinnert sich: „Als wir damals mit unseren Geschützen eine ganze Bunkerreihe leermachten, kamen die Gefangenen alle nur mit Unterhose und Fußballtrikot heraus. Einen Putzlumpen davon habe ich noch heute!"



„Es darf geraucht werden!"

Oberfeldwebel Franz L. ging damals als Gruppenführer mit seinen Infanteristen über die Grenze. Es waren viele neue Kameraden darunter, die noch nie ein Gefecht mitgemacht hatten. „Als wir gegen Mittag in heißem Kampf gegen ein paar Betonbunker lagen", erzählt L., „waren die frischen Ersatzsoldaten zuerst etwas zaghaft. Unser Zugführer merkte es, stand im dicksten Feuer für alle sichtbar auf und zündete seine Pfeife an. Dann drehte er sich um und brüllte: ‚Es darf geraucht werden!' Dann setzten wir nochmal an, und die Bunker wurden genommen."



„Laßt den alten Trödel stehen!"

Feldwebel Willi B. und Obergefreiter Eberhard H. sind Soldaten eines Grenadierregiments. Als sie damals die ersten Kämpfe des Tages hinter sich hatten, marschierten sie weit in die Ukraine hinein. „Weißt du noch, Eberhard", erzählt Feldwebel B., „wie in jedem Dorf eine Musikkapelle stand und Weiber mit Milch und Obst? Und der Alte brüllte dann immer: ‚Laßt doch den alten Trödel stehen, Kinders! Wir wollen weiter, damit wir in Urlaub fahren können!' Im Herbst sind wir dann auch tatsächlich in Urlaub gefahren."



Hochstimmung im Panzergraben.

Gefreiter Johann K., Funker in einem Sturmgeschütz, war am 22. 6. 1941 Infanterist in einer MGK. „Gegen Mittag lagen wir in einem breiten Panzergraben und kamen vor einer Bunkeranlage nicht weiter. Auf einmal eine Detonation durch die wir wie die Maikäfer in unserem Graben herumflogen. Unsere Pioniere hatten einen Bunker hochgejagt. Über unseren Luftsprung mußten wir derart lachen, daß wir in eine Pfundsstimmung kamen!"



„In Hemd und Unterhosen!"

Oberleutnant Kurt H., Chef einer Haubitzbatterie, schoß beim großen Feuerschlag am 22. 6 1941 tausend Schuß heraus. „Wir waren froh, endlich mal wieder schießen zu können. Heute noch erzählen meine Kanoniere oft davon, wie komisch uns die ersten Gefangenen waren, die in Hemd und Unterhose ankamen. Das hatten wir in unseren Feldzügen doch noch nicht gesehen."



Unfreiwilliges Pferderennen. →

Hauptmann Karl B., Kommandeur eines Grenadierbataillons, ging am 22. 6. 1941 als Reiterzugführer über die Grenze. „Am Vormittag standen wir vor einem kleinen Wäldchen. Plötzlich ein Höllenlärm, und unsere Gäule türmen wie die Wahnsinnigen mit uns los. Wir konnten es ja schließlich auch nicht wissen, daß eine 21-cm-Mörserbatterie in diesem Wäldchen in Stellung gegangen war und unvermutet feuerte!"



Das Wiedersehen auf dem Bug.

Uffz. Wilhelm G., Geschützführer einer schweren Feldhaubitze, erzählt: „Nachdem wir mit dem großen Feuerschlag fertig waren, marschierten wir über die in der Nacht erbaute Bugbrücke. Mitten auf der Brücke traf einer unserer Kameraden plötzlich seinen Vater, den er eineinhalb Jahre nicht gesehen hatte und der als Pionier Brückenwache schob. Nicht nur die beiden, die ganze Batterie freute sich über dieses glückliche Zusammentreffen."



Mitten durch die Hölle!

Leutnant Emil S. erlebte den Einmarsch in die Sowjetunion als Wachtmeister bei einem Fernsprechbautrupp: „Das Verlegen der Kabel war oft schwer, wenn die Leitungen im Blickfeld von noch nicht ausgehobenen Bunkerstellungen gelegt werden mußten. Aber wir hatten unseren Befehl und legten unsere für die Führung so wichtigen Fernsprechkabel. Wenn es befohlen gewesen wäre, hätten wir sie mitten durch die Hölle gelegt!"



Der himmlisch-irdische Gesang.

Wachtmeister Michael L. und Obergefreiter Walter K. machten als Funker am 22. 6. 1941 ihren Dienst. Sie erzählen: „Als am späten Abend der letzte Aufklärer (es flog der Staffelkapitän selber) nach Hause flog, sang die ganze Besatzung das Lied: „Guter Mond, du gehst so stille." Das Funkgerät im Flugzeug war eingeschaltet, wir hörten es an unserem Gerät unten mit und sangen dann das Lied in himmlisch-irdischem gemeinsamem Gesang."



Bleiben Sie ruhig sitzen!

Obergefreiter G. von den Pionieren war tags zuvor als Kradmelder zum Divisionsgefechtsstand gefahren, vor dem der Divisionskommandeur sinnend auf und ab ging. G setzte sich auf eine Bank vor dem Haus, um auszuruhen. „Jedesmal", erzählt er, „wenn der General an meiner Bank vorbeikam, spritzte ich hoch und baute ein zackiges Männchen. Beim drittenmal sagte er zu mir: ‚Bleiben Sie ruhig sitzen, Sie werden sowieso in den nächsten Tagen so viel zu tun haben, daß Sie Ihre Kräfte noch brauchen.' In derselben Nacht noch erfuhr ich dann, was der Herr General gemeint hatte!"





DER „PANTHER" KAMPFGEFÄHRTE DES TIGERS

Aufn.: Vieth (Rmf. R. u. K.) (2).

Leichter, schneller, treffsicherer!

Dieser schnellere und wendigere Kampfwagen, dessen schräge Flächen ihm eine erhebliche Beschußfestigkeit sichern, wird an Schußleistung seiner Kanone von keinem gegnerischen Panzer erreicht. Die neuesten Möglichkeiten des Panzerwagenbaues sind im „Panther" verwirklicht.

Eine Fronterfahrung, von der Rüstung verwirklicht.

Als gefährliche Gegner der Panzer erwiesen sich die Haftminen. Der „Panther" wird deshalb mit einem Überzug versehen, dessen Riffelung das Ansetzen von Haftminen unmöglich macht.

Mit Frachtdampfer nach Schweden

EIN FRÖHLICHER ROMAN VON FR. OST

(9. Fortsetzung und Schluß.)

Der Schluß in Folge 24:

Der Kapitän wühlte planlos zwischen seinen Büchern, fand endlich ein grünes Heftchen. „Die Ziviltrauung auf Seeschiffen. — Ein kurzer Leitfaden für Kapitäne." Blätterte drin herum, warf es auf den Schreibtisch, ließ die Alarmglocke zum Steward schrillen. Hieß diesen, der wie eine Rakete angeschossen kam, auch den Koch sofort zur Stelle schaffen. Fünf Minuten Instruktion: Hochzeit, Festmahl, Ehre einlegen, zwei Stunden Zeit bis zur Abfahrt. Der Smutje sauste los, in die Stadt zu Einkäufen. Der Steward warf den Kaffee förmlich vor Studienrat Reinhold Bestvater und Frau Adelheid hin, bevor er dem Koch folgte. In Eile, entschuldigte er sich, aber die Familie Bestvater war mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, merkte es kaum. Gestern abend waren sie eingetroffen und hatten es bisher vermeiden können, den anderen Fahrgästen zu begegnen. Es gelang ihnen weiter. Frau Adelheid hatte mit süßsaurer Miene den Kapitän aufhalten wollen, aber der war so beschäftigt, der erste Buchstabe seiner Antwort tönte noch in der Messe, der letzte drang schon von draußen herein. Dabei hatte er nur „Eile" gerufen. Sie konnten nicht sehen, wie seine Sinne geflaggt hatten. Endlich eine Hochzeit auf seinem kleinen Dampfer.

Im Loggbuch würde stehen: „Nachmittags sechs Uhr nahm der Kapitän Johannssen auf offener See eine Trauung vor. Er gab zusammen den Hauptmann a. D. Erich Gartner aus Hamburg mit der Jungfrau Dr. med. Erika Lorenzen aus Kiel." Verdammt, hoffentlich würde er die Formulare alle zusammenfinden, vorerst mußte aber „Klar Deck" gemacht werden. Vor Stolz geschwellt, fegte er durch die Männer seiner Mannschaft, gab Anweisungen. So hart deren Muskeln sich auch beim Einladen spannten, es ging wie ein Ruck durchs Schiff. Bei der Rückfahrt ein Fest. Welchen Seemann packt da nicht neuer Mut.

Studienrat Bestvater und Frau Adelheid, die aufs Sonnendeck geklettert waren, konnten wirklich einmal sehen, was Schiffsarbeit ist. Der Ingenieur Erz saß an der Trommel einer Dampfwinde und ließ sie rasseln, was das Zeug hielt. Die Mannschaft hakte Warenballen ein, als seien sie Pakete Schiffszwieback. Otto Bergner kommandierte im Vorderluk das Verstauen, als leite er eine Schlacht. Die Arbeit rauschte.

Wenn mich Anna so beobachten könnte, schmeichelte Otto Bergner sich. Aber die wartete im Bett auf Erika Lorenzen. Lange. Endlich erhob sie sich und kleidete sich an. Die Tür ging auf und sie erblickte die Ersehnte, so wie sie sonst in die Krankenzimmer zu treten pflegte, fehlte nur noch: „Schwester Anna! — Dies und das!" Nein, war sie im Augenblick auch noch Ärztin, etwas Leuchtend-Beschwingtes ließ Berufs- und Praxis-Gesicht verschwinden. Eine glückliche, eine überglückliche Frau! Erika Lorenzen erzählte von Grazia Orwein, ihre Gedanken wanderten dabei in anderen Gefilden. Sie mußte Anna Breiter nun auch reinen Wein einschenken, irrte aber immer wieder zu anderen Dingen ab.

Anna Breiter dagegen wurde sich bewußt, wenn Erika aufhört zu sprechen, muß ich mit meiner Verlobung herausrücken. Ganz ohne besonderen Willen gingen sie um ihre Hauptthemen herum wie die Katze um den heißen Brei.

Mitten im Reden streifte Erika Lorenzens Blick den langen grünen Puppenmann. Sie zeigte mit der Hand: „Ein Kind möchte sie haben —"

„Wer?"

„Frau Orwein! — Anna, setze dich einmal zu mir. So. Höre — wir heiraten noch heute!"

„Spaß — Erika!"

„Nein, voller Ernst! — Auf hoher See kann uns der Kapitän ohne große Formalitäten trauen. Erich und ich haben das gestern besprochen. — Ich bin glücklich, Anna!"

„Du —!" sagte Anna Breiter nur gerührt.

„Endlich ins Glück gefunden. Aber, Anna —." Sie kam nicht weiter. Anna Breiter kuschelte sich fest an ihre Schulter und flötete wie so nebenher: „Ich habe mich gestern verlobt, Erika!"

Ihre Hand wurde getätschelt: „Als wenn ich das nicht geahnt hätte, Anna! Wirklich ein glückhaft Schiff!"

„Mit Otto Bergner —."

Erika lachte freundschaftlich. „Mit wem wohl sonst, wir haben ihn dir doch nach Askerholmen verschrieben! Nun mache schön das Mündchen zu, haben wir es nicht gut gemacht?"

„Ihr stecktet alle unter einer Decke, und ich armes Weib —"

„Armes Weib, komm, laß dich beglückwünschen. Wenn es dir eine von Herzen gönnt, wenn dich eine ganz versteht, dann bin ich es, Anna!"

Sie umarmten sich, ohne sich der Tränen zu schämen.

„Ach, Anna", löste sich Erika Lorenzen sanft los, „ich will ja auch Kinder haben —."

„Und ich erst!"

„Es ist zu schön, ich helfe dir, wenn es so weit ist, und wenn für mich die Stunde schlägt, dann wirst du an meiner Seite sein. Stelle dir vor, wir werden selber Kinder zur Welt bringen und nicht nur immer helfen und andere bemuttern!"

„Wenn es so weit ist, Erika — ach —!" Sie konnte nicht mehr sprechen, das Wasser ihrer Augen trübte den Blick, sie schüttelte den Kopf, als könne sie die Tränen ruckartig zum Stillstand bringen, als verachte sie ihre Hingerissenheit und müsse sie abwerfen.

„Aber, Anna, es hat einen schweren Kampf gegeben, bei mir, in mir, ich muß dir etwas gestehen, was du sicher nicht erwartest." Erika sah der Minute mutig ins Auge, sprach tapfer drauf los. „Erich konnte ich nicht mehr aufgeben und so mußte ich etwas anderes —, weißt du, Anna, mit Indien —"

Erwartungsvoll hingen Anna Breiters Augen an ihren Lippen bis zum letzten Wort, dann brach es aus ihr hervor: „Bleiben wir in Deutschland?"

Erika Lorenzen nickte. Da fiel ihr Anna Breiter um den Hals: „Gott sei Dank, wir glücklichen Frauen. Ach, was sage ich, wir übergescheiten Frauen, der Himmel hat uns die Fahrt nach Gotenburg beschert!"

Nun schien Erika Lorenzen die Welt nur noch warm und sonnenlicht.

*

Mit kritischen Gedanken verfolgten von ihrem luftigen Platze Reinhold Bestvater und Frau Adelheid einige Vorgänge an Land und Bord. Der Steward schleppte Körbe mit Wein heran, mit Likör, mit Obst, Kästen mit Bier kamen auf dem Wege durchs Zollhaus an Bord. Der Koch wartete ungeduldig auf Leute mit Paketen, die er ihnen förmlich entriß. Er hastete von der Küche an Land, von Land bepackt zur Kombüse.

Hauptmann Gartner nahm, von der Stadtseite kommend, die Ecke vom Packhaus eilends und scharf, den Arm voller roter Rosen. Erika Lorenzen und Anna Breiter, geschwisterlich untergehakt, liefen ihm entgegen.

„Siehst du das", giftete Frau Adelheid, „niemand darf vor der Abfahrt mehr an Land, aber diese Weiber, für die gibt's weder Zucht noch Ordnung! Das ist ihnen recht!" stellte sie schadenfroh fest.

Der Zollbeamte schob die Damen, Diensteifer vortäuschend, mit ausgestrecktem linken Arm zurück, während er den rechten abwehrend Hauptmann Gartner entgegenhielt.

„Bagagerevisionen — Zoll!"

Übermütig redeten sie auf ihn ein und kamen sich dabei näher. Der Beamte tat leutselig. Erich Gartner hatte die Rosen Erika in die Arme geschüttet, sie nahm eine heraus schmückte ihn, suchte eine andere, steckte sie dem salutierenden Zollbeamten ins Knopfloch, eine dritte nestelte sie Anna Breiter an die Brust.

„Schamlose Weiber!" grollte Frau Adelheid, einem Vulkan gleich. Ein strenger Blick zu ihrem Manne: „Jetzt geh und sprich mit dem Kapitän wegen des Tisches!"

Reinhold Bestvater verspürte verdammt wenig Lust, schlich aber hinab, um Frau Adelheid aus den Augen zu kommen. Trödelte auf dem Vorschiff herum. Vertiefte sich in die Ereignisse. Der Lotse kam an Bord, die Laufbrücke wurde eingezogen. Ein Schlepper zog die Nase der „Anne-Marie" in den Göta älv und gab die Hilfen bei der Backbordwendung. Halbe Kraft voraus lief der Dampfer an, der Schlepper warf die Trossen los. Abfahrt von Göteborg. Stromab zur See.

Niemand konnte sich seinen Gefühlen entziehen. Selbst Reinhold Bestvater dachte sinnend an sein Butterblümchen, das nun wieder der Wind fassen würde. Vorsorglich hatte unterwegs Frau Adelheid an den Hutrand eine schwarze Schnur genäht, deren anderes Ende der Studienrat an dem oberen Knopf seiner Jacke befestigt hatte. Trüber Ahnungen voll, hielt sich Reinhold Bestvater eine Zeitlang an dieser Schnur fest. Der Kapitän war nicht greifbar, ebenso schien alle Besatzungsmitglieder eine wahre Arbeitswut gepackt zu haben. Eigentlich stand er überall im Wege, er trieb wie ein Stück dürres Holz auf neckischen Wellen.

„Ich freue mich, Sie endlich zu sehen, Herr Studienrat!"

Diese Stimme hätte allein bewirkt, ihn zusammenfahren zu lassen, die zwei Töne, die die ‚Anne-Marie' mit der Dampfsirene dazu brüllte, verdoppelten den Schock.

Hauptmann Gartner war jovial grüßend dicht an Reinhold Bestvater herangetreten. Dessen eisiger Gruß bildete zu dem beobachteten Schreck einen Kontrast, der Hauptmann Gartner beinahe zum Lachen gereizt hätte. Zum Glück besann er sich seiner Mission, er plauderte nichtsahnend drauflos. „Nun geht's wieder heimwärts. Die schönen Tage sind vorbei, aber eine der schönsten Stunden soll für mich noch kommen."

Studienrat Bestvater bewegte sich rückwärts. „Hollah — Achtung!" Die Mahnung kam zu spät, er hatte sich stolpernd auf eine Kiste gesetzt. Hilfsbereit war Hauptmann Gartner zugesprungen, hatte ihn vorsichtig aufgerichtet, klopfte ihm Späne vom Anzug. „Hoffentlich haben Sie sich nicht weh getan, das würde mir sehr leid tun!"

Bei Studienrat Bestvater war die Verwirrung vollständig. Das Butterblümchen fischte er an der praktischen Schnur noch heran, aber damit war auch der letzte Rest von Besinnung verschwunden. Kindliche Hilflosigkeit umwölkte seinen Blick. Hauptmann Gartner stutzte. Betulich nahm er ihn beim Arm. Studienrat Bestvater betrachtete sich als Opfertier.

„Der kleine Schreck wird vorübergehen, Herr Studienrat, wir wollen doch heute noch tüchtig feiern. Und dazu sollen Sie mir verhelfen —."

Mit dem ganzen Unvermögen eines Überrumpelten schaute Reinhold Bestvater nach Rettung aus.

„Ich wollte Sie herzlich bitten, Herr Studienrat, mein Trauzeuge zu sein. Mein erster —."

Bestvater war ein unmögliches Fragezeichen, ein zermartertes Gehirn hieß ihn ablehnen: „Meine Frau und ich —"

„Ihre Frau Gemahlin ist natürlich auch zur Hochzeit eingeladen. Fräulein Doktor Lorenzen und ich wollen heute heiraten. Der Kapitän wird uns nachmittag trauen, und meine Braut und ich werden Ihnen den Freundschaftsdienst niemals vergessen!" Und er sprach noch einiges von ihrem Sichfinden.

Langsam lichtete sich das Gehirngestrüpp in Reinhold Bestvater. Wenn die Sache so war! Noch durchgedreht wollte er eine anerkennende Miene aufsetzen, grinste aber völlig verwirrt.

Hauptmann Gartner sah sich sehr plötzlich allein, er meinte, einen konfusen Glückwunsch, eine Zusage erhalten zu haben, deutlicher ver-

nahm er Reinhold Bestvater die eiserne Treppe hinaufpoltern.

In aller Selbstherrlichkeit thronte Frau Adelheid in ihrem Deckstuhl.

„Alles in Ordnung!" prustete Reinhold Bestvater, ganz aus dem Häuschen.

„Ich habe nichts anderes erwartet, als daß der Herr Kapitän einsieht, wie unmöglich es für uns ist, mit diesen Weibern —"

„Ich bin Trauzeuge — der erste!"

Frau Adelheid verschlug es die Sprache. Entsetzt gingen ihre Augen zu ihrem Manne. Mein Gott, sollte er einen Sonnenstich —?

„Du mußt dich für die Hochzeit fertigmachen, Adelheid!" Er nickte ihr ununterbrochen zu wie ein weltweiser Pagode.

Ein Grauen packte Frau Adelheid. Blaß wie eine Leiche raffte sie sich auf und sagte mit zärtlichster Anwandlung zu dem vermeintlichen Schwerkranken: „Lieber Mann, besinne dich doch bitte —, setze dich erst mal hin, Reinhold —, mein Gott, nimm etwas Rücksicht auf mich schwergeprüfte Frau —, was ist mit dir, wie bist du dazugekommen — Reinhold, erzähle mir, was dich getroffen hat —"

„Getroffen hat mich der Herr Hauptmann, und dazugekommen bin ich, weil er mich gefragt hat!" Die Auskunft war völlig exakt.

Frau Adelheid befürchtete in Ohnmacht zu sinken. Sie raunte vor sich hin: „Ich kann doch diese Ärztin nicht bitten, niemand hilft mir —."

„Du wirst schon allein fertig werden, liebe Adelheid, ich gehe ja auch in meinem Sportanzug, der Herr Hauptmann sagt, er genügt!"

Jetzt riß Frau Adelheid die Geduld. „Setze dich", zischelte sie, „erzähle der Reihe nach, was vorgefallen ist! Mir scheint, du bist gar nicht krank, du hast nur eine Riesendummheit gemacht! Wie ich dich kenne!" donnerte es noch hinterher.

Gehorsam hockte sich der Studienrat hin und berichtete.

Frau Adelheids Innenleben stürzte vollständig durcheinander. Sie verwechselte ihre Nebenniere mit der Hauptniere, die Hauptnieren plusterten sich dort auf, wo sonst die Lungen sitzen, ihre Zunge lastete dick und geschwollen im Munde wie eine Leber. Sie machte ein Gesicht wie ein irrsinnig gewordener Kugelfisch. Erst als ihre Innereien sich wieder dorthin gesackt hatten, wo sie hingehören, warf sie sich gegen jedes Erwarten zur Größe einer kinderlosen Heldenmutter auf.

„Du hast richtig gehandelt, Reinhold! Manchmal hast du wirklich Taktgefühl. Sprich nie davon, daß wir auf Askerholmen waren. Es ist unsere Pflicht, dem netten Herrn Hauptmann beizustehen. Wenn er dieses Fräulein schon heiraten will —. Je nun, die Geschmäcker sind verschieden. Du hättest bestimmt niemals —, ach was, bei uns wären vor der Ehe solche Sachen unmöglich gewesen! Aber diese andere da —, diese Dritte im Bunde, diese Hebamme —, nun drücken wir ein Auge zu. Wenn der Herr Hauptmann nichts gesehen haben will —."

Der Studienrat Bestvater nickte wieder emsig vor sich hin, ihm brummte der Kopf wie ein Kreisel, immer dieselbe Melodie: „— nichts gesehen haben — nichts gesehen haben —"

„Wach auf!" herrschte Frau Adelheid ihn an. „Geh hinunter und sage, wir nehmen an!"

„Das tat ich schon!"

Mißbilligend schüttelte Frau Adelheid den Kopf. Ohne ihre Einwilligung! Sie kleidete aber neue Gedanken in Worte: „Eine Ahnung sagte mir in Berlin, wir würden etwas Großes erleben, was bin ich zufrieden, mein Schwarzseidenes zu haben! — Wer ist der zweite Trauzeuge?"

„Der Maler Orwein, liebe Adelheid!".

„Einverstanden, ein interessanter Mensch. Was werden meine Bekannten in Berlin sagen, wenn ich ihnen von der romantischen Hochzeit auf dem Schiffe erzähle. Wo ist der Herr Hauptmann, ich will ihn beglückwünschen!"

Aber der Herr Hauptmann sprach auf dem Achterdeck mit einiger Unruhe auf einen jungen Mann ein, der sich trotzig und bockig hinter das Ankerspill verkrochen hatte. Hier hatte er den Maler Orwein getroffen, der außerdem wie ein begossener Pudel nach neuer Lebensluft schnappte. Die kurze Aussprache mit Erika Lorenzen war ihm verdammt in die Knochen gefahren. Hatte sie auch gesagt, das sei der gute Rat einer Ärztin, ihre persönliche Freundschaft als Menschen dürfe darunter nicht leiden, er grollte ihr.

„Trauzeuge sein bei Ihrer Hochzeit mit dem Fräulein Doktor, aber das ist doch unmöglich, Herr Hauptmann, nachdem sie mir erst vor einigen Stunden —"

„Was hat sie denn, Herr Orwein?"

Er wurde verwirrt, wußte der Hauptmann nichts? — „Ach, nichts, sie hat mir nur sozusagen den Kopf gewaschen — gründlich!"

„Oh, aus eigenem Antriebe, Herr Orwein?'

„Nein", gab er zögernd zu, „auf Veranlassung meiner Frau!"

„Also als Ärztin?"

„Ja."

„Ihre Pflicht, Herr Orwein! Das sollte Sie nicht hindern, meiner Bitte zu entsprechen. Ärztliche Ratschläge —, man befolgt sie oder man befolgt sie nicht. Im übrigen hat auch der Arzt ein Privatleben, und darum handelt es sich jetzt. Ich weiß, Ihre Gattin ist von Fräulein Lorenzen zur kleinen Hochzeitsfeier eingeladen und hat auch angenommen, sie ist nur ein wenig indisponiert. Wenn es Sie aber erleichtert, mir etwas von Ihrem Kummer mitzuteilen —."

Ein Wort gab das andere, der Maler Orwein konnte sich einmal rückhaltlos über seine Verhältnisse und seine Schmerzen auslassen. Er fand einen guten Tröster und Berater, bei dem ihm besonders imponierte, daß auch dieser feste, sichere Mann schon mehrmals angefangen und aufgehört hatte mit seinen Wünschen, Tätigkeiten und Erfahrungen.

Als der Gong zu einem verspäteten und nur schnell improvisierten Mittagessen rief, fand sich um den Eßtisch eine friedliche, freudiger Erwartung volle Gesellschaft zusammen, in der nach Anna Breiters Meinung nur einer fehlte. Der vertrat den Kapitän auf der Kommandobrücke. Sie hatten heute noch kein Wort miteinander sprechen können.

*

Otto Bergner mußte notgedrungen eine doppelte Wache schieben. Der Kapitän schwitzte tabakumwölbt über dem grünen Heftchen, dessen rechte untere Ecken deutliche Spuren stärkster und neuester Benutzung aufwiesen. Der Formularkasten hatte sich geleert, wie ein vom Herbstwind geschüttelter Kastanienbaum. Irgendwo zwischen den Blättern würden die richtigen liegen. Eine Flasche Kognak, von dem „guten alten", war dem Kapitän die einzige Trösterin in schwacher Stunde. Und doch mußte sie eine seiner stolzesten werden.

Die „Anne-Marie" hatte über die Toppen geflaggt, nachdem der Lotse von Bord gegangen war und das Kattegat und die Hochzeit vor ihr lagen.

Feierlich nahm der Hauptmann a. D. Erich Gartner und die Ärztin Fräulein Dr. med. Erika Lorenzen vor dem Schreibtisch des Kapitäns Aufstellung. Im schlichten Kleid des Bürgers und Reisenden. Ihre beiden Trauzeugen, die Brust geschwellt fanden gerade noch Platz im Inneren der Kajüte. Von der Messe her steckten im trauten Verein die anderen Fahrgäste, der Steward, der Smutje, die Freiwache, die Köpfe und Ohren hinein. Eine Traube Menschen mit weit vorgebeugten Oberkörpern. Frau Adelheid deckte fast die Türfüllung, gestattete aber Grazia Orwein gnädig einen Durchblick. Der Steward stand auf Zehenspitzen, der dicke Smutje war auf einen Stuhl geklettert, um ins Allerheiligste Einblick zu gewinnen, und breitete segnend die Hände über alle. Bis ein Rippenstoß des Ingenieurs Erz ihn Mores lehrte und beinahe zum Überkippen brachte. Der Heizer wischte mit dem Putzlappen über die Augen, die Wehmut zu entfernen, er hatte die Festtafel beliebäugelt. Einige Matrosen falteten fromm die Hände, nachdem sie von den Likörmarken Kenntnis genommen.

Der Kapitän Johannsen, in die beste Uniform geworfen, die Mütze auf dem Kopfe — am liebsten hätte er sie festgebraßt —, schrieb mit schwerer Hand die Personalien nach den Pässen ins Formular. Er las vor. Mit donnernder Stimme, als rufe er gegen den Sturm, stellte er die letzten Fragen. Laut und vernehmlich antworteten die beiden Schuldigen mit „Ja!" — Zuletzt kratzte die Feder Erikas neuen Namen übers Papier.

Ein Aufseufzen ging vom Kapitän aus, das sich bis in die letzten Winkel der Kajüte fortpflanzte und von allen Zuschauern aufgenommen wurde. Er warf die Mütze ab, und nun erst konnte man an seiner schweißbeperlten Stirn sehen, durch welche Gefahr er wieder glückhaft durchgesteuert war. Er hatte die Absicht gehabt, einige Worte über die Ehe im allgemeinen und im besonderen zu sprechen, aber da die Hauptgefahr beseitigt war, haßte er alle Rührseligkeit, er räusperte den Rest hinweg, ergriff die Hände des Ehepaares und schüttelte sie derb: „Meinen herzlichsten Glückwunsch!"

Ähnlich klingende Laute in allen Ton- und Stilarten summten um sie her. Arm in Arm drängten sie ins Freie, gefolgt vom Schwarm der Zuschauer. Hier erst nahm Erich Gartner seine Frau beim Kopf und küßte sie in aller Öffentlichkeit. Allgemeines: „Bravo!" Ein Zeichen vollster Anerkenntnis.

Der Smutje hatte Platz, seine Künste zu entwickeln.

Er enttäuschte niemand. Um seine Zunge immer wieder zu neuem Abschmecken empfindlich zu halten, bespülte er sie andauernd mit einem wasserklaren Getränk, das bestimmt jeden sogenannten Vorgeschmack beseitigte. Er war ein Meister in seinem Fach und auch sonst so.

Der Tisch, die ganze Messe waren festlich und in Fülle mit Blumen geschmückt. Sogar elektrisches Licht schickte Erz aus dem Bauche des Schiffes als seinen Beitrag zur Festtafel. Der Steward hatte sich einen Matrosen der Freiwache zur Hilfe herangeholt, der im Hintergrund mit verbissenem Eifer alles durcheinander brachte und schließlich nur noch anstellig genug war, die Flaschen zu öffnen. Worin er eine erhebliche Erfahrung zu besitzen schien.

Notgedrungen redete der Kapitän nach der Suppe eine kurze Rede nach Seemannsart.

Frau Adelheid saß wie ein dicker Frosch vor einem neuentdeckten Teich, leutselig, doch im Innersten sich bewußt, zu dieser Ehe ihre gute Überzeugung und die Würde ihres Mannes geopfert zu haben. Grazia Orwein schien im Schein stillen Lächelns eine andere. Ihr Mann verscheuchte nach den ersten Gläsern in knabenhaftem Frohsinn zermürbende Gedanken.

Aber nun erhob sich der Studienrat Bestvater. Ein anerkennender Blick Frau Adelheids zog ihn förmlich vom Stuhl hoch.

Er sprach, den Zeigefinger erhoben:

„Wenn ich es mir recht überlege —, ich glaube, es ist bestimmt richtig —, ich als —"

— „erster" verschluckte er rechtzeitig — „Trauzeuge — mir will scheinen —, daß mich dies verpflichtet, einige Worte zu Ihnen zu sprechen. Zwei so gut gestaltete Menschen —"

Frau Adelheid sah rot und stieß ihn unterm Tisch mit dem Fuße an.

„Ich meine, zwei Menschen, die ihr Leben so gut gestaltet haben, die sich so gut von Angesicht zu Angesicht kennen —"

— Frau Adelheid sah röter und stieß heftiger — „ich will damit sagen, die auch in den Jahren der Trennung sich in Gedanken von Angesicht zu Angesicht sahen, die werden auch die Ehe zu ihrem Glücke meistern! Das ist nicht so einfach!"

— Frau Adelheid hüstelte. —

„Aber es ist einfach, wenn sie nicht aufs Äußere sehen —"

— Reinhold Bestvater schlug schamhaft die Augen nieder, die „Dritte im Bunde", die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, horchte unruhig zu ihm hinüber —

„wenn ihre Seele sich ihnen offenbart." —

Er verlor sich noch in schöngebauten Wendungen, die Frau Adelheid sinnvoll und tiefsinnig in den Ohren klangen. Der Studienrat hatte einen Punkt an der Decke entdeckt, auf den er seine Blicke richtete und der ihm gestattete, seine Kathederrede, unbehindert von den Ausstrahlungen weiblicher Körper zu Ende zu bringen.

Nachdem die Gläser abgeklungen hatten, geschah ihm etwas Unerwartetes. Ein Zwang ließ ihn erst gar nicht wieder Platz nehmen, schlafwandlerisch tastete er sich zu dem Steward vor, klopfte ihm huldvoll auf die Schulter und drückte ihm drei Mark in die Hand. Wie nach einer bösen Tat sah er sich um und zitterte vor Frau Adelheids stummer Frage.

Der Steward war weiter nicht verwundert. Wer die Stunde nutzt! Er hatte sie nicht vorübergehen lassen. Mit einem Gehilfen war er über die Kabine des Hauptmanns hergefallen, sie hatten geschraubt und gehämmert, das obere Bett entfernt, das Sofachen hinausgeschmissen und an seinen Platz —.

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

Er flüsterte dem Hauptmann Gartner etwas ins Ohr. Der lehnte sich dankend zurück, schloß einen Augenblick nachdenkend die Augen —. Nun würden ihre Betten nicht mehr übereinander oder untereinander, sie würden nebeneinander stehen für ein Leben lang.

Er beugte sich zurück und lächelte voll Dankbarkeit zu Erika.

*

Ungeduldig war Anna Breiter Bestvaters kunstvollen Ausführungen gefolgt. Mittendrin huschte sie heimlich davon, hastete die Treppe zur Kommandobrücke hinauf. Aufgeregt winkte sie dem im Lichtschein stehenden Kapitän-Stellvertreter heraus. Leitete ihn in den Schatten, fiel ihm um den Hals und brach, von seinen kräftigen Armen gehalten, seinen Küssen fast erstickt, silbenweise in die Worte aus: „Wir können heiraten, Otto — wir bleiben in Deutschland — ich will Kinder haben — Erika hilft mir dabei!"

Fort war sie wieder. Er hörte noch, wie sie hinaufrief: „Komm bald — sonst wird das Essen alle!"

Der Rudergänger warf heimlich staunende Blicke aus schmalen Augenschlitzen auf seinen „Ersten". Er zuckte die Schultern, wie kurios sich die Menschen manchmal benahmen. Der „Erste" hatte für sich keinesfalls das Rätsel gelöst, warum Frau Dr. Erika Gartner Hilfe leisten müsse, es warf ihm alle Theorie und Praxis um. Mit kurzen Schritten wanderte er zwecklos hierhin, dorthin tastete nach einem Zirkel, drehte am Sextanten, nahm das Fernrohr auf, legte es wieder weg, schien etwas anfassen zu wollen, was in der Luft hing, murmelte einiges, trat von einem Fuß auf den anderen, suchte übers Vorschiff das Kattegat ab, endlich riß er den Telephonhörer vom Haken und rief entschlossen hinunter:

„Erz, du mußt mehr Kohlen auflegen lassen —, wir müssen mehr Fahrt machen —, wir wollen heim!"

ENDE

Im Kreuzfeuer des Mitleids

Als Christine die helle Frühstücksterrasse des großen Hotels betrat, bot sich ihr dasselbe Bild wie gestern und vorgestern: am Nebentisch saß einsam und allein ein Hotelgast, ein junger Oberleutnant, der nur einen Arm hatte. Vor ihm auf dem Tisch lagen Semmeln, standen Butter und Marmelade bereit. Der Kellner, der dem Gast sonst liebevoll das Gebäck auseinanderteilte und es mit Butter bestrich, hatte gerade um diese Zeit so viel zu tun, daß der junge Oberleutnant sehr geduldig warten mußte. Christine am Nebentisch war schon versucht, aufzustehen, um dem jungen Offizier ihre Hilfe anzubieten. Aber irgend etwas warnte sie davor. Bald darauf wußte sie auch, wie recht sie mit ihrem Zögern gehabt hatte. Eine dickliche, sehr junge Dame stand plötzlich auf, segelte mit wiegenden Hüften auf den Kriegsversehrten zu, bemächtigte sich der Semmeln und eines Messers und begann wortreich das Samariterwerk.

Der junge Oberleutnant errötete heftig, zog die Augenbrauen hoch und schob die helfenden Hände der Dame bestimmt zurück. Er dankte ziemlich höflich, erhob sich dann brüsk und verließ rasch den Saal, während die junge Dame achselzuckend auf ihren Platz zurückkehrte, dort angelangt wütend in ihrer Tasse rührte und laut über die Unhöflichkeit mancher „Leute" zu brummen begann.

Christine saß einen Augenblick nachdenklich, dann rief sie den Kellner zu sich und sagte: „Hören Sie gut zu. Wann frühstückt der Herr Oberleutnant hier nebenan täglich? Punkt ein Viertel nach acht? Gut. Ich werde jeden Tag Punkt 8 Uhr herunten beim Frühstück sein und dem Herrn Oberleutnant alles mundgerecht herrichten. Ich stelle eine Bedingung: Er darf kein Wort davon erfahren, wer ihm diesen Freundschaftsdienst leistet, verstanden? Ich möchte nicht, daß der junge Mensch ähnlichen Situationen ausgesetzt ist wie eben vorhin."

Der Kellner versprach es, und nun gab es sechs Tage lang drei zufriedene Leute: den Oberleutnant, der vergnügt und mit bestem Appetit Punkt ein Viertel nach acht die leckeren Semmeln verzehrte, Christine, die mit ehrlicher Freude ihr Liebeswerk fortsetzte, und den Kellner, der anscheinend wirklich geschwiegen hatte und gewiß ein reichliches Trinkgeld bekam.

Am sechsten Tage aber war Christinens Abreise. Sie legte dem Kellner die Betreuung des jungen Oberleutnants warm ans Herz und betrat nachmittags ihr Zimmer, um nach dem fertigen Gepäck zu sehen. Mit einem freudigen Ausruf blieb sie erstaunt stehen, denn auf dem kleinen Tisch des bereits unpersönlichen und schon halbverlassenen Hotelzimmers lag ein wundervoller Rosenstrauß. Keine Zeile war dabei, kein Wort und kein Gruß. Christine wußte aber sofort, daß er nur von dem jungen Oberleutnant sein konnte.

Lächelnd nahm sie den Strauß in den Arm und fuhr ohne Frage und ohne Zögern zum Bahnhof. Und als sie den Zug bestiegen und ein Abteil gefunden hatte, ließ Christine das Coupéfenster herab, um noch auf den Bahnsteig zu sehen.

Und gerade da ging mit gemessenem Schritt suchend der junge Oberleutnant vorbei und als er Christine sah, blieb er stehen, lächelte herzlich und legte stumm die Finger seiner einen Hand an den Mützenrand, und so stand er, stumm salutierend, solange der nun ausfahrende Zug zu sehen war. Ein Kamerad grüßte den anderen in Verbundenheit und Dankbarkeit.

Und dies war Christinens schönstes und tiefstes Erlebnis.

M. B.-R.

Humor

„Es ist lange her, seit wir uns das letztemal gesehen haben!"

„Ja, mit Zins und Zinseszins macht es genau 125.75 M!"

*

Professor: „Was versteht man unter unproduktiver Kapitalsanlage?"

Student: „Wenn ich zum Beispiel meine Schwester zum Kino einlade!"

*

„Mein Mädel hat sich mit einem Gerichtsvollzieher verlobt!"

„Hat sie ihn vielleicht in Ihrem Hause kennengelernt?"

*

„O Heinrich, ich kann dir gar nicht sagen, wie glücklich es mich macht, daß du nicht mehr trinkst, seit meine Mutter hier ist. Wie hast du es dir nur so schnell abgewöhnt?"

„Das war ganz einfach. Als ich die erste Nacht nach Hause kam, so 'n bißchen, na, du weißt schon, da sah ich deine Mutter gleich dreimal vor mir! Das möchte ich nicht wieder erleben."

*

Fritzchen sieht auf dem Rummelplatz einen Feuerfresser. „Vati", fragt der Kleine, „was macht denn der Mann mit seinen Lebensmittelmarken?"

Als Künnemann früh um fünf nach Hause geschwankt kommt und ins Schlafzimmer tritt, sitzt Frau Künnemann wütend im Bett und schimpft: „Ist das eine Art, jetzt nach Hause zu kommen! Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugetan!"

„Aber Therese", begütigt Künnemann, „denkst du vielleicht ich?"

*

Tante Lina kommt zu Besuch. Renate, das Nichtchen, überschüttet sie mit tausend Fragen. Endlich forscht sie aufmerksam: „Sag mal, Tante, hast du eigentlich keine Kinder?"

„Nein, Renatchen, mir hat der Storch keine gebracht."

„Na, sowas, aber Tantchen, wo bist du denn eingetragen?"

*

„... und sorgen Sie dafür, Minna", instruiert sie ihr Mädchen, „daß mein Mann keine Asche herumstreut, nicht mit schmutzigen Schuhen ins Haus tritt und des Abends überall gut abschließt!"

Minna nickt verständnisinnig: „Und wieviel Taschengeld soll ich dem gnädigen Herrn geben?"

*

„In welcher Form hat Wasser die meiste Kraft?"

„Als Tränen!"

Der alte Kapitän lag krank. Der Arzt maß die Temperatur. „Neununddreißig Grad", sagte er.

Der Kapitän fragte: „Nördliche oder südliche Breite?"

*

Der Menschenfresser Wuschiwuschi auf den Salomonen nahm seinen kleinen Sohn und führte ihn vor ein abgestürztes Flugzeug.

„Von diesen Dingen, mein Sohn", sagte er, „ist nicht die Schale, sondern nur der Kern eßbar — —"

*

Charlotte trägt ein neues Kleid. „Dieses Kleid mußte ich meinem Mann zentimeterweise abringen!"

Die Freundin lächelte: „Dem Kleid nach zu urteilen war dieser Kampf sehr kurz!"

*

Ärzte sprachen von Augenfarbe und Charakter.

Einer dozierte: „Rechthaberische Menschen haben oft tiefblaue Augen!"

Der andere nickte: „Wenn nicht vorher — so oft hinterher."

*

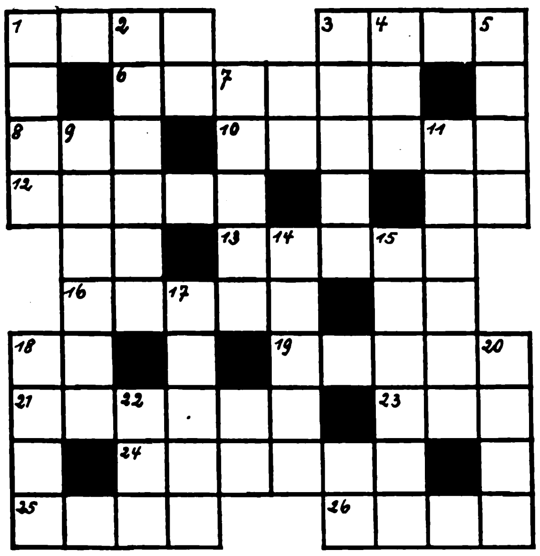
Pauline schwieg den ganzen Tag.

Pauls Freund fragte: „Warum macht deine Frau den Mund nicht auf?"

Paul brummte: „Sie hält ihn geschlossen wegen Reparatur."

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Ehre, 3. engl. Stadt, 6. Laubbaum, 8. Straußvogel, 10. Herrscher, 12. Verkleidung, 13. Oper von Bellini, 16. altrömische Münze, 19. Stoßwaffe, 21. Bildsäule, Standbild, 23. Schiffsseite, 24. italien. Versform, 25. deutscher Seeheld, 26. Wagnersche Bühnengestalt. — Senkrecht: 1. Rennplatz bei München, 2. Börsenausdruck, 3. Schweizer Berg, 4. Getränk, 5. Fanggerät, 7. Kampfplatz, 9. Auftrag, 11. Fremdwort für Abstufung, 14. Auszeichnung, 15. deutscher Ingenieur, 17. Kirsche, 18. Brauch, 20. griech. Göttin, 22. nord. Gott.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — a — a — au — be — bee — bri — brom — burg — da — de — del — den — den — der — e — eg — en — et — eu — go — gu — he — ho — hopf — i — in — ir — kat — ko — le — mar — me — meer — mont — na — nun — o — pe — re — re — ri — san — sol — spit — ster — ta — tal — tal — ter — ti — ti — tre — us — wie — ze sind 18 Wörter zu bilden, deren 1. und 3. Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Calderon ergeben. st = ein Buchstabe.

1. Französische Kolonie in Afrika, 2. früherer politischer Bund, 3. Ort bei Oberammergau, 4. Schafkamel, 5. Drama von Goethe, 6. westschottische Inseln, 7. Raubtier, 8. Stadt in Ostpreußen, 9. afrikanischer Affe, 10. päpstlicher Gesandter, 11. Pyrenäenhalbinsel, 12. Stadt in Kärnten, 13. Hauptstadt von Chile, 14. Muse des Gesangs, 15. Waldfrucht, 16. Zwischengeschoß, 17. Vogel, 18. Heiligenschein.

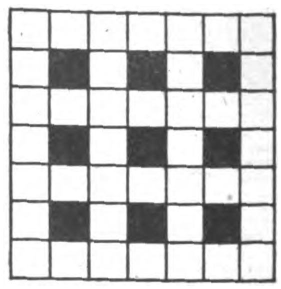
1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 .... 18 ....

Rösselsprung

	fried.	weil	je	le	sten	zu	
	ner	der	bricht	sein	ist	al	
schlimm	es	heb	wei	sind	ge	i	es
	cher	ste	e	maß	glaubt	ber	
	bei	am	nicht	a	ge.	ihm	

Viereck

Die Buchstaben: a a a a e e e e e e e e e f f h h i i i i l l l l l n n p p p p r s s t t t t t sind so in die Felder zu ordnen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Dickhäuter, 2. geometr. Begriff, 3. Eßlust, 4. Unterhaltungsstätte.



Zahlenrätsel

1 3 8 9 2 2 9 10 1	Verpackung
2 11 7 8 1 1 7	immergrüne Pflanze
3 6 4 1 2 3 9 12 12	Moslem
4 9 5 5 13 9 12	feines Leder
5 9 10 11 14 14	Blasinstrument
1 2 1 5 9 12 14	Dickhäuter
6 8 9 12 10 13	Nebenfluß des Kongo
1 7 8 15 11 5	Bauerngut
7 13 14 11 7 12 1 2 2	italien. Volkslied

Die Anfangsbuchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, eine Naturerscheinung.

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Ruhm, 3. Eton, 6. Akazie, 8. Emu, 10. Regent, 12. Maske, 13. Norma, 16. Denar, 19. Dolch, 21. Statue, 23. Lee, 24. Stanze, 25. Spee, 26. Erda. Senkrecht: 1. Riem, 2. Hausse, 3. Eiger, 4. Tee, 5. Netz, 7. Arena, 9. Mandat, 11. Nuance, 14. Orden, 15. Miller, 17. Natte, 18. Usus, 20. Hera, 22. Ase. ✱ Silbenrätsel: 1. Dahome, 2. Irredenta, 3. Ettal, 4. Guanako, 5. Egmont, 6. Hebriden, 7. Edelmarder, 8. Insterburg, 9. Meerkatze, 10. Nuntius, 11. Iberia, 12. Spittal, 13. Santiago, 14. Euterpe, 15. Brombeere, 16. Entresol, 17. Wiedehopf, 18. Aureole. „Die Geheimnisse bewahrt am besten ein Toter." ✱ Rösselsprung: Egoisten sind alle. Der schlimmste aber ist jener, welcher nicht glaubt, es zu sein, weil es am Maß ihm gebricht. Fried. Hebbel. ✱ Viereck: Elefant, Ellipse, Appetit, Theater. ✱ Zahlenrätsel: Emballage, Lorbeer, Muselmann, Saffian, Fagott, Elefant, Ubangi, Erbhof, Ritornell. „Elmsfeuer."

DIE INVASION - für England photographiert!

(Schluß zu Seite 3).

machte er die schlimmsten Stunden seines Lebens durch. Die ganze Küste schien zu einem einzigen Feuer zusammengewachsen, aus dem tödliche Arme zu ihnen hinübergriffen. Boote sanken, Boote wurden in Brand geschossen. Tote, Verwundete lagen überall. Nach mehrfachen, vergeblichen Versuchen erreichten sie dann den Strand, da sie zahlenmäßig weitaus überlegen waren.

— — Die ersten Aufnahmen machte er auf See, jetzt greift er auch an Land zur Kamera.

„Nr. 8" trägt er in sein Notizbuch ein. „Strand bei Quineville, dauernd unter heftigstem Feindfeuer."

„Nr. 9, Strandszene, ungefähr H-Uhr (eine vorher ausgemachte Zeit) plus 300 Minuten."

Bei „17" schreibt er: „Strand-Verbandplatz. Patient erhält eine Blutübertragung ... Ein verwundeter Major wird eingeliefert."

Mit dieser Aufnahme stoppt er seine Photos, spult den Film zurück, reißt das dazugehörige Blatt aus dem Notizbuch, dreht den Film darin ein und legt ihn in ein kleines Pappdöschen.

Und nun greift er die kräftigste seiner Brieftauben, die Nummer 31, gibt ihr einige Körnchen zu fressen und legt ihr mittels eines kleinen Gummigespanns das Röllchen an.

Die Taube steigt und entschwindet bald der Sicht.

— — Vor le Havre!

Ein deutscher Pionier steht als Ausguck am Strand, sucht Himmel und See genauestens ab, als er im Wasser etwas schillernd Weißes treiben sieht, das bald angeschwemmt wird. Es ist eine Taube, die dem unwahrscheinlich heftigen Feuer, das sich wie eine Glocke des Verderbens über Meer und Küste breitete, zum Opfer fiel. Der Pionier greift den Vogel auf, um ihn auf seinen Nährwert zu prüfen, als er ein umgebundenes Pappröllchen entdeckt, auf dem zu lesen steht:

Raw Film. Do not open. (Nicht öffnen!)
Police telephone:
Regent 8131 ex. 60. Urgent! (Wichtig!)

Bei weiterem Zusehen entdeckt er am Bein einen Ring mit Lettern und Zahlen: CHC 81 NUHW 41.

Der Pionier liefert das Pappdöschen nebst einem Taubenbein mit Ring und einer Feder bei seinem Vorgesetzten ab.

— — Nun liegen die Aufnahmen von F. Kaye vor uns, des Kriegsberichterstatters für das „Eve"-Unternehmen. Sie stellen keine Meisterleistungen auf dem Gebiet der Bildberichterstattung dar, aber wegen der Originalität der Zusammenhänge wollen wir sie der Öffentlichkeit dennoch zugänglich machen.

Es ist schon eigenartig: Die Feindseite setzt ihre Propagandisten ein, und wir werten die Aufnahmen für uns aus. Wir sind nicht kleinlich. Wir sind bereit, auch in Zukunft Aufnahmen entgegenzunehmen und würden notfalls die erforderlichen Brieftauben stellen. Ob Mister F. Kaye allerdings noch weiterhin für uns arbeiten will, ist fraglich. Außerdem bleibt offen, ob Kaye überhaupt noch auf französischem Boden steht oder ob er nicht bereits mit den Truppen im dortigen Raum aufgerieben ist und somit dem Beispiel seiner Invasionstaube folgte.

PK.-Kriegsberichter Helmut Berndt.

Tielscher-Anekdote

Guido Tielscher saß einmal mit einem jungen Künstlerehepaar in einer Berliner Weinkneipe. Das Gespräch schleppte sich mühsam dahin. Denn das Künstlerehepaar guckte sich andauernd tief in die Augen. Tielscher fühlte sich höchst überflüssig, zahlte, und wollte sich würdevoll verabschieden, als die Eheleute erstaunt fragten, warum er schon gehen wolle.

Tielscher machte sein infamstes Gesicht und sagte: „Kinder, wenn ich Euch so anschau', fällt mir immer der olle Mohammed ein, der da sagte: ‚Wenn ein Mann sein Weib in Liebe anblickt und es ihn, schaut Gott voll Erbarmen auf sie beide'!" Dann ging Tielscher eilends von dannen. H. E.



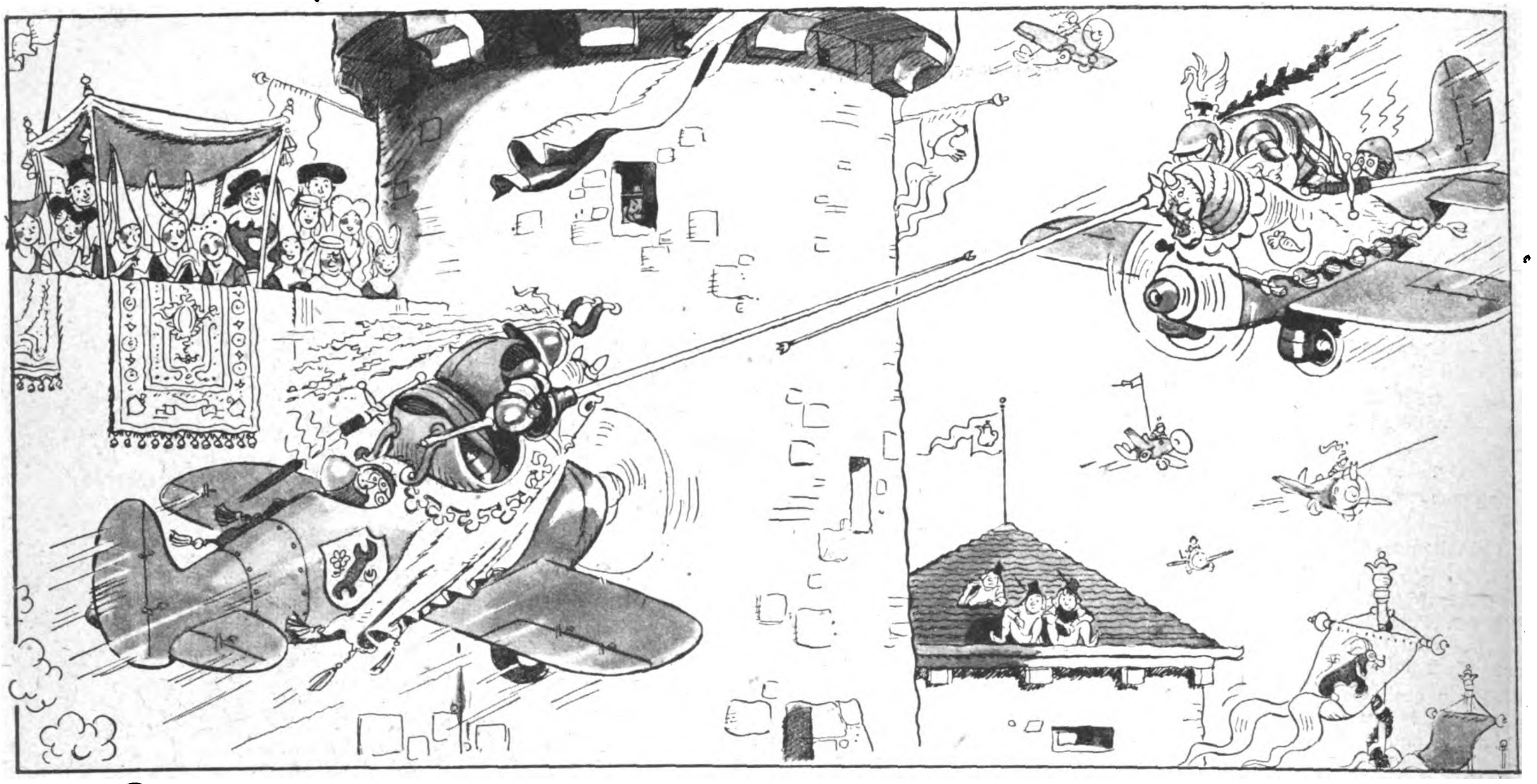
Sie zählt die Tage ...
Das schönste Bild aus eines Soldaten Brusttasche fiel uns heute auf den Tisch.
Nun sollen es alle Leser sehen, bevor wir es dem Eigentümer zurückreichen.
Aufnahme: ϟϟ-Kriegsberichter Ferdinand Fritsch.

DAS BILD DER BRAUT

Als mir der Kriegsberichter bei seinem letzten Besuch seine neuesten Farbaufnahmen zeigte, warf er, ohne viel Wesens davon zu machen, auch dies Bildchen eines jungen Mädchens mit auf den Tisch. Es war wirklich nur ein Bildchen, nämlich 5×8 cm groß, aber es war bunt und fiel mir durch seine wundersam wohltuenden Farbtöne allem gegenüber auf, was ich bisher an Farbphotos gesehen hatte. Wie gern würde ich es allen Freunden des schönen Lichtbildes, ja, allen Verehrern der Kunst und der Schönheit, in seiner wirklichen Farbentreue zeigen. Zur kleinen Entschädigung dafür, daß die Wiedergabe nur schwarz-weiß sein kann, geben wir es in etwa dreifacher Breite.

Vor einem Hintergrund, der aus stumpfem Blauschwarz über eine bräunlichgraue Sandfarbe läuft und wieder ins Blauschwarz zurückkehrt, stehen das haselnußblond umrahmte Antlitz und die zierlichen Hände in warmem Fleischton. Die sehr zarten Schatten neigen zum Violett. Auch der rechte, gegen die Wand gestützte Unterarm taucht in weiches Grauviolett den hängenden Faltenbausch, die Stoffmenge des linken Ärmels ist gelb-grünlich-grau in den Dunkelheiten; der schmale, knapp sichtbare Gürtel schimmert zartblau. Die Stickerei am Kleid, ebenso wie der Wandkalender, ist dunkelblau nach grün hin gemildert, der Reifen im Haar blinkt weiß-rot-blau, die Perlen schimmern zart gelb, auf dem blauen Auge und dem rotglühenden Mund schwimmt je ein winziges Glanzlicht.

Ein mildes, liebes Angesicht lächelt dir entgegen, mit einem herzigen Grübchen in der Wange. Wann hat ein Künstlerauge so klassisch komponiert wie dieser Kriegsberichter, der mir dies Bildchen mit anderen auf den Tisch streute? Sei bedankt, lieber Kriegsberichter, und nun nimm die Kostbarkeit wieder an Dich für Deine Brieftasche.

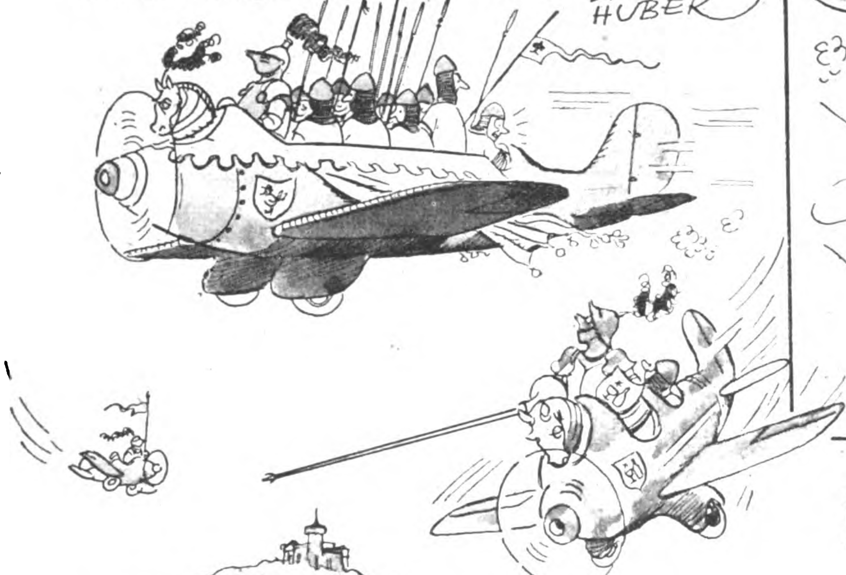


Turnierstechen angesichts edler Frauen.
„Das ist der Ritter Gieselbert von Rieselfeld, Herren! Ein herrlich Verwegener! Er hat schon gestern im Lanzenrennen 19 Ritter aus dem Sattel gehoben. Man sagt, der Fetzen, den er als Helmzier trägt, ist ein Stück Hemd des Fräuleins von Zwickel, der er Minnedienst tut . . .“

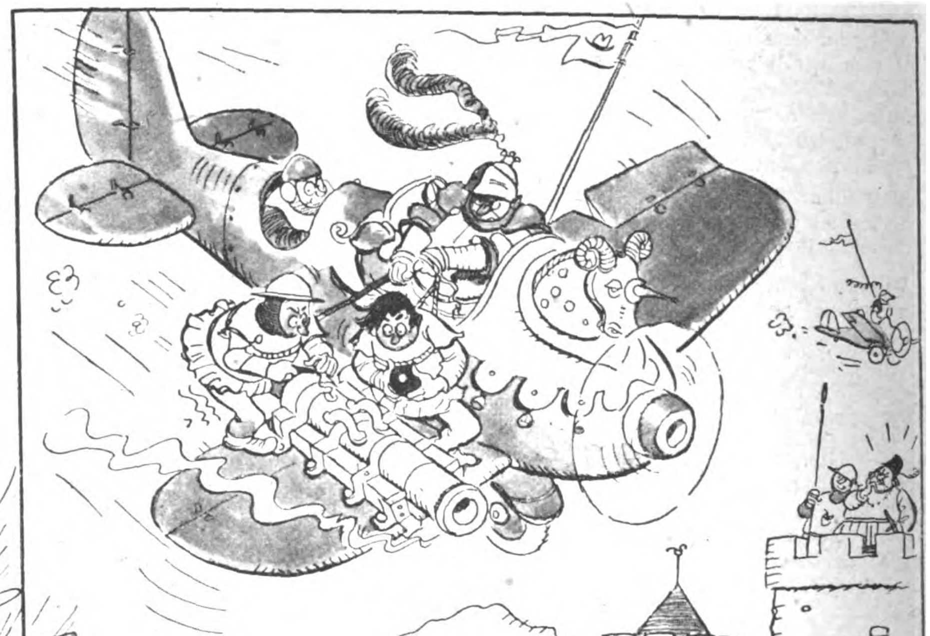
„Sie haben 'was vergessen . .“

schrieb kürzlich ein Flieger. Ihr Zeichner hat vor einiger Zeit einen Bilderbogen gezeichnet „Zu spät erfunden . . .“ (Wenn man technische Dinge von heute schon 500 Jahre früher gekannt hätte.) Wir fanden es recht spaßig. Was wir aber vermißten, war eine Darstellung, wie es damals gewesen wäre, wenn es auch schon Flugzeuge gegeben hätte . . .

BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER



„Seht, Herr, das ist der Ilsung von Scheufleisch, der hat sich für seine Fehden einen so großen Flugwagen bauen lassen, daß zehn seiner Schwerbewaffneten darin Platz haben . . !“



„Lach' nicht so dämlich, Mensch! So blöd ist das mit der aufmontierten Feldschlange nämlich gar nicht, wie der Lichtensteiner dort es sich ausgeknobelt hat!! Seine Knappen werden aber bei der unchristlichen Affenfahrt, die er drauf hat, nicht zum Schuß kommen — außerdem hängt die Mühle dadurch über Backbord schief . . .“



←
„Bei meiner Jungfrauenehre, wenn ich gewußt hätte, daß du mich in diesem alten Gaskocher entführen willst, Lothar, ich wäre nicht mitgekommen! Kannste denn nicht wenigstens 'n bißchen mehr aufdrehen? Dahinten kommt Papa schon in seiner neuen Messerschmitt angefetzt.“

→
„Viktor, Viktor!! Hört Ihr mich, Herr? Eueren treuen Knappen Bertram?! Dreht sofort auf Heimatkurs! Euer ungetreues Weib betrügt Euch mit Euerem Nachbarn, dem Götz von Wetzstein!“



Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. A B C D E F G 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München

Preis 20 Pfennig

JB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 29. JUNI 1944
19. JAHRGANG :·. FOLGE 26

Mit herzlichen Heimatgrüßen
an die Front von:

VERLAG FRANZ EHER NACHF.,
GMBH., MÜNCHEN 22.



Die „Grünen Teufel" wurden aufs beste vorbereitet.
Es gibt keine vom Feind geplanten Invasionsüberraschungen, auf die unsere Soldaten nicht seit langem gefaßt wären.
PK.-Aufnahme: Kriegsberichter Wahner-Sch.



Hier saß Josip Broz

Häuser einer kleinen Stadt in den bosnischen Bergen, von der aus der Räuberhauptmann „Tito" (mit wahrem Namen Josip Broz) seine Banditen befehligte. Die Aufnahme wurde von einem amerikanischen Kriegsberichter hergestellt.

DIE „RESIDENZ" DES ZUCHTHÄUSLERS

SS-FALLSCHIRMJÄGER SPRINGEN INS ZENTRUM DER BANDENGRUPPEN DES JOSIP BROZ

Vor kurzem meldete der Wehrmachtbericht die Zerschlagung des Zentrums der Bandengruppen des Zuchthäuslers Josip Broz. In schweren Kämpfen, bei denen sich die 7. SS-Gebirgsdivision „Prinz Eugen" und das



Eine Aktion deutscher SS-Fallschirmjäger beginnt.
Die dritte und vierte Kette springt, während die schon gelandeten SS-Fallschirmjäger sich zum Angriff sammeln.



Rechts: Wieder sind einige Häuser von Banditen gesäubert.



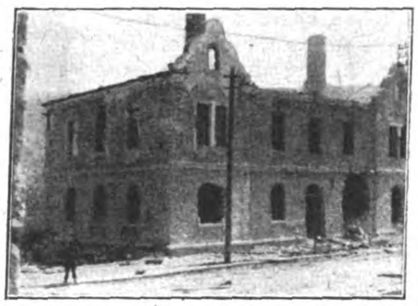
Am zweiten Tag: Das Unternehmen wird durchgeführt.
Weiße Leuchtkugeln zeigen den SS-Fallschirmjägern die neue Angriffsrichtung



Stukas und Schlachtflieger sind am Werk.
Gespannt verfolgen die ϟϟ-Fallschirmjäger die Wirkung der Einschläge.



Ein Gruppenführer der Fallschirmjäger.
Die Überraschung ist gelungen. Aber noch stehen schwere Kämpfe bevor. Mit einem zuversichtlichen Lächeln spornt er seine Männer an.



Hier hatte Josip Broz
eine seiner Verwaltungsstellen untergebracht.



Sie kamen ihm zuvor.
Dieser Bandit schoß aus dem Hinterhalt auf unsere Truppen.

ϟϟ-Fallschirmjägerbataillon 580 hervorragend bewährten, verlor der Feind weit über 6000 Mann.



Der letzte Akt.
Gefangene Banditen warten auf ihr Verhör.



Roosevelt mit Mörderin

ein Schlaglicht auf die amerikanische „Kultur".

Die Amerikaner sind sehr stolz auf ihr blühendes Zeitschriftenwesen. Schlagen wir einmal das amerikanische Magazin „Pic" auf. Hier finden wir unter der Überschrift „Die Männerschlächterin Ruth Wells" das Bild einer 19jährigen Amerikanerin, die ihren Mann aus nächster Nähe mit einem Gewehr erschossen hat, da sie mit ihrem Liebhaber durchgehen wollte. Die Zeitschrift präsentiert die Verbrecherin in einer auf die Lüsternheit berechneten undezenten Pose und schreibt im Text wörtlich: „Frauen, die töten, sind seltene und interessante Geschöpfe." Über der Mörderin hängt ganz groß der Kopf Roosevelts. Sie passen gut zusammen. Es ist ja schließlich das gleiche Metier, das der Herr Präsident betreibt, nur in etwas größerem Umfang, und das Ganze ein bezeichnendes Schlaglicht auf die amerikanische Kultur.

Aus „Pic" und „Sphere".





Afrikas Urwald gegen das Abendland

England ist nicht sehr wählerisch bei der Auswahl seiner Verbündeten. Die primitivsten Negerstämme Afrikas sind gut genug, die abendländische Zivilisation zu bekämpfen. Das Photo rechts oben, das der Londoner Zeitschrift „Sphere" entnommen wurde, zeigt mit aufdringlicher Deutlichkeit, auf welchem Kulturniveau das Menschenmaterial steht, das gegen unsere Soldaten in den Kampf gejagt wird. Es zeigt drei Häuptlinge der Negerstämme von der Goldküste Afrikas, die zu Besuch in England weilen und ihre Truppen „inspizieren". Die karnevalsähnliche Aufmachung in Lumpen, Flicken, buntem Glas, mit nachttopfähnlichen Kopfbedeckungen und fetzenartigen schwabbelnden Hosenböden aus buntem Kattun geben eine Vorstellung von äußerster Primitivität. Dieser Auswurf des afrikanischen Dschungels wird also an modernen Waffen trainiert, siehe unteres Bild, und gegen die Kultur Europas losgelassen. Nimmt es einen da wunder, daß so ein Soldatenmaterial kein Verständnis besitzt für die Heiligkeit des Goethe-Hauses in Frankfurt oder des „Abendmahles" von Leonardo da Vinci?

ROOSE-ELLINOR REIBT DIE NASE

Verrücktheit um jeden Preis! Die pferdezahnige Frau des amerikanischen Präsidenten, die das Talent eines Reklamemanagers besitzt, immer wieder von sich reden zu machen, hat einen neuen Trick erfunden, um ihr aufregendes Profil neuerdings in die Presse zu bringen. In der amerikanischen Bilderzeitschrift „Look" erschien zum erstenmal im Dezember 1943 das nachher berühmt gewordene Bild, auf dem man Frau Ellinor Roosevelt sehen kann, wie sie mit einer Eingeborenen namens Rangi die alte primitive Zeremonie der Südsee, das Reiben von Nase an Nase, ausführt, das bei diesen einfachen Völkerstämmen eine Zärtlichkeitsbezeigung darstellt, ähnlich wie es bei uns ein Kuß ist. Stolz bemerkt die amerikanische Zeitschrift „Look", daß dies Bild von Hunderten anderer Zeitungen und Zeitschriften nachgedruckt wurde. Ja, sie geht sogar noch weiter und schreibt darunter ausdrücklich: „Photographisches Copyright, 1943, durch „Look", Incorporation. Nachdruck ohne Erlaubnis verboten." — Damit begann eine neue amerikanische Idiotie. Die Zeitschrift „Look" vom 7. März veröffentlicht gleich drei weitere Nasenreibebilder unter der Balkenüberschrift: „Jeder tut es. — Nasenreiben wird an die Stelle des Handschlags treten, des Klopfens auf den Rücken und des ‚Hiya, Toots', die Amerika charakterisierten." Bisher konnte man sich nämlich in Amerika auf die drei genannten Arten begrüßen, wobei besonders die sinnlose Phrase „Hiya, Toots", als Zeichen gut-demokratischer Gesinnung galt.



Der Start einer neuen Narkose: „und bald macht es jeder!"

Frau Roosevelt hascht nach Volkstümlichkeit. Sie ist auf den Gedanken verfallen, den Maori-Gruß in Nordamerika einzuführen, das Nasenreiben. Wie wär's mit dem Zungeausstrecken der Tibetaner? Aus „Look" und „Picture Post".



Terror mit Parfüm.

Die gerissenen Sowjetpropagandisten lassen nichts unversucht, um das bluttriefende mordgierige Bild des Bolschewismus, wie es der Welt seit 25 Jahren bekannt ist, zu verwischen und statt dessen die bekehrten Schäflein zu spielen und die Sowjetunion als zivilisiertes, durchaus demokratisches Land hinzustellen, das die Traditionen des alten Rußland fortsetzt. In diese Linie fällt das Affentheater mit der Wiedereinsetzung der orthodoxen Kirche, die Orden und Uniformen bei der Roten Armee und die Verbürgerlichung der weltrevolutionierenden Klasseproleten. Die Sowjets haben sich jetzt einen neuen Trick ausgedacht. Das alte berühmte kaiserlich-russische Ballett wird wieder neu belebt auf Propagandareisen geschickt. Die englische Presse ist dumm oder gewissenlos genug, diesen Schwindel mitzumachen. Das obige Bild zeigt ein Nachwuchskorps des berühmten Zarenballetts bei einer Probe in England. Darunter schreibt die Londoner Zeitschrift: „Eine russische Ballettschule in Buckinghamshire. — Junge Tänzerinnen proben vor einem Konvexspiegel für eine Serie von Vorstellungen in London."



Der Jude Benny Goodman (Gutmann),
der mit seiner Swingkapelle nicht nur die höchste Radiogage bezieht, sondern auch einen geradezu unheilvollen Einfluß auf die amerikanische Jugend ausübt. „Meine Musik ist lasterhafter als alle Kurtisanen der Geschichte zusammengenommen", rühmt er sich selbst.



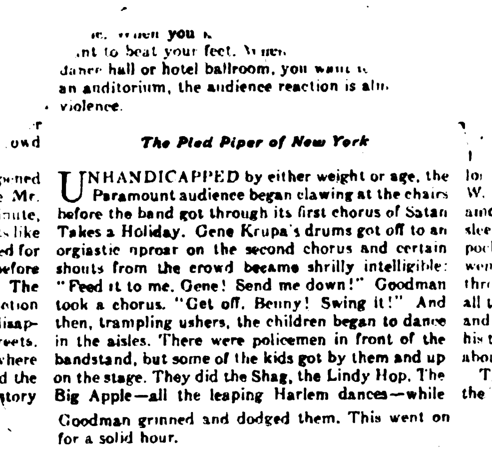
Verbrecherhände.
Die Hände des Swingjuden Benny Goodman, die eine von der Fachwelt ernstgenommene Musikzeitschrift in Milwaukee „ausgesprochene Verbrecherhände" bezeichnet.



Kein Parkett zum Tanzen.
Aber die Jungen und Mädel, von der „lasterhaften" Musik des „Rattenfängers von Neuyork" verführt und aufgeputscht, schieben sich mit zuckenden Gliedern durch die Sitzreihen des Kinos

„DER RATTENFÄNGER VON NEUYORK"

Nach Mitteilung des Gallupinstitutes zur Erforschung der öffentlichen Meinung in USA findet bei allen Rundfunkhörern die meiste Zustimmung ein Saxophonmusikant, Benny Goodman, dessen Radiosendungen rund 40 Millionen Hörer haben. Goodman ist dadurch der höchstbezahlte Radio-„Star" geworden, der aber dennoch fast jeden Tag in den großen Kinos von Neuyork mit seiner Kapelle spielt, um sich an seinem unheilvollen Einfluß auf die Schuljugend zu berauschen. Wie dieser „Rattenfänger von Neuyork", so sind die meisten der hochbezahlten Radio-Artisten Juden, ebenso wie die Geschäftsleitung und die Nachrichtenübermittlung des USA-Rundfunks zu über 90 v. H. von Juden kontrolliert werden.



... when you ...
... to beat your feet. When ...
dance hall or hotel ballroom, you want to ...
an auditorium, the audience reaction is alm...
violence.

The Pied Piper of New York

UNHANDICAPPED by either weight or age, the Paramount audience began clawing at the chairs before the band got through its first chorus of Satan Takes a Holiday. Gene Krupa's drums got off to an orgiastic uproar on the second chorus and certain shouts from the crowd became shrilly intelligible: "Feed it to me, Gene! Send me down!" Goodman took a chorus. "Get off, Benny! Swing it!" And then, trampling ushers, the children began to dance in the aisles. There were policemen in front of the bandstand, but some of the kids got by them and up on the stage. They did the Shag, the Lindy Hop, The Big Apple—all the leaping Harlem dances—while Goodman grinned and dodged them. This went on for a solid hour.

Was die „Saturday Evening Post" über den Swingjuden zu sagen hat:

„Der Rattenfänger von Neuyork. — Unbelastet durch Gewicht oder Alter begannen die Besucher des Paramounttheaters sich krampfhaft an ihre Stühle zu klammern, noch ehe die Kapelle die erste Strophe von „Satan nimmt sich einen Feiertag" beendet hatte. Gene Krupkas Trommel leitete mit einem orgiastischen Aufruhr in den zweiten Vers über, und aus dem Zuhörerraum wurden in ihrer Schrillheit kaum verständliche Rufe laut wie. „Fütter mich mehr damit, Gene! Schlag mich damit zu Boden!" Goodmans Saxophon setzte jetzt ein. „Los, Benny, Swing!" Und dann, indem sie die Platzanweiser zu Boden trampelten, begannen die Kinder in den Gängen zu tanzen. Die Bühne mit der Kapelle war von Polizisten abgesperrt, aber die Kinder durchbrachen die Sperre und kletterten auf die Bühne. Dort tanzten sie den Shag, den Lindy Hop und den Big Apple — alles hüpfende Tänze aus der Negerstadt Harlem — während Goodman grinste und ihnen aus dem Wege ging. Dies währte eine geschlagene Stunde."



Seidenstrümpfe, billiges Fleisch, Gummischuhe?
Nein, diese Schlange von meist jüngeren Menschen wartet seit dem frühen Morgen vor einem Großkino in Neuyork, um am Nachmittag Benny Goodman und sein Swingorchester zu hören.



„Swing", wie es der Illustrator sieht. Aufn.: Auslandspresse.
Die orgiastische Wirkung dieser Judenmusik wird aus der Zeichnung deutlich.

Europa lacht mit Jam

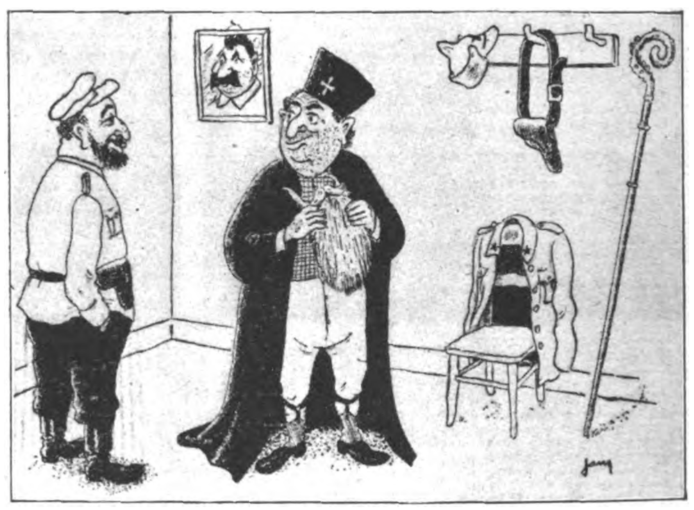


„Die britische Invasionsarmee ist bereit, Herr Minister!"

Die schwere Stunde.

„Die Uhr wird gleich schlagen, Winston!"
„Oh . . . ich glaube, sie geht etwas vor!"



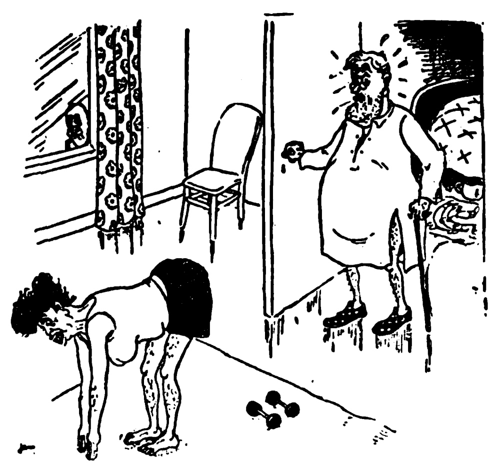


Einfach!

„Willst du eine Gottlosenfeier aufziehen, Abraham?"
„Nein, ich spiele nur die Rolle des Metropoliten beim Empfang des Erzbischofs von York."



Kleine, bescheidene Frage:
„Den Nacken gut ausrasieren?"



Alles „Neutrale" in Acht und Bann.
„Hör mal, Ellinor, schwedische Gymnastik habe ich doch strikte verboten!"

Jam wurde 1911 in Lüttich geboren. Das Zeichentalent hat er von seiner Mutter geerbt. Als Achtzehnjähriger veröffentlichte er seine ersten Zeichnungen, damals noch unter seinem vollen Namen Paul Jamin. Heute ist Jam Redaktionsmitglied der „Brüsseler Zeitung". Mit ein paar Strichen entlarvt er — Politiker und Künstler zugleich — treffend unsere heuchlerischen Gegner.



Der neue Kurs.
„Ich beehre mich, Euer Majestät die Gesandten der neuen unabhängigen Republiken vorzustellen!"

Zaharoff, der Dämon Europas

VON WALTER PERSICH

„Die Universität Oxford hat Sir Basil Zaharoff in Anerkennung seiner vielfachen Verdienste um die Förderung der britischen Wissenschaften zum Ehrendoktor der Rechte ernannt . . ."

Die Meldung über die Verleihung des Ehrendoktorhutes einer der ältesten und bedeutendsten Universitäten der Alten Welt an Sir Basil Zaharoff durchlief die großen internationalen Pressebüros kurze Zeit nach der Unterzeichnung der Friedensverträge von Versailles. Sie erweckte in den Kreisen der Forscher und Wissenschaftler manches Kopfschütteln. Gewiß, es gehörte an manchen Universitäten zum Brauch, Männer, die einem Institut bedeutende Mittel zur Verfügung gestellt hatten, mit der Würde des Ehrendoktors zu bekleiden — aber Zaharoff?

Wer ist Zaharoff? fragte mancher verwundert. Kaum jemals bekam er eine klare und eindeutige Antwort. „Der reichste Mann der Welt", der Herr über eine Milliarde Pfund Sterling, der „stille" Teilhaber der Vickers, Armstrong, Schneider-Creusot, der Finanzier balkanischer Rüstungswerke und amerikanischer Kriegsschiffswerften, der Begründer kleinasiatischer Banken, der Freund und Berater von Lloyd George und Venizelos, der Vertraute Poincarés — und dennoch weder ein Staatsmann noch ein „Wirtschaftskapitän" im herkömmlichen Sinne, das alles und das alles auch wieder nicht war Sir Basil Zaharoff.

Zaharoff? Ein Russe? Wieso dann Sir? Seine Majestät der König von Großbritannien hat Basil Zaharoff mit dem Bathorden und dem Erbadel ausgezeichnet. Also ein Brite? Der Präsident der französischen Republik hat Zaharoff das Großkreuz der Ehrenlegion verliehen. Zaharoff ist französischer Staatsbürger. Also Franzose? Der König von Belgien hat seinem Freunde Sir Basil Zaharoff aus Dankbarkeit für private Gefälligkeiten das Schloß Balincourt an der Oise geschenkt, einen reizenden Landsitz auf französischem Boden. Ist Zaharoff Belgier? Der König von Spanien hat Sir Basil Zaharoff zum Granden erhoben — Zaharoff ist kastilischer Herzog. Also in Wahrheit Spanier? Und wenn dies alles zutrifft, was tut ein solcher Mann mit der Aktienmehrheit der Spielbank von Monte Carlo? Weshalb bemüht er sich, dem Duodezfürsten von Monaco aus den Erträgnissen der Spielsäle eine Millionenapanage zu sichern und die durch den Weltkrieg verödeten Gefilde des Glücksspiels an der Blauen Küste des Mittelmeeres wieder zum Treffpunkt jenes modischen internationalen Lebens zu machen, in dessen Bezirken hinter den Kulissen der Launen Fortunas die undurchsichtigste Geheimdiplomatie des Vorweltkriegseuropas getrieben wurde?

Der Mann, auf den die Journalisten der sensationslüsternen Boulevardzeitungen von Paris, Rom, Wien, London, Berlin, Paris und Madrid immer wieder vergebliche Treibjagden ansetzten, dieser Sir Basil Zaharoff, ein graumelierter, spitzbärtiger, hagerer Mann mit eisengrauen, unwiderstehlichen und bannenden Augen und einem bezwingenden Willen, ein Mensch auch wiederum mit gesellschaftlichem Charme und anscheinend außerordentlichem Wissen um die Schwächen der Mächtigen dieser Welt, war weder Engländer, noch Franzose, noch Spanier, noch Belgier — er war seinem Herkommen nach Grieche. Seine Wiege hatte jedoch nicht im Schatten der Akropolis, nicht auf der Heimaterde seiner Vorfahren gestanden, sondern in einer Art Verbannung, auf türkischem Boden. Jenes griechische Händlertum, das aus jahrhundertealter Sklaverei unter dem Halbmond hervorgegangen ist und den Typ des bei allen europäischen Kaufleuten verrufenen „Levantiners" geschaffen hat, entwickelte die unvergleichliche Anpassungsfähigkeit Zaharoffs. Zacharias Basileios war sein Taufname, den er in der Kirche der armen Griechengemeinde zu Mughla als Sohn eines nomadisierenden griechischen Tuchhändlers und einer halbrussischen und sehr wahrscheinlich halbjüdischen Mutter empfing. Ein Jahrzehnt später trieb er sich in den Hafengassen Konstantinopels bakschischhungrig herum, erweckte die Aufmerksamkeit eines wohlhabenden griechischen Kaufmannes und wurde von diesem in die englische Schule der türkischen Hauptstadt geschickt — da aber auch die Briten nicht viel übrig hatten für Griechenknaben, russifizierte er seinen Namen in Basil Zaharoff. Von nun an blieb er diesem selbstgewählten „Pseudonym" mit sehr kurzen Unterbrechungen treu — und bald schon beginnt eine händlerische Karriere, die weder vorher noch nachher ein Beispiel in der Welt fand.

Es ist nicht die Größe des Vermögens, das dieser Basil Zaharoff zu erwerben versteht, was ihn über andere Menschen hinaushebt. Merkantile Fähigkeiten, seien sie nun seriöser oder zweifelhafter Art, sind weit verbreitet auf der Welt. Die Herren des Reichtums in Wallstreet, die Astors, Morgenthaus, Baruchs, Rockefellers, Vanderbilts und andere schaffen ebenfalls aus dem Nichts ungeheure Anhäufungen von Gold und Macht. Wie rücksichtslos sie sich aller Möglichkeiten des Gesetzes und seiner Umgehung auch bedienen mögen, wie kaltblütig sie den Staat zum Werkzeug ihrer Pläne machen — keiner führt ein so abenteuerliches Leben und keiner wird ein solcher Machtfaktor wie Sir Basil Zaharoff. Und dabei gibt es in keiner der großen Städte, in denen sich Zaharoffs Einfluß auf das Geschick der Völker zusammenballt, eine Firma Zaharoff. Weder trägt ein Rüstungswerk seinen Namen noch eine Bank, noch nimmt er auch nur eine sichtbar leitende Stellung ein, noch weist man ihm einen Platz in einer Regierung oder in einem Parlament zu.

Sein Weg ist der eines Romanhelden. Kofferträger für die in den Luxushotels Konstantinopels absteigenden Fremden, Angestellter, Verkäufer im Athener Teppichbazar seines Onkels und, weil er sich manche Sprachkenntnisse angeeignet hat, inoffizieller Dolmetscher eines hohen griechischen Regierungsbeamten — alles dies wieder, und alles dies wird er um einige Grade geschickter als andere. In einer geheimen Besprechung jenes Ministers mit dem jungen Vickers, der zu jenem Zeitpunkt die Londoner Firma Nordenfeldt vertritt, wird Zaharoff von Vickers jr. die Vertretung für die Jagdwaffen Nordenfeldts angetragen. Er übernimmt sie und verschafft sich dadurch, noch immer Angestellter in der Teppichhandlung, einen kleinen Nebenverdienst. Die Abmachungen zwischen dem griechischen Minister und Nordenfeldt werden nicht erfüllt, deshalb reist Zaharoff im Auftrage seines Gönners nach London, wird dort aber kaum angehört und sehr ironisch abgewiesen, glaubt, nicht mit leeren Händen in die Heimat zurückkehren zu dürfen, und eröffnet am Trafalgar Square mit wechselndem Glück einen eigenen Teppichladen. Monate später braucht Nordenfeldt einen geschickten Agenten für den ewig unruhigen Balkan. Der junge Vickers hat sich anderen Aufgabengebieten, die größere Erfolge versprechen, zugewandt und bringt Zaharoff in Vorschlag. Zaharoff nimmt das Angebot an. Er reist „auf Probe" zu neuen Verhandlungen nach Griechenland und der Türkei und entwickelt ein so phantastisch geschicktes Bestechungs- und Beeinflussungssystem, daß er Aufträge von bisher ungekanntem Umfang nach London schicken kann.

Noch immer ist Zaharoff nichts weiter als ein tüchtiger Außenvertreter einer namhaften Firma, die zufällig mit Kriegsmaterial handelt. Trotzdem scheint er bereits die in ihm schlummernden Möglichkeiten zu ahnen. Er nutzt immer kühner die Schwächen einzelner Persönlichkeiten und die politischen Verfilzungen aus, und er bringt es fertig, in dem Augenblick zur Hereinholung von Aufträgen nach Spanien entsandt zu werden, als sich die Vorboten des spanisch-amerikanischen Konfliktes ankündigen.

Bei einem großen Empfang im Escorial ist Zaharoff einer von vielen kaum beachteten Gästen. Jedoch ein kleines Geschehnis gibt dem Besuch des Königsschlosses für ihn und zwei andere Menschen eine schicksalhafte Bedeutung: der Herzog von Villafranca, Träger des Goldenen Vlieses, bedroht in einem Anfall geistiger Umnachtung das Leben seiner Gemahlin. Durch sein Dazwischentreten verhindert Zaharoff ein Unglück. Um ihm den Dank für sein Eingreifen auszusprechen, lädt ihn tags darauf die Herzogin von Villafranca zum Tee . . .

Jene Stunde im Salon der jungen, vom Leben enttäuschten, von einer tausendjährigen Tradition zum vollendeten Kunstwerk geformten Frau, der Vertreterin einer edlen, außerordentlich hochgezüchteten, kühn, edel und berauschend zugleich wirkenden Rasse, muß in Zaharoff eine blitzartige Erkenntnis wachgerufen haben — eine zwiefache Erkenntnis allem Anschein nach. Die Erkenntnis zunächst, daß alles Streben und Wirken seines Lebens sich nur lohne, wenn es ihm den Besitz dieser Frau sichere — und die Nebenerkenntnis, daß ihm, dem einstigen Gassenjungen von Konstantinopel, dem Sproß eines mißachteten Händlers, einem Manne ohne Adelsbrief und gesellschaftlichen Rang, nur eines dazu verhelfen könne: Macht, wirtschaftlich unbegrenzte, das heißt in seinem Denken politische Macht, Macht über die Politiker der gegenwärtig in der Welt herrschenden Systeme. Das Herz dieses Mannes ist in seinem tiefsten Wesen erschüttert und aufgerufen. Liebe? Ja, Liebe — eine große, quälende, jeden Winkel seines Wesens erfüllende Liebe, die sich umsetzt in Ehrgeiz, Gier nach Tauschwerten, in Rücksichtslosigkeit und Härte, eine Liebe, die ihm sogar den Mut gibt, die Geliebte selbst in den spekulativen Aufbau seiner Pläne einzusetzen und durch ein geschickt gelenktes Gespräch ihre Vermittlung zugunsten seiner Waffenfirma bei dem spanischen Kriegsminister einzusetzen, von dem er wenige Tage später seinen ersten Riesenauftrag empfängt: den Auftrag zur Lieferung des gesamten Kriegsmaterials für eine Neuaufrüstung der spanischen Armee und Flotte.

Die Herzogin von Villafranca übernahm die Vermittlerrolle in dem Wunsch, in einer kritischen Stunde ihrem Vaterlande zur Erkenntnis einer drohenden Gefahr — die Zaharoff sehr geschickt zu belegen wußte — zu verhelfen, und zugleich, um Zaharoff ihre Dankbarkeit zu beweisen. Sie hat nicht die Absicht, diesen Menschen jemals wiederzusehen. Jedoch sie hat ihm unbewußt das Material zum Bau der ersten Stufe seiner Macht in die Hand gegeben — und ihn beseelt kein anderer Gedanke als der, eben diese Macht so weit zu vervollkommnen, daß er eines Tages mächtig genug sein werde, sie, die Frau, vom Schicksal zu fordern.

Wo immer die Herzogin von Villafranca sich aufhält, ob in ihrem Madrider Palais, ob auf Reisen, täglich erreicht sie ein Strauß herrlicher Rosen — und immer wieder kreuzt dieser sonderbare, ihr zunächst ein wenig unheimliche, vielleicht sogar belächelnswerte Waffenagent ihren Weg, und von Mal zu Mal ist er reicher, mächtiger, fordernder geworden, auch, wenn er noch mit keiner Silbe seine Leidenschaft verraten hat. Maria von Villafranca verbietet ihm, sich ihr zu nähern — er nimmt den Befehl mit einer Verbeugung, einem Lächeln entgegen und weiß seine Weigerung in eine wehrlosmachende Huldigung zu kleiden, in eine Huldigung, die zugleich eine stolze Enthüllung seiner Wünsche und Absichten ist.

In allen Hauptstädten der Welt taucht er auf, ein Gast der großen Hotels, ein Unterhändler in den Geheimkammern der Kriegsministerien — die entscheidenden Besprechungen Zaharoffs werden jedoch nicht dort geführt, wo über solche Unterredungen Protokolle niedergelegt werden müssen. Am Ende weiß er sich stets einflußreicher Mittelsmänner zu bedienen. Jedenfalls aber bringt er ebenso in Stockholm wie in St. Petersburg, in Athen wie in Konstantinopel gewaltige Abschlüsse unter Dach. Eines Tages taucht in Europa ein einfallsreicher Amerikaner mit einer neuen Waffe auf: Hyram Maxim, der Erfinder eines automatischen Schnellfeuergewehrs. Bei einer Vorführung vor Kaiser Franz Joseph in Wien ist auch — Maxim unbekannt — Zaharoff anwesend. Maxims Maschinengewehr macht großen Eindruck, trotzdem gibt das k. u. k. Kriegsministerium nur einen Auftrag auf wenige Stücke davon. Maxim erfährt, daß Zaharoff es verstanden hat den Männern, die über solche Neuerungen bei der öster-

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

reichischen Armee entscheiden, klarzumachen, daß die Massenherstellung dieser Waffe auf größte Schwierigkeiten stoßen würde. Und jetzt beginnt ein interessanter Kampf zwischen dem Amerikaner und dem Griechen, der damit endet, daß Zaharoff in London Maxim der Firma Nordenfeldt zuführt.

Mit dieser neuen Waffe, die mit Nordenfeldts Produktionsmitteln in großen Mengen auf den Markt geworfen werden kann, rückt das bisher nur mittelgroße Unternehmen in die vorderste Front der europäischen Waffenfabriken — und jetzt werden Vickers und Armstrong auf ihre Konkurrenten zum ersten Male wirklich aufmerksam. Einige Jahre später ist Nordenfeldt ausgeschieden, Maxim und Zaharoff sind Teilhaber bei Vickers, und Vickers bringt das neue Pom-Pom-Geschütz heraus, das in den Kämpfen gegen die indischen Aufständischen Verwendung findet, das bald danach in großen Mengen exportiert wird an die — Burenrepublik und in noch größerem Maße bei der britischen Expeditionsarmee eingeführt wird, die bald danach gegen die Buren antritt.

Welche Rolle Zaharoff bei der Schürung des Burenkonfliktes spielt, welche Rolle er überhaupt hinter den Kulissen des politischen Geschehens übernommen hat, wird niemals mehr restlos aufzuklären sein. Fest steht jedenfalls, daß durch Zaharoff ein Kitchener an der Tantiemen- und Dividenden-Ausschüttung der britischen Privatrüstungswerke interessiert wird, daß Parlamentarier sich bemühen, Zaharoff mit Llyod George zusammenzubringen, daß Zaharoff und Churchill persönliche Bekannte sind, daß Zaharoffs Geheimagenten in Deutschland, in Österreich, in Rußland, auf dem Balkan ebenso arbeiten wie in Cuba, und daß es zwei Arten Zaharoffscher Rüstungslieferungen gibt: solche, die vollkommenes Geheimnis bleiben, und solche, die zwischen zwei gegnerischen Ländern Mißtrauen, ja Haß säen und für deren Bekanntwerden Zaharoff mit einem gut funktionierenden eigenen Nachrichtenapparat selbst sorgt.

In den Zeiten der großen europäischen Spannungen „erholt" sich der „Privatmann" Mister Zaharoff an der Côte d'azur von den Anstrengungen seiner Geschäfte. Hinter den verschlossenen Türen unverfänglicher Hotelzimmer empfängt er Gäste aus allen Ländern Europas, Verschwörer und Staatsmänner, Wirtschaftsführer und Spione. Sie alle weilen wie er entweder ganz unverfänglich zu ihrer Erholung in Nizza und Monte Carlo, oder sie kommen inkognito und verschwinden schnell und unauffällig wieder. Hierher kommt auch eines Tages die Herzogin von Villafranca, um für einige Wochen dem steifen Zeremoniell des spanischen Hofes zu entfliehen — und in der zauberhaften Schönheit dieser Landschaft, frei von der Enge ihres heimatlichen Lebens und wohl auch hingerissen von der dämonischen Persönlichkeit dieses ungewöhnlichen Mannes, wehrt sie sich nicht länger gegen eine Leidenschaft, in der für sie ebensoviel schicksalhaft Endgültiges liegt wie für Zaharoff. Bald ist der Bund der spanischen Herzogin mit dem überall ebenso gefürchteten wie geachteten und dennoch berüchtigten Rüstungsmanne ein offenes Geheimnis. Man weiß, daß die beiden Menschen in einem französischen Landschloß ein gemeinsames Leben führen, ja, die Herzogin macht ganz offiziell die Hausherrin, wenn prominente und fürstliche Besucher erscheinen — aber erst nach dem Tode ihres umnachteten Gatten, als sie selbst einundsechzig, Zaharoff bereits fünfundsiebzig Jahre alt ist, erfolgt die Eheschließung dieses so sonderbar romantischen Liebespaares auf Balincourt.

Die Vorgeschichte des Weltkrieges ist durchflochten vom Lebenswerk Sir Basil Zaharoffs. Jene Internationale der Rüstungsindustrie, mit der Hand in Hand das Werden einer alliierten Einkreisungsfront ging, ist nachweisbar sein Werk — als der in allen großen Rüstungswerken Europas finanziell Beteiligte ist Zaharoff zugleich der Verbindungsmann der Kabinette. Schwer ist es, zu unterscheiden, ob seine rüstungswirtschaftlichen Transaktionen den von den verschiedenen Regierungen ausgegebenen Losungen entsprechen oder ob die Politiker im englisch-französisch-russisch-amerikanischen Lager ihre Handlungen auf Zaharoffschen Plänen aufbauen. In den Parlamenten Englands und Frankreichs wird immer wieder vergeblich Sturm gelaufen gegen den unheilvollen Einfluß dieses Mannes. Die Hand, die die Schüsse von Sarajevo abfeuert, ist unzweifelbar ebenso von Zaharoff gelenkt wie die Pistole des Mörders von Jean Jaurés, der bis zum letzten Augenblick für die Erhaltung des Friedens kämpft. Und als der Weltbrand entfacht ist, spricht man es offen in England aus: Zaharoff ist der böse Geist von Lloyd George... Mehr noch: er ist der böse Geist Europas überhaupt.

Es gibt wohl kein deutlicheres Eingeständnis als die Tatsache, daß Zaharoff auf Veranlassung von Poincaré Sachverständiger der Reparationsausschüsse wird, daß mit dem Höhepunkt und Ende des Weltkrieges auch die ihm zugedachten öffentlichen Ehrungen sich überstürzen. Jahre später, als dem Anschein nach Zaharoff, endgültig alt und müde, sich längst von den aufregenden Geschäften zurückgezogen hat, fällt abermals sein Name — in den Anklagen vor dem amerikanischen Senatsausschuß, der die Schuldigen und die Großverdiener des Weltkrieges anzuprangern übernommen hat. Zaharoff ist zu geschickt und zu mächtig, um seine Kompagnons des Geschäfts mit dem Blut der Völker in der Stunde der Gefahr zu verlassen. Noch ist seine Nachrichtenmaschinerie zu gut geölt — die großen Wandlungen in Europa geben ihr das Stichwort, und im Chor mit Winston Churchill stimmt sie die Melodie des alten Hasses von neuem an: Deutschland, die Weltgefahr! Darüber vergißt man, in Amerika die Schuldigen zu verurteilen — zugleich gruppieren sich um den Greis von Balincourt und sein unabmeßbares Vermögen abermals alle an einer Rüstungshausse interessierten Kreise der Macht- und Wirtschaftspolitik. Während die Körperkräfte Zaharoffs langsam verflackern, ist der gefährliche Geist dieses Mannes abermals am Werk, einen Krieg der Welt vorzubereiten — einen Krieg, der seine Welt, die Welt des Goldes und der Macht des einzelnen, von neuem untermauern soll, wenngleich sie eine ganze Welt dabei in Trümmer legt.

Den Ausbruch dieses zweiten Weltkrieges erlebt Zaharoff nicht mehr — so sehr er auch bemüht war, seine Entstehung vorzuverlegen. Als Zaharoff, ein vereinsamter, gelähmter Mann, in Monte Carlo einem Herzschlag erliegt, geht ein Mensch von finsterer Genialität ein in das Reich der Schatten. Den Weg, den er zurückgelegt hat, kann nur ein Mensch von genialen Fähigkeiten, ein Mensch von Größe gehen — jedoch diese Fähigkeiten haben niemals der Entwicklung der Menschheit, nicht der Größe eines Volkes gedient, sie schufen nur Zerstörung, Haß und Leiden, weil ihnen eines fehlte: das Verantwortungsgefühl des einzelnen gegen die Gemeinschaft, sei es gegen die Gemeinschaft des eigenen Volkes, sei es gegen die Gemeinschaft aller Völker im Streben nach einer höheren Entwicklung.

Ein einzelner Mensch kann gewiß nicht Kriege entfesseln, nicht der genialste, nicht der verantwortungsloseste. Jedoch jene geheimnisvollen, von Gefahr und Drohung knisternden Strömungen, die in allen Zeitaltern um die Welt und durch die Völkerschicksale kreisen und in denen die Möglichkeiten zu gewaltigen Entladungen liegen, sie im Sinne eines mörderischen Egoismus auszunutzen vermag er —, sie sind es gewesen, auf denen Zaharoff sein Leben und seine Geschäfte aufbaute. Sie zu steigern, ihre untergründigen Brände zu schüren und zu einem großen Teile auch zu lenken, das ist Zaharoffs düsteres, mephistophelisches Lebenswerk — das Werk eines Genies im Negativen.

Die einzige Zaharoff-Biographie in deutscher Sprache „Zaharoff, der Dämon Europas", von Walter Persich, erschien im Schoffer-Verlag, Berlin. Die holländische Ausgabe erscheint demnächst.

Ein Brief

Ein Tag neigt sich zu Ende. Wolken, von Westen heraufziehend, hängen sich vor die versinkende Sonne. Ihre Ränder glühen rot und brennend auf. Wie Flammen am Himmel ziehen sie daher, lösen sich nach Osten auf in ein rauchfarbenes Grau. Sie bringen den lauen, milden Abendwind mit, denn es ist ja Frühling. Ja, Peter, hier in der Heimat ist es Frühling geworden. Ich bin hinausgegangen in das Land und habe nach ihm ausgeschaut. Wollte ihn sehen, erlauschen und fühlen. Nun sitze ich in meinem kleinen Zimmer, das Du so sehr liebst und kennst, und meine Gedanken eilen zu Dir hin. Erzählen will ich Dir vom Frühling, Zwiesprache mit Dir halten, so wie wir es oft getan, als Du noch hier gewesen. Einst saß ich allein hier in meinem kleinen trauten Zimmer. Ich schaute, so wie heute, in die Flammen des Feuers im Kamin und dachte über das Leben nach. Es gab mir so viel Rätsel auf, Fragen, auf die ich keine Antwort fand. Ich suchte ihre Lösung in den Sternen, in der Natur. Ich lauschte in das Leben hinein und fand vieles, was mich glücklich machte und doch erschreckte. So Großes fand ich, das das junge Herz noch nicht fassen konnte, und die Mutter, die wohl wußte, wie es um mich stand, denn Mütter wissen ja alles von ihren Kindern, sie kam mit leisen Schritten in das Zimmer, wenn ich so sinnend saß. Sie strich mir über das Haar. Es tat gut, ihre Hände zu spüren, die Hände, die mich immer nur liebend gehalten. Sie forschte in meinem Gesicht, in dem jeder Zug dem ihren glich. Und ich küßte dankbar diese Hände, legte meinen Kopf hinein. Das Leben wird dich noch viel lehren, wir müssen alle diesen Weg gehen, sagte sie. Ich fühlte mich geborgen, und das Herz beruhigte sich, wurde ganz still. An einem Wintertag mußte ich dann gehen, diese Hände ein letztes Mal zu halten. Kalt lagen sie in den meinen. Die Hände, die nie ausrasteten, die immer nur Arbeit kannten, die vom Leben erzählen konnten, sie hatten die ewige Ruhe gefunden.

Ich saß allein in meinem Zimmer und fror, obwohl die Flammen im Kamin hellauf loderten. Ich vermißte die Wärme die kein Feuer geben kann. Der Frühling kam in das Land, und es waren nun Deine Hände, die meine umfangen hielten. Leise bist Du an einem Abend, der auch so lau und lind war, in mein Zimmer gekommen. Du nahmst davon und von meinem Herzen Besitz. Wir suchten zusammen in der Tiefe des Lebens und fanden die Liebe. Da wurde uns das kleine Zimmer zu eng, und wir gingen hinaus in das Land. Nicht durch das große, schmiedeeiserne Tor, das hinausführt auf die Straße, nach der Stadt. Nein, durch die kleine Pforte hinter dem Garten schlüpften wir. So habe ich heute das Haus verlassen, als die Sonne im Osten über die Dächer des Städtchens emporstieg. Ich schritt den Pfad hinunter nach dem Wiesengrund. Weißt Du, den Pfad, der im Sommer, wenn das Gras heureif auf den Wiesen steht, fast gar nicht zu erkennen ist. Unseren Pfad tauften wir ihn einst, und wie es damals gewesen, war er wieder von Gänseblümchen übersät.

Drunten im Grund, neben dem Bach, der immer noch so übermütig, voller Lebensfreude dahinfließt, den Du „munteren Gesell" genannt, lugten zwischen dem sprießenden Gras schon die ersten blauen Vergißmeinnicht hervor. Vergißmeinnicht! Ihre Sternlein bedecken die Wiesen, als Du vor langer Zeit gegangen. Du brachest ein paar Stengel, schenktest sie mir zum Abschied. Sie ruhen heute noch in dem ledergebundenen Band von Hölderlins Gedichten, meinem Lieblingsbuch. Ich schicke Dir ein paar frischgepflückte Blümchen als Gruß. Sie sollen Dir sagen, daß ich Dich nicht vergessen werde.

Immer weiter, mit der Sonne, bin ich unseren Weg gegangen, hinein in den Dom des Waldes. Er ist erwacht, und die Blätter der Bäume bauen ihm wieder ein Dach. Vor mir auf dem Weg tanzten die Sonnenstrahlen. Du liebtest es so, ihrem Spiel zuzuschauen, und erzähltest dabei von den Elfen und Gnomen, die in ihnen ihren Reigen tanzen. Der Frühlingswind erklang dazu in zärtlich aufjubelnder Melodie. Überall mußte ich an Dich denken, all unsere gemeinsamen Tage standen in der Erinnerung vor mir auf. Als ich am Mittag droben auf dem Berg stand und über die waldbedeckten Hügel hinunter in das Land schaute, bis dorthin, da in der Ebene der Fluß sich seinen Lauf bahnt, mußte ich die Augen schließen. Du darfst nicht fragen, warum, nimm an, es sei die Freude, das Glück über das Erleben des Frühlings gewesen.

Ich lag im jungen Berggras, das im Sommer nur noch ein blühendes Meer ist, in der Sonne und schloß ein wenig müde die Augen. Der Wind umspielte mich liebkosend, wollte er mich glau-

ben machen, daß Du bei mir seist? Er neckte und warb. Ich wollte ihm die Hände reichen und lächelnd sagen, daß ich nur Dich liebe, aber da war er verschwunden.

Mit diesem Lächeln schritt ich abwärts, dem kleinen Dorf entgegen, das sich zwischen wenigen Wiesen und kargen Feldern an die Hänge schmiegt. Der Schäfer-Martin, weißt Du, der uns einmal in seiner kleinen Hütte Schutz vor einem Gewitterregen gewährte, ist mit seinen Schafen schon hinausgezogen. Er stand am Weg, als ich vorüberkam, und neigte grüßend seinen Kopf. Ein weißes Lamm hielt er auf den Armen. Er erkannte mich und freute sich mit der Natürlichkeit, die diesen Menschen eigen ist, als ich ihm die Hand reichte. Er gab mir das junge Leben in meine Arme, und am liebsten hätte ich das Tierlein mitgenommen, denn wie es so an meiner Brust lag, spürte ich den ewigen Kreislauf des Lebens. Das Gasthaus, in das wir so gerne eingekehrt und wo wir oft beim Scheine des Windlichtes im Garten saßen, lag noch einsam.

Ich ging durch das Dorf, und die Leute schauten mir mit verwunderten Blicken ob meines Lächelns nach. Sie konnten ja nicht wissen, daß ich an Dich, an uns dachte und glücklich war.

Nun bin ich wieder heimgekehrt in mein kleines Zimmer, so wie auch wir immer wieder hierher zurückfanden. Ich sitze im Sessel, der sonst Dir gehörte, Dein Platz war.

Das Abendleuchten an den Wolken ist verlöscht, die Nacht gekommen, und weit breitet sich das Netz der Sterne aus. Und morgen, wenn ich erwache, wird wieder ein neuer, strahlend schöner Tag am Himmel stehen. Ewiger Kreislauf des Lebens. Beginn und Vergehen. Und so wie nach jedem Tag ein neuer kommt, wirst auch Du eines Tages heimkommen. Ich trage den Glauben daran im Herzen, und dann muß es ja so sein. Wir werden das Wunder des Lebens an uns selbst erleben, ein Glied in seiner Unendlichkeit sein, seiner Unsterblichkeit.

Obgefr. Sepp Diel.

Die Fünfundzwanzigerpackung

Es gibt zwei Kategorien von Menschen: Raucher und Nichtraucher. Wenn die Gruppe A auf die Gruppe B einstmals mit kühler Geringschätzung herabsah, so hat die Entwicklung inzwischen eine grundlegende Änderung geschaffen, denn für die Nichtraucher ist eine große Zeit gekommen. Man grüßt sie schon von weitem, läßt ihnen den Vortritt und stellt fest, daß ihr Aussehen ein blühendes ist. Sie werden umschlichen und umschnurrt wie der Baldriantropfen von der Katze.

„Na, Günther", sagte Hans, der Gefreite, zu seinem Kameraden, „ich nehme dir natürlich die Fünfundzwanzigerpackung ‚R 6' gerne ab."

„Das glaub' ich", entgegnete Günther, während Hohn seine Lippen kräuselte.

Hans zuckte leicht zusammen. „Ich verlange sie auch nicht umsonst", lenkte er ein. „Wie wäre es mit einem Viertelmeter Salami?"

„Wär nit schlecht."

„Nun, also, willst du?"

„Na!"

„Oder ein Fläschchen Kognak?"

„Na!"

Hans knirschte leise mit den Weisheitszähnen, denn so eine Sturheit hatte er bei Günther noch nicht erlebt. „Also dann die Salami und den Kognak, zum Teufel hinein!"

„Na!"

„Dann nicht, liebe Tante", rief Hans und kehrte ihm empört den Rücken.

Es hatte natürlich seine Bewandtnis, wenn Günther, der Nichtraucher, seinem alten Tauschpartner plötzlich die kalte Schulter zeigte. Cherchez la femme! Man brauchte sie aber gar nicht lange zu suchen, denn sie hieß Luise und war Kellnerin im „Pavillon". Mit allem Dran. Und ausgerechnet bei dieser Luise mußte ihm Hans ins Gehege kommen. Hans sollte daher nicht nur büßen, sondern das Bußobjekt würde zugleich als zarte Aufmerksamkeit Luise überreicht werden. Laßt Zigaretten sprechen. Dazu hatte Luise ihren freien Nachmittag und war mit ihm, also mit Günther, verabredet.

Doch das Leben besteht aus Enttäuschungen. Luise kam zwar pünktlich, aber sie hatte keine Zeit, mußte gleich wieder nach Hause. Eine Tante aus Stuttgart war zu Besuch eingetroffen. Nett von Luise, daß sie erschienen war, um sich zu entschuldigen. Aus dieser Erwägung heraus überreichte Günther der Verhinderten trotzdem die Zigarettenpackung, was leider nur durch einen in der Luft angedeuteten Kuß quittiert wurde.

Als Günther mit Zapfenstreich die Stube betrat, saß Hans bei Tisch, aß mit Wohlbehagen von seiner Salami und stärkte sich ab und zu mit einem Schluck Kognak. Günther lief das Wasser im Mund zusammen. Er versucht daher, die abgebrochenen Beziehungen wieder aufzunehmen, aber alle Andeutungen hinsichtlich Salami und Kognak wurden überhört. Hans aß und trank, als ob er allein auf der Welt gewesen wäre. „So", meinte er, nachdem er endlich Schluß gemacht hatte, „und nach dem Essen die gute ‚R 6'." Damit griff er in die Tasche und holte eine Fünfundzwanzigerpackung hervor, während der Kamerad kugelrunde Augen bekam. „Wo hast denn die her?" fragte Günther verwundert.

„Die habe ich heute abend bekommen."

„Und was hast dafür hergeben?"

„Nichts, außer einigen heißen Küssen. Du kennst ja die Luise, von der sind sie. Sie wieder bekam sie von einem dämlichen Hund — haha — dem erzählte sie übrigens — haha — eine Tante aus Stuttgart — na, kurz, die Tante aus Stuttgart war ich — haha —"

Das letzte „Haha" klang so merkwürdig, daß der U. v. D., der gerade am Gang näherkam, dachte: Wer gurgelt um diese Zeit? Und noch so rechtzeitig die Stube betrat, daß er dank seiner Autorität die Zerreißprobe beenden konnte, der Gefreiter Hans ausgesetzt gewesen war.

Ralph Urban.

Wie kommt es, daß ...

... daß Neuguinea nach Guinea benannt ist?

Es ist nicht leicht einzusehen, wie zwei Landkomplexe, die fast durch den halben Erdumfang von einander getrennt sind, durch ihren Namen in Zusammenhang gebracht worden sind. Was hat Guinea am tiefen westlichen Golf Afrikas mit der großen Insel am Rande Australiens zu tun? Der Spanier de Rete, der das afrikanische Guinea sehr gut kannte, hat der australischen Insel ihren Namen gegeben und fand keine bessere Bezeichnung für das neue Land als Neuguinea. Denn überall traten ihm verblüffende Ähnlichkeiten in den Gebräuchen der Melanesier und denen der westafrikanischen Guineastämme entgegen. Auch wir haben es nach Jahrhunderten noch nicht herausgebracht, wieso hier wie da der mit einer Rotangsehne bespannte Bogen im Gebrauch ist, wie der gleiche Bauplan der rechteckigen Giebeldachhütten den halben Äquator übersprungen hat, wie ferner die Männerbünde der weit entfernten Völker gleiche Zeremonien und fast identische Masken benützen, und wie schließlich das seltsame Instrument,



die Schlitztrommel, auf beiden Seiten der Erdkugel auftauchen konnte. Die Namensgleichheit ist durch all das merkwürdige Zusammentreffen wohl gerechtfertigt, die Erklärung für den Zusammenhang aber steht noch aus.

... daß die Muskatnüsse weiß sind?

Von Natur ist die Muskatnuß schwarz und ihr weißer Überzug ist eine reine Kriegsbemalung, mit der sie die eifersüchtigen Holländer schmückten. In deren Besitz befanden sich seit dem 17. Jahrhundert die Molukken-



Inseln, die ganz allein das begehrte Gewürz lieferten. Um nun zu verhindern, daß die ausgeführten Früchte keimen und so an andere Orte verpflanzt würden, versah man sie mit dem keimabtötenden Kalküberzug, der ihnen ihr freundliches Aussehen gibt. Die Holländer hatten aber trotz dieser Vorsichtsmaßregel die Rechnung ohne die Muskattaube gemacht, die als eifriger Liebhaber des umhüllenden Fleisches, die kostbare Nuß im Magen auf andere Stellen verschleppte und die „schwarzen Eier" keimbereit verpflanzte. Schließlich brach ein Franzose noch das Monopol, indem er Setzlinge nach der Vanille-Insel Bourbon (Réunion) verbrachte, wo die Pflanze hervorragend gedieh. Die Verbraucher in der Welt aber hatten sich an den weißen Anstrich gewöhnt und die Nüsse sind wie vor 200 Jahren gekalkt im Handel.

... daß Neuseelands Trauerweiden zu Ehren Napoleons grünen?

Die Trauerweiden, die der neuseeländischen Landschaft an dem uns gegenüberliegenden Punkt der Erdkugel ein so anheimelnd europäisches Gesicht geben, sind keine einheimischen Bäume wie die uralten Kaurifichten und haushohen Farne der dortigen Buschwälder. Am 15. August 1840 erst kamen sie auf diesen „Inseln am Rande der Welt" an, und zwar hatten sie die französischen Schiffe mitgebracht, die an diesem Tag von Neuseeland Besitz ergreifen sollten. Aus Verehrung für einen der größten Männer Frankreichs, für Napoleon, hatte die Flotte in St. Helena angelegt und die künftigen Siedler hatten Stecklinge der Trauerweiden mitgenommen, unter denen ihr Kaiser in der Verbannung gewandelt war. Die Engländer aber, die sich seit Cook kaum mehr um das reiche Neuseeland gekümmert hatten, waren durch das französische Unternehmen auf den Appetit gekommen und hatten fünf Tage vor der Ankunft der Franzosen die Inseln in Besitz genommen. Bedrückt pflanzten die zu spät gekommenen Franzosen ihre Stecklinge, die sich seither zu den schönen wehenden Bäumen entwickelt haben, zu Ehren Napoleons und zur Erinnerung an die Freundlichkeit der Briten.

... daß Sonnenbestrahlung gesund ist?

Angefangen hat die Entdeckung mit einem Tierversuch. In einem Tierpark war bemerkt worden, daß die Tiere in sonnenlosen Gehegen rachitisch wurden, während ihre Genossen in sonnigen Aufenthaltsplätzen ausgezeichnet gediehen. Auswechselexperimente bewiesen die Richtigkeit der Feststellung. Und als man einmal auf der Spur war, fand man, daß sich auch beim Menschen unter der Einwirkung der Sonnenstrahlen in der



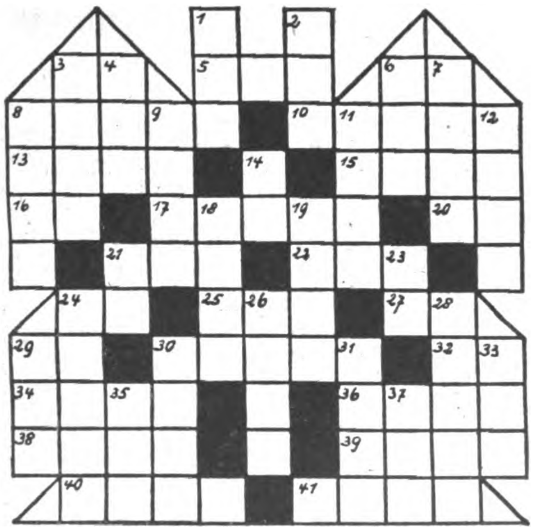
Haut selbsttätig das heilsame Ergosterin, der Schutzstoff gegen die Rachitis bildet. Dieses Heilmittel kann als Vitamin D auch künstlich erzeugt werden, das gerade in unseren Tagen als Zusatzgabe in den lichtlosen Monaten deutlich erwiesenen Segen gestiftet hat.

... die Inder so gute Hockeyspieler sind?

Es ist eindeutig: die Inder stellten die besten Hockeymannschaften der Welt. Gewiß ein merkwürdiges Phänomen, dem man auch durchaus nicht nahekam, als man es mit psychologischen Gründen zu erklären versuchte. Die Fähigkeit lag, wie man nach mancherlei

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 3. ägypt. Göttin, 5. Schiffsseite, 6. Präposition, 8. Stoffdruckverfahren, 10. Held, 13. Papiermaß, 15. röm. Kaiser, 16. Fürwort, 17. Speisenwürze, 20. Ausruf, 21. Stimmlage, 22. alkohol. Getränk, 24. Fürwort, 25. elektrische Einheit, 27. Geliebte des Zeus, 29. italien. Tonsilbe, 30. Landwirt, 32. ägypt. Gott, 34. Säugetier, 36. Wagnersche Bühnengestalt, 38. Gewässer, 39. heftiges Verlangen, 40. italien. Barockmaler, 41. Edelgas. — Senkrecht: 1. nord. Hirsch, 2. Wild, 3. Getreideart, 4. griech. Göttin, 6. europ. Inselbewohner, 7. Drama von Ibsen, 8. Mus, 9. Tiroler Berg, 11. schmal, 12. Nachkomme, 14. Spielkarte, 18. griech. Philosophenschule, 19. Insekt, 21. Flächenmaß, 23. Abk. für Titan, 24. Fleiß, 26. Haustier, 28. Auszeichnung, 29. Reformator z. Z. Luthers, 30. Stadt in der Schweiz, 31. eifrig, 33. Wappentier, 35. Fabelwesen, 37. Stadt in Brasilien.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — al — bad — ber — con — di — e — e — ei — fi — ge — ger — ha — il — ke — ko — la — le — le — lekt — li — lo — ma — me — me — me — mo — na — ne — ne — ni — on — on — ral — ras — rech — rew — ri — sack — se — sis — stab — stenz — ta — thei — ti — u — ul — ve — xi sind 15 Wörter zu bilden; die letzten Buchstaben zuerst, sodann die ersten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben einen Sinnspruch. (ck = 1 Buchstabe.)

1. Stadt am Ganges, 2. Zugmaschine, 3. Hunderasse, 4. jonischer Tempel zu Athen, 5. Geliebte des Zeus, 6. militär. Einrichtung, 7. weibl. Vorname, 8. Stadt in Frankreich, 9. Dasein, 10. Nebenfluß der Weichsel, 11. Hafenstadt in Italien, 12. Nebenfluß der Etsch, 13. Andengipfel, 14. griech. Göttin, 15. Mundart.

1 .... 9 ....

2 .... 10 ....

3 .... 11 ....

4 .... 12 ....

5 .... 13 ....

6 .... 14 ....

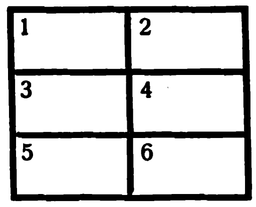
7 .... 15 ....

8 ....

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Dienst, Juwel, Bettbezug, Scherben, Warschau, flüchtig, Energie, Erregung, Antenne, Tiepolo, Becher, Fadennudel, Urwelt, Gardine, Legende, Zisterne, Trauer, Hafner, Geluebde, Fahne, Senf, Torte, Freiheit, Meßtisch sind je drei Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, einen Ausspruch von Giesebrecht ergeben (st = ein Buchstabe).

Silbenkreuz



1—2 Geschäftsraum
1—5 Umriß
2—5 Folter
3—1 Seidenraupenpuppe
3—4 chines. Ehrenbezeigung
4—6 rhein. Gebirge
5—3 afrikan. Fußsoldat
5—6 Umlaut, Reihenfolge

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 3. Ma, 5. Lee, 6. in, 8. Batik, 10. Heros, 13. Ries, 15. Nero, 16. es, 17. Essig, 20. ah, 21. Alt, 22. Met, 24. er, 25. Ohm, 27. Io, 29. si, 30. Bauer, 32. Ra, 34. Affe, 36. Erda, 38. Meer, 39. Gier, 40. Reni, 41. Neon. Senkrecht: 1. Elk, 2. Reh, 3. Mais, 4. Ate, 6. Ire, 7. Nora, 8. Brei, 9. Isel, 11. enge, 12. Sohn, 14. As, 18. Stoa, 19. Imme, 21. Ar, 23. Ti, 24. Eifer, 26. Hund, 28. Orden, 29. Sam, 30. Bern, 3. rege, 33. Aar, 35. Kee, 37. Rio. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Allahabad, 2. Lokomotive, 3. Leonberger, 4. Erechtheion, 5. Semele, 6. Generalstab, 7. Ulrike, 8. Tarascon, 9. Existenz, 10. Narew, 11. Fiume, 12. Eisack, 13. Illimani, 14. Nemesis, 15. Dialekt. „Der Nebenzweck ist alles Guten Feind." ✱ **Kryptogramm:** Dienst Juwel Bettbezug Scherben Warschau flüchtig Energie Erregung Antenne Tiepolo Bercher Fadennudel Urwelt Gardine Legende Zisterne Trauer Hafner Geluebde Fahne Senf Torte Freiheit Meßtisch. „Die Welt beherrscht in erregten Epochen nur, wer die Geister auf neue Bahnen fortreißt." ✱ **Silbenkreuz:** 1. KON, 2. TOR, 3. KO, 4. TAU, 5. TUR, 6. NUS.

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck).

Zweizüger von Wilhelm H a a k e, Wunstorf.
(Seiner Tochter Marg. Wiebrecht, Göttingen-Geismar, gewidmet.)

Weiß: Kg2, Df3, Te4, Lh1, Ba4, g3, g5 (7)
Schwarz: Kd5, Da8, Tb7, Tg8, Lb1, Lh2, Sa3, Sh6, Bb2, c6, d3 (11).

Lösung:

1. Df6!, K×e4; 2. Kf2‡. 1. . . ., Kc5; 2. Dd4‡. 1. . . ., D×a4; 2. De5‡. 1. . . ., Bc5; 2. De6‡.

Vernachlässigte Entwicklung.

Damengambit, gespielt im Nordeinsatz bei der Marine.
Weiß: Gefr. Majewski.
Schwarz: Mar.-Art. C. Riepenhausen.

1. d4, d5; 2. h3? (dieser Zug leistet nichts für die Entwicklung der Figuren), 2. . . ., c5; 3. c4, d×c4; 4. d×c5 (besser wäre 4. d5 mit nachfolgendem e4). 4. . . ., D×d1†; 5. K×d1, e5; 6. e4, Le6; 7. Sf3, Sc6; 8. b3? (richtiger wäre Le3. Nun bricht die weiße Stellung infolge mangelhafter Figurenentwicklung schnell zusammen), 8. . . ., Td8†; 9. Ke1, Sf6; 10. Lg5, L×c5; 11. b×c4, Sb4; 12. Sc3?, Sc2†; 13. Ke2, L×c4‡!

Untersuchungen feststellen konnte, vielmehr in einer körperlichen Besonderheit, die den Indern eigentümlich ist. Sie haben nämlich besonders weit auseinandergestellte Augen und dadurch wird das räumliche, stereoskopische Sehvermögen bedeutend größer. So erfassen die Spieler der indischen Hockeymannschaften



den jeweiligen Ort der kleinen Kugel um Sekunden schneller und sicherer, so daß sie durch die Genauigkeit des Treffens ihre Gegner zuverlässig überspielen.

... daß Friedrich Schiller durch den Duft von Äpfeln angeregt wurde?

Bekanntlich hatte Friedrich Schiller in der Schublade seines Schreibtisches stets Äpfel aufbewahrt, deren Duft ihm eine besonders fördernde Anregung bei seiner Arbeit bedeutete. Waren es Kindheitserinnerungen, die mit dem Duft der Äpfel aus der Schublade aufstiegen, Erinnerungen, die sich an den heimatlichen Obstgarten knüpften, dessen Pflege eine Leidenschaft von Schillers Vater war? Ein Experiment, das die moderne Biologie, ohne dabei an Schiller zu denken, vorgenommen hat, läßt uns einen anderen, viel unmittelbareren Zusammenhang erschließen. Man brachte unter eine Glasglocke, in deren Schutz eine Anzahl von Saatwicken keimten,



einen Apfel. Und nun stellte man fest, daß die Wickenkeimlinge in Gegenwart des Apfels nur mehr 1 mm im Tage wuchsen, statt wie bisher 25 mm. Es mußte in der Frucht ein Wirkstoff liegen, der ausgesprochen wachstumhemmend war. Dieser betäubende Hauch des Apfels wurde als Äthylengas analysiert und der Schluß liegt nahe, daß dieses Gas auch auf Menschen, die dafür besonders empfindlich sind, eine gewisse Wirkung ausübt, daß etwa unter einer Herabdämpfung des wachen Bewußtseins die Phantasie freier schweift.

... daß der Schall töten kann?

Der Versuch, daß unter besonders hohen Geigentönen Gläser zerspringen können, hat sich vom Physiksaal bis ins Varieté verirrt. Die unhörbaren Obertöne dieser nervenquälenden Musik bringen das Glas so stark zum Vibrieren, daß sich an den darangehaltenen Fingern Brandwunden bilden können. Und tatsächlich sind wir berechtigt, bei diesem Kratzen auf den höchsten Tönen nervös zu werden, denn unter Umständen kann durch sie eine empfindliche Störung, ja selbst Zerstörung der Nerven herbeigeführt werden. Bedenklich oft ist es vorgekommen, daß die Spieler der Glasharmonika durch die Schärfe der Töne irrsinnig wurden. 40 000 Schwingungen in der Sekunde empfinden wir noch als Ton, mehrere hunderttausend Schwingungen aber gehen über das akustische Auffassungsver-



mögen hinaus und zerstören seltsamerweise die roten Blutkörperchen bei Mensch und Tier oder zersetzen die Stoffe des Anorganischen. Man hat durch hochfrequente Ströme z. B. einen Kristall zu solch raschen Eigenschwingungen angeregt, und kleine Tiere, die ihnen ausgesetzt waren, starben. Pflanzen wurden im Wachstum aufgehalten, die Temperatur von Hühnerfett stieg von 19 auf 44 Grad



Die rechte Hand wurde unbrauchbar. Nun trainiert er die linke.
Der 33jährige Bildhauer Horst Taeschner erlitt durch einen Unterarmschuß eine so schwere Beschädigung des rechten Armes, daß die Hand für jede künftige künstlerische Arbeit ausfällt. Nach monatelanger, zäher Arbeit an sich und mannigfachen Krisen gelang die Umstellung auf die linke Hand. Schwester Dörthe, die einfühlend alle Stufen der Hoffnung und des Zweifelns miterlebte, ersetzt ihm hier den Gehilfen. Die linke Hand ist jetzt so weit, daß sie den Meißel mit hoher Geschicklichkeit zu führen weiß

UMSCHULUNG AUF LINKS



Bildnis eines jungen Mädchens von Horst Taeschner.
Hier hat die linke Hand die Fähigkeit plastischen Gestaltens schon erstaunlich gut wiedererlangt.

⟶

Eine interessante Schöpfung: „Berliner Droschkenkutscher."
Oberleutnant Taeschner mit seiner neuesten Schöpfung.
Aufnahmen: Barbara Soltmann.



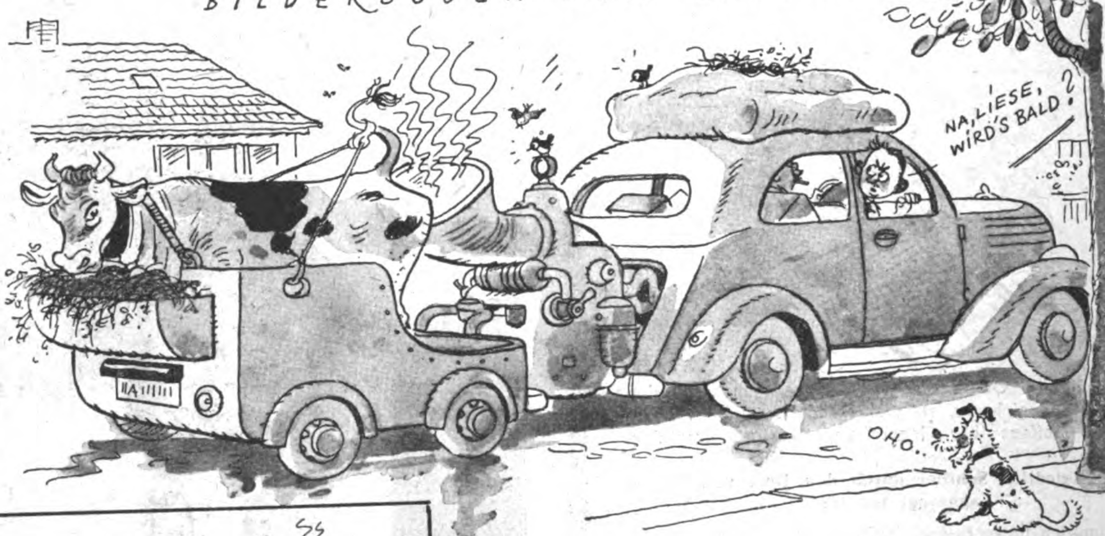
Mist mit Perfektionen . .

BILDERBOGEN VON E. HUBER



Mistgas als Treibstoff

Der Bauer Tixier aus Limoges hat als erster einen Apparat konstruiert, der das aus dem Mist entstehende Gas zum Antrieb maschineller Anlagen nutzbar macht. Er kann seine Dreschmaschinen laufen lassen und verwendet das Gas in der Küche und für seinen Wäschebetrieb. Der Bauer schüttet den Mist in zwei große Zementgruben, in denen je 10 cbm Mist gestapelt werden können. Die Gasentwicklung entsteht sodann durch völlige Luftabdichtung — das Gas wird durch eine besondere Druckvorrichtung in einen Gasbehälter abgeleitet, in dem der Bauer für drei Monate Gasvorräte sammeln kann.



Die einfache und ideale Lösung, oder wie sich auch der Kraftfahrer das Mistgas nutzbar machen kann . . .



„Die Idee mach ja jut sein, Jottlieb — aba wat nutzt uns det, wenn der Jas bloß for een'n Eiakuchen reicht — bedenk' mal, wia sind 5 Personen . . .“



„Freu' dich, Lucie, ich habe durch Zufall wieder für ein paar Kilometer Gas auftreiben können — wir können morgen zu Omas Geburtstag nach Potsdam fahren!“



„So ein Blödsinn!! Aber — hab' ich dir nicht gleich gesagt, es geht nur mit echtem, schönem Mist?! Jetzt stehn wir da mit deinem Kunstdünger und deiner empfindlichen Nase, du Schlaukopp!!“



„Früher haben's ein'm die Erdäpfel vom Feld g'stohl'n und jetzt muaß ma auf sein'n Mist aufpassen wia 'ra Schießhund, sonst holt ihn sich die Bagasch' zum Autofahr'n . . !“

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München.
ABCDEFG 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 6. JULI 1944
19. JAHRGANG :·: FOLGE 27

IB Illustrierter Beobachter

HEUTE NEUER ROMAN

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



Jeder will der erste sein.

Der Batteriechef ist mit dem Deutschen Kreuz in Gold ausgezeichnet worden. Nun will ihm die ganze Batterie gratulieren.

PK.-Aufn.: Kriegsberichter Schödl-Atl.



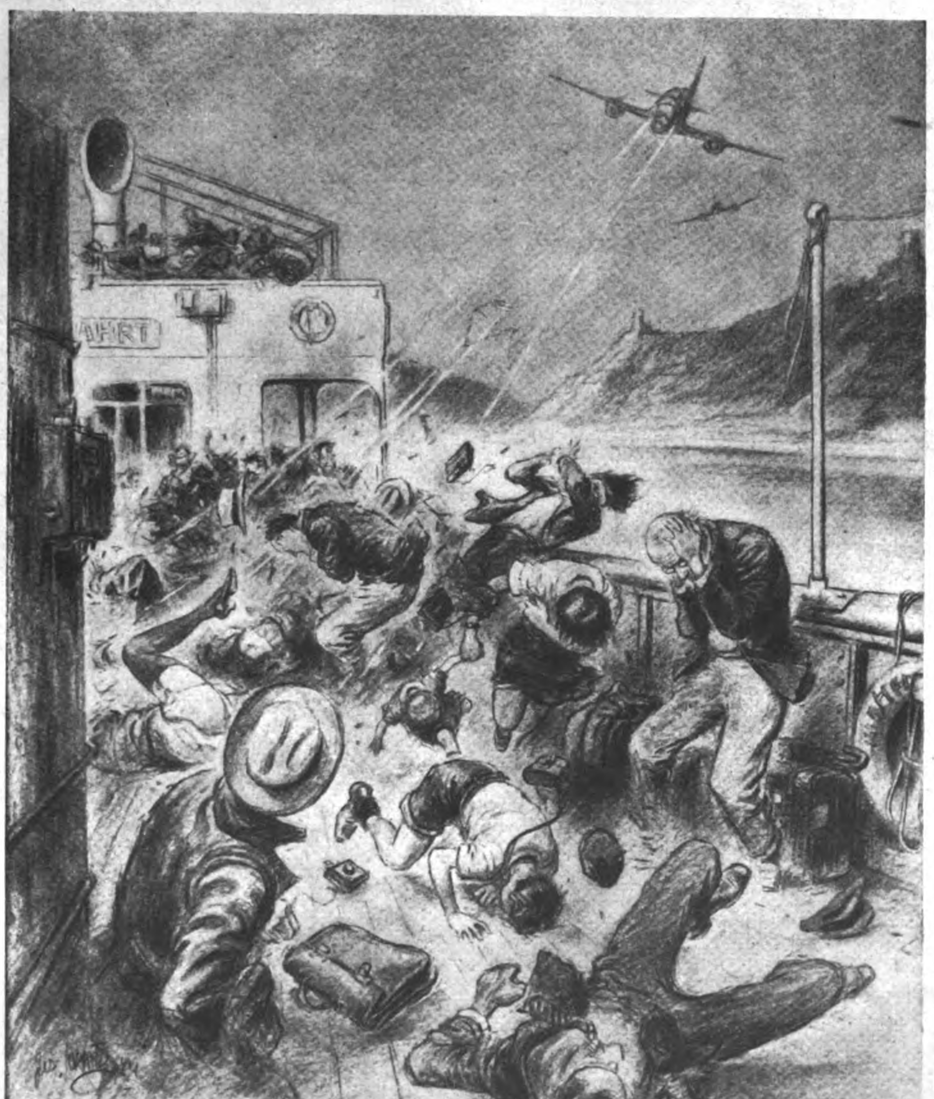
Im Feuer aller Waffen zerschlagen!
„Die deutsche Artillerie ist schrecklich!" Diese Worte sprach nach einem der mißlungenen Durchbruchsversuche der Bolschewisten ein sowjetischer Überläufer, der dem Verderben entronnen war. Das gut geleitete Vernichtungsfeuer unserer schweren Waffen hatte dem Gegner ungewöhnlich hohe Verluste zugefügt.



Manchem Sowjetschützen
wurde das Deckungsloch zum Grab.
PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Brock-Atl. (3).



Dicht vor dem Ziel
brach er mitten in heiser gebrülltem „Hurräh!" zusammen, und wie er, so liegen Hunderte vor unserer Stellung — Opfer eines sinnlosen Befehls, der den Durchbruch trotz des rasenden Abwehrfeuers unter allen Umständen erzwingen wollte.



Mit Bordwaffen gegen Frauen und Kinder.
Am 28. Mai 1944 griffen drei zweimotorige amerikanische Jäger den Passagierdampfer „Ostmark" im Tiefflug an. 19 Personen, darunter elf Frauen und ein Kind, wurden schwer verletzt.

Den Barbaren...



Bei den Feldarbeiten überfallen.
Meldung vom 1. Juni: In Ulsnitz wurde der 68jährige Bauer August G... bei den Feldarbeiten von den Luftpiraten überfallen und durch Bordwa... beschuß schwer verletzt. Das sind nur zwei Beispiele aus der großen ... ähnlicher Mordüberfälle der jüngsten Zeit.

… die Deutsche Antwort!

Das Kriegsziel des Weltjudentums, das deutsche Volk mit Stumpf und Stiel auszurotten, ist von den politischen Beauftragten der Wallstreet mehrmals eindeutig verkündet worden. Am 26. September 1943 schrieb die „New York Times": „Der beste Lehrmeister des deutschen Volkes ist die Fliegerbombe. Unsere Wohnblockknacker sind Tatsachen, die für gewisse Zwecke ein wunderbares Mittel sind." Der Jude Theodor Kaufmann, Präsident der amerikanischen Friedensliga, forderte die Ausrottung Deutschlands durch Sterilisierung. In „Colliers Magazine" forderte Frank Gervasi die Ausrottung der Deutschen. Juni 1939 gestand Rothschild dem englischen Kapitän Godman: „Wenn unser Tag kommt, werde ich den letzten Tropfen aus dem Herzen des deutschen Volkes herauspressen." Am 5. September 1940 predigte der Vikar C. G. Whipp in Leicester öffentlich: „Löscht die Deutschen aus! Es soll keinen englischen Flieger geben, der zurückkommt und sagt er habe kein Ziel für seine Bomben gefunden. Der Befehl muß lauten: Alle totschlagen!" Die Entwicklung des von anglo-amerikanischer Seite gegen Deutschland geführten Luftkrieges hat gezeigt, daß die Luftgangster um so hemmungsloser wüteten, je ungestrafter sie dies glaubten tun zu können. Schon triumphierten sie, Deutschland werde ihrem Terror erliegen. Der Führer hat die Gegner gewarnt. Sie haben seinen Worten keinen Glauben geschenkt. Jetzt fühlen sie seine erste Antwort.

V 1
ist erst
der Anfang
der
Vergeltung!

Zeichnungen von Josef Lazarus.



Die geheimnisvolle Waffe gibt die erste Antwort.
Pausenlos hämmert die Vergeltung auf das Herz des britischen Weltreiches.



Begabt - wofür?

BEGABTENFÖRDERUNG DER KRIEGSVERSEHRTEN

Das erste: gründliches Kennenlernen.
Der Lehrgangsleiter des DAF.-Reichsausleselagers für Kriegsversehrte zieht die jungen Kameraden in häufige Gespräche. Die Diskussion geht um weltanschauliche, kulturelle und berufliche Fragen. Die Unterhaltung wird in kameradschaftlicher Form geführt und verschafft dem Lehrgangsleiter ein abgerundetes Bild über den Lehrgangsteilnehmer. Beispielsweise läßt der Lehrgangsleiter bestimmte Fragen über die persönlichen Neigungen der Wehrversehrten erörtern, woran sich eine allgemeine Aussprache aller Teilnehmer anschließt

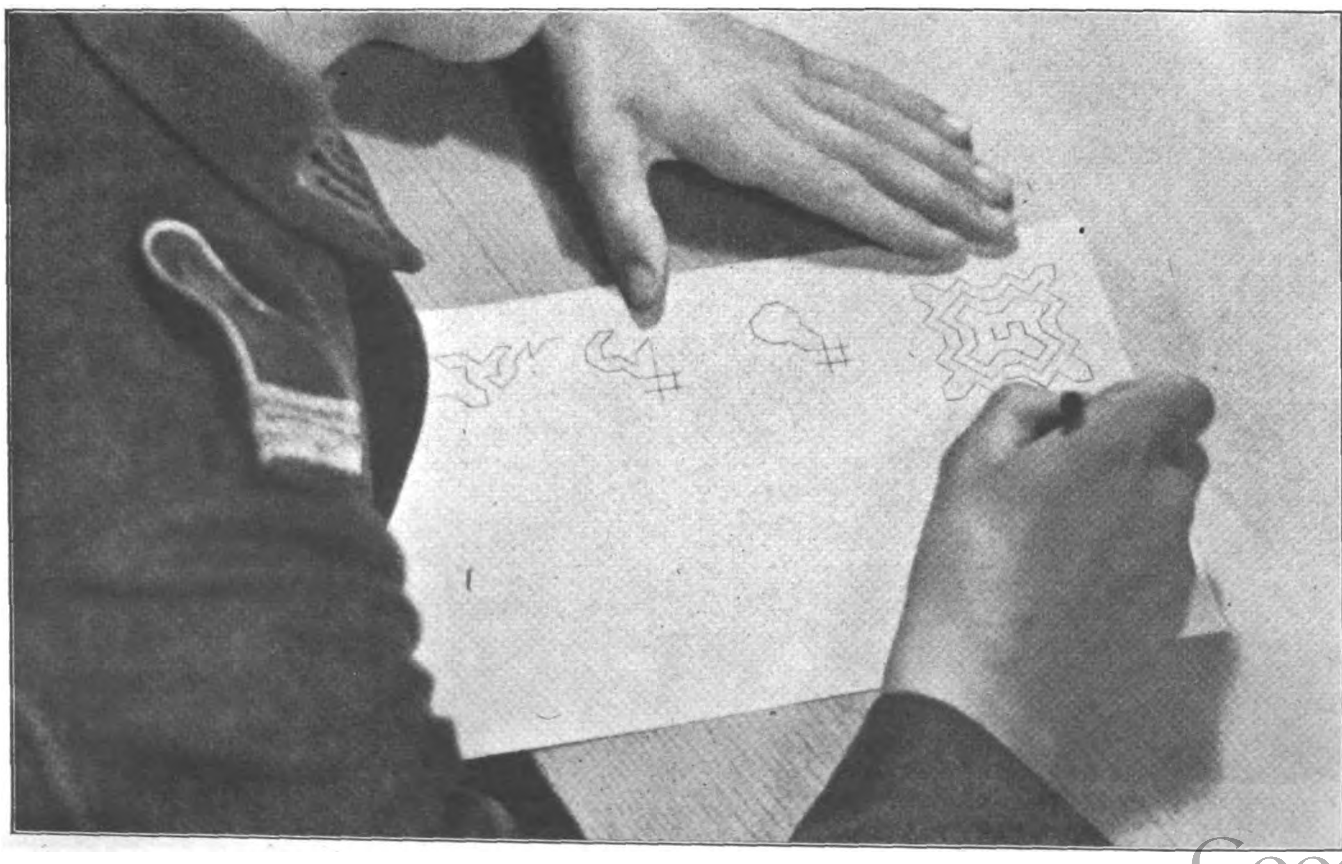




Der Kriegsversehrte berichtet von seinen Kampferlebnissen.
In einer Unterhaltung mit dem Psychologen im Beisein des Lehrgangsleiters ersteht ein zuverlässiges Bild von der Persönlichkeit des Prüflings. Was sonst in den vielfach gefürchteten Examen nicht immer zur vollen Geltung kommt, kann sich in diesen Aussprachen viel freier zu erkennen geben. So werden Intelligenz und willensmäßige Ausrichtung, charakterliche Werte und Erlebniswelt viel vorteilhafter ermittelt. Diese mündliche psychologische Untersuchung, der ein Rundgespräch aller Kriegsversehrten des Lagers über bestimmte Fragen des Weltgeschehens vorausgegangen ist, stützt das Allgemeinbild des Kriegsversehrten, das bereits durch experimentelle Untersuchung gefunden ist.

← **Wer hat einen raschen Blick?**
Ein Soldat der Kriegsmarine, der den linken Arm verlor, bei einer experimentellen Untersuchung, die Aufschlüsse über die Schnelligkeit der optischen Auffassung, über sein Aufmerksamkeitsfeld sowie über sein Konzentrationsvermögen gibt. — Die Aufgabe besteht darin, bestimmte Zahlen, die in dem linken oberen Zahlenreihen-Rechteck vermerkt sind, aus den verteilt aufgeführten Zahlen des rechten Rechtecks herauszusuchen

Aufnahmen: F. Denkler.



Jeder an den richtigen Platz! Nach diesem Gesichtspunkt bemüht sich die Deutsche Arbeitsfront darum, den verschiedenen Begabungen bei allen Kriegsversehrten nachzuspüren und jedem den Weg zu ebnen, der ihm den Aufstieg im erlernten Beruf oder die Ausbildung für einen verwandten Erwerbszweig sichert. In einem Reichsausleselager unterziehen sich die Kriegsversehrten einer eingehenden Prüfung ihrer Fähigkeiten.

Wer kann räumlich denken?
Bestimmte Berufe verlangen ein gutes räumliches Vorstellungsvermögen. Die vorgedruckten Formen müssen nachgezeichnet bzw. ergänzt werden. Aus der Richtigkeit der Ergänzung, der Schnelligkeit und Sicherheit der Erfassung gewinnt der Psychologe Einblick darein ob die Begabungsrichtung des räumlichen Denkens beim Prüfling vorhanden ist.

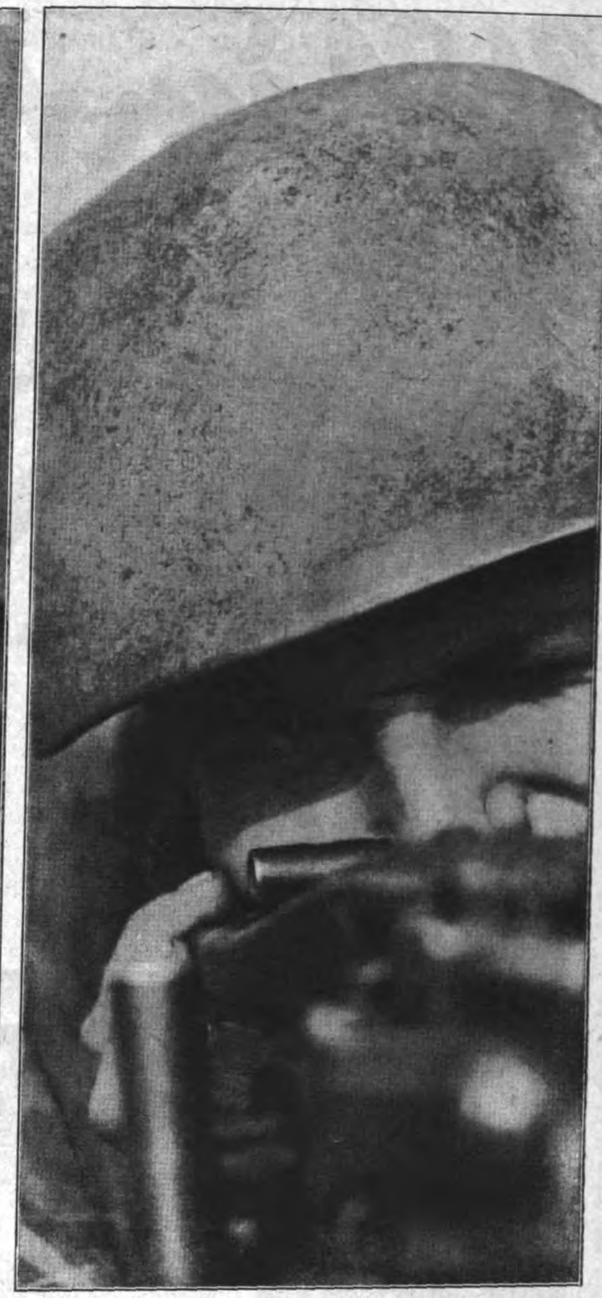


Am Zielgerät des Granatwerfers.
Blitzschnell ist die Kampfgruppe in Stellung gegangen. Mit Ruhe und kaltem Herzen arbeitet der Richtschütze, und Minuten später jagen die ersten Granaten auf das befohlene Ziel. Daran hindert die Fallschirmjäger kein noch so großer Bomben- oder Granatenhagel. Das ist die harte Fallschirmjägerschule.



Auge und Herz hinter dem alten guten Karabiner 98.
Kampferfahrung und härteste Einsätze, in denen die Fallschirmjäger die unglaublichsten Situationen gemeistert haben, geben den Gewehrschützen die eiskalte Ruhe, wenn sie sich im Sprung gegenseitig Feuerschutz geben. Wer hier über Kimme und Korn anvisiert wird, ist verloren.

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Czirnich-Wb.



Die modernsten Waffen
werden von ihnen gehandhabt: so hier das MG. 42 vom MG.-Schützen 1. Wenn die kurzen harten Feuerstöße herauspeitschen, dann liegen sie auch mit Unfehlbarkeit im Ziel.

WARUM SIE „GRÜNE TEUFEL" HEISSEN

Die Fallschirmjäger bedienen zahlreiche Waffen

Mit der Nahkampfwaffe, ⟶
der Maschinenpistole, zielen unsere Fallschirmjäger selten. Sie wird meist aus dem „Handgelenk" gebraucht, beim Sprung in den feindlichen Graben.





Der Spezialist: Scharfschütze mit Zielfernrohr.
In diesem Auge steht die Besessenheit des Jägers. Wenn die drüben sich talergroße Blößen geben, dann bedeutet das Tod oder schwere Verwundungen.

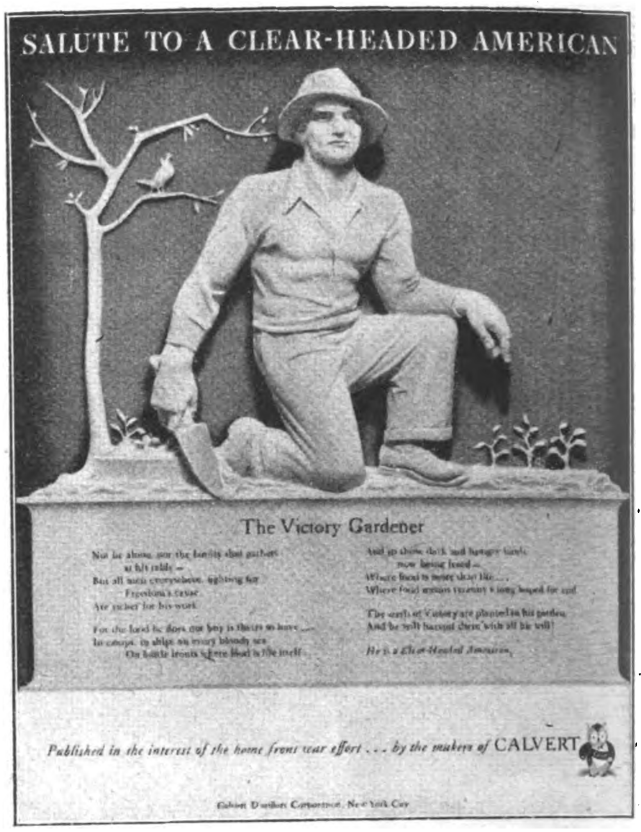


Harter Vernichtungswille
steht in diesem Fallschirmjägergesicht. Am Zielgerät des SMG. ist er ein Gegner, nach dem feindliche Artillerie und Granatwerfer suchen.

USA im Alltag

EINSCHRÄNKUNGEN UND KRIEGSMASSNAHMEN ÜBERALL





Benzin knapp.

Die amerikanische Zeitschriftenpresse gibt in vielen Veröffentlichungen ein Bild von den Nöten des Krieges. So mußte der Autoverkehr, auf den die USA so stolz waren, vollkommen eingeschränkt werden. Nur mehr kriegswichtige Berufe erhalten Benzin und Fahrerlaubnis. Dies geht aus einer ganzseitigen Anzeige der Automobilfabrik De Soto in der Zeitschrift „Colliers" hervor. In den sechs Bildchen und ihren Unterschriften erwähnt die Firma, daß der Besitzer des gezeigten Wagens Direktor einer Rüstungsfabrik ist und 25 km entfernt wohnt. Das Auto ist das einzig mögliche Verkehrsmittel. Bild 4 zeigt das Tanken, wobei von seiner Benzinration gesprochen wird. Ein Bild zeigt den Direktor, wie er um drei Uhr nachts auf einen plötzlichen Anruf hin in die Fabrik fahren muß. Eine andere Verkehrsmöglichkeit steht ihm nicht zur Verfügung.

Gemüse knapp.

Eine zweite Kriegserscheinung sind die sogenannten „Victory Gardeners" oder Kriegsschrebergärtner. Eine amerikanische Schnapsbrennerei, die Calvert Distillers Corporation, die für ihre Produktion mangels Schnapses keine Reklame mehr machen kann, inseriert eine Lobeshymne auf einen Schrebergärtner unter der Überschrift: „Gruß an einen klarköpfigen Amerikaner." Das Bild zeigt das Relief eines Gärtners, darunter steht ein Gedicht: „Der Siegesgärtner." Nicht er allein und seine Familie, sondern alle Menschen überall, die für die Sache der Freiheit kämpfen, werden reicher durch seine Arbeit. Denn die Nahrung, die er nicht kauft, bleibt für sie. Die Samen des Sieges in seinen Garten gepflanzt, und er wird sie ernten mit all seinem Willen, denn er ist ein klarköpfiger Amerikaner." An diesem alles andere als poetischen Erzeugnis interessiert uns lediglich der Umstand, daß die amerikanische Lebensmittelversorgung offenbar so schlecht ist, daß die Bevölkerung staatlicherseits zu intensiverer Gartenarbeit angehalten wird. Das gibt die Firma auch zu; sie schreibt: „Veröffentlicht im Interesse der Kriegsanstrengung an der Heimatfront von den Erzeugern der Calvert Distillers Corporation, New York City."



Lebensmittel rationiert.

Was die Ernährungslage Amerikas anlangt, so gibt das obige Inserat offene Auskunft. Hier steht es wortwörtlich zu lesen: „TATSACHE. — Es gibt nicht so viel Lebensmittel, als jeder sich wünscht. Was wir haben, muß aufgeteilt werden durch Rationierung. Wenn Sie Nahrungsmittel ohne Marken einkaufen, nehmen Sie die Ration eines anderen weg."

Bedarfsartikel knapp.

Nicht nur Lebensmittel, auch alle Industrieerzeugnisse sind eingeschränkt oder nicht vorhanden. Eine Fabrik für Taschenlampenbatterien inseriert eine Witzzeichnung; darauf sieht man ein Invasionsschiff, das eine Landung auf einer von Japanern besetzten Insel der Südsee versucht. Es ist Dämmerung, und der Scheinwerfer einer Taschenlampenbatterie trifft ein Eingeborenenboot, auf dem zwei Kanaken Bananen zu verkaufen suchen. Die Invasionstruppen sagen: „Zum dritten Mal: Nein, wir wollen keine Bananen kaufen!" Nach diesem Witz schreibt die Firma: „Wenn Ihr Einzelhändler Sie nächstes Mal nicht mit Eveready-Taschenlampenbatterien versorgen kann, denken Sie bitte an folgendes: Das meiste von dem, was wir herstellen können, geht jetzt an die Wehrmacht. Und das meiste, was uns dann noch übrig bleibt, dient kriegswichtigen Betrieben." Wie jede gute amerikanische Firma, die heute inseriert, fügt auch Eveready seiner Anzeige das Schlagwort hinzu: „Schlagwort für heute: Kauft Kriegsanleihe, bis die Soldaten zurückkommen!" Auch auf dem Invasionsschiff der Zeichnung befindet sich das deutliche Plakat: „Kauft Kriegsanleihe!"



Aus „Colliers" und „Look".

Die Stimmung.

Die Stimmung an der Heimatfront der USA scheint nicht allzu gut zu sein, denn eine Schuhfabrik inseriert eine dicke Schlagzeile: „Ein rascher Friede für Ihre Füße, wenn Sie in Massagic-Schuhen gehen." Typisch an dieser Anzeige ist der Umstand, daß die Firma das Schlagwort „ein rascher Friede" für besonders zugkräftig hält. Offenbar ersehnen die breiten Volksschichten stärker als je einen raschen Frieden.



Feuer am Sund

ROMAN VON LOTHAR FREUND

1.

Grau und trüb war der 20. Juli 1807. Tief hingen die dunklen Wolken über der Hauptstadt des britischen Reiches, und schon seit dem frühen Morgen peitschte der Regen auf die Dächer der Paläste in der City und drang kalt und feucht in die elenden Hütten und Baracken von Soho und Whitechapel. Er schlug gegen die Fenster des Auswärtigen Amtes in der Downing Street und lief in eiligen Rinnsalen die Scheiben herunter.

In dem altmodisch und nüchtern eingerichteten Kabinett des Ministers herrschte eine dumpfe Kühle, die das hell lodernde Feuer im Kamin kaum zu überwinden vermochte. Der alte französische Kammerdiener, der schon manche Regierung hatte kommen und gehen sehen, legte das Schüreisen aus der Hand und verschwand geräuschlos mit einer würdevollen Verbeugung.

Herr Johann Georg Rist, der Chargé d'affaires des Königreiches Dänemark, unterdrückte ein leichtes Frösteln und dachte eine Sekunde voll Sehnsucht an das schöne Spanien und die Glut seiner Sonne, über die er noch im vergangenen Sommer so oft geseufzt hatte. Dann spürte er die leise Ungeduld des Ministers George Canning und erinnerte sich seiner unangenehmen Pflichten, die ihn hierher geführt hatten.

„Mr. Canning, ich habe leider die Aufgabe, Ihnen hiermit einen neuerlichen Protest samt ausführlicher Begründung wegen der wiederholten Beschlagnahme weiterer dänischer Handelsschiffe zu überreichen und Sie um wohlwollende Berücksichtigung unserer Reklamationen zu bitten", erklärte er mit bedeutungsvoller Förmlichkeit und übergab ein umfangreiches Dokumentenbündel.

Der Minister, der mit seinen siebenunddreißig Jahren nur ein halbes Dezennium älter als sein Gegenüber war, hob die Augenbrauen und sah einen Augenblick schweigend auf die siegelverzierten und mit schöner steifer Kanzlistenhandschrift bedeckten Papiere, über deren nüchternem Aussehen man fast vergessen konnte, daß es sich um Glück oder Leid zahlreicher Menschen handelte.

Mr. Canning sah nicht so aus, als ob er auf diese Seite der Angelegenheit sonderlichen Wert lege.

„Man wird sie prüfen und gegebenenfalls Ihren Gründen gerecht werden, Mr. Rist", entgegnete er mit einer kühlen Schwerfälligkeit, die peinlich von seiner sonstigen Lebhaftigkeit und Ungezwungenheit abstach und zur Vorsicht zu mahnen schien.

Der dänische Geschäftsträger verneigte sich leicht und ohne jede Regung in seinem klugen, markanten Gesicht.

„Sehr wohl, Mr. Canning. Ich darf nur noch darauf hinweisen, daß sich unter diesen dreizehn Schiffen auch fünf Grönlandfahrer befinden, für die die Regierung Ihrer Britischen Majestät die Liebenswürdigkeit hatte, im Mai dieses Jahres eine besondere Ermächtigung und eine gänzliche Freistellung von der Elbblockade zu gewähren. Da somit für diese Schiffe ein unzweifelhafter und feierlich zugesicherter Freibrief vorhanden ist, wage ich eine Freigabeorder der Regierung zu erbitten, um die zeitraubenden Verhandlungen vor dem Prisengericht zu ersparen."

Der Minister legte die Fingerspitzen gegeneinander und trennte sie dann zu einer ausdrucksvollen Geste.

„Seien Sie versichert, daß wir jederzeit zu unseren Abmachungen stehen und daß noch niemals jemand in der Welt mit Recht behaupten konnte, England hätte sein Wort gebrochen."

Im Kamin stieg funkensprühend und knisternd eine Flamme hoch. Ihr heller Schein glitt zuckend über das Gesicht des Sprechers. Fast hätte man meinen können, er lächle höhnisch.

„Kein rechtlicher Mensch zweifelt daran", antwortete Rist nachdrücklich. „Diese Gewißheit macht es mir leicht, eine letzte Bitte vorzubringen."

Mr. Canning krauste eine Sekunde die Stirn, dann war sie wieder glatt und ohne Runzeln.

„Sie machen mich neugierig", erklärte er fast herzlich. „Ich bin zu jedem Dienst bereit, der in meinen Kräften steht."

„Es betrifft die Meldungen einiger Londoner Zeitungen, daß Dänemark den Sund für die Durchfahrt der englischen Ostsee-Expedition zu sperren beabsichtige", erläuterte Rist mit einiger Erregung. „Diese unfreundlichen Auslassungen, ja, diese fast absichtliche Verbreitung unwahrer Gerüchte schmerzen jeden redlichen Dänen tief und sind im höchsten Grade gefährlich für die angenehmen Beziehungen unserer Länder. Ihre Lügenhaftigkeit ist überdies offenkundig. Lord Fitzharris, als Unterstaatssekretär des Auswärtigen wohl genügend autorisiert, hatte die Liebenswürdigkeit, mir vorgestern ausdrücklich zu bestätigen, daß die Regierung Ihrer Britischen Majestät bereits seit acht Tagen im Besitz der Depesche von der ungehinderten Durchfahrt der ersten Abteilung der Fleet for the Baltic ist. Ich wäre Ihnen, Herr Minister, zu großem Dank verpflichtet, wenn man diesen Zeitungsschreibern im Interesse der Wahrheit und des Friedens ungesäumt den wahren Stand der Dinge mitteilen und sie zur Ordnung rufen wollte."

Mister Canning seufzte ausdrucksvoll und nicht ohne Unbehagen.

„Sie kennen die Macht unserer Presse und die Einrichtungen unseres Landes", entgegnete er ein wenig mürrisch. „Indessen wird man für eine Richtigstellung sorgen, obwohl diese armen Burschen einem sehr verzeihlichen Irrtum zum Opfer gefallen sind."

Sein Besucher richtete sich entrüstet im Sessel auf, da er die geheimen Beziehungen zwischen der Downing Street und einigen der betreffenden Zeitungen kannte.

„Einem verzeihlichen Irrtum?" wiederholte er stark befremdet. „Wie das, Herr Minister? Ich habe den peinlichen Eindruck, daß es sich um systematische und bewußte Verleumdungen einer üblen Clique handelt, die die guten Beziehungen unserer Nationen freventlich zu stören beabsichtigt."

Über das Gesicht Cannings glitt eine leichte Röte. Er warf dem anderen einen messerscharfen Blick zu.

„Das sind starke Worte, Mr. Rist, die dem Patriotismus und den guten Absichten dieser Männer nicht gerecht werden. Nein, die wahren Schuldigen sitzen anderswo."

Sehr wahr, dachte Rist erbittert, ich weiß es und würde Jahre meines Lebens darum geben, wenn ich Sinn und Bedeutung dieses hinterlistigen Manövers zu durchschauen vermöchte. Trotz seiner verhältnismäßigen Jugend galt er für einen vorzüglichen Diplomaten, sonst hätte man ihn nicht auf diesen wichtigen und bedeutungsvollen Außenposten entsandt, von dessen überlegener Betreuung leicht Glück oder Leid seines kleinen Volkes abhängen konnte.

Dennoch wurde es ihm in dieser Sekunde, da er plötzlich begriff, gegen wen die Vorwürfe des britischen Staatsmannes gerichtet waren, schwer, seine Fassung zu bewahren und seine berechtigte Empörung zu unterdrücken.

„Wem also geben Sie die Schuld, Mr. Canning?" fragte er mit vibrierender Stimme.

„Ihrer Regierung, Herr Geschäftsträger!" erwiderte der Engländer kühl und selbstverständlich. „Die zweideutige Haltung Kopenhagens bedeutet für unseren Friedenswillen eine unerträgliche Belastung und ist allein verantwortlich für solche Gerüchte. Man traut eben Dänemark nicht und würde kaum überrascht sein, wenn sich seine wahre Einstellung über kurz oder lang in feindseligen und kriegerischen Demonstrationen gegen uns manifestierte."

Der Holsteiner, den das Schicksal seines deutschen Stammes in dänische Dienste geführt hatte, verharrte einen Augenblick regungslos, dann nahm er mit der ganzen kalten Entschlossenheit eines Mannes, der sich bewußt geworden war, daß es jetzt um alles ging, den hingeschleuderten Fehdehandschuh auf.

„Ich hatte gehofft, daß diese Mißverständnisse und Irrtümer endgültig begraben seien", begann er mit leiser Stimme, die während seines Vortrages an Stärke und Leidenschaft gewann. „Da sie es nicht sind, wie ich zu meinem Schmerz erkennen muß, gestatten Sie mir, zu Ihren Vorwürfen ausführlich Stellung zu nehmen, um sie widerlegen zu können. Ich resümiere: Seit dem 18. Mai 1803, seit vier Jahren also, befinden sich England und Frankreich neuerlich im Kriege gegeneinander. Jede dieser beiden Großmächte versucht, Verbündete für ihren Kampf zu finden —"

Mister Canning runzelte die Stirn und wölbte die Lippen, als wollte er mit einer verächtlichen Bemerkung diese allzu summarische Feststellung abtun, die offenbar seinem britischen Stolz nicht genehm war.

„Wir können es nicht dulden, daß sich die Franzosen am Sund festsetzen und uns den Zugang zur Ostsee sperren!" knurrte er endlich gereizt und böse.

Rist, der höflich gewartet hatte, lächelte zustimmend.

„Verzeihen Sie, Mr. Canning, wir auch nicht", entgegnete er fast belustigt. „Wir möchten Herr im eigenen Haus bleiben, und ich meine, wir sind die Berufensten dazu, uns gegen eine solche Absicht zu wehren, geht es doch um unser eigenes Fell. Darüber hinaus aber wollen wir unter allen Umständen dem Konflikt fernbleiben. Ich stelle nur allgemein anerkannte Tatsachen fest. Dänemark befindet sich seit sechs Jahren im Zustand einer absoluten Neutralität nach allen Seiten, die peinlichst genau eingehalten wird. Wir haben alle Punkte des Vertrages von 1801 mit England bis zum letzten Buchstaben beachtet und durchgeführt. Die allgemeine Stimmung und die Maßnahmen der Führung Dänemarks sind betont englandfreundlich, so daß eher Frankreich uns den Vorwurf gewisser wohlwollender Handlungen gegenüber England machen könnte als etwa umgekehrt. Aber ich muß es einmal mit aller Deutlichkeit aussprechen: anstatt uns eine ehrliche Anerkennung unserer redlichen Absichten und unseres guten Willens in London zuzubilligen, mißtraut man Dänemark und überhäuft uns immer wieder mit Anschuldigungen und Verdächtigungen, deren Haltlosigkeit doch allmählich bekanntwerden müßte."

Mister Canning nahm das Glas mit dem Streusand hoch, betrachtete es, als wäre es eine Sehenswürdigkeit von Museumswert, und stellte es dann mit gerötetem Gesicht und hörbarem Nachdruck wieder zurück auf die mit Papieren beladene Platte seines ehrwürdigen Schreibtisches.

„Sie sind sehr offen, Mr. Rist", erwiderte er kalt und mit einer Betonung, die die innere Erregung verriet. „Ich wäre glücklich, wenn Sie mir die Beweise für Ihre Darstellung nicht schuldig blieben."

„Beweise?! — Mr. Canning —" Rist erhob sich, von der Leidenschaft seiner Worte getrieben, halb von seinem Sitz. „Auf diesem Sessel saß ich vor wenigen Monaten, als mir Ihr Amtsvorgänger, der ehrenwerte Lord Howick, im bestimmtesten Ton erklärte, er habe sichere Nachricht, daß die Franzosen in Holstein einmarschiert wären. Ich protestierte und wies auf die Unmöglichkeit eines solchen Vorgehens hin, vergeblich, man glaubte mir nicht. Der Frieden hing an einem Haar. Und was war in Wirklichkeit geschehen? — Muß ich an jene abscheuliche Intrige des französischen Gesandten Bourienne in Hamburg erinnern, der Ihrem Bevollmächtigten Thornton auf dem Wege

über dessen Maitresse vorspiegelte, die Franzosen würden am nächsten Tage in Holstein einmarschieren, nur um mit dieser verabscheuungswürdigen Lüge den Krieg zwischen England und Dänemark heraufzubeschwören und uns damit auf die Seite Frankreichs zu zwingen? Muß ich zurückkommen auf ein Ereignis —"

„In der Tat, Sie müssen es nicht", antwortete der Minister, mit einem Schlag seine Kühle und Zurückhaltung verlierend und humorvoll mit den Augen zwinkernd. „Um Vergebung, mein Lieber, aber ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie den guten Ruf meines ehrenwerten Vorgängers in diesem hohen Amt schonen wollten."

„Nichts lieber als das!" rief Rist bewegt. „Ich beschwor diesen Schatten nur, Mr. Canning, als Mahnung und Beispiel. Es ist der sehnlichste Wunsch meiner Regierung und meines hohen Souveräns, alle Beziehungen zwischen England und Dänemark im Geist einer wahren Freundschaft und einer offenherzigen und friedlichen Zusammenarbeit zu regeln und zu erhalten."

„Seien Sie versichert, daß sich unsere Absichten in dieser Beziehung begegnen", sagte der Engländer lebhaft. „Auch wir wollen nichts anderes. Aber es kommt nicht auf uns, sondern auf den dritten an. Was wird, wenn die Franzosen unsere guten Pläne und Absichten stören und durchkreuzen?"

Rist schüttelte den Kopf.

„Ich vermag nicht daran zu glauben", versetzte er entschieden.

„Und ich beschwöre Sie, den wieder aufflakkernden Gerüchten einen festen Widerstand entgegenzusetzen. Frankreich hat sich schon einmal als Erfinder eines solchen Märchens erwiesen. Auch diesmal ist es nicht anders. hätte es doch vom Gelingen eines solchen Anschlages allein den Nutzen. Unsere Taten verkünden die Wahrheit unbestechlich und unantastbar. Die dänische Armee steht in Holstein und ist bereit, jeden französischen Neutralitätsbruch und den Versuch eines Einmarsches mit bewaffneter Hand und allen Mitteln zurückzuweisen. Unsere Soldaten werden lieber sterben, als sich einem frechen Rechtsbruch beugen. Unterstützen Sie uns durch eine wohlwollende Haltung, vergessen Sie nicht, daß unsere Rüstung im Vertrauen auf britische Großmut und Loyalität einseitig nur gegen das Festland gerichtet ist und daß wir auf Seeland und zur See wehrlos sind. Wenn sich England durch die durchsichtigen Manöver Napoleons nicht beirren läßt, wird er auch keinen kriegerischen Schritt gegen Dänemark unternehmen. In Ihrer Hand also liegt Frieden und Glück meines kleinen Volkes, das nur den Wunsch hat, die Segnungen der Zivilisation in Ruhe und behütet vor den Greueln des Krieges zu genießen und seine bescheidene Wohlfahrt zu erhalten."

„Wer vermöchte einen solchen Appell nicht ohne tiefe Rührung zu hören", antwortete der Minister mit verhaltener Bewegung und streckte seinem Besucher herzlich die Hand entgegen. „Lassen Sie uns Gott bitten, daß er uns immer die nötige Einsicht und Stärke verleiht, damit wir mit unseren Werken allezeit vor ihm bestehen können. Er möge uns helfen, den Frieden am Sund zu bewahren, und was an mir liegt, diesem edlen und erhabenen Ziel zu dienen, das soll geschehen, das will ich Ihnen gern und aufrichtig versprechen. Beten wir, daß jener Usurpator nicht durch neue Gewalttaten die Verwirklichung unserer guten Wünsche vereitelt und England damit auf einen Weg zwingt, den es nur mit Schmerz und Widerwillen beschreiten würde."

Herr Rist erhob sich mit dem beklemmenden Gefühl eines Mannes, der trotz aller schönen und frommen Worte nichts Tatsächliches in der Hand hat. Diese Ausführungen schienen ihm zwiespältig, dunkel und gefährlich. Dann aber tröstete er sich mit der Offenheit und Herzlichkeit, mit der sie erfolgt waren, und verließ, mannhaft alle Zweifel und Sorgen unterdrückend, das britische Außenamt, um seiner Regierung von der unveränderten wohlwollenden Haltung Londons zu berichten.

2.

Der Wind kam von Norden. Er kräuselte die Wellen des Sundes zu leichten Schaumkämmen, die sich plätschernd an den Ufern der Inseln Seeland und Amager brachen, und füllte die Segel der zahlreichen Schiffe, die gleich großen Vögeln mit weit ausgebreiteten Schwingen dem geräumigen Hafen von Kopenhagen zustrebten. In strahlender Majestät stand die Sonne am blauen Himmel und vergoldete mit ihren Strahlen die große vieltürmige Stadt mit ihren unzähligen Häusern, Palästen und Kirchen, um die sich schirmend mit Wällen, Bastionen und Kasematten der Kranz der Befestigungen legte.

Grau und trutzig erhob sich am Eingang zum Innenhafen, ihre fünf Bastionen wie die Spitzen eines Sternes in die breiten Wassergräben vorschiebend, die alte Zitadelle Frederikshavn, die längst keinen unbezwingbaren Gegner mehr darstellte. Tausend Meter seewärts ragten auf der Außenreede die Forts Trekoner, Lynetten und Prövesteen aus dem Wasser, denen sich auf Amager, den Docks und Werften vorgelagert, weitere Batterien anschlossen.

Keine dieser Verteidigungsanlagen befand sich in Bereitschaft, wenn auch die Seefront in den letzten Jahren einige Verbesserungen erfahren hatte. Die landwärts gerichteten Werke waren vernachlässigt, und die gesamte Armierung beider Teile beschränkte sich auf einige Signalkanonen. Kein Bürger nahm Anstoß an den unbestückten Wällen, den verfaulten oder fehlenden Palisaden und den Bäumen auf der Contreescarpe etwa, die das Schußfeld beeinträchtigten und jedem Angreifer ein gutes Herankommen gestatteten.

Weshalb auch? Niemand zweifelte daran, daß Dänemark eine Insel des Friedens inmitten einer von der Geißel des Krieges beherrschten Umwelt war. Mochten sich die großen Mächte lüstern nach Vorherrschaft und Beute gegenseitig an die Gurgel fahren und um Länder und Reichtum kämpfen, Dänemark war neutral und hatte diesen glücklichen Zustand seit Jahren unbehelligt aufrechterhalten können.

Was scherte den friedlichen Bürger Kopenhagens der Sturm, der, von Westen kommend, über Europa raste, was die behäbigen Bauern Jütlands der große Napoleon oder die englische Flotte. Man werkte und arbeitete, trieb Handel und machte Geschäfte und schimpfte zuweilen auf die Regierung und die britische Blockade, die freilich manchen Reichsbanktaler kostete. Je nun, dafür verdiente man auch am Streit der Großen, und Verluste mußte jeder vorsichtige Kaufmann einkalkulieren, das war schon immer Brauch. Der Bauer hingegen freute sich seiner buntgescheckten Rinder, die prächtig gediehen, ohne daß eine wilde und zuchtlose Soldateska sie raubte und die Kammern und Scheunen plünderte wie das die armen Mitmenschen jenseits der Grenzen erleiden mußten, wie man hatte erzählen hören. Das eigene Haus jedenfalls war sicher und wohlbehütet, mochten die anderen sehen, wie sie mit ihrem Schicksal fertig wurden.

Vor dem alten schönen Barockbau des auswärtigen Departements saß eine große schwarze Katze in der Sonne und putzte sich mit zärtlicher Sorgfalt. Der Departementsdirektor und Stellvertreter des Ministers Graf Joachim Bernstorff stand einen Augenblick, von der Arbeit ausruhend, am Fenster seines im ersten Stock gelegenen Arbeitszimmers und sah ihr nachdenklich zu.

Eine schwarze Katze bedeutet Unglück, dachte er mit einem unwillkürlichen Verziehen seines klugen, etwas melancholischen Gesichtes und kämpfte eine Sekunde lang gegen eine unerklärliche und sinnlose Regung, den vermutlichen Unglücksbringer durch einen barschen Ruf aus seiner Siesta, die er auch noch unmittelbar vor dem Portal hielt, aufzuschrecken und davonzujagen. Aber diese für einen so würdigen und klugen Mann doppelt ungewöhnliche Überlegung schwand rasch, als er hinter sich die Stimme seines jungen Mitarbeiters, des Legationssekretärs Graf Nils Nordenfjeld, vernahm. Komisch, mußte er aber dann doch noch denken, wenn eine Katze sich putzt, sagt man, sie meldet Besuch an. In dieser Beziehung wenigstens scheint das Katzentier richtig prophezeit zu haben.

Mit angeborener Liebenswürdigkeit begrüßte er die Herren, obwohl er heimlich den Argwohn hatte, daß man ihn wieder einmal mit unnötigen Dingen behelligte.

Seitdem sein Bruder, der Graf Christian Bernstorff, als geschäftsführender Minister des Auswärtigen den Kronprinzen Friedrich, der für seinen erkrankten Vater König Christian VII. die Regentschaft führte, nach Kiel zu der zum Schutz der dänischen Neutralität gegen eine etwaige französische Bedrohung aufgestellten Armee begleitet hatte, lag in der Residenz die Hauptlast der Geschäfte auf seinen Schultern.

Mit einem Stirnrunzeln bemerkte er, daß Kommandeur Steen Bille von der Admiralität nicht, wie angekündigt, allein erschienen war, sondern sich ein Armeeoffizier mit den Fangschnüren des Adjutanten in seiner Begleitung befand. Der Graf brauchte sein vorzügliches Gedächtnis nicht anzustrengen, um in diesem hochgewachsenen blondhaarigen Offizier mit dem harten braunen Gesicht und den scharfen grauen Augen den Hauptmann Jürgen von Mellenthin, den persönlichen Adjutanten des Festungskommandanten Generalmajor von Peymann, zu erkennen.

Kommandeur Bille quittierte den fragenden Blick Bernstorffs mit einem versteckten Schmunzeln und erklärte mit gut gespielter Harmlosigkeit, daß er sich der Einfachheit halber erlaubt hätte, Herrn von Mellenthin hinzuzuziehen, da vielleicht auch die Armee Interesse für die neuesten Informationen haben könnte.

Der Graf war nicht erfreut über diese Eigenmächtigkeit. Aber die Höflichkeit, mit der er die Herren bat, an dem runden Konferenztisch in der Mitte seines geräumigen Arbeitszimmers Platz zu nehmen, verriet nicht das Geringste von der kleinen Verstimmung.

Legationssekretär Graf Nordenfjeld setzte sich mit ergebener Miene hinter einen säuberlich geglätteten Stoß Kanzleipapier und betrachtete zerstreut den wohlgespitzten Federkiel, um für etwaige Aufzeichnungen gerüstet zu sein. Dann nahm er ein winziges seidenes Tüchlein, das besser für eine Frau gepaßt hätte, tupfte sich mit zierlichen Bewegungen die Augen ab und versenkte es wieder in den weiten Ärmel seines eleganten und nach neuestem Pariser Schnitt gefertigten himbeerroten Fracks, dessen blinkende Knöpfe aus echtem Gold waren.

Kommandeur Bille, der ihm gegenüber saß, konnte nicht umhin, von dieser glänzenden Erscheinung der besten Kopenhagener Gesellschaft die ihm gemäße Notiz zu nehmen. Der Blitz soll ihm in die Takelage fahren, dachte er grimmig, diesen feinen Windbeutel möchte ich einmal im Kadettenlogis haben. Diese Spitzenhalskrause, und wie er daran herumarbeitet! Man könnte die Galle ins Blut kriegen. Ich möchte ihm doch gleich den Kautabak auf die Pracht spritzen, wenn ich ihn nicht vorhin aus Anstandsgründen aus der Backe genommen hätte. Guter Gott, es ist kein Wunder, daß hier nichts klappt, wenn solche Modeaffen und Stutzer ihr Unwesen treiben.

Ein vornehmliches Räuspern des Grafen Bernstorff weckte ihn aus seinen grimmigen Betrachtungen und brachte ihn zur sorgenvollen Wirklichkeit zurück.

Er zuckte verächtlich und abschließend die breiten Schultern mit den längst blind gewordenen silbernen Epauletten und faßte den Departementsdirektor fest ins Auge.

„Die Admiralität hat Nachrichten erhalten, die es ihr zur Pflicht machen, das auswärtige Departement ungesäumt zu verständigen", begann er mit knarriger Stimme, in der ein leiser Groll mitschwang. „Ich bedauere deshalb, daß es Eurer Exzellenz nicht möglich war, mich früher zu empfangen. Vor drei Tagen, am 20. Juli, ist unsere Korvette ‚Daphnis' aus Westindien zurückgekommen. Kapitän Wandel berichtet, daß er Mitte des Monats den britischen Hafen Deal bei Dover passiert hat und daß auf der Reede eine riesige Flotte lag, die weit über zweihundert Segel mit mindestens zwölf Linienschiffen umfaßte. Auffällig war besonders die außergewöhnlich hohe Zahl von Transportschiffen, die vermuten lassen, daß man eine größere Truppenlandung beabsichtigt."

Graf Bernstorff hob lässig die Schultern, als wollte er sagen, wußte ich es nicht, daß man sich wieder einmal als Gespensterseher betätigt und mich unnötig wegen einer Lappalie stört.

„Und was, mein lieber Kommandeur, ist dabei für uns von besonderem Interesse?" erkundigte er sich mit mildem Spott. „Weshalb sollen die Briten keine Truppen verschiffen?"

In dem faltigen Gesicht des Seeoffiziers zuckte es gefährlich.

„Sicherlich, Exzellenz, weshalb nicht?!" bemerkte er ironisch. „Aber das Ziel der Reise dürfte uns vielleicht nicht ganz gleichgültig sein."

„Kennen Sie es denn?"

Kommandeur Bille richtete sich so jäh auf, daß der zierliche Stuhl unter ihm bedrohlich knackte.

„Ich fürchte ja, Exzellenz! Wenigstens machen die Offiziere dieser Flotte aus der geplanten Expedition keinen Hehl, sondern brüsten sich öffentlich damit, daß es diesmal Dänemark an den Kragen gehen soll!"

Der Graf schüttelte ärgerlich den wohlgepuderten Kopf.

„Ich bitte Sie, das ist doch lächerlich!" versetzte er ungehalten. „Irgendein betrunkener Schwätzer —"

„Pardon, Exzellenz, man behandelt die Angelegenheit durchaus nicht im kleinen Kreis, sondern mit allem Freimut in den Kaffeehäusern und Lokalen von Portsmouth und Dover. Kapitän Wandel und mehrere seiner Offiziere verbürgen sich mit ihrem Wort, daß sie derartige Äußerungen mit eigenen Ohren gehört haben."

Graf Bernstorff machte eine heftige Handbewegung.

„Ich will der Zuverlässigkeit dieser Herren durchaus nicht zu nahe treten", rief er erregt. „Ich verwahre mich aber entschieden dagegen, daß man den Äußerungen einiger Narren und einem lächerlichen Gerücht irgendein Gewicht beilegt. Unsere Außenpolitik hat nur mit Tatsachen zu rechnen. Es ist Ihnen bekannt, daß die Engländer

Schriftleitung: München 22, Thier[illegible]chstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

seit Wochen ihre Flotte in der Ostsee verstärken und daß sie sich auf Rügen ernsthaft gegen die Franzosen mit gelandeten Detachements engagiert haben, denen man nunmehr sicherlich Secours zu schicken beabsichtigt."

Der Hauptmann von Mellenthin hob den Kopf.

„Wenn ich etwas bemerken dürfte, Exzellenz —", bat er mit ruhiger Stimme um Gehör und verneigte sich dankend. „Es ist nicht anzunehmen, daß die Engländer ihre auf Rügen gelandeten Truppen verstärken. Diese Diversion war nur zur Unterstützung größerer auf dem Kontinent kämpfender alliierter Truppen gedacht. Nachdem aber Englands bisherige Verbündete, Preußen und Rußland, mit Frankreich Frieden geschlossen haben, ist jedes weitere Unternehmen für diese nunmehr völlig in der Luft hängende, kaum zehntausend Mann starke Armee zu einem sinnlosen und gefährlichen Abenteuer geworden, da sie, gänzlich auf sich allein und die wenigen schwedischen Truppen gestellt, nichts mehr zu erreichen vermag. Es dürfte vielmehr nur noch eine Frage der nächsten Zeit sein, daß die Briten ihre gelandeten Truppen wieder einschiffen, wenn sie sie nicht nutzlos opfern wollen. Hingegen könnte ein größeres Unternehmen gegen Rußland — man spricht von Kronstadt, Riga oder Reval — geplant sein. Diese Absicht klingt reichlich unglaubhaft, wenn man die Umstände bedenkt. Ausgeschlossen ist es jedoch nicht, wenn auch der Verdacht eines wohlüberlegten Ablenkungsmanövers sehr naheliegt."

Der Graf betrachtete ihn forschend, da er diese Überlegungen eigentlich sehr klug und gründlich fand.

„Gut, Herr Hauptmann", antwortete er nicht unfreundlich, „wir wollen nicht streiten; es mag das eine oder das andere sein, niemals aber ein Attentat gegen uns. Unser Verhältnis mit England ist niemals besser gewesen als im Augenblick, wie ich Ihnen mit dankbarer Genugtuung verraten darf. Wir haben uns in einer Weise entgegenkommend und loyal gegen England verhalten, die uns der Dankbarkeit und der Anerkennung dieses Landes versichert. Wir haben zudem Erklärungen abgegeben, die jede britische Furcht vor einem Anschluß unsererseits an Frankreich überflüssig machen. Unsere Armee in Holstein beweist, daß wir es ernst meinen und unsere Neutralität gegen jede französische Aggression mit allen Mitteln zu schützen gewillt sind. Meine Herren, die Briten sind keine Straßenräuber, die einen Wehrlosen und Friedfertigen schnöde und gemein aus dem Hinterhalt überfallen, um ihn zu berauben und zu meucheln. Sie sind auch keine Narren, die feindselige Schritte unternehmen, wenn sich nicht die geringste Notwendigkeit dafür ergibt."

Kommandeur Steen Bille verzog das hagere Gesicht, als hätte er sich einen Zahn an einer harten Nuß ausgebissen.

„Exzellenz, das ist alles gut und schön", sagte er mürrisch. „Ich gebe auch zu, daß damit unsere Befürchtungen größtenteils zerstreut sein dürften. Aber ausgeschlossen ist eine solche Möglichkeit leider niemals, und die Vorsicht rät, gewisse Vorbereitungen zu treffen, um nicht gänzlich überrascht und schutzlos einer plötzlichen Aggression preisgegeben zu sein."

„Wie?" rief der Graf unangenehm überrascht. „Ich höre wohl nicht recht. Die Herren von der Admiralität beklagen sich? — Haben wir nicht gerade in den letzten Jahren für unsere Flotte sehr viel getan?"

Der Kommandeur richtete sich kampfbereit hoch.

„Exzellenz, es geht nicht um die Zahl der Schiffe, sondern um ihre Bereitschaft. Was nützen uns Linienschiffe, die sich nicht im Dienst befinden, sondern ohne Ausrüstung und Bemannung nutzlos im Hafen liegen? Selbst wenn die Admiralität zugibt, daß hier viel geschehen ist, so muß sie doch pflichtgemäß auf diese entscheidenden Mängel verweisen. Ich darf fernerhin Ihre Aufmerksamkeit auf den gänzlich ungenügenden Stand unserer Landbefestigungen lenken. Herr Hauptmann, ich bitte, sich dazu äußern zu wollen."

Graf Bernstorff lächelte ironisch.

„Ich merke schon, daß sich die Herren vortrefflich unterstützen", bemerkte er mit liebenswürdiger Boshaftigkeit. „Eh bien, Herr von Mellenthin, darf ich bitten."

„Das ist mit wenigen Worten gesagt, Exzellenz", antwortete der Adjutant knapp und entschieden. „Die Landdefension Kopenhagens ist vernachlässigt und unzureichend, die Werke weder hier noch gegen die See armiert, und die Besatzung zu schwach. Darüber hinaus befinden sich auf ganz Seeland neben den Depotbataillonen der nach Holstein ausgerückten Regimenter, die keinen großen militärischen Wert haben, so wenig Truppen, daß an eine Verteidigung der Insel ernsthaft gar nicht zu denken ist. Wir sind einer Invasion wehrlos preisgegeben und das Kernstück unseres Landes mit der Hauptstadt und allen Vorräten und Depots im Falle einer feindlichen Bedrohung rettungslos verloren. Ich bitte deshalb in Erwägung zu ziehen, ob es nicht angebracht wäre, gewisse Maßnahmen zur Beseitigung der schlimmsten Mißstände ohne Verzug zu treffen."

Graf Bernstorffs Augen begannen zu funkeln. Er hob abwehrend die Hand mit dem schweren kostbaren Siegelring, den das Wappen seines alten Geschlechtes zierte.

„Messieurs, ich danke für Ihre Darlegungen, deren Wert ich nicht unterschätze", rief er mit vibrierender Stimme, die verriet, daß er die Geduld verloren hatte. „Das ist ein gefährliches Spiel, das Sie mir vorschlagen. Gewisse Umstände lassen es uns gerade in dieser Situation geraten erscheinen, jede Beunruhigung in London zu vermeiden. Was würde geschehen, wenn ich Ihren Ratschlägen folgte? Diese Rüstungen sind einseitig gegen England gerichtet, binnen kurzem würde das britische Kabinett davon erfahren und den einzig möglichen Schluß ziehen, daß wir im geheimen unsere Wahl getroffen haben und uns endgültig an die Seite Frankreichs stellen. Begreifen Sie denn nicht, daß wir jede Demonstration, jede Geste, die irgendwie auch nur ganz entfernt als Unfreundlichkeit, Feindseligkeit oder gar als ein Verlassen unserer Neutralität gewertet werden könnte, absolut und um jeden Preis vermeiden müssen? Unsere Wälle ohne Kanonen, unsere Schiffe ohne Besatzungen, Seeland ohne Armee sind glänzende und überzeugende Dokumente unseres guten und ehrlichen Willens und unseres reinen Gewissen. Seht her, sagt das alles, wir wollen keinen Krieg mit euch, ihr Engländer, ihr erkennt es ja selbst, wir wollen nur eins, Frieden und noch Frieden mit euch! Glauben Sie denn, daß es ein britisches Kabinett geben könnte, das dies alles so mißachten würde, daß überhaupt in einer menschlichen Brust die satanische Regung erwachen könnte, sich nun gerade gegen den Schwachen und Hiflosen zu wenden, nur weil man

hier leichtes Spiel zu erwarten hat und sonst nicht den geringsten Vorteil? Denn was würde sich ereignen, wenn die Engländer blind und taub gegen jedes Menschen- und Völkerrecht uns überfallen sollten? Wir würden uns Frankreich in die Arme werfen müssen, und sie hätten das erreicht, was sie gerade vermeiden wollen, daß wir nämlich entschieden auf die andere Seite treten. Und genau so würde die Katastrophe, die Sie, meine Herren Militärs, für uns verhindern wollten, mit tödlicher Sicherheit erst recht und nur eintreten, weil wir England mit kriegerischen Vorbereitungen dazu gereizt und veranlaßt haben."

Graf Bernstorff trocknete sich die feuchte Stirn mit dem Taschentuch und erhob sich, um das Ende der Konferenz anzukündigen.

„Wir dürfen es mit niemand verderben und am allerwenigsten mit England", schloß er entschieden, „das ist das Non plus ultra unserer gegenwärtigen Außenpolitik. Überlassen Sie es also den Diplomaten, den richtigen Weg aus allen Schwierigkeiten zu finden. Bis jetzt ist es gelungen, es wird auch in Zukunft so bleiben, wenn wir klug und ehrlich handeln. Ich hoffe Sie überzeugt zu haben, Messieurs, daß Ihre Befürchtungen jeder Grundlage entbehren und daß unter keinen Umständen an den bestehenden Zuständen etwas geändert werden darf. Ich danke Ihnen und bitte Sie, diese Informationen, die nichts anderes als die offizielle Meinung des Gesamtkabinetts und seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen darstellen, zweckentsprechend zu verwenden."

In dem kleinen Kabinett, das dem Legationssekretär Graf Nordenfjeld im auswärtigen Departement als Arbeitsraum diente, saß der Hauptmann von Mellenthin mit gefurchter Stirn im Reitsitz so auf dem Stuhl, daß er die geschweifte Lehne vor der Brust hatte. Die Arme aufgestützt, überdachte er die Unterredung mit dem Grafen Bernstorff, die soeben ihr Ende gefunden hatte.

Der dunkelblaue Waffenrock mit den kurzen Schößen und dem grauen Brusteinsatz kleidete ihn vortrefflich, und selbst in dieser lässigen Haltung verleugnete er keine Sekunde das Straffe und Gestählte des Offiziers. Hart und willenskräftig bahnte sich das Kinn den Platz im Ausschnitt des hohen Uniformkragens, der den Nacken umschloß. Weiß leuchtete die Stirn in dem braunen Gesicht vom Schild des Tschakos vor der Sonne bewahrt und betonte so noch das Charakteristische dieser strengen und schönen Züge, die Kühnheit, Stolz und eine starke Intelligenz verrieten.

Abkömmling eines alten Holsteiner Geschlechtes, das seit über dreihundert Jahren auf seinen Besitzungen in der Nähe von Kiel saß, hatte ihn die Zugehörigkeit der Herzogtümer zu Dänemark in die dänische Armee geführt, und die Orden auf seiner Brust bewiesen, daß er den Degen genau so gut zu führen verstand wie irgendein Vorfahre in den wilden Kämpfen der früheren Jahrhunderte, an denen die Mellenthins immer und überall beteiligt gewesen waren. Es glühte ein wildes, kämpferisches Blut in diesem Geschlecht, und lang war die Liste derer, die nicht im Bett, sondern irgendwo auf blutiger Walstatt gestorben waren.

Nils Nordenfjeld hockte vor dem ehrwürdigen Schreibtisch, dessen Zustand bewies, daß er ein Veteran seiner Art war, der schon manchem Jünger der diplomatischen Kunst gedient hatte. Hurtig glitt sein Federkiel über das Papier, um einige Depeschen fertigzustellen, die ihm sein hoher Vorgesetzter soeben zum drittenmal so warm ans Herz gelegt hatte, daß er nicht mehr umhin konnte, sich nunmehr ernstlich an die Arbeit zu machen.

Sein hübsches, leichtsinniges Gesicht war ungewohnt ernsthaft verzogen, und eine Locke seines dichten schwarzen und welligen Haares hing ihm tief über die Stirn bis zur Nasenwurzel. Er war eine glänzende Erscheinung, und ein gütiges Schicksal hatte ihn körperlich und geistig gleich verschwenderisch bedacht. Träger eines alten Namens und Anwärter auf eine großartige Karriere, waren er und seine Schwester zwar Waisen ohne Vermögen, dafür aber die einzigen Erben eines kinderlosen reichen Onkels, des Grafen Schimmelmann, der als Finanzminister überdies noch über alle Möglichkeiten, einen Verwandten und Protegé zu fördern, verfügte.

Für die Ehre, einen der gefeiertsten und beliebtesten Helden der Kopenhagener Salons als Neffen zu besitzen, hatte er allerdings schon manchen Taler opfern dürfen. Und in letzter Zeit waren die Anforderungen an seine Schatulle so hoch gewesen, daß der Onkel seinem leichtherzigen und verschwenderischen Neveu grollte und eine ernsthafte Verstimmung entstanden war, die Nils sogar bewogen hatte, das Palais Schimmelmann zu verlassen und sich eine kleine Junggesellenwohnung in der Stadt zu mieten.

Der Hauptmann von Mellenthin hatte das mit großem Mißfallen vermerkt, als er, von einer mehrwöchigen dienstlichen Abwesenheit nach Kopenhagen zurückgekehrt, davon erfahren hatte. Denn die beiden waren Freunde und gewohnt, Freud und Leid brüderlich miteinander zu teilen. Ihre gegensätzlichen Veranlagungen ergänzten sich harmonisch. War der eine unbekümmert und fröhlich, so der andere schwerblütig und gewissenhaft. Neigte Nils zu einer leichtsinnigen Tollheit, so bremste Jürgen rechtzeitig, wie er überhaupt ein wenig der Führende in diesem Verhältnis war. Vergrub er sich hingegen in die Einsamkeit und den Dienst, so sorgte der Graf Nordenfjeld schon dafür, daß auch die Jugend und das Leben zu ihrem Recht kamen.

Lästermäuler munkelten allerdings, daß Nils' Schwester, die schöne Bettina Nordenfjeld, die dritte in diesem Freundschaftsbund wäre und daß die beiden bald sich nicht nur Freunde, sondern auch Schwäger nennen würden.

„Die ganze Geschichte ist also wieder einmal ohne Nutzen und Ergebnis ausgegangen", unterbrach Jürgen endlich unzufrieden das Schweigen und streckte die langen Beine in der knappen, eng anliegenden Stiefelhose weit von sich.

„Und Bille, unser Meergott, ist davongerauscht wie ein Linienschiff im Sturm", fügte Nils lachend bei. „Es sah nicht so aus, als ob ihn mein hoher Chef überzeugt hätte."

„Nun, was das anbetrifft, die Überzeugung des Grafen in allen Ehren, aber eine schöne Batterie Sechsunddreißigpfünder, wohl geladen und gerichtet, scheint mir bisweilen doch ein wirksameres Argument als zwei Dutzend Noten mit noch so geistreichen und das Völkerrecht preisenden Redensarten zu sein."

„Natürlich, du alter Raufbold, das konnte ich mir denken. Du nimmst also die Nachrichten des vortrefflichen Kapitäns Wandel ernst?"

Jürgen zuckte die Schultern und bewegte knackend sein hörlzernes Pferd.

„Ich weiß nicht, vielleicht ist etwas daran, vielleicht nicht. Jedenfalls glaube ich keine Sekunde, daß die Engländer auf irgend etwas oder jemand Rücksicht nehmen, wenn sie sich einen Vorteil davon versprechen. Und nur ein Narr richtet sich nicht auf alle Eventualitäten ein. Die Leiter unserer auswärtigen Politik sind zweifellos hervorragende Diplomaten, und unsere Politik selbst —"

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Indianerstamm in Mittelamerika, 4. Laubbaum, 7. Verpackungsgewicht, 9. Staat der USA, 11. Wiesengrund, 12. Fabelwesen, 15. Präposition, 16. Erfinder des Fahrrades, 17. japan. Brettspiel, 19. Lurch, 21. Geldinstitut, 22. Spielkarte, 24. Handlung, 25. Artikel, 27. kleiner Wald, 29. Figur aus Mozarts „Entführung", 31. Ort in Griechenland, 32. Auerochs, 33. unverletzlich, 34. Teil des Schiffes, 35. Gesichtsteil, 36. Geliebte des Zeus. — Senkrecht: 1. Nagetier, 2. Flächenmaß, 3. englische Elle, 5. Papiermaß, 6. immerwährend, 7. Meeralge, 8. Robbenart, 10. römischer Gott, 13. nordamerikan. Indianer, 14. Schacher mit geistlichen Ämtern, 18. Titel, 20. Wild, 21. europ. Gebirge, 23. Stadt in Dalmatien, 24. Wortlaut, 26. Insekt, 28. Riemen, 29. lateinisch: Last, 30. Bezeichnung.

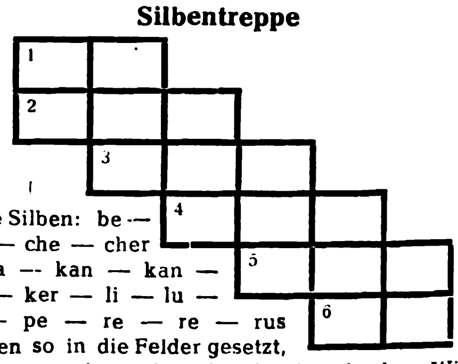
Silbenrätsel

Aus den Silben: a — a — bach — bee — bob — bock — bos — buch — ca — che — chel — cu — di — din — dor — dos — e — e — ein — en — er — fen — feu — fras — ga — i — i — im — ka — la — la — laus — le — les — log — mi — mie — mis — mor — na — na — nas — ne — ra — ran — re — reb — ro — sa — sa — ser — ta — te — tel — tel — ti — wa — was sind 20 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten, die letzten von unten nach oben gelesen, einen Ausspruch von Ludendorff ergeben.

1. südamerik. Republik, 2. Strohblume, 3. sagenhafter Reicher, 4. Gewürzpflanze, 5. giftige Frucht, 6. Insel im Golf von Ägina, 7. Wolfsspinne, 8. Symphonie von Beethoven, 9. schädliches Insekt, 10. afrikan. Antilope, 11. hinterind. Strom, 12. Schiffstagebuch, 13. Insel im Ägäischen Meer, 14. Schweizer Hochtal, 15. Wurstsorte, 16. Wissenschaft, 17. trop. Frucht, 18. deutscher Maler (19. Jhrh.), 19. Weinort in Italien, 20. türk. Insel. (ch und ck je 1 Buchstabe.)

1	11 ....
2	12 ....
3	13 ....
4	14 ....
5	15 ....
6	16 ....
7	17 ....
8	18 ....
9	19 ....
10	20 ....

Silbentreppe



Die Silben: be — che — che — cher — da — kan — kan — ker — ker — li — lu — pe — pe — re — re — rus werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Vergrößerungsglas, 2. Schwimmvogel, 3. Teil des Zaumzeugs, 4. Nachforschung, 5. german. Volk, 6. Einschnitt.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: heimlich, Weber, Weinbeere, Charkow, Sportkamerad, Feind, Abgabe, Bresche, Chlor, Essen, Nessel, Sonne, Oder, Gneis, Nuntius, Blende, Schlick, Hessen, Christine, Nierenbecken, Spitzweg, Hunger sind je drei Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, einen Ausspruch von Goethe ergeben (st = ein Buchstabe).

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Maya, 4. Erle, 7. Tara, 9. Iowa, 11. Au, 12. Riese, 15. im, 16. Drais, 17. Go, 19. Olm, 21. Bank, 22. Ober, 24. Tat, 25. ein, 27. Hag, 29. Osmin, 31. Nemea, 32. Ur, 33. tabu, 34. Mast, 35. Nase, 36. Leda. Senkrecht: 1. Maus, 2. Ar, 3. Yard, 5. Ries, 6. ewig, 7. Tang, 8. Seal, 10. Amor, 13. Irokese, 14. Simonie, 18. Rat, 20. Reh, 21. Balkan, 23. Ragusa, 24. Text, 26. Imme, 28. Gurt, 29. Onus, 30. Name. ✱ Silbenrätsel: 1. Ecuador, 2. Immortelle, 3. Nabob, 4. Fenchel, 5. Einbeere, 6. Salamis, 7. Tarantel, 8. Eroika, 9. Reblaus, 10. Wasserbock, 11. Irawadi, 12. Logbuch, 13. Lesbos, 14. Engadin, 15. Salami, 16. Chemie, 17. Ananas, 18. Feuerbach, 19. Frascati, 20. Tenedos. „Ein fester Wille schafft sich sein Schicksal selber." Ludendorff. ✱ Silbentreppe: Lupe, Pelikan, Kandare, Recherche, Cherusker, Kerbe. ✱ Kryptogramm: heimlich, Weber, Weinbeere, Charkow, Sportkamerad, Feind, Abgabe, Bresche, Chlor, Essen, Nessel, Sonne, Oder, Gneis, Nuntius, Blende, Schlick, Hessen, Christine, Nierenbecken, Spitzweg, Hunger. „Im Leben beharrt kein Abgeschlossenes, sondern ein Unendliches ist in Bewegung."

Kunst und Arbeit

DER REICHSARBEITSDIENST PRÄMIIERTE DIE BESTEN WERKE EINES RAD.-WETTBEWERBES







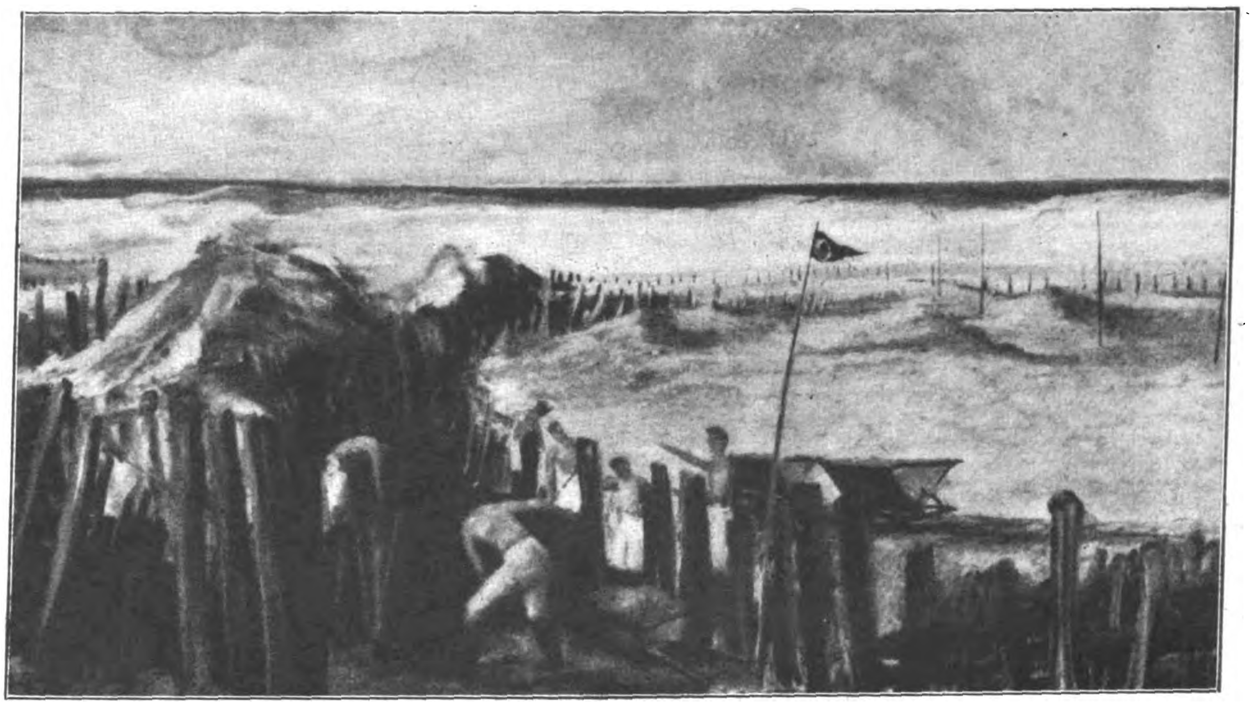
Adolf Dahle, Berlin.
Der gebürtige Hannoveraner studierte an der Hochschule für bildende Künste in Berlin-Charlottenburg bei Koch und Schuster-Woldan. 1914/18 Kriegsfreiwilliger. Danach Studienreisen nach Italien, Griechenland, Afrika und Frankreich. Bevorzugte figürliche Kompositionen für Hand- und Tafelbild. Arbeiten von seiner Hand befinden sich in städtischen und privaten Sammlungen. Wir zeigen hier sein Bild „Übermut".



Fried Heuler, Würzburg.
War als 8. Kind eines Lehrers an der Rhön auch zum Lehrberuf bestimmt, aber die Kunst zog ihn stärker an. Er besuchte in München und Berlin Meisterateliers, war 1914/18 Kriegsfreiwilliger und schuf Denkmäler und Kleinplastiken. Wir zeigen seine Plastik „Hub".



Franz Gebhardt-Westerbuchberg.
Oberpfälzer von Geburt, 9. Kind eines Töpfermeisters, war seit 1914 4½ Jahre in England interniert. Studien in München, Studienreisen nach Frankreich, Italien, Schweiz, Spanien, England. Kriegsmaler 1941/42 im Osten, Süd- und Nordfrankreich. Staatliche und Parteistellen sowie Galerien besitzen Bilder von seiner Hand. Hier sein Bild „RAD. baut Verteidigungsanlage am Meer".







Rudolf Böttger, Wien.
Vater: höherer Beamter aus Schleswig-Holstein, seine Mutter eine Schwester des kürzlich verstorbenen Vorkämpfers der großdeutschen Idee Karl Hermann Wolf aus dem Egerland. Meisterschüler der Wiener Akademie. Im Weltkrieg als Oberleutnant verwundet. Der engen Verbindung mit dem RAD. verdankt Professor Böttger eine große Bereicherung seines Schaffens, da die Gestaltung der arbeitenden jungen Körper sowie der durch die Erziehung des RAD. herausgebildeten Typen seinem Wesen sehr gelegen war. Wir zeigen sein Gemälde „Vor dem Abmarsch".

Es ist eine große und sehr rühmenswerte Sache, was der Reichsarbeitsdienst hier begonnen hat; die Leistungsschau der von ihm angeregten Künstler zeigt den Beginn einer in gleicher Weise ethisch-ästhetischen Arbeitsgemeinschaft, wie sie im alten Olympia die Gymnastik mit der Kunst eingegangen ist: beide brauchen einander und fördern einander, und das Ethos der Arbeit ist kein unwürdiger Thronfolger des olympischen Zeus.



Aufnahmen: Swégat (4) und Archiv.



G. A. Bredow, Stuttgart.
Der gebürtige Krefelder besuchte die Kunstschule in Düsseldorf und arbeitete in Meisterateliers an großplastischen Werken mit. Arbeiten dieser Art in Hannover; Monumentalbrunnen in Buenos Aires, Brunnen in Leeuwarden, Holland. Vier Jahre, 1914—1918, in Südamerika interniert, geriet auf der Rückreise in englische Gefangenschaft. Professor Bredow ist Schöpfer der RAD.-Plakette.



Schöpferische Pause

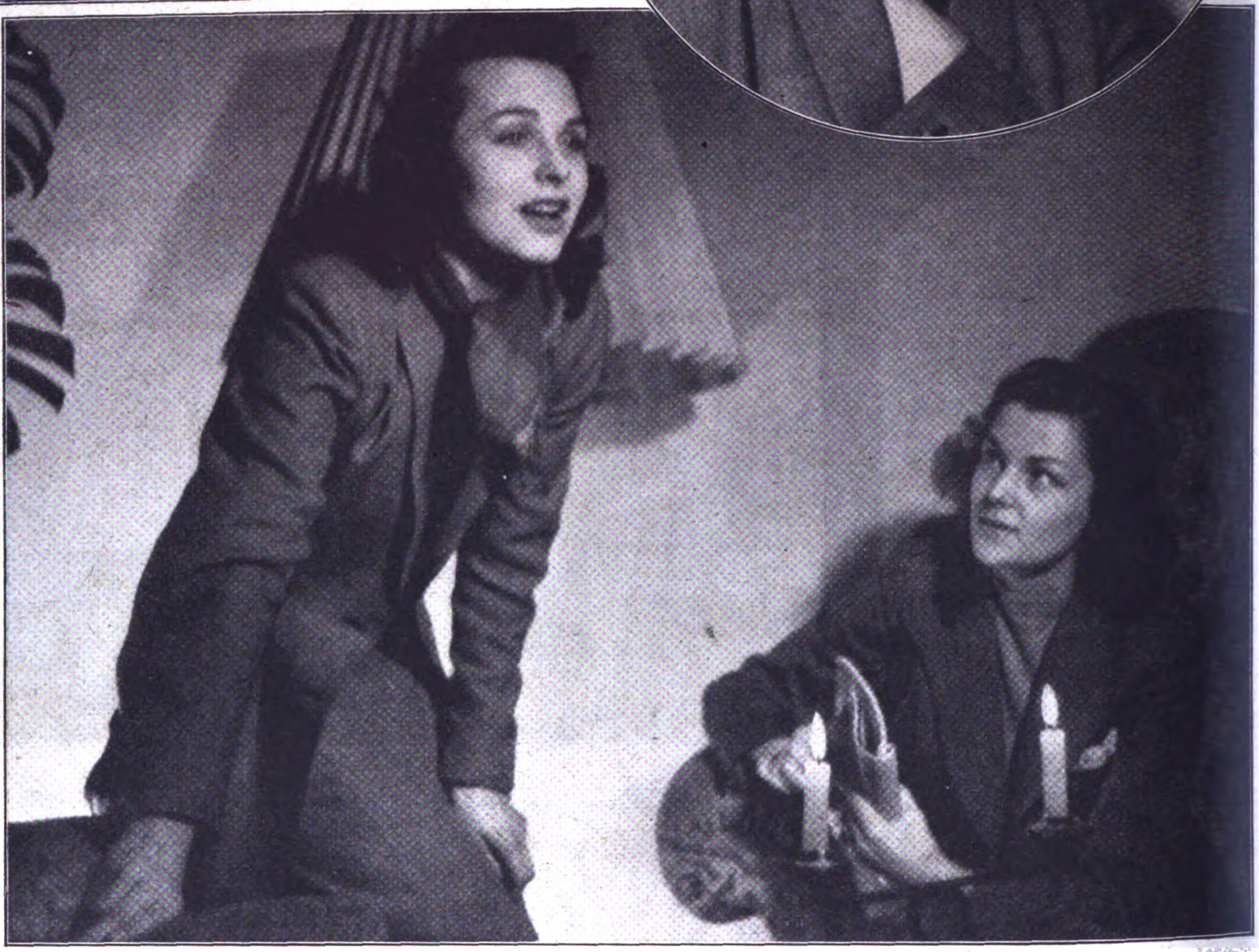


Mit Käthe Dyckhoff entdeckte der deutsche Film ein apartes Gesicht, dessen innere Beseeltheit schon in ihren ersten Rollen aufmerken ließ. Die junge Darstellerin verfügt über den Reichtum vielfältiger Charakterisierungskunst.

Beim Studium. Wer Käthe Dyckhoff einmal beim Rollenstudium beobachten konnte, war überrascht von dem tiefen Ernst und der Selbstvergessenheit, mit der sie in die Gestalten einer fremden Phantasie eindringt. Das Drehbuch wird in ihrer Hand zu wichtigem Requisit, zum Partner des Spiels zuweilen, mit dem sie Zwiesprache hält. Nach ersten geglückten Versuchen gab der Film ihr jetzt Rollen, die dieser Begabung gerecht wurden; ihre neueste Arbeit ist eine Hauptrolle in dem Tobis-Film „Der Senator".

*

Bildbericht: Heinz Krause-Tobis.





„Im Lehren lernen wir."
An manchen Abenden ist eine junge Freundin zu Gast, die von Käthe Dyckhoff auf den Weg zur Bühne vorbereitet wird. Richtig sprechen lernen, das sind die ersten Gehversuche auf diesem Wege, mühselig, aber unerläßlich für das Vorwärtskommen. Ein guter Lehrer lernt dabei so viel wie sein Schüler; und wir denken an den zuchtvollen Alt dieser Stimme, die bei aller Gepflegtheit nichts von ihrer Ursprünglichkeit, ihrer einschmeichelnden Wärme verloren hat.

Die Schauspielerin schreibt auch in ihren ← Mußestunden.
Ein schönes Bändchen Lyrik ist schon entstanden, gescheite Gedanken einer ungeheuer lebendigen Frau, die das Leben gar nicht rosarot und himmelblau ansieht, sondern sich freut an seinen starken, wilden Farben. Skizzen schreibt sie, und sie bergen alle einen starken dramatischen Stimmungsgehalt, wie ihn ein guter Film haben soll, dem sich die junge Darstellerin ja verschrieb.

Uraltes Spiel im Kerzenschimmer, →
der ein Frauenantlitz so warm und zärtlich zum Leuchten bringt, ein Grübchen zu geheimnisvollem Lächeln vertieft, das sich im Spiegel der Augen wiederfindet. Wie seltsame Schatten wirft der Kerzenschein! Wie macht er die Wangen voller und den Mund rot und sehnsüchtig!



Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München.
ABCDEFG 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München

Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 13. JULI 1944
19. JAHRGANG :·. FOLGE 28

IB Illustrierter Beobachter

Mit herzlichen Heimatgrüßen
an die Front von:

....

....

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



„Lieber Vati...!"

Aufnahme von Hugo Friedrich Engel.



Am Seebahnhof Cherbourg.
Die riesigen Kräne, früher Wahrzeichen Cherbourgs, werden gesprengt.

DEN HELDEN VON CHERBOURG





Ein Bild von der zerstörten Kaimauer.
Der Hafen ist auf lange Zeit unbrauchbar.

← **Ein Inferno der Zerstörung.**
Gesprengte Kaimauern, zusammengestürzte Laufkräne am Quai de France. Wie der Turm des Seebahnhofs, waren die riesigen Kräne weithin sichtbare Zeichen Cherbourgs.



Der Verteidiger von Marcouf,
Ritterkreuzträger Oberleutnant Ohmsen, im Gespräch mit zwei Artilleristen seiner Batterie, die in dem heldenmütigen Kampf ebenfalls verwundet wurden.
PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Peter-PBZ. (2) Scherl (2), Wb. (1), Atl. (1), H. H. (1).



In einem unterirdischen Gefechtsstand.
Von links nach rechts: Konteradmiral Hennecke, Seekommandant Normandie, dem vom Führer das Ritterkreuz verliehen wurde, Generalleutnant v. Schlieben, Festungskommandant von Cherbourg, und Generalmajor Sattler, Stadtkommandant von Cherbourg.



Beim Staatsakt für Generaloberst Dietl.
Der Führer drückt der Mutter des großen deutschen Heerführers die Hand.

DER FÜHRER NIMMT ABSCHIED VON DIETL

Aus der Rede des Führers:
„Er gehörte zu jenen, die in schweren Zeiten mitgeholfen haben, Vertrauen auszustrahlen und andere fest und hart zu machen."

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.



Der Ton steigt...

DER METALLSUCHER FINDET DEN SPLITTER



Die Zauberin Technik bietet eine neue Überraschung.
Granatsplitter und Kleinkalibergeschosse wandern oft rätselhaft durch den Körper. Der Siemens-Metallsucher findet diese Fremdkörper auf und erspart umständlichere Operationen. Sowie das Metallsuchgerät eingeschaltet ist, muß jegliches Metall aus der näheren Umgebung verschwinden, d. h. es wird dann nur mit Porzellaninstrumenten gearbeitet.



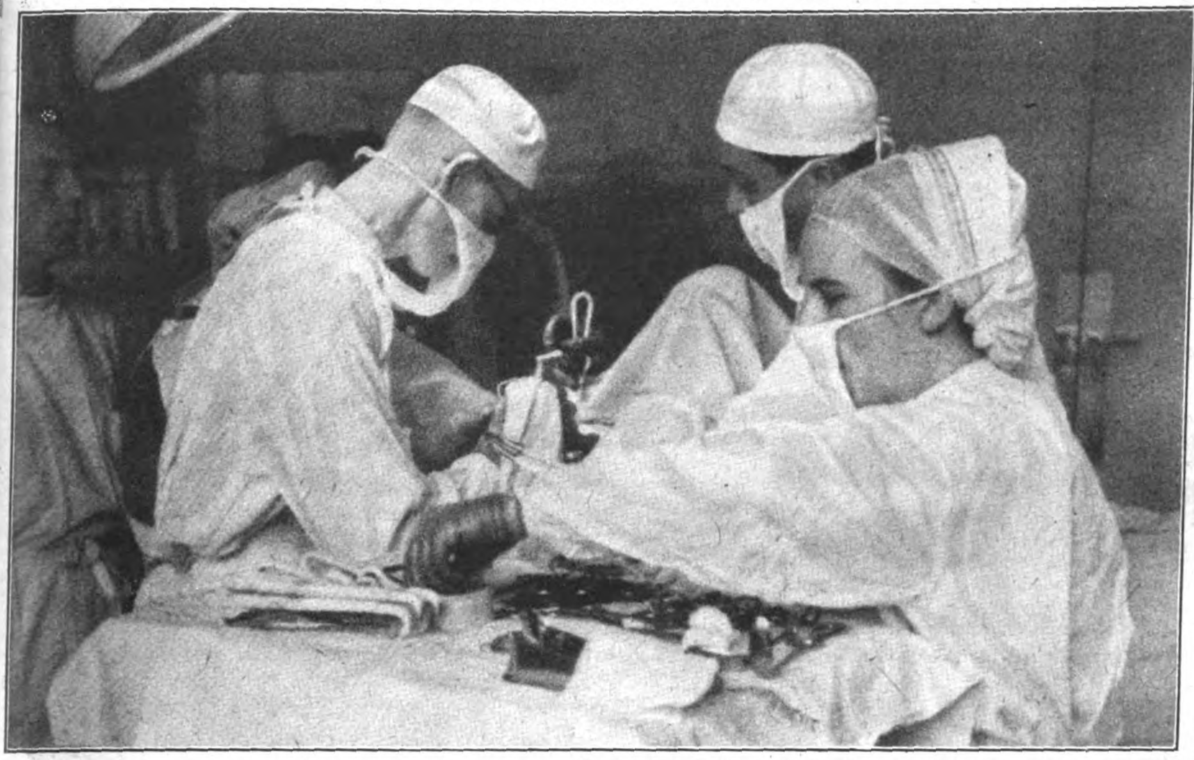
Das Hochfrequenz-Suchgerät beginnt zu arbeiten.
Wenn die Sonde in die Wundöffnung eingeführt worden ist, meldet ein ansteigender Ton die Annäherung an den metallenen Fremdkörper. In der Richtung des höher ansteigenden Tones wird dann weitergegangen.



Männer der schnellen Aufklärung

ᛋᛋ-PK.-Aufnahme:
ᛋᛋ-Kriegsberichter
Ferdinand Fritsch.

Wer ist zuerst den Hang hinauf?
Bei der schnellen Aufklärung im hügeligen Gelände haben Reiter und Volkswagen ihre unübertrefflichen Fähigkeiten bewiesen. Die moderne Ausrüstung einer ᛋᛋ-Kavallerie-Division umfaßt außer ihren Reiterschwadronen auch Volkswagen-Schwadronen, die jedem Gelände gewachsen sind.



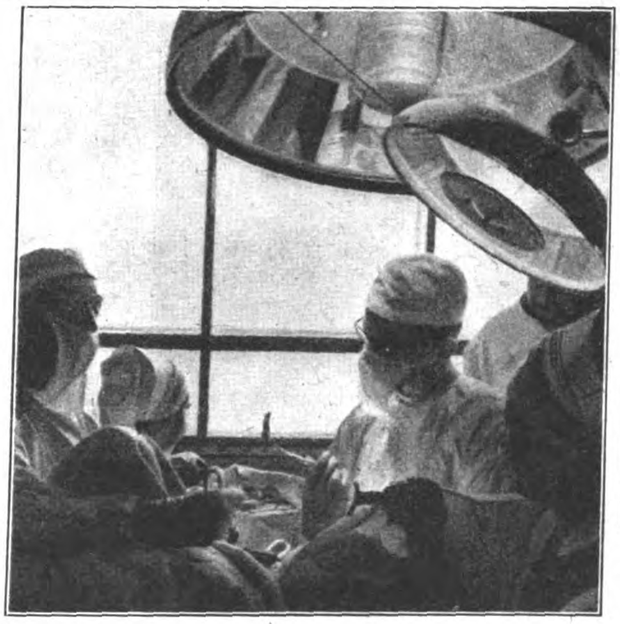
Die Sonde kommt ans Ziel.
Unter stetiger Zunahme der Tonhöhe stößt der Sucher auf den Splitter.



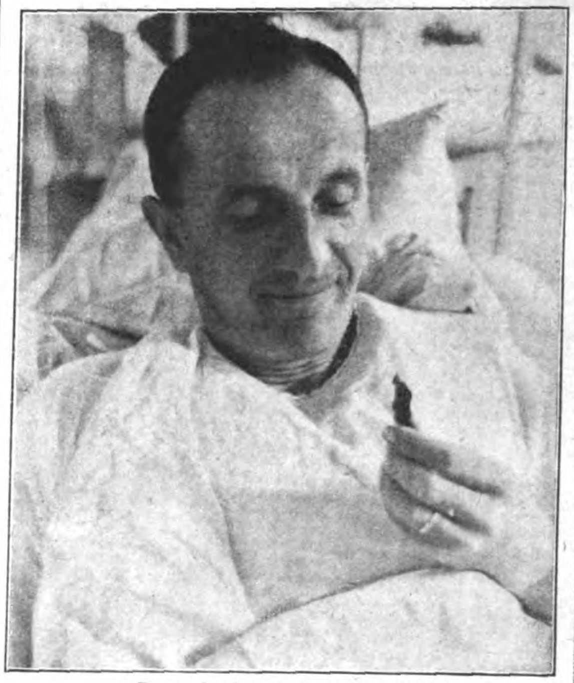
Richtig beurteilt!
Tief in der Brustmuskulatur saß der Splitter. Nach der Operation betrachtet sich der Stabsarzt noch einmal die Röntgenaufnahme.

Die Wirkungsweise des Siemensschen Metall-Suchgerätes beruht auf der Erscheinung, daß sich hochfrequente Schwingkreise bei Annäherung an metallene Gegenstände verstimmen lassen. Die Anzeige erfolgt akustisch. Beim Näherkommen des in eine Sonde eingebauten Schwingkreises an den Metallkörper steigt der durch einen Lautsprecher hörbar gemachte, zunächst gleichmäßig tiefe Ton an. Befindet sich die Sonde in unmittelbarer Nähe des Metallkörpers, so erreicht der Ton seine größte Höhe.

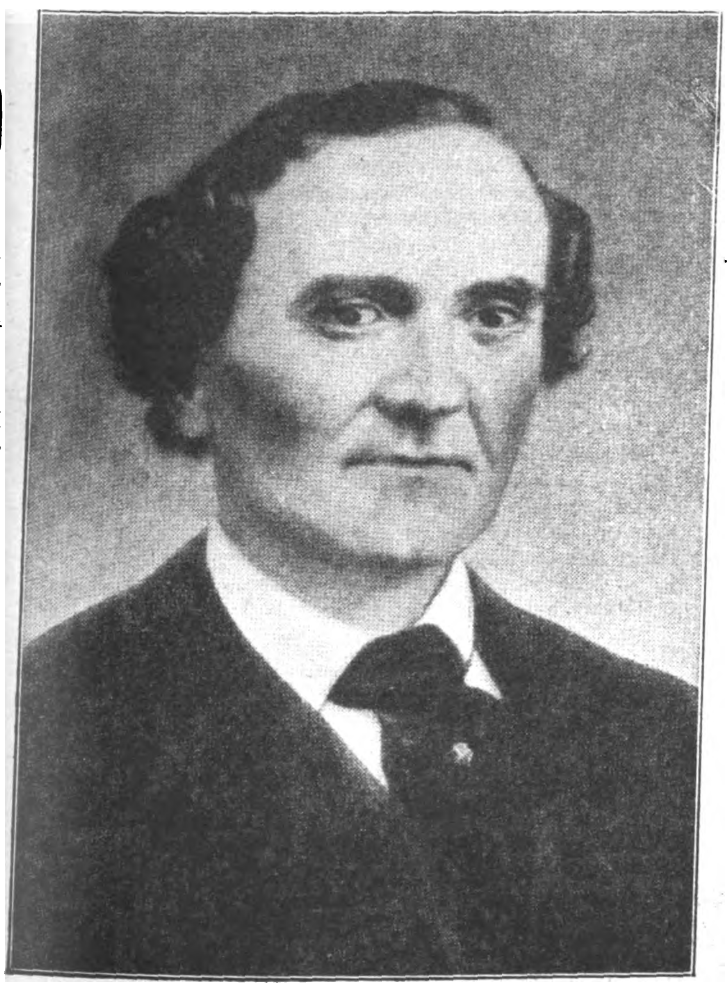
DRK.-Bildarchiv, PK.-Aufnahmen: Woerner (5), Jesse (1).



Hier ist der Übeltäter.
Der Splitter ist entfernt. Voller Interesse betrachtet die Operationsschwester des Deutschen Roten Kreuzes den Geschoßsplitter, den der Stabsarzt mit einer Kornzange gefaßt hat.



„Den hebe ich mir auf!"
Befriedigt sieht sich der Patient einen Tag nach der Operation „seinen" Splitter an, der ihm so viel zu schaffen gemacht hat.

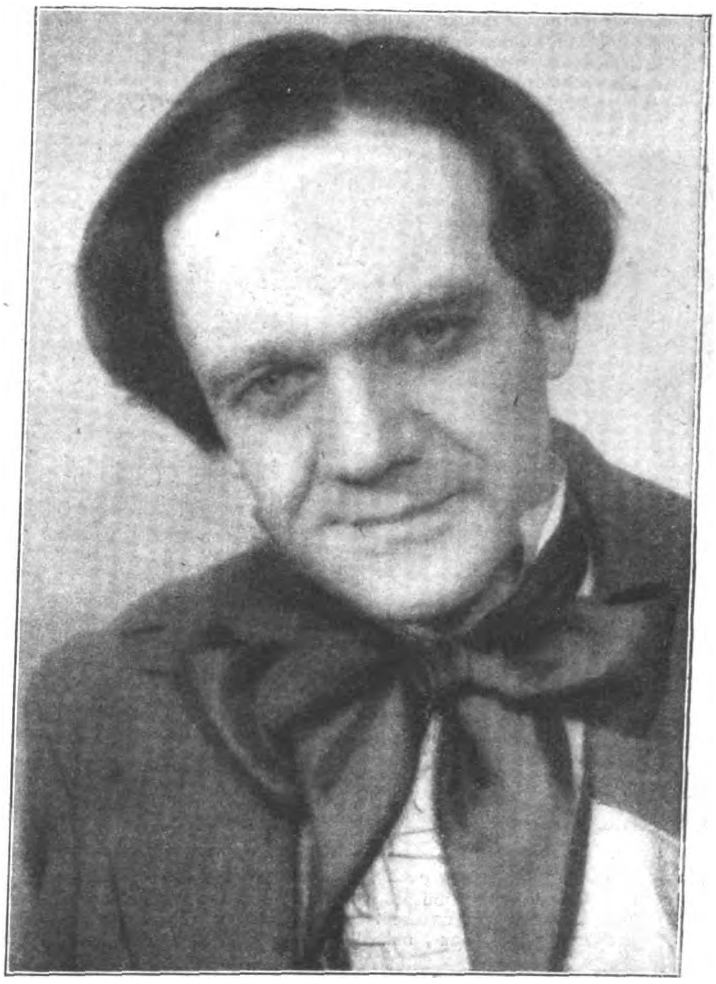


Gleiche Gesichter, gleiche Begabungen?

Ist gleichgeartete Befähigung schon im Physiognomischen erkennbar? Es scheint so, wenn man die nebenstehenden beiden Bildnisse vergleicht. Das linke zeigt Johann Nepomuk Nestroy, den berühmten Wiener Schauspieler und Lustspieldichter (1801—1862), das rechte den Münchener Schauspieler Dr. Anton Reimer, einen der besten Interpreten Nestroyscher Gestalten. Die Ähnlichkeit Reimers mit Nestroy ist so auffallend groß, daß die Annahme berechtigt erscheint, die außerordentliche Einfühlungskraft in die Gedanken- und Gefühlswelt des großen Meisters müsse naturgegeben sein, da ein Gleichklang der Persönlichkeit vorliegt, der sich sogar auf das rein Äußere, also die Ähnlichkeit, erstreckt.

Die Aufnahme Reimers zeigt ihn als „Faden" in Nestroys Komödie „Die beiden Nachtwandler", die im Münchener Volkstheater mit großem Erfolg aufgeführt wird.

Aufn.: Archiv O. A. Hirth; Hans Holdt.

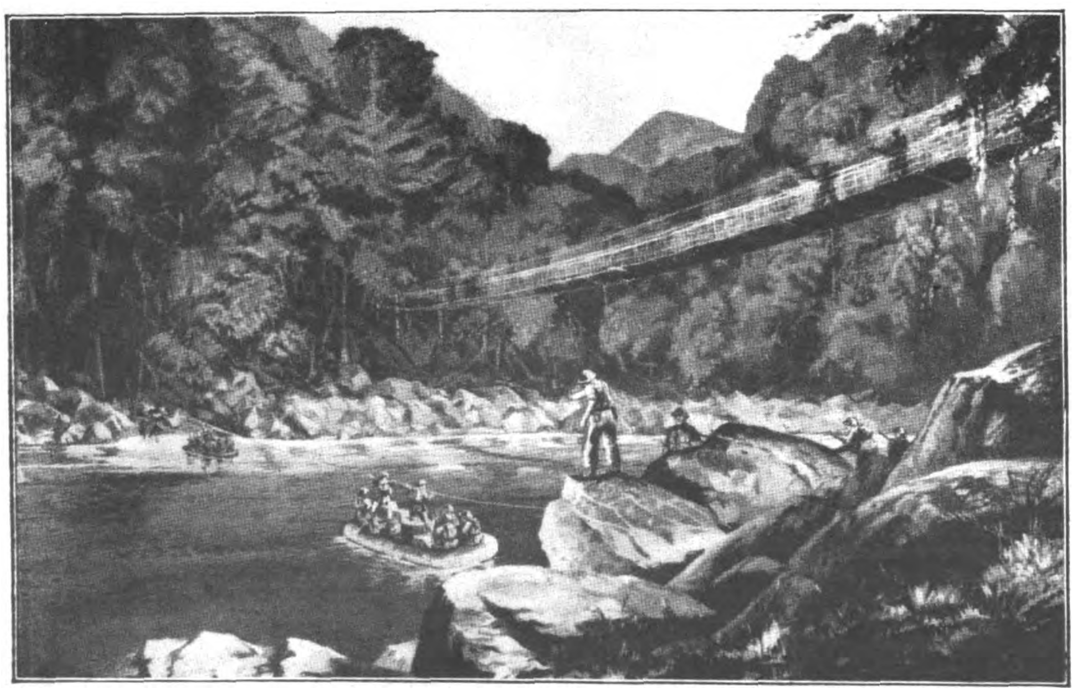




Ein ungewohnter und mörderischer Kriegsschauplatz. Aus „Look".
„Die Erschöpfung, die sich auf den Gesichtern dieser amerikanischen Soldaten im Südpazifik widerspiegelt, führt bei andauerndem Kampfeinsatz zu Nervenzusammenbrüchen." — Das schreibt der Journalist Jack Mahon unter diese Originalaufnahme der Zeitschrift „Look". Über die Nerventorpedos und Seelenminen der Japaner, denen die simplen Köpfe der Amerikaner einfach nicht gewachsen sind, berichtet unser Text.



Der grauenvolle Kampf im Urwald. Aus „Sphere".
Hinter jedem blühenden Orchideenbusch, in den Kronen der dichten Urwaldbäume hocken die japanischen Soldaten, die sich dem Gelände hervorragend anzupassen verstehen und alle Möglichkeiten des Dschungelkrieges bis aufs letzte ausnützen. Hingegen zeigen die amerikanischen Soldaten nicht die geringste Vorbereitung oder Anpassungsfähigkeit an diesen ihnen widernatürlichen Kampfschauplatz. Die Folge sind totale Nervenwracks und hysterische Schreikrämpfe.



Die Szenerie der Dschungelkämpfe. Aus „Sphere".
Dichtes Urwalddickicht — dumpf brodelnde Miasmen — Hängebrücken aus Lianen über träge dahinfließende Urwaldflüsse. Dies ist der schauerliche Kampfplatz der Dschungeln, wo der „Grüne Teufel" heult. In unserem nebenstehenden Wortbericht schildert ein an Dschungelwahnsinn erkrankter Amerikaner, daß die Japaner phosphoreszierende Ringe um sein nächtliches Versteck gezogen und ihn mit Ameisen bombardiert hätten.

Wo der „Grüne Teufel" heult...

Dämonen, schlimmer als Marsmenschen, kämpfen gegen USA / Nerventorpedos und Seelenminen / Leuchtende Ringe im nächtlichen Urwald / Amerikanische Soldaten bekommen hysterische Schreikrämpfe / Die Japaner schießen mit Ameisen / Psychologie als Geheimwaffe.

Originalbericht aus der Auslandspresse von Walt May

Wer noch nie durch eine Weinflasche blickend erschrecken mußte vor dem seelenmordenden Geheimnis dieses Flaschengrüns, wer noch nie dasselbe Grün in den Schatten der Leiber, die El Greco malte, mit Schaudern empfand, wer noch nicht Gelegenheit hatte, dasselbe Grün an einem Marterbilde eines Grünewald wiederzuerkennen, wo es uns als Symbol des Verwesungsgeheimnisses entgegentritt, der stelle sich wenigstens jenes Grün vor, das den fauligen Wassertümpel einer ungewiß beleuchteten Waldecke bedeckt. Dazu die feuchtheiße Luft eines Treibhauses für Exotenpflanzen, dazu den Geruch des Aases, Lianengestrüpp, das sich wie tausend pflanzliche Schlangenleiber um den Eindringling verstrickt, Fieberdürste, schrillen Vogelschrei, benommene Sicht, Stechmücken in Schwärmen, Grün vor den Augen, Grün, nur Grün, wohin der Blick auch fällt, grelle Farben seltsam-tierleibiger Blüten, tödliche menschliche Einsamkeit in der Umschlingung des gefährlichen Unbekannten.

Er wird sich so eine kleine Vorstellung machen können von dem Kampfplatz der Dschungeln, jenem seltsamsten Kriegsschauplatz dieses Krieges, auf dem sich Amerikaner und Japaner gegenüberstehen.

Doch — er gewinnt dabei noch nicht die mindeste Vorstellung von der infernalischen Wirkung, die eine solche Umgebung in Wochen und Monaten auf die Nerven eines amerikanischen Soldaten ausübt, der vielleicht wenige Tage vorher noch die Gehsteige von New York oder Minneapolis, Vancouver oder Los Angeles bevölkert hatte und dort geboren ist.

„Sie, diese jungen Amerikaner, sind urplötzlich und unvorbereitet vom Exerzierplatz in die dumpfen, brodelnden Dschungeln hineingestoßen worden, um zu schießen, zu stolpern und zu sterben, ohne jemals ihren Feind mit eigenen Augen gesehen zu haben.

Sie wußten es gar nicht, wie erbärmlich untüchtig sie waren, bis sie mutterseelenallein und ganz verloren durch das dichte Dschungelgestrüpp streiften, das ihnen nie mehr als drei Fuß ringsum Sicht gewährt." So schildert Jack Mahon, ein Reporter des International News Service im „Look" das Schicksal jener USA-Soldaten, die durch die verbrecherische Rücksichtslosigkeit und

Fortsetzung und Schluß am Ende des Romanteils.

Feuer am Sund

ROMAN VON LOTHAR FREUND

(1. Fortsetzung.)

Der Schluß des in Folge 27 begonnenen Romans:

Lästermäuler munkelten allerdings, daß Nils' Schwester, die schöne Bettina Nordenfjeld, die dritte in diesem Freundschaftsbund wäre und daß die beiden bald sich nicht nur Freunde, sondern auch Schwäger nennen würden.

„Die ganze Geschichte ist also wieder einmal ohne Nutzen und Ergebnis ausgegangen", unterbrach Jürgen endlich unzufrieden das Schweigen und streckte die langen Beine in der knappen eng anliegenden Stiefelhose weit von sich.

„Und Bille, unser Meergott, ist davongerauscht wie ein Linienschiff im Sturm", fügte Nils lachend bei. „Es sah nicht so aus, als ob ihn mein hoher Chef überzeugt hätte."

„Nun, was das anbetrifft, die Überzeugung des Grafen in allen Ehren,- aber eine schöne Batterie Sechsunddreißigpfünder, wohl geladen und gerichtet, scheint mir bisweilen doch ein wirksameres Argument als zwei Dutzend Noten mit noch so geistreichen und das Völkerrecht preisenden Redensarten zu sein."

„Natürlich, du alter Raufbold, das konnte ich mir denken. Du nimmst also die Nachrichten des vortrefflichen Kapitäns Wandel ernst?"

Jürgen zuckte die Schultern und bewegte knackend sein hölzernes Pferd. „Ich weiß nicht, vielleicht ist etwas daran, vielleicht nicht. Jedenfalls glaube ich keine Sekunde, daß die Engländer auf irgend etwas oder jemand Rücksicht nehmen, wenn sie sich einen Vorteil davon versprechen. Und nur ein Narr richtet sich nicht auf alle Eventualitäten ein. Die Leiter unserer auswärtigen Politik sind zweifellos hervorragende Diplomaten, und unsere Politik selbst —"

„Ist eine Narrheit!" unterbrach ihn Nils unerwartet temperamentvoll und tunkte seine Schreibfeder verächtlich in das Tintenfaß, um sie dort zunächst steckenzulassen. Er wandte sich herum und blickte den Freund an. „Wir gleichen Sheridans Esel, der zwischen zwei Heubündeln verhungert, weil er sich weder für den einen noch für den anderen entscheiden kann."

Jürgen lächelte belustigt.

„Hm, der Vergleich hinkt beträchtlich. Nicht Heubündel und etwas Schönes erwarten uns, wenn wir uns auf die eine oder die andere Seite schlagen, sondern Krieg und nutzloses Blutvergießen. Man mag über das Lavieren, Ausweichen und Hinzögern denken, wie man will, solange man den Frieden bewahren möchte und sich halbwegs noch eine Aussicht dafür bietet, ist es nicht uneben. Verpaßt man freilich den Anschluß oder schätzt die Situation gar falsch ein, wird das Übel nur größer. Was aber vermöchten wir zu gewinnen, wenn wir uns aus eigenem Entschluß und ohne Not in die große Auseinandersetzung einmischten?"

„Es wundert mich, daß du als Soldat so sprichst!" ereiferte sich Nils. „Wenn ich Leiter der auswärtigen Politik wäre — — —"

Der Hauptmann von Mellenthin salutierte lachend.

Submissesten Respekt, Herr Minister! Und was würdest du zukünftige Leuchte und Zierde deines Standes beginnen?"

„Entschlossen wählen und mich auf die eine Seite stellen!"

Jürgen krauste die Stirn.

„Lieber Nils, ich weiß, daß du dich neuerdings gleich vielen anderen als Englandfreund entpuppst, und dir in einer sehr radikalen Einstellung gefällst. Du sprachst kürzlich davon, daß es die Pflicht eines guten Dänen wäre, für eine Zusammenarbeit mit England einzutreten, und hast dabei sehr leidenschaftliche, wenn auch etwas wirre Theorien entwickelt, daß die Pflicht gegen das Vaterland höher stünde als der Gehorsam gegen die jeweiligen Oberen. Du warst zwar an diesem Abend nicht mehr ganz nüchtern, aber du zitiertest alte Römer und gebrauchtest Argumente, wie etwa ein Kater, der die Milch naschen will und sich nur noch um die moralische Begründung seines sträflichen Tuns bemüht. Diese Darstellung gefällt dir natürlich nicht — — — Sage mir nur eins, woher kommen dir diese sonderbaren und falschen Ideen? Irgend jemand muß dich doch in dieser Richtung beeinflussen?!"

Nils errötete leicht und wich dem forschenden Blick des Freundes aus.

„Wie kommst du zu dieser merkwürdigen Behauptung?" erkundigte er sich trotzig.

Jürgen schüttelte den Kopf und maß ihn nicht ohne Besorgnis. „Bedrückt dich etwas?" erkundigte er sich behutsam. „Nils, Bruderherz, du bist so verändert. — — Schulden?"

Nils fuhr sich durch das lockige Haar.

„So ähnlich", gestand er halb widerwillig. „Aber mach' dir keine Kopfschmerzen, es ist nicht so schlimm."

„Hoffentlich!" antwortete Jürgen ungehalten.

„Du bist doch ein unverbesserlicher Leichtfuß. Du hast dein Gehalt als Legationssekretär und den reichlichen Zuschuß deines Onkels, weshalb zum Teufel vermagst du nicht endlich Einnahmen und Ausgaben in Übereinstimmung zu bringen?"

Nils Nordenfjeld zog ein Gesicht, dessen Ausdruck bewies, daß ihm diese Auseinandersetzung sehr unwillkommen war.

„Habe ich auch mit Erfolg versucht", verteidigte er sich halb böse und halb beschämt. „Leider kam eine — — hm — — unerwartete Ausgabe dazwischen. — — Laß uns nicht mehr davon reden, es kommt in den nächsten Tagen wieder in Ordnung. Dann werde ich ein Muster der Sparsamkeit, verlaß dich darauf."

Der Hauptmann von Mellenthin verließ seinen Sitz, als steige er vom Pferde.

„Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert", meinte er grimmig und nur wenig beruhigt und schob den Degen zurecht. „Denke daran, mein Junge, du hast mehr Geld zur Verfügung als viele unseres Alters. Weiß deine Schwester davon?"

Nils hätte um ein Haar den Gänsekiel, den er soeben ergriffen hatte, auf das Papier fallen lassen.

„Um Himmels willen, was denkst du?!" rief er entsetzt. „Das fehlte gerade noch, sie würde mir wieder fürchterlich den Kopf waschen."

Jürgen nickte befriedigt.

„Eh bien, ich werde vorläufig schweigen", erklärte er und erhob drohend den Finger, „aber wehe dir, wenn du die Angelegenheit nicht schnell in Ordnung bringst. Solltest du ein paar Taler brauchen, meine Börse steht dir selbstverständlich zur Verfügung."

„Merci, es wird nicht notwendig sein", sagte Nils warm.

„Vorläufig erwarten dich Vorwürfe, mon cher Capitaine. Weshalb hast du dich noch nicht wieder im Palais Schimmelmann sehen lassen?"

„Hat man mich vermißt?" erkundigte sich der Hauptmann mit schlecht gespielter Harmlosigkeit und griff nach dem hohen Tschako, der bis jetzt eine malerische Zierde der Fensterbank gebildet hatte. „Leider hat mich mein hoher Chef seit meiner Rückkunft tüchtig in Atem gehalten — Wie geht es ihr?"

Nils' unbekümmerter Frohsinn hatte seine Sorgen schon wieder überwunden.

„Schrecklich!" antwortete er mit Grabesstimme. „Sie ist bleich und abgemagert und sieht immer in die Ferne, als wollte sie den Himmel fragen, weshalb er ihr einen gewissen Monsieur de Mellenthin vorenthielte."

„Unverbesserlicher Schwätzer", brummte Jürgen lachend.

„Also im Ernst?"

Nils Nordenfjeld fuhr sich mit dem weichen Ende seines Schreibgerätes zart um das Kinn.

„Sie ist ärgerlich auf dich und gibt dem nach Frauenzimmerart beredten Ausdruck, indem sie mit einem anderen kokettiert", berichtete er mit brüderlicher Lieblosigkeit. „Sieh dich also beizeiten vor, vortrefflichster aller Kavaliere, daß dir nicht ein glücklicher Nebenbuhler ersteht. Der Mann, der jetzt ihre Schleppe trägt, wirft seine Netze schon geraume Zeit nach ihr aus und ist ein gewandter Fischer, der sich vorzüglich auf sein Handwerk versteht."

Drei tiefe Falten standen plötzlich über der Nasenwurzel des Hauptmanns von Mellenthin, und seine muskulöse, braune Reiterfaust schloß sich fest um den Griff des Degens.

„Der Marquis?" knurrte er grimmig und nur halb fragend, wie jemand, der die Wahrheit schon kennt.

„Komm und sieh selbst", parodierte Nils, änderte aber jäh sein Verhalten, als er aufblickend des Freundes Gesicht gewahrte. „Sei nicht komisch, Jürgen; Bettina denkt nicht daran — Mon Dieu, weshalb hast du dich nicht sehen lassen?"

„Vielleicht wollte ich ein Experiment wagen", antwortete Jürgen, und seine Mienen entspannten sich, während er mit der Hand eine Bewegung machte, als wollte er etwas wegwischen. „Vielleicht war ich ein Narr. Nun, wir wollen das Schlachtfeld ungesäumt selbst in Augenschein nehmen. Kommst du mit zum Tee in das Palais Schimmelmann?"

Über Nils' Gesicht zog ein strahlendes Lächeln. Es war jenes bezaubernde Mienenspiel, das dem Sechsundzwanzigjährigen das Aussehen eines großen, vergnügten Jungen verlieh, mit dem er Frauenherzen gefährlich wurde, Widersacher versöhnlich stimmte und dem Oheim trotz allen Widerstrebens die Taler aus der Tasche lockte.

„Richtig, richtig, heute ist ja Mittwoch, und Tantchen hat ihren Empfang!" rief er frohlockend und warf die Feder auf das Schreibzeug, daß die Tinte spritzte. „Unter diesen Umständen, Exzellenz werden einsehen —" Er erhob sich und verbeugte sich einige Male komisch gegen einen eingebildeten Vorgesetzten. „Dringende Abhaltung, selbstverständlich, morgen wird mich nichts davon abhalten, diese Epistel fertigzustellen. Jetzt entschuldigen Exzellenz mich wohl, es ist bereits vier Uhr, und mein militärischer Berater wird schon ungeduldig."

Dabei räumte er schon hastig die Papiere zusammen und warf sie achtlos in eine Schublade.

„Galgenstrick, unverbesserlicher Faulpelz!" schalt der Freund, zwischen Ärger und Belustigung kämpfend. „Willst du nicht doch lieber —"

„Impossible, mon cher père!" entschied der Graf Nordenfjeld sehr energisch und setzte den hohen modischen Zylinder unternehmend schräg auf die dunklen Locken, um dann das leichte Spazierstöckchen mit dem goldenen Knopf vergnügt durch die Luft zu wirbeln. „En avant, Monsieur, schöne Frauen darf man nicht warten lassen!"

4.

Seit dem Zerwürfnis verstand es Nils mit staunenswerter Geschicklichkeit, dem erzürnten Onkel aus dem Wege zu gehen.

„Man muß den Feind nicht unnötig reizen und seinen Groll verrauchen lassen", hatte er seine Taktik begründet. „Die Zeit heilt alle Wunden, und in einigen Wochen wird er gnädiger gestimmt sein und wieder einige Taler für seinen armen am Hungertuch nagenden Neffen herausrücken."

Noch aber war es zu früh dazu, und so sah er sich auch heute vorsichtig in der großen mit Marmorstatuen geschmückten Eingangshalle des schönen, großen, aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammenden Barockbaues um, der einer der prächtigsten Paläste Kopenhagens war.

Sie stiegen die breite marmorne Freitreppe zum ersten Stock empor und betraten die Räume, in denen die Gräfin Schimmelmann ihre Teestunde abzuhalten pflegte. Nils überzeugte sich erleichtert, daß der Onkel, wie für diese frühe Stunde erwartet, nicht anwesend war, und sie begrüßten die weißhaarige Gräfin, die mit der Würde einer Königin im blauen Salon inmitten eines Kreises älterer Damen und Herren Cercle hielt. Jürgen mußte eine scherzhafte Rüge einstecken, und Nils empfing einen leichten, mehr zärtlichen als schmerzhaften Backenstreich, als sich beide zum Kuß über die zierliche, ringgeschmückte Hand der Gräfin neigten.

Nach einem kurzen Anstandsaufenthalt empfahlen sie sich geschickt und unauffällig, um auf dem Umweg über einige andere menschenerfüllte Räume das chinesische Zimmer aufzusuchen, in dem Bettina ihre Freunde zu versammeln pflegte. Augenblicklich befanden sich hier nur vier Per-

sonen, drei junge Damen und ein mit erlesener Eleganz gekleideter Kavalier, der mit sichtlichem Geschick und Vergnügen temperamentvoll der angenehmen Aufgabe oblag, seine reizenden Zuhörerinnen zu unterhalten.

Bettina Nordenfjeld war mit ihren zweiundzwanzig Jahren eine der gefeiertsten Schönheiten der Kopenhagener Gesellschaft. Nicht nur ihre goldblonden Locken und das faszinierend schöne Antlitz, dem ein paar große blaue Augen, die oft nachdenklich und träumerisch blicken konnten, einen besonderen Reiz verliehen, und ihre schlanke ebenmäßige Gestalt, sondern auch ihr lebhafter und kluger Geist und ihr sprühendes Temperament zogen viele Bewerber an, wobei freilich auch manchen Materialisten das reiche Schimmelmannsche Erbe locken mochte.

Ihre Freundin Gabriele von Brake war zwei Jahre älter und äußerlich in vielem ihr vollkommenes Gegenteil. Böse Zungen behaupteten sogar, die Komtesse Bettina habe sie nur deshalb zu ihrer Freundin auserwählt, weil nun einmal ein schönes Mädchen neben einem unscheinbaren doppelt schön erscheint. Aber das war eine häßliche Verleumdung, denn in Wahrheit liebten sich Gabriele und Bettina trotz aller Verschiedenheiten mit zärtlicher Innigkeit, Treue und Selbstlosigkeit.

Dennoch geschah es wohl jedem Fremden, daß er beim ersten Anblick der Freundinnen ob ihrer Gegensätze erstaunte.

Gabriele pflegte sich nur in dunkle Gewänder zu kleiden und verabscheute jedes Dekolleté. Ihren Kleidern fehlten all die duftigen Kleinigkeiten und Nichtigkeiten, die dem Gewand einer Frau erst den letzten verlockenden und richtigen Reiz verliehen. Streng im Schnitt, düster in der Farbe und plump im Sitz verhüllten sie gänzlich eine sicherlich sehr reizvolle Figur, sie häßlich entstellend. Verschlimmert wurde diese Wirkung noch durch eine für ihr längliches, schmales Antlitz so schlecht und unvorteilhaft wie nur möglich gewählte Haarfrisur, die straff und glatt ihren Kopf umschloß. Allen Geboten der Mode zum Trotz verwandte sie keinen Puder und scheute die Sonne nicht. Das Gesicht war gebräunt von ihrer Glut, und ihr Wesen atmete eine fast bäuerische Frische und Unberührtheit, die nur das Leben auf dem Lande zu verleihen vermochte.

Zwei Stunden von der Hauptstadt entfernt erstreckten sich in einem der schönsten Teile Seelands die umfangreichen Ländereien des Schloßgutes Angershus, dessen von allen unabhängige Besitzerin sie als einzige Erbin ihrer verstorbenen Eltern war. Frühzeitig verwaist, war sie eine vorzügliche Betreuerin dieses großen und wertvollen Besitztumes geworden, und die Stadt sah sie nur bei gelegentlichen Besuchen.

Die Baronesse Alberta von Rangern, Hofdame Ihrer Königlichen Hoheit der Kronprinzessin, die dritte der Damen, war ein schillerndes, undurchsichtiges Geschöpf, dem die jahrelange Stellung am Hofe jene gesellschaftliche Gewandtheit verliehen hatte, unter der man den wirklichen Menschen und seinen Charakter nicht mehr zu erkennen vermochte.

Ihre Schönheit war von einer Vollendung, die die Grenzen zwischen Natur und künstlicher Nachhilfe siegreich und kaum mehr feststellbar überwunden hatte. Bläulich schimmerndes schwarzes Haar umrahmte ein zartes Gesicht, in dem die dunklen Augensterne je nach der Situation kindliche Verschämtheit oder glühende Leidenschaft auszudrücken verstanden.

Es ging die Sage, daß der Marquis Pierre d'Avergne sich einmal ernsthaft für sie interessiert hätte. Aber wenn dies jemals wirklich der Fall gewesen war, so war es längst vorüber, und überdies widersprach dem die Art, in der sie sich begegneten und die nichts von Spannung oder gar von Haß, der so oft das Ende einer Liebe ist, erkennen ließ.

Jürgen von Mellenthin empfand einen geheimen Widerwillen gegen den geschmeidigen und eleganten, in allen Sätteln gerechten Franzosen, den die Revolution als blutjungen Emigranten aus seinem Vaterland vertrieben hatte und der seitdem durch ganz Europa gezogen war, um nun seit einem reichlichen Vierteljahr sein Domizil in Kopenhagen aufzuschlagen. Bislang war es nur ein leichtes Mißtrauen gegen eine Person gewesen, die ihm trotz der anscheinend klaren Verhältnisse von Abenteuern und Geheimnissen umwittert schien. Ihn deuchte es, daß des anderen Existenz dunkle Probleme barg, daß es Perioden seines Lebens gab, die er jeder Nachfrage zu entziehen wußte, obwohl und gerade weil er nicht verschwiegen war. Es war aber nicht seine Aufgabe, zu wachen und zu beobachten, wo man allerseits vertraute und den Fremden mit offenen Armen in der besten Gesellschaft aufnahm. Überdies bedachte er wohl, daß ein aus der Heimat Geflüchteter leicht als Unbekannter in einen Verdacht kommen konnte, der im eigenen Land absurd gewesen wäre. Und da der Marquis ein sehr großzügiges und durch keinerlei finanzielle Rücksichten gehemmtes Leben führte und es ein offenes Geheimnis war, daß er seinem Bankier für jede Summe gut war, so fiel auch der letzte Grund weg, der vielleicht Anreiz für einen Betrüger gewesen wäre.

An die Stelle dieses flüchtigen und unbegründeten Gefühles aber war bei Jürgen eine haßvolle Abneigung getreten, als er erkennen mußte, daß sich der Marquis um Bettina Nordenfjeld bewarb. Diese Empfindung konnte er nicht so bezwingen wie die andere. Sie war stark und elementarer und stammte aus Urtiefen. Er mußte den Mann, der sich der geliebten Frau näherte, als seinen ärgsten Feind betrachten und mit einer Macht hassen, die zu allen Zeiten in der Brust eines Mannes lebendig geworden war, der sich in dem Besitz des erwählten Weibes durch einen anderen bedroht fühlte. Mochten die Sitten gemäßigter und gebändigter geworden sein, auch heute noch wie immer vorher blieb nötigenfalls das letzte Mittel, den Nebenbuhler durch offenen Kampf auszuschalten.

In dem harten, braunen Gesicht des Hauptmanns zuckte keine Muskel, als er gewahrte, daß der Marquis neben Bettina saß und sie mit einer Fülle galanter Reden überschüttete.

Ich treffe auf zwanzig Schritt mit der Pistole jede Spielkarte an der gewünschten Stelle, dachte er mit einem grimmigen Verziehen der Oberlippe, und Signore Bellatini, mein italienischer Fechtlehrer, hat mir erst letzthin mit Enthusiasmus versichert, daß ich ein Meisterfechter sei, der seinen Lehrer längst übertroffen hätte. Hüte dich also, du französischer Windhund, daß wir nicht eine andere Sprache miteinander reden, wobei du die gleichen Chancen hast, den auch dir sagt man mit Recht nach, daß du diese Waffen meisterlich beherrschest.

Es war unverkennbar, die Komtesse Nordenfjeld schmollte. Als es sich gar nicht mehr umgehen ließ, den Eintretenden ihre Aufmerksamkeit zu schenken, tat sie es mit einer Kühle, zu der allerdings ihre brennenden Wangen und die verhaltene Erregung nicht ganz zu passen schienen.

„Oh, ein seltener Besuch, wir fühlen uns geehrt", bemerkte sie ironisch nach einem ausdrucksvollen Blick auf die kostbare Stutzuhr, deren Zeiger auf die fünfte Stunde wiesen. So spät schon? — Wirklich, bei Ihren scharmanten Erzählungen, Marquis, vergißt man die Zeit."

„Ma belle soeur geruht beleidigt zu sein", antwortete Nils, ihr nachsichtig die Wange streichelnd. „Der Dienst, ma petite, der böse Dienst, wir konnten mit dem besten Willen nicht früher kommen." Er beugte sich herunter und hauchte einen zärtlichen Kuß auf den schneeweißen Nakken, um dann flüsternd in das zierliche, rosige Ohr zu raunen: „Du kleine, süße Bestie, willst du wohl nett sein oder wir gehen sofort wieder!"

Er sprach das Französisch, das man in Kopenhagen neben dem Deutschen in der Gesellschaft der Landessprache vorzog und oft wunderlich mit ihm mischte, mit der Leichtigkeit und Eleganz eines Parisers, eine Kunst, in der ihm seine Schwester nicht nachstand, während Jürgen trotz redlicher Mühe ein wenig zurückblieb.

„Ich wäre untröstlich, wenn man uns vermißt haben sollte", bemerkte dieser, die Damen begrüßend und sich vor dem Franzosen verbeugend. „Marquis, Sie haben hoffentlich keine Langeweile aufkommen lassen?"

„Ich tat mein Bestes", versicherte Pierre d'Avergne gut gelaunt, „und glaube, daß die Damen mit mir zufrieden sind."

Nils, der sich in letzter Zeit näher an ihn angeschlossen hatte, nickte lachend.

„Woran niemand zweifelt, der Sie kennt. Wovon war die Rede?"

„Der Marquis war so freundlich, uns aus seiner Jugend und vom Hofe seines unglücklichen Königs zu berichten", berichtete Alberta von Rangern und schoß einen feurigen Blick auf den Hauptmann von Mellenthin ab, der in einer anderen weiblichen Brust neuen Zorn erregte.

Nils verzog das Gesicht, musterte zerstreut die chinesische Ledertapete mit ihren greulichen Fabeltieren und den märchenhaften Blumen, um dann seinem alten Bekannten, dem großen porzellanen Buddha aus der Mingdynastie, der von seinem Postament über die weißen Teufel hinweg in unendliche Fernen starrte, eine vergnügte Grimasse zu schneiden.

„Puh, wie traurig", sagte er unbekümmert. „Wie wäre es mit einem Stuhl und einer Tasse Tee für zwei arme Reisende. Gabriele, darf ich Ihr Ritter sein?"

„Gern, nur werfen Sie bitte nicht so lüsterne Blicke nach dem Gebäck", antwortete die Gefragte mit dem Finger drohend. „Sonst muß ich glauben, daß Sie den Platz an meiner Seite nur wählen, weil Sie wissen, daß ich Ihnen immer das beste Stück zukommen lasse."

„Und Herr von Mellenthin wird Sie auf der anderen Seite beschützen", entschied Nils munter und zwinkerte dem Freund verschmitzt zu, der auf diese Weise zwischen Gabriele und Bettina zu sitzen kam.

So geschah es, obwohl die Komtesse Nordenfjeld sich bei diesem Arrangement völlig unbeteiligt verhielt, als wäre es ihr gleichgültig. Sie lenkte unauffällig den Diener, und als die beiden Freunde mit allem Nötigen versehen waren, wandte sie sich ihrem Nachbarn zur Linken wieder zu, der sein goldenes Lorgnon auf und zu klappend, der Baronesse von Rangern haargenau das Kostüm Ludwig XVI. beschrieb, das dieser Anno zweiundneunzig getragen hatte, als er von seiner mißglückten Flucht nach Paris zurückkehren mußte.

„Ich war damals fünfzehn Jahre alt und werde den Anblick dieses unglücklichsten aller Monarchen niemals vergessen", schloß er bewegt, indes Nils ohne jedes Mitgefühl gegen Gabriele gewandt komisch die Augen verdrehte, um nach einer kurzen Anstandspause die feierliche Stille erbarmungslos mit einem ausgelassenen Bericht über Jens Eckerlings ersten Ritt auf seinem neuerworbenen Rappen zu morden. Vom Pech des gemeinsamen Bekannten kam man in eine allgemeine Unterhaltung über Pferde, und jeder pries begeistert das eigene Tier. Eine günstige Gelegenheit benutzend, neigte sich Jürgen seiner Nachbarin zur Rechten zu.

„Böse, Bettina?" erkundigte er sich gedämpft. „Oder hat man seine alten Freunde vergessen?"

Sie sah ihn zornig an.

„Ich nicht", antwortete sie mit verhaltener Erregung." Sie sind lange ferngeblieben und haben sich nicht einmal entschuldigt, daß Sie bei dem vereinbarten Ausflug nach Angershus fehlten. Überdies hörte ich, daß Sie der strenge Dienst nicht abgehalten hat, andere Gesellschaft zu suchen."

In Jürgens Gesicht schoß eine starke Röte, seine Augen blickten grimmig.

„Aha, man sucht mich zu verunglimpfen. Ich bin mir dieser Schuld nicht bewußt, ahne aber, daß der freundliche Nachrichtenüberbringer nicht weit entfernt ist. Wie konnten Sie solchen Dingen Ihr Ohr leihen?"

Bettina hätte ihm erwidern können, daß eine eifersüchtige Frau selten geneigt ist, der Vernunft Raum zu geben. Lieber aber hätte sie sich die Zunge abgebissen, als zuzugeben, daß dieser Empfindung ihre Verletztheit zu verdanken war.

„Aber entschuldigen hätten Sie sich wenigstens können", murmelte sie trotzig.

Jürgen fühlte die Wahrheit, und sein Zorn schmolz vor dem Glück, das er darüber empfand. Er warf einen vorsichtigen Blick rundum und tastete dann behutsam nach ihrer rechten Hand, deren Finger sich erst grollend sträubten, um sich schließlich seinem zarten, aber unnachgiebigen Druck zu fügen.

„Es war eine Dummheit, Bettina", flüsterte er dicht an ihrem Ohr. „Ich wollte sehen, ob Sie mich vermissen. Auch ich bin eifersüchtig und möchte nicht, daß ein Fremder den Platz einnimmt, den ich beanspruche."

Über das schöne Antlitz der Komtesse glitt ein purpurner Schimmer, eine Sekunde wandte sie den Kopf und sah ihn mit aufleuchtenden Augen an, um sofort wieder wegzublicken.

„St, man beobachtet uns", murmelte sie, fast ohne die Lippen zu bewegen. „Wir sprechen noch darüber, Sie haben eine Strafe verdient und werden Sie erhalten. Ich werde mir etwas ganz Schlimmes ausdenken, Sie Bösewicht."

Jürgen vermochte nur noch zu nicken, dann waren die Sekunden ihrer kleinen seligen Heimlichkeit vorüber, und man zwang sie, sich an der allgemeinen Unterhaltung zu beteiligen. Aber ihre Augen und Mienen verrieten, daß sie glücklich waren, und leicht und froh flossen die Worte von ihren Lippen.

5.

Wie von selbst ergab es sich, daß der Marquis mit den beiden Freunden zusammen das Palais Schimmelmann verließ. Als sie die breite Außentreppe herunterstiegen, schwenkte der riesige Pförtner ehrfurchtvoll seinen tressenbesetzten Dreispitz und stieß den knopfgezierten Stab hallend auf die Stufen. Sein Ruf löste die Equipage des Franzosen aus den wartenden Wagen, mit einem tadellosen Halbkreis gewann sie die Auffahrt und hielt genau vor ihnen.

Ein Lakai in geschmackvoller, reichverzierter Livree sprang von seinem Platze neben dem Kutscher und riß den wappengeschmückten Schlag auf.

D'Avergne wandte sich mit einem bezaubernden Lächeln an seine Begleiter.

„Messieurs, ich hoffe, Sie machen mir die Freude und soupieren bei mir?"

Während Jürgen überrascht noch zögerte und nach einem plausiblen Grund für eine Absage suchte, nahm Nils, unbekümmert wie immer, die Einladung auch für ihn schon an, ohne nach seiner Meinung zu fragen.

„Keine Widerrede, Jürgen", bestimmte er vergnügt." D'Avergnes Gastfreundschaft läßt sich am

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

besten mit der der alten Römer vergleichen, wenn er auch keine Perlen im Wein reicht. Aber sonst ist alles comme il faut, und ein exquisiter Abend wartet unser. Sei also kein Stockfisch, du hast keine wichtige Abhaltung und wirst die Bekanntschaft mit einer superben Junggesellenwirtschaft nicht bereuen."

„Les amis des amis sont mes amis", ergänzte der Marquis liebenswürdig. „Sie werden mich nicht durch eine Absage betrüben, mon cher Baron."

Jürgen verbeugte sich dankend, da ihm keine andere Wahl mehr blieb, und machte gute Miete zu einer Angelegenheit, der er lieber aus dem Wege gegangen wäre.

„Tausend Dank, Marquis, es ist mir eine Ehre", antwortete er und beugte den Kopf mit dem hohen Tschako, um als erster den prachtvollen Wagen zu besteigen, dessen Gespann von vier feurigen Rappen allein ein kleines Vermögen wert war.

„Daran kommt mir nicht das geringste Verdienst zu", sagte der Franzose ein wenig melancholisch, als Nils eine dahinzielende Bemerkung machte. „Wir D'Avergnes hatten ganz einfach das Glück, gute und zuverlässige Bankiers und Verwalter zu besitzen, die den losbrechenden Sturm rechtzeitig ahnten. Wenn es nach meinem Vater allein gegangen wäre, der viel zu sehr Grandseigneur war, um jemals eine derartig umstürzlerische Änderung aller bestehenden Verhältnisse zu erwarten, wären wir arm wie Hiob und nur mit dem Degen und einigen zusammengerafften Edelsteinen im Schnupftuch über die Grenze gegangen gleich unzähligen unserer Standesgenossen. So gelang es eben noch rechtzeitig, bedeutende Teile unseres Vermögens in das Ausland zu schaffen, und ich unwürdiger Nachkomme ruhmreicher Ahnen vermag meinen Hunger mit Hummern und Rebhühnern zu stillen, anstatt zu Wasser und Brot meine Zuflucht nehmen zu müssen. Indessen wäre mir dies nicht das Schlimmste, viel mehr schätze ich meine persönliche Freiheit. Frei und unabhängig und nur tun, was einem behagt, scheint mir das höchste Glück, das einem Individuum auf dieser Erde beschieden sein kann. Jene blinkenden Schätze ermöglichen es mir, nach Vergnügen und ohne lästige Fesseln und Schranken durch die Welt zu schweifen, anstatt irgendwo einen lästigen Dienst annehmen zu müssen."

Seine Zuhörer schwiegen einen Augenblick, da sie beide, wenn auch verschieden stark, wohl das Tragische dieses entwurzelten Lebens spürten, dem alle Verbindungen mit der Heimat, dem Lande seiner Väter, verlorengegangen waren. Mochten die äußeren Bedingungen auch noch so glänzend und prächtig erscheinen, es war in Wahrheit doch arm und bedauernswert, da ihm alles fehlte, was das Dasein erst wirklich reich und inhaltsvoll machte. Abstoßend aber wirkte der schrankenlose Egoismus, der aus diesen Worten sprach. Ein wirklicher Mann hätte sich nicht mit dieser oberflächlichen und genußsüchtigen Einstellung begnügt, sondern mit allen Kräften einen neuen Platz erkämpft oder gegen die Mächte gestritten, die ihm den alten, angestammten geraubt hatten.

„Und an eine Rückkehr haben Sie nie gedacht?" forschte Jürgen zögernd. „Die Zeiten haben sich geändert, wer spricht heute noch ernstlich von der Revolution, und das Treiben jener Wahnsinnigen gehört bereits der Geschichte an. Napoleon — —"

Der Marquis hob abwehrend die zierliche weiße Hand, die einer Frau hätte gehören können. Die Steine der zahlreichen, kostbaren Ringe sprühten leuchtend im Schein der letzten Sonnenstrahlen, die durch die Scheiben der leise schütternden Kutsche fielen.

„Napoleon folgt getreulich dem Beispiel aller Parvenüs und versucht den neuen Thron mit alten Namen zu drapieren," stellte er mit beißender Ironie fest „Ich enthalte mich jedes Urteils über die Angehörigen des Ancien régimes, die seinem Ruf aus Not oder anderen zwingenden Gründen gefolgt sind, wir D'Avergnes haben sechshundert Jahre den Königen von Frankreich gedient und unser Degen gehört nur Ludwig XVIII., dem legitimen Monarchen, den Gott bald auf seinen rechtmäßigen Thron zurückführen möge."

Sein Ton war sonderbarerweise bis zuletzt ironisch und ohne Feierlichkeit geblieben, ganz so, als mache er sich über seine eigenen Worte lustig und nehme sie selbst nicht ernst.

„Diesem Wunsche schließen wir uns aus vollem Herzen an", erklärte Jürgen trocken nach einer kurzen betroffenen Pause. „Bei allem Verständnis, Ihre Landsleute haben Europa in letzter Zeit arg durcheinandergeschüttelt, und Napoleon scheint ein Nachbar, der auch den Besten und Frömmsten nicht in Frieden leben läßt."

„Sie dürfen dabei aber nicht vergessen, daß man es ihm zuweilen sehr leicht gemacht hat", erwiderte der Marquis mit unpersönlicher Sachlichkeit. „Ich genieße die Gastfreundschaft Ihres schönen Landes und habe es in der kurzen Zeit lieben und schätzen gelernt. Die Vortrefflichkeit seiner Einrichtungen und die Liebenswürdigkeit seiner Bewohner lassen es mich um so mehr beklagen, daß seine Regierung so kurzsichtig und direktionslos handelt. Pardon, es ist vielleicht undankbar und ich habe nicht das Recht zu einem so harten Urteil..."

„Weshalb nicht?" fiel Jürgen belustigt ein. „Ich höre es heute nicht zum ersten Mal und bin nun begierig, Ihre Meinung zu erfahren."

„Eh bien, ich bitte, mir aber eine freimütige Erklärung nicht verübeln zu wollen. Messieurs, Ihr Volk ist klein, will dem Kriege fernbleiben und seinen Frieden wahren, das ist verständlich. Es ist aber töricht, eine Schaukelpolitik zu betreiben, wenn doch die Situation überzeugend ergibt, daß man um eine klare Entscheidung nicht mehr herumzukommen vermag."

„Inwiefern?" forschte Jürgen aufhorchend. „Sie wollen damit sagen, daß es für uns keine Neutralität mehr geben kann?"

Der Marquis schüttelte lebhaft den Kopf.

„Natürlich nicht, mon cher Baron", versetzte er nachsichtig, als sei er erstaunt über die Kurzsichtigkeit des anderen. „Zwei große Mächtegruppen stehen sich feindlich gegenüber, Frankreich beherrscht den Kontinent, England die Meere und damit die ganze übrige Welt. Zwischen diesen bis an die Zähne gerüsteten Riesen, die kraft eines natürlichen Gesetzes jedes kleine Volk in ihren Bannkreis zu zwingen versuchen, bemüht sich Dänemark, das eine wichtige geographische und strategische Schlüsselstellung innehat, mit geradezu kindlicher Naivität die Rolle des Unbeteiligten zu spielen."

Jürgen von Mellenthin nickte nachdenklich.

„Es liegt viel Wahrheit in Ihren Ausführungen", erklärte er grimmig. „Immerhin besteht durchaus die Hoffnung, daß man uns ungeschoren läßt, so lange der Gegner keine Vorteile oder Zusiche-

rungen von uns gewinnt. Nehmen wir aber an, Sie hätten recht, welche Seite sollten wir wählen?"

Pierre d'Avergne zuckte lässig die Schultern.

„Ich bin weder Soldat noch Politiker, sondern ein Schöngeist, dem es die Umstände gestatten, den unabhängigen Beobachter am Rand der Arena zu spielen", erwiderte er gleichgültig. „Es hat nur keinen Sinn, wie Sheridans Esel zwischen zwei Heubündeln zu verhungern — — — Was haben Sie, Baron?"

Jürgen hatte eine heftige Bewegung gemacht, sein Degen schlug klirrend gegen die Klinke der Tür. „Nichts, ich setzte mich nur bequemer", antwortete er nach einer winzigen Pause mit spröder Stimme, durch die ein wenig Ironie klang. „Dieser Vergleich ist sehr originell und geistreich, findest du nicht, Nils?".

Nordenfjeld räusperte sich und gähnte dann, um sein Unbehagen zu verbergen.

„Meinetwegen", brummte er mürrisch, „obgleich ich nicht begreife, daß wir uns hier wie bei einem Ministerrat aufführen. Ich muß dieses Zeug den ganzen Tag hören, pardonnez-moi, Marquis, aber heute habe ich wirklich keine Lust dazu."

Jürgen klopfte ihm mitleidig auf die Schulter.

„Verständlich, mein Teuerster, durchaus verständlich, man läßt sich nicht gern auf Pfaden ertappen, die schon ein anderer gewandelt ist", sagte er boshaft und Nils allein verständlich. „Bezähme deinen Unwillen noch einen Augenblick, der Marquis ist uns noch eine Meinung schuldig."

(Fortsetzung folgt.)

Wo der Grüne Teufel heult

(Schluß zu Seite 6.)

Unfähigkeit der Plutokraten ohne Wissen von dem, was sie erwartet, und ohne die geringste innere und äußere Vorbereitung in den Dschungel geschickt werden. Es wurde „. . . diesen Kindern befohlen, sich Fuchshöhlen zu graben und an jedem Nachmittag um drei Uhr in diese hineinzukriechen und sich dort bis um sechs Uhr am anderen Morgen zu verstecken." In der feuchten Luft erschlafft der Körper. Langsam beginnt die raumlose Stille der Wildnis die Nerven zu zermahlen, dann mit einem Male reißt an ihnen der grauenerregende Schrei eines räuberischen Großwilds. Kaum zur Ruhe gekommen, zerrt erneut eine unmittelbare leibnahe, entsetzliche, unbekannte und ungreifbare Gefahr an ihnen — aber es ist nur der Fall einer Frucht oder das Huschen eines Kriechtieres. Jetzt wieder zerfetzt das minutenlange, wüste Geplärre einer Tierherde die Nervenfasern, nun zerschleißt der Hilferuf eines todgeweihten Tieres die Nervenstränge.

Die Amerikaner kennen den Dschungel nicht. Die Japaner sind dort wie zu Hause. Harte Leibeszucht, strenge, jahrhundertealte Nervendisziplin, eine in Leib und Sein übergegangene Beherrschung der Gedanken und Gefühle und zuletzt ein reiches, volles Seelenleben, Weiches und Hartes gepaart, läßt sie alle Gefahren überstehen, auch die, die darauf ausgehen, die Seelen zu morden anstatt den Körper.

Sie wissen gut, wie es beim Gegner steht. Sie kennen seine Hilflosigkeit, seinen Nervenzustand, seine Seelennöte. Und sie haben darauf eine eigenartige Kriegführung aufgebaut, eine, man könnte sagen, streng wissenschaftlich-psychologische Kriegführung ersten Ranges.

„In der Nacht pflegen die Japaner", so berichtet Jack Mahon, „sich in die Gegend der Fuchshöhlen der Amerikaner zu pirschen. Sie beginnen dann plötzlich zu heulen und zu schreien.

Unmenschliche Schreie gellen durch den Dschungel und verursachen Panik bei den Amerikanern. Sie reizen unsere Leute zum Schießen und diese tun es regelmäßig, weil ihre Nerven beim Teufel sind. Sie verlassen dabei ihre Unterschlupfe und setzen sich den Mörsern und Granaten der Japaner aus, obwohl sie den strikten Befehl haben, nicht zu schießen, verborgen zu bleiben, den Gegner an sich herankommen zu lassen und nur mit dem Messer zu kämpfen."

Man kann sich vorstellen, wie bei dem schaurigen, wohlberechneten Geheul der Japaner den „Jungens von Maine oder Columbia" auch der letzte kleine Rest von Selbstbeherrschung verlorengeht, daß die Schreie wie Nerventorpedos wirken und alle Überlegung ihnen unmöglich wird. Nacht für Nacht das gleiche Spiel. Nacht für Nacht! Es ist nicht möglich, sich daran zu gewöhnen. Darum werden von Mal zu Mal die Nerven mürber und mürber.

Der Überfall auf die Nervenkraft ist von nicht geringerer Wirkung als die einer mit gleicher Wissenschaftlichkeit gearbeiteten Waffe."

Man glaubt Jack Mahon, wenn er seinen fürchterlichen Bericht illustriert mit Szenen, die er selbst erlebt hat. Er erzählt von einem, der „laut schreiend wie ein Baby" plötzlich auf das Deck hinfällt, von einem anderen, der sich auf dem Boden des Lazarettschiffes windet wie in Krämpfen, einem anderen, dessen Arm sich qualvoll zuckend auf- und abbewegt, ohne daß er imstande wäre, ihm seinen Willen aufzuzwingen.

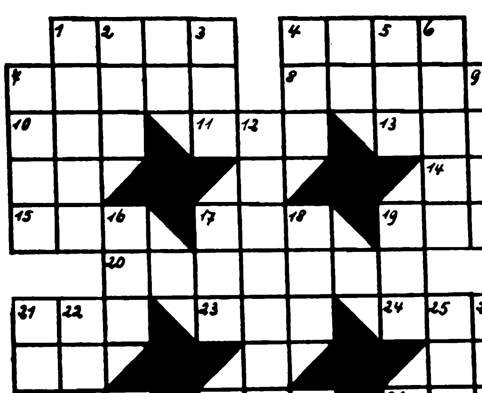
Noch grauenhafter aber als auf die Nerven wirkt sich der Dschungelkampf auf die Seelen der Soldaten aus. Was Jack Mahon davon berichtet, ist wenig, aber aufschlußreich. Mahon hat kein Organ für das, was in Wahrheit dahintersteckt, wenn Leute aus dem Dschungel besten Glaubens berichten, sie hätten „Japaner an ihre Löcher herankriechen sehen — mit den eigenen, leiblichen Augen und richtiggehend gesehen —, die phosphoreszierende Ringe um ihre Fuchshöhlen zogen, um ihnen den kommenden Angriff und ihre erbärmliche Hilflosigkeit anzuzeigen".

Ein anderer Fall: Ein Offizier, vollkommen bei Sinnen und ohne Fieber, erzählt Jack Mahon von einem Japaner, „der plötzlich unmittelbar vor seinen Augen über den Rand seiner Fuchshöhle geschielt habe, mit einem teuflischen Lächeln und gleichzeitig **Ameisen als Kampfgeschoß** nach seinem Gesicht geworfen habe" Er habe die Tiere deutlich und körperlich gefühlt und gesehen und stundenlang gegen sie angekämpft.

Jack Mahon ahnt vielleicht, daß hinter diesen Ausgeburten dschungelkranke Seelen verborgen liegen und nicht nur zerrüttete Nerven, die allein nicht imstande wären, solche Zerrbilder der Phantasie aus sich herauszugebären, sie hinauszustellen in die greifbare Wirklichkeit der Umgebung hinein, als gehörten sie zu ihr und sie so zu einem für den Kranken wirklichen Erleben zu machen. Er nennt diese Visionen beginnenden Wahnsinns in seinem Berichte selbst einmal „weird", also „Zauber" der „nerve-wracked boys", der Nervenwracks. Aus deren leeren, kraftlosen und haltlosen amerikanischen Seelen selbst steigen jene Dämonen empor, gegen die auch die „psychologischen Vorbereitungen" nichts nützen können, die Mahon als notwendige Ergänzung der Ausbildung der USA-Dschungeltruppe fordert. Dem „Grünen Dämon" des Dschungels standzuhalten, dazu gehört mehr als „Sport", mehr überhaupt, als Amerika seinen Menschen mitzugeben hat: Innere Disziplin und eine an den Gütern einer hochstehenden Kultur erstarkte Seele. Die ist dem Japaner in reichem Maße zu eigen.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Nagetier, 4. Voranschlag, 7. Stadt in der Schweiz, 8. Sittenlehre, 10. häufig, 11. Stadt in Marokko, 13. Stadt in Südtirol, 14. Spielkarte, 15. Körperteil, 17. Donauzufluß, 19. Gattung, 20. Alpenpaß, 21. Raubfisch, 23. Wärmegrad, 24. Stimmlage, 27. europ. Insulaner, 29. Behörde, 31. Ansturm, 32. Mienenspiel, 33. Laubbaum, 34. Freude, 35. Kamelart. — Senkrecht: 1. Getreide, 2. Teil des Baumes, 3. Zahl, 4. deutscher Strom, 5. Papageienart, 6. Amtskleid, 7. Nordostwind, 9. Bürde, 12. primitives Boot, 16. Monat, 17. Rheinzufluß, 18. ungebraucht, 19. türk. Titel, 21. Wohnung, 22. Monat, 25. weibl. Vorname, 26. Forst, Wald, 28. Straußvogel, 29. Teil eines Schauspieles, 30. Bodensenkung, 31. europ. Hauptstadt.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Humus Nikias Asthma Foehn Schere Koffer Lenbach warum Ungarn Balsam Teller Budweis Sherry Leitung Handpferd Schiller Furioso Sophie sind je 3, dem letzten 4 Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch Ludwig van Beethovens ergeben.

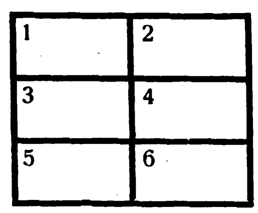
Silbenrätsel

Aus den Silben: a — al — al — be — bisch — bruch — che — chel — de — di — dieb — e — ei — ein — ein — en — fal — fi — ga — ga — ge — go — gos — i — im — kett — ki — ko — la — land — lar — lex — mos — na — nacht — nar — ne — pe — ra — ra — ri — sa — sa — schwein — se — sta — stahl — te — ter — ti — to — u — uf — uh — vi — wei — zi sind 19 Wörter zu bilden, deren erste und vorletzte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch von Corneille ergeben.

1. Preiszettel an Waren, 2. Stechpalme, 3. Betäubung, 4. Begriff der Tonkunst, 5. Gemäldegalerie in Florenz, 6. Körperorgan, 7. indisches Krokodil, 8. Schmetterling, 9. Heilpflanze, 10. Vergeltung, 11. Stechmücke, 12. deutscher Dichter, 13. Nagetier, 14. nordspanische Stadt, 15. Verbrechen, 16. Schriftart, 17. Teil des Rades, 18. griech. Sagengestalt, 19. Stadt in Oberitalien.

1 .... 11 ....
2 .... 12 ....
3 .... 13 ....
4 .... 14 ....
5 .... 15 ....
6 .... 16 ....
7 .... 17 ....
8 .... 18 ....
9 .... 19 ....
10 ....

Silbenkreuz



1—2 Insel im Mittelmeer
1—3—5 geometr. Figur
1—5 weibl. Vorname
2—5 Verwandte
3—4 Nebenfluß des Rheins
4—6 Wasserstandsmesser
5—6 Schiffsteil

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Hase, 4. Etat, 7. Basel, 8. Moral, 10. oft, 11. Fes, 13. Ala, 14. As, 15. Arm, 17. Inn, 19. Art, 20. Arlberg, 21. Hai, 23. lau, 24. Alt, 27. Ire, 29. Amt, 31. Run, 32. Mimik, 33. Ahorn, 34. Lust, 35. Lama. Senkrecht: 1. Hafer, 2. Ast, 3. Elf, 4. Ems, 5. Ara, 6. Talar, 7. Bora, 9. Last, 12. Einbaum, 16. Mai, 17. Ill, 18. neu, 19. Aga, 21. Heim, 22. April, 25. Laura, 26. Tann, 28. Emu, 29. Akt, 30. Tal, 31. Rom. ✱ **Kryptogramm: Humus Nikias Asthma Foehn** Schere **Koffer** Lenbach warum **Ungarn Balsam** Teller **Budweis Sherry Leitung Handpferd Schiller Furioso Sophie** „Musik ist hoehere Offenbarung als alle Weisheit und Philosophie." ✱ **Silbenrätsel:** 1. Etikett, 2. Ilex, 3. Narkose, 4. Largo, 5. Uffizien, 6. Eingeweide, 7. Gavial, 8. Nachtfalter, 9. Eibisch, 10. Rache, 11. Moskito, 12. Uhland, 13. Stachelschwein, 14. Saragossa, 15. Einbruchdiebstahl, 16. Imperial, 17. Nabe, 18. Galatea, 19. Udine. „Ein Luegner muß ein gutes Gedaechtnis haben." ✱ **Silbenkreuz:** 1. EL, 2. BA, 3. LIP, 4. PE, 5. SE, 6. GEL.

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck).

Dreizüger von Carl Becker, Hamburg op. 79.

Weiß: Kh6, De5, Le6, Bh2 (4).
Schwarz: Kf3, Bg5, h3 (3).

Lösung:

1. De1!, Kf4; 2. Lg4, K×g4; 3. De4‡.
1. ....., Kg2; 2. Ld5+, K×h2; 3. Df2‡.

„Edles Wild" erbeutet!

In einer in Klagenfurt gespielten Turnierpartie in unregelmäßiger Eröffnung führte Weiß seine Dame zu frühzeitig in den Kampf.

Weiß: Keber. Schwarz: Opriesnig.

1. Sf3, d5; 2. e4 (nicht zu empfehlen), 2. ..., d×e4; 3. Sg5, Sf6; 4. Sc3, Lf5; 5. De2, Sc6; 6. Dc4, e6; 7. S×e4, Le7; 8. S×f6+ (entwickelt den Gegner), 8. ..., L×f6; 9. Se4, Le7!; 10. d3, 0—0; 11. Lf4? (Besser Le3), 11. ..., e5!; 12. Lg3 (jetzt mußte Ld2 geschehen), 12. ..., Le6! (Die Jagd geht auf! Außerdem droht f7—f5—f4!); 13. Da4, b5!; 14. D×b5, Sd4; 15. Da4, Ld7!; 16. Da6, Lb5; 17. Db7, Tb8; 18. D×a7, Ta8. Weiß gab hier auf, denn nach 19. Db7 folgt Lc6 und das edle Wild ist erbeutet!

Die jüngste Zirkusdirektorin



Frau Stosch beginnt ihren Tag.
Schon in der Badewanne unterschreibt sie eilige Vorgänge.



Bei der Probe.
Als erste Aufgabe hat sich Frau Stosch gestellt, die „hohe Schule" im Zirkusprogramm selbst zu reiten. Bisher hat sie ihre Rassepferde dressiert und vorgeführt. Jetzt arbeitet sie mit „Schwanenritter", dem Lieblingspferd des verstorbenen Direktors Stosch, das von ihm auf dem Lande entdeckt und wegen seiner weiträumigen Aktionen gekauft wurde.



Pferde sind sehr anfällig.
Die Zirkusdirektorin mischt deshalb täglich selbst das Futter für ihre Lieblingspferde und sammelt sorgfältig die Spelzen heraus.



Peterle ist der Liebling.
Kleine Störung während der Arbeit: es ist der kreischende Wellensittich, der schnell einmal untersuchen will, ob die Herrin wohl einen Leckerbissen für ihn bereithält.

*

Aufnahmen: Lenka v. Koerber.

Als Hans Stosch-Sarrasani seine Frau vor neun Jahren kennenlernte, war sie eine kleine Tänzerin im Escamillo-Ballett. Damals ließ sie sich nicht träumen, daß sie einmal berufen sein würde, ein großes Zirkusunternehmen in schwersten Zeiten nicht nur zu erhalten, sondern auszubauen. Gleich nach ihrer Verheiratung leitete sie den zweiten Teil der Amerikafahrt und widmete sich besonders der Dressur von Pferden. Als Hans Stosch vor drei Jahren starb, lag die gesamte Arbeitslast auf ihren Schultern. Heute trägt die 27jährige Frau die Verantwortung für 300 Menschen und 250 Tiere in der Zirkusstadt.





← **Trude Stosch war Tänzerin.**
Als ihr Mann sie auf einer Reise kennenlernte, gehörte sie dem Escamillo-Ballett an. Gleich zeigt die Direktorin ihren früheren Kolleginnen einen neuen Schritt.

Maestoso steigt.
Abends führt Frau Stosch den berühmten Lippizaner Steiger aus dem Budapester Gestüt Esterházy vor, der seiner Meisterin bedingungslos gehorcht.

Ein Mann ißt Steine

In Kummovasi in Anatolien wohnt ein Koch namens Ossmann, zu dessen großer Leidenschaft es gehört, — Steine zu essen. In einer kleinen Schachtel führt er, wo er geht und steht, eine Auswahl haselnußgroßer Kieselsteine mit sich, die er, wenn er hungrig wird, verschluckt. Täglich verzehrt er auf diese Weise etwa ein Pfund Steine. Diese merkwürdige Angewohnheit fiel einigen Wissenschaftlern auf und sie stellten fest, daß er bei bester Gesundheit ist und das Steine-Essen gut verträgt. Er begann damit, als er als bulgarischer Soldat aus französischer Gefangenschaft entfloh. Ossmann ist ein tüchtiger Koch. Er ist bekannt dafür, daß er sich völlig aller Getränke enthält.

Guten Appetit!

BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER



Mit der oben abgebildeten Zeitungsnotiz kam Willi, der Strohwitwer, neulich abend zu mir 'raufgestelzt. „Mensch, da kannste doch 'n Bilderbogen draus kneten!" sagte er und schielte nach der Pulle mit dem Rest meiner Trinkbranntwein-Sonderzuteilung, was auf den wahren Grund seines Besuches schließen ließ. Der bewußte Rest mußte dann noch leider im Laufe des Abends dran glauben — ja, wir quatschten uns an dem schönen Thema „Mann ißt Steine" so fest, daß wir uns später so gar noch eine Unke köstlich berauschenden Einheitsbieres zusätzlich umschnallten — und als Willi endlich aufbrach, sangen schon die ersten Amseln . . .



Die Sache mit dem Mann, der Steine futtert, schien mir gar nicht unübel. Willi hatte recht. Deshalb richtete ich morgens schon sehr zeitig meinen Schlips auf Kurs Schriftleitung und zog los, um mein Bilderbogen-Vorhaben dort zu unterbreiten. Natürlich war die Straßenbahn gerade weg — und als ich jetzt bei der Grünanlage an der Haltestelle einige Kieselsteine liegen sah, kam mir eine Idee. Ich wollte auch mal Steine essen! Den schönsten Stein polierte ich also am Hosenbein und biß herzhaft hinein . . . Die drei Plomben, die ich mir dabei ausbiß, konnte ich noch retten — den Stein aber hatte ich geschluckt, und nun kommt das Schönste! Er schmeckte ausgezeichnet und bekam mir auch gut!!



Wie ich mich nun zum leidenschaftlichen Steinesser weiterentwickelte, gehört nicht hierher — interessieren wird es aber sicher, wenn ich berichte, daß ich nun, auf den Geschmack gekommen, der Schrecken aller Parkwächter war, weil ich regelmäßig, sozusagen als Stammgast, auf den schönen Kieswegen aller besseren Parks der Umgebung erschien . . .



Also, wie gesagt, mir bekam die Steinesserei gut — von kleinen unangenehmen Nebenerscheinungen abgesehen — z. B. wenn ich nun mal mit vollem Magen nach der Straßenbahn flitzte, klapperten die Biester innerlich sehr, was den Lümmels unserer Straße, die natürlich Bescheid wußten, viel Spaß machte.



Für gute Freunde und Bekannte war meine neue Leidenschaft ja ein Festfressen! Kein Tag verging, an dem nicht mindestens einer eine Handvoll mit Liebe gesammelter Steine aller Größen brachte mit dem schönen Wort: „Na, da läuft dir das Wasser im Mund zusammen, was?! „Ja, mein Lieber, d a s sind Leckerbissen . . .!"



Bei den lächerlichen kleinen Steinen blieb es natürlich nicht! Eines Tages fand ich, daß auch Dachziegel äußerst schmackhaft sind. Es war sogar ein Genuß! Bloß schwer verdaulich waren die Dinger! Wie Steine lag einem das Zeug im Magen . . . Und dieser dämliche Druck im Magen steigerte sich immer mehr . . .



Es war einfach nicht mehr auszuhalten — ja, — und da bin ich dann eben aufgewacht! Der blödsinnige Druck kam vom Zeichenbrett, das ich mir im Schlaf in meinen bildhübschen Magen gebohrt hatte, und der verrückte Traum von Willis ulkiger Zeitungsnotiz, an der ich, nachdem er abgezogen war, noch 'rumgeknobelt — denn, liebe Leute, „Mann ißt Steine", — d a s wär' doch ein Bilderbogen . . .!

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. ABCDEFG 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 20. JULI 1944
19. JAHRGANG :•: FOLGE 29

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:

....

....



Der Luftspäher sichert.

Der Versuch des Feindes, die Nachschubstraßen zur normannischen Front bei Tage unbefahrbar zu machen, scheitert. Auch den Tieffliegern gelingt es nur schwer, die „wandelnden Gebüsche" zu entdecken. Auf dem Kotflügel sitzt der Luftspäher, der zeitig genug warnt.

PK.-Aufn.: Kriegsberichter Kempe-TO.

DIES OPFER WAR NICHT UMSONST!

DIE STUNDE DES VORPOSTENBOOTES

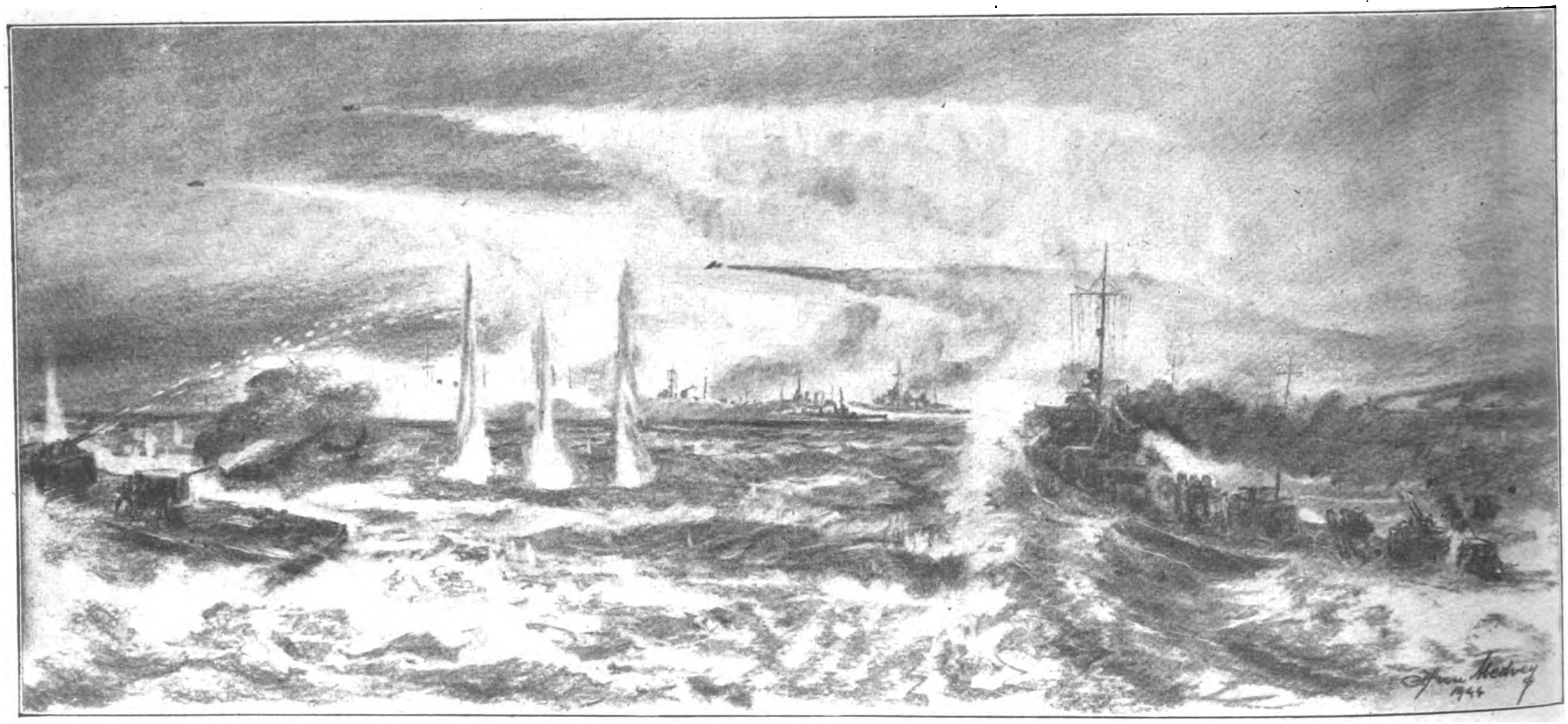


Vorpostenboot auf einsamer Wacht.
Trotz schwerem Wetter und hoher See laufen unsere Vorpostenboote unermüdlich bei Tag und Nacht das weit vorgeschobene Küstenvorfeld ab.

Im ersten Dämmern des 6. Juni zieht ein Vorpostenboot durch die Nacht. Seit fünf Jahren fährt es Sommer und Winter, Tag und Nacht, bei Sturm und Regen, Nebel und klarer Sicht, weit draußen vor der europäischen Küste, wenn es nicht zu kurzen Ruhepausen, Proviant- und Brennstoffergänzung in den Einsatzhafen oder zur Überholung des Bootes in die Werft gehen mußte. Vor den Sperren vor Sund und Belten, im Skagerrak hat es gestanden, am Norwegenunternehmen hat es teilgenommen, vor der holländischen Küste war es eingesetzt, und nun kämpft es schon lange im Kanal. Das Boot hat Geleit gefahren, U-Boote gejagt, sich mit feindlichen Fliegern herumgeschossen, hat feindliche Minen geräumt und ist mancher Grundmine mit Gottes Hilfe aus dem Weg gegangen. Auf ihre eigentliche Aufgabe, ihre große Stunde — feindliche Verbände rechtzeitig zu melden — hat die Besatzung bis heute vergebens gewartet, ohne in angespannter Wachsamkeit nur einen Augenblick nachzulassen. Jetzt ist die Stunde da! Wer hat die feindliche Landungsflotte und ihre starken Sicherungsverbände zuerst gesehen? Alarm! Unter dem Hagel feindlicher Geschosse hat ein Vorpostenboot seine große Stunde erlebt, seine Pflicht erfüllt.



Der Feind ist da! →
In der plötzlich aufreißenden Wetterwand sichtet das Vorpostenboot eine lange Kette feindlicher Kriegsfahrzeuge, die Spitze der Invasionsflotte. Sekundenschnell wird die deutsche Küstenwacht gewarnt, ehe der Gegner mit seiner weittragenden Artillerie das deutsche Boot und seinen Sender zerstören kann.



Das Feuer ist eröffnet.
Durch die Meldung des deutschen Vorpostenbootes ist unsere Küstenverteidigung alarmiert. Deutsche Torpedoboote laufen sofort aus und eröffnen das Feuer auf die Spitzen der feindlichen Kriegsschiffverbände, die mit höchster Fahrt der französischen Küste zustreben, um die hart bedrängten Invasionstruppen zu entlasten. Feindliche Flugzeuge versuchen durch Ziehen einer Nebelwand ihre Angriffe zu erschweren.



Bis zum letzten Atemzug. →
Kaum ist von der Brücke des deutschen Vorpostenbootes die feindliche Landeflotte gesichtet, als der Funker schon die Alarmmeldung durch den Äther an unsere Küstenstation funkt. Zwar schoß die feindliche Artillerie das Vorpostenboot in wenigen Minuten zusammen, doch stieg das Wasser im sinkenden Schiff nicht so schnell, wie der todesmutige Funker die Morsetaste bearbeitete. Als die Wellen sich über dem Boot schlossen, war die ganze Küste alarmiert. Das Opfer des Vorpostenbootes und seiner Männer war nicht umsonst gewesen.

Zeichnungen von Kriegsberichter v. Medvey.



Ein Schnappschuß, auf den der Kriegsberichter stolz ist

Generalfeldmarschall Rommel und ##-Obergruppenführer und Panzergeneral der Waffen-## Sepp Dietrich blicken kritisch auf die Kamera, die sie während eines kurzen Spazierganges erwischte. — Sepp Dietrich ist heute Kommandierender General des ##-Panzerkorps „Leibstandarte".

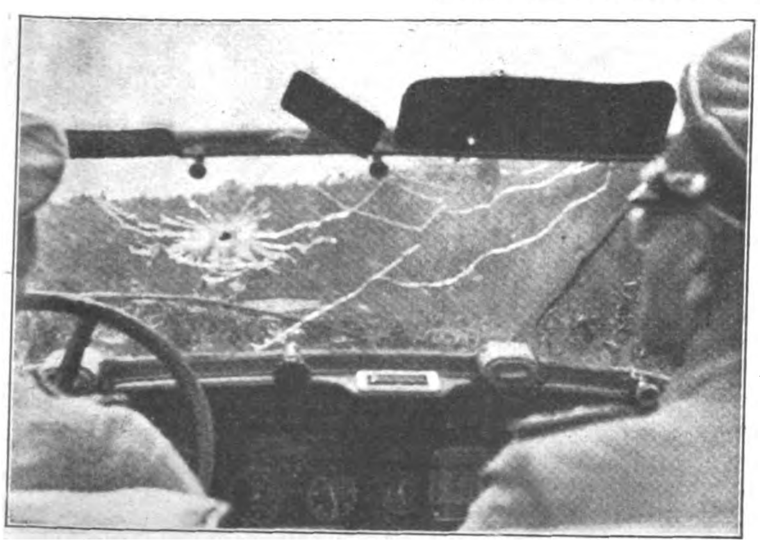
Mit Sepp Dietrich in der Normandie



Auch Sepp Dietrich hat seinen „Luftspäher". Sein erster Ordonnanzoffizier sucht den Himmel nach Tieffliegern ab

Das kommt schon vor! → Auf einer seiner fast täglich vorgenommenen Frontfahrten ist der Wagen des Obergruppenführers Sepp Dietrich von Jagdbombern in Brand geschossen worden. Aber durch rasches Zupacken seiner Begleitung und französischer Zivilisten wird das Feuer gelöscht und die Fahrt bald wieder fortgesetzt.





← **Beim Tieffliegerangriff** wurde die Windschutzscheibe des Wagens durchschossen. Sepp Dietrich hatte noch rechtzeitig aussteigen können. „Wenn ich dringesessen wäre", sagte er nachher lachend, „hätt's mich erwischt!"

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Kempe.

„Was fehlt Ihnen?" → Auf seiner Frontfahrt trifft Sepp Dietrich einen ##-Mann, der mit seinem Wagen liegengeblieben ist. Nach kurzer Befragung über den Sachverhalt nimmt er den jungen Soldaten in seinem Wagen mit, um ihm einen langen Fußmarsch zu ersparen.



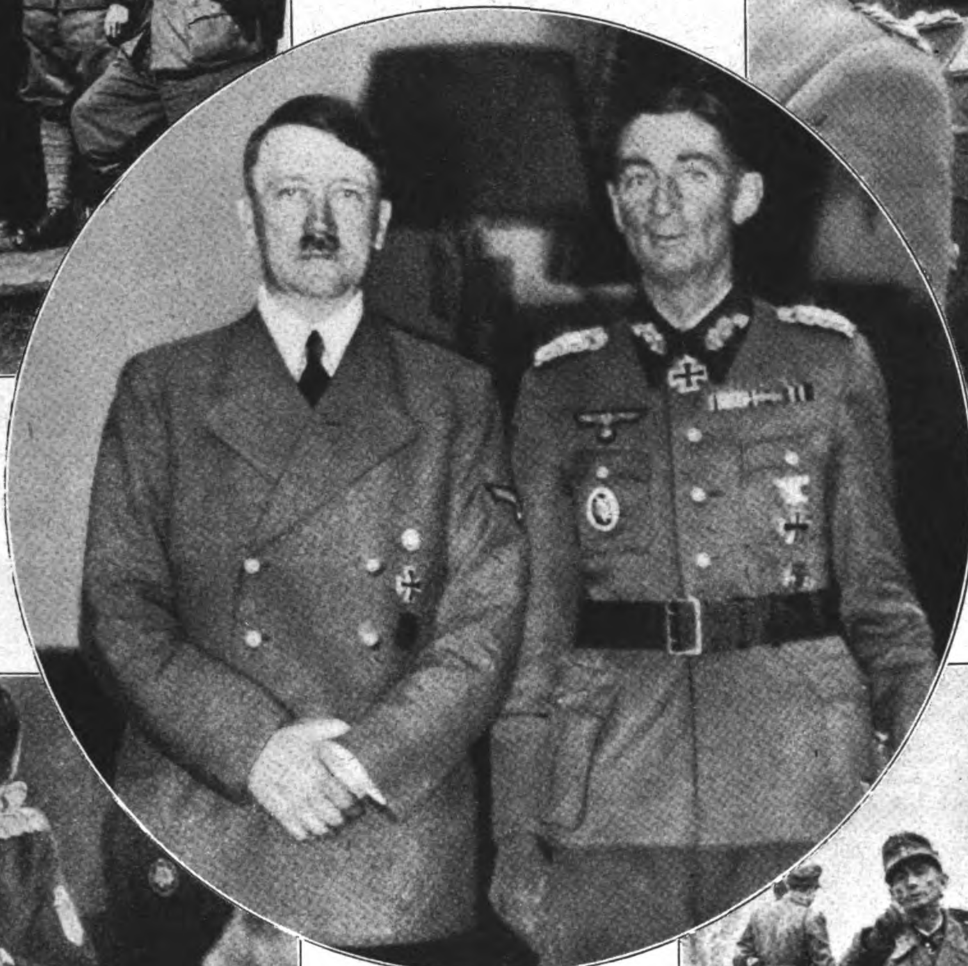
Generaloberst DIETL



Der Held von Narvik.
General Dietl in Nordnorwegen mit Offizieren seines Stabes. Der Führer sagte in seiner Gedenkrede: „Wenn ich es einst persönlich entschied, daß General Dietl die Expedition nach Narvik durchführen sollte, dann geschah es, weil ich glaubte, in ihm den Mann zu kennen, der selbst das scheinbar Aussichtslose am Ende doch durch sein gläubiges Vertrauen werde ermöglichen können."



Zum Generaloberst befördert.
Anläßlich seines Besuches im Hauptquartier Feldmarschall Mannerheims hat der Führer 1942 den General der Gebirgstruppen Eduard Dietl zum Generaloberst befördert. Dietl im Gespräch mit Generaloberst Stumpff und Reichspressechef Dr. Dietrich.



Der erste Träger des Eichenlaubs.
Am 20. Juli 1940 überreichte der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht persönlich dem Helden von Narvik als erstem Soldaten das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. Dem großen Toten, den er als „Typ des nationalsozialistischen Offiziers" bezeichnete, verlieh der Führer nachträglich die Schwerter zum Eichenlaub.



In einem Soldatenheim an der Eismeerfront.
Generaloberst Eduard Dietl im Gespräch mit dem General der Gebirgstruppen Schörner, der selbst Träger des Eichenlaubs und des Pour le mérite ist.



Auf Frontbesichtigung mit dem „Lappland-Expreß".
Generaloberst Dietl an der Front von Louhi mit dem Ritterkreuzträger General der Infanterie Böhme.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (2), PK.-Aufn.: Kriegsberichter Faßhauer (H. h.), Böttger (Wb.), Runge und Theobald (PBZ.).



Besuch in einem Schulgarten einer nordfinnischen Stadt.
Das kleine Mädchen hat den deutschen Heerführer mit einem Gedicht und einem Blumenstrauß begrüßt.

In dieser Buschlandschaft in der Normandie spielen sich z. T. die jetzigen Kämpfe ab.

Das teils flache, teils ziemlich hügelige normannische Land erinnert mit seinen Waldhecken, seinen behäbigen, meist vereinzelt liegenden Höfen, seinen fruchtbaren Feldern und fetten Wiesen an norddeutsches Land. Hier in der Normandie sind die Menschen verschlossen und unzugänglicher als im übrigen Frankreich. Hier in dem alten französisch-englischen Kampfgebiet ist der Haß gegen die Engländer im Volk, das jahrhundertelang das Joch der englischen Fremdherrschaft zu spüren bekam, lebendig geblieben. Hier pressen jetzt Englands Schergen normannische Franzosen in die Invasionskolonnen, die bestimmt sind, altes französisches Kulturgebiet zu verwüsten.

Gemälde von Kriegsmaler Dr. O. Bloß-Eisfeld.





Sie bombardieren sich selbst.

Ein in Kanada hergestellter Liberator-Bomber der RAF., der aus eigener Kraft nach England fliegen sollte, stürzte kurz nach dem Start in ein Wohnviertel der Stadt Montreal. Es folgte eine große Explosion, und ein riesiges Feuer brach aus. 15 Personen wurden getötet, die Anzahl der Verletzten wird nicht angegeben. Das Bild zeigt die Verwüstung, die die Kanadier durch ihr eigenes Flugzeug in ihrer eigenen Stadt angerichtet haben.

Aus „Sphere".

Englische Fleischration ... Kriegsausgabe 1944

Das sensationellste und meistdiskutierte Bild einer Londoner Kunstausstellung zeigt einen Schlächtermeister, der ein kleines Stückchen Fleisch auf Papier vor sich liegen hat. Der Titel des Bildes lautet: „The Week's Ration" („Die Wochenration").

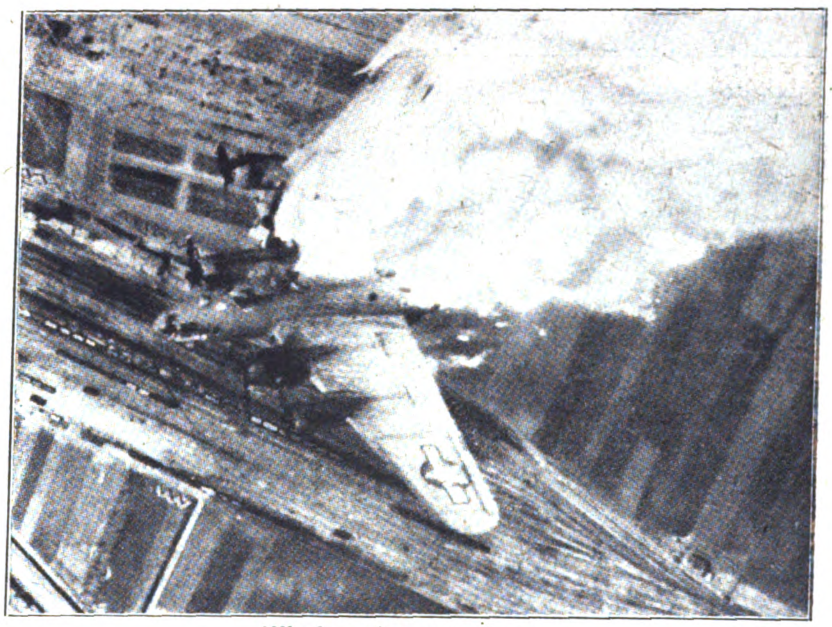
Der deutsche Leser wird die Größe dieser wöchentlichen Fleischration mit Interesse betrachten. Sie ist kleiner als das, was wir uns heute noch jede Woche vom Fleischer holen. Das Bild wird eine kalte Dusche sein für die Neunmalklugen, die da glauben, Einschränkungen gäbe es nur bei uns, der Gegner aber lebe nach wie vor in fettesten Friedensverhältnissen.

Aus „Sphere".



„Die Wochenration."

Ein viel besprochenes Gemälde des englischen Malers J. K. Kirby.



Wieder einer weniger.

Über ganz Europa werden die Mordbrenner abgeschossen. Hier hat über Nisch in Serbien deutsches Flakfeuer einen fliegenden Mörder in Brand geschossen. Der Bomber ist in Flammen gehüllt und beginnt auseinanderzufallen. Der Steuerbordflügel bricht zwischen den beiden Motoren entzwei, die Unterseite des Flügels und ein Großteil der Oberseite steht in Flammen, ebenso der Rumpf hinter den Flügeln. Der Schwanzteil ist bereits abgebrochen. Die Mannschaft kann nicht mehr abspringen.



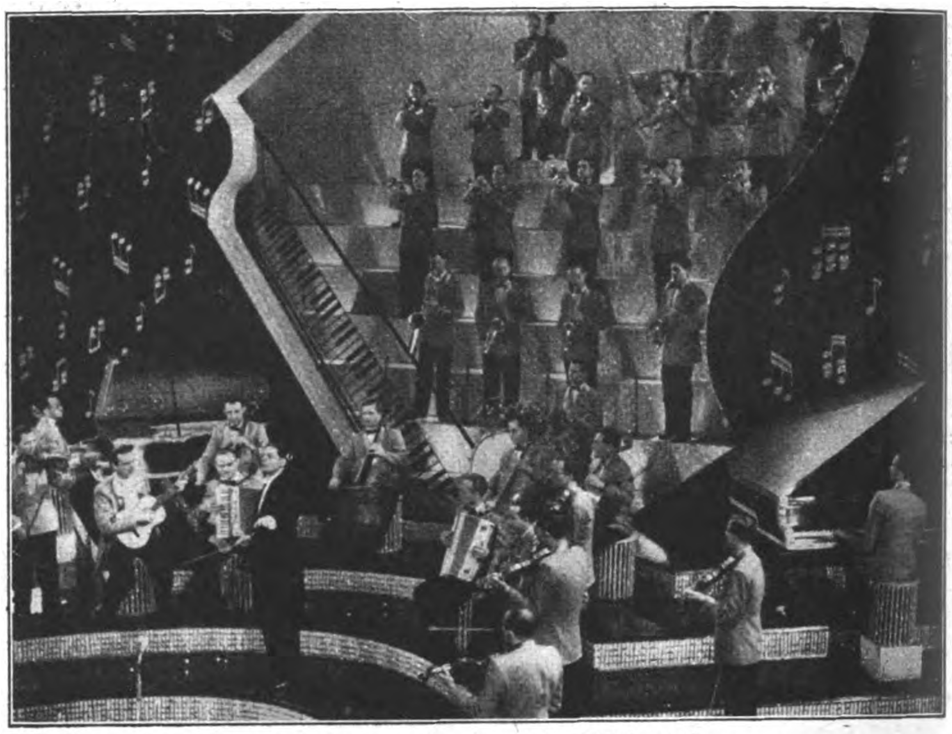
Aus Angst vor den Folgen geheimgehalten.

Kürzlich ging die Meldung durch die Presse, daß in Argentinien Fünflinge geboren wurden, deren Eltern jedoch aus Angst vor den Erfahrungen, die mit den kanadischen Fünflingen gemacht wurden, diese Tatsache über ein Jahr lang vor der Öffentlichkeit geheimhielten. Hier ist nun das erste Photo der Fünflinge. Sie wurden am 11. Juli 1943 Herrn und Frau Franco Diligenti geboren. Es sind zwei Knaben und drei Mädchen namens Carlos Alberto, Maria Esther, Maria Fernanda, Maria Christiana und Franco.

Aus „Sphere", London.

Ausgepfiffen!





1 **Das Tanzorchester feiert Triumphe.**
Der Dirigent ist Frank Ewert (Rudolf Prack). Aber hat er nicht einmal gesagt, daß Frauen keine Musik machen könnten? (Aus dem Wien-Film „Liebe nach Noten“).

2 **„Wir wollen ihn nicht mehr hören!“**
Die Schriftstellerin Eiche (Elfie Gerhart) hat beschlossen, dem Dirigenten Ewert seine abfällige Bemerkung heimzuzahlen.
←
Aufn.: Hugo F. Engel.



3 **Mit Pfeifen und Ratschen und anderen Lärminstrumenten**
wird von den Komplicinnen der streitbaren Schriftstellerin Eiche ein ungeheurer Radau gemacht, gegen den das Orchester nicht mehr aufkommt.



4 **Ja – gibt's denn so was!**
Der Schlagzeuger (Teddy Kern) ist außer sich. Gleich haut er ein Loch in seine große Trommel.



5 **„Vorhang 'runter –?“**
Der Vorhangzieher fragt durch lebhafte Gesten, was er tun soll.



6 **Aus ist die Musik!**
So etwas hat das Orchester noch nicht erlebt. Die Musiker sind ganz vernichtet.



7 **Die siegreiche Armee verläßt den Saal.**
Die Frauen und Mädchen, die dem Dirigenten Ewert seine Bemerkung so gründlich bezahlt haben, verlassen stolz und befriedigt die Stätte *ihres* Triumphes.

Feuer am Sund

ROMAN VON LOTHAR FREUND

(2. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 28:

Jürgen hatte eine heftige Bewegung gemacht, sein Degen schlug klirrend gegen die Klinke der Tür. „Nichts, ich setzte mich nur bequemer", antwortete er nach einer winzigen Pause mit spröder Stimme, durch die ein wenig Ironie klang. „Dieser Vergleich ist sehr originell und geistreich, findest du nicht, Nils?"

Nordenfjeld räusperte sich und gähnte dann, um sein Unbehagen zu verbergen. „Meinetwegen", brummte er mürrisch, „obgleich ich nicht begreife, daß wir uns hier wie bei einem Ministerrat aufführen. Ich muß dieses Zeug den ganzen Tag hören, pardonnez-moi, Marquis, aber heute habe ich wirklich keine Lust dazu."

Jürgen klopfte ihm mitleidig auf die Schulter. „Verständlich, mein Teuerster, durchaus verständlich, man läßt sich nicht gern auf Pfaden ertappen, die schon ein anderer gewandelt ist", sagte er boshaft und Nils allein verständlich. „Bezähme deinen Unwillen noch einen Augenblick, der Marquis ist uns noch eine Meinung schuldig."

D'Avergne runzelte die Stirn und strich sich über das Haar.

„Eh, bien, so will ich denn meine Indolenz überwinden und erklären, daß ich lieber zehnmal mit den Briten als einmal mit Napoleon gehen würde", bemerkte er lächelnd. „Ich bin nicht Partei, meine Liebe zu Frankreich und mein Haß gegen Napoleon halten sich die Waage. Während er aber in seiner unersättlichen Gier jedes Land für immer unterjochen möchte, sind die Engländer nur daran interessiert, daß der Sund und die dänische Flotte nicht in seine Hände kommen. — —" Er gähnte leicht und schüttelte sich im komischen Entsetzen. „Finis! Das war das längste Gespräch, das ich jemals über Politik geführt habe. Sie reizt mich nicht sonderlich, und ich beklage es, daß es überall zur schlechten Gewohnheit geworden ist, lange und dumm darüber zu reden, wobei ich selbstverständlich unsere tiefgründigen Untersuchungen ausschließe."

Er schloß mit einem heiteren und kräftigen Lachen, in dem viel Selbstironie lag und das die anderen zum Einstimmen zwang, um dann einige passende Stellen aus Molières letztem Werk „Le malade imaginaire" zu zitieren. Schließlich entwickelte er mit hinreißender Beredsamkeit Grundsätze über die wahren Freiheiten und sittlichen Pflichten des Menschen, die dem Hauptmann von Mellenthin ebenso faszinierend wie gefährlich dünkten. Es war eine schrankenlose Verherrlichung des Ich und eine gänzliche Verleugnung der Gebote gegen die Allgemeinheit, die obendrein mit der spielerischen Leichtfertigkeit eines Mannes vorgetragen wurden, den Reichtum und Stand vor jeder ernsthaften Probe bewahrt hatten.

Jürgen gab zuletzt jeden Widerspruch auf und betrachtete unauffällig den Redner. Widerwillig oder nicht, er mußte zugestehen, daß der Marquis eine bezwingende Persönlichkeit war, die vor allem auch auf Frauen stark wirken mußte. Seine schwarzen Haare legten sich in genialer Unordnung über eine hohe, wohlgeformte Stirn, und die Augen wechselten ständig ihren Ausdruck, blickten bald kalt und schläfrig und dann wieder hingerissen vom Feuer der eigenen Gedanken strahlend und faszinierend. Sein Gesicht verriet Rasse, Temperament und ein wenig die Skrupellosigkeit des geborenen Genußmenschen und Abenteurers, um in Zeiten der Ruhe fast die klassische Schönheit eines alten Römers anzunehmen. Überflüssig zu sagen, daß seine Kleidung von äußerster Kostbarkeit und auserwählter Sorgfalt war und in jeder Kleinigkeit verwöhnten Geschmack und einen erstklassigen Schneider erkennen ließ.

Ein gefährlicher Rivale, den ich gottlob nicht zu fürchten brauche, dachte der Hauptmann von Mellenthin, und ein unbewußt glückliches Lächeln umspielte seine Lippen, als er sich vorbeugte, um durch das Fenster zu spähen.

6.

Das Heim, das sich der Marquis am Oeresund, dem schmalen Wasserarm, der, zugleich den Hafen bildend, die Stadt in zwei ungleiche Teile auf den Inseln Seeland und Amager trennte, in einem gemieteten Schlößchen geschaffen hatte, war trotz der Improvisation und der übernommenen Einrichtung vom persönlichen Geist seines jetzigen Bewohners erfüllt.

Die Räume waren mit erlesenem Geschmack eingerichtet und nun durch kleine Kostbarkeiten aus den verschiedensten Ländern und Zeiten in einer Weise vervollständigt, die ebenso den Kunstsinn wie auch den Reichtum ihres Besitzers bewiesen. Eine kleine, glänzend geschulte Dienerschaft waltete unter der unauffälligen und meisterlichen Führung eines Haushofmeisters, der eine Zierde seines Standes war, ihres Amtes. Mit einem Augenwink, einem Stirnrunzeln und wenn es hoch kam, durch eine diskrete Handbewegung, dirigierte der hagere Mensch, der etwas seltsam Farbloses und Unwirkliches hatte, seine Untergebenen, die gleich ihm die rotschwarzen Wappenfarben der D'Avergnes tragend, im roten, reich mit Goldstickerei verzierten Frack, schwarzseidenen Eskarpins und weißen Strümpfen steckten.

Jürgen mußte sich gestehen, daß er von dem großartigen Zuschnitt dieses Haushaltes trotz aller durch Erzählungen genährten Erwartungen doch ein wenig überrascht war. Der Marquis schien sich nicht nur für einen vorübergehenden Aufenthalt eingerichtet zu haben, sondern so, als beabsichtigte er, bis an das Ende seiner Tage in Kopenhagen zu verweilen.

Wenn Jürgen ein Souper zu dreien erwartet hatte, so sah er sich enttäuscht. Eine kleine Gesellschaft von fünf Herren erwartete sie bereits, die er alle mehr oder weniger gut kannte, während sie Nils sehr vertraut begrüßten.

Dieser Duckmäuser, dachte Jürgen ein wenig ärgerlich, er scheint ja hier sehr intim zu sein. Welcher Magnet zieht ihn denn in diesen Kreis, den er sonst als langweilig bezeichnen würde, da jedes Frauenzimmer fehlt?

Zwanglos und ohne Aufenthalt nahm man an der Tafel Platz. Fürst Michael Dimitroff Woloschkin, Legationsrat der russischen Gesandtschaft, und Sir Percy Graham, sein Kollege von der englischen Vertretung, saßen nebeneinander an dem wohlgedeckten Tisch und ließen es sich friedlich plaudernd schmecken, als hätten sie nicht die geringste Ahnung von der neuerdings eingetretenen Spannung zwischen ihren beiden Ländern. Konferenzrat Hilden vom Kommerz-Kollegium, der schwedische Oberst Brigger und der preußische Legationssekretär von Miller ergänzten die Runde.

Man tat den Genüssen der reichhaltigen Tafel alle Ehre an und vergaß auch nicht, die Gläser fleißig zu leeren. Besonders Fürst Woloschkin sparte nicht mit Lob und fachmännischen Urteilen, zu denen er besonders befähigt schien, da seine wohlgenährte Körperlichkeit ihn als geborenen Gourmand erkennen ließ.

„Heilige Mutter von Kasan", gurgelte er entzückt in seinem schwerfälligen Französisch und verzog die wulstigen Lippen zu einem beifälligen Lächeln, „das ist ein Weinchen, besser trinkt man es auf der Krim auch nicht."

„Ihr Patriotismus ist bezaubernd, teuerster Fürst", meinte Sir Percy trocken, „aber Ihre Sachkenntnisse etwas lückenhaft."

„Nicht auf allen Gebieten!" parierte der dicke Russe unter dem Gelächter der übrigen mit gutmütigem Stolz. „Champagner kann man mir in einem Stalleimer vorsetzen und ich werde ihn nicht für Wasser trinken. Und was meine Zunge anbetrifft, so ist sie in Moskau dafür berühmt, daß ich jeden Kaviar mit verbundenen Augen ohne Irrtum zu bestimmen vermag. Dies ist nicht leicht, mein Verehrter, und bedarf jahrelanger Übung."

„Fameux, wir werden Sie dann auf die Probe stellen", rief der Marquis. „Ich habe eine frische Sendung erhalten und brenne auf Ihr Urteil."

Woloschkin nickte, da er den Mund so voll hatte, daß er kein Wort herauszubringen vermochte. Er schluckte und kaute, und sein rotes rundes Gesicht mit dem buschigen Backenbart glänzte vor Wohlbehagen.

„Neue Nachrichten aus Tilsit?" fragte der Marquis lässig und nahm sich einen Löffel der Burgundersoße, die er mit liebevoller Aufmerksamkeit auf das Fleisch träufelte.

Ihm beim Essen zuzusehen war ein ästhetisches Vergnügen, während sich Woloschkin fast wie ein Mann aus den Steppen Asiens benahm, der noch nicht oft an einer europäischen Tafel Platz genommen hatte.

„Ich fürchte, Ihre Gefühle zu verletzen, Marquis, wenn ich etwas verraten würde", meinte er schlau und lud sich den Teller erneut voll.

Pierre d'Avergne lächelte überlegen.

„Ich bin nur neugierig, wie lange die Freundschaft zwischen Zar Alexander und Napoleon halten wird. Bis jetzt hat es noch jeder bereut, der sich mit diesem blutdürstigen und hinterlistigen Tiger eingelassen hat."

„Sehr wahr!" stimmte Sir Percy nachdrücklich bei und tupfte sich mit der Serviette die dünnen, strengen Lippen ab. „Ihr Kaiser hat sich ohne Notwendigkeit auf ein gefährliches Abenteuer begeben, dessen Folgen seine Untertanen noch empfindlich spüren werden."

„Nennen Sie einen verlorenen Krieg keine Notwendigkeit?" fragte der Fürst böse.

Der englische Legationsrat lächelte boshaft. „Für einen Friedensschluß ja, für ein Bündnis nicht ohne weiteres", erklärte er bissig und suchte sich mit aufreizender Sorgfalt das schönste Stück von der dargereichten Platte aus.

In Woloschkins leicht geschlitzte Augen kam ein zorniges Funkeln.

„Wer spricht von einem Bündnis?" forschte er drohend und hantierte mit der Gabel, als wollte er jemand aufspießen. „Nicht der Schatten eines Beweises existiert für diese absurde Annahme. Es ist ein bloßes Geschwätz, das üble Subjekte geflissentlich verbreiten, um ihre eigenen dunklen Pläne damit zu fördern."

Er sah den Engländer bezeichnend an, der sich davon nicht stören ließ und freundlich nickte.

„Demnach hat man sich im Pavillon auf der Memel nur über das Wetter und den gemeinsamen Friedenswillen unterhalten", sagte er höhnisch und aufreizend zustimmend. „Ich dachte es mir sofort."

Woloschkin schoß das Blut in den Kopf.

„Und wenn es anders wäre, Monsieur", rief er wütend, „dann könnte Ihre Regierung das größte Verdienst für sich in Anspruch nehmen! Haben Sie nicht im entscheidenden Augenblick uns die Mittel für eine weitere Kriegführung verweigert und uns die Anleihe von sechs Millionen Pfund, die wir von England erbaten, versagt?"

Sir Percy wechselte die Farbe und runzelte die Stirn. Jetzt war es an ihm, sich zu ärgern, da er die Wahrheit dieser Worte nicht zu entkräften vermochte und überdies Zweifel empfand, ob man sich dabei richtig verhalten habe.

„Man vergißt nur, daß auch Großbritanniens Schatzkammern nicht unerschöpflich sind", grollte er zornig. „Dennoch ist unsere Großzügigkeit verbündeten Nationen gegenüber sprichwörtlich."

Der Russe kicherte vergnügt und trieb seinen Gegner weiter in die Enge.

„Wenn man den Reichtum aller Völker an sich bringt, ist es leicht, ihnen einige Brocken in Form von Subsidien zurückzugeben", philosophierte er mit fettglänzenden Lippen. „Die Klugheit rät, nicht zu gierig zu sein, sonst kann man alles wieder verlieren. Sie hingegen brauchen zu Ihrem Glück sogar die wenigen russischen Kauffahrer, die Sie im Kanal gekapert haben. Ihre unmotivierte und sture Verweigerung der Freigabe hat in Moskau ernstlich verstimmt. So handelt man nicht gegen einen ehemaligen Verbündeten von der Macht und Größe meines erhabenen Herrschers, dem Gott noch ein langes erfolgreiches Leben schenken möge."

Sir Percy knurrte etwas, das bestimmt kein Segenswunsch war, aber ein bittender und mahnender Blick des Gastgebers zwang ihn, seine Meinung für sich zu behalten.

„Bedauerlich, wenn man diesen Fehler gemacht haben sollte", mischte sich der Marquis gewandt in die Auseinandersetzung, ehe sie eine nicht wieder gut zu machende Schärfe erreicht hatte. „Leider scheint nicht nur der Frieden geschlossen, sondern es scheinen auch Abmachungen getroffen

worden zu sein, die den Keim zu neuen Konflikten in sich tragen. Als Freund des Friedens beklage ich es, daß Napoleon diesen Vorteil erreichen konnte, da er nur den schlechtesten Gebrauch davon machen wird."

„Erbarmen, Marquis, Erbarmen!" bat der Russe erschrocken, da er gewahrte, daß alle fertig waren und nur noch auf ihn warteten. Er lud die Gabel voll und führte sie zum Mund, um kauend zu schließen: „Erwarten Sie kein weiteres Dementi und geben Sie sich mit dem Gesagten zufrieden. Und nun nichts mehr von Politik, ich muß mich eilen. Wir versäumen die Zeit, ich brenne darauf, Sir Percy zu schädigen."

Der Engländer hob den langen, kantigen Schädel.

„Wollen Sie etwa die Subsidien bei mir kassieren?" fragte er aufstehend und reckte seine dürre Gestalt, um drohend unter dem Lachen der anderen zu endigen: „Ich werde Ihnen noch den letzten Rubel abnehmen!"

„Ho, sprechen Sie so mit einem armen Russen!" schrie der Fürst im komischen Zorn und ließ ohne Zögern die Tafel samt seinem noch halbgefüllten Teller im Stich. „Das fordert Rache! Marquis, zögern wir nicht länger, ich will doch sehen, wem Fortuna diesmal hold ist."

Pierre d'Avergne sah seine Gäste an, die sich nun in einer kleinen zwanglosen Gruppe am Kamin zusammenfanden.

„Sie sind eine fürchterliche Spielratte, Fürst", murmelte er unschlüssig. „Muß das jedesmal Ihr Dessert sein?"

„Muß!" nickte Woloschkin störrisch. „Ich brauche es zu meiner Gesundheit. Bei meinem Embonpoint, tausend Donner, nichts bringt das Blut besser in Wallung als ein kleines Spielchen, und nichts löscht den Brand der Leidenschaft besser als eisgekühlter Champagner. Allons, Sir Percy, wenn Sie noch Mut haben!"

Er packte den langen, dürren Engländer am Arm und schleppte ihn mit wehenden Frackschößen durch die Tür, die ein Diener weit öffnete.

Der Marquis seufzte und sah seine Gäste um Entschuldigung bittend an.

„Messieurs, tue ein jeder, was er will", erklärte er melancholisch. „Unser Freund ist unverbesserlich, Sie kennen ihn und brauchen nicht gewarnt zu werden. Es ist nicht notwendig, daß Sie sich am Spiel beteiligen. Beschäftigen Sie sich nach Ihrem Belieben und verfügen Sie über mein Haus —"

„Marquis!" scholl die heisere Stimme des Russen von nebenan. „Messieurs, wo bleiben Sie denn?"

D'Avergne breitete beide Hände aus und verbeugte sich leicht.

„Pardon, Sie entschuldigen mich für eine Weile", schloß er lächelnd. „Sonst wird Woloschkin noch ernstlich wild."

Jürgen sah sich in der Runde um und wußte genug. Der Spielteufel hatte sie alle in den Krallen. Oberst Brigger war schon an der Tür, Konferenzrat Hilden nickte so freudig zustimmend, daß ihm der wohlgepflegte Zopf wackelte, von dem ihn gleich vielen anderen bis jetzt keine neue gegenteilige Mode abgebracht hatte, und von Miller erklärte, daß man den Fürsten schon zur Ruhe bringen werde.

Nun, jeder mußte selbst wissen, was richtig war. Es war auch nicht seine Sache, eine Predigt gegen die Karten zu halten, denn er schätzte selbst ein Spiel in vernünftigen Grenzen, ohne allerdings eine besondere Leidenschaft dafür zu empfinden.

Aber es war seine Pflicht, auf Nils zu achten, dessen Wohl ihm am Herzen lag und der leider dazu neigte, die Besinnung gründlich zu verlieren. Er erwischte ihn, dessen Augen schon verräterisch glänzten, gerade noch im letzten Augenblick und zog ihn trotz seines Sträubens unauffällig zurück, indes die anderen vollzählig im Spielzimmer verschwanden.

„Was wird hier eigentlich gespielt?" fragte er harmlos, nachdem er den Diener fortgeschickt hatte.

„Pharao!" antwortete Nils und wippte vor Ungeduld auf den Zehenspitzen.

„Hm, ich beginne zu begreifen, weshalb du neuerdings zu den Intimen dieses Hauses gehörst. In welcher Höhe brauche ich wohl in Anbetracht der Teilnehmer dieser wohltätigen Sitzungen nicht zu fragen."

„Erträglich, Herr Magister, man braucht ja nicht jeden verrückten Satz mitzumachen", war die gereizte Antwort.

Jürgen nickte und legte dem Freund die Hand auf die Schulter.

„Nils, wir brauchen uns doch keine Geschichten zu erzählen", mahnte er warm und herzlich. „Du hast dir die Finger schon einige Male gehörig verbrannt. Ich hatte gehofft, es würde dir eine Lehre sein. Hast du viel verloren?"

„Erträglich", meinte der andere lässig. „Bis jetzt tut es nicht weh."

„Dann, laß es genug sein. Wir wollen noch ein wenig warten und uns dann in einem günstigen Augenblick verdrücken."

Nils zuckte störrisch die Schultern.

„Ich sehe keinen Grund dazu, außerdem würde es albern aussehen. Du behandelst mich wie einen kleinen Jungen, der nicht weiß, was er tut. Du bist nicht mein Vormund!"

„Nein, aber dein Freund!" erwiderte Jürgen eindringlich. „Denke an Bettina, an deinen Onkel, und laß diese verdammte Spielerei, die dich eines Tages vollständig ruinieren und unglücklich machen wird."

Der Graf Nordenfjeld stand eine Sekunde regungslos und starrte in eine Ecke des großen Speisezimmers, als bestände er einen harten Kampf zwischen Leidenschaft und Vernunft.

„Ich will meine dreihundert Taler wiederhaben", murrte er dann wütend und stampfte mit dem Fuß auf. „Soll ich sie etwa diesen verdammten Kerlen lassen, für die sie nur eine lächerliche Bagatelle sind? — Nein, komm, Lieber, ich fühle, daß ich heute Glück habe."

Mit einem schroffen Ruck schüttelte er die haltende Hand ab und stürmte davon.

Der Hauptmann von Mellenthin ballte die Faust und sah einen Augenblick wie jemand aus, der verzweifelt Lust hatte, seinen Willen mit Gewalt durchzusetzen. Schließlich betrat er mit zusammengebissenen Zähnen und grimmig gefurchter Stirn ebenfalls das Spielzimmer.

7.

Fürst Michael Dimitri Woloschkin tat zwei Stunden etwas, das jeden normalen Sterblichen physisch und psychisch umgebracht hätte. Er soff den eisgekühlten Champagner wie Wasser und verspielte als Bankhalter ein kleines Vermögen, sein Tun dabei mit leidenschaftlichen Ausbrüchen begleitend, die nicht dem verlorenen Geld galten, sondern nur dem Glück, das ihn so hartnäckig und hinterlistig narrte.

„Ah, ich werde es zwingen!" brüllte er und seine plumpen Finger schlugen die Karten mit wachsender Schnelligkeit auf. „Diable, fünfhundert für Sie, Marquis — zweihundert für Sie, Colonel — jetzt kommt die Chance —" Klirrend und raschelnd wechselten Gold und Banknoten ihre Besitzer. „Messieurs, jetzt hat die Bank das Wort — fünfzig für mich, Graf, Ihr Pech ist heute schändlich, aber trösten Sie sich mit mir — Das war der Anfang, nun kommt der große Schlag —!"

Die Karte flatterte auf den grünen Filz des Spieltisches.

Eine Sekunde Stille.

„Zweitausend für mich", bemerkte Sir Percy phlegmatisch und legte den dürren Zeigefinger auf das dritte Blatt seines Buches.

Woloschkins Gesicht färbte sich zur Röte eines Schlaganfalles, er zischte einen gemeinen russischen Fluch, den zum Glück niemand verstand, überflog mit blutunterlaufenen Augen sein kärgliches Geldhäufchen und griff zum saffianledernen Taschenbuch, um eine Seite zu bekritzeln und sie dem anderen zu überreichen.

„Merci", meinte der Engländer freundlich und verleibte den Zettel mit dem zerfetzten Rand seiner reichhaltigen Sammlung ein.

„Wie es Ihnen beliebt", antwortete der Russe gereizt und schlug ein Kreuz. „Ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, der heilige Gregor wird mir beistehen. — Aber diese Pechsträhne muß unterbrochen werden — Ich gebe die Bank ab — Schändliche Hitze, auf mein Wort, ich bin wie aus dem Wasser gezogen."

Jürgen, der eine Weile bescheiden mitgehalten hatte und augenblicklich nur den aufmerksamen Beobachter darstellte, schüttelte nachdenklich den Kopf.

Auch wenn man nur zusah, brauchte man sich nicht zu langweilen. Das Spiel entblößte die Seelen, die Menschen verrieten sich. Nackt und unverhüllt traten ihre Leidenschaften, Fehler und Schwächen hervor. Aber auch das Gegenteil geschah, einige trugen einen Panzer, den nichts zu beeinträchtigen schien.

Sonderbarerweise war, ganz im Gegensatz zu vielen seiner Landsleute, der Marquis der kälteste und beherrschteste Spieler, während es der Engländer ihm zwar meist gleich tat, sich aber zuweilen beim Gewinnen oder Bezahlen durch ein gieriges oder zorniges Funkeln seiner Augen bloßstellte. Der Oberst fluchte oder hielt kleine Selbstgespräche auf Schwedisch, der Legationssekretär von Miller biß sich vor Aufregung in die Fingerknöchel, ließ aber eine disziplinierte Vorsicht nie außer acht, und der Konferenzrat entwickelte ein Mienenspiel, als trete er abwechselnd als Hauptdarsteller in einer Tragödie oder Komödie auf. Dem Fürsten war der Verlust als solcher völlig gleichgültig, er erregte sich nur darüber, daß seine primitive Brutalität, die sonst immer zum Ziel führen mochte, hier versagte und sich einer stärkeren Macht beugen mußte.

Nils Nordenfjeld hingegen zeigte, daß er hart um seine Fassung ringen mußte, wenn die Karten immer wieder gegen ihn entschieden. Er war bleich, und seine Augen verrieten den fanatischen Schimmer eines Menschen, der sich langsam, aber unausweichlich dem Augenblick näherte, da er jede Überlegung verlor, um blindlings und toll alles zu wagen.

Jürgen gewahrte es mit äußerster Besorgnis, denn auch sein nochmaliger Versuch war schroff zurückgewiesen worden. Jetzt übernahm der Marquis die Bank, und seine erste Handlung bestand darin, Nils, dessen geringe Barmittel längst erschöpft waren, gegen einen Schuldschein fünfhundert Taler zu überlassen.

Jürgen zuckte es in allen Gliedern, gegen diesen Wahnsinn zu protestieren. Von seinen normalen Einnahmen konnte Nils solche Beträge niemals abdecken, und das Zerwürfnis mit dem Oheim ließ ihn für die nächste Zeit mindestens keinen außergewöhnlichen Zuschuß erwarten. Graf Schimmelmann war kein Unmensch, diesmal aber ernstlich erzürnt, und die beiderseitigen Beziehungen hatten einen sehr kritischen Punkt erreicht. Nils stand vor einer Katastrophe, die ihn alles kosten konnte, wenn er dem Onkel jetzt mit neuen Geldforderungen kam und diese überdies mit hohen Spielverlusten begründen mußte, anstatt, wie verlangt, endlich einmal sparsam hauszuhalten.

Jürgen überlegte angestrengt und suchte vergeblich nach einer rettenden Lösung, während er die Männer an dem runden Spieltisch unter dem schimmernden gläsernen Lüster mit seinen zahlreichen Wachskerzen betrachtete, deren Flammen zuweilen unruhig zuckten.

Halblaute Ausrufe unterbrachen das Klirren des Goldes und das Rascheln der Banknoten. Auf geräuschlosen Sohlen glitt der Diener mit unbewegtem Gesicht von Platz zu Platz und füllte immer wieder die Champagnerkelche. Sein Schatten wanderte unheimlich und bizarr an der seidenen Tapete entlang. Man konnte meinen, der Teufel selbst husche durch den Raum auf der Jagd nach den armen Seelen, die ihm seine getreuen Gehilfen Spiel und Alkohol zuführten.

Nils begann unmäßig zu trinken, um seine Erregung zu betäuben. Das häßliche, rote Gesicht des Russen glühte, mit einem heiseren Ausruf begrüßte er einen unerwarteten Gewinn. Die schmalen, gepflegten Finger des Marquis mischten und schlugen die Karten mit unglaublicher Gewandtheit auf. Stets guter Laune und unberührt von Verlust oder Gewinn begleitete er das Spiel mit scherzhaften Bemerkungen, und die Göttin des Glückes beschenkte ihn reichlich dafür. Oberst Briggers hageres Nußknackergesicht war finster wie die Nacht, und Konferenzrat Hilden wischte sich unaufhörlich den Schweiß von der Stirn.

Die Stimmung war gefährlich und unheilschwanger geworden. Schwül und stickig lag die Luft im Raum, erwärmt und erfüllt vom Duft der Kerzen und dem Rauch des Tabaks. Die Sätze steigerten sich sprunghaft, Leidenschaft und Gier übernahmen restlos die Herrschaft. Nils hatte längst alles verspielt und mehrere weitere Schuldscheine über noch höhere Beträge waren zu Pierre d'Avergne gewandert, der mit der größten Liebenswürdigkeit und ohne Zögern jede neue Forderung erfüllte.

Jürgen litt es nicht mehr auf seinem Platz. Er benutzte den Augenblick, da die kostbare Rokokouhr auf dem Kaminrand mit silberhellen Schlägen die Mitternachtsstunde verkündete.

„Zwölf Uhr Messieurs!" erklärte er gähnend, als ob er sich kaum noch munter halten könnte. „Wollen wir nicht aufhören?"

„Pah, es geht ja erst los!" schrie der Russe wütend.

„Setzen Sie, Monsieur, und die Schläfrigkeit wird Ihnen sofort vergehen."

„Nils, du hast morgen schwierige Arbeiten zu erledigen", sagte Jürgen finster und faßte die Schulter des Freundes mit hartem und mahnendem Griff. „Komm, laß uns gehen!"

Graf Nordenfjeld streifte mit einem scharfen Ruck die lästige Hand ab.

„Narrheit", keuchte er heiser. „Ich halte dich nicht, verschone mich gefälligst!"

Der Marquis hielt inne und sah lässig auf.

„Lassen Sie sich von uns nicht beirren, Graf", meinte er mit gutmütiger Ironie. „Wenn Sie Herrn von Mellenthin begleiten wollen —"

Nils' Gesicht rötete sich von einer aufschießenden Blutwelle.

„Merci, Marquis, ich weiß allein, was ich zu tun habe. Fünfzig auf den Coeurbuben und hundert auf die Dame!"

Jürgen biß sich auf die Lippen, daß er einen salzigen Geschmack zu spüren meinte, und trat zurück. Im Begriff, zum Kamin zu gehen, berührte sein Fuß ein nachgiebiges, leise raschelndes Etwas, das ein Stück vom Tisch entfernt auf dem Teppich lag. Er bückte sich, mehr dankbar für diese kleine Ablenkung als seines Tuns klar bewußt, und hob

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5

den winzigen Papierknäuel auf, der vermutlich nichts weiter als einer der Schuldscheine war, die jetzt im zunehmenden Maße von Hand zu Hand gingen, um vielleicht in der nächsten Minute zurückgewonnen, seinen Wert sofort zu verlieren. Der Narr, dem dies geschehen war, hatte ihn einfach weggeworfen, anstatt ihn sorgsam zu vernichten.

Er entfaltete ihn gleichgültig und entzifferte nicht ohne Mühe die einzige mit einem Bleistift auf Französisch geschriebene Zeile.

Seine Züge nahmen einen erstaunten Ausdruck an. Er sah schnell auf, während er unwillkürlich die Hand schloß. Niemand schien etwas bemerkt zu haben. Die Spieler waren nur mit ihrem Tun beschäftigt, und der Haushofmeister drehte ihm den Rücken zu und füllte gerade die Gläser auf dem Serviertisch an der gegenüberliegenden Wand.

Es war kein Schuldschein, sondern dies:

„I. ist ein Krösus, sein einziger Bezwinger ist der Alkohol."

Der Hauptmann von Mellenthin drehte sich herum und las es noch einmal im Schutz seiner breiten Schultern, um dann verständnislos den Kopf zu schütteln und nachzudenken, während er den Zettel unauffällig in einer Tasche seiner Uniform barg, ohne recht zu wissen weshalb. Er folgte ganz einfach einem sinnlosen Drang, ihn von niemand in seiner Hand erblicken zu lassen.

Was sollte das bedeuten?

In schlechter Gesellschaft vielleicht, daß ein Spieler einem anderen einen Wink zukommen lassen wollte, daß ein dritter eine Achillesferse besäße, die es auszunutzen gelte. Aber hier, unter diesen Personen, war eine solche Annahme absurd. Nein, da war die Deutung schon richtiger und vernünftiger, daß jemand seine Erregung in einer müßigen Bemerkung abreagiert hatte, die nicht ohne boshaften Witz war.

Wer sollte überhaupt mit I. gemeint sein?

Keiner der Anwesenden trug einen Namen, der mit diesen Buchstaben begann. Und reich waren mindestens vier von ihnen, wenn man sich selbst, Nils und vielleicht Herrn von Miller ausschloß, über dessen Verhältnisse er nicht unterrichtet war. Also hatte es keinen Sinn, sich noch länger mit dieser läppischen Angelegenheit abzugeben, besonders wenn man andere und ernstere Sorgen hatte.

Er änderte seine Absicht und kehrte mit finsterer Miene zum Platz neben dem Freund zurück.

8.

Eine knappe Stunde später hatte der Graf Nordenfjeld rund dreitausend Taler verloren und zog den Schreibstift, um einen neuen Schuldschein über eintausend Taler auszufertigen, die der Marquis, der fast alles von ihm gewonnen hatte, bereits gleichgültig aufzuzählen begann.

Jürgen überlegte rasend schnell. Wenn er jetzt nicht entscheidend eingriff, dann stieg Nils Verlust ins ungemessene. In einer Stunde mochten es ebenso gut fünf- wie zehntausend Reichsbanktaler sein. Zureden hatte keinen Zweck mit der zunehmenden Trunkenheit wurde Nils immer störrischer und feindseliger, als zwinge ihn eine fremde unheimliche Gewalt zur Selbstvernichtung. Seine Wut schien sich seltsamerweise mehr und mehr gegen den unbequemen Mahner und Warner zu richten als gegen die Personen, die an seinem Unglück schuld waren. Daß Jürgen, der sich wieder beteiligt hatte, einen wenn auch nicht bedeutenden Gewinn verzeichnete, steigerte seinen Groll nur noch.

Der Hauptmann von Mellenthin hätte ihn am liebsten mit Gewalt vom Spieltisch entfernt. Aber er durfte den anderen kein derartiges Schauspiel bieten, den Freund nicht bloßstellen und wie ein dummes Kind behandeln, das von einem Älteren und Klügeren geführt werden mußte. Aber Nils hatte sich auch noch niemals so wahnwitzig betragen, fast konnte man heute meinen, er hätte den Verstand verloren.

Jürgen dachte an Bettina. Er sah ihr Gesicht förmlich vor sich, ihre vorwurfsvollen Augen sahen ihn an, sie weiteten sich vor Entsetzen, füllten sich mit Tränen —

Er stieß den Stuhl zurück, schritt um den Tisch und beugte sich zum Marquis herunter, der ein Bündel Banknoten glättete.

„Marquis, ich beschwöre Sie", raunte er ihm drängend ins Ohr, „beendigen Sie das Spiel, Nordenfjeld ist betrunken und nicht mehr Herr seiner Sinne!"

D'Avergne wandte den Kopf und sah ihn unschlüssig an, dann zuckte ein Blitz des Verständnisses in seinen Augen auf. Mit einem Gähnen warf er die Scheine vor sich auf den Tisch, anstatt sie dem Grafen zu reichen.

„Machen wir Schluß, Messieurs", schlug er vor und erhob sich von seinem Sitz. „Ein andermal, lieber Graf, heute ist es wohl genug. Das ist kein Vergnügen mehr, sondern eine Folter. Ich bin so steif, als hätte man mich in eine Streckbank gespannt. Gehen wir hinüber und essen wir noch eine Kleinigkeit. Fürst, jetzt kommt der Kaviar und die angekündigte Gaumenprobe —"

„Einen Augenblick, s'il vous plait!" rief Nils heiser und zog sich langsam und schwankend mit dunkelgerötetem Gesicht und glasigen Augen hoch. „Hat Ihnen Herr von Mellenthin diesen Rat gegeben, Marquis?"

Alle hielten unwillkürlich in ihren Bewegungen inne und sahen beim Klang dieser drohenden Stimme nach dem Sprecher.

Pierre d'Avergne biß sich auf die Lippen, verlor aber nicht die Fassung.

„Mon cher comte, einer der Grundsätze dieses Hauses ist es, seine Gäste zu nichts zu zwingen und jeden nach seiner Fasson selig werden zu lassen. Messieurs, ich füge mich jedem Spruch, wäre aber wirklich dankbar, wenn wir aufhören würden."

Er blickte fragend die Anwesenden an, die noch zögerten.

„Mir ist alles recht , bemerkte der Oberst Brigger gleichgültig, indes Fürst Woloschkin so betrunken war, daß er nur einige lallende Worte auszustoßen vermochte, deren Sinn gänzlich dunkel blieb.

„Ich bin dafür, die Partie zu beendigen", meinte Herr von Miller ruhig und entschieden. „Die Schlacht ist vorüber, gehen wir, uns zu stärken."

Konferenzrat Hilden überschlug seinen Verlust und sagte seufzend, daß er der gleichen Ansicht wäre, sich aber der Mehrheit fügen wolle.

Sir Percy, der spielerisch Goldstücke zu einer fehlerlosen Pyramide aufeinandertürmte, schüttelte störrisch den Kopf und blieb ruhig sitzen.

„Ich bin für das Gegenteil", erklärte er kühl und mit einer Zähigkeit, die weder die seelische Anstrengung noch der genossene Alkohol beeinträchtigt hatte. „Weshalb im schönsten Augenblick abbrechen? — Schließen wir einen Kompromiß, eine Stunde noch und dann mag es genug sein."

Jürgen sah den Engländer, der ihm alles zunichte zu machen drohte, nicht gerade freundlich an.

„Graf Nordenfjeld und mich entschuldigen Sie dann wohl, Messieurs", sagte er liebenswürdig. „Wir sind müde und werden uns verabschieden."

Er legte seine Hand leicht auf den Arm des Freundes und raunte ihm leise und beschwörend zu: „Komm, Nils, sei vernünftig!"

Aber der Legationssekretär Graf Nordenfjeld war nicht mehr in der Lage, auf Regungen seines Verstandes oder auf die Stimme der Freundschaft zu hören. Die Vernunft war längst besiegt und unterjocht von dem überreich genossenen Champagner, der ihm den Blick für die Wirklichkeit genommen und blind für alle Gefahren gemacht hatte. Übriggeblieben war nur noch eine dumpfe, wahnsinnige Wut gegen das Schicksal, das ausgerechnet ihn so vernichtend narrte, der ein wenig Glück notwendiger als alle anderen gebraucht hätte. Er haßte sie vom ersten bis zum letzten in dieser Sekunde, die ihn mit schlecht verhehltem Mitleid betrachteten, und sein blinder, haßvoller Zorn wandte sich in selbstzerstörerischer, qualvoller Aufwallung vor allem gegen den Freund, der ihn bevormunden und an der Möglichkeit hindern wollte, den Verlust wieder einzuholen. Und dieser sinnlose Erregungszustand schien gefördert und gelenkt von einer fremden, rätselhaften Macht, die seinen Körper beherrschte. Wie ein eiserner Reif lag es um die Stirn, das Blut jagte durch die Adern, sein ganzer Organismus befand sich in Aufruhr.

„Merci, ich brauche keine Gouvernante", lallte er und ließ sich schwer auf den Stuhl zurückfallen, da ihn seine Beine nicht mehr trugen. „Geh zum Teufel und laß mich endlich mit deinem Gewäsch in Ruhe!"

Jürgen von Mellenthin ballte die Fäuste und zwang sich schwer atmend zur Ruhe. Er dachte nicht an Nachgeben. Nein, so faßte er die Freundschaft nicht auf, so leicht kapitulierte er nicht vor Schwierigkeiten.

„Marquis, einige der Anwesenden sind betrunken und nicht mehr in der Lage, dem Spiel zu folgen" wandte er sich mit einer Verbeugung kalt gegen den Franzosen. „Ich bitte um Ihr Eingreifen als Hausherr."

Pierre d'Avergnes Stirn rötete sich. Ehe er aber zu einer Erwiderung dieser sehr deutlichen und freimütigen Äußerung kommen konnte, war der Graf Nordenfjeld mit einem wütenden Schrei aufgesprungen.

„Betrunken?!" schrie er völlig außer sich und stieß den Stuhl polternd um. „Du wagst es — — Herr von Mellenthin, nannten Sie mich betrunken?!"

Jürgen sah ihn prüfend an. Gut, dachte er kaltblütig, und die Gefährlichkeit der Situation klar erkennend, wenn es denn nicht anders geht, dann eben um diesen Preis. Aber zwingen werde ich dich und dir eine Lehre erteilen, die dich für alle Zeiten von dieser verdammten Leidenschaft heilen wird. Magst du auch jetzt gegen mich rasen, der Augenblick wird kommen, da du begreifst, daß ich stets nur dein Bestes im Auge habe.

„Ich nannte zwar nicht deinen Namen", antwortete er maßvoll und beherrscht, „und beabsichtige auch nicht, dich zu beleidigen. Ich fürchte aber, du bist wirklich nicht mehr Herr deiner Sinne und solltest jetzt lieber nicht mehr trinken und spielen."

„Weichen Sie mir nicht feige aus, Herr von Mellenthin!" keuchte Nils mit stieren Augen und faßte ihn rauh an der Brust. „Antworten Sie, bin ich betrunken oder nicht?"

Jürgen faßte die Finger, die sich in seinen Uniformrock krallten, und versuchte sie zu lösen. Es entstand ein leichtes Ringen, und ehe noch die Herbeieilenden wußten, wie es geschah, schlug der Graf Nordenfjeld dem Hauptmann von Mellenthin ins Gesicht.

Jürgen sah einen Augenblick rot. Vor seinen Augen wallten und zogen Schleier, in denen das Gesicht des Mannes als höhnische Fratze hin- und herzuschwanken schien, den er bis jetzt Freund genannt hatte. Die getroffene Wange brannte. Er kam erst wieder richtig zu sich, als er die haltenden Hände spürte und beschwichtigende Worte an sein Ohr drangen.

„Genug Messieurs!" Sagte er grimmig und befreite sich mit einem Ruck. „Es ist nicht mehr notwendig. Sie werden von mir hören, Graf!"

Die Arme über der Brust verschränkt, verfolgte er unbewegt wie eine Figur aus Stein, wie Herr von Miller und Oberst Brigger halb mit Gewalt den Grafen Nordenfjeld aus dem Zimmer führten, der kaum noch aufrecht zu stehen vermochte.

Fürst Woloschkin erhob sich taumelnd, faßte nach einem Halt und fiel gegen den Diener, der sein Tablett trotz verzweifelter Bemühungen nicht mehr retten konnte. Klirrend und splitternd zerschellten die Champagnerkelche auf dem Boden, schmetternd folgte im weiten Bogen das schwere, silberne Tablett, das der Russe mit einem Fausthieb dem Diener aus der Hand schlug.

„Weg, Hundeseele!" gurgelte er und kam auf Jürgen zugewankt.

„Bruderherz", schluchzte er mit hellen Tränen in den verquollenen Augen und fiel ihm um den Hals, um ihn trotz seines Sträubens auf beide Wangen zu küssen. „Brüderchen, wir sind alle arme Sünder — Brüderchen, war das notwendig?"

Jürgen drängte den Trunkenen ein wenig von sich und hielt ihn gleichzeitig, da er zusammenzuknicken drohte.

„Das wird die Zukunft erweisen, mon prince", antwortete er ernsthaft und blickte in dieses bärtige, ebenso gutmütige wie brutale Gesicht mit einer Aufmerksamkeit, als könnte ihm der andere diese Frage an das Schicksal beantworten.

9.

Am Nachmittag des nächsten Tages strebte der Hauptmann von Mellenthin hastig seiner Wohnung zu. Unerträglich langsam waren ihm die Stunden auf der Kommandantur vergangen, und gewaltsam hatte er sich zu der nötigen Aufmerksamkeit für seine dienstlichen Obliegenheiten zwingen müssen.

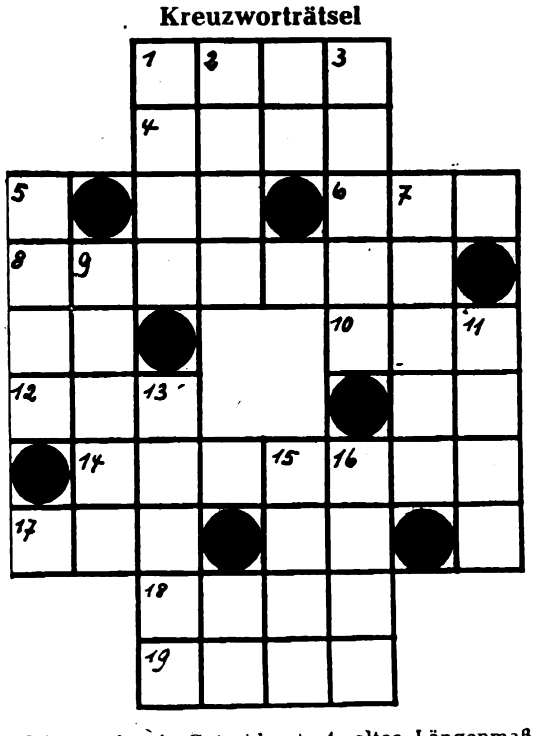
Der Zusammenstoß mit dem Freund quälte ihn, und mit einem geheimen Aufatmen begrüßte er das schmucke, kleine Haus mit den grünen Fensterläden und dem Efeu an den Wänden, das sich mit seinem schrägen roten Dach kaum über seine Nachbarn in der stillen Gasse nicht weit vom Hafen erhob. Hier bewohnte er seit Jahren bei einer ehrsamen Wittib den ersten Stock und hatte sich trotz seiner spartanischen Veranlagung doch behaglich eingerichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Mitteilung der Schriftleitung:
Der Bildbeitrag „Der Feind ist erkannt" in Folge 20 des „JB." stammt von Kriegsberichter Karl Graak. — Der Bildbeitrag „Die Residenz des Zuchthäuslers; ϟϟ-Fallschirmjäger springen ins Zentrum der Bandengruppen des Josip Broz" in Folge 26/44 stammt von ϟϟ-Kriegsberichter Kunzmann.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Getreideart, 4. altes Längenmaß, 6. Gebirge in Kleinasien, 8. afrikan. Wiederkäuer, 10. Schwur, 12. Wagenteil, 14. Raubvogel, 17. Eingang, 18. Straftat, 19. Fluß in Spanien. — Senkrecht: 1. Gewässer, 2. span. Feldherr, 3. Waschmittel, 5. Riese, 7. Damm, 9. Staat der USA, 11. italienisch: desgleichen, 13. Trockenvorrichtung, 15. Stadt in Oldenburg, 16. röm. Staatsmann.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Kasein Gewehr Kissen Midas Saßnitz Leichter Grasdecke Spinett Reigen Mantua Amsel Siwah Gesangsduett Genick Lahti Nennwert Indien Angina Nadir Hast sind je 3, aus dem letzten 4 aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Matth. Claudius ergeben.

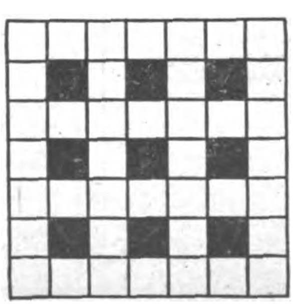
Silbenrätsel

Aus den Silben: a — a — au — bad — bie — ci — di — di — ei — fo — ga — ger — gno — graph — in — is — lam — le — nat — ne — nie — ri — ri — se — sin — sind — sow — ta — te — ter — to — tus — um sind 12 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

1. sowjetruss. Stadt am Don, 2. Hauptstadt von Lettland, 3. Insekt, 4. Berner Alpengipfel, 5. Religion, 6. röm. Geschichtsschreiber, 7. Erziehungsanstalt, 8. Orchesterwerk, 9. Fernschreiber, 10. Krankheitsfeststellung, 11. Zuhörerschaft, 12. sagenhafter Seefahrer.

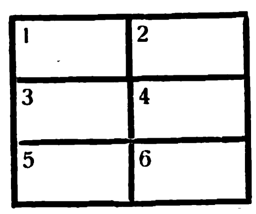
1 .... 7 ....
2 .... 8 ....
3 .... 9 ....
4 .... 10 ....
5 .... 11 ....
6 .... 12 ....

Viereck



Die Buchstaben: a a a a e e e e e e e f f f f f f f f h h i i l l o o p p r r r r r t t u u sind so in die Felder zu ordnen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Strom in Vorderasien, 2. Gewürz, 3. italien Maler 4. Alpenbewohner

Silbenkreuz



1—2 verankertes Seezeichen
1—6 männl. Vorname
2—3 deutsche Universitätsstadt
3—4 Bezeichnung
4—5—3 arabische Universitätsstadt
5—6 Gründerin von Karthago

Zahlenrätsel

1 8 5 7 10 7 8	spanische Insel
2 8 4 4 10 7	Werkzeug
3 11 12 13 14 10 11 9	Einfluß
4 8 11 15 6 13 3 11 10	Saiteninstrument
5 10 6 16 14 13 12	altes Heldengedicht
6 15 10 11 16 8 13 15	deutsches Gebirge
7 2 3 11 6 9 10 7 6 17	Dickhäuter
8 9 8 13 10 10	Zierstrauch
9 14 10 7 3 1 2	Stadt in der Schweiz
6 12 12 3 9 3 10 7	militär. Dienstgrad

Die Anfangsbuchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines erloschenen Vulkans in Südamerika.

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Mais, 4. Elle, 6. Ida, 8. Giraffe, 10. Eid, 12. Rad, 14. Habicht, 17. Tor, 18. Reat, 19. Ebro. Senkrecht: 1. Meer, 2. Alba, 3. Seife, 5. Oger, 7. Deich, 9. Idaho, 11. dito, 13. Darre, 15. Idar, 16. Cato. ✱ **Kryptogramm:** Kaseln Gewehr Kissen Midas Sassnitz Leichter Grasdecke Spinett Reigen Mantua Amsel Siwah Gesangsduett Genick Lahti Nennwert Indien Angina Nadir Hast. „Sei gewiß, daß nichts dein Eigentum sei, was du nicht inwendig in dir hast." Matth. Claudius. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Asow, 2. Riga, 3. Biene, 4. Eiger, 5. Islam, 6. Tacitus, 7. Internat, 8. Sinfonie, 9. Telegraph, 10. Diagnose, 11. Auditorium, 12. Sindbad. „Arbeit ist das waermste Hemd." ✱ **Viereck:** Euphrat, Pfeffer, Raffael, Tiroler. ✱ **Silbenkreuz:** 1. BO, 2. JE, 3. NA, 4. ME, 5. DI, 6. DO. ✱ **Zahlenrätsel:** Cabrera, Hammer, Influenz, Mandoline, Beowulf, Odenwald, Rhinozeros, Azalee, Zuerich, Offizier. „Chimborazo."

„Musik

GEBOREN IN UNSERER LANDSCHAFT...«

Uraufführung eines Volksstückes um Josef Haydn von Curt von Lessen mit dem Autor in der Titelrolle im Deutschen Volkstheater in Wien.

„Bilder aus dem Leben eines großen Mannes" nennt Curt von Lessen das liebevoll durchgeführte Volksstück um den großen Komponisten, das den Titel „Der Kapellmeister seiner Durchlaucht" trägt. In den „Charakteristiken für Schauspieler" schildert der Autor den großen Tondichter als echtes Kind des Volkes: „Stets humorvoll und



Josef Haydn
nach einem Stich
von Mansfeld.

freundlich, niemals liebedienerisch. Streng in Erfüllung seiner Pflicht. In den Szenen mit seiner Frau ist er nicht böse, nur tief erbittert! Er hat da die Flinte ins Korn geworfen. Susi, seiner Schülerin, und Silvio ist er mit grenzenloser, väterlicher Liebe zugetan." Lessen spielt die Rolle mit feiner Zurückhaltung und leiht so einem Genius des deutschen Volkes volkstümliche Züge.



Nach der Probe bei Haydn im Schloß Esterhaza.

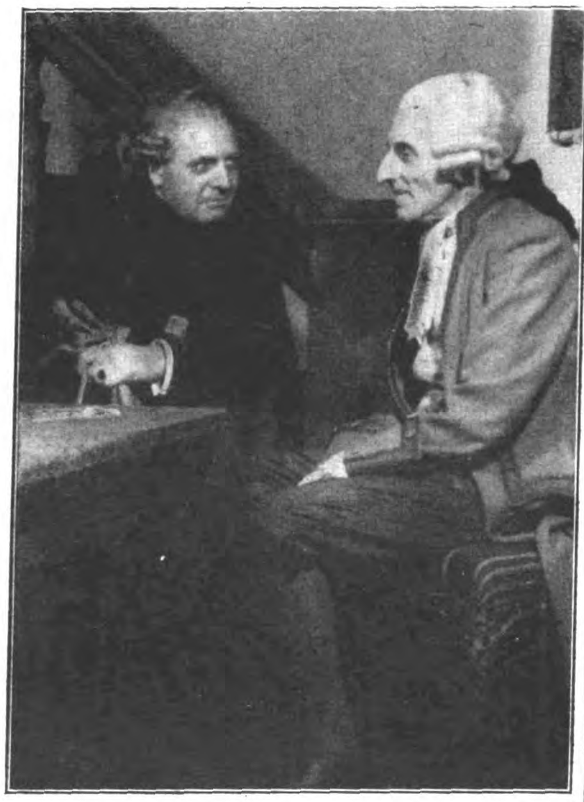
(Luigia Polzelli als Sängerin, ihr Gatte, die Musiker Luigi Tomasini, Burgsteiner, Weigl als Vortragende.)

Weigl (Spieß): „Für mich ist das Leben kein Honiglecken."

Haydn (v. Lessen): „Tröst dich, für mich auch net. Aber schön find' **ich's** doch."

Luigia (Hawel): „Müßt auch sehr öd sein, immer Honig lecken."

Bildbericht von Bruno Völkel (4); Kester (1).



Ein Gespräch über Geschmack und Geld.

Esterhazy (Alfred Kurth), der bei Haydn zum Besuch des Kaisers Ballettmusik bestellt: „Einen Grundsatz müssen wir festhalten. Nicht mit Wasser kochen! Denn wenn man wirkliche Kunst betreiben will, muß man den Mammon als Nebensache betrachten. Wer Geschmack hat, muß diese Ansicht haben, aber..."

Haydn: „... den Mammon hat er gewöhnlich nicht!"



Eheliche Debatte.

(Haydn kann ein Notenblatt nicht finden, das halb verbrannt in der Ecke liegt.)

Apollonia (Maria Waldner): („Ich hab's zum Haarwuckerlneindrehen g'nommen, mit dem Brenneisen, in der Früh. So ein' Tanz machen, wegen die paar dalkerten Noten..."

Haydn: „Wenn du die Hendeln und Gäns' herein lasserst ins Zimmer, die macherten **hier keine** solche Wirtschaft wie du."

Apollonia: „Lass' sie herein! Vielleicht regt dich ihr Geschnatter zu musikalischen Einfällen an... Der Weigl hat mir eh' erzählt, daß du in deiner Musik die Frösch' quaken laßt. Du kannst ebensogut die Gäns' und Hendeln hineinkomponieren."

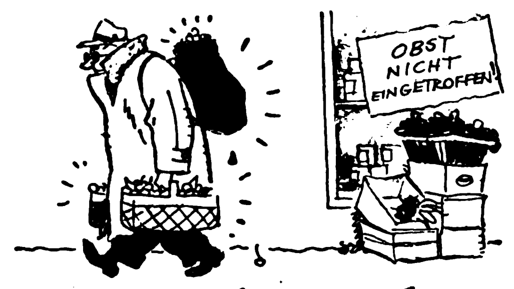
Haydn: „Vielleicht möchten die Zuhörer darüber lachen. **Wenn ich aber dein Gekreisch musikalisch nachmachen tät', würden sie alle aus dem Saal rennen...**"



Susi (Inge Konradi):

„Mein innigster Herzenswunsch wäre ein Lied, das ich jederzeit und überall sing', bis es alle Leut auf dieser Welt kennen müssen, das den Namen seines Schöpfers hintragen wird über alle Länder dieser Erde, das eines Tages — ein Welthymnus — hinauf zum Himmel brausen wird, ein jubelnder Freudenschrei, der alle Herzen aufs tiefste ergreift und erhebt: Das Hohelied unseres Joseph Haydn!

Haydn schlägt wie unter einer Eingebung die ersten Töne des Deutschlandliedes an.



An den unbeliebten Zeitgenossen, den Sie auch kennen...

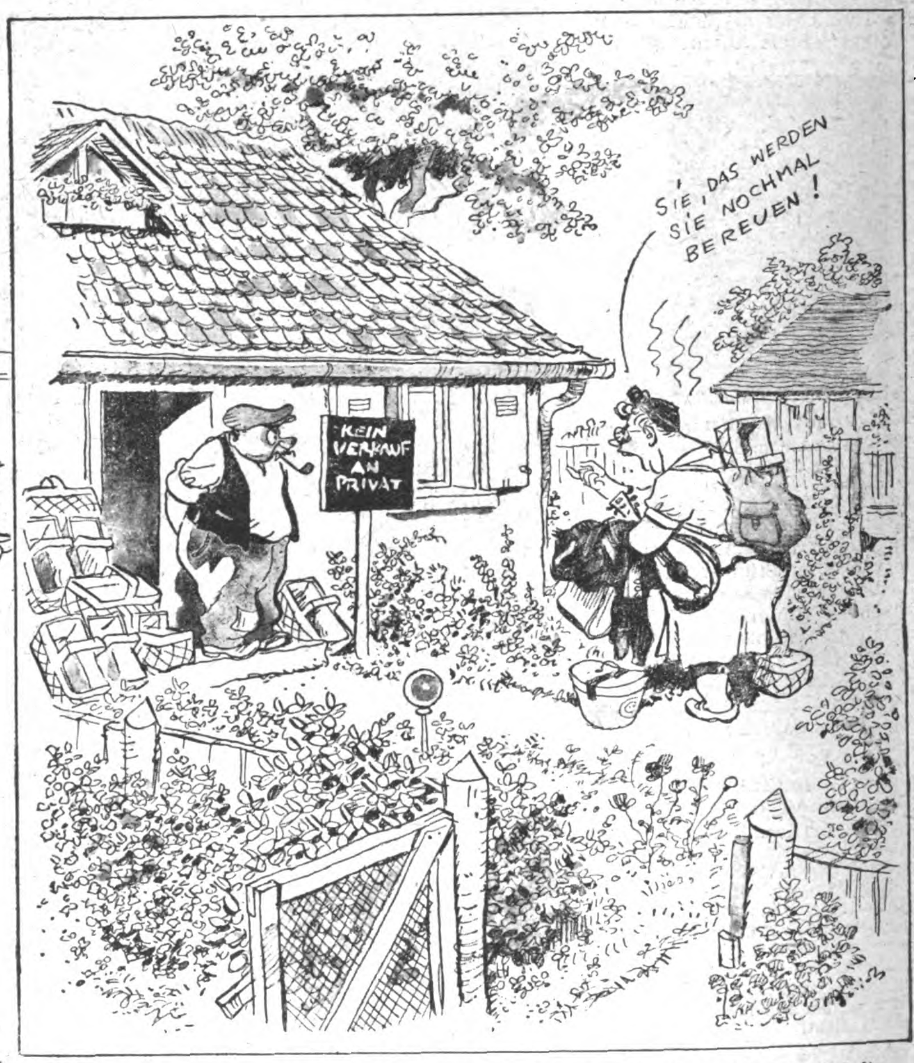
BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER



Obst hintenherum beim Bauern zu kaufen, ist unerwünscht, weil dadurch natürlich die gleichmäßige gerechte Verteilung gestört wird. Das soll dir aber wurscht sein — denn zuerst kommst d u ja, nicht wahr? Deine Mitmenschen, besonders die im Beruf stehenden, sehen es übrigens immer gern, wenn andere, die mehr Zeit haben, hamstern fahren ...



Andere Volksgenossen haben hin und wieder nicht das richtige Verständnis für deine „Nebenbei-Obst-Besorgungen". Um nun blödsinnigen Fragereien aus dem Wege zu gehen, ist es ratsam, das „besorgte Obst" statt in den sattsam bekannten Körben oder Eimern unauffälliger zu transportieren. Mit einiger Phantasie wirst du damit gute Erfolge erzielen ...



Der Obstbauer ist verpflichtet, seine Ernte an die Sammelstelle abzuliefern. Bei dir muß er natürlich mal 'ne Ausnahme machen, das wäre ja gelacht! Wenn der Mann trotzdem für die begehrenswerten Dinge, die du als Tauschobjekte mitgebracht hast, kein Interesse zeigt, dann ist es dein gutes Recht, gekränkt zu sein und dich zu beschweren, weil das ja offensichtlich nur Schikane ist ...



Und noch etwas: Weil große Mengen Obst heute auf der Post oder Bahn verderben, die Beförderung erfordert — kriegsbedingt — längere Zeit als früher, wird vor dem Verschicken von Obstpaketen gewarnt. Solche Warnungen brauchst du selbstverständlich nicht ernst zu nehmen ... Im Gegenteil: Laß dir weiterhin von guten ländlichen Freunden recht viele prächtige Obstpakete schicken ...

*

Im übrigen versäume nie, stets recht laut und kräftig auf die ach so knappe Obstzuteilung zu schimpfen! Trotz der „paar Pfunde Obst", die du dir laufend nebenbei besorgst, denn d i e spielen doch überhaupt keine Rolle ...



Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München.
A B C D E F G 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Job Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München

Preis 20 Pfennig

IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 27. JULI 1944
19. JAHRGANG :•: FOLGE 30

Mit herzlichen Heimatgrüßen
an die Front von:

....

....

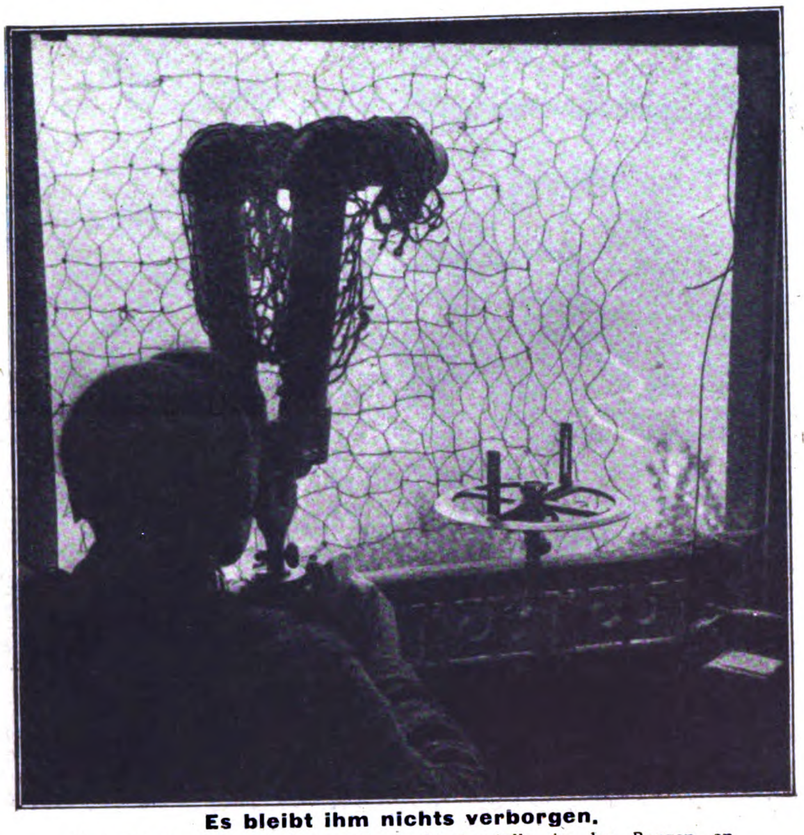
VERLAG FRANZ EHER NACHF., GMBH., MÜNCHEN 22.



In der Feuerpause: Unterschriften.

Auch im Kampfraum von Caen kann nicht auf schriftliche Meldungen und Berichte verzichtet werden. Der Batteriechef bekam in vorderster Stellung von seinem Hauptfeldwebel die Unterschriftenmappe vorgelegt.

PK.-Aufnahme: Kriegsberichter Siedel (H. H.).



Es bleibt ihm nichts verborgen.
Von dieser vorgeschobenen Beobachtungsstelle in den Bergen an der Italienfront aus ist das Feindgebiet weithin zu übersehen. Der Mann am Scherenfernrohr hat die große Vormarschstraße im Blickfeld. Es entgeht ihm keine Bewegung auf dieser Verkehrsader. Jedes feindliche Fahrzeug wird festgestellt. Auch der Nachbarabschnitt kann von seinem Platz aus noch mitübersehen werden.

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Karl Bayer.

Flak im Erdkampf





← **Seine Soldaten kennen ihn alle.**
Fast täglich ist der Kommandierende General der deutschen Luftwaffe in Mittelitalien vorn bei seinen Flaksoldaten. Hier unterhält sich der General mit den Männern einer italienischen Flakbatterie.

Die lebende Landkarte.
Was der Beobachter am Scherenfernrohr sieht, dehnt sich vor ihm wie eine Reliefkarte hin. Die geringste Veränderung nimmt er wahr. Selbst auf Bäume und Gebüsche wird acht gegeben, denn auch die können ins Wandern kommen.



Die Flak schießt Sperrfeuer.
Nicht nur kampferprobte Soldaten, sondern junge Offiziere und Männer waren es zum Teil, die ganze Bataillone des Feindes zum Stehen brachten und in vorderster Linie das Absetzen der deutschen Truppen deckten. Sperrfeuer bringt den Feind zum Stehen.

Der Tagesverbrauch einer Division beträgt:

330 Tonnen Munition für Kanonen, kleinere Waffen, Flak usw., Explosivstoffe und Minen.

80 Tonnen Petroleum, Brennstoff zum Kochen, Nahrungsmittel, Desinfektionsmittel, Lazarettbedarf,

10 Tonnen ärztlicher Behelfsmittel, Post usw.

180 Tonnen Benzin, Schmieröl, Schmierfette usw.

30 Tonnen Ersatzteile für Waffen, Fahrzeuge, Signalausrüstung usw.

50 Tonnen Luftwaffenausrüstung.

Wie eine Division vorwärtsbewegt wird

in 179 101 Packkisten,

in 4165 dreitonnigen Lastwagen,

in 7216 zehntonnigen Eisenbahnwaggons,

in 7 Zehntausend-Tonnen-Schiffen.



Das Hinterdeck eines Versorgungsschiffes.
12 500 Tonnen beträgt das Gewicht einer voll ausgestatteten Infanteriedivision ohne Berücksichtigung von Nahrungsmitteln und medizinischem Gepäck.
Aus „Picture Post".

Der enorme Nachschub der Invasionsarmeen

Die englische Zeitschrift „Picture Post", die dies Bild veröffentlicht, schreibt dazu: „Unser eigenes gigantisches Nachschubproblem. Dies braucht allein eine einzige Division. Die Deutschen aber erwarten hundert. Man nimmt die Zahl der Soldaten in einer Division mit 15 000 an. Diese Soldaten brauchen zweimal soviel Männer zur Versorgung, die den Nachschub garantieren. Und wenn die Division einmal über See verladen wurde, dann ist dies erst der Anfang des Problems, denn die Nachschubwege, die länger und länger werden, müssen offen und in guter Funktion gehalten werden." Man kann sich denken, was für Verwirrung die Projektile unserer V 1 in das Hinterland der Invasion hineintragen und welche Schwierigkeiten durch die Störung dieser komplizierten Nachschubwege durch unsere Vergeltungswaffe hervorgerufen werden.

Wolf Willrich

DER MALER DES DEUTSCHEN MENSCHEN





Vom Vater gezeichnet: Thora Willrich.
An diesem Bilde seiner jüngeren Tochter, der fünfjährigen Thora, deren Photo wir neben der Zeichnung wiedergeben, läßt sich das Besondere der künstlerischen Persönlichkeit Wolf Willrichs am eindringlichsten studieren. Mit Ausdauer und Besessenheit rückt er der Natur zu Leibe, um sie völlig zu ergründen. Aber er erschöpft sich nicht mit ihrer Wiedergabe, sondern wandelt sie nach seinen inneren Gesetzen. Er tilgt das Zufällige und formt das Gültige. Er steigert die Natur zu ihrer erhabeneren Wirklichkeit, indem er sie von Schlacken läutert. Schönheit an Leib und Seele ist es, was er prägen will. Eine hohe Ethik lebt in seinen Kunstwerken

Der Maler Wolf Willrich, der heute 47 Jahre alt ist, wurde durch seinen Vater, den großen Kenner des klassischen Altertums, schon frühzeitig mit der Kunst der Antike vertraut gemacht. Er sollte Kunsthistoriker werden, aber es zog ihn mehr zum praktischen Schaffen. So kam er zur Malerei. Als der Weltkrieg zu Ende gegangen war, an dem Wolf Willrich als Infanterist im Osten und Westen teilgenommen hatte, besuchte er die Dresdener Akademie. Er studierte sieben Jahre lang, von 1920 bis 1927, und widmete sich mit besonderem Interesse der Anatomie. Dann begann er sein freies Schaffen; aber mit dem Lernen hatte er trotzdem nicht abgeschlossen. Auf seinen Reisen durch Italien und Holland studierte er an den alten Meistern. Und



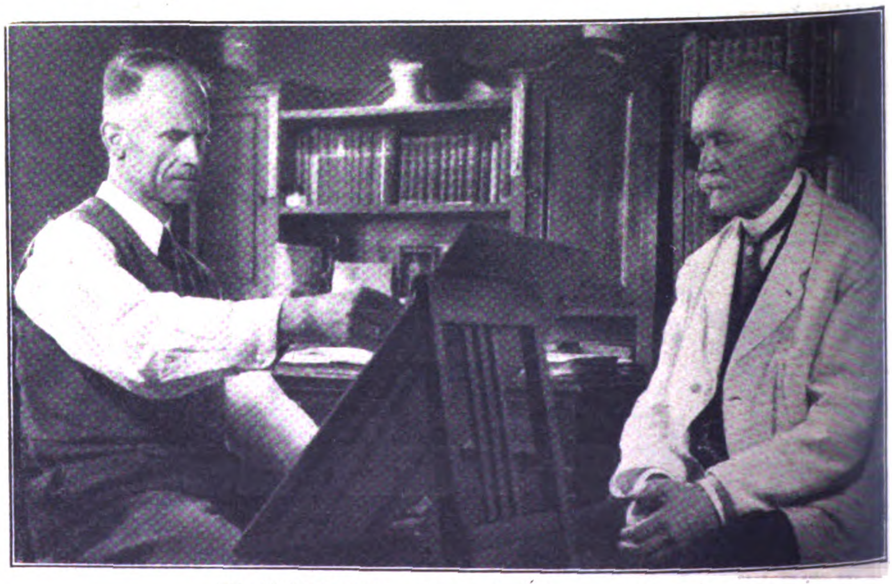


Das Bild des Vaters.
Universitätsprofessor Dr. Hugo Willrich, ein gebürtiger Pommer, ist eine hohe, stattliche Erscheinung von nordischem Typus.



BILDBERICHT VON REINHOLD LESSMANN

Links: **Verheißung.**
Teilstück eines geplanten Ehrenmals. Die in Lebensgröße auf Goldgrund stehende, sehr monumental wirkende Mädchengestalt ist wie ein Bekenntnis des Künstlers zum nordischen Schönheitsideal, dessen Verklärung sein Schaffen dient. Damit geht er einen Weg, wie ihn das Griechentum vor zweieinhalb Jahrtausenden beschritt, und der zu jener olympischen Höhe führte, die noch heute ein Gipfel im Hochland der Kunst ist. Das Auge des instinktsicher wählenden Künstlers leistet hier Pionierarbeit und gewährt der biologischen Wissenschaft unentbehrlichen Vorspann.



Wolf Willrich zeichnet seinen Vater.
Der berühmte Göttinger Gelehrte, einer der größten Erforscher des Hellenismus, hat in seinem Sohn frühzeitig die Liebe zur Kunst wachgerufen. Er führte ihn zur Kunstwissenschaft, der Sohn stieß darüber hinaus zur Kunst selbst vor.



Viele Jahre studierte Wolf Willrich die Schönheit deutscher Menschen.
Ein junges Stadtmädel aus Sachsen; Silberstiftzeichnung.

wieder folgten Jahre eisernen Fleißes in geistiger Vorbereitung. 1928—1932 vertiefte er sich in das Studium der Biologie und der Philosophie. Es ist, als ob der Künstler mit dem bohrenden Blick sich der Werkzeuge der Wissenschaft bemächtigen wolle, um den Rätseln zu Leibe zu gehen, die ihm der Mensch als Leibwesen und Seelenwesen aufgibt. Ist es das Suchen nach dem Geheimnis der Schönheit, die er zwar findet und gestaltet, und die dem Verstand doch Geheimnis geblieben sein mag? Wie sagte Dürer? „Schönheit — was das ist, das weiß ich nit." Das Jahr 1933 fand ihn aufs beste vorbereitet auf die Aufgaben, für die keiner so prädestiniert sein konnte wie er, der biologisch und philosophisch geschulte schaffende Künstler.



Ein niedersächsisches Bauernmädchen.
Wiedergaben dieser Zeichnung in Rötel und farbiger Kreide hängen in vielen Bunkern unserer Soldaten an der Front.



Im Staatsauftrag ging er daran, in volksdeutschen Gebieten an Leib und Seele schöne germanische Menschen zu zeichnen. Seit 1940 arbeitet Wolf Willrich im Auftrage des Oberkommandos des Heeres. Seine Aufgabe ist es, dem deutschen Volke das Bild seiner Helden zu erhalten. So hat er während der Kriegsjahre schon eine schier unübersehbare Reihe von Bildnissen aller großen deutschen Soldaten geschaffen.

Wolf Willrich ist ein rastloser Schaffensmensch, der sich seinen künstlerischen Aufgaben mit heiliger Besessenheit verpflichtet fühlt. Mit seiner Kunst aber dient er dem höchsten Gesetz, das der Deutsche kennt: Volk und Vaterland.

Wolf Willrich im Kreise seiner Familie.
Der Künstler ist ein unermüdlicher Arbeiter, und nur selten gibt es eine Stunde des Ausspannens, wie diese.





Ein Bremer Mädchen.
Rötel- und Kreidezeichnung.

Schlummerndes Mädchen.
Vorstudie für ein Gemälde. Silberstiftzeichnung.

DEM KÄMPFER ZUM DANK!



Oberfeldwebel Haase,
einer vom Kuban-Brückenkopf.



Generaloberst Dietl,
der Held von Narvik.

Zeichnungen von Wolf Willrich.



Oberst Mölders
zur Zeit seines 50. Abschusses.



General der Flieger Meindl.
Einst Offizier der Gebirgsjäger, sprang dieser kühne Truppenführer als erster vor seinen Männern, als es die Stunde gebot, ohne besondere Ausbildung als Fallschirmjäger ab.

Wenn ein Meister des Zeichenstiftes und des Pinsels vom Oberkommando des Heeres den Auftrag erhielt, die Helden dieses größten Krieges der deutschen Geschichte der Nachwelt zu überliefern, dann ist dies ein Eingeständnis der Tatsache, daß auch die gepflegteste Porträtkunst der Kamera das Wesen eines Menschen nicht so voll auszuschöpfen vermag wie das Auge des Malers. Dieser nämlich erlebt den Menschen als seelisches Wesen und kann zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem bewußt die Auslese treffen.



Oberfeldwebel Schreiber.
Eine der markantesten Erscheinungen unter den deutschen Grenadieren.



Oberleutnant Langbehn,
der hervorragende Sturzkampfflieger.



Baumbach,
der gefürchtete „Schiffstöter".



Oberst Bäke

Feuer am Herd

ROMAN VON LOTHAR FREUND

(3. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 29:

Am Nachmittag des nächsten Tages strebte der Hauptmann von Mellenthin hastig seiner Wohnung zu. Unerträglich langsam waren ihm die Stunden auf der Kommandantur vergangen, und gewaltsam hatte er sich zu der nötigen Aufmerksamkeit für seine dienstlichen Obliegenheiten zwingen müssen.

Der Zusammenstoß mit dem Freund quälte ihn, und mit einem geheimen Aufatmen begrüßte er das schmucke, kleine Haus mit den grünen Fensterläden und dem Efeu an den Wänden, das sich mit seinem schrägen roten Dach kaum über seine Nachbarn in der stillen Gasse nicht weit vom Hafen erhob. Hier bewohnte er seit Jahren bei einer ehrsamen Wittib den ersten Stock und hatte sich trotz seiner spartanischen Veranlagung doch behaglich eingerichtet.

Mit lebensgefährlicher Eile erklomm er die unter seinen hastigen Schritten vernehmlich seufzenden Stufen der alten winkeligen Treppe, an der ihn oben bereits sein Diener Zacharias erwartete.

„Graf Nordenfjeld oder eine Botschaft von ihm gekommen?" forschte er ungeduldig und erwartungsvoll.

„Nee, Herr Hauptmann, aber ein Türke sitzt drin", meldete der Brave phlegmatisch und nahm ihm umständlich Degen und Mütze ab.

Ein wenig älter als sein Herr, der die Dreißig gerade erreicht hatte, war er mit diesem auf dem väterlichen Gute aufgewachsen und verkörperte ein Stück Heimat. Wenn auch der eine aus dem Schloß und der andere nur aus einer ärmlichen Kate stammte, eine gemeinsame Jugend, die aus zahllosen dummen Streichen und wilden Raufereien bestand, verband sie, und Jürgen konnte sich kein treueres und zuverlässigeres Faktotum wünschen.

Der baumlange, flachsblonde Holsteiner mit den vielen Sommersprossen hätte sich für seinen Herrn totschlagen lassen, konnte dafür aber drei Tage brummen und knurren, wenn dieser einen Taler ausgegeben hatte, der nach seinen sparsamen bäuerlichen Begriffen eine Verschwendung darstellte. Treu wie Gold, verschwiegen und schlau, hatte er sich zu einem sonderbaren Doppelwesen entwickelt, das angeborene Plumpheit mit instinktivem Feingefühl vereinigte. Mit der großen Stadt und den feinen Leuten hatte er sich auf seine Weise abgefunden und war durch nichts mehr zu erschüttern.

Mit derselben Ruhe, mit der er früher Mist auf einen Karren geladen hatte, servierte er jetzt das Frühstück, und wenn der Hauptmann unzufrieden mit ihm war, pflegte er nicht allzu schmeichelhafte Vergleiche zu wählen, die Zacharias' Talente bös in Zweifel zogen. Tatsächlich offenbarte er ein verblüffendes Vermögen, sich mit neuen Dingen und Geräuschen vertraut zu machen, und auf der anderen Seite hielt er zäh an gewissen Anschauungen und alten Rechten fest, wobei sich jede Umstimmung als unmöglich und sein Holsteiner Dickschädel als der härteste Gegenstand der Welt erwies.

„Ein Türke?" fragte der Hauptmann erstaunt und gleichgültig, da er sich einer solchen Bekanntschaft mit dem besten Willen nicht entsinnen konnte und völlig von einer tiefen Enttäuschung über das Ausbleiben des Freundes erfüllt war.

Zacharias nickte.

„Tschä, un er sieht aus, als ob er auch erst heute früh nach Hause gekommen wäre."

Das „Auch" betonte er mit einer Absichtlichkeit, die keinen Zweifel ließ, wem er damit seine ernste Mißbilligung auszudrücken beabsichtigte.

„Esel!" antwortete sein Herr böse, da er augenblicklich nicht in der Lage war, etwas scherzhaft zu finden. „Also war niemand da?"

„Nee, ich habe ihm eine halbe Flasche Korn hingesetzt", fuhr Zacharias mit Bedauern fort, nachdem er mit einem kräftigen Schnaufen die Luft durch die Nase gezogen hatte. „Die hat er leer gesoffen."

Jürgen schob ihn zur Seite und öffnete neugierig die Tür des Raumes, der ihm zum Arbeiten und Wohnen diente.

„Sie, Fürst?!" sagte er erstaunt, als er den Besucher erkannte, und jäh erwachte die Hoffnung wieder in ihm. „Darf ich Sie als Überbringer einer Botschaft begrüßen? — Graf Nordenfjeld —"

Der Russe erhob sich mit einem Gesicht von seinem Platz am Tisch, in dem sich nicht nur eine gewisse Verlegenheit, sondern auch eine starke seelische Bedrückung auszudrücken schien. Es war fahl und gedunsen, die Augen zwinkerten schläfrig über den tiefen Tränensäcken und seine Bewegungen waren schwerfällig wie die eines Mannes, der sich auch körperlich nicht wohl fühlt. Er schüttelte langsam und anscheinend verständnislos den Kopf.

Mein Gott, was will er dann von mir? dachte Jürgen erbittert, er wird mich doch nicht anborgen wollen. Er verwarf diesen Gedanken aber sofort, als er sich des sagenhaften Reichtums seines unerwarteten Besuchers erinnerte.

„Nein, ich wollte nur einmal sehen, wie Ihnen diese Nacht bekommen ist, Herr von Mellenthin", begann Woloschkin nach einigem einleitenden Räuspern und Husten und drückte die Hand des anderen. „Ich selbst muß gestehen, daß ich nur noch sehr schwache und unbestimmte Vorstellungen habe, was zum Schluß geschehen ist."

Jürgen sah ihn forschend an, da er vergeblich nach einer Erklärung dieser sonderbaren Worte suchte.

„Darf ich Ihnen noch etwas zum Trinken anbieten?" erkundigte er sich, um Zeit zu gewinnen. „Ich habe einen leichten Mosel, der vielleicht gerade das Richtige wäre für zwei Männer, die in der Nacht des Guten zuviel getan haben."

Um die wulstigen Lippen des Fürsten schlich ein schwaches Lächeln. Er winkte abwehrend.

„Tausend Dank, mon ami, ich weiß, daß ich sinnlos betrunken war, während Sie nüchtern und beherrscht blieben. Würden Sie mir glauben, daß ich vor einem Rätsel stehe und nicht begreife, wie es dazu kommen konnte?"

Jürgens Stimmung war tiefernst. Er hatte auch in den Morgenstunden keinen Schlaf gefunden, ja nicht einmal den Versuch dazu gemacht. Mit der ganzen angeborenen und anerzogenen Pflichtstrenge seines Charakters war er mit sich ins Gericht gegangen und schließlich zu dem Ergebnis gekommen, daß er sich nichts vorzuwerfen hatte, außer zu lange gewartet zu haben. Sein Gewissen aber sprach ihn frei von jeder Schuld an dem abscheulichen Zerwürfnis mit dem Freund, gegen den er keinen Haß, sondern höchstens den Zorn eines älteren Bruders empfand. Daß freilich seiner verletzten Ehre volle Genugtuung zuteil werden mußte, war eine Selbstverständlichkeit, über die sich nicht diskutieren ließ. Aber er war natürlich entschlossen gewesen, Nils die Versöhnung in jeder Weise zu erleichtern und sich mit einer Bitte um Verzeihung zu begnügen. Die Tatsache indes, daß Nils, entgegen allen Erwartungen, es bisher nicht für notwendig gehalten hatte, diese Versöhnung als der schuldige Teil herbeizuführen, begann ihn mit einem wachsenden und gefährlichen Zorn zu erfüllen.

Trotz dieser mit Unruhe und Schmerz gemischten Stimmung vermochte er jetzt ein grimmiges Lächeln nicht zu unterdrücken.

„Pardon, Fürst, ich verstehe nicht ganz Sind Sie sich über die Menge oder die Wirkung im unklaren?" forschte er mit Humor. „Was das erstere anbetrifft, so war es immerhin bedeutend genug, um einen guten Rausch mehr als begreiflich erscheinen zu lassen."

Michael Dimitri Woloschkin drehte das kleine Schnapsglas gedankenlos zwischen den Fingern.

„Sie war es eben nicht", versetzte er finster und nicht ohne Stolz. „Pah, die zwanzig oder mehr Gläschen Wein und Champagner bringen mich höchstens in Stimmung, und am nächsten Tag bin ich munter wie ein Fisch im Wasser."

„Beneidenswerte Konstitution, aber weshalb soll es nicht einmal anders kommen?"

Der Fürst sah ihn aus seinen trüben Augen sonderbar an.

„Ich habe rasende Kopfschmerzen, die Zunge liegt mir wie Blei im Munde, und eine merkwürdige Schwäche hält mich umfangen", berichtete er schwerfällig.

„Kurz, ein ausgeprägter Kater", vollendete Jürgen ein wenig ungeduldig, denn er verstand dieses Gerede nicht, fühlte aber, daß der andere einen ganz bestimmten, wichtigen und geheimen Zweck damit verfolgte. „Oder Sie sind krank und sollten einen Arzt befragen."

Woloschkin lächelte müde.

„Vielleicht wäre es das Beste", stimmte er höflich zu, „ich fürchte nur, es würde ohne Erfolg bleiben. Solche Dinge lassen sich schwer feststellen."

Jürgen hob die Augenbrauen und sah ihn verständnislos an.

„Was wollen Sie damit sagen, Fürst?"

Der Russe zuckte ergeben die mächtigen Schultern.

„Wenn ich das nur selbst wüßte. Entweder war ich gestern indisponiert oder ich nahm etwas zu mir, was in einem normalen Champagner nicht enthalten ist."

Jürgen starrte ihn sprachlos von dieser überraschenden Erklärung an.

„Mon Dieu, Fürst, wissen Sie denn, was Sie reden?!" rief er dann erregt. „Das ist eine schwere Anschuldigung gegen einen Zirkel, der doch wohl über einen solchen Verdacht erhaben sein dürfte."

Der Russe lehnte sich zurück, daß der Stuhl unter ihm knackte, und knetete sich unbehaglich die Hände.

„Vergessen Sie es und sprechen Sie mit niemand darüber, Herr von Mellenthin" bemerkte er hastig und verlegen. „Ich bin meiner Sache nicht sicher und will keinen Skandal, den ich nicht verantworten könnte."

Aber Jürgen war nicht so leicht zufriedenzustellen.

„Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß aller Verdacht auf unseren Gastgeber fallen würde", sagte er düster und erfaßt von einer starken, inneren Spannung, die er sich zu verbergen bemühte. „Man hat hoch gespielt und eine Erklärung wäre leicht zu finden. Sie haben viel verloren?"

Der Russe legte die Hand auf die Brust.

„Der Marquis d'Avergne ist ein Kavalier, für dessen völlige Unantastbarkeit ich jederzeit mit dem Degen eintrete", erklärte er mit einer Feierlichkeit, die ihren Eindruck nicht verfehlte. „Und mein Spielverlust ist mir so unbedeutend und gleichgültig, daß ich nicht ein Wort darüber zu verschwenden wünsche."

Jürgen strich sich über die Stirn und sprang auf, um an das Fenster zu treten. Er mußte diese unerwarteten und widerspruchsvollen Eröffnungen erst überdenken. Was wollte der Russe eigentlich?

Über sein exzentrisches und verrücktes Verhalten kursierten zahlreiche Geschichten. Immer wieder machte er durch seine Verschwendungssucht und durch Streiche, die an Narrheit und Überspanntheit alles überboten, von sich reden. Konnte man die Reden eines solchen Menschen überhaupt ernst nehmen, der überdies in der nächsten Minute seine eigenen Vermutungen als unzutreffend erklärte?

Der Hauptmann von Mellenthin verschränkte die Hände auf dem Rücken und sah seinen Besucher scharf an.

„Pardon, mein Fürst, wir wollen nicht länger um den heißen Brei herumgehen. Womit kann ich Ihnen behilflich sein?"

Woloschkin schien diese fast unhöfliche Offenheit ganz in der Ordnung zu finden, ja, mehr noch, er begrüßte sie fast erleichtert.

„Mit einer Auskunft", erklärte er hastig. „Helfen Sie mir den Nebel, der für mich den letzten Teil der Nacht erfüllt, zu lichten, und ich werde Ihnen ewig dankbar sein, mon ami."

„Eh bien", meinte Jürgen sarkastisch. „Bis wohin reicht Ihre Erinnerung?"

Der Russe strich sich über die Schläfe und dachte angestrengt nach.

„Es gab einen Streit —?" murmelte er halbfragend. „Ich versuchte, Sie zu trösten. — Was geschah dann mit mir?"

Jürgen verneigte sich, als stände er auf dem Parkett eines Festsaales.

„Sie verloren die Herrschaft über Ihre Glieder", erläuterte er liebenswürdig. „Oberst Brigger, Sir

Percy und ich schafften Sie mit vereinten Kräften in die Bibliothek und legten Sie auf eine Ottomane."

„Und dann?"

„Verließen wir Sie und kehrten in das Spielzimmer zurück."

„Aber das kann nicht stimmen!" rief der Russe aufgeregt. „Es war jemand bei mir."

Jürgen zuckte die Schultern.

„Tut mir leid, davon weiß ich nichts. Nachdem der Marquis den Grafen Nordenfjeld durch seine Equipage hatte nach Hause bringen lassen, spielten wir anderen vollzählig bis gegen fünf Uhr früh weiter. Sie schliefen fest und wurden auch nicht munter, als wir Sie dann in Ihren Wagen hoben, der seit Stunden auf Sie wartete."

Woloschkin stellte das Gläschen, mit dem er immer wieder nervös gespielt hatte, heftig auf den Tisch.

„Unmöglich, mein Teuerster. Ich habe in jener Nacht noch mit jemand gesprochen. Wer war es, wer verließ die Gesellschaft vorübergehend?"

Jürgen horchte auf. Nicht allein diese Frage, auch der Ton schien äußerste Verzweiflung zu verraten.

Er überlegte lange und sorgfältig.

„Ich fürchte, daß ich in dieser Beziehung keine bündige Erklärung abzugeben vermag", erwiderte er dann zögernd und unsicher. „Wir waren alle nicht mehr nüchtern und bei klarer Besinnung, Sie wissen ja selbst, wie es zuging. Mag sein, daß der eine oder der andere für kurze Zeit abwesend war, obwohl ich die Erinnerung habe, daß nichts Auffälliges geschah und wir fast immer zusammen blieben."

Der Russe sah ihn vornüber gebeugt aus stieren Augen an. Seine Stirn begann sich mit Schweißperlchen zu bedecken.

„Überlegen Sie, mon ami, es hängt viel für mich davon ab", bat er halb erstickt. „Ich muß wissen, wer bei mir war —" Seine Stimme verlor noch mehr an Kraft, während er keuchend und drängend vollendete: „Könnte es — könnte es Sir Percy gewesen sein?"

Jürgen runzelte finster die Stirn und machte eine scharfe Bewegung.

„Gott helfe mir, ich kann es Ihnen nicht sagen", murmelte er, bedrängt von den verschiedensten Empfindungen. „Weshalb er? — Über was sprachen Sie? — Vielleicht bringt das uns das —"

Er verstummte. Über das grobe Gesicht seines Besuchers ging es wie eine krampfhafte Erschütterung, die alle Muskeln erfaßte, um es zuletzt zu einer Maske äußerster Hoffnungslosigkeit erstarren zu lassen.

„Gewannen Sie?" forschte er tonlos.

„Sechzehnhundert Taler", antwortete der Hauptmann unwillkürlich. „Wollen Sie mir nicht sagen, was Sie vermisssen?"

Fürst Woloschkin schlug sich die geballte Faust gegen die Stirn, daß es dumpf schallte.

„Gedanken, wer weiß es?" lachte er schrill und mißtönig wie ein Wahnsinniger. „Vielleicht plünderte man mein Gehirn, vielleicht mein Portefeuille. Beide bargen Geheimnisse, die jeden Einsatz —"

Er stockte und preßte die Lippen zusammen, als hätte sich in seinem Inneren jäh und gebieterisch eine warnende Stimme erhoben, um schweratmend aber gefaßter zu schließen: „Lassen Sie uns nicht mehr darüber sprechen, ich sehe, Sie können mir nicht helfen. — Sie werden sich mit dem Grafen versöhnen?"

Jürgen ging zum Glasschrank in der Ecke und nahm eine Karaffe mit Wein und zwei Gläser heraus, um Zeit für seine Antwort zu gewinnen.

„Nein", erwiderte er endlich und seine Augen verfolgten das Tun seiner Hände, ohne es wahrzunehmen. „Es erscheint mir nicht mehr richtig und angebracht."

Fürst Woloschkin sprang auf und brach in ein ungeheueres Gelächter aus, das seinen ganzen mächtigen Körper schüttelte.

„Tun Sie mir Bescheid!" schrie er und ergriff ein gefülltes Glas. „Ein Narr freut sich, daß er Gesellschaft gefunden hat. A votre santé, Monsieur!"

Mit einem Ruck schüttete er den Wein hinunter und warf das Glas mit einer Wucht auf den Boden, daß die Splitter weithin sprangen.

Des Hauptmanns Haltung wurde steif und drohend.

„Fürst, wollen Sie mir nicht endlich —"

Der Russe verbeugte sich wie ein Hampelmann, den die spielende Hand eines Knaben in hüpfende Bewegungen versetzte.

„Kein Wort mehr davon!" lärmte er in einer Ausgelassenheit, die etwas Unheimliches und Gefährliches hatte. „Parole d'honneur, mon cher Baron de Mellenthin, und tiefstes Stillschweigen über alles, was wir sprachen?!"

Jürgen verneigte sich finster.

„Wenn Sie es wünschen, selbstverständlich!"

Der Legationsrat der kaiserlich russischen Gesandtschaft, Fürst Michael Dimitri Woloschkin, warf mit der Geste eines alten Römers den Zipfel seines weiten Mantels über die linke Schulter und erhob feierlich und abschiednehmend die flache, rechte Hand.

„Ave Caesar, morituri te salutant!" zitierte er langgezogen und mit echter und tiefer Ergriffenheit den Gruß der Gladiatoren, um sich zum Gehen wendend, hastig und unvermittelt zu schließen: „Adieu, vergießen Sie kein unschuldiges Blut!"

Wie jemand, der eine Verfolgung fürchtet, stürzte er wild und unbeherrscht aus dem Zimmer. Ungehört verhallte der drängende Ruf Mellenthins, der bestürzt und ratlos zu spät seine Stimme erhob. Wohl machte er noch eine Bewegung, um den anderen nachzueilen, aber schon verstummten die flüchtigen Schritte auf der Treppe und das Krachen der mit äußerster Kraft zugeworfenen Haustür lief dröhnend durch das ganze Gebäude und bewies, daß der Fürst schon die Gasse erreicht hatte.

Das Haus versank in ein lähmendes Schweigen, das den Hauptmann bedrückte und mit einer sonderbaren und beklemmenden Ahnung kommenden Unheiles erfüllte.

10.

Der Sturm heulte um das einzelstehende Haus in der Mayorstreet, nicht weit vom Manchester-Square im Westen Londons. Er rüttelte an den Fenstern, heulte und pfiff in den Schornsteinen und riß erbarmungslos die Schindeln von den Dächern, um sie knackend und prasselnd auf dem Boden zu zerschmettern. Im Garten ächzten die Bäume unter seinem wilden Ungestüm, das dicke Äste brach und die Blätter im wirren Schwall durch die Nacht jagte, die von dem tausendfältigen Lärmen und Rasen eines entfesselten Geisterheeres beherrscht schien.

Im Arbeitszimmer des dänischen Geschäftsträgers wehrte sich das Feuer im Kamin funkensprühend und heftig qualmend gegen einen jähen Überfall durch den Schornstein.

„Eine schlimme Nacht", bemerkte der junge Legationssekretär und Kammerjunker von Hennings, seinem Chef einen scheuen, halb fragenden Blick zuwerfend. „Als seien alle Teufel der Hölle losgelassen. Ich mache mir keine Vorwürfe, mehr, daß ich Sie von Worthing weglockte."

„Nein, aber ich, daß ich ins Seebad fuhr und mich mehr als fünf Tage weit vom Schuß aufhielt", antwortete Herr J. G. Rist bitter, ohne den schmalen, charaktervollen Kopf von den zahlreichen Papieren zu heben, die seinen Schreibtisch bedeckten.

„Ich wüßte nicht, was Sie hier versäumt hätten", sagte Hennings viel zu lebhaft, um nicht die Absicht zu verraten.

„Das Wetter war doch gut?"

„Ausgezeichnet, ich erwischte gerade einige schöne Tage. Noch gestern abend auf der Fahrt hatten wir einen herrlichen Sonnenuntergang. Ein phantasievoller Reisegenosse im Brightoner Schnellpostwagen behauptete, daß ein solches Farbenspiel und die bizarren Formen der Wolken nach Blut und Krieg aussähen. Nun, vermutlich hat er recht."

„Nicht doch, Herr Rist, weshalb so pessimistisch?" beschwichtigte der Sekretär. „Was uns anbetrifft, so sind es nur Gerüchte, die sich hoffentlich bald als läppisch herausstellen werden."

Rist nahm einen tiefen Schluck Portwein aus dem vor ihm stehenden Glas und stellte es beiseite, um Platz zu schaffen.

„Wir wollen die neuesten Nachrichten zusammenstellen, um ein klares Bild zu gewinnen", entschied er und hob wie frierend die Schultern. „Setzen Sie sich zu mir und scheuen Sie sich nicht, mir zu widersprechen, wenn Sie anderer Meinung sind."

Hennings ging zum Kamin, nahm die Schürstange, brachte das Feuer in Ordnung und legte einige Holzkloben auf, um dann der Aufforderung seines Chefs zu folgen.

„Wir schreiben heute den 28. Juli", hub der Geschäftsträger pedantisch an. „Am 21. erging das allgemeine Embargo für alle Schiffe, das am nächsten Tag in Kraft trat. Seitdem also darf kein privates Fahrzeug irgendeinen britischen Hafen verlassen. Es ist diesmal besonders streng, da nicht einmal die Marktschiffe themseabwärts fahren dürfen."

Der Legationssekretär nickte und zögerte keine Sekunde, der Aufforderung zur Opposition nachzukommen.

„Eine der üblichen Maßnahmen, die die britische Admiralität jedesmal trifft, um jeden Verrat einer geplanten größeren Expedition zu verhindern", gab er seine Ansicht kund.

„Gegen wen könnte es gehen?" erkundigte sich Rist freundlich.

Der Sekretär schüttelte den Kopf.

„Unmöglich zu erraten", erklärte er kurzerhand. „Diese Tatsache allein gibt uns keinen Anhalt. Es ist Krieg mit Frankreich, und jeder Punkt der Erde könnte in Frage kommen."

Rist lächelte unwillkürlich.

„Gut, gut", murmelte er nachdenklich. „Sie sind der geborene Optimist. Eine schöne Veranlagung, wenn sie nicht zur Unbesonnenheit führt. Und Ihr Brief vom 25. Juli, den Sie mir nach Worthing sandten, und der eine wesentliche Ursache war, daß ich meinen Aufenthalt im Bade abbrach?"

Hennings richtete sich kampfbereit auf.

„Pardon, ich erwähnte lediglich, daß man munkelte, diese Expedition wäre gegen Seeland gerichtet, ohne mich allerdings für die Glaubwürdigkeit einzusetzen."

Sein Vorgesetzter lächelte und bot ihm die zinnerne Schale mit den Zigarren.

„Gesprochen wie ein zünftiger Diplomat und an sich völlig richtig", lobte er und neigte sich einer Kerze des sechsarmigen Stehleuchters zu, seine Zigarre zu entzünden. „Wenn Sie lieber schnupfen wollen, lassen Sie sich nicht vergewaltigen —"

Er tastete die Taschen seiner gelbseidenen, mit Blumen bestickten Weste ab, bis er die schwergoldene Tabatière, das Geschenk eines spanischen Herzogs, fand.

Der Legationssekretär von Hennings nahm eine gewaltige Prise und, nachdem er die Wirkungen glücklich überstanden hatte, bediente er sich auch noch aus der Schale, dergestalt seine diplomatische Veranlagung erneut beweisend.

„Nun einmal ehrlich", fuhr Rist grimmig fort. „Zweifeln Sie ernstlich, daß der Schlag uns gilt, wissen Sie eine Tatsache, die dagegen spräche oder was sonst?"

Hennings richtete sich ungestüm auf.

„Ich fürchte mich vor dieser Möglichkeit, Herr Rist", rief er erregt und besorgt, „weil ich an einen solch ungeheuerlichen Frevel nicht zu glauben vermag. Allmächtiger, wäre es denkbar, daß eine Großmacht wie England ein kleines, friedliches Volk brutal und gemein überfällt, weil dieses neutral bleiben will? Daß man das Völkerrecht mit Füßen tritt, jede feierliche Abmachung wie einen schmutzigen Fetzen Papier behandelt und eine Moral pflegt, die vor Heuchelei und Gemeinheit zum Himmel stinkt? Daß man frömmelnd zu Gott betet und dabei nur die Füllung seiner eigenen Taschen beabsichtigt? Nein, nein, das kann und darf nicht sein, ich vermag einfach nicht eine solche alles in der Weltgeschichte übersteigende Abscheulichkeit zu glauben!"

Rist sah den Jüngeren an und nickte müde. „Auch in mir sträubt sich alles dagegen. Aber wir stehen zwischen Tod und Teufel, und ich fürchte, daß wir uns nun so oder so entscheiden müssen. Man ist in London nervös geworden und wird sich keinen Deut darum scheren, ob die Gefahr nun wirklich vorhanden ist oder nur in der eigenen Einbildung besteht. In einem solchen Zustand pflegt der Brite nur seiner angeborenen Brutalität zu folgen, besonders natürlich, wenn es gegen einen Schwachen geht. Hinterher wird man schon für eine vortreffliche moralische Begründung sorgen. Denn die Gemeinheit besteht ja darin, daß man uns offenbar die Pistole auf die Brust zu setzen beabsichtigt, anstatt anständig mit uns zu verhandeln. Hören Sie zu: Heute nachmittag empfing ich von zwei Seiten vertrauliche Warnungen, daß etwas gegen Dänemark beabsichtigt sei. Ich darf keine Namen nennen, muß sie aber beachten, denn die Männer sind Angehörige der Opposition der gegenwärtigen Regierung. Und die Whigs würden es im Augenblick recht gern sehen, wenn die Tories Unglück mit einer Maßnahme hätten. Sie sehen, auch das Interesse und die Anteilnahme dieser Gentlemen ist sehr eigennützig und durchaus nicht von höneren Rücksichten diktiert."

„Dann ist alles aus, und unser armes Land verloren", flüsterte der Legationssekretär tonlos und verzweifelt. „Was nützt unser Wissen? In Kopenhagen wiegt man sich in Sorglosigkeit und Frieden, während sich schon unaufhaltsam Krieg, Mord und Brand unseren unbeschützten Küsten wie die Vernichtung selbst nähern. Und wir vermögen nichts dagegen zu tun, da kein Schiff auslaufen darf, das eine Warnung überbringen könnte."

Herr Rist starrte ins Leere und lauschte auf das Heulen und Toben des Sturmes. Wie eine schauerliche Vision stieg es vor ihm auf. Er sah eine riesige Flotte in den Sund einlaufen und sich Kopenhagen nähern, der schönen, großen Stadt mit ihren hunderttausend arglosen und glücklichen Bürgern. Blitze zuckten auf, brüllend lösten lange Reihen kanonenstarrender Linienschiffe ihre Breitseiten gegen Hafen und Stadt. Feurige Zungen leckten aus den Häusern und Palästen, wie eine schwarze, riesige Wolke stand der Rauch unzähliger Brände über der Stätte menschlichen Glückes —

Mit einem dumpfen Krach schlug ein losgerissener Ast gegen den hölzernen Fensterladen. Er schreckte empor und fuhr sich über die Augen.

„Nein, nein", sagte er, sich gewaltsam aufraffend und zur Kaltblütigkeit zwingend. „Noch ist es nicht so weit! Kommen Sie, wir wollen nicht aus dem einen Extrem in das andere fallen, nicht die Sorglosigkeit durch Angst und Panik ersetzen. Noch haben wir keine Gewißheit, noch können und dürfen wir hoffen. Minister Canning war bei unserer letzten Unterredung sehr liebenswürdig

und erfüllt vom besten Willen. Zwar machte er einige Vorbehalte, die ich entgegen meiner ersten Absicht auch pflichtgemäß mit einer Aufforderung zur Vorsicht nach Kopenhagen übermittelte, er wäre aber trotzdem ein Lügner par excellence, wenn er mich damit einlullen und nur seine wahren Absichten verschleiern wollte. Aber eins müssen wir tun —"

Er erhob sich, schob den Sessel zurück und schritt im Raum langsam auf und ab, um besser nachdenken zu können.

Der Legationssekretär von Hennings schrak plötzlich aus einem Brüten auf und zog eine Zeitung aus der Tasche, die er entfaltet auf den Arbeitstisch legte.

„Haben Sie den ‚Kurier' von gestern abend schon gelesen", sagte er hastig. „Ich hatte es völlig vergessen, hier der Artikel auf der Vorderseite. Sie wissen, Herr Rist, das Blatt steht dem Ministerium nahe. In dieser ebenso schändlichen wie geheimnisvollen Abhandlung führt man triumphierend aus, daß der Schlag wie der Blitz aus heiterem Himmel unvorbereitet und sich sicher fühlende Häupter treffen und alles zur Ehre und zur Verherrlichung Großbritanniens geschehen werde. Hier bitte, überzeugen Sie sich selbst."

Rist beugte sich über die Zeitung. Als er das Blatt sinken ließ, war sein Gesicht hochrot vor Empörung.

„Eine zynische und gemeine Bande", murmelte er aufgebracht und warf die Zeitung voll Abscheu auf den Tisch. „Aber kein vernünftiges und klares Wort über Zweck und Ziel."

„Vorgestern, am 26. Juli, ist der größte Teil der Flotte unter Admiral Gambier von Yarmouth abgegangen", berichtete Hennings, der jetzt alle Zuversicht verloren zu haben schien. „Man behauptete, daß über zwanzigtausend Mann Landungstruppen an Bord wären."

Der Geschäftsträger sah ihn starr an.

„Und es bedürfte eines verdammt guten Schnellseglers, um sie noch zu überholen", vollendete er zornig. „Denn mag man nun das eine oder das andere planen, wir müssen unsere Wahrnehmungen schnellstens nach Kopenhagen berichten."

Hennings schüttelte verzweifelt den Kopf.

„Vergeblich, es gibt keine Möglichkeit", erklärte er dumpf. „Ich habe den ganzen Tag versucht, einen Weg für unsere üblichen Depeschen zu finden. Wir sind völlig und lückenlos vom Kontinent abgeschnitten. Überdies käme auch alles zu spät, denn das Verderben ist ja bereits unterwegs."

Herr Rist ließ die geballte Faust wuchtig auf die Tischplatte niederfallen.

„Still, noch ist es nicht sicher!" rief er finster. „Überdies ist ein solcher Kriegszug ein schwerfälliges Instrument. Die langsamen Transportschiffe, eine Windstille oder ein Sturm — Und wenn meine Depeschen nur Stunden früher eintreffen, auch Stunden können in solchen Situationen kostbar sein. Ich werde mich auch nicht davon beirren lassen, daß ich nur Vermutungen und Kombinationen übermittele. Sollte es gnädig vorübergehen, mag man ruhig mein ungerechtfertigtes Mißtrauen schelten und mich einen Narren heißen, jetzt fühle ich nur die Pflicht, einen warnenden Ruf auszustoßen. Verschwenden wir deshalb keinen Gedanken mehr an Nichtigkeiten, konzentrieren wir unsere ganze Aufmerksamkeit auf den einzigen Punkt: Wie bringen wir meine Botschaft schnell und zuverlässig nach Dänemark? Jedes auslaufende Fahrzeug ist geeignet, wenn wir nur einen Vertrauensmann an Bord haben. Sie haben sich bereits bemüht, überlegen Sie noch einmal, wer unter diesen Umständen —"

Der Legationssekretär von Hennings hob jäh den Kopf. Seine Mienen veränderten sich unter dem Eindruck einer aufblitzenden Erinnerung.

„Ein auslaufendes Schiff?!" stammelte er erregt aufspringend. „Die Prinzen von Oldenburg haben Erlaubnis bekommen, mit einem Paketboot morgen oder übermorgen nach Tönningen in See zu gehen. Ich erfuhr es zufällig, könnte uns das helfen?"

Der Geschäftsträger tat einen tiefen Atemzug. Seine Augen funkelten wie die eines Fieberkranken. „Das ist die ersehnte Gelegenheit!" rief er frohlockend. „Ein wenig spät vielleicht, aber bessere Boten kann ich mir nicht wünschen. Die Prinzen werden es tun, und obendrein mit größter Sorgfalt und Zuverlässigkeit. Rasch, nehmen Sie die Feder, ich will Ihnen die Depeschen sofort diktieren!"

Hennings eilte zum Schreibtisch.

„Gott gebe, daß unsere Sorgen nicht gerechtfertigt sind oder die Warnung noch rechtzeitig eintrifft", sagte er in inbrünstig und räumte mit zitternden Fingern die Papiere beiseite, um sich dann zu setzen. „Ich bin bereit."

Herr Rist verschränkte die Hände auf dem Rükken unter den Schößen des braunen Fracks.

„London, den 28. Juli 1807", begann er mit einer Erregung, die ihm zuerst die Stimme leicht trübte. „An den Minister des Auswärtigen, den hochwohlgeborenen und hochedlen Grafen Bernstorff — Streng geheim und vertraulich! — Eurer Exzellenz beeile ich mich, von folgenschweren Neuigkeiten Kenntnis zu geben, die —"

In fliegender Hast glitt der Gänsekiel des Legationssekretärs über das Papier und ließ Zeile um Zeile entstehen.

11.

Das Freifräulein Gabriele von Brake hatte sich keine Zeit genommen, abzulegen oder sich anmelden zu lassen. So wie sie vor dem Palais Schimmelmann vom Pferd gesprungen war, betrat sie den kleinen Salon der Freundin. Ein wenig außer Atem nahm sie den niedrigen Zylinderhut mit dem rückwärts zusammengeknüpften Nackenschleier vom Kopf, streifte die ledernen Stulpenhandschuhe ab und warf alles, samt der Reitpeitsche, achtlos auf den nächsten Stuhl.

„Was ist geschehen?" fragte sie unruhig und schritt mit leisem Klirren ihrer zierlichen Sporen auf die Gestalt am Fenster zu, die sie nicht wie sonst mit Worten der Freude und schwesterlichen Umarmungen empfing, sondern wie versteinert verharrte. „Mon Dieu, Betty, so rede doch! Du sendest mir einen Reitknecht, daß ich sofort kommen soll. Ich lasse alles im Stich, die Ernte, die Arbeit und meine Leute und hetze meinen armen Wotan ab, daß er mich schier hassen muß. Nicht einmal bei ihm geblieben bin ich, um zu kontrollieren, daß er auch richtig trockengerieben —"

Sie stockte und strauchelte fast unter dem plötzlichen Ungestüm, mit dem sich Bettina Nordenfjeld an ihre Brust warf. Gabriele hielt geduldig still, streichelte der Weinenden die Haare, küßte ihr die Wange und tröstete sie mit kleinen, zärtlichen Worten, indes ihr eigenes Herz unruhig klopfend nach Klarheit verlangte.

„Ist etwas mit Mellenthin?" forschte sie flüsternd. „Hat er dich gekränkt oder —?"

Bettina hob den Kopf und sah sie starr an.

„Sie haben sich duelliert", hauchte sie wie gelähmt.

Gabriele schüttelte den Kopf.

„Und du bist schuld daran?" schloß sie und war schon zu einem nachsichtigen Lächeln bereit. „Diese Männer! Und dein Jürgen obendrein, wenn er nicht so klug und beherrscht wäre, hätte er alle Anlagen zu einem Raufbold. Nimm es nicht so tragisch, Liebling, denn ihm ist doch nichts passiert, nicht wahr?"

Bettina löste sich von ihr wie ein Automat und zog die Freundin in den Sessel ihr gegenüber.

„Nein", antwortete sie totenbleich und nun ohne Tränen. „Nein, ihm ist nichts geschehen, aber —", sie stockte und ihre Stimme brach fast, als sie vollendete: „Aber Nils ist blessiert."

Durch die schlanke, hohe Gestalt Gabrieles ging es wie ein Schlag. Ihr Gesicht wurde plötzlich seltsam farblos, ihre Augen verloren allen Glanz.

Nicht ohnmächtig werden! befahl sie sich und versuchte die Erstarrung abzuschütteln, die sich jäh über sie gesenkt hatte und Körper und Seele zu lähmen drohte.

„Nils ist verwundet, sagst du?' stammelte sie nach mehreren vergeblichen Versuchen tonlos. „Ist es ernst? — Sprich doch!"

„Nein, gottlob nicht, wenn er auch fiebert und sich nicht gut fühlt. Der Arzt hat die Kugel aus dem linken Arm bereits entfernt, es ist eine bloße Fleischwunde und kein edler Teil getroffen."

Das Freifräulein von Brake atmete tief auf. Ihr ganzer Körper entspannte sich.

„Weshalb dann die Aufregung?!" fragte sie unerwartet zornig und gereizt. „Bei deinem Bruder ist es ja fast ein Wunder, daß so etwas nicht schon früher passiert ist. Natürlich eine Frau? — Nein?! Ich bin erstaunt. Weshalb sonst? — Mon Dieu, sprachst du nicht auch von Jürgen? Mit wem hat er sich denn eigentlich geschlagen?"

Bettina legte den Kopf mit den goldblonden Haaren an die Lehne des Sessels.

„Gestern, am 28. Juli, haben sich Herr von Mellenthin und mein Bruder Nils duelliert", berichtete sie eintönig, als lese sie eine Nachricht aus der Zeitung vor.

Gabriele von Brake sprang auf, nahm ihr langes Reitkleid hoch und schritt einmal durch das Zimmer, um mit gesenktem Kopf haltzumachen.

Meine Reitstiefel sind unmöglich, dachte sie sonderbar geistesabwesend, wenn er sie sehen würde, brauchte ich mich um den Spott nicht zu sorgen.

„Das ist Wahnsinn!" erklärte sie hell und scharf. „Du mußt dich irren. Guter Gott, die beiden sind die besten Freunde der Welt —"

„Das waren sie", verbesserte Bettina tonlos.

Gabriele gingen die Nerven durch.

„So rede doch endlich!" schrie sie grimmig und laut. „Weshalb denn?"

Bettina starrte auf den Boden.

„Beim Spiel kam es zu einem Streit. Nils war betrunken und ließ sich dazu hinreißen, Mellenthin ins Gesicht zu schlagen, als ihn dieser bat, aufzuhören."

Gabriele nahm die Reitpeitsche hoch und ließ sie pfeifend durch die Luft sausen. Ihre kleinen, weißen Zähne gruben sich tief in die zarte, wohlgeformte Unterlippe.

„Dieser verdammte, nichtsnutzige Schlingel!" rief sie zornig. „Hat dein Bruder überhaupt keinen Verstand mehr? — Er ist ein Ungeheuer, das man mit einem Stein um den Hals in den Sund versenken sollte, wo er am tiefsten ist."

„Gabriele, ich bitte dich —"

„Still!" schrie die sonst so beherrschte Freundin und stampfte wütend mit dem Fuß auf. „Du willst ihn wohl gar noch in Schutz nehmen? Er hat uns schon genug Sorgen bereitet — ich meine natürlich dir! —" verbesserte sie errötend rasch. „Spielen auch noch, muß er sich denn an jeder Dummheit beteiligen? Und dich nun auch noch unglücklich machen, er weiß doch genau, was dir Mellenthin ist."

Bettina hob abwehrend die Hand. „Du bist zu voreilig mit deiner Verurteilung", erwiderte sie nicht ohne Empörung. „Er, Mellenthin, benahm sich genau so schlecht. Ich weiß, daß du Nils nicht leiden kannst — —"

„Das ist nicht wahr!" rief Gabriele mit leidenschaftlich zitternden Lippen und ließ die Reitpeitsche fallen, als hätte sie sich in glühendes Eisen verwandelt. „Ich ärgere mich nur, daß ein so wertvoller und begabter Mensch sein Leben mit Nichtigkeiten verzettelt, anstatt ernsthaft und pflichtbewußt vorwärtszustreben und sich großen Aufgaben zu widmen. Er ist kein Mann, vor dem man Achtung hat, sondern ewig ein großer Junge mit allen Fehlern und Schwächen eines unerzogenen Kindes."

„Du übertreibst und tust ihm jetzt und hier bitter Unrecht. Er erkannte sehr wohl, daß er sich unverzeihlich und ungerecht benommen hatte, und war bereit, Jürgen Mellenthin um Verzeihung zu bitten, als er erfuhr —", Bettinas Stimme brach, sie rang krampfhaft nach Atem, während ihr die Tränen erneut die Wangen herunterliefen, „als er erfuhr, daß dieser sich nach seinem Weggang den anderen Mitgliedern des kleinen Zirkels gegenüber sehr verächtlich und beleidigend über ihn, Nils, ausgesprochen hat. Er erklärte ihnen, daß der Graf Nordenfjeld ihn sofort um Verzeihung bitten würde, wenn er wieder nüchtern genug wäre, sich zu erinnern, daß der Hauptmann von Mellenthin auf dreißig Schritt eine Spielkarte an jeder gewünschten Stelle treffe. Er gedenke sich aber auf keine Aussöhnung einzulassen, sondern ihm einen gründlichen Denkzettel zu geben. Eine derartig schwere Beleidigung verlange eine gerechte Sühne, sie sei nicht mit Reue und schönen Worten, sondern nur mit Blut auszugleichen."

Gabriele sah sie entsetzt an. „Mein Herz, du mußt dich irren!" rief sie beschwörend. „Gewiß, die Handlungsweise deines Bruders war Wahnsinn. Aber diese Freundschaft sollte nicht stark und zuverlässig sein und Mellenthins Großmut nicht erhaben genug, die ausgestreckte Hand zu ergreifen und dem Freunde zu verzeihen? — Ich vermag das nicht zu glauben. Hast du auch ihn gehört, ihm Gelegenheit zur Rechtfertigung gegeben?"

Bettina Nordenfjeld schüttelte den Kopf und verbarg das Gesicht in den Händen.

„Ich wies ihn ab", bekannte sie fast unhörbar, „und sandte auch sein Billett uneröffnet zurück."

„Das war nicht recht! Und was willst du weiter tun? Dein Glück zerbrechen und deine Liebe opfern?"

„Kann ich noch anders?" fragte die Komtesse Nordenfjeld erschöpft und verzweifelt. Ihre Augen, von denen sie die Hände sinken ließ, brannten in einem tiefen Herzeleid. „War Nils nicht bereit, sein Unrecht wiedergutzumachen? Sollte Mellenthins beleidigter Ehre nicht alle Genugtuung zuteil werden, die er billigerweise verlangen konnte? — Weshalb ging er nicht diesen Weg, sondern wählte den, der für immer von mir fortführte?"

Gabriele von Brake legte den Arm um die zuckende Schulter der Freundin und streichelte sie unausgesetzt.

„Mein Gott, wenn ich dir nur helfen könnte", flüsterte sie schluckend und bemühte sich, die eigenen Tränen zurückzuhalten. „Mein armer Liebling, handle nicht unbesonnen und übereilt! Ist deine Liebe nicht schwach und klein, wenn sie bei dieser ersten harten Probe so versagt?"

Bettina streifte den Arm herunter und sprang auf. Ruhelos begann sie im Raum zu wandern. Knisternd und raschelnd glitt die Schleppe ihres Kleides über den Boden. Ihre Lippen waren bleich, die Finger wie betend verschränkt.

„Nein!" rief sie erbittert und warf den Kopf zurück. „Er hat versagt, nicht ich! Oh, ich kenne ihn, seinen Stolz und seine Härte. Ich weiß, daß die Ehre eines Menschen ein kostbares Ding ist, das niemand besudeln darf, auch nicht der Freund und Bruder. Ich selbst hätte Nils erbarmungslos gezwungen, ihm Abbitte zu tun, wenn er selbst es nicht unmöglich gemacht hätte. Alles sollte geschehen, um seinen verletzten Gefühlen gerecht zu werden. Weshalb zerstörte er bewußt Liebe und Freundschaft, weshalb waren ihm Rache und Vergeltung wichtiger als alles andere? O Gabriele, mir ist, als hätte man mir ein Heiligtum vernichtet. Er, den ich für den vortrefflichsten aller Män-

ner hielt, den ich mit tausend Tugenden ausstattete, dem ich in meinem Herzen einen Tempel errichtete, offenbart sich nun als ein kaltherziger und brutaler Egoist und Jämmerling, der auf dem Altar seines kleinlichen Stolzes schmählich und ohne Skrupel den Freund und die Geliebte opfert."

Gabriele sah sie unwillig und kopfschüttelnd an. „Bist du wahnsinnig, Bettina?" fragte sie ernst und nachdrücklich. „Du rasest und vernichtest dich selbst. Hast du alles bedacht und geprüft, gibt es keine Zweifel mehr an seiner Schuld? Hat Nils wirklich alle Möglichkeiten einer Versöhnung erschöpft? Verzeihe mir, aber noch vermag ich nicht zu glauben, daß Mellenthin sich wirklich so abscheulich benommen haben soll."

Bettina lachte schrill auf und preßte die Hand gegen die schmerzende Stirn.

„Dir war er ja immer das Vorbild eines richtigen Mannes", höhnte sie mit selbstquälerischer Grausamkeit. „Zeitweise war ich sogar eifersüchtig auf dich! Bitte, nimm es mir nicht übel, ich weiß schon nicht mehr, was ich sage — Was fragtest du mich? Doch, jetzt erinnere ich mich. Nein, jemand, an dessen Ehrenhaftigkeit und persönlicher Unparteilichkeit nicht zu zweifeln ist, hielt es für seine Pflicht, Nils Kunde davon zu geben. Und ein anderes makelloses Mitglied jener nächtlichen Gesellschaft bestätigte es. Du siehst, allen Geboten der Gewissenhaftigkeit geschah Genüge, da zwei zuverlässige Zeugen gehört wurden."

Gabriele bewegte sich unruhig. „Wer sind diese Herren?" forschte sie mißtrauisch und bedeutungsvoll. „Bist du so sicher, daß sie keine eigennützigen Ziele verfolgen?"

Über Bettinas Antlitz schien ein leichter rosiger Schimmer zu huschen.

„Narrheit!" antwortete sie unerwartet schroff und gereizt. „Nils machte trotzdem durch seinen Sekundanten einen Versöhnungsversuch, der von Mellenthins Vertreter zurückgewiesen wurde. Glaubst du mir nun? Was sollte Nils also tun, nachdem er schon vor Zeugen der Feigheit bezichtigt worden war?"

„Mellenthin selbst fragen, wie er dazu kommt", antwortete Gabriele gelassen, „anstatt sich wie ein erzürnter Hahn aufzuplustern und dabei zu vergessen, daß der andere vielleicht auch die Entschuldigung des zu viel genossenen Alkohols für sich in Anspruch nehmen konnte."

Bettinas Gesicht rötete sich, ihre Brust hob sich unter hastigen Atemzügen.

„Nein, nein!" rief sie leidenschaftlich. „Du bist Partei und suchst nach Beschönigungen. Begreifst du nicht Art und Größe meiner Enttäuschungen? Er hat einen eisernen Willen und ist viel zu stark und beherrscht, um sich vom Trunk seine Sinne unterjochen zu lassen. Wie durfte er bei allem vergessen, daß es mein Bruder war, dem er sich so unversöhnlich zeigte? Daß es für ihn, den meisterlichen Schützen, fast einen Mord bedeutete, mit einem so unebenbürtigen Gegner anzutreten. Mochte er sich noch so verletzt fühlen, dies mußte er bedenken, seine Liebe sich stärker erweisen und ich ihm ein solches Opfer wert sein. So aber hat er mich verschmäht und mir mit grausamer Deutlichkeit gezeigt, daß er mich überhaupt nicht liebt und daß ihm jede andere Empfindung wichtiger und wertvoller ist."

Gabriele stieß einen tiefen schmerzlichen Seufzer aus und rang verzweifelt die Hände.

„Oh, es scheint eine unlösbare Aufgabe zu sein, dir eigensinnigem und stolzem Starrkopf Vernunft zu predigen. Liebe dünkt mich wie eine gefährliche Krankheit, die den Betroffenen blind und taub macht. Sprich mit ihm, rate ich dir, höre seine Rechtfertigung und verschließe dich nicht hartnäckig, bevor du seine Verteidigung nicht vernommen hast. Das bist du ihm und dir schuldig. Denke daran: Eines Mannes Rede sei keine Rede, du mußt sie hören alle beede."

Bettina antwortete nicht. Mit erloschenen Augen blickte sie in eine Ferne, deren Trostlosigkeit sich in jedem Zug ihres bleichen Antlitzes ausdrückte.

Gabriele umfaßte sie mit der innigen Zärtlichkeit einer Mutter und rüttelte sie behutsam und mahnend.

„Ich ahnte ja nicht, daß du ihn so liebst", flüsterte sie bewegt und mitfühlend. „Du schienst mir zuweilen kalt und ein wenig flatterhaft. Verzeihe mir und fasse Mut und Vertrauen, es wird noch alles gut werden."

Bettina entzog sich der Freundin und trat zum Fenster. Sie preßte die glühende und schmerzende Stirn, hinter der die Gedanken wild durcheinandertaumelten, gegen die Scheibe und empfand schaudernd die feuchte Kühle des Glases.

„Wir Menschen wissen zu spät, was wir besitzen", murmelte sie schwermütig mit tränenerstickter Stimme. „In der Sekunde, da ich ihn verlor, erkannte ich erst die Stärke meiner Gefühle. Doch —", sie wandte sich herum und ihr schönes Gesicht erstarrte zu einer Maske des Stolzes und der Härte, „das ist auf ewig vorüber. Ich will ihn nie wieder sehen."

12.

Als der Hauptmann von Mellenthin das Gasthaus „Zum König von Dänemark" in der Solvgade verließ, wo er ein kurzes hastiges Abendessen eingenommen hatte, war es längst völlig dunkel geworden. Er warf einen Blick auf die Uhr und schwankte einen Augenblick. Es war reichlich spät. Aber dann besiegte er sein Zögern und wandte den Schritt zur Kommandantur, die er erst vor einer Stunde verlassen hatte.

Noch harrte trotz angestrengter Arbeit vieles der Erledigung. Zu unsicher und verworren war die Lage. Wenn die Stunde kommen sollte, die alles auf die Wälle rief, war es zu spät, Karten und Pläne zu vervollständigen und die letzten Vorbereitungen für die Verteidigung der Festung zu treffen.

Mochte diese Beschäftigung auch mit zu einem wesentlichen Teil eigener Pflichttreue entspringen, er war tief dankbar dafür, daß ihm der Dienst keine Minute mehr ließ. Zu hart hatte ihn das Schicksal getroffen, und die Arbeit war jetzt der einzige Trost und die beste Stärkung.

Fünf Tage waren seit jenem unheilvollen Morgen vergangen, da er dem Freund mit der Waffe in der Hand gegenübergestanden und der Schuß aus der Pistole in seiner Hand gefallen war, der diesen niederstreckte.

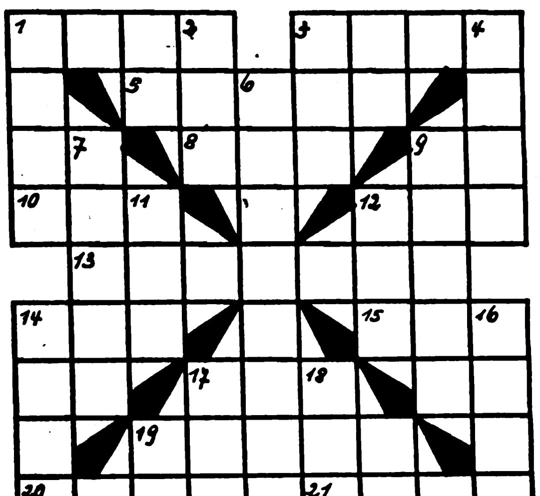
Zorniger Groll und tiefste Enttäuschung über den Verräter und Undankbaren, der sein Unrecht nicht einzusehen vermocht und keinen Versuch gemacht hatte, es mit männlicher Offenheit einzugestehen, hatten ihn so übermannt, daß eine jähe Aufwallung die ursprüngliche Absicht, den anderen dennoch zu schonen, überwunden und ihn zu einem Schuß bewogen hatte, dessen Treffsicherheit und bewußte Milde er sich allerdings in jeder Sekunde sicher gewesen war.

Und mit Recht. Haargenau hatte die Kugel dort getroffen, wo sie sollte, und der Graf Nordenfjeld befand sich allen Nachrichten zufolge nach einem kurzen Wundfieber bereits auf dem Wege der Besserung.

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Erdaufschüttung, 3. Körperteil, 5. ostdeutsche Stadt, 8. Niederschlag, 9. Längenmaß (Abk.), 10. geograph. Begriff, 12. Insel des Dodekanes, 13. Töpferkunst, 14. Getränk, 15. Kirche, 17. Geschick, 19. Laubbaum, 20. Zahlungsmittel, 21. Storchvogel. — Senkrecht: 1. Geruch, 2. alkohol. Getränk, 3. Tierfutter, 4. Mauervorsprung, 6. Stierkämpfer, 7. Fehler, 9. Gespinsthülle, 11. Schiffsseite, 12. Ziegenleder, 14. Tierfett, 16. Nagetier, 17. Teil des Auges, 18. Sportgerät.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Diamant, Muße, Gewissen, Arsen, Obmann, Banane, Leinen, Sachsen, Gesang, Agent, Rotwild, Allod, Kaserne Licht, Wunder, Gedanke, Ernennung, Latwerg, Derwisch, Bedeutung, Rütli, Nachod, Scherge, Warnung, Gesicht sind je drei Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, einen Ausspruch von Schopenhauer ergeben (ch = ein Buchstabe).

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — a — ae — beth — chry — di — di — di — die — du — e — e — en — en — en — erb — ga — graph — in — in — ko — la — li — lo — ma — mä — mail — mas — me — na — nar — nau — ni — ni — po — pol — ru — ruh — sa — san — sar — se — se — sel — sop — the — tim — ty — um — un — vi sind 17 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten, die letzten von unten nach oben gelesen ein Sprichwort ergeben. (ch = 1 Buchstabe.)

1. deutsche Funkstation, 2. Summe der Erbanlagen, 3. Einzelwesen, 4. deutscher Ingenieur und Erfinder, 5. span. Provinz, 6. griech. Fabeldichter, 7. Blume, 8. Buchdrucker, 9. griech.-röm. Gott, 10. Uhrteil, 11. Mittelmeerinsel, 12. Betäubung, 13. vertraut, 14. Schmelzüberzug, 15. Göttin der Jagd, 16. weibl. Vorname, 17. Land in Europa.

1 .... 10 ....

2 .... 11 ....

3 .... 12 ....

4 .... 13 ....

5 .... 14 ....

6 .... 15 ....

7 .... 16 ....

8 .... 17 ....

9 ....

Silbenkreuz

1	2
3	4
5	6

1—2 Nachtvogel
1—4 männl. Vorname
1—3—5 Erdteil
3—4 Fischeier
5—6 europ. Hauptstadt
5—3—2 Losung

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Damm, 3. Hals, 5. Memel, 8. Tau, 9. km, 10. Tal, 12. Kos, 13. Keramik, 14. Tee, 15. Dom, 17. Los, 19. Birke, 20. Geld, 21. Ibis. Senkrecht: 1. Duft, 2. Met, 3. Heu, 4. Sims, 6. Matador, 7. Makel, 9. Kokon, 11. Lee, 12. Kid, 14. Talg, 16. Maus, 17. Lid, 18. Ski. ✱ **Kryptogramm:** Diamant Muße Gewissen Arsen Obmann Banane Leinen Sachsen Gesang Agent Rotwild Allod Kaserne Licht Wunder Gedanke Ernennung Latwerg Derwisch Bedeutung Rütli Nachod Scherge Warnung Gesicht. „Man muß wissen, ob man eine Sache sagen will oder nicht: und dann entweder deutlich oder gar nicht." ✱ **Silbenrätsel:** 1. Nauen, 2. Erbmasse, 3. Individuum, 4. Diesel, 5. Malaga, 6. Aesop, 7. Chrysantheme, 8. Typograph, 9. Apollo, 10. Unruh, 11. Sardinien, 12. Narkose, 13. intim, 14. Email, 15. Diana, 16. Elisabeth, 17. Rumänien. „Neid macht aus niedern Halmen hohe Palmen." ✱ **Silbenkreuz:** 1. EU, 2. LE, 3. RO, 4. GEN, 5. PA, 6. RIS.

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck).

Zweizüger von Ogfr. Erich Wolkenau (München) op. 159.
Weiß: Kc7, Db2, Th3, Th4, La2, Ld8, Sb3, Sf3 (8).
Schwarz: Kd5, Bb4, b5, d6, e5, f4 (6).

Lösung.

Schlüsselzug 1. Dg2! (4 Mattbilder!)

Scharfer Angriff.

Rigaer Variente der Spanischen Partie, gespielt in Berlin.
Weiß: von Hennig. Schwarz: Langner.

1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, a6; 4. La4, Sf6; 5. 0—0, S×e4; 6. d4, e5×d4; 7. Te1, d5; 8. c4, d×c3 i. V.; 9. S×c3, Lb4; 10. Lg5, f6; 11. Se5 (Originell gespielt, das Pferdchen hüpft in die eigene „Gabel".), 11. .., 0—0; 12. L×c6, L×c3 (besser wäre S×g5); 13. L×d5†, Kh8; 14. Dh5! (Nun sind vier weiße und zwei schwarze Figuren angegriffen.), 14. .., L×e5; 15. L×e4, g6; 16. L×g6, Dd7; 17. T×e5!, f×e5; 18. Td1, Dg7; 19. Lf6! Ebenso witzig wie stark gespielt! Schwarz gab auf. Dem Sieger dieser glänzenden Partie, Admiral von Hennig, gelang es im November 1914 als einzigem U-Boots-Kommandanten in den Schlupfwinkel der englischen Flotte, Scapa Flow, einzudringen.



Das gab eine lange Vorbereitung!
Einmal im Jahr, an einem Frühlingssonntag, feiert man in der durch ihre wunderbaren Trachten weltberühmten ungarischen Gemeinde Mezökövesd das Fest der Brautwerbung, das durch die Anhäufung kostbarster Trachten und seine eigenartigen Volksbräuche in gleicher Weise zu einem Anziehungspunkt für die weiteste Umgebung geworden ist. An diesem Feste der Brautwerbung promenieren nach dem Kirchgang die heranwachsenden jungen Mädchen die Dorfstraße entlang. Schon im Morgengrauen sind sie aufgestanden und haben sich so schön gemacht wie noch nie. Nun klopfen ihre Herzen unter dem reichbestickten Mieder: Wird sich Janos oder Joschka heute endlich erklären? Es ist ein Wetteifern um die schönste Kleidung! Sieben Röcke trägt die Ungarbraut! Jeder Rock hat eine andere Farbe und jeder braucht gut und gern seine zehn Meter Stoff. Über ein halbes Jahr haben die Mädchen an den leuchtenden Blumen ihrer Bluse gestickt, und gestern noch haben sie den ganzen Tag in der Kammer gestanden und mit heißem Brot unzählige bauschige Falten in ihre Röcke geplättet, um dem zukünftigen Bräutigam zu gefallen.

Kalter Guß und heiße Liebe

Brautwerbung mit dem Wassereimer, ein seltsamer ungarischer Brauch in Bildern, erzählt von ϟϟ-Kriegsberichter Ferdinand Fritsch



Die hier haben gut lachen!
Sie sind schon fest unter die Haube gebracht. Ihr bunter Kopfputz zeigt an, daß sie schon verlobt sind, aber beim Fest der Brautwerbung machen sie trotzdem noch einmal mit. Ein Bräutigam muß ständig auf der Wacht sein, daß niemand ihm die Braut wegschnappt. So will es der alte Brauch der Gemeinde Mezökövesd.



Mama hat ausgesucht.
Die Mutter des jungen Mannes — sie trägt ein dunkles Kopftuch — begibt sich am Arm ihrer verlobten Tochter zum Festplatz. Hoffentlich macht Geza, ihr Lieblingssohn, keine Dummheiten und läßt sich durch ein schöneres Kleid bestechen. Mama hat ihm die Braut schon ausgesucht.



Die Entscheidung ist gefallen.
Doch noch bergen die jungen Burschen das Geheimnis ihrer Wahl in ihrem Herzen. Nun aber legen sie den dunklen Anzug ab und steigen in das heiter-bunte Gewand des Freiers. Nur noch ein paar ältere Frauen stehen plaudernd beisammen und wägen die Aussichten ihrer Töchter.



Wem gilt sein Besuch?
Der Freier ist da mit dem Wassereimer. Aber wen hat er sich denn nun ausgesucht? Die sanfte Mari oder die feurige Ilonka? Für alle Fälle lächeln ihm zunächst einmal beide erwartungsvoll zu.

→

Eiskalt, aber herrlich!
Das Wort von dem „begossenen Pudel" ist in Ungarn unbekannt. „Strahlend wie eine begossene Braut" heißt es hier. Janos hat durch den Wasserguß unverkennbar angedeutet, daß er Herr über Ilonka zu sein gedenkt, und Ilonka läßt ihn klugerweise bei diesem Glauben. Und von nun an werden beide aufeinander aufpassen!



GISELA SCHUMANN: **DAS EIGENTUM**

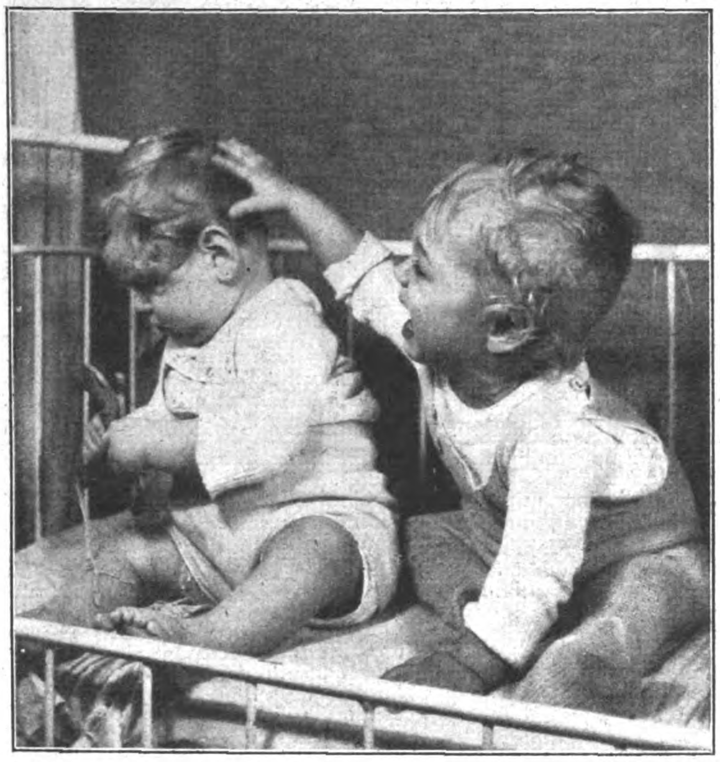
1



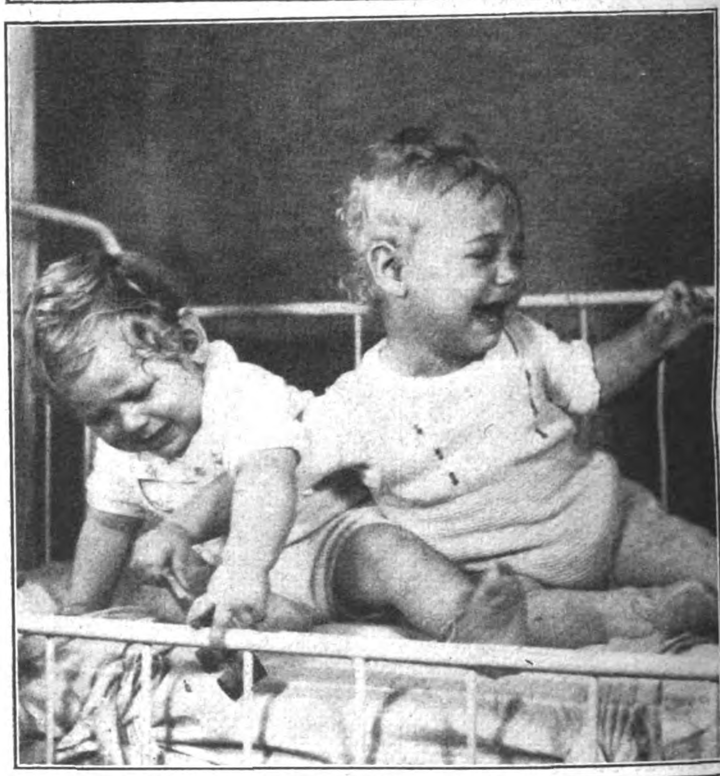
2



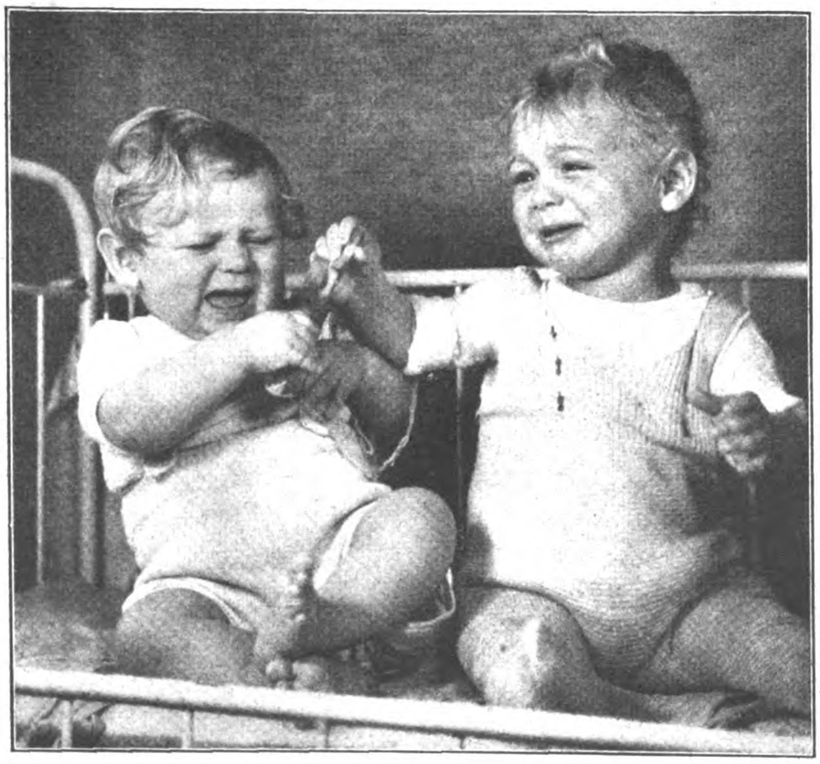
3



4



5



6



Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. A B C D E F G 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 3. AUGUST 1944
19. JAHRGANG :·: FOLGE 31

JB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:



Knut Hamsun besucht ein deutsches U-Boot.

Der große norwegische Dichter, der am 4. August seinen 85. Geburtstag begeht, blättert in dem Gästebuch, um sich dann selbst einzutragen. Weitere Bilder von diesem Besuch im Innern des Heftes.

Bildbericht von Langl/Pincornelly (Sch.)

SÜD-WESTLICH VON CAEN

Aus dem Tagebuch der Kriegsberichter Helmut Grosse und Th. Seibert





Es war sein Verdienst.
Der Durchbruch war gescheitert, das ersehnte Ziel der Invasoren aufs neue in die Ferne gerückt. Die örtliche deutsche Führung hatte Zeit gewonnen, die gefährliche Frontlücke zu schließen. Und die Männer, denen dieser wichtige Abwehrerfolg zu danken war, waren — Flakkanoniere der Luftwaffe. Sie hatten aus eigener Initiative den Kampf gegen die Panzer und die Begleitinfanterie unverzüglich aufgenommen und trotz eigener schwerer Ausfälle siegreich durchgeführt. Der junge Abteilungskommandeur, hier im Bilde, hat selbst eines der 8,8-Geschütze bedient, als die Gefahr am höchsten gestiegen war.

Im Feuer unserer Batterien liegengeblieben...
Südlich des Dörfchens G. dehnt sich der breite, flache Rücken einer Höhe bis hinab zum Dorfe E. Auf dieser weiten, freien Fläche erschienen an einem der letzten Junitage die Kolosse der Sherman-Panzer, die nach heißen Kämpfen mit einer ϟϟ-Panzerdivision durchgestoßen waren und das Ziel — die Ornebrücken im Süden von Caen — nun zügig zu erreichen hofften, dichtauf gefolgt von motorisierter britischer Infanterie. Wohl hatte die feindliche Aufklärung erkannt, daß jenseits von G. noch deutsche Batterien standen, aber das Vernichtungsfeuer der britischen Artillerie und der Panzer selbst ließ deren Ausschaltung als gewiß erscheinen. In dem Augenblick jedoch, in dem die britischen Panzerspitzen den Kamm der Höhe überschritten, standen die beiden ersten Shermans in Flammen, getroffen von deutschen Granaten. Und bevor die Feuerstellung dieses unerwarteten Gegners noch erkannt war, erhielten andere englische Panzergruppen, nagelneue „Cromwell" darunter, gleichfalls schweres Feuer. Unter Verlust von insgesamt neun schweren Panzern zog sich der Brite eilig zurück.



Sie packen zu, wo sie können...
Frauen und Regenschirme auf dem Schlachtfeld? Der Krieg zeichnet seltsame Bilder! Diesen Flüchtlingen aus G. ist das kleine Fahrzeug aus dem Leim gegangen, und die freundlichen Helfer, die sich hier um die Reparatur bemühen, sind Flakkanoniere. Sie nutzen die Feuerpause zu diesem kleinen Samariterdienst aus.

Der deutsche Soldat, dessen einzigartiges Heldentum alle Welt zur Bewunderung zwingt, ist in seinen kampffreien Stunden ein Meister der Lebenskunst und der Zeiteinteilung. Der Landser, der es fertigbringt, in den unmöglichsten Lagen zu schlafen, hat in seiner wachen Freizeit immer etwas zu tun. Es ist ein Bastler, ein Improvisator, beinahe ein Zauberer, und zu Zeiten, wenn es ans „Klöhnen" geht, ein Philosoph.

Auch hier wird gedroschen. →
Die Kameraden nebenan haben indessen in gut getarnter Deckung das „Gebetbuch des Teufels", die Spielkarten, herausgeholt, nachdem der Magen zu seinem Recht gekommen ist. So eine Skatpartie lenkt die Gedanken von der schweren Stunde ab, die unmittelbar hinter den Männern liegt, und macht sie innerlich frisch für die nächste Anspannung der Nerven und Sinne.



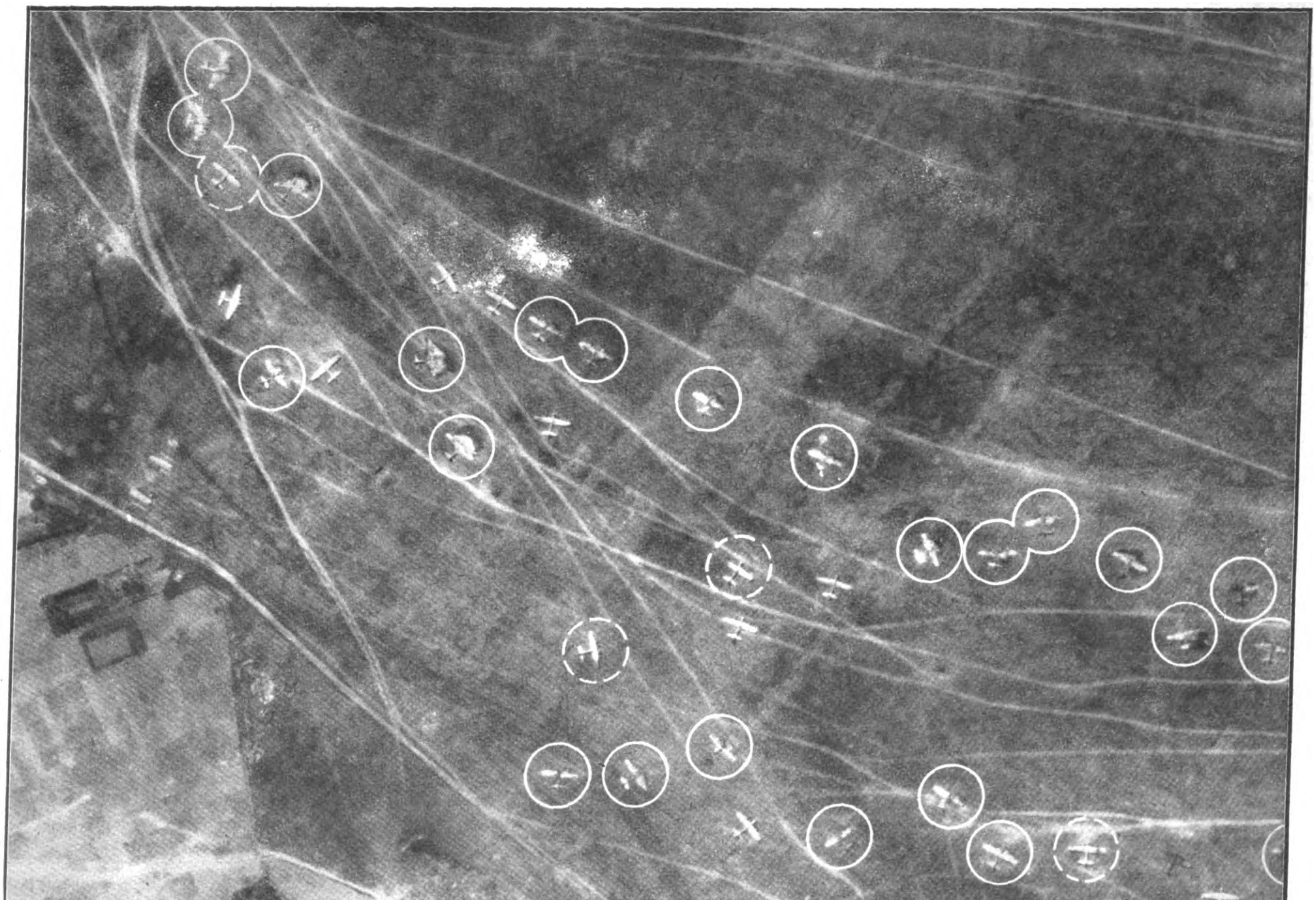


Fachleute in Feindwaffen.
Einen ganz großen Raum in des Landsers Gedanken und Interessen nehmen der Feind und seine Waffen ein. Diese jungen Panzergrenadiere hier erklärten uns das englische Pakgeschütz samt seinem Schlepper, das sie vor wenigen Stunden erbeutet hatten. Mit der Kennermiene von Waffenkonstrukteuren zeigten sie uns seine Vor- und Nachteile und boten uns großmütig von den Virginia-Zigaretten an, die sie im Gepäck der geflohenen Pakbesatzung gefunden hatten. Eben verabschieden sie sich mit lustigen Zurufen von einem Kameraden, der in wichtiger Mission aufbricht.



Eisenhower versprach es anders...
Dieser Kamerad, der sich eben verabschiedet hat, muß den gefangenen Geschützführer der Pak zum nahen Regimentsgefechtsstand bringen. Im niedergeschlagenen Gesicht des englischen Korporals spiegelt sich noch deutlich das unerwartete Erlebnis dieses Tages. Seine kalten grauen Augen musterten wieder und wieder die jungen Gestalten seiner Bezwinger. Dieser Blick verriet unmißverständlich, daß er es in seinem angeborenen britischen Dünkel und seiner Siegesgewißheit einfach noch nicht begreifen kann, wie rasch man mit ihm und seinen Leuten fertig geworden ist. Er findet keine Brücke zwischen der hochtrabenden Invasionsbotschaft Eisenhowers, die er, wie alle seine Kameraden, in der Tasche trägt, und der rauhen Wirklichkeit der normannischen Schlacht. Er hatte sich alles ganz anders vorgestellt...

VON UNSEREN BOMBEN ZERSCHLAGEN: AMERIKANISCHE KAMPFMASCHINEN IM OSTEN



USA-Bomber – in der Sowjetunion am Boden zerstört. PK.-Luftwaffe (PBZ.)
Das Ergebnis des deutschen Angriffs auf Poltawa. Das Bild zeigt nur einen Teilausschnitt des Wirkungsbildes, um die vernichteten Maschinen besser erkennen zu lassen

Montgomery fand harte Gegner

Innerhalb weniger Stunden erfolgte in dem Raum, von dem diese Bilder berichten, der achte Angriff feindlicher Jagdbomber auf unsere Sicherungen. Die aufsteigenden schwarzen Qualmwolken brennender Häuser verdüstern den Himmel. Zwischen den Wolkenfetzen jagen die Feindflugzeuge einher, die Rauchpilze der eingeschlagenen Bomben weichen immer wieder neuen. Aber inmitten der von den Lufthunnen zerstörten normannischen Städte erhebt sich die lebendige Mauer der deutschen Abwehr.

ϟϟ-PK.-Aufnahmen: ϟϟ-Kriegsberichter Mielke.



Hier beißen sie auf Granit!
„Panther" sind am Rande einer Straße aufgefahren. Gut getarnt eröffnen sie schon auf große Entfernung das Feuer auf die immer wieder anrollenden Sherman-Panzer. Mit blechernem Geräusch fliegen die Kartuschen neben den Panzer.



Die ermordete Stadt.
Diese Steinhalden waren einst Straßen. In diesen Häusern sind einst Menschen glücklich gewesen. Heute ist die Stadt tot. Keine menschliche Stimme ist zu hören, nur das Nachrutschen von Trümmern und das Rieseln von Schutt.



Einer der wenigen Überlebenden.
Er war während des Angriffs zufällig nicht in der Stadt. Nun irrt er verstört zwischen den Trümmern umher. Es ist ihm nicht einmal mehr möglich, die Stelle zu finden, an der einst sein Heim gestanden hat. Auch dürfte er sich über die anglo-amerikanischen Befreier seine eigenen Gedanken machen.



Feiner Sprühregen fällt vom Himmel.
Das ist der sogenannte „Kanalregen". Für die ϟϟ-Panzergrenadiere hat er den Vorteil, daß sie von den feindlichen Tieffliegern weniger belästigt werden. Unbehelligt aus der Luft können sie sich dem weiteren Ausbau ihrer Stellungen widmen.



Das Polster hilft ihm Kräfte sparen!
Der elegante Klubsessel aus einem von anglo-amerikanischen Terrorfliegern vernichteten Wohnhaus will nicht recht zur lehmverkrusteten Uniform des Fernsprechpostens passen, aber er erfüllt eine wohltätige Aufgabe.



Form oder Farbe

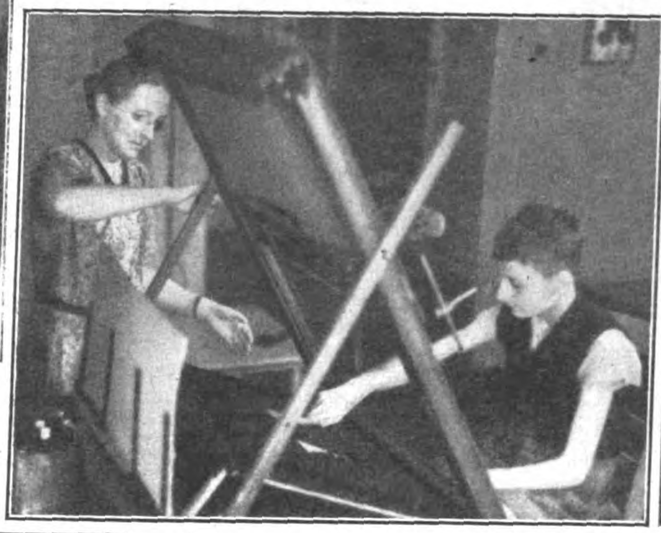
ENTWICKELUNGS-PSYCHOLOGISCHE VERSUCHE AN KINDERN UND JUGENDLICHEN

BILDBERICHT VON LENKA VON KOERBER



„Es dürfen keinerlei Suggestivfragen an die Kinder gerichtet werden."
Professor Volkelt, Leipzig, weist zu Beginn des entwickelungspsychologischen Praktikums sehr eindringlich darauf hin, die Kinder nicht abzulenken. Durch einen Spiegel beobachten die Studierenden die psychologischen Versuche.

Er entscheidet sich rasch: Farbe!
Auf dem Tisch liegen ein gelbes Dreieck und ein grünes Viereck, oben ein gelbes Viereck. Der Junge wird gefragt: „Ist eins von denen hier unten so wie das hier oben?" — „Das und das ist gleich", sagt er und zeigt erst auf das gelbe Dreieck und dann auf das gelbe Viereck, und entscheidet sich damit für die farbgleichen Dinge.



Eine Sekunde hat er nur Zeit.
Der Schnellwahlapparat des Professors Volkelt zwingt die größeren Kinder dazu, ihre Wahl schnell zu treffen. Zuerst ist der Apparat geschlossen. Hinter die verschlossene Klappe hat die Assistentin ein gelbes Dreieck und ein rotes Viereck gelegt. Sie zeigt dem Jungen ein rotes Dreieck. Als die Klappe hochschnellt, wählt er das rote Viereck und damit die Farbe.



Sie wählt anders.
Die Assistentin zeigt dem Mädchen ein rotes Dreieck und sagt: „Wenn die Klappe hochgeht, siehst du zweierlei. Zeige mir schnell, welches so ist, wie das, was ich dir hier zeige." Die Klappe fliegt hoch, und das Mädchen entscheidet sich blitzschnell für das gelbe Dreieck und damit für die Formgleiche.





Und was tut die Dreijährige?
Verschmitzt schaut sie sich die bunten Pappblättchen an. Dies neue Spiel macht ihr großen Spaß. Bei jedem Versuch, der mit ihr gemacht wird, bezeichnet sie die farbgleichen als die zusammengehörigen.

Die Farb-Form-Versuche, die im Psychologisch-pädagogischen Institut der Universität Leipzig unter der Leitung von Professor Dr. Volkelt seit Jahren durchgeführt werden, erhellen die seelische Entwickelung des Menschen und zeigen einen Weg zu seiner typologischen Einordnung. — Obwohl diese Versuche bereits vielfach interessante Ergebnisse erzielten, bergen sie noch immer ungelöste Probleme. Eindeutig hat sich jedoch erwiesen, daß bei bestimmten Aufgaben im Erleben jüngerer Kinder die Farbe dominiert, während mit zunehmendem Alter mehr und mehr die Form beachtet wird.

Wir beobachten zunächst die Versuche mit kleinen Kindern. Hinter einem Schirm baut die Assistentin eine farbige Figurengruppe auf. Die Instruktion, die dem Kinde gegeben wird, darf in keiner Weise auf Form oder Farbe hindeuten. Deshalb sagt die Assistentin: „Hier oben ist etwas, und hier unten liegen auch welche. Ist eine von denen hier unten so wie das hier oben?" Auf dem Tisch liegen z. B. oben ein gelbes Viereck und unten ein gelbes Dreieck und ein grünes Viereck. Sofort zeigt das Kind auf das gelbe Dreieck und entscheidet sich damit für die Farbe. Größere Kinder zwingt der Schnellwahlapparat zu rascher Entscheidung, die erst mit zunehmendem Alter auch auf die Form fällt.



... Ein Apparat, der die Frage stellt ...
Mit Begeisterung drückt das kleine Mädchen die Klappe dieses Klingelapparates herunter, um dann auf das größere Sternchen zu tippen. Auf diese Weise kann beispielsweise das Augenmaß genau geprüft werden.



... welcher Gegenstand der größere ist.
Triumphierend klingelt die Kleine. Man hat mit ihr in sprachfreier Methode mit vielen anderen Formen Versuche gemacht. Stets fand sie das größere Objekt heraus. Bereits $1^3/_4$ Jahre alte Kinder erkannten feinste Größenunterschiede.



Das geheimnisvolle Innere des Bootes
mit der verwirrenden Anordnung der technischen Mittel fesselt den Blick Knut Hamsuns schon beim Eintritt.



„Zweimal war ich in Amerika“,
so erzählt der Dichter. „Erst war ich auf einer Farm, dann in der Prärie. Auch zum Straßenbahnschaffner brachte ich es und zum Verkäufer in einer Trinkbude.“

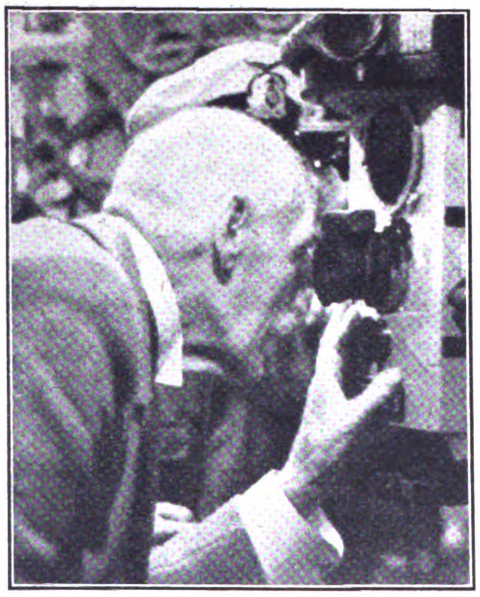


Die Kostprobe.
Als der Kommandant der Ansicht ist, daß Kautabak doch wohl nicht immer der richtige Ersatz für eine Zigarre oder eine Zigarette sei, schneidet ihm Knut Hamsun ein Stückchen ab, das der Kommandant nun probieren muß. Doch blieb er danach der Ansicht, daß das „heiße“ Rauchen besser sei als das „kalte“.



Bilder der Angehörigen.
Knut Hamsun zeigt Aufnahmen seiner Familie; der Kommandant ebenfalls. Dem Dichter gefielen die Familienbilder des Kommandanten so gut, daß er sich eines davon ausbat.

KNUT HAMSUN GEHÖRT EUROPA



Am Periskop des U-Bootes.

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Langl/ Pincornelly (Sch.)



Und nun erst mal „prosit!“
Ein steifer Grog nach Seemannsbrauch ist auch dem Dichter als altem Fahrensmann nicht unlieb.



„Alles Soldatenglück Euch und den deutschen Sieg!“
Der Dichter, dem es auf dem deutschen U-Boot gut gefallen hat, grüßt noch einmal die Besatzung und wünscht ihr den Enderfolg des deutschen Sieges.



Der Dank an den großen Dichter.
Auch ein allerletztes Lied singen die Männer des U-Bootes noch dem scheidenden Gaste, den bei sich gesehen zu haben, allen unvergeßlich sein wird.

Feuer am Sund

ROMAN VON LOTHAR FREUND

(4. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 30:

Zorniger Groll und tiefste Enttäuschung über den Verräter und Undankbaren, der sein Unrecht nicht einzusehen vermocht und keinen Versuch gemacht hatte, es mit männlicher Offenheit einzugestehen, hatten ihn so übermannt, daß eine jähe Aufwallung die ursprüngliche Absicht, den anderen dennoch zu schonen, überwunden und ihn zu einem Schuß bewogen hatte, dessen Treffsicherheit und bewußte Milde er sich allerdings in jeder Sekunde sicher gewesen war.

Und mit Recht. Haargenau hatte die Kugel dort getroffen, wo sie sollte, und der Graf Nordenfjeld befand sich allen Nachrichten zufolge nach einem kurzen Wundfieber bereits auf dem Wege der Besserung.

Aber die rachsüchtige Befriedigung über diese Handlungsweise wurde oft von quälendem Unbehagen und Selbstvorwürfen unterbrochen, und es gab Augenblicke, da sich der Hauptmann von Mellenthin dieser Tat als unedel und ungerecht schämte. Freilich auch wieder solche, da er gegen sich selbst wütete und es bereute, den Mann nicht getötet zu haben, der ihn so tief enttäuscht und in seinen heiligsten Gefühlen gekränkt hatte. Er hatte dem anderen vertraut, ihn mit all seinen Torheiten geliebt, sich um ihn gesorgt und wie für einen jüngeren Bruder verantwortlich gefühlt. Diese Freundschaft, die für ihn etwas Heiliges und Unantastbares gewesen war, hatte einen Teil seines Lebens gebildet, und die Liebe zu Bettina hatte diesen Kreis köstlich und herrlich geschlossen.

Nur mit verzehrender Bitterkeit vermochte er seine kleine eiserne Kassette anzuschauen, in der zweitausendfünfhundert Taler, aus Spielgewinn und eigenen Ersparnissen bestehend, vergeblich der Gelegenheit geharrt hatten, Nils von einem Teil seiner Sorgen zu befreien.

Nun gehörte dies alles schon der Vergangenheit an und war ganz begraben und verschüttet. Der Freund hatte sich als Feind erwiesen, und die Geliebte gab ihm nicht einmal die Möglichkeit, sich zu rechtfertigen. Man verwarf ihn ungehört und ohne die primitivsten Gebote der Gerechtigkeit zu beachten. Jeder Versuch war ergebnislos verlaufen. Er sah noch das verzweifelte und bekümmerte Gesicht des alten Dieners im Palais Schimmelmann, als dieser ihn im Auftrag der Komtesse Nordenfjeld wie einen Bittsteller abgewiesen hatte. Auch sein Brief war ungeöffnet zurückgekommen und damit die letzte Möglichkeit endgültig gescheitert.

Seitdem war der Hauptmann von Mellenthin noch härter und verschlossener geworden. Keine Muskel in seinem Gesicht hatte sich bewegt, als man ihm diesen Schimpf angetan hatte. Nur der alte Friedrich war in ein hilfloses Schluchzen ausgebrochen, als er die Wirkung der Abweisung erkannte.

Auch die hämische Mitteilung eines Kameraden, der unter der harmlosen Miene schlecht die giftige Schadenfreude verbarg, die er empfand, hatte diesen Panzer nicht zu durchdringen vermocht. Aber der Pfeil hatte gesessen, und das Herz brannte wie eine offene Wunde, seitdem man ihm zugetragen hatte, daß der Marquis Pierre d'Avergne nun zu den Intimen des Hauses Schimmelmann gehörte und Bettinas steter Begleiter geworden war.

Lange stand der Einsame am Rand des großen Platzes und sah zum Himmel hinauf, ehe er den Kopf senkte und mit schweren, sporenklirrenden Schritten der Festungskommandantur zustrebte. Über dem Portal schimmerte eine Laterne wie ein Leuchtzeichen trüb durch die Nacht. Wuchtig stand der ungefüge Schatten des alten großen Gebäudes.

Der Posten stellte sein Herumstampfen ein und spähte achtsam nach dem Näherkommenden, um schließlich zum Schilderhaus zu eilen und nach hastigen Gewehrgriffen zur Bildsäule zu erstarren.

Jürgen grüßte und betrat die Halle. Er schritt an den hölzernen Stützen vorüber, in denen in langen Reihen die Musketen mit ihren schwach blinkenden Läufen ruhten, und winkte den in der Tür des Wachzimmers auftauchenden Korporal heran, um sich eine Laterne geben zu lassen.

Mit hastigen Schritten erschien der Wachoffizier, Leutnant Jörgensen, und knöpfte sich schnell den Uniformrock zu, als er den späten Besucher erkannte.

„Ist etwas geschehen, Herr Hauptmann?" fragte er erstaunt und nicht ohne Bestürzung.

Jürgen gab ihm kurz Bescheid und nahm den zinnernen Leuchter mit der trüb brennenden Kerze, den ein Soldat brachte, um wenig später die Treppe hinaufzusteigen. Groß und ungefüg begleitete ihn sein Schatten an der Wand, während hinter ihm die Wachstube langsam wieder zu ihrem alten geräuschvollen Leben erwachte. Im ersten Stock ging er langsam und behutsam den Gang entlang, um das Licht, dessen Flämmchen unter dem Luftzug zu erlöschen drohte, vor dem Ausgehen zu bewahren.

Sein Gesicht war grimmig verzogen, und die schützend vor die Kerze gehaltene Hand glich fast mehr einer Faust. Der Leutnant hatte ihn so eigenartig wie mitleidig angesehen, gerade so, als wollte er zum Ausdruck bringen, daß er den Arbeitseifer des anderen sehr wohl verstehe.

Narrheit, dachte Jürgen zornig, sieht man es mir etwa gar an, daß ich Kummer habe? Den Teufel auch, sie werden sich die Mäuler schön zerreißen. Da ist gar mancher, der mir die Vertrautheit mit Bettina nicht gegönnt hat und nun seine Zeit für gekommen hält. Und sämtliche Klatschbasen beiderlei Geschlechtes werden geifern und tratschen und alle Beteiligten mit Unrat bewerfen, wobei ich selbstverständlich als allein schuldig am schlechtesten wegkommen werde. Mögen sie es tun, ich bin nicht wehleidig und kann mich wehren. Man kennt mich auch wohl gut genug, um zu wissen, daß ich nötigenfalls nicht nur den Degen für meine Ehre ziehe, sondern auch --

Er hatte zerstreut und ohne Aufmerksamkeit die Tür seines Arbeitszimmers geöffnet. Nun riß ihn eine jähe ungeheuerliche Überraschung aus allen Betrachtungen und bannte ihn regungslos an die Schwelle.

Leer und dunkel hatte er den vertrauten Raum erwartet. Und jetzt lag er im geisterhaften Schimmer einer Blendlaterne, die, auf dem Schreibtisch stehend, ihren engbegrenzten Lichtkegel über zahlreiche Papiere auf der Platte warf. Ein vor Schreck verzerrtes Gesicht mit entsetzt flackernden Augen starrte ihn an, und der Mann in der Uniform eines Ingenieurkorporals, in dem der Hauptmann einen Schreiber der Kommandantur erkannte, duckte sich wie ein in die Enge getriebenes Raubtier zusammen.

„Rosencranz?!" flüsterte Jürgen ungläubig und machte einen Schritt vorwärts.

Aber der andere überwand die Überraschung, auf die er bei seinem verbrecherischen Tun gefaßt sein mußte, rascher. Mit einem wilden, unartikulierten Stöhnen warf er sich dem Offizier entgegen, der den Leuchter fallen ließ und zu spät nach dem Degen griff. Hart prallten die beiden Körper zusammen. Mellenthin wurde von dem plötzlichen Ansturm beiseite geschleudert, stürzte zu Boden und schlug mit dem Kopf schwer gegen ein Regal, indes der Flüchtling strauchelnd die rettende Türöffnung gewann und verschwand.

Als der Hauptmann, noch halb betäubt, sich aufgerafft und den langen düsteren Korridor erreicht hatte, war von dem Spion nichts mehr zu sehen oder zu hören. In wilder Hast jagte er der Treppe zu, mit lautem Rufen die Wache alarmierend. Ständig in Gefahr, sich die Glieder zu brechen, jagte er die Stufen hinunter und geriet unten in die aus dem Wachzimmer drängenden Musketiere, die, größtenteils noch halb verschlafen und nicht richtig bekleidet, sich völlig verständnislos und überrascht zu einem wirren Haufen zusammenballten, der alle und alles behinderte.

Der Korporal Rosencranz war nirgends zu erblicken. Mit Faustschlägen und wildem Anschreien bahnte sich der Hauptmann einen Weg, wobei er sehr unsanft mit den Verdutzten verfuhr. Endlich erreichte er das Freie. Ein Blick auf den Posten, der sich soeben mit schmerzlich verzogenem Gesicht vom Boden erhob, sagte ihm genug, er ergriff das schwere Gewehr, das der Überrumpelte verloren hatte, hob es und preßte den Kolben an die Wange. Kaltblütig zielte er auf den Schatten, der drüben durch die Nacht huschend fast schon die bergende Gasse erreicht hatte. Der Hahn schlug auf die Pfanne, ein Feuerstrahl schoß aus der Mündung. Vorbei! Mit einem grimmigen Fluch warf der Hauptmann von Mellenthin die nutzlose Waffe krachend auf das Pflaster, ohne sich einen Deut darum zu kümmern, daß das Holz splitterte. Dann wandte er sich zurück, um mit Donnerstimme und der ganzen zornigen Härte seiner Enttäuschung über das Versagen der Wache Ordnung in den Wirrwarr zu bringen und die Verfolgung zu organisieren.

Der Leutnant Jörgensen vergaß die folgende Viertelstunde in seinem ganzen Leben nicht wieder, und den meisten seiner Untergebenen erging es nicht anders. Dann war alles getan, Ordonnanzen zum Hafen und sämtlichen Torwachen gesandt und mehrere Patrouillen klirrend und stampfend in der Nacht verschwunden, um den Spion zu verfolgen.

„Entsetzlich," murmelte der Leutnant Jörgensen, langsam zur Besinnung kommend, nachdem ihm ein vorsichtiger Blick gezeigt hatte, daß das schlimmste Gewitter offenbar vorüber war. „Rosencranz?! Gerade für ihn hätte ich die Hand ins Feuer gelegt."

„Ich auch," antwortete der Hauptmann barsch. „Er war ein properer und zuverlässiger Kerl. Der Teufel mag die Kujone holen, die ihn dazu gebracht haben. Achten Sie auf den Hafen, Herr! Alle Tore der Festung sind geschlossen, er kann nur hoffen, sich auf ein Schiff zu retten!"

Der Leutnant salutierte. „Zu Befehl, Herr Hauptmann. Darf ich mir gehorsamst eine Frage gestatten? Hat Rosencranz etwas erbeutet, Herr Hauptmann?"

„Das will ich gerade feststellen," erwiderte Jürgen grimmig und wandte sich zum Gehen. „In einer Stunde erwarte ich Ihre Meldung. - Au revoir!"

In seinem Kabinett angekommen, schob er die Blendlaterne beiseite, die nach wie vor brannte, und entzündete die Kerzen des sechsarmigen Leuchters mit einer Sorgfalt, die seiner Selbstbeherrschung ein vorzügliches Zeugnis ausstellte. Niemand wußte besser als er, daß die Dokumente, denen der Verräter seine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, eine Bedeutung besaßen, die von nichts übertroffen wurde. Es waren die Pläne und Karten der Festung Kopenhagen, und der eiserne Wandschrank, der sie sonst barg, war mit einem zurückgelassenen Nachschlüssel geöffnet worden, der sich in nichts von dem unterschied, den Jürgen auf der Brust trug.

Mit vor Erregung und Spannung leicht zitternden Fingern widmete er sich nach dieser Feststellung der Durchsicht und Überprüfung der Papiere, die Rosencranz offensichtlich nach besonderer Anordnung sortiert hatte. Ein großer Stoß schien achtlos beiseitegelegt und nur ein wesentlich kleinerer sein besonderes Interesse erregt zu haben. Dünnes Papier, das gebrauchte Schreibzeug und eine angefangene Skizze verrieten, daß er sie hätte kopieren wollen.

Fast zwei Stunden nahm die Kontrolle der zahlreichen Dokumente mit den verschiedenfarbigen Linien, den Schraffierungen, Zahlen und Bezeichnungen, die dem Eingeweihten hier bombensichere Kasematten, Geschützaufstellungen und Batterien und dort Wälle, Palisaden und Gräben anzeigten, in Anspruch. Dann lehnte er sich befriedigt zurück und nahm eine starke Prise aus der Tabatière. Alle Pläne waren da, keiner fehlte, überdies sprachen alle Anzeichen dafür, daß Rosencranz schon im Beginn seiner verbrecherischen Tätigkeit gestört worden war und keine Kopie hatte vollenden und rauben können.

Und aus dem Material, das er aussortiert hatte, ließ sich erkennen, daß seine geheimen Auftraggeber sich ausschließlich oder mindestens hauptsächlich für die Landbefestigungen Kopenhagens und nicht für die Seedefension interessierten.

Dies war eine höchst bemerkenswerte Tatsache, die Anlaß zu sorgfältigen Überlegungen bot und sicherlich mehr verriet, als den neugierigen Herrschaften lieb sein mochte.

Ein kurzes Klopfen riß ihn aus seinen Betrachtungen. Leutnant Jörgensen trat ein und meldete mit verkniffenem Gesicht und spürbarem Unbehagen, daß die Verfolgung ergebnislos verlaufen wäre, alle notwendigen Maßnahmen aber getroffen seien.

„Eh bien," nickte der Hauptmann, ohne sonderliche Enttäuschung zu verraten. „Er wird sich schon noch in dem ausgelegten Netz fangen. Und wenn nicht, Schaden hat er keinen angerichtet, es ist beim Versuch geblieben. Im Gegenteil, vielleicht hat er uns mit seiner Schuftigkeit noch einen Gefallen getan."

Der Offizier der Wache sah ihn verdutzt an.

„Das verstehe ich nicht, Herr Hauptmann," gestand er kleinlaut.

„Das, mein lieber Jörgensen, ist auch nicht notwendig," antwortete der Hauptmann von Mellenthin mit einem grimmigen Lachen.

13.

Der General von Peymann setzte sich schwerfällig in den bequemen Sessel, den ihm der Diener zurechtrückte. Mit einem trockenen Hüsteln nahm er den Krückstock, zu dem ihn weniger seine zweiundsiebzig Jahre als die Gicht zwangen, die ihn wieder einmal plagte, zwischen die Knie. Die Hände über der Krücke gefaltet und das hagere Kinn darauf gestützt, wartete er unbeweglich, bis der Legationssekretär und der Diener das Arbeitszimmer des Grafen Joachim Bernstorff im auswärtigen Departement verlassen hatten.

Graf Bernstorff sah den Alten mit dem verrunzelten Gesicht aus dem ein Paar überraschend junge blaue Augen blickten, und dem schneeweißen Haar mit dem sorgfältig gepflegten Zopf im Nacken nicht ohne Mißtrauen an. Was will die alte Mumie, dachte er respektlos, doch nicht etwa mit dem Säbel rasseln?

„Ich freue mich, Exzellenz bei bester Gesundheit zu finden," begann er als gewandter Fechter das Terrain zu sondieren, „hoffe aber, daß Sie kein besonderer Anlaß zu mir führt."

„Dann wäre ich nicht hier", antwortete der alte Peymann knurrig und lehnte sich vorsichtig zurück, wobei er das Gesicht grimmig verzog und seinem rechten Bein einen giftigen, vorwurfsvollen Blick zusandte. „Die jüngsten Ereignisse lassen es mir geraten erscheinen, mit Ihnen persönlich zu konferieren."

Der Graf zog die dichten Augenbrauen ganz hoch, was ihm in Verbindung mit dem halbgeöffneten Mund den Gesichtsausdruck eines völlig erstaunten Menschen verlieh.

„Pardon, jüngste Ereignisse? Seitdem ich das Vergnügen hatte, Ihrem Adjutanten — übrigens ein sehr charmanter Herr und sicherlich ein enorm tüchtiger Offizier — die politische Situation darzulegen, hat sich nichts ereignet, wenn Sie die Tatsache nicht rechnen wollen, daß mir gestern der neue britische Gesandte sein Beglaubigungsschreiben überreichte."

„Neuer britischer Gesandter?!" bellte der General aufs höchste überrascht. „Ah, das ist mir neu und sehr interessant! Weshalb? Paßt der alte Garlike den Herrschaften in London nicht mehr? Das ist außerordentlich bedauerlich. Garlike war ein Ehrenmann und guter Freund Dänemarks, der stets loyal und warmherzig für uns eingetreten ist. Freilich, man munkelt ja schon lange davon, daß er Schwierigkeiten mit seiner Regierung hat, und etwas Gutes für uns hat diese unvermutete Neubesetzung bestimmt nicht zu bedeuten."

Graf Bernstorff tippte die Fingerspitzen beider Hände spielerisch gegeneinander und lächelte in bester Laune.

„Nicht doch, mon général", erwiderte er triumphierend und wies mit einer feierlichen Geste auf den leeren Stuhl neben dem Schreibtisch. „Dort saß vor kaum vierundzwanzig Stunden Sir Brooke Tayler, der neue Vertreter der britischen Regierung, und versicherte mir die unverändert freundschaftlichsten Gefühle seines Souveräns und des gesamten Kabinetts für Dänemark. Sir Brooke ist ein Gentleman im besten Sinn des Wortes, und ich bin von der Herzlichkeit und Offenheit seiner Ausführungen zutiefst beeindruckt und sehr angenehm enttäuscht. Wir werden vortrefflich zusammenarbeiten und an ihm einen warmen Fürsprecher für unsere Belange haben. Diese Gewißheit und die neuerliche Bestätigung des guten Willens und der Versöhnungsbereitschaft Londons zerstreuen alle böswilligen Gerüchte und schaffen endgültig Beruhigung und frohe Zuversicht für die Zukunft."

Der General fixierte ihn mit einer Aufmerksamkeit als habe er etwa den sagenhaften Mann im Mond vor sich. Mit wunderlich zuckendem Mienenspiel zog er die riesige Schnupftabaksdose, versorgte seine bläulich-rote Nase mit einer gewaltigen Prise und klopfte dann ohne sonderliche Rücksichtnahme und Sorgfalt das reichlich verstreute graue Pulver von der Weste, ohne es allerdings gänzlich beseitigen zu können. Diese Tatsache störte ihn aber genau so wenig wie die Spuren, die von älteren Betätigungen seiner Liebe zum Schnupftabak stammten.

„Hm", krächzte er undeutlich, nachdem er einmal kräftig geniest hatte und eine zweite Anwandlung dazu ohne Erfolg geblieben war. „Das würde mich gestern auch beruhigt haben —"

Graf Joachim Bernstorff sah nicht gerade intelligent aus, als er diese sonderbare und unerwartete Antwort vernahm.

„Wie meinen Sie das, Exzellenz?" erkundigte er sich sehr verblüfft.

„Heute nämlich", fuhr der alte Peymann ungerührt fort und weidete sich an der Verständnislosigkeit seines Opfers mit der ganzen boshaften Abneigung, die er als alter Soldat für die Federfuchser und Diplomaten empfand, „würde ich unter Umständen für diese feierlichen Zusicherungen nicht einmal einen Reichsbanktaler bezahlen."

„Ich verstehe kein Wort!" rief der Graf nervös. „Ist etwas geschehen?"

Der General nickte grimmig und ballte die Rechte, an der die Adern dick und greisenhaft hervortraten, zu einer Faust, die immer noch nicht ohne Kraft schien.

„Eine ganze Menge, Exzellenz!" anwortete er scharf und aggressiv. „Ich will nicht davon reden, daß man in der letzten Nacht versucht hat, die Pläne der Festung durch einen Schurkenstreich zu erlangen, und auch kein Gewicht darauf legen, daß verschiedene Sabotageakte auf den Werften erfolgt sind. Die Täter sind in allen Fällen entkommen, es gibt keinen Beweis für die Urheberschaft, mögen die Vermutungen auch noch so eindeutig in eine Richtung weisen. Aber dieser Krieg im Dunkeln ist unerheblich gegenüber den Meldungen, die mich inzwischen erreichten."

„Sie spannen mich auf die Folter, Exzellenz. Ich bitte um Aufklärung."

„Die englische Flotte hat gestern unsere Festung Kronborg am Eingang des Sundes salutiert und ankert mit ihrem größten Teil vor Helsingör. Sie umfaßt über vierhundert Fahrzeuge, darunter mindestens fünfundzwanzig Linienschiffe und mehrere hundert Truppentransporter. Ein Geschwader von vier Linienschiffen, drei Fregatten und zehn Briggs ist detachiert und kreuzt in kleineren Abteilungen im Großen Belt und im Süden Seelands. Wissen Sie, was das bedeuten könnte, Exzellenz?"

„Irgendein Manöver vermutlich, mon général", erwiderte der Diplomat, seinen Gleichmut rasch wieder gewinnend. „Weshalb nehmen Sie es so ernst?"

„Weil es so aussieht, als ob man Seeland blockieren und uns von sämtlichen Verbindungen mit dem Kontinent abschneiden will!" brach der General von Peymann zornig los. „Überdies habe ich Ihnen zu melden, daß seit gestern auch der optische Telegraph mit Kiel von den Briten unterbrochen worden ist."

Graf Bernstorff überlegte und schüttelte dann den Kopf.

„Ich sehe keinen Anlaß zu einer Panik", meinte er gelassen. „Irgendein Irrtum vermutlich, vielleicht aber auch eine kleine Demonstration, um uns die britische Macht eindrucksvoll vor Augen zu führen. Man liebt auf der Insel solche Scherze und schwebt zudem in ständiger Angst, wir könnten uns nach der anderen Seite orientieren. Eine andere Annahme wäre absurd, da Sir Brooke selbstverständlich über die neuesten Informationen seiner Auftraggeber verfügt."

Der General konnte der Stichhaltigkeit dieser Argumente nichts entgegenhalten und empfand innerlich, ganz im Gegensatz zu seiner bärbeißigen Miene, eigentlich nur eine starke, mit Unruhe und Zweifeln gepaarte Ratlosigkeit. Dennoch war er diesmal, hauptsächlich aus Eigensinn, nicht geneigt nachzugeben und seine Bedenken restlos zu opfern.

„Das mag sein oder nicht", meinte er finster und verdrießlich. „Dennoch halte ich einige militärische Maßnahmen aus Gründen der Vorsicht für angebracht—"

Bernstorff rang die Hände und fiel ihm stürmisch ins Wort.

„Um Himmelswillen, Exzellenz, bedenken Sie die Folgen! Binnen kurzem würde man das in Downingstreet erfahren und gefährliche, wenn auch gänzlich unrichtige Schlüsse ziehen. Nein ganz im Gegenteil, es gilt, die Ruhe zu bewahren und die Engländer nicht durch kriegerische Vorbereitungen zu reizen, die ihnen den Eindruck vermitteln könnten, daß wir etwas gegen sie planen."

„Wir planen gar nichts gegen sie" stellte Peymann mürrisch richtig. „Sie aber anscheinend etwas gegen uns."

Der Direktor des auswärtigen Departements verlor fast seine weltmännische Beherrschtheit bei dieser unwandelbaren Sturheit, wie er sie heimlich bezeichnete.

„Exzellenz, Sie müssen dem Minister des Auswärtigen schon gütigst die Beurteilung der politischen Situation überlassen", versetzte er steif und sein Gesicht rötete sich leicht. „Die Führung der Geschäfte ist die alleinige Angelegenheit des zuständigen Departements, sie erfolgt nach dem Willen und in vollster Übereinstimmung mit seiner Königlichen Hoheit, dem Kronprinzen. Wenn ich Ihnen als derzeit in Kopenhagen verantwortlicher Repräsentant unserer Außenpolitik versichere, daß an keinen kriegerischen Schritt der Briten zu denken ist, ja, daß vielmehr die freundschaftlichsten und angenehmsten Beziehungen zwischen unseren Ländern bestehen, dann bitte ich Sie, sich damit freundlichst und endgültig zufrieden geben zu wollen und keine eigenmächtigen Schritte zu unternehmen, die die fürchterlichsten Folgen haben könnten."

Der alte Peymann sah ihn an, als wollte er ihn fressen. Sein runzeliges Gesicht färbte sich langsam kirschrot. Diese verdammten Maulhelden und Wortverdreher, dachte er wütend Mellenthin hat recht behalten. Wie er es mir voraussagte, so ist es auch gekommen. Dieser hochnäsige Besserwisser von einem Diplomaten denkt nicht daran, von seinem hohen Pferd herunterzusteigen und sich zu bekehren. Er sieht alles durch eine rosa Brille, und die Militärs haben den Schaden auszubaden. Nach der Feuerwehr schreit man erst, wenn es brennt. Vorher aber hat man keine Veranlassung, die Tonne auf dem Dachboden mit Wasser zu füllen und mit Stahl und Lunte vorsichtig umzugehen.

Was zum Kuckuck soll ich nun tun? Die Bernstorffs sind keine Dummköpfe, das muß ich zugeben. Entweder sehen sie die Situation richtig, oder die verdammten Engländer spielen uns eine gemeine Komödie vor, um uns um so leichter und bequemer zu übertölpeln. Eins ist schließlich genau so gut möglich wie das andere. Und ich alter Narr sitze zwischen zwei Stühlen. Trotz aller schönen Sprüche wird mir niemand die Verantwortung abnehmen, wenn so oder so etwas schief geht.

Er stieß den Krückstock auf die Diele und richtete sich schnaufend hoch.

„Lieber Graf, ich bin als Oberbefehlshaber sämtlicher auf Seeland stehender Truppen für die Sicherheit des Kernstückes unseres Landes verantwortlich", begann er versöhnlich. „Ich würdige Ihre Ausführungen und Bedenken, halte mich aber für verpflichtet, gegen einen plötzlichen Handstreich gewisse Vorbereitungen zu treffen, die ich allerdings in bescheidenen Grenzen und in aller Heimlichkeit durchführen werde. Ich verstärke die Besatzung der Festung Kronborg um zwei Bataillone und lasse das Fort Trekoner das die Außenreede Kopenhagens deckt, alarmieren und besetzen —"

„Exzellenz, ich beschwöre Sie —"

Der General richtete sich ächzend zu seiner vollen Höhe auf und stieß den Sessel ungestüm zurück.

„Ich bitte, mich ausreden zu lassen!" knurrte er grimmig. „Die Befehle dazu sind bereits ergangen, ich werde sie nicht widerrufen! Es ist sozusagen weniger als nichts, das andre opfere ich Ihnen, Exzellenz. Dafür aber sende ich noch heute einen Kurier nach Kiel, erstatte seiner Königlichen Hoheit Bericht und erbitte allerhöchstdero Befehle und Anordnungen. Man mag also im Hauptquartier selbst entscheiden, was sonst geschehen soll."

Graf Bernstorff seufzte und erhob sich ebenfalls. Er begriff, daß der Augenblick gekommen war, wo keine noch so umständlichen und begründeten Einwendungen den alten Starrkopf zu einer Änderung seiner Meinung bewegen konnten. Ebenso erkannte er aber auch, daß der General unsicher und ratlos sich vor allem den Rücken decken und die Verantwortung auf die höchste Stelle abwälzen wollte.

„Eh bien", sagte er ernst und nicht ohne Ironie, „ich verlasse mich auf Ihre Umsicht, muß aber auf eine ungeheure Gefahr verweisen. Wenn die Briten tatsächlich Seeland blockieren und die Depeschen fallen in ihre Hände kann das eine Katastrophe bedeuten."

General von Peymann lächelte überlegen.

„Ich sende meinen besten Mann", erklärte er mit zuversichtlicher Ruhe. „Hauptmann von Mellenthin läßt sich weder fangen noch etwas abnehmen, und wenn ihm hundert Briten auf den Fersen wären, das versichere ich Ihnen." Er verbeugte sich schwerfällig und streckte dem anderen die Hand entgegen. „Au revoir, Exzellenz! Wenn Sie ihn ebenfalls Ihres Vertrauens würdigen wollen" er hinkte langsam, auf den Stock gestützt zur Tür und wandte sich noch einmal

Schriftleitung: München 22 Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22 Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

um. „Monsieur de Mellenthin wird sich in zwei Stunden nach Ihren Wünschen erkundigen. Sie können ihm jede Nachricht unbesorgt anvertrauen."

14.

Der Hauptmann von Mellenthin verließ am Abend des vierten August die Festung Kopenhagen nicht anders, als hätte er einen kleinen Spazierritt in die Umgebung vor. Es war noch hell, und die Sonne verglühte als riesenhafter roter Ball im Westen am Horizont, den sie mit einem zauberhaften Farbenspiel erfüllte. Vom zartesten Rosa bis zum tiefsten Violett strahlte dieser Teil des Himmels, während sich im Osten schon langsam und düster die Nacht anzumelden begann.

Jürgen lenkte seinen ungeduldig schnaubenden und tänzelnden Rappen, der die übertriebene Ruhe der letzten Tage nun mit einer übermütigen und spielerischen Unruhe quittierte und den nach einem Austoben seiner überschüssigen Kraft leidenschaftlich verlangte, langsam durch das Gewühl der Menschen, die die Gassen und Straßen der Stadt erfüllten.

Am Tor verhielt er einen Augenblick und ließ einen schwerfälligen Wagen vorüberrollen, um dann inmitten einer Schar ausgelassener Bauernmädchen, die dem schmucken Reiter Scherzworte zuriefen, das düstere und starke Gewölbe der Torbefestigung vorüber an der präsentierenden Wache zu passieren.

Einige hundert Meter legte er in dem gleichen gemächlichen Schritt zurück, ehe er das Pferd verhielt und noch einmal zurückblickte. Da lag die große und schöne Stadt im Glanz der untergehenden Sonne, die selbst den finster drohenden alten Bastionen und Wällen einen verklärenden Schimmer verlieh. Bettina, dachte er in verzehrender Sehnsucht und bewegte die Lippen, um unhörbar den geliebten Namen zu formen. Aber schon in der nächsten Sekunde riß er zornig am Zügel und schalt sich selbst unmännlich und sentimental. Vorbei, jetzt galt es anderen und höheren Zielen nachzustreben. Er klopfte dem Rappen zärtlich den schlanken schönen Hals und legte leicht die Schenkel an. Keinen Blick mehr sandte er zurück, seine Hand faßte nach den Depeschen, die er in einer ledernen Tasche auf der Brust trug.

Der größte Teil stammte vom Grafen Bernstorff. Seine Exzellenz hatte ihm das außerordentliche Vertrauen erwiesen, ihn mit dem Inhalt bekannt zu machen, damit er diesen übermitteln konnte, wenn die Depeschen selbst verlorengingen oder vernichtet werden mußten. Dabei hatte der geistreiche Spötter auf die merkwürdige Tatsache verwiesen, daß er der Überbringer sich widersprechender Nachrichten wäre, und ihn gebeten, die Verlautbarungen des auswärtigen Departements mit der gleichen Liebe und Sorgfalt wie die seines Generals zu behandeln und nicht zu erröten, wenn er Seiner Königlichen Hoheit berichten müsse, daß Peymann meine, die Engländer wären arglistige Schurken, die etwas Böses vorhätten, während er, Bernstorff, die Ansicht vertrete, daß sie Engel seien, die nur einen himmlischen Wunsch nach Frieden und Versöhnung empfänden.

Jürgen hatte nicht ohne Unbehagen alles versprochen, und vielleicht kam ihm erst jetzt nach all der Unruhe und dem Durcheinander des hastigen Aufbruches richtig zum Bewußtsein, wie gefahrvoll und wichtig seine Aufgabe war. Aber jedes war überlegt und sämtliche möglichen Vorbereitungen getroffen, nun galt es nur noch die Augen offen zu halten und dem Glück zu vertrauen.

Das nächste Ziel war das kleine Hafenstädtchen Skjelsör, das sich reichlich zwölf Meilen entfernt am jenseitigen Ende Seelands befand. Von dort wollte er in der Verkleidung eines harmlosen Fischers mit einem Fischerboot die Überfahrt nach Kiel wagen, deren erster Teil unter allen Umständen im schützenden Dunkel der Nacht vor sich gehen mußte, wenn das Unternehmen nicht auf ernstliche Gefahren stoßen sollte.

Die eingegangenen Meldungen besagten zwar, daß die Engländer sich bis jetzt jeder Feindseligkeit enthalten hätten, dennoch kontrollierten und überwachten die überall um Seeland kreuzenden Briggs und Fregatten ohne Zweifel den Verkehr zwischen den Inseln und dem Festland. Der Sinn dieses Manövers blieb dunkel, aber der Hauptmann von Mellenthin konnte sich der Überzeugung nicht erwehren, daß dies keine warnende Demonstration sondern vielmehr den Beginn größerer und ernsterer Operationen darstellte.

So lange es noch hell war, mäßigte er die Gangart seines Pferdes, um kein unnötiges Aufsehen zu erregen, und bewegte sich meist im scharfen Trab vorwärts. Kaum aber begannen sich über die flachen Äcker und Felder die Schatten der Nacht zu senken, als er jede Rücksicht fallen ließ und im rasenden, nur selten unterbrochenen Galopp dahinfegte. Roland, der Rappe, bekam bald zu spüren, daß es diesmal nicht einem Spazier-, sondern einem Gewaltritt galt. Aber er hielt brav durch, wenn ihn auch der Atem in der kühlen Nachtluft wie eine Dunstwolke begleitete und der Schweiß ihm das dunkle Fell zu nässen begann.

Meile um Meile legten sie so zurück, und Rolands Atem fing an kürzer und keuchender zu werden, als Jürgen ihn in Schritt fallen ließ und angestrengt in die Nacht spähte, um die einsame Schenke nicht zu verfehlen, bei der ihn sein Diener, der bereits am Vormittag die Hauptstadt verlassen hatte, mit frischen Pferden erwartete.

Noch einige Minuten der Sorge und Ungeduld, dann blinzelte plötzlich trüb ein einsames schwaches Licht durch die Finsternis. Näherkommend gewahrte er einige niedrige mit Stroh bedeckte Häuser und einige erleuchtete Fenster.

Ein schmetterndes, übermütiges Wiehern begrüßte die Ankömmlinge, und Roland erwiderte es kurz und nicht ganz so wohllautend wie sonst. Aus dem Schatten einer mächtigen Linde drängten zwei schnaubende und hufestampfende Gäule, zwischen denen ein Mann schritt.

„Ich warte schon 'ne ganze Weile, Herr Hauptmann!" knurrte eine übellaunige Stimme, die Jürgen aus tausenden erkannt hätte.

„Entschuldigen Sie nur, Monsieur Putt", antwortete er gut gelaunt und schwang sich aus dem Sattel. „Schärfe den Schlafmützen da drin nochmals ein, daß Roland richtig behandelt wird. Armer Kerl, heute nacht hast du kein Fett angesetzt."

„Oha, wollt ihr wohl, ihr Höllensakramenter!" fluchte Zacharias, indes sein Herr kurzen Abschied von seinem vierbeinigen Kameraden nahm, der nur ungern und sich lebhaft sträubend der Hand folgte, die ihn fortführte.

„Korn, Brot und Schinken ist in der linken Satteltasche", meldete Zacharias lakonisch, ehe er mit Roland um die Hausecke verschwand.

Der Hauptmann von Mellenthin ließ sich das nicht zweimal sagen. Wenig später gruben sich seine Zähne genußvoll in das fette geräucherte

Fleisch und das kräftig duftende Schwarzbrot. Dazwischen ein paar Schlucke von dem scharfen Schnaps, der wärmend durch die Kehle rollte, und ein Stups gegen die feuchten warmen Nüstern der beiden neuen Reisegefährten, die neugierig schnoberten und hartnäckig ihren Anteil von dem kurzen nächtlichen Imbiß forderten und erhielten. Als Putt wieder erschien, saß der Hauptmann schon im Sattel des frischen Gaules, und als sie abritten, kauten sie beide noch.

Unermüdlich hämmerten die Hufe der Pferde, bald dumpfer, bald lauter, je nach der Beschaffenheit des Bodens. Sand und Kies sprühten, Wasser überspritzte sie nässend und kältend. Ein leichter Nebel zog auf und seine Schwaden strichen feucht und gespenstisch um die ruhelos hetzenden Reiter. Wie spukhafte Schemen ragten die Bäume, deren tropfnasse Zweige nach den Eiligen griffen. Wachsende Spannung begann den Hauptmann zu erfassen. Schwer wie Blei lasteten die Dokumente auf seinem Herzen.

Vom Gelingen seines Auftrages hing das Glück von Hunderttausenden und die Sicherheit des Landes ab. Mit hellseherischer Klarheit erkannte er jetzt das Unheil, das sich mit Riesenschritten näherte. Die Schiffe, die draußen auf See wie spielerisch ihre Bahnen zogen oder träge vor Anker lagen, würden bald ihre kanonenstarrenden Flanken gegen Seeland kehren und furchtbare Grüße herüberschicken.

Großbritannien drohte und warnte nicht mehr. Die Zeit der Worte war vorüber. Es ballte die gepanzerte Faust, um erbarmungslos zu zerschmettern, was seinem brutalen Willen nicht gehorsam sein wollte. Die Regeln der Menschlichkeit und des Völkerrechtes waren für die kaltherzigen Egoisten in London genau so lächerliche und leere Begriffe wie das Glück und der Frieden eines kleinen Volkes. Macht geht vor Recht, verkündeten alle ihre Taten, mochten sie auch noch so heuchlerisch getarnt sein. Hinter der Maske des Apostels und Streiters für Humanität und Gerechtigkeit verbarg sich der Krämer, der nur an das Füllen seiner Taschen dachte, und jede Maßnahme nur nach dem Ertrag und dem Geschäft berechnete, um sie dann mit Tränen der Sentimentalität und des Schmerzes durchzuführen, während er seine weisen und edlen Absichten und Gründe beteuerte.

Herrgott, konnte es überhaupt noch Narren geben, die jetzt immer noch nicht die Wahrheit erkannten?

Dem Hauptmann ging es nicht schnell genug. Er trieb rücksichtslos das Pferd an und war stets weit voraus, als könnte er so der Sorge und der Angst entrinnen.

Als endlich die ersten Häuser von Skjelsör auftauchten, war nicht allein das Tier, sondern auch der Reiter schweißnaß und erschöpft von den Strapazen dieses quälenden Rittes.

Sie zogen langsam und mit gedämpft klappernden Hufen durch die Gassen der im tiefen Schlaf liegenden Stadt, deren Ruhe zu stören sie sich wohl hüteten, da sie von niemand bemerkt sein wollten. Dann verschwand das holprige Straßenpflaster, die natürliche Erde eines schmalen ausgetretenen Weges führte sie zu einzelnen niedrigen, weit auseinanderliegenden Katen.

Die Wellen der Ostsee leckten an den Strand. Es roch nach Tang und Fisch und dem Salz des Meeres. Pfähle reckten sich und trugen ausgespannte Netze. Sie hielten an und kletterten steifbeinig aus den Sätteln. Keuchend ging der Atem der Rosse, die unbeweglich mit müden Hufen und zitternden Flanken verharrten. Jürgen von Mellenthin schob die Schirmmütze aus der Stirn und sah sich prüfend um, dann schritt er schwerfällig zur nächsten Hütte und klopfte kräftig gegen das rissige Holz der niedrigen Tür.

15.

Mit klingendem Spiel löste auf dem Markt eine Kompanie des Regimentes Körping die Hauptwache ab. Zerstreut und nicht mit der gewohnten Aufmerksamkeit verfolgte der Kronprinz Friedrich von Dänemark vom Fenster aus dies gewohnte militärische Schauspiel, das wie immer reges Interesse bei den Kieler Bürgern fand.

Drunten spazierten Studenten in bunter und teilweise sehr romantischer und ungewöhnlicher Tracht. Sie bliesen den Rauch ihrer langen Pfeifen in die Luft und blickten nicht ohne Groll und Neid auf die militärische Konkurrenz, die ihnen bei der zahlreich vertretenen holden Weiblichkeit gefährlich zu werden drohte. Scharen von Kindern begleiteten die abrückende Kolonne, über der die blinkenden Bajonette leicht und gleichmäßig im Rhythmus der Schritte schwankten.

Langsam verschwanden die letzten Musketiere. Von der Holstenstraße herüber verwehten die letzten Klänge des fröhlichen Marsches.

Der Kronprinz und wirkliche Herrscher des Landes strich sich über die mächtige Hakennase, die seinem mageren Gesicht etwas Hartes und Unversöhnliches verlieh, und wandte sich mit einem Ruck herum.

„Lieber Graf!" begann er mit jener barschen Unverbindlichkeit, die seinen Untertanen das Leben nicht erleichterte und seine Beliebtheit nicht förderte. „Wenn ich auch nicht geneigt bin, die Nachrichten aus Kopenhagen allzu ernst zu nehmen, so machen mich doch die heute eingetroffenen Depeschen aus London ein wenig stutzig. Was ist dieser Rist für ein Mensch? Narr, Gespensterseher, Phantast? Oder kann man etwas darauf geben?"

Graf Christian Bernstorff, der Minister des Auswärtigen, der am Tisch mit den ausgebreiteten Papieren stand, unterdrückte einen Seufzer und verschränkte die Hände auf dem Rücken.

„Königliche Hoheit, darf ich darauf hinweisen, daß das auswärtige Departement für die Besetzung dieses wichtigen Postens niemals einen Mann vorgeschlagen hätte . . ."

Der Kronprinz sah ihn so ironisch an, daß er verstummte und ärgerlich die Stirn runzelte. Seine Blöße war erkannt und wurde augenblicklich ausgenutzt. Galt es doch, die eigene Politik zu vertreten und gleichzeitig den Untergebenen zu verteidigen, der nun vor einer gegenteiligen Wendung warnt.

„Wie denn?" erkundigte sich Friedrich spöttisch. „Widerspricht sich das nicht? Dieser Rist ist also ein tüchtiger Diplomat, demnach kommt seinen Nachrichten eine ernsthafte und schwerwiegende Bedeutung zu. Und trotzdem vertreten Sie die Meinung, daß wir Sie unbeachtet lassen sollen?"

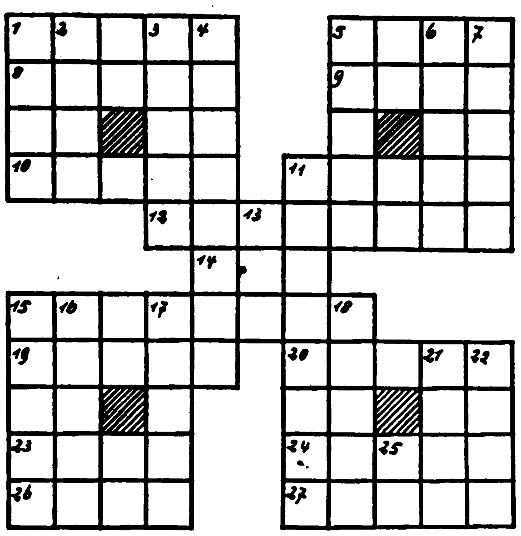
Graf Bernstorff richtete sich steif auf und preßte eine Sekunde lang die Lippen so fest zusammen, daß sie sich entfärbten.

„Nein, Königliche Hoheit, nur auf ihren wirklichen Wert prüfen müssen wir sie. Rist besitzt außergewöhnliche Fähigkeiten und Talente. Indessen ist er ein junger Mann und befindet sich erst seit einem reichlichen halben Jahr in London als Chargé d'affaire, wo überdies in dieser Zeit die Whigs von den Tories abgelöst wurden. Er betont ja auch ausdrücklich, daß er keine offiziellen oder offiziösen Verlautbarungen meldet, sondern nur Warnungen, Gerüchte und Kombinationen zu übermitteln vermag.

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. oberital. Provinz, 5. Tonmaß, 8. Mottenschutzmittel, 9. Stadt im Kreis Birkenfeld, 10. Antilleninsel, 11. Reitwendung, 12. Bezeichnung für Großgrundbesitzer, 14. Fett, 15. Teil des rhein. Schiefergebirges, 19. Teil des Auges, 20. Rasse, 23. Nordländer, 24. griech. Sagenheld, 26. Verneinung, 27. Süßwasserfisch. — Senkrecht: 1. Teerrückstand, 2. Festsaal, 3. Mittelmeerinsel, 4. Tochter des Ödipus, 5. Sundainsel, 6. Freund Friedrich des Großen, 7. Stadt an der Mosel, 11. span. Provinz, 13. nord. Hirsch, 15. europ. Gebirge, 16. Märchengestalt, 17. Ort im Ruhrgebiet, 18. asiat. Reich, 21. Stadt bei London, 22. Haustier, 25. NS.-Formation.

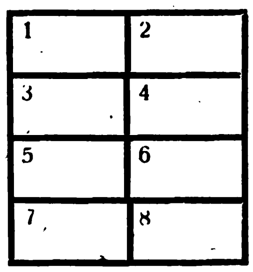
Silbenrätsel

Aus den Silben: an — an — ap — bers — bra — che — chen — dak — de — del — denz — dro — e — eich — em — en — erd — fel — fen — ga — ge — gel — gi — go — hi — ho — hörn — ing — jas — ki — li — lus — ma — min — na — ne — ni — ni — nik — on — or — pi — ra — re — re — reth — ris — ros — sa — se — se — si — ta — te — tek — ten — to — tuch — tur — ty — u — wal — wer — wö — ze — zi sind 22 Wörter zu bilden, deren letzte und dann die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Sinnspruch von Goethe ergeben. ch = ein Buchstabe.

1. indischer Dichter, 2. Stadt in Britisch-Indien, 3. Nagetier, 4. linker Nebenfluß der Donau, 5. griech. Sagengestalt, 6. Schrifttum, 7. Neigung, Streben, 8. Kartoffel, 9. italien. Komponist, 10. wasserdichtes Gewebe, 11. Wildpferd, 12. bayer. Kurort, 13. Stadt in Brandenburg, 14. Gewürz, 15. Gliederung, Aufbau, 16. Kunststil, 17. Blütenstrauch, 18. Vereinigung, 19. Herbstblume, 20. Gebirgsblume, 21. Stadt in Japan, 22. Versfuß.

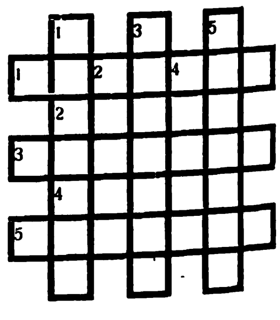
1	12 ....
2	13 ....
3	14 ....
4	15 ....
5	16 ....
6	17 ....
7	18 ....
8	19 ....
9	20 ....
10	21 ....
11	22 ....

Silbenkreuz



1—2 Herrschergeschlecht in Peru
2—4 Feuerstätte
2—3 männl. Haustier
3—4 Frist
3—8 Schulklasse
5—6 Vulkanauswurf
5—7 Bettuch
6—3 Verwandter
7—8 Zimmerpflanze
1—3—5—7 Schweizer Luftkurort

Magische Figur



Die Buchstaben: a a a a b b b d d d d e e e e e e e g g l l m m m n n o r r r r r t t u u sind so in die Figur einzusetzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. griech. Göttin, 2. Sittenlehre, 3. brit. Inselgruppe, 4. Vogel, 5. niederländische Provinz.

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Parma, 5. Takt, 8. Eulan, 9. Idar, 10. Haiti, 11. Volte, 12. Agrarier, 14. Oel, 15. Ardennen, 19. Linse, 20. Neger, 23 Este, 24. Iason, 26. nein, 27. Aland. Senkrecht: 1. Pech, 2. Aula, 3. Malta, 4. Antigone, 5. Timor, 6. Katte, 7. Trier, 11. Valencia, 13. Ren, 15. Alpen, 16. Riese, 17. Essen, 18. Nepal, 21. Eton, 22. Rind, 25. SA. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Tagore, 2. Delhi, 3. Eichhörnchen, 4. Sereth, 5. Andromache, 6. Literatur, 7. Tendenz, 8 Erdapfel, 9. Rossini, 10. Segeltuch, 11. Zebra, 12. Wörishofen, 13. Eberswalde, 14. Ingwer, 15. Tektonik, 16. Empire, 17. Jasmin, 18. Union, 19. Georgine, 20. Enzian, 21. Nagasaki, 22. Daktylus. „Ein herzliches Anerkennen — Ist des Alters zweite Jugend." Goethe. ✱ **Silbenkreuz:** 1. IN, 2. KA, 3. TER, 4. MIN, 5. LA, 6. VA, 7. KEN, 8. TIA. ✱ **Magische Figur:** 1. Demeter, 2. Moral, 3. Bermuda, 4. Taube, 5. Geldern.

„. . . findet bei schönem Wetter im Freien statt“

Mozarts „Schäferspiel“
findet in dieser Umgebung den richtigen Rahmen. Hannover, die Stadt im Grünen, besitzt seit 1693 in seinen Herrenhäuser Gärten ein Gartentheater. Diese Kunststätte im Park gibt noch heute der schaffenden Bevölkerung an schönen Sommertagen Freude und Entspannung.







Ob im Walzertakt
die Tanzgewänder sonnendurchflutet schwingen . . .

oder beim Spitzentanz
die schlanken Beine sich vor dem dunklen Hintergrund der Hecken drehen, immer ist es ein Bild, das die Herzen erfreut.



„Ich liebe dich!“
Ein neckisches Duett, vor etwa 150 Jahren durch Mozartsche Musik zum Leben geweckt. Die Tänzerinnen von heute vermitteln uns durch ihre anmutig-zierlichen Gebärden die Welt von damals.



Luftige Garderoben
Zwischen dichten Hecken geht das Umziehen vor sich. In den kurzen Pausen muß es schnell gehen. Da hilft eine der anderen.

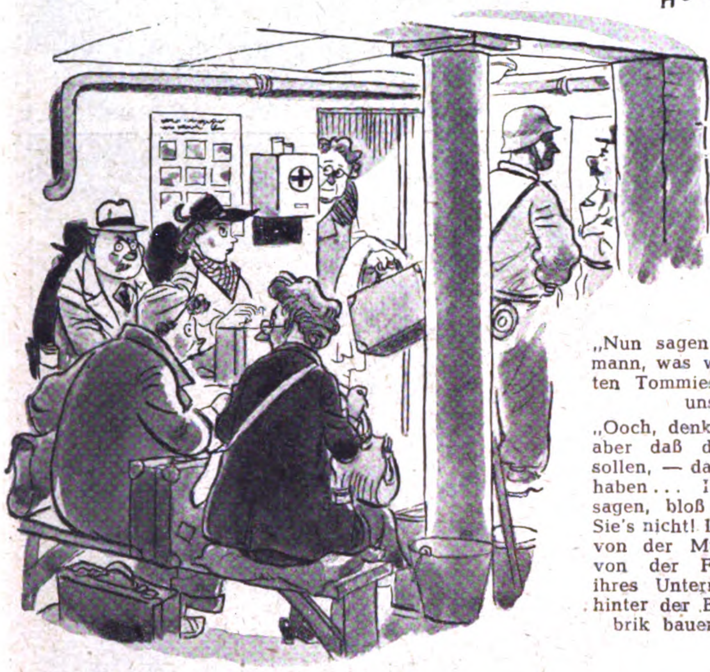
Bildbericht von Reinhold Leßmann.



Was es sonst hinter der Bühne nicht gibt!
Ein richtiges Sonnenbad während der großen Pause.

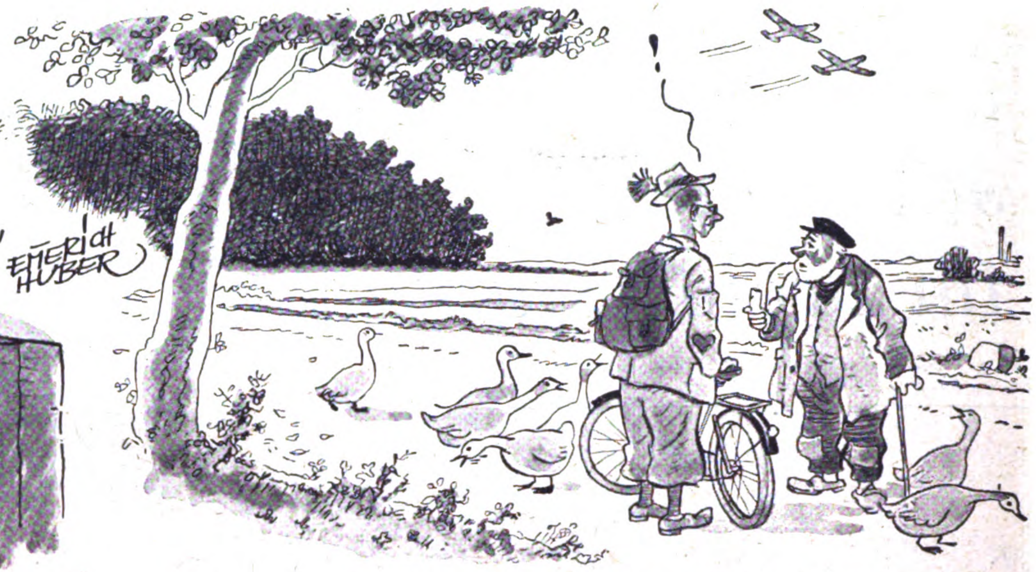
Pst..!

EIN ERNST GEMEINTER BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER



„Nun sagen Sie bloß, Frau Neumann, was wollen diese verdammten Tommies jetzt immer hier in unserm Nest!:"

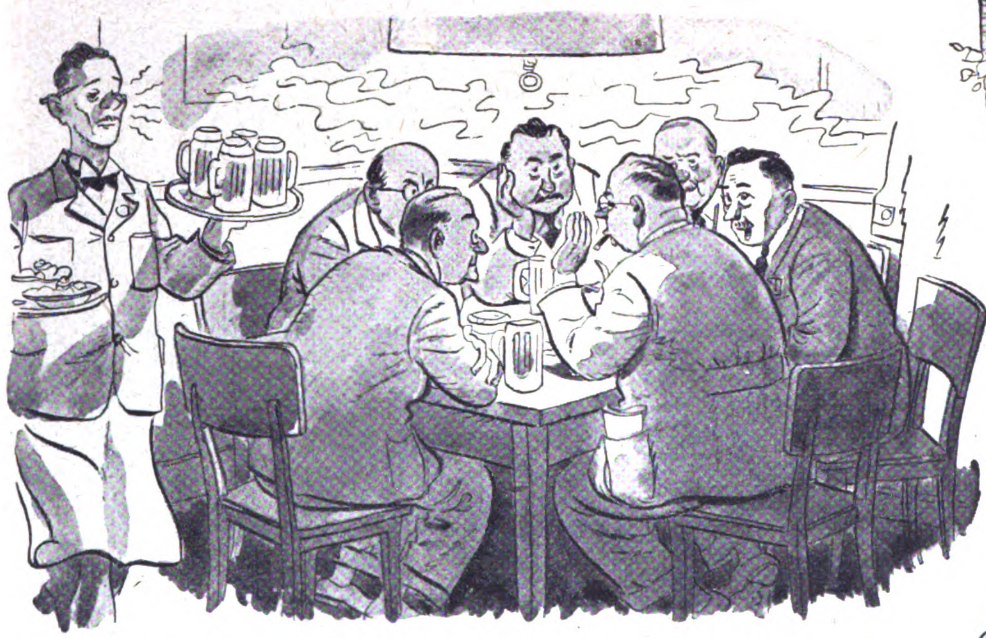
„Ooch, denken kann ich mir's ja, aber daß die das schon wissen sollen, — da muß einer gequatscht haben ... Ihnen kann ich's ja sagen, bloß weitererzählen dürfen Sie's nicht! Ich hab's vorige Woche von der Müllern gehört, die es von der Freundin des Bruders ihres Untermieters weiß: drüben hinter der Bahn in der neuen Fabrik bauen sie doch jetzt ..."



„Tschä, 'n kleiner Umweg is das scha woll, — aber durch 'n Wald, wo's schneller geht, darf ja nu keiner mehr, nöch? Das ist wegen der unterirdischen Sache, die se da gebaut haben ..."



„— ja, stimmt! Es muß wieder was im Gange sein! Grade gestern schrieb auch unser Hannchen aus B., daß dort jetzt ganz plötzlich alles voller Truppen liegt. Hauptsächlich Fallschirmjäger, schreibt sie. — Und gar nicht weit weg von B., bloß 'ne halbe Stunde ab, bei N. is jetzt 'n neuer Flugplatz ..."



„Alles Quatsch, meine Herren! Alles Quatsch! Ihr habt ja keene Ahnung! Na ja, könnta ja ooch nicht haben! Ick bin aba Fachmann und arbeite mit an der neuen Sache! Und ick will euch det mal erklär'n, aba janz unta uns, verstanden?! Ehrenwort, ja? Sonst kost't mich det nämlich 'n Kopp ..."



„Na, hören Sie mal, halten Sie mich vielleicht für irgend ein kleines Mädel aus der Buchhaltung? Ich bin so ziemlich die rechte Hand vom Chef, mein Lieber, — ich könnte Ihnen von unserem neuen Fertigungsprogramm Sachen erzählen, daß Sie platt sind ..."



„Na, Mensch, ick hab' mir schon so oft gedacht, — bis jetzt ham wa doch wirklich bei den janzen Angriffen hier Schwein jehabt, was? Na ja, bei uns vermutet der Tommy ja sowat nicht ... aba stell' dir mal bloß vor, die würden bei uns die neuen Anlagen bombardieren! Mit den Versuchsständen!! Mann, det wäre doch beinahe gar nich mehr gut zu machen, — stimmt's?"

Pst..!

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München.
ABCDEFG 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 10. AUGUST 1944
19. JAHRGANG :·: FOLGE 32

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:

....

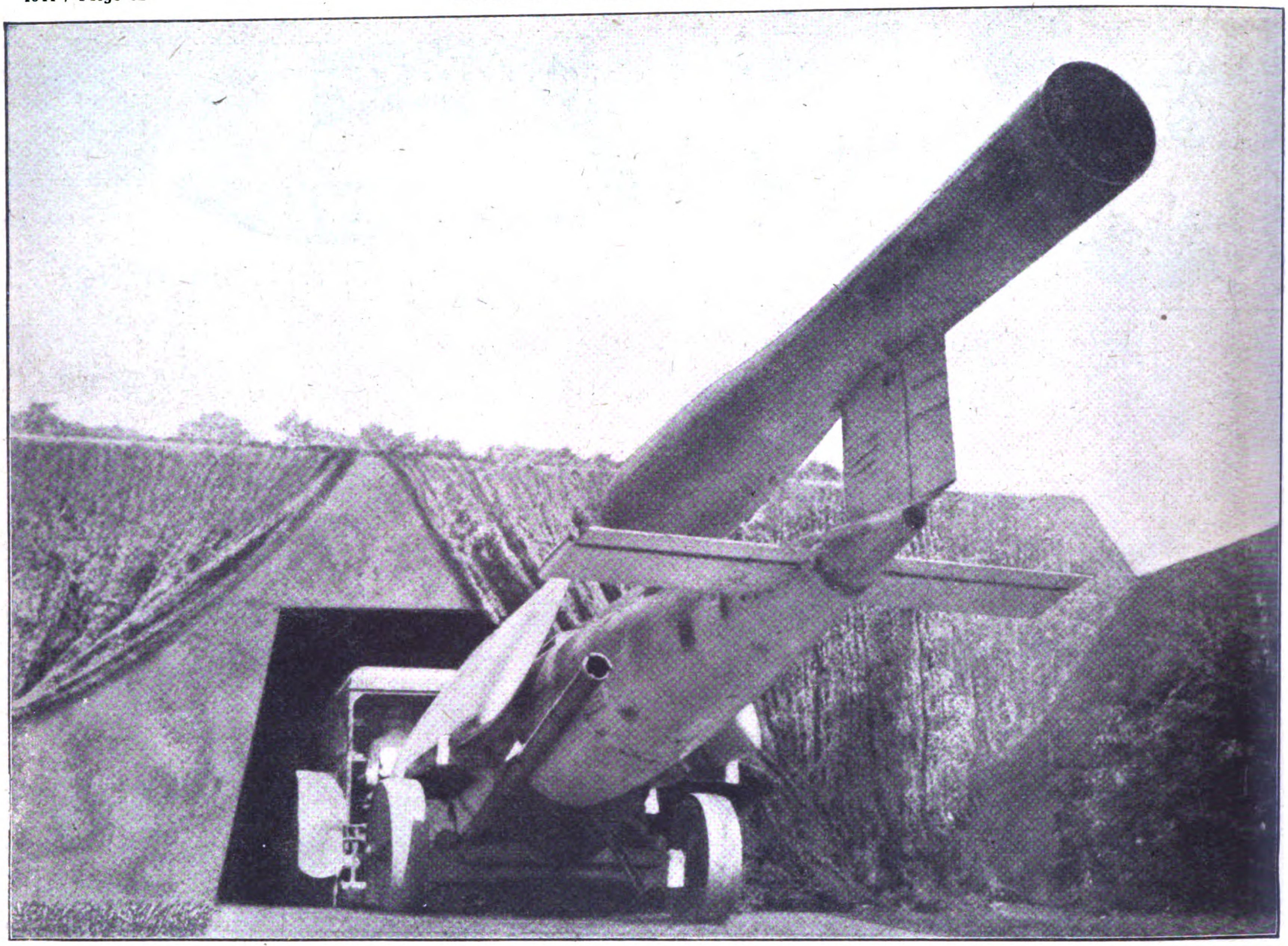
....

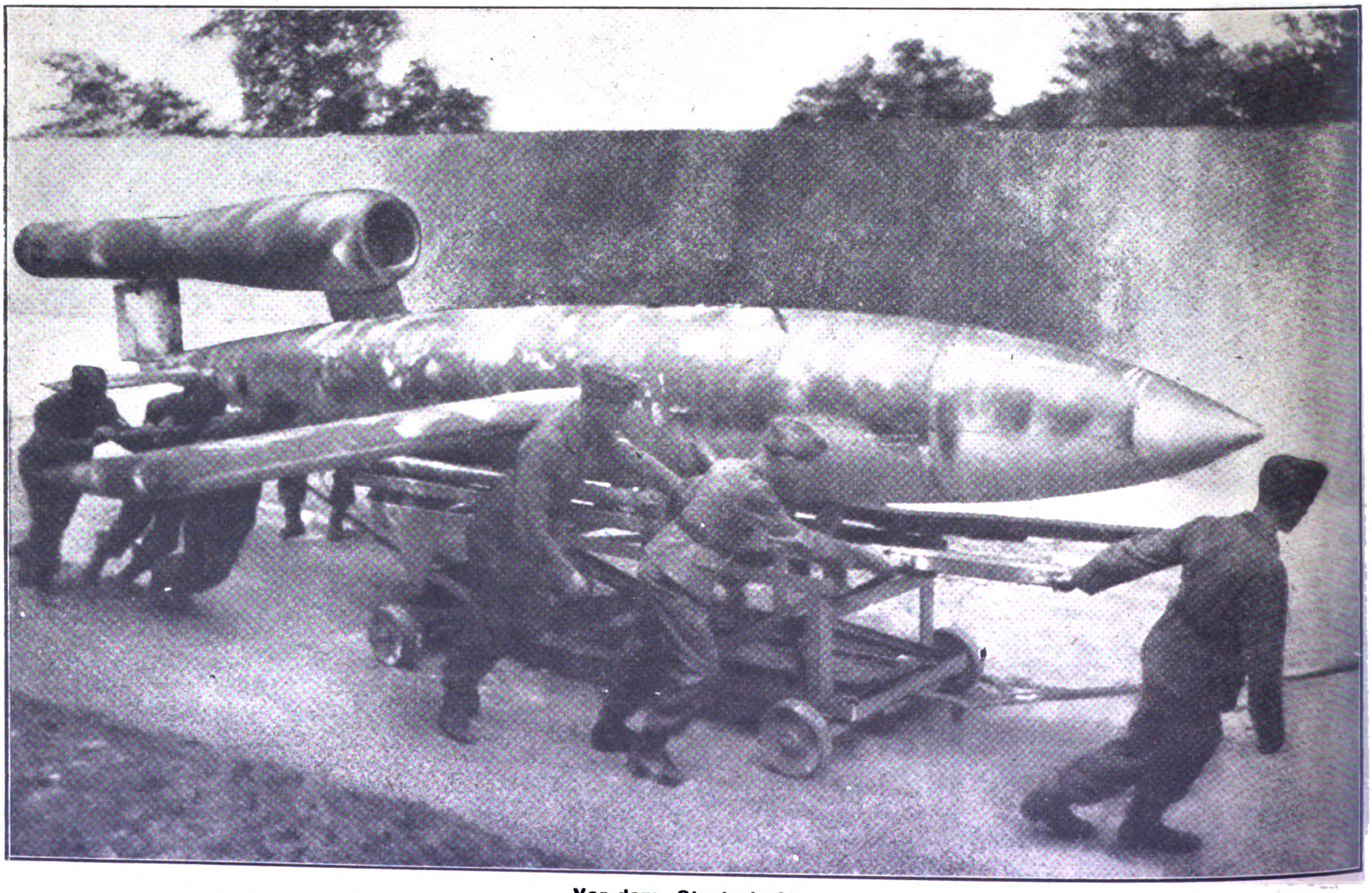


PK.-Aufn.: Kriegsber. Rainhorst (Transocean-Europapress).

V 1 gegen England!

Die erste unserer Vergeltungswaffen, von den Briten erst als Propagandabluff der Deutschen verlacht, ist seit Wochen für London und Südengland zur gefürchteten Wirklichkeit geworden. Trotz des Einsatzes zahlreicher moderner Jäger zieht die V 1, von Raketen getrieben, unbeirrt in hoher Geschwindigkeit ihre Bahn. Die Fernlenkanlage steuert das geflügelte Geschoß sicher ins Ziel.





Vor dem „Startschuß“.

Die Bedienungsmannschaft bereitet eine V 1 für den Start vor Von einer Preßluftanlage gestartet, schnellt der Todesvogel der Vergeltung wenige Minuten später in die Lüfte. Die deutsche Luftrüstung hat mit der V 1 eine Waffe geschaffen, die als Schwert der Vergeltung auf die Insel der Terrorpiraten niedersaust. PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Vieth und Lysiak.



In Leibesübungen gestählt.
Major Rudel, Träger des Eichenlaubs mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes, ist ein ausgezeichneter, vielseitiger Sportsmann. Es ist nicht zuletzt das Ergebnis einer systematischen, eisenharten körperlichen Schulung, daß es Major Rudel immer wieder gelang, sich auch aus den aussichtslosesten Zwangslagen erfolgreich herauszuarbeiten.





Auch beim Schifahren Meister.
Der Wintersport hat den Brillantenträger Major Rudel schon früh gefesselt. Gewandtheit, Kraft, Geistesgegenwart und Elastizität steigerte er mit wachsender Übung

PK.-Aufnahmen: Elsner (5), Müller-Pöchl (1).



Den 2000. Feindflug
hat Major Rudel hinter sich. Eine schier übermenschliche Leistung!

*

So trifft Major Rudel!
Major Rudel setzte ihm eine Garbe drauf und im Nu stand er in hellen Flammen. Deutlich sind die Einschläge zu erkennen.



Verehrung begleitet ihn.
Der ruhmgekrönte Schlachtflieger während eines kurzen Heimaturlaubs, der nur zu rasch verging, zwischen seinen Eltern vor einem Geschenkkorb, der u. a. auch einen lockenden Kuchen birgt.

MAJOR RUDEL

2000 mal gegen den Feind!



Vom Feindflug zurück!
Mit seinen Schlachtfliegern hat er den Sowjets wieder eins ausgewischt



Nach den dunklen Stunden des 20. Juli: der Schurkenstreich ist mißlungen.
Von links nach rechts: Reichsmarschall Hermann Göring, Reichsführer ᛋᛋ, Reichsinnenminister Heinrich Himmler, der vom Führer mit der Führung des Ersatzheeres betraut wurde, Generaloberst Loerzer, der Führer und der Duce.



Generaloberst Guderian
wurde vom Führer im Anschluß an die Vorgänge des 20. Juli zum Generalstabschef des Heeres ernannt.
Zeichnung von Wolf Willrich

Über die Ausführung des Verbrechens berichtete Reichsminister Dr. Goebbels in seiner Rede: „Der Attentäter war von einem der verhafteten Generale zu einem Scheinvortrag in die tägliche Lagebesprechung entsandt. Er hat den Sprengstoff in einer Aktenmappe in den Lageraum mitgenommen und unter dem Vorwand, sie niederstellen zu wollen, dem Führer in einem unbewachten Augenblick direkt vor die Füße geschoben. Generaloberst Korten, der unmittelbar hinter dem Führer stand, wurde schwer verwundet und ist am Samstag seinen Verletzungen erlegen. Teilnehmer der Besprechungen sind durch die Kraft der Explosion viele Meter weit aus den Fenstern hinausgeschleudert worden, und ihre Uniformen wurden in Fetzen zer-

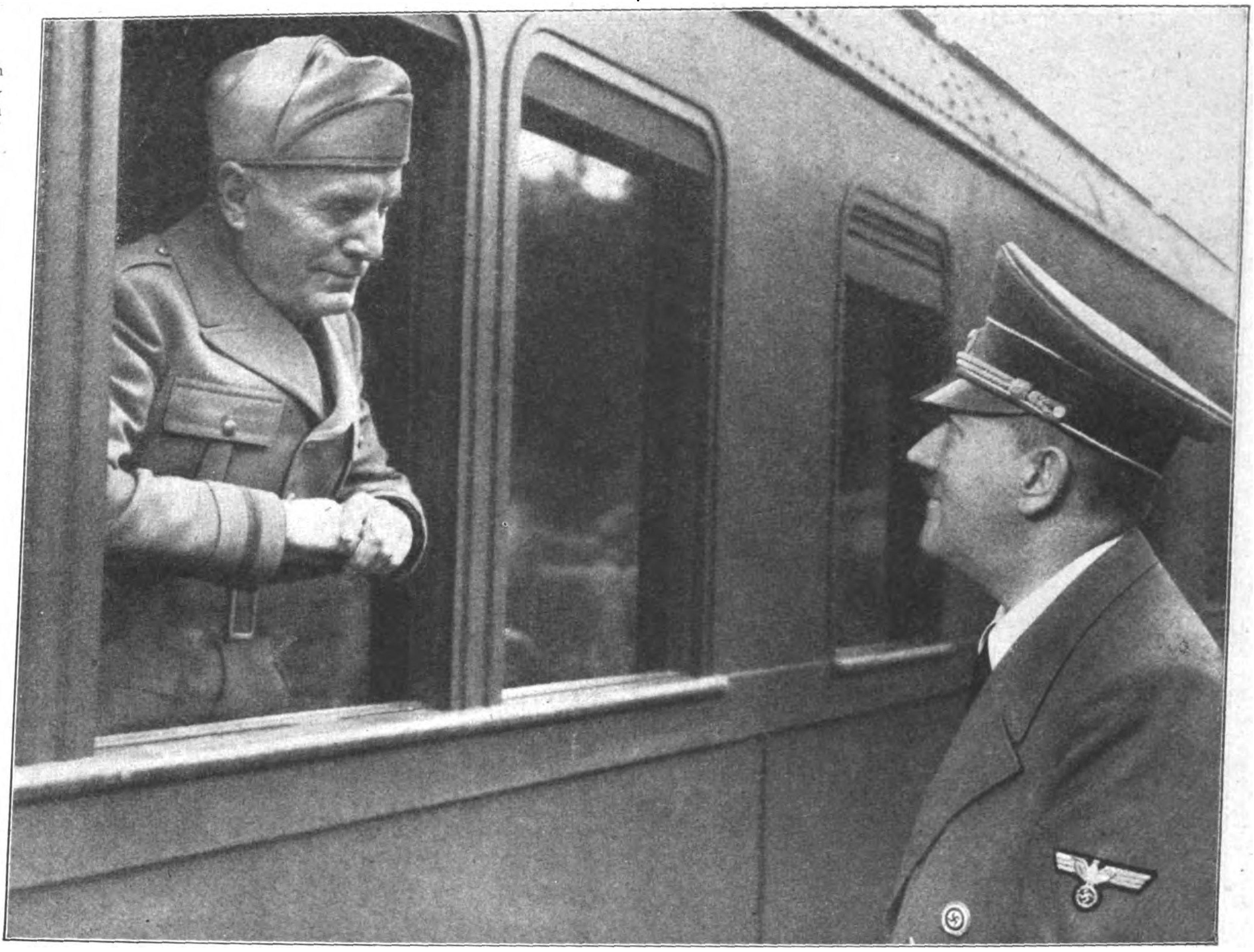




Der Ort des Mordanschlages auf den Führer.
Der Führer zeigt dem Duce den Tatort. Die Stelle, an der der Führer am Kartentisch saß, ist durch Kreis und Pfeil gekennzeichnet.
Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (3).

rissen. Im ganzen Raum gab es innerhalb der enormen Detonationswelle, die durch den Sprengstoff ausgelöst wurde, nur eine einzige Stelle, die davon verhältnismäßig unberührt blieb, und das war die, an der der Führer am Kartentisch saß."

BILDER VOM TAGE DER ERRETTUNG DES FÜHRERS



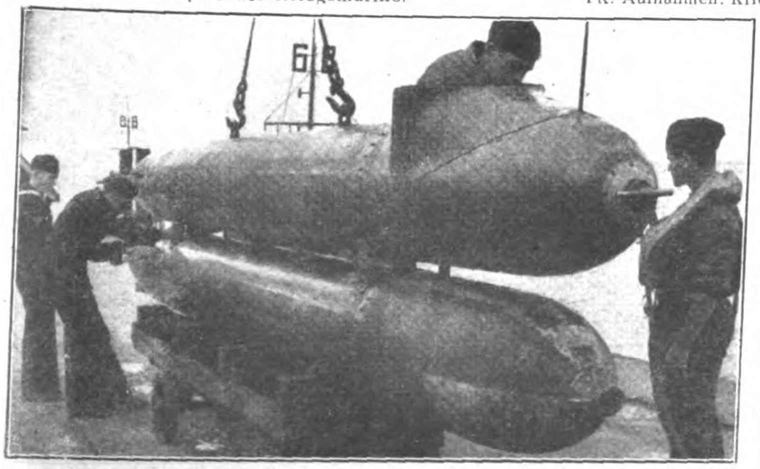
Der Duce, der in den Tagen vom 16. zum 20. Juli eine Besichtigungsfahrt zu den italienischen Divisionen, die sich in Deutschland zur Ausbildung befinden, unternommen hatte, traf mit dem Führer unmittelbar nach dem Attentatsversuch zu längerer Unterredung zusammen.

Aufn.: Hr. Hoffmann.

EIN MANN GEGEN EINEN KREUZER

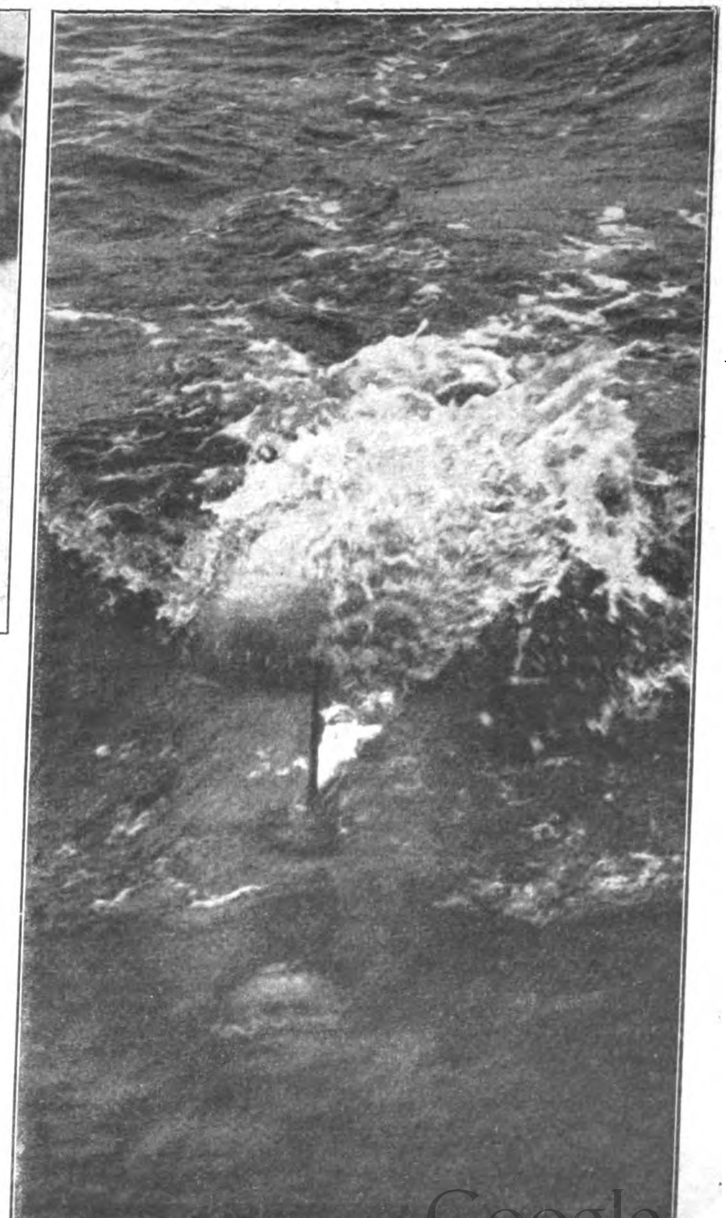


Sie gaben das Höchste an Mut und Todesbereitschaft – Männer, die den Ein-Mann-Torpedo gegen die Invasionsflotte lenkten: Ritterkreuzträger Schreiber-Obergefreiter Walther Gerhold (links) mit seinen Kameraden, die das Deutsche Kreuz in Gold tragen, nach der Verleihung der Auszeichnungen. Einen Kreuzer, drei Zerstörer und 32 000 BRT. versenkten diese Einzelkämpfer der Kriegsmarine. PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Fritz Böltz.



Der Ein-Mann-Torpedo bei der letzten Überprüfung vor dem Start. Diese neue Waffe ist eine neuartige Verbindung von zwei Torpedos, der eine ist der Träger, der andere der Gefechtstorpedo. Auf dem ungefähr anderthalb Meter langen und dreiviertel Meter breiten „Kopf" des Trägertorpedos wird eine Glaskuppel montiert, unter der der Schütze sitzt. Zwischen seinen Knien bedient er die Steuerung und den Auslösehebel für den Gefechtstorpedo.

→



Fast kaum zu erkennen! Der Mann-Torpedo während der Fahrt



Maler, Zeichner und Sammler

Sechsunddreißig Jahre lang hatte Rolf von Hoerschelmann in seinem Schwabinger Fuchsbau gehaust, als eine Sprengbombe der Luftpiraten, die auch vor dem von einer Welt geliebten München keinen Respekt empfanden, ihm den Frieden seiner Klause störte. Kollegen, Dichter und Gelehrte waren bei ihm eingekehrt, hatten in Mappen geblättert und manchen guten Tropfen mit dem geselligen Hausherrn geleert.

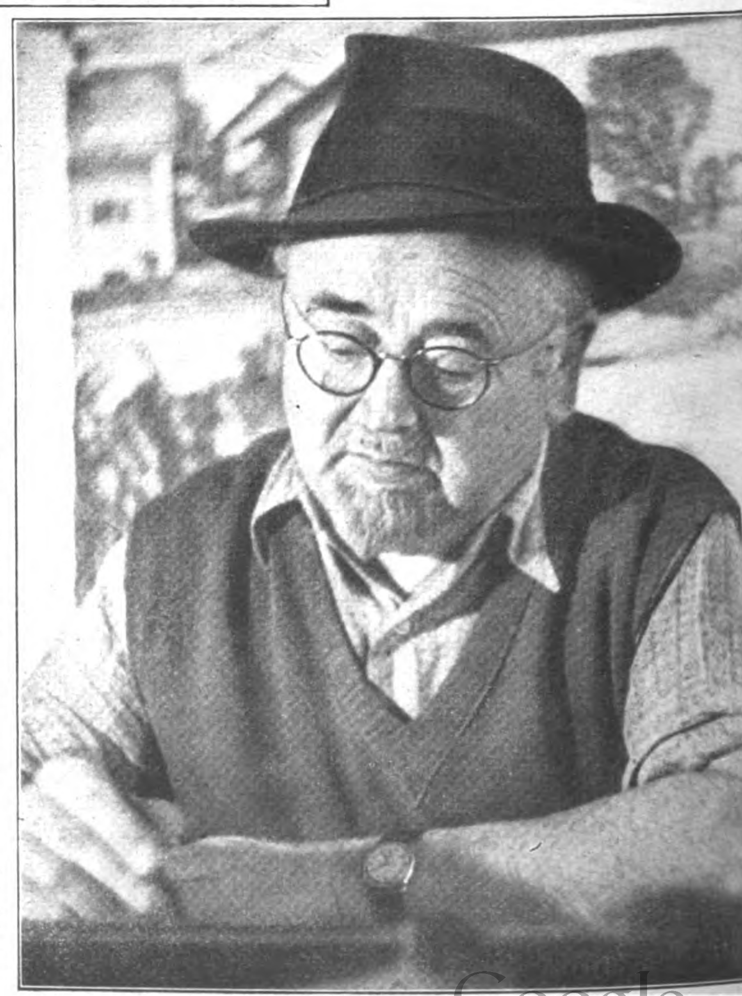
Wer ihn jetzt wiedersehen will, muß in sein Sommerstudio hinauspilgern. Gern zeigt der Kleinmeister hier dem Besucher seine neuen und alten Arbeiten. Redseliger aber wird er, wenn er die Mappen hervorholt, die die hierher verbrachten Proben aus seinen überreichen Sammlungen bergen.

Rolf von Hoerschelmann zeigt Proben aus seinen Sammlungen. Der bekannte Zeichner und Maler zählt zu Deutschlands eifrigsten Sammlern volkstümlicher deutscher Graphik, wie sie sich in den Bilderbogen vieler Jahrhunderte darbietet. Hoerschelmann erzählt uns sachkundig von dieser fröhlichen Volkskunst, von Hans Sachs und dem Nürnberger Bildermann Paulus Fürst, von den eleganten Rokokoblättern Augsburgs im 18. Jahrhundert und von den Neu-Ruppiner Bilderbogen. Während die großen Bestände wohlverwahrt anderweitig untergebracht liegen, hat der Maler doch bezeichnende Stücke aller Sorten zur Hand, die er als Bildmaterial für aufschlußreiche Vorträge verwendet.



← **So sehen ihn viele im Gebiet seines Sommerstudios arbeiten.** Ein kleiner, rundlicher Herr, der sich gern selbst zum besten hält, — Beweis seiner klugen Güte. In den Jahrzehnten seines Malerlebens entstanden Mappen voll köstlicher Aquarelle vom Starnberger See, aus Umbrien, aus Toskana, aus den Sabinerbergen, aus Südfrankreich.

→ **Rolf von Hoerschelmann,** der Maler und Zeichner der bekannten krausen, kauzigen Federzeichnungen aus dem „Simplicissimus".



Feuer am Sund

ROMAN VON LOTHAR FREUND

(5. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 31:

Der Kronprinz sah ihn so ironisch an, daß er verstummte und ärgerlich die Stirn runzelte. Seine Blöße war erkannt und wurde augenblicklich ausgenutzt. Galt es doch, die eigene Politik zu vertreten und gleichzeitig den Untergebenen zu verteidigen, der nun vor einer gegenteiligen Wendung warnt. „Wie denn?" erkundigte sich Friedrich spöttisch. „Widerspricht sich das nicht? Dieser Rist ist also ein tüchtiger Diplomat, demnach kommt seinen Nachrichten eine ernsthafte und schwerwiegende Bedeutung zu. Und trotzdem vertreten Sie die Meinung, daß wir sie unbeachtet lassen sollen?"

Graf Bernstorff richtete sich steif auf und preßte eine Sekunde lang die Lippen so fest zusammen, daß sie sich entfärbten. „Nein, Königliche Hoheit, nur auf ihren wirklichen Wert prüfen müssen wir sie. Rist besitzt außergewöhnliche Fähigkeiten und Talente. Indessen ist er ein junger Mann und befindet sich erst seit einem reichlichen halben Jahr in London als Chargé d'affaire, wo überdies in dieser Zeit die Whigs von den Tories abgelöst wurden. Er betont ja auch ausdrücklich, daß er keine offiziellen oder offiziösen Verlautbarungen meldet, sondern nur Warnungen, Gerüchte und Kombinationen zu übermitteln vermag.

Mir scheint, daß von bestimmter, sehr interessierter Seite wieder einmal eine Situation der Unsicherheit und Gefahr künstlich geschaffen werden soll in der Hoffnung, daß wir diese Nervenprobe nicht bestehen und uns zu Unbesonnenheiten und törichten Streichen hinreißen lassen."

Der Kronprinz warf den Kopf zurück.

„Das wäre also eine Wiederaufführung bereits gespielter Stücke", murmelte er halb für sich durch die Zähne. „Teufel auch, die Franzosen würden sich ins Fäustchen lachen, wenn ich Truppen aus Holstein abzöge."

Der Minister nickte entschieden.

„So ist es, oder haben Königliche Hoheit hochdero Opinion geändert?"

„Wie?!" fragte der Kronprinz verblüfft und begriff erst dann. „Nein, um keinen Deut, Exzellenz! Ich bin nach wie vor entschlossen, an der Freundschaft mit England festzuhalten, mag es —" ein Schatten glitt über sein Gesicht, während er mit gekrauster Stirn vollendete: „auch noch so schwierig sein und schmerzliche Opfer verlangen."

Er machte einige ziellose Schritte und stampfte in einer plötzlichen Aufwallung erbittert mit dem besporten Stiefel auf.

„Gott weiß, daß wir es uns haben allerhand kosten lassen! Ich vermag nicht an 1801 zu denken, ohne daß mir die Galle ins Blut steigt. Und seitdem? Eine nicht abreißende Kette von Nadelstichen, blödsinnigen Verdächtigungen, infamen Drohungen und peinigenden Demütigungen. Sie wissen es ja am besten, mein lieber Graf, der Sie mein treuer Begleiter auf diesem langen steinigen und dornigen Weg sind. Wieviel schlaflose Nächte und sorgenerfüllte Stunden habe ich den Bemühungen zu danken, mein Land und Volk vor den gierigen Krallen und den hartnäckigen und raffinierten Listen und Drohungen der Großmächte zu bewahren, denen unsere Neutralität ein steter Stein des Anstoßes ist. Was hat allein England nicht alles getan, uns an seine Seite und in den Konflikt hineinzuzwingen. Manchmal möchte ich wahrhaftig lieber den Degen ziehen, als noch eine Sekunde —"

Er brach ab, preßte die dünnen Lippen zusammen, um dann eine scharfe abschließende Handbewegung zu machen.

„Ihre Meinung, Exzellenz?"

„Fest und ruhig bleiben, Königliche Hoheit. So tun, als wäre nichts geschehen. England wird niemals einen aggressiven Schritt gegen uns unternehmen, da man sich in London über den Wert unserer Freundschaft ebenso klar ist wie über die Folgen unserer Feindschaft."

„Ja, ja", stimmte der Kronprinz nicht ohne Erregung zu. „Sie haben sicherlich recht. Auch ich vermag nicht zu glauben, daß man uns ernsthaft ans Leder will. Aber wäre es nicht doch angebracht, man ließe durch Kleinigkeiten erkennen ... Wo ist der Kurier aus Kopenhagen?!"

In Bernstorffs Gesicht war eine flüchtige Heiterkeit zu merken.

„Im Vorzimmer, Königliche Hoheit", berichtete er mit nachsichtigem Spott. „Ich bitte seinen Pflichteifer nicht zu unterschätzen. Seitdem der Hauptmann von Mellenthin gestern morgen ankam, ist er, glaube ich, kaum zum Essen und Schlafen von der Schwelle dieses Raumes gewichen."

„Nun, das ist keine schlechte Eigenschaft für einen Soldaten", antwortete der Kronprinz und betrachtete gedankenverloren einen Kupferstich an der Wand, der eine friedliche und schöne Landschaft Italiens zeigte. „Er wird vermutlich über uns langweilige Gesellen räsonnieren und vielleicht nicht einmal unrecht haben." Sein Gesicht veränderte sich, während er fast zornig hervorstieß: „Lassen Sie ihn eintreten, ich will ihn sehen!"

Der Minister sah ihn einen Augenblick betroffen an, dann beugte er sich mit aufreizender Bedächtigkeit vor, um nach der silbernen Glocke zu fassen, die unter den Papierstößen auf dem Tisch fast vergraben war.

„Darf ich erfahren, was Königliche Hoheit planen?"

„Ich will nicht den Krieg erklären!" rief der Kronprinz mit nervöser Gereiztheit. „Rist und Peymann können sich die Hände reichen. Sie sind beide Narren und Angsthasen, die ihr möglichstes tun, mir unnütz das Leben zu erschweren. Wahnwitz, sich von lächerlichen Belanglosigkeiten ins Bockshorn jagen zu lassen und mir alarmierende Depeschen zu senden, als hätten sie den Weltuntergang zu melden. Der junge Mann in London mag sich zusammennehmen, und den General von Peymann wollen wir mit einem winzigen Bissen füttern, damit sein und unser Gewissen beruhigt ist. Für alle Fälle, n'est-ce pas, Exzellenz?"

Bernstorff verbeugte sich mit einem beruhigten Lächeln und läutete ohne weiteres Zaudern.

16.

Der Hauptmann von Mellenthin wartete auf diese Audienz, seitdem er im Morgengrauen des 6. August in Kiel angekommen war. Er hatte seine Depeschen sofort abgegeben, ohne daß über vierundzwanzig Stunden auch nur die leiseste Reaktion zu spüren gewesen wäre. Über Sekretäre und Adjutanten war er nicht hinausgekommen. Man hatte ihn vertröstet und schließlich seinen zornigen Eifer unverhohlen belächelt. Kein Wunder, daß er sich in einer Stimmung befand, die der eines Mannes entsprach, der sich als Wissender unter kurzsichtigen Toren fühlte.

Der Posten, den er bekleidete, hatte ihm manchen tiefen Einblick gewährt, und die ihm eigene Intelligenz und Energie ihm sowohl die Erkenntnis der Unzulänglichkeit der Einrichtungen des Staates als auch seiner führenden Männer bis hinauf zur allerhöchsten Stelle beschert. Er kannte die Schwächen seines Vorgesetzten besser als jeder andere, und wenn er sie auch mit dem hohen Alter des Generals zu entschuldigen versuchte, so begriff er dennoch nicht, daß man nicht einen jüngeren, tatkräftigeren Oberbefehlshaber einsetzte. Der General von Peymann war ein Greis, von dem weder Selbständigkeit noch Tatkraft, geschweige denn eine überragende militärische Führung zu erwarten war. Seine Vorstellungen über Strategie und Taktik waren nicht nur veraltet, sondern eigensinnig und kurzsichtig. Das schlimmste aber waren seine Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit, die Angst vor der letzten und höchsten Verantwortung. Fehler und Schwächen, die leider auch manch anderer General und Stabsoffizier mit ihm teilte.

Solange die Kräfte und Fähigkeiten dieser Männer nur von dem ewigen dienstlichen Einerlei friedlicher Zeiten in Anspruch genommen wurden, mochten sie genügen. Was aber, wenn die Stunde der höchsten Bewährung, die große und unerbittliche Probe des Krieges kam?

Diese Gedanken erfüllten den Hauptmann mit zunehmender Sorge. Wußte er doch zu genau, daß es nur seiner eigenen Zähigkeit und seinen unausgesetzten Vorstellungen gelungen war, den General zu den notdürftigsten Vorbereitungen zu bewegen. Und davon hatte er sich noch den größten Teil von dem Grafen Joachim Bernstorff abhandeln lassen, so daß nur ein kläglicher Rest übriggeblieben war, der kaum noch einen wirklichen Wert besaß. Schließlich war als typisches und letztes Hilfsmittel schwacher und unentschlossener Naturen die Flucht zur verantwortlichen Führung des Staates und die Abschiebung der Folgen auf Herrscher und Regierung zustande gekommen.

Die Struktur des militärischen Dienstes gab dem Adjutanten gewisse Möglichkeiten. Aber auch der zäheste und tüchtigste Vertreter dieses Standes vermochte zwar ausgleichend, anregend und warnend zu wirken, nicht aber einen alten, zaghaften und von der eigenen Vortrefflichkeit bis zum Starrsinn überzeugten General mit Klugheit, Entschlußkraft und dem Feuer heiliger Überzeugung zu erfüllen.

Und so folgte denn der Hauptmann von Mellenthin dem Diener mit der verzweifelten Hoffnung, daß sich hier bei der höchsten Autorität des Staates eine letzte Möglichkeit zu einer erfolgreichen Änderung der Dinge finden lassen würde. Sie war freilich nicht groß, diese Hoffnung.

Friedrich war ein sehr selbstherrlicher Regent, aber nicht der Mann mit überragenden Fähigkeiten, den diese kritischen Zeiten erfordert hätten. Indessen waren Genies seltene und kostbare Geschenke des Himmels, und der Kronprinz nicht ohne Verdienste und Erfolge. Die geistige Erkrankung seines Vaters hatte ihn 1784 viel zu früh und bereits im Alter von sechzehn Jahren zum tatsächlichen Herrscher des Landes gemacht. Vielleicht waren in dieser für ein jugendliches und unfertiges Gemüt viel zu frühen Betrauung die Gründe für gewisse despotische und strenge Neigungen, sich letzten Endes von niemand in die Regierungsgeschäfte hineinreden zu lassen, zu suchen.

Und überdies, welche wirklichen Möglichkeiten boten sich einem Subalternoffizier? Der Hauptmann von Mellenthin konnte sich weder erdreisten, seinem Souverän gute Ratschläge zu geben, noch verkünden, daß er seinen eigenen Vorgesetzten und General für einen senilen Greis halte, der weder körperlich noch seelisch den Anforderungen genüge, die man an den Kommandeur einer Truppenmacht und Befehlshaber der wichtigsten Festung und Hauptstadt des Landes billigerweise zu stellen verpflichtet war.

Wozu notabene und als gewichtiges Argument kam, daß General von Peymann als Mensch Vorzüge hatte, die zwischen ihm und seinem Adjutanten ein durchaus gutes Verhältnis geschaffen hatten. Als Vater oder als Onkel beispielsweise wäre er ihm vielleicht erwünscht erschienen, aber als Chef einer Armee konnte er leider eine Katastrophe werden.

Die Tür schloß sich hinter dem Diener.

Jürgen, der längst wieder seine mitgebrachte Uniform angelegt hatte, salutierte mit einer zornigen Erbitterung, die seine Sporen erklingen und den Säbel klirren ließ.

„Hauptmann von Mellenthin mit Depeschen aus Kopenhagen, Königliche Hoheit!" meldete er mit einer Stimme, als überbrächte er eine Kriegserklärung.

Der Kronprinz betrachtete diese männlich-schöne Erscheinung in der glänzenden Uniform, die durch nichts erkennen ließ, daß sie eine Nacht zwischen schmierigen Lumpen versteckt und zusammengepreßt geruht hatte, mit Wohlgefallen.

„Näher heran, mon ami", befahl er gnädig und winkte leicht mit der Hand. „Sie hatten eine gute Reise?"

„Zu Befehl, Königliche Hoheit!"

Der Kronprinz zwinkerte humorvoll mit den Augen.

„Und die bösen Briten?"

„Wir sichteten bei Tagesanbruch ein Linienschiff, das uns verfolgte. Wir entkamen, da es uns infolge seines großen Tiefganges nicht erreichen konnte."

„Potztausend!" lachte Friedrich und nahm eine Prise. „Ein Linienschiff, was Sie nicht sagen."

Dem Hauptmann von Mellenthin stieg eine leichte Röte ins Angesicht.

„Die Blockade Seelands ist eine Realität und kein Phantom, Königliche Hoheit!" antwortete er böse.

Der Kronprinz winkte nachsichtig ab.

„Gut, gut. Wie geht es Ihrem Chef?"

In die Augen Jürgens trat ein wachsames, fast belustigtes Funkeln.

„Seine Exzellenz, der Herr General von Peymann befindet sich leider nicht wohl", berichtete er nicht ganz der Wahrheit entsprechend und entschuldigte sich vor sich selbst, daß der Zweck die Mittel heilige. „Sein Gesundheitszustand —"

„Doch nichts Ernstliches?" fuhr ihm der Kronprinz dazwischen. „Was fehlt ihm?"

Ja, die Agonie kann ich ihm wirklich nicht andichten, dachte Jürgen bedauernd.

„Das Podagra", antwortete er nicht so zielsicher wie sonst und bemühte sich, recht besorgt auszusehen, „dazu eine Erkältung. Bei dem hohen Alter von Exzellenz könnte leicht —"

Und er sprach in dieser Tonart weiter, während er heimlich Gott und Papa Peymann um Verzeihung wegen seiner lügnerischen Übertreibungen bat.

Übrigens half es ihm nichts. Der Kronprinz be-



A. Paul Weber: Um seinen Kohl. (Originalzeichnung für den „JB.")

ruhigte sich sofort, als er durch einige Zwischenfragen festgestellt hatte, daß nichts weiter vorlag.

„Sagen Sie Ihrem hochverehrten Kommandeur er möge sich schonen, damit sein wertvolles Leben uns noch recht lange erhalten bleibt", befahl er, um lächelnd zu schließen: „Was mich anbetrifft, so zweifele ich keine Sekunde, daß ich ihn noch an seinem achtzigsten Geburtstag zu seiner außergewöhnlichen Rüstigkeit beglückwünschen darf."

Auch ich wünsche sehnlichst das gleiche, dachte Jürgen erbittert, nur hoffe ich, daß Gott ihm bald einen ruhigeren Lebensabend schenkt als die Aufregungen und Strapazen, die vermutlich in nächster Zeit mit dem Posten des Oberkommandierenden von Seeland verbunden sein werden.

„Was machen meine braven Kopenhagener?"

Jürgens Haltung straffte sich.

„Sie sind ahnungslos und daher in bester Verfassung, Königliche Hoheit", antwortete er kühn.

Kronprinz Friedrich sah ihn mit ungeheucheltem Erstaunen an, da er diese sonderbare Erwiderung wirklich nicht verstand.

„Wie?" forschte er. „Was gibt es denn?"

„Sie wissen nichts von der Gefahr, die dem Lande von den Engländern droht, Königliche Hoheit."

„Ah, das ist stark, auf mein Wort!" bemerkte der Graf Bernstorff, der bis jetzt den stillen und aufmerksamen Zuhörer gespielt hatte, in einer Empörung, die ihn jede Rücksicht vergessen ließ. „Sind Sie toll, Hauptmann von Mellenthin? Wer gibt Ihnen die Autorität zu dieser wahnwitzigen und ungebührlichen Erklärung?"

Jürgen reckte sich und begegnete dem feindseligen Blick des Ministers, der für die Zukunft nichts Gutes versprach, mit Ruhe und Festigkeit.

„Mein Verstand und mein Pflichtgefühl, Exzellenz!" antwortete er kampfbereit und durchaus nicht zurückweichend. „Das eine vermittelt mir die notwendigen Erkenntnisse und das andere gebietet mir, sie freimütig auszusprechen."

Graf Bernstorff erhob sich mit einem Ruck.

„So muß das zweite besser ausgebildet sein als das erste", versetzte er mit beißendem Spott, um immer mehr in Zorn zu geraten. „Allen Respekt vor Ihren Einbildungen, Monsieur, sind Sie von allen guten Geistern verlassen, hier Belehrungen abzugeben, die zwar ein starkes Maß von Selbstüberhebung und Verantwortungslosigkeit —"

„Ich ersuche Eure Exzellenz, mich nicht zu beleidigen!" erklärte Jürgen, ihm rücksichtslos das Wort abschneidend. „Man soll —"

„Den Mund halten und nicht vergessen, in wessen Gegenwart man sich so aufzuführen beliebt!" scholl die strenge Stimme des Kronprinzen dazwischen. „Ich wiederhole die Frage des Herrn Ministers und wünsche keine ausweichenden Phrasen zu hören! In wessen Auftrag handeln Sie, Herr Hauptmann?"

Der Offizier war blaß geworden.

„Ich gab nur meiner persönlichen Ansicht Ausdruck, Königliche Hoheit", meldete er kalt und fest. „Es gibt niemand, der mich dazu bewogen hat. Wenn ich damit gefehlt habe, bitte ich untertänigst um Verzeihung."

Kronprinz Friedrich warf ihm einen ungnädigen, scharfen Blick zu, dann sah er seinen Minister an, dessen zornige Miene ihn irgendwie zu erheitern schien. Er nahm eine große Prise, und während der scharfe Reiz in seiner Nase zu wirken begann, entspannte sich sein Gesicht, ohne indes die frühere Freundlichkeit wieder anzunehmen.

„Sie werden die erste militärische Tugend, nämlich die des widerspruchslosen Parierens, lernen, Monsieur, oder man wird sich dieser Szene erinnern", befahl er schneidend. „Preisen Sie sich glücklich, daß ich nicht an Ihren guten Absichten und Motiven zweifele und Ihre Unbesonnenheit Ihrer Jugend anrechne. Halten Sie sich für heute abend bereit, Sie gehen mit Depeschen nach Kopenhagen zurück. Lassen Sie sich aber gesagt sein, daß Ihre persönliche Meinung auch in der Hauptstadt niemand interessiert. Haben Sie mich verstanden?!"

„Zu Befehl, Königliche Hoheit!" schnarrte der Hauptmann in straffster Haltung, machte dröhnend kehrt und verließ sporenklirrend das Zimmer.

17.

Über das bleiche, eingefallene Gesicht Nils Nordenfjelds flog ein freudiger Schimmer, als er sich zur Begrüßung des Besuchers leicht aus dem bequemen Sessel am Fenster erhob.

„Bleiben Sie sitzen, bester Graf", rief Sir Percy Graham besorgt. „Nicht mehr im Bett, das ist famos. Wie geht es Ihnen?"

Nils versuchte zu lächeln, aber es gelang ihm nicht recht. Er sah erbarmungswürdig aus. Nichts mehr war von dem heiteren und leichtlebigen Stutzer übriggeblieben. Die vergangenen zwölf Tage hatten genügt, ihn völlig und in einer Weise zu verändern, die nicht nur körperlich bedingt und erkennbar war. Das vernachlässigte Äußere, die Schwermütigkeit seines Gesichtsausdrucks und die nervöse Zerfahrenheit, die sich in jeder seiner Bewegungen und Reden verriet, verkündeten, daß er weit mehr seelisch als unter der Pistolenkugel litt, die seinen Körper getroffen hatte.

Er wies achtlos auf den Arm, der in einer schwarzen Binde ruhte, und knöpfte den seidenen Morgenrock zu.

„Die Wunde ist im Verheilen" antwortete er gleichgültig. „Es war eine Lappalie. Nehmen Sie Platz und seien Sie bedankt, daß Sie sich um mich Einsiedler bekümmern."

„Weshalb geben Sie Ihre Zurückgezogenheit nicht auf, wenn Sie keine Rücksicht mehr auf Ihre Blessur zu nehmen brauchen?" forschte der Engländer befremdet und sah ihn neugierig an.

Frage und Blick waren Nils unangenehm. Er bemühte sich um Ablenkung, versuchte seine wirren Haare zu ordnen und schalt mit dem Diener, der auf einem Tischchen Wein und Gebäck servierte.

„Mir ist nicht danach", antwortete er endlich, als sie allein waren, mit einer trotzigen Reizbarkeit, die seinem Besucher nicht entging. „Ich meditiere, ergehe mich in Betrachtungen und suche nach einem Ausweg. Lassen Sie uns trinken, Sir Percy. Ihr Wohl!"

Er griff nach dem Glas und leerte es mit gierigen Zügen.

„Das Ihrige, Graf", erwiderte der Engländer und tat ihm mäßig Bescheid.

„Mon Dieu, eine Pistolenkugel hat zuweilen auch

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

diese Wirkung", sagte er mit gutmütiger Ironie. „Aber auch seelische Wunden vernarben genau so wie körperliche."

„Verzeihen Sie, wenn ich damit allein fertig zu werden wünsche", bemerkte Nils gedämpft und eisig. „Auf jeden Fall gibt es manchmal Augenblicke, in denen ich Ihnen für Ihre Eröffnungen nicht dankbar, sondern gram bin."

Auf Sir Percy machte dieser deutliche Vorwurf nicht den geringsten Eindruck.

„Seien Sie nicht töricht", erklärte er streng und entschieden. „Die Wahrheit ist eine bittere, aber heilsame und notwendige Medizin. Nur ein Feigling wird sie nicht schlucken, und nur ein Schwächling die Augen verschließen, um einen Zustand bestehen zu lassen, der zwar falsch und gefährlich ist, ihn aber des Zwanges eines harten Entschlusses enthebt. Beides sind Sie aber nicht, Graf. Sie leiden nur an einem Übermaß von Weichheit und Sentimentalität und einer Neigung zur übertriebenen Selbstkritik. Schon in der Bibel steht, daß man Schlechtes und Verdorbenes ausrotten soll, und danach haben Sie gehandelt. Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut. Nicht sich allein waren Sie dies schuldig, sondern auch —"

„Genug!" rief Nils hastig und hob abwehrend die unversehrte Rechte. „Der letzte und strengste Richter ist das Herz in der eigenen Brust. Wenn es zufrieden und ruhig schlägt, ist es ein köstlicher Beweis. Wenn es aber qualvoll und schmerzhaft pocht, wenn sich mächtig und unbezwingbar das grauenhafte Gespenst der eigenen Schuld erhebt, dann vermag fremder Rat nichts mehr zu nützen. Nur tätige Reue könnte gutmachen und ausgleichen."

Sir Percys Gesicht färbte sich rot. Seine Finger mißhandelten den buschigen Backenbart.

„Mon ami, wohin verirren sich Ihre Gedanken?!" rief er zornig. „Graf, Sie sind der Beleidigte, Ihnen geschah bitteres Unrecht! Erregen dürfte Sie höchstens, daß Ihre Kugel nicht traf. Diese Selbstvorwürfe sind ungerecht und krankhaft, Sie wüten gegen sich selbst. Fort mit diesen Hirngespinsten! Mein Wagen wartet, kleiden Sie sich an und fahren Sie mit mir hinaus ins Freie, es wird Ihnen gut tun."

Graf Nordenfjeld lächelte bitter.

„In der Tat?" erkundigte er sich mit selbstquälerischem Spott. „Nun, vielleicht könnte ich für kurze Zeit meinen Gedanken entfliehen. Sie vergessen nur, daß ich nicht allein Glück und Freundschaft verlor, sondern auch . . . Wie geht es unserem gemeinsamen Freund, dem Marquis?"

Der Engländer senkte die Lider über die Augen, als wollte er das Verständnis verbergen, das aus ihnen sprach.

„Nicht gut, er hat in den letzten Tagen schändlich verloren", erwiderte er leichthin. „Dies macht ihm anscheinend einige Kopfschmerzen, da seine gewohnten Gelder aus London ausgeblieben sind. Sie wissen ja, daß er den größten Teil seines Vermögens in englischen Werten angelegt hat."

Nils fuhr sich mit zitternder Hand über die Stirn.

„Bedauerlich", brachte er mühsam und heiser heraus. „Das trifft mich schwer —"

„Sie?" fragte Sir Percy erstaunt, um unter einem jähen Begreifen das Gesicht schmerzlich zu verziehen. „Mon Dieu, ist das so? — Sie haben Anlaß —?"

Nils nickte ironisch.

„Ja, Sir Percy, weshalb soll ich ein Geheimnis daraus machen, da Sie doch mein Freund sind", versetzte er gereizt. „D'Avergne war so entgegenkommend, mir die viertausend Taler, die ich an ihn verlor, auf unbestimmte Zeit zu stunden."

„Und nun fürchten Sie, daß er nicht länger warten kann, da er selbst in Verlegenheit ist?! Verteufeltes Pech, wenn es so wäre. Nein, lieber Graf, daran ist nicht zu denken, der Marquis hat noch Hilfsquellen genug, und wenn es schlimm kommt, auch zahlreiche Freunde, über deren Börsen er verfügen kann."

Nils Nordenfjeld lachte heiser auf.

„Der Mann ist glücklich zu preisen", höhnte er grimmig.

„Ich habe diese Freunde leider nicht."

Der Legationsrat richtete sich steil wie ein Ladestock auf.

„Erlauben Sie, Graf Nordenfjeld, das ist nicht wahr", stellte er steif und förmlich richtig. „Sie beleidigen mich."

„Wie — wie soll ich das verstehen?"

„Wie ich es meine. Verfügen Sie über meine Börse, wann und wie es Ihnen beliebt."

Nils fuhr auf das höchste erregt hoch.

„Scherzen Sie nicht, Sir Percy, ich bitte Sie!" rief er mit wild flackernden Augen. „Ich könnte Sie beim Wort nehmen! Bedenken Sie, viertausend Taler!"

„Bitte, Sie können noch heute darüber verfügen", erklärte der Diplomat mit dem ganzen unerschütterlichen Phlegma, das sein Volk so gern affektierte. „Ich versichere Ihnen aber zugleich auf das bestimmteste, D'Avergne beißt sich lieber die Zunge ab und verkauft sein letztes Reitpferd, ehe er Sie mit einem Wort mahnt."

Nils stützte das Kinn in die Hand. Sein Gesicht zuckte nervös, die Augen suchten den Boden.

„Ich weiß es", murmelte er leise und zögernd. „Allein es gibt Verwicklungen . . . Weshalb soll ich nicht offen mit Ihnen reden? Der Marquis bewirbt sich um meine Schwester. Sie begreifen, daß es für mich eine Unmöglichkeit darstellt, ihn noch länger zum Gläubiger zu haben."

„Vollkommen", meinte der Brite fast geschäftsmäßig. „Kein Wort mehr darüber. Wann möchten Sie über den Betrag verfügen?"

„Ja, mein Gott, müssen wir nicht erst —"

„Pah, wozu unnötige Redereien und Abmachungen. Ich leihe Ihnen das Geld auf ein Jahr. Ein Risiko ist nicht dabei, Ihr Onkel wird Sie auslösen, wenn die Verstimmung vorüber ist. Wozu also viel Worte wegen dieser Kleinigkeit?"

Nils faßte nach seiner Hand.

„Kleinigkeit nennen Sie diesen großen Freundschaftsdienst", rief er stürmisch und herzlich. „Sir Percy, Sie wissen nicht, wie dankbar ich Ihnen bin und von welch qualvollen Sorgen Sie mich befreien. Oh, daß es doch eine Möglichkeit gäbe, Ihnen dies zu vergelten! Ich wäre glücklich darüber und zu jedem Opfer bereit, um Ihnen die Stärke und Echtheit meiner Gefühle zu beweisen."

Sir Percy machte behutsam seine Hand frei und strich sich bedächtig das ausrasierte Kinn, das hart und brutal vorsprang. Seine schläfrigen

Augen maßen den Erregten mit der kühlen Berechnung und Sachlichkeit eines Arztes, der Art und Entwicklung der Krankheit bei einem Patienten festzustellen versucht. Schließlich erhob er sich, steckte beide Hände in die Taschen seiner knappen grauen Beinkleider und schritt leise vor sich hinpfeifend im Zimmer hin und her.

„Das ist verteufelt dumm", bemerkte er mit einem erzwungenen Lachen. „Mon cher ami, ich kam, um Ihnen einen Vorschlag zu machen, um mich mit Ihnen offen auszusprechen. Ich fürchte, es geht nicht mehr! Sie könnten es mißdeuten, und ich wäre untröstlich darüber, wenn Sie Zusammenhänge vermuteten, die auf Parole d'honneur nicht bestehen."

„Ich verstehe kein Wort", rief Nils erstaunt. „Setzen Sie sich und erklären Sie mir, um was es geht."

Der Legationsrat der britischen Gesandtschaft schlug sorgfältig und pedantisch die Schöße seines Frackes auseinander und nahm seinen alten Platz wieder ein.

„Ich spreche zu einem Ehrenmann und bitte um strengste Diskretion", erklärte er streng und bedeutungsvoll. „Lieber Graf, die politische Situation kennen Sie zu genau, um darüber noch große Worte zu brauchen. Es ist an der Zeit, daß sich verantwortungsbewußte Dänen und Briten zusammentun, um ein fürchterliches Unglück zu verhindern."

Nils erblaßte und starrte ihn entsetzt an.

„Um's Himmels willen, was ist geschehen?!" rief er im höchsten Schrecken und versuchte, sich zu erheben.

„Still, noch ist es nicht so weit, noch läßt es sich verhindern", begütigte der andere und drückte ihn in den Sessel zurück. „So ist die Situation: Trotz aller Bemühungen unserer hiesigen Gesandtschaft ist die Regierung Ihrer Britischen Majestät von steigendem Argwohn erfüllt, daß Dänemark sich insgeheim längst auf die Seite Frankreichs gestellt hat und nur auf den passenden Augenblick wartet, in den Krieg gegen England einzutreten."

„Aber das ist doch Wahnsinn! Niemand und am allerwenigsten der Kronprinz und das Kabinett denken daran."

„Mag sein, aber wie wollen Sie der Downing Street diese Überzeugung beibringen?"

Nils fuhr zornig auf.

„Wenn das Wort ehrlicher und edler Männer nicht mehr gilt —"

Sir Percy lächelte fast mitleidig.

„Mon ami, Sie kennen doch die Bräuche und Gewohnheiten der hohen Politik. Nein, es gilt jetzt, klare Beweise zu erbringen, an denen sich nicht rütteln läßt."

„Aber was kann ich dabei tun?" erkundigte sich der Graf hilflos. „Sie überschätzen meine geringe Person und den unbedeutenden Posten, den ich bekleide."

„Nicht im geringsten!" antwortete der Engländer fest. „Sind Sie nicht die rechte Hand des Departementsdirektors des Äußeren? Stehen Ihnen nicht alle Geheimnisse offen, besitzen Sie nicht eine außergewöhnliche Intelligenz um die gebieterischen Forderungen dieses Augenblickes und die ungeheuere Wichtigkeit Ihrer segensreichen Mission zu erfassen? Das Schicksal legt zuweilen die Entscheidung über Krieg oder Frieden in die Hand einer Nebenperson. Versagt dieser Mensch, übermannt ihn Feigheit und Unentschlossenheit und versucht er sich hinter seinen Oberen zu verstecken und die Verantwortung auf diese abzuschieben, dann trifft ihn, den eine bedeutungsvolle Stunde schwach und jämmerlich fand, der Fluch des Ewigen und die Schuld für die entsetzlichen Folgen."

„Was verlangen Sie von mir?" flüsterte Nils totenblaß.

„Die Gewißheit, daß Dänemark keine feindlichen Absichten gegen England hegt."

Nils faßte sich an die Schläfe, hinter der es glühte und schmerzte. Das Blut rauschte in seinen Adern. Sekundenlang empfand er ein Gleiten und Schweben, als flöge er durch die Luft und alles drehe sich um ihn. Kam das Fieber zurück, wollte es ihn wieder überwältigen?

„Das ist Verrat", brachte er tonlos und mühsam mit trockenen, fieberheißen Lippen heraus. „Verrat an meinem Vaterland und ein schimpfliches Verlangen."

„Nein!" rief Sir Percy fanatisch mit starker Stimme. „Das ist höchste Bewährung und Pflicht! Sie lieben Ihr Volk und sind bereit, alles für das Glück und die Wohlfahrt Ihrer Landsleute zu tun. Ermessen Sie selbst, was es für Ihr kleines Land bedeutet, wenn es mit dem Riesen England zusammenstößt. Nicht wir, sondern Sie allein werden die Zeche bezahlen, nicht England, sondern Dänemark wird Chaos und Zerstörung, Blut und Elend, Not und Tod unzähliger seiner Bürger erleiden. Diese entsetzlichen Folgen kommen auf Ihr Haupt! Und sind Sie nicht selbst zutiefst überzeugt, daß Dänemark nur an der Seite Englands einer glücklichen Zukunft entgegengehen kann? Zögern Sie deshalb nicht länger, mutig für Ihre Überzeugung einzutreten, Sie werden sich den unauslöschlichen Dank aller Freunde der Menschlichkeit verdienen und alle Dänen bis zum letzten Taglöhner —"

Nils schloß die Augen, als schmerzte ihn das Licht des Tages.

„Genug, nicht weiter", flüsterte er flehend und ließ den Kopf kraftlos gegen die Rückenlehne des Sessels fallen. „Lassen Sie mir Zeit, ich muß überlegen und mit meinem Gewissen zu Rate gehen."

Der Legationsrat Sir Percy Graham erhob sich langsam. Eine Sekunde huschte ein Lächeln um seine dünnen Lippen, das dem eines Kaufmannes entsprechen mochte, der jemand zu einem schlechten und gefährlichen Geschäft überredet hat und sich nun des abgeschlossenen Handels sicher fühlt.

„Gott möge Sie dabei erleuchten und den richtigen Weg erkennen lassen", sagte er mit Wärme und Herzlichkeit. „Und erinnern Sie sich, daß Ihre Anwesenheit im auswärtigen Departement notwendig ist und kein Tag mehr versäumt werden darf."

18.

Der Kronprinz war nicht in guter Laune, als er das Kieler Patrizierhaus betrat, in dem der Minister des Auswärtigen während der Anwesenheit in Holstein die Regierungsgeschäfte erledigte.

Mürrisch stieg er die Treppe mit dem alten, wunderbar geschnitzten Holzgeländer aus dem 16. Jahrhundert hinauf und dankte nur zerstreut und flüchtig den Offizieren, Beamten, Bittstellern und Dienern, die salutierend oder die Rücken tief beugend verstummten und ehrerbietig zur Seite wichen.

Zornig die Reitpeitsche gegen die hohen Stiefel schlagend, kämpfte er gegen eine plötzliche Anwandlung, einfach umzukehren. Mitten in der Besichtigung des Regiments Norrland hatte ihn der dringende Ruf des Ministers erreicht und zu einem langen, ermüdenden Ritt gezwungen.

Wenn es nichts Ernstes ist, soll er mich kennenlernen, dachte er finster und hatte doch, als er seine Suite zurücklassend, das Vorzimmer betrat, die quälende Vorausahnung eines nahenden Unheils.

„Exzellenz drin?" fragte er kurz und barsch und schritt zur Tür.

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Rösselsprung

		klei	ist		
	hu	zu	bel	nen	
grei	ne	was	der	aus	strei
mor	sich			mit	ster
tags	fen	blick	fei	fen	her
kunst	die	aus	ruhi	nen	gunst
	all	ne	ke	hand	
		ger	des		

Zahlenrätsel

1 8 9 10 3 10 8	Erdöl
2 11 1 5 12 13 6 10	Verbrechen
3 8 4 11 14 15 8 1	Schutzmittel
3 8 1 3 11 2 15 2	Gewinnanteil
2 10 12 2 1 9 12 2 11 14	Pflanze
4 16 3 3 2 12 11 2	Glücksspiel
5 16 4 16 17 1 8	Stadt in Italien
2 4 2 7 3 12 8	griech. Sagengestalt
6 10 11 12 13 12 17	Arzt
7 16 15 9 4 11 15 2 1 3	Schmeichelei

Die Anfangsbuchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, den Namen des Verteidigers von Kolberg (1807).

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — a — a — an — ban — be — berg — bit — cha — da — de — der — des — e — en — er — ge — ge — gie — go — ke — kel — la — le — li — lun — mo — mut — na — neis — ner — ni — nu — o — on — pu — ri — rü — run — se — spe — sti — su — sug — te — tek — tiv — tri — un — ur sind 16 Wörter zu bilden, deren 1. und 3. Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. (ch = 1 Buchstabe.)

1. Binde, 2. Zierpflanze, 3. Feldfrucht, 4. Badeort am Rhein, 5. Tatkraft, 6. Pelztier, 7. schlechte Laune, 8. Stadt in Schlesien, 9. Geheimpolizist, 10. Beeinflussung, 11. öffentliches Krankenhaus, 12. Stadtteil von Berlin, 13. Landschaft in Italien, 14. weibl. Vorname, 15. schlechte Kneipe, 16. Oper von Verdi.

1 .... 9 ....
2 .... 10 ....
3 .... 11 ....
4 .... 12 ....
5 .... 13 ....
6 .... 14 ....
7 .... 15 ....
8 .... 16 ....

Silbenkreuz

1—2 weibl. Vorname
1—4 Lebensabschnitt
1—6 Nebenfluß der Elbe
2—4 lat.: Mutter
2—6 engl.: Herr
3—2 südamerikanische Hauptstadt
3—4 Hohlmaß
3—5—1 Zeichengerät
4—5 Dreigewinn
5—6 Tierwohnungen
6—5 Himmelskörper

1	2
3	4
5	6

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Begier Zeisig Strudel Hengist Mastkorb Leinen Lehen Brindisi Kriegswinter Fanfaren Normandie Osmane Rhein Poesie Akelei Kotau Pfeil Knigge Teja Maehre sind je 3 aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Goethe ergeben.

Lösungen der Rätsel:

Rösselsprung: Was ist Humor? Die feine Kunst, / sich aus des Alltags Nebelstreifen / der kleinen Sternenblicke Gunst / mit ruhiger Hand herauszugreifen. ✱ **Zahlenrätsel:** Naphtha, Einbruch, Talisman, Tantieme, Ehrenpreis, Lotterie, Bologna, Elektra, Chirurg, Kompliment. „Nettelbeck." ✱ **Silbenrätsel:** 1. Bandage, 2. Oleander, 3. Runkelrübe, 4. Godesberg, 5. Energie, 6. Nutria, 7. Unmut, 8. Neisse, 9. Detektiv, 10. Suggestion, 11. Charite, 12. Moabit, 13. Apulien, 14. Ursula, 15. Spelunke, 16. Ernani. „Borgen und Schmausen / Endet mit Grausen." ✱ **Silbenkreuz:** 1. AL, 2. MA, 3. LI, 4. TER, 5. NE, 6. STER. ✱ **Kryptogramm:** Begier Zeisig Strudel Hengist Mastkorb Leinen Lehen Brindisi Kriegswinter Fanfaren Normandie Osmane Rhein Poesie Akelei Kotau Pfeil Knigge Teja Maehre. „Begeist'rung ist keine Heringsware, die man einpoekelt auf einige Jahre." Goethe.

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck).

Dreizüger von Max Elgahs, Altena (Westf.)
(Major Th. Winter gewidmet.)

Weiß: Kg1, Td7, Ld5, Sb8, Ba6, c4, c5, d4 (8).
Schwarz: Ke8, Lh1, Ba7, c7, g2 (5).

Lösung:

1. Sb8—c6!, K×d7; 2. Lf7, K×Sc6; 3. Le8‡.
1. . . ., Kf8; 2. Le6, Ke8; 3. Td8‡ usw.

Seekadettenmatt mal anders!

In folgender frei gespielter Partie gelingt dem Nachziehenden, das altbekannte „Seekadettenmatt" in neuer Abwandlung herbeizuführen.

Weiß: Generalmaj. P. Schwarz: Major Winter.

1. e4, e5; 2. a3 (Dieser Zug leistet nichts für die Figurenentwicklung und gibt das Anzugstempo an Schwarz ab), 2. . ., Lc5; 3. Sf3, Sc6; 4. Sc3, Sf6; 5. d3 (Etwas besser wäre das Scheinopfer S×e5 und nach S×e5 die „Gabel" d2—d4), 5. . ., d6; 6. h3, 0—0; 7. Lg5, h6; 8. Lh4, Le6; 9. Sh2 (Hier wäre die Königslauferentwicklung am Platze), 9. . ., S×e4! (Damit gewinnt Schwarz einen Bauern); 10. L×Dd8? (Die Annahme des Damenopfers ist verfehlt. Es mußte schon S×e4 und nach D×h4 S×c5 geschehen. Auf den Textzug folgt das bekannte „Seekadettenmatt", allerdings mit vertauschten Farben!; 10. . ., L×f2†; 11. Ke2, Sd4‡)

Ali Baba

UND DIE RÄUBER

Ein orientalisches Märchenballett
im Wiener Opernhaus



Schehersad weiß von ihnen nichts.
Das schöne Märchen von Ali Baba und den 40 Räubern hat bei seiner Umgestaltung zum Ballett eine personelle Bereicherung erfahren, die den Zauber seiner Bilder erhöht. So sind der Prinz von Indien (Theo Killer) und seine Sklavin (Maria Jeanne Liviziano, Rumänien) zwei — allerdings sehr schöne — Zutaten.



Räuberhauptmann Harun,
der Besitzer des Schatzes im Berge (Zvonimir Pintar, Kroatien). Als er gewahrt, daß ein Fremder sein Versteck entdeckt hat, unternimmt er den Versuch, ihn unschädlich zu machen; dabei werden aber alle seine Spießgesellen Opfer der List einer Frau, nämlich der Sklavin des Ali Baba, Morgiane.

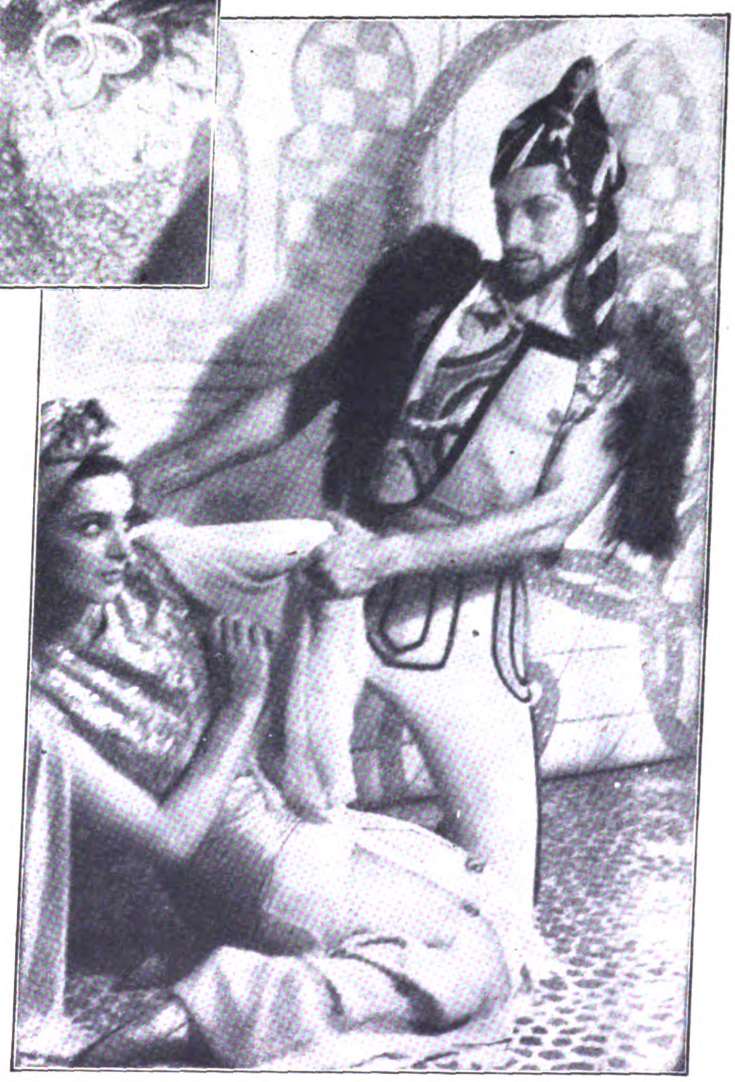


Ali Baba,
der arme Perser, der den Räuberschatz findet, allerlei schwere Gefahren deshalb durchsteht, aber schließlich doch der glücklichste und reichste Mann von Bagdad wird (Ballettmeister Anatol Joukowsky, Kroatien).

Eines der schönsten Märchen aus „1001 Nacht", hat durch Herbert Freund und Hubert Rudolf für das Wiener Opernhaus eine mimisch-musikalische Neugestaltung als Ballett erfahren. Der Inhalt des Märchens von Ali Baba und den 40 Räubern ist kurz erzählt folgender: Ali Baba war ein armer persischer Holzfäller, dessen Bruder Kasim durch Erbschaft reich wurde. Ali Baba überlistet bei seiner Waldarbeit eine Räuberschar, die durch das Zauberwort „Sesam, öffne dich!" Einlaß in ein Felsenverlies fand, das sich als eine reiche Schatzkammer offenbart. Ali Baba bringt einen ansehnlichen Goldschatz nach Haus, sein neidischer Bruder entringt ihm das Geheimnis und fällt danach den Räubern in die Hände, die ihn töten und in der Höhle vierteilen. Ali Baba findet den toten Bruder und bringt ihn heim. Die kluge Sklavin des Kasim, Morgiane, weiß Rat. Ein Schuster wird ausfindig gemacht, der den Leichnam zusammenflickt, und ein unauffälliges Begräbnis kann folgen. Ali Baba nimmt seines reichen Bruders Witwe zur Frau. So bleibt sein neuer Reichtum unverdächtig. Nur die Räuber haben die Entführung des Gevierteilten und dazu einer erheblichen Goldmenge bemerkt. Der Räuberhauptmann sinnt auf Rache, erkundet Ali Babas Haus und trifft bei ihm mit einer Karawane von Eseln ein, die mit Ölschläuchen beladen sind. In diesen Schläuchen stecken die Räuber. Morgiane merkt die List und tötet die Räuber mit heißem Öl. Der Hauptmann flüchtet. — Das Ballett steigert die Geschichte ins noch Märchenhaftere. Morgiane-Morgania, die Sklavin, ist in Wahrheit eine Kalifentochter, die von dem Räuberhauptmann Harun gefangengehalten wird und die Ali Baba zu seinem großen Glück befreit.



Kalifentochter Morgania.
Die schöne Morgania des Balletts (Winfried Kurzbauer, Wien) geht unter Namensänderung auf ihr Vorbild, die Sklavin des Ali Baba, Morgiane, zurück, die ihrem Herrn durch ihre erfinderische Geschicklichkeit aus allen möglichen Gefahren heraushilft und schließlich sogar über die Räuber siegt.



Morgania in des Harun Gewalt.
Auch diese Szene, die der Befreiung der Morgania aus des Räubers Bergverlies voraufgeht, ist freie, aber anmutige Zutat des Ballettdichters.

Aufnahmen: Bruno Völkel.

Langsam auf der Zunge zergehen lassen . . .

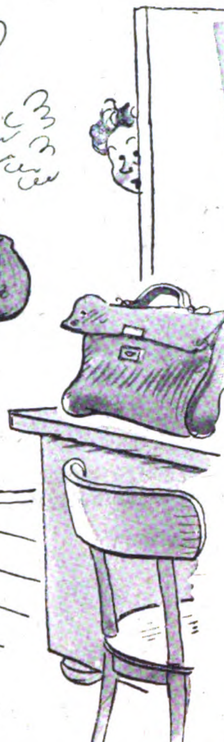
BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER

Erfindung eines Kopenhageners

Kopenhagen, 5. Juli

Der Kopenhagener Tabakhändler Carl Holm hat in mehreren Ländern des Kontinents ein Patent für Tabak in Tablettenform angemeldet. Vorläufig sollen diese Tabletten den Genuß von Zigaretten und Kautabak völlig ersetzen können.

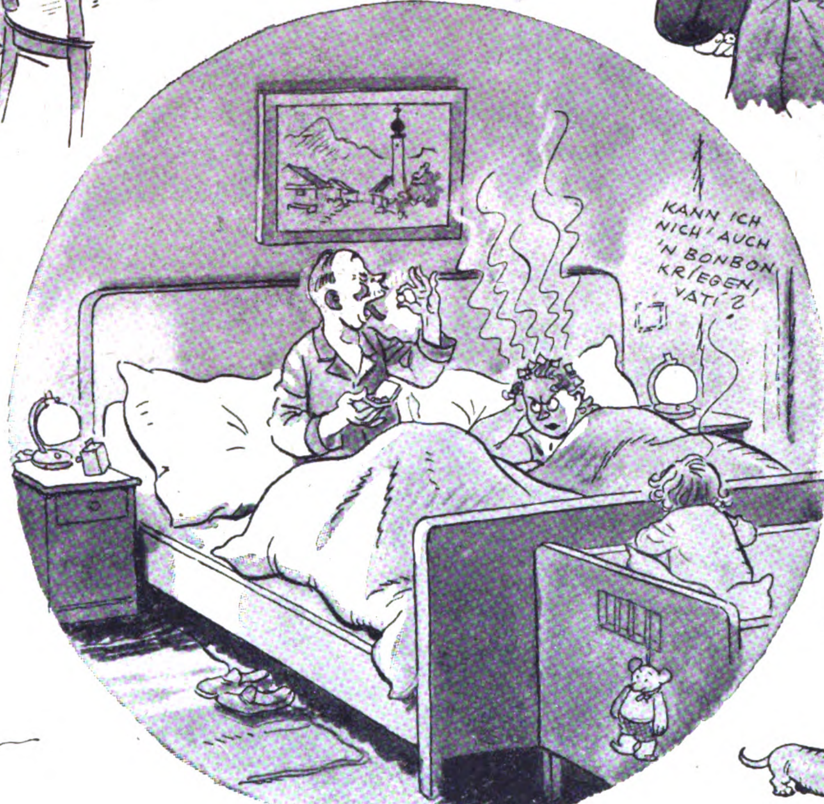




Die alte Rauchergewohnheit.
„Pfui Spinne!! Immer wieder vergißt man, daß dabei ja nichts anzuzünden ist, und verbrennt sich den Schnabel . . ."



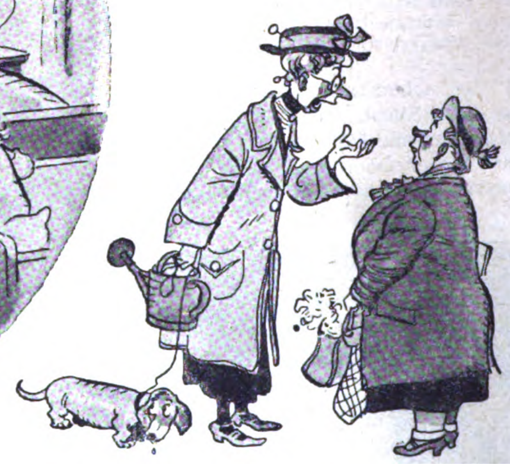
Der Mann, der es falsch verstand.
„Nee, pfui Deubel! Abgesehen davon, daß es mühsam ist, aus den Dingern 'ne ordentliche Zigarette zu drehen, schmeckt das Zeug auch abscheulich . . ."



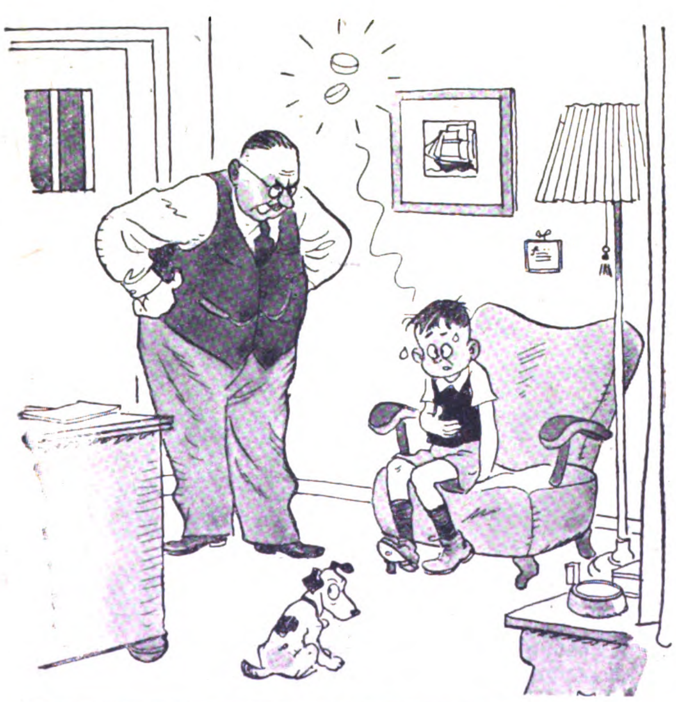
Der Mann, dessen Frau bisher streng darüber wachte, daß im Schlafzimmer nicht geraucht würde, hat nun Oberwasser . . .



„Quatsch, Gasmaske! — Lehmann ist doch Kettenraucher — in dem Säckchen, das er da immer mit sich 'rumschleppt, hat er seine Tabaktabletten . . ."



„Stellen Sie sich vor! Da hat man sich sein Leben lang dieses scheußliche Giftzeug Alkohol und Nikotin vom Leibe gehalten und nun verwechsle ich gestern meine Schlaftabletten mit diesen ekelhaften Giftdingern meines Untermieters . . .!"



Eine alte Geschichte, nun in neuer Fassung.
„Warst du etwa wieder an meinen Tabaktabletten?!"



Ob's so gemeint ist?
„Doch, doch, Hugo, die Tabaktabletten sind schon prima, die de mir da empfohlen hast, aba hinterher, weißte — hinterher muß ick imma 'ne richtige Zigarette rauchen . ."

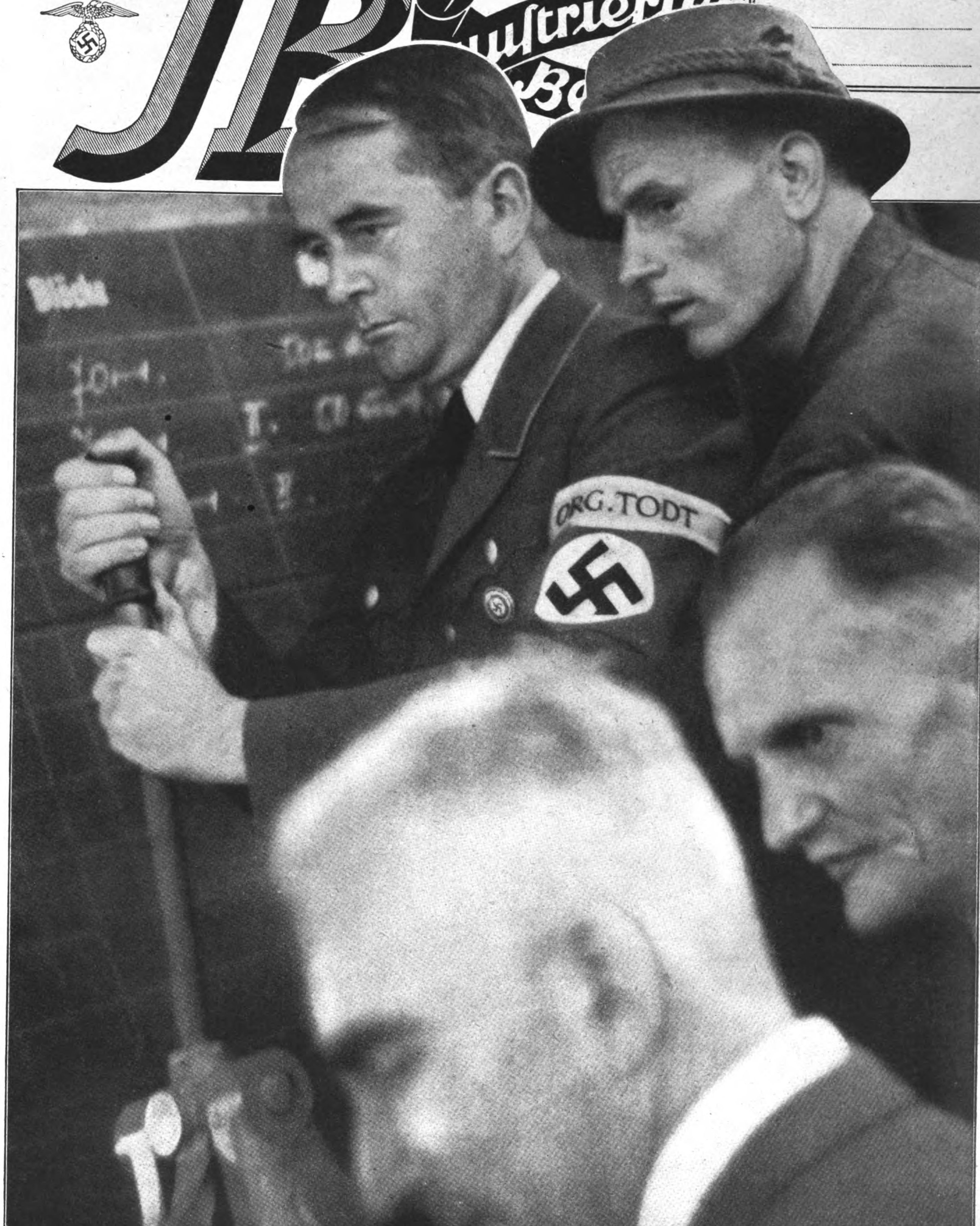
Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. ABCDEFG 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 17. AUG. 1944
19. JAHRGANG :·: FOLGE 33

IB Illustrierter Beobachter

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:



Aufnahme: Stempka.

Der Rüstungsminister bei seinen Arbeitern.
In einem neu errichteten Stahlwerk eröffnet der Reichsminister für Rüstung und Kriegsproduktion, Albert Speer, die Arbeit.
Als erster betätigt er das Kippwerk eines Elektroofens.



Bildnis eines Panzerkommandanten.
Der junge Oberleutnant empfängt, während der Angriff rollt, Anweisungen vom Befehlspanzer. Über eine Höhe hinweg, die die Sowjets zäh verteidigen, wird der deutsche Gegenangriff vorgetragen. Unser Bildberichterstatter, der den Angriff mitfuhr, erlebt das Einschlagen des sowjetischen Sperrfeuers. Die Granaten sitzen zwischen den fahrenden Panzern, Sprengstücke schlagen klirrend gegen die Panzerwände, durch den Sehschlitz des Panzers oder die hinten geöffnete Luke werden Aufnahmen gemacht, der Bombenreihenwurf eines sowjetischen Schlachtfliegers paukt hernieder, die Splitter prasseln . . .



Die Zusammenarbeit der Waffen.
Der Kommandeur des Panzerregiments „Großdeutschland", Eichenlaubträger Oberst Langkeit, leitet den Kampf vom Befehlspanzer aus. Ein Kompanieführer vom Füsilierregiment, das im Anschluß an die Panzerspitze den Gegenstoß durchführen und die Höhe vom Feinde säubern wird, ist zur Lagebesprechung auf den Panzer geklettert.



Achtung, Sperrfeuer! – Volle Deckung!
Während ein Panzerkommandant zur Besprechung den Befehlspanzer erklommen hat, schießen die Sowjets, die noch auf der beherrschenden Höhe ganz links sitzen, Sperrfeuer. Die nächsten Salven liegen gleich hart hinter dem Panzer. Auf dem Panzer die Erdbrocken früherer Naheinschläge.

Der Gegenstoß

PANZER GREIFEN AN



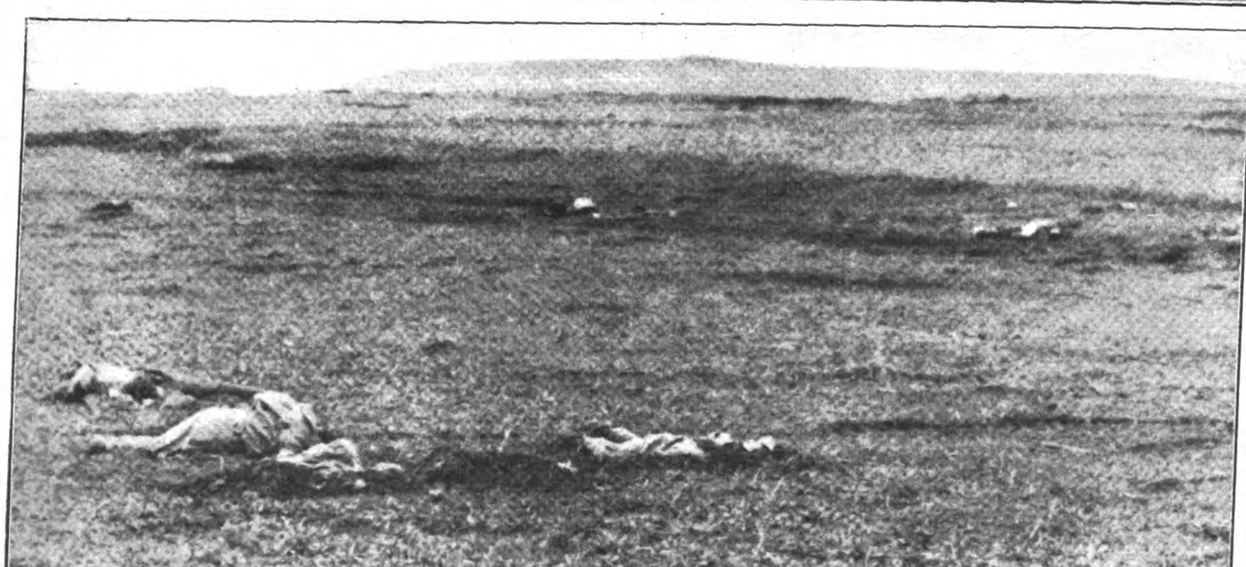
Der Chef der Füsiliere.
Der Kommandeur des Füsilierregiments „Großdeutschland", Eichenlaubträger Oberst Lorenz, aufgenommen in seinem Panzerspähwagen während eines Gefechtes.



Grenadier im Gegenstoß.
Ein in vielen Kämpfen bewährter Obergefreiter, der als Gruppenführer eingesetzt ist, hat mal wieder Schwein gehabt. Ein Granatsplitter hat nur die Schulter gestreift.



„Das hat gesessen!"
ruft erfreut der General, der in vorderster Linie von seinem Panzerspähwagen aus den Gegenstoß leitet. Schwerterträger Generalleutnant von Manteuffel, Kommandeur der Division „Großdeutschland".



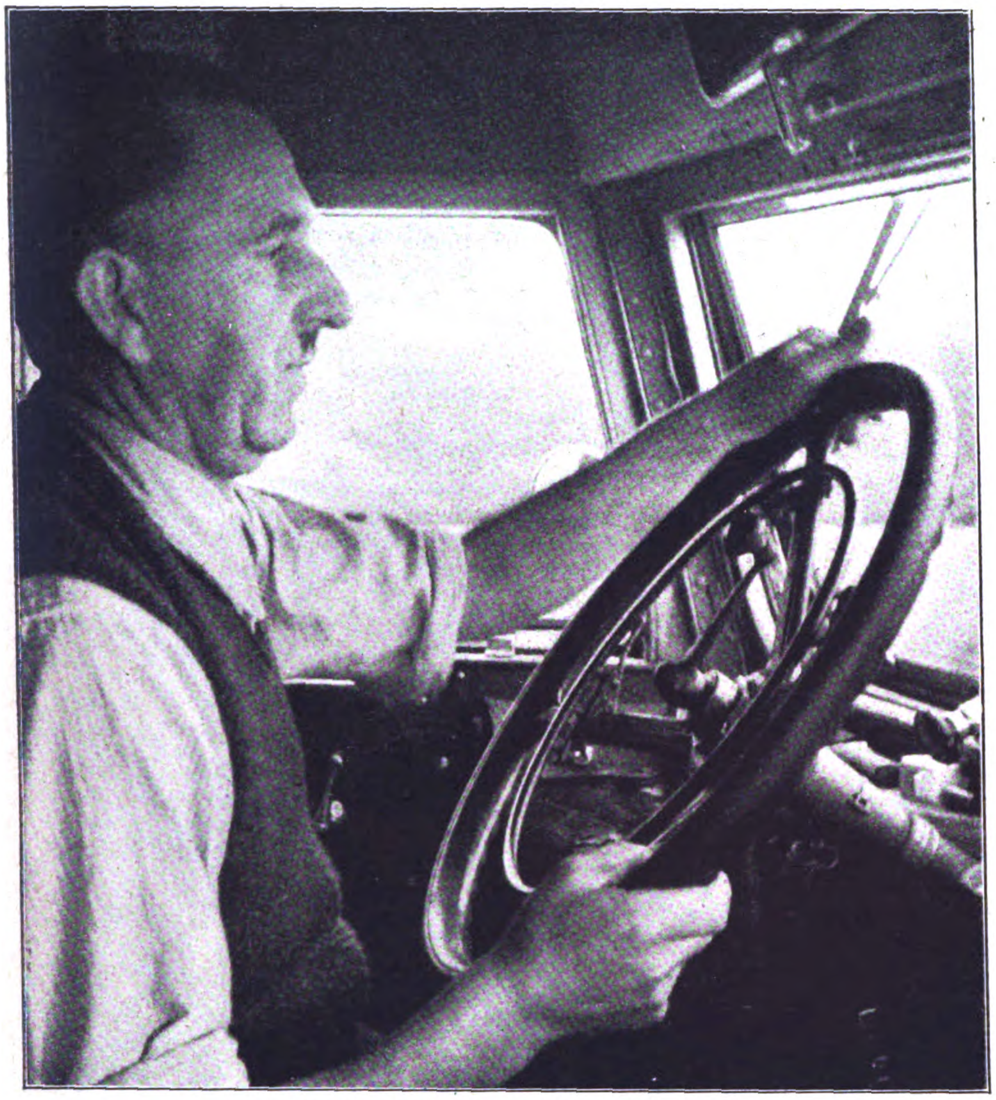
Viele tote Bolschewisten bedecken das Schlachtfeld.
Das Gelände ist von der Infanterie noch nicht gesäubert.
PK.-Bildbericht von Kriegsberichter Hans Schürer — Wehrbilderdienst.



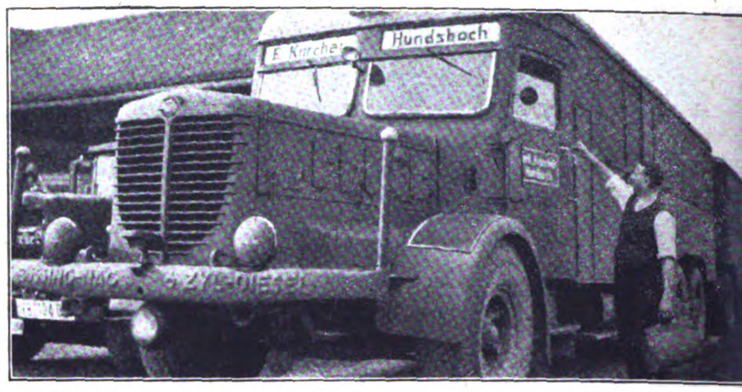
Ein Gefangener sagt aus.
„Fünf Tage an der Front — vor drei Wochen in Uniform gesteckt — Krieg für mich beendet —."

Ein Wagen fährt vor

Eine Nacht unter Fernlastfahrern



Das Gesicht des Fernlastfahrers.
Der Badener Emil Karcher ist 47 Jahre alt, und davon 23 Jahre am Steuer von Lastkraftwagen gesessen. Über 1 Million Straßenkilometer hat er hinter sich gebracht. Heute fährt er seinen eigenen 20-Tonnen-Büssing-Lastzug ohne Beifahrer. „Mein bester Beifahrer", erzählt er, „mein ältester Sohn, steht seit zweieinhalb Jahren im Osten."



Der Lastzug wird zur Rast auf ein paar Stunden abgestellt.
Der Fernlastfahrer schläft im eigenen Wagen, auf der Bank einer Raststätte — ein Bett bleibt wochenlang nur Wunschtraum. Im Katastropheneinsatz hat E. K. in der Woche durchschnittlich 2600 km zurückgelegt bei einer Arbeitszeit von mindestens 100 Stunden wöchentlich.



Mahlzeit!
In der Mitte der Ökonom Rühle von der Raststätte im Gespräch mit seinen Gästen.



Die Wirtin steht in der Küche.
Sie löst sich mit drei Gehilfinnen ab, es ist Tag und Nacht Hochbetrieb. Gelegentlich müssen auf einmal 80 bis 100 Essen ausgegeben werden. Auf die Frage, wann die Raststätte geschlossen ist, kommt nur ein verzeihendes Lächeln: „Nie!"



Ein Wagen fährt vor – eine Tür geht auf.
Aus der Nacht schiebt sich ein 28-Tonnen-Lastzug vor die Raststätte. Gasflaschen werden ausgewechselt, Wasser aufgefüllt, der Motor nachgesehen — dann erst geht es an die eigene Stärkung. Die Sorge für das Fahrzeug geht allem vor. Die Fahrer sind mit ihrem Zug während eines Angriffs aus einer Großstadt herausgefahren.



Unsere Bildberichterstatterin im → Gespräch mit einem Fernlastfahrer.
Rudolf Zumpe ist ausgebombter Hamburger, seine Familie ist evakuiert. Er fährt mit seinem Kameraden einen „Linienzug", d. h. die gleiche Strecke hin und zurück, im Gegensatz zu den „Trampern", die immer wieder andere Strecken fahren.



Nach 18 Stunden Fahrzeit um 4 Uhr morgens.
Fritz Bode und Walter Becker haben soeben ihr warmes Essen bekommen. Bodes Ältester steht im Felde, ist Offiziersanwärter und hat schon das EK. 1. Der zweite Sohn ist 13 Jahre alt und fährt in den Ferien mit. Jetzt liegt er links auf der Bank und schläft.

- eine Tür geht auf

in einer Raststätte der Reichsautobahnen

Ein Bildbericht für den JB von Elfriede Schrader



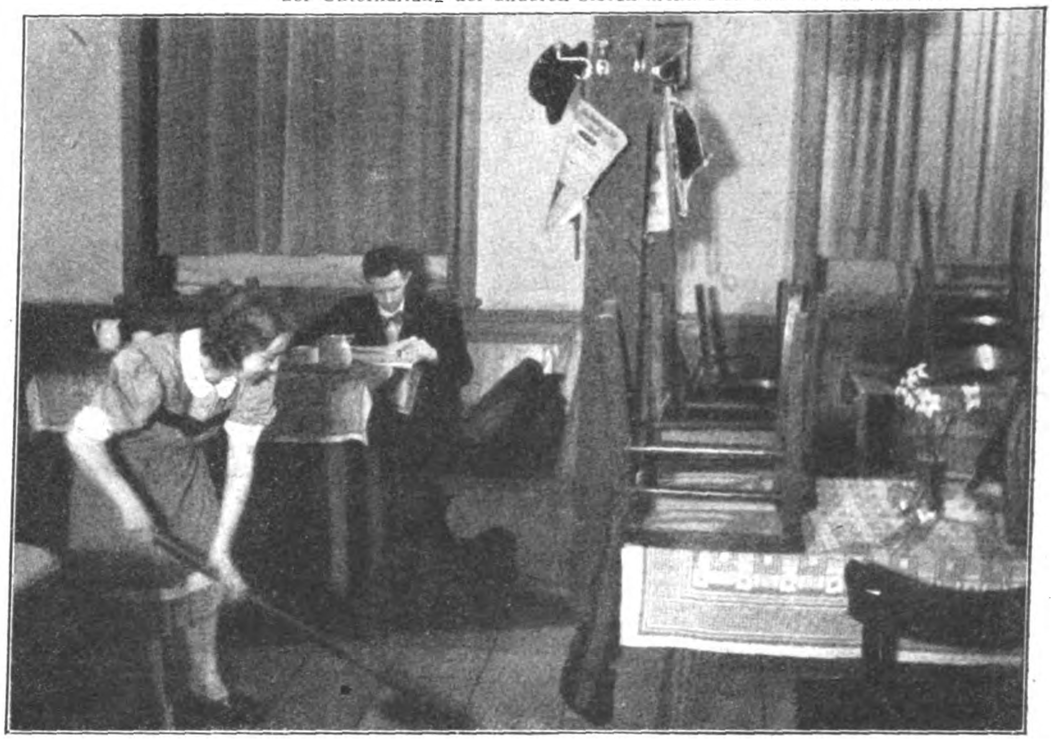
Zwischen 3 und 4 Uhr wird es kühl ...
... und so hat sich der Fahrer im Schlaf die Tischdecke übergezogen. Nach anstrengender Tag- und Nachtfahrt schläft man auch auf einer Bank in der Raststätte prächtig — Lärm von Motoren, Geräusche von der Unterhaltung der anderen stören nicht. Der Wirt weckt pünktlich.



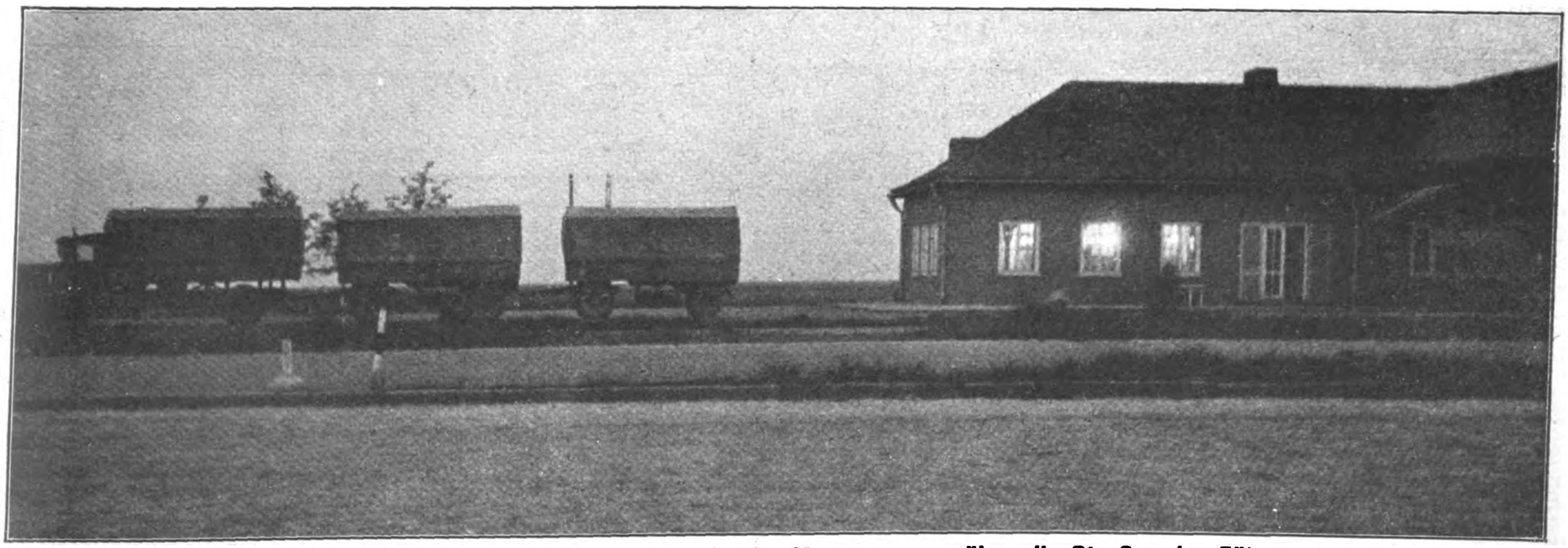
Kassenabrechnung um 3 Uhr morgens.
Die Kellnerin wird abgelöst und macht vorher noch mit dem Wirt ihre Abrechnung. Zwölf Stunden war sie jetzt auf den Beinen, und ihren Gesichtszügen sieht man die Anstrengung des vergangenen Arbeitstages an.



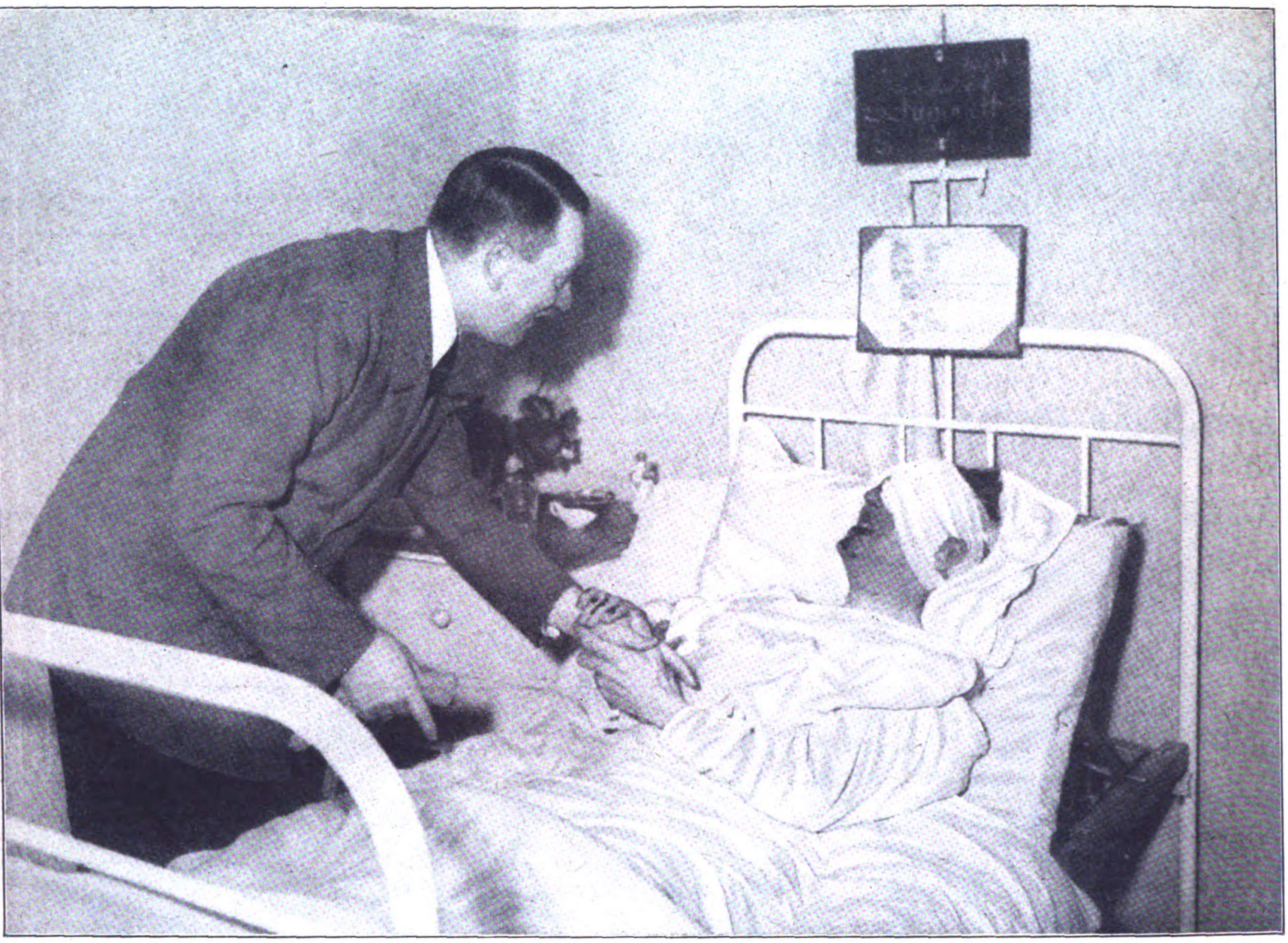
Geschäftskorrespondenz um 4 Uhr früh.
Für Albert Rühle, den Wirt, ist die Arbeitszeit noch nicht um. Die etwas ruhigeren ersten Morgenstunden werden zur Erledigung der geschäftlichen Briefe usw. benutzt, zur Buchführung und ähnlichen Dingen.



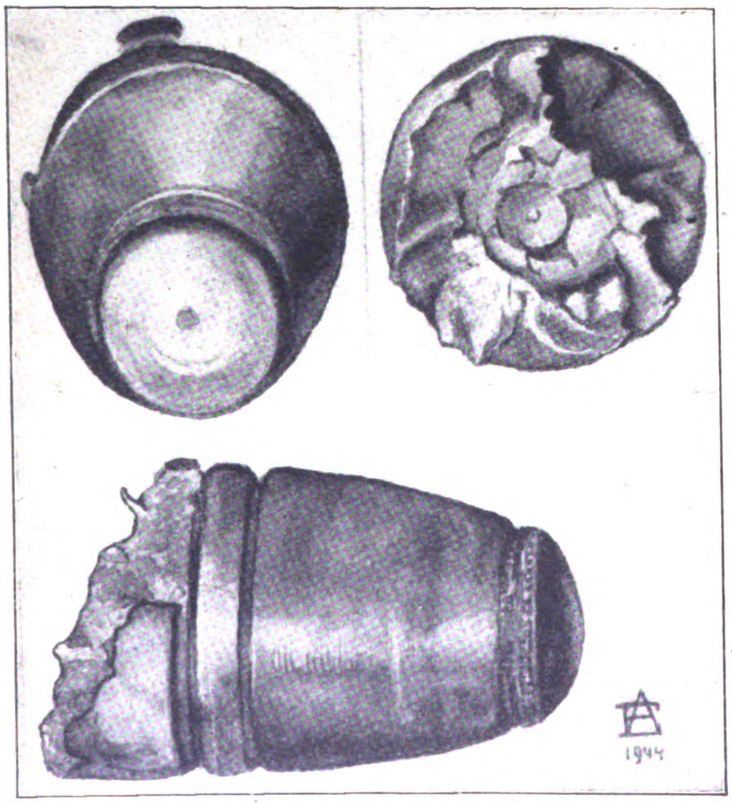
Reinemachen um 5 Uhr für den neuen Tag.
Die Raststätte an der Autobahn ist ja nie geschlossen. Aber jetzt ist sie nur schwach besetzt, und so wird die Stunde genützt, daß wieder alles blitzsauber und blank und zum Empfang der Gäste des kommenden Tages bereit ist. Dann kommt die Ablösung.



Die Rast ist vorüber – weiter geht die Fahrt im Morgengrauen über die Straßen des Führers.
Tag und Nacht sind unsere Fernlastfahrer als Soldaten der Heimat unterwegs. Unentwegt rollen ihre Wagen über die Straßen Deutschlands, lebenswichtige Güter von Ort zu Ort zu bringen. Anstrengend und zur Zeit der Terrorangriffe und des Bordwaffenbeschusses oft gefährlich ist ihr Dienst, dessen Erfüllung auch ihr gewichtiges Teil beiträgt, die Fundamente des Sieges zu schaffen



Adolf Hitler am Schmerzenslager seiner Mitarbeiter. Aufn.: Presse-Hoffmann.
Der Führer besucht im Lazarett die bei dem ruchlosen Anschlag verletzten Mitarbeiter und Angehörigen des Wehrmachtführungsstabes.
Auf dem Bilde: Generalleutnant Schmundt.







Sprengstücke gehen sonderbare Wege.

Der Gefreite C. aus Essen wurde im November vorigen Jahres bei K. schwer verwundet. Ihm drang der 700 Gramm schwere Zündkopf einer sowjetischen Panzersprenggranate bei der 9. und 10. Rippe rechtsseitig in die Brust ein. Der Ausschuß erfolgte am Becken. Hierbei wurde, was fast unvorstellbar ist, in der Bauchhöhle nichts verletzt. Die Granate war vor der Stellung der Kompanie in die Erde eingeschlagen und hatte den Gefreiten, der sich im Graben befand, getroffen. Der Zünder blieb danach in der Uniform stecken.

ERKENNUNGS-ZEICHEN: DER GOLDZAHN

In der Kompanie kann sie sonst keiner unterscheiden!

Die Zwillingsbrüder Erich und Kurt St., rund 20 Lenze alt, hat auch der Krieg mit seinen eigenwilligen Schickungen bis heute noch nicht trennen können. Sie kämpften in ein- und derselben Kompanie, erwarben vor kurzem beide das Infanteriesturmabzeichen und wurden jetzt, wieder am selben Tage, mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Die Schicksale dieser Zwillinge finden natürlich den Anteil des ganzen Regiments. Besonders drollig ist es, daß selbst die Kameraden in der Kompanie die beiden Brüder nicht auseinanderhalten könnten, wenn sie nicht ein Unterscheidungsmerkmal hätten, das sie deutlich trennt: Der eine von ihnen trägt als „besonderes Kennzeichen" einen Goldzahn. Aber schwer ist es nun für viele Kameraden, sich zu merken, wer von beiden nun eigentlich den Goldzahn trägt.

PK.-Aufnahme: Kriegsberichter Kirchheim (1), M. Zweng (2).

Feuer am Sund

ROMAN VON LOTHAR FREUND

(6. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 32:

Der Kronprinz war nicht in guter Laune, als er das Kieler Patrizierhaus betrat, in dem der Minister des Auswärtigen während der Anwesenheit in Holstein die Regierungsgeschäfte erledigte. Mürrisch stieg er die Treppe mit dem alten, wunderbar geschnitzten Holzgeländer aus dem 16. Jahrhundert hinauf und dankte nur zerstreut und flüchtig den Offizieren, Beamten, Bittstellern und Dienern, die salutierend oder die Rücken tief beugend verstummten und ehrerbietig zur Seite wichen. Zornig die Reitpeitsche gegen die hohen Stiefel schlagend, kämpfte er gegen eine plötzliche Anwandlung, einfach umzukehren. Mitten in der Besichtigung des Regiments Norrland hatte ihn der dringende Ruf des Ministers erreicht und zu einem langen, ermüdenden Ritt gezwungen. Wenn es nichts Ernstes ist, soll er mich kennenlernen, dachte er finster und hatte doch, als er, seine Suite zurücklassend, das Vorzimmer betrat, die quälende Vorausahnung eines nahenden Unheils. „Exzellenz drin?" fragte er kurz und barsch und schritt zur Tür.

„Jawohl, Königliche Hoheit", stotterte der junge Sekretär, verwirrt aufspringend. „Es ist nur —"

„Nun was? Steh' Er nicht so herum und mache Er kein Gesicht wie eine Gans, wenn es donnert!" schnauzte Friedrich zornig.

„Untertänigst, Königliche Hoheit — Exzellenz hat Besuch —"

„Ich soll ihm wohl die Worte durch den Chirurgen herausholen lassen, wie?!"

„Gestern kam Herr J. Jackson, der britische außerordentliche Gesandte, unvermutet und plötzlich an, und jetzt — ist er wieder bei Exzellenz."

Der Kronprinz hielt mitten im Schritt an.

Er preßte die Kiefer zusammen, daß die Zähne knirschten. Was ist das? dachte er in einem dumpfen Erstaunen und starrte den jungen Beamten an, als hätte er nicht richtig gehört.

„Außerordentlicher Gesandter", wiederholte er, und sein Gesicht wurde farblos unter der jähen Beklemmung, die ihm plötzlich nach dem Herzen griff.

Einige Sekunden war eine tiefe Stille, die nur die Atemzüge der beiden Menschen unterbrachen, dann erhob sich drüben im Kabinett des Ministers, deutlich vernehmbar durch das wahrlich nicht schwache Holz der Tür, eine schreiende Stimme, die kaum eine Ähnlichkeit mit dem sonst so ruhigen und beherrschten Organ des Grafen Bernstorff hatte. Eine zweite fremde polterte dumpf und leiser dazwischen.

„Bitten Sie Seine Exzellenz heraus", befahl der Kronprinz finster mit gedämpfter Stimme und schritt zum Fenster. „Der Engländer braucht nicht zu wissen, daß ich da bin."

Als der Graf Bernstorff über die Schwelle trat, hätte man im ersten Augenblick meinen können, er wäre nur erzürnt über irgendeine Kleinigkeit, die gegen seinen Willen geschehen wäre. Aber als er den Kronprinzen gesehen und die Tür hinter sich geschlossen hatte, fiel die Maske diplomatischer Klugheit und weltmännischer Beherrschtheit wie ein jämmerliches Mäntelchen von ihm ab und ein armer, bedauernswerter Mensch zeigte sich in seiner ganzen Verzweiflung und Hilflosigkeit. Schwankend und unsicher tastete er sich wie ein Schwerkranker zum nächsten Stuhl und fiel mit einem unterdrückten Ächzen auf den Sitz.

Friedrich war so entsetzt, daß er zunächst kein Wort fand. Mit einer befehlenden Geste scheuchte er den Sekretär aus dem Zimmer und eilte zu dem Gebrochenen, der das Gesicht in den Händen verbarg.

„Was will man von uns?" zischte er und grub die Finger schwer in die Schulter des anderen. „Reden Sie, Graf!"

Der Minister richtete sich auf und blickte ihn aus erloschenen Augen an.

„Mr. Jackson hat uns ein Bündnisangebot seiner Regierung überbracht", berichtete er stumpf.

„Die Bedingungen?"

„Sind schimpflich und in Wahrheit das Diktat eines übermütigen Siegers für den Unterlegenen."

„Und wenn wir nicht annehmen?"

„Droht man mit Krieg!"

„Also ein Ultimatum?"

„Nichts anderes, Königliche Hoheit."

„Ah! Und jener Mensch ist heute da?"

„Um Euerer Königlichen Hoheit selbst die Forderungen vorzulegen."

Der Kronprinz verschränkte die Arme auf der Brust. Er war geisterbleich, seine Lippen zitterten.

„Hat es Sinn, wenn ich diese Unterredung verweigere oder hinauszögere?"

Graf Bernstorff schüttelte müde den Kopf.

„Nein, Königliche Hoheit, er sah Ihre Kavalkade vom Fenster aus und weiß, daß Sie angekommen sind."

„Die Pest über diesen Halunken! — — Gibt es etwas zu besprechen, bessere Bedingungen auszuhandeln?"

Der Minister sah ihn düster an.

„Nein, es bleibt nur Annahme oder Ablehnung, auf Verhandlungen läßt man sich nicht mehr ein. Aber wenn ich mir gestatten darf, niemand wird von Eurer Königlichen Hoheit eine sofortige Entscheidung verlangen können. Wir sollten deshalb nicht jetzt länger zögern, sondern lieber Zeitaufschub für unsere endgültige Entschließung verlangen."

„Ich verstehe", nickte der Kronprinz fieberhaft erregt. „Zunächst also ausweichen, hinzögern und Zeit gewinnen. Gut, Exzellenz, nur eine Minute noch, damit wir uns fassen und beruhigen und dem Burschen sein schmutziges Geschäft nicht zu leicht machen. Was ist es für ein Kerl?"

Graf Bernstorffs Gesicht rötete sich.

„Ein Poltron, ein Mensch von der Gasse", flüsterte er empört.

„Allein die Wahl dieses brutalen und rücksichtslosen Unterhändlers beweist, daß man uns vernichten will."

„Auch das noch! Dieser vorwitzige Hauptmann hat Kiel verlassen?"

In Bernstorffs Gesicht zeigte sich ein leichtes Erstaunen.

„Vorgestern abend, wie Königliche Hoheit befohlen hatten."

Friedrich lachte leise und bitter auf.

„Lieber Graf, dieser Mellenthin scheint mir in Wahrheit der klügste von uns dreien gewesen zu sein. Nun, lassen wir das! Sind Sie bereit?"

Der Minister fuhr sich mit dem seidenen Tuch über das erhitzte Gesicht und ordnete flüchtig das Halstuch.

„Fertig!" sagte er und erhob sich schwerfällig. „Ich fühle mich wie ein Komödiant vor dem ersten Auftreten. Lampenfieber sagt man wohl dafür. — Vor allem kaltblütig bleiben, Königliche Hoheit, und niemals aus der Ruhe bringen lassen."

„Eh bien", nickte der Kronprinz mit nervösem Sarkasmus, „spielen wir unsere Rollen und lassen wir nicht merken, wie erbärmlich schlecht und nebensächlich sie sind. Denn der mit den entscheidenden Worten und dem Bestimmungsrecht auf die Gestaltung des Stückes steht schon auf der Bühne. In Gottes Namen, Exzellenz, öffnen Sie die Tür!"

19.

Der außerordentliche Gesandte Seiner Britischen Majestät senkte das fleischige Doppelkinn auf das Halstuch.

„Ich darf zusammenfassen, Königliche Hoheit", schnarrte er mit blecherner, geschäftsmäßiger Stimme. „Großbritannien schlägt Dänemark eine Allianz vor, deren Bedingungen sich aus den gegebenen Verhältnissen erklären. Dänemark willigt ein, daß Seeland von britischen Truppen besetzt wird und liefert seine gesamte Flotte als Depositum bis zum allgemeinen Frieden an England aus. Die Streitkräfte Seiner Majestät werden die Insel Seeland gegen jeden Angriff verteidigen und dort bis zum Friedensschluß verharren. England garantiert Dänmark alle überseeischen Besitzungen beziehungsweise Schadloshaltung sowie Rückgabe der unversehrten Flotte."

Eine lange Pause entstand. Der Engländer saß mit steinernem Gesicht, als ginge ihn die ganze Angelegenheit nicht einen Deut an. Graf Bernstorffs Erregung war erschöpft. Der Sturm, der ihn durchrast hatte, war einer augenblicklichen Apathie gewichen. Der Kronprinz bewahrte seine Selbstbeherrschung, die ihn eine ungeheuere Kraft kostete. Die in ihm lodernde weißglühende Wut verriet sich höchstens durch den eisernen Griff, mit dem er den Degen umspannte.

„Die Gründe für dieses unerhörte Verlangen?" forschte er heiser.

„Das Kabinett Seiner Majestät weiß mit Bestimmtheit, daß Frankreich und Rußland die dänische Flotte gegen England einzusetzen beabsichtigen. Großbritannien ist daher aus Notwehr gezwungen, diese Bedingungen zu stellen und unverzüglich zu handeln."

„Das ist nicht wahr!" brach es wie ein Schrei aus der Brust des Kronprinzen. „Kein Mensch hat es bisher gewagt, uns solch schimpfliche und entehrende Forderungen zu stellen."

Der Engländer lächelte dünn und überheblich.

„Ich bitte um Verzeihung, Königliche Hoheit. Meine Regierung verfügt über ausgezeichnete und zuverlässige Informationen."

Graf Bernstorff regte sich.

„Deren Unrichtigkeit sich schon wiederholt erwiesen hat", erläuterte er gedämpft und verbindlich. „Es gehört in England zur lieben Angewohnheit, von Zeit zu Zeit in einen Schrecken zu verfallen. In diesem anomalen Zustand zeigen sich mit rührender Zuverlässigkeit immer die gleichen Symptome. England fühlt sich bedroht und sieht Gespenster."

Jacksons brutales Gesicht zeigte eine starke Röte.

„Exzellenz, ich muß doch sehr bitten!"

Der Minister beugte sich etwas vor und sah ihn starr an.

„Wie oft hat man im letzten halben Jahr in London die Besetzung Holsteins durch französische Truppen gemeldet?" erkundigte er sich freundlich. „Ist nicht Ihr Minister und bevollmächtigter Gesandter Thornton vor wenigen Monaten von Altona nach Kiel geflohen, weil man ihm auf dem Umweg über seine Mätresse vorgeflunkert hatte, daß am nächsten Tag die Franzosen einmarschieren würden? Haben seine Alarmdepeschen nicht schon damals um ein Haar den Konflikt herbeigeführt?"

Jackson machte ein Gesicht wie ein Nußknakker, der den Dienst versagt.

„Ein Beweis unserer Langmut", erklärte er bissig. „Immer wieder haben wir unsere Bedenken zurückgestellt und eine günstige Wendung erhofft."

„Das ist keine Antwort auf die Darlegungen des Grafen", stellte der Kronprinz kalt fest. „Wir beweisen Ihnen aus der Vergangenheit die Nichtigkeit Ihrer Vorwürfe und —"

„Königliche Hoheit, ich bin nicht gekommen, um mich in einen Austausch über die Lehren der Vergangenheit einzulassen, sondern um einen präzisen Vorschlag meiner Regierung zu überreichen, der entweder en bloc angenommen oder abgelehnt werden muß."

„Und ich, Exzellenz" — des Kronprinzen Augen loderten vor unbändigem Zorn — „bin nicht gewohnt, in der Rede unterbrochen zu werden! Sie werden das beachten, oder ich breche die Unterredung ab!"

Die kalten, ein wenig hervortretenden Augen des Briten nahmen einen verblüfften Ausdruck an.

„Um Vergebung, Königliche Hoheit", kaute er in wütender Verlegenheit. „Mein Auftrag ist fest umrissen; ich bin nicht legitimiert, in eine Diskussion über die Rechtmäßigkeit und Notwendigkeit unseres Angebotes einzutreten."

Der Kronprinz tupfte sich mit zitternder Hand, die kaum das Tuch zu halten vermochte, die schweißnasse Stirn ab.

„Ausgezeichnet!" antwortete er voll Haß und Empörung. „Also macht man uns jede Rechtfertigung und Richtigstellung unmöglich und verhindert damit von vornherein jede friedliche Lösung!"

Der Engländer lächelte erstaunt.

„Aber Sie brauchen doch nur das Bündnis anzunehmen, Königliche Hoheit."

Friedrich machte eine Bewegung fassungsloser Verzweiflung und sah den Minister fast hilfeflehend an. Wie konnte man diesem Fleischhacker ohne Gefühl und Verständnis für Ehre und Würde einer Nation die dänische Auffassung verständlich machen?

„Und wenn wir es nicht tun?" erkundigte sich Graf Bernstorff einfach.

Das Lächeln verschwand aus dem Gesicht des Briten wie weggezaubert. Seine Augen glotzten starr und voll tödlicher Drohung.

„Das ist unmöglich in Ihrer Situation, Exzellenz" erklärte er brutal und ohne jede Rücksicht. „Sie haben keine andere Wahl. Seeland ist von unserer Flotte blockiert, Sie bringen keinen Mann durch die Reihen unserer Kriegsschiffe hindurch. Die Truppen auf Seeland sind schwach und ungenügend, Ihre Schiffe nicht gerüstet und nicht

bemannt. Sie werden der Landung unserer Armee, die in Stärke von vierzigtausend Mann auf den Transportern bereit steht, keine vierundzwanzig Stunden Widerstand leisten können. Was Sie uns nicht freiwillig geben wollen, werden wir uns schlimmstenfalls mit Gewalt holen. Bekommen werden wir es, so oder so."

Dem Kronprinzen schoß eine Blutwelle ins Gehirn. Er stieß den Sessel zurück und ging schwer atmend zum Fenster, wo er mit dem Rücken zum Zimmer eine Weile mit zuckenden Schultern verharrte, um seine Fassung zurückzugewinnen.

Plötzlich wandte er sich so jäh um, daß sein Degen gegen die Wand klirrte.

„Fügen Sie noch hinzu, daß wir Narren und Dummköpfe waren, die Ihrer Freundschaft vertrauten!" schrie er grell. „Daß wir unsere Kräfte einseitig in Holstein gegen die Franzosen konzentrierten, weil wir uns felsenfest auf Ihre Anständigkeit und die Ehrlichkeit Ihrer Beteuerungen verließen. Wissen Sie was das ist, Herr? Wegelagerei und Heimtücke in der gemeinsten Form! Wie Räuber und Mörder stoßen Sie uns den Dolch in den Rücken, den wir Ihnen vertrauensvoll zuwandten. Niemals in der Weltgeschichte geschah ein treuloserer Angriff als der, dessen die Engländer sich jetzt gegenüber Dänemark schuldig machen wollen. Nicht einmal die Seeräuberstaaten barbarischer Staaten haben hierzu ein Gegenstück zu liefern. Man wird bei ihnen größere Loyalität finden als heute bei England. So wahr ein Gott im Himmel lebt, diese ungeheuerliche Freveltat, die jeder Moral und Menschlichkeit Hohn spricht, wird ihre Vergeltung finden!"

„Königliche Hoheit, ich bitte, beruhigen Sie sich doch", bat der Minister entsetzt und hob warnend die Hand.

Friedrich verharrte einen Augenblick regungslos. Seine Augen irrten wild umher, hefteten sich stier auf den feisten Mann im Galafrack, der trotz aller angeborenen Robustheit und Unverfrorenheit nicht den Mut aufbrachte, diese berechtigten Vorwürfe zu entkräften. Den Kopf gesenkt, färbte sich der über den Rand des Halstuches quellende feiste Nacken rot, während seine Augen tückisch und verbissen nach den Papieren auf dem Tisch starrten.

Dieses Schwein, dachte der Kronprinz und empfand eine Sekunde ein wildes, unbändiges Verlangen, ihm den blanken Stahl des Degens durch den massigen Leib zu rennen. Großer Gott, wohin verirre ich mich, rief er sich entsetzt zur Ordnung, während ihn ein leichter Schwindel ergriff, der ihn nach einem Halt suchen ließ.

„In diesem Volk, das Sie mit Mord und Brand bedrohen, hat niemand vom Höchsten bis zum Niedrigsten jemals den wahnwitzigen Gedanken gehegt, gegen England eine feindselige Handlung zu unternehmen", fuhr er gemäßigter, aber scharf und schonungslos fort, als er die Herrschaft über sich zurückgewonnen hatte. „Unzählige wertvolle und unantastbare Beweise dieser Haltung und Gesinnung haben wir Ihnen gegeben, ja, Ihnen sogar mehrfach erklärt, daß, wenn wir gegen unseren Willen zum Kriege gezwungen würden, dieser uns nur an Ihrer Seite als Alliierter und niemals als Ihr Gegner finden würde. Als kürzlich Ihr früherer Gesandter, Mr. Garlike, ein Handschreiben von mir erbat, in dem ich persönlich garantieren sollte, daß Dänemark keinerlei feindliche Absichten gegen Ihr Land habe, war ich bereit, auch diesem ungewöhnlichen Verlangen stattzugeben. Daß Garlike sein Ersuchen dann plötzlich unbegründet zurückzog, erschien uns damals unbegreiflich, während es jetzt freilich seine logische Aufklärung findet. Aber davon abgesehen, demonstrierte und bewies jeder Schritt, jede Maßnahme, jede Rüstung oder Vorbereitung diese freundschaftliche Einstellung gegen Sie. Und was haben Sie dem entgegenzuhalten?"

Jacksons Hand zerknitterte die vor ihm liegenden Dokumente.

„Meine Mission, die mir keine Gelegenheit läßt, auf diese unbegründeten Vorwürfe einzugehen", erklärte er mit der Störrigkeit eines Ochsen. „Ich bitte Eure Königliche Hoheit um Stellungnahme zu dem Allianzangebot meines Souveräns."

Der Kronprinz ballte die Fäuste. Kein Wort, kein Argument half, erkannte er in wilder, ohnmächtiger Wut. Alles war nutz- und sinnlos, prallte ab wie von einer steinernen Mauer.

„Allianzangebot?!" rief er schneidend. „Lassen Sie doch endlich diese heuchlerische und verlogene Bezeichnung. Nennen Sie es Ultimatum oder Diktat. Was ist das für eine Allianz, die als erstes Pfand die Herausgabe der gesamten Wehrmacht des alliierten Staates verlangt? Ja, wir wissen genau, was eine Allianz mit England bedeutet. Eure eigenen Bundesgenossen, die nun bereits ein volles Jahr vergebens auf Hilfe von euch gewartet haben, haben uns dies genugsam gelehrt." Er fing einen warnenden und beschwörenden Blick des Grafen auf und schloß ruhiger: „Weshalb verlangen Sie einem Alliierten die Flotte ab?"

„Damit sie nicht in feindliche Hände fällt und gegen England verwendet wird, Königliche Hoheit."

„Nun, das nenne ich Vertrauen", rief Friedrich mit ätzendem Spott. „Unter Spitzbuben, habe ich mir sagen lassen, herrscht sogar eine gewisse Ehrlichkeit. Wenn ein Dieb allerdings einen harmlosen Bürger bestehlen und berauben will, gebraucht er zuweilen absonderliche Argumente, um sein verbrecherisches Tun zu rechtfertigen und zu beschönigen."

Jackson wurde blutrot und blies zornig die Backen auf.

„Ich bitte ehrerbietigst um Mäßigung, Königliche Hoheit", versetzte er böse. „Darf ich darauf hinweisen, daß die Annahme unserer Vorschläge nur zum Besten Dänemarks ist. Niemand wird ein Haar gekrümmt. Die Truppen Seiner Majestät sind angewiesen, alle Lieferungen zu bezahlen und jede Requisition zu unterlassen. Darüber hinaus bin ich ermächtigt, eine finanzielle Wiedergutmachung und, um es nochmals zu wiederholen, die Rückgabe sämtlicher Schiffe zuzusichern. Wirtschaftlich und finanziell bedeutet —"

„Das heißt wie ein Krämer gesprochen und gehandelt!" rief der Kronprinz in flammender Entrüstung. „Nun klirren Sie mit dem Geldsack. Und womit wollen Sie Dänemarks Ehre wiederherstellen und den Schimpf gutmachen, den man uns antun will?" Der außerordentliche Gesandte Seiner Britischen Majestät sah den Sprecher mit einem fast komisch wirkenden Erstaunen an. Offensichtlich waren ihm diese Bedenken noch nicht gekommen.

„Niemand beabsichtigt, die Ehre Dänemarks zu verunglimpfen", antwortete er hölzern.

„Wer seine Waffen ohne Gegenwehr abliefert, ist ein Feigling und verliert seine Ehre!" rief Friedrich mit dem unbeugsamen Ausdruck eines Menschen, der ein Dogma verkündet, an dem niemals gerüttelt werden darf.

In das rundliche Gesicht Jacksons trat ein Lauern. Er erhob sich umständlich und stützte die Hände auf den Tisch. Seine Haltung bekam dadurch, ob gewollt oder unbeabsichtigt, etwas Herausforderndes.

„Demnach darf ich daraus Ew. Königlichen Hoheit Willen schließen, das Angebot meiner Regierung abzulehnen?"

Der Kronprinz von Dänemark öffnete den Mund zu einer scharfen und stolzen Erklärung, die das Tischtuch endgültig zerschneiden sollte, als Graf Bernstorffs Tabaksdose mit vernehmlichem Geräusch zu Boden fiel und ihn ablenkte. Er sah, daß der Minister sich rasch bückte und, geschützt durch den Tisch, ihn beschwörend anblickte und den Finger auf den Mund legte. Den Zweck dieses kleinen Manövers sofort erfassend, änderte er jäh seine Absicht.

„Davon kann keine Rede sein", versetzte er barsch. „Diese Angelegenheit ist zu ernst und bedeutungsvoll, um sie über das Knie zu brechen. Wir werden erst nach reiflicher Prüfung und Überlegung dazu Stellung nehmen können."

Der Graf richtete sich mit leicht gerötetem Kopf wieder hoch.

„Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben dürfte, Königliche Hoheit", sagte er gemessen. „Diese Entscheidung dürfte staatsrechtlich die Verfügungsgewalt Eurer Königl. Hoheit überschreiten." Er wandte sich an den Engländer und verbeugte sich leicht. „Exzellenz, so leid es mir tut, ich muß Sie ersuchen, sich nach Kopenhagen zu begeben und Seiner Majestät dem König höchstpersönlich Ihre Vorschläge vorzutragen."

Der Kronprinz nickte entschieden und unterdrückte mit Mühe den Drang, seinen Minister dankbar in die Arme zu schließen. Das war der rettende Ausweg, eine brillante Möglichkeit, kostbare Zeit zu gewinnen.

„Ja, dies wollte ich eben selbst bemerken", antwortete er kurz und entschlossen. „Nur so läßt sich eine Lösung finden."

Jacksons Blick glitt mißtrauisch vom Kronprinzen zum Minister und wieder zurück. Er ahnte, daß man ihn übertölpeln wollte, konnte aber keine Gewißheit erhalten, da man über Art und Umfang der geistigen Erkrankung des dänischen Königs aus begreiflichen Gründen so weit als möglich den Schleier des Geheimnisses gebreitet hatte. Die Feststellung, ob dies nur eine schlaue Finte oder wirklich die Abschiebung der Verantwortung auf den Monarchen und die höchste Person des Staates bedeutete, lag außerhalb seiner Macht.

Sein Gesicht, das vorübergehend einen fast törichten Ausdruck angenommen hatte, veränderte sich und wurde kühl und offiziell.

„Gut", antwortete er mit einer Höflichkeit, die nur dazu diente, einen neuen vergifteten Pfeil abzuschießen. „Ich werde mich also nach Kopenhagen begeben und erhoffe eine wohlwollende Unterstützung meiner Reise. Es bedeutet keinen Umweg für mich, da ich sowieso Admiral Gambier, den Oberkommandierenden der königlichen Flotte, aufsuchen muß, um ihm vom Ausgang meiner Mission zu berichten. Ich bitte Ew. Königliche Hoheit mich verabschieden zu dürfen."

Er verbeugte sich tief, der Kronprinz nickte kurz und ohne jede Höflichkeit und wandte ihm dann den Rücken zu. Graf Bernstorff hingegen hielt alle Formen der Etikette mit eisiger Umständlichkeit ein. Er geleitete den verhaßten Unterhändler bis ins Vorzimmer und überließ dann seinem Sekretär das weitere.

„Hören Sie, Graf", sagte der Kronprinz hastig, als er das Kabinett kaum wieder betreten hatte. „Sorgen Sie dafür, daß dieser Schuft kein Schiff zur Überfahrt findet. Man muß ihm seine Reise unmerklich mit allen Mitteln erschweren, damit er möglichst langsam vorwärts kommt. Haben wir uns verstanden?"

„Vollkommen, Königliche Hoheit. Ich werde alles Notwendige sofort veranlassen. Und die endgültige Entscheidung Ew. Königlichen Hoheit?"

Kronprinz Friedrich stieß den Degen klirrend auf den Parkettfußboden.

„Ich eile noch heute nach Kopenhagen, um alle Vorbereitungen für den Ernstfall zu organisieren", erklärte er mit eiserner Entschlossenheit. „Dieses Ultimatum ist unannehmbar! Beugen wir uns, dann ist Dänemark für alle Zeiten mit Schimpf und Schande bedeckt. Bleiben wir hingegen fest und unnachgiebig, nimmt man vielleicht doch noch Vernunft an und vermeidet einen Gewaltschritt, der England mit ewiger Schmach bedekken würde."

19.

Auf der Koppel weideten Pferde. Füllen jagten spielerisch mit komisch einknickenden und unnatürlich langen Beinen, die weder die Kraft noch die Schönheit späterer Tage zeigten, über den grünen Rasen. Mit mißbilligendem Schnauben und wachsamen Augen verfolgten die Mutterstuten aufmerksam ihren übermütigen Nachwuchs, der einander hetzte und miteinander raufte, nicht anders als junge Menschenkinder, die noch nichts vom Ernst des Lebens erfahren haben.

Wald säumte die Koppel ein und erstreckte sich zu beiden Seiten des Weges, der an ihr entlang führte. Ein helles, schmetterndes Wiehern scholl durch die klare Morgenluft. Witternd hoben die Pferde auf der Weide die edlen Köpfe und spähten nach ihren sich nähernden Artgenossen, um dann vielstimmig die Begrüßung zu erwidern.

Ein kleines braunes Fohlen mit weißer Nase steckte den Kopf durch den Zaun und blickte mit großen verständnislosen Kinderaugen neugierig nach den Menschen im Sattel.

Der Marquis Pierre d'Avergne verhielt einen Augenblick sein Tier.

„Ein prächtiges Kerlchen", erklärte er sachverständig. „Superbe Fessel, herrliche Proportionen schon jetzt zu erkennen, das gibt einmal ein erstklassiges und ausdauerndes Reitpferd."

Bettina Nordenfjeld sah gedankenverloren in die großen braunen, ein wenig feuchten Tieraugen, in denen soviel Frage, Scheu und Geheimnis lag.

„Wünschen wir ihm einen guten Herrn mit Verständnis und Liebe und ein schönes, von keiner Härte und Grausamkeit beschwertes Leben", flüsterte sie eigenartig bewegt von Empfindungen, deren Ursache sie sich nicht eingestehen mochte.

Der Marquis unterdrückte ein unwillkürliches spöttisches Auflachen über so viel Sentimentalität.

„Gnädigste Komtesse halten mich natürlich für einen Barbaren", bemerkte er mit einem Mundverziehen, „der ein Pferd nur nach der Qualifikation als Gebrauchspferd beurteilt. Mon Dieu, erzieht das Leben nicht zur Härte? Sind wir Männer nicht überhaupt geradezu aus Notwehr verpflichtet, uns zu härten und zu stählen, um allen Anforderungen gegenüber bestehen zu können?"

Bettina sah ihn betroffen an.

„Welch sonderbare und ungewöhnliche Ansichten", bemerkte sie erstaunt. „Und Sie sagen das auch noch? Marquis, ich glaubte, Sie wären —"

„Ein Lebenskünstler, der es ausgezeichnet verstünde, allen Unbequemlichkeiten auszuweichen", fuhr der Franzose mit einem fast zornigen Auflachen fort. „O nein, Komtesse, der Schein trügt. Auch ich bin durch Schmutz und Leid geschritten und habe Dinge begehen müssen, vor denen ich erröten müßte, wenn ich mir den Luxus von Selbstvorwürfen erlaubte."

„Verzeihen Sie, ich vergaß, was Sie und Ihre armen Landsleute durch die Revolution durchmachen mußten."

D'Avergnes Hand griff fest in die Zügel. Diese Erwähnung schien ihm unangenehm und unerwartet zu sein. Mit einer anscheinend absichtslosen Bewegung ließ er die Reitpeitsche durch die Luft pfeifen und verscheuchte das erschrockene Fohlen, so daß es in wilden Sprüngen davonraste.

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

„Sprechen wir nicht davon", bat er rauh. „Auch so war es schlimm und bunt genug. Ich frage mich manchmal, ob Sie mir verzeihen würden, wenn Sie alles wüßten —"

Bettina nestelte in leichter Verlegenheit am Koller ihres Reitkleides.

„Ich bin kein Kind", antwortete sie mit erzwungener Ruhe. „Ich weiß, daß die Welt der Männer anders ist. Dennoch möchte ich verstehen können, weshalb ein Mann dies oder jenes tut. Man sagt, er wäre die Verkörperung des Egoismus. Ich vermag das nicht zu glauben. Sein Denken und Handeln mag vielleicht zuweilen so erscheinen, muß aber durch tiefere und edlere Beweggründe erklärt werden können."

Der Marquis blickte sie an und begriff mit einem Schlag, um welchen Pol ihre Gedanken in Wahrheit unentwegt kreisten. Sie sprach nur von einem einzigen Mann und suchte nach Entschuldigungen für sein Tun. Das Rührende und Tiefinnerliche dieses Vorganges entzog sich seinem Verständnis es vermochte ihn nur mit einer wilden, haßvollen Eifersucht zu erfüllen.

Mit leichtem Schenkeldruck ließ er sein Pferd angehen. Bettinas Brauner folgte von selbst dem Beispiel des Gefährten.

„Meine gnädigste Komtesse", versetzte der Marquis ironisch, „die Gottheit verteilt ihre Gaben nicht nach Geschlechtern, sie gibt ihnen nur bestimmte Wesenszüge. Das Mädchen spielt mit Puppen, der Knabe mit Säbel und Trompete. Es gibt Schufte und Giftmischerinnen, Helden und edle Frauen. Wenn ein Mann sich schurkisch benimmt, dann ist nicht seine Mannheit dafür verantwortlich, sondern allein das Schlechte, das in ihm seine Wohnung hat."

Bettinas Antlitz rötete sich stark.

„Das weiß ich auch", erwiderte sie zornig. „Ist es aber nicht töricht, jemand zu verurteilen, ohne seine Beweggründe zu kennen?"

Der Marquis klopfte seinem Pferd den Hals.

„Nicht, wenn seine Handlungsweise so erbärmlich ist, daß jede Entschuldigung oder Beschönigung von vornherein ein vergebliches und überflüssiges Unterfangen ist", erklärte er kaltblütig, und ein grausamer Zug grub sich um seine Lippen. „Nehmen Sie zum Exempel das Verhalten des Hauptmanns von Mellenthin. Verdient ein Mensch, der jahrelang die Maske des guten Freundes getragen hat, um sich dann als brutaler und egoistischer Mensch zu entpuppen —"

„Unterlassen Sie bitte Urteile, zu denen Sie nicht berechtigt sind!" fiel ihm Bettina schneeweiß und mit funkelnden Augen erregt ins Wort. „Takt und Diskretion sollten Sie vor solchen Erörterungen bewahren!"

Der Marquis verstummte in zorniger Verlegenheit die ihm das Blut in den Kopf trieb. Aber er erkannte, daß jedes weitere Wort Öl ins Feuer bedeutet hätte, und beherrschte deshalb den Drang zu neuen Angriffen und Herabsetzungen des Nebenbuhlers. Mit einem Blick stellte er fest, daß die Reitknechte weit zurückgeblieben und sie allein waren.

„Ich bitte tausendmal um Vergebung", flüsterte er mit gut gespielter Zerknirschtheit, „ich habe mich unverzeihlich benommen. Aber ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Bettina, ich liebe Sie, und der Gedanke macht mich rasend, daß Sie innerlich noch nicht von einer Bindung frei geworden sind —"

Er schwieg in einer Bewegung, die nicht mehr gespielt, sondern echt war, und faßte nach ihrer Hand, während die Pferde wie von selbst innehielten und geduldig verharrten.

Bettina ließ es wie eine Träumende geschehen. Mit halbgeschlossenen Augen lauschte sie dem Strom von glühenden Liebesworten und Beteuerungen, der sich über sie ergoß. Irgend etwas lähmte ihren Willen, sich freizumachen und diese Szene zu beendigen.

Vielleicht war es das Ergebnis der zermürbenden Verzweiflung, ihres großen Kummers und der nie verstummenden Selbstvorwürfe, vielleicht auch nur ein winziges primitives Verlangen nach einem guten, lieben Wort, nach einem Balsam für die Wunde, die ihrem Stolz und ihrer Liebe geschlagen worden war. Nicht gewährend, sondern nur duldend, litt sie die heißen Küsse auf ihrer Hand in einer ungewohnten Apathie, die nichts mit einer Erhörung oder gar mit einem Erwidern seiner Leidenschaft zu tun hatte.

Um die Biegung des Weges bogen zwei Reiter. Vom Waldboden gedämpft, wurden die Hufschläge erst in nächster Nähe vernehmbar. Als Bettina emporschrak und ihre Hand aus der Verstrickung löste, war es zu spät.

Fünf Schritt vor ihr hielt der Hauptmann von Mellenthin auf seinem schmutzbedeckten, müden Rappen, dessen dunkles Fell grau vom Staub der Straßen war. Auch der Reiter zeigte die Spuren des langen Gewaltrittes genau so wie sein Diener. Verschwunden war der Glanz der Uniform, das Blinken der Epauletten und Stickereien, kotbespritzt Hosen und Stiefel.

Die vier Menschen sahen sich an. Einen Augenblick war eine entsetzliche, lähmende Stille, die nicht einmal durch den Gesang eines Vogels unterbrochen schien.

Bettina versuchte die Hand zu heben, den Mund zu einer Erklärung zu öffnen. Vergeblich waren ihre Bemühungen. Nur ihre Lippen bewegten sich, ohne daß ein Ton zu vernehmen war. Ihr Gesicht war geisterbleich, und nur aus ihren weit geöffneten Augen sprach der verzweiflungsvolle Drang nach Rechtfertigung und nach einem Bekenntnis der Wahrheit.

Die tiefbraun gebrannten Züge unter dem beschattenden Schirm der Feldmütze verloren den Ausdruck eines fassungslosen Entsetzens und verwandelten sich in eine starke Maske von Haß und unbändigem Zorn. Mit glühenden Augen maß Jürgen den eleganten Reiter auf dem Schimmel, der seinen Blicken in der ersten Überraschung nicht standzuhalten vermochte, dann aber mit einem höhnischen und triumphierenden Lächeln zu erwidern versuchte.

Eine Sekunde schien es, als wollte der Hauptmann von Mellenthin nach dem Säbel an seiner Seite fassen, dann erwiesen sich Selbstbeherrschung und die Bindungen der zivilisierten Gesellschaft als stärker. Mit den ruckhaften Bewegungen eines Automaten legte er kalt und mit tödlicher Drohung die Hand grüßend an den Tschako und gab dem Rappen Schenkeldruck, um an den anderen langsam und im Schritt vorüberzureiten.

Stirnrunzelnd und ein wütendes Gesicht schneidend, folgte Zacharias Putt, der genug wußte, um alles zu begreifen, diesem Beispiel. Er sah noch, daß die Gräfin Bettina Nordenfjeld mit einem erstickten Wehruf dem Marquis ohnmächtig in die Arme sank. Er zögerte auch unschlüssig, gab dann aber mit einem grimmigen Fluch auf das ganze verlogene Weibergeschlecht seine menschenfreundliche Absicht zu helfen, sehr rasch auf und bemühte sich, seinen Herrn einzuholen.

20.

Grau und trüb zog der Morgen des 11. August 1807 herauf. Leichte Nebelschleier trieben von See her über das flache Land und hüllten die Vorstädte Kopenhagens ein. Es wogte und wallte weiß, zerriß hier und gab den Blick auf einen Turm preis, der gespenstisch in der Luft zu schweben schien, um sich anderswo noch dichter zusammenzuballen. Bäume und Sträucher glichen rätselhaften Ungeheuern, die sich sprungbereit duckten. Häuser reckten sich ungefüg und drohend als beängstigende Gebilde, um erst in der Nähe sich als friedliche und bescheidene Wohnstätten zu enthüllen.

Auf der Straße von Schloß Frederiksberg näherten sich im scharfen Galopp zwei Reiter dem Westertor der Festung. Ihre einfache bürgerliche Kleidung war feucht, und die weiten Mäntel hingen schwer von den Schultern herab auf die keuchenden Tiere, die am Ende ihrer Kräfte waren.

„Sind wir auf dem richtigen Weg, Kötting?" fragte der vorderste der beiden Reiter und ließ den Gaul in Schritt fallen. „Ich möchte nicht noch in den St.-Jürgens-See geraten."

„Schon passiert, Königliche Hoheit", meldete der Major und rückte schnell auf. „Da kommen die ersten Pappeln der Allee. Keine dreihundert Schritt mehr, und wir haben es geschafft."

Eine Weile waren nur die gedämpften und müden Huftritte der abgetriebenen Pferde und das leise Knarren des Sattelzeuges vernehmbar. Kronprinz Friedrich schob das spitze Kinn tiefer in den schützenden Mantelkragen und lachte mißtönig auf.

„Wie Diebe schleichen wir uns in die Hauptstadt ein. Ob es die Briten tatsächlich gewagt hätten, mich festzunehmen?"

Sein Adjutant nahm den Hut ab, schlug die Tropfen herunter und setzte die ungewohnte Kopfbedeckung wieder auf.

„Gott sei gepriesen, daß Ew. Königliche Hoheit diese Probe aufs Exempel erspart blieb. Ich fürchte, die Engländer hätten nicht lange gefackelt. Zu kostbar und wertvoll wäre ihnen dieser Fang gewesen, daß sie noch sonderliche Rücksicht auf die Sitten zivilisierter Nationen genommen hätten."

„Sehr wahr", stimmte der Kronprinz mit galligem Sarkasmus zu. „Wir werden ihre Auffassung von diesen Dingen noch sehr deutlich und einprägsam demonstriert bekommen. Nun, ich will's als Glück und gutes Vorzeichen nehmen, daß unser gutes Schifflein unangefochten durchschlüpfte, und hoffe nur, daß es uns treu bleibt, wenn wir Seeland wieder verlassen."

„Glauben Königliche Hoheit, daß die Engländer bis zum äußersten gehen?"

Der Kronprinz hüllte sich fröstelnd fester in den Mantel.

„Was das anbetrifft, so haben sie uns ja bereits vor sechs Jahren bewiesen, daß sie brutal wie tollwütige Metzgerhunde sein können. Indessen hoffe ich noch, daß sie Vernunft annehmen und vor unserer Festigkeit zurückweichen. Der Nebel ist wie ein Symbol, mon ami. So wenig wir jetzt zwanzig Schritt weit zu sehen vermögen, so dunkel und unsicher liegt die Zukunft vor uns. Mag sie aber froh oder schwer sein, sie soll uns als redliche und tapfere Dänen finden, das wird unsere Herzen erheben und stärken."

Sein Begleiter nickte schweigend in einer inneren Bewegung, die ihm den Mund verschloß.

Stolpernd und unsicher schritten die Pferde vorwärts, bis sich massig und steil aufstrebend die Wälle der Festung in dem düsteren Grau abzeichneten.

Major von Kötting zwang seinem Pferd einen leichten Trab ab, während der Kronprinz langsam folgte und zuletzt etwas rückwärts auf der Brücke hielt, um schweigend zu warten.

Dröhnend hämmerte der Kolben der schweren Pistole gegen die mächtigen Planken des Westertores, das zu dieser frühen Stunde noch geschlossen war, und weckte ein dumpfes Echo in dem riesigen Torgewölbe.

Wieder lärmte der Offizier mit harten, wuchtigen Schlägen.

„Diese verdammten Galgenstricke!" scholl die wütende Stimme des Kronprinzen. „Schlafen die Hunde? — Brennen Sie das Pistol ab!"

Kötting hob die Waffe, um den Befehl auszuführen, der seiner eigenen Ansicht vortrefflich entsprach, als sich die kleine viereckige Spähluke vor ihm endlich öffnete und das bärtige und verschlafene Gesicht eines Soldaten in dem Ausschnitt erschien.

„Hehe", brummte er barsch. „Was heißt denn das? Weiß Er nicht, daß das Tor erst um sechs Uhr geöffnet wird? Setze Er sich auf das Geländer und warte Er gefälligst —"

„Kerl, verfluchter!" brüllte ihn der Major erbittert an. „Will Er wohl das Maul halten! Den Offizier der Wache, rasch, oder ich lasse Ihn fucnteln. Sage Er, Kuriere aus dem Hauptquartier verlangen Einlaß!"

Wie der Blitz war das Gesicht verschwunden. Eine Minute verstrich, die die Laune der Wartenden nicht besserte, dann betrachtete sich ein junger bartloser Leutnant gemächlich die frühen Ankömmlinge.

„Darf ich um die Pässe bitten?" schnarrte er steif und mißtrauisch.

Der Kronprinz lenkte sein Pferd in den Vordergrund und drängte den Adjutanten beiseite. Er schlug den Kragen herunter und nahm den Hut ab, daß sein Gesicht voll sichtbar wurde.

„Genügt ihm das, oder muß ich ihn erst in Arrest setzen lassen, damit er weiß, wen er vor sich hat?" drohte seine Stimme schneidend.

Der entsetzte Offizier versuchte stammelnd und stotternd einige Entschuldigungen, um dann aufgeregt und laut die Wache zu alarmieren. Mit widerwilligem Knarren öffnete sich der eine der mächtigen Torflügel, und an den noch durcheinanderlaufenden Soldaten des nordischen Leibregimentes vorüber ritt der Kronprinz von Dänemark in die Hauptstadt seines Landes ein.

21.

Von den frühen Vormittagsstunden dieses Tages an begann sich das Leben in Kopenhagen zu ändern. Zuerst schien es nur wie ein dumpfes Ahnen von etwas Unheilvollem zu sein, das durch die Gassen und Straßen der großen Stadt kroch, hier einen Mann erbleichen und dort ein Frauenherz schneller schlagen ließ. Dann wisperten und tuschelten unbestimmte Gerüchte von Mund zu Mund, die sich wie ein Lauffeuer verbreiteten, die Bürger von der Arbeit und die Weiber vom häuslichen Herd weglockten. Fremde und Freunde fanden sich, um neugierig nach einer Bestätigung zu suchen.

Das erwies sich bald als ebenso leicht wie erfolgreich. In steigender Zahl jagten Offiziere und Kuriere durch die Straßen und Tore, um ihre Botschaften auf Seeland zu verbreiten. Die ersten Offiziere der Bürgerwehr hasteten in voller Uniform durch das wachsende Gewühl der Menschen, Polizeimeister und Ratsdeputierte begegneten sich mit Ordonnanzen und alarmierten Trupps von Seeleuten, die den Werften zustrebten.

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Rösselsprung

	ach	der	
du	ken	ge	tung
nicht	kannst	mußt	e
schen	dir	dich	rin
du	ken	tet	so
von	nicht	ger	der
den	dem	gleich	ach

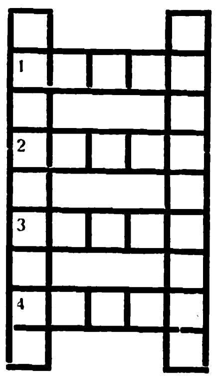
Zahlenrätsel

1 5 8 6 9 10 4 11 1 6 5	Erkundigung
2 12 8 4 12 13 9 11	Wagen
3 9 4 5 1 4	griech. Muse
4 10 4 9 4 5 11	Tausendschön
5 4 12 13 9 14 11 4 5 7	Bauernstand
6 9 2 4 5 1 14 4 11 1 6 5	planmäßige Gestaltung
7 12 15 11 6 12 7 12 9	Kristallform
6 9 15 12 4 5 14	Stadt in Frankreich
5 3 15 15	Zahl

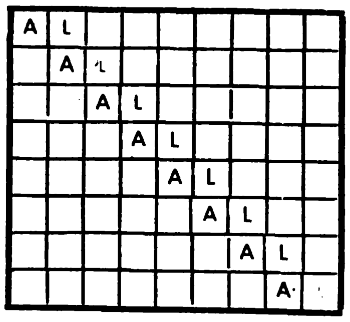
Die Anfangsbuchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines pflanzenfressenden Dinosauriers.

Leiterrätsel

Die Buchstaben: a a a a a a c c d e e e e f h i i k m n o r r r s s s t t t sind so in die Leiter zu setzen, daß die Sprossen von oben nach unten ergeben: 1 Schlagader, 2. Juwelengewicht, 3. Stadt in Sachsen, 4. Damm. Die linke Leiterstange nennt eine Verkleidung, die rechte die Karnevalszeit.



Füllrätsel



Die Buchstaben a a a a b b c c d d d d e e e e e f g g h h i i i i k k l l m n n n n n n o o r r r r r s s s s t t t t t u u u u sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht folgende Wörter erscheinen. 1. südspan. Stadt, 2. Schirmdach, 3. Tropfstein, 4. Stadt in Pommern, 5. Sohn des Prometheus, 6. Sportraum, 7. schneller Angriff, 8. Meerenge zwischen Schottland und Irland.

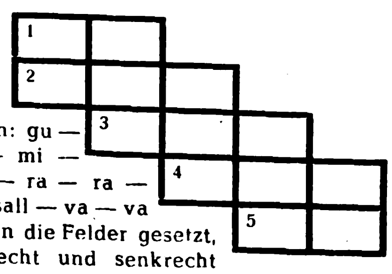
Kryptogramm

Aus den Wörtern: Wende Ernennung Terror Erdnuß Lingg Behagen Alter Unwillen Nordsee Alois Tessin Eingang Gezeiten Banner Fleiß Baldur Schleichweg Felchen Mittag Stelle sind je 3 aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Goethe ergeben. ch = 1 Buchstabe.

Zwei Silben und ein Wort.

Die „erste" du als Kind stets bist;
Fatal, sollt' später man's dich heißen;
Die „zweite" eine Tugend ist,
Du sollst sie jung und alt beweisen.
Doch fehlt dir „zwei" und ist dafür
Die „eins" und „zwei" als Wort dir eigen,
Dann schäme dich, du wirst ja mir
Das Gegenteil von „zwei" dann zeigen.

Silbentreppe



Die Silben: gu — la — ly — mi — mi — ner — ra — ra — sa — sa — sall — va — va werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. griech. Saiteninstrument, 2. Hafenstadt in Dalmatien, 3. Wurstsorte, 4. röm. Weisheitsgöttin, 5. Lehensmann.

Lösungen der Rätsel:

Rösselsprung: Nicht Achtung kannst du dem, der dich nicht achtet, schenken, oder du mußt sogleich von dir geringer denken. ✱ **Zahlenrätsel:** Information, Gefaehrt, Urania, Amarant, Naehrstand, Organisation, Deltoeder, Orleans, Null. „Iguanodon." ✱ **Leiterrätsel:** 1. Aorta, 2. Karat, 3. Riesa, 4. Deich. Maskerade — Fastnacht. ✱ **Füllrätsel:** 1. Algeciras, 2. Baldachin, 3. Stalagmit, 4. Stralsund, 5. Deukalion, 6. Turnhalle, 7. Überfall, 8. Nordkanal. ✱ **Kryptogramm:** Wende, Ernennung, Terror, Erdnuss, Lingg, Behagen, Alter, Unwillen, Nordsee, Alois, Tessin, Eingang, Gezeiten, Banner, Fleiß, Baldur, Schleichweg, Felchen, Mittag, Stelle. „Wenn nur Ordnung gehalten wird, so ist es ganz einerlei, durch welche Mittel!" ✱ **Zwei Silben und ein Wort:** Klein — Mut — Kleinmut. ✱ **Silbentreppe:** 1. Lyra, 2. Ragusa, 3. Salami, 4. Minerva, 5. Vasall.

So, so, oder so?

Wie wünscht sich der Soldat das Konterfei seiner Liebsten? So? — So? — oder so? — Das ist doch sehr einfach, höre ich erwidern, es kommt darauf an, zu welchem — nun, sagen wir einmal — Grad der Unwiderruflichkeit die Neigung gediehen ist, stimmt's? — Also, das wäre dann so aufzufassen: Ein Scherzbild — zur Erinnerung an eine flüchtige, lustige Liebelei ohne tiefere Bedeutung; ein Stimmungsbild mit verliebtem Einschlag zur Wiedererweckung einer betörenden Seligkeit, und ein ernstes, würdiges Bildnis als Unterpfand der Liebe. Und umgekehrt wäre dann aus dem Besitz eines jeden dieser Bilder mit einiger Sicherheit ein Schluß auf Vorläufigkeit oder Endgültigkeit einer Herzenssache zu ziehen. Ja, wenn es gar so einfach wäre mit den Herzensangelegenheiten! Wie manch eine Neigung ist mit würdevollem Angesicht und in aller Ehrbarkeit auf dich zumarschiert, Mägdelein, und nachher war es doch nur eine Fastnachtslaune. Wie manch ein verliebtes Ding hat tiefsten Eindruck auf dich ausgeübt, guter Kerl, und nachher war es doch nicht wert, daß du nur einen Gedanken der Wehmut an sie verschwendetest! Und wie manchmal wiederum hat sich eine Sache angesponnen, die kam dahergeweht wie Altweibersommer, so ganz ohne Plan und Ziel, und dann ließ es dich nicht mehr los. Dann war dies und das dabei, was der vernünftigen Überlegung ungreifbar und unwägbar schien und doch Gestalt und Größe und Gewicht annahm. Und schließlich hat es dich überwältigt und du wurdest der Glücklichste unter der Sonne. Und deshalb seid vorsichtig und nicht vorschnell im Urteil! Es muß nicht immer in steifleinener Würde daherkommen, was echt und herzhaft ist. Und auch das Belanglose kann sich den Anschein der Vollkommenheit geben. (Und ganz im Vertrauen darf ich wohl noch hinzufügen: die ganz richtige, die wirklich endgültige Liebste ist ja gar nicht steifleinen und überehrpusselig, sondern sie ist alles! Ich sage: alles! Ist ernst, wenn es gilt, und ist lustig, wenn es gilt, und ist ein Kerlchen, sage ich euch, das Grimassen schneiden kann und Zunge ausstrecken und lauter dummes Zeug vor Albernheit anstellen, aber ebenso melancholisch sein kann, wenn es Grund dazu hat, und sehr still und ernst, und es kann Feiertagsaugen haben, genau so wie kugelrunde koboldvergnügte Kullerchen.)

*



Ein lockerer Vogel?
Aus dieser Aufnahme am heiteren Sommersonnentag zieht nur ein Blaustrumpf einen so törichten Schluß.



Die Ferienbraut?
Sie tut, als sei sie in seliger Sonnenwärme eingeschlummert; der Grashalm, an dem sie kaute, will den Zähnen entgleiten, der Schatten wippenden Laubwerks gleitet über ihr Gesicht...



Ist sie die richtige?
Ein Lächeln liegt ihr im Mundwinkel und die Augen tun so verheißungsvoll. Woher hat sie diese Kunst?

Aufnahmen: Heinz Finke

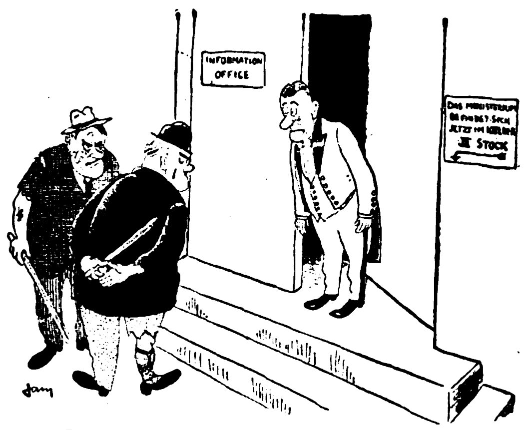


Und hier siehst du sie richtig.
Sie ist ja doch ein ganz ernstes, kluges, famoses Menschenkind. Man muß sie nur richtig kennen!

Die Kehrseite der Invasion: V 1

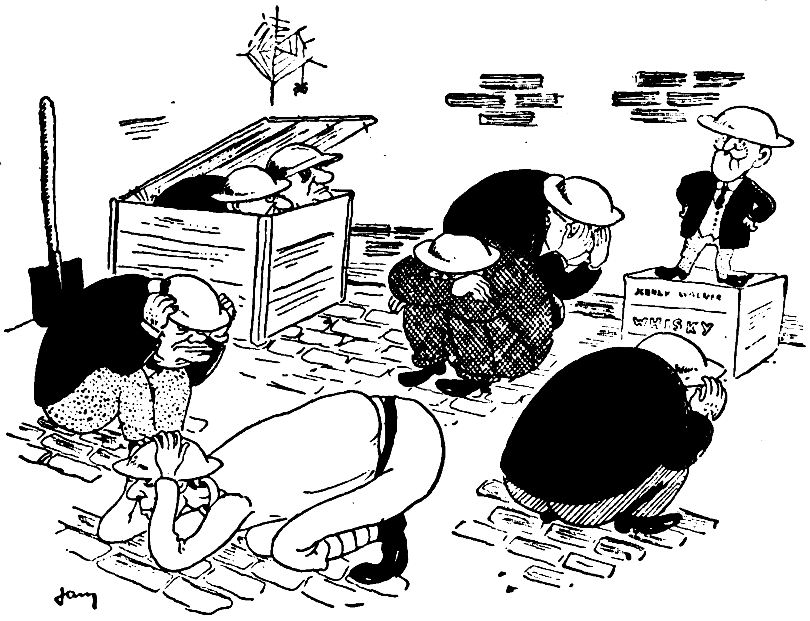


Die andere Seite der Invasion:
„Das ist ja ganz ausgezeichnet . . . jeder zerstörte Panzer der Alliierten bringt mir 2000 Dollar ein!"



Das Thema wird handgreiflich.
„Wir möchten den Herrn sprechen, der behauptet, daß die Wirkungen der V 1 unbedeutend sind."

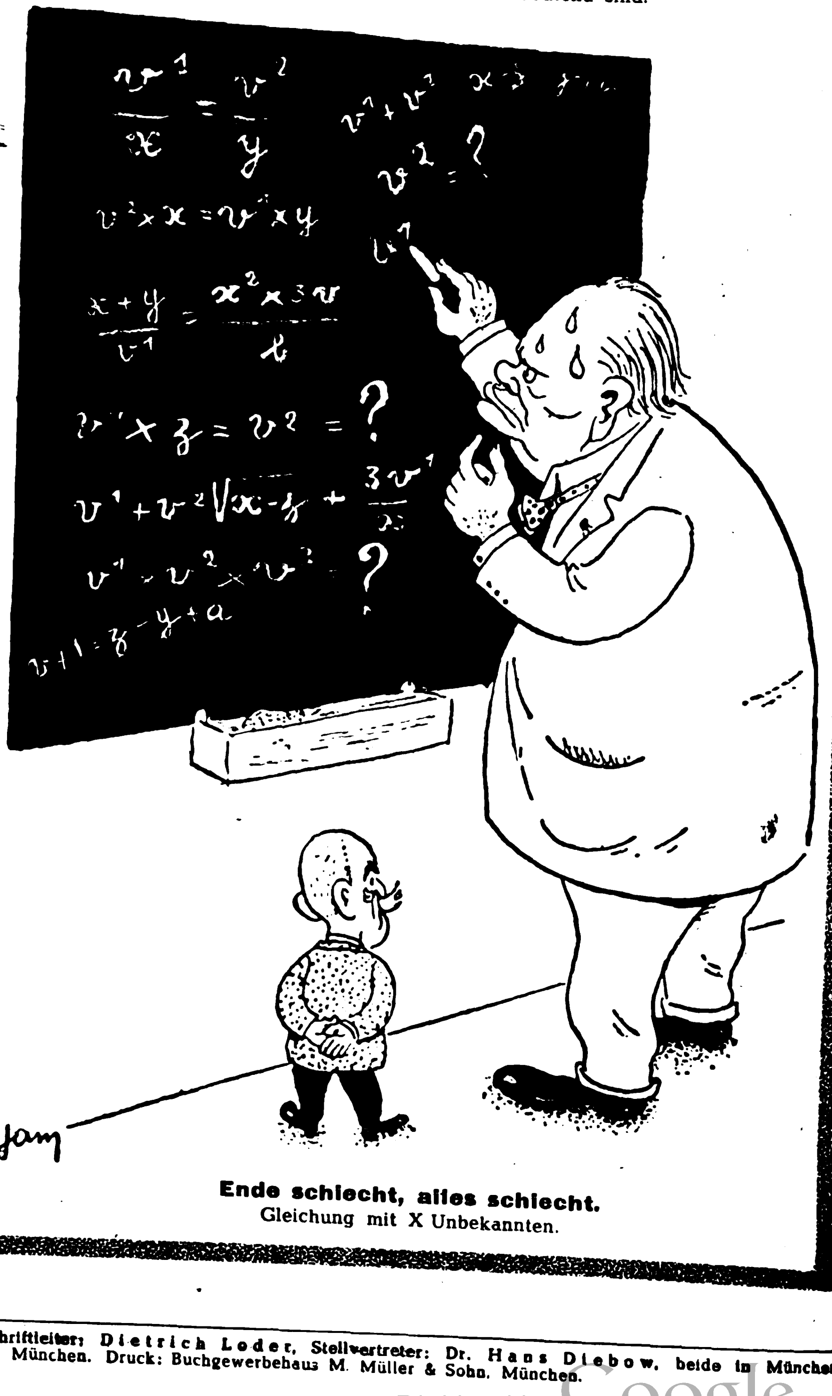
Aus der „Brüsseler Zeitung" und „Je suis partout".



Zusammenkauern – sagte der King.



Respektlosigkeit!
„Barbaren, die Deutschen! . . . Uns in den Keller zu schicken, . . . wie gewöhnliche Europäer!"



Ende schlecht, alles schlecht.
Gleichung mit X Unbekannten.

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München.
ABCDEFG 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bertenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

IB Illustrierter Beobachter

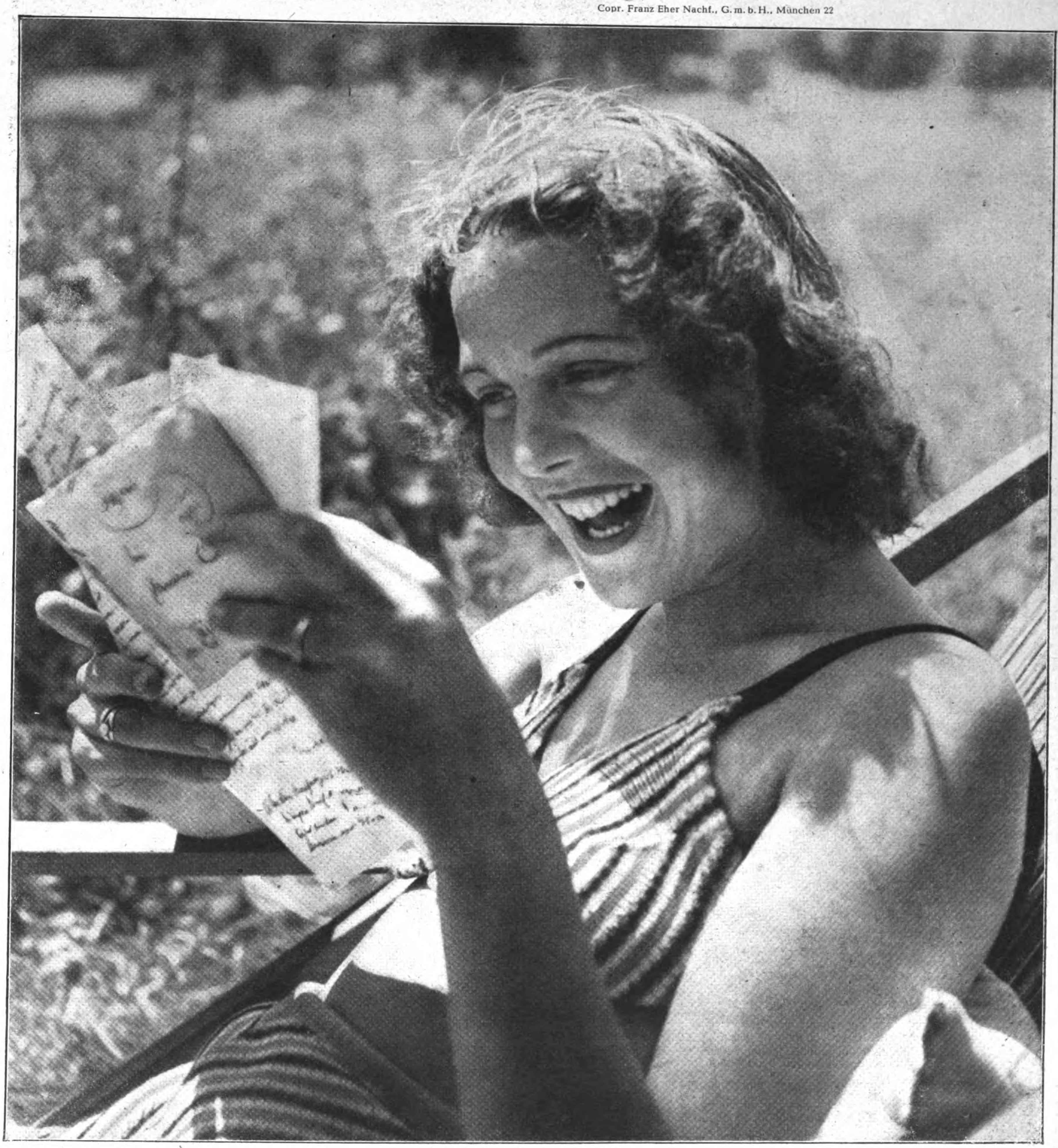
DONNERSTAG, 24. AUGUST 1944
19. JAHRGANG ∴ FOLGE 34

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.m.b.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:

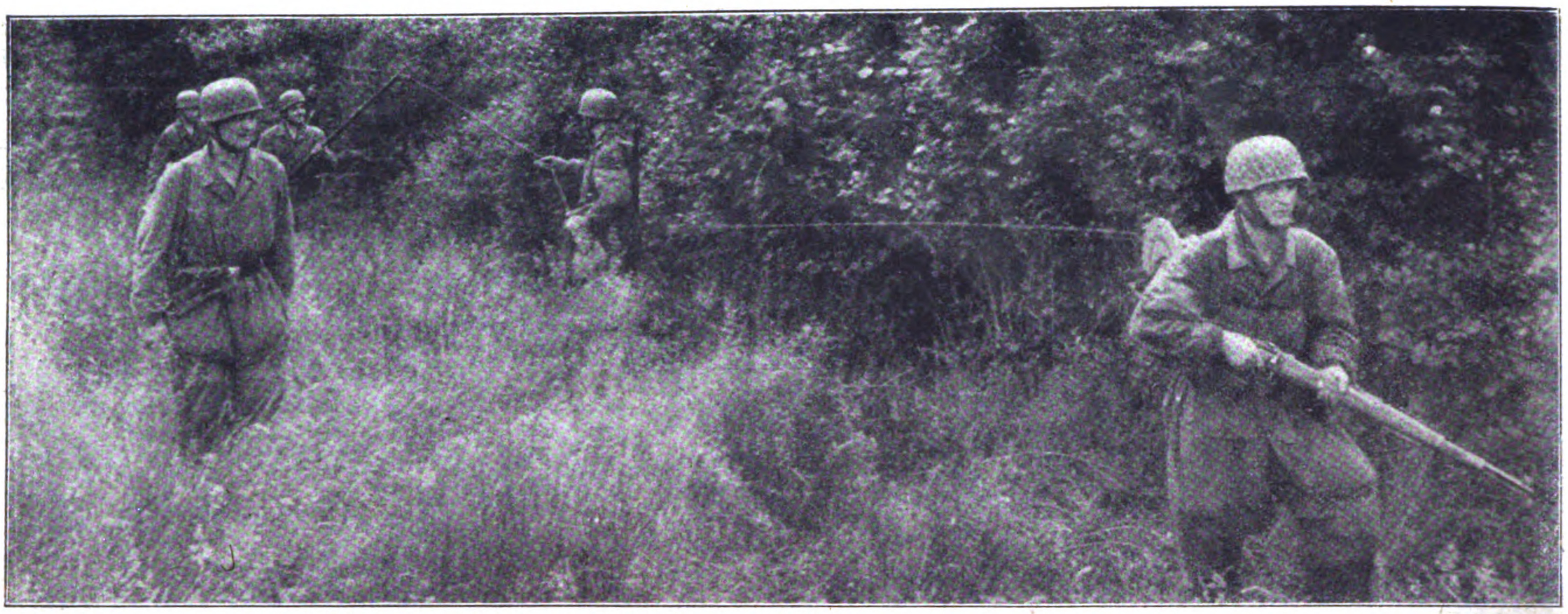
....

....



Er sucht schon Mädchennamen aus — und nun ist es ein Junge!

Aufnahme: Inge Mantler



Auch beim Leitunglegen gibt es Überraschungen.
In der Normandie, in der die schnelle Übermittlung von Befehlen für den Erfolg unserer Fallschirmjäger wichtiger ist als an jeder anderen Front, ist jeder Einsatz der Nachrichtenmänner genau so hart und gefährlich wie ein Stoßtrupp.



Das „Treto-mobile“, das den Strom für die Apparate erzeugt, ist von den Kameraden klar gemacht worden, und nun ...



PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Reich, Thönnessen, Arppe (3).

... klappern die Tasten und flitzen die Bleistifte über das Papier. Meldungen und Befehle jagen hinüber, herüber ...



In geschmeidiger Anpassung an Deckungsmöglichkeiten geht der Nachrichtentrupp vom Gefechtsstand zur Riegelstellung vor. Jeder einzelne ist in jedem Augenblick auf Feindberührung gefaßt.

NACHRICHTENMÄNNER DER FALLSCHIRMTRUPPE



Vor Minuten war er noch im Besitz seiner Waffen. Ein amerikanischer Gefangener, der gerade seine Waffen weggeworfen hat und nun, immer noch mächtig erschrocken, in die Gefangenschaft wandert.



Der Angeklagte von Witzleben,
das Haupt der infamen Verschwörerclique, die in verbrecherischem Ehrgeiz und aus reaktionärem Haß gegen den wahren Sozialismus das Vaterland in tödlichste Gefahr stürzte.



Angeklagter Stieff,
der den Sprengstoff aufbewahrte und zu dem Attentäter Stauffenberg schaffen ließ. Bei seiner ersten Vernehmung vor der Polizei hatte er feige erklärt, daß er nie Sprengstoff besessen habe.

IM NAMEN DES VOLKES



Aufnahmen für den JB. von Helmut Laux.

Das Volk spricht das Urteil über die Verräter.
Der Volksgerichtshof verkündet die Todesstrafe.

Blühender Blödsinn

„COMIC STRIPS"
EIN BEI UNS UNBEKANNTES, AMERIKAS KULTUR SCHLAGARTIG BELEUCHTENDES GEBIET DER USA-PUBLIZISTIK

In den USA erscheinen täglich viele Hunderte der sogenannten „Comic Strips". Es handelt sich dabei um eine ganz bestimmte Art von Presseerzeugnissen, die in Europa so ziemlich unbekannt sind, weil ihr Inhalt auf der geistigen Entwicklungsstufe etwa zehnjähriger Kinder steht und die Primitivität des Gebotenen und der Darstellung auch den einfachsten Menschen unseres Kontinents zu wenig bieten würde.

Diese „Comic Strips" sind gezeichnete Fortsetzungsgeschichten ganz ohne jede Bildunterschriften. Lediglich hin und wieder werden Dialoge oder erklärende Textstellen mit großen Lettern in die Bilder hineingeschrieben.

Jede dieser Geschichten hat eine bestimmte Person zum Helden, die Namen wie „Superman" (Übermensch), „Captain Marvel" (Hauptmann Herrlich), „The Phantom" (Das Phantom) oder „Jungle Jim" (Jim aus dem Dschungel) oder ähnlich führen. Auch weibliche Wesen und Kinder sind Helden dieser Fortsetzungsgeschichten.

Die Bilder sind in grellen, bilderbogenbunten Farben koloriert, wie sie dem Geschmack der Primitiven entsprechen. Der Inhalt spezialisiert sich auf drei Hauptgebiete:

1. Sexualität.
2. der Traum vom starken Mann
3. Humor.

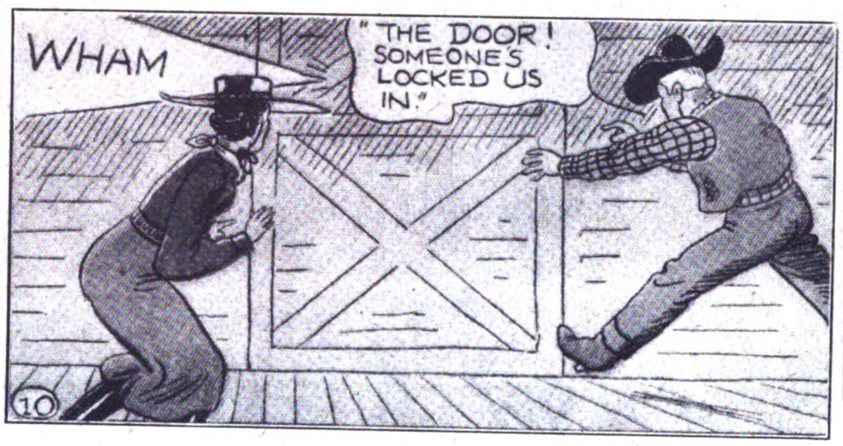
Demgemäß kann man bei allen Figuren drei große Gruppen unterscheiden:

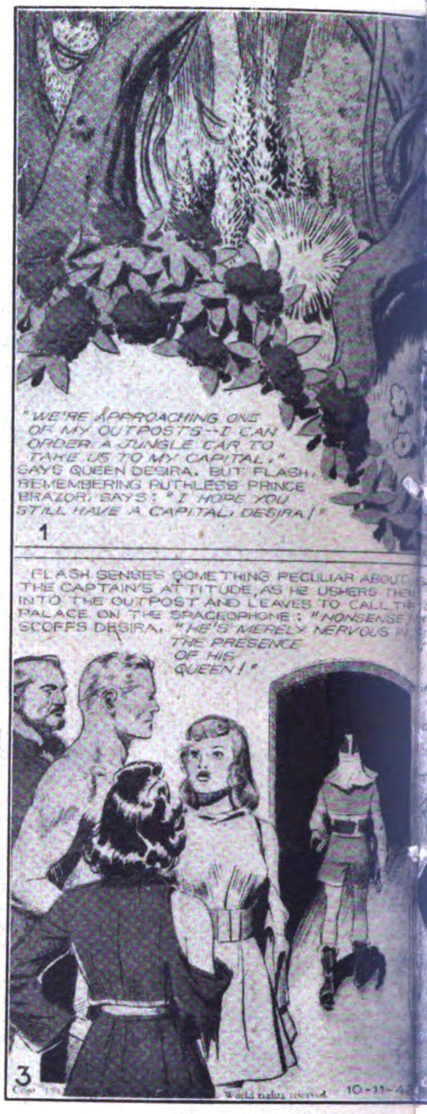
1. Junge, hübsche Mädchen, die in den Fortsetzungsgeschichten möglichst oft in Situationen gebracht werden, wo sie sich ausziehen müssen. Sie verlieren ihre Kleider durch Explosionen, Unglücksfälle, oder diese wer-



„The Phantom"
heißt diese Muskelgestalt, die ihre Betrachter jahrelang damit unterhält, knallende Kinnhaken auszuteilen.

Ein anderer Muskelprotz →
mit Namen Rocky Mason. Hier befindet er sich mit einer schönen Señorita in einem mit Blitzesschnelle bergab rollenden Güterwagen und ruft entsetzt aus: „Die Tür! Jemand hat uns eingeschlossen!"
Man beachte die Primitivität der Zeichnung. Leider können wir unseren Lesern nicht auch die geschmacklich wie technisch äußerst primitive Kolorierung zeigen.





Ein Cocktail aus

Hier wollen wir uns einmal die Mühe nehmen und solch eine Geschichte in einer ganzen Fortsetzung verfolgen. Der Held des obenstehenden Bilderbogens ist ein blonder, muskelstrotzender Abenteurer namens Flash Gordon. Auf dem ersten Bild sieht man den Helden mit seiner Begleitung, zu der eine emigrierte Königin zählt, durch ein seltsames Zauberland wandeln. Der Text auf dem Bild lautet:

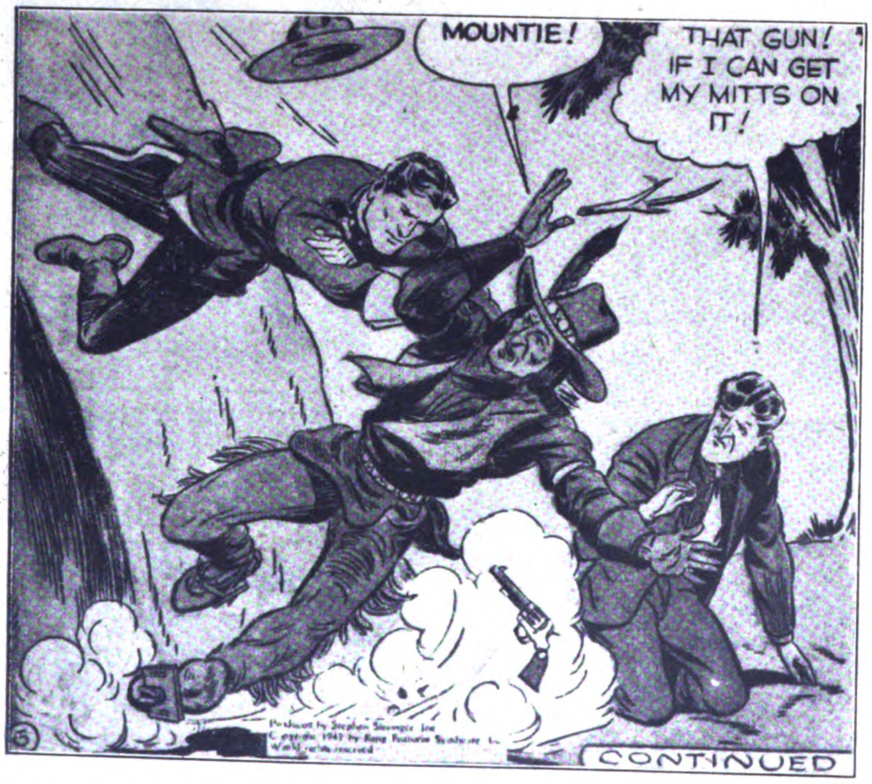
Bild 1
„Wir nähern uns einem meiner Vorposten. Ich kann einen Dschungelwagen hierher beordern, der uns zur Hauptstadt führen wird", sagt Königin Desira. Aber Flash, eingedenk des skrupellosen Prinzen Brazor, sagt: „Ich hoffe, daß du überhaupt noch eine Hauptstadt hast, Desira." (Wir sind hier mitten in der xten Fortsetzung. Es hat sich offenbar schon allerhand ereignet!)

Bild 2
„Wer sind Sie?" fragt ein Offizier des Vorpostens — „Ich bin Königin Desira", verkündet sie. „Sie werden die Bereitstellung eines schnellen Dschungelwagens für mich veranlasssen, Herr Hauptmann — — —

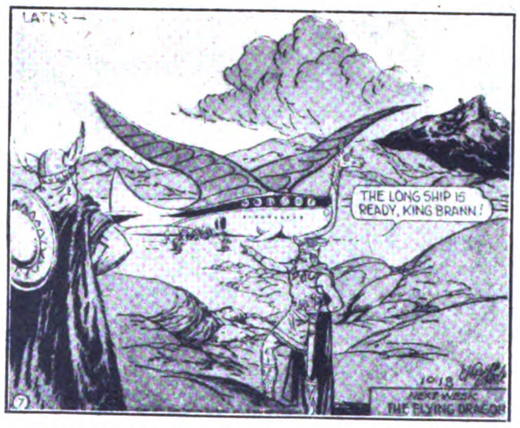
Bild 3
Flash bemerkt etwas Merkwürdiges an dem Benehmen des Hauptmanns, als dieser sie in das Gebäude des Stützpunktes führt und sie verläßt, um den Palast durch das Spaceophon anzurufen. (Offenbar ein utopistisches Fernsprechgerät, verbunden mit Fernseher). „Unsinn!" schnaubt Desira, „er ist lediglich nervös in der Gegenwart seiner Königin."

Bild 4
Aber Flash hätte nicht tausend Gefahren überlebt, wenn er dumm vertrauend gewesen wäre. Er hört den Hauptmann in das Spaceophon murmeln: „Es ist die angeblich tote Königin, König Brazor! Soll ich sie und ihre Begleitung als Betrüger festnehmen?"

Bild 5
„Es tut mir leid, Ihre Unterhaltung zu stören", sagt Flash und unterbricht die Drähte des Spaceophons, „aber du wirst niemand verhaften. Fahrt zum Himmel, Verräter"



← **Noch ein Kraftmensch,**
der mit jedem Finger 12 Indianer umlegt, ist der König der Royal Mounted (berittene kanadische Gebirgspolizei). Hier rottet er gerade einen ganzen Indianerstamm aus, wozu er allerdings zirka 20 Fortsetzungen braucht.



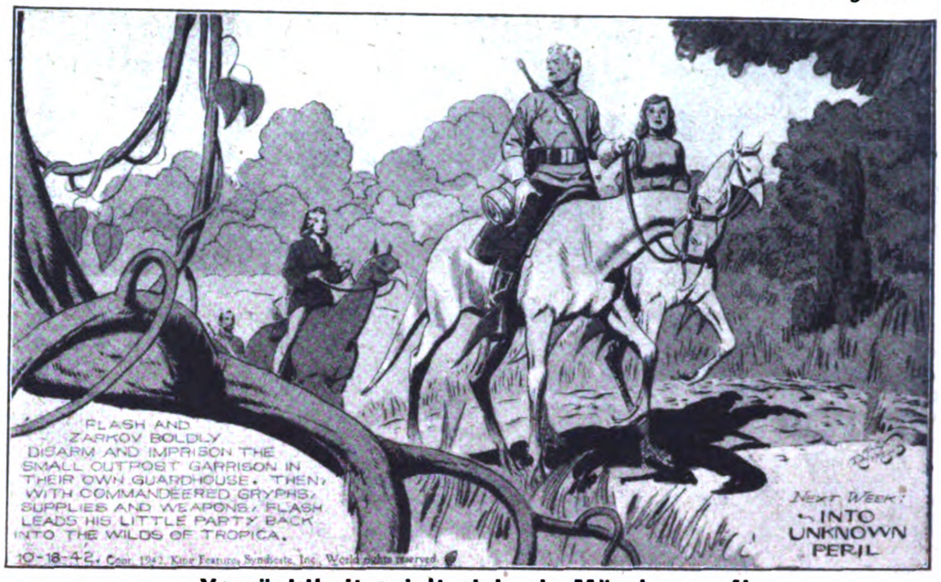
Ein König der Normannen besteigt mit seinen Truppen ein geflügeltes Drachenschiff.
Ob die Normannen diese Schiffe mittels Benzin oder Elektromotoren betrieben haben, verrät der Zeichner leider nicht. Bei der durchschnittlichen Intelligenz des amerikanischen Betrachters dürfte auch keiner auf den Gedanken kommen, so eine Frage zu stellen.

Der Inhalt der „Comic Strips" umfaßt sämtliche Zeiten von den Assyrern bis zum Jahre 6000 der Zukunft sowie alle Orte vom Erdmittelpunkt bis zu fernen Gestirnen



Der Held dieser Serie ist ein kleiner Junge namens Aladin junior.
Der kleine Zwerg, sein ständiger Begleiter, ist der Zauberer Aladin. Hier fangen sie gerade mittels eines magischen Mantels eine Windhose ein, auf deren Flügeln sie bis nach Grönland reiten, wo sie das Klima tropisch verändern und den Eskimos Gartenanlagen erbauen. — Ratio, verhülle dein Haupt! Mister Babbitt kann man alles vorsetzen





Verrücktheit spielt sich als Märchen auf!

Dies Bild entstammt schon der nächsten Fortsetzung der nebenan gezeigten Bildgeschichte. Der Text lautet: Flash und Zarkov entwaffnen und sperren die Besatzung des Vorpostens in ihrem eigenen Gefängnis ein. Und dann führt Flash seine kleine Gesellschaft auf gelenkten Gryphs zurück in die Wildnis von Tropica. (Tropica ist offenbar das Land, in dem dieser blühende Stumpfsinn sich abspielt. Gryphs sind, wie man auf dem Bild bemerken kann, Fabeltiere mit den Körpern von Pferden, den Köpfen und Beinen von Vögeln und dem Schwanz eines Känguruhs. Wir weisen ausdrücklich darauf hin, daß dieser greulich kolorierte Kohl nicht etwa von der amerikanischen Schuljugend zwischen 10 und 14 Jahren, sondern von den breiten Massen des durchschnittlichen amerikanischen Volkes bis hinauf zum Industrieführer und Bankpräsidenten jede Woche mit Spannung erwartet und verschlungen wird.

den durch böse Naziagenten gestohlen. Oft genügt auch ein hervorstehender Nagel im Sessel, um das Röckchen zwei Handbreit über die Knie zu ziehen.

2. Teils menschliche, teils übermenschliche Muskelprotzen, die alle wie übertriebene Weltmeister im Schwergewichtsboxen aussehen und mit der bloßen Faust Löcher in deutsche U-Boote schlagen oder die Propeller deutscher Flugzeuge in der Luft mit der Hand zum Stehen bringen.

3. Kinder, Tiere und Verheiratete, die den Humor vertreten sollen.

Manche dieser Figuren wandern Jahre hindurch durch alle Zeitungen und haben einen Kreis von Millionen Verehrern gleich einem wirklich lebenden Filmstar. Sogar eine sogenannte „Fan-Mail", d. h., Verehrerbriefe, lau-

Fortsetzung am Schluß des Romanteils.

Märchen, Erotik und Verbrecherroman.

Ausschnitte aus: „The Comic Weekly", Baltimore, „Baltimore American" und „The Standard", Montreal.

Zum Bilderbogen rechts:

Primitivste Haßpropaganda gegen Deutschland

Im Krieg haben sich die „Comic Strips" inhaltlich stark auf antideutsche Propaganda umgestellt. Hier eine Fortsetzung der Abenteuerserie von Smilin' Jack (dem „Lächelnden Jack"). (VII)

Bild 1

Hier werden Jack und Cindy, die sich auf einem torpedierten amerikanischen Frachter befanden, von einem deutschen U-Boot gerettet.

Bild 2

Der brutale Mann in der Theateruniform, der offenbar den Kommandanten des deutschen U-Bootes darstellen soll, sagt: „Ich werde Sie an Baron Monsoon, den Admiral dieser U-Boot-Division ausliefern, Herr Kapitän Jack Martin — —", worauf der gelb bebluste amerikanische Held mit dem Clark-Gable-Profil erwidert: „Woher wissen Sie meinen Namen?"

Bild 3

„Unsere Geheimagenten haben die Aufgabe, alle unsere Feinde zu kennen, insbesondere einen, der Baron Monsoons Spur verfolgte — — Ihr Bild und Lebenslauf sind mir geläufig. Welch glücklicher Zufall, daß ich Sie mitten im Ozean finden sollte — —"

Bild 4

„Erinnern Sie sich der Zeit, als Ihre Frau Joy in die Karibische See stürzte? Diese Gewässer waren im Frühling 1941 neutral — —" — „Joy — —!?! Was wissen Sie über meine Frau? Wurde sie von einem U-Boot aufgefunden? Ist sie am Leben?"

Bild 5

„Halten Sie den Mund! — — Ich stelle hier die Fragen. Und wenn wir Sie an Baron Monsoon ausliefern, werden wir Sie eine ganze Menge fragen!"

Bild 6

„Sie könnten viele Fragen über Ihre Küstenverteidigungsanlagen beantworten, die uns von großem Nutzen sein werden, Herr Hauptmann Jack —" „Sie können fragen, bis Sie den Kopf verlieren, aber Sie sind verrückt, wenn Sie denken, daß ich Ihnen auch nur das geringste erzählen werde!"

Bild 7

„Sie werden! Sie scheinen zu vergessen, daß wir Ihre gute Freundin Cindy in unserer Gewalt haben. — Herr Butcher (Butcher heißt Schlächter), zeigen Sie Kapitän Jack, was wir meinen — —" — „Gut, Herr Schtinker!" (Der Autor scheint die Namen aus seiner engeren Verwandtschaft gewählt zu haben!)

Bild 8

„Lassen Sie mich in Ruhe! Verrenken Sie nicht meine Arme, Sie Schwein — —" (Man beachte den lüsternen Mund und die wundervolle Phantasieuniform! Ausgerechnet so pflegen deutsche U-Boot-Offiziere auszusehen!)

Bild 9

Aus der geöffneten Tür dringt ein Hilfeschrei: „Au!" — „Sehen Sie, was ich meine? Sie werden jede Frage beantworten, die wir stellen — —" „Du dreckiger, verkommener Hund!!"

*

Womit die Tendenz dieses Machwerkes eindeutig klargestellt ist: Der junge Amerikaner wird als Held, Frauenbeschützer und edler Vaterlandsverteidiger hingestellt, die Deutschen als fette, häßliche, lüsterne und auch dumme Erpresser, Verbrecher und Frauenschänder.

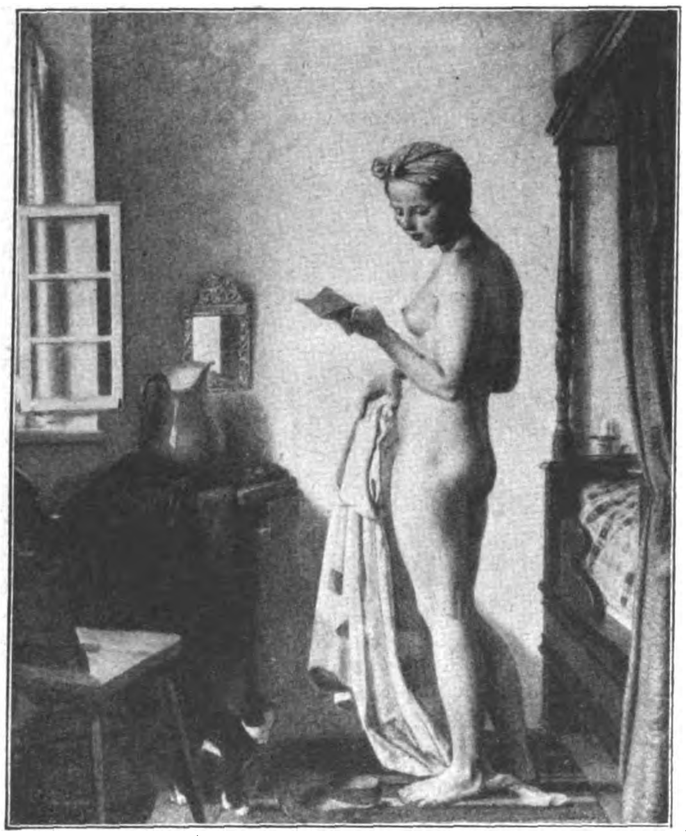




Hans Schmitz-Wiedenbrück, Düsseldorf: Tischgesellschaft.

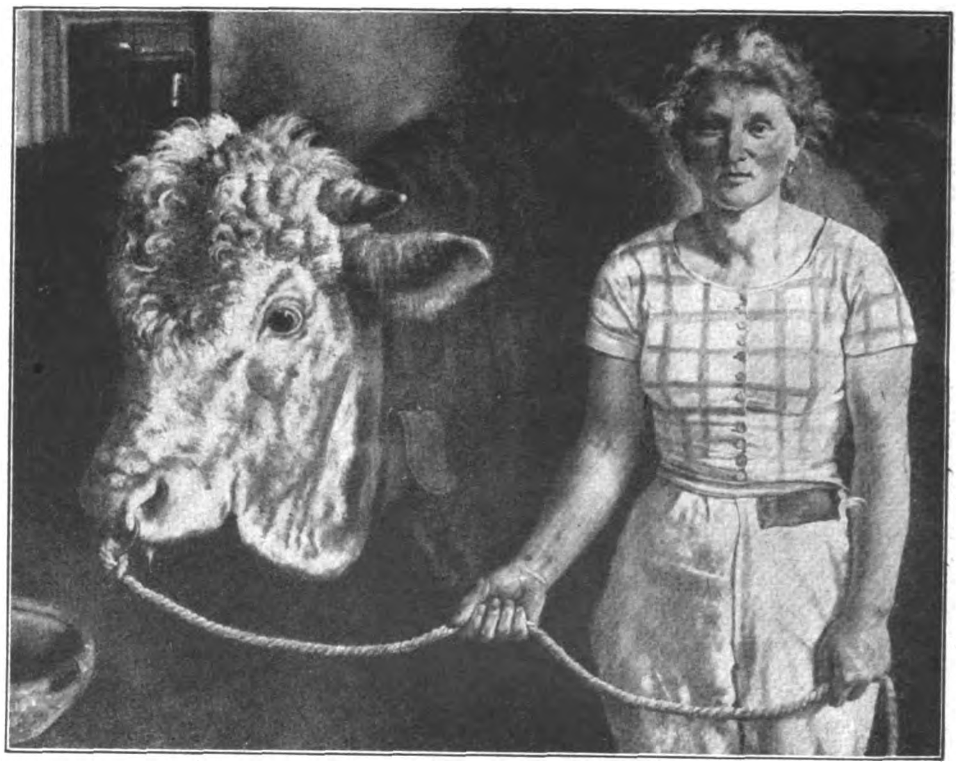
DEUTSCHE KUNST 1944

Unter dem Schutz der deutschen Waffen hat bis zum heutigen Tage die kulturelle Schöpferkraft der Nation das friedliche Werk ihrer Sendung fortsetzen dürfen. Nun, da der Krieg in sein entscheidendstes Stadium einbiegt, ergeht auch an die deutsche Künstlerschaft, soweit sie nicht schon selber die Waffen führte oder rüsten half, der Ruf des Führers, in die Breschen zu springen, die der Kampf um das Leben unseres Volkes uns täglich und stündlich schlägt. Nicht mit halben Maßnahmen, sondern mit der alle Kräfte mobilisierenden Gründlichkeit wird unser deutsches Volk so zu seinem Entscheidungskampf ausgerüstet werden. Die künstlerische Ernte des letzten Jahres nehmen wir mit innigem Dank entgegen. Sie wird uns verdiente Ruhestunden bereichern. Der schaffende Künstler aber, der sich dessen bewußt ist, daß sein Gestalten in Lust und Qual eines vorausetzt: das gesicherte Leben der Nation, wird nun mit dem Schwung seiner Begeisterungskraft und der Härte seines Vollendungswillens gleich den Kameraden aus allen übrigen Bezirken der Volksgemeinschaft die Reihen der Frontkämpfer und der Waffenschmiede schließen helfen. Denn uns bleibt kein Leben, es sei denn durch den Sieg.



Oskar Martin-Amorbach, Roßholzen: Brief am Morgen.

Aufnahmen: Hans Henkel



Thomas Baumgartner, Kreuth: Mädchen mit Stier.



Otto A. Hirth, München: Platz mit Obelisk.



Karl Truppe, Dresden: Capriccio.

Feuer am Sund

ROMAN VON LOTHAR FREUND

(9. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 33:

Von den frühen Vormittagsstunden dieses Tages an begann sich das Leben in Kopenhagen zu ändern. Zuerst schien es nur wie ein dumpfes Ahnen von etwas Unheilvollem zu sein, das durch die Gassen und Straßen der großen Stadt kroch, hier einen Mann erbleichen und dort ein Frauenherz schneller schlagen ließ. Dann wisperten und tuschelten unbestimmte Gerüchte von Mund zu Mund, die sich wie ein Lauffeuer verbreiteten, die Bürger von der Arbeit und die Weiber vom häuslichen Herd weglockten. Fremde und Freunde fanden sich, um neugierig nach einer Bestätigung zu suchen. Das erwies sich bald als ebenso leicht wie erfolgreich. In steigender Zahl jagten Offiziere und Kuriere durch die Straßen und Tore, um ihre Botschaften auf Seeland zu verbreiten. Die ersten Offiziere der Bürgerwehr hasteten in voller Uniform durch das wachsende Gewühl der Menschen, Polizeimeister und Ratsdeputierte begegneten sich mit Ordonnanzen und alarmierten Trupps von Seeleuten, die den Werften zustrebten.

Das dumpfe aufpeitschende Lärmen zahlreicher Trommeln erhob sich und breitete sich über die ganze Stadt aus. Es rief ein lähmendes Grausen hervor, eine entsetzensvolle Erwartung. Jeder Schlag auf das Kalbfell klang wie der dröhnende Schritt des Schicksals. Soldaten vervollständigten ihre Ausrüstung, rissen die Gewehre aus den Ständen und stellten sich in Linien auf. Die Bürgerwehr begann sich auf ihren Plätzen zu sammeln. Das Zeughaus öffnete seine mächtigen Tore. Rasselnd und dröhnend, daß die Häuser zu schüttern anhoben, rollten mit dem vorrückenden Tag lange Züge von Kanonen und Pulverwagen nach den Wällen. Sie mischten sich mit den Kolonnen marschierender Soldaten und Bürgerwehrmänner, die das gleiche Ziel hatten.

Im Kriegshafen wich das tiefe Bild des Friedens von den langen Reihen der Schiffe, die still und abgerüstet wie schlafend an ihren Ankertauen gelegen hatten. Leblos und unbeachtet, die kahlen abgetakelten Maste zum Himmel reckend, die Luken der leeren Batterien fest geschlossen und an den Rümpfen Moos und Algen ansetzend, hatte hier der größte Teil der dänischen Flotte in einem langen und durch nichts gestörten Dornröschenschlaf gelegen.

Jetzt aber war alles hier zu einem fieberhaften und rastlosen Leben erwacht. Boote strebten zwischen den hölzernen Riesen und den Werften hin und her, auf denen es zwischen Schuppen, Barakken, Holzlagern und den Skeletten neuer Schiffe von Arbeitern, Handwerkern und Matrosen wimmelte. Zweidecker wurden am Kai vertäut, und über die Laufbrücken lief ein nicht abreißender Strom schwer beladener Männer, um drüben leer zurückzueilen und sich eifrig wieder mit Teilen der Ausrüstung diesem sinnvollen Durcheinander erneut einzufügen.

Im Kronprinzenpalais des Schlosses Amalienborg waren die Regierung und die Spitzen der Armee und Marine versammelt, um unter dem Vorsitz des Kronprinzen die notwendigen Beschlüsse zu fassen. Von hier aus ergingen die Anordnungen, Befehle und Erlasse, die die Bevölkerung in zunehmendem Maße mit der gefährlichen Entwicklung der politischen Lage und den deshalb gebotenen Maßnahmen bekannt machten.

Am Nachmittag bereits war der Aufruf der Bürgerwehr erfolgt, ihm schlossen sich ohne Säumen das Aufgebot sämtlicher Landwehren Seelands an und die Aufforderung an die Studenten der Universität, sich wiederum wie im Jahre 1801 freiwillig zum Leibkorps des Kronprinzen unter dem Oberbefehl des Hofmarschalls von Haug zusammenzutun. Darüber hinaus forderte der Polizeimeister die gesamte männliche Bevölkerung auf, sich zur Verteidigung des bedrohten Vaterlandes zur Verfügung zu stellen.

Vor dem Eingang zum Schloß Amalienborg sammelte sich eine immer größer werdende Menge an, die ihrer Begeisterung und Zustimmung lebhaften Ausdruck gab und die Ereignisse in äußerster Spannung und tiefer Anteilnahme verfolgten. Auf dem kreisrunden Platz vor dem stattlichen Rokokopalais herrschte ein lebhaftes Treiben. Trupps von Reitpferden wurden von Soldaten gehalten, Offiziere des Heeres und der Marine kamen und gingen, und jede bekannte Persönlichkeit der bewaffneten Macht und der zivilen Behörden wurde mit lebhaften Zurufen begrüßt.

So ging es bis zum Abend, bis die Nacht kam, die neugierigen und erregten Gemüter besänftigte und zum Nachhausegehen zwang. Viele aber verbrachten die Stunden bis zum Anbruch des neuen Tages schlaflos und in bangen Sorgen, nur noch getröstet von der letzten Hoffnung, daß sich alles noch zum Guten wenden und die kriegerischen Vorbereitungen als unnötig erweisen würden.

Als Jürgen von Mellenthin in den Vormittagsstunden des 12. August vom Fort Trekoner kam, das, die Außenreede schützend, dem eigentlichen Hafen vorgelagert, eine der stärksten Stützen der Seefront bildete, hatte dieses Werk bereits einen hohen Stand der Kampfbereitschaft erreicht. Auch die anderen der See zugewandten permanenten Befestigungen Kopenhagens waren nunmehr gegen einen plötzlichen Überfall gesichert und ihre Ausrüstung weit vorgeschritten.

Dies war das Ergebnis seiner Kieler Mission. Vierundzwanzig Stunden vor der Ankunft des Kronprinzen hatte er die dazu notwendigen Befehle bereits in die Hände des Generals v. Peymann legen können und dieser eine Tag war dank der Tatkraft und Tüchtigkeit der Marine nicht ungenützt verstrichen. Damit war allerdings nur das Notwendigste getan. Noch fehlte die Reihe der kanonenstarrenden Block- und Sperrschiffe, die auf der Außenreede in einem langgestreckten Halbkreis zwischen Fort Trekoner und Batterie Prövesteen verankert, einen von See her angreifenden Feind verhindern sollten, die kostbarsten Docks und Werften in die Schußweite seiner Kanonen zu bekommen. An der Ausrüstung und Bemannung dieser Schiffe aber wurde fieberhaft gearbeitet, und nur noch einige Tage, dann war auch diese Lücke wenigstens notdürftig geschlossen und damit an dieser Stelle die schlimmste Gefahr beseitigt.

Wesentlich schlimmer stand es um die Landfront, die man seit Jahren völlig vernachlässigt hatte. Man konnte nur hoffen, daß dem Oberkommandierenden die Wichtigkeit dieser Aufgabe bewußt wurde und der Feind genügend Zeit ließ, wenigstens die gröbsten Mängel und Versäumnisse durch die hastige Errichtung provisorischer vorgeschobener Werke und Feldbefestigungen zu beseitigen.

In Jürgens Kopf schwirrte es von Berechnungen und Überlegungen, während er das Pferd vorsichtig durch das Gewühl der Menschen lenkte. Vor seinem geistigen Auge bedeckte sich die Umgebung, die er genau im Kopf hatte, mit Schanzen und Gräben.

Markante Punkte, wichtige Straßenkreuzungen, die schmalen Übergänge zwischen den vorgelagerten Seen wurden gesichert durch starke Erdwerke, Palisaden und Verhaue. Griffen die Engländer von Land an, woran kaum noch zu zweifeln war, mußten sie vor den eigentlichen Wällen und Bastionen bereits im Vorfeld der Festung aufgehalten und damit die Stadt vor einer entscheidenden Beschießung solange als möglich bewahrt bleiben. Das Gelände war stellenweise hervorragend dazu geeignet und bot hundert günstige Möglichkeiten. Es galt, sie nur zu nützen und hartnäckig jeden Zoll Boden zu verteidigen, dann war die Situation trotz des Mangels an regulären Truppen zu meistern.

Einige Male schon hätte Jürgen dichten Menschenansammlungen Platz machen müssen. Jetzt an einer Gassenecke stand wieder eine Schar eng zusammengedrängt und die Gesichter der Mauer zugewandt. Jürgen erriet, daß es sich um das Lesen der verschiedenen Proklamationen handelte, und wollte schon vorüberreiten, als grollende und unwillige Ausrufe sein Ohr erreichten.

„Was gibt es denn hier?" wandte er sich an einen biederen Handwerksmeister, der das Schurzfell um den Leib und die Ärmel des groben Hemdes hoch aufgeschlagen von der Arbeit davongelaufen war, wie er ging und stand.

„Der Kronprinz ist fort!" antwortete der böse. „Und es paßt uns nicht, daß er uns in der Bredouille sitzen läßt und sich davonmacht."

Einen Augenblick verharrte der Hauptmann finster und regungslos, dann schwang er sich vom Gaul und bat den anderen, die Zügel zu halten. Er drängte sich durch die Menge die laut und erbittert ihre verschiedenen Meinungen austauschte, und war bald so weit vor, daß er den Anschlag entziffern konnte.

„Mitbrüder! Nachdem ich alle die Veranstaltungen getroffen habe, welche Zeit und Umstände nötig machten, eile ich zur Armee, um sobald als möglich zum Besten meiner teuren Mitbürger zu wirken, falls nicht bald Umstände eintreten, die, wie ich es wünsche, alles auf eine ehrenvolle und friedliche Art beendigen. Friedrich."

Jürgen beobachtete die Bürger in seiner Nähe und lauschte auf ihre Gespräche. Es war unschwer zu erkennen, daß die Zahl derer, die diese Maßnahme verurteilten, größer war als die, die sie billigten und als gerechtfertigt empfanden. Begreiflicherweise vermittelte dieses Verlassen in entscheidender und gefährlicher Stunde keinen günstigen Eindruck, sondern förderte Verzagtheit und Entmutigung.

Der Hauptmann von Mellenthin war auch nicht recht zufrieden damit. Aber was hätte Friedrich sonst tun sollen? Sich der Gefahr aussetzen, samt dem König in die Hände der Briten zu fallen und dadurch den Staat der Führung gänzlich zu berauben?

Jürgen zögerte nicht, seine Ansicht sehr vernehmlich kundzutun, und sparte auch nicht mit einigen sehr kräftigen und volkstümlichen Redensarten, die die Lacher auf seine Seite brachten.

Als er die Gruppe hinter sich ließ, konnte er sich schmeicheln, geschickt und mit Erfolg gegen Mißmut, Verzagtheit und Unverständnis gekämpft zu haben.

22.

Vor dem Portal des Palais Schimmelmann stand eine Karawane von Wagen. Die prunkvolle und bequeme Reiseequipage, zwei hoch beladene Gepäckwagen, ein leichter Küchenwagen und ein einfaches Gefährt für die nötige Dienerschaft hielten hintereinander, und die Pferde stampften ungeduldig den feinen Sand der Auffahrt.

Die Gräfin Schimmelmann nahm den Arm ihrer Nichte, die soeben durch das Tor geritten war, und führte sie zur nächsten Marmorbank zwischen einer bizarr beschnittenen Taxushecke.

„Nun laß uns einmal vernünftig reden", begann sie ein wenig erschöpft von den Anstrengungen und Aufregungen der letzten Stunden. „Von der plötzlichen politischen Misere hast du also bereits in Angershus gehört?"

Bettina nickte geistesabwesend.

„Ja, Tantchen, heute früh wußten es schon die Taglöhner auf den Feldern. Gabriele und ich waren sehr erschrocken. Ist es wirklich so schlimm?"

„Kind, der Kronprinz und der König haben Kopenhagen bereits verlassen, und sämtliche Mitglieder des Kabinetts sind ihm gefolgt oder soeben im Begriff wie wir, das gleiche zu tun. Ja, sieh nicht so erstaunt aus, Onkel kann als Finanzminister nicht zurückbleiben. Wir gehen nach Kolding, Gott gebe es, daß wir es glücklich erreichen. Ich bin so froh, daß du noch zur rechten Zeit gekommen bist. Onkel muß jeden Augenblick erscheinen, er ist nur noch einmal schnell ins Ministerium, um einige wichtige Akten zu bergen. Umkleiden kannst du dich freilich nicht mehr. Ist Bijou noch frisch?"

Bettina blickte nach ihrer goldfarbigen Stute, die der alte Kammerdiener geduldig hielt, da im Augenblick kein Reitknecht des sonst so straff und gut funktionierenden Haushaltes frei war, um sich seinen eigentlichen Pflichten zu widmen. Erst jetzt wurde sie sich des jähen Umsturzes und all der sich daraus ergebenden Änderungen bewußt.

„Ja", antwortete sie zerstreut, „freilich ist sie das. Du kennst sie ja, der kurze Weg macht ihr nichts aus."

„Herrlich!" rief die Gräfin entzückt. „Dann begleitest du uns einfach zu Pferde. Es wird dir sowieso lieber sein, deinen Liebling mitzunehmen, als ihn vielleicht gar diesen rohen und brutalen Schinderknechten von Engländern zu überlassen."

„Was sprichst du da, Tantchen?" fragte Bettina mit großen entsetzten Augen. „Ich soll mitkommen?"

„Ja, was denn sonst?!" rief die Gräfin und schüttelte empört ihr weißhaariges Haupt. „Du denkst doch nicht, daß wir dich allein hier lassen? Allons, nimm rasch eine kleine Stärkung zu dir, um Bijou soll sich einer dieser faulen Burschen kümmern."

„Warte, Tantchen", bat Bettina hastig und erregt und ergriff die Gräfin Schimmelmann, die sich schon erheben wollte, um die nötigen Anordnungen zu geben, beim Arm.

„Nun, was gibt es? — Du bist so eigenartig. Fehlt dir etwas, oder ist gar Gabriele krank?" forschte diese unwillig.

Bettina zog mit dem Absatz ihres zierlichen Reitstiefelchens eine tiefe Furche durch den Sand.

„Ich möchte nicht mit, wenn du gestattest", brachte sie mühsam, aber entschlossen heraus.

Die Gräfin Schimmelmann wandte sich mit einem Ruck dem Wesen zu, das sie wie ein eigenes Kind liebte.

„Bettina, Liebstes, redest du irre?!" rief sie entsetzt. „Was soll das heißen, welche Gründe könntest du für diese tolle, unmögliche Absicht ins Treffen führen?"

„Was wird aus Nils?"

„Papperlapapp, er ist ein Mann und kann überdies seinen Posten nicht verlassen. Graf Bernstorff bleibt und damit auch sein Sekretär. Um den Schlingel brauchst du dich jedenfalls nicht zu sorgen. Also, was ist es in Wirklichkeit?"

Bettina bog die Reitgerte, daß ihre Fingerknöchel weiß hervortraten.

„Ich kann nicht", erwiderte sie klanglos und verzweifelt, „kann nicht weglaufen und alles in Stich lassen — Verstehe mich doch, Tantchen — Bitte, liebe Tante Amalie!"

Die Gräfin faßte sie unter das Kinn und zwang ihr Köpfchen in die Höhe. Aus dem blassen wohlgepuderten Antlitz der Älteren, das immer noch die Spuren einer majestätischen Schönheit zeigte, sprach ein plötzliches Begreifen, als sie die Tränen und die flehende Bitte in den Augen der geliebten Nichte gewahrte.

„Ist es das?" murmelte sie zart und gütig. „Armes Kind, noch nicht fertig mit dieser schrecklichen Enttäuschung? Hängt dein Herz noch immer an ihm?" — Sie küßte die Zusammenzuckende zärtlich und streichelte sie wie ein kleines Kind. „Schäme dich nicht, Kleines, dein Mellenthin war mir recht — Vielleicht trügt der Schein, und ihr Trotzköpfe habt euch das Leben umsonst schwer gemacht. Weine nicht, du Dummchen, ich verstehe dich schon. Es kommt nur ein wenig spät. Hättest du mir eher einen Blick in dein Herz gestattet, nicht immer die Kalte und Stolze gespielt, hätte ich ihn selbst prüfen und meinen mütterlichen Pflichten gegen dich besser nachkommen können. Was soll nun werden? Kind, bedenke, was du auf dich nehmen willst. Krieg mit all seinen Schrekken droht, du bist ein schwaches Frauenzimmer —"

Bettina Nordenfjeld wischte sie die Tränen ab und rückte das verschobene Hütchen gerade.

„Ich bleibe, Tantchen!" versicherte sie mit unbeugsamer Entschlossenheit. „Ziehe bitte keine übertriebenen Folgerungen. Ich muß etwas richtigstellen und einem anderen die gleiche Gelegenheit geben, wenn er noch Wert darauf legt. Alles andere liegt in Gottes Hand. Er wird uns alle beschützen."

„Amen!" schloß ihre Tante in tiefer Bewegung. „Und dir möge er die Erfüllung deiner sehnlichsten Wünsche bringen."

Damit wandte sie sich den unzähligen Dingen zu, die es noch zu besprechen galt. Und als der Graf Schimmelmann mit einem Diener erschien, der einen großen Packen Akten und Dokumente hinter ihm dreinschleppte, waren die beiden Damen sich völlig einig, und ihm blieb nichts anderes mehr übrig, als brummend und seufzend seinen Segen zu dieser überspannten und unsinnigen Absicht der Nichte zu geben.

Bettinas Zofe mußte traurig auf die interessante Reise verzichten. Mamsell Charlotte und dem Kammerdiener Friedrich, den beiden Getreuen des Hauses, schwirrten die Köpfe von all den Anordnungen, die sich durch die Änderung bedingt über sie ergossen. Zuletzt mußte Bettina noch ihre ganze Beredsamkeit aufbieten, um die Tante umzustimmen, die plötzlich ebenfalls bleiben und sie nicht allein zurücklassen wollte. Aber dann war es so weit.

Die Peitschen knallten, ächzend und knarrend rückten die Wagen an und rollten, von Tücherschwenken und Tränen begleitet, zum Tor hinaus.

Ein Stündchen später kam Nils zwar zu spät, Onkel und Tante noch einmal zu sehen, just aber im richtigen Augenblick, die Schwester aus einem quälenden Zustand von Traurigkeit und Verlassenheit zu erlösen, in die sich vielleicht auch einige Zweifel über die Richtigkeit ihres Entschlusses mischen mochten. Äußerlich war ihm nichts mehr von seiner Verwundung anzumerken. Nur den linken Arm bewegte er mit Vorsicht.

„Kopenhagen beginnt sich zu leeren", erklärte er bedrückt und unzufrieden. „Es strömt aus den Toren von Wagen, Reitern und Fußgängern. Du bist ein Närrchen — schon gut, heule nicht, wir sind nun einmal Unglückskinder und gehören zusammen auf Gedeih und Verderb. Komm, Kleines, fasse dich, mir ist auch nicht der Sinn zum Lachen, aber froh bin ich schließlich doch, daß ich nicht allein mit meinen Gedanken bleiben muß —"

Er wanderte unruhig im Zimmer hin und her, strich Bettina über den Kopf, nahm hier einen Gegenstand auf, um ihn nach kurzem Betrachten wieder achtlos beiseite zu stellen, und dort sein unnützes Tun fortzusetzen.

„Schade daß ich den Onkel nicht noch einmal sprechen konnte, ich wollte ihm beichten —"

Ein leichtes Lächeln von Stolz und Genugtuung huschte um Bettinas Mund.

„Du hast das Geld nicht schaffen können?"

Nils lachte bitter auf.

„Woher denn?" erkundigte er sich müde. „Vielleicht hätte ich es gegen Wucherzinsen von einem Halsabschneider leihen können, dem der Name des Onkels genug Bürgschaft gewesen wäre. Aber dies oder die Möglichkeit, es im Spiel zurückzuholen, ekelt mich an. Ich kann und will das nicht mehr. Eigentlich —", er sank auf einen Stuhl, seine Stimme wurde zu einem Flüstern, „eigentlich warte ich auf ein Wunder".

Bettina erhob sich, küßte ihn auf die Stirn und ging zu ihrem zierlichen Schreibtisch, dem sie eine kleine silberne Schatulle entnahm.

„Da ist das Wunder!" sagte sie frohlockend, sich umwendend, und legte ihm ein Päckchen in den Schoß.

Nils fuhr zusammen und blickte fassungslos auf die von einem Bändchen zusammengehaltenen Hunderttalerscheine.

„Bettina!" schrie er grell. „Was ist das?! — Mein Gott, sehe ich denn recht?"

„Aber ja, es sind viertausend Taler. Ich sprach mit Onkel, und er gab sie mir. Gehe sofort zu D'Avergne und löse uns von einer Schuld, die —"

Sie kam nicht weiter. Nils riß sie in seine Arme und preßte sie in einem Überschwang der Gefühle an sich, der ihr fast den Atem raubte.

23.

Der außerordentliche Gesandte Großbritanniens machte keine Miene, den angebotenen Stuhl zu benutzen. In seinem groben Gesicht arbeitete es wild. Die Adern auf der Stirn waren geschwollen, die Fäuste packten die Stuhllehne, als wollten sie sie zerbrechen.

„Man hat mich also schändlich düpiert und an der Nase herumgeführt", begann er keuchend. „Man hat meine Reise systematisch und bewußt sabotiert, mir ein Schiff verwehrt und mich auf jeder Station auf die Pferde warten lassen. Und als ich heute, am 13. August, endlich in Kopenhagen ankomme, erfahre ich von Kriegsvorbereitungen allerorten und darf nur noch Kenntnis davon nehmen, daß die Mitglieder des königlichen Hauses und des gesamten Kabinetts die Hauptstadt bereits verlassen haben. Fürwahr, mir scheint das eine Antwort, die jede weitere Erörterung überflüssig macht."

Graf Joachim Bernstorff hob begütigend die Hand.

„Davon kann keine Rede sein, Exzellenz", erklärte er mit Nachdruck. „Seine Königliche Hoheit, der Kronprinz, haben mich ausdrücklich zur Fortführung der Verhandlungen autorisiert."

Jackson verschränkte die Arme auf der Brust.

„Und was hätten Sie mir noch zu sagen?" erkundigte er sich mit verletzendem Sarkasmus.

Graf Bernstorffs Stirn rötete sich leicht. Aber er beherrschte sich mannhaft. Diese Stunde war zu bedeutungsvoll, um eine überflüssige Empfindlichkeit zuzulassen. Es galt den letzten Versuch, einen eindrucksvollen Appell an Verstand und Gefühl dieses Mannes, in dessen Hand das Schicksal die Entscheidung über Leben oder Tod vieler Menschen, ja vielleicht der ganzen dänischen Nation überhaupt, gelegt hatte. Mochte diese Unterredung noch so aussichtslos scheinen, er war fest entschlossen, lieber jede persönliche Kränkung einzustecken, als auch nur die geringste Möglichkeit zu versäumen.

„Dänemark will keinen Konflikt mit England", antwortete er ruhig und versöhnlich, um dann immer beschwörender und leidenschaftlicher zu werden. „Ich beschwöre Sie in letzter Minute, Exzellenz, den Forderungen der Vernunft und Wahrheit Rechnung zu tragen. Ich bin ein junger Mann, dem der Staat, dem ich diene, nur erst wenig Gelegenheit gegeben hat, seinen Eifer für sein Wohl an den Tag zu legen, dessen Name daher an sich wenig Gesicht hat. Überdies rechnen Sie vielleicht nicht viel auf die Versicherungen eines Staatsdieners. Aber bei meiner Ehre und bei dem Namen meines Vaters, dessen Andenken ganz Europa ehrt, schwöre ich Ihnen, daß französischerseits nie Anträge geschehen sind, die unsere Neutralität beeinträchtigten."

Jackson krauste die Stirn und biß sich auf die Lippen. Aber diese Regung des Unbehagens, die lediglich taktischen Rücksichten entsprang, schwand sehr rasch und hatte lediglich die eiskalte Erklärung zufolge, daß er sich an der persönlichen Ehre des Grafen Bernstorff keinen Zweifel erlaube und daher nur annehmen könne, daß er über die letzten und geheimsten Verhandlungen nicht orientiert wäre.

„Als Departementsdirektor und Stellvertreter des Ministers für die auswärtigen Angelegenheiten Dänemarks gab und gibt es nichts, wovon ich nicht wüßte", war die stolze und feste Antwort des Grafen. „Die angebliche Geheimvereinbarung mit Frankreich, die die königlich britische Regierung als Rechtfertigung für ihr Vorhaben anführt, existiert nicht! Niemals haben wir mit Frankreich auch nur Verhandlungen geführt, die das Ziel eines einseitigen Engagements unserseits zum Gegenstand gehabt hätten, noch ist von Frankreich ein Verlangen dieser Art an uns gerichtet worden. Wenn England diese bloße Hypothese als Tatsache betrachtet und daraus die Begründung für Feindseligkeiten und Gewalttaten ableitet, so wird kein Mensch auf dieser Welt jemals wieder an die Ehrlichkeit und Makellosigkeit Großbritanniens glauben."

Ein Lächeln des Hohns kräuselte um die Lippen des Engländers.

„Ich freue mich, daß Ew. Exzellenz so besorgt um unseren guten Namen sind."

„Sie sollten das Weltgewissen und die Stimme einer allgemeinen Verurteilung und Verachtung nicht so leicht nehmen", antwortete Graf Bernstorff erregt. „Niemand wird Ihren Argumenten glauben, sondern wissen, daß es nur unsere Flotte ist, die Sie reizt, daß Sie nicht nur einen unbequemen Nebenbuhler zur See zu vernichten, sondern auch seine Besitztümer an sich zu bringen wünschen."

„Großbritannien ist reich und mächtig genug, solche Folgerungen als lächerlich zu bezeichnen. Gewiß ist nur, daß wir unsere Macht unerbittlich gebrauchen werden, wo es uns notwendig erscheint."

„Niemand zweifelt daran, der die Geschichte Ihres Volkes kennt", erklärte der Graf bitter. „Dennoch sollten Sie in Betracht ziehen, daß es diesmal um die Vergewaltigung eines ganzen Volkes geht, für die Sie nicht den Schatten eines Rechts besitzen."

Jackson zuckte die Schultern.

„Wozu diese unnötigen Worte?" forschte er brutal und ohne Schonung. „Sie geben also unserem begründeten Verlangen nicht nach und lehnen die Allianz ab?"

Graf Bernstorff preßte verzweifelt die Hand gegen die Schläfe.

„Haben Sie überlegt, daß wir dadurch unvermeidlich auf die Seite Ihrer Feinde gezwungen werden?" fragte er keuchend. „Sind Sie sich bewußt, daß Sie durch Ihren Schritt gerade das herbeiführen, was Sie vermeiden wollen? Daß wir als Gebot der Ehre und schon aus Notwehr und Selbsterhaltungstrieb gezwungen sein werden, uns mit Frankreich zu vereinigen und gegen Sie zu kämpfen, wenn man uns nicht Sklaven und Feiglinge schimpfen will?"

Jacksons Kinn zeichnete sich hart und massig ab.

„Aber ohne Ihre Flotte, die sich dann entweder in unseren Händen oder auf dem Grund des Meeres befinden wird", erwiderte er schneidend und voll Triumph. „Das ist der Punkt, auf den es uns ankommt. Der Danebrog wird über keinem kampfkräftigen Geschwader mehr wehen, wohl aber der Union Jack über Kopenhagen und Ihren Schiffen. Und im Sund wird wie auf allen Meeren der britische Dreizack herrschen und erbarmungslos jeden wegfegen, der es wagt, uns entgegenzutreten!"

Graf Bernstorffs Hand tastete zum Hals und zerrte an dem sorgfältig geschlungenen Tuch, das ihm den Atem zu rauben drohte.

„Gewalt also, nackte brutale Gewalt!" brach es wie ein Schrei aus seiner Brust. „Exzellenz, das kann nicht Ihr letztes Wort sein! Um Himmels willen, bedenken Sie die fürchterlichen Folgen —"

Seine Worte verströmten in eine ungeregelte Flut von Beschwörungen, Beteuerungen und Vorwürfen, von denen er selbst wußte, daß sie sinnlos und unnütz waren. Aber die entsetzliche Angst, die seine Brust umkrampfte, trieb ihn zu diesem letzten Appell an Ehre, Großmut und Gerechtigkeit. Sie zwang ihn, allen männlichen Stolz und die Würde des Aristokraten wie einen jämmerlichen Mantel von sich zu werfen und nur noch Mensch in seiner höchsten Not zu sein. Bis er endlich doch spürte, daß alles vergeblich war und ihm die Erkenntnis von der Erfolglosigkeit seines Tuns die Lippen versiegelte.

„Ich bedauere, das völlige Scheitern meiner Mission feststellen zu müssen, und bitte Ew. Exzellenz um sofortige Ausstellung der Pässe für mich und sämtliche Mitglieder der britischen Gesandtschaft", war die einzige mit Eiseskälte erfolgende Reaktion Jacksons.

Graf Bernstorff verneigte sich bleich und gefaßt.

„Man wird sie Ew. Exzellenz noch heute zustellen", antwortete er mit Stolz und Würde.

Jackson erwiderte die Verbeugung und verließ mit harten, schnellen Schritten das Kabinett, um die Tür vernehmlich hinter sich zu schließen.

Der Graf verharrte einige Minuten regungslos, dann begab er sich in das Vorzimmer zu seinem Sekretär.

„Lieber Nordenfjeld, die Pässe für die englische Gesandtschaft sind auszufertigen", bemerkte er mit der gewohnten Höflichkeit. „Nehmen Sie noch jemand zu Hilfe und gehen Sie sofort an die Arbeit."

Nils Nordenfjeld erhob sich fassungslos.

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

„Exzellenz, das bedeutet —"
„Krieg!" vollendete sein Vorgesetzter mit einem schwerfälligen Kopfnicken. „Mein letzter Versuch ist ebenso gescheitert wie alle anderen zuvor. Gott weiß, daß ich mir die erdenklichste Mühe gegeben habe. Jetzt schweigt der Mund der Diplomaten, die Kanonen werden ihre Sprache erheben, und Mars übernimmt die Herrschaft."

Nils fuhr sich über die feuchte Stirn.

„Darf ich eine Bitte äußern, Exzellenz?"

Graf Bernstorff nickte nur zerstreut, da sich in seinem Kopf bereits Pläne zu formen begannen, die den gefährlichen Konsequenzen dieser politischen Entwicklung Rechnung trugen und das Beste aus ihr zu machen versuchten.

„Ich bitte Ew. Exzellenz um die gnädige Erlaubnis, als Volontär bei den königlichen Leibjägern eintreten zu dürfen.'

Graf Bernstorff wurde aufmerksam, krauste die Stirn und sah ihn erstaunt an.

„Weshalb?"

„Um Vergebung, Exzellenz, ich kann nicht Kanzleipapier beschreiben, wenn die Heimat in Gefahr ist. Ich fühle zutiefst die heilige Pflicht, mein Vaterland mit der Waffe zu verteidigen und ihm nach besten Kräften an der jetzt wichtigsten Stelle zu dienen."

„Sehr brav, Ihre Auffassung. Haben Sie aber bedacht, daß Sie mit Ihren Gaben für den Staat wertvoller und unersetzlicher sind als irgendein Individuum, das nur über zwei Fäuste verfügt?"

„Niemand ist zu gut dazu, Exzellenz", erwiderte Nils fest und unbeugsam. „Auch fürchte ich, daß ich in der Vergangenheit mit meinen Pfunden nicht gut wucherte."

Ein blitzschnelles Lächeln glitt über Bernstorffs Gesicht

„Und Ihre Blessur?"

„Ist verheilt, und eine letzte leichte Schwäche im Arm ohne Bedeutung."

Der Graf legte ihm die Hand auf die Schulter und sah ihn durchbohrend an.

„Mon ami, ich hoffe nicht, daß Sie nur einen bequemen Ausweg aus einer fatalen Situation suchen. Vertrauen Sie sich mir an und flüchten Sie nicht in den Tod auf dem Schlachtfeld als Rettung vor Schwierigkeiten, die Sie sicherlich überschätzen."

Nils hielt seinem scharfen Blick unerschütterlich stand, wenn er auch nicht verhindern konnte, daß ihm eine leichte Röte in das Gesicht stieg, das merklich männlicher und härter geworden war.

„Mein Ehrenwort, Exzellenz, daß es in dieser Form nicht zutrifft. Meine Verhältnisse sind völlig rangiert. Es ist wahr, daß ich schlimme seelische Prüfungen zu bestehen hatte, doch sind sie mir nur Anlaß zu Einkehr und Besinnung, niemals aber zur Verzweiflung und feiger Flucht aus dem Leben."

„Das freut mich aufrichtig", sagte Graf Bernstorff mit Wärme und Herzlichkeit. „Ihre Aufführung verdiente oft Tadel. Ich bedauerte dies um so mehr, da Sie ein Mensch sind, den die Natur mit ungewöhnlichen Fähigkeiten ausgestattet hat. Ich würdige Ihre Gründe und fühle tief die Verantwortung dieses Augenblickes. Schweren Herzens gebe ich Sie frei, Gott geleite Sie gesund durch alle Gefahren und schenke uns ein baldiges Wiedersehen in einem glücklichen und freien Vaterland."

24.

Der kleine Saal des Kommandanturgebäudes der Zitadelle Frederikshavn bot am frühen Morgen des 15. August äußerlich ein glänzendes Bild. Alle höheren Offiziere der Festung und der Flotte hatten sich unter dem Vorsitz ihres Oberbefehlshabers, des Generalmajors von Peymann, zu einem Kriegsrat versammelt.

General von Peymann präsidierte an der Schmalseite des langen Tisches, zu dessen beiden Seiten sich die Befehlshaber und Kommandeure in ihren bunten und prunkvollen Uniformen anschlossen. Wie ein verlorener Spatz unter prächtigen Artgenossen hockte ein einzelner Bürger zwischen ihnen.

„Ich bitte Herrn Kommandeurkapitän Bille, über den Stand der Seedefension referieren zu wollen", schloß der General von Peymann seine kurze Eröffnungsansprache, bei der er sich öfters versprochen und auch durch andere kleine Anzeichen verraten hatte, daß die körperlichen und seelischen Anstrengungen der letzten Tage nicht spurlos an ihm vorübergegangen waren.

„Exzellenz, meine Herren Kameraden", begann Steen Bille, dem man nicht anmerkte, daß er mehrere Nächte nur wenig zum Schlafen gekommen war, frisch und lebhaft. „Ich darf verkünden, daß die Seefront den höchstmöglichen Verteidigungsstand erreicht hat, den Zeit und Umstände gestatten. Gegenüber Anno 1801 ist es uns diesmal nicht gelungen, eine Reihe von Sperrschiffen auf der Außenreede auszulegen, um den Angreifer in geziemender Entfernung zu halten. Die fehlenden Bemannungen und der Rückstand unserer Rüstungen erlauben uns nur, zwischen Fort Trekoner und der alten Kalkbrennerei fünf Schiffe zu verankern. Dies sind das Linienschiff „Mars" mit sechzig, die Fregatte „St. Thomas" mit zweiundzwanzig und schließlich die drei Stückprähme „Hayen" „Svärdfisken" und „Kjämpen" mit je zwanzig Kanonen. Außerdem liegen auf der Innenreede, zu jeder Verwendung bereit, die sechsundzwanzig Fahrzeuge der mobilen Kanonenbootsflottille.

Alle Batterien und Forts sind besetzt und armiert, die Flanken des Forts Prövesteen von einem Stückprahm und einer Floßbatterie gesichert. Im ganzen stehen für die Seedefension 466 Geschütze und rund 6000 Mann zur Verfügung, die vollauf genügen dürften, wenn man annimmt daß der Feind diesmal seinen Hauptstoß zu Land in Szene setzen wird, worauf die Mitführung der starken Landungstruppen hindeutet."

General von Peymann öffnete die halbgeschlossenen Augen.

„Seine Exzellenz, der Herr Generalmajor von Bielefeld haben das Wort", erklärte er lakonisch.

Sein Stellvertreter im Kommando räusperte sich.

„Wenn Herr Kapitän Bille schon kein günstiges Bild für die Seedefension zu entwerfen vermochte, so ist für die Armee die Situation noch wesentlich schwärzer. Die Gesamtkräfte, die für die Verteidigung der Festung verfügbar sind, betragen, einschließlich der bereits genannten, rund 14 000 Mann. Davon sind nur 5000 Linientruppen, weiter 500 Leibjäger und Herrenhofschützen, 800 Studenten, 1200 Seeleute, 2500 Landwehrmänner und 4000 Bürger. Diese geringe Streitmacht gestattet uns gerade eine knapp ausreichende Besetzung der permanenten Befestigungen, nicht aber die Anlage provisorischer Außenwerke. Es mangelt an schwerem Geschütz, wir haben zahlreiche wichtige Positionen nur mit Zwei-, Sechs- und Zwölfpfündern armieren können, deren Schußweite an sich schon ungenügend ist. Zuverlässigen Meldungen zufolge verwendet der Feind überdies noch eine Pulverart, deren Wirkung um ein Drittel beseer als die unsrige sein soll. Es mangelt fernerhin an Arbeitskräften für die nötigen Schanzarbeiten —"

Der Hauptmann von Mellenthin, der bescheiden im Hintergrund an einem mit Karten und Plänen überladenen Tisch saß und im Augenblick nur einen Zuhörer bildete, dessen Dienste nicht benötigt wurden, ballte ingrimmig die Fäuste.

Und an mutigen Herzen und klugen Köpfen vor allem, ergänzte er heimlich, während der General von Bielefeld in einen langen Sermon verfiel über die Schwierigkeit, sämtliche Bäume aus den Konterescarpen zwecks Herstellung freien Schußfeldes zu entfernen. Herrgott, wie soll das enden? Redet er nicht schon so, als müßte er die Kapitulation begründen? Arbeitskräfte?!

Es sind übergenug Menschen da, die sofort zu Hacke und Schaufel greifen würden, wenn man sie nur aufriefe. Allein die fünf Bataillone Landwehr liegen müßig herum und stehlen dem lieben Gott die Tage.

Er spähte zu Steen Bille hinüber und sah mit Genugtuung, daß der Kapitän langsam einen roten Kopf bekam. Die letzten Tage hatten Gelegenheit geboten, eine erfreuliche Übereinstimmung der Meinungen zwischen ihm und Jürgen herzustellen, und jetzt wartete er mit Begier auf eine schneidige Gegenattacke des bewährten und tüchtigen Seeoffiziers.

Der Hauptmann von Mellenthin selbst hatte ja hier in dieser erlauchten Versammlung keine Stimme. Er war nur dazu da, um Auskünfte über Details zu geben, die die hohen Herrschaften zu wissen für überflüssig hielten, und allenfalls noch zu dem Zweck, einen Plan zu erläutern und das Ergebnis dieser Beratung für die Nachwelt festzulegen.

Nun also, es war so weit, der Kommandeurkapitän Bille bat ums Wort, nachdem General von Bielefeld geendigt hatte und ehe ihm ein anderer zuvorgekommen war.

„Um Vergebung, ich muß wohl Exzellenz falsch verstanden haben", hub er temperamentvoll an. „Exzellenz haben nur von Verteidigung der Festung gesprochen. Es ist aber von entscheidender Wichtigkeit, schon im Vorfeld Widerstand zu leisten und die Engländer solange wie möglich von den eigentlichen Werken und damit der Stadt selbst fernzuhalten. Ja, darüber hinaus müssen wir daran denken, die britischen Landungsversuche mindestens zu erschweren und zu verzögern. Jeder Tag, den wir gewinnen, kann in militärischer und politischer Beziehung von ungeahnter und höchster Wichtigkeit sein. Steht also die Bedeutung dieser Maßnahmen über jeden Zweifel, so bin ich, was die vorhandenen Kräfte anbelangt, der Meinung, daß sie zwar knapp sind, dennoch aber eine Verwendung im vorgenannten Sinne nicht ausschließen. Wir haben lediglich die Grundtendenz zu wahren, uns nicht gefährlich zu engagieren, sondern Schritt um Schritt zurückzuweichen und dem Feind jeden Terraingewinn so schwer und zeitraubend als möglich zu machen. Ob unsere Soldaten dabei vor Kopenhagen oder auf den Bastionen kämpfen, scheint unerheblich, solange wir uns vor größeren Verlusten zu hüten verstehen.

Die mobile Kanonenbootsflottille wird dabei jederzeit an der Seite ihrer Kameraden von der Armee zu finden sein und die Flanken zur See schützen. Sicherlich wird es auch die Situation erlauben, Teile des Marineregimentes und anderer Formationen von der Seefront abzuziehen, um sie anderswo einzusetzen. Ebenso ist die Marine imstande und bereit, für die Landfront schweres Geschütz zur Verfügung zu stellen, wobei vor allem Achtzehn- und Vierundzwanzigpfünder in ausreichender Anzahl vorhanden sein dürften —"

Hier wandte der General von Peymann den Kopf und sah seinen Adjutanten mit dem Gesichtsausdruck eines Menschen an, der sich im zunehmenden Maße erinnert, diese Argumente schon einmal von anderer Seite gehört zu haben und nach einer Erklärung dieses Wunders bei dem sucht, der dies veranlaßt hatte.

Der Hauptmann von Mellenthin verbannte schleunigst alle Zufriedenheit über die Tatsache, daß Bille so vortrefflich für die besprochenen Ideen kämpfte, aus seinen Mienen und beugte sich über seine Karten.

Er hat die Perücken ordentlich abgestäubt, dachte er innerlich sehr vergnügt. Guter Gott, wie sie sich drehen und winden und rote Köpfe bekommen. Das war ein Stich ins Wespennest, hoffentlich haben wir Erfolg.

„Ich danke Ihnen für Ihren löblichen Eifer, Herr Kommandeur", knurrte der Oberbefehlshaber mürrisch. „Wir wollen aber jeder bei seinem Metier bleiben. Die Verteidigung Kopenhagens wird nach den Richtlinien seiner Königlichen Hoheit und den mir gegebenen Befehlen erfolgen. Ich habe weder die Erlaubnis noch die mindeste Absicht, einen Krieg auf Seeland zu entfesseln, sondern werde mich auf die Festung beschränken. Einige Außenbatterien werden wir errichten, soweit es die Umstände gestatten. Eine Landung des Feindes kann, falls überhaupt, nur weit entfernt stattfinden. Nach allen Regeln der Kriegskunst ist sie an der Ostküste Seelands unmöglich, da die Festung Kronborg im Rücken der Engländer eine zu starke Bedrohung wäre. Wir werden ihnen keine Hindernisse in den Weg legen. Die Instruktionen seiner Königlichen Hoheit besagen, daß wir Kopenhagen bis zum äußersten verteidigen, unter keinen Umständen aber als der angreifende Teil erscheinen wollen, der den ersten Schuß abgibt. Lassen Sie die Briten nur unter unsere Wälle kommen, unsere Kanonen werden ihnen bald zeigen, welch bittere Aufgabe sie sich gestellt haben. Die Festung wird niemals ohne Sturm und fürchterliche Opfer des Feindes fallen."

Jürgen biß sich auf die Lippen, daß sie fast bluteten. Hier sprach der Ingenieurgeneral alten Stiles, der sich stur und pedantisch an die schablonenhaften Regeln einer veralteten Anschauung hielt und gänzlich übersah, daß es ausschließlich darauf ankam, den Feind in einer Entfernung zu halten, die ihm ein Bombardement der großen, volkreichen Stadt mit ihren hunderttausend Einwohnern verwehrte. Bestärkt und gestützt aber wurde diese verfehlte militärische Einstellung durch ein politische Verranntheit, die sich offenbar auf dem Boden unglücklicher und närrischer Spekulationen bewegte. Entweder hoffte man immer noch, die Engländer durch äußerste Zurückhaltung zu beeinflussen, oder man wollte um jeden Preis in der Rolle des Angegriffenen verharren. Dies war nach Lage der Dinge so oder so der helle Wahnsinn. Die Briten waren nicht diejenigen, die sich durch die Schafsgeduld eines Opfers zur Rücksicht bestimmen ließen, sondern sie würden mit Vergnügen von der Erleichterung ihrer Absichten Gebrauch machen. Und auf der anderen Seite gab es keine schärfere und einleuchtendere Brandmarkung als brutaler Aggressor als die bewaffnete und gewalttätige Invasion eines friedlichen Landes.

„Dann habe ich nur noch mitzuteilen", erwiderte Steen Bille bleich und gefaßt", daß sämtliche Kriegsschiffe befehlsgemäß mit Löchern versehen worden sind und durch Herausziehung der Spunde schnell versenkt werden können. Ebenso ist alles zur Zerstörung der Segel und Takelageteile vorbereitet."

„Ich danke sehr", antwortete Peymann mit einer knappen Verbeugung. „Das Wort hat der Herr Ratsdeputierte."

Der einzige Bürger unter all den Militärs empfand anfangs eine verständliche Befangenheit.

RÄTSEL

Rösselsprung

	den	den	
in	me	den	im
ra	räk	der	ra
ka	ra	drei	im
ken	me	ken	not
me	feste	tod	sind
ka	das	ka	brük

Zahlenrätsel

1 7 8 9 6 1 8	amerikan. Präsident, gest. 1865
2 9 2 10 11 1 9 6	mexikanischer Hafen
3 2 1 12 7 13 6 4 14	Stadt in Nordamerika
4 2 5 7 11 13	Metall
2 9 6 8 9 2 15 11 2	Andengipfel
5 14 15 14 8	Fechtwaffe
6 10 7 2 12	Narkotikum
4 2 3 2 12 12	Preisnachlaß

Die Anfangsbuchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, den Namen einer nordamerikanischen Halbinsel.

Füllrätsel

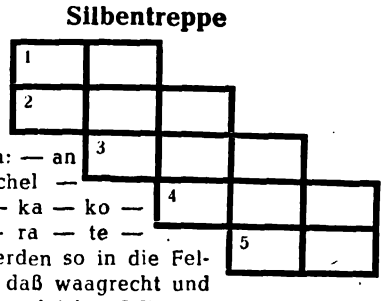
A	N							
	A	N						
		A	N					
			A	N				
				A	N			
					A	N		
						A	N	
							A	N

Die Buchstaben: a a a a a b b d d d d d e e e e e e e e g g i i i l l l l n n n n o o o p r r r r r s s s t t t t t t t u v v w z werden in die Felder gesetzt, daß waagrecht folgende Wörter erscheinen. 1. Land in Vorderasien, 2. Verschlußstreifen, 3. Land in Südafrika, 4. am Ufer angeschwemmte Gegenstände, 5. norwegischer Seehafen, 6. Badevorrichtung, 7. Bühnenleiter, 8. Tonware.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Puder Lamento Esche Kanton Rennwagen Kaserne Bussole Flunder Landwehr Sonne Versand Zugtier Milchkanne Spannung Nichte nachts sowie Wille Hornist Gesicht sind je 3 aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Fichte ergeben.

Silbentreppe



Die Silben: — an — an — chel — jo — han — ka — ko — ko — ra — ra — te — te — tu werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. Finnische Hafenstadt, 2. Präriewolf, 3. Stadt in Span.-Marokko, 4. Stadt in Kleinasien, 5. Berg im Böhmerwald.

Magisches Quadrat

Die Buchstaben: a a a a a a h h i l m n n n n n n o o o o r t t w werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. germ. Gott, 2. Staat der USA, 3. Erneuerungsschein, 4. Laubbaum, 5. weibl. Vorname, Abk.

Lösungen der Rätsel:

Rösselsprung: Kameraden in der Not, / Kameraden im Tod, / Kameraden im Rücken: / Das sind drei feste Brücken. ✱ **Zahlenrätsel:** Lincoln, Acapulco, Baltimore, Radium, Aconcagua, Degen, Opiat, Rabatt. „Labrador." ✱ **Füllrätsel:** 1. Anatolien, 2. Banderole, 3. Transvaal, 4. Strandgut, 5. Stavanger, 6. Badewanne, 7. Intendant, 8. Porzellan. ✱ **Kryptogramm:** Puder Lamento Esche Kanton Rennwagen Kaserne Bussole Flunder Landwehr Sonne Versand Zugtier Milchkanne Spannung Nichte nachts sowie Wille Hornist Gesicht. „Der Mensch kann, was er soll; und wenn er sagt: „Ich kann nicht, so will er nicht." Fichte. ✱ **Silbentreppe:** 1. Hanko, 2. Kojote, 3. Tetuan, 4. Ankara, 5. Rachel. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Wotan, 2. Omaha, 3. Talon, 4. Ahorn, 5. Nanni.

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck).

Zweizüger von K. Drechsler, Blankenburg/Harz.

Weiß: Kf4, Tf7, Te5, Ld4, Se7, Sf8, Be2, g3 (8).
Schwarz: Kh8, Sf6, Sg7, Bd5, e6, g4 (6).

Lösung:

Schlüsselzug 1. e2—e3 Zugzwang.

Blockade.

Sizilianische Verteidigung,
gewonnen von Major Th. Winter.

1. e4, c5; 2. Lc4 (Besser wäre Sf3 nebst baldigem d4), 2. . ., e6; 3. d3, a6 (Vorbereitung zu einem Sturmangriff); 4. a4, d5; 5. Lb3, c4; 6. La2 (Hier sollte d×c geschehen), 6. . ., b5; 7. e5, b4; 8. b3? (d×c!), c3 (Damit wird der L, T und S eingesperrt!); 9. Sge2, d4; 10 0—0, Dd5; 11. f4, Le7; 12. De1, a5; 13. g4? (Schwächt den Königsflügel), 13. . ., Lb7!; 14. Dg3, Lh4! Der Keulenschlag! Nach diesem ebenso originellen wie starken Zug streckte Weiß die Waffen.

„Namens eines löblichen Rates der königlichen Residenzstadt darf ich verkünden", begann er leise, um dann zusehends mutiger und gelöster zu sprechen, daß die gesamte Bürgerschaft aller Stände der Aufforderung zur Verteidigung des heimatlichen Herdes mit glühender Begeisterung gefolgt ist. Die Bürgermiliz ist unter den Waffen, Batterie Sixtus von Handwerkern der Werft, Batterie Quintus und die Zitadelle durch die Bürgerartillerie besetzt. Dem Aufruf des Polizeimeisters sind die arbeitenden Volksklassen zahlreich gefolgt und mehr als vierhundert Freiwillige haben sich bereits auf den Batterien und Blockschiffen eingefunden. Die waffenfähigen Gesellen und Lehrburschen aller Gewerbe haben eine zweite und dritte Abteilung der Bürgerwehr gebildet und stehen zum Kampf bereit. Die Kommission für die Beschaffung der Lebensmittel hat ihre Tätigkeit aufgenommen und die Verproviantierung der Bevölkerung ist im Gange. Die Brand- und Wasserkommissionen treffen alle gebotenen und bereits erprobten Vorbereitungen. Feuerspritzen sind auf sämtliche Viertel verteilt und jeder Bürger ist angewiesen, Löschwasser bereitzuhalten. Um der Gefahr eines Abschneidens des Trinkwassers zu begegnen, werden neue Brunnen gegraben und die alten überprüft."

„Wie steht es mit den Lebensmitteln?" erkundigte sich der Oberbefehlshaber gespannt.

Der Ratsdeputierte strich sich unruhig das lange Haar aus der Stirn.

„Korn und Branntwein sind für Monate vorhanden, Exzellenz. Aber die Preise sind jäh gestiegen, und das Fleisch — Exzellenz, wäre es nicht möglich, die Verproviantierung der englischen Flotte zu verbieten? Seit über zwei Wochen verkauft man den Briten in Helsingör täglich allein achttausend Pfund Rindfleisch. Gestern sollen es verbürgten Nachrichten zufolge, dreißigtausend Pfund Fleisch gewesen sein. Kein Wunder, daß eine starke Teuerung eingetreten ist und es allerorten zu mangeln beginnt."

Eine tödliche Stille folgte, die durch das scharfe Rucken eines Stuhles unterbrochen wurde.

„Wenn ich mir dazu eine Bemerkung erlauben darf, Exzellenz", nahm der Kommandeur Steen Bille zornesrot das Wort. „Wir sollten wirklich aufhören, den Feind, der uns an die Gurgel will, auch noch zu füttern und wie liebe Gäste zu behandeln. Man möchte uns sonst für ausgemachte Trottel und Schafsköpfe halten."

Der General von Bielefeld hüstelte empört über diese ungenierte Ausdrucksweise, die auch manchem anderen Mitglied des Kriegsrates nicht zu gefallen schien.

(Fortsetzung folgt.)

Schluß von Seite 4: Blühender Blödsinn

fen für diese nicht existierenden Figuren ein. Der Start einer neuen Figur oder eines neuen Themas wird mit nicht geringerer Sorgfalt vorbereitet als der Start eines neuen Modells bei Ford oder General Motors.

Die zeichnerische Herstellung erfolgt in einem fast fabrikähnlichen Betrieb mit strengster Rationalisierung, d. h., es gibt einen Hauptzeichner, der die großen Richtlinien des Bildes festlegt und viele Unterzeichner, die auf die Ausführung von Details, Kolorierung usw. bedacht sind, ferner ausgesprochene Spezialisten für Lachen, Weinen, Oberarm, Unterschenkel usw.

Wenn man bedenkt, daß eine solche Zeitung 24 Seiten zu 30 Bildern, das sind also insgesamt 720 Bilder, aufweist, und wöchentlich Hunderte solcher Zeitungen hergestellt werden, von denen manche Auflagen über zwei Millionen haben, so kann man sich vorstellen, daß die hierbei umgesetzten Geldbeträge einen Millionengewinn abwerfen, der auch neben der Film- oder Autobranche ganz respektabel ist.

Die im Blattinneren gezeigten Beispiele mögen einen ungefähren Begriff von dem Inhalt dieser „Comic Strips" geben. Inhalt und Aufmachung dieser Zeitungen, die außer den grellbunten Bildchen nichts enthalten, was nach europäischen Maßstäben zu einer Zeitung gehört, stellen jedenfalls ein Kuriosum dar, das bezeichnend ist für die ganze amerikanische Kultur- und Geisteswelt. Erst wenn man sich so recht darein vertieft, wird einem die Primitivität der großen amerikanischen Massen so recht verständlich. Man wundert sich dann auch nicht mehr darüber, daß die Rundfunkhörer drüben einmal von einer Panik gepackt wurden, als im Radio ein Hörspiel über Landung von Marsmenschen gesandt wurde, weil die Zuhörer die geschilderten Ereignisse vollauf für Ernst nahmen.

Der primitive Stumpfsinn dieser „Comic Strips" stellt für Millionen Menschen jenseits des Ozeans mehr noch als der Film die einzige geistige Kost und die ausschließliche Unterhaltung dar. Danach läßt sich der Horizont des Durchschnittsamerikaners ausmessen. Er ist von einer Enge, die in Europa unbekannt ist.

Untermann auf dem Drahtseil



Die Sekunde vor dem Sprung
Die „Drei Fellers" haben ein Intermezzo auf dem Schleuderbrett in ihren Drahtseilakt eingebaut. Die Partnerin erwartet das Kommando „fertig".



Die große Kunst des Seiltänzers
wird in Sekunden auf höchste Probe gestellt. Der mit dem Schirm balancierende Mann auf dem Seil hat jeden Zentimeter berechnet. Seine Beine sind Stahl.



Jetzt springt sie,
und einen Sekundenbruchteil danach fliegt der Obermann, der — ganz konzentrierte Erwartung — sein Herz, möchte man sagen, schon vorauswirft . . .



wie ein Ball durch die Luft,
um sicher und elegant auf den Schultern des Fängers zu landen, der — jählings doppelt so schwer — eine seinem Willen nur bedingt gehorsame Last jongliert.



Der Trick ist geglückt. Der Beifall rauscht. Bildbericht: Erwin Seeger.
Die von frühester Jugend auf an vollkommene Beherrschung des bis in die letzten Muskeln durchtrainierten Körpers und an Fangsicherheit des Auges gewöhnten Artisten sind unablässig mit neuen Übungen beschäftigt. Sie sind fortgesetzt Lernende, um als „mühelose Könner" gelten zu können.

Comment ils font la guerre!

Le prisonnier le plus exoraordinaire du front d'invasion est bien un observateur d'artillerie anglais qui déguisé en prêtre dirigeait le feu des batteries britanniques, derrière les lignes allemandes près de Caen, du haut d'une tour d'église. Il était muni d'un appareil de radio et venait de passer une visite à son poste d'observation, quand un soldat allemand fit l'ascension de la tour de l'église et fut accueilli par le « prêtre » brandissant un pistolet. Un bref echange de coups en résulta dans lequel l'observateur d'artillerie anglais eut le dessous. Il fut fait prisonnier.

Aus „Pays reel".

SO KÄMPFEN SIE!

In der Nähe von Caen lenkte, so berichtet die französische Zeitung „Le pays reel", ein englischer Artilleriebeobachter in der Verkleidung eines Geistlichen das Feuer der britischen Batterien hinter den deutschen Linien von der Höhe eines Kirchturmes aus. Er war mit einem Schwarzsender ausgerüstet und hatte, als er verhaftet wurde, gerade einen Besuch seines Beobachtungspostens hinter sich. Ein deutscher Soldat, dem das sonderbare Verhalten des „Priesters" aufgefallen war, stellte ihn mit gezogener Pistole. Da riß der verkleidete Artilleriebeobachter blitzschnell seine Schußwaffe hervor, ein Kugelwechsel folgte, aber der Deutsche war schneller gewesen und konnte seinen überwältigten Gegner als Gefangenen abführen. Eine so feige und hinterlistige Kampfesweise üben diese hochmütigen Briten, die noch vor nicht zu langer Zeit unsere Fallschirmjäger schamlos lügenhaft verdächtigten, daß sie in Frauenkleidern oder Priesterroben über Feindesland absprängen, was niemals der Fall gewesen ist.



Zeichnung: Lazarus.

„DAS HEER" KOMMT!



Jeder will der erste sein, zumal Ritterkreuzträger von ihrem Kampf erzählen

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Mentz.



Schulter an Schulter marschieren Grenadiere und Hitlerjungen vor der Ausstellung „Das Heer", Symbol des gemeinsamen Kampfzieles



Ein Ritterkreuzträger des Heeres erklärt hier vor der Wanderausstellung „Das Heer" ein Infanteriegeschütz.

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München.
ABCDEFG 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München

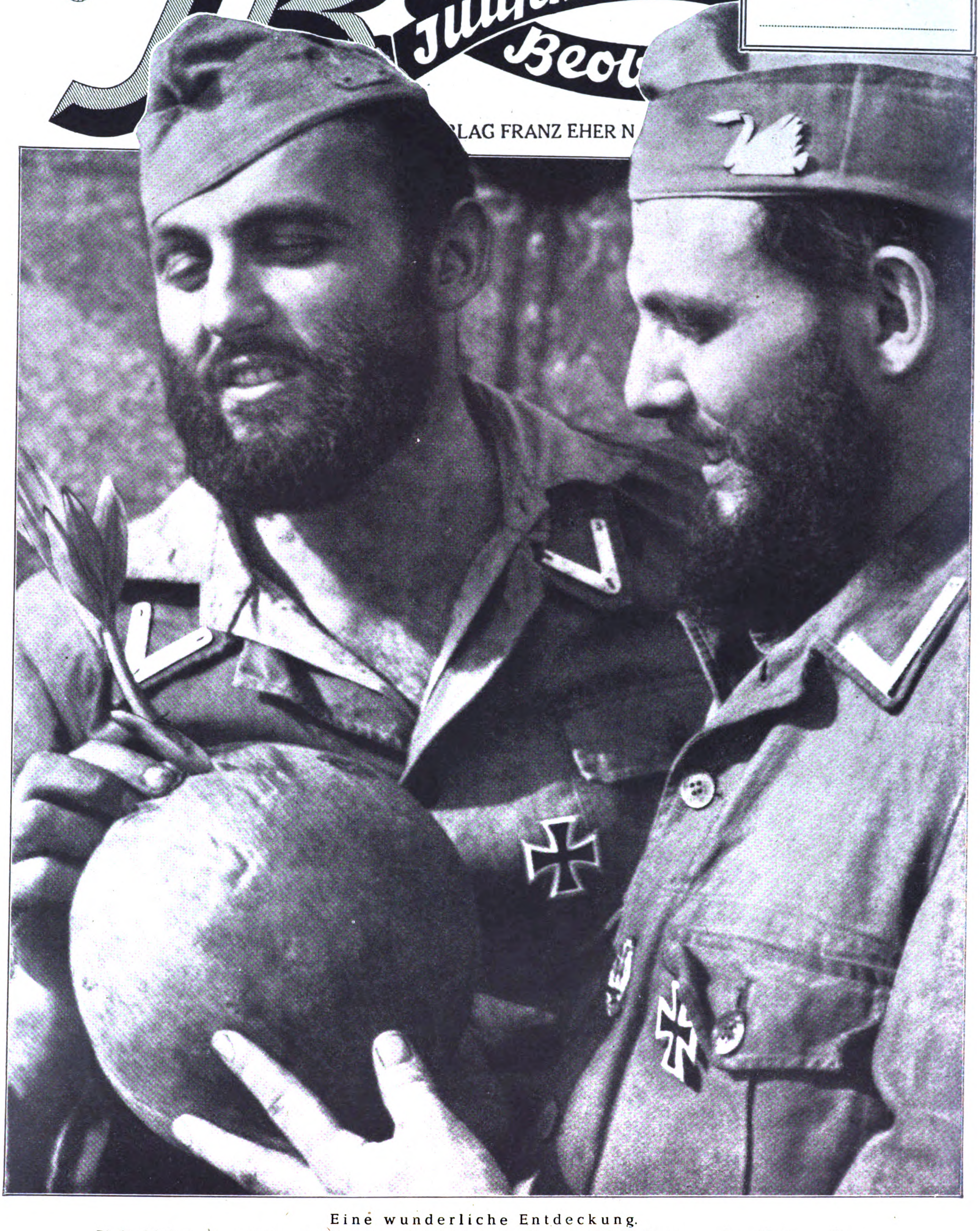
Preis 20 Pfennig

Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 31. AUGUST 1944
19. JAHRGANG FOLGE 35

VERLAG FRANZ EHER N

Mit herzlichen Heimatgrüßen
an die Front von:



Eine wunderliche Entdeckung.
Die für daheim bestimmte Kokosnuß in ihrer Faserschale hat in der feuchtwarmen Luft des Bootsinneren lange Triebe geschlagen.
PK.-Aufnahme: Kriegsberichter Tolle.



Für höchsten persönlichen Einsatz.
Der Führer überreicht dem Kommandierenden General des ϟϟ-Panzerkorps „Leibstandarte Adolf Hitler", ϟϟ-Oberst-Gruppenführer und Generaloberst der Waffen-ϟϟ Sepp Dietrich, die Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

Aufn.: Hrch. Hoffmann.



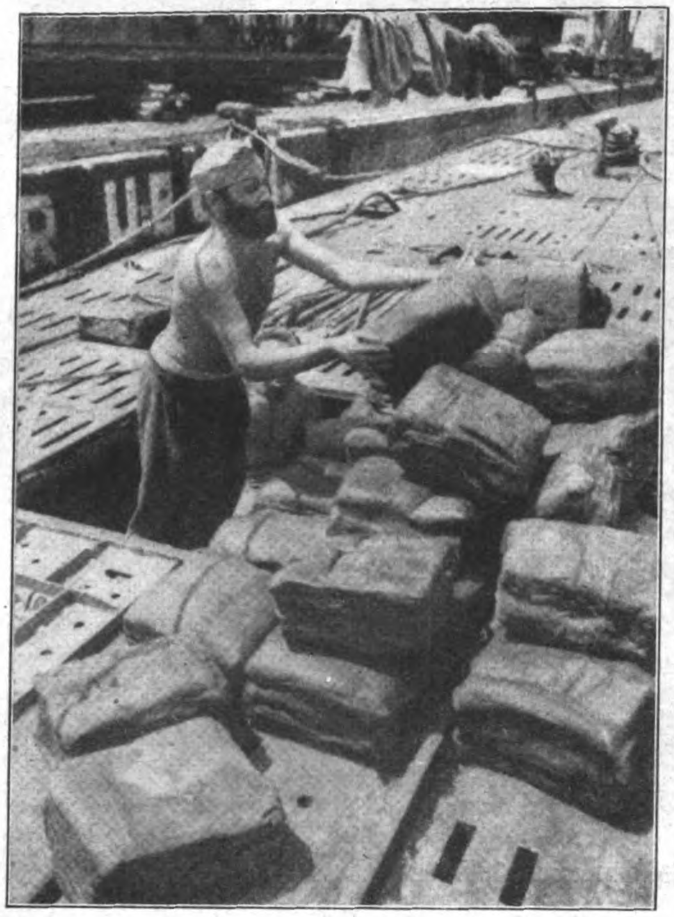
Nach langem Seetörn



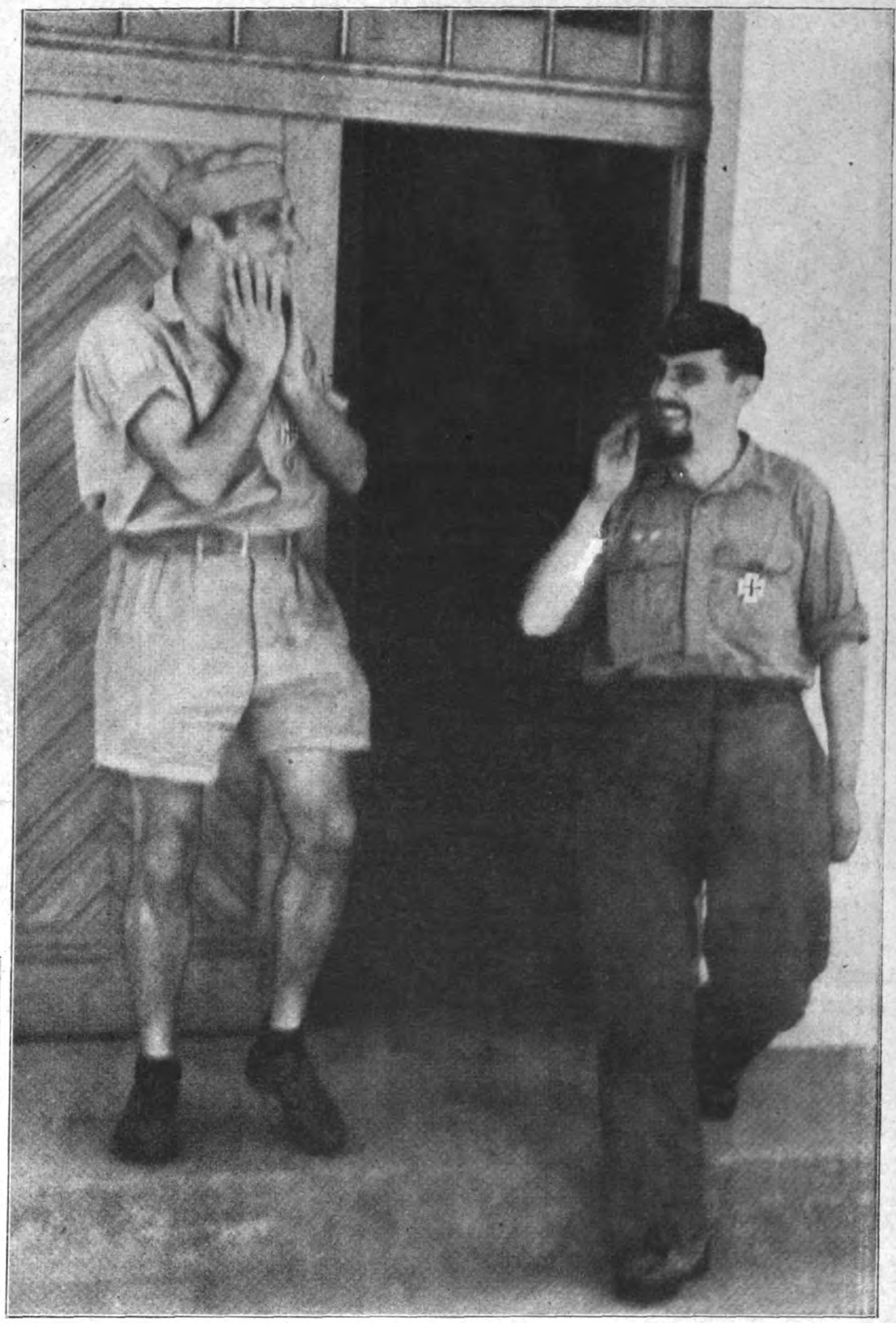
Hart und erfolgreich war der Einsatz.
Jetzt aber, wo sie nach dem freudigen Empfang strahlenden Auges vor dem Führer der Unterseeboote und vor dem Flottillenchef stehen, die ihnen die Auszeichnungen überreichen, haben sie alles Schwere vergessen.

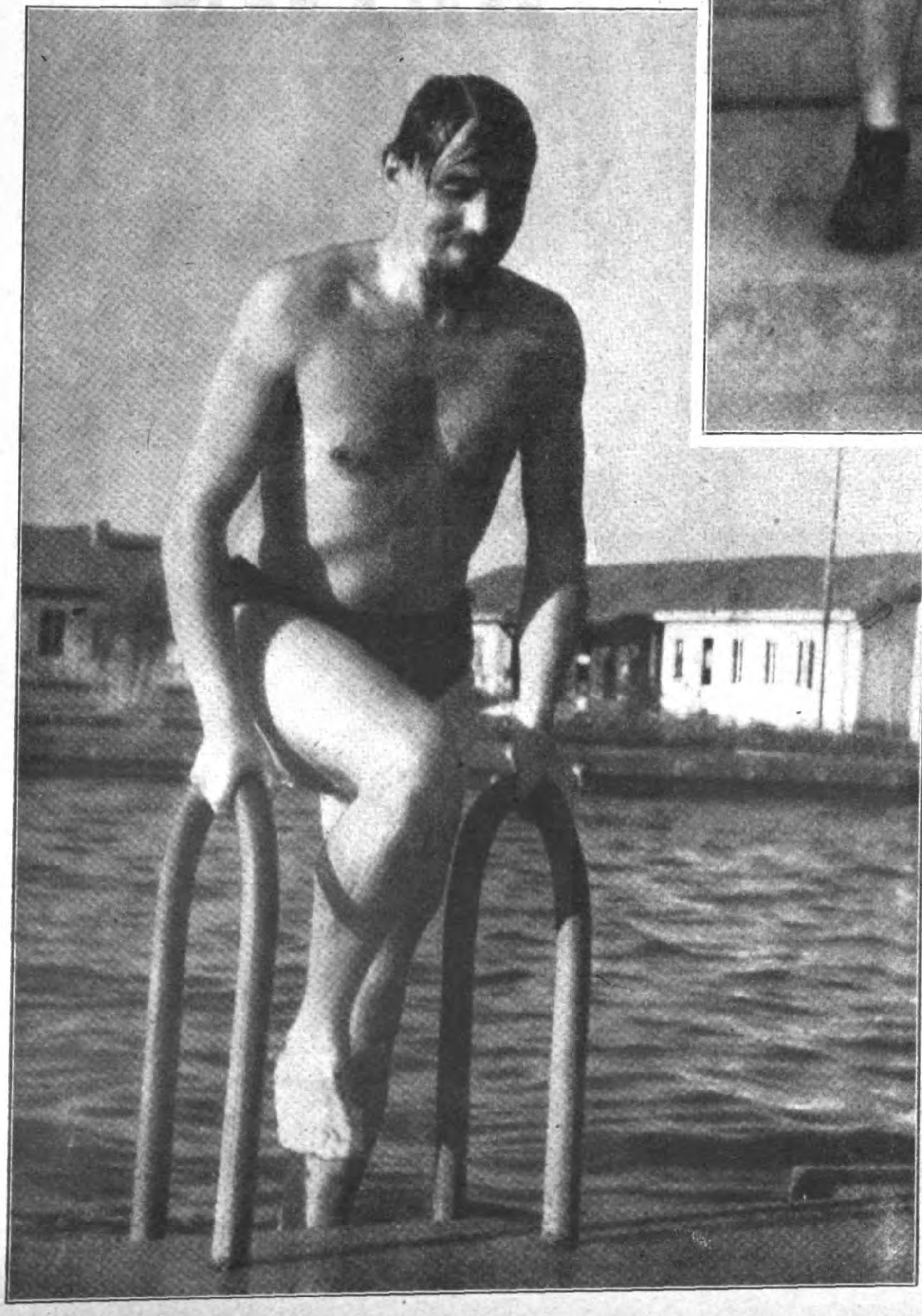
← **Während der langen Feindfahrt**
sind den beiden Maschinenmaaten mächtige Bärte gewachsen. Sie unterstreichen noch die Blässe und Müdigkeit der vom harten Einsatz gezeichneten Gesichter. Lange haben die Männer kein Tageslicht gesehen. Sie sind das erstemal wieder an Oberdeck und spüren die wohltuende Wirkung der Sonne.

PK.-Bildbericht von Kriegsberichter Tölle (Wb.).



Rohgummiballen . . .
Nach der Rückkehr zum heimatlichen Stützpunkt beginnt noch einmal eine eifrige Arbeit an Bord. Neben dem Ausräumen der privaten Dinge wird auch die wertvolle Fracht, die sie von einem deutschen Hilfskreuzer übernommen haben, gelöscht.





Jetzt ist ihnen wohler!
Seit einem Jahr haben sie sich nur mit wild umrahmten Gesichtern gesehen. Nun, nachdem der Bart gefallen ist, kennen sie sich fast selbst nicht wieder und müssen sich immer wieder davon überzeugen, daß das alles Wahrheit ist.

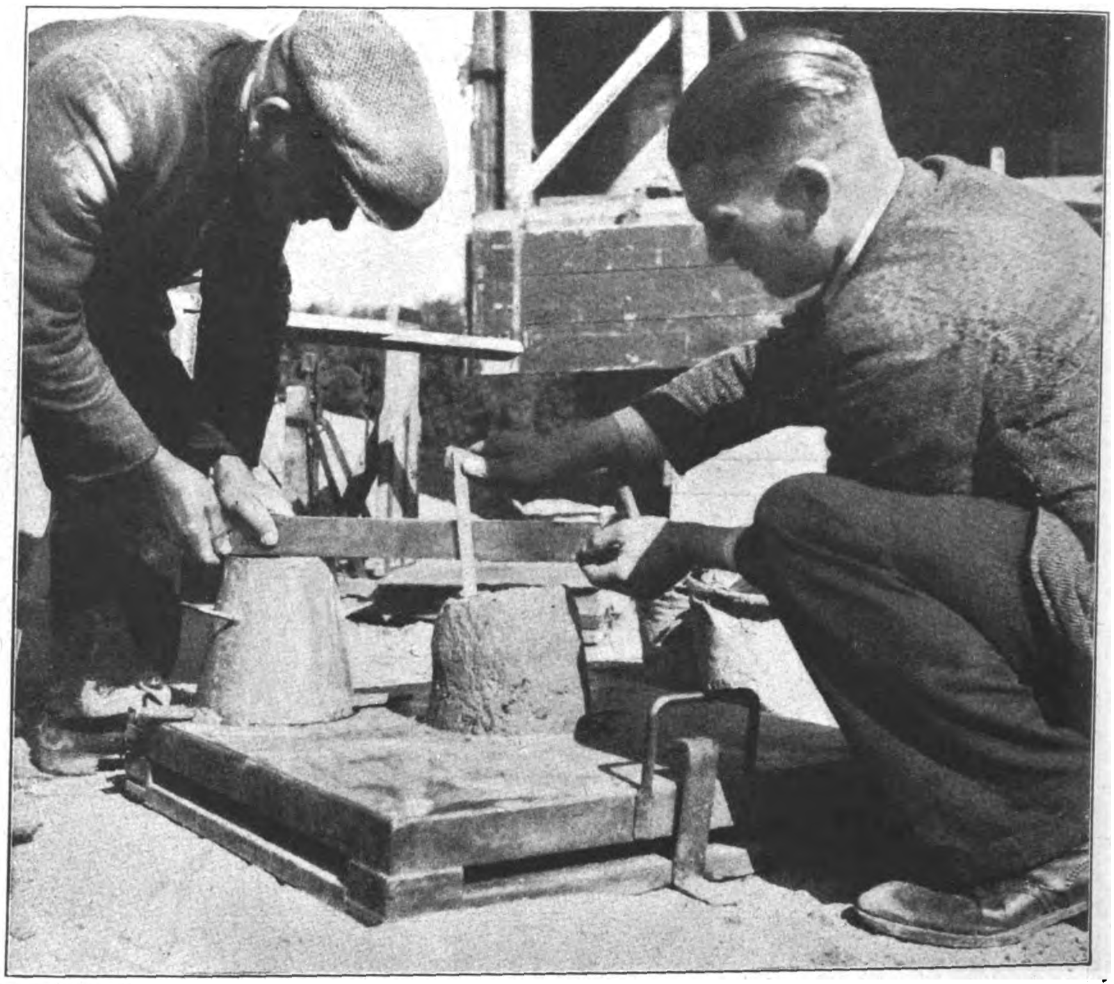
← **Kräfte für neuen Einsatz!**
In dem modern eingerichteten Schwimmbad des U-Stützpunktes können die Männer, deren Leben sich seit vielen Monaten fast nur im Bootsinneren abgespielt hat, sich tummeln oder in der Sonne liegen und sich erholen.

Die Spannung wächst.
Nun ist es bald so weit, daß sie nach fast einjähriger Abwesenheit von Hause Frau und Kinder wiedersehen können. Die Stunde des Einpackens der Geschenke für die Angehörigen ist fast ebenso schön wie der Urlaub selbst.

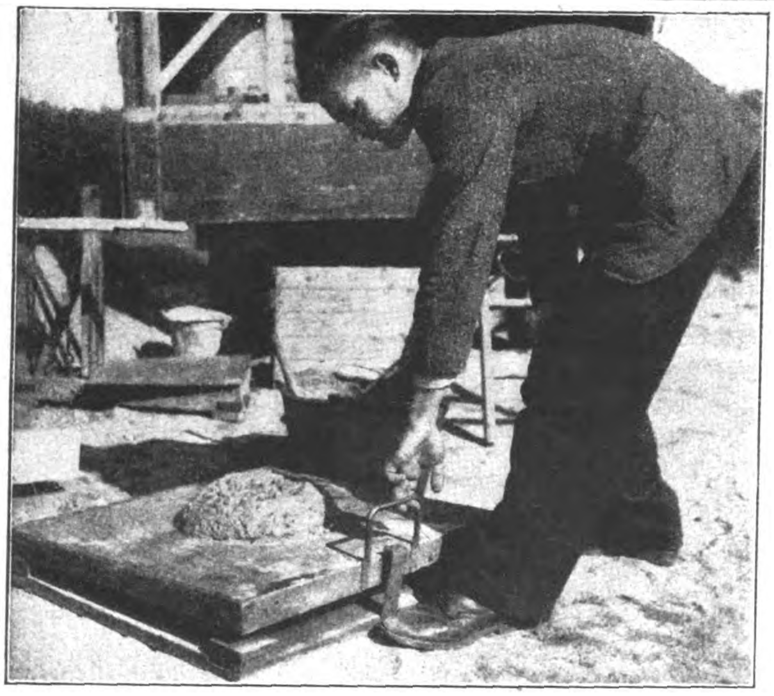




Eine „Kostprobe" wird der Betonmaschine entnommen.
Ein hohler Blechkegel wird mit der zähflüssigen Baumasse gefüllt. Jetzt wird es sich zeigen, ob der Beton die an ihn gestellten Erwartungen erfüllt.



DER MANN, DER . . .



Das „Setzmaß" wird ermittelt.
Wenn die Blechhülle abgehoben worden ist, sackt der Frischbetonkegel in sich zusammen, er „setzt sich". Nun wird die ursprüngliche Höhe des Kegels mit der Setzhöhe verglichen; dabei ergibt sich, nach Zentimetern gemessen, das „Setzmaß".

Aufnahmen:
OT.-Kriegsberichter Stephan.

←
Auf dem Rütteltisch.
Bei dieser Prozedur läuft der Betonkegel auseinander wie ein Eierkuchen. Genau fünfzehnmal wird der Rütteltisch gegen den Haken geschlagen . . .

. . . DEN BETON „KOSTET"

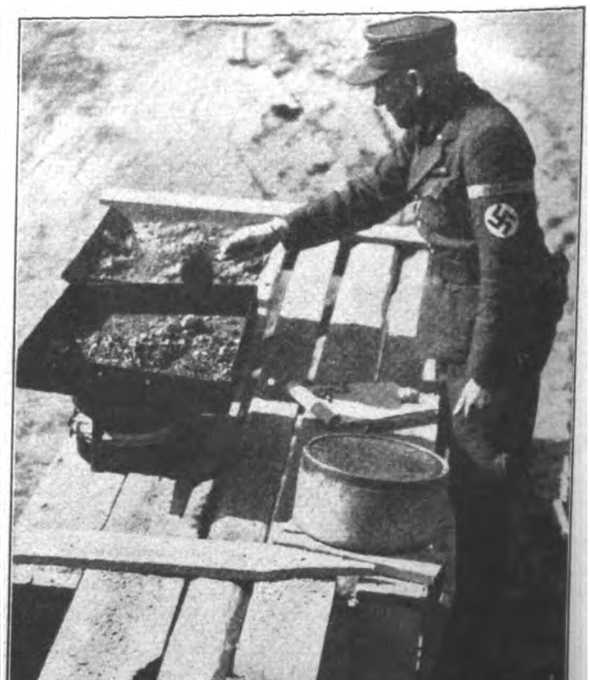
Von der Festigkeit der Betonmasse hängt die Sicherheit des Bunkers in hohem Maße ab. Um die Qualität des Betons prüfen zu können, hat man ein Verfahren ausgearbeitet, das in verschiedenen Arbeitsgängen die einzelnen Bestandteile nach ihrem Zusammenhalt und dem Gewicht ihrer Einzelbestandteile untersucht, z. B. wird durch das Auswaschen des Frischbetons, wobei der Zement und der ganz feine Sand abfließen, das „Korn" bloßgelegt, d. h. der gröbere Sand, Kies und Steine. Über seine Zusammensetzung unterrichtet die Rasterprobe. Zum Schluß ergibt sich eine zuverlässige Eigenschaftstabelle der vorliegenden Mischung, die nach Bedarf verbessert wird.



Das „Ausbreitmaß" des Fladens
läßt ebenfalls Schlüsse auf die vorgenommene Mischung des Betons zu.



Der „Korn"-Aufbau wird geprüft.
Über einer Spiritusflamme wird der ausgewaschenen Mischung die Feuchtigkeit entzogen.



Die Prüfung durch den „Raster".
Siebe mit verschieden großer Lochung sortieren das Trockengut, das dann gewogen und gebucht wird.

LONDON:

„MENSCHEN IM ABGRUND“

EINE STREIFE DURCH DAS VOLKSFEINDLICHE PARADIES DER BRITISCHEN PLUTOKRATIE / VON F. ROSE



1846:
Bauernlohn und Schweinepreis.
Unüberbietbar geißelte der „Punch“ die sozialen Mißstände in England, indem er „die beiden Rivalen“ gegenüberstellte: den „preisgekrönten bäuerlichen Arbeiter“ von 60 Jahren mit einem Jahreslohn von sage und schreibe 42 Mark und das preisgekrönte Mastschwein im Werte von 63 Mark.

Auf die größten militärischen Schlachten werden die größten sozialistischen Schlachten der Geschichte folgen. Die Völker bluten für ihre soziale Befreiung, während der Kapitalismus die teuflischsten Methoden anwendet, um die wirtschaftliche Versklavung der Vorkriegszeit zu halten. Das bedeutet Krieg nach dem Krieg!

„New Leader“, London (linksradikal), im Juli 1944.

„Wird die englische Marine eine sozialistische Bewegung gegen das kapitalistische System unterstützen? Die Zustände auf den königlichen Schiffen sind derart, daß nur noch die Furcht die Grundlage der Disziplin ist... Wenn eines Tages der Zusammenbruch des gegenwärtigen Systems in England sichtbar wird, dann werden diese Zustände ihre Rache finden. Der allgemeine Wunsch heißt: Räumt mit dem Alten auf!“

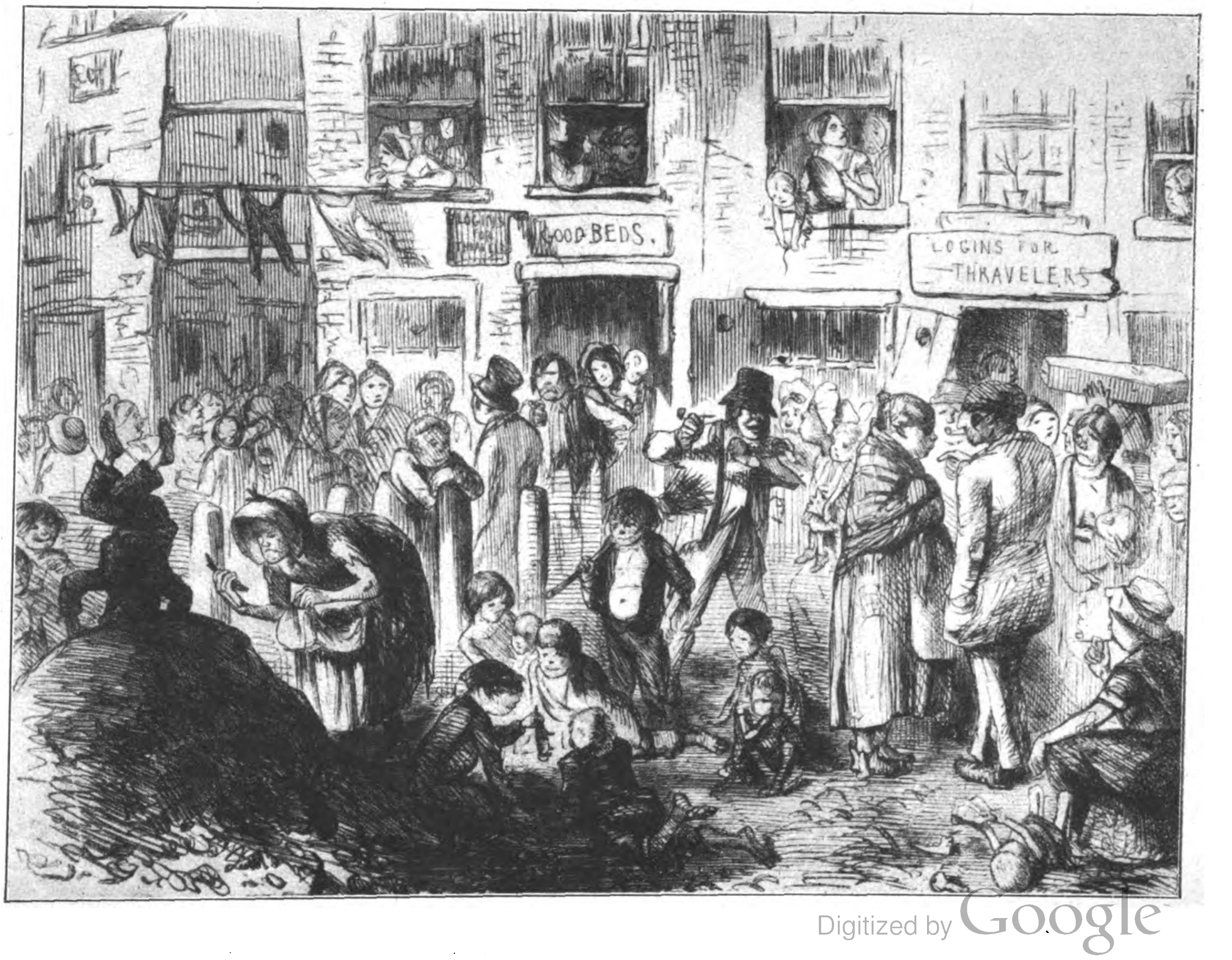
Zuschrift eines Marineunteroffiziers an den „New Leader“, London, Juli 1944.



1820:
„Hinweg mit dir...“
Eine der ältesten englischen Karikaturen auf die volksfeindliche britische Plutokratie: Die Parlamentshexe ist behangen und beladen mit „Land, Kapital, Lohn, Profit und Pferdebahnaktien“. Vergeblich bettelt der jugendliche Arbeitslose: „Madame, lassen Sie mich doch etwas davon mittragen!“ Jedoch der dreiköpfige Zerberus „Fabrik, Produktion um Profit, Wettbewerb“ bewacht die Tore zum System der Ausbeutung.
Erst 1819 beschloß das Parlament das Verbot der Beschäftigung von Kindern unter — neun Jahren! Kinder von 9—16 Jahren durften weiter 12 Stunden täglich beschäftigt werden!

Bilder aus dem „Punch“.

1852: ⟶
König Cholera hält Hof.
Ohne die schamlosen, arbeiterfeindlichen Ausbeutermethoden der englischen Plutokratie hätten die kulturfeindlichen Ideen des Juden Karl Marx nie Fuß fassen können. Karl Marx entnahm die Grundlagen zu seinen verwirrten und verwirrenden Thesen seiner englischen Urquelle. Sein Freund Friedrich Engels schilderte 1845 „die Lage der arbeitenden Klasse in England“: „Das Ostende von London ist ein sich stets ausdehnender Sumpf von stockendem Elend und Verzweiflung, von Hungersnot, wenn unbeschäftigt; von physischer und moralischer Erniedrigung, wenn beschäftigt...“ Der Jude Marx und sein Famulus Engels haben dem Klassenkampf nicht etwa die geistigen Waffen in die Hand gegeben, um Gegensätze zwischen reich und arm durch einen wirklichen Sozialismus zu überbrücken. Sie sahen in diesen Gegensätzen schon damals nur das Mittel, die unteren Schichten des darbenden Volkes vor ihre eigenen jüdischen Weltherrschaftspläne zu spannen, und das ist ihnen durch die Synthese zwischen Plutokratie und Bolschewismus heute auch restlos gelungen.





Zur Ablenkung von den erst lächerlich gemachten, jetzt allgemein als „unheimlich" zugegebenen Wirkungen der deutschen Vergeltungswaffe V 1 hat Churchill seinen Insulanern wieder eine seiner Hoffnungsspritzen verpaßt. Ende Juli noch hatte er unter dem niederschmetternden Eindruck der unaufhörlichen und sich immer steigernden Beschießung durch diese Waffe, deren eigentlicher Spiritus rector er selbst gewesen ist, die Zukunft Englands und vor allem Londons als unabsehbare Kette schwerster Prüfungen und Belastungen schwarz in grau gemalt; die Furcht vor kommenden größeren Dingen und Geschehnissen, die sich aus der Numerierung der eben erst angebrochenen Serie der deutschen Vergeltungswaffen ablesen lassen, war ihm ins Gebein und in die Zunge gefahren. Kautschukartig erhob sich ein zusammengeschrumpfter Churchill wieder zur vollen Größe des hundertfach erprobten falschen Propheten, als er

(Fortsetzung am Schluß des Romanteils.)



1859:
Die Armen ohne Heim.

„Bah! Uns geht's ja schlecht!", glossierte der „Punch" 1859 das himmelschreiende soziale Elend in der Metropole eines Weltreiches, über dessen Schätzen nie die Sonne unterging, „aber denk bloß mal an die armen Mittelklassen, die jeden Tag gerösteten Hammel und gekochtes Geflügel essen müssen!"

Aus „Picture Scoop" und „Laff".

1866:
Elendshütten auch auf dem Lande. →

Wie die englische Großstadt ihre Slums, ihre Massenelendsquartiere, so hat auch das englische Land seine Elendshütten. Hier versucht Mr. Punch (= Kasperl), der Taufpate des Witzblattes, dem Gutsherrn einen Puff zu geben: „Aber Ihre Stalleinrichtungen sind doch so hervorragend! Ich schlage vor, daß Sie hier auch etwas unternehmen, he?"

AUCH IN SEINEN KOMIKERN SPIEGELT SICH EIN VOLK!



Ed Wynn, jüdischer Star der Neuyorker Theaterwelt.
Seine Witze sind, wie zugegeben wird, allerdings nicht auf seinem Mist gewachsen. Unter zehntausend alten Schlagern suchte er sich hundert Pointen aus.



Der fette Jude Zero Mostel
streckt samt seinem Hund die Zunge heraus und schielt, hat aber dafür die Genugtuung, den Titel „berühmter Schauspieler" zu erhalten.

Feuer am Sund

ROMAN VON LOTHAR FREUND

(8. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 34:

„Wie steht es mit den Lebensmitteln?" erkundigte sich der Oberbefehlshaber gespannt.

Der Ratsdeputierte strich sich unruhig das lange Haar aus der Stirn. „Korn und Branntwein sind für Monate vorhanden, Exzellenz. Aber die Preise sind jäh gestiegen, und das Fleisch — Exzellenz, wäre es nicht möglich, die Verproviantierung der englischen Flotte zu verbieten? Seit über zwei Wochen verkauft man den Briten in Helsingör täglich allein achttausend Pfund Rindfleisch. Gestern sollen es verbürgten Nachrichten zufolge, dreißigtausend Pfund Fleisch gewesen sein. Kein Wunder, daß eine starke Teuerung eingetreten ist und es allerorten zu mangeln beginnt."

Eine tödliche Stille folgte, die durch das scharfe Rucken eines Stuhles unterbrochen wurde. „Wenn ich mir dazu eine Bemerkung erlauben darf, Exzellenz", nahm der Kommandeur Steen Bille zornesrot das Wort. „Wir sollten wirklich aufhören, den Feind, der uns an die Gurgel will, auch noch zu füttern und wie liebe Gäste zu behandeln. Man möchte uns sonst für ausgemachte Trottel und Schafsköpfe halten."

Der General von Bielefeld hüstelte empört über diese ungenierte Ausdrucksweise, die auch manchem anderen Mitglied des Kriegsrates nicht zu gefallen schien.

„Man wird jeden unfreundlichen Akt unterlassen und seine Kaltblütigkeit wahren müssen", erklärte er tadelnd. „Noch ist es nicht zu Feindseligkeiten gekommen und daher kein Anlaß gegeben, unserseits damit den Anfang zu machen."

Der General von Peymann sah die Mienen seiner Untergebenen und erkannte, daß diese Meinung nur von wenigen geteilt wurde. Viel mehr als Zustimmung konnte er aus den Gesichtern eine starke Entrüstung lesen. Aber es war nicht seine Absicht, über diesen Punkt eine klare Entscheidung zu treffen.

„Man wird eine Änderung in Überlegung ziehen", bemerkte er ausweichend. „Haben Sie noch etwas zu erwähnen, Herr Deputierter?"

„Untertänigst, Exzellenz. Unter der Bürgerschaft ging ein hartnäckiges Gerücht um, daß sich auf einem englischen Kauffahrteischiff im Hafen eine gefährliche Menge Pulver befände. Herr Kommandeur Bille hatte die Liebenswürdigkeit, uns zuzusichern —"

„Ist bereits geschehen, Herr Ratsdeputierter", schnitt ihm der Genannte frisch und unbekümmert das Wort ab. „Ich habe die „St. Anna" und ihre Bemannung in Verwahrung genommen und eine Untersuchung einleiten lassen. Das Schiff hat tatsächlich eine große Pulverladung und brennbare Materialien an Bord, deren unbegründetes Vorhandensein durch die strenge Geheimhaltung und gewisse Begleiterscheinungen eine sehr verdächtige Beleuchtung erfährt. Es hat den Anschein, als ob man Attentate und Sabotageakte plante und dazu auch Verbindung zu Persönlichkeiten an Land unterhielt."

„Ich bitte um einen ausführlichen Bericht und wünsche, daß man mit Schonung vorgeht, bis die Schuldfrage einwandfrei geklärt ist", sagte der Oberbefehlshaber stirnrunzelnd und erhob sich schwerfällig. „Messieurs, ich danke Ihnen allen für Ihre Unterstützung. Ich möchte unsere Beratung nicht ohne eine gute Nachricht schließen. Seine Majestät der König und Seine Königliche Hoheit der Kronprinz haben die britische Blockade durchbrochen und sind glücklich und wohlbehalten in Kolding eingetroffen, obwohl das Schiff entgegen allem Völkerrecht von den Engländern angehalten und untersucht worden ist. Wie durch ein Wunder des Himmels hat man dabei die allerhöchsten Herrschaften nicht entdeckt. Messieurs, wir wollen dies als ein glückliches Omen nehmen und ein feierliches Gelöbnis ausbringen, das in dem Ruf gipfeln soll: »Seine Majestät der König und Seine Königliche Hoheit der Kronprinz —"

Dreimal durchbrauste das Hoch der Offiziere, die sich eilig erhoben hatten, den Beratungssaal und drang verweht auf den Innenhof der Zitadelle, der von einem regen kriegerischen Leben erfüllt war.

25.

Gegen zehn Uhr am 16. August früh erreichte Major von Holstein mit einer Eskadron Husaren als Spitze des ihm unterstellten kleinen Detachements die auf einer sanften Anhöhe stehende Windmühle von Vebek. Einige hundert Schritt entfernt und tiefer liegend lugten die freundlichen Häuser der kleinen Ortschaft durch das Grün der Bäume und Sträucher.

Die Wellen des Sundes bespülten den flachen Strand, der heute ungewöhnlich belebt war.

Der Major, sein Adjutant, der Sekondeleutnant Peddersen, und Rittmeister Baron von Eulen als Kommandeur der Husaren gewannen, den Truppen weit vorauseilend, als erste die Höhe und damit den Blick auf Dorf und See.

„Mohrenelement, sie sind tatsächlich da!" schrie der Rittmeister und schlug sich wütend auf den Schenkel.

Major von Holstein biß die Zähne zusammen und zog das Fernrohr aus der Satteltasche.

Einige tausend Schritte vom Strand entfernt lag in majestätischer Ruhe eine endlose Reihe dickbäuchiger Transportschiffe mit beschlagenen Segeln vor Anker. Unübersehbar zogen in der Ferne in der leichten Brise langsam und schwerfällig weitere Geschwader heran.

Der Atem stockte den Zuschauern vor der überwältigenden Macht und Größe dieses Bildes. Der ganze Horizont schien erfüllt mit Schiffen, deren Segel wie ungeheuere weiße Wolken herandrängten.

Kleinen zierlichen Spielzeugen ähnlich strebten einzelne Boote zum Strand. Zuerst bildeten die Insassen nur eine einzige leuchtende rote Masse, zwischen der Waffen glitzerten. Dann, als die Boote weit noch vom Land entfernt auf Grund gerieten, sah man die Briten wie Frösche über Bord in das seichte Wasser springen und bis zur Brust darin vorwärtswaten. Musketen und Patronentaschen hochhaltend und ausgezogene Waffenröcke auf den Spitzen der Bajonette schwenkend, sah man bald hier einen durch einen Fehltritt gänzlich im Wasser verschwinden und dort wieder einen Tschako treiben, dem sein Besitzer fluchend folgte, um ihn noch vor dem Versinken zu ereilen.

Auf dem Strand brannten kleine Feuer und sandten dünne Rauchwolken in die klare Sommerluft. Ganz oder halb nackend und oft auf die kümmerlichste und sonderbarste Weise bekleidet, tummelten um sie die ersten Ankömmlinge, jeder auf seine Art beschäftigt, sich und seine Ausrüstung zu trocknen.

Gewehrpyramiden glänzten in der Sonne, einzelne kleine Trupps tauchten zwischen den Häusern unter, hier und da wachten einzelne Doppelposten mit dem Gewehr im Arm.

„Na", sagte der Baron von Eulen mit grimmiger Freude, „da sind wir ja gerade noch zur rechten Zeit gekommen, um unseren lieben Gästen ein freundliches Willkommen zu bieten. Verfluchte Schweinekerle, sie tun akkurat so, als ob sie nur zum Baden oder zum Waschen ihrer dreckigen Lumpen an Land gekommen wären."

Der Major setzte das Fernrohr ab.

„Komische Manier", brummte er ratlos. „Der Bote meldete, daß die ersten als angebliche Kranke früh vier Uhr gelandet sind. Weshalb zum Teufel beeilen sie sich nicht? Wie stark schätzen Sie die Gesellschaft?"

Der Rittmeister schützte die Augen mit der Hand vor der Sonne.

„Zweihundert Mann allerhöchstens", erklärte er nach einer Weile bestimmt und rutschte erwartungsvoll im Sattel herum. „Die werden Augen machen, wenn wir dazwischenfahren. Heute nacht werden sie in den Kellern der Zitadelle sitzen und Zeit haben, über die Wandelbarkeit des Schicksals nachzudenken. Herr Major, wir brauchen gar nicht länger zu warten. Die Bande erledige ich mit meinen Husaren allein."

Major von Holstein wandte den Kopf.

„Peddersen, melden Sie Seiner Exzellenz, dem Herrn Oberbefehlshaber, daß die Briten mit zweihundert Mann ohne Geschütz und Kavallerie bei Vebek gelandet sind, und daß ständig schwache Verstärkungen folgen. Ich bitte um Erlaubnis zum Angriff und garantiere die restlose Vernichtung des Gegners. Fort mit Ihnen und schonen Sie Ihren Gaul nicht!"

Rittmeister von Eulen klappte den Mund erst wieder zu, als der Adjutant hinter der Mühle verschwunden und die Hufschläge verstummt waren.

„Ach du lieber Gott", murmelte er erschüttert, und nahm den Tschako ab, um sich die Stirn zu trocknen. „Ach du lieber Gott, so ist das? — Meine armen Kinder, dazu hätte ich mein Frühstück nicht zu lassen brauchen. — Wie soll denn das nun weitergehen, Herr Major?"

Holstein wandte ihm ein verbissenes und tiefernstes Gesicht zu.

„Gar nicht!" antwortete er schneidend. „Ich habe ausdrückliche Order, keinen Angriff zu unternehmen und jedes feindliche Manöver zu unterlassen."

Der Rittmeister stülpte den Tschako auf den Schädel und ließ die Kinnketten offen an den Backen herunterhängen.

„Gute Nacht, Dänemark", schnaufte er wild los. „Was denkt sich die alte Mumie eigentlich? Gottverdammich nochmal, wozu schickt er dann ein Bataillon leichte Infanterie, 'ne Vierpfünderbatterie und mich Esel mit meinen Husaren los? Dazu hätte doch eine Schar weißgekleideter Ehrenjungfrauen mit Blumen und Gedichten besser gepaßt! Verflucht, da kriecht die ganze Kohorte heran. Daß Gott erbarm, die Kerle freuen sich auf ein richtiges Gefecht und dabei sollen sie nur Maulaffen feil halten. Millionen Donnerwetter, genügt das denn nicht, wenn die Schufte unsere Küste betreten, müssen wir erst noch warten, bis sie uns totschlagen?!"

„Darf ich Sie bitten, Herr Rittmeister, Ihre Husaren zwischen den Bäumen am rückwärtigen Hang zu postieren und mir einen gut berittenen Offizier zu attachieren", erwiderte der Kommandeur förmlich.

„Zu Befehl!" brüllte der Baron von Eulen zornig und riß den Gaul herum, daß die Erdballen flogen. Wie der Teufel raste er an der langen Kolonne schwitzender Füsiliere entlang zu seinen Leuten, die in glitzernden und bunten Reihen ungeduldig auf den Befehl zur Attacke warteten.

Seine Stimme erhob sich brüllend, die Reiter schwenkten ein und zogen sich in einer langen, Staub aufwirbelnden Eskadronskolonne vom Hügel herab, um zwischen den Bäumen unterzutauchen. Major von Holstein gab seinem Pferd die Sporen und ritt dem jungen Husarenleutnant entgegen, der sich im Galopp näherte.

Ein Viertelstündchen später hatten die Truppen ihre Aufstellung bezogen. Die Vierpfünderbatterie stand abgeprotzt auf dem Hügel, sorglich verdeckt von den Bäumen und Sträuchern, die den Rand einsäumten. Die plumpen Bronzerohre der Geschütze richteten sich schußbereit und drohend gegen Vebek. Mit brennenden Lunten waren die Kanoniere jederzeit bereit, tödliches Verderben mit Stahl und Feuer gegen den ahnungslosen Feind und die friedlichen Heimstätten der eigenen Landsleute zu schleudern.

Eine Kompanie Füsiliere war zwischen den Geschützen zur Bedeckung verteilt, die zweite stand als Reserve geschlossen hinter der Windmühle und die beiden anderen in aufgelöster Ordnung zu beiden Seiten des Hügels halbkreisförmig bis zu den letzten Ausläufern des Wäldchens. Die Stellung war vortrefflich gewählt und bot nicht nur ein vorzügliches Schußfeld, sondern verbarg auch die ganze Streitmacht völlig jedem spähenden Blick.

Damit war aber auch für die nächsten Stunden genug geschehen. Die Sonne rückte höher und beschien ein friedliches Bild, das zunehmend an ein Manöver erinnerte, nicht aber an einen drohenden kriegerischen Zusammenstoß denken ließ.

Die Infanterie hatte die Tornister abgelegt und die Gewehre zusammengesetzt. Batterie- und Husarenpferde steckten ihre Nasen in Wassereimer, in duftende Heubündel oder die Futterbeutel mit dem Hafer, den sie knirschend und genußvoll mit ihren starken Zähnen zermalmten. Auf dem Rasen und im Schatten von Gebäuden und Bäumen lagen Füsiliere, Kanoniere und Husaren, wie es gerade kam, bunt durcheinander und stärkten sich mit Brot, Speck und Branntwein, die brüderlich miteinander geteilt wurden. Zuletzt stellten auch die hungrigsten Mäuler ihre Tätigkeit ein, die letzten unzufriedenen Strategen und Kritiker der Kriegslage verstummten, und ein allgemeines Schnarchen stieg zum wolkenlosen blauen Himmel empor, während die Posten mit brennenden Lunten an den Kanonen oder mit dem Gewehr im Arm im schützenden Gehölz wachten.

In dem kleinen Raum der Windmühle über den sich lustig drehenden Flügeln saß ein Offizier und machte für jedes Boot, das eine neue Ladung Engländer an Land brachte, fein säuberlich einen dicken Strich. Obwohl diese Beschäftigung nicht anstrengend war, mehrten sich die Striche doch, weil die Briten zwar ohne Eile aber unentwegt am Werk waren. Da sie aber vorläufig keine Neigung zeigten, sich landeinwärts zu begeben, sondern sich nur am Strand ausbreiteten, störte nichts die Stille.

Gegen Mittag kam der Leutnant Peddersen auf abgetriebenem Pferd erfolglos zurück und wenig später strebte ein Husarenoffizier erneut nach Kopenhagen davon, um das gleiche Verlangen zu

dringendster Form zu wiederholen. Major von Holstein setze Leben und Ehre zum Pfande, daß der Angriff gelinge, obwohl die Anzahl der Feinde beträchtlich zugenommen habe, lautete seine Botschaft.

Baron von Eulen, der sich mit den anderen Kameraden längst ausgeschimpft hatte, saß auf einem alten wackligen Stuhl im Freien und beobachtete grimmig den Kommandeur, der ruhelos von einem Fleck zum anderen eilte. Bald war er am Rand des Hügels, bald wieder im obersten Raum der Windmühle, um die Fortschritte des Feindes zu verfolgen.

Gegen zwei Uhr nachmittags trat er wieder an den plumpen Tisch heran, den die Müllersleute ihren unvermuteten Gästen unter den großen Apfelbaum gesetzt hatten.

„Sappeure bauen einen Landungssteg", berichtete er verzweifelt und sank wie gebrochen auf einen Stuhl. „Herrgott, was soll das nur werden?"

„Ich an Ihrer Stelle pfiffe auf jede gegenteilige Order und griffe sofort an!" wiederholte der Rittmeister unter dem zustimmenden Kopfnicken Hauptmann Moorgreens, des Bataillonskommandeurs der Füsiliere, seine früheren Vorschläge. „Noch ist es Zeit, die anderthalbtausend Mann, die bis jetzt an Land gegangen sind, ins Wasser zurückzuwerfen."

Major von Holstein verkrampfte die Finger ineinander und stöhnte.

„Aber der Befehl!" murmelte er erstickt. „Noch ist kein Schuß gefallen. Das tun, hieße eine ungeheuere Verantwortung auf sich nehmen. Wenn sie nur eine Demonstration, eine Rekognoszierung vorhaben?"

„Dann bessern wir auch nichts, wenn wir stillhalten", brummte Hauptmann Jöfgard und nahm die Pfeife aus dem Mund. „Im Gegenteil, wenn sie die Gefahrlosigkeit solcher Spaziergänge merken, kommen sie uns bald richtig auf den Hals. Jedenfalls werde ich als Artillerist so eine Chance in meinem ganzen Leben nicht wieder kriegen. Sechs Vierpfünder, eine dominierende Stellung, freies Schußfeld, die Überraschung für mich und unten tausend nackige Ärsche, die wie die Frösche hüpfen würden, wenn ich dazwischen fetzen könnte. Es ist schon zum Kotzen, wenn man so einen sicheren und billigen Erfolg freventlich verschenkt. Hätten wir sie heute richtig auf die Köpfe gehauen, würden wir mindestens viel Zeit gewonnen, wenn nicht gar jeden weiteren Versuch überhaupt verhindert haben."

„Wohlgesprochen, Dicker, und ich hätte die Reste zusammengekehrt", pflichtete der Rittmeister dem rundlichen Kameraden von der anderen Waffe bissig bei, indes Hauptmann Moorgreen mit einem Satz von der hohen Trommel auffuhr, auf der er bisher in wütendem Schweigen gethront hatte.

„Da kommt Ravenslo zurück!" schrie er erregt die Hand hebend.

Der Husarenleutnant von Ravenslo sprengte heran und verhielt sein Pferd vor der kleinen Gruppe.

„Herr Major, Exzellenz lassen bestellen, daß es bei der ersten Order bleibt!"

Das Kalbfell der Trommel dröhnte dumpf auf, als der Kommandeur der Füsiliere mit einem Plumps auf seinen Sitz zurückfiel.

„Bumm!" ahmte Baron von Eulen das Geräusch nach, erhob sich und nahm Säbel und Tschako auf, die bisher achtlos neben ihm im Gras gelegen hatten. Er schnallte gemächlich um, stülpte den Tschako auf den Säbel und nahm eine straffe Haltung an. „Herr Major, ich bitte um die Erlaubnis zu einem letzten Versuch. Premierleutnant Skoden wird inzwischen die Eskadron führen."

Major von Holstein, überrumpelt und eigentlich fest entschlossen, den beiden mißglückten Ordonanzritten keinen dritten anzufügen, starrte ihn eine Sekunde regungslos und verdutzt an.

„Eh bien, mon cher Baron", sagte er dann in einer wilden Anwandlung von Galgenhumor. „Setzen wir den reitenden Expressendienst zwischen Kopenhagen und Vebek fort. Brechen Sie sich aber bitte nicht den Hals, damit die Verluste unserer glorreichen Aktion nicht zu hoch werden. Gott befohlen!"

Der Rittmeister salutierte, riß seinem Leutnant den Zügel aus der Hand und sprengte, ehe noch jemand ein Wort herausbringen konnte, auf dem abgetriebenen Gaul dem Gehölz zu, in dem seine Eskadron lagerte.

Keine drei Minuten später sah man ihn auf seinem hochbeinigen Hengst unter den Bäumen hervorschießen und im wilden Galopp auf der schmalen Straße davonrasen.

„Na, da bin ich aber doch neugierig!" faßte Hauptmann Jöfgard das Urteil aller Kameraden zusammen und begann, aufgeregt an seiner Pfeife saugend, dicke, nicht sonderlich würzige Rauchwolken in die laue herrliche Sommerluft zu stoßen.

Weiter schritt der Tag. Die Sonne hatte den größten Teil ihres Weges zurückgelegt, als auf der Straße nach Kopenhagen eine dichte Staubwolke aufwirbelte, die immer näher rückte.

Zu dieser Zeit aber war Ruhe und Behagen von der Windmühle zu Vebek gewichen. Kein fröhliches Lagerleben mehr, sondern ein Hasten und Jagen, bis alles in Reihe und Glied stand. Die Batterie hatte die Pferde angeschirrt und die Protzen herbeigeführt. Schon hoben die Kanoniere die klobigen Lafettenschwänze, um die Geschütze aus ihren Stellungen zu ziehen, als der Rittmeister von Eulen und der Hauptmann von Mellenthin den Hügel hinanpreschten. Verwundert sah der Rittmeister das veränderte Bild.

„Exzellenz sind einverstanden!" brüllte er keuchend. „Herr Major, Sie haben freie Hand und können handeln, wie Sie es für gut befinden!"

Der Kommandeur des Detachements, der neben seinem gesattelten Pferd stand, legte den Kopf zurück und brach in ein grelles, häßliches Lachen aus.

„Sehr freundlich!" schrie er, stoßweise immer wieder lachend wie ein Verrückter. „Vortrefflich, auf mein Wort! Grüß Gott, Herr Hauptmann von Mellenthin, auch noch unterwegs? Zu spät Messieurs! Wir müssen machen, daß wir fortkommen —. Bitte, sehen Sie selbst!"

Er packte die beiden Offiziere, die hastig aus den Sätteln geglitten waren, bei den Armen und drängte sie zum Rand des Hügels.

Weithin war der Strand mit Tausenden von Soldaten übersät. Wirr, bunt und vielfältig das Bild, das sich ihnen bot. Hier ein wildes Gewimmel von Gestalten in verschiedenen Uniformen, dort lange wohlgeordnete Kolonnen im leuchtenden Rot der Waffenröcke und gedämpften Blau



der Beinkleider. Darüber das Geglitzer der Bajonette. Trupps von Pferden, nur mit Trense oder schon gesattelt, dazwischen zweipfündige Bootskanonen auf niedrigen Rädern. Gruppen von Offizieren, einzelne Zelte, auf dem Kirchturm von Vebek der Union Jack. Endlose Gewehrpyramiden und Tornisterreihen, hochgetürmte Haufen von Kisten, Kasten, Decken, Satteltaschen, Kanonenkugeln und all dem mannigfaltigen Rüstzeug eines Heeres. Flatternde Fahnen und Trompetensignale, Wagen, Kanonen und Reiter. Der Rauch unzähliger Koch- und Lagerfeuer stieg schwarzgrau in die klare Luft, die erfüllt war von tausendfachen Geräuschen und Stimmen. Es klang wie das Summen eines ungeheueren Bienenschwarms, der sich vor dem Ausschwärmen noch einmal fest zusammengefunden hatte.

Den Hintergrund bildeten die unübersehbare Zahl der Transporter, die an ihren Ankern zerrten. Von ihnen nahten ohne Unterlaß die Boote in einer Menge, daß sie sich behinderten. Im Wasser wateten die Soldaten Kopf an Kopf, und auf dem Landungssteg drängte sich ein unaufhörlicher Strom zum Land. Überall dominierte und grellte das satte Scharlachrot der britischen Uniformen. Es übertrumpfte das Gelb des Sandes und das Grün des Laubes und leuchtete wie riesige Blutflecke in der Sonne.

Gegen den Hügel und seine Umgebung aber schoben sich lässig und in schweigender Drohung lange unregelmäßige Linien grünuniformierter Jäger mit kurzen, stumpfen Tschakos, denen weiter zurück langsam starke geschlossene Bataillone von Rotröcken folgten.

Die Vordersten waren keine zweihundert Schritt mehr von den dänischen Positionen entfernt. Gemächlich, weder Eile noch Kampfeseifer zeigend und sichtlich gar nichts von der Nähe des Gegners wissend, rückten sie einfach heran, weil die Masse der gelandeten Truppen sie landeinwärts zwang.

„Das sind zwischen acht- und zehntausend Mann", stellte der Major von Holstein mit einer Kälte fest, die gegen seine vorherige Erregung doppelt unheimlich wirkte. „Ich habe reichlich sechshundert. Den ganzen Tag haben wir stumpfsinnig wie die Ochsen hier gelegen und die kostbarste Chance versäumt, die uns der liebe Gott als Geschenk in die Hand gegeben hatte. Die Briten haben es uns leicht gemacht, sich wie Toren benommen und jede, auch die primitivste Sicherung und Maßnahme unterlassen. Vielleicht haben sie uns Schafsköpfe auch richtig eingeschätzt —. Tout égal, es ist zu spät!"

„Sicher!" bestätigte der Hauptmann von Mellenthin kochend vor Wut über den Eigensinn des Oberbefehlshabers, gegen den er selbst nach besten Kräften angekämpft hatte. „Zu spät wenigstens, um die gelandeten Truppen zurückzuwerfen. Nicht aber, Herr Major, um Widerstand zu leisten und ihnen das Vorwärtskommen ein wenig zu versalzen. Noch haben wir die Höhe, und ich meine, wir wollen es den Jägern, die da heranspazieren, zu verstehen geben, was das heißt."

„Und was soll das nützen?"

„Daß wir dem Feind nicht kampflos weichen!" antwortete Mellenthin scharf und zornig. „Wozu immer nach einem greifbaren Vorteil verlangen? Wir machen uns ja vor aller Welt und unseren Leuten lächerlich, wenn wir jetzt wie verprügelte Hunde abzögen, ohne einen Schuß getan zu haben. Schauen Sie doch um sich, in die Augen Ihrer Soldaten. Ich empfehle dringendst, Herr Major —" seine Stimme wurde knapp und dienstlich, „unsere Positionen zu halten und erst zu retirieren, wenn unsere Rückzugslinie ernstlich bedroht ist."

Der Major von Holstein sah sich wie aus einem Traum erwachend um.

Überall hatten Füsiliere und Kanoniere die geräumten Stellungen ohne Kommando wieder besetzt. Das Gewehr an der Backe, lagen oder knieten sie hinter den Bäumen. Schwach stiegen die Rauchfäden der wieder entzündeten Lunten an den schußbereiten Geschützen in die klare Luft. Hunderte von erwartungsvollen und vor Kampfbegierde glühende Augenpaare starrten auf den Kommandeur.

Der sah nach den Jägern vom 60. Regiment, die sich so weit genähert hatten, daß man die einzelnen Gesichter zu erkennen meinte.

Das gekreuzte weiße Lederzeug leuchtete auf den grünen Brüsten. Die bunten schottischen Muster ihrer kurzen Schöße wippten im Vorwärtsschreiten spielerisch über den langen dunkelgrauen Tuchhosen. Die Offiziere trugen den Säbel in der Scheide unter dem Arm, die Tamboure die Trommeln auf dem Rücken, die Jäger die kurzen, gezogenen Büchsen zum größten Teil achtlos auf der Schulter, just, als ginge es zu einem gemächlichen und gefahrlosen Manöver oder zu einem Spaziergang durch das fremde, gesegnete Land.

Dem Major von Holstein schoß das Blut in das Gesicht. Mit einer fast ekstatischen Bewegung riß er den Degen aus der Scheide und stieß ihn steil gegen den Himmel. Als er ihn mit einer kurzen, scharfen Bewegung senkte, riß ihm das wilde Aufbrüllen der Kanonen und Gewehre das Feuerkommando von den Lippen.

Urplötzlich standen über den Hecken und Büschen mächtige, schwarzgraue Rauchwolken auf, aus denen mit aufflammenden schwefelgelben Blitzen ein heulender Hagel von Kartätschen und Kugeln in die Reihen der Briten raste. Wie niedergemäht sanken die grünen Gestalten wild durcheinanderpurzelnd, auf den Rasen, ihn mit ihrem Blut rot färbend.

Das erste Gefecht zwischen Dänen und Engländern hatte begonnen. Der Ausgang war gewiß, bald wogte es unten in immer dichteren Massen scharlachrot heran gegen die Windmühle von Vebek. Als sich aber das Detachement des Majors von Holstein eine starke Stunde später langsam und in stolzer Ordnung zurückziehen mußte, war keiner in der kleinen Schar, der nicht mit tiefer Befriedigung nach dem Hügel zurückblickte, auf dem die Windmühle jetzt als ein ungeheueres Fanal zum Himmel flammte.

26.

Im offenen Tor des Schloßgutes Angershus hielt Nils Nordenfjeld das Pferd an und sah sich mißtrauisch und argwöhnisch um. Erleichtert aufatmend rückte er die hohe Schirmmütze aus der

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

erhitzten Stirn, als er das gewohnte Bild tiefsten ländlichen Friedens gewahrte.

Auf dem geräumigen Gutshof, der an drei Seiten von den mächtigen Scheunen, Ställen und den Wohngebäuden des Gesindes eingefaßt wurde, während sich im freien Hintergrund, durch den Park vom Wirtschaftsbetrieb getrennt, das schlichte, mit einem niedrigen Turm gezierte Schloß erhob, herrschte das für diese frühe Stunde übliche gedämpfte Leben.

Ein Knecht schirrte zwei Pferde an einen Leiterwagen, zwei andere kamen mit Sensen auf den Schultern, noch lebhaft kauend aus einer niedrigen Tür, und eine stämmige Magd schritt, zwei gefüllte Wassereimer am Joch tragend, zum Pferdestall, aus dem Wiehern und Kettenklirren tönte. Daneben drängten sich die ersten Kühe, weißbraun gefleckt und erstaunt glotzend, ans Licht des neuen Tages, um auf die Weide zu ziehen.

Gackernd und schnatternd wichen Hühner, Gänse und Enten dem fremden Reiter aus, und ein Truthahn zeigte nicht übel Lust, der vermeintlichen Bedrohung zornig zu begegnen.

Knechte und Mägde freilich kannte den frühen Besucher wohl und zogen die breitkrempigen Strohhüte oder knicksten verschämt. Nils dankte freundlich und sparte sich jede überflüssige Frage, während er dem Schlößchen zustrebte. Gottlob, dachte er, ich bin noch zur rechten Zeit gekommen.

Vor dem mit wildem Wein bewachsenen Herrschaftsgebäude sprang er aus dem Sattel. Da sich niemand sehen ließ, band er den Braunen kurzerhand an einem eisernen Ring fest und stieg die Freitreppe empor. Leise klangen seine Sporen bei jedem Schritt in der kühlen, dämmerigen Vorhalle mit den alten, wertvollen Möbeln und den Bildern in den verblaßten Goldrahmen.

Kein Mensch war zu sehen und kein Laut zu hören. Man hätte denken können, es schliefe alles noch im Herrenhaus. Obwohl er genau wußte, daß dies nicht der Fall war und man es hier nicht anders hielt als drüben im Wirtschaftshof, dämpfte er unwillkürlich seine Schritte und bog auf Zehnspitzen in den breiten Gang ein, mit dem Recht des alten Freundes auf jede Anmeldung verzichtend. Leise öffnete er die Tür des kleinen Salons und trat ein, um sie unhörbar zu schließen und sofort wie erstarrt innezuhalten.

Das freundliche Gemach mit den zierlichen Rokokomöbeln war nicht leer. Das Freifräulein Gabriele von Brake stand am geöffneten Fenster halb zur Seite gewandt, so daß sie dem heimlichen Besucher das feine Profil zukehrte. Nils betrachtete sie im tiefsten erstaunt und betroffen.

Nicht wie sonst war das kastanienbraune Haar zu der gewohnten häßlichen, glatten und festen Frisur zusammengedrängt. In natürlichen Locken umrahmte es das Antlitz, dessen zarte, verhaltene Schönheit erst jetzt zur Geltung kam. Ein elegantes weißes und duftiges Morgenkleid mit Schleifchen und Bändchen und all dem koketten Reiz dieses intimen Gewandes offenbarte von den Strahlen der Morgensonne unterstützt, verräterisch die Schönheiten ihres schlanken Mädchenkörpers.

Nils beobachtete sie mit einem Entzücken, das frei von jeder gewöhnlichen Sinnlichkeit war. Ihm war, als hätte man ihm eine Binde von den Augen genommen. Was war von dem selbstsicheren, mit aufreizender Bestimmtheit auftretenden Mädchen mit dem unschönen Äußeren und dem fast männlichen Gebaren geblieben?

Hier stand ein holdseliges Geschöpf, die Augen halb geschlossen und die Lippen wie dürstend geöffnet, in ihrem Antlitz Empfindungen ausdrükkend, die man am ehesten mit Sehnsucht und Träumerei übersetzen mußte.

Nils verharrte still und unbeweglich. Aber in seinem Inneren begannen sich Gefühle zu regen, die bis jetzt geschlummert hatten und ihm nie richtig zum Bewußtsein gekommen waren. Nicht mehr unerklärlich dünkten ihm die Sorgen, die er sich um sie gemacht, und der sonderbare und gebieterische Drang, der ihn zu diesem Ritt gezwungen hatte. Fast entsetzt erkannte er die Wahrheit, halb betäubt von der Offenbarung dieser Minute.

Plötzlich erfaßte ihn eine starke Scham, es erschien ihm unwürdig, sie in ihrer Versunkenheit und Arglosigkeit zu belauschen und zu belauern. Er netzte die trockenen Lippen. Aber er kam zu spät.

Vielleicht fühlte sie seine Blicke, seine Anwesenheit. Sie bewegte sich und wandte leicht den Kopf, um ihn anzusehen. Zuerst blieb ihr Gesicht unverändert und nur ihre Augen schienen noch tiefer und leuchtender geworden zu sein als erblickten sie nur ein Bild, eine Verwirklichung ihrer Träume, die sie froh stimmte und nicht im geringsten überraschte. Dann aber kam ihr die Erkenntnis mit einem entsetzten Zusammenfahren, das wie ein Schlag durch ihren Körper ging.

„Nils?!" rief sie erschrocken und errötete in einem Maße, wie er es noch nie bei einer Frau erlebt hatte. „Du, mein Gott, du?!"

Hastig und mit zitternden Fingern ergriff sie ein leichtes, seidenes Tuch, warf es um die entblößten Schultern und verknüpfte es zu einem Knoten über dem tiefen Brustausschnitt.

„Ja, ich", antwortete Nils befangen. „Guten Morgen, Gabriele, verzeih bitte, daß ich so früh und unangemeldet erscheine aber ein wichtiger Grund —".

„Bitte, nimm Platz", unterbrach sie ihn unruhig und unsicher. „Ich will mich nur ankleiden."

Nils streckte die Hand aus.

„Nicht doch", sagte er unwillkürlich erregt und nur bemüht, sie zurückzuhalten. „Du siehst so hübsch aus — Verzeih, ich meine, es ist eilig — Und ich bin noch nüchtern, willst du mir nicht eine Tasse Kaffee geben?"

Mit einer bittenden Gebärde wies er auf den reich gedeckten Frühstückstisch vor dem anderen Fenster.

Gabriele zögerte einen winzigen Augenblick, sah ihn fast scheu an, dann huschte sie mit einer Bewegung, die einer Flucht ähnelte, auf die andere Seite des Tisches, als wäre es ein Schutzwall.

„Aber gern, das ist doch selbstverständlich. Ich hoffe nur, daß du keine schlechte Nachricht bringst", erwiderte sie, während sie mit verwunderlicher Ungeschicklichkeit nach der bauchigen Kanne aus kostbarem Kopenhagener Porzellan faßte. „Ich werde dir etwas zurecht machen, du stärkst dich, während ich mich fertig mache."

„Ich hoffe, du wirst mir Gesellschaft leisten. Oder willst du es nicht?"

Gabriele krauste die Stirn.

„Aber doch nicht im Negligé!" entgegnete sie fast zornig. „Mögen es andere so halten, ich tue es nicht. Und ein andermal darfst du dich nicht wieder so einschleichen, wenn du mich nicht ernstlich böse machen willst."

„Nicht einmal eine Hand hast du mir gegeben."
Gabriele sah ihn betroffen an.

„Was hast du, Nils? Du bist so sonderbar — —"
Nils biß sich auf die Lippen.

„Vielleicht ist es die Nachricht, die ich bringe", antwortete er, sich rasch zusammennehmend. „Die Briten sind gestern gelandet."

Gabriele erbleichte.

„Ist das gewiß?"

„Bei Vebek hat bereits das erste Gefecht mit den Unsrigen stattgefunden. Wir waren zu schwach und mußten uns zurückziehen. Die Engländer rücken rasch vor, ich bin gekommen, dich zu warnen und nach der Stadt zu holen."

„Wie, meinetwegen hast du dir diese Mühe gemacht?" forschte Gabriele ungläubig. „Und nach Kopenhagen willst du mich bringen?"

Nils sah sie erstaunt an.

„Wundert dich das? Du kannst doch nicht hier bleiben und allein und wehrlos den Schrecken einer feindlichen Invasion preisgegeben sein. Bettina erwartet dich mit Sehnsucht. Sie ist allein, Onkel und Tante sind nach Kolding abgereist."

(Fortsetzung folgt.)

Schluß von Seite 5: Menschen im Abgrund

aus der nur vierstündigen Ein-Zimmer-Revolte des 20. Juli in der Bendlerstraße, aus dem Putschversuch weniger Spukgestalten, in einer Rede am 2. August überströmende Hoffnung schöpfte und kühnste Prognosen einer innerdeutschen Zwietracht stellte. Das ist — neben einem verbissenen, doch vergeblichen in Strömen von Blut erstickten Anrennen der Invasionsfront gegen die Absprungbasen der V 1 — die einzige Aussicht auf eine wirkungsvolle Bekämpfung der V 1 und ihrer Nachfolger, die Churchill den entsetzt fliehenden und überstürzt evakuierten sechsdreiviertel Millionen Londonern noch zu eröffnen vermag. Das ist Churchills einzig verbliebene Hoffnung, an der deutschen Abrechnung und an der innerenglischen Auseinandersetzung mit einem System vorbeizukommen, dessen überlebensgroßer und letzter Repräsentant er ist.

Denn so vielgestaltig auf dem militärischen Sektor — taktisch, strategisch, kriegswirtschaftlich und in ballistischer Hinsicht revolutionierend — die neue Waffe auch sein mag, nicht ihre geringste Bedeutung liegt, hervorgerufen durch die Bloßlegung aller sozialen Mängel in einem plutokratischen System, auf politischem Gebiet. Mit der den Linksradikalen eigenen Witterung für soziale Wegscheiden und in dem untrüglichen Gefühl, daß einmal die über ein Jahrhundert hintangehaltene soziale Revolution nun auch England als das sozial rückständigste Land der Kulturwelt erfassen wird und auch von keiner Churchill-Clique mehr aufgehalten werden kann, und zum andern, daß im September 1939 Danzig für England nur der vorgeschobene Grund war, den seit Deutschlands Wiedergeburt systematisch geplanten und vorbereiteten Austrag um den Fortbestand einer kapitalistischen sich selbst zerfleischenden Welt oder den Anbruch einer neuen volks- und völkergemeinschaftlichen Epoche eines wahren Sozialismus zu entfesseln, mit dieser Witterung und in diesem Gefühl hat, von einer Vorahnung erfüllt, der sozialradikale „New Leader" in London die Entwickelung unter seine Schau genommen (Ende Juli 1944):

„Angesichts der Eventualität eines Scheiterns der anglo-amerikanischen Invasionspläne werden wir im kommenden Winter denn erfahren, daß die ins Auge fallende Kriegsmüdigkeit des britischen Volkes vom politischen Gesichtspunkt aus eine erste Rolle spielen wird. Und das wird um so mehr wahr sein, wenn die fliegenden Bomben wie bisher die Bevölkerung Londons und Südenglands quälen werden. Schon gibt es Anzeichen, die den Gedanken erlauben, daß eine scharfe Hinwendung des britischen Volkes nach links durch ihre Ausmaße von kapitaler Wichtigkeit zu werden beginnt."

Wir sind weit davon entfernt, solche parteiisch beeinflußten Spekulationen in Kriegsberechnungen einzusetzen, aber es kann doch nicht übersehen werden, daß auch in gutbürgerlichen Kreisen des europafernen Anhängsels des Festlandes, das durch V 1 seines insularen Charakters entkleidet wird, die Erkenntnis wächst, daß dieser Weltbrand gar nicht mehr um politische Machtfragen geht, sondern daß in seinem Feuerrasen ein ganz anderes, ein weit Höheres ausgeglüht wird, daß aus diesem schmerzvollen Sturm ein Neues sich gebären will — ein Neues, das vom nationalsozialistischen Deutschland schon längst und friedvoll und ohne Wehen in die Welt gesetzt worden ist und das auch die dagegen anstürmende plutokratische Welt weit billiger, ohne Krieg, hätte haben können.

„Ein Zurück in das alte plutokratische Wirtschaftssystem gibt es nicht mehr!" mußte Arthur Bryant in der bürgerlich-soliden „Illustrated London News" Mitte Mai bekennen: „Denn das englische Volk hat in diesem Kriege erkannt, daß es vom Kapitalismus zum Narren gehalten wurde!" England stehe „vor Monaten der sozialen Gefahr", und die sozialen Erkenntnisse seiner Arbeiterschaft würde man nicht mehr „durch die Formel eines Bankiers oder durch die Abhandlung eines Volkswirts in Vergessenheit geraten lassen können".

Für das plutokratische England, das unter Churchills „Führung" außenpolitisch bereits vom einstigen unumstrittenen Weltbeherrscher zum Vasallen der hochkapitalistischen, imperialistischen Vereinigten Staaten und des kapitalfresserischen, weltrevolutionären Judobolschewismus herabgesunken ist, geht es auch innerpolitisch gar nicht mehr um sein ursprüngliches Kriegsziel der „Erhaltung all dessen, was uns lieb und wert ist", wie es Lord Halifax einmal formuliert hat. In Wirklichkeit geht die englische Entscheidung nur noch um die Form der „sozialen Gefahr", ob der britische Plutokratismus von einem wahren Sozialismus abgelöst oder aber von der einzigen, der Moskauer Gefahr überwuchert und erstickt werden wird, womit dann der falsche Sozialismus, der Marxismus, an seine Urquelle, in seine Urheimat, zurückkehren würde. Wenn das eintreten würde, dann würde die Geschichte einen zwar lange hinausgezögerten, aber um so erbarmungsloseren Rückfluß vollziehen und den Ring der Rache um ein Land ziehen, das durch sein überkapitalistisches Ausbeutungssystem und durch die unbehinderte Gewährung des Heimatrechtes an Karl Marx, den Ahasver der jüdischen Internationale, der Nährboden für die bolschewistische Geißel der Menschheit geworden ist.

Denn es wird immer wieder übersehen und kann doch nicht genug herausgestellt werden, daß England das eigentliche Geburtsland des Marxismus gewesen ist, daß England als Geburtsland des liberalistischen Hochkapitalismus auch die Geburtsstätte seines radikalen Antipoden, des jüdischen Marxismus, des nacktesten Materialismus wurde. Gerade in England hat Marx, dessen Wiege als Sproß eines jahrhundertealten Rabbinergeschlechtes nur zufällig auf deutschem Boden gestanden hat, die Grundlagen seiner materialistischen Bibel des Hasses, zu seinem Werk „Das Kapital", studiert; in England wurde der Kritiker an der kapitalistischen Wirtschaft in Auflehnung gegen ein gnadenloses System der Auspowerung der nicht arbeitenden, sondern schuftenden, gänzlich degradierten „Klasse" zum Urheber eines wissenschaftlich getarnten, verwirrten und verwirrenden „Sozialismus".

RÄTSEL

Zahlenrätsel.

1 9 3 5 10 11	Verkündiger
2 12 1 9 6	europäische Hauptstadt
3 2 13 9 6 6 2	oberitalienische Stadt
4 5 10 11 2 8	Nebenfluß der Elbe
5 10 7 13 9	Südfrucht
6 9 14 2 12 7 5 6	Verneinung
7 11 2 1 5	Staat der USA.
8 3 2 6 7 2	griech. Muse
4 2 6 14 3 5 13 9	Tropenpflanze

Die Anfangsbuchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines Musikinstruments.

Opernfüllrätsel

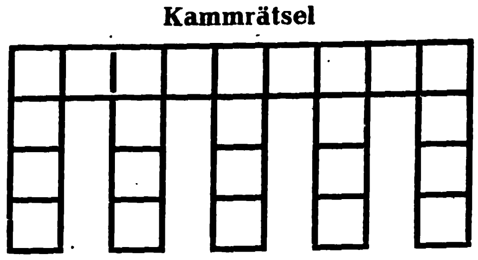
Bizet	
Weber	
Wagner	
Mozart	
Beethoven	
Strauß	
Bellini	
Wagner	
Lortzing	
Puccini	
d'Albert	
Tschaikowsky	

Neben jeden Komponisten ist eine seiner Opern zu setzen. Die Anfangsbuchstaben der richtig gefundenen Opern nennen eine Oper von Mozart.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Diamant Kansas Kontor Stelze Theben Indien Dogma Huchen Gesinde Memme Schlange Kleist artig Mittag Weihnacht Henlein Lebtag sind je 3 aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Hans Schemm ergeben. ch = 1 Buchstabe.

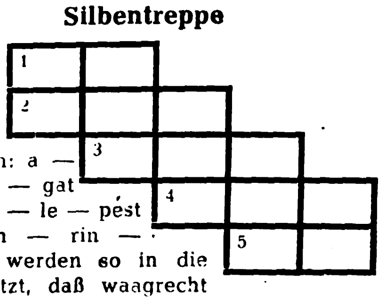
Kammrätsel



Die Buchstaben: a a d e e e e g g h i i l m n n n n o o o r r r r s t y z sind in die senkrechten Reihen einzusetzen, daß Wörter folgender Bedeutung entstehen.

1. deutscher Komponist und Pianist, 2. deutscher Komponist ⅄ 1809, 3. Oper von Bellini, 4. deutscher Komponist ⅄ 1916, 5. nord. Schicksalsgöttin. Die waagrechte Reihe durch 4 Buchstaben ergänzt ergibt eine Oper von Richard Wagner.

Silbentreppe

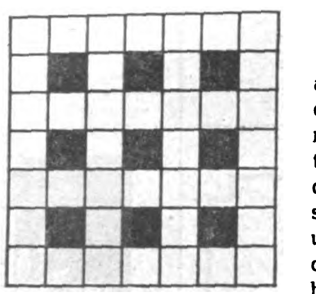


Die Silben: a — beu — der — gat — ger — le — le — pest pest — rin — rin — ste — ste werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. Getreidesorte, 2. Kerzenmaterial, 3. Tierseuche, 4. Krankheitserscheinung, 5. Vermächtnis.

Rösselsprung

heißt	recht	be	auf	schlecht	du
	für	re	re	ste	
und	va	drum	der	tapf	ge
deut	hee	res	ter	eh	schild
	land	sche	der	teut	

Viereck



Die Buchstaben: a a a a a e e e e e e e e e e f l l l l n n n o o p p r r r r r t t t t y werden so in die leeren Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen.

1. Fisch, 2. Apfelsorte, 3. päpstl. Palast, 4. frz. Stadt an der Marne.

Lösungen der Rätsel:

Zahlenrätsel: Herold, Athen, Ravenna, Moldau, Olive, Negation, Idaho, Urania, Mangrove. „Harmonium." ✱ **Opernfüllrätsel:** Carmen, Oberon, Siegfried, Idomeneo, Fidelio, Ariadne auf Naxos, Norma, Tannhäuser, Undine, Turandot, Tiefland, Eugen Onegin. „Cosi fan tutte." ✱ **Kryptogramm:** Diamant Kansas Kontor Stelze Theben Indien Dogma Huchen Gesinde Memme Schlange Kleist artig Mittag Weihnacht Henlein Lebtag. „Man kann Tote lebendig machen, indem man geistig mit ihnen lebt." Schemm. ✱ **Kammrätsel:** 1. Liszt, 2. Haydn, 3. Norma, 4. Reger, 5. Norne. „Lohengrin." ✱ **Silbentreppe:** 1. Gerste, 2. Stearin, 3. Rinderpest, 4. Pestbeule, 5. Legat. ✱ **Rösselsprung:** Drum auf für deutsche Ehre, du tapfres Teutgeschlecht! Der beste Schild der Heere heißt Vaterland und Recht! Arndt. ✱ **Viereck:** 1. Forelle, 2. Renette, 3. Lateran, 4. Epernay.

HILFE AM RECHTEN PLATZ

VON DER ARBEIT DES ROTEN KREUZES IN DER HEIMAT

Der Kriegseinsatz der freiwilligen Helferinnen beim Deutschen Roten Kreuz ist umfangreicher geworden, als er je war. Der totale Krieg verlangt eine erweiterte Bereitschaft. Auch die Heimat ist Front. Die Luftangriffe erhöhen den Bedarf an geschulten Hilfskräften im Sanitätswesen.





Im Gedränge vor dem Luftschutzstollen nehmen die DRK.-Helferinnen die Kleinsten in ihre Obhut. Die Bereitschaftsdienstleiterin hat dabei auf dem Weg zur Befehlsstelle Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß überall Ruhe und Besonnenheit herrschen.

Die Sirene heult... Da der Einsatz des Deutschen Roten Kreuzes in luftgefährdeten Gebieten heute eine seiner wichtigsten Aufgaben darstellt, ist die ständige Bereitschaft einer großen Zahl von DRK.-Helferinnen von ausschlaggebender Wichtigkeit. Von ihren Arbeitsstätten weg sammeln sich die Frauen und Mädchen, die zum Luftschutzeinsatz gehören, sofort an ihren Stützpunkten. Dort liegt die DRK.-Tracht bereit. Die Bereitschaftsdienstleiterin einer DRK.-Landesstelle besichtigt den Einsatz der DRK.-Helferinnen.



„Weiße Blutkörperchen im Abwehrkampf..." Lehrfilme sind wichtiges Anschauungsmaterial für die zukünftigen Lazaretteinsatzkräfte. Die Bereitschaftsdienstleiterin bespricht mit der Ausbilderin, DRK.-Wachtführerin Rust (der Gattin des Reichsministers), die Vorführung der neuesten Lehrfilme.

Unser Bildbericht gibt ein paar Ausschnitte aus dem vielfältigen Arbeitsgebiet der Bereitschaftsdienstleiterin einer Landesstelle.

Bildbericht für den „IB." von Inge Mantler.



Etwas zum Merken! Jeder kann in die Lage kommen, einmal einen Verletzten allein transportieren zu müssen. Wenn er sich den „Rautek"-Griff, wie ihn die DRK.-Helferinnen gerade üben, merkt, kann er wesentlich an Kräften sparen.

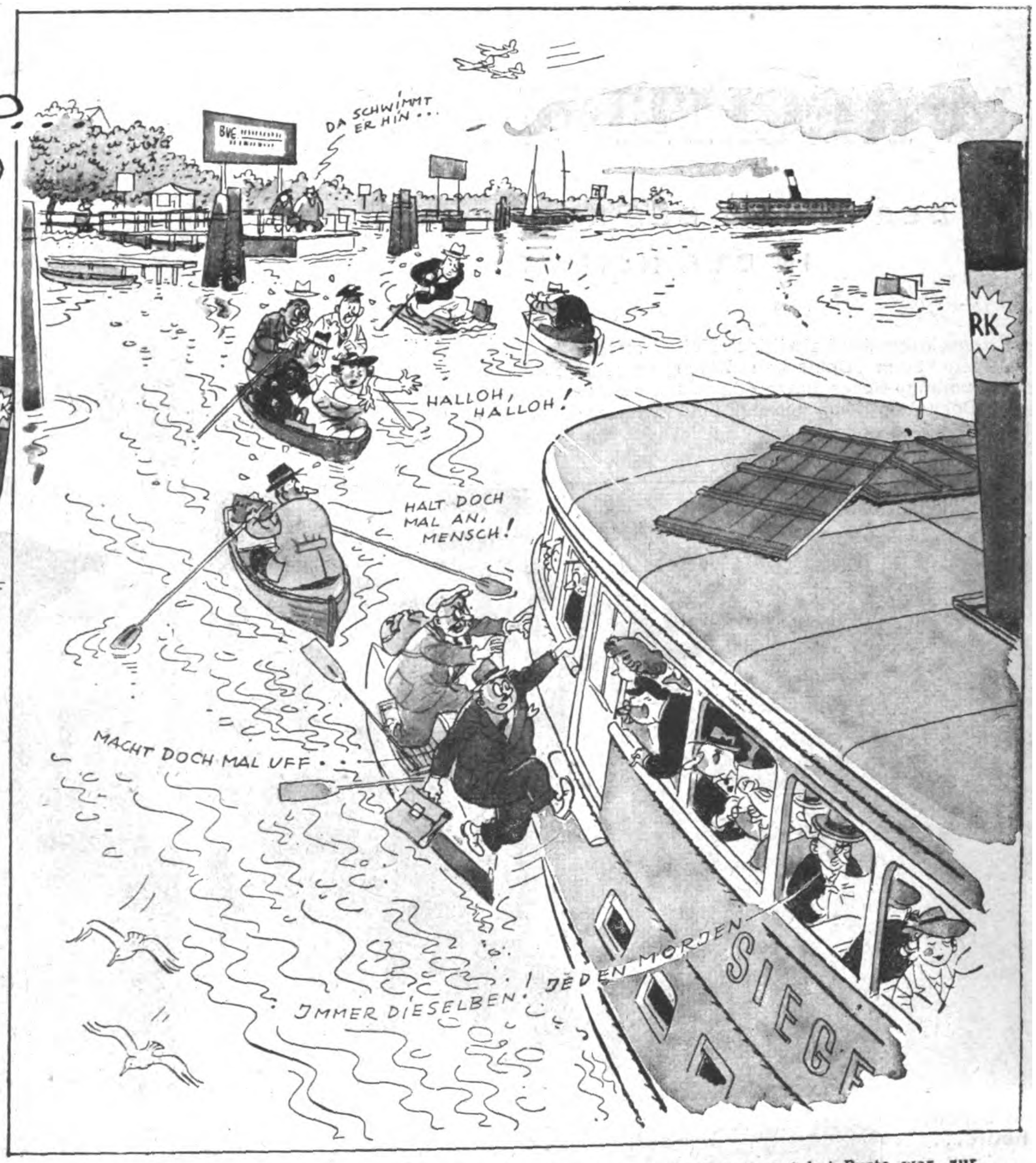
Da fährt doch jetzt 'n Dampfer

BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER

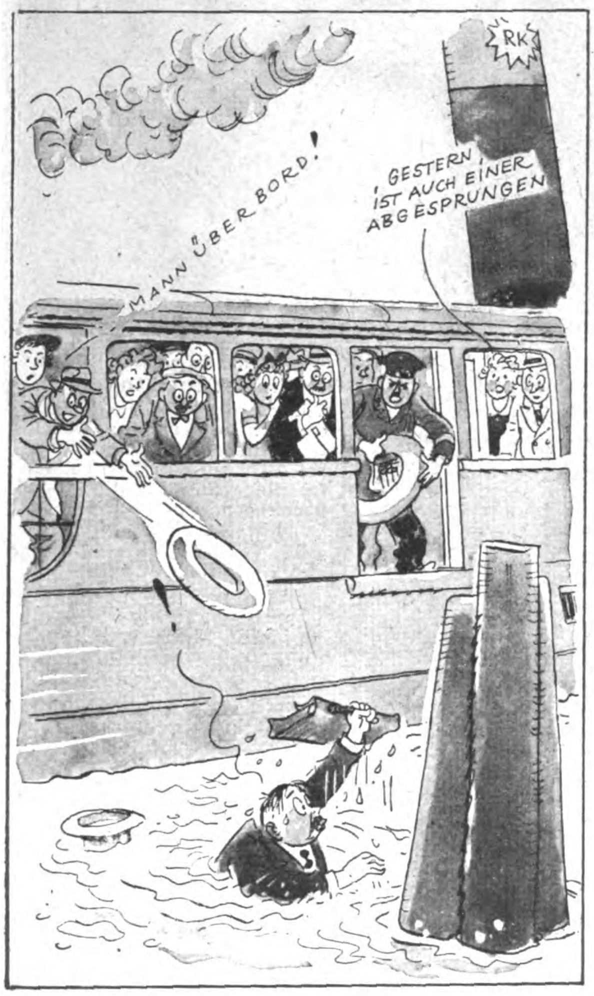
In der seenreichen Umgebung Berlins befördert die Berliner Verkehrsgesellschaft jetzt als Ersatz für den eingeschränkten Omnibusverkehr die Berufstätigen auch mit Dampfern.



„Muß ick jetz' Kapitän sagen oder bleiben wa ooch uff'm Dampfa bei ‚Schaffner'?"



Hinter einem schon in Fahrt befindlichen Autobus konnte man, wenn man gut bei Puste war, zur Not noch herlaufen. Die Herrschaften, die immer im letzten Augenblick kommen, sind nun gezwungen, sich umzustellen...



„Hab' ick Ihnen nich jleich jesacht, det Se hier nicht abspringen könn'n, wie bei'n Autobus?!"



„Ganz nett — gewiß, aber doch nicht neu! Denken Sie doch mal an die kleinen Dampferchen auf dem Canal grande! Die Vaporettis... Ach so, Sie waren noch nicht in Venedig?"



„Das ist der BVG-Dampfer! Dann ist es genau 5 vor halb. Der ist so pünktlich, daß man danach den Wecker stellen kann."



Was die Arbeitskameraden jetzt von ihrem Dampferkollegen erwarten:
„Heute war ich 'n bißchen früher an der Haltestelle und da habe ich uns gleich was für die Werkküche gefangen..."



Die neue Masche:
„Ich habe meinen Dampfer verpaßt, Herr Müller..."

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.
ABCDEFG 12)

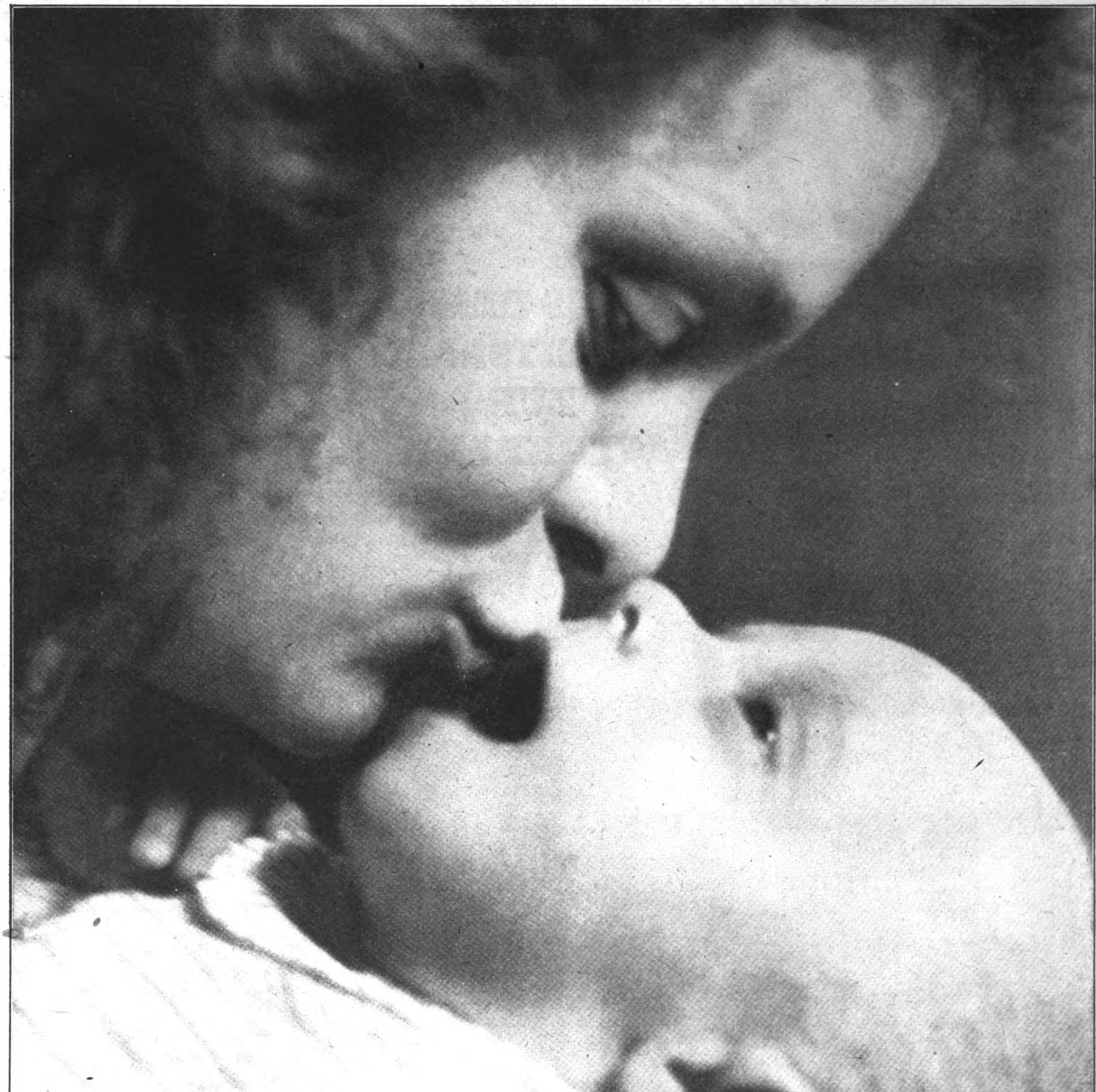
Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 7. SEPT. 1944
19. JAHRGANG ∴ FOLGE 36

IB Illustrierter Beobachter

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



Das Leben geht weiter!

Kinder werden geboren trotz der Härte des Krieges. Großzügige Maßnahmen der NSV. haben alle Voraussetzungen geschaffen, daß die Wiegen unseres Volkes nicht leerzustehen brauchen.

Zu unserem Bericht: „Mutterschaft — im 6. Kriegsjahr" von Els Leßmann.



Er trug in entscheidender Stunde die Verantwortung für das Reich.

Eichenlaubträger Major Remer, der sich bei der Niederschlagung des Putschversuches vom 20. Juli große Verdienste erwarb und vom Führer zum Oberst befördert wurde.

Aufn.: Schlieben.

SCHAMLOSER VÖLKERRECHTSBRUCH DER AMERIKANISCHEN KRIEGSMARINE

Wehrlose Schwimmer feige abgeschossen.

Die Zeitschrift „The Saturday Evening Post" vom 27. Mai 1944 veröffentlicht zweiseitig und farbig die nebenstehend wiedergegebene Zeichnung, auf der zu sehen ist, wie amerikanische Soldaten mit eiskalter Ruhe auf Japaner schießen, die von einem sinkenden Zerstörer gesprungen sind und im Wasser schwimmend versuchen, Land zu gewinnen. Diese zynische Selbstenthüllung zeigt die ganze Schäbigkeit der Gesinnung dieser Gangster.



AUS DEM ARBEITSAMT ZUR WERKBANK



Heute schafft sie in der Rüstung.
Viele kleine Handgriffe, die jeder lernen kann, müssen ausgeführt werden, um unseren Soldaten die neuen entscheidenden Waffen schmieden zu helfen. Wer sieht es ihr an, daß sie . . .



Bild unten und rechts:

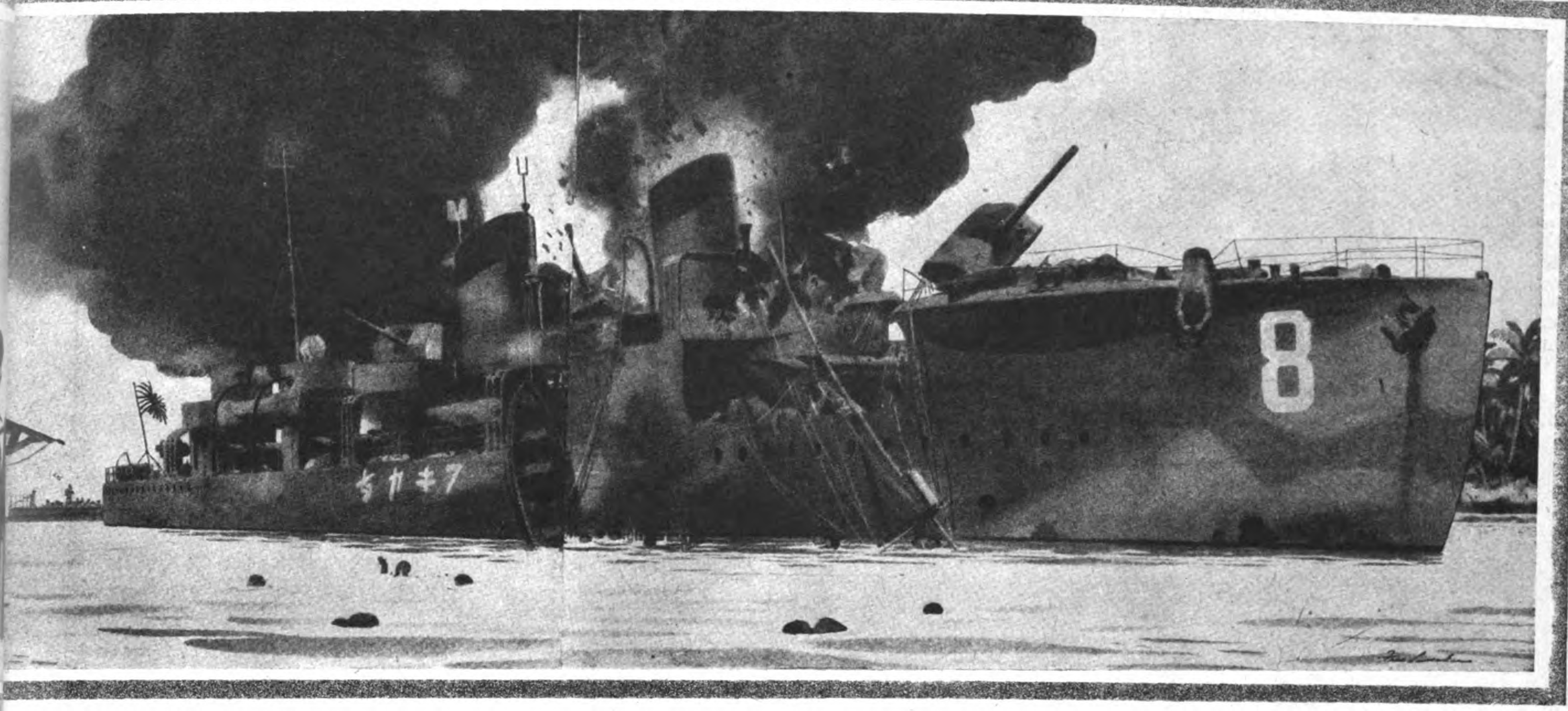
„Hier kommt man ins Schwitzen!

Man muß sich eben erst eingewöhnen." Es flutscht schon ganz gut, und die „Alten" des Werkes sind mit ihrer neuen Kameradin, die vorher die Kartei geführt hat, zufrieden.



. . . gestern noch Angestellte im Arbeitsamt war?
Wie diese als Vermittlerin tätig gewesene Angestellte wissen sie alle aus ihrer Tätigkeit, daß jede Kraft für Rüstungsfertigung gebraucht wird.









„Es ist doch ein Unterschied,

im Sitzen oder im Stehen zu arbeiten", sagt die frühere Sachbearbeiterin des Arbeitsamtes. „Aber was andere schon seit Jahren können, werde ich auch leisten", so lautet ihr Vorsatz.

Aufnahmen: Reinhold Leßmann.





Die jungen Männer ihres Jahrgangs kämpfen in der Division „Hitler-Jugend".

Für die Mädel aber kann es nur einen Ehrgeiz geben: an den Waffen arbeiten, die die Front braucht. (Bild darüber: Auf der Arbeitsbuchstelle).



Der Dienstverpflichtungsschein

— diesmal für sie selbst!

Mutterschaft im 6. Kriegsjahr!

BILDBERICHT AUS DEM „KURORT DER MÜTTER" EINES DEUTSCHEN GAUES VON ELS LESSMANN

Sechs Wochen Wartezeit

sind lang! Aber in den Heimen der werdenden Mütter dreht sich alles um das kommende Ereignis. Mit Basteln, Säuglingskursen und vielen anderen Dingen geht die Zeit schnell um.



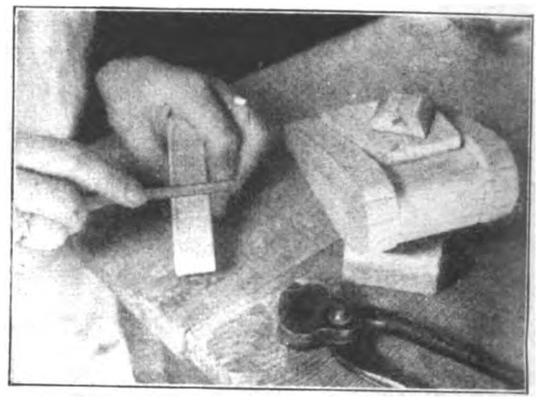
Noch üben sie mit Puppen!
Man sieht es ihnen an, daß sie sich als Mutter noch nicht ganz sicher fühlen.



Drei Koffer und ein Geheimnis.
Drei „Muttis" sind angekommen. Ihre Koffer bergen all das, was ein Säugling braucht. Die große Frage aber ist: „Junge oder Mädchen?"



6 Wochen später
ist das Rätsel gelöst: 2 Jungen und 1 Mädchen.



Der Vater ist ein Panzermann.
Sein größter Wunsch ist ein Junge. Klar, daß da die Mutter an einem Panzer werkt.

Geschickte Hände schaffen mit viel Liebe



Wer sich ein Mädchen wünscht,
bastelt aus Stoffresten unter Anleitung einer geschulten Kraft der NS.-Frauenschaft kleine lustige Puppenspielzeuge.

Es ist soweit



←

Wo ist Schwester Henni?
Schwester Henni ist eine der Hebammen im Entbindungsheim. Sie wird auf Schritt und Tritt verfolgt. Jetzt ist sie in Zimmer 11 . . .

*

→

. . wo sie gerade das Neugeborene in die Waage gelegt hat.





Erst kneift es die Augen zu — —



um dann einmal kurz zu blinzeln. Der Ausdruck verrät kein Wohlwollen.



Schon wird es energisch und macht von seinen noch ganz frischen Lungen kräftig Gebrauch.

Achtung, Großaufnahme!



Doch Schreien macht müde — es gähnt . . . und schläft . . .



. . . seinen ersten großen Schlaf nach diesen Anstrengungen.



Zu ihr gehen die Mütter gern!
Schwester Dorothee, die Masseuse im „Kurort der Mütter", hat viel zu tun. Sie massiert die Mütter mit fachkundigen Händen und verleiht ihren Körpern wieder frische Schaffenskraft.

Sechs Wochen Erholung und Kräftigung nach der Geburt für Mutter und Kind



Im Stillheim
verbringen die jungen Mütter die ersten 6 Wochen ihres „Mutterseins". — Jetzt wenden sie an, was sie in Kursen die Wochen vorher gelernt haben, und nun geht alles wie am Schnürchen.



Der erste Ansatz zum „Hahnenkamm"
wird gebürstet. Tut's weh?

✳

→

Auch hierfür ist gesorgt!
Die Kleider werden wieder geändert. Eine tüchtige Schneiderin der NS.-Frauenschaft erteilt manchen guten Ratschlag.





„Kommen Sie recht bald wieder zu uns!"
sagt lachend die Schwester zum Abschied, als sie den glücklichen Müttern ihr „Bündel" überreicht.

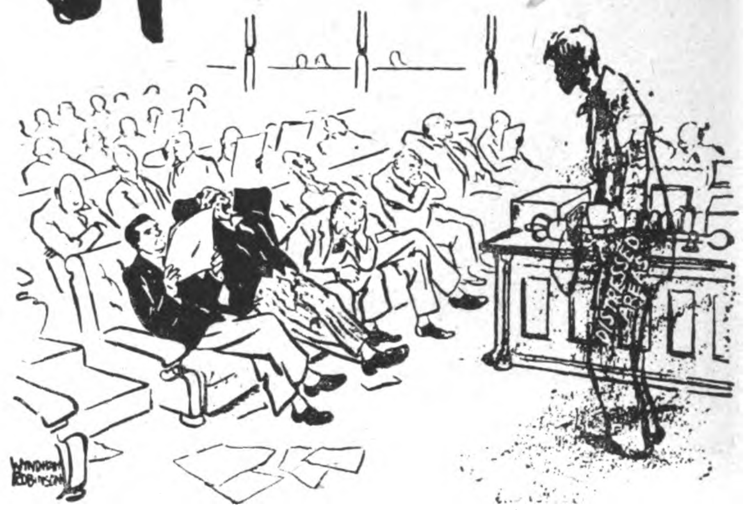
LONDON: „Menschen im Abgrund"

EINE STREIFE DURCH DAS VOLKSFEINDLICHE PARADIES DER BRITISCHEN PLUTOKRATIE II.

VON F. ROSE



1936:
„Schandflecke des englischen Lebens."
Ganz gelegentlich schwillt sogar einem Stockkonservativen, wie hier der „Morning Post" (1936, Zeichnung Windham Robinson), die asoziale Schande heiß zu Kopf. Hilflos sieht die Plutokratie dem Massenelend dei Slums zu



1936:
Elendsgast im Parlament der Plutokraten
Das Gespenst der Notgebiete taucht im Unterhaus auf. Doch ungerührt und teilnahmslos rekeln sich auf den Regierungsbänken die Eden, Chamberlain, Baldwin, Sir John Simon usw. als typische Vertreter einer anderen Welt.
(Windham Robinson in „The Morning Post", 1936.)

Man muß bei Friedrich Engels („Die Lage der arbeitenden Klasse in England", 1845) nachlesen, welche rein englischen, ausbeuterischen Verhältnisse den Ideen des Juden Marx den Nährboden abgaben. Dieser Freund, Gefolgsmann und Mitarbeiter von Marx schrieb:

„Wenn ich hier von Bourgeoisie spreche, so schließe ich gleich die sogenannte Aristokratie mit ein.

Mir ist nie eine so tief demoralisiert, eine so unheilbar durch den Eigennutz verderbte, innerlich zerfressene und für allen Fortschritt unfähig gemachte Klasse vorgekommen wie die englische Bourgeoisie... Für sie existiert nichts in der Welt, was nicht nur um des Geldes willen da wäre, sie selbst nicht ausgenommen, denn sie lebt für nichts, als um Geld zu verdienen, sie kennt keine Seligkeit als die des schnellen Erwerbs, keinen Schmerz außer dem Geldverlieren. Bei dieser Habsucht und Geldgier ist es nicht möglich, daß eine einzige menschliche Anschauung unbefleckt bliebe.. "

„Das Verhältnis des Fabrikanten zum Arbeiter ist kein menschliches, sondern ein rein ökonomisches. Der Fabrikant ist das ‚Kapital', der Arbeiter ist die ‚Arbeit'. Und wenn der Arbeiter sich nicht in diese Abstraktion hineinzwängen lassen will. wenn er behauptet, daß er nicht ‚die Arbeit', sondern ein Mensch ist, der allerdings unter anderm auch die Eigenschaft des Arbeiters hat, wenn er sich einfallen läßt, zu glauben, er brauche sich nicht als ‚die Arbeit'. als Ware am Markt kaufen und verkaufen zu lassen, so steht dem Bourgeois (in England) der Verstand still. Er kann nicht begreifen, daß er mit den Arbeitern noch in einem andern Verhältnis steht als in dem des Kaufs und Verkaufs, er sieht in ihnen keine Menschen, sondern Hände' (hands), wie er sie fortwährend ins Gesicht tituliert, er erkennt keine andere Verbindung, wie Carlyle sagt, zwischen Mensch und Mensch an als bare Zahlung..."



Don't Be Impatient!--Already We've Had Three Banquets To Discuss The Subject

1937:
„Sozialisten" und unterernährte Masse.
Der Schauplatz nennt sich ironisch: Paradies-Allee. Das Plakat klagt an: „Tägliche Versprechungen, wie üblich. Unterernährung! Mehr als eine Million Kinder unterernährt!" Die Labour-Fettwänste. unter den „Früchten ihres Postens" zu Zuhältern der Plutokratie geworden, wollen besänftigen: „Sei doch nicht so ungeduldig — wir haben doch schon drei Bankette zur Diskussion des Themas veranstaltet..."
(„Blackshirt", Febr 1937.)

„Wie, die englischen Reichen sollten nicht an die Armen denken, sie, die wohltätige Anstalten errichtet haben... Als ob dem Proletarier damit gedient wäre, daß ihr ihn erst bis aufs Blut aussaugt, um nachher euren selbstgefälligen, pharisäerischen Wohltätigkeitskitzel an ihm ausüben zu können und vor aller Welt als gewaltige Wohltäter der Menschheit dazustehen, wenn ihr dem Ausgesogenen den hundertsten Teil dessen wiedergebt, was ihm zukommt! Wohltätigkeit, die den, der sie gibt, noch mehr entmenscht als den, der sie nimmt; Wohltätigkeit, die den Zertretenen noch tiefer in den Staub tritt..."

Engels als Apostel des Marx hat hier ein Sittenbild und eine Milieuschilderung gegeben, die noch heute begreifen lassen, wie ein rabulistischer Zerdenker vom Range dieses Rabbinersprosses mit seinem rassischen Instinkt für die Nöte und Wehen seiner Zeit die zersetzende Formel für seine klassenkämpferische Aufreißung der Gegensätze in dieser unmenschlich-englischen Gesellschaft zu finden vermocht hat. Was Engels vor genau hundert Jahren an diesem britischen Brutbett von Liberalismus, Demokratie und Plutokratie beobachtet hat und was in einer Neuauflage seines Buches noch 1892 als von allgemeiner Gültigkeit wiederholt wurde, das ist noch heute nicht minder wahr. Über den stickigen Slums der Millionen in den englischen Städten und den menschenunwürdigen Ställen

(Fortsetzung am Schluß des Romanteils)



"THIS VIGOROUS EFFORT TO MEET THE NATION'S HOUSING NEEDS" „Low's Political Parade"

1938:
Seit mehr als hundert Jahren unverändert: Hie Plutokratie – hie Slums!
So verspottet Englands bester Karikaturist Low (1938) die „tatkräftige Anstrengung" der Plutokratie, „den Wohnungsnöten der Nation zu begegnen". Der Plutokrat experimentiert mit einem Steinbaukasten . . .

Feuer am Sund

ROMAN VON LOTHAR FREUND

(9. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 35:

Gabriele sah ihn betroffen an. „Was hast du, Nils? Du bist so sonderbar — —" Nils biß sich auf die Lippen. „Vielleicht ist es die Nachricht, die ich bringe", antwortete er, sich rasch zusammennehmend. „Die Briten sind gestern gelandet."

Gabriele erbleichte. „Ist das gewiß?"

„Bei Vebek hat bereits das erste Gefecht mit den Unsrigen stattgefunden. Wir waren zu schwach und mußten uns zurückziehen. Die Engländer rücken rasch vor, ich bin gekommen, dich zu warnen und nach der Stadt zu holen."

„Wie, meinetwegen hast du dir diese Mühe gemacht?" forschte Gabriele ungläubig. „Und nach Kopenhagen willst du mich bringen?"

Nils sah sie erstaunt an. „Wundert dich das? Du kannst doch nicht hier bleiben und allein und wehrlos den Schrecken einer feindlichen Invasion preisgegeben sein. Bettina erwartet dich mit Sehnsucht. Sie ist allein, Onkel und Tante sind nach Kolding abgereist."

„Also Bettina schickt dich", stellte Gabriele kühl und mit leichter Gereiztheit fest.

„Nein, wenn du gestattest. Meine Besorgnis um dich trieb mich hierher, und meine Schwester teilt selbstverständlich diese Empfindung mit mir."

„Sehr freundlich von dir", antwortete Gabriele mit ihrem alten spöttischen Ton.

„Herrgott, was hast du plötzlich?" fragte Nils verständnislos.

„Habe ich dich beleidigt? Du mußt doch einsehen, daß wir es gut meinen. Sieh, ich fürchtete schon, die Engländer wären bereits hier. Sei versichert, es ist nur eine Frage von Stunden, und du hast das Haus voller roher und gefährlicher Gäste, die keine Rücksicht walten lassen —"

„Um so notwendiger, daß ich mein Eigentum nicht im Stich lasse", unterbrach ihn Gabriele und erhob sich rasch. „Entschuldige mich, ich bin bald zurück."

Sie raffte die Schleppe ihres Kleides und verließ das Zimmer.

„Trotzkopf!" murmelte Nils wütend und sprang auf, um besser zu überlegen, wie er diesen unerwarteten Widerstand überwinden konnte. Unerwartet? Nun, um ehrlich zu sein, war er zwar auf Schwierigkeiten gefaßt gewesen, nicht aber auf diese fast an Feindseligkeit grenzende Reaktion.

Ein Lächeln huschte um seine Lippen. Man mußte nachhelfen. Er sah den Klingelstrang nachdenklich an und schüttelte dann den Kopf. Nein, das konnte sie nebenan in ihrem Schlafzimmer hören, besser war es —

Mit einer spitzbübischen Grimasse schlich er leise aus dem Gemach, um zehn Minuten später sehr befriedigt zurückzukehren. Er stellte die zweite Tasse, die er selbst besorgt hatte, auf den Tisch und musterte verlangend den appetitlichen Schinken, die goldgelbe Butter und den wunderbaren Honig, dessen würziger Duft ihm verlockend in die Nase stieg.

Ach was, dachte er böse, sie will es ja nicht anders. Und seine Bedenken besiegend, setzte er sich und begann den Hunger zu stillen, den der zweistündige Ritt ins Ungemessene hatte steigen lassen. Wachsam und mißtrauisch ging sein Blick durch das Fenster, um jede Gefahr rechtzeitig zu erkennen, während sich sein Geist unausgesetzt mit den so jäh gewonnenen Erkenntnissen beschäftigte.

Dabei wechselte seine Stimmung, und er schenkte dem Frühstück zuweilen nicht die geringste Aufmerksamkeit. Einmal machte er ein finsteres Gesicht und tippte sich an die Stirn, um dann wieder verzückt zu lächeln, als blicke er in eine schöne Zukunft. Zuletzt aber schien die ernste Ansicht zu siegen, und er schalt sich einen Narren, der mit Möglichkeiten spielte, die doch niemals Wirklichkeit werden konnten. Gleichzeitig aber hatte sich der Entschluß, nicht allein nach Kopenhagen zurückzukehren, zur unbeugsamen Festigkeit verstärkt.

„Es ist recht, daß du dein Reitkleid angezogen hast", rief er harmlos, als Gabriele wieder eintrat. „Wir wollen lieber nicht den Wagen nehmen, es könnte darauf ankommen, sich rasch zu bewegen."

„Was du nicht sagst", antwortete sie, die mit ihrem entstellenden Äußeren auch ihr gewohntes kühles Benehmen wieder angelegt hatte, sachlich. „Du vergißt, daß ich jeden Morgen über die Felder reite."

„Du willst also nicht mitkommen?"

„Nein, natürlich nicht", sagte Gabriele gleichgültig und setzte sich, um sich mit gesundem Appetit zu bedienen. „Soll ich dir noch einschenken?"

„Danke!" wehrte Nils unfreundlich ab. „Und weshalb nicht?"

„Weil ich hier notwendiger bin. Die Engländer werden mich häßliches Ding schon nicht inkommodieren."

„Wenn sie dich so sehen, allerdings nicht. Wenn sie aber das Glück haben, dich in der Verfassung zu finden, wie ich es hatte —"

Das silberne Messer klirrte gegen den Teller.

„Sei bitte still!" rief sie zornig errötend. „Es war ungezogen von dir, mich so zu überraschen, und noch ungezogener ist es, das auch noch zu erwähnen."

„Weshalb machst du dich eigentlich mit Gewalt häßlich?" forschte Nils eindringlich und beugte sich vor, um sie besser betrachten zu können. „Andere Frauenzimmer putzen sich und machen sich schön, und du merkwürdiges Geschöpf wendest alles an, um recht unvorteilhaft auszusehen."

„Ich hoffe nicht, daß du gekommen bist, mir Vorhaltungen über meine Toilette zu machen."

„Am Ende doch", sagte Nils nachdenklich, um bewußt grausam fortzufahren. „Diese Frisur — brr! Dazu der scheußliche, plumpe Kittel, diese alten, schäbigen Stiefel — Du läufst wie eine Großmutter herum."

Mit Genugtuung bemerkte er, daß diese Pfeile den Panzer ihrer Kälte durchschlagen und sie empfindlich verletzt hatten. Sie war eben doch zu sehr Weib, um so etwas unempfindlich aufzunehmen. Mochte dies auch ein verwunderlicher Widerspruch sein, das Gegenteil wäre unnatürlich und hoffnungslos gewesen. Auf jeden Fall erfüllte ihn diese Erkenntnis mit einer starken innerlichen Freude.

Sie war sehr bleich geworden und schob mit zitternden Lippen ihre Tasse zurück.

„Du bist sehr liebenswürdig", sagte sie mit ungewöhnlich tiefer Stimme. „Wenn du nicht der Bruder meiner liebsten Freundin wärst, würde ich dich hinausweisen. Beachte aber bitte, daß es auch da Grenzen gibt, die ich nicht überschritten wünsche."

Nils schlug die Hände zusammen und schüttelte den Kopf. „Seit wann kannst du die Wahrheit nicht vertragen?" erkundigte er sich mit gut gespieltem Erstaunen. „Und wie kann es dich treffen, wenn dir jemand bestätigt, daß dir die beabsichtigte Wirkung vortrefflich und erfolgreich gelungen ist? Du willst häßlich sein, also müßte dir die Bestätigung doch als ein Kompliment, nicht aber als eine Kränkung erscheinen."

Gabriele sah ihn mit Augen an, die an die eines tödlich verletzten Tieres denken ließen.

„Ich muß mich um meine Arbeit kümmern", murmelte sie halb erstickt. „Sendlow erwartet mich —"

„Im Gegenteil, dein zuverlässiger Verwalter wird bald hier sein, um deine Anordnungen für die Dauer deiner Abwesenheit entgegenzunehmen. Ich habe mir erlaubt, dir vorzugreifen. Beruhige dich, davon wollte ich jetzt gar nicht reden. Weshalb tust du das, Gabriele?"

Sie sah ihn sprühend vor Zorn an, da sie jäh erkannte, daß sich ihr Verhältnis zueinander plötzlich völlig verändert hatte. Bisher war sie die Überlegene gewesen, sie hatte Vorhaltungen gemacht, ihn spöttisch und herablassend behandelt, und er hatte wie ein gescholtener Junge darauf reagiert und war ihr wie einer Respektsperson nach Möglichkeit ausgewichen.

Und nun war alles ins Gegenteil verkehrt. Kein schuldbewußter, innerlich unreifer und unsicherer Mensch, sondern eine willenskräftige und gefestigte Persönlichkeit saß ihr gegenüber und nahm sich das Recht, sie zu hofmeistern und mit ironischen und quälenden Fragen und Bemerkungen zu peinigen.

„Vielleicht weil ich mich zu gut dünke, wie andere Gänschen um die Herren der Schöpfung zu werben", entgegnete sie schneidend. „Was kümmert es dich, wenn ich dieses oder jenes tue?"

„Ich nehme tiefen Anteil an dir, und es schmerzt mich, daß du —"

„Oh, wenn es das ist, so brauchst du dich nicht zu schämen. Ich bin dir ausgewichen, wo ich konnte, und habe es nach besten Kräften vermieden, den eleganten Liebling der Salons durch meine unpassende Gesellschaft zu kompromittieren."

„Du weißt genau, daß es das nicht ist", antwortete er gelassen. „Ich habe dir niemals Anlaß zu einer solchen Erklärung gegeben, sondern mich höchstens heimlich über deine Marotte gewundert. Nachdem ich aber weiß, daß du dich absichtlich verunstaltest, nehme ich mir allerdings als Freund das Recht, dir Vorhaltungen zu machen."

„Laß mich bitte nach meiner Fasson selig werden und kümmere dich nicht um meine Eigenheiten, die dich nichts angehen. Und nun wollen wir dieses unerquickliche Gespräch beendigen. Begleitest du mich oder kehrst du sofort zurück?"

„Das hängt von dir ab", erklärte Nils Nordenfjeld ruhig. „Ich habe bis zehn Uhr Urlaub. Bin ich bis dahin nicht zurück, werde ich als Deserteur angesehen und nach dem Kriegsrecht bestraft."

„Du unterschätzest wohl meinen Verstand. Oder ist es neuerdings üblich, einen Legationssekretär des auswärtigen Dienstes wie einen Rekruten zu behandeln?"

„Nein", antwortete Nils ernsthaft, „aber einen Volontär der Königlichen Leibjäger, der ich seit fünf Tagen bin."

Gabriele machte eine Bewegung und blickte ihn betroffen an.

„Du scherzest doch nur?"

„Du glaubst gar nicht, wie gründlich mir die Lust zu Scherzen seit einigen Wochen vergangen ist."

Sie preßte unruhig die Hände zusammen.

„Ist das einer deiner üblichen dummen Streiche?" flüsterte sie tonlos. „Wie konntest du nur so etwas tun?"

Nils schüttelte den Kopf.

„Es würde mich schmerzen, wenn du es so auslegst", bemerkte er kühl. „Ich habe nie einen Schritt so gründlich überlegt wie diesen. Es ist seltsam, daß du nicht mehr Verständnis zeigst, gerade von dir hätte ich es erwartet. Oder glaubst du, daß der Graf Nordenfjeld zu gut ist, für sein Vaterland zu kämpfen?"

Gabriele biß sich auf die Lippen und krauste die Stirn. Sichtlich rang sie mit einer Frage, vermochte aber ihre Hemmungen nicht zu überwinden.

„Meine Schulden sind bezahlt", fuhr Nils, der ihre Gedanken zu erraten glaubte, ironisch fort. „Onkel war so freundlich. Ich muß doch eigentlich ein sehr übler Geselle sein, daß mir alle Welt nur einen egoistischen Verzweiflungsschritt, nicht aber eine edle und patriotische Denkungsweise zutraut. Zugegeben, ich war leichtsinnig, und viele meiner Handlungen verdienen Tadel, aber meine Ehre glaubte ich rein und meine Ideale frei von jedem schimpflichen Verdacht. Nun, so mag es in einem hingehen, du hast mich ja nie mit freundlichen Augen angesehen und mich immer nur verurteilt."

„Das ist in dieser Form nicht wahr!" rief Gabriele leidenschaftlich. „Ich ärgerte mich nur, daß du ohne Ernst und Verantwortungsgefühl lebtest und nur Sinn für seichte, gefährliche und kostspielige Vergnügen und Abenteuer hattest. Du hast zuviel gesündigt und deinen Nächsten genug Kummer bereitet, um noch empfindlich zu sein."

„Ich bin es nicht und weiß, daß ich mich wie ein Narr und Leichtfuß benommen habe," stellte Nils mit tiefem Ernst richtig. „Damit ist es nun endgültig vorbei, ich bin sehend geworden. Ich will nur, daß du mich verstehst und an die Reinheit und Uneigennützigkeit meiner Motive glaubst."

„Niemand freut sich mehr als ich, wenn es so ist. Ich bin eine zu gute Patriotin, um nicht den Segen des Himmels auf jeden Kämpfer unseres Vaterlandes herabzuflehen", antwortete sie mit Begeisterung und Wärme. „Meine besten Wünsche begleiten dich. Aber weshalb bist du nicht in Uniform?"

„Weil meine private Mission dadurch nur kompliziert werden könnte. Einen harmlosen Bürger lassen die Engländer hoffentlich ungeschoren."

„Gott, daß ich das vergaß", rief Gabriele erschrocken. „Du mußt augenblicklich fort!"

„Es ist ja kaum sechs Uhr vorbei", wehrte er lächelnd ab.

„Überdies bist du ja noch nicht fertig. Wenn du also keinen Wert darauf legst, daß mich die Briten fangen, mußt du dich beeilen."

„Ich sagte dir schon, daß ich dich unter keinen Umständen begleite. Bitte, sei nicht eigensinnig."

Nils dehnte sich behaglich auf dem Stuhl.

„Doch, ich bin es", erwiderte er gleichmütig, aber in einer Weise, die keinen Zweifel über die Ernsthaftigkeit seiner Worte ließ. „Ich gehe nicht ohne dich!"

Gabriele stampfte mit dem bespornten Stiefelchen auf.

„Nimm doch endlich Vernunft an!" rief sie erzürnt.

„Ich will nicht und bitte dich, meinen Entschluß zu achten. Glaube nicht, daß ich mich umstimmen lasse. Ich bleibe und will doch sehen, wer mich daran hindern könnte!"

Nils stand auf und sah durch das Fenster.

„Da führt man dein Pferd heran", sagte er freundlich. „Nun sieh nur, wie eilig es der Knecht hat. Ich habe so eine Ahnung, als ob es höchste Zeit wäre, daß du Schmuck und Wertsachen zusammenpackst. Alles andere stellt dir Bettina ausreichend zur Verfügung. Und im übrigen —" Er wandte sich langsam um und stand hoch aufgerichtet vor ihr, während sich ein eiserner Entschluß in seinem Gesicht ausprägte, „gebe ich dir mein Ehrenwort, daß ich nicht ohne dich reite. Ich bleibe hier, und die Folgen, die daraus entstehen, mögen mich nun die Dänen vor das Kriegsgericht stellen oder die Briten für einen Spion ansehen, kommen auf dein Haupt!"

Gabriele zerrte an ihren Reithandschuhen, als wollte sie sie in Stücke reißen.

„Es ist gemein, mich in einen solchen Konflikt zu stürzen", rief sie mit lodernden Augen. „Ich lasse mein Gut und meine Leute nicht im Stich. Du abscheulicher Mensch, was geht es dich überhaupt an, was ich tue?"

„Was es mich angeht?" antwortete Nils zornig und ballte die Fäuste. „Ich lasse dich nicht hier, verstehst du, ich will mich nicht sorgen und ängstigen, daß dir etwas zustoßen könnte, während ich hinter den Wällen Kopenhagens eingeschlossen bin und dir nicht helfen kann."

Gabriele schürzte verächtlich die Lippen.

„Sorgen und ängstigen, pah! Seit wann nimmst du soviel Anteil an mir? Solche Fürsorge könnte mich wahrhaftig rühren, wenn es nicht so lächerlich wäre."

Wie zwei Feinde standen sie sich gegenüber und maßen sich mit erbitterten und fast haßvollen Blicken, keiner bereit, dem anderen nachzugeben.

In Nils' Gesicht stieg eine starke Röte. Seine Zähne knirschten im höchsten Zorn aufeinander. Mit hartem Griff faßte er nach ihr und zog sie trotz ihres wilden Sträubens an seine Brust.

„Gut, wenn du es nicht anders willst", stieß er keuchend hervor. „Ich nehme dich mit, weil ich dich liebe — Verstehst du, ich liebe dich! — Du — du —"

Ehe sie es verhindern konnte, preßte sich sein Mund fest und fast schmerzhaft auf ihre Lippen. Ihr Körper bog und wand sich im trotzigen und hassenden Aufbegehren, die Hände stießen und zerrten, ihre Nägel verletzten ihn. Plötzlich erschlafften die wehrenden Hände, ihr Kopf sank willenlos an seine Schulter. Mit geschlossenen Augen duldete sie zitternd seine Küsse, bis sie sich in einem jähen Erwachen unvermittelt von ihm losriß.

„Nils, ich beschwöre dich", stöhnte sie in einer entsetzlichen und fassungslosen Erregung, die ihre Gestalt schwanken ließ.

„Du glaubst doch nicht, daß du eine Verpflichtung hast —. Wie konnte Bettina nur mein Vertrauen so mißbrauchen und ihr Versprechen —"

Nils erwiderte ihren irren Blick erschrocken und verständnislos.

„Mein Gott, wovon sprichst du?" forschte er tief betroffen.

„Ich verstehe kein Wort, was beunruhigt dich? Was soll Bettina getan haben?"

Sie sah ihm angstvoll und mißtrauisch forschend starr in die Augen. Langsam löste sich ihre Erregung, und das Starre verschwand aus ihren Zügen, besiegt von der Ehrlichkeit und Stärke der Leidenschaft, die sein ganzes Wesen überzeugend und eindrucksvoll kundtat.

„Nils, bist du deiner sicher?" flüsterte sie bewegt und unsicher, während die Farbe in ihrem Gesicht ging und kam.

„Wohnt keine Berechnung in deinem Herzen, nichts, was dich veranlassen könnte, Gefühle zu heucheln, die du nicht empfindest? Läßt du dich nicht vom Rausch eines Augenblicks übermannen, um zu spät zu bereuen?"

Nils' Haltung änderte sich um keinen Zoll. Er zeigte sich weder verlegen noch gekränkt, sondern sah ihr frank und frei in die Augen.

„Daß ich arm bin, weißt du", antwortete er fest und rückhaltlos ehrlich. „Ich habe keine Schulden mehr und brauche von niemand etwas. Ich mag meine Fehler haben, Heuchelei, Lüge oder Berechnung hat mir noch kein Mensch vorwerfen können. Ich will nicht deinen Reichtum, sondern dich! Meine Liebe ist keine flüchtige Laune, ich erkannte nur in diesen Minuten endlich, was ich für dich fühle. Es würde mir unbeschreiblich wehe tun, wenn du glaubtest —. Aber ich will dich nicht überrumpeln und begreife, daß du Zeit brauchst, um einen Entschluß zu fasssen."

Gabriele von Brake erkannte mit tiefer Verwunderung, daß ihr ein anderer Mensch gegenüberstand, der sich im Feuer harter Prüfungen und des Leides gewandelt hatte. Nicht mehr der leichtherzige und unbekümmerte Nils von früher, sondern ein Mann, dem der wahre Sinn des Lebens aufgegangen war.

Mit raschen, entschlossenen Schritten ging sie zum Klingelstrang und läutete. Der eintretenden Magd gab sie den Auftrag, sofort den Verwalter herbeizurufen, um ihr flüsternd noch einige Anweisungen anzuvertrauen, die den eiligen Aufbruch betrafen. Dann schickte sie sich an, das Zimmer zu verlassen.

Mitten drin hielt sie inne, spähte scheu und mit Hemmungen, die sich ausdrucksvoll in ihrem zarten Antlitz widerspiegelten, nach Nils, um dann in einem jähen spontanen Ausbruch ihrer Gefühle alle Bedenken der Scham und Sprödigkeit über Bord zu werfen und zu ihm zu eilen.

Nils empfing ihren ersten freiwilligen Kuß wie ein Verzauberter, dem die Heiligkeit dieser Sekunde jedes Wort und jede Bewegung unmöglich machten. Als er die Augen öffnete und bebend vor Glück und Seligkeit die Arme ausstrecken wollte, um sie zu umfangen, war er allein, und die Tür schloß sich leise.

27.

Peinlicher und sorgfältiger denn je registrierte der Hauptmann von Mellenthin die Ereignisse der folgenden Tage und Wochen in seinem Tagebuch. Mochte er noch so übermüdet, die Minuten für diese private Betätigung nur spärlich und oft mit Mühe kärglichen Ruhestunden abgerungen sein, er unterließ es nicht, mit der ganzen Gewissenhaftigkeit seines Charakters die wichtigsten Begebenheiten dieser bewegten Zeitspanne aufzuzeichnen.

Am Schreibtisch, in der vertrauten Behaglichkeit seines Zimmers oder der Kargheit eines dienstlichen Raumes, in der Kälte und gähnenden Finsternis der Kasematten beim kümmerlichen Schein eines Lichtstumpfes und inmitten schlafender Soldaten, deren seufzendes Atmen, unruhiges Schnarchen und halblautes Sprechen aus angstgequälten Träumen vereint mit dem Stöhnen Verwundeter die riesigen, dunklen Gewölbe mit geisterhaften Lauten erfüllte, auf der Lafette einer Kanone oder hinter der schützenden Brüstung einer Bastion kamen die Schriftzüge zustande, die in ihrer Verschiedenheit getreulich Ort und Umstände ihrer Entstehung widerspiegelten.

Militärische Beobachtungen, karge private Regungen, begeisterte Schilderungen und zornige Aufwallungen fanden hier ihren Niederschlag. Oft erkannte Jürgen von Mellenthin erst beim Schreiben richtig die Tragweite und den wahren Charakter von Ereignissen und Dingen, die ihm im Hasten der Stunden und des vielfältigen Geschehens nur dunkel oder gar nicht zum Bewußtsein gekommen waren.

Oft erfüllte ihn ein heißer Zorn und dann wieder eine tiefe Niedergeschlagenheit und Traurigkeit über all die Torheit und Nutzlosigkeit des menschlichen Tuns. Immer aber versuchte er streitend die gewonnenen Erkenntnisse zu verwerten und gegen Sturheit und Dummheit durchzusetzen. Zuweilen verzweifelt, nie aber resignierend, bäumte er sich wieder und wieder gegen das unheimlich Schicksalhafte des näherrückenden Verhängnisses auf. So gewannen diese verwischten Aufzeichnungen auf den zerdrückten und beschmutzten Blättern eine größere Bedeutung für ihn, als es die steifen, langweiligen und peinlich genauen Notizen eines pedantischen Chronisten hätten sein können.

Dies hier war mit Blut und Leben erfüllt, von einem Mann niedergeschrieben, der nicht als jammernder Bürger abseits, sondern jederzeit als Kämpfer im Brennpunkt der Ereignisse stand.

17. August

Seit heute nachmittag sind wir von der Außenwelt abgeschnitten. Die bei Vebek gelandeten Engländer sind in einer Stärke von zwanzigtausend Mann vorgerückt, befinden sich aber noch in ziemlicher Entfernung von Kopenhagen. Aber zerniert sind wir völlig, wenn es auch zunächst ohne Einfluß auf unsere Verteidigungsarbeiten bleibt. Das heißt aber auch, Gott sei es geklagt, daß wir weder das Tempo beschleunigen noch die möglichen und notwendigen Maßnahmen durchführen.

Las heute eine Proklamation der englischen Oberbefehlshaber, Admiral Gambier für die Flotte und Generalleutnant Catheart für das Heer, die man allenthalben verbreitet. Sie ist in deutscher, dänischer und englischer Sprache abgefaßt und enthält die üblichen verlogenen Phrasen, mit denen man eine ungerechte Sache zu rechtfertigen pflegt, wenn man kein reines Gewissen hat.

Welch eine erhabene Spitzbüberei und Schuftigkeit! Man wiederholt auch hier die Aufforderung zur Auslieferung der Flotte, welche man unversehrt zurückzugeben schwört, und ergeht sich in langatmigen Beteuerungen der uneigennützigen Absichten und freundschaftlichsten Gefühle.

Sonderbar, wie dieser Nation so völlig jedes Gefühl für Ehre und Anstand abgeht. Und wie bezeichnend, daß man trotz aller Brutalität nicht auf salbungsvolle und vor Edelmut triefende Worte zu verzichten vermag. Braucht man die Rechtfertigung für sich oder für die Umwelt? Beides ist es wohl, auch der größte Schurke pflegt kaum auf eine Beschönigung seiner Untaten vor sich selbst und den anderen gegenüber zu verzichten.

Erfuhr, daß Nils bei den Leibjägern eingetreten ist. Marotte oder Wandlung? Vis-à-vis de rien —? Doch nein, ich glaube an seine guten Eigenschaften. Möchte ihm begegnen, um Klarheit zu schaffen.

Unser Kommandierender hat eine Verordnung erlassen, die die Beschlagnahme jedes britischen Eigentums ausspricht und zur Meldung auffordert. Jeder, der dagegenhandelt, soll als Verräter des Vaterlandes angesehen und behandelt werden. Das wird für manchen einen harten Gewissenskonflikt und einen Kampf zwischen Herz und Schatulle mit sich bringen.

18. August

Weitere Proklamationen und Erlasse sind auf beiden Seiten gefolgt. Man hat Briefe gewechselt und sich gegenseitig zur Nachgiebigkeit ermahnt. Manches erinnert verzweifelt an die Redekämpfe der homerischen Helden vor der Schlacht. Nur schlagen diesmal keine Griechen an die Schilde und reizen die Gegner mit Beschimpfungen, sondern man ergießt Fluten von Papier und Druckerschwärze über die feindlichen Häupter.

Inspizierte die Löscheinrichtungen, fand sie zufriedenstellend. Man hat getan, was man konnte. Ob es ausreicht, wird die nächste Zukunft lehren

Der Mist, mit dem viele ihre Häuser vor einschlagenden Bomben zu schützen versuchen, verbreitet einen lieblichen Geruch. Unsere Bürger lassen sich von den schwarzgrünen Fahnen auf den Hospitälern und all den unzähligen ernsten Vorbereitungen die Laune nicht stören. Manche scheinen die Unterbrechung ihres friedlichen und langweiligen Alltages wie ein Volksfest anzusehen. Man promeniert auf der Esplanade, wagt sich auf die Wälle und späht nach dem bösen Feind, von dem noch nichts zu sehen ist. Und die Beautés und Elegants aller Stände kokettieren heftiger denn je. Gönne es ihnen, wird noch ernst genug werden.

Scharmützel bei Friedrichsberg. Die Leibjäger und eine Batterie unserer spärlichen Feldartillerie unter Kapitän Hummel griffen an und mußten sich schließlich vor der Übermacht zurückziehen. Unbedeutende Affäre, mehr Neckerei.

Unsere Kanonenboote haben zwei Transportschiffe des Feindes erbeutet. Eins mußten sie in Brand stecken, da es auf Grund geriet, das andere aber haben sie glücklich samt seiner Besatzung in den Hafen eingebracht. Dann Gefecht mit britischen Fregatten und Briggs, die übel zugerichtet, retirieren mußten. Großer Jubel! Mit Recht, Marine hat sich bravourös benommen. Steen Bille und Kommandant der Kanonenboote Krieger, tatkräftig, klug und kühn. Marine überhaupt besser in Führung und Unternehmungsgeist. See weitet den Blick und erzieht ihre Menschen. Großes Unglück, daß Armee so verkalkt und zurückgeblieben ist. Auch Landwehr keinen wirklichen Wert. Gehorsam und Übung machen den Soldaten. Französische Revolutionsheere, Defensioner in Deutschland bestätigen die Richtigkeit meiner Überzeugung. Man kann nur wenigen Auserwählten heute die Waffe in die Hand drücken und sie morgen mit Erfolg im Gefecht einsetzen, die Masse hingegen wird ohne Schulung und Disziplin trotz guten Willens und Begeisterung versagen. Erwarte deshalb auch nichts vom Landwehrkorps, das sich zehntausend Mann stark unter Generalleutnant von Castenskjöld bei Kjöge sammeln soll und von dem man sich hier eine Wendung und baldige Befreiung verspricht.

19. August

Herrgott, wenn man doch endlich mit der Anlage von Befestigungen im Vorfeld Ernst machte! Bis jetzt verzweifelt wenig geschehen. Gab Peymann Skizzen der von mir vorgesehenen Werke. Es gilt vor allem, die Engen zwischen den Seen zu sperren, was mit Leichtigkeit erfolgen kann. Geschenk des Himmels und vorzüglichste Stellung der Welt, sichert vortrefflich mehr als zwei Drittel der Landfront. Nur an den Küsten schwieriger, dennoch auch hier etwas zu machen. Man muß mindestens den Classenschen Garten vor der Zitadelle verschanzen und drüben auf der anderen Flanke die Vorstädte in den Ring einbeziehen. So hält man den Feind in achtungswerter Entfernung.

Nutzloses Bemühen. Konferenzen, Jammereien und lächerliche Ausreden, mit denen man die Untätigkeit und Unfähigkeit beschönigt. Wieder

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

keine Arbeitskräfte zum Schanzen. Die fünf Bataillone Landwehr stehen immer noch nutzlos und faul herum, und die Bürger brennen darauf, sich nützlich zu erweisen. Ein tatkräftiger Kommandant und Tausende von fleißigen Händen lassen Batterien, Schanzen, Verhaue und Palisaden aus dem Erdboden wachsen.

Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie vorher mit Blindheit. Eine fürchterliche Wahrheit. Wünsche mir Titanenkräfte oder dummen Kopf der anderen. Bin zuweilen sehr deprimiert und verzweifelt. Entsetzlicher Gedanke, daß einmal auch aus mir so ein verkalkter General werden könnte. Lieber eine Kugel aus der eigenen Pistole, als so etwas.

Dabei Preußens Schicksal jüngste und eindrucksvollste Lehre. Schlachten, Festungen und Feldzug hauptsächlich verloren durch Vergreisung der Generäle, Kommandanten und Einrichtungen.

Und bei uns? Macht man einen Zweiundsiebzigjährigen zum Oberbefehlshaber und einen Strohkopf zum Stellvertreter. In diesem Alter ist man solchen Anstrengungen und Strapazen physischer und psychischer Art nicht mehr gewachsen. Ausnahmen bestätigen die Regel. Kommt noch ein vollkommener und revolutionärer Wandel aller Lehren und Gebräuche der Kriegskunst hinzu, bedeutet dies mit Naturnotwendigkeit eine Katastrophe für Volk und Armee. Peymanns persönliche Tapferkeit ist über allen Zweifel erhaben, er beginnt sich sogar in einem Maße Gefahren auszusetzen, das für peinliche und bedenkliche Vermutungen Anlaß gibt. Seine Führung hingegen zeigt alle Symptome eines Befehlshabers, der hinter der Gegenwart zurückgeblieben ist und mit Starrheit an den Praktiken eines vergangenen Jahrhunderts festhält.

Briten machten ein Kapitulationsangebot, P. wies es in würdiger und stolzer Form ab. Dutzende von lächerlichen Gerüchten durchschwirren die Stadt. Bald ist der Kronprinz mit so und so viel tausend Mann auf Seeland gelandet, bald ist wieder eine große russische Flotte zu unserem Beistand unterwegs, oder die Schweden wollen uns gar zu Hilfe kommen. Dabei landen unausgesetzt britische Verstärkungen.

20. August

Begegnete Gabriele von Brake, die ich fast nicht erkannte. Bin kein Poet, fand sie trotzdem wie eine herrlich aufgeblühte Rose. Bereue zu spät, daß ich nicht mit ihr sprach. Sie erwiderte meinen Gruß mit der alten Freundschaft und Herzlichkeit. G. ist Bettinas Vertraute, was soll das bedeuten?!

21. August

Englische Verstärkungen sind heute in der Kjögebucht, also nun auch südlich Kopenhagens, gelandet. Feindliche Streitmacht beträgt demnach mindestens 30 000 Mann, eine Zahl, die ernst stimmt.

22. August

Nächtlicher Ausfall gegen lästige Batterie bei der Kalkbrennerei. Gescheitert, da Kanonenboote zwar wieder pünktlich und brav ihre Pflicht taten, die beteiligten Truppen aber eine Stunde zu spät debouchierten, als der Feind bereits gewarnt und alarmiert war. Leibjäger haben sich sehr tapfer geschlagen und mit dem Bajonett angegriffen. Nur ihrer Bravour zu danken, daß es eben noch gut ging.

Publikation Peymanns über diese Affäre, die trotz Pathos und Beschönigung einige andere Unglücksnachrichten nicht verschweigen konnte. Hier ist die wichtigste:

Friedrichsburg und Friedrichswerk sind in Feindeshand und damit die einzige Kanonengießerei und Pulverfabrik verloren. Nur ein Glück, daß es uns noch am 17. gelang, einen Transport von 300 Wagen in die Festung zu bringen, ein späterer von 800 Wagen erreichte uns nicht mehr, sondern konnte gerade noch nach Kronborg flüchten.

Situation sonst unverändert. Briten stehen immer noch hinter den Seen in respektvoller Distanz, wenn sie auch fleißig schanzen und Batterien anlegen.

Glaubte heute Bettina auf der Promenade zu sehen, natürlich Sinnestäuschung. Nicht zum ersten Male. Erkenne leider, daß ich mich selbst belogen habe. Ich habe nicht überwunden und werde es vielleicht nie können. Die Liebe ist eine Krankheit, deren Stärke und Dauer von der Konstitution des Betroffenen abhängt. Dies ist eine erbärmliche Platitüde, und ich bin ein hoffnungsloser Narr.

Neben mir schnarcht der Major von B. im Stroh. Wie der Kerl die Backen aufbläst. Ich fühle einen sinnlosen Drang, ihm in sein zufriedenes Vollmondgesicht zu schlagen. Bin ich verrückt? Weshalb reizt mich dieses Bild der Behäbigkeit und des guten Gewissens derartig?

Zacharias angeschnauzt. Tut mir leid, aber weshalb mußte der dumme Bursche mir mit dem Eßnapf in diese alberne Stimmung geraten und sich wieder einmal gebärden, als wäre ich ein Kind, das gefüttert werden muß.

Jedenfalls werde ich mich mit diesem Zustand nicht abfinden. Ich will Klarheit und werde sie mir nötigenfalls mit Gewalt erzwingen. Man soll nicht glauben, daß man mit mir spielen kann. Die Ungewißheit macht mich rasend, sie ist wie ein Gift, das in mir wühlt. Was ist geschehen? Welch schreckliche und geheimnisvolle Gewalt hat aus den beiden Menschen, die mir das Liebste waren, Feinde und Hasser gemacht?

Sollte D'Avergne seine Hand im Spiel haben? Er ist — Alarm! Ich eile zur Bastion Jütland.

23. August

Mag es stehen bleiben. Ich muß diese Nacht Fieber gehabt haben, sonst hätte ich nicht solch wirres Zeug niederschreiben können. Ich bin kein lauteschlagender Seladon, sondern der Hauptmann von Mellenthin!

Zum Teufel, deine Gedanken, mon ami, haben nicht um ein Weib zu kreisen, wenn die Tage und Nächte erfüllt sind vom Lärmen der Geschütze und Kleingewehre. Man soll nicht zweien Herren dienen, sondern seine Sache ganz tun.

Dreißigtausend Briten stehen vor den Toren, und davor hat alles andere zu schweigen.

Angriff unserer Kanonenboote gegen Batterien an der nördlichen Kalkbrennerei und bei Svanemöllen, zu deren Unterstützung englische Bombardierschaluppen und Kanonenbriggs herbeieilten. Erfolg unleugbar auf unserer Seite.

Es entwickelte sich eine außerordentliche Kanonade, die eine große Menschenmenge zum Hafen lockte. Mit offenem Munde, viele das Gesangbuch und gerüstet zum sonntäglichen Kirchgang, verfolgten sie das unerhörte Schauspiel, das man von hier aus gut beobachten konnte. Das neugierige Völkchen ließ sich nicht einmal von Bomben stören, die in nächster Nähe zersprangen und einige Bürger töteten und blessierten.

Die britischen Fahrzeuge retirierten schließlich, verfolgt von den unsrigen, die bei ihrer Rückkehr

mit einem frenetischen Jubel empfangen wurden. Die tapferen Burschen haben es vollauf verdient. Der Schießprahm „Svärdfisken", der allen voran war, hatte sieben Grundschüsse.

Aus der Proklamation unseres Kommandierenden hierüber erscheint mir der Passus, da er die Congreveschen Brandraketen kommentiert, so bemerkenswert, daß ich ihn wörtlich hierher setzen will.

„Es verdient bemerkt zu werden, daß die Engländer außer Bomben auch eine Art von Raketen warfen, die von policirten Nationen nicht gebraucht zu werden pflegen."

Als ob es den Engländern jemals in ihrer langen und blutigen Geschichte darauf angekommen wäre, das Völkerrecht und die heiligen Gesetze der Humanität zu achten, wenn sie sich von einer Verletzung Vorteil versprachen. Etwas anderes hat sie nie gekümmert.

27. August

In den vergangenen vier Tagen ist viel geschehen und eine entscheidende Wendung zu unseren Ungunsten eingetreten. Es fällt wahrhaftig nicht leicht, die Ereignisse zu ordnen und sich vom Nebensächlichen den Blick nicht trüben zu lassen.

Am 25. nachmittags Ausfall der königlichen Leibjäger, der Schützen von den Edelhöfen und der Regimentsjäger mit einigen leichten Stücken gegen den wohl gedeckten Feind bei Blaagaard. Die Unsrigen rückten zuerst vor, mußten sich dann aber vor beträchtlichen Verstärkungen unter die Kanonen der Festung zurückziehen.

Damit aber nicht genug, besetzten die Briten nunmehr Blaagaard, das Johanneshospital und errichteten auf der Norderbrücke zwischen dem Peblingesee und dem Sortedamssee eine Schanze von Sandsäcken, wobei ihnen die spanischen Reiter, die wir selbst am Tage vorher angelegt hatten, gute Dienste leisteten.

Am 26. Ausfall gegen den Classenschen Garten vor der Zitadelle wieder unter Mitwirkung der Kanonenboote, die mit ihren Kartätschen tüchtig unter den Briten aufräumten. Nach anfänglichem Avancieren wieder zurück. Die Kanonenschaluppe „Stubbekjöbing" erhielt einen Treffer in die Pulverkammer und flog in die Luft. Vierzig Mann ihrer mutigen Besatzung kamen dabei ums Leben. Der Feind hat sehr hohe Verluste, die die unsrigen beträchtlich übersteigen.

Alle diese Scharmützel sind unnütz und haben keinen effektiven Wert. Nachdem man die wichtigen Außenpunkte nicht behauptet und den Feind nicht hat anlaufen lassen, ist es sinnlos und zu spät, nun selbst gegen sie zu operieren.

Der Mißerfolg unserer schlauen Taktik ist nunmehr jedem Narren bewußt. Die Engländer haben jetzt nicht nur die Norderbrücke und den Classenschen Garten, sondern auch die Osterbrücke im Besitz. Sie sind uns gefährlich nahegerückt, nur aus dem Westertor können wir uns noch einen guten Büchsenschuß auf dem Weg gegen Friedrichsberg bewegen. Damit aber liegt fast die ganze Landfront von Festung und Stadt in Reichweite des schweren englischen Geschützes, und wir werden bald bitter zu spüren bekommen, was das bedeutet. Und dies alles trotz dringenden Vorstellungen und heißestem Bemühen und obwohl der Oberbefehlshaber der Marine, Kommandeurkapitän Bille, mit dem ganzen Gewicht seiner Person für die Anlage von Batterien zwischen den Seen eintrat und dafür die Kanonen zur Verfügung stellen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Schluß von Seite 6: Menschen im Abgrund

der Landarbeiterschaft, über den indischen Hungerprovinzen, durch die der lautlose Tod der Millionen zieht, und in dem gesamten „Imperium der Slums", wie ein Brite dies Weltreich des Zerfalls genannt hat, herrscht immer noch jene Leib- und Hungertheorie, die auf der brutalsten Herrschaft des Geldsacks sich gründet. Dieses Geldsacks einer Oberschicht, die — laut englischer Wochenschrift „Cavalcade" vom Juli 1944 — von nur 7 v. H. der Bevölkerung gebildet wird, die 93 v. H. des gesamten nationalen Wohlstandes eines Weltreiches kontrollieren, das raummäßig 27 v. H. des Festlandes einnimmt, wirtschaftlich aber mit einer noch höheren Quote an den Reichtümern der Erde beteiligt ist! Dieses Geldsacks, der den Nichtbesitzenden als Einzelperson wie als „Habenichts" unter den Völkern für überflüssig und als Last erklärt, der nach allen Regeln hoher britischer Verwaltungskunst und Diplomatie ausgehungert und ausgerottet werden darf.

Gäbe es neben diesen stürmenden Revolutionären und nachdenklichen Sozialethikern einen bessern Kronzeugen als „das erste Journal Europas", die Londoner „Times" selbst? Im Juni 1844 wurde sie von einer ihrer seltenen Offenherzigkeiten übermannt:

„Krieg den Palästen, Friede den Hütten, das ist ein Schlachtruf des Schreckens, der noch einmal durch unser Land tönen mag. Mögen die Reichen sich in acht nehmen!"

Es ist der ganze Stolz der Briten, daß sie seit 1648/49 keine Revolution mehr erlebt haben. Ihre Schmach aber ist es, daß und wie sie seit mehr als hundert Jahren an jedem sozialen Fortschritt vorbeilaviert haben. Und wenn der Angstschrei der „Times" vor hundert Jahren zum weltrevolutionären Losungsruf der jüdisch gelenkten Internationale des Judobolschewismus geworden ist, dann nicht zuletzt deswegen, weil England, das klassische Land des Kapitalismus, nicht die geringsten Anstalten traf und nicht die geringste Idee überhaupt beizusteuern hatte, den kapitalistischen Strom in menschliche, wahrhaft soziale Bahnen zu lenken. Dieser Versager erst gebar die Haßorgien eines Marx, gebar sie in England selbst, und es war nur das gänzlich unverdiente Glück dieser schuldbeladenen Insel im Strome der Zeiten, daß die Sturmfluten von ihrer insularen Quelle weg zum Festlande sich drängten und daß sie nun, nach ihrer Abdrängung an den soliden sozialen deutschen Mauern, von den asiatischen Steppen her Europa zu überspülen drohen.

Es kreist keine deutsche Spekulation um die Hilfe eines deutschen Schlachtenglücks durch eine Revolution in England. Unsere Waffen rechnen mit realeren Gegebenheiten. Mögen auch die Linksradikalen Morgenluft wittern, wie die „Tribune" (Januar 1944): „Das politische Problem der Reichen in einer Demokratie läuft auf die Frage hinaus, wie man am besten die Armen dazu überredet, die Wohlhabenden an der Macht zu lassen. Bis jetzt haben die Reichen Englands dieses Problem mit bemerkenswertem Erfolg gelöst."

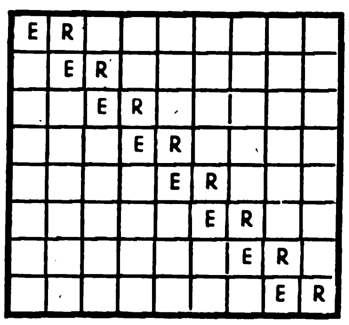
Vermutlich wird ihnen das auch weiter gelingen. Dank der Abgestumpftheit und Führerlosigkeit der Massen und dank auch dem Sendungsglauben der herrschenden Oberschicht, wie ihn John Galsworthy in seinem Buche „Der Patrizier" in einem Gebet in den Mund eines Plutokraten gelegt hat:

„Ich glaube an meinen Vater und an seinen Vater und dessen Vaters Vater, die Gründer und Erhalter unseres Gutes, und ich glaube an mich selbst, an meinen Sohn und meines Sohnes Sohn. Ich glaube an die gesellschaftlich mir Gleichgestellten und an das Herrscherhaus und an die Dinge, wie sie sind und bleiben in alle Ewigkeit!"

(Ein abschließender Teil folgt.)

RÄTSEL

Füllrätsel.



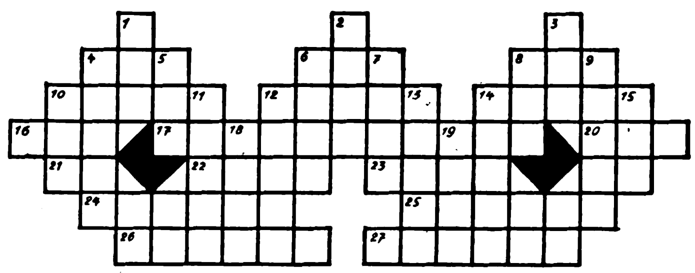
Die Buchstaben: a a a a a a a a b b b c d e e e e e f f i i k l l l l n o p p r r r r r r s s s s s s t t t t t t t t t u u v w werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht folgende Wörter erscheinen. 1. Suppenkonserve, 2. span. Dichter (16.—17. Jahrh.), 3. Verteidigungsanlage, 4. Schrifttum, 5. zahnarmes Tier, 6. Wasserstauung, 7. Schnupftabakdose, 8. Gipsart.

Zahlenrätsel

1 2 3 2 4	Bilanzsoll
5 6 4 7	italien. Schaumwein
6 5 8 2 9	arab. Gruß
2 10 11 2 9	Hautausschlag
12 5 10 2 4 2	Feuerwerkskörper
6 5 8 13 5 4 14 12	Starkbier
4 5 15 10 12 2 1	Befreier Jerusalems
2 8 6 5	Wagnersche Bühnengestalt
7 3 7 6	Storchvogel
6 5 16 7 3	indischer Titel
4 18 12 3 7 15 2	Wasserrad
15 5 12 6 2 6	oström. Feldherr
7 15 4 2 12 1 7 10 4	Verbot
17 5 8 11 7 1 7 11 2	Balkanhalbinsel

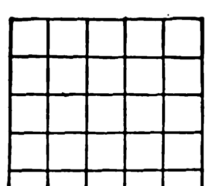
Die ersten und letzten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben ein Sprichwort. ch = ein Buchstabe.

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 4. geographisch. Begriff, 6. Wäldchen, 8. Wild, 10. Haustier, 12. weibl. Vorname, 14. Operettenkomponist, 16. Trinkstube, 17. Staat der USA, 20. Leuchtstoff, 21. Geliebte des Zeus, 22. Speisenwürze, 23. Halbaffe, 24. Unkosten, 25. französ. Revolutionär, 26. span. Urbevölkerung, 27. röm. Philosoph. — Senkrecht: 1. Farbe, 2. Spielkartenfarbe, 3. Pelztier, 4. griech. Zykladeninsel, 5. Mündungsarm des Rheins, 6. vom Meer abgetrennter Strandsee, 7. Tanzmädchen, 8. Hirsch, 9. Nibelungengestalt, 10. Hafenmauer, 11. Abstammungsbegriff, 12. Liebe, 13. elektr. Kraftquelle, 14. Nebenfluß der Aller, 15. Teil des Wagens, 18. inhaltlos, 19. Hochland in Vorderasien.

Magisches Quadrat



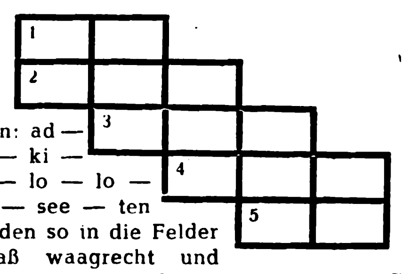
Die Buchstaben: a a a a a a b e e e e g h k k k l r r r r t t z z werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Rechen, 2. Sonderform, 3. Schweizer Badeort, 4. Meeresungeheuer, 5. Hunnenkönig.

Städtefüllrätsel

Rhein	
Manzanares	
Loire	
Donau	
Neckar	
Lahn	
Maas	
Pregel	

Neben jeden Fluß ist eine an ihm liegende Stadt zu setzen. Die Anfangsbuchstaben der richtig gefundenen Städte nennen eine vielgenannte Stadt am Dnjepr.

Silbentreppe



Die Silben: ad — che — fo — ki — ler — ler — lo — lo — nes — see — see — ten — ten werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Gewicht, 2. Inselgruppe, 3. Fluß in Nordamerika, 4. Raubvogel, 5. Singvogel.

Lösungen der Rätsel:

Füllrätsel: 1. Erbswurst, 2. Cervantes, 3. Sperrfort, 4. Literatur, 5. Erdferkel, 6. Talsperre, 7. Tabatiere, 8. Alabaster. ✱ **Zahlenrätsel:** 1. Debet, 2. Asti, 3. Salem, 4. Ekzem, 5. Rakete, 6. Salvator, 7. Tankred, 8. Elsa, 9. Ibis, 10. Sahib, 11. Turbine, 12. Narses, 13. Interdikt, 14. Chalzidize. „Das erste ist nicht immer das beste." ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 4. Pol, 6. Hag, 8. Reh, 10. Kater, 12. Maria, 14. Lehar, 16. Bar, 17. Kalifornien, 20. Gas, 21. Io, 22. Senf, 23. Lori, 24. Spesen, 25. Danton, 26. Iberer, 27. Seneca. Senkrecht: 1. rot, 2. Karo, 3. Feh, 4. Paros, 5. Lek, 6. Haff, 7. Girl, 8. Ren, 9. Hagen, 10. Kai, 11. Rasse, 12 Minne, 13. Anode, 14. Leine, 15. Rad, 18. leer, 19. Iran. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Harke, 2. Abart, 3. Ragaz, 4. Krake, 5. Etzel. ✱ **Städtefüllrätsel:** Speyer, Madrid, Orleans, Linz, Eßlingen, Nassau, Sedan, Konigsberg. „Smolensk." ✱ **Silbentreppe:** Kilo, Lofoten, Tennessee, Seeadler, Lerche.

Der Mann, der wie Hans Albers aussieht

DOPPELGÄNGER IM NEBENBERUF



Ein heiteres Spiel der Natur: zweimal Hans Albers?
Fast könnte es so scheinen. Der findige Leser aber wird den „echten" Hans bei näherem Hinschauen doch schließlich entdecken, denn eine völlige Übereinstimmung zweier Menschen ist nicht einmal unter Zwillingen möglich.



In dem Ufa-Film „Große Freiheit"
spielt Hans Albers eine Doppelrolle. Szenen, in denen er sich selbst begegnen müßte, werden durch Kurt Wieschala ermöglicht.



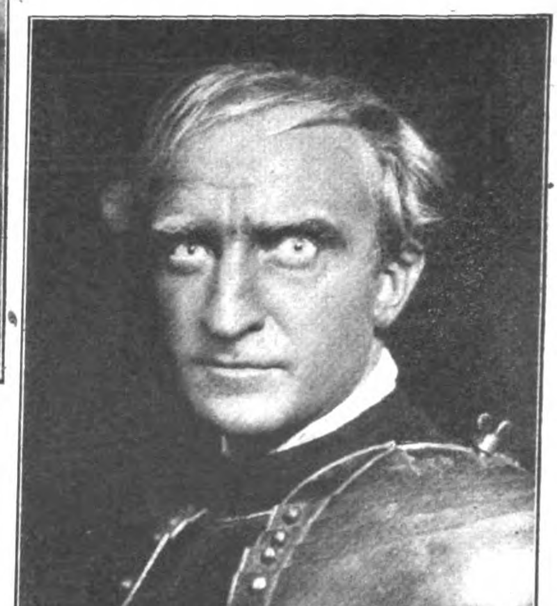
Aus seiner Bühnenlaufbahn. →
Kurt Wieschala als „Hauptmann" in Siegmund Graffs „Endloser Straße".

Aufnahmen: Wolter.



Der Schauspieler-Maler Wieschala
ist ein begabter Karikaturenzeichner. Mitunter, wenn er sich unter Schauspielern bewegte, wurde die Frage an ihn gerichtet: „Sind Sie eigentlich mit dem Zeichner verwandt?"

Auf unseren Streifzügen zur Entdeckung von Ähnlichkeiten sind wir auf einen beachtlichen Fall von Übereinstimmung gestoßen. Hans Albers hat einen Doppelgänger. Natürlich weiß er es längst, denn dieser ihm wie aus dem Gesicht geschnittene zweite Albers, der die gleiche kühne Nase, die gleichen hellen Augen und die gleich große Statur hat, wird in der Tat gelegentlich im Film als „Albers-Double" verwendet. Von dieser Aufgabe erfährt das Filmpublikum im allgemeinen wenig, denn das Double wird nur dann in Erscheinung treten, wenn der Hauptdarsteller eine Doppelrolle zu spielen hat und sich dabei selbst zu begegnen und etwa sich selbst auch die Hand zu geben hätte, was natürlich auch mit den schönsten Trickaufnahmen nicht glaubhaft darzustellen wäre. In einem solchen Fall übernimmt auf möglichst kurze Strecken das Double die zweite Albers-Rolle. Kurt Wieschala besitzt diese frappante Ähnlichkeit mit dem großen Original, und allerdings ist er auch Schauspieler, dessen besonderer Ehrgeiz freilich bei solchen Rollen darin liegen muß, keinen eigenen schauspielerischen Ehrgeiz zu entwickeln. Was Kurt Wieschala als Darsteller kann, hat er schon wiederholt offenbaren können. Oftmals war ihm aber gerade diese Ähnlichkeit mit Albers im Wege, und nur die ihn völlig verändernde Maske war mitunter der rettende Ausweg. Lachend erzählt Wieschala, daß ihm diese Ähnlichkeit auch im bürgerlichen Leben manche tragikomische Begegnung beschert hat. Keiner will ihm glauben, daß er Albers — nicht ist, und oft hilft ihm auch alles Beteuern nichts. „Ich verstehe schon", heißt es dann mit Augenzwinkern, „Sie wollen unerkannt bleiben." Das ist manchmal zum Verzweifeln. Denn Ovationen und Autogramme hinzunehmen und zu geben mag schon dem echten Hans lästig sein, wieviel mehr erst dem Doppelgänger, der sich gar nicht mit falschen Federn schmücken mag!



Kurt Wieschala als Terzky im „Wallenstein".

Viele neue Hände helfen

BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER



„Bei uns soll sich jeder wohlfühlen! Das ist einer von den Neuen, der hat sich aus seinem stillgelegten Büro seinen Schreibtisch und 'n paar Akten mitgebracht, weil er so daran gewöhnt ist!"



„Also, jut, bei Schmittmann & Krauskopp melden! In Ordnung! Aba det sag ick Ihnen, Frollein: wenn ick da nich bei V 3 und V 4 mitarbeiten darf, bin ick morjen wieda hier!!"



Feldpost-Nr. 0800
Kurze Vorschläge für den totalen Krieg.

. . . und deshalb schlage ich vor, die Hausgehilfin Marie Klupschke bei verwitwete Frau Steuerobersekretär Beißegern, Eichenallee 9, zu entfernen und wo anders nützlicher zu beschäftigen, weil sie ja doch nur auf mich rumtrampelt und brüllt...



„Sie, keine Beleidigung! Was heißt'n das, 'ne Großmutti, wie ich, ist nicht mehr geschickt genug für Fabrikarbeit, was?! Wo ich seit neununddreißig für die ganze Nachbarschaft elektrische Schalter, Radios und so'n Kram repariere!?"



„— und, nicht wahr, Sie werden es nicht vergessen, Herr Portier! Um neun, um zwölf und um drei müssen Sie Purzel zum Bäumchen führen — er ist es so gewöhnt!"

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.
A B C D E F G 12)

Preis 20 Pfennig

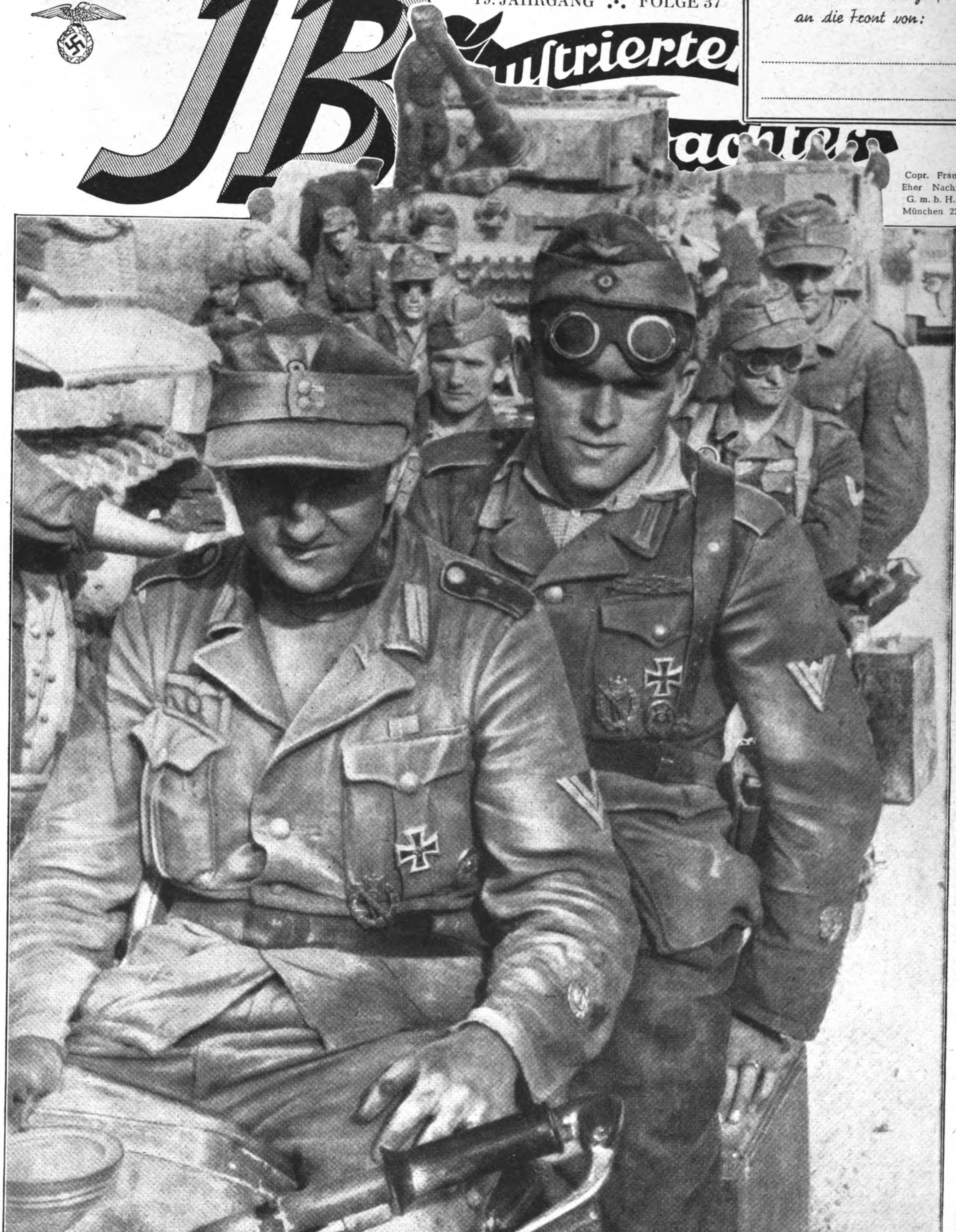
IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 14. SEPT. 1944
19. JAHRGANG :•: FOLGE 37

Mit herzlichen Heimatgrüßen
an die Front von:

....

....



Immer am Brennpunkt der Schlacht PK.-Aufnahme von Kriegsberichter Schlegel-Breg. (PBZ.)

Seit Wochen sind diese Männer unterwegs. Sie kennen nichts anderes als Kämpfen und Marschieren. Sie tragen Narben aus vielen Gefechten und Auszeichnungen für ihre Tapferkeit. Und sie wissen, daß es auf jeden einzelnen von ihnen ankommt.



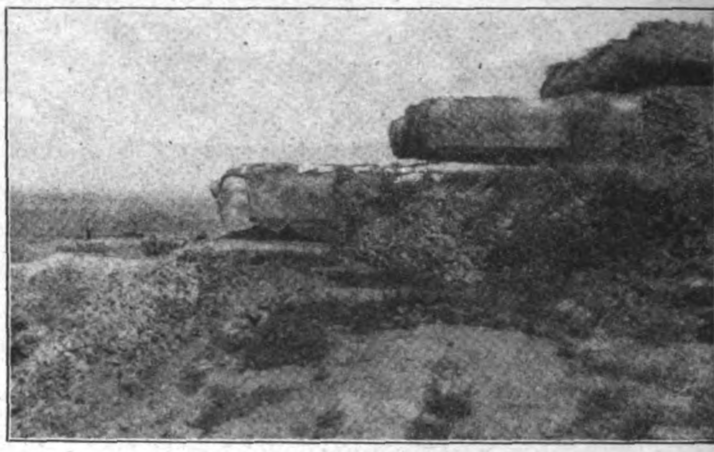
Die Inselbatterie Cecembre.
Etwa zwei Seemeilen nordwestlich von St. Malo hat dieser Stützpunkt noch länger als zwei Wochen nach dem Erlöschen der Widerstandskraft von St. Malo weitergekämpft.



Der tapfere Verteidiger von Cecembre.
Der Batteriechef der Inselbatterie Cecembre, Oberleutnant Richard Seuß, dem der Führer für seine beispielgebende Tapferkeit Ritterkreuz und Eichenlaub verlieh. Oberleutnant Seuß im Gespräch mit einem jungen Leutnant der Marineartillerie.

„CECEMBRE KÄMPFT WEITER"

Als am 17. August 1944 der Festungskommandant von St. Malo, Oberst von Aulock, meldete: „Kampf eingestellt, Cecembre kämpft weiter", ward dieser Name weltberühmt. Nach fünf Wochen heldenmütiger Verteidigung fiel ein Chaos von Trümmern in Feindeshand.



Der Leitstand der Batterie.
Von hier aus leitete der Batterieführer Tag und Nacht das Feuer seiner Geschütze gegen die unaufhörlich massierten Angriffe

PK.-Aufn.: Kriegsberichter Kussin.



Gegen die Sowjet-Flut!

Es geht um die Freiheit.

Der Feind, der die anfängliche Überlegenheit unserer Waffentechnik im Laufe der Jahre einzuholen und schließlich zu überholen vermochte, wurde durch den Einsatz der ersten deutschen Vergeltungswaffe zu einer Höchststeigerung seiner Kräfte an allen Fronten veranlaßt. So hofft er verhüten zu können, daß sich Deutschlands neue Kriegsmittel den Sieg sichern. Es ist Sache der ganzen Nation, in diesem atemberaubenden Wettlauf um die Entscheidung ein gläubiges Herz und kalte Nerven zu bewahren. Ostpreußen hat bereits eine Probe vorbildlicher Kampfbereitschaft erbracht.

Ostpreußen stemmt sich gegen den Bolschewismus.
Gauleiter Erich Koch greift überall mit Dank und Ermunterung ein. Seine Ostpreußen wissen, was auf dem Spiel steht



Die Baggerarbeiten
am Panzergraben schreiten fort

Aufnahmen:
Transocean-Europapreß.



Die Beschaffenheit der Lebensmittel
überprüft Erich Koch durch Stichproben



Während die Männer an der Front stehen oder die Ostbefestigungen bauen helfen,
bringen Frauen und Mädchen die Ernte von den Feldern ein.

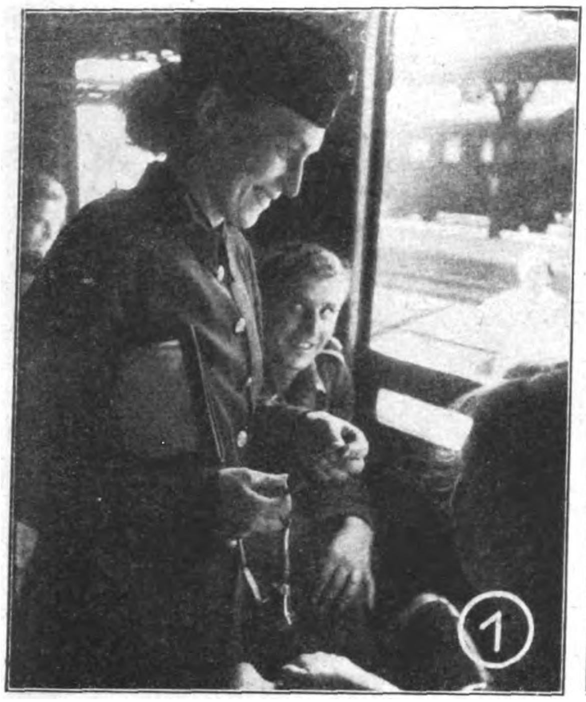


In diesem Augenblick steigt die Spannung.

Es wird ernst. Panzer sind auf den Feind gestoßen.
Die Infanterie sitzt ab, um sich im Gelände zu entwickeln

PK.-Aufn.: Kriegsberichter Otto Paul (Sch.).

Jetzt kommt es auf jeden einzelnen an!





EHEPAAR BLESSENBERGER

Beide wissen genau, daß man heute auf viele sonst selbstverständliche Annehmlichkeiten verzichten muß.
1. Frau Josefa Blessenberger gehört zu den vielen. die tagaus tagein in vollbesetzten Zügen als Zugschaffnerinnen ihren Dienst versehen müssen. Seit zwei Jahren schon übt sie ihren freiwilligen Arbeitseinsatz. „14 Stunden lang bin ich jetzt, von einigen Pausen abgesehen, unterwegs. Jetzt wird es Zeit, daß ich zu meinem Mann heimkomme." — **2.** Josefas Mann war bis zu seiner Verwundung sieben Jahre Berufssoldat. Trotz seiner Beinamputation hat er es durch Energie und unbeugsamen Willen doch so weit gebracht, daß er als Reichsbahnbediensteter im Außendienst vollwertige Arbeit leisten kann. — **3.** Wenn die Dienstpläne es erheischen, dann sieht sich das Ehepaar oft ein paar Tage lang nicht. Um so mehr Freude bereitet dann ein zufälliges Zusammentreffen im Bahnhofsgelände.

So wie unsere Soldaten an allen Fronten gegen eine zahlenmäßige Übermacht zu kämpfen haben, so stehen auch dem Feinde weit mehr Hände in der Kriegsproduktion zur Verfügung. Die Front wird durch Einsatz großer Reserven eine bedeutende Verstärkung erfahren. Die schaffende Front der Heimat erhält ihren Kraftzuwachs aus dem totalen Einsatz der Nation.





FAMILIE MAUTNER

Die ganze Familie arbeitet für die Rüstung, ausgenommen die Mutter, die für eine große Wirtschaft sorgen muß.
1. Franz Mautner ist schon seit Jahren in der Rüstung tätig und ist nach dem Urteil seines Vorgesetzten das Beispiel des ruhigen und fleißigen Arbeiters. Familie Mautner hat sich aus eigener Kraft durch rastlosen Einsatz ein nettes Blockhaus erarbeitet. — **2.** Haus und Hof geben der Mutter Kreszenz alle Hände voll zu tun. Sechs Mauler wollen gestopft sein, und das Kleingetier wie Gänse, Enten, Tauben, Hühner, Truthühner, Ziegen und Kaninchen verlangt auch seine Pflege. Mutter K. war auch lange Zeit bei einem Gärtner berufstätig, darum trägt auch der eigene Garten reichen Segen. — **3.** Die 18-jährige Zenta ist die Älteste und steht in einer Rüstungsschneiderei täglich 10 Stunden an der Steppmaschine.





Auch die beiden Söhne sind in der Kriegsproduktion, und das Nesthäkchen folgt bald nach.
4. Franz, 17 Jahre alt, ist schon zweieinhalb Jahre als technischer Zeichnerlehrling in einem Rüstungsbetrieb tätig und legt bald seine Facharbeiterprüfung ab. — **5.** Hans — Jahrgang 1929 — möchte Tischler werden und ist seit kurzem Lehrling in einer Rüstungsschreinerei. — **6.** Und endlich Anna ist mit ihren 13 Jahren noch Schülerin, möchte aber gleich nach ihrer Schulzeit Näherin werden. — Wenn in solcher Weise alle verfügbaren Arbeitskräfte eingesetzt werden, bestehen wir die schwerste Prüfung, die das Schicksal uns auferlegt.

FAMILIE REHAAG

Sieben Söhne und alle bei der Wehrmacht! – Eine stolze ostpreußische Familie.
Mutter Rehaag hat die große Freude erleben dürfen, daß ihre sieben Söhne alle gemeinsam auf Urlaub weilen durften. Nun sind sie längst wieder im Einsatz oder bei ihren Truppenteilen im Dienst. Es sind — von links nach rechts — Franz, Ernst, Bruno, Alois, Josef, Johann und Georg. Vater Rehaag lebt als Zollbeamter in Königsberg.

PK.-Aufn.: Kriegsber. Holtz (PBZ.)
Aufnahmen: Inge Mautler (9), Kühlewindt (1)



In schulmäßiger Ausbildung zum Einzelkämpfer lernt der Tapfere auch der Übermacht trotzen



Das erste: dem Gegner die Sicht nehmen!
Ein Blendkörper, der beim Zerplatzen einen leichten Nebel um den feindlichen Panzer zieht, hat einen sowjetischen „T 34" getroffen und nimmt der feindlichen Besatzung die freie Sicht. Der Augenblick für die Sprengladung ist gekommen.



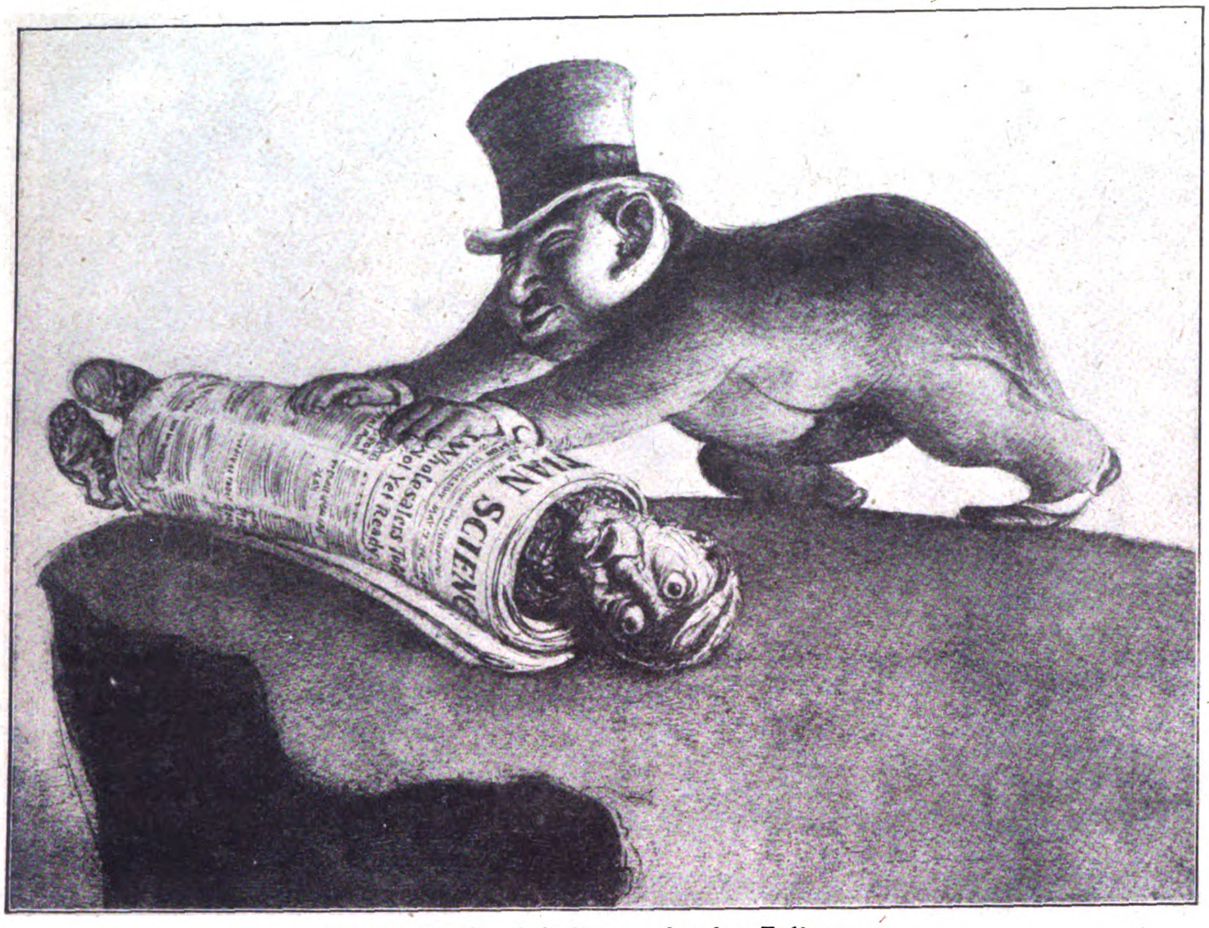
Das ist der rechte Augenblick!
Im Schutz der leichten Nebelwand nähert sich der Panzereinzelkämpfer dem feindlichen Kampfwagen. Geschickt entzieht er sich der Feuerwirkung des sich drehenden Turms. Mit ein paar Sprüngen hat er den Feindpanzer erreicht.



Augenblicke des starken Herzens.
Dicht an den Panzer gedrückt und sorgsam auf Luken und Öffnungen achtend, um etwa geworfenen Handgranaten rechtzeitig begegnen zu können, setzt der Panzereinzelkämpfer eine Nebelhandgranate an Durch die Öffnung zwischen Turm und Wanne dringt der Nebel ins Innere des Panzers.



Aussteigen oder in die Luft fliegen!
Dichter und dichter ist der Nebel im Innern des Panzers geworden. Er zwingt schließlich die Besatzung dazu, den Kampfwagen zu verlassen. Tut sie dies, auf ihre Kampfkraft pochend, nicht, so kann der Einzelkämpfer im Schutz des Nebels die Sprengladung anbringen. die auch die stärkste Panzerung durchschlägt.



Der englische Arbeiter und seine Zeitung.
Zeichnung von A. Paul Weber

LONDON: Menschen im Abgrund

EINE STREIFE DURCH DAS VOLKSFEINDLICHE PARADIES DER BRITISCHEN PLUTOKRATIE

III.

VON F. ROSE

(SCHLUSS)

Jahrhunderte sind spurlos an Englands Herrenschicht vorübergegangen. Der Hausheilige der britischen Oberschicht ist immer noch jener Sir Francis Drake, Pirat mit den Freibriefen seiner „jungfräulichen" Queen Elizabeth, der 1580 das Kunststück fertigbrachte, von einer dreijährigen Piratenfahrt mit 25 Schiffen, die mit 5000 Pfund unter Beteiligung seiner Queen ausgerüstet worden war, mit einem Gewinn von 4700 Prozent heimzukehren! Dieser wegelagernde, sengende, mordende und plündernde Raubritter der Meere gilt noch heute als der Musterknabe und als nacheifernswertestes Exempel für die Ausbeutung der Welt wie der Auspowerung des eigenen Volkes. Bis zu welchem Grade diese Aussaugung gediehen ist und systemvoll erhalten bleibt, haben die Engländer G. W. Daniels und H. Campion nachgewiesen: 2 v. H. der englischen Bevölkerung verfügen allein über 40 v. H. des britischen Vermögens, und 6 v. H. teilen unter sich 80 v. H.!

Die restlichen 20 v. H. sind „die Hefe", jene „Expropriierten", jene systematisch, gründlich, dauernd und gewaltsam entrechteten „Sklaven der Arbeit" in England, an denen der Jude Karl Marx seine weltrevolutionären Thesen studierte, für deren utopische Verwirklichung heute die Menschheit aller Erdteile Ströme von Blut durchwaten soll. Briten mögen bezeugen, wie es dieser Unterschicht geht, für die es keine Zukunft und keinen Aufstieg gibt:

Cenneth Everill in der „World Review", September 1943: „Vor Ausbruch dieses Weltkrieges besaßen 30 v. H. des britischen Volkes, d. s. 16 Millionen, nicht so viel Geld, um sich einigermaßen satt zu essen!"

Sidney Poole in Mosleys „Action", 13. November 1937: „Wir haben heute in Britannien Wohnverhältnisse, die eine Schande für unsere Zivilisation sind, zehn Millionen unseres Volkes leben, um amtliche Zahlen zu nennen, am Rande des Hungers. Millionen verdienen nur ein armseliges Auskommen (pittance) bei langer Arbeitszeit, oft unter schandbaren Arbeitsverhältnissen. Millionen ohne einen bezahlten freien Tag... Mutter Natur erhebt einen furchtbaren Zoll für die Nichtbefolgung ihrer Gesetze."



London 1869: „Ohne Heim und hungernd."
Eine berühmte, in ganz England bekannte Zeichnung von Sir Luke Fildes (von der kgl. Akademie), die angeblich „viel dazu beitrug, die Nation zur Erkenntnis des Problems der Arbeitslosigkeit zu erwecken". Doch nur im Sinne der Karitas, der Almosen. Die plutokratischen Ausbeuter an der Themse waren und sind unwillig und unfähig, dies Problem anders anzupacken, geschweige denn, zu meistern.



London 1928: „Unter den Ausgestoßenen."
„Die tragische Seite des modernen Londons: menschliche Wracks am Themsekai." — So betitelte der „Graphic" am 18. Februar 1928 dies Gegenstück zu den Verlorenen am Themsekai von Fildes: Das sei, Nacht für Nacht, das bittere Leben der „Down-and-outs", der elendsgrauen Männer und Frauen auf den Bänken, „der Hungernden, der Arbeitslosen, der Hoffnungslosen" . . . Das Weltreich der 450 Millionen zählte Jahr um Jahr, noch 1939, als die Verbrecher um Churchill, Eden und Vansittart den Krieg entfesselten, laufend 1,5—2 Millionen dieser „Ausgestoßenen". Welch ein Musterland!

Bischof Walter Carey in „The Church of England Newspaper", 10. Febr. 1939: „Auf der einen Seite stolziert aufgeputzt der Luxus und am andern Ende geraten zwei Millionen (Arbeitslose) in völligen Verfall (decay). Irgend etwas muß fürchterlich (terribly) falsch in unserm System sein. Was nur ist es, das den Weg verlegt?"

Königliche Kommissionen, Denkschriften und Weißbücher über Wohnslums und Elendsgebiete sind in hundert Jahren die einzigen „Maßnahmen" geblieben, die amtlich unternommen wurden, um einem Elend zu steuern, von dem der „Daily Herald" des jüdischen Lord Southwood am 10. Juli 1937 einen Ausschnitt gab: Von 304 Kindern in einer Grafschaft, die von Dr. Clegg und Dr. Scott untersucht wurden, waren 99 unterernährt! Und dies soziale Musterland preist sich Europa als den — sozialen Neuordner an... Das reizte sogar die Londoner „Cavalcade" am 19. Dezember 1943 zu dem bissigen Hohn: „Deutschland will man neu erziehen, aber man soll lieber mit England selbst den Anfang machen!"

Mit der ganzen ihm eigenen Biedermannsmiene hat John Bull gern versucht, hinter seinem feisten Bauch und breiten Rücken all dies Elend als flüchtige Zeiterscheinung zu verdecken oder überhaupt zu vertuschen. Es ist gar vom „höchsten Lebensstandard" in England geschwätzt worden — in einem Lande, dessen asoziale Haltung nur noch von den USA übertroffen wird. So erkühnte sich die „Daily Mail" am 6. März 1936 (in einem beiläufigen Geständnis über die Kriegslustigkeit Englands):

„Ohne dies Empire und ohne unsere englischen Angriffs-

(Schluß nach dem Romanteil.)

Feuer am Sund

ROMAN VON LOTHAR FREUND

(10. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 36:

Am 26. Ausfall gegen den Classenschen Garten vor der Zitadelle wieder unter Mitwirkung der Kanonenboote, die mit ihren Kartätschen tüchtig unter den Briten aufräumten. Nach anfänglichem Avancieren wieder zurück. Die Kanonenschaluppe „Stubbekjöbing" erhielt einen Treffer in die Pulverkammer und flog in die Luft. Vierzig Mann ihrer mutigen Besatzung kamen dabei ums Leben. Der Feind hatte sehr hohe Verluste, die die unsrigen beträchtlich übersteigen. Alle diese Scharmützel sind unnütz und haben keinen effektiven Wert. Nachdem man die wichtigen Außenpunkte nicht behauptet und den Feind nicht hat anlaufen lassen, ist es sinnlos und zu spät, nun selbst gegen sie zu operieren. Der Mißerfolg unserer schlauen Taktik ist nunmehr jedem Narren bewußt. Die Engländer haben jetzt nicht nur die Norderbrücke und den Classenschen Garten, sondern auch die Osterbrücke im Besitz. Sie sind uns gefährlich nahegerückt, nur aus dem Westertor können wir uns noch einen guten Büchsenschuß auf dem Weg gegen Friedrichsberg bewegen. Damit aber liegt fast die ganze Landfront von Festung und Stadt in Reichweite des schweren englischen Geschützes, und wir werden bald bitter zu spüren bekommen, was das bedeutet. Und dies alles trotz dringender Vorstellungen und heißestem Bemühen und obwohl der Oberbefehlshaber der Marine, Kommandeurkapitän Bille, mit dem ganzen Gewicht seiner Person für die Anlage von Batterien zwischen den Seen eintrat und dafür die Kanonen zur Verfügung stellen wollte.

Nichts half. General von Bielefeld war der Meinung, daß dies nichts nütze, und Peymann stimmte ihm zu, so daß zu schweigen und zu resignieren hatte, wer die Sache anders und richtiger sah. Gott weiß, daß wir auf den Triumph, unsere Ansicht so schlimm und überzeugend bestätigt zu sehen, gern verzichtet hätten. Aber nun hilft kein Räsonieren mehr, es ist zu spät.

28. August

Schlimme Stunden liegen hinter uns. Seit dem Nachmittag brennen die Vorstädte, soweit sie noch nicht von den Engländern besetzt wurden. Die angekündigte Vernichtung, die man immer noch zu vermeiden hoffte, ist nun traurige Wirklichkeit geworden, und im Interesse unserer Selbsterhaltung mußten wir die Heimstätten selbst anzünden und das Glück ihrer armen Bewohner vernichten. So zieht ein Unglück und ein Fehler die nächsten nach sich, und wir gleiten unaufhaltsam von Stufe zu Stufe dem Abgrund zu.

In dieser nächtlichen Stunde vermag ich von der Bastion am Westertor das entsetzliche Bild zu übersehen. Ich lehne an der Mauerbrüstung und blicke in die Flammen, die grausig zum Himmel emporlodern und die Nacht zum Tage machen. Es ist so hell, daß ich bequem zu schreiben vermag.

Aus Häusern, Schuppen, Baracken und Ställen, aus Dächern und Fenstern leckt der Brand und stößt ungeheuere Rauchwolken zu den Sternen. Funken und brennende Gegenstände fliegen durch die Luft, beizend scharf treiben Rauchschwaden heran und reizen zum Husten. Der Himmel ist weithin gerötet von der riesenhaften Glut, die sich im Wasser des St.-Jürgens-Sees spiegelt. Ein gigantischer Scheiterhaufen zu Ehren der gutgesinnten und ehrenhaften Krämer in London, die sich jetzt auf ihren weichen Lagern dehnen werden und von dem Profit träumen, den ihnen ihr neuester Bubenstreich einbringen wird.

Der Sechspfünder neben mir erhebt alle Viertelstunde seine brüllende Stimme. Mit Blitz und Rauch und einem polternden Zurückprellen schickt er seine eisernen Grüße wie einen ohnmächtigen Protest gegen Willkür und Gemeinheit in die Nacht hinaus.

Ich vermag es den braven Bürgerartilleristen nicht zu wehren, obwohl ihr Beginnen sinnlos ist und keine Kugel den Feind zu erreichen vermag. Wenn ich zu der kleinen Gruppe, die mit Wischer, Nadel, Pulversäcken und Lunte hantiert, hinübersehe, dann lese ich in ihren geschwärzten Gesichtern, in den verkrampften Zügen und wild lodernden Augen all den Haß und die unbeschreibliche Wut, die sie gegen die Störer ihres Friedens erfüllt, und begreife, daß sie sich Luft machen müssen, wenn ihnen die Brust nicht vor Grimm zerspringen soll.

Auch anderswo von Wällen und Bastionen feuert man immer wieder einige Kanonenschüsse, ja sogar einzelne Gewehrkugeln pfeifen in das Land hinaus.

Ich teile die Empfindungen meiner Brüder, krampft sich doch mir selbst das Herz zusammen, und ich möchte dem Feind mit Degen und gefälltem Bajonett an die Gurgel. Freilich, die wahren Schuldigen würden wir nicht ereilen, wenn wir auch Hunderte dieser rotröckigen Söldner erschlügen.

Und auch den Geist der Geldgier, der hemmungslosen Raffsucht und des brutalen Egoismus, der sich so vortrefflich mit puritanischer Frömmelei und christlicher Gesinnung zu tarnen weiß, vermöchten wir nicht zu töten. Vielleicht kommt einmal die Stunde, da dieses Volk für das skrupellos verschuldete Meer von Leid und die Ströme von Blut und Tränen zahlen muß. Sie muß und wird schlagen, wenn es noch eine Gerechtigkeit auf dieser Erde gibt.

30. August

Gestern früh schlugen die Briten in Friedrichsberg Generalmarsch, und ein wenig später rückten bedeutende Truppenkontingente nach Südwesten ab. Gegen Mittag hörte man von Roeskilde und Kjöge her eine umfangreiche Kanonade. Was wir vermuteten, bestätigte heute ein Bauer, dem es durch die Belagerungslinien zu kommen gelang. Unsere Landwehr ist geschlagen und gänzlich zerstreut. Es war allem Anschein nach keine Affäre, auf die wir stolz sein könnten, wenn man auch zugute halten muß, daß es biedere Bürger und ungelenke Bauern waren, die kaum richtig bewaffnet, geschweige denn uniformiert und eingeübt gewesen wären. Zipfelmütze, Bluse, Holzpantoffeln, dazu Offiziere, die weder zu kommandieren noch zu exerzieren verstanden. Herrjemine, was hat man sich eigentlich gedacht?

Wir benutzten indessen diese Schwächung des Gegners auf eine sehr raffinierte Weise, indem wir für zwei Tage einen Waffenstillstand abschlossen. Während er drüben unsere Brüder und unglücklichen Helfer vernichtete, verharrten wir hier friedlich und brav hinter unseren Wällen, bis er heute zurückkam und seine Positionen in der gewohnten Stärke besetzte. Wir versäumten damit die letzte kostbare Chance, denn es ist nun einmal die primitivste Regel der Kriegskunst für eine belagerte Festung, die heranziehenden Befreier durch einen eigenen Ausfall mit allen verfügbaren Kräften im geeigneten Moment zu unterstützen und damit den Feind zwischen zwei Feuer zu nehmen.

Zur Entschuldigung führt man an, daß man nicht informiert war. Eine lächerliche Ausrede, da man nur gewisse Anzeichen zu beachten brauchte. Ein Soldat hat beim Donner der Kanonen munter zu werden und ihm entgegenzustreben wie ein Pferd beim Knallen der Peitsche.

Britischerseits arbeitet man angestrengt an zahlreichen Batterien, die mit schwerem Geschütz bis zum sechzigpfündigen Mörser armiert werden.

Die Lebensmittelpreise sind gestiegen, aber noch ist keine Not. Die Stimmung ist gut, wenn auch der Pöbel zu murren anfängt. Die Engländer lassen sich nichts abgehen. Bei Nacht hört man aus den Vorstädten ihre Musik und sieht sie mit Laternen wie Leuchtkäfer umherstreichen.

Erfahre soeben, daß man für morgen einen großen Ausfall gegen den Classenschen Garten plant, um die gefährliche Nachbarschaft für die Zitadelle zu beseitigen. Die Marine wird sich beteiligen. Bin es satt, hier herumzuhocken, bestaubten Perücken bei ihrem unglücklichen Werk zuzusehen und unzählige Bogen Kanzleipapier zu beschmieren. Schließe mich dem Korps an, auch mein hoher Chef wird sich höchstpersönlich beteiligen. Er ist sehr verdrießlich geworden, hat ernste Sorgen, brummt, seufzt und schimpft. Der alte Mann tut mir leid, da ihm offenbar die Wahrheit über die schweren Versäumnisse aufgegangen ist.

Morgen früh vier Uhr werden aus der Zitadelle zum Angriff antretenen: drei Bataillone Infanterie, die Scharfschützen der Garde, die Regimentsjäger, die königlichen Leibjäger und die Schützen der Edelhöfe, wozu noch Zimmerleute und acht Stücke der leichten Artillerie kommen. Das ist für unsere Verhältnisse eine bedeutende Macht und wird die größte Affäre werden.

Noch wissen es die Braven nicht, und gar mancher wird seine letzte Nacht auf dieser Erde so ungetrübt verbringen, wie die vielen zuvor.

Der Allmächtige schenke uns ein gutes Gelingen und nehme sie alle in seinen Schutz. Mir klopft das Herz ungestüm in der Brust, kaum kann ich es erwarten. Finde keinen Schlaf und sehe immer nach der Uhr. Erwarte mit Ungeduld das erste Dämmern. Ob ungerufen oder willkommen, die Gedanken schweifen. Denke an Bettina, weshalb und wozu dies alles, mein Gott?

Habe keine Furcht, aber der Gedanke quält mich, daß ich fallen könnte, ohne sie noch einmal zu sehen, ohne die Lösung dieses Rätsels zu erfahren. Hundertmal sagt mir mein Herz, daß sie nicht so falsch und schuldig sein kann. Aber weshalb verwehrte sie mir jede Rechtfertigung, und was bedeutet es, daß sie jenen Mann um sich duldet?

Es bedarf einer übermenschlichen Anstrengung um ruhig zu bleiben. Möchte am liebsten zu ihr eilen, um sie zu fragen. Dafür ist es freilich zu spät, vielleicht hätte ich meinen törichten Stolz bezwingen sollen. Auch Nils hätte ich gern noch einmal die Hand gedrückt und erforscht, weshalb er jede Versöhnung ausschlug, obwohl ich es ihm leicht machte. Schuld und nicht rangierte Verhältnisse sind kein gutes Gepäck für einen Soldaten. Wenn man in die Schlacht geht, sollte man ein reines und gutes Gewissen und alles geordnet haben. Ich fühle jetzt, daß ich mich nicht tadelfrei benommen habe, mag allen äußeren Gesetzen auch noch so vortrefflich Genüge geschehen sein. Und eine sonderbare Ahnung sagt mir, daß dieser Tag eine Wendung für mich bringen wird.

Was wird es sein?

Kehre ich als Glücklicher und Sehender heim, oder trägt man mich auf einem Schragen zu den stumm gewordenen Kameraden?

Es ist hell geworden. Ich lösche die Kerzen deren Flämmchen unter dem Hauch meines Mundes zuerst ängstlich flackern, um dann mit einem winzigen Rauchfaden zu vergehen. Würzig dringt die klare Morgenluft durch die offenen Fenster. Ein herrlicher Sommertag voll Glut und Schönheit steigt herauf, ich meine den Geruch der ernteheifen Felder und Wiesen zu spüren. Ernte? Ja. aber was für eine!

Welch geheimnisvolle Kraft von einer Waffe ausgeht! Das leise Klirren meines Degens ist wie ein stählerner Ruf, wie eine aufpeitschende Musik, die das Blut rascher durch die Adern treibt.

Auf dem First des niedrigen Daches drüben hinter dem Apfelbaum schmettert eine Amsel ihren ersten Morgengruß. Wie der kleine schwarze Geselle jubelt!

Tod?

Nein, das ist Leben und Verheißung, und ich will es als gutes Omen nehmen.

Von der Zitadelle her wirbeln bereits die ersten Trommeln.

Ich komme!

Bettina, ich liebe dich mehr als alles auf dieser Welt.

*

Flach und eben war das Land. Knapp tausend Schritte von den Bastionen der Zitadelle entfernt erstreckte sich zwischen dem Sortedamssee und der Küste das ausgedehnte Gelände des Classenschen Gartens mit seinen dichten Baumgruppen, Hecken und Büschen, in dem viele begüterte Kopenhagener Bürger Gartenhäuser, Pavillons und kleine Sommerwohnungen je nach Geschmack und Geldbeutel errichtet hatten.

Im östlichen Teil der umfangreichen Anlage befand sich ein kleiner See mit drei Inselchen, auf denen zahlreiche Wildenten ein friedliches Quartier gefunden hatten, das nur selten von den Schrotschüssen einiger Nimrode gestört wurde. Schmale Wasserarme säumten einen Teil der nördlichen Außenfront ein und schlängelten sich teilend durch die dem Feind zugekehrte Hälfte.

In der Morgenfrühe des 31. August 1807, als die Sonne sich kaum anschickte, ihr Tagewerk zu beginnen, rückten lange waffenstarrende Kolonnen von der Zitadelle her gegen diese behagliche Erholungsstätte biederer Bürger, um sie dem Feind zu entreißen und durch ihre gründliche Zerstörung jede Gefahr für die Stadt zu beseitigen.

Weit voraus schritten die Jäger als Tirailleure in unregelmäßiger Kette durch die hohen Kornfelder. Mancher unterdrückte Fluch wurde laut, wenn sich die Ähren heimtückisch um eilige Füße wickelten, und rücksichtslos brach man sich Bahn, um nicht zurückzubleiben zu müssen.

Hauptmann von Mellenthin ritt unmittelbar hinter den Leibjägern auf einem schmalen Rain, der sich weithin als grüner Strich durch das wogende Gelb des Hafers zog. Wenn er um sich blickte, gewahrte er die vor Kampfeslust glühenden Gesichter der unentwegt vorwärtsstrebenden Jäger.

Kein Trommelklang erscholl, kein Schuß fiel, kein befehlender Ruf oder anfeuerndes Geschrei ertönte. In tiefem Schweigen und vorzüglich gedeckt durch die hohen Ähren, die den meisten Leuten bis zur Brust reichten, näherten sie sich

zusehends dem dunkelgrünen Saum des Gartens, ohne daß auch nur das leiseste Zeichen verriet, daß der Feind ihr Kommen entdeckt hatte.

Rückwärts waren die schmalen Feldwege von einem dichten bunten Gewoge erfüllt, das ihnen mit glitzernden Bajonetten und nickenden Federbüschen, überragt von berittenen Offizieren, eng geschlossen und schwerfällig folgte.

Ein kleiner Reitertrupp hielt unter einigen Bäumen auf einem winzigen Hügel und beobachtete die Operationen. Ihre federgeschmückten Zweispitze, die Schärpen über der Brust und die reiche Gold- und Silberstickerei der Uniformen ließen ihn als den Stab des Oberkommandierenden erkennen. General von Peymann begleitete heute seine ausfallenden Truppen, und die beifälligen und begeisterten Zurufe der Vorübermarschierenden bewiesen ihm, daß seine Anwesenheit alle Herzen erhob und stärkte.

Jürgen, der es durch eine etwas fadenscheinige Begründung erreicht hatte, sich der Avantgarde anschließen zu dürfen, dankte seinem Schöpfer, daß er dieser langweiligen Umgebung wenigstens für eine Weile entronnen war. Freilich sollte er nur beobachten und nötigenfalls Bericht erstatten. Aber Gelegenheit, diesen Befehl so auszulegen, daß er nicht nur Zuschauer im Kampf blieb, würde sich schon finden lassen.

Immer wieder spähte er zur See hinüber, wo in langer Doppellinie die Kanonenboote, Schaluppen und Schießprähme mit ihren weißschimmernden Segeln geduldig und zuverlässig die Landtruppen begleiteten.

Noch immer war tiefe Stille, nur hinter ihm erklang nun das gedämpfte Trappeln eiliger Füße. Die blitzenden Beile auf der Schulter, Pechkränze und Strohbündel schleppend, nahte sich im hastigen Lauf eine Schar stämmiger Zimmerleute. Die Ärmel der Hemden hochgeschlagen, das lederne Schurzfell umgebunden und Hals und Brust frei, drängten sie schwitzend unter ihren verderblichen Lasten ungestüm nach vorn, um ja nichts zu versäumen. Jürgen mußte sich kräftig Luft machen, sonst hätten sie ihn samt seinen Rappen ohne Federlesen in das Kornfeld gestoßen.

Jetzt waren sie bis auf hundert Schritt an den Garten herangekommen. Hunderte von Augenpaaren suchten begierig und herzklopfend das dichte Grün zu durchdringen, das wie in schweigender, tödlicher Drohung vor ihnen lag. Die Schritte wurden langsamer und schleichender, die Gestalten duckten sich zwischen die schweren segenbeladenen Ähren, die schwankend und leise rauschend zur Seite wichen. Büchsen erhoben sich und wurden wieder abgesetzt, da sich der vermeintliche Feind als ein Baumstamm oder nur als die harmlose Blendung einer spiegelnden Fensterscheibe in den Gebäuden erwies.

Keine fünfzig Schritte mehr waren es — der Hauptmann von Mellenthin hatte gerade die kaltblütige Überlegung angestellt, daß er, weithin sichtbar auf seinem Gaul, bei dieser Kernschußweite kaum noch eine Chance hatte, lebend davonzukommen —, als es irgendwie da drüben aufblitzte und ein Schuß mit jähem, peitschenartigem Knall die friedliche Morgenstille zerbrach.

Für den Bruchteil einer Sekunde schienen die dänischen Plänkler zu stutzen. Dann fuhren Degenklingen steil in die Luft, Kommandos erschollen brüllend, die Trommeln begannen zu lärmen, und mit einem fürchterlichen Hurrageschrei, das wie ein Kanonenschlag aufbrandete, stürzten die Jäger mit gefälltem Bajonett gegen den Garten.

Nur einzelne planlose Schüsse knallten ihnen ungezielt entgegen, dann waren sie an den Zäunen und Hecken, die sie mit Beil und Kolben oder springend und kletternd rasch und ohne Aufenthalt überwanden.

Die wenigen aufgestellten Posten flüchteten gänzlich überrumpelt in wilder Panik vor der heranbrausenden Lawine, die sich nun in einzelne Ströme teilte. Wie magnetisch von den Gebäuden angezogen, rannten einzelne Trupps gegen sie an, um sie schnell in Besitz zu nehmen.

Diese gesegneten Schlafmützen und leichtsinnigen Tölpel, dachte Jürgen frohlockend, wir sind ihnen völlig überraschend auf den Hals gekommen. Mit lautem Zuruf führte er ein halbes Dutzend Leibjäger gegen ein massives Steinhaus, aus dessen Fenstern halbbekleidete Engländer sprangen, während von drinnen das entsetzte Geschrei aus dem Schlafe Aufgeschreckter erscholl.

Er sprang vom Pferd und ließ es frei. Mit gezogenem Degen folgte er den Kameraden, die schon durch die Tür drängten. Im Innern entspann sich ein kurzes Handgemenge, das schließlich in eine fürchterliche Metzelei ausartete. Wie die Briten von ihren Strohlagern aufgesprungen waren, wurden sie erschlagen oder erstochen. Die wenigen, die durch die Fenster entkommen waren, wurden von nachgesandten Kugeln erreicht oder fielen anderen Kameraden in die Hände.

Überall in den weiten Anlagen war es das gleiche Bild und dieselben entsetzlichen Szenen. Gänzlich fassungslos und offenbar vollständig überzeugt, daß von seiten der Dänen keine Gefahr drohte, hatte man die primitivsten Sicherungsmaßnahmen unterlassen und fand sich nun wehrlos und aus tiefstem Schlaf auffahrend vor den Spitzen der dänischen Bajonette.

Das Schreckensgeschrei der Engländer, ihre wilden Rufe um Pardon mischten sich mit einzelnen Schüssen, dem Schmettern und Klirren eingeschlagener Türen und Fenster und dem grellen triumphierenden Hurra der Dänen.

Über den Rasen und durch die Büsche hetzten Fliehende, folgten im wilden Lauf die Jäger. In Häusern und Pavillons verrichteten Beil, Stahl und Kolben ihre fürchterliche Arbeit, während aus dem rückwärtigen Teil des Gartens immer mehr aufkrachende Schüsse anzeigten, daß dort ein Teil der Überfallenen einen härteren Widerstand versuchte.

Der Hauptmann von Mellenthin erinnerte sich jäh seiner Pflicht und verließ den Toten, dessen prunkvolle Uniform und goldgestickte Epauletten ihn als einen britischen General auswiesen. Er trieb seine Leute aus dem Haus, und für die nächste Minute waren er und alle anderen Offiziere fieberhaft damit beschäftigt, die bunt durcheinandergekommenen Angehörigen verschiedener Formationen vorwärtszureißen.

Es gelang. Zwar gab es hier und da eine kleine Schießerei oder ein kurzes Handgemenge um ein Haus oder um eine Baumgruppe, aber aufhalten ließen sich die Dänen nicht mehr. Mit fröhlichem und siegestrunkenem Geschrei begrüßten sie schließlich nach Überwindung der vielfältigen Gartenanlagen die jenseitigen Felder und Wiesen, über die die letzten Engländer in wilder Flucht davonstrebten.

Jürgen eilte zurück, fing sein Pferd ein, das friedlich vor dem Haus graste, und schwang sich in den Sattel, um General von Peymann die Meldung von dem geglückten Überfall zu bringen. An Toten und Verwundeten und kleinen Häufchen von Gefangenen vorüber trug ihn das Tier ins Freie, indes Jäger und Schützen sich drüben auf der anderen Seite bereits gegen die Kalkbrennerei und das Salpeterwerk in Bewegung gesetzt hatten.

Ihm entgegen kamen schon geschlossene Verstärkungen, während weiter westlich ein Bataillon auf der von Pappeln eingefaßten Allee vorrückte, um den Friedhof zur Sicherung der linken Flanke und eines ungehinderten Rückzuges zu besetzen.

Gleichzeitig brach mit außergewöhnlicher Wucht und Stärke eine dröhnende Kanonade los. Von See her grollte der Donner eines schweren Gefechtes zwischen den dänischen Kanonenbooten und den nun herannahenden britischen Briggs und Kanonenschaluppen, die schließlich sogar von mächtigen Linienschiffen unterstützt wurden, so weit diese in den seichten und viele Untiefen bergenden Küstengewässern infolge ihres größeren Tiefganges einzugreifen vermochten.

Nun begannen auch die erst kürzlich in der Zitadelle aufgestellten hundertfünfzigpfündigen Mörser ihre schwersten Bomben über die eigenen vorwärtsdringenden Truppen hinweg auf die Batterie, die die Engländer zum Schutz des für sie äußerst wichtigen, kleinen Hafens Svanemöllen errichtet hatten, zu werfen.

Die ungeheuren Geschosse, die heulend und gurgelnd die Luft durchschnitten, richteten dort bald erheblichen Schaden an, und das Feuer aus den britischen, von Flammen und Wolken verhüllten Schanzen wurde zusehends schwächer.

Der Hauptmann von Mellenthin traf den Oberkommandierenden im Begriff, sich mit dem Stab nach vorn zu begeben. Sich anschließend und im leichten Trab dem Classenschen Garten wieder zustrebend, berichtete er dem General von Peymann den Verlauf des geglückten Handstreiches, um dann die Erlaubnis zu erbitten, sich wieder zu den Kämpfenden zu begeben.

„Will sehen, wie die Affäre steht", brummte sein Vorgesetzter, den die gute Nachricht etwas aufgemuntert zu haben schien. „Bis jetzt exzellent verlaufen, fürchte aber, dickes Ende kommt noch. Sollte mich wundern, wenn es diesmal anders würde. Senden Sie jemand, daß die verfluchten Kanonen sich beeilen. Krebsen wie die Schildkröten herum!"

Sie ritten in den Garten ein, wo eine wilde Geschäftigkeit herrschte. Infanteristen, Sappeure und Zimmerleute schleppten Strohbündel und Pechkränze herbei, zerschlugen Türen, Bretter und Zäune und errichteten in den Gebäuden Brandherde, während andere wieder alle Vorbereitungen zum Abbrennen der Hecken und Büsche trafen, so weit dies möglich war.

„Es ist nirgends auch nur der geringste Versuch zu einer Verschanzung gemacht worden", meldete Jürgen, als er die suchenden Blicke des Generals gewahrte. „Nicht einmal ein Geschütz hatten die Briten bei diesem wichtigen Punkt aufgestellt."

„Unverständlich", brummte Peymann, und seine Laune begann sich zu bessern, als er die erheblichen Verluste des Feindes erkannte. „Nun, für diese Unterlassungssünden haben sie teuer bezahlt. Aber nun weiter. Trab, Messieurs, wir wollen sehen, wie es vorn steht."

Weit entfaltet waren die Jäger inzwischen über die Wiesen gegen die Gärten bei der Kalkbrennerei vorgegangen, die vom Gegner in aller Eile geräumt worden waren, hatten sie durchschritten und befanden sich nun im Avancieren gegen die Pappelallee vom Salpeterwerk nach Svanemöllen und vor allem gegen das letztere selbst.

Diese tollkühnen Burschen! Jürgen biß sich auf die Lippen und spähte gleich den anderen Offizieren besorgt nach links, wo die etwas erhöhte Straße mit ihren Bäumen jeden Einblick in das Gelände hinter ihr verwehrte. Noch unübersichtlicher und gefährlicher war die fast gerade auf die Pappelallee stoßende Straße von Store Nibenshuus nach Lille Nibenshuus, die Tausenden von Feinden ein unbemerktes Herankommen in die linke Flanke der Angreifer gestattete.

Jürgen nahm das Fernrohr aus der Satteltasche und sah nach dem Salpeterwerk, mit dem sie sich jetzt etwa auf gleicher Höhe befanden. Eine Minute angestrengten Spähens, und er atmete erleichtert auf, als er wohlbekannte Uniformen erkannte.

„Exzellenz, das nordische Leibregiment hat das Salpeterwerk genommen!" meldete er freudig erregt.

Ehe um ihn sich noch der Zweifel regen konnte, jagte ein Adjutant auf schäumendem Pferd heran und bestätigte die gute Nachricht.

Trotzdem erhob sich eine große Auseinandersetzung, und der Hauptmann von Mellenthin konnte diesmal den vorsichtigen und ängstlichen Herren, die wie immer auch jetzt in der Mehrzahl waren, nicht unrecht geben. Die Jäger und Schützen waren zu weit vorgeprellt und ihre Flanke nicht gesichert.

Schier mit den bloßen Augen konnte man das fieberhafte Gewimmel drüben in den großen britischen Zeltlagern an der Österallee gewahren, und was sich bei Store Nibenshuus und gar in den Häusern und Gärten hinter dem Sortedamssee zusammenbraute, konnte man sich denken, auch ohne es zu sehen.

Deutlich meinte man, vom Wind getragen, überall das alarmierende Wirbeln des Generalmarsches zu hören, der die Überraschten zu den Waffen rief.

General von Peymann war längst unsicher geworden und hatte das Vertrauen auf einen guten Ausgang der ganzen Belagerung innerlich fast verloren. Dieses nicht vorgesehene Davonlaufen seiner Avantgarde nach vorn und die damit heraufbeschworene Gefahr paßte zu seiner pessimistischen Stimmung.

Dennoch zeigte er sich heute als Herr der Lage, und wenn auch seinen Maßnahmen eine gewisse Zaghaftigkeit innewohnte, an ihrer Richtigkeit ließ sich nicht viel tadeln.

Er beorderte zwei Bataillone heran, um sie geschlossen bei Limekilde nach Westen zur Deckung der offenen Flanke gegen die Pappelallee einschwenken zu lassen. Die acht Vierpfünder stellte er in zwei Batterien so auf, daß sie einen Feind, der unvermutet über die Allee vorbrach, ihrerseits mit ihrem Feuer in der Seite fassen konnten. Nachdem er lebhaft bedauert, daß er keine Kavallerie zur Verfügung habe, die hier notwendig wie das tägliche Brot wäre, sandte er den Hauptmann von Mellenthin seiner davongelaufenen Spitze nach, um sie zu zügeln und zur Vorsicht zu ermahnen.

Der wußte zwar, daß dies ein ausgesprochener Vertrauensbeweis und eine Anerkennung seiner Tüchtigkeit war, sonst hätte sein hoher Chef nicht gerade ihn für diesen schwierigen und sehr bedeutungsvollen Auftrag auserwählt, hauptsächlich aber erfreute es ihn in dieser Minute, weil er vor Begier brannte, sich mit dem Feind Brust an Brust zu messen.

Er salutierte und jagte im scharfen Galopp über die Felder, auf denen sich die Batterie Svanemöllen mit einzelnen Weitschüssen und die britischen Kanonenbriggs mit vollen Lagen austobten.

Vollkugeln rikoschettierten heran, rissen tiefe Furchen, um abprallend in unvermuteter Richtung lange und gefährliche Sprünge zu vollführen, die jeden zerschmetterten, der das Unglück hatte, von ihnen erfaßt zu werden. Dazwischen explodierten mit grellen Blitzen und dunklen Rauchwolken Granaten und Bomben, ihre tödlichen Splitter pfeifend und zischend nach allen Seiten verstreuend.

Vom Salpeterwerk herüber ertönte schwaches Gewehrfeuer, während sich vorn geschlossene Salven, plackerndes Schützenfeuer und das Krachen zahlreicher Geschütze zu einem einzigen unentwirrbaren und brüllenden Donner verschmolzen, zu dem die Zitadelle und die Kriegsschiffe die gewaltigen und tiefen Grundtöne ihrer schwersten Kanonen, Haubitzen und Mörser beisteuerten.

Durch die ziehenden und wallenden Schwaden des Pulverdampfes war der Hauptmann von Mel-

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5.

lenthin geritten, hatte die einzelnen und lichten Gärten bei der alten Kalkbrennerei passiert, um über die Felder an der neuen Kalkbrennerei wieder in Galopp zu fallen.

Vor sich sah er die tapferen Leibjäger, die Schützen der Edelhöfe und die Regimentsjäger, die, heute wie immer an Mut und Todesverachtung miteinander wetteifernd, in maßloser Erbitterung mit dem gefällten Bajonett gegen Svanemöllen angingen, als wollten sie die feuerspeiende Batterie notfalls auch mit den bloßen Händen stürmen.

Weiter links waren die Gardejäger etwas zurück und strebten mit der Bedächtigkeit und Ordnung der regulären Truppe vorwärts, der ein strenger Gamaschendienst nicht nur eine eiserne Disziplin, sondern auch eine erhöhte Schwerfälligkeit vermittelt hatte.

Noch waren die Verluste der Stürmenden leicht. Ihre lockere Kampfesweise, die unaufhörlich niederfallenden, schweren Geschosse der hundertfünfzigpfündigen Mörserbatterie der Zitadelle und einige kecke und tapfere Kanonenboote der mobilen dänischen Flottille unterstützten ihr Vorwärtsdringen und hielten den Feind nieder.

Dennoch war deutlich zu erkennen, daß das ihnen entgegenschlagende Feuer ständig an Stärke und Genauigkeit gewann. Kartätschenlagen und Traubenschüsse rissen manchen Mann zu Boden. Wer soeben noch glühend vor Begeisterung und Kampfeslust und im Vollbesitz seiner geistigen Fähigkeiten und gesunden Glieder über das Feld gestürmt und jubelnd dem entscheidenden Kampf mit der blanken Waffe entgegengefiebert hatte, war nun nur noch ein blutendes, hilfloses Bündel, das sich vor Schmerzen krümmte oder seinen letzten Atemzug getan hatte.

In dichten Wolken lag der Pulverdampf über dem Gelände und hemmte die Sicht. Zuweilen halb blind und fast taub vom brüllenden Lärm der Schlacht, die schwitzenden Gesichter pulvergeschwärzt, hatten sich diese jungen Freiwilligen vom Offizier bis zum letzten Mann so in ihre Aufgabe verbissen, daß sie zwar an Heldenmut mit dem tapfersten Grenadierbataillon wetteifern konnten, dennoch aber auch durch ihre unbedachte Tollkühnheit langsam in eine immer gefährlicher werdende Situation gerieten, ohne es überhaupt zu merken.

Mit jedem Fußbreit gewonnenen Bodens wurde in ihrer Linken die ungeschützte Lücke größer und klaffender, wuchs die Gefahr der Vernichtung durch einen plötzlich einbrechenden Feind.

Aus dieser Richtung mußte das Unheil kommen, wenn die Engländer nicht blind und ausgemachte Narren waren. Hauptmann von Mellenthin gab dem Gaul die Sporen, und preschte im wilden Galopp über das Feld. Er erreichte die letzten der Jäger, überritt um ein Haar einen Blessierten, der sich blutend zwischen den Gräsern wand, und spähte suchend nach dem Kommandeur.

Den Stürmenden voraus, überschlug sich soeben ein tödlich getroffenes Pferd und schleuderte seinen Reiter weithin auf den Boden. Ein lautes Geschrei der Wut und des Schmerzes begrüßte den Fall des geliebten Führers.

Verflucht, auch das noch!

Der Hauptmann suchte den nächsten Offizier und sah plötzlich einen Hornisten, der, sein Instrument auf dem Rücken und die Büchse in der Hand, schreiend inmitten der Kameraden lief. Mit einigen Sprüngen seines Pferdes war er neben ihm, alles über den Haufen rennend, was den Weg versperrte. Während die Überrittenen mit lästerlichen Flüchen durcheinanderpurzelten, beugte er sich herab und packte den Hornisten so ungestüm von hinten am Lederzeug, daß er den Überraschten einige Schritte über den Boden schleifte.

„Blas!" brüllte er ihn an. „Blas das Signal zum Arretieren!"

Der andere kam taumelnd und sehr verdutzt auf seine eigenen Füße, erwies sich aber, vom Rausch des Kämpfens und Stürmens erfaßt, durchaus nicht bereit, diesen Befehl auszuführen. Der Offizier mit Fangschnüren und Schärpe des Adjutanten war ihm fremd und der Befehl so unwillkommen und unberechtigt, daß alles in der Nähe murrend und schimpfend dagegen protestierte, jetzt vor dem sicheren Erfolg aufgehalten zu werden in einem Feuer, das die Füße von selbst beflügelte.

Der Mann mit dem Signalhorn teilte diese Einstellung völlig und gab eine disziplinlose Antwort, die zwar infolge des Lärmes nicht klar verständlich war, aber keinen Zweifel ließ, daß er die Ausführung des Befehls verweigerte.

Jürgen verlor keine Sekunde. Er zog den Degen und schlug den Widerspenstigen mit gehöriger Wucht die flache Klinge über die Schulter, um sie dann zum Stoß zu senken.

„Verdammte Kanaille! Will Er wohl sofort gehorchen oder ich renne Ihm den Stahl in die Gurgel!" schrie er ihn, entschlossen zum Äußersten, an.

Der andere verfärbte sich und starrte entsetzt die blinkende Degenspitze an, die den Kragen seines Uniformrockes fast berührte, dann wich er einen Schritt zurück, riß das Horn vom Rücken, um grell und mißtönig das Signal zum Halten über das Feld zu schicken. (Fortsetzung folgt.)

Schluß von Seite 6: Menschen im Abgrund

kriege (!!) in der nahen und fernen Vergangenheit könnte Großbritannien heute nicht 45 000 000 Menschen auf dem höchsten Lebensstandard, den die Welt kennt, durchhalten..." Der Engländer Robert Sinclair hat in seinem Buche „Der Londoner" (1943) diese knüppeldicke Lüge verlacht: Das wohlhabende London sei ebenso eine Lüge wie der wohlhabende Sowjetkulak.

Das London, wie es wirklich ist, hat, angewidert und angeekelt von so viel Verfall und Verkommenheit, Verwahrlosung und Verelendung, der bekannte Weltreisende und Schriftsteller Jack London in seinen in den USA sensationell und in England sehr peinlich wirkenden Enthüllungen dargestellt: „The People of the Abyss". Menschen im Abgrund (1903). Die Offenbarungen Jack Londons wirkten so, daß die britische Plutokratie das Buch aus dem Markte zog, d. h. aufkaufte. Nur ganz wenige Exemplare dieses äußerst selten gewordenen Buches konnten in öffentlichen Büchereien gerettet werden. Jack London mußte für seine Schilderung des sozialen Elends die düstersten Farben seiner Palette auflegen:

„Die Hungersnot und die Obdachlosigkeit, die ich in London beobachtete, sind chronische (!) Lei-

den, die selbst in Zeiten höchster Blüte nie aufhören.

Vom verschleimten, schlammbedeckten Bürgersteig lasen sie Apfelsinen- und Apfelschalen sowie Traubenstengel auf und aßen sie. Sie krachten mit den Zähnen Pflaumensteine auf, um den Kern zu essen. Sie haschten nach verlorenen Stückchen Brot von Erbsengröße, nach den Kerngehäusen von Äpfeln, so schwarz und so faul, daß man sie nicht für Apfelkerngehäuse halten würde. Und solche Sachen wurden von diesen Menschen gegessen! Und das am 20. August im Jahre des Herrn 1902, im Herzen des größten, reichsten und mächtigsten Weltreiches, das die Erde jemals gesehen hat!" (S. 93—94.)

„Krönungstag! Wie auf dem Trafalgarplatz, so war es den ganzen Weg des Aufzuges entlang: überwältigende Pracht... die Auslese des Volkes, deren einziger Beruf im Leben es war, blindlings zu töten und blindlings zu morden und das Leben auszulöschen. Und sie sind wohlgenährt, gut gekleidet und gut bewaffnet, und sie haben Schiffe, die bis ans andere Ende der Welt schlingern, während das Ostende Londons verkommt, verrottet, dahinsiecht." (S. 166/7.)

Jack London gibt u. a. wieder, was ihm ein Engländer, Frederik Harrison, „ein innerlich ausgeglichener und beherrschter Mensch", gesagt habe: „Für mich zumindest wäre es völlig hinreichend, die gegenwärtige Gesellschaft zu verurteilen, da sie kaum Fortschritt ist gegenüber Sklaverei und Leibeigenschaft, wenn die dauernden Voraussetzungen der englischen Industrie dahingehen, daß 90 v. H. der wirklichen Erzeuger des Reichtums kein Zuhause habe, nicht einmal die geringste Decke oder eine Kammer, die ihnen gehört; ... wenn sie zumeist eine Behausung haben an Plätzen, in die andere nicht einmal ihr Pferd unterstellen würden..." Und dies grauenerweckende Elend sei der normale Zustand für ein Zehntel der gesamten englischen Bevölkerung! (S. 259.)

„Hier (in den Arbeitervierteln Londons) wohnt eine Bevölkerung, die so stumpfsinnig und arm an Phantasie ist wie die langen grauen Meilen glanzloser Steinbauten. Religion ist hier völlig vorbeigegangen, und hier herrscht ein grober und stumpfer Materialismus, tödlich für den Geist und die feineren Instinkte des Lebens. Es pflegte ein stolzer Ruhm zu sein, daß eines Engländers Herdstätte sein Schloß sei. Heute aber ist das eine lachhafte Unwahrheit..." (S. 262.)

Hier auch fand Jack London den Grund für seine Charakterisierung der Engländer als abgespannt, nervös, reizbar, hohlköpfig, dumm und ungeschickt.

„Vertiert, erniedrigt und gefühllos, werden diese Hinterhausmenschen nicht imstande sein, England die energischen Dienste zu leisten, die notwendig sind im Wettlauf um die Herrschaft... Weder als Arbeiter, noch auch als Soldaten können sie einstehen für das Ziel, wenn England sie einmal in der Not aufrufen müßte, diese Not zu vergessen. Und wenn England jemals aus der industriellen Laufbahn dieser Welt herausgeschleudert werden würde, dann werden sie umkommen wie Fliegen am Ende des Sommers." (S. 264.)

„Wehe an dem Tage, da England in seinem letzten Laufgraben kämpfen muß und seine kräftigen Männer in der Frontlinie stehen. Denn an dem Tag werden sie aus ihren Höhlen und Löchern kriechen, und die Menschen des Westend werden sie dann sehen, wie die weichlichen Aristokraten des feudalen Frankreich sie sahen und einander fragten: ‚Woher kommen denn die? Sind das Menschen?'..." (S. 325.)

„Die Ungeeigneten und die Unnötigen! Die Elenden, die Verachteten und die Vergessenen! Sterbend in ihren gemeinsamen Löchern! Die der Ehrlosigkeit Entstammenden, der Ehrlosigkeit von Männern, Frauen und Kindern, von Fleisch und Blut, von Mut und Geist — kurzum: der Ehrlosigkeit der Arbeit!

Wenn das das Beste ist, was die Kultur der Menschheit zu bieten hat, dann gebt uns heulende und nackte Barbarei! Da ist es unendlich viel besser, ein Volk der Wildnis und Wüste, der Hölle und des Notplatzes zu sein, als ein Volk der Maschine und des Abgrundes!"

Man sieht, wie der Jude Karl Marx vor hundert Jahren seine „Weltbeglückungstherorien" an der englischen Urquelle menschlicher Verelendung ausreifen ließ, so wurde inmitten dieser unvorstellbaren, menschenunwürdigen Slums fast ein Jahrhundert später auch der Amerikaner Jack London zu Weltuntergangsapotheosen getrieben. So fand Jack London es überall, nicht nur in London, sondern auch in Schottland und Wales — „Menschen, die nicht genug zu essen haben".

„Und das trotz der Tatsache, daß fünf Menschen Brot erzeugen können für tausend, daß ein Arbeitsmann Baumwollstoffe für 250 Menschen produzieren kann, Wollstoffe für 300 und Stiefel und Schuhe für tausend. Es scheint so, als hätten 40 000 000 Menschen eine gemeinsame Haushaltung, doch daß diese schlecht geführt wird... Wer wagt zu sagen, daß sie nicht verbrecherisch schlecht geführt wird, diese große Haushaltung, in der fünf Menschen Brot für tausend erzeugen können und doch Millionen nicht genug zu essen haben?"

„Zum größten Teil leiden sie (die englischen Arbeiter) am Wohnmangel. Die meisten wohnen elend und haben nicht genug Brennstoff, sich warm zu halten, und sie sind ungenügend gekleidet. Eine sich gleichbleibende Menge von ihnen hat überhaupt kein Dach über dem Kopf und schläft unter dem Schutz der Sterne. Sommers wie Winters findet man immer wieder viele, die in ihren Lumpen frieren...

Sie sterben heute, wie sie gestern starben und letztes Jahr, und sie werden morgen und im nächsten Jahre sterben an — Hunger, denn sie leiden an chronischem Hunger. Es gibt 40 000 000 Engländer, und von je 1000 sterben 939 in Armut, während beständig ein Heer von 8 000 000 am ausgefransten Rande des Hungertodes sich dahinkämpft..."

Und nun noch ein Blick aus unsern Tagen, den der Londoner „New Leader" im August 1944 in die Arbeiterviertel warf:

„In einer Ecke des Zimmers (einer Arbeiterwohnung) lagen Kleidungsstücke, die von Ratten angeknabbert waren. In der letzten Zeit habe, so berichtete mir die abgehärmte und wie ihre acht Kinder stark unterernährte Frau, die Rattenplage überhand genommen. Auf Befragen erklärte die Frau, daß sie mit drei kleinen Kindern in einem Bett schlafe, während die älteren Kinder entweder auf dem Fußboden oder auf den wackligen Stühlen liegen mußten."

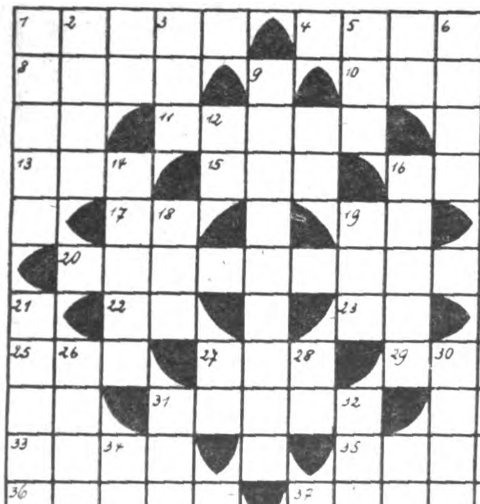
Das ist der Sumpfboden, auf dem in tropischer Fülle die Plutokratie ihr wucherisches Dasein führt! Das ist die Welt jenseits eines Schimmers von Sozialismus. Jene Welt, von der die linksradikale Londoner „Tribune" jüngsthin schrieb:

„Das politische Problem der Reichen in einer Demokratie läuft auf die Frage hinaus, wie man am besten die Armen dazu überredet, die Wohlhabenden an der Macht zu lassen. Bis jetzt haben die Reichen Englands dieses Problem mit bemerkenswertem Erfolg gelöst."

Und dieses Problem soll nun, so geht der britische Plan, auch auf Europa ausgedehnt werden: Westeuropäische Massenslums in den Fesseln der britischen Plutokratie — „Neuordnung" Europas nach diesem Muster durch ein Reich, das nicht einmal mit dem unermeßlichen Reichtum eines Viertels der ganzen Welt seinem eigenen Volke ein menschenwürdiges Dasein zu gewähren gewußt hat. Es läßt sich gar nicht ausmalen, um wieviel schlimmer noch dies von England „neugeordnete" Europa daran sein **w ü r d e** als jene „Menschen im Abgrund". Doch dagegen ist und wird vorgebaut.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Indischer Titel, 4. röm. Dichter, 8. menschenfressender Riese, 10. italien. Schauspielerin ✝, 11. Fruchtgewinnung, 13. Pöbel, 15. griech. Göttin, 16. Gebirgsschlucht, 17. Wiesengrund, 19. Flächenmaß, 20. Gestalt der Parzivalsage, 22. Tierprodukt, 23. Geliebte des Zeus, 25. Wappenvogel, 27. Badeort in Belgien, 29. afrikan. Strom, 31. alter Mann, 33. Hafenstadt in Südarabien, 35. Storchvogel, 36. röm. Kaiser, 37. Beute zur See. ✱ Senkrecht: Fluß in Frankreich, 2. Aufgeld, 3. europ. Inselbewohner, 5. Gedichtart, 6. weibl. Vorname, 7. Wildpferd, 9. Hafenstadt in Belgien, 12. ägypt. Gott, 14. Landmann, 16. Tonstück, 18. Schweizer Kanton, 19. Raubfisch, 21. ungar. Herrschaftsbezirk, 24. deutscher Komponist, 26. deutsche Automarke, 28. Faultier, 30. Schwertlilie, 31. Antilopenart, 32. engl. Titel, 34. latein.: und.

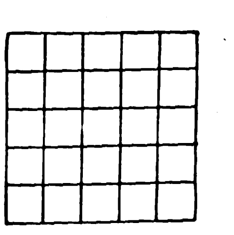
Silbenrätsel

Aus den Silben arl — bad — berg — brin — che — chor — de — di — gar — gart — gie — haus — hoch — i — il — kir — lär — ler — li — lo — lup — na — na — ni — niz — o — o — pe — rel — sa — scha — sche — ser — si — si — stutt — tät — tät — ti — ti — toll — tu — u — un — ver — was — za — zucht sind 16 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen ein Zitat aus Wielands „Oberon" ergeben. ch = 1 Buchstabe.

1. Staatsangehörigkeit, 2. Ideenlehre, 3. assyrische Ruinenstadt, 4. Gralshüter, 5. Hilfsboot, 6. hoher Wasserstand, 7. Alpenpaß in Tirol, 8. Nadelbaum, 9. süditalien. Hafenstadt, 10. Strafanstalt, 11. wissenschaftl. Lehranstalt, 12. Giftpflanze, 13. Europäer, 14. Stadt in Südfrankreich, 15. Nebenfluß der Donau, 16. Stadt in Württemberg.

1 .... 9 ....
2 .... 10 ....
3 .... 11 ....
4 .... 12 ....
5 .... 13 ....
6 .... 14 ....
7 .... 15 ....
8 .... 16 ....

Magisches Quadrat



Die Buchstaben: a a a a d d e e e h i i l l l m n o o t t t w w sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Gasthaus, 2. Ort in Südwestafrika, 3. Halbinsel im Schwarzen Meer, 4. männl. Vorname, 5. Laubbaum.

Zahlenrätsel

1 8 5 7 8 9 arabischer Mantel
2 10 11 8 3 Narkotikum
3 4 15 4 12 13 11 14 Mineral
1 2 5 7 16 2 Sundainsel
4 12 13 14 16 5 Ruderboot
5 4 10 10 2 5 14 dienstl. Meldung
6 16 9 9 11 7 Muster
2 10 2 9 9 8 3 Pelztier
7 4 3 4 15 4 7 6 südafrikan. Landschaft

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, nennen ein Blasinstrument.

Auflösung der Rätsel:

Kreuzworträtsel: W a a g r e c h t : 1. Sahib, 4. Horaz, 8. Oger, 10. Duse, 11. Ernte, 13. Mob, 15. Ate, 16. Kar, 17. Au, 19. ha, 20. Gurnemanz, 22. Ei, 23. Io, 25. Aar, 27. Spa, 29. Nil, 31. Greis, 33. Aden, 35. Ibis, 36. Titus, 37. Prise. S e n k r e c h t : 1. Somme, 2. Agio, 3. Ire, 5. Ode, 6. Asta, 7. Zebra, 9. Antwerpen, 12. Ra, 14. Bauer, 16. Kanon, 18. Uri, 19. Hai, 21. Banat, 24. Klose, 26. Audi, 28. Ai, 30. Iris, 31. Gnu, 32. Sir, 34. et. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Nationalität, 2. Ideologie, 3. Chorsabad, 4. Titurel, 5. Schaluppe, 6. Hochwasser, 7. Arlberg, 8. Lärche, 9. Brindisi, 10. Zuchthaus, 11. Universität, 12. Tollkirsche, 13. Ungar, 14. Nizza, 15. Iller, 16. Stuttgart. Nichts halb zu tun ist edler Geister Art. Wieland. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Hotel, 2. Otawi, 3. Taman, 4. Ewald, 5. Linde. ✱ **Zahlenrätsel:** 1. Burnus, 2. Opium, 3. Malachit, 4. Borneo, 5. Achter, 6. Rapport, 7. Dessin, 8. Opossum, 9. Namaland. „Bombardon."

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck)

Zweizüger von Helmut Fuchs, Aschaffenburg

Weiß: Kg7, Dh8, Te6, Lg5, Lc2, Sd8, Sf2 (7).
Schwarz: Kf5, Dd3, Te4, Bd4, d5 g6 (6).

Lösung: 1. Sf7, K×e6; 2. Dc8+. 1. . . . , T×e6; 2. Dh3+. 1. . . . , Da6; 2. Dh3+.

Schach aus Rumänien

Berliner-Wiener-Verteidigung, gespielt in Bukarest.
Weiß: G. Alexandrescu Schwarz: A. Obrenovici

1. e4, c6; 2. d4, d5; 3. e×d5, c×d5; 4 c4 (diese scharfe Spielweise wird auch vom gegenwärtigen Weltmeister Dr. Aljechin bevorzugt), 4. . . ., Sf6; 5. Sc3, b6 (ein verfehlter Aufstellungsplan); 6. Sf3, Lb7; 7 Se5! (damit droht sehr stark c×d5 nebst Lb5+), 7. . . ., Sbd7; 8. c×d5, S×d5 (falls 8. . . ., Sd×e5?, so 9. d×e; S×d5, 10. Lb5+); 9. Lb5, Sdf6; 10. Lg5, a6; 11. Db3!, Ld5 (auch e6 geht nicht, wegen 12. L×d7+, Ke7; 13. Da3+); 12. S×d5, a×b5; 13. Sd×f6+, e×f6; 14. D×f7#

Plem-Plem

AMERIKANISCHE HUTMODEN DES SOMMERS 1944



Aus einer Wandlampe
ist diese grandiose Hutschöpfung der Miß Hedda Hopper entstanden.



Fasson „alter Straßenschuh"
ein apartes Modell für den verwöhnten Geschmack.



Die Sensation der Neuyorker Sommersaison.
Letzter Schrei: Modell „Küchensieb mit „Lochstrumpf".



Das phantasievollste Modell: „Zimmermann".
Leider konnten wir noch nicht enträtseln, um welch ein Tischlerwerkzeug es sich hier handelt.
Aus „Life"





Zwei Worte Albanisch. PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Götze (Wb)
„Sa lek?" lautet die Frage. Wieviel Lek (kostet ein Glas Limonade)? fragt der deutsche Soldat. — „Dy lek", antwortet der fliegende Händler in Tirana, zwei Lek, spritzt ein paar Tropfen Limonadenessenz ins Glas, kippt einen Schuß kaltes Wasser über die Schulter hinterher und überreicht dem durstigen Landser das erfrischende Getränk



Der Baum ist ihr Weidegrund. Aufn.: K. K. Wolter
Die regenarmen Gefilde des Sous-Tales in Südmarokko bieten dies eigenartige Bild der baumkletternden Ziegen. Da der ausgedörrte Grasboden keine Grasnarbe hervorbringt, haben die Tiere sich diese erstaunliche Kletterfähigkeit angeeignet. In keiner anderen Gegend der Erde — so versichert unser Berichterstatter — wurde gleiches beobachtet. Unter der räuberischen Naschsucht der Ziegen hat der ganze, ehemals sehr waldreiche Süden, also Griechenland und Italien, seinen Baumwuchs eingebüßt. Die Antike kannte noch ein ganz anderes Landschaftsbild, als wir es heute sehen.

Na, - überlegen Sie mal . . !

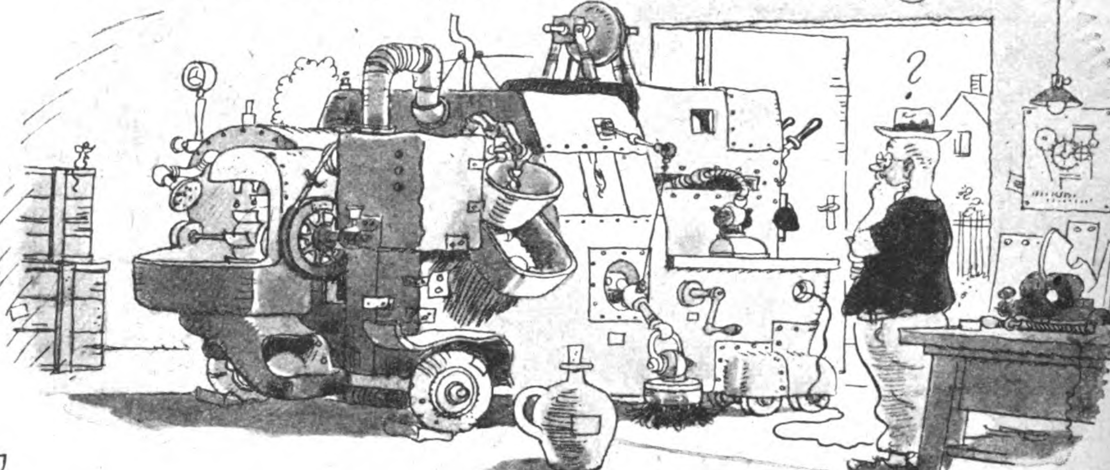
BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER



Pflückmaschine gesucht

Drei Geldpreise ausgesetzt

Der Anbau von grünen Bohnen und insbesondere die Verwertung des Anbaues leidet unter dem Mangel an geeigneten maschinellen Pflückvorrichtungen. Bisher muß jede einzelne Schote noch von der Hand gepflückt werden. Um die Entwicklung einer solchen Pflückmaschine zu fördern, hat die Fachgruppe Obst- und Gemüseverwertungsindustrie alle beteiligten Kreise aufgerufen, an der Entwicklung einer Bohnenpflückmaschine mitzuwirken. Neben Prämien sind drei Preise von zusammen 15 000 RM. ausgesetzt.



Ich habe vor Jahren schon eine Universalmaschine konstruiert, die alle Küchen- und Hausarbeiten, wie Kartoffelschälen, Abwaschen, Parkettbohnern, Stiefelputzen, Bügeln, Rasieren, Haarschneiden usw. usw., in beinahe vollendeter Weise ausführt. Leider mußte ich die Arbeiten daran bei Kriegsausbruch unterbrechen. Ihr Aufruf: „Bohnenpflückmaschine gesucht" gibt mir nun wieder neuen Auftrieb, und es wird mir eine Kleinigkeit sein, auch eine Bohnenpflückvorrichtung einzubauen.



„Können Sie mir nich mal 'n paar Pfund Bohnen ohne Marken zu Studienzwecken verkaufen? Mein Mann ist doch grade dabei, eine Bohnenpflückmaschine zu erfinden . . ."



„Ist es nicht erschütternd, liebste Freundin, wenn man so miterleben muß, wie dieses schreckliche Maschinenzeitalter die würdige, gediegene Handarbeit verdrängt?! Hier z. B. lese ich nun gerade, daß man nun auch schon die grünen Bohnen mit so einer häßlichen, knatternden, stinkenden Maschine pflücken will . . ."







Sehr geehrte Fachgruppe Obst- und Gemüseverwertungsindustrie! Meiner Meinung nach is eine Bohnenpflückmaschine nich nötig! Die Gemüsebauern sollen sich lieber mal dahinterklemmen und eine Bohnensorte züchten, die nur eine einzige, dafür aber mehrere Kilo schwere Bohne bringt! Ich selbst beschäftige mir schon lange mit die Sache, vorläufig allerdings erfolglos! Mich schwebt aber schon lange eine Bohne so groß wie ein Kürbis vor . . .

„So scheint die Sache zu klappen! Jetzt hat euer Vati die Sache 'raus . . . Überleg' dir man schon, Mutti, was wir mit dem Haufen Geld anfangen!"

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München.
ABCDEFG 12)
Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München

Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 21. SEPT. 1944
19. JAHRGANG FOLGE 38

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:



PK.-Aufnahme: Kriegsberichter Schödl.

Jubiläum in der Luft.

Der Beobachter gratuliert seinem Flugzeugführer zur eben erreichten tausendsten Flugstunde.

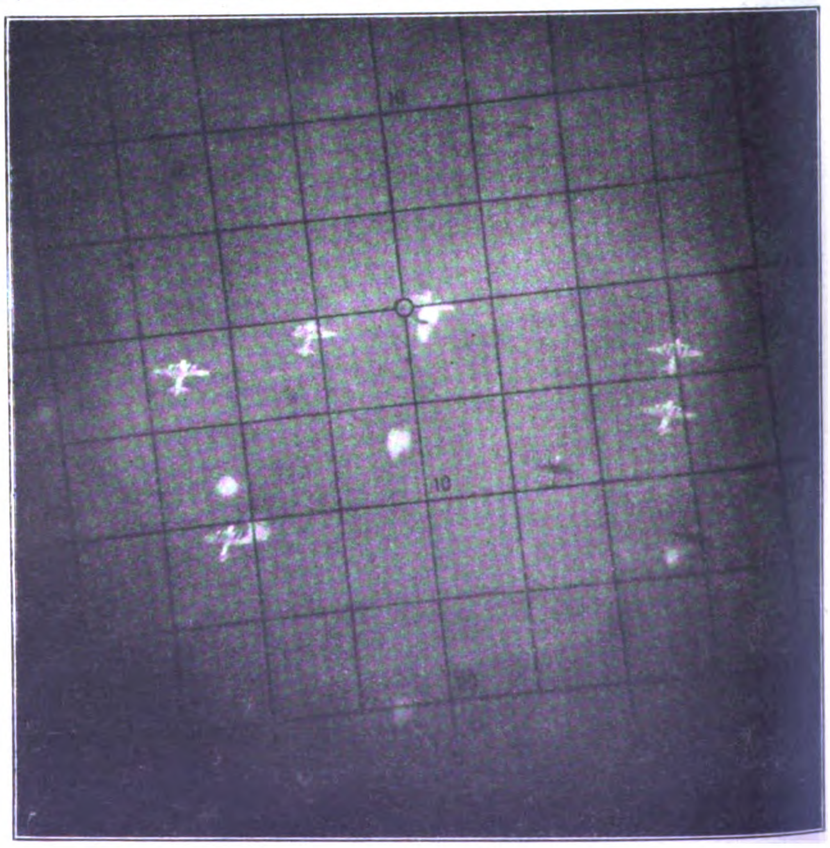


„Keine Bomben", sagt die Schrift auf diesen Ungetümen.
Wie riesige Eier sagenhaft großer Termiten im Dschungeldickicht lagern hier Zusatztanks, die der Bordwart für den nächsten Einsatz vorbereitet.

PK.-Aufn.: Kriegsberichter Engelmann (1), „Time" (1), Kolditz (1).



Die Wirkungen der V 1.
Dies ist das erste der von der englischen Zensur freigegebenen Photos von Bergungsarbeiten in dem von V 1 schwer mitgenommenen London. Dazu schreibt die bestinformierte amerikanische Zeitschrift „Time" vom 14. August, daß V 1 alles in den Schatten stelle, was London während des „Blitzes" 1940 erdulden mußte. Am rätselhaftesten und auffälligsten sei die zersplitternde Wirkung der V-1-Detonationen auf alle Gegenstände aus Glas, die sich merkwürdigerweise weit über den Bereich der sonstigen Sprengwirkung der V 1 erstrecke. Die Zeitschrift schließt wörtlich: „Noch kann der Londoner es ertragen, aber es ist sicher, daß er so viel wie genug hat."



Abschuß!
Ein Pulk feindlicher Bombenflugzeuge kommt in den Bereich einer schweren Flakbatterie. Die Führermaschine wird angerichtet und angemessen. Sofort wird das Feuer eröffnet. Nach wenigen Sekunden liegen die detonierenden Granaten am Feind. Die Führermaschine ist vernichtend getroffen. Sie brennt! Im nächsten Moment fliegt sie mit voller Bombenlast auseinander.



Im Graben der Hauptkampflinie.
Das Erlebnis der Schlachten, die diese ϟϟ-Panzergrenadiere überstanden, schmiedete sie zu unauflöslicher Kameradschaft zusammen. Germanische Freiwillige aus allen Ländern Europas stehen in diesem Abschnitt der Ostfront, der gegen alle Anstürme der Sowjets gehalten wurde.

Ihr Auftrag: Im stärksten Trommelfeuer Leitungen flicken



So hat er es gemacht.
Durch ein zerschossenes Haus, das die Sowjets mit Pakfeuer belegen, zieht sich der Draht einer Fernsprechleitung, die den Gefechtsstand des Bataillons mit den Kompanien verbindet. Während des Beschusses flickt der ϟϟ-Mann liegend die zerfetzte Leitung, wie er es hier dem Bildberichter vorführt.

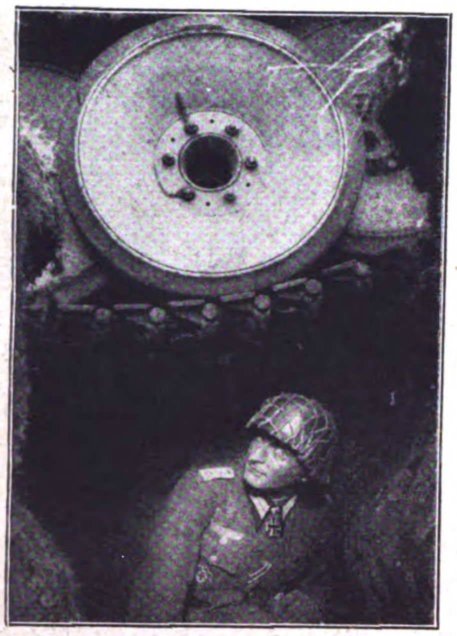
*

Sie haben sich vielfach bewährt.
Trotz des stärksten Trommelfeuers verließen diese beiden germanischen Freiwilligen immer wieder ihre Deckungslöcher, wenn es galt, die durch Granatfeuer unterbrochenen Fernsprechleitungen zu flicken. So konnten rechtzeitig entscheidende Befehle durchgegeben werden. Ritterkreuzträger ϟϟ-Obersturmführer Scholz . . .



. . . überreicht ihnen selbst das Eiserne Kreuz erster Klasse. Aus diesem Anlaß lädt der Ritterkreuzträger seine beiden tapferen Männer zu einer Flasche Sekt in seinen Gefechtsstand ein.

ϟϟ-PK.-Aufn.: ϟϟ-Kriegsberichter Fabiger.



Er gibt das erste Beispiel.
Ruhig sitzt der Major in seinem Loch, während der Panzer über ihn hinwegrollt. Einige Erdbrocken, die auf ihn fielen, schüttelt er beim Herausklettern lachend ab.

Sich überrollen lassen

Die Überwindung der Panzerscheu

In schmalen, tiefen Löchern, die von den Panzern aus kaum zu erkennen sind, hocken die Grenadiere in der Erde und lassen ruhig die Stahlkolosse über sich hinwegrollen. Um den jungen Soldaten den Schreck vor dem Panzer zu nehmen, wird ihnen in frontnahen Übungen das Erlebnis des Überrolltwerdens vertraut gemacht. Mit eiserner Ruhe werden sie dann an der Front den feindlichen Panzer auf sich zukommen und vorüberrollen lassen.



Rasch sind die Grenadiere in das Schützenloch gesprungen.
Sie lassen sich von dem Ungetüm überrollen, denn sie wollen ihrem Major nicht nachstehen.



Der Panzer hat das erste Loch überrollt,
und etwas zaghaft warten die Kameraden in den andern Löchern auf das große Erlebnis, das ihnen den Schreck vor der Panzerüberrollung nehmen soll.

CARMEN —AUF AMERIKANISCH!



Rummelplatz in Rot und Blau.
Die große Attraktion dieser Kabarett-Szene ist der Jazz-Schlagwerker Cozy Cole, nach dessen Rhythmen die Negerin Carmen Jones ihren Step hämmert.

Altes Europa, du hieltest „Carmen" für eine deiner volkstümlichsten Opern? Für ein Meisterstück aus einem Guß? Für eines der unsterblichen Kunstwerke der Musik? Diese veraltete Ansicht geht über Bord! „Carmen" ist alter Plunder, der modernisiert werden muß! Schmiß muß da 'rein! Schwung! Amerikanisches Tempo! Oscar Hammerstein kann das. Er hat eine Carmen fabriziert, mit der er dem guten alten Bizet imponiert hätte! Der Schauplatz wird natürlich aus Spanien nach Amerika verlegt. Das Ganze muß in der jüngsten Gegenwart spielen. Aus Carmen wird eine amerikanische Negerin namens Carmen Jones, und ihre Partner sind Soldaten der amerikanischen Negertruppe. Ein Jazzpauker namens Cozy Cole muß natürlich auch hinein, damit Leben in die Bude kommt. Photographisch festhalten kann man diese zappelnde Lebendigkeit mit keiner Kamera. Das muß der Zeichner Covarrubias besorgen, den die Zeitschrift „Life" in Neuyork offenbar für ein Genie hält.



Hinter dem düstern Zaun einer Boxmanege
spielt sich ein Schauerstück zwischen Hell und Dunkel ab. Joe, der „blauäugig-hellhäutige", will die schwarze Carmen dolchen. Aus dem strahlenden Stierkämpfer Don José ist ein Box-Champion geworden.



Jetzt dröhnt der Erdboden, und die Ketten rasseln dicht über dem Kopf.
Erdklumpen, die von den Ketten losgerissen werden, fallen in das Loch In wenigen Sekunden ist der Spuk vorüber



Hier ist der schmale Graben an einem Ende verbreitert worden,
damit eine eingebaute Filmkamera diese Überrollung für einen Lehrfilm festhalten kann. So wird den jungen Soldaten gezeigt werden, wie es richtig gemacht wird

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Max Ehlert.

ALLE SIEBEN SIND DABEI!



Grenadier Julius.

Der Illustrierte Beobachter zeigte in der vergangenen Woche eine ostpreußische Mutter mit ihren sieben Söhnen, die alle bei der Wehrmacht sind. Daß es sich da nicht etwa um eine vereinzelte Ausnahme handelt, beweisen diese Bilder einer anderen ostpreußischen Mutter mit ihren sieben Söhnen, von denen der älteste aus erster Ehe stammt. In zweiter Ehe wurde Frau von Tempski 1940 Witwe. Der jüngste Sohn, Albin, wird auf unserem Bilde noch als Lehrling im Kriegsmarine-Arsenal gezeigt. Er ist inzwischen auch Soldat geworden und steht als Kanonier bei der Flak.



Frau A. von Tempski.

Aufnahmen: Archiv.



Lehrling, jetzt Flakkanonier Albin.



Gefreiter Alfons.



Matrose Edmund.



Sanitätssoldat Benedikt.



Gefreiter Fabian.



Kanonier Ludwig.



Während die Mütter schaffen,
lernen und spielen ihre Buben und Mädel im Werkkinderhort. Tausend Abwechslungen und Überraschungen gibt es dort, dargeboten von Schwestern, die es verstehen, mit Kindern umzugehen. Heute ist großes Kasperle-Theater, ein Ereignis, das seit jeher Kinderherzen begeistert. In frischer Luft und in guter Hut verbringen Buben und Mädel ihre Freizeit, — wir wollen sehen, was in dieser Stunde die Mütter treiben . . .

Sie sind in guter Hut...

DEUTSCHE BETRIEBE VERWAHREN DIE KINDER IHRER GEFOLGSCHAFTSMITGLIEDER

In der langen Liste der Abteilungen, aus denen sich ein großes Werk zusammensetzt, findet sich heute eine, die vor einigen Jahren noch undenkbar gewesen wäre: der Werkkinderhort. Er rangiert durchaus gleichberechtigt neben dem Konstruktionsbüro, neben Bohrerei und Kontrolle, neben Terminbüro und Finanzbuchhaltung. Für die vielen werktätigen Mütter, die überall in Deutschland in der Rüstungsindustrie schaffen, steht er in seiner Bedeutung an erster Stelle, denn er nimmt ihnen die Sorge um die Unterbringung ihrer Kinder ab.

Bildbericht von Arthur Westrup.



„Ich habe es oft meinem Mann an die Front geschrieben“,
berichtet Frau N., „wie gut es unserer Lisa im Werkkinderhort gefällt.“ Frau N. entgratet Leichtmetallkörper im gleichen Betrieb, in dem ihr Mann vor seiner Einberufung tätig war. Im übrigen: für die kleine Lisa erreicht der Tag im Kinderhort seinen Höhepunkt, wenn es heißt: Kaffeetrinken . . .



Werkzeugmacher W. schafft vom frühen Morgen bis zum späten Abend,
ihm bleibt nicht mehr viel Zeit für seine sieben Kinder — die Mutter starb vor einem halben Jahr. Helga und Rosemarie, 8 und 5 Jahre alt, werden wie ihre Geschwister vom Werkkinderhort betreut, eine Aufgabe, die in diesem Fall ganz besondere Bedeutung hat.



Mariannes Mutter
ist halbtags mit Holzarbeiten beschäftigt, zur anderen Hälfte gehört sie dem Haushalt. Die Tochter, Marianne M., ist eine kleine Künstlerin — Kasperle, der jetzt seine Späße macht, wird anschließend auf dem Papier festgehalten. In dieser Richtung gibt es überhaupt manche Möglichkeit: die zahlreichen Wandbilder im Kinderhort hat Marianne alle schon abgezeichnet.



„Meine Mama ist in der Werkküche,
Papa fährt auf dem Schnellboot“, erzählt die kleine Gerda M. voller Stolz. Hier sehen wir Frau M. bei der Arbeit. Die kleine Gerda scheint von ihrer Mutter schon gelernt zu haben, denn die Kinderschwestern sagen, daß sich Gerda zum Geschirrabwaschen immer freiwillig meldet.



„Wir gehen mittags zusammen von Hause weg“,
erzählt Frau Sch., „der kleine Bernhard in den Kinderhort, ich an meinen Kontrollarbeitsplatz.“ Kasperle-Theater sei recht und gut, meint der neunjährige Bernhard, aber lieber baue er doch mit seinen Bauklötzen hohe Türme und große Häuser. Und die Kinderschwestern bestätigen es: Bernhard baut unermüdlich.

Feuer am Sund

ROMAN VON LOTHAR FREUND

(11. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 37:

Der Mann mit dem Signalhorn teilte diese Einstellung völlig und gab eine disziplinlose Antwort, die zwar infolge des Lärmes nicht klar verständlich war, aber keinen Zweifel ließ, daß er die Ausführung des Befehls verweigerte.

Jürgen verlor keine Sekunde. Er zog den Degen und schlug den Widerspenstigen mit gehöriger Wucht die flache Klinge über die Schulter, um sie dann zum Stoß zu senken.

„Verdammte Kanaille! Will Er wohl sofort gehorchen oder ich renne Ihm den Stahl in die Gurgel!" schrie er ihn, entschlossen zum Äußersten, an.

Der andere verfärbte sich und starrte entsetzt die blinkende Degenspitze an, die den Kragen seines Uniformrockes fast berührte, dann wich er einen Schritt zurück, riß das Horn vom Rücken, um grell und mißtönig das Signal zum Halten über das Feld zu schicken.

Der letzte Ton war kaum verhallt, als sich am linken Flügel ein lautes Geschrei erhob und zugleich eine starke Bewegung durch die Jäger lief.

Jürgen wandte schnell den Kopf.

Eine Sekunde stockte ihm der Atem, schien das Herz den Dienst verweigern zu wollen.

Da war sie, die Vernichtung, der Tod.

Die Pappelallee war nicht mehr leer und frei von jedem Lebewesen. Nein, jetzt stieg es die Böschung herauf über den Graben, zuerst mit goldig schimmernden, schweren Messinghelmen, deren rote Stutzkämme und schwarze Roßschweife an die Krieger des alten Roms erinnerten, dann mit roten Waffenröcken, blauen Krägen und weißem Lederzeug, die von nickenden Pferdeköpfen fast verdeckt wurden, um schließlich die Straße zu erklimmen und sich in voller Gestalt zu präsentieren.

Bügel an Bügel, die blinkenden Pallasche in den Fäusten, verharrten die englischen Dragoner, um ihre Reihen zu ordnen.

29.

Der Hauptmann von Mellenthin stieß den Degen steil in die Luft.

„Zu mir, Jäger!" scholl seine Stimme mit höchster Kraft weithin über das Feld, auf dem die Entsetzten, vom fürchterlichsten Schrecken erfaßt, wie gelähmt standen, während ringsum jeder Halm wie erstarrt der Entladung der tödlichen Gefahr entgegenzuharren schien. „Zu mir, Jäger! Bildet das Karree!"

Schmetternd und in höchster Not rufend schickte der Hornist ohne Befehl immer wieder und ohne Pause das grelle Signal zum Sammeln durch die Lüfte.

Mit einem Schlag wich der Bann.

Wer soeben noch, die Blässe der hemmungslosesten Todesangst im Gesicht, bereit gewesen war, in sinnloser Panik nur an die eigene Rettung zu denken, um desto sicherer vernichtet zu werden, gewann Mut und Besinnung zurück, und im wilden Lauf näherten sich von allen Seiten die Jäger dem einzelnen Reiter, dessen Kühnheit und Entschlossenheit sie anzog wie der Magnet das Eisen.

Sie kamen herangeeilt, wie sie der Sturm bunt durcheinandergewürfelt hatte, Leibjäger, Schützen, Regimentsjäger, während sich andere Trupps, die zu weit entfernt waren, um die Mitte noch rechtzeitig zu erreichen, sich um ihre sich nun ebenfalls ermannenden Offiziere zusammenballten.

Alles geschah mit Windeseschnelle. Und die grellen Töne der britischen Trompeten, die zur Attacke bliesen, beflügelten die Beine noch mehr als Kommando und Signal.

Der alte Soldat drängte den jungen Volontär in die Reihe, und was dem einen an Disziplin und Erfahrung abging, ersetzte der andere durch die Vertrautheit mit militärischen Übungen, deren fehlerlose Ausführung ihm seit Jahren in Fleisch und Blut übergegangen war.

So war es zwar kein fehlerloses Karree, das sich um den Hauptmann von Mellenthin schloß, und einem alten, verknöcherten Korporal hätte wohl das Herz bluten müssen über die schiefen und unregelmäßigen Linien, aber es stand Mann an Mann, und nach allen Seiten starrten Bajonette und schußbereite Büchsen.

Die letzten sprangen noch an ihre Plätze oder wurden von Korporalen und Sergeanten in die Lücken gestoßen, als der Boden unter dem Stampfen hunderter Pferdehufe zu schüttern begann.

„Erstes Glied — auf die Knie! — Fällt's Bajonett — zum Stoß!" kommandierte der Hauptmann von Mellenthin mit mächtiger Stimme. „Zweites Glied — legt an!"

In breiter Front kamen die Briten heran. Zuerst im Trab, um dann Pferd an Pferd in Galopp zu fallen, dessen Donnern alle anderen Geräusche erstickte. Wie leuchtende Blitze funkelten die erhobenen Pallasche über dem grellen Bunt der Uniformen. Es war ein herrlicher, atemberaubender Anblick von einer Schönheit und geballten Wucht, der fast die heranrasende Gefahr vergessen ließ.

Sie überritten die Unglücklichen, die einzeln noch wie verlorene Kinder herumirrten und den Anschluß an die Kameraden nicht gefunden hatten, fegten allein durch ihre Wucht einen kleinen Trupp in alle Winde und teilten sich dann einschwenkend in Eskadronskolonnen, um sich zwischen die Karrees verschiedener Größe zu schieben und sie von allen Seiten anzugreifen.

Eine riesige Staubwolke wirbelte auf. Längst hatten die englischen Batterien bei Svanemöllen ihr Feuer auf die Jäger eingestellt, um nicht die eigene Kavallerie zu treffen.

Aus Staub und Getümmel zuckten und brüllten die ersten Salven der bereits angegriffenen Vierecke und der Rauch ihrer Schüsse verschlechterte die Sicht noch mehr. Mellenthins Karree war eins der größten, und manchem Mann mochte wohl das Gewehr in der Hand oder der Kolben an der Wange zittern, als jetzt, die Dragoner überflügelnd, noch ein Regiment Husaren mit hohen Pelzmützen, Federstutz und wild flatternden Dolmans auftauchte. Leichter und schneller auf herrlichen Pferden, verfügten sie zwar nicht über die Wucht ihrer Brüder von der schweren Kavallerie, aber ihre gekrümmten Säbel sahen nicht vertrauenerweckender als die Pallasche der Dragoner aus.

Vier Glieder tief stürzten sie sich mit verhängtem Zügel und wild schnaubenden Pferden unter einem entsetzlichen Gebrüll von zwei Seiten auf Mellenthins Mannschaft. Der Hauptmann beobachtete sie aufmerksam und bewahrte seine eiserne Ruhe. Trotz der wachsenden Unruhe, die durch die dänischen Reihen lief, bemerkte er mit Genugtuung, daß keiner die Nerven verlor und ohne Befehl schoß.

Brave Kerle, dachte er voll Stolz, und hob langsam den Degen. Auf fünfzig Schritt ließ er die Briten heran, dann zerriß sein scharfes Kommando die qualvolle Lähmung.

Die Salve brüllte mit einem einzigen Schlag wie ein gewaltiger Donner auf. Aus jedem Büchsenlauf des zweiten Gliedes zuckte ein Feuerstrahl. In dichten Schwaden wolkte der Pulverqualm um das Karree, während das dritte Glied vor die Kameraden drängte, die soeben geschossen hatten, um diesen Zeit und Gelegenheit zum ungestörten Laden zu geben.

Krach! Die zweite Salve dröhnte und warf ihren tödlichen Bleihagel den Angreifern entgegen. Dahinter bissen in fieberhafter Eile Zähne in Patronen, stießen Ladestöcke die neuen Kugeln in die Läufe.

Von See her kam eine leichte Brise und zerteilte die Rauchwolken.

Die stolzen Husareneskadrons boten einen jammervollen Anblick. Keine geschlossenen Reihen mehr, sondern ein wirres Durcheinander von Pferden und Menschen. Verwundete und tote Reiter und Tiere bedeckten das Feld. Reiterlose Pferde jagten in wilden Knäueln, einzelne schleiften ihre Herren, den Fuß noch im Bügel hängend, über den Rasen. Verwundete und Gestürzte krochen hinkend und stolpernd aus dem gefährlichen Getümmel. Einige wenige Briten waren dennoch an das dänische Karree herangekommen, und Säbel und Bajonett kreuzten sich in erbitterten Hieben und Stößen, bis die letzten der kühnen Angreifer aus den Sätteln gesunken waren oder in wilder Flucht das Weite gesucht hatten.

In respektvoller Entfernung und außer Schußweite der Büchsen, mit deren Wirkung sie soeben eine so schlimme Bekanntschaft gemacht hatten, sammelten sich die Husaren zur nächsten Attacke.

Auch die Dragoner hatten keinen besseren Erfolg zu erzielen vermocht, obwohl sie einige Trupps überritten und die benachbarten Karrees nur mit Mühe und einigen Verlusten die Attacke abgeschlagen hatten.

Jetzt eilten Versprengte und Verwundete mit und ohne Waffen, soweit sie sich noch zu bewegen vermochten, zu den schützenden Vierecken und schlossen sich den glücklicheren Kameraden an. Diese benutzten die Gelegenheit, da die britische Kavallerie vollauf mit der Ordnung ihrer Verbände beschäftigt war, sich besser und enger zu formieren. Die bisher nicht angegriffenen Jäger, die an der Küste vorgegangen waren, kamen heran, und den Offizieren gelang es, ohne jede Störung von seiten der Engländer drei große und machtvolle Karrees zu bilden, die nun nach kurzer Beratung der Kommandeure den Rückzug antraten.

Die Kartätschensalven der dänischen Vierpfünder und das regelmäßige Aufbrüllen des Gewehrfeuers in ihrem Rücken zeigte ihnen zur Genüge an, daß auch dort schon der Feind gegen die Grenadierbataillone anstürmte und daß ihnen keine andere Wahl blieb, wenn sie nicht endgültig abgeschnitten und vernichtet werden wollten.

So war ihre Lage schon schwierig genug. Die britische Kavallerie befand sich zwischen ihnen und der Festung, und sie hatten keine andere Möglichkeit mehr, als sich mit dem Bajonett den Weg durch die Feinde zu bahnen, bevor noch seine Infanterie auf dem Kampfplatz erschien und sie der Übermacht erlagen.

Mit wirbelnden Trommeln und festem Schritt setzten sich die Karrees in Richtung auf die Festung und damit widerwillig den Rückzug antretend in Bewegung. Direkt auf die Dragoner und Husaren los marschierten sie, die zuerst unbeweglich sich verhielten, als wären sie wie erstarrt von dieser Kühnheit.

Inmitten der waffenstarrenden Vierecke befanden sich die Offiziere, die, soweit sie noch oder überhaupt beritten waren, ihre Pferde für die Verwundeten abgegeben hatten. Andere schleppten sich, sich gegenseitig stützend oder getragen, mit vorwärts, um ja nicht zurückzubleiben und dem Feind in die Hände zu fallen. Auch die wenigen englischen Gefangenen, die man mitführte, mußten sich nun als Träger der Blessierten betätigen, anstatt die verachteten Dänen zu bekämpfen.

Die nächste Stunde verging wie ein wüster Traum. Vorprellende Züge und Eskadrons, die man mit ruhigem Feuer abwehrte, einzelne Stöße, bei denen das Bajonett in Aktion trat, marschieren und fest zusammenbleiben, ohne sich auf der Richtung bringen zu lassen. Halten, feuern, laden, wieder in Gleichschritt vorwärts, um umringt vom Pulverdampf, Geschrei und Getümmel die nächste Salve gegen sich wild bäumende Pferde und verzerrte Menschengesichter abzufeuern.

Zäh aber gewann man Schritt um Schritt an Boden und näherte sich unaufhaltsam der Festung, die Rettung und Sicherheit bedeutete. Aller Heldenmut jedoch hätte die Vernichtung nicht verhindert, wenn nicht die eigenen Kanonenboote, die Gefahr der Kameraden an Land erkennend, ein unaufhörliches, tödliches Feuer eröffnet hätten. Einige von ihnen begleiteten wie treue Schäferhunde die bedrohte Herde und überschütteten die britischen Reiter bald mit einem so vernichtenden Hagel von Bomben, Vollkugeln und Kartätschen, daß sie sich schließlich nach schweren Verlusten endgültig zurückzogen und nur die Flanke des äußersten Karrees noch schwach belästigten. Auf See freilich tobte die Kanonade fort. Andere dänische Schiffe lagen im schweren Kampf gegen englische, von denen zwei in die Luft flogen oder sanken.

Glücklich erreichten die Jäger Straße und Gärten bei der alten Kalkbrennerei und fanden nun auch Anschluß an die Grenadierbataillone, die mit Unterstützung der Vierpfünder aller auch hier erfolgten Reiterattacken mühelos Herr geworden waren. Die Grenadiere zogen sich nach links, um die schwer bedrängte Besatzung des Salpeterwerks zu unterstützen, die unaufhörlich von britischen Grenadieren und schottischer Hochländerinfanterie in ihren kurzen Röckchen und den Bärenmützen mit dem seitlichen Federstutz angegriffen wurde.

Die Jäger aber lösten ihre Karrees auf und warfen sich erhitzt und erschöpft, die Herzen voll Freude und Dankbarkeit über die glückliche Rettung, hinter die Bäume und Büsche des Classenschen Gartens, um diesen so lange zu halten, bis man die Zerstörung dieses Stützpunktes, der für die Briten ebenso wichtig wie für die Zitadelle gefährlich war, vollendet hatte.

Das meiste war schon getan. Überall stießen Flammenzungen hoch, und der Rauch der brennenden Gebäude vermischte sich mit dem Pulverdampf zu einem dichten Nebel, der scharf und beißend auf den Schleimhäuten brannte.

Der Hauptmann von Mellenthin hatte sein Pferd wieder bestiegen und strebte nun dem Salpeterwerk zu, um dem Oberkommandierenden Bericht zu erstatten.

Er geriet mitten hinein in den schweren Angriff, den starke britische Truppen von drei Seiten

gegen die beherrschenden Gebäude unternahmen, die zum größten Teil ebenfalls bereits in Brand standen. Unmittelbar vor ihm, der gerade den Classenschen Garten verlassen, setzte soeben das Grenadierbataillon des nordischen Leibregimentes mit wehender Fahne und schlagenden Tambouren zu einem Stoß gegen die Schotten an, die ihnen unvorsichtig die offene Flanke zukehrten.

Jürgen beschattete die Augen mit der Hand gegen die Sonne.

Was bedeutete der Reitertrupp vor den Grenadieren? fragte er sich erstaunt und erkannte bald zu seiner Betroffenheit den Stab des Oberkommandierenden. Der General von Peymann befand sich an der Spitze und führte mit gezogenem Degen das nordische Leibregiment persönlich gegen den Feind, der jetzt vom Salpeterwerk abließ, seine äußersten Flügelbataillone schnell zurücknahm, einschwenkte und die anlaufenden Dänen mit rollendem Feuer überschüttete. Das ganze Manöver war mit außerordentlicher Präzision und Schnelligkeit ausgeführt worden.

Blitz um Blitz zuckten seine Salven auf, und das Feuer rasselte mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes. Auch eine reitende Batterie der Engländer kehrte ihre Rohre gegen den neuen Feind und begrüßte ihn mit Kartätschen.

Jürgen spornte sein erschöpftes Pferd, das ihn nur langsam und widerwillig vorwärts trug, um rasch an die Seite des Generals zu kommen. Aber er kam zu spät. Schon strömte es ihm entgegen. Zuerst Blessierte und dann im dicken Schwall die Flüchtenden, entmutigt und schwer leidend unter dem tödlichen Geschoßhagel wichen sie hinter die Allee zurück.

Der Hauptmann von Mellenthin schlug mit der blanken Klinge dazwischen und wand sich durch das Getümmel der schattenhaft im Pulverdampf auftauchenden und verschwindenden Gestalten, die Offiziere und Korporale fluchend und schimpfend zum Halten zu bringen versuchten.

Jürgen kümmerte sich nicht darum, er strebte nach vorn, wo das Krachen dänischer Gewehre verkündete, daß dort noch Tapfere standhielten. In ihren gelichteten Reihen zeigte sich eine seltsame Unruhe. Schreie flatterten auf, und ein zahlreicher Trupp ballte sich um einige Reiter zusammen.

Jürgen zwang sein Pferd zu einem müden Trab und strebte dieser Gruppe zu.

Tief erschüttert hielt er inne und salutierte.

Der General von Peymann lag auf dem Rasen, mehrere Offiziere stützten seinen Oberkörper. Ein Chirurg beugte sich mit Binden in den Händen über ihn.

Die Augen des Verwundeten standen weit offen, er erkannte seinen vom Pferd springenden Adjutanten sofort.

„Die Jäger zurück, Mellenthin?!" fragte er erregt, und seine Stimme klang nur etwas schwach, sonst aber wie immer.

„Zu Befehl, Exzellenz! Alle Kavallerieattacken abgeschlagen, Verluste des Feindes schwer, eigene unerwartet gering. Darf ich mich erkundigen, ob Exzellenz gefährlich blessiert sind?"

Der Alte lächelte beruhigend.

„Nichts von Bedeutung, mein Lieber, nur eine Musketenkugel ins linke Bein. Bringen Sie dem Kommandeur der Jäger den Befehl, er soll den Classenschen Garten zunächst noch halten. Weitere Orders gibt Herr Oberst von Beck. Meine Anerkennung, Herr Hauptmann von Mellenthin, sicherlich kommt Ihnen ein Hauptverdienst für die glückliche Errettung unserer Tirailleure zu."

„Gehorsamsten Dank, Exzellenz, darf ich für den Transport Ew., Exzellenz sorgen?"

Peymann sah ironisch seine Suite an, die sich um ihn drängte und diesen gefährlichen Ort sichtlich nicht ungern recht bald zu verlassen wünschte.

„Merci, die Herren werden schon dafür sorgen, daß mich die Briten nicht schnappen. Reiten Sie zur Truppe zurück, dort sind Sie notwendiger. Beugen Sie sich bitte herunter zu mir —"

Mellenthin tat es und sein Chef sah ihn beschwörend an, während er weiter flüsterte:

„Die Jäger dürfen nicht zu früh retirieren. Mellenthin, ich verlasse mich völlig auf Sie. Zuerst muß das Salpeterwerk geräumt sein, und erst dann, wenn die Zerstörung des Classenschen Gartens vollendet ist, darf dieser aufgegeben werden. Haben Sie mich verstanden? — Geben Sie mir die Hand und machen Sie Ihre Sache gut. Gott befohlen, mein Lieber!"

30.

Das Salpeterwerk war nur noch ein einziger ungeheuerer Scheiterhaufen, der kein Leben mehr barg. Die dänischen Grenadiere hatten sich zurückgezogen und deckten nunmehr die linke Flanke am Sortedamssee, während die Jäger nach wie vor den Classenschen Garten behaupteten und ein lässiges Schützenfeuer gegen die britischen Tirailleure bei der alten Kalkbrennerei unterhielten. Die beiderseitigen Geschütze warfen ihre Geschosse noch gegeneinander, aber der Höhepunkt der Schlacht war überschritten.

Der Hauptmann von Mellenthin hatte sein müdes Pferd einem Blessierten übergeben und sich mit dessen Büchse einer Gruppe königlicher Leibjäger angeschlossen, die einzelne wohlgezielte Schüsse gegen die britische leichte Infanterie abgaben, die nicht verfehlte, aus dem jenseitigen Gehölz heraus diese Grüße auf gleiche Weise zu erwidern.

Zuweilen fiel eine Bombe mit dumpfem Krach explodierend zwischen die Bäume, oder eine Vollkugel mähte die Büsche zusammen, daß Zweige und Äste splitternd nach allen Seiten flogen.

Mit aufmerksamen Augen beobachtete Jürgen das Nahen dieser Unglücksboten, um die anderen zu warnen, die mit der Unbekümmertheit der Jugend und Unerfahrenheit schon wieder bereit waren, alle Gefahr zu unterschätzen und zu verachten.

Wieder heulte eine Kanonenkugel heran, fuhr krachend gegen eine mächtige Buche, von der sich große Splitter und Holzstücke lösten, um mit einem unheimlichen Pfeifen und Zischen nach allen Himmelsrichtungen zu fetzen.

In rascher Erkenntnis der Lage riß er den Leibjäger, der zwei Schritte vor ihm sich soeben anschickte, seine Büchse gegen den Feind abzubrennen, im jähen Sprung von hinten zu Boden, sich selbst dabei hinwerfend. Die Büchse entlud sich krachend ins Blaue und beide kollerten übereinander.

Der andere richtete sich fluchend auf.

„Danke, das hat gerade noch geklappt", lachte er über das ganze pulvergeschwärzte Gesicht, das Schweiß und Staub überdies genau so unkenntlich wie das seines Retters gemacht hatten. „Wenn ich nicht —"

„Nils!" rief Jürgen heiser und fassungslos. „Zum Teufel, du bist es?!"

Nils Nordenfjeld verstummte mitten im Wort und starrte den Offizier an. Noch glaubte er an eine Täuschung und wehrte sich im ersten Augenblick dagegen, dieses Wiedersehen für Wirklichkeit zu halten.

Stumm hockten sie nebeneinander auf dem feuchten Waldboden, atmeten schwer und waren jeder bemüht, mit dieser Überraschung fertig zu werden.

Jürgen nahm den Tschako ab und warf ihn achtlos zu Seite.

„Wenn wir uns schon so wiedersehen", brummte er gereizt und fuhr sich über den feuchten Haarschopf, „können wir auch unsere Herzen erleichtern. Oder hat man kein Verlangen danach?"

„Tausend Donnerwetter nochmal!" fluchte der sonst so gesittete Graf Nordenfjeld wie ein alter Troupier los. „Darauf kann man sich heilig verlassen, daß ich wissen will, weshalb du mir unbedingt ein Loch ins Fell schießen mußtest!"

„Ausgezeichnet. Siehst du mich als deinen Feind an?"

„Nein, zum Teufel, aber du hassest mich!" rief Nils zornig. „Dein Verhalten beweist es. Um ein Haar hättest du mich totgeschossen. Soll ich mich etwa dafür noch bedanken?"

„Nein, du Narr, aber ich zielte niemals sorgsamer und bedächtiger als an jenem Tage, wenn du es denn genau wissen willst. Was ich dir versetzte, war ein Nasenstüber, ein Backenstreich, um dir eine Lehre zu erteilen. Ich hatte nie vor, dein kostbares Leben ernsthaft zu bedrohen."

„Tausend Dank, ich bin tief gerührt", versetzte der Graf Nordenfjeld ironisch, um dann ergrimmt fortzufahren: „Du hältst dich wohl für einen fehlerlosen Heiligen, den nicht die geringste Schuld trifft?"

Beide starrten sich feindselig und mißtrauisch an. In Jürgens Gesicht begann es wunderlich zu zucken.

„Du siehst wie ein Kaminkehrer aus", brummte er bissig. „Welch teuflische Eingebung veranlaßte dich zu diesem unpassenden Handwerk?"

Nils stieß den Büchsenkolben gegen den nächsten Stamm, daß es dröhnte.

„Je nun, vielleicht war es eine Pistolenkugel, die mir Appetit machte", antwortete er unfreundlich und anzüglich. „Du siehst übrigens keinen Deut besser aus. Wenn es keine Disziplinlosigkeit ist, würde ich sagen, dreckig wie ein Schwein."

„Für dieses Urteil als Leibjäger mußt du Spießruten laufen, als Freund hingegen —"

„Zu Befehl Herr Hauptmann. Ich bitte Ew. Gnaden demütigst um gnädigen Pardon."

„Dummkopf!"

Beide maßen sich mit grimmigen Blicken, denen doch der richtige Nachdruck fehlte. Nils riß einen Grashalm heraus und biß mit einem Gesichtsausdruck darauf herum, der zwischen Zorn und Zuneigung schwankte.

„Weshalb hast du so gehandelt?"

„Hattest du erwartet, daß ich eine Maulschelle anders als durch eine Kugel erwidern kann oder sind dir unsere Ehranschauungen plötzlich fremd geworden?"

Nils schoß das Blut in den Kopf.

„Dann brauchen wir uns nicht mehr zu unterhalten, Monsieur", rief er wütend aufspringend. Ich habe nämlich die Meinung, daß —"

Der Rest seiner Worte ertrank in dem jäh stärker werdenden Gewehrfeuer. Aufmerksam geworden gewahrten sie, daß eine lange Kette englischer Tirailleure sich aus dem Gehölz zu einem Angriff gegen den Garten löste.

Dicht nebeneinander warfen sie sich hinter die kärgliche Deckung, und Jürgen zog zuerst den Kolben an die Backe, indes Nils hastig lud.

„Wenn deine Schießkünste nicht besser als früher geworden sind, überlaß es lieber mir und lade nur", knurrte Jürgen und reichte ihm die abgeschossene Büchse. „Du sprichst, als ob dir das bitterste Unrecht geschehen wäre. Bist du an dem unglücklichen Ereignis schuld oder ich?"

Nils stieß den Ladestock mit Wucht in den Lauf und zog dann verzweifelt, um ihn wieder heraus zu bekommen.

„Ich!" erwiderte er böse. „Aber du konntest damit zufrieden sein, daß ich zu jeder Wiedergutmachung bereit war."

„Gib her, so geht das nicht. — Ich habe nichts davon gemerkt. Weshalb bist du nicht zu mir gekommen, ich habe auf dich gewartet. Den ersten Schritt zu einer Versöhnung mußtest du tun, von mir konntest du das nach diesem Vorfall nicht verlangen."

„Das wollte ich auch! Aber ich erfuhr rechtzeitig, daß du dich noch in jener Nacht sehr verächtlich über mich ausgelassen hast. Es war schuftig von dir, zu sagen, daß ich dich aus Angst vor deiner sicheren Hand bestimmt um Verzeihung bitten würde, wenn ich wieder nüchtern sei. Danach änderte ich selbstverständlich meine Absicht, da ich mich nicht einer so schimpflichen Deutung aussetzen konnte."

Jürgen wandte den Kopf und sah ihn erstaunt an.

„Bist du verrückt geworden?" fragte er zornig und warf ihm den herausgezogenen Ladestock zu. „Wer behauptet diesen Wahnsinn?"

„Zeugen deiner Äußerungen! Sir Percy Graham berichtete es mir und —' Nils duckte sich blitzschnell, da eine Kugel dicht über ihn durch das Laub pfiff, „und D'Avergne bestätigte es ausdrücklich."

Die Büchse an Jürgens Schulter begann zu schwanken, obwohl er den Lauf auf einen Ast gelegt hatte. Er vermochte das Ziel nicht zu erkennen, wie ein Nebel wallte es vor seinen Augen.

Aber er bezwang die ungeheuere Erregung und nahm den Feind erneut aufs Korn. Eisern ruhig zog er durch und mit dem Krach seines Schusses warf drüben der britische Offizier, der seinen Leuten mit geschwungenem Säbel voraneilte, die Arme in die Luft und schlug im schweren Sturz auf den Rasen.

„Ich habe niemals so etwas gesagt!" rief er mit lauter Stimme, um den Lärm zu übertönen, und setzte die rauchende Büchse ab „Wer das behauptet, ist ein gemeiner Lügner! Sir Percy kann ich nicht mehr erwischen, aber der Marquis wird mir Rechenschaft geben!"

Nils faßte krampfhaft seinen Arm. Seine weitgeöffneten Lippen schrien Worte, die unverständlich blieben. Einige Minuten flackerte das Gewehrfeuer so wild auf, daß jede Unterhaltung unmöglich war. Dann ließ es wieder beträchtlich nach, da sich die Urite neiligst zurückzogen oder zu Boden warfen und mit wenigen schlecht gezielten Kugeln begnügten.

„Nicht?!" wiederholte Nils fassungslos und völlig außer sich. „Du warst betrunken, sagte man mir —?"

„Narrheit, du kennst mich lange genug. Verlor ich jemals unter dem Einfluß des Alkohols die Herrschaft über meine Sinne oder hörte ich nicht immer zur rechten Zeit auf?"

Nils fuhr sich über das schweißtriefende, schmutzige Gesicht.

„Das ist wahr", stimmte er wie geistesabwesend zu, um dann in wahnsinniger Wut und Verständnislosigkeit zu schreien: „Mein Gott, weshalb haben diese Menschen das getan?! Warum haben sie uns gegeneinander gehetzt und unsere Aussöhnung hintertrieben? Sie sind beide nicht mehr da, der Marquis hat am Zwanzigsten die Stadt verlassen!"

„Schade", antwortete der Hauptmann von Mellenthin grimmig und biß in maßlosem Zorn die nächste Patrone ab, deren Pulver ihm die Lippen schwarz färbte, um während des Sprechens mechanisch die Büchse mit einer neuen Ladung zu versehen.

„Du fragst nach Gründen? D'Avergne hatte doch einen sehr gewichtigen, dächte ich, oder rechnest du die Eifersucht auf einen Rivalen in der Liebe für nichts?"

Nils ließ die Waffe fallen und krallte die Hand in seine Schulter.

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5. Einzelnummern können bis auf weiteres nicht nachgeliefert werden.

„Du meinst —?!" rief er keuchend. „So hängt das zusammen, er wollte dich aus dem Wege räumen. O ich Narr! — Aber weshalb hat ihn dieser Engländer bei der Schurkerei unterstützt? Er war es doch, der mir zuerst davon erzählte und mich warnte. Als Legationsrat der britischen Gesandtschaft —."

„Hatte er vielleicht erst recht eine geheime und bestimmte Veranlassung dazu", unterbrach ihn Jürgen und drückte den Unvorsichtigen zu Boden. „Halte die Nase tief, irgend so ein verdammter Scharfschütze hat uns aufs Korn genommen — Da! Nicht schlecht gezielt, der Bursche kann verteufelt gut schießen. Das kostet mich drei Taler für eine neue Epaulette. Sapperment, ich muß den Halunken finden! — Wenn ich dir zwei gute Ratschläge geben darf, bleibe hinter der Eiche —" Jürgen riß bitterböse das zerfetzte Achselstück ab, wobei ein Stück Stoff mitging und er kaum einen Gedanken an die Tatsache verschwendete, daß die Kugel um Haaresbreite seine Schulter verfehlt hatte, um stirnrunzelnd fortzufahren: „und weiter, gehe zu Fürst Woloschkin und laß dir von ihm berichten, was er in jener Nacht bei D'Avergne erlebte. Irgendein Geheimnis waltet um den Marquis und seine Freunde, das wird mir immer klarer. Dem Russen muß etwas Fürchterliches widerfahren sein, obwohl er mich nicht aufklärte. Ich bin überzeugt, wenn du ihm die Gründe darlegst, wird er dir eine Erklärung geben, und wir —"

„In diesem Leben nicht mehr", unterbrach ihn Nils bleich und erregt. „Hast du es nicht erfahren? Woloschkin hat sich vor neun Tagen erschossen, man spricht davon, daß bei der russischen Gesandtschaft wichtige Papiere verschwunden wären."

Der Hauptmann von Mellenthin gab den nächsten Schuß ab. Aber diesmal erreichte seine sonst so sichere Kugel nicht den Rotrock, dem sie zugedacht war. Unschädlich fuhr sie ins Blaue.

„Ich verwette meinen Kopf, daß sein Selbstmord mit jener Nacht verknüpft ist", bemerkte er, von einem unwillkürlichen Schauder berührt. „Was mag ihm nur geschehen sein?"

Nils, der in der Brusttasche gesucht hatte, streckte die Hand aus und schob dem Gefährten etwas zu.

„Lies das", sagte er heiser und bis ins tiefste aufgewühlt. „Es ist ein Brief Woloschkins, der die Richtigkeit deiner Annahme bestätigt, leider aber das Geheimnis nicht aufklärt."

Jürgen ließ sich auf den Leib fallen und legte den mit Wappen und Krone geschmückten Briefbogen vor sich auf den Rasen.

„Mon cher Comte!

Wir scheinen Fische zu sein, die im gleichen Netz zappeln. Betrachten Sie es als eine Bekundung tiefster Anteilnahme eines Leidensgefährten, der wenigstens Sie vor den tödlichen Ränken gemeinsamer Feinde zu retten versucht, wenn Ihnen der Unterzeichnete durch seinen Vertrauten fünftausend Taler in Banknoten sendet. Rangieren Sie damit Ihre Verhältnisse, meiden Sie die Karten und schlechte Gesellschaft, vertrauen Sie dem Gefährten Ihrer Jugend und hüten Sie sich vor neuen Freunden, die Sie in Wahrheit nur verderben wollen.

Der Betrag ist kein Darlehen oder Geschenk, das Ihren Stolz verletzen und Sie demütigen könnte. Es ist vielmehr das Erbe und Vermächtnis eines Mannes, der in der Minute, da Sie es verschlossen und jedem anderen Menschen verschwiegen empfangen, bereits nicht mehr unter den Lebenden weilt, da ihm keine andere Wahl mehr blieb, als seine Schulden, ernster als die Ihrigen, mit seinem Blut zu bezahlen.

Adieu auf ewig, mon cher ami, möge es Sie noch rechtzeitig ereilen und Ihnen Glück bringen. Das Bewußtsein einer guten Tat versüßt mir die letzte Stunde.

Ihr
Michael Dimitri Woloschkin."

Jürgen las den Brief zweimal, dann faltete er ihn achtsam zusammen und gab ihn zurück.

„Armer Kerl", sagte er bewegt. „Hätte er sich mir damals offenbart, vielleicht wäre alles anders gekommen. Wenn er eine Schuld auf sich geladen hat, so hat er sie gesühnt, möge ihm die Erde leicht sein Sein eigenes Zeugnis und der Selbstmord bestätigen meinen Verdacht, nur vermögen wir die Ereignisse und Zusammenhänge nicht zu erkennen. Hast du das Geld erhalten?"

„Ja", antwortete Nils gedämpft, „und den Gebrauch davon gemacht, den Woloschkin wünschte. Dieses edelmütige Vermächtnis befreite mich aus einer peinvollen Situation, aus einem Kampf zwischen Liebe und Ehre. Ich werde dir später alles berichten, jetzt ist keine Zeit dazu."

Einige Minuten vergingen, in denen sie Wichtigeres zu tun hatten Jürgen schoß zweimal nach dem britischen Scharfschützen, den er endlich mit Sicherheit entdeckt hatte. Aber der Bursche deckte sich so vortrefflich hinter seinem schützenden Baum, daß er ihn verfehlte. Auch seine Kugeln freilich vermochten die beiden Freunde nicht zu ereilen, obwohl er sich redliche Mühe gab. Dann gelang es Jürgen, den Engländer zu treffen, der dem Schützen die Büchsen lud, und damit wurde das tödliche Duell unterbrochen, und ein wenig Ruhe trat ein.

„Der Marquis war dein Sekundant", bemerkte Jürgen, während er die gegenüberliegenden Bäume und Büsche scharf und argwöhnisch im Auge behielt. „Hattest du ihn beauftragt, jeden Versöhnungsversuch abzulehnen?"

„Das Gegenteil ist wahr!" fuhr Nils zornig hoch. „Ich bat ihn ausdrücklich und wiederholt, jede, auch die winzigste Möglichkeit auszunützen."

Jürgens Faust ballte sich um den Schaft der schußbereiten Büchse.

„Er tat nichts dergleichen, sondern lehnte alles stur und hartnäckig ab", erklärte er mit einem Stöhnen der Wut. „Frage den Premierleutnant von Horn, meinen Sekundanten, der sich in meinem Auftrag die größte Mühe gab, den Konflikt auf friedlichem Wege beizulegen. — Nils, was waren wir doch für Dummköpfe und Narren, daß wir diesen elenden Schurken ihr verruchtes Spiel so leicht machten. Jeder glaubte natürlich vom anderen, daß er eine Schlange an seinem Busen genährt hätte. Haben diese Ehrenmänner nicht deine Schulden irgendwie ausgebeutet?"

Nils nahm die Büchse hoch und riß die nächste Patrone aus der schweren Ledertasche.

„Was du denkst", höhnte er mit galliger Bitterkeit, und seine Hände zitterten, während er das Pulver in den Lauf schüttete, um dann die Kugel nachzustoßen. „Sir Percy wollte mir gern die viertausend Taler leihen, wenn ich ihm wichtige politische Nachrichten verriet. Diese Betätigung wäre im höchsten und edelsten Sinn patriotisch und zum Besten unseres Vaterlandes. Dieser

elende, verfluchte Schurke — siehst du den rotröckigen Lümmel wie er wieder die Nase hervorsteckt? Halt, laß ihn mir! Ich will ewig verdammt sein, wenn ich diesen Landsmann meines ehrenwerten Wohltäters nicht treffe! — So, noch ein wenig weiter vor, mein Bursche, und —"

Er hatte sich aufgerichtet, die Büchse aufgelegt und zielte mit angestrengter Sorgfalt. Blitz und Rauch schossen aus der Mündung, der schwere Kolben schlug gewaltig gegen die Schulter. Nils Nordenfjeld lachte triumphierend.

„Der wird nicht wieder auf einen Dänen feuern", knirschte er voll gesättigten Hasses. „Er schlug einen Purzelbaum wie ein Hase. Ich wünschte nur, ich hätte unsere beiden Freunde vor dem Lauf, um ihren nächsten Atemzug brauchten sie sich nicht zu sorgen. — Jürgen, kannst du mir verzeihen, daß ich diesen jämmerlichen Lügen und Verleumdungen geglaubt habe?" — Er streckte die schmale, gut geformte Hand aus, die jetzt schwarz und zerschunden wie die eines Tagelöhners war. „Ich will alles wieder gutmachen und Bettina die Wahrheit — — —"

„Still, davon soll jetzt nicht gesprochen werden. Hier, nimm meine Hand, es soll so sein, als hätten wir uns niemals feindlich gegenübergestanden", antwortete Jürgen feierlich, und inmitten des Krachens und Lärmens der Flinten und Kanonen fanden sich ihre Hände zu einem festen, kurzen Druck, der jedes weitere Wort überflüssig machte.

Seite an Seite verließen sie mit den Kameraden eine Viertelstunde später den Classenschen Garten, der nun eine brennende Hölle war, erfüllt von Flammen und Rauch und Myriaden von Funken, in dem die Gebäude vergingen, Hecken, Sträucher und Bäume den Feuertod starben. Zerstört und flammend die Stätten, in denen sonst friedliche Bürger behagliche und genußvolle Stunden verbracht hatten, zersplittert und umgelegt die Bäume, niedergemäht und zu Scheiterhaufen aufgeschichtet die Büsche und Rosenhecken, zwischen denen sonst verliebte Pärchen geschritten oder spielende Kinder getollt hatten.

Röchelnd und hustend schritten Jäger, Grenadiere und Zimmerleute durch Rauch und Funkenregen, um glücklich und unangefochten die Zitadelle der Festung zu erreichen.

31.

Auf der Außenreede lag das dänische Sechzig-Kanonen-Linienschiff „Mars", das an sämtlichen Gefechten wackeren Anteil genommen hatte, vor Anker und wiegte sich leicht auf den Wellen des Sundes.

An Bord regten sich Hunderte fleißiger Hände, um die Schäden des letzten Treffens zu beseitigen. Durchschossene Segel und Taue wurden ersetzt, mit lauten Hammerschlägen starke Bretter und Balken vor den Kugellöchern und zersplitterten Verschanzungen befestigt. In den Batteriedecks hantierten die Matrosen an den schweren Vierundzwanzigpfündern, um sie schnellstens wieder kampfbereit zu machen. Die plumpen, hölzernen Laletten mit ihren klobigen Blockrädern wurden ausgebessert, Pulverkästen gefüllt und neue Vollkugelpyramiden errichtet, die Hängematten zum Schutz gegen herumfliegende Holzsplitter an den Außenwänden erneut aufgetürmt. Ströme von Wasser ergossen sich über die Decksplanken, und Sand und Scheuerstein entfernten Blutlachen und Schmutz. Durch die geöffneten Stückpforten scholl das Singen und der muntere Lärm der arbeitenden Seeleute hinauf zu den auf der Schanze stehenden Offizieren.

„Brave Burschen", bemerkte Kommandeurkapitän Steen Bille, der zu einer kurzen Inspektion eingetroffen war, prüfend über das obere Deck blickend, das sich ihm wohl aufgeräumt und in fleckenloser Sauberkeit zeigte. „Ihre Laune läßt nichts zu wünschen übrig, wie mir scheint."

„Und weshalb sollten sie nicht?" fragte Kapitän Krieger, der Kommandeur der mobilen Kanonenbootsflottille, stolz. „Haben wir es nicht vorgestern, am 31., dem Englischmann wieder gründlich gezeigt? Eine gloriose Affäre, beim alten Poseidon! Ein Schiff in die Luft gejagt, eins zu den Fischen geschickt und die großmäulige „Thetis" mit ihren vierundachtzig Spuckern in Brand geschossen. An Land ist alles vortrefflich verlaufen. Also können wir wohl zufrieden sein und den kommenden Ereignissen mit Ruhe entgegensehen."

Steen Bille blickte nachdenklich über das Wasser, über das die Schatten der abendlichen Dämmerung krochen.

„Wenn es nicht schlimmer käme, ja", antwortete er ernst. „Aber das Schwerste steht uns ja erst bevor, der Hauptangriff gegen unsere Landbefestigungen. Der Engländer hat eine Unzahl von Batterien errichtet und mit schwerstem Geschütz armiert, denen wir nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen haben."

„Und General von Peymann, wie geht es unserem verehrten Oberbefehlshaber?" forschte Kapitän von Dockum, Kommandeur des stärksten Seeforts Provesteen, das neunzig Kanonen und fast tausend Mann Besatzung zählte. „Hat er das Oberkommando niedergelegt?"

„Nein", antwortete Bille heftig. „Er weigert sich hartnäckig. Zwar ist die Blessur nicht schwer und sein Befinden gut, aber er ist betagt, und es ist ein Unding für den Befehlshaber einer belagerten Festung, seine Orders vom Bett aus zu erteilen. — Der Feind hat übrigens eine neuerliche Übergabeaufforderung an uns ergehen lassen."

Durch die Gruppe der Offiziere ging eine heftige Bewegung. Halblaute Ausrufe und Fragen wurden laut, während sich Bestürzung und Spannung in den Mienen der meisten zeigte.

„Nein, wir kapitulieren nicht", erklärte der Kommandant sarkastisch. „Noch nicht, wenigstens. Gambier und Cathcart haben uns letztmalig zur Öffnung der Tore und Auslieferung der Flotte aufgefordert —"

Ein Sturm der Entrüstung unterbrach ihn. Mit verschränkten Armen wartete er geduldig ab, bis sich die erregten Gemüter etwas besänftigt hatten, um dann gelassen fortzufahren:

„Und uns darauf aufmerksam gemacht, daß ihre Batterien zur Eröffnung des Bombardements bereit wären. Wenn wir auch dieses Anerbieten ablehnen würden, verfiele alles öffentliche und private Eigentum den Siegern, und die Stadt müßte das Schicksal einer eroberten Festung teilen. Ich denke, dies ist deutlich genug. Man droht uns also unverhohlen mit Mord und Plünderung und dem restlosen Raub sämtlicher zivilen Besitztümer und des letzten Talers unserer Bevölkerung, obwohl diese nach Kriegsbrauch —"

„Unmöglich!" rief Kapitän von Dockum zornig. „Um Vergebung, die Engländer sind doch eine zivilisierte Nation und die Zeiten des Faustrechtes und einer plündernden Soldateska für immer vorüber."

Der Kommandeur zuckte die Schultern.

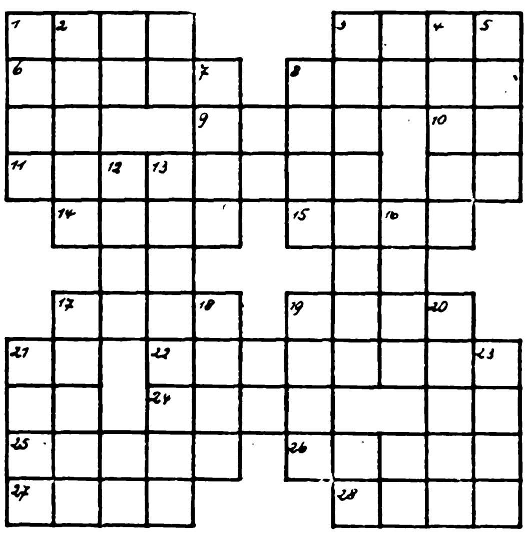
„Möglich", antwortete er kalt. „Wir werden ja sehen. Der General hat abgelehnt und als äußerstes den Vorschlag gemacht, einen Boten zum Kronprinzen zu senden, um den Willen seiner Königlichen Hoheit zu ermitteln."

„Der Alte kriegt es mit der Angst zu tun", bemerkte jemand halblaut in die eingetretene Stille hinein. Zorniges Gelächter folgte von mehreren Seiten.

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



W a a g r e c h t: 1. Hirschart, 3. Zufluß zum Lago Maggiore, 6. Stadt in Osttirol, 8. Insel im Mittelmeer, 9. Donauzufluß, 10. Auerochs, 11. deutscher Erfinder ⅄, 14. Pelztier, 15. Salzquelle, 17. früherer Name von Thailand, 19. Haargeflecht, 22. franz. Herrscher, 24. Stadt in Oldenburg, 25. Schmetterling, 26. Zeitbegriff, 27. mohammedan. Richter, 28. Stadt in Oberdonau. — S e n k r e c h t: 1. Burg in der Eifel, 2. römischer Grenzwall, 3. Stadt am Sereth, 4. weibl. Pferd, 5. Fluß in der Schweiz, 7. Sportausdruck, 8. Getreidesorte, 12. persische Fee, 13. berühmter Geiger ⅄, 16. Vergrößerungsglas, 17. Insel im Großen Ozean, 18. Insektenlarve, 19. heftige Erregung, 20. Südwind, 21. Singvogel, 23. Fanggerät.

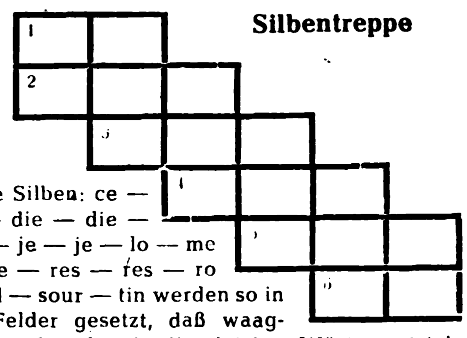
Silbenrätsel

Aus den Silben: as — be — buk — ca — ci — da — dau — de — del — del — der — dschi — e — e — e — e — ech — el — en — funk — ga — ger — ha — hack — i — li — ma — mail — mar — me — mis — na — na — nach — ne — ne — ne — ne — non — phi — pi — ra — recht — ri — ri — ri — rund — schi — ser — span — sus — ta — tan — tan — tau — ter — teur — ti — tim — tiv — tu — u — ut — vo sind 23 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten, die letzten von unten nach oben gelesen eine zeitgemäße Mahnung ergeben.

1. Oberhaut, 2. landwirtschaftl. Gerät, 3. neuzeitl. Unternehmen, 4. Schmelz, 5. Hauptstadt von Madagaskar, 6. grammatikal. Begriff, 7. griech. Heldengedicht, 8. deutscher Strom, 9. Fahnenflüchtiger, 10. Nadelbaum, 11. Brauch, 12. alter Name für die Krim, 13. Stadtteil von Berlin, 14. Tonstück, 15. Mekkapilger, 16. Nebenfluß der Elbe, 17. Kunstbutter, 18. holländische Stadt, 19. Gewinnanteil, 20. Handelsstadt im frz. Sudan, 21. Stadt in Luxemburg, 22. frz. Tragödiendichter, 23. altgriech. Tempelstadt.

1 .... 13 ....
2 .... 14 ....
3 .... 15 ....
4 .... 16 ....
5 .... 17 ....
6 .... 18 ....
7 .... 19 ....
8 .... 20 ....
9 .... 21 ....
10 .... 22 ....
11 .... 23 ....
12 ....

Silbentreppe

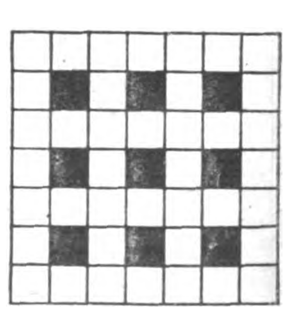


Die Silben: ce — ce — die — die — gör — je — je — lo — me — me — res — res — ro — sel — sour — tin werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen.

1. deutscher Schriftsteller, 2. Hilfsquelle, 3. Stadt auf dem Balkan, 4. Bruder Napoleons I., 5. Tonfolge, 6. deutscher Ingenieur ⅄.

Viereck

Die Buchstaben: a a d d e e e e e e e i l m m n n o o o p p p p r r r s s s s t t t u u u u sind so in die leeren Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen.



1. Raubtier, 2. nordamerikanische Beutelratte, 3. Meermuscheln, 4. Widerruf.

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: W a a g r e c h t: 1. Elch, 3. Tosa, 6 Lienz, 8 Malta, 9. Isar, 10. Ur, 11. Zeppelin, 14. Seal, 15. Sole, 17. Siam, 19. Zopf, 22. Napoleon 24 Idar, 25. Nonne, 26. Nacht, 27. Kadi, 28. Linz. S e n k r e c h t: 1. Eltz 2. Limes, 3. Tarnopol, 4. Stute, 5. Aare, 7. Ziel, 8. Mais, 12. Peri, 13. Paganini, 16. Lupe, 17. Samoa, 18. Made, 19 Zorn, 20. Foehn, 21. Fink, 23. Netz. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Epidermis, 2. Hackmaschine, 3. Rundfunk, 4. Email, 5. Tananarivo, 6. Dativ, 7 Ilias, 8. Elbe, 9. Deserteur, 10. Edeltanne, 11. Usus, 12 Taurien, 13. Spandau, 14. Canon, 15. Hadschi, 16. Eger, 17. Margarine, 18. Utrecht, 19. Tantieme, 20. Timbuktu, 21 Echternach, 22. Racine, 23. Delphi. „Ehret die deutsche Mutter, die Hueterin unseres Volkes." ✱ **Silbentreppe:** 1. Gorres, 2. Ressource, 3. Cetinje, 4. Jerome, 5. Melodie, 6. Diesel. ✱ **Viereck:** 1. Leopard, 2. Opossum, 3. Austern, 4. Dementi.

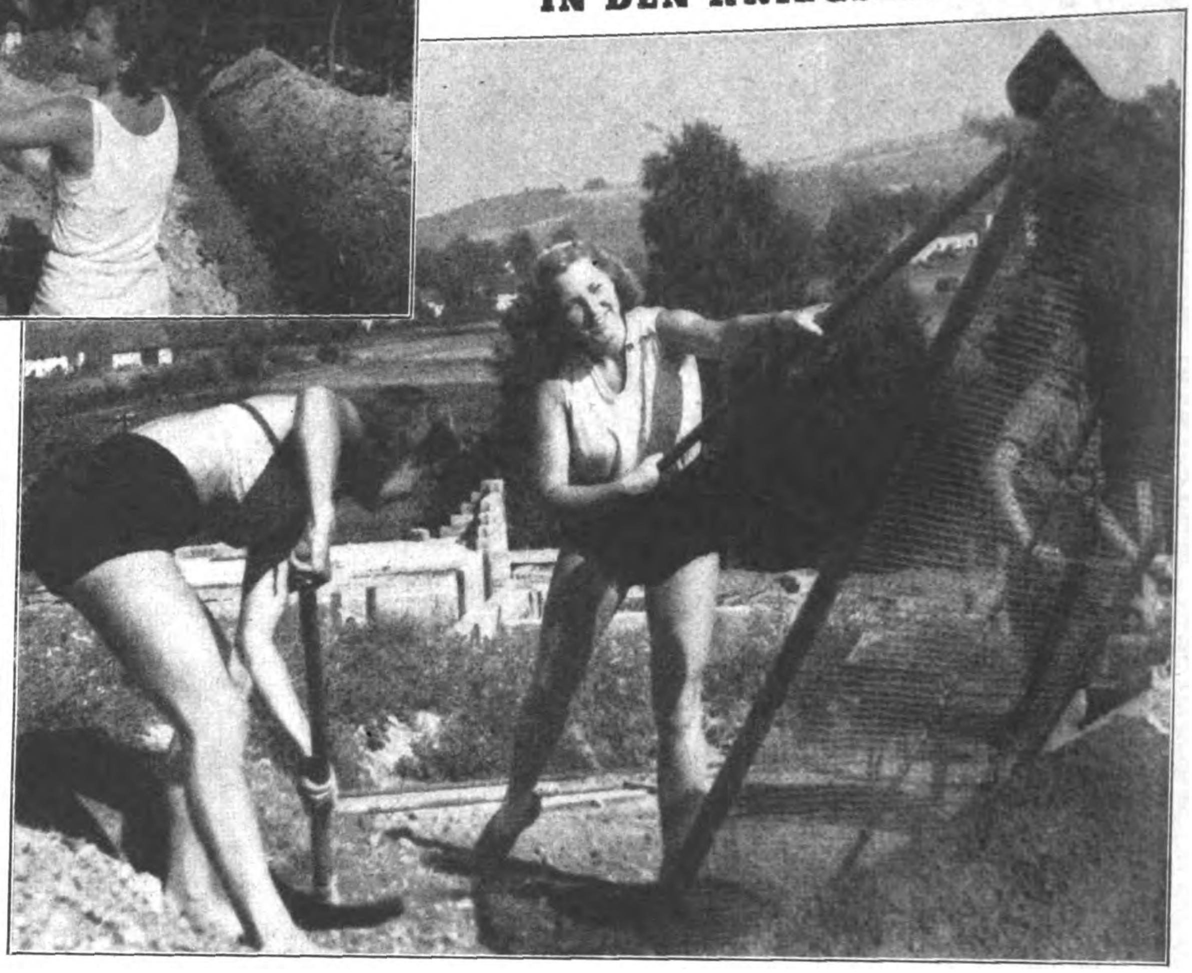
AUS DER REICHSSPORTSCHULE IN DEN KRIEGSEINSATZ



Sportkursus abgeblasen!
Mit dem Inkrafttreten der Maßnahmen für den totalen Krieg wurden auch die laufenden Lehrgänge der Reichssportschulen der HJ. abgebrochen. Die Teilnehmerinnen des Kursus halfen beim Behelfsheimbau.



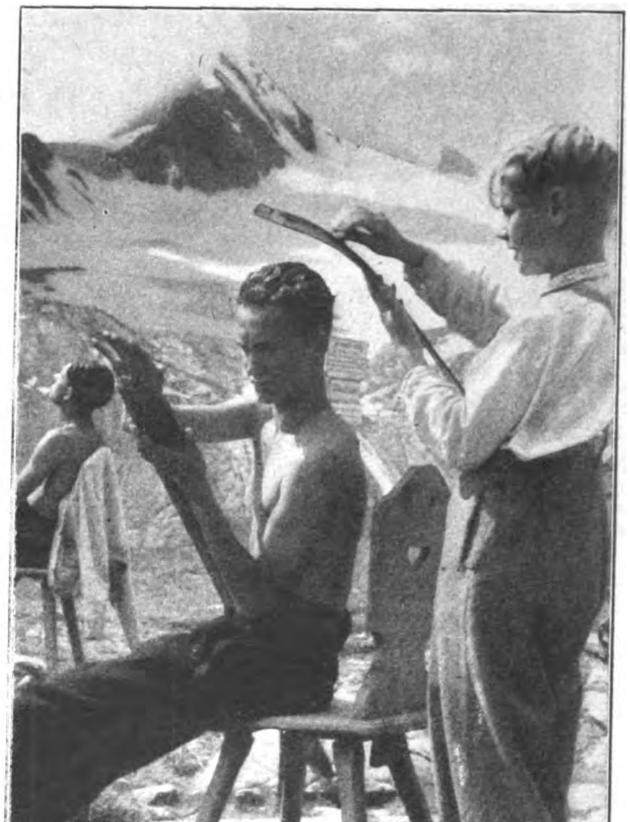
Überall wird zugepackt.
Ob es hier Ausschachtungsarbeit gibt, oder ob Steine getragen werden müssen oder Sand zu sieben ist — mit Fröhlichkeit geht es auch an härtere Arbeit.
Aufn.: R. Zachäus.



IM SOMMERSCHILAGER WACHSEN HJ.-JUNGEN ZU TÜCHTIGEN EDELWEISS-SOLDATEN HERAN



Die Schneeflächen des Sommers sind schmal.
Noch wichtiger als im Winter sind in der sommerlichen Bergwelt kurze Bogen auf engem Raum, weil die meist schmalen Schneezungen kein Ausschwingen in die Weite des Hanges erlauben. Sommerschi sind wesentlich kürzer, um kurze, harte Schwünge auf dem schnell wechselnden sommerlichen Harsch oder Firnschnee zu erleichtern.



Das Wachs schmilzt fast in der warmen Sonne.
So geht das Einwachsen der Schi viel schneller vonstatten als im Winter. Ein Glück, denn man muß auch viel häufiger wachsen, da der harte, körnige Firnschnee die Wachsschicht bald wieder herunterschabt.

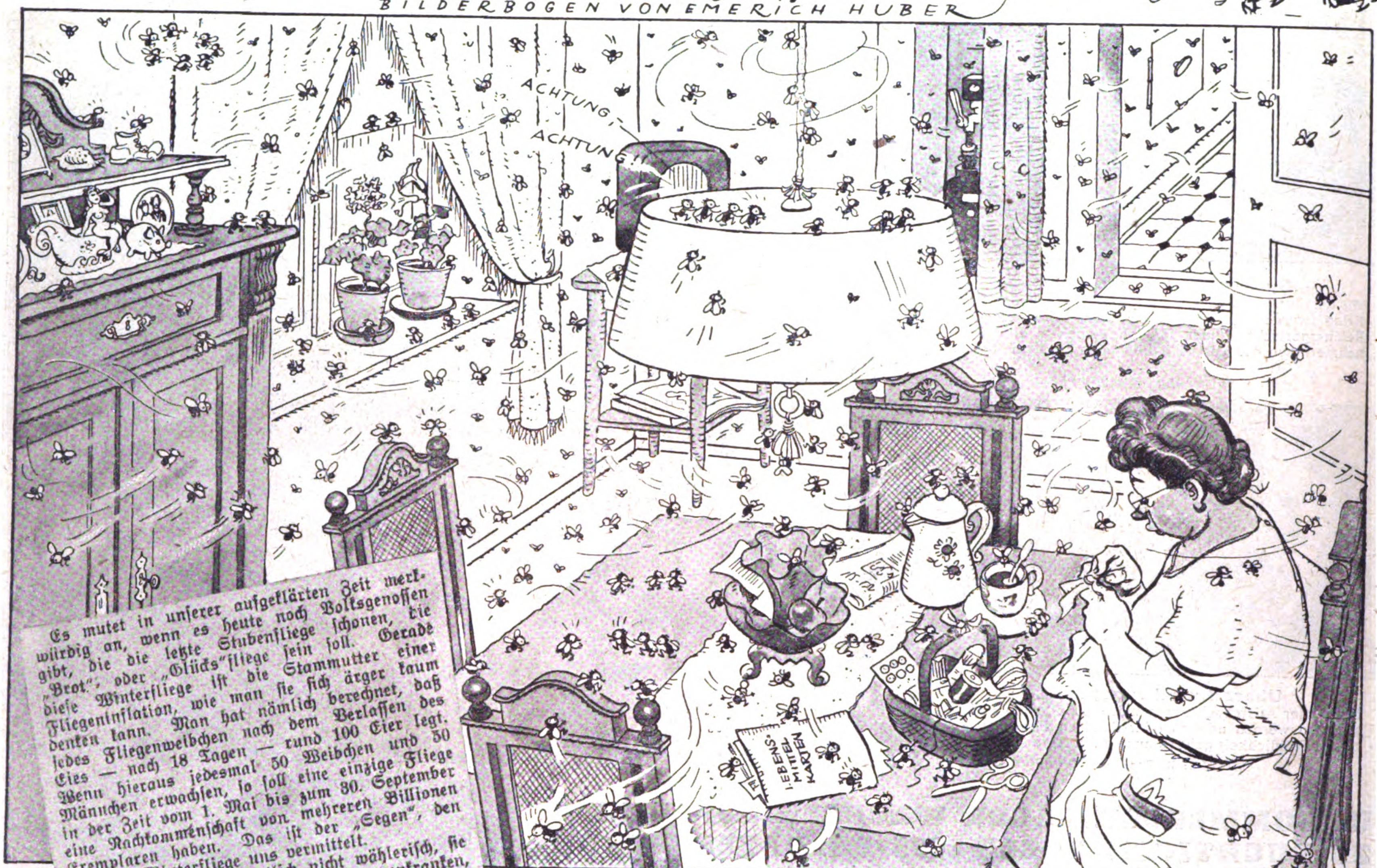
Aufn.: Profanter-FDH.



„Der Knoten darf nicht nachgeben!"
„Warum nicht?" — „Wenn der Bergsteiger stürzt und „ins Seil fällt", würde ein gleitender Knoten ihm die Brust einschnüren und die Atmung behindern."

Es sitzt an der Wand und summt . . .

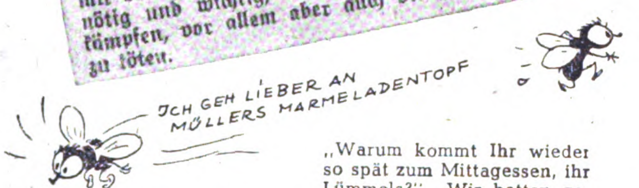
BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER

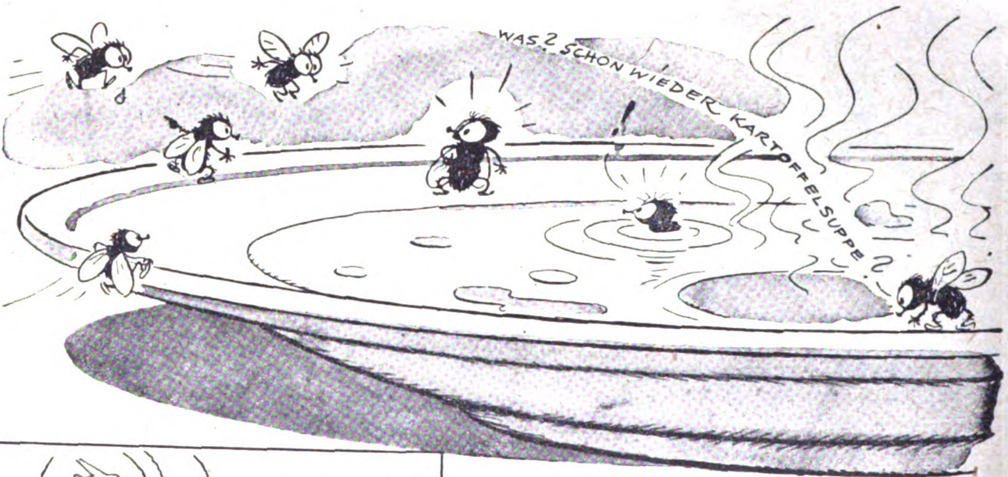


Es mutet in unserer aufgeklärten Zeit merkwürdig an, wenn es heute noch Volksgenossen gibt, die die letzte Stubenfliege schonen, die „Brot“- oder „Glücks“fliege sein soll. Gerade diese Winterfliege ist die Stammutter einer Fliegeninflation, wie man sie sich ärger kaum denken kann. Man hat nämlich berechnet, daß jedes Fliegenweibchen nach dem Verlassen des Eies — nach 18 Tagen — rund 100 Eier legt. Wenn hieraus jedesmal 50 Weibchen und 50 Männchen erwachsen, so soll eine einzige Fliege in der Zeit vom 1. Mai bis zum 30. September eine Nachkommenschaft von mehreren Billionen Exemplaren haben. Das ist der „Segen“, den die letzte Winterfliege uns vermittelt.

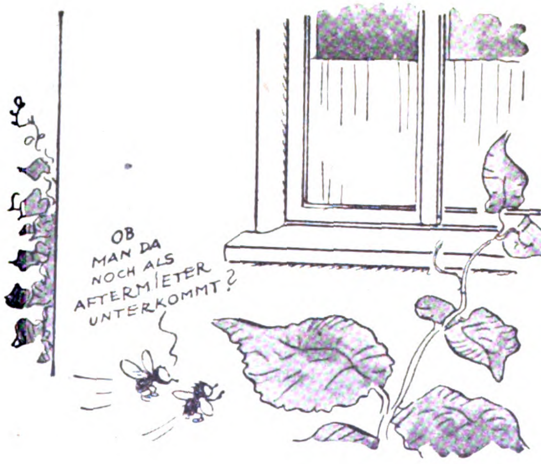
Die Fliege ist bekanntlich nicht wählerisch, sie setzt sich auf den Auswurf eines Lungenkranken, geht dann auf den Gummisauger der Milchflasche, von dort auf einen Dunghaufen, auf verwesendes Getier, um schließlich auf unseren Lebensmitteln zu landen oder in die Milch oder Suppe zu fallen, um dort ihren Unrat abzuspülen. Da die Fliege nur flüssige Nahrung aufzunehmen vermag, feuchtet sie das Brot, die Wurst oder, was sie sonst findet, an, um es aufzuweichen und dann mit dem Leckrüssel aufzunehmen. Deshalb ist es nötig und wichtig, die Fliegen dauernd zu bekämpfen, vor allem aber auch die „Glücks“fliege zu töten.

Tante Julchen hatte es nicht übers Herz gebracht, ihre „Brotfliege“ zu vernichten, um nicht das „Glück“ aus dem Haus zu vertreiben.

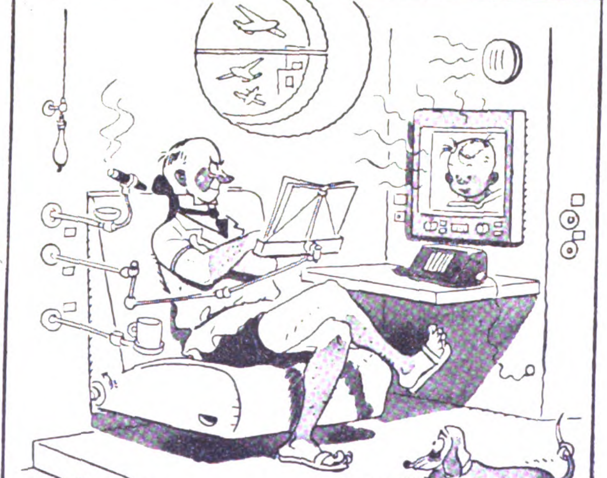




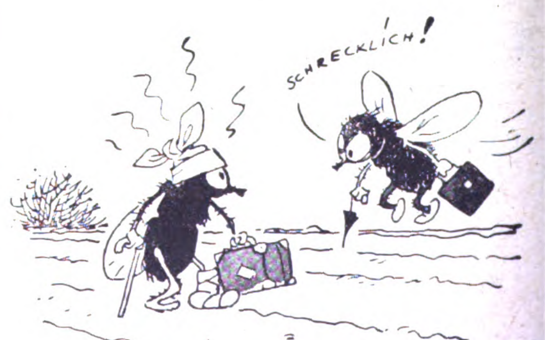
„Warum kommt Ihr wieder so spät zum Mittagessen, ihr Lümmels?“ „Wir hatten gerade so schön auf dem Dunghaufen drüben beim Kuhstall gespielt, Mutti!“



„Da wohnt der Fridolin, der hat's gut getroffen! Neulich ist er der Frau Schöpfle, seiner Wirtin, in die Milch gefallen, und da hat sie ihn sogar noch 'rausgeholt und auf einem Stückchen Watte trocknen lassen! Neidisch könnte man werden . . .“



In hundert Jahren, vorausgesetzt, die Fliegenbiester werden so energisch bekämpft, wie es wünschenswert wäre. „Vati, was waren das damals eigentlich für komische Tiere, die ‚Fliegen‘?“



„Pech gehabt! Mußte leider ausziehen — die alte Krausen, bei der ich so lange so schön wohnte, ist von ihrem Nachbarn, dem gemeinen Schuft, aufgehetzt worden . . . Plötzlich wollte sie mich nun, ihre sonst so verhätschelte Glücksfliege, erschlagen!!“

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München
A B C D E F G 12)

Preis 20 Pfennig

IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 28. SEPT. 1944
19. JAHRGANG :·: FOLGE 39

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen
an die Front von:

....

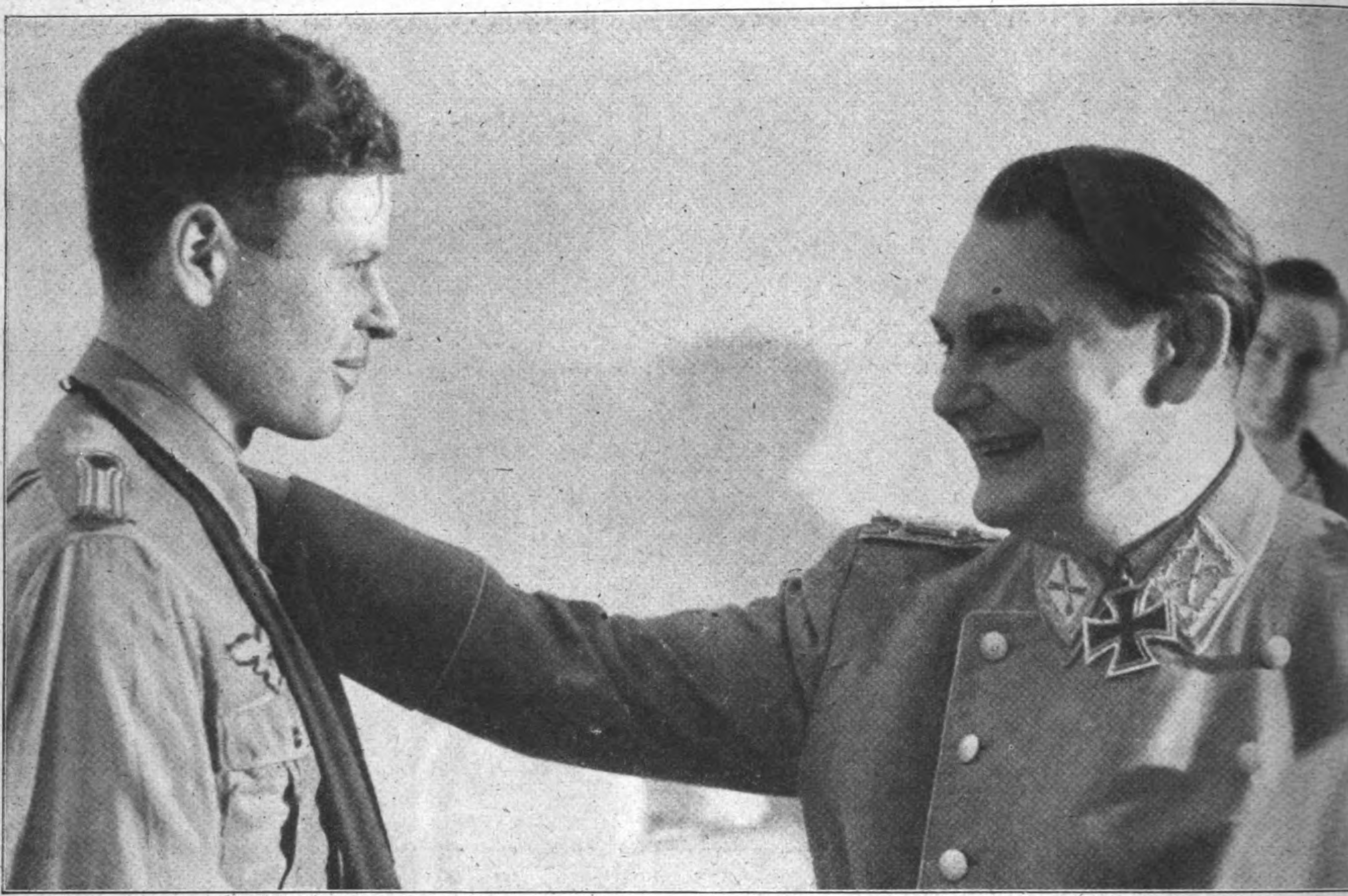
....



SS-Panzerdivision „Wiking" greift an.

SS-PK.-Aufn.: SS-Kriegsberichter Jarolim.

Die durch das brennende Dorf vorgestoßenen SS-Männer nehmen die über die Felder flüchtenden Sowjets unter Feuer



Der Reichsmarschall besuchte ein Lazarett.
Hermann Göring unterhält sich mit einem verwundeten Flugzeugführer.

PK.-Aufnahme: Kriegsberichter Eitel Lange-Wb.



Ein Geschenk für den Staffelkapitän.
Der vom Führer mit den Brillanten ausgezeichnete erfolgreiche Jagdflieger Oberleutnant Hartmann, der 303 Abschüsse erzielen konnte, beim Betrachten einer vom Geschäftszimmer seiner Staffel angefertigten und ihm gewidmeten Abschußmappe.

PK.-Aufnahme: Kriegsberichter Eckert-Wb



Der Reichsjugendführer bei den jungen Soldaten.
Reichsjugendführer Axmann besuchte in den Unterständen der vordersten Gräben deutsche Grenadiere, die durch seine politische und weltanschauliche Schulung gegangen sind.

PK.-Aufn.: Kriegsberichter Wittke-Wb.



Einer für alle!

Der Krieg – die große Schule der Kameradschaft.

Während die Kameraden im Keller dieses ehemaligen Hauses den Schlaf genießen, wacht der Posten, ein niederländischer ϟϟ-Freiwilliger, für sie. Mit dem Glas beobachtet er das weite Gelände. Seine einzige Sorge: „Wenn ich sie nur nicht zu wecken brauche — denn sie sind so müde wie ich selber und haben sich diese Stunde der Ruhe ja auch rechtschaffen verdient."



Alle für einen!

Jeder gibt ihm gern den letzten Vorrat.

Glühend heiß brennt die Sonne auf den schattenlosen Graben, durch den ϟϟ-Panzergrenadiere ihren verwundeten Kameraden — einen Deutschen aus Siebenbürgen — nach rückwärts tragen. Ausgedörrt sind die Kehlen der Männer, die hier Tag und Nacht trotz des Feuers der feindlichen Artillerie ihre Stellung halten. Der letzte Schluck Wasser — wie sorgsam hat man ihn bewahrt! Aber dem verwundeten Kameraden wird er gern geopfert.

ϟϟ-PK.-Aufn.: ϟϟ-Kriegsberichter Fabiger.



Härter denn je!

← Die Ablösung kommt. Weit vorgeschoben vor der Hauptkampflinie liegen in Schützenlöchern die Kameraden, niederländische und Deutsche aus Siebenbürgen, auf Sicherung. Durch den Graben kommen die Männer, die sie ablösen und ihnen die verdiente Ruhe ermöglichen.

→ Trotz seiner Kopfverwundung, die er in den ersten Morgenstunden dieses Tages erlitt, als die Bolschewisten aus dem Graben geworfen werden mußten, bleibt er vorn. Hier wird jeder Mann gebraucht.





Fünf Sowjetpanzer hat dieser niederländische ᛋᛋ-Freiwillige mit seinem „Panzerschreck" schon erledigt.
Einer davon liegt vernichtet kurz vor dem Graben. In diesem Kampf fand der Freiwillige einen treuen Kameraden. Hart bedrängt durch das feindliche Feuer erledigte der eine die Panzer, während der andere mit seinem Gewehr die nachfolgenden Infanteristen bekämpfte und sie zu Boden zwang, bis Verstärkung kam.



Schütze 1 kommt nicht zur Ruhe.
Er drückt den Kolben des Maschinengewehrs in die Schulter. Neben ihm sein Gruppenführer, ein niederländischer ᛋᛋ-Freiwilliger. Er spricht gerade ein Ziel an: „Rechts voraus, unter dem rechten Baumstumpf, liegt ein feindliches Maschinengewehr." Die leeren Patronenhülsen häufen sich zum Berg.



„Hier waren die Sowjets heute nacht!"
Der Schweiß, der unter dem Stahlhelm hervorquillt, zieht heute Streifen auf dem mit einer Staubkruste bedeckten Gesicht. In der Nacht saßen die Bolschewisten an dieser Stelle. Aber nur wenige Stunden, dann warf die Kompanie, zu der auch dieser Niederländer gehört, die Sowjets wieder hinaus. Übermüdet, aber doch mit einem Lächeln blickt der ᛋᛋ-Panzergrenadier in die Morgensonne.

ᛋᛋ-PK.-Aufn.: ᛋᛋ-Kriegsberichter Fabiger.



„Die Sowjets dürfen die Brücke nicht kriegen!“
Oberfeldwebel Harthan hat erkannt, daß durch eine Frontlücke Bolschewisten eingesickert sind, die einen ganzen Brückenkopf bedrohen wollen. Mit einem Schützenpanzerwagen stößt er in den Feind hinein, kämpft die Bedienung einer sowjetischen Panzerabwehrkanone nieder und überrollt das Geschütz. Dann geht es in den Kampf mit dem überlegenen Feind. Da trifft ihn schweres Mißgeschick . .

Oberfeldwebel Lorenz Harthan
ist der 35. Ritterkreuzträger seiner Panzerdivision. Er stammt aus Reuth bei Kronach in Oberfranken und ist im Zivilberuf Porzellanmaler. In vielen Fällen schon hat er seine Schnelligkeit in der Erkennung kritischer Lagen und eine große Kühnheit bei ihrer Überwindung bewiesen. Der Bildbericht erzählt von seinem Heldentum. Das Ritterkreuz erhielt er kürzlich für eine soldatische Großtat im Vorfrühling 1944.



Haarscharf erkennen — blitzschnell handeln!

Der Führer verlieh das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Oberfeldwebel Lorenz Harthan aus Reuth bei Kronach, Oberfranken, Zugführer in einer Panzer-Aufklärungsabteilung.“ Diese Meldung berichtet nicht allein vom Höhepunkt im militärischen Leben des Oberfeldwebels, sondern ist zugleich ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Panzerdivision,

(Schluß nach dem Romanteil.)



Beide Gleisketten sind abgesprungen. Zeichnungen: Lazarus.
Im Nu gehen die beiden Maschinengewehre in Stellung. In fliegender Eile werden mitten im Schneesturm in 45 Minuten die Gleisketten wieder aufmontiert. Der Kampf wird fortgesetzt.



DAS IST DIE *angenehme* SEITE!

Auf dies Bücklingsfrühstück freut sich alles an Bord, denn so schmackhaft wie hier, frisch aus der Räuchertonne, gibt es sie nirgends. Und das ist die angenehme Seite der heute ganz besonders anstrengenden und mit vielen Gefahren verbundenen Fischerei.



Mit fürchterlichen Hauern!
„Da wollen mir doch gleich mal den Muttis zeigen, was wir gelernt haben!" Die jungen Mädchen im KLV.-Lager haben sich einen Spaß ausgedacht.

Aufnahmen: Hugo Schmidt (3), Sammlg. Seiler (1).



Was ist denn hier passiert?
Die Muttis, die ihre Kinder im KLV.-Lager besuchen, müssen natürlich dem spannenden Fußballspiel der Jungen beiwohnen! Und da ist eben nur mal ein Ball in die Tribünen gegangen, das kommt schon vor!

DIE *Mutti's* SIND DA!



Mutti hat einen Wunsch!
Sonst hat Mutti tausendmal bitten können. Hier ist Heinz sofort dabei; er erledigt die Besorgung zu Pferde

Feuer am Sund

ROMAN VON LOTHAR FREUND

(12. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 38:

Ein Sturm der Entrüstung unterbrach ihn. Mit verschränkten Armen wartete er geduldig ab, bis sich die erregten Gemüter etwas besänftigt hatten, um dann gelassen fortzufahren:

„Und uns darauf aufmerksam gemacht, daß ihre Batterien zur Eröffnung des Bombardements bereit wären. Wenn wir auch dieses Anerbieten ablehnen würden, verfiele alles öffentliche und private Eigentum den Siegern, und die Stadt müßte das Schicksal einer eroberten Festung teilen. Ich denke, dies ist deutlich genug. Man droht uns also unverhohlen mit Mord und Plünderung und dem restlosen Raub sämtlicher zivilen Besitztümer und des letzten Talers unserer Bevölkerung, obwohl diese nach Kriegsbrauch —"

„Unmöglich!" rief Kapitän von Dockum zornig. „Um Vergebung, die Engländer sind doch eine zivilisierte Nation und die Zeiten des Faustrechtes und einer plündernden Soldateska für immer vorüber."

Der Kommandeur zuckte die Schultern.

„Möglich", antwortete er kalt. „Wir werden ja sehen. Der General hat abgelehnt und als Äußerstes den Vorschlag gemacht, einen Boten zum Kronprinzen zu senden, um den Willen seiner Königlichen Hoheit zu ermitteln."

„Der Alte kriegt es mit der Angst zu tun", bemerkte jemand halblaut in die eingetretene Stille hinein. Zorniges Gelächter folgte von mehreren Seiten.

Steen Bille tat, als ob er nichts gehört hätte. Er griff in die Brusttasche seines dunkelblauen Rokkes und zog ein Papier heraus, das er entfaltete.

„Einer der Herren ist wohl so freundlich, mir zu leuchten. Hier ist die Abschrift der britischen Antwort. „Seiner Exzellenz, Generalmajor von Peymann, Oberbefehlshaber usw. — Mein Herr! Es tut uns sehr leid, Sie benachrichtigen zu müssen, daß es nicht in unserer Macht steht, die Ausführung der verabredeten und getroffenen Maßregeln bis dahin zu verschieben, daß Sie Verhaltungsbefehle von Ihrer Regierung einholen können.

Wir haben das Äußerste getan, was innerhalb der Grenzen unserer Vollmacht liegt, wenn wir Ihnen noch jetzt ebenso vorteilhafte Bedingungen antragen, als jene waren, durch welche wir einen Bruch zu verhindern suchten.

Wir werden höchlich die etwaige Verwüstung der Stadt beklagen, aber wir werden uns durch den Gedanken beruhigen, daß wir mit dieser letzten Erneuerung des Anerbietens der vorteilhaftesten und freundschaftlichsten Bedingungen —"

Ein Murren ging durch den Kreis und einige Verwünschungen ertönten.

„Der vorteilhaftesten und freundschaftlichsten Bedingungen", wiederholte Steen Bille ungerührt, „alles getan haben, was in unseren Kräften stand, dem Blutvergießen zu steuern und Ihnen die Schrecknisse des Krieges zu ersparen. Wir haben die Ehre, Gambier, Admiral der blauen Flagge und Befehlshaber der Flotte in der Ostsee; Cathcart, Generalleutnant und Befehlshaber der britischen Truppen im Norden des Kontinents."

Ein lähmendes Schweigen folgte den Worten des Kommandeurs. Mit leisem Klirren setzte der junge Leutnant die Laterne auf die Planken. Damit schien plötzlich alles Leben auf dem Schiff erstorben zu sein, und eine unheimliche Stille war an die Stelle des munteren und geräuschvollen Treibens getreten.

Schwerfällig und mit leise knarrenden Masten und Rahen schlingerte die „Mars" in der leichten Strömung. Die Planken unter den Füßen vibrierten sacht, weiß leuchteten die Gesichter der Offiziere durch die Dunkelheit.

„Diese Schweinehunde!" keuchte eine wuterstickte Stimme. „Als ob es etwas ausmachte, wenn sie uns diesen geringen Zeitaufschub gewährten. Zur Drohung fügen sie noch den Hohn. Verdammt seien alle Engländer!"

„Sie sollen uns nur vor die Mündungen kommen!" schrie Kapitän Krieger außer sich. „Lieber sprenge ich meine Kanonenboote mit den Mannschaften in die Luft, ehe ich sie schimpflich ausliefere. Diese infamen und räuberischen Spitzbuben, was haben wir ihnen getan, daß sie uns behandeln wie räudige Hunde, die man mit Fußtritten davonjagt?!"

„Wir erlaubten uns den Bau einer Flotte", erklang die kalte Stimme ihres Befehlshabers, „und vergaßen, daß Großbritannien keine Konkurrenz zur See duldet. Das Schicksal gab den strategisch wichtigsten Punkt der Ostsee in unseren Besitz. Wir sind ein fleißiges und tüchtiges Volk und regen unsere Hände, dies alles ist unser Vergehen und unsere Schuld in den Augen dieser Piraten. Nacheinander haben sie Portugal, Spanien, Holland und Frankreich auf den Meeren und in den Kolonien abgewürgt, nur um ihre Taschen zu füllen und ihren Reichtum zu mehren. Wer kann verstehen, daß sie dabei allezeit Bibelsprüche und fromme Choräle auf den Lippen haben und ihre Werke als gerecht und gottgefällig betrachten? Nun sind wir an der Reihe und werden nicht die letzten sein, bis endlich einmal der Tag kommen wird, da auch diese Nation von Krämern und Heuchlern ihren Meister finden wird, der ihnen all das in den Jahrhunderten begangene Unrecht heimzahlt. — Messieurs, rüsten Sie sich zum letzten, entscheidenden Kampf! Es wird —"



Ein jäh losbrechendes, ungeheuerliches Krachen und Donnern vom Land herüber, unterbrach seine Worte. Die Gruppe der Offiziere geriet in wilde Bewegung, alles drängte und eilte zu der hölzernen Brustverschanzung.

Wo war das friedliche Bild der schweigend und schläfrig in die Nacht hinüberdämmernden Stadt geblieben? Wo der erhabene Anblick der unzähligen Häuser und Paläste unter dem flimmernden Sternenhimmel, der Ruhe, Erholung und Sicherheit über Stadt und Land auszubreiten schien?

Grelle gelbe Blitze zuckten durch die Dunkelheit. Wie feurige Pfeile und Kometen rasten in Bogen Bomben und Brandraketen aus zahllosen Mörsern und Haubitzen durch die Luft. Steil fielen sie in die unglückliche Stadt, die langsam im Rauchschleier des heftigen Bombardements zu versinken begann.

Die ersten Flammen wirbelten aus Mauern und Dächern empor, und der dichte Qualm der aufflackernden Brände mischte sich mit den schwarzgrauen Pulverschwaden der britischen Batterien und der nun antwortenden dänischen Geschütze zu einer einzigen riesigen Wolke, die sich wie bei einer vulkanischen Entladung entfesselter Naturkräfte über ganz Kopenhagen ausbreitete und alles in ihren dichten Mantel hüllte.

Die ganze Nacht vom 2. auf den 3. September 1807 bis zum Morgen raste der Orkan aus Eisen und Feuer auf die Wohnstätten friedlicher Bürger nieder. Pausenlos explodierten die Bomben, alles zerreißend und zerschmetternd, unentwegt zischten die Cosgraveschen Brandraketen und glühenden Brandkugeln als treffliche Mittel zur Entfaltung einer Feuersbrunst wie feurige Kometen funkensprühend durch die Finsternis, um durch ungehemmte Bedrohung und Vernichtung der wehrlosen Bevölkerung den Willen der militärischen Verteidiger zu brechen.

32.

Das zweite Bombardement dauerte vom dritten September abends bis zum vierten früh, um an diesem Tage gegen vier Uhr nachmittags erneut einzusetzen und volle sechsunddreißig Stunden mit größerer Stärke und Wirkung als zuvor bis mit in den fünften September hinein anzuhalten.

Die beiden ersten Nächte hatten die Besatzungen der Wälle und Bastionen wacker ausgehalten und Schuß um Schuß das verderbliche Feuer des Feindes beantwortet. Brandwachen und Löschkommandos hatten unter Anstrengung aller Kräfte versucht, dem um sich fressenden Feuer Einhalt zu tun. In dieser Nacht aber zum fünften September, da sich die britische Beschießung von Stunde zu Stunde zu steigern schien, um zuletzt eine ungeheuerliche Entfaltung anzunehmen lockerten sich die Bande der Disziplin und Ordnung, und an die Stelle von Mut, Tapferkeit und Entschlossenheit traten Schwäche, Verzweiflung und Verwirrung.

Nicht mehr einzelne Häuser brannten, nein, ganze Straßen und Gassen, ja schließlich standen die Stadtviertel zwischen Norder- und Westertor fast restlos in hellen Flammen. Hunderte von Gebäuden und Häusern loderten in heller und fürchterlicher Glut. Der riesige Holzplatz bei Kalleboe unmittelbar vor den Wällen war ein einziger riesiger Scheiterhaufen, und die Frauenkirche flammte als ungeheuerliche Fackel bis zur Spitze ihres Turmes, um endlich mit entsetzlichem Krachen in sich zusammenzustürzen.

Durch die dichten Rauchwolken wirbelten Funken und brennende Fetzen. Das Krachen und Lärmen der zahllosen Geschütze wurde immer wieder durch in der Nähe einschlagende Kugeln oder explodierende Bomben qualvoll gesteigert. Pausenlos zerbarsten die schweren Geschosse, zertrümmerten hier mitleidlos ein glückliches Heim, zerrissen dort ein Häuflein vor Schrecken und Angst halb wahnsinniger Menschen.

Mehr als zweieinhalbtausend friedliche und wehrlose Bürger Kopenhagens darunter viele Frauen und Kinder, Kranke und Alte wurden getötet oder verletzt.

Als der Hauptmann von Mellenthin gegen Mitternacht zur Bastion am Nordertor eilte, schritt er durch ein Chaos der Zerstörung und des unbeschreiblichen Grauens. Haufen von Ziegeln und Schutt sperrten den Weg, unter dem tastenden Fuß knirschten die Splitter zahlloser Fensterscheiben. In den Gassen und brennenden Trümmern lagen die Toten, wanden sich Verletzte mit schrecklichen Wunden und Verstümmelungen und flehten schreiend um Hilfe und Rettung.

Die überall rasenden Flammen verbreiteten eine zuckende Helle, aber der dichte Rauch hüllte alles in seine Schleier, und wie Schemen glitten die Menschen durch dieses Inferno. Dazwischen platzten Bomben und warfen Ziegel, Trümmer und Splitter um sich. Brandraketen fraßen sich glühend und zischend in Wände und Dächer um neues Unheil anzurichten.

Kaum eine helfende Hand wehrte noch den gierig fressenden Flammen. Viele Spritzen waren beschädigt und nicht mehr zu gebrauchen, zahlreiche der Löschenden verwundet oder getötet. Den meisten aber hatten Angst und Verzweiflung den Pumpenschwengel oder Löscheimer aus der Hand genommen.

Von den Bastionen und Wällen, die stellenweise wie umgepflügt von den einfallenden Geschossen waren, fiel kaum ein Schuß gegen die Engländer. Im panischen Schrecken, gepeitscht von der Angst um ihre Lieben und die eigene Habe, hatten viele Angehörige der Bürgerwehrkompanien ihre Plätze und die oftmals schwer beschädigten Kanonen verlassen und vermehrten noch das Durcheinander und die Ratlosigkeit

Wilde Haufen drängten in den Hof der Zitadelle, um den Kommandanten um Aufgabe des Widerstandes zu bestürmen. Drohend und gefahrvoll erhoben Anarchie und Aufruhr ihr Schlangenhaupt.

Der Hauptmann von Mellenthin hatte seit viermal vierundzwanzig Stunden kaum Schlaf gefunden. Die gesteigerte Übermüdung hatte in ihm einen seltsamen Zustand übermäßiger Wachheit erzeugt, der, zwischen Apathie und Gereiztheit schwankend, dennoch die Grundlagen seiner soldatischen Veranlagung nicht anzugreifen vermochte. Nach wie vor unbeugsam bereit, bis zum bitteren Ende auszuharren und wenn nötig bis zur letzten Kugel zu kämpfen, betrat er die Bastion, der als Schutz des Tores eine besondere Bedeutung zukam, um dafür zu sorgen, daß sie gegen einen etwaigen Generalangriff der Briten gehalten wurde, so lange es nur gehen mochte.



A. Paul Weber:
Der Teppich von Bayeux.

Im Jahre 1066, als die Nachricht vom Siege bei Hastings in der Normandie eintraf, begann die Herzogin Mathilde, die Gemahlin Wilhelms des Eroberers, die berühmte Stickerei, ein Kleinod europäischer Kunst. Im Jahre 1944 holte sich Herr Morgenthau den Bildteppich nach USA.

Die Beschießung hatte auch hier schlimme Verwüstungen angerichtet. Breschen klafften in der Umwallung, Löcher, Schrunden und Krater zerrissen den Boden, der mit Gesteinsbrocken, zerbrochenen Waffen, Ausrüstungsstücken und Blutlachen übersät war. Verlassen standen die meisten Geschütze. Nur wenige pflichtgetreue Kanoniere wachten an den noch gebrauchsfähigen Rohren. Leblose Körper und stöhnende Verwundete bewiesen, daß die Verteidiger ihren Blutzoll entrichtet hatten, ehe sie das Vergebliche ihrer Bemühungen eingesehen hatten und dieser Erkenntnis moralisch erlegen waren.

Zwei in ihre Mäntel gehüllte Offiziere kamen dem Hauptmann entgegen und machten gereizte und zornige Bemerkungen über die klugen Herren vom Hauptquartier, die jetzt wohl zu spät und mit eigenen Augen die verschuldeten Fehler erkennen würden. Diese Bissigkeiten steigerten sich noch, als sie den Ankömmling erkannten.

Jürgen ging nicht darauf ein, da er diese Stimmung durchaus begreiflich fand. Er erkundigte sich vielmehr, ob man Anzeichen für einen allgemeinen Sturm beobachtet habe.

„Keine Spur", antwortete der Bürgerwehrmajor maßlos erbittert. „Weshalb auch? Der größte Narr sieht doch die Wirkung ihres Feuers. Wozu heute unnötige Opfer bringen für das, was ihnen morgen oder übermorgen von selbst als reife Frucht in den Schoß fallen wird. Noch eine solche Nacht, und der Pöbel öffnet ihnen die Tore, oder sie ersteigen ohne Gegenwehr die Wälle. Weshalb hat man keine Außenwerke errichtet und uns nicht mit genügend schwerem Geschütz versehen? Wie sollen wir Vierundzwanzigpfündern und mehr antworten, wenn die britischen Kanoniere in für uns unerreichbarer Entfernung ihr schändliches Handwerk ausüben?"

Sein Begleiter, ein Premierleutnant, dessen Nerven offenbar gelitten hatten, brach in ein schrilles, stoßweißes Gelächter aus.

„Hahaha, unser trefflicher General hätte uns mit Pfeil und Bogen ausrüsten sollen", höhnte er unartikuliert. „Man könnte an Verrat und Sabotage glauben, wenn man unsere törichten und kurzsichtigen Maßnahmen betrachtet. Dann lieber gleich mit Blumen und Triumphbogen die Engländer empfangen! Verflucht seien die feigen Hunde, die an diesem Unglück schuld sind! Verflucht aber auch unsere Dummheit und Langmut, verflucht die ganze Welt und das Gezücht, das sich Menschen und Christen nennt —"

Seine Stimme brach in einem röchelnden Schluchzen, das seine Schultern krampfhaft zukken ließ. Die Hände vor das Gesicht gepreßt, wankte er wie ein Blinder davon und verschwand hinter einem demontierten Zwölfpfünder, dessen linkes Rad zerschmettert war, so daß er wie ein verendetes Tier auf der Seite liegend das Rohr nach oben streckte.

„Lassen Sie ihn gehen", murmelte der Major heiser. „Sein Haus wurde gestern abend von einer Bombe getroffen — Frau und zwei kleine Kinder zerrissen —, das älteste, ein achtjähriges Mädchen, verlor beide Beine —, es starb drei Stunden später in seinen Armen. Herrgott, wie lange noch willst du zusehen, daß —"

„Vorsicht, die ist für uns!"

Zwanzig Schritt von ihnen, die sich blitzschnell auf den Boden geworfen hatten, zerplatzte eine Bombe und schüttelte einen Hagel von Splittern und Steinbrocken über sie aus.

Unverletzt erhoben sie sich, und während der Major den Schmutz von seinem halbverbrannten Mantel abschüttelte, fuhr er gleichgültig fort:

„Übrigens liegt in Kasematte III ein blessierter Kanonier, der nach Ihnen verlangt."

„Nach mir?" fragte der Hauptmann überrascht.

„Ja, er tut sich sehr dringend damit. Weiß der Teufel, jetzt bekommt er seinen letzten Wunsch doch erfüllt, obwohl ich keine Chance für ihn sah. Eine Vollkugel hat ihm die linke Schulter zerschmettert, den Morgen wird er nicht mehr erleben. Schade, war ein braver Bursche. Freiwilliger, aber alter Soldat, wenn mich nicht alles trügt. Er liegt links am Eingang, vielleicht sehen Sie gleich nach ihm. Mich finden Sie hier schon wieder, ich irre als ruheloser Geist durch die Nacht und lasse zuweilen ein Stück lösen. Dem Feind zur Mahnung und uns zur Stärkung, wie es so schön im Lied heißt. Hole der Kuckuck alle vom Oberst aufwärts!"

Mit diesem sonderbaren Wunsch hinkte er davon.

Jürgen wich einer rotglühenden Brandkugel aus, die ihren Lauf beendet hatte und nun zischend und dampfend ihre Glut nutzlos zwischen Mauertrümmern verhauchte, und schritt die Treppe zu den Kasematten herunter, um durch den gewaltigen Torbogen mit der halbverwischten Nummer III zu treten.

Man hatte die Kasematte III als provisorisches Lazarett eingerichtet. Ein Bild des Jammers und des Grauens enthüllte sich ihm. Neben den Verteidigern der Bastion lagen die Opfer der bürgerlichen Bevölkerung, wie man sie aus den nahen Gebäuden gerettet hatte, in drangvoller Enge brüderlich vereint auf den Strohlagern.

Stöhnen, Schmerzenslaute, Fluchen und gequältes Wimmern erfüllte das weite wuchtige Gewölbe, das nur dürftig von einigen Laternen erhellt war. Zwischen Verwundeten, Verbrannten und Sterbenden walteten Chirurg, Feldscher und freiwilliger Helfer ihrer Pflicht, während Träger mit Bahren unausgesetzt kamen und gingen. In der Kasematte IV, die ein wenig kleiner war, nahmen zwei Chirurgen Amputationen und Operationen vor, legten Verbände an, und durch den schmalen Verbindungsgang zwischen den meterdicken Mauern drangen manche Schreie oder Verwünschungen als nicht bezwingbare Äußerungen höchsten Schmerzes und schlimmster Qual.

Dumpf und modrig war die Luft in den bombensicheren Räumen und geschwängert vom süßlichen Geruch des Blutes und Eiters.

Der Hauptmann nahm eine Laterne und tastete sich zum Lager des Mannes, der nach ihm begehrte und den man ihm nach einigem Fragen und Forschen bezeichnet hatte.

Niederkniend erschien ihm das schmutzige und entstellte Gesicht des anscheinend Bewußtlosen anfangs völlig fremd, aber dann däuchte es ihm irgendwie bekannt, und in tiefster Überraschung brach es schließlich aus seiner Brust:

„Rosencranz — Korporal Rosencranz?!"

Der Todwunde in der zerrissenen, blutbedeckten Uniform der Bürgerartillerie hob die schweren Lider. Sie flatterten und zuckten, drohten sich wieder zu senken, aber dann blickten die Augen groß

Schriftleitung: München 22 Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5. Einzelnummern können bis auf weiteres nicht nachgeliefert werden.

und in jener erstaunlichen Klarheit, wie sie nur die letzte Stunde des Lebens zu verleihen vermag, da der Mensch an der Schwelle zur Ewigkeit steht.

„Melde mich untertänigst zur Stelle, Euer Gnaden", flüsterte er, und ein leises Zucken ging durch seine Glieder, als wollte er sie zum letzten Male salutierend zusammenreißen. „Melde Herrn Hauptmann, daß ich mich in der Stadt verborgen gehalten und unter falschem Namen der Bürgerwehr angeschlossen habe, um meine Pflicht als redlicher Däne zu tun. Bereue mein Verbrechen und bin glücklich — bin glücklich —"

Hauptmann von Mellenthin setzte tief erschüttert die Laterne auf die schmutzigen Steinplatten neben dem Strohlager.

„Weshalb, Rosencranz? Er war immer ein guter und tüchtiger Soldat, weshalb hat Er sich dazu verleiten lassen?"

„Fünfhundert Taler bot der Kujon", hauchte der Schwerverwundete nach einer kleinen Pause. „Ich war betrunken — hielt ihn für einen Narren und begriff nicht — wußte nichts von Krieg und einem Feind, der uns bedrohen könnte — Will meinen Frevel nicht beschönigen — Geld lockte mich — Hatte mich dem Menschen in die Hände gegeben, war oft sein Genosse beim Spielen und Trinken, schuldete ihm Geld — Drohte mit Anzeige bei Vorgesetzten — Ließ mich einschüchtern und verleiten."

Mellenthin fühlte weder Zorn noch Empörung mehr. Hier lag ein Todwunder, der bereute und gesühnt hatte. Wozu ihm das Sterben noch schwer machen? Mit Worten voller Güte und Kameradschaft tröstete er seinen ehemaligen Untergebenen und versprach ihm, dafür zu sorgen, daß er ein ehrliches Begräbnis erhalte und jedermann erfahren sollte, daß der Korporal Rosencranz sein Unrecht getilgt habe und als tapferer Kämpfer für sein Vaterland gestorben sei.

„Das ist gut", hauchte der Verwundete schwach. „Ich danke Gott, daß ich diesen Augenblick noch erleben durfte — Konnte mich niemand anders offenbaren — Euer Gnaden waren mir immer ein gütiger Vorgesetzter — Wollte nicht unerkannt verscharrt werden und für immer mit dem Makel eines Spions belastet verschwinden —"

Er verstummte und tastete nach dem tönernen Krug, der neben ihm stand. Jürgen füllte den zinnernen Becher und gab ihm zu trinken.

„Der Mann, der mich dazu bewog, ist nicht der, für den er sich ausgab", flüsterte Rosencranz später geheimnisvoll. „Als Matrose lernte ich ihn in einer Schenke kennen, später, als ich mich verborgen hielt, sah ich ihn als Lakai —. Er ist Diener bei dem französischen Grafen, der das Schlößchen auf Amager bewohnte —"

Jürgen faßte ungestüm nach der wachsbleichen Hand, die sich unruhig auf der groben Decke bewegte.

„Der Marquis d'Avergne?!" stieß er ungläubig hervor.

„Ja, so hieß sein Herr —. Mehrere Male war ich entschlossen, ihm die geheimen und dunklen Geschäfte seines Kammerdieners und Haushofmeisters zu berichten, fand aber doch den Mut nicht dazu."

„Vielleicht war es besser so", murmelte Jürgen halb für sich.

Deutlich erinnerte er sich an diese bemerkenswerte und unsympathische Erscheinung, von der eine sonderbare Kälte und Verschlossenheit ausstrahlte. Schon diesen Menschen, der mit majestätischer Würde und Überlegenheit dem großen Haushalt eines reichen und vornehmen Herrn vorzustehen verstand, sich zwischen den Besuchern einer obskuren Schenke vorzustellen, bewies das Gefährliche und Zweideutige seiner Person.

Jürgen verweilte noch eine Weile in der Kasematte und sorgte nach besten Kräften für den Verwundeten. Er sparte weder mit Befehlen noch mit Geld, um seine Lage zu verbessern. Allein der Chirurg vermochte keine Hoffnung zu geben. Das Leben des Korporals neigte sich seinem Ende zu, nur die letzten Stunden konnte man ihm noch angenehm machen, so weit dies möglich war. Wein und schmerzlindernde Medizin, das Lager weicher und bequemer und einen Pfleger, der ihn besorgte und ihm beistand, das war alles, was der Korporal Rosencranz noch von dieser Welt fordern konnte.

Der Hauptmann von Mellenthin aber trat wieder hinaus in die von Feuer, Grausen und Tod erfüllte Nacht, die nach wie vor beherrscht war vom pausenlos rasenden Brüllen und Krachen der unzähligen Feuerschlünde.

Obwohl eigentlich keine Zeit zu Überlegungen war, verharrte er dennoch einen Augenblick vor dem Eingang der Kasematte, um die Mitteilungen des sterbenden Korporals kurz zu überdenken.

Schattenhaft und dunkel begann ein Verdacht in ihm aufzukeimen.

Seitdem ihm das Zusammentreffen mit Nils die Hintergründe für das Duell enthüllt hatte, bewegte ihn die Frage nach der Veranlassung des Zusammenspieles zwischen dem französischen Emigranten und dem britischen Diplomaten. Wenn des ersteren Kammerdiener ein Spion war, so war der würdige Legationsrat der englischen Gesandtschaft sein Auftraggeber. Mochte D'Avergne davon gewußt haben oder nicht, eine einleuchtende Erklärung war gefunden. Er wollte den Hauptmann von Mellenthin als Nebenbuhler und Liebhaber ausschalten, und Sir Percy mußte ihn als Nils' Freund und stärkstes Hindernis beseitigen, um diesen als willenloses Werkzeug in seine Hände zu bekommen und ihn so für seine Spionagepläne ausnützen zu können. Hier also mündeten ihre völlig verschiedenen Motive in einem Punkt zusammen, und zwei dunkle Ehrenmänner waren eine Interessengemeinschaft eingegangen, der eine zu diesem und der andere zu jenem Zweck.

Gottlob war diese gemeine Verschwörung fehlgeschlagen. Zwar hatte er Bettina noch nicht sprechen können. Ihm ließ der Dienst keine Zeit, und sie und Gabriele hatten überdies Verwundete ins Palais Schimmelmann aufgenommen, die sie betreuten. Aber auch diese von Not und Tod erfüllten Tage würden vorübergehen, dann sollte nichts mehr dieses sehnlichst erwartete Wiedersehen verhindern, das die letzten Wolken für immer verschwinden lassen würde.

Im Bruchteil einer Sekunde erfror das unbewußt glückliche Lächeln um seine Lippen zu einer Grimasse, und ein ohrenbetäubendes Krachen riß ihn aus seinen Träumen.

Lärmend und polternd stürzte wenige Schritte von ihm ein Strom von Schutt und Steinen von der Krone des Walls herab in den Kasemattenhof, und der Luftstoß preßte ihn gegen die Mauer. Mit einem Ruck hatte er alle privaten Regungen abgeschüttelt und erstieg kaltblütig und nur noch Soldat den steinernen Aufgang zur Bastion.

33.

Am nächsten Tag, nachmittags sechs Uhr, als das Chaos entsetzliche Formen angenommen hatte und ein längerer Widerstand kaum noch Aussicht auf Erfolg bot, sandte der General von Peymann dem britischen Oberbefehlshaber durch einen Parlamentär folgendes Schreiben:

„Mein Herr!

Um ferneres Blutvergießen zu verhüten und die Stadt nicht den traurigen Folgen eines längeren Bombardements auszusetzen, schlage ich einen Waffenstillstand von 24 Stunden vor, während dessen eine Übereinkunft getroffen werde, welche der Bestimmung der vorläufigen Kapitulationsartikel zur Einleitung diene.

Ich habe mit der größten persönlichen Hochachtung die Ehre zu sein

Peymann
Oberbefehlshaber der Landmacht Seiner Majestät des Königs von Dänemark in Seeland."

Generalleutnant Lord Cathcart antwortete, daß ihn die Notwendigkeit zwinge, einen jeden Vorschlag abzulehnen, der nur eine Verzögerung herbeizuführen suche. Um indes zu beweisen, wie sehnsüchtig er wünsche, einem Schauspiel ein Ende zu machen, das er nur mit der größten Bekümmernis ansehe, sende er hiermit einen Offizier, der bevollmächtigt sei, die Übergabebedingungen entgegenzunehmen, um daraufhin einen, wenn auch den kürzesten Waffenstillstand zu gewähren.

Daraus entwickelte sich ein Briefaustausch, in dem der General von Peymann schließlich einwilligte, die Auslieferung der gesamten dänischen Flotte als Grundlage der Verhandlungen zu betrachten, und beiderseits die notwendigen militärischen Vertreter bestimmt und ernannt wurden, um unverzüglich zusammenzutreten.

(Fortsetzung folgt.)

Schluß von Seite 5:

Haarscharf erkennen – blitzschnell handeln!

der er angehört, haben doch an ihrer Spitze zwei Kommandeure die Schwerter zum Eichenlaub erworben und ist Oberfeldwebel Harthan der 35. Soldat der Division, dessen überragende Tapferkeit durch die Auszeichnung mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes äußeren Ausdruck findet.

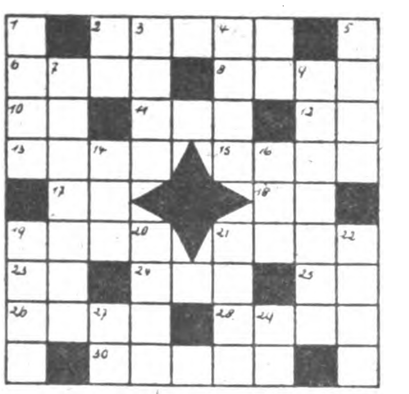
Am 31. März 1944 bildete die Panzer-Aufklärungsabteilung einen Brückenkopf um ein Dorf an einem ostwärtigen Nebenfluß des Dnjestr auf der Höhe von Balta. Es galt, eine Brücke zu schirmen, über die der Weg des hart drängenden Feindes in den Rücken der gesamten Division führte. Der linke Flügel der Abteilung reichte nicht an den Fluß heran. Es blieb ein einige hundert Meter breiter Streifen unbesetzt, der zum Abschnitt der linken Nachbareinheit gehörte. Als die Bolschewisten im frontalen Angriff nicht an die Brücke herankonnten, benutzen sie diese Lücke, um unter Ausnutzung der dichten Bewachsung einzusickern. 200—300 Mann mögen sich in kleinen und kleinsten Gruppen in den Rücken der Abteilung geschlichen haben, als Oberfeldwebel Harthan die Gefahr erkannte, daß den Verteidigern des Brückenkopfes der Rückweg abgeschnitten sei, sobald sich der Feind der Brücke bemächtigt hätte. Aus eigenem Entschluß handelte er augenblicklich, faßte 16 Mann seines Zuges zusammen und stieß mit einem Schützenpanzerwagen mitten in den Feind hinein, dem Häuser Schutz und Deckung boten. Die an ihre Panzerabwehrkanone heranspringende sowjetische Bedienung schoß er nieder und überrollte sodann diese gefährlichste Waffe. Einen Schützen, der mit einer Panzerbüchse hinter einem Maishaufen in Stellung gehen wollte, putzte eine MG.-Salve weg. Als es ans Aufräumen und den Kampf mit der vielfach überlegenen Zahl von Feinden gehen sollte, sprangen von dem Schützenpanzerwagen beide Gleisketten ab, denn es war noch Winter in Transnistrien, der die Erde in Klumpen gefroren hielt. Weit davon entfernt, den Kampf aufzugeben, ließ der Oberfeldwebel die beiden Maschinengewehre des Wagens ausbauen und in Stellung gehen. In fliegender Eile wurden mitten im Schneesturm die Ketten wieder aufmontiert, was trotz der schwierigen Lage in der erstaunlich kurzen Zeit von 45 Minuten gelang. Nachdem der Wagen wieder flott war, wurde die Masse des eingedrungenen Feindes niedergerungen, gefangen oder in die Flucht geschlagen. Nach vier Stunden Kampf war Oberfeldwebel Harthan Herr der Lage. Durch sein schnelles und entschlossenes Handeln konnte sich die Truppe am gleichen Abend befehlsgemäß vom Feind lösen. Der Gegenstoß war dem Feind so in die Knochen gefahren, daß er erst nach zwei Tagen an die nur wenige Kilometer zurückverlegte Hauptkampflinie mit Spähtrupps vorsichtig heranfühlte. 15 Gefangene, 36 gezählte Tote, zahlreiche Verwundete und als Beute eine mittlere Pak, ein schweres Maschinengewehr, zwei Panzerbüchsen, zwei Flammenwerfer und zahlreiche Gewehre waren der Preis, den die Bolschewisten dank dem tapferen Eingreifen des Oberfeldwebels zahlen mußten. Auf deutscher Seite hatte es nur zwei Verwundete gegeben.

Diese Tat ist Glied in einer Kette hervorragender Bewährung und zahlreicher Beweise von kämpferischem Einsatz und Erfolgen in drei Jahren und 18 Tagen, die Oberfeldwebel Harthan im Kampf gegen den Bolschewismus gestanden hat. Dafür zeugt die große Zahl seiner Auszeichnungen. Seit dem 26. September 1942 trägt er das Deutsche Kreuz in Gold, mit dem er ausgezeichnet wurde, weil er, von Panzern überrollt, mit zwölf Männern seines Zuges einen Keil in den Welle auf Welle heranflutenden Feind trieb und alle Waffen einer Kompanie rettete. Für Stoß- und Spähtruppunternehmen erhielt er schon im Juli 1941 das Eiserne Kreuz 1. Klasse, während er das 2. Klasse in Serbien erworben hat. Die goldene Nahkampfspange, die Harthan trägt, zeugt von 50 Kämpfen Mann gegen Mann. Achtmal war er verwundet, so daß auch das goldene Verwundetenabzeichen seine Brust ziert. Trotzdem hat er nur einmal drei Monate im Lazarett gelegen, als es ihn allzu schwer gepackt hatte. Bei allen anderen, zum Teil schweren Verwundungen, konnte er sich nicht von seinem Zug trennen, obwohl ihm mit Strafen gedroht wurde, wenn er sich nicht ins Lazarett begäbe. Es erübrigt sich, zu betonen, was der nunmehrige Ritterkreuzträger den Männern seines Zuges ist.

Mit 29 Jahren rief der Krieg Oberfeldwebel Harthan im August 1939 von seinem Arbeitsplatz als Porzellanmaler in der Industrie seiner Heimat fort, nachdem er zuvor kurzfristig ausgebildet war. Er ist Sturmführer der SA.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 2. Göttinnen der Zeit, 6. Halle, 8. Frau, 10. Verhältniswort, 11. Stadt in Belgien, 12. Tierprodukt, 13. griech. Göttin, 15. Körperorgan, 17. Name Buddhas, 18. franz. Artikel, 19. Verpflegung, 21. weibl. Vorname, 23. Fürwort, 24. Straußvogel, 25. Abkürzung für eine engl. Münze, 26. Insekt, 28. inhaltslos, 30. rassischer Begriff. ✱ Senkrecht: 1. Nebenfluß des Rheins, 2. Flüssigkeitsmaß, 3. Wasserstelle in der Wüste, 4. Stadt in Holland, 5. Habsucht, 7. Dienstanzug, 9. Rückstand bei der Zuckergewinnung, 14. Insel des Dodekanes, 16. Nebenfluß des Rheins, 19. Same, 20. Kohleprodukt, 21. Vogel, 22. ethischer Begriff, 27. ägypt. Göttin, 29. Fürwort.

Silbenrätsel

Aus den Silben: ap — ba — bar — ben — ber — ber — ber — bis — da — du — e — e — e — en — en — fel — ge — grin — ha — heit — hen — i — ja — ka — ka — legt — let — li — li — lo — ma — na — ne — ne — on — pau — phe — re — ret — rha — ro — rup — sa — ser — si — si — si — sig — sus — te — ten — ti — ti — ti — ti — tin — to — to — tum — ü — ul — un — wah — wit — zei — zi werden 19 Wörter gebildet, deren erste und dritte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch von Shakespeare ergeben.

1. Stadt in Brandenburg, 2. alte ionische Stadt, 3. Gartenpflanze, 4. Spottschrift, 5. Venezianer Maler, 6. Ausbruch, 7. Rundtanz, 8. Oase in der Libyschen Wüste, 9. gelbgrüner Fink, 10. völkerrechtlicher Begriff, 11. Landgut in span. Amerika, 12. Südfrucht, 13. Unbesonnenheit, 14. südslawisches Volk, 15. Kirchenbaustil, 16. Oper von Wagner, 17. Schulterstück, 18. german. Göttin, 19. europ. Golf.

1 .... 11 ....
2 .... 12 ....
3 .... 13 ....
4 .... 14 ....
5 .... 15 ....
6 .... 16 ....
7 .... 17 ....
8 .... 18 ....
9 .... 19 ....
10 ....

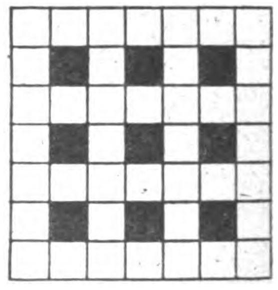
Zahlenrätsel

Zahlen	
1 5 2 2 7	Gefäß
2 5 3 4 5 8 13 14	Süßstoff
3 10 12 10 8 5 15 10	Fluß in Texas
4 10 12 12 5 14 15	europ. Land
5 16 2 13 14 1 4	Wermutschnaps
6 7 13 2 7	Singvogel
6 7 6 10 13 8 7 14	Lebenserinnerungen
7 17 9 4 8 5 1	vorderasiat. Strom
8 7 9 1 13 12	Kriechtier
9 17 15 7 12	Hunderasse
10 16 10 7	Blasinstrument
11 5 11 5 15 17	Papagei
5 1 4 7 14	europ. Hauptstadt
12 5 11 7 4 17 8 2 1	nordamerik. Luftschiffhafen

Die Anfangsbuchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, einen sportlichen Wettbewerb.

Viereck

Die Buchstaben: a a d d e e e e e e g g g g i i k k n n n n n n o o o o o o o o p p r r t t t u werden so in die leeren Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen.



1. Kriegswaffe, 2. Abtrünniger, 3. Befähigung, 4. regelmäßiges Achteck.

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 2. Horen, 6. Aula, 8. Dame, 10. in, 11. Spa, 12. Ei, 13. Nike, 15. Milz, 17. Fo, 18. la, 19. Kost, 21. Else, 23. er, 24. Emu, 25. sh, 26. Imme, 28. leer, 30. Arier. Senkrecht: 1. Main, 2. hl, 3. Oase, 4. Edam, 5. Geiz, 7. Uniform, 9. Melasse, 14. Kos, 16. Ill, 19. Keim, 20. Teer, 21. Eule, 22. Ehre, 27. Ma, 29. er. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Wittenberge, 2. Ephesus, 3. Rhabarber, 4. Satire, 5. Tintoretto, 6. Eruption, 7. Tirolienne, 8. Siwah, 9. Zeisig, 10. Ultimatum, 11. Hazienda, 12. Apfelsine, 13. Unüberlegtheit, 14. Serben, 15. Basilika, 16. Lohengrin, 17. Epaulette, 18. Iduna, 19. Biskaya. „Wer stets zu Haus bleibt, hat nur Witz fürs Haus." Shakespeare. ✱ **Zahlenrätsel:** Tasse, Sacharin, Colorado, Holland, Absinth, Meise, Memoiren, Euphrat, Reptil, Pudel, Oboe, Kakadu, Athen, Lakehurst. „Tschammerpokal." ✱ **Viereck:** 1. Torpedo, 2. Renegat, 3. Eignung, 4. Oktogon.

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck)

Dreizüger von Major Sohnemann

Weiß: Kh2, Db1, Lg3, Be4, h3 (5).
Schwarz: Kh5, Bg4, g5, g6 (4).

Lösung:

1. Db8!, g×h3; 2. Dd8, Kg4; 3 Dd1‡ usw.

Folgen des Bd5-Schlagens

Folgende Partie zeigt deutlich die Gefahren in der Preußischen Partie, wenn man den Bd5 schlägt; der weiße Angriff wird dadurch übermächtig. Gewonnen von Benzinger in einer freien Partie.

1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lc4, Sf6; 4. d4, e×d4; 5. Sg5, d5; 6. e×d5, S×d5? (besser ist 6. .., De7+); 7. S×f7!, K×f7; 8. Df3+, Ke6; 9. De4+ Se5; 10. f4, Dd6; 11. f×e5, D×e5; 12. L×d5+, Kf6; 13. 0—0+, Lf5; 14. Lg5+. Schwarz gibt auf, da die Dame verlorengeht.

Die Henni vom Ballett

Oft ist der Sprung groß, der von der bisherigen Beschäftigung in den totalen Kriegseinsatz führt. Und wenn es dem Wiener Ballettmädel sogar recht rasch gelang, sich auf den neuen Beruf umzustellen, dann verdankt es das doch nur zum Teil seinem tänzerischen Training. Die Hauptleistung liegt in dem Verzicht auf die der Begabung entsprechende Arbeit und in dem tapferen Willen des Herzens, an kriegswichtigerer Stelle sein Bestes zu geben.



Henni nimmt Abschied vom Walzerkleid. Wie reizend hat es ihr gestanden! Aber es wird schon einmal einen Betriebsabend geben, für den sie es hervorholen kann, um ihre neuen Arbeitskameraden damit zu erfreuen. Aber das ist ja nicht der einzige Abschied, den Henni „feiert". Mehrmals in der Woche war sie ...



... in der Kunstschule. Als Tänzerin hatte sie besonderes Interesse am menschlichen Körper, zeichnete im Aktsaal und besuchte die Anatomiestunde.

*

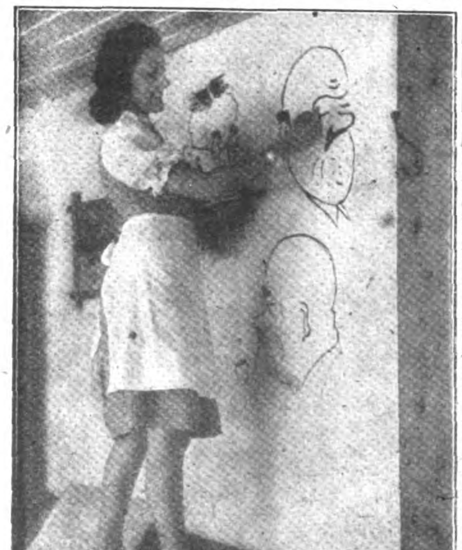


←

Kellnerinnen müssen flinke Beine haben! Nun, die hat sie! Henni ist jetzt Angestellte in einer Gastwirtschaft, und es gibt immer viel zu tun. Aber sie wird nicht müde, wenn durstige Soldaten sie rufen.

*

Aufnahmen: Bruno Völkel.



Die sollen lachen! Das Talent läßt sich nicht verheimlichen! Henni schmückt die Gasthauswände mit den Karikaturen der Stammgäste.



→

Einen Abend in der Woche übt das „Caretta-Ballett", und alle sechs Mädel sind dann wieder beisammen!



FABRIKANGST?

Das wäre ja gelacht ...

BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER



Frau Bähmann hatte gesagt: „Um Gottes willen, in die Fabrik?! Passense mal auf, da müssense den ganzen Tag mit den schweren Kalibern 'rumhantieren, dabei gehnse ein!!!"



Und Frau Finsterfett hatte gewarnt: „... ich weiß es doch von der Freundin meiner Freundin, Sie Ärmste! Da haben Sie's mit diesem Deubelszeug, den hochexplosiven Sprengstoffen, zu tun, und bei der geringsten falschen Bewegung fliegt alles in die Luft ... oder es geht mal einer mit 'ner brennenden Zigarre vorbei ..."



Aber Tante Sophie erst! Die hatte es aus bester Quelle: „Du tust mir jetzt schon leid! Die schwere Arbeit!! Tag und Nacht an so einem irrsinnig heißen Hochofen und dann den Dreck!! Den kriegste bis zur Silberhochzeit nicht mehr ab!"



Na und Frau Klippsche wußte es ja nun ganz genau: „Det wird Ihn'n aba schwer fall'n, so'n komplizierten Flugzeugmotor zusamm'nzebau'n, denn det is det wenigste, wat valangt wird, wo Se doch in technische Dinge 'n Kinderkopp ham ..."



Daß Frau Bangemann nach diesen liebevoll vorbereitenden Aufklärungen am ersten Morgen äußerst frohgestimmt ins Werk an ihren neuen Arbeitsplatz ging, ist wohl klar ...



Und ein paar Stunden später, gerade als in dem hellen, freundlichen Arbeitssaal der Vorarbeiter Eichler zu Frau Bangemann sagte: „Na, seh'n Sie, junge Frau, nun klappt die Sache ja schon — es wird schon werden! Is ja auch ganz einfach!" ...



... da sauste unten beim Pförtner vorbei Frau Bangemanns Fabrikangst zum Werktor hinaus ...



Die weisen Damen aber ...
„Ach was, sie darf bloß nicht sagen, wie schrecklich es in der Fabrik ist — wegen ‚Feind hört mit', wissen Sie ..."

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München.
A B C D E F G 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München

Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 5. OKT. 1944
19. JAHRGANG ∴ FOLGE 40

IB Illustrierter Beobachter

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:

....

....

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.m.b.H. MÜNCHEN 22



Ergebnis der Heimarbeit eines Gaues ab Mitte April 1944

	Eingesetzte Kräfte:	Gefertigte Einzelteile:
Mai	4 100	4,6 Millionen
Juni	7 100	9,3 „
Juli	17 000	12,7 „
August	21 000	15 „

Das ganze Volk arbeitet mit!
Durch eine Anordnung des Reichsministers Speer hat die Rüstungsindustrie jetzt in immer steigendem Maße kleine Fertigungen den Heimarbeitsgemeinschaften der Partei übergeben. — So wie dies Jungmädel arbeiten Millionen zwischen 8 und 80 Jahren heute mit fanatischem Willen, den Sieg mitzuerringen.

Zu unserem Bildbericht: „Viele Wenig machen ein Viel." Von Reinhold Leßmann.

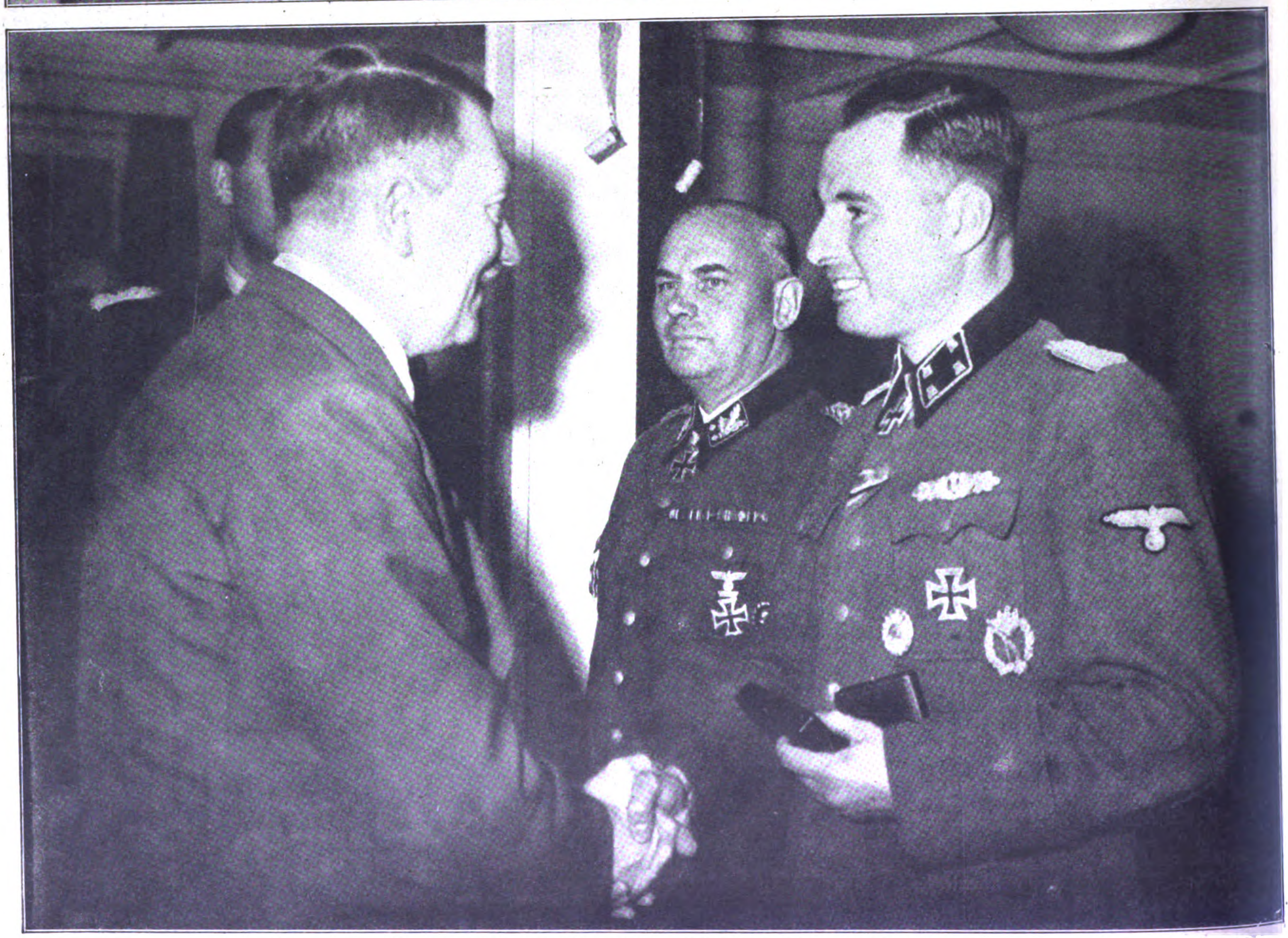


Der Besuch des Poglawnik im Führerhauptquartier, dem sich eine herzliche Aussprache über den gemeinsamen Kampf gegen den Bolschewismus anschloß, diente der Bekräftigung der Freundschaft und Waffenbrüderschaft zwischen dem deutschen und dem kroatischen Volke.

BESUCHE BEIM FÜHRER

Die Zukunft Kroatiens als freier, unabhängiger Staat, der ein jahrhundertealtes europäisches Erbe zu verteidigen hat, ist nur an der Seite Deutschlands gesichert. Die schreckenden Beispiele der abtrünnig gewordenen Balkanstaaten, das bittere Los Italiens und Finnlands haben gezeigt, wohin der Weg führen kann, wenn eine Nation in der letzten Phase des Kampfes mutlos wird und die Waffen aus der Hand legt.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (2).



Nur wer eine Idee hat, kann sich so verbissen schlagen.
Der Führer überreicht dem Kommandeur der ᛋᛋ-Freiwilligen-Panzerbrigade „Wallonien", Léon Degrelle, das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes und die goldene Nahkampfspange. Léon Degrelle, der Träger hoher Tapferkeitsauszeichnungen, ist außerdem Inhaber des goldenen Verwundetenabzeichens.

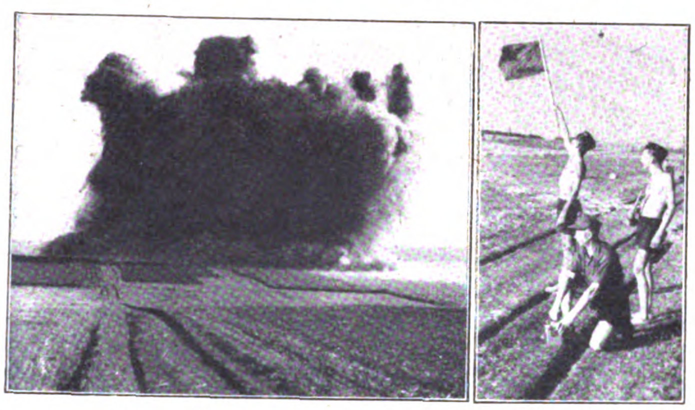
HJ. lernt von OT



Das Sprengen von Panzergräben
lernen die Jungen der Hitler-Jugend unter Anleitung erfahrener OT-Männer. Hier werden mit den eisernen Handbohrgeräten Bohrlöcher zur Aufnahme von Sprengladungen hergestellt.



Die Sprengladung.
Ein Spezialsprengstoff wird unter den Augen des OT-Meisters in die eben gebohrten Löcher eingebracht.



Der große Augenblick.
Die Warnflagge hat weithin sichtbar das Zeichen gegeben, daß gleich das Kommando „Feuer" erfolgt. Ein Druck auf den Knopf der elektrischen Zündvorrichtung, und mit gewaltigem Knall birst auf einer Strecke von mehreren hundert Meter die Erde.



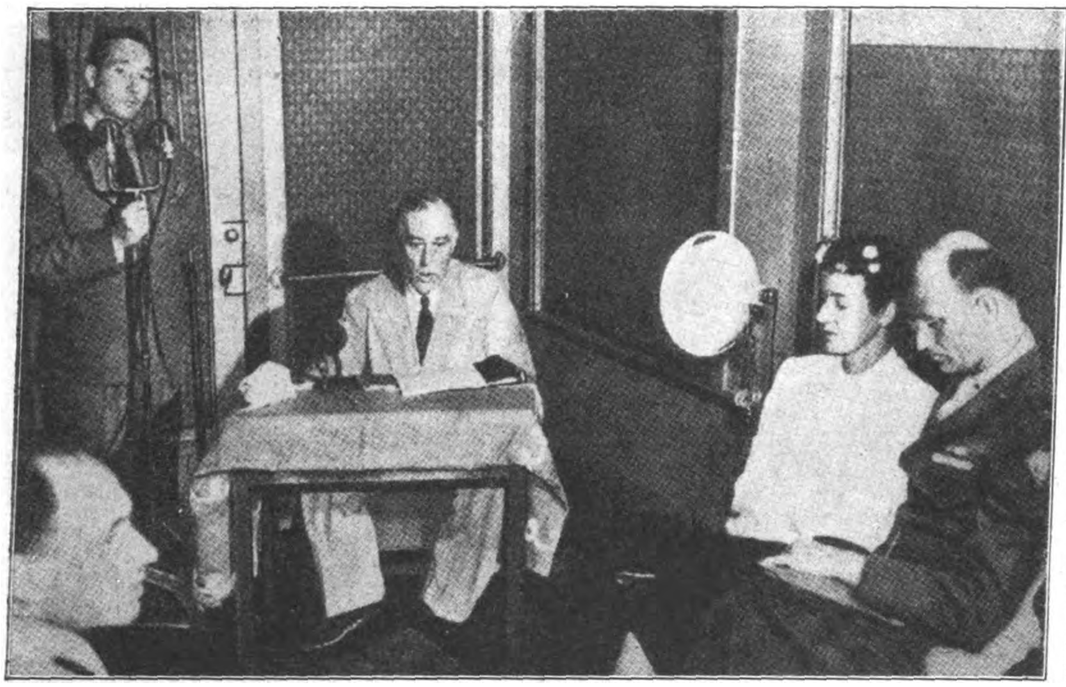
Das Erdreich hat sich geteilt.
Nun können die Schipper kommen. Und sie gehen sofort mit Windeseile ans Werk. Etagenweise wird der Sand ausgehoben, und bald ist der Panzergraben fertig.

Aufnahmen: OT.-Kriegsberichter Hahn (6)



Adolf Hitler und der Oberbefehlshaber des Ersatzheeres, Reichsführer SS Reichsminister Heinrich Himmler,
der am 7. Oktober 44 Jahre alt wird.

Friedr. Franz Bauer (1).



Der „Weltpräsident".
Die neueste Aufnahme Roosevelts. Sie zeigt ihn während der Rede, die er auf einer Erholungsreise hielt und in der er die Nennung zum Präsidentschaftskandidaten der Demokratischen Partei annahm. In der amerikanischen Presse wurde allgemein sein krankhaftes, verfallenes und greisenhaftes Aussehen bemerkt.

(Aus „Time", N. Y.).

Die Menschheitsbeglücker



Kinder heiraten in USA: Eine zwölfjährige Ehefrau.
Im Staate Georgia in USA heiratete die kleine Joyce Ferguson Roberts fünf Tage vor ihrem dreizehnten Geburtstag den siebzehnjährigen Schuljungen Fred Roberts. Das Bild zeigt die beiden „Ehegatten", denen man den Hosenboden vollhauen sollte, am Tage nach der Hochzeit. Was uns Europäer am meisten verwundert, ist, daß kein Gesetz in den USA solche Dinge verbietet.



Raubmörder? – Nein – Sowjetmarschall.
Diese Verbrechervisage stellt den Sowjetmarschall Konev dar.

(„Time.")



Drei Galgenvögel.
Sind die drei hier dargestellten Gaunergesichter Raubmörder oder Einbrecher? — Nein, es handelt sich um die drei erfolgreichsten Piloten der sowjetischen Luftwaffe. Wenn die Spitzen des sowjetischen Menschenmaterials so aussehen, dann kann man sich vorstellen, was ein Europa unter Stalins Herrschaft zu erwarten haben würde.

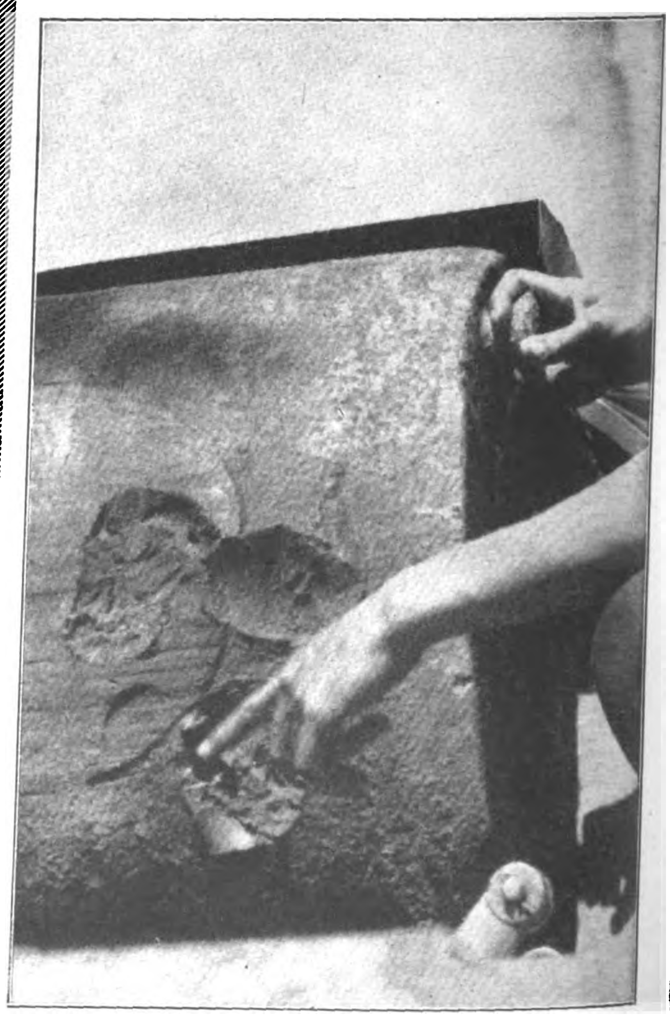
(„Time.")

Panther

DIE BESTEN PANZER DER WELT



Der Treffer des Panthers
ging genau auf den Turm und durchschlug die dicke Panzerung des T 34.



Das dicke Fell des Panthers!
Fünf Treffer bekam dieser Panther von einem T 34 auf den Turm, nicht einer davon ging durch. Der Kommandant und der Richtschütze besichtigten nach dem Kampf die Einschläge. Einen sechsten Schuß konnte der T 34 nicht mehr abgeben, denn er wurde von dieser Pantherbesatzung ausgemacht und beim ersten Schuß ging er in die Luft.

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Leher, PBZ. (2).



In hinreißendem Schwung überwältigt ein junger Gefreiter verschanzte Sowjets.
Ganz allein springt der Gefreite Werner Plöntzke mit seinem MG. aus der Deckung, jagt über die freie Fläche hinweg und erledigt — aus der Hüfte feuernd — mit kühnen Feuerstößen zahlreiche Gegner.
Zeichnung: Fritz R. Weber.

Das Ritterkreuz mit 19 Jahren!

Das Grenadierbataillon der Panzerdivision war auf einer Wiese im offenen Rechteck angetreten. Die südliche Sonne strahlte heiß auf die Stahlhelme. An der offenen Seite des Rechtecks stand, von zwei Pakgeschützen flankiert, der Oberst — ein Offizier mit hohen Auszeichnungen, ein Kämpfer, den seine Männer viel öfter in der schlichten Tarnjacke, mit der Maschinenpistole in der Hüfte, im Hauptkampffeld gesehen haben.

An diesem Julitag stand vor dem Oberst ein neunzehnjähriger Panzergrenadier, der Gefreite Werner Plöntzke aus Orpensdorf, Kreis Osterburg, in der Altmark. Was der Oberst seinem Gefreiten zu sagen hatte, war, an der Zahl der Worte gemessen, nicht allzuviel. Inhalt und Ausdruck seiner kurzen Ansprache aber hatten ihr Gewicht, und es möge dieser eine



Auf ihn kann das Regiment stolz sein.
Der junge Ritterkreuzträger Werner Plöntzke im Kreise seiner Offiziere und Kameraden.

PK.-Aufnahme: Kriegsberichter Bock (PBZ.).

Satz hervorgehoben werden — ein Satz, der an alle Männer des Bataillons ebenso gerichtet schien wie an die daheim: „Der Gefreite Plöntzke ist 19 Jahre alt. Er gehört dem Jahrgang an, auf den der Führer seine größten Hoffnungen gesetzt hat. Plöntzke hat den Beweis geliefert, daß des Führers Vertrauen voll gerechtfertigt ist!"

Ein Offizier, der Major M., der vor Stanca fiel, und zwei Gefreite, eben der Gefreite Plöntzke und der Gefreite Schweitzer, haben sich in diesem Bataillon innerhalb weniger Wochen die hohe Auszeichnung verdient. Die Tat des Gefreiten Plöntzke soll hier als Beispiel geschildert werden.

Am 24. April dieses Jahres war es den Sowjets gelungen, bei Tiraspol über den Dnjepr zu setzen. Das Bataillon, dem Plöntzke angehört, lag bei Tighina, am gegenüberliegenden Ufer in der Verteidigung. Plöntzke, der seit März 1943 Soldat ist und zunächst als Kraftfahrer verwendet wurde, lag jetzt als Maschinengewehrschütze 1 mit seinem Zug in einem Hohlweg. Aus einem Panzergraben und zwei Häusergruppen, die zu Stützpunkten ausgebaut waren, schlug den Panzergrenadieren heftiges Feuer entgegen. Plöntzke lag mit dem Maschinengewehr im

(Fortsetzung am Schluß des Romanteils.)



Marga und Remonten

KRIEGSEINSATZ IN EINER WEHRKREIS-REIT- UND FAHRSCHULE

Die jungen Pferde, →
die bisher in ungezügelter Freiheit auf den Gestüten dahintollten, sollen plötzlich der beherrschenden Hand des Menschen gehorchen und „k.v." werden. Der alte Trick mit der Extra-Haferration hat bei Alfa nicht genützt, denn über der ungewohnten Last im Rücken, die ihm das erste Aufsitzen verursachte, hat das „Mistvieh" die vorangegangenen Freundlichkeiten vergessen ...



Na, Buschi, ausgeschlafen?
Um Soldaten freizumachen, hat man neuerdings Mädchen und Frauen als Bereiterinnen eingesetzt. Jede Bereiterin hat täglich 4—5 Remonten zu reiten. Natürlich gibt es störrische, willige und ängstliche Tiere. Je nach beiderseitiger Charakterveranlagung wird sich die Bereiterin bald ein Lieblingstier erkoren haben.

Bildbericht: Inge Mantler.



„Nanu, Spielereien wie in der Puppenstube?"
Keineswegs, denn durch das Zöpfchendrehen wird die struppige Mähne daran gewöhnt, schön auf der rechten Seite zu liegen.

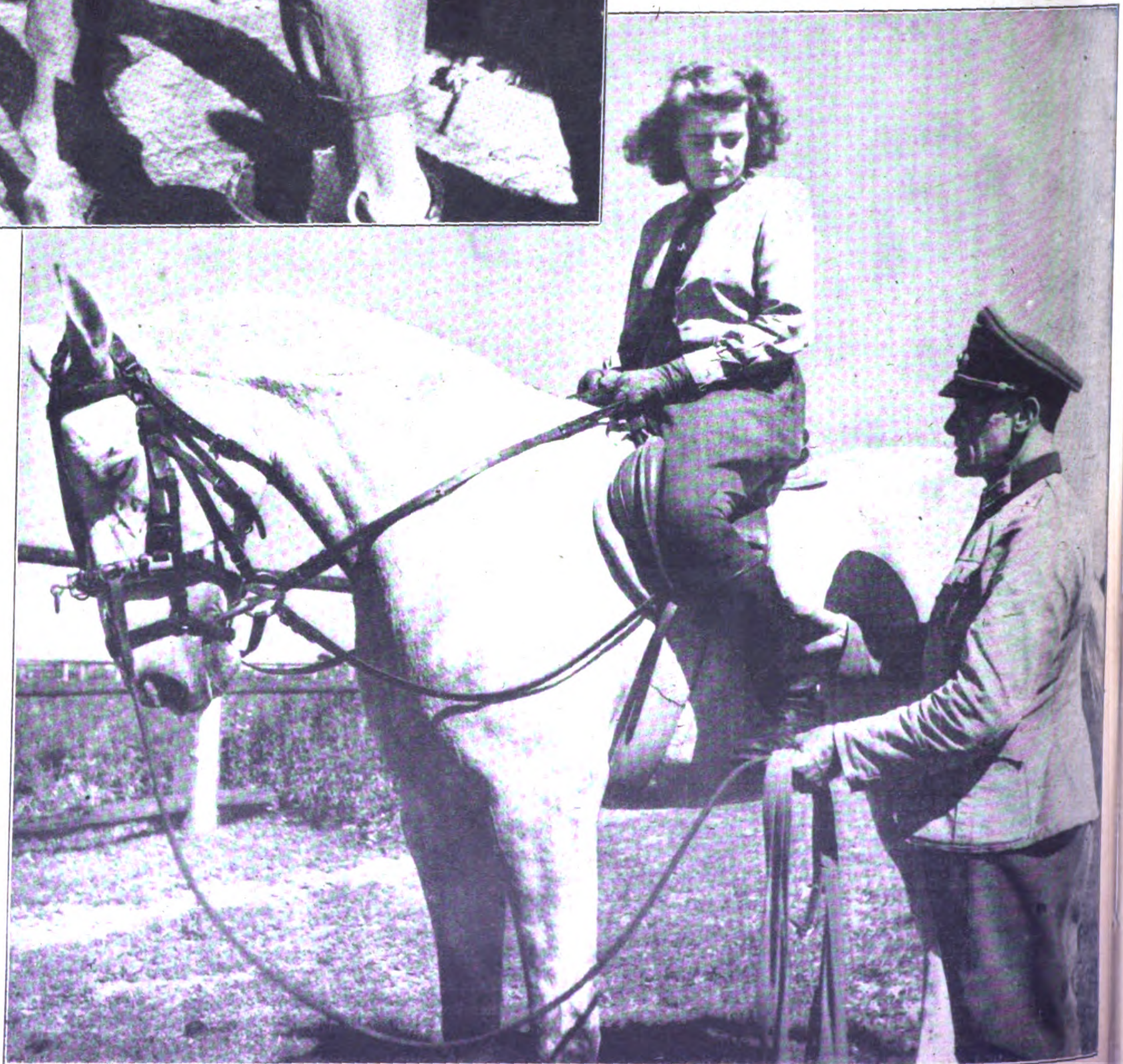


„So is' brav ..."
Beim Sattelauflegen möchte Buschi wissen, was hinter seinem Rücken vorgeht. Zwar ist dies dem freiheitgewohnten Pferd unbequem, aber Buschi hat Verständnis für liebevollen Zuspruch, der hier sogar in der Kaserne befohlen wird.



Steil hinab!
Wenn Traben und Galopp gut sitzen, geht es an die Kletterübung am steilen Hang. „Oberkörper vornehmen, Pferd einsteigen lassen, dann Parade, nicht am Zügel hängen bleiben!" so ertönt das Kommando des Chefs.

An der Longe →
wird dauernd die Reitfertigkeit der Bereiterin verbessert und vom Schwadronschef überwacht: „Unterschenkel zurücknehmen, Verbindung mit dem Pferdeleib halten ..." Die Korrektur des Unterschenkels muß immer wieder vorgenommen werden.



Feuer am Sund

ROMAN VON LOTHAR FREUND

(13. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 39:

Generalleutnant Lord Cathcart antwortete, daß ihn die Notwendigkeit zwinge, einen jeden Vorschlag abzulehnen, der nur eine Verzögerung herbeizuführen suche. Um indes zu beweisen, wie sehnsüchtig er wünsche, einem Schauspiel ein Ende zu machen, das er nur mit der größten Bekümmernis ansehe, sende er hiermit einen Offizier, der bevollmächtigt sei, die Übergabebedingungen entgegenzunehmen, um daraufhin einen, wenn auch den kürzesten Waffenstillstand zu gewähren. Daraus entwickelte sich ein Briefaustausch, in dem der General von Peymann schließlich einwilligte, die Auslieferung der gesamten dänischen Flotte als Grundlage der Verhandlungen zu betrachten, und beiderseits die notwendigen militärischen Vertreter bestimmt und ernannt wurden, um unverzüglich zusammenzutreten.

Vorher aber hatte der dänische Oberbefehlshaber nochmals einen letzten verzweifelten Versuch unternommen und im englischen Hauptquartier angefragt, ob man sich damit zufriedengeben würde, wenn die Dänen selbst ihre Flotte zerstörten und Großbritannien damit sichergestellt wäre, daß diese niemals mehr in französische Hände fallen könnte.

Die englische Antwort war, daß, wenn dies geschehe, in Kopenhagen kein Stein auf dem anderen bleiben solle.

Daraus ging mit letzter Deutlichkeit hervor, daß es den Briten nicht auf die Unschädlichmachung, sondern vor allem auf die Inbesitznahme der dänischen Schiffe ankam.

Diese Einstellung verschärfte sich schließlich zu der Forderung, die, durch den britischen Kapitän Popham überbracht, darin gipfelte, daß man nunmehr die gesamte Flotte nicht mehr als Depot, sondern als Eigentum verlange und daß alle Fahrzeuge jeder Größe und sämtliche Vorräte auszuliefern wären.

Nachdem die Engländer am 5. September gegen Abend ihr Feuer eingestellt hatten, vergingen die nächsten vierzig Stunden für die Bewohner Kopenhagens in peinigender und zermürbender Ungewißheit. Da man fürchtete, daß sich Not und Schrecken der letzten Tage und Nächte jeden Augenblick wiederholen könnten, flüchteten unzählige Menschen durch das Amagertor auf die Insel Amager wo sie zum größten Teil im Freien angstvoll den Ausgang der Verhandlungen erwarteten.

Bereits auf Grund der ersten Verhandlungen hatte General von Peymann Sonntag, den sechsten September, früh neun Uhr, einen Rat aus den höchsten Zivil- und Militärautoritäten zusammengerufen, da er zu solchen Zugeständnissen weder die Vollmacht besaß noch allein die Verantwortung dafür übernehmen wollte.

Nach einer teilweise erregten Unterhandlung und einigem Widerspruch ließ man die Engländer wissen, daß man die gestellten Bedingungen annehme, um sich noch am gleichen Abend der letzten Forderung auf endgültigen Verzicht der Rückgabe der Flotte gegenüberzusehen.

Zum zweiten Male trat der Kriegsrat zusammen und nahm schließlich auch diese Bedingungen an, nachdem einige Teilnehmer erbittert für ihre ablehnende Ansicht gekämpft und diese zu Protokoll gegeben hatten.

Am siebenten September vormittags versammelten sich die Generäle und Kommandeure am Lager ihres Oberkommandierenden zur Ratifizierung des bereits in der Nacht von den gegenseitigen Unterhändlern unterzeichneten Kapitulationsvertrages.

Während die Sonne eines herrlichen Spätsommertages über der schwergeprüften Stadt lag und neue Hoffnung und Leben zu erwecken schien, ruhte der General von Peymann wie ein Sterbender mit halbgeschlossenen Augen auf seinem Krankenbett, um das die Offiziere sitzend und stehend eine düstere und traurige Runde bildeten.

Nachdem Peymann sich durch einen Schluck Wein gestärkt und, im Rücken gestützt, sich sitzend aufgerichtet hatte, erklärte er, starren Blickes seine Untergebenen ansehend:

„Messieurs, es bedarf keiner Schilderung der Situation, da es Ihnen allen bekannt ist, daß wir an keinen weiteren Widerstand mehr denken können. Da ich weder von seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen zu Verhandlungen solch verhängnisvoller und weitgehender Art autorisiert bin, noch die allerhöchste Zustimmung dazu einzuholen vermochte, muß ich mich der traurigen und schweren Pflicht unterziehen, auf eigene Hand und nur meinem Gewissen folgend zu handeln. Sie wissen, daß ich die ausdrückliche Order hatte, den Kampf nicht zu eröffnen, sondern dies dem Feind zu überlassen. Ich verfüge also zwar über Anordnungen für den Beginn, nicht aber für die Beendigung der Belagerung, insbesondere aber besitze ich keine Direktiven, die mir die Vernichtung der Flotte gebieten."

Er hustete und fuhr dann in einem gereizten Ton fort, als habe er sich gegen nicht ausgesprochene Vorwürfe zu verteidigen.

„Auf Grund dieser Umstände und aus der Erwägung heraus, nicht allein und selbstherrlich einen so folgenschweren Schritt zu unternehmen, gab ich in zwei Konferenzen allen, die es angeht, die Gelegenheit, sich dazu zu äußern. Nachdem man nichts gefunden hat, was eine andere Entwicklung gestatten würde, haben vergangene Nacht die Unterhändler die Kapitulation für beide Teile unterschrieben. Bevor ich diesen Vertrag selbst unterzeichne und ihm damit die endgültige Besiegelung verleihe, sollen Sie die einzelnen Artikel hören. Ich bitte Herrn Generalmajor Walterstorff, der die Kapitulationsverhandlungen für uns führte, mit der Vorlesung beginnen zu wollen."

Der Genannte richtete sich hinter dem kleinen Tisch am Fenster auf und nahm die bedeutungsvollen Dokumente in die Hand.

„Kapitulationsverhandlungen der Stadt Kopenhagen und deren Zitadelle, abgeschlossen vom Generalmajor Walterstorff, Ritter vom Danebrogsorden, Sr. Königlichen Majestät Kammerherrn und Obersten des Nord-Seeländischen Landwehrregiments; Konteradmiral Lütken und J. H. Kirchhoff, Sr. Königlichen Majestät Generaladjutanten, als welche gehörig dazu autorisiert worden sind —"

Eintönig zählte die Stimme die Unterhändler beider Seiten samt allen Titeln, Würden und Orden auf, um dann bewegter und schmerzerfüllt zu werden.

„Artikel I. Wann diese Kapitulation unterschrieben und bestätigt wird sollen Sr. Britannischen Majestät Truppen in Besitz der Zitadelle gesetzt werden.

Artikel II. Eine Wache von Sr. Britannischen Majestät Truppen soll gleichfalls den Holm besetzen.

Artikel III. Die Schiffe und Kriegsfahrzeuge, sie heißen, wie sie wollen, samt allen Sr. Dänischen Majestät zugehörigen Schiffsgerätschaften und das Seeinventarium sollen dem Gewahrsam der Personen übergeben werden, welche durch die Höchstkommandierenden der Kriegsmacht Sr. Majestät dazu ernannt werden, und sollen dieselben unverzüglich in Besitz der Holme und der dazu gehörigen Gebäude und Vorratshäuser gesetzt werden —"

Eine Woge schmerzlicher Erregung ging durch die Anwesenden. Die Offiziere der Flotte vermochten kaum noch an sich zu halten. Der Kommandeurkapitän Steen Bille preßte den Griff seines Degens, als wollte er ihn zerbrechen. Sein Blick haftete zornig und anklagend auf dem bleichen verfallenen Gesicht des alten Mannes in den Kissen, der mit geschlossenen Augen wie ein Toter auf seinem Lager ruhte.

Der Generalmajor Walterstorff zählte mit wieder gewonnener Trockenheit und Sachlichkeit die restlichen sechs Artikel auf. Sie versprachen die Räumung der Zitadelle, sobald man die Schiffe weggebracht habe, was spätestens innerhalb sechs Wochen geschehen sollte. Sie sicherten die Beendigung der Feindseligkeiten auf ganz Seeland zu, die Respektierung des privaten und öffentlichen Eigentums mit Ausnahme der Schiffe und Materialien, die Freilassung der Gefangenen und verlangten die Auswechslung der ratifizierten Verträge bis mittags zwölf Uhr des heutigen Tages.

Was dann erfolgte, war nur noch ein leeres Schauspiel ohne Sinn und Bedeutung. Mochten Trauer, Schmerz und Zorn noch so ungestüm die Herzen der Offiziere bewegen, mochte sich manch bitteres Wort über die Lippen zu drängen versuchen, Disziplin und die trostlose Erkenntnis, daß jeder Widerspruch zu spät und keine Änderung der Lage mehr möglich war, verhinderten jeden Widerstand gegen die Unterzeichnung.

Nachdem eine dahinzielende Frage ohne Widerhall geblieben war, unterschrieb und ratifizierte der General von Peymann mit zitternden Fingern, die kaum den Federkiel zu halten vermochten, unter dem tödlichen Schweigen der Anwesenden, von denen viele mit Tränen in den Augen diesem schimpflichen Vorgang beiwohnten, die Kapitulationsurkunde der Festung Kopenhagen und die schmachvolle Auslieferung der dänischen Flotte.

Noch um Mittag wurde durch eine Proklamation der Bevölkerung und dem Militär davon Mitteilung gemacht. Sie schloß mit einer strengen Warnung vor jeder Verletzung von Ruhe und Ordnung.

Während die meisten, von Entsetzen, Schrecken und Empörung erfüllt, sich schweigend und in tiefster Trauer der eisernen Notwendigkeit fügten, rotteten sich die Matrosen der Flotte zusammen, um mit Gewalt gegen die ruhmlose Auslieferung ihrer stolzen und geliebten Schiffe und gegen die entehrende Schändung ihres tapferen Kampfes zu protestieren. Es kam zu einem kurzen Aufruhr. Man verlangte den Oberkommandierenden zu sprechen, verprügelte zur Ruhe und Besonnenheit mahnende Offiziere, und erst nachdem man scharf gegen sie gefeuert und mehrere getötet oder verwundet hatte, zerstreuten sich die wütenden Seeleute unter stürmischen Rufen nach Rache und Vergeltung an den Engländern.

Verstummte diese Rebellion bald, so waren die entfesselten Elemente nicht so rasch zu bändigen. Bis zum 10. September rasten und lohten die Brände, sich infolge der zerstörten Löschmittel weiterfressend. Schließlich erstickte man sie durch Einreißen der Häuser und Mauern. Die Ruinen und Trümmer aber glühten und rauchten noch zehn weitere Tage, bis endlich die letzten Qualmwolken langsam und wie widerwillig erstarben.

34.

Langsam gingen die drei Männer über das weite Gelände des neuen Holms, während sich die dänischen Matrosen im Boot, das sie über das Wasser gebracht hatte, auf ein längeres Warten einrichteten.

Zwischen den großen Schuppen und Gebäuden, auf den Werften und Schiffen wimmelte es von britischen Seeleuten, die sich gleich Ameisen anschickten, mit vereinten Kräften einen großen Raub in ihren Bau zu schaffen. Hier rollte und zog eine Schar schwere Kanonen aus einem weitgähnenden Tor, dort schleppten andere in nicht abreißender Kette gewichtige Tau- und Segelbündel an Bord eines eigenen, am Kai liegenden Linienschiffes. Dröhnend und polternd wälzte man Pulverfässer, Fleischtonnen, Kisten mit Zwieback aus den Vorratshäusern zum Ufer, wo sie in endlosen Reihen der Verladung harrten. Gewehre, Entersäbel, Kanonenwischer, Patronentaschen, Anker, Vollkugeln und hundert andere Waffen und Ausrüstungsgegenstände türmten sich zu Haufen. Beilhiebe schollen, Sägen kreischten, und gröhlend wetteiferte der fröhliche Sang vom alten Jack, der um Kap Horn fuhr, mit den vielfältigen Geräuschen und unzähligen Stimmen.

Unaufhörlich kamen und gingen die Boote zwischen dem Holm und den im Kriegshafen vor Anker liegenden dänischen Kriegsschiffen, auf denen nun an Stelle des Danebrogs der Union Jack der Briten wehte.

Die drei Dänen wurden kaum beachtet. Höchstens traf sie ein scheeler Blick oder einer der Arbeitenden brummte ein verächtliches Schimpfwort.

Der Kommandeur Steen Bille, dem es Jürgen und Nils zu danken hatten, daß sie den Holm betreten und die englischen Wachen passieren durften, schob den Zweispitz ein wenig zurück und maß einen dieser vorlauten und frechen Burschen mit einem so grimmigen Blick, daß ihm die nächsten Worte im Halse steckenblieben.

„Das ist aus uns in den zwölf Tagen geworden, da Sie auf Seeland waren, Herr Hauptmann", sagte er mit einer Ironie, aus der man das blutende Herz spürte. „Die Herren Engländer benehmen sich wie eine Horde diebischer Strolche und Banditen, und ich, der Kommandeur Bille, habe die ehrenvolle und dankbare Aufgabe, ihnen bei passender Gelegenheit den einen oder anderen Bissen aus den gierigen Zähnen zu reißen. Meistens ohne Erfolg, am liebsten würden sie Schuppen und Baracken abtragen und mitnehmen. Aber jetzt berichten Sie erst, was Sie erlebten."

Der Hauptmann von Mellenthin ließ den Degengriff los, den er seit dem ersten Schritt auf dem Holm unbewußt umklammerte, und unterdrückte mannhaft das wahnwitzige Verlangen, mit der blanken Klinge zwischen das Gesindel zu fahren, das sich britische Matrosen nannte, tatsächlich aber mit seinen verrohten Gesichtern und brutalem Verhalten wie eine Horde Verbrecher wirkte.

„Da gibt es nichts Gutes zu erzählen", antwortete er heiser. „Sie wissen ja, daß ich General Walterstorff auf seiner Inspektion begleitete, am 8. September Kopenhagen verließ und gestern, am 20. zurückkehrte. Ich verlor auf dieser Reise

die letzten Illusionen über unsere famose Landwehr, und auch sonst offenbarte sich nur Trübes. Die angebliche Schlacht bei Kjöge war ein Narrenspiel, und unsere Bauernjungen und Taglöhner, die freilich nicht die geringste militärische Unterweisung hatten und nur notdürftig bewaffnet waren, versuchten zwar anfangs zu kämpfen, bewährten sich aber dann hauptsächlich im Davonlaufen, in dem sie eine wirklich erstaunliche Meisterschaft offenbarten. Die britischen Husaren behaupteten höhnisch, sie hätten die zu Fuß Flüchtenden nicht einmal mit ihren schnellen Pferden einholen können. Es war ein völliges Debakel, und diese Institution, die manche nicht genug loben konnten, hat jammervoll versagt, wie jeder Einsichtige erwartet hat. Die Einrichtung einer Landwehr hat ihre unbestreitbaren Vorzüge. Man durfte sie aber nicht so primitiv und unzureichend wie wir organisieren und zudem nicht in offener Feldschlacht allein gegen reguläre, disziplinierte und kampferprobte Truppen einsetzen. Der Kommandant von Kronborg hat sich ebenfalls wie ein Narr benommen und soll mehr Mühe mit seinen Landwehrleuten als mit den Briten gehabt haben. Sonst ist überall Ruhe und Ordnung, und man verträgt sich mit den fremden ungebetenen Gästen. Es hat einige Exzesse gegeben, von denen sich die hannoverschen Truppen erfreulicherweise völlig ferngehalten haben."

„Über die Hannoveraner können auch wir nicht klagen", knurrte der Kommandeur. „Aber die schottischen Regimenter mit ihren Knieröckchen sind eine gesegnete Horde von Spitzbuben. Und ihre Marine übertrifft alles. Ich glaube, sie haben sämtliche Gassen und schlimmsten Winkel der ganzen Erde ausgekehrt und mit dem gesammelten Dreck und Unrat die stolzen Schiffe ihrer britischen Majestät bemannt. So etwas von Teufelsvisagen, Unflat, Lumpen, Säufern, Beutelschneidern und Verbrechern habe ich trotz zweier Mandel Jahre auf See noch nie auf einem Haufen gesehen. Das ist ein Fluchen, Gröhlen, Saufen, Prügeln und Stehlen, daß einem grausen könnte. Und ihre Offiziere, die ehrenwerten Gentlemen, passen in mehr als einer Beziehung recht gut dazu, schwingen die neunschwänzige Katze bei jedem Dreck und wissen jeden Winkel zu finden, wo es noch etwas auszuräumen gibt.

Sogar das silberne Tafelgeschirr unserer Offiziere ist aus der Holmenwache verschwunden, und selbst das kirchliche Kommunionsgerät unserer Flotte haben sie eingepackt. Ich habe dagegen protestiert, aber nur einen winzigen Teil zurückerhalten können. Sie haben aus der Zitadelle sogar die eisernen Öfen geraubt und machen hier auf dem Holm weder vor dem privaten Eigentum der Holzhändler noch vor dem Handwerkszeug der Arbeiter, das diesen armen Menschen gehört, halt. Kapitän Popham und seine rechte Hand, der Lord Dunbar, entwickeln eine verblüffende Sachkenntnis und Vertrautheit und finden sich hier bald besser als ich zurecht. Offenbar haben die Herren eine ersprießliche Vorarbeit geleistet und alles seit langem gründlich ausspioniert.

Wir hatten vom Kommerzkollegium eine große Quantität feiner Wolle bekommen, um damit die Schiffe im Hafen gegen ein Bombardement zu schützen. Jedem vernünftigen und gerechten Menschen wird es einleuchten, daß diese Wolle nicht zur Ausrüstung der Kriegsschiffe gehört und daher nicht unter die Abmachung fällt. Die Briten hingegen haben auch da eine andere Auffassung. Trotz aller Proteste und Reklamationen hat man die Wolle zum Kriegsinventar gerechnet, und wir sind damit um zweihunderttausend Taler ärmer."

Nils Nordenfjeld, der wieder das Gewand des Bürgers trug, knirschte vor Wut mit den Zähnen.

„Daß Sie das mit so einer Ruhe erzählen können, Herr Kommandeur", meinte er erbittert. „Das brächte ich nicht fertig, sondern hätte schon längst meiner Entrüstung Luft gemacht."

Steen Bille nickte gelassen.

„Ich bin ein gut Teil älter als Sie, Graf, und überdies seit fast zwei Wochen Zeuge dieses Treibens. Wenn mich die Wut aber doch einmal übermannen will, denke ich, daß die Stunde der Revanche einmal kommen wird und ich meine dankbare Erinnerung den Briten noch durch manch gute und wohlgezielte Breitseite zu beweisen hoffe. Aber jetzt, Messieurs, habe ich dringende Geschäfte. Sehen Sie sich ruhig um und berufen Sie sich auf mich, wenn man Ihnen Schwierigkeiten bereiten sollte. Wenn Sie dieses traurigen Schauspieles überdrüssig sind, bedienen Sie sich meines Bootes, ich selbst habe noch für Stunden zu tun."

Zwei kurze Händedrücke, der Kommandeur winkte noch einmal und verlor sich dann zwischen einigen Schuppen.

„Wenn dieser vortreffliche Mann den Oberbefehl gehabt hätte, wäre alles anders gekommen", sagte Jürgen seufzend. „Aber die Würfel sind gefallen, und wir haben verspielt. Nachdem ich wochenlang nur meinen dienstlichen Pflichten gelebt habe, darf ich nun wohl einen Gedanken an meine privaten Wünsche verschwenden. Wie geht es deiner Braut und — — —"

„Und Bettina", vollendet Nils lachend, als der Freund stockte. „Weshalb zögerst du? Die beiden haben gottlob die Belagerung und alle Strapazen ihres Samariterwerkes gesund überstanden und sich einige Tage auf Gabrieles Gut erholt. Auch das Palais Schimmelmann ist glimpflich davongekommen, wenn du einige beschädigte oder verschwundene Dinge nicht rechnest."

„Hast du erklärt, weshalb ich bisher nicht gekommen bin?"

„Freilich, hätte ich es nicht getan, würde ich nicht viel ruhige Stunden gehabt haben. Man würdigt deine Gründe natürlich, ist aber nicht geneigt, in eine weitere Verzögerung einzuwilligen. Ich habe feierlichst geschworen, dich heute noch tot oder lebendig anzubringen, richte dich gefälligst danach!"

Jürgen wurde heiß, er schob die Mütze aus der Stirn.

„Das wird ein seltsames Wiedersehen werden", murmelte er gepreßt. „Du übertreibst selbstverständlich, zuviel Peinliches ist geschehen, um mit einigen Worten getilgt zu werden."

Nils rüttelte ihn liebevoll am Arm.

„Sei kein Narr", mahnte er lebhaft. „Haben wir uns nicht zwischen Kartätschen und Kugeln schnell verständigt, obwohl die Situation alles andere als geeignet dafür war?"

„Zwischen Männern ist das eine andere Sache, hier aber — — —"

„Kein Aber! Entscheidend sind nur die Aufrichtigkeit und Stärke der Gefühle und die innere Bereitschaft. Man könnte schier meinen, du stählernes Herz hättest Angst. Ich habe dir den Boden trefflich bereitet und alles klar gestellt. Laß mich die schändliche Indiskretion begehen und dir anvertrauen, daß sie dich mit Ungeduld erwartet. Mehr kann ich nicht tun, das andere mußt du selbst besorgen. Was glaubst du dann, wie ich mich mit Gabriele gefunden habe? Überlege doch, wie wir zueinander standen. Auf mein Wort, du hast mich mit deiner Kugel in den Arm nicht geschädigt, sondern mir eine Binde von den Augen gerissen und mich sehend gemacht. Zum Teufel, es ist so! Aber das Tollste weißt du noch gar nicht."

„Nun?" fragte Jürgen herzlich, während er zerstreut auf die schweren Axthiebe lauschte, die vor ihnen erschollen.

Nils packte seinen Arm.

„Die viertausend Taler sind gar nicht von Onkel Christian, sondern von Gabriele!" rief er mit glänzenden Augen. „Bettina war die einzige Mitwisserin und sollte es mir um jeden Preis verschweigen. Als ich mich Gabriele erklärte, glaubte dieses verteufelte und abscheuliche Frauenzimmerchen im ersten Augenblick, ich wollte sie beim Kopf nehmen, weil mir Bettina die Wahrheit verraten hatte. Acht Tage später gestand mir Gabriele alles. Zum Kuckuck, es war eine schlimme Ohrfeige für mich und eine bittere Pille. Im ersten Augenblick wußte ich nicht, ob ich sie vor Liebe zerdrücken oder ihr beleidigt und erzürnt den Ring zurückgeben sollte. Schließlich aber erkannte ich, daß ich es nicht anders verdiente und obendrein viel zu gütig mit mir unwürdigem Tropf verfahren wurde. Die Liebe dieses herrlichen Wesens, die wiedergewonnene Freundschaft mit dir, der du mir bald Schwager sein wirst, Bettina —"

„Still, still, noch ist es nicht so weit."

„Pah, nicht so kleingläubig, Bruder. Jetzt aber kam die Überraschung, auf die ich um keinen Preis verzichtet hätte. Ehre und Dank dem armen Woloschkin, der sie mir ermöglichte und mir half, die letzten Zweifel für immer zu beseitigen. Trotz ihres Sträubens mußte Gabriele ihr Geld bis zum letzten Taler zurücknehmen. Aber nun will ich dir die Geschichte meiner Brautwerbung erzählen. Es ging ein bißchen ungewöhnlich zu, und vielleicht kannst du etwas profitieren. Ich hatte Angst um mein Kräutlein Rührmichnichtan und ritt also, es war just kaum hell geworden — —"

Mit munteren Gestikulationen, ganz erfüllt vom Glück dieser Erinnerung und die traurige Umgebung völlig vergessend, berichtete er anschaulich und sich selbst verspottend die Erlebnisse dieses Morgens. Er war indessen noch nicht zu Ende gekommen, als ihm ein ungeheuerliches Krachen, von dem die Erde zu erbeben schien, das Wort vom Munde nahm. Ihm folgte ein frenetisches und triumphierendes Gebrüll aus zahlreichen Männerkehlen.

Die beiden Freunde beschleunigten ihre Schritte, durchmaßen den Raum zwischen einigen Schuppen und hielten erschüttert und vernichtet inne.

Vor ihnen erstreckte sich ein Teil der Werft mit den Helgen für den Bau neuer Schiffe. Das erste dieser Fahrzeuge, das einmal ein mächtiges und stolzes Linienschiff hatte werden sollen und dessen Herstellung schon weit vorgeschritten war, lag nun umgestürzt auf der Seite, einen kläglichen und das Herz zusammenpressenden Anblick bietend.

Wie der Rumpf eines ungeheueren Walfisches, der am Land verendet ist, ruhte der mächtige hölzerne Leib, den Kiel seitlich reckend, zwischen seinen zerstörten und zersplitterten Streben und Stützen, die ihn bis zum Stapellauf hätten bewahren sollen.

Johlend und schreiend, Beile und Sägen schwingend, umringten zahlreiche britische Matrosen triumphierend den Riesen, den sie gefällt hatten, ehe er noch seinem Element hatte anvertraut werden können.

Bleich vor Wut packte Jürgen den Arm des Freundes.

„Fort!" befahl er mit halberstickter Stimme. „Komm, ehe mich der Zorn übermannt und ich eine Torheit begehe! Diese schändlichen Buben rauben nicht nur die fertigen Schiffe, sie zerstören auch die auf Stapel liegenden, obwohl sie nicht den Schein eines Rechtes dazu haben. Das mag ansehen, wer will, für mich ist es zu viel."

Nils nickte mit zusammengebissenen Zähnen.

„Laß uns durch die Holzplätze zurückgehen zum Boot", bat er heiser. „Da ist es still, und wir werden kaum einen dieser Halunken treffen."

Jürgen stimmte zu, und so nahmen sie den Weg durch die riesigen Vorräte von Brettern und Balken, die sauber behauen und zugeschnitten in hohen Stapeln aufeinander getürmt eine weite Strecke bedeckten. Hier war es ruhig und menschenleer. Die Luft war erfüllt vom würzigen Duft des Holzes, das langsam trocknete und seiner Verwendung harrte. Borke, Splitter, Holz- und Sägspäne bedeckten den Boden und dämpften ihre Schritte.

Schweigend bogen sie um einen hohen Bretterstoß und erblickten einen britischen Offizier, der, ihnen den Rücken zugewandt, das Holz untersuchte und beklopfte.

Sie nickten sich bitter zu. Also auch hier war man bereits tätig. Um mit dem Feind in keine Berührung zu kommen, wichen so weit als möglich zur Seite.

Als sie ihn passieren wollten, drehte sich der Brite um, und Jürgen, der voranschritt, hielt wie versteinert inne.

Vor ihm stand, den Zweispitz auf dem Kopf und den Degen an der Seite, im blauen Rock mit Goldepauletten und engem weißem Beinkleid des britischen Flottenoffiziers, der Mann, der sein schlimmster Feind war.

Eine Sekunde war eine tödliche Stille.

„Marquis d'Avergne!" knirschte Jürgen voll Haß, und eine heiße Blutwelle schoß ihm zum Kopf. „Beim Allmächtigen, das ist eine eben so sonderbare wie erwünschte Überraschung!"

Über das bräunlich glatte Gesicht des anderen glitt ein hochmütiges Lächeln.

„Pardon, Monsieur, wenn ich richtigstelle", antwortete er zynisch und lüftete leicht den Zweispitz. „Ich bin Lord Milton Dunbar, Postkapitän in Seiner Britischen Majestät Flotte."

Jürgen runzelte die Stirn und machte eine heftige Bewegung.

„Eh bien, wenn Sie auch Ihren Namen wie die Röcke wechseln, der Kerl ist der gleiche geblieben", versetzte er schneidend und verächtlich, nachdem er die erste Verblüffung über diese unerwartete Antwort überwunden hatte. „Überdies mag der eine genau so wenig stimmen wie der andere, oder haben Sie auch Ihre Nationalität verändert?"

„Das war nicht notwendig", erwiderte der andere stolz und selbstgefällig. „Ich bin geblieben, was ich war; ein britischer Gentleman so gut wie nur irgendeiner. Die Pest über die französischen Froschfresser, sie gaben mir nur einen Nom de guerre, und ich schmeichele mir, den emigrierten Marquis und geleckten Stutzer nicht schlecht gespielt zu haben. Sie geben es doch zu, Messieurs? — — Eine Kriegslist, erlaubt und gebräuchlich, was weiter. Apropos, mon cher Comte, ich bin untröstlich, daß mir meine Pflichten bis jetzt keinen Besuch im Palais Schimmelmann erlaubten. Aber nun soll mich nichts mehr abhalten, Comtesse Bettina meine glühende Verehrung und die Unwandelbarkeit meiner Gefühle darzubringen. Parole d'honneur, ich brenne darauf und hoffe — — —"

„Vergeblich, da dem einige Hindernisse entgegenstehen", vollendete Jürgen von Mellenthin, die Fäuste ballend und kaum noch an sich haltend, mit schneidender Verachtung. „So betätigten Sie sich also nicht nur als Lügner und Schurke, sondern auch noch als Spion und Schänder der dänischen Gastfreundschaft. Wahrhaftig, wenn Ihr König noch mehr Offiziere wie Ihresgleichen hat, sind sie allesamt des Anspuckens nicht wert."

„Hoho, Monsieur, Sie nehmen sich ein wenig zu viel heraus!" rief der Lord wütend. „Der Teufel soll mich holen, wenn ich Sie nicht augenblicklich von der nächsten Patrouille arretieren lasse!"

„Dann wollen wir es anders machen", erklärte der Hauptmann von Mellenthin kaltblütig. „Ich nehme diese Behauptung feierlich und in aller Form

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5. Einzelnummern können bis auf weiteres nicht nachgeliefert werden.

zurück und nenne Sie persönlich und allein, Mylord, einen erbärmlichen Schuft und Schweinehund, für den die Peitsche noch zu gut ist. Und damit auch sonst kein Zweifel entsteht — — —"

Er riß die schweren Stulpenhandschuhe rasch vom Degengehänge und schlug sie dem anderen mit voller Wucht links und rechts ins Gesicht, ehe er sie mit Abscheu von sich warf, um damit zu bekunden, daß er sie durch diese Berührung für einen weiteren Gebrauch als untauglich und beschmutzt erachtete.

Lord Milton Dunbar, den nur noch eine flüchtige körperliche Ähnlichkeit mit dem geschmeidigen, feingeistigen und in allen Sätteln gerechten französischen Kavalier früherer Tage verband, schien mit dem Wechsel auch ein gänzlich anderes Wesen angenommen zu haben.

War der eine ein zartnerviger Schwärmer mit der leisen und dekadenten Melancholie langer blaublütiger Inzucht gewesen, so offenbarte sich dieser hier in seiner wahren Gestalt als typischer und robuster Vertreter eines Standes, dem Schiffsplanken, neunschwänzige Katze und die gemeinsten Flüche und Beschimpfungen vertrauter waren als die Verse Shakespeares.

„Ich will ewig verdammt sein, wenn ich dir dänischem Dreckhund nicht auf der Stelle die Rippen durchstoße!" brüllte er mit blutunterlaufenen Augen und riß den Degen aus der Scheide, um mit wüsten Schmähungen auf den Gegner einzudringen.

Jürgen hatte ihn nicht aus den Augen gelassen. Eine Sekunde später funkelte auch seine blanke Klinge in der Sonne. Zwei, drei Stöße und Berührungen, er wich langsam zurück nach dem freien Raum zwischen den Bretterstapeln, der sich seitlich öffnete und genügend Platz für die Austragung des Streites bot.

Der Lord folgte ihm höhnend ob dieser vermeintlichen Feigheit und ihm versichernd, daß er sein Blut sehen wolle.

Nils Nordenfjeld vermochte nur den entsetzten Zuschauer zu spielen, nachdem ein Versuch, zwischen die Kämpfenden zu treten, ihm um ein Haar einen Degenstoß des Briten eingetragen hätte, dem er nur durch einen schnellen Seitensprung im letzten Augenblick entgangen war.

In der Sonne grell reflektierend trafen und trennten sich die Klingen, umzüngelten einander wie Schlangen, um jäh und gierig nach dem feindlichen Menschenleib zu stoßen.

Kein Wort fiel mehr. Schweigend, von Rachedurst und unbezähmbarem Verlangen nach dem Tod des anderen erfüllt, fochten sie gegeneinander, sprangen vor und glitten zurück, führten wuchtige Stöße, parierten, lockten mit Finten, um den Gegner zu täuschen, um dann blitzschnell zuzustoßen, wenn der Augenblick günstig schien.

Mütze und Zweispitz ruhten weggeschleudert im Sägemehl, das unter den hastigen Bewegungen aufstäubte. Schwer ging die Brust unter den engen und unbequemen Uniformröcken, die keiner hatte ablegen können. Schützend verbargen die Holzstapel die Kämpfenden vor jedem fremden Blick, und niemand kam, um sie zu trennen.

Der Lord stieß einen heiseren Triumphschrei aus, da er meinte, diesmal würde seine Klinge ihr Ziel erreichen. Aber sein Gegner wich blitzschnell rückwärts, täuschte durch eine doppelte Finte, um dann seinerseits zu einem überraschenden Angriff auszufallen.

Lord Milton Dunbar schien mitten in den züngelnden biegsamen Stahl hineinzustreben. Eine Sekunde verharrte er regungslos wie vor einer unsichtbaren Wand, dann krümmte sich sein Körper unter dem schweren Stoß, der seine Brust getroffen hatte.

Was ist das? dachte er erstaunt, versuchte den Degen zu heben und fühlte plötzlich, daß ihn die Kraft verlassen hatte. Zugleich zerriß ein fürchterlicher, bohrender und wühlender Schmerz sein Inneres, Schwindel packte ihn, und mit einem halben Schritt nach vorn drehte er sich halb um sich selbst und sank langsam wie widerwillig in den pulvrigen Staub der Hölzer.

Der Hauptmann von Mellenthin stand einen Augenblick regungslos, als käme ihm erst die Besinnung zurück, dann strich er sich über das erhitzte Gesicht und nahte sich, um dem erledigten Feind zu helfen.

Der Lord vergalt ihm wutschäumend diese Samariterabsicht mit einem schnellen Degenstoß, zu dem er sich halb aufzurichten versuchte. Um Haaresbreite verfehlte er das heißersehnte Ziel. Dann sank er röchelnd zurück, und nur die wutsprühenden Augen in dem totenblassen Gesicht, aus dessen Mundwinkel Blut zu sickern begann, verrieten den unversöhnlichen Haß, der in ihm tobte.

„Das sollst du mir büßen, Schuft", keuchte er stöhnend. „Meuchelmördern gebührt der Strick — — — An der Rahe wirst du baumeln und lustige Tänze unter der hänfenen Krawatte vollführen, so wahr ich — — —"

Mit einem Ausdruck von Verschlagenheit verstummte er plötzlich, als hätte er sich bei einer Unklugheit ertappt.

Jürgen zog den blutgetränkten Stahl durch die Sägespäne, reinigte ihn flüchtig und stieß ihn in die Scheide zurück.

„Ich glaube nicht, daß Sie noch sonderlich viel Zeit haben", antwortete er kalt. „Sie sollten Ihr Haus bestellen und keine Gedanken mehr an irdische Ziele verschwenden."

Der Brite lag einen Augenblick regungslos, dann lächelte er hochmütig.

„Vielleicht haben Sie recht", flüsterte er und bettete sich bequemer. „Versöhnen wir uns also — — — Ihre Hand, mon capitaine, es gehört nun einmal dazu."

„Sicherlich, aber der Degen in Ihrer Rechten scheint mir andere Absichten zu haben", erwiderte Jürgen mit tiefster Verachtung.

„Lassen Sie doch diese gemeine Komödie, Sie erbärmlicher Mensch."

Lord Dunbar lächelte zynisch, seine Finger öffneten sich, der Degen glitt zur Seite.

„Sie schlauer Hund", meinte er mit ungeheucheltem Bewunderung.

„Mein Kompliment, Sie haben es erraten. Es hätte mich gewaltig getröstet, wenn Sie mein treuer Begleiter ins Nichts geworden wären — — —"

Sein Gesicht veränderte sich unter einer jähen Gemütsbewegung. Die Gelassenheit wich einer tödlichen Angst.

„Zum Teufel, verbinden Sie mich und holen Sie einen Arzt!" schrie er mit flackernden Augen und überschnappender Stimme.

„Oder wollen Sie mich hier verbluten lassen?!"

„Davon kann keine Rede sein. Geduldigen Sie sich, ich werde mich nach besten Kräften beeilen. Graf Nordenfjeld wird Ihnen unterdessen einen Notverband anlegen."

Er hob seine Mütze auf und wollte hastig an Nils vorüber, der bleich und fassungslos verharrte.

„Auf der Holmenwache befindet sich ein Chirurg", stöhnte der Lord und erhob seine Stimme. „Sie kommen doch wieder, Mellenthin — wir müssen uns aussprechen —"

Ehe Jürgen noch eine Antwort gefunden hatte, zog ihn Nils hinter einen Holzstoß.

„Du verläßt schleunigst den Holm!" befahl er aufgeregt und besorgt. „Der Bursche hat Schlimmes vor, verlaß dich darauf. Bedenke die Situation, du hast einen britischen Offizier tödlich verletzt auf einem Terrain, das ihrer Herrschaft und Gerichtsbarkeit untersteht."

„Es war ein ehrlicher Zweikampf, und den möchte ich sehen, der behaupten —"

„Schweig still! Was weißt du, welche Erklärungen dieser Halunke über die Affäre abgeben wird? — Beobachte ihn doch und denke daran, daß dieser heimtückische, abgefeimte Heuchler dich zuletzt noch zu ermorden suchte. Meinst du, er hat die Rachepläne aufgegeben, die er dir vorhin verkündete? Warnt dich nicht seine rührende Sorge um eine letzte Aussprache? Die Schlange verspritzt ihr letztes Gift, er will dich nur den Häschern überantworten!"

Jürgen zögerte.

„Aber wir können ihn nicht hilflos liegen lassen", versetzte er entschieden. „Er ist in ernster Lebensgefahr, und jede weitere Minute —"

„Fort mit dir, sage ich! Ich werde ihn verbinden und finde kaum zweihundert Schritt entfernt genug Menschen, einen Arzt herbeizuschaffen und alles andere zu erledigen."

„Ich kann dich nicht allein zurücklassen."

„Sei nicht töricht, ich habe nichts zu befürchten. Aber du, die britischen Matrosen sehen mir nicht so aus, als ob sie viel Überlegungen über den korrekten Ablauf eines Duells anstellen würden. Sie werden dich insultieren, erschlagen, wenn sie ihn finden! Eile zum Boot, lasse dich übersetzen und erstatte sofort dem General Meldung. Nutze die kostbaren Minuten, in denen ich mich um diesen Menschen kümmere!"

Noch einmal wehrte sich der Hauptmann von Mellenthin rein gefühlsmäßig gegen eine Flucht, die er als unwürdig empfand, obwohl er die Gründe dafür nicht zu entkräften vermochte. Dann aber beugte er sich dem leidenschaftlichen Drängen des Freundes und der eigenen Erkenntnis.

„Gut, aber den Chirurgen auf der Holmenwache benachrichtige ich", erklärte er hart und wandte sich mit zusammengebissenen Zähnen zum Gehen, den gefällten Feind mit keinem Blick beachtend.

35.

Von den Türmen war das Abendläuten längst verklungen, als der Graf Nordenfjeld außer Atem das Wohnzimmer des Freundes in der Solvengade betrat. Er fand ihn am Schreibtisch mit dem Ordnen von Papieren beschäftigt. Ein gepackter Mantelsack stand am Boden und einige Kleidungsstücke lagen über einen Sessel gebreitet.

„Gottlob, daß du endlich kommst", rief Jürgen erleichtert und erhob sich hastig. „Ich fürchtete schon, du hättest dich in der Schlinge gefangen, die für mich bestimmt war."

„So weißt du schon, daß der ehrenwerte Lord Dunbar dich des gemeinen und meuchlerischen Überfalles bezichtigte?"

Jürgen nickte zornig.

„Kommandeur Bille brachte die Nachricht, als ich bei General von Peymann weilte, der schier einen Tobsuchtsanfall bekam und mir nicht genug Vorwürfe machen konnte."

„Und?"

„Oh, man schenkte selbstverständlich meiner Darstellung Glauben, war sich aber gleichzeitig darüber einig, daß diese unangenehme Affäre schwere Komplikationen herbeiführen könnte. Also wählten sie den einfachsten und diplomatischsten Ausweg und beschlossen den Stein des Anstoßes schnellstens zu entfernen."

„Das heißt?"

(Schluß folgt.)

Schluß von Seite 5:

Das Ritterkreuz mit 19 Jahren!

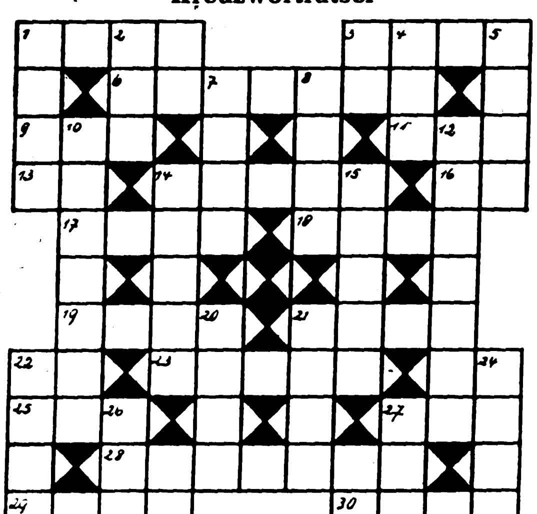
Deckung. Doch er vermochte seine Ungeduld nicht mehr zu zügeln. Die Sowjets hatten das am nächsten liegende Haus verlassen und in Brand gesetzt. Plöntzke sprang plötzlich allein aus der Deckung und jagte mit seinem Maschinengewehr über die freie Fläche hinweg hinter das brennende Haus. Von dort aus hielt er zunächst den Feind unter Feuer, so daß sein Zug nachfolgen konnte. Dann sprang er aber nach kurzer Zeit erneut auf und rannte, mit dem Maschinengewehr aus der Hüfte feuernd, auf die übrigen Häuser los. Wenige Kameraden folgten ihm zunächst. In wütendem Kampf aber räumte Plöntzke ein Haus nach dem anderen aus und ging zwischendurch gegen die in dem Panzergraben verschanzten Sowjets vor. Immer wieder neue Gurte einziehend, von neuem aufspringend und aus der Hüfte feuernd, rollte er den Graben nach beiden Seiten hin auf. Dann sprang er weiter dem inzwischen folgenden Zug voraus bis zu einem 500 m vor ihm liegenden Bahndamm und besetzte ihn mit wenigen Männern so lange, bis die Verstärkung nachgezogen war. Seinem eigenwilligen Entschluß war es zu danken, daß die Durchbruchsversuche der Sowjets an dieser Stelle gestoppt wurden. Er erbeutete dabei auch noch drei Pakgeschütze, zwei schwere Maschinengewehre, mehrere leichte Maschinengewehre, Maschinenpistolen und viele andere Handfeuerwaffen. 36 Sowjets gingen in die Gefangenschaft.

Der Gefreite Werner Plöntzke hat mit dieser Tat, so sagte der Oberst gelegentlich der Ritterkreuzverleihung, gleich den beiden anderen Ritterkreuzträgern des Bataillons bewiesen, daß ihm der Fahneneid nicht ein Lippenbekenntnis, sondern eine Angelegenheit des Herzens und der Tat ist. Dieser junge bescheidene Mensch, der da — an der Seite seines Obersten die Front des Bataillons abschreitend — die bisher stolzeste Stunde seines Lebens erlebte, ist gleich den meisten Jungen unseres Volkes nicht sorglos aufgewachsen. Als Zehnjähriger ging er nach dem Tod seiner Mutter in ein Heim. Aber die Erinnerung an jene Jahre hat nichts Bitteres für ihn; eine verständnisvolle Heimleitung sorgte dafür, daß dem Pflegling nach Möglichkeit eine frohe, von seelischen Belastungen freie Kindheit gegeben wurde. Sie bereitete auch weiterhin seinen Lebensweg, so daß Plöntzke, ehe er Soldat wurde, das Klempnerhandwerk erlernen konnte. Hand in Hand mit dieser verständnisvollen Erziehung ging die geistig-seelische Förderung in der Hitler-Jugend, und wenn der junge Ritterkreuzträger demnächst einmal zu einer Vortragsreihe in die Heimat beurlaubt wird, so kann er damit rechnen, daß er daheim als ein Hitler-Jugend-Kamerad begrüßt wird, der ein glänzendes Zeugnis der Bewährung abgelegt hat, und daß das Zusammensein mit ihm den heißen Willen zur Tat in den jüngeren Kameraden stärken wird.

Kriegsberichter Joachim Bock.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Früherer Name von Litzmannstadt, 3. Hafendamm, 6. Huldigung, 9. Körperteil, 11. Donauzufluß, 13. ägypt. Sonnengott, 14. Gewebe, 16. Tonsilbe, 17. Schmerz, 18. Möbelstück, 19. deutscher Fluß, 21. Astronom Wallensteins, 22. Flächenmaß, 23. Edelstein, 25. Nibelungengestalt, 27. Nebenfluß des Neckars, 28. Venezianer Maler, 29. Rotwild, 30. Donauzufluß. — Senkrecht: 1. Shakespearesche Gestalt, 2. Kirche, 3. Fluß in Italien, 4. Donauzufluß, 5. Vogel, 7. Stadt in Arabien, 8. Vogel, 10. dienstl. Meldung, 12. Land in Asien, 14. Apfelwein, 15. Stadt in Frankreich, 20. altes Schriftzeichen, 21. Vorratsspeicher, 22. Sinnesorgan, 24. Himmelsbläue, 26. soviel wie usw., 27. Morgenröte.

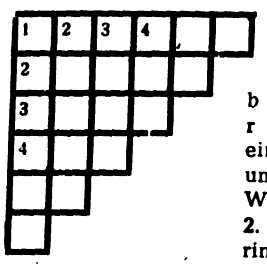
Silbenrätsel

Aus den Silben: ad — bag — bens — dad — dah — das — de — de — de — den — der — dung — e — e — e — e — ent — er — gen — hib — ja — jow — ki — ku — kü — kun — li — lo — lun — lus — mi — mi — mis — mu — na — na — na — ner — ni — ni — nie — non — o — pa — pi — ral — re — re — rich — ro — ru — sa — sa — sal — se — se — the — tor — tor — u — va — vi — wal — xe — zün sind 20 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Vers aus Overbecks Lied „Trost" ergeben. ch = 1 Buchstabe.

1. Krankheit, 2. Offiziersrang, 3. Zeitabschnitt, 4. Stadt in Griechenland, 5. Westgotenkönig, 6. Stadt im Generalgouvernement, 7. Ort in Italien, 8. Starkbier, 9. Stadt im Irak, 10. Oberhaut, 11. indischer Titel, 12. Ständchen, 13. thebanischer Feldherr, 14. römischer König, 15. Oper von Wagner, 16. Zwangsvollstrecker, 17. fläm. Barockmaler, 18. Blume, 19. Oper von Verdi, 20. Nymphen.

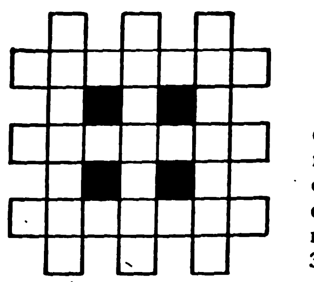
1	11 ....
2	12 ....
3	13 ....
4	14 ....
5	15 ....
6	16 ....
7	17 ....
8	18 ....
9	19 ....
10	20 ....

Magisches Dreieck



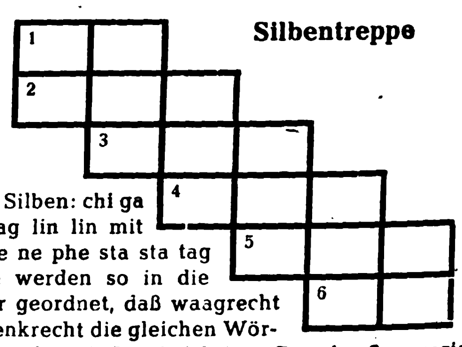
Die Buchstaben: a a a a b b d e e i l l l l n n o o r r z sind so in die Figur einzusetzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Münze, 2. Meer, 3. Körper, 4. Gerinnemittel.

Magisches Gitter



Die Buchstaben: a a a a a e e e e f f k k k l l o o p p r r r r r r r t t t t t t werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Überrock, 2. Stadt am Po, 3. einwandfrei.

Silbentreppe



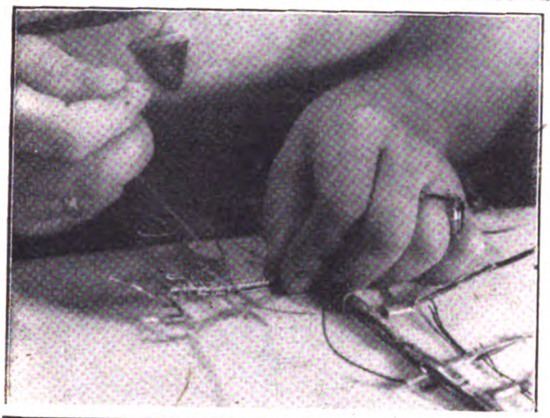
Die Silben: chi ga kru lag lin lin mit mit ne ne phe sta sta tag ze ze werden so in die Felder geordnet, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Durchsichtiges Gewebe, 2. venezianischer Golddukaten, 3. Fettstein, 4. künstliches Leder, 5. Tropfstein, 6. Tageszeit.

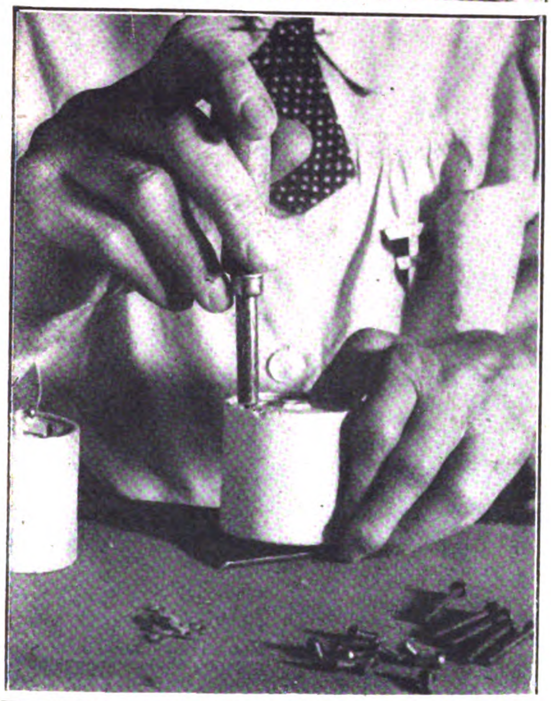
Lösungen der Rätsel:

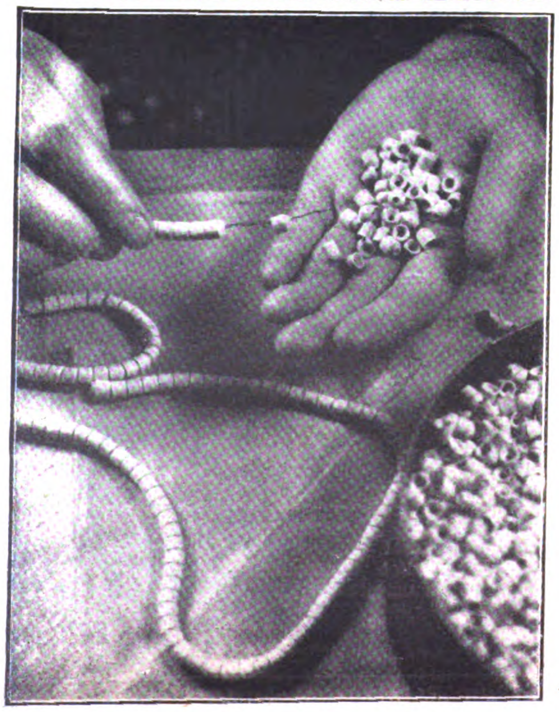
Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Lodz, 3. Pier, 6. Ovation, 9. Arm, 11. Nab, 13. Ra, 14. Zefir, 16. re, 17. Pein, 18. Sofa, 19. Oder, 21. Seni, 22. Ar, 23. Rubin, 25. Ute, 27. Enz, 28. Tiepolo, 29. Elch, 30. Isar. Senkrecht: 1. Lear, 2. Dom, 3. Po, 4. Inn, 5. Rabe, 7. Aden, 8. Ibis, 10. Rapport, 12. Arabien, 14. Zider, 15. Rouen, 20. Rune, 21. Silo, 22. Auge, 24. Azur, 26. etc., 27. Eos. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Lungenentzündung, 2. Admiral, 3. Sekunde, 4. Saloniki, 5. Theoderich, 6. Uniejow, 7. Nervi, 8. Salvator, 9. Bagdad, 10. Epidermis, 11. Sahib, 12. Serenade, 13. Epaminondas, 14. Romulus, 15. Walküre, 16. Exekutor, 17. Rubens, 18. Dahlie, 19. Ernani, 20. Najaden. „Laßt uns besser werden, gleich wird's besser sein." ✱ **Magisches Dreieck:** 1. Dollar, 2. Ozean, 3. Leib, 4. Lab. ✱ **Magisches Gitter:** 1. Paletot, 2. Ferrara, 3. korrekt. ✱ **Silbentreppe:** 1. Gaze, 2. Zechine, 3. Nephelin, 4. Linkrusta, 5. Stalagmit, 6. Mittag.

Handgriffe, die ein jeder kann!











Schweißleder wird aus Stahlhelmen getrennt.
Wie emsig diese Jungmädel dabeisind, das sieht man. Wenn das alte Lederzeug erzählen könnte! Jetzt wird es wieder verarbeitet für neue Stahlhelme, die vielleicht morgen schon ihre Brüder oder Väter tragen.

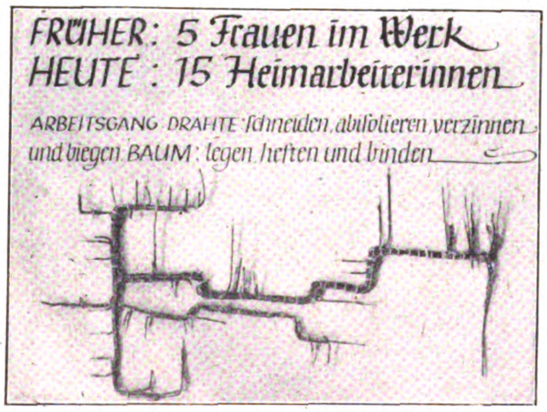
Zur Bildreihe links:
1. Tüten werden geknifft und geklebt für Watte und Verbandstoff der Wehrmacht. 2. Knüpfknoten reihen sich aneinander und festigen den Kabelbaum. 3. Selbst mit der teilweise gelähmten linken Hand kontrolliert diese Zwischenmeisterin die Buchsen und stanzt Unterlagscheiben auf die Schrauben. 4. Isolierperlen werden aufgereiht und ergeben in schneller Folge Hunderte von Isolierketten.

Bildbericht für den JB.
von Reinhold Leßmann.

Viele Wenig machen ein Viel!

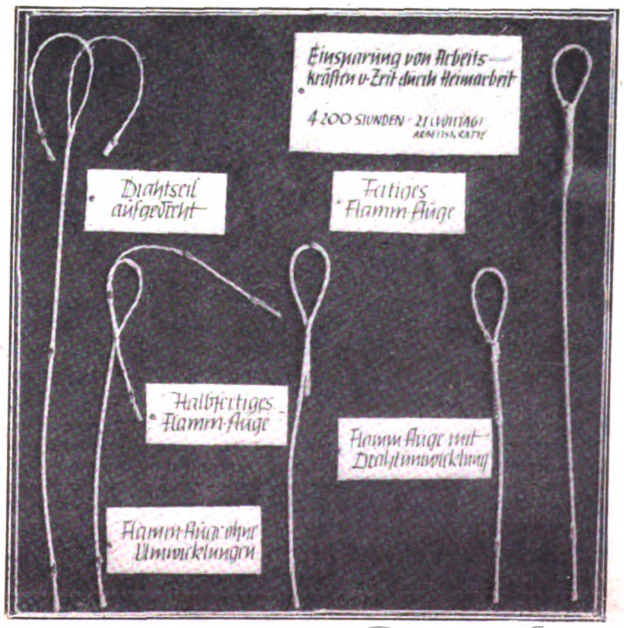


300 Drähte abisoliert – in einer Stunde.
Mit dieser Leistung steht die 76jährige Frau mit an der Spitze der Heimarbeitsgemeinschaft. Ihren Stundenlohn von RM. —.50 spendet sie der NSV.



Heimarbeit macht Kräfte frei für Rüstung und Wehrmacht.
15 Millionen Einzelteile wurden im August in einem Gau in freiwilligem Einsatz von Frauen und Mädeln gefertigt, die nicht meldepflichtig waren.

Ein Beispiel für nicht maschinell durchgeführte Arbeitsgänge, ⟶
die von Heimarbeiterinnen verrichtet werden.







„Ist das zu glauben? Jetzt haben die den Briefkasten gesperrt!! Und mit jedem Brief soll man nun zur Posthöhle latschen? Rücksichtslosigkeit!! Auf die paar Athleten, die viermal zwischen Sonnenauf- und -untergang die eingesteckten Steine abholen, wäre es doch nicht angekommen . . . "



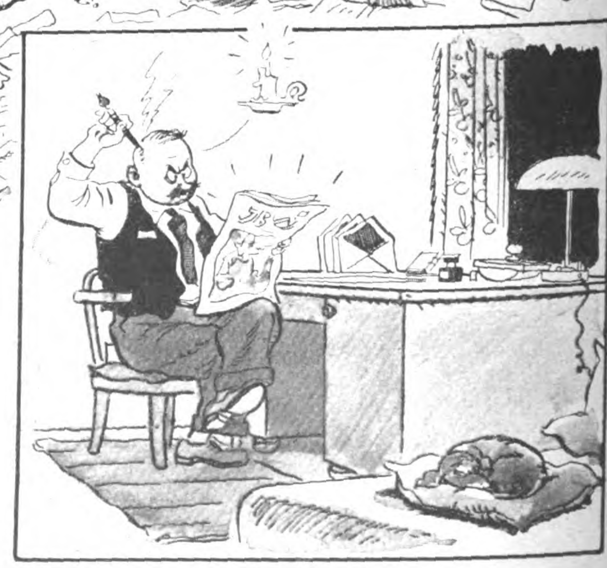
„Ha, das wäre doch noch schöner! Und wenn ich am Tage hundert Briefsteine und bloß mit einem Gruß an meine lieben Freunde und Bekannten schreibe . . . ! Wozu ist denn die Post da?!"



„Bis vor kurzem hatten wir noch dreimal zehn und zwei von diesen hochmodernen Transportfahrzeugen und die nötige Bemannung dazu. Heute haben wir aber nur noch vier, und dabei bringen die Stammesgenossen viel, viel mehr Briefsteine zur Beförderung als früher . . ."



„Es ist gar nicht anders zu n chen, Mensch! Wenn die Stammesgenossen nicht einsehen wollen, daß sie ihre Briefschreiberei aufs Notwendigste beschränken müssen, weil wir soviel Fußvolk und Wagen abgeben müssen, dann führen wir 'ne Briefkarte ein! Von einem Vollmond zum anderen darf jeder vier Briefsteine aufliefern, und jedesmal wird von der Karte zur Kontrolle eine Ecke abgeschlagen!"



Der geschätzte Leser, der sich diesen Bilderbogen ansah, hat natürlich (hoffentlich!) schon lange gemerkt, um was es hier geht . . .

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. ABCDEFG 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 12. OKT. 1944
19. JAHRGANG :·: FOLGE 41

JB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:

....

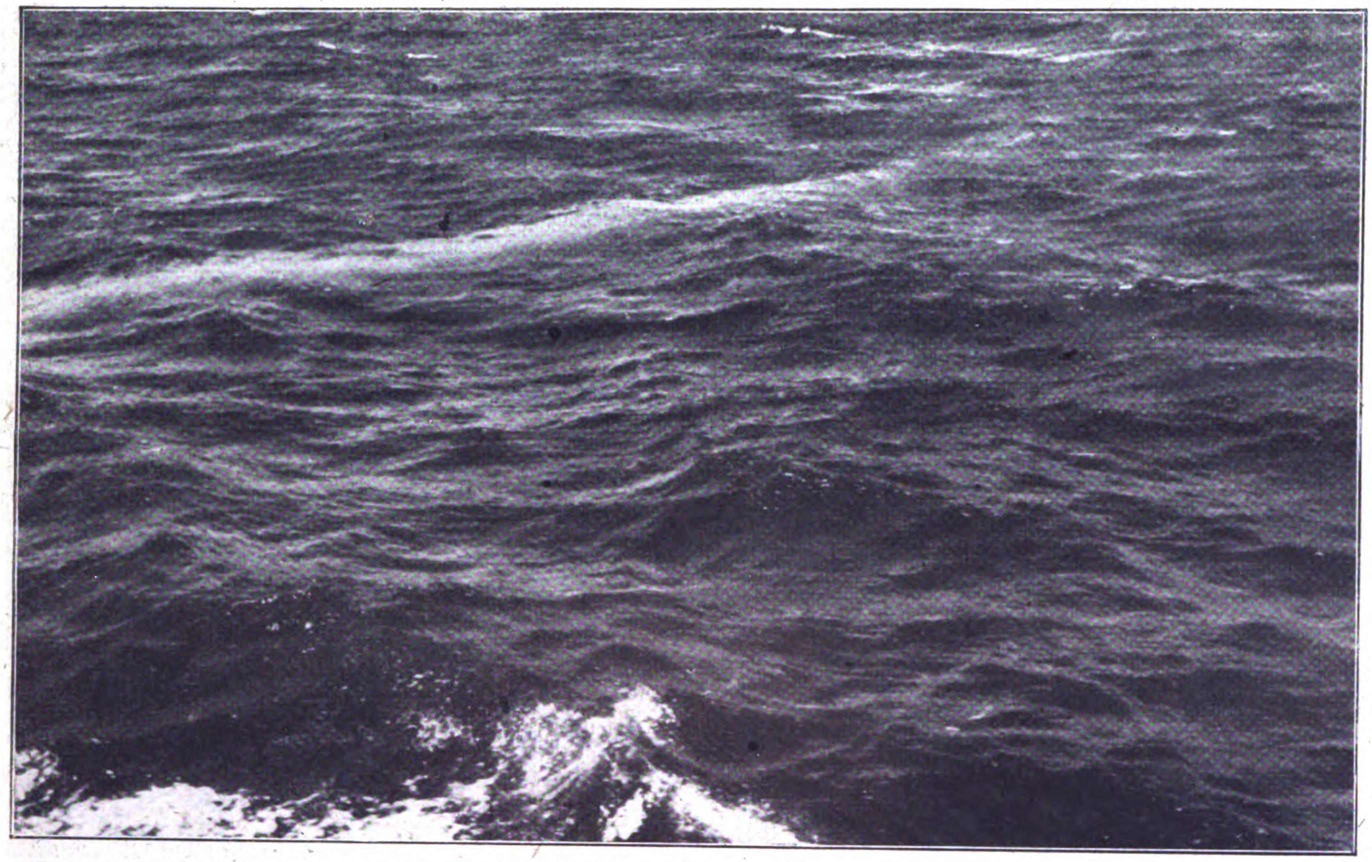
....



PK.-Aufn.: Kriegsberichter Kurth.

Der Gefechtsstand des Kompanieführers.

Von einem Baumstamm einigermaßen gedeckt, erteilt der Kompanieführer, der mit seinen Zugführern Ruf- und Blickverbindung hat, seine Befehle; ein Mg.-Schütze neben ihm sichert gegen die feindlichen Stellungen.



„DAS IST DIE TODESBAHN!

ABER WIR SIND IHR AUSGEWICHEN!"

Kaum sichtbar
in dem leicht bewegten Wasser, läuft sie auf das Boot zu, die schmale Blasenbahn eines feindlichen U-Boot-Torpedos. Noch gerade rechtzeitig wurde sie erkannt. Hart dreht das Boot ab und nimmt gleichzeitig hohe Fahrt auf. Um Meter läuft die Todesbahn am Heck des Schiffes vorbei.

PK.-Aufn.: Kriegsberichter Hinrich Pundsack (Atl.).

Antlitz – GEFORMT VOM KRIEGE

Im deutschen Volke, das immer wieder gezwungen ist, sich sein Dasein und seinen Lebensraum zu erkämpfen, gibt es unzählige Männer, deren Gesichter vom Kriege markant gezeichnet sind. Meist wird dies nur flüchtig empfunden, doch in Stunden des Wiedersehens, wenn zur Frau der Gatte zurückkehrt, wenn die Mutter den Sohn wieder in die Arme schließt oder der Soldat dem alten Kameraden die Hand drückt, dann spürt man hinter dem Lächeln des Glücksgefühls das Staunen über die Wandlung des Antlitzes. Selten freilich gelingt es, diese beobachtete Wandlung auch im Bilde zu zeigen. Von Generalleutnant Johannes Mayer, Kommandeur einer Infanteriedivision, dem der Führer am 23. August die Schwerter verlieh, besitzen wir eine solche aufschlußreiche Bildreihe.



1915
Der in Greifswald geborene Johannes Mayer hat sich bei Ausbruch des ersten Weltkrieges sofort freiwillig gemeldet. Im zweiten Kriegsjahr ist er bereits Unteroffizier.



1918
4 Jahre Krieg liegen hinter dem Leutnant und Regimentsadjutanten. Auch im Chaos des Umsturzes bleibt er Soldat. Daneben promoviert er als erster Reichswehroffizier zum Dr. rer. pol.



1935
Bis zum Major und Bataillonskommandeur ist Johannes Mayer nun aufgestiegen. An der T.H. erwarb er den Dr.-Ing. Aus der Reichswehr schuf der Führer ein deutsches Volksheer.



1942
Vor dem Krieg hatte er unter Rommel als Taktiklehrer an der Kriegsschule Potsdam gewirkt. 1942 erhielt er nach soldatischen Ruhmestaten das Ritterkreuz.



1944
Der im Jahre 1942 zum Generalmajor beförderte und zum Kommandeur einer Infanteriedivision ernannte Johannes Mayer empfing am 13. April 1944 aus der Hand des Führers das Eichenlaub für die persönlich tapfere und entschlossene Führung seiner Division. Zu seinen Soldaten zurückgekehrt, die unbegrenztes Vertrauen zu ihm haben und ihn Vater nennen, führte er seine rheinisch-westfälische Infanteriedivision erneut bei den schweren Abwehrkämpfen des Sommers 1944. Nach einer Verwundung findet General Mayer in einem Lazarett seiner Heimatstadt Greifswald Genesung. Hier erhält er am 23. August 1944 das Fernschreiben des Führers, durch das ihm die Schwerter zum Eichenlaub des Ritterkreuzes verliehen werden. Mit ihm freut sich seine Gattin über die hohe Auszeichnung.

PK.-Aufn.: Kriegsberichter Kempe-Transocean-Europapreß.



Das glotzende Gespenst.
Aus der Ferne ist der unbeweglich harrende deutsche Beobachter in seiner Tarnkleidung von einem Bäumchen nicht zu unterscheiden. Aus der Nähe wirkt er freilich unheimlich mit seinen geisterhaften Augen, den Gläsern des Feldstechers.

*



Ein Rasenstück wurde lebendig.
Aus Gräsern geschickt geflochten wurde der Tarnmantel dieses Schützen, der, sobald er sich niedergetan hat, von seiner Umgebung nicht mehr unterschieden werden kann.



Nun kann er den Feind kommen lassen.
Die Gewißheit, vor feindlicher Sicht auf einige Entfernung gut geschützt zu sein, gibt dem Scharfschützen die volle Überlegenheit ruhigen Abwartenkönnens

PK.-Aufn.: Kriegsberichter Hamann-Transocean-Europapreß (3).



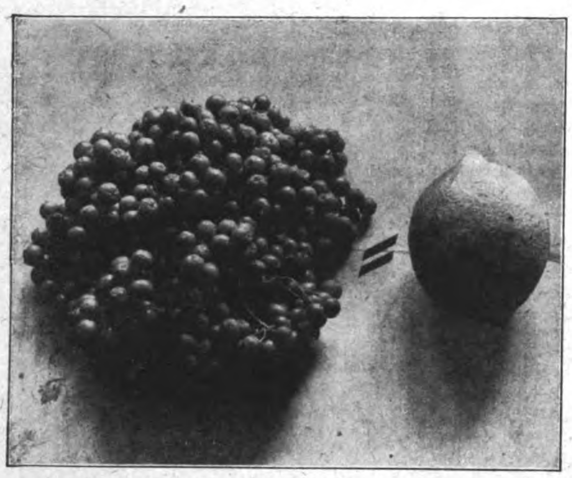
Sein Dialekt ist unverständlich ... Hallo! Er malt etwas!

Bei einem Gegenstoß
wurden Gefangene eingebracht. Der Regimentskommandeur verhört einen von ihnen. Mit seiner unverletzten Hand zeichnet er die Nummer seines Regiments in den Sandboden



Unerschöpflich sind auch die Menschenreserven der Sowjetunion nicht.
Unter den Gefangenen finden sich zahlreiche Halbwüchsige. Daher die Gier, mit der die Bolschewisten nach Arbeiterheeren aus den von ihnen vergewaltigten Gebieten greifen.

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Rabenberger (Sch.).



Eine erstaunliche Gleichung.
Der Saft dieses Beerenbüschels von Edel-Ebereschen im Gewicht von 250 Gramm entspricht dem Säurewert einer Zitrone. Man kann in Zukunft die Zitrone völlig durch den Saft der Eberesche ersetzen, zumal der Vogelbeerbaum auch in höheren Gebirgslagen wächst, wo kein Obst mehr richtig gedeiht.

Vitamin C vom Vogelbeerbaum

Die wirksamere „Zitrone des Nordens“

Überall leuchten in den Vorherbsttagen rot oder orangerot die Beerenbüschel der Eberesche oder des Vogelbeerbaums, der wegen seiner Schönheit allenthalben verehrt, geschätzt und geliebt wird. Seit langer Zeit ist sein hartes Holz für vielfache Verwendung von Wert, und seine Beeren verliehen von alters her dem Branntwein und Essig Aroma und Kraft, doch wurden seit Jahrzehnten die Bäume auch nur des schönen Aussehens wegen gepflanzt, und den Vögeln wurde es erlaubt, im Herbst und Winter die leuchtenden Beeren als Futter zu holen.

Heute hat die Beere im Kriege als Träger der Zitronensäure und des C-Vitamins eine kostbare Bedeutung erlangt. Dabei wird genau zwischen den Früchten der edlen und der wilden Eberesche unterschieden. Die von den süßen Ebereschen hergestellten Konzentrate führen ohne wesentliche Beeinträchtigung des natürlichen Gehaltes an Wirkstoffen zu einem Endprodukt, das an Wohlgeschmack und vielseitiger Verwendbarkeit die Zitrone noch übertrifft. Der Saft der Ebereschenbeere ist dem der Zitrone nicht nur wegen des Gehaltes an Säure und C-Vitamin, sondern auch geschmacklich noch überlegen. Der Säuregehalt eines Liters Zitronensaft beträgt 5,5 Prozent, der eines Liters Ebereschensaft in der handelsüblichen konzentrierten Form 7,5 Prozent. In 100 ccm frischen Zitronensafts befinden sich, einen Mittelwert angenommen, 20 Milligramm-Prozent C-Vitamin, in der gleichen Menge Ebereschenkonzentrats aber 240 Milligramm-Prozent. Während der Saft der frischen Zitrone, den wir so schätzen, sich ohne Geschmacksbeeinträchtigung und andere Nachteile nicht konservieren läßt, ist dies bei der Eberesche möglich. Neben ihrer gesundheitlichen Bedeutung verfügt die Eberesche auch hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Ausnutzung über Eigenschaften, die sie vor den meisten Vitaminträgern auszeichnet. Während z. B. 100 kg Zitronen 38—40 Liter Saft ergeben, erhält man von 100 kg Ebereschen 45—50 kg Saft, wobei dessen Haltbarkeit,

(Schluß auf der Rätselseite)



Etwa 400 Zentner Ebereschenbeeren
wurden in den Straßen einer mitteldeutschen Großstadt durch freiwillige Helfer geerntet; diese Beeren entsprechen im aufbereiteten Zustand nach ihrem Säurewert dem Saft von 80 000 Zitronen, nach ihrem C-Vitamin-Gehalt aber dem Saft von 800 000 Zitronen.



Ein interessanter Vergleich.
Der Inhalt dieser 1/3-l-Flasche mit Ebereschenkonzentrat entspricht der Säurekraft von 12 Zitronen! Der Vitamin-C-Gehalt dieses Flascheninhalts erreicht sogar das Zehnfache des Zitronensaftes.



Beim Menschen der Steinzeit

In dieser Felsenhöhle lebten vor Abertausenden von Jahren Menschen der Vorzeit. Hier wurden vor fünf Jahren Überreste von vorgeschichtlichen Knochen gefunden



Heute haben hier deutsche Soldaten ihre Hütte aufgeschlagen. Mit primitiven Mitteln wurde sie wohnlich gemacht.

PK.-Aufn.: Kriegsber. Rottwinkel, WBD.



Wie damals wohl an heißen Tagen der Steinzeitmensch ein erfrischendes Bad nahm, so steigt allmorgendlich der Landser in dies kühle Naß, denn an der Italienfront ist es noch warm genug dazu.

each day they destroyed or damaged 17,000 houses



International

IN A ROBOMB'S WAKE

A day's wreckage: 17,000 houses.

Die Wirkung der V-1-Waffe.
„Täglich zerstören oder beschädigen sie 17 000 Häuser."

Meiler brennen um Berlin

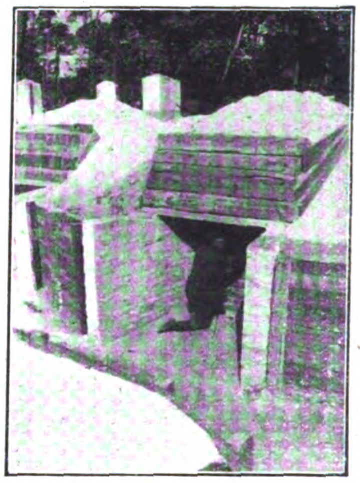
Auf Anregung des Staatssekretärs im Reichsverkehrsministerium Dr.-Ing. Ganzenmüller sind rund um die Reichshauptstadt Kohlenmeiler errichtet worden. Aus den bombenzerstörten Häusern werden Balken, Verschalungen und Möbelreste hervorgeholt, und zu der begehrten Holzkohle, die für Schmiede, Klempner und auch für Generatorfahrzeuge unentbehrlich ist, verschwelt.



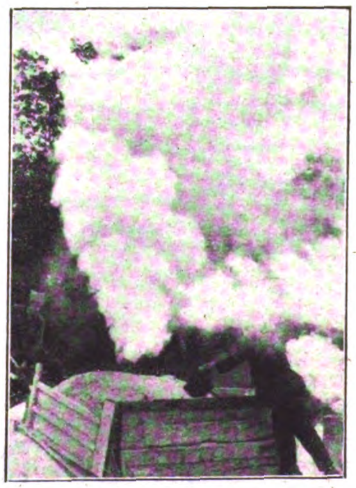
Der Meiler wird ausgemauert.



Durch das obere Meilerloch wird das Holz eingefüllt.



Der holzgefüllte Meiler wird angesteckt.



Sand wird aufgeschippt, bis kein Nebenzug mehr vorhanden ist.



Holzkohle für Klempner und Schmiede.

Aufnahmen: Weltbild



Holzkohle in Tüten, fertig zum Gebrauch für Kraftfahrzeuge.



„Die Bewohner dieses Hauses wurden von den anglo-amerikanischen Befreiern ermordet."
So lautet die Inschrift auf einem durch Bombenangriff zerstörten Wohnhaus. — Mit immer stärker werdendem Abwehrwillen trotzt das republikanisch-faschistische Italien den anhaltenden anglo-amerikanischen Bombenangriffen.

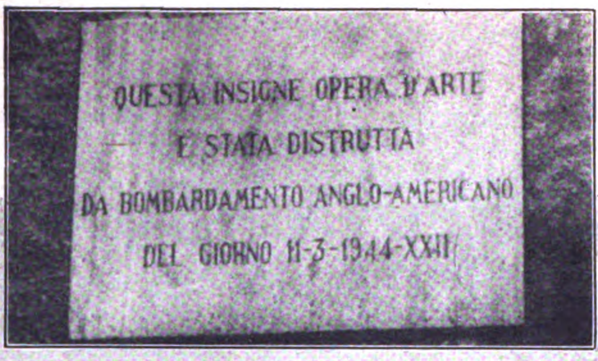
Ohne Haus können wir leben, ohne Vaterland nicht!

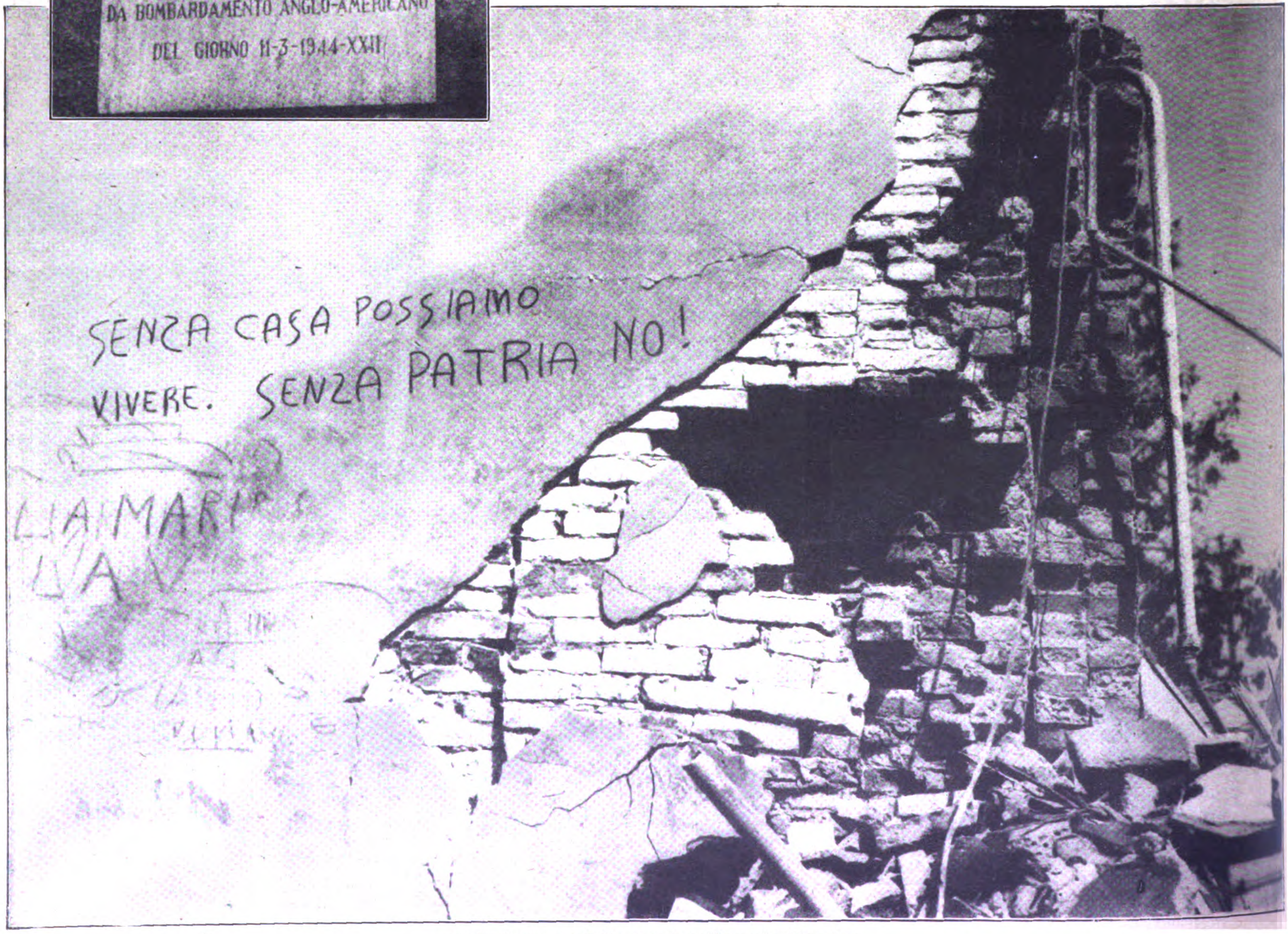
Hausanschriften aus dem republikanisch-faschistischen Italien



Als einziges blieb die Mutter Gottes in einer von den Amerikanern zerstörten Kirche in Norditalien übrig.
Groß ist das Leid und die Trauer unter der Bevölkerung über die unter den Trümmern begrabenen Kunstwerke.

Aufnahmen:
Transocean-Europapreß.





Auf einem zertrümmerten Haus in Treviso
sah der Bildberichterstatter von ungelenker Hand den Satz geschrieben: „Ohne Haus können wir leben, ohne Vaterland nicht!" Diese zahlreichen Aufschriften auf den Trümmern der norditalienischen Städte zeigen, daß Italien seinen Lebensmut nicht verloren hat „Aushalten und heimzahlen" ist die Parole. Bild links oben: Eine Gedenktafel, die die Nachwelt an das Schicksal der Eremitenkirche in Padua erinnern soll.

Feuer am Sund

ROMAN VON LOTHAR FREUND

(14. Fortsetzung und Schluß.)

Der Schluß in Folge 40:

Von den Türmen war das Abendläuten längst verklungen, als der Graf Nordenfjeld außer Atem das Wohnzimmer des Freundes in der Solvengade betrat. Er fand ihn am Schreibtisch mit dem Ordnen von Papieren beschäftigt. Ein gepackter Mantelsack stand am Boden und einige Kleidungsstücke lagen über einen Sessel gebreitet.

„Gottlob, daß du endlich kommst", rief Jürgen erleichtert und erhob sich hastig. „Ich fürchtete schon, du hättest dich in der Schlinge gefangen, die für mich bestimmt war."

„So weißt du schon, daß der ehrenwerte Lord Dunbar dich des gemeinen und meuchlerischen Überfalles bezichtigte?"

Jürgen nickte zornig. „Kommandeur Bille brachte die Nachricht, als ich bei General von Peymann weilte, der schier einen Tobsuchtsanfall bekam und mir nicht genug Vorwürfe machen konnte."

„Und?"

„Oh, man schenkte selbstverständlich meiner Darstellung Glauben, war sich aber gleichzeitig darüber einig, daß diese unangenehme Affäre schwere Komplikationen herbeiführen könnte. Also wählten sie den einfachsten und diplomatischsten Ausweg und beschlossen, den Stein des Anstoßes schnellstens zu entfernen."

„Das heißt?"

„Man schickt mich in die Verbannung. Ich habe Urlaub und muß noch heute Kopenhagen verlassen. Wie ich durch die Engländer komme, bleibt freundlichst mir überlassen. Strenge Order: sie dürfen mich nicht kriegen, da sonst die Situation äußerst prekär für alle und alles würde. Ich beuge mich der von höheren Interessen diktierten Notwendigkeit, da man mir auf das bestimmteste versprach, den Vorgang klarzustellen und meine Ehre auf das nachdrücklichste zu verteidigen. Jetzt gelte es nur, die erregten Gemüter zu schonen und jeden brüsken und gewalttätigen Schritt der Briten durch meine Entfernung von vornherein wirkungslos zu machen."

„Sehr klug und weise", lobte Nils, nicht ohne Ironie. „Man wird also alles tun, um die Sache im Sand verlaufen zu lassen. Weshalb freust du dich nicht? Zweifelst du, daß dir volle Genugtuung wird? Ich dächte, der Graf Nordenfjeld genügte als Augenzeuge, um jeden Zweifel und Verdacht verstummen zu lassen. Was deinen Gegner anbetrifft — — —" Er zögerte einen winzigen Augenblick, um dann mit einer Härte zu vollenden, die noch vor einigen Wochen eine psychische Unmöglichkeit für ihn gewesen wäre, „so hat Seine Lordschaft vor einer Stunde seine edle Seele ausgehaucht, nachdem er seine letzte Zeit nur noch mit guten Wünschen für dein Wohlergehen hier und im Jenseits verbracht hat. Eine abscheuliche Szene, indessen sind damit sämtliche Rechnungen beglichen."

Jürgen verharrte eine Weile regungslos.

„Gut, das heißt die Angelegenheit restlos abgeschlossen", antwortete er mit finsterem Gleichmut. „Irgendwelche frommen oder sentimentalen Betrachtungen und Nachrufe wird niemand von mir erwarten, etwas Wichtigeres liegt mir jetzt am Herzen. Du mußt mir um jeden Preis sofort ein ungestörtes Rendezvous mit Bettina arrangieren."

Nils neigte den Kopf und betrachtete seine Stulpenstiefel, während sich die verschiedensten Empfindungen in seinem Geist widerspiegelten, die zuletzt einem humorvollen Verständnis wichen.

„Hm, ob das gehen wird", murmelte er besorgt. „Ist es so dringend?"

Jürgen fuhr wie ein gereizter Tiger auf ihn los.

„Du Narr!" schrie er außer sich. „Ich verlasse Kopenhagen nicht eher, und wenn es mein Leben kostet. Ich liebe Bettina und fürchte fast, das Schicksal will uns nicht zusammenkommen lassen. Wochenlang habe ich nur Dienst und Pflicht gekannt und mit übermenschlicher Disziplin mein persönliches Glück höheren Interessen untergeordnet. Nun aber schwindet jede Rücksicht, und ich werde mich von nichts und niemand abhalten lassen, die entscheidende Frage noch vor meiner Abreise an sie zu richten."

„Als derzeit einzig anwesender Vertreter der Familie erkläre ich, daß mich diese Brautwerbung ehrt, wenn ich sie auch der Form nach beanstanden muß —"

„Zur Hölle, laß diese Possen!" schrie Jürgen zornig. „Was soll das?"

Nils hob beschwichtigend die Hand und ließ sich nicht stören.

„Warte, du stürmischer Liebhaber, die Etikette muß gewahrt bleiben. Namens und in Vollmacht sämtlicher Anverwandten bis zu Adam und Eva eröffne ich, daß sich gegen diese Verbindung keine Einwendungen erheben. Und nun wollen wir vor allem sehen, daß du dich in Sicherheit bringst. Wie denkst du es dir?"

Jürgen zuckte die Schultern.

„Mit einem Fischerboot", antwortete er gleichgültig.

Nils überlegte sorgfältig, dann schüttelte er den Kopf.

„Nein", entschied er entschlossen. „Du legst bürgerliche Kleidung an, nimmst meinen Paß und fährst als Legationssekretär Graf Nordenfjeld durch Seeland. Den Wagen beschaffe ich, in zwei Stunden treffen wir uns auf dem Neumarkt, dem Rathaus gegenüber. Alles andere überlaß deinem Reisemarschall, der zu deiner vollsten Zufriedenheit arbeiten wird. Spute dich und folge mir, du wirst es nicht bereuen!"

Ehe Jürgen noch ein Wort herausbringen konnte, klappte die Tür, und er war allein. Obwohl er zuerst geneigt war, sich mit dieser selbstherrlichen Behandlung nicht zufrieden zu geben, besann er sich eines Besseren und wechselte seine Kleidung, um dann die letzten Reisevorbereitungen zu treffen, die trotz Umsicht und Eile den größten Teil der zur Verfügung stehenden Zeit verschlangen. Als sein Diener schwerbeladen vorausgegangen war, durchschritt er nochmals wehmütig die vertrauten Räume und verabschiedete sich von seiner rundlichen und behäbigen Wirtin, die ahnen mochte, daß es mit dieser Reise eine besondere Bewandtnis hatte, und reichlich Tränen vergoß. Dann stieg er, vielleicht zum letzten Male, nicht ohne Bewegung die steile Treppe hinunter, deren ächzendes Knarren ihm längst zu einem gewohnten Geräusch geworden war.

Als er den vereinbarten Treffpunkt erreichte, erkannte er in der heraufziehenden Dämmerung einen wappengeschmückten Reisewagen mit vier feurigen Rappen bespannt, vor dem der Freund unruhig auf und ab schritt. Mit einem Ausruf der Erlösung eilte er ihm entgegen.

„Endlich!" rief er erregt. „Es ist höchste Zeit. In einer halben Stunde schließen die Tore, und dann ist es zu spät."

Jürgen spähte suchend um sich. Sein Blick streifte die Kutsche, deren Fenstervorhänge zugezogen waren.

„Und Bettina?!" fragte er mit gefurchter Stirn.

Graf Nordenfjeld gab einige glucksende Töne von sich, die an eine Henne erinnerten, die ihre Kücken zu einem guten Bissen heranlockt.

„Bruderherz, es war nicht möglich", versicherte er beschwörend, während er ein Lachen nur mühsam zu unterdrücken schien. „Ich konnte es nicht mehr arrangieren, sie ist bei Gabriele auf Angershus. Ich werde aber dafür sorgen, daß — —"

„Danke, den kleinen Umweg werde ich auf mich nehmen", schnitt ihm Jürgen das Wort ab. „Ich werde sie heute noch dort aufsuchen."

Nils lüftete den hohen modischen Hut und trocknete sich die Stirn.

„Wie du meinst. Auf jeden Fall rate ich dir, die Pferde nicht zu schonen und möglichst viele Meilen zwischen dich und Kopenhagen zu legen, ehe der Morgen graut. Und nun mußt du fort!"

Sie schüttelten sich die Hände, umarmten sich herzhaft und wechselten noch einige letzte Worte, ihre innere Bewegung mannhaft unterdrückend.

Dann stieg Jürgen in das vordere Abteil und sah noch einmal durch das geöffnete Fenster.

„Wo ist Zacharias?"

„Im Dienerabteil hinter dir", antwortete der Graf Nordenfjeld und klappte höchsteigenhändig den Tritt hoch, um nochmals heranzutreten. „Lebe wohl, Jürgen, sei verständig und mißbrauche nicht das Vertrauen, das man dir schenkt. Ich hoffe, du bist mit mir zufrieden. Alles Glück auf den Weg und auf ein baldiges frohes Wiedersehen im befreiten Kopenhagen!"

„Wovon sprichst du?" fragte Jürgen erstaunt.

Nils antwortete nicht. Ein kräftiger Händedruck noch, dann trat er zurück und rief mit markiger Stimme den Kutscher an.

„Fahr zu, Hannes!"

Polternd und ruckend setzte sich das Gefährt in Bewegung. Jürgen winkte ein letztes Mal, dann sank er auf das weiche Polster nieder. Zurückgelehnt und die Augen geschlossen lauschte er gedankenverloren auf das schütternde Rollen der Räder.

Ein leichter süßer Duft schmeichelte sich in seine Sinne, weckte Erinnerungen und ließ das Herz rascher schlagen. Seine Nasenflügel weiteten sich. Mit einem Ruck schlug er die Augen auf und richtete sich hoch, um sich in dem dunklen Raum umzusehen.

Was war das? Dort in der Ecke auf der anderen Seite, war da nicht eine Gestalt?

„Wer ist hier?" rief er stürmisch erregt.

Ein Geräusch wie das knisternde Rauschen eines Frauenkleides antwortete und etwas glitt neben ihm auf das Polster.

„Nils sagte, es verlange jemand nach mir", flüsterte eine leise Stimme zaghaft und dennoch mit einer zauberhaften Süße lockend.

„Bettina!" schrie der Hauptmann von Mellenthin fassungslos und immer noch ungläubig.

Seine Hände tasteten über seidenweiches Haar, umschmeichelten die zarten Rundungen eines geliebten Antlitzes, um sich in der Freude der Gewißheit fest und besitzergreifend um einen schlanken Leib zu schließen.

„Bettina", flüsterte er, sie an seine Brust ziehend und wie ein Hauch antwortete ihm sein Name, ehe seine Lippen ihren Mund verschlossen.

Das Tor war ohne Zwischenfall passiert.

Mit einem fröhlichen Knall huschte die Peitsche über den Rücken der Pferde. Aufschnaubend warfen sie sich in die Geschirre und verfielen in einen munteren Trab, der sie rasch vorwärtsbrachte.

Unentwegt und eilfertig drehten sich die Räder und trugen das Gefährt mit seinen glücklichen Insassen an den Lagerfeuern, Zelten, Hütten und Schildwachen der Feinde vorüber, der Freude und der Freiheit entgegen.

Hinter ihnen versank im Dunst der hereinbrechenden Nacht die Stadt mit ihren Wunden und dem Leid der Bewohner. Niemals aber würde im Wissen der Menschen und in der Erinnerung der Nachwelt die Kunde von ihrem Schicksal untergehen und für alle Zeiten standen im Buch der Geschichte, mochten auch Jahrhunderte verstreichen Verurteilung und Brandmarkung dieser schändlichen Tat verzeichnet. (Ende.)

GREVENS LETZTER ELEFANT

Ein ostafrikanisches Jagderlebnis / Von Karl Kurt Wolter

„Sie wollen uns also nicht auf der Safari nach Elefanten begleiten?" fragte Dr. Welden wohl zum fünften Male. — „Ich schieße keine Elefanten", entgegnete Jim Greven ebenso bestimmt. Sie saßen auf der kleinen Terrasse vor dem Hotel in Moshi, am Fuß des gewaltigen Kilimandscharo, der einst zu Deutschlands schönstem afrikanischem Besitz zählte, und tranken Whisky. Die Sonne näherte sich bereits dem Horizont. In kaum wahrnehmbarem Hauch wehte etwas Kühlung von den dunklen Urwaldhängen des Bergmassives herüber, über denen in dunstiger Höhe die ewigen Eisfelder glänzten. Dr. Welden war vorgestern mit seinen beiden Begleitern aus Europa eingetroffen. Von Moshi aus gedachten sie ihre Jagd zu beginnen und Jim Greven, ein Farmer aus der Aruschagegend, sollte ihnen als Jagdleiter dienen. Die eingeborenen Jäger hatten dringend dazu geraten; Greven kannte das ganze Gebiet wie kein zweiter und war als sicherer Schütze berühmt. Man schien jedoch jetzt zu keiner Einigung zu kommen.

„Wenn ich Ihnen aber verrate, daß es mir auf einige Schillinge nicht ankommen soll", begann Dr. Welden von neuem. Er wußte, daß es dem Farmer wirtschaftlich nicht sonderlich gut ging und daß ihm jeder Nebenverdienst willkommen sein mußte.

Greven gab keine Antwort. Er trank von seinem Whisky und blickte versonnen zu dem Bergmassiv hinüber, das sich allmählich mit dichten Nebelschleiern zu beziehen begann.

„Vielleicht überlegen Sie sich's", meinte Dr. Welden und zupfte nervös die Bügelfalten seiner weißen Hose zurecht; er hatte sie bei einem Berliner Schneider machen lassen, aber sie paßte

eher zu einem Tennisspiel in Europa als zur afrikanischen Jagd.

„Wenn ich gewußt hätte, daß es auf Elefanten ginge, wäre ich gar nicht erst von meiner Pflanzung 'rübergekommen", brummte Greven

„Aber was wollen Sie bloß . . .," rief Dr. Welden, den die Hartnäckigkeit des Farmers langsam ärgerte, „es geht doch alles ganz gesetzmäßig zu. Ich habe den großen Jagdschein von der Behörde erworben und habe somit das Recht, einen Elefanten zu schießen!"

„Freilich", stimmten seine beiden Begleiter zu.

„Ach, es muß etwas herrlich Aufregendes sein, solche Jagd auf Elefanten!" rief der Doktor schwärmerisch wie ein Schuljunge.

„Was wissen Sie davon", entgegnete Jim Greven nachdenklich. „Sie kommen da von Europa herübergefahren, fein bequem im Schiff, erster Klasse natürlich, mit allem, was dazu gehört, Tanz, Bordfesten, Whisky, Flirt . . . Sie reisen mit der Bahn hier herauf, mieten ein Auto und lassen sich bis an die Herden heranfahren. Sie besitzen Waffen, denen keine Haut gewachsen ist, Sie schießen in aller Ruhe und töten — das nennen Sie aufregend? Nee, für diese Art von Jagd bin ich nicht zu haben." Greven spuckte verächtlich aus. „Ich nicht!" — „Aber gerade Sie sind uns als Großwildjäger empfohlen", meinte Dr. Greven betroffen. — „Löwen, ja gern, dieses Raubzeug — aber Elefanten, die keinem etwas zuleide tun, nein . . ."

Ein seltsamer Kauz, dieser Greven, dachte der Doktor. „Und Sie wollen mir erzählen, daß Sie niemals einen Elefanten geschossen haben?" fragte er mit ungläubigem Lachen. — „Früher ja, als ich die Tiere noch nicht näher kannte. Aber dann habe ich einmal einen Elefanten schießen müssen, mein Herr, das war der letzte", antwortete der Pflanzer. „Ich sehe schon, daß ich Ihnen mein Erlebnis erzählen muß. Sie mögen mich dann vielleicht sentimental nennen oder so, aber damals habe ich mir geschworen, keinen Elefanten mehr zu erlegen. Hören Sie zu . . .

Greven lehnte sich zurück und begann zu berichten: „Das ereignete sich drüben am Sanya, zu Beginn der großen Regenzeit. Wenn die ersten Ströme vom Himmel in die Urwaldbäume der Südhänge prasseln und die Stürme an den Kronen der alten Riesen zausen, dann fühlt sich auch der Elefant, der König dieser Wälder, in seinem Reich nicht mehr wohl. Er verläßt das schützende Dunkel der Bäume und begibt sich auf Wanderschaft. Am Abend, wenn die untergehende Sonne den Berg in ein mattes Rot taucht und die Eisfelder des Gipfels zu glühen beginnen, tritt der Elefant einzeln oder in Herden aus dem Wald. In seiner ruhigen Art durchwatet er den Sanyabach und bricht in die Kaffee- und Maisfelder ein, um einen geradezu verheerenden Schaden anzurichten. Nur mit Gewalt kann er dann vertrieben werden.

Mein Freund Sander, dessen Pflanzung unmittelbar an den Bach grenzt, wurde am häufigsten von solchen Besuchen betroffen und die Behörde gestattete ihm schließlich nach mancherlei Eingaben den Abschuß der Störenfriede auf seinem Land. Da es ziemlich gewagt ist, allein auf Elefanten anzusitzen, bat mich Sander um meine Unterstützung. Zwei benachbarte Pflanzer schlossen sich uns gleichfalls an.

Zu viert saßen wir also am Abend wohl versteckt auf einem kleinen Hügel, der mit hohem Gras und leichtem Buschwerk bewachsen war, und warteten auf das Erscheinen der Dickhäuter. Vor unseren Augen zogen sich die Reihen der Kaffeesträucher, jeder von ihnen an die zwei Meter hoch, hinab bis zum Sanya, auf dessem anderen Ufer der Urwald beginnt. Wir saßen denkbar günstig gegen Wind, denn der Elefant besitzt eine äußerst feine Witterung; außerdem gab die untergehende Sonne im Rücken dem Schußfeld eine hervorragende Beleuchtung. Ein Fehlen schien eigentlich ausgeschlossen.

Sander berichtete uns flüsternd, daß er am Abend zuvor von diesem Platz aus eine kleine Herde beobachtet habe, die genau uns gegenüber in etwa zweihundert Meter Entfernung aus dem Wald getreten sei. Da der Elefant stets dem alten Wechsel zu folgen pflegt, mußten die Tiere auch heute wiederkommen. Wir verabredeten noch schnell, daß Sander und ich die beiden ersten Schüsse anbringen, während die beiden anderen Pflanzer nur dann feuern sollten, falls eines der Tiere zum Angriff überginge.

Lautlos saßen wir und warteten. Die Minuten dehnten sich zur Ewigkeit, und doch währte es wohl kaum mehr als eine halbe Stunde, da sich drüben aus dem Waldesdunkel eine graue Masse schob, leise plätschernd den Bach durchwatete und schließlich zwischen den untersten Kaffeesträuchern stehen blieb: Der erste Elefant. Er kam als Vorposten. Suchend hob er den Rüssel, ob die Luft rein sei, und schmatzte mit der Unterlippe. Er schien keine Gefahr zu wittern, denn er richtete sich nach kurzem Umblick hoch auf, hell glänzten seine riesigen Stoßzähne, und trompetete mit lautem Ton in die Abendluft. Auf dies Kommando traten nun drei weitere Tiere aus dem Urwald, zwei kleine und ein drittes, noch mächtigeres Tier als das erste. Es schien ein äußerst vorsichtiger Bursche zu sein; andauernd ging sein Rüssel suchend in der Luft umher, als mißtraute er den Beobachtungen seines Kameraden, und nur zögernd folgte er den andern Schritt für Schritt.

Inzwischen hatte sich uns der erste Elefant auf etwa hundert Meter genähert. Er ging recht sorglos, zertrampelte bald da einen Kaffeestrauch, knickte dort einen Schattenbaum — nun schien er die Richtung wechseln zu wollen. Er stand jetzt quer, mit der ganzen Breitseite gegen uns. Der Augenblick zum Schießen war günstig.

Vorsichtig hoben wir die Gewehrläufe, ein leises Knacken, ein kurzes Zielen, und fast gleichzeitig krachten zwei Schüsse. Ich hatte verabredungsgemäß zwischen Auge und Ohransatz, Sander aufs Blatt gezielt.

Wir hatten gut getroffen. Der Koloß blieb zunächst wie angewurzelt stehen; darauf ging ein Zittern durch den riesigen Körper, langsam, unter Stöhnen, brach er erst vorn in die Knie, dann gab auch die Hinterhand nach. Aber er legte sich nicht um, sondern hockte zusammengekauert am Boden, während sein Kopf ruckweise allmählich immer tiefer ging."

Greven hatte bis dahin ohne Unterbrechung erzählt. Nun goß er sich ein neues Glas Whisky ein, den er sonst nicht unverdünnt zu trinken pflegte, und leerte es auf einen Zug. Die Umsitzenden, die seiner Erzählung aufmerksam gefolgt waren, warteten gespannt auf das Ende. Die Sonne war bereits untergegangen, und nächtliches Dunkel hatte rasch von allen Gegenständen Besitz ergriffen.

Ein Negerboy kam aus dem Innern des Hotels, stellte ein Windlicht auf das weiße Tischchen und verschwand wiederum. Dr. Welden konnte seine Ungeduld nicht länger bezähmen. „Und was taten die anderen Tiere?" fragte er hastig. Greven jedoch stopfte sich erst bedächtig eine Pfeife, ehe er zu erzählen fortfuhr.

„Wir waren natürlich damals genau so voller Erwartung wie Sie jetzt. Würden die anderen Elefanten uns entdecken und angreifen, oder würden sie sich zur Flucht wenden. Die beiden kleineren Tiere standen vom Augenblick des Knalls an still, wie vor Schreck erstarrt. Nicht einmal ihre Rüssel bewegten sich. Nur die breiten Ohren standen gleich Segeln weit ab, als lauschten sie, was nun folge. Der andere, große Elefant dagegen trampelte unruhig hin und her, sein Rüssel ging hoch in die Luft und suchte Witterung vom unsichtbaren Gegner zu bekommen. Er wurde immer aufgeregter, stieß zornige Trompetentöne aus, lief wild im Kreise einher und riß wütend jeden Baum um, der ihm dabei im Wege war. Wenn er uns jetzt entdeckte, wußten wir, ging es auf Leben und Tod.

Anscheinend war dieser Elefant das Leittier, denn er drehte sich schließlich, immer noch suchend, dem Walde zu und auf seinen Lockruf hin setzten sich auch die beiden kleineren Tiere augenblicklich in Bewegung. Als sie fast schon unten am Bach angelangt waren, blieben plötzlich alle drei stehen und äugten zurück, als hätten sie etwas vergessen. Und da bemerkten sie, daß ihnen der vierte Elefant nicht folgte. Lauter stieß das Leittier jetzt seinen Lockruf aus und — das Erstaunliche geschah — der im Wundbett klagende Riese bewegte die Ohren und hob langsam den Kopf.

Von neuem ertönte der Lockruf des Leittieres; es klang herrisch wie ein Befehl. Da ging ein Zittern durch den zu Tode getroffenen Körper und er versuchte, laut stöhnend, sich mit aller Gewalt aufzurichten. Vielleicht überkam ihn plötzlich die Angst, von seinen Kameraden verlassen zu werden. Mit sichtlicher Anstrengung bemühte er sich vom Boden hochzukommen und es schien fast so, als gelänge es ihm mit den Vordersäulen — da brach er von neuem ächzend zusammen.

Und nun geschah etwas, was keiner von uns Zuschauern für möglich gehalten hätte: Das Leittier wendete sich um und kehrte zurück. Als sei es eine Selbstverständlichkeit, so kam es und trieb dabei auch die anderen Tiere zurück, ihnen gleichsam bedeutend: Helft euerm Kameraden!

Wirklich stellten sich die beiden neben das getroffene Tier, um es beim Aufstehen zu stützen. Das Leittier stand in einiger Entfernung und lockte jetzt dringender. Wieder mühte sich der Elefant aufzukommen und es gelang ihm nach einer Weile endlich, mit den Vordersäulen zu stehen. Die beiden anderen Tiere stemmten und schoben regelrecht von hinten, ja wir konnten deutlich erkennen, wie das eine richtig mit seinem Rüssel anhob. Und so gelang es ihnen schließlich mit vereinten Kräften, ihren wunden Kameraden aufzustellen.

Darauf setzte sich der ganze Zug langsam in Bewegung, dem schützenden heimatlichen Walde zu. Vorne weg schritt das Leittier, von Zeit zu Zeit Lockrufe ausstoßend und sich umwendend, ob die andern auch folgten. Dann kam der sterbende Elefant, zitternd und hängenden Hauptes, beständig dem Zusammenbrechen nahe, aber stets zu beiden Seiten gestützt von den anderen Tieren. Ich sah genau, wie sie sich mit ihrem ganzen Körpergewicht gegen ihn stemmten, um ein Fallen ihres Kameraden zu verhindern. So entschwanden sie im Urwald unseren Blicken . . ."

„Solche Tiere haben doch ein zähes Leben", bemerkte einer der Zuhörer.

„Anderntags", schloß Greven, „sahen wir hoch im Urwald die Geier kreisen. Da wußten wir, daß der Tod stärker war als diese Kameradschaft."

„Ich meine . . .", sagte Dr. Welden etwas später zu seinen Begleitern, noch sichtlich beeindruckt von der Erzählung des Pflanzers, „vielleicht ist es doch besser, wir jagen lieber Löwen . . ."

ERICH KÖRDING:

Die Ratten

Klaus Heimdal klopfte seine Pfeife aus, stopfte sie erneut und setzte sie bedachtsam in Brand. Dann meinte er:

„Weshalb ich Ratten hasse wie die Pest? Nun, ich will euch ein Erlebnis erzählen, das euch Aufklärung geben wird.

Ihr wißt ja, daß dort oben in den Hochmooren ein gutes Jagdrevier ist. Vielleicht aber wißt ihr noch nicht, daß es dort auch von Ratten wimmelt. Zu Hunderttausenden hausen sie da. Mag der Teufel wissen, weshalb. Und bei großer, lang anhaltender Trockenheit geschieht es dann wohl, daß die Ratten abwandern, die tiefer gelegenen Moore aufsuchen. Ganz plötzlich geschieht das meist, wie auf ein verabredetes Zeichen hin. Und eine solche Auswanderung erlebte ich eines Tages, zugleich aber auch die wohl furchtbarste Stunde meines Lebens.

Es war das zweitemal, daß ich dort oben jagte. Ich kannte das Gebiet noch nicht so gut wie heute, und dadurch auch kam es, daß ich mich eines Tages verirrte. Nach stundenlangem Umhersuchen traf ich am Ufer eines kleinen Sees eine bewohnte Blockhütte. Ich wurde von dem Fallensteller Nurio gastfreundlich aufgenommen.

„Bleib hier, so lange du magst", sagte er. „Ich und Sura, meine Tochter, freuen uns über jeden Besuch. Es ist hier sehr einsam, wir sehen nur wenig Fremde. So bleibe noch."

Später, als es bereits dunkelte, erschien dann auch die Tochter. Sie mochte zwanzig Jahre zählen, hatte ein rundes, tiefbraunes Gesicht, fast schwarze, sehr glänzende Augen und ein herr-

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5. Einzelnummern können bis auf weiteres nicht nachgeliefert werden.

liches, schneeweißes Gebiß. Die etwas vorstehenden Backenknochen verrieten mongolische Blutmischung. Sie sah reizend aus, vor allem wenn sie lächelte.

„Erzähle uns von deinem Lande. Ist es dort schön?" fragte sie.

Und dann lauschte sie mit der ganzen Hingebung einsam lebender Menschen, und ihre dunklen Augen hingen mit einem Ausdruck kindlichen Entzückens an mir, als lausche sie einer Offenbarung.

Meine Erzählung wurde durch hartes Pochen an der Tür unterbrochen. Sofort änderte sich der Gesichtsausdruck Suras und wurde unfreundlich, abweisend. Sie stand auf. „Karel!" sagte sie nur.

„Das ist Karel Wjassow", raunte Nurio mir zu. „Er kommt oft her — Nuras wegen. Sie mag ihn nicht, aber — nun, man soll ihn nicht reizen — du verstehst wohl. Aber hüte dich, er —.—."

Die laut polternden Schritte des neuen Gastes übertönten die weiteren Worte. Untersetzt, stämmig, so stand Karel Wjassow dann mitten in der Stube und musterte mich aus verkniffenen Augen. Sofort hatte ich das Empfinden: der Mann da ist dein Feind!

„Sie jagen hier?" sprach er sehr förmlich. „Es ist in diesem Sommer nichts mit der Jagd — was suchen Sie hier?"

Ich sah ihn erstaunt an. Was bezweckte diese Frage? Ich zuckte also nur die Achseln. Er sah mich durchdringend an.

Ich beschloß, mich nicht weiter um ihn zu kümmern und setzte meinen Bericht fort. Und wieder lauschte Sura mit durstig geöffneten Lippen. Unterbrach ich mich kurz, so bat sie lächelnd „Weiter"! Die Anwesenheit Wjassows schien sie vergessen zu haben.

Es entging mir jedoch nicht, wie die Augen des Mannes wieselflink zwischen Sura und mir hin- und herflogen, wie er beobachtete, mein Gesicht und das Mienenspiel Suras. Ein Zug von Verbissenheit und Grausamkeit lagerte sich um seine schmalen Lippen

„Die Ratten wollen ziehen", unterbrach er mich plötzlich, sich an Nurio wendend. „Hütet alles Eßbare, die Tiere — euch!"

Ich fragte, was es damit auf sich habe. Karel Wjassow schwieg, doch sah er mich nachdenklich an. Nurio klärte mich auf.

„Wenn Sie wollen, zeige ich es Ihnen mal", mischte sich Karel Wjassow ein. „Jenseits des Waldes, dort werden sie ziehen — ich kenne das schon. Sie wollen zum unteren Moor, sie hungern."

„Aber daran ist doch nichts Besonderes zu sehen", sagte nun Sura, und sie blickte mich dabei starr an, so als wollte sie mir mit diesen Worten einen Wink geben.

Ich sah ein spöttisches Zucken in den Mundwinkeln Wjassows.

„Sehr gerne möchte ich das mal sehen", sagte ich, und ich wußte, daß ich mit diesen Worten eine innere Stimme übertönte.

„Gut", meinte Karel, „wir können bald gehen, es ist hell."

„Vater, willst du nicht mitgehen?" sagte Sura, und ich spürte wohl das Drängen in ihrer Frage. „Dort hast du doch Fallen?"

„Diesmal nicht", erwiderte der Alte. „Nun, dann geht nur."

Wenig später schritten Karel Wjassow und ich durch den Wald zum hohen Moor hinauf. Die Nacht war hell, man konnte gut sehen. Schweigend gingen wir nebeneinander. Und nun bereute ich fast, nicht doch abgelehnt zu haben.

Wir hatten den nicht tiefen Wald bald hinter uns. „Da —, die ersten Ratten!" sagte Wjassow und blieb stehen. „Sehen Sie — überall laufen sie. Und hören Sie nur!"

Das nächtliche Schweigen war nun erfüllt von heimlichem Rascheln, von leisen Lauten, Piepen, schrillen Tönen.

„Sie scheinen sich hier zu sammeln. Dort — sehen Sie."

Ich blickte in der angedeuteten Richtung. Im selben Augenblick fuhr die Faust Karel Wjassows gegen die Schläfe. Betäubt sank ich zu Boden.

Als ich das Bewußtsein wieder erlangt hatte, war ich an Händen und Füßen gefesselt.

„Nun wirst du die Ratten kennenlernen", sagte Wjassow, sich über mich beugend. „Und wie wirst du sie kennenlernen!" Seine Worte wurden zu hassendem Flüstern. „Du wirst Sura nicht mehr mit deinen schönen Worten betören, du —! Rede zu den Ratten, oder unterhalte dich mit dem Tod, wenn er dich holen kommt!"

Er nahm mich auf, um mich nach wenigen Schritten wieder niederzulegen, und zwar auf einen flachen, kaum fußhohen Stein.

„Ich will nichts von diesem Mädchen", sagte ich, noch halb betäubt. „Da brauchst du nichts zu fürchten! Was willst du?"

Er lachte verächtlich. „Nichts zu fürchten! Pah, das weiß ich! Aber Sura vielleicht. Ich kenne das. Und wenn du noch mehr wissen willst, frag die Ratten. Aber ich rate dir: sprich nicht zu laut, schreie nicht, rufe nicht um Hilfe — nur die Ratten hören dich und kommen — nur die Ratten, verstehst du?" Er stampfte mit den Füßen auf. „Verdammt! Weg, elendes Viehzeug!" Sich mir wieder zuwendend, sagte er höhnisch: „Sie haben uns schon bemerkt, sie werden dich also nicht übersehen. Ha, du wirst bitter sterben!"

Er sprang auf einen etwas höheren Stein, der unweit lag und schien sich nun an dem kommenden Schauspiel ergötzen zu wollen. Es lief mir kalt über den Rücken, als ich fühlte, wie eine Ratte an meinem Mantel emporkletterte und auf mir hin- und herlief. Sie schien unschlüssig, was zu tun. Nun beschnupperte sie meine festgebundenen Hände. Und dann fühlte ich plötzlich in der einen Hand einen stechenden Schmerz. Da packte mich das Grauen. Ekel und Todesangst wollten mich würgen.

„Hilfe!" schrie ich erstickt, und nochmals: „Hilfe — Hilfe!"

„Ja, schrei nur — sie kommen schon!" rief Wjassow. „Sie — —."

Er brach plötzlich ab und richtete sich spähend und horchend auf. Auch ich hatte es vernommen.

eher zu einem Tennisspiel in Europa als zur afrikanischen Jagd.

„Wenn ich gewußt hätte, daß es auf Elefanten ginge, wäre ich gar nicht erst von meiner Pflanzung 'rübergekommen", brummte Greven.

„Aber was wollen Sie bloß ...," rief Dr. Welden, den die Hartnäckigkeit des Farmers langsam ärgerte, „es geht doch alles ganz gesetzmäßig zu. Ich habe den großen Jagdschein von der Behörde erworben und habe somit das Recht, einen Elefanten zu schießen!"

„Freilich", stimmten seine beiden Begleiter zu.

„Ach, es muß etwas herrlich Aufregendes sein, solche Jagd auf Elefanten!" rief der Doktor schwärmerisch wie ein Schuljunge.

„Was wissen Sie davon", entgegnete Jim Greven nachdenklich. „Sie kommen da von Europa herübergefahren, fein bequem im Schiff, erster Klasse natürlich, mit allem, was dazu gehört, Tanz, Bordfesten, Whisky, Flirt... Sie reisen mit der Bahn hier herauf, mieten ein Auto und lassen sich bis an die Herden heranfahren. Sie besitzen Waffen, denen keine Haut gewachsen ist, Sie schießen in aller Ruhe und töten — das nennen Sie aufregend? Nee, für diese Art von Jagd bin ich nicht zu haben." Greven spuckte verächtlich aus. „Ich nicht!" — „Aber gerade Sie sind uns als Großwildjäger empfohlen", meinte Dr. Greven betroffen. — „Löwen, ja gern, dieses Raubzeug — aber Elefanten, die keinem etwas zuleide tun, nein ..."

Ein seltsamer Kauz, dieser Greven, dachte der Doktor. „Und Sie wollen mir erzählen, daß Sie niemals einen Elefanten geschossen haben?" fragte er mit ungläubigem Lachen. — „Früher ja, als ich die Tiere noch nicht näher kannte. Aber dann habe ich einmal einen Elefanten schießen müssen, mein Herr, das war der letzte", antwortete der Pflanzer. „Ich sehe schon, daß ich Ihnen mein Erlebnis erzählen muß. Sie mögen mich dann vielleicht sentimental nennen oder so, aber damals habe ich mir geschworen, keinen Elefanten mehr zu erlegen. Hören Sie zu ...

Greven lehnte sich zurück und begann zu berichten: „Das ereignete sich drüben am Sanya, zu Beginn der großen Regenzeit. Wenn die ersten Ströme vom Himmel in die Urwaldbäume der Südhänge prasseln und die Stürme an den Kronen der alten Riesen zausen, dann fühlt sich auch der Elefant, der König dieser Wälder, in seinem Reich nicht mehr wohl. Er verläßt das schützende Dunkel der Bäume und begibt sich auf Wanderschaft. Am Abend, wenn die untergehende Sonne den Berg in ein mattes Rot taucht und die Eisfelder des Gipfels zu glühen beginnen, tritt der Elefant einzeln oder in Herden aus dem Wald. In seiner ruhigen Art durchwatet er den Sanyabach und bricht in die Kaffee- und Maisfelder ein, um einen geradezu verheerenden Schaden anzurichten. Nur mit Gewalt kann er dann vertrieben werden.

Mein Freund Sander, dessen Pflanzung unmittelbar an den Bach grenzt, wurde am häufigsten von solchen Besuchen betroffen und die Behörde gestattete ihm schließlich, nach mancherlei Eingaben den Abschuß der Störenfriede auf seinem Land. Da es ziemlich gewagt ist, allein auf Elefanten anzusitzen, bat mich Sander um meine Unterstützung. Zwei benachbarte Pflanzer schlossen sich uns gleichfalls an.

Zu viert saßen wir also am Abend wohl versteckt auf einem kleinen Hügel, der mit hohem Gras und leichtem Buschwerk bewachsen war, und warteten auf das Erscheinen der Dickhäuter. Vor unseren Augen zogen sich die Reihen der Kaffeesträucher, jeder von ihnen an die zwei Meter hoch, hinab bis zum Sanya, auf dessem anderen Ufer der Urwald beginnt. Wir saßen denkbar günstig gegen Wind, denn der Elefant besitzt eine äußerst feine Witterung; außerdem gab die untergehende Sonne im Rücken dem Schußfeld eine hervorragende Beleuchtung. Ein Fehlen schien eigentlich ausgeschlossen.

Sander berichtete uns flüsternd, daß er am Abend zuvor von diesem Platz aus eine kleine Herde beobachtet habe, die genau uns gegenüber in etwa zweihundert Meter Entfernung aus dem Wald getreten sei. Da der Elefant stets dem alten Wechsel zu folgen pflegt, mußten die Tiere auch heute wiederkommen. Wir verabredeten noch schnell, daß Sander und ich die beiden ersten Schüsse anbringen, während die beiden anderen Pflanzer nur dann feuern sollten, falls eines der Tiere zum Angriff überginge.

Lautlos saßen wir und warteten. Die Minuten dehnten sich zur Ewigkeit, und doch währte es wohl kaum mehr als eine halbe Stunde, da sich drüben aus dem Waldesdunkel eine graue Masse schob, leise plätschernd den Bach durchwatete und schließlich zwischen den untersten Kaffeesträuchern stehen blieb: Der erste Elefant. Er kam als Vorposten. Suchend hob er den Rüssel, ob die Luft rein sei, und schmatzte mit der Unterlippe. Er schien keine Gefahr zu wittern, denn er richtete sich nach kurzem Umblick hoch auf, hell glänzten seine riesigen Stoßzähne, und trompetete mit lautem Ton in die Abendluft. Auf dies Kommando traten nun drei weitere Tiere aus dem Urwald, zwei kleine und ein drittes, noch mächtigeres Tier als das erste. Es schien ein äußerst vorsichtiger Bursche zu sein; andauernd ging sein Rüssel suchend in der Luft umher, als mißtraute er den Beobachtungen seines Kameraden, und nur zögernd folgte er den andern Schritt für Schritt.

Inzwischen hatte sich uns der erste Elefant auf etwa hundert Meter genähert. Er ging recht sorglos, zertrampelte bald da einen Kaffeestrauch, knickte dort einen Schattenbaum — nun schien er die Richtung wechseln zu wollen. Er stand jetzt quer, mit der ganzen Breitseite gegen uns. Der Augenblick zum Schießen war günstig.

Vorsichtig hoben wir die Gewehrläufe, ein leises Knacken, ein kurzes Zielen, und fast gleichzeitig krachten zwei Schüsse. Ich hatte verabredungsgemäß zwischen Auge und Ohransatz, Sander aufs Blatt gezielt.

Wir hatten gut getroffen. Der Koloß blieb zunächst wie angewurzelt stehen; darauf ging ein Zittern durch den riesigen Körper, langsam, unter Stöhnen, brach er erst vorn in die Knie, dann gab auch die Hinterhand nach. Aber er legte sich nicht um, sondern hockte zusammengekauert am Boden, während sein Kopf ruckweise allmählich immer tiefer ging."

Greven hatte bis dahin ohne Unterbrechung erzählt. Nun goß er sich ein neues Glas Whisky ein, den er sonst nicht unverdünnt zu trinken pflegte, und leerte es auf einen Zug. Die Umsitzenden, die seiner Erzählung aufmerksam gefolgt waren, warteten gespannt auf das Ende. Die Sonne war bereits untergegangen, und nächtliches Dunkel hatte rasch von allen Gegenständen Besitz ergriffen.

Ein Negerboy kam aus dem Innern des Hotels, stellte ein Windlicht auf das weiße Tischchen und verschwand wiederum. Dr. Welden konnte seine Ungeduld nicht länger bezähmen. „Und was taten die anderen Tiere?" fragte er hastig. Greven jedoch stopfte sich erst bedächtig eine Pfeife, ehe er zu erzählen fortfuhr.

„Wir waren natürlich damals genau so voller Erwartung wie Sie jetzt. Würden die anderen Elefanten uns entdecken und angreifen, oder würden sie sich zur Flucht wenden. Die beiden kleineren Tiere standen vom Augenblick des Knalls an still, wie vor Schreck erstarrt. Nicht einmal ihre Rüssel bewegten sich. Nur die breiten Ohren standen gleich Segeln weit ab, als lauschten sie, was nun folge. Der andere, große Elefant dagegen trampelte unruhig hin und her, sein Rüssel ging hoch in die Luft und suchte Witterung vom unsichtbaren Gegner zu bekommen. Er wurde immer aufgeregter, stieß zornige Trompetentöne aus, lief wild im Kreise einher und riß wütend jeden Baum um, der ihm dabei im Wege war. Wenn er uns jetzt entdeckte, wußten wir, ging es auf Leben und Tod.

Anscheinend war dieser Elefant das Leittier, denn er drehte sich schließlich, immer noch suchend, dem Walde zu und auf seinen Lockruf hin setzten sich auch die beiden kleineren Tiere augenblicklich in Bewegung. Als sie fast schon unten am Bach angelangt waren, blieben plötzlich alle drei stehen und äugten zurück, als hätten sie etwas vergessen. Und da bemerkten sie, daß ihnen der vierte Elefant nicht folgte. Lauter stieß das Leittier jetzt seinen Lockruf aus und — das Erstaunliche geschah — der im Wundbett klagende Riese bewegte die Ohren und hob langsam den Kopf.

Von neuem ertönte der Lockruf des Leittieres; es klang herrisch wie ein Befehl. Da ging ein Zittern durch den zu Tode getroffenen Körper und er versuchte, laut stöhnend, sich mit aller Gewalt aufzurichten. Vielleicht überkam ihn plötzlich die Angst, von seinen Kameraden verlassen zu werden. Mit sichtlicher Anstrengung bemühte er sich vom Boden hochzukommen und es schien fast so, als gelänge es ihm mit den Vordersäulen — da brach er von neuem ächzend zusammen.

Und nun geschah etwas, was keiner von uns Zuschauern für möglich gehalten hätte: Das Leittier wendete sich um und kehrte zurück. Als sei es eine Selbstverständlichkeit, so kam es und trieb dabei auch die anderen Tiere zurück, ihnen gleichsam bedeutend: Helft euerm Kameraden!

Wirklich stellten sich die beiden neben das getroffene Tier, um es beim Aufstehen zu stützen. Das Leittier stand in einiger Entfernung und lockte jetzt dringender. Wieder mühte sich der Elefant aufzukommen und es gelang ihm nach einer Weile endlich, mit den Vordersäulen zu stehen. Die beiden anderen Tiere stemmten und schoben regelrecht von hinten, ja wir konnten deutlich erkennen, wie das eine richtig mit seinem Rüssel anhob. Und so gelang es ihnen schließlich mit vereinten Kräften, ihren wunden Kameraden aufzustellen.

Darauf setzte sich der ganze Zug langsam in Bewegung, dem schützenden heimatlichen Walde zu. Vorne weg schritt das Leittier, von Zeit zu Zeit Lockrufe ausstoßend und sich umwendend, ob die andern auch folgten. Dann kam der sterbende Elefant, zitternd und hängenden Hauptes, beständig dem Zusammenbrechen nahe, aber stets zu beiden Seiten gestützt von den anderen Tieren. Ich sah genau, wie sie sich mit ihrem ganzen Körpergewicht gegen ihn stemmten, um ein Fallen ihres Kameraden zu verhindern. So entschwanden sie im Urwald unseren Blicken ..."

„Solche Tiere haben doch ein zähes Leben", bemerkte einer der Zuhörer.

„Anderntags", schloß Greven, „sahen wir hoch im Urwald die Geier kreisen. Da wußten wir, daß der Tod stärker war als diese Kameradschaft."

„Ich meine ...", sagte Dr. Welden etwas später zu seinen Begleitern, noch sichtlich beeindruckt von der Erzählung des Pflanzers, „vielleicht ist es doch besser, wir jagen lieber Löwen ..."

ERICH KÖRDING:

Die Ratten

Klaus Heimdal klopfte seine Pfeife aus, stopfte sie erneut und setzte sie bedachtsam in Brand. Dann meinte er:

„Weshalb ich Ratten hasse wie die Pest? Nun, ich will euch ein Erlebnis erzählen, das euch Aufklärung geben wird.

Ihr wißt ja, daß dort oben in den Hochmooren ein gutes Jagdrevier ist. Vielleicht aber wißt ihr noch nicht, daß es dort auch von Ratten wimmelt. Zu Hunderttausenden hausen sie da. Mag der Teufel wissen, weshalb. Und bei großer, lang anhaltender Trockenheit geschieht es dann wohl, daß die Ratten abwandern, die tiefer gelegenen Moore aufsuchen. Ganz plötzlich geschieht das meist, wie auf ein verabredetes Zeichen hin. Und eine solche Auswanderung erlebte ich eines Tages, zugleich aber auch die wohl furchtbarste Stunde meines Lebens.

Es war das zweitemal, daß ich dort oben jagte. Ich kannte das Gebiet noch nicht so gut wie heute, und dadurch auch kam es, daß ich mich eines Tages verirrte. Nach stundenlangem Umhersuchen traf ich am Ufer eines kleinen Sees eine bewohnte Blockhütte. Ich wurde von dem Fallensteller Nurio gastfreundlich aufgenommen.

„Bleib hier, so lange du magst", sagte er, „Ich und Sura, meine Tochter, freuen uns über jeden Besuch. Es ist hier sehr einsam, wir sehen nur wenig Fremde. So bleibe noch."

Später, als es bereits dunkelte, erschien dann auch die Tochter. Sie mochte zwanzig Jahre zählen, hatte ein rundes, tiefbraunes Gesicht, fast schwarze, sehr glänzende Augen und ein herr-

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5. Einzelnummern können bis auf weiteres nicht nachgeliefert werden.

liches, schneeweißes Gebiß. Die etwas vorstehenden Backenknochen verrieten mongolische Blutmischung. Sie sah reizend aus, vor allem wenn sie lächelte.

„Erzähle uns von deinem Lande. Ist es dort schön?" fragte sie.

Und dann lauschte sie mit der ganzen Hingebung einsam lebender Menschen, und ihre dunklen Augen hingen mit einem Ausdruck kindlichen Entzückens an mir, als lausche sie einer Offenbarung.

Meine Erzählung wurde durch hartes Pochen an der Tür unterbrochen. Sofort änderte sich der Gesichtsausdruck Suras und wurde unfreundlich, abweisend. Sie stand auf. „Karel!" sagte sie nur.

„Das ist Karel Wjassow", raunte Nurio mir zu. „Er kommt oft her — Nuras wegen. Sie mag ihn nicht, aber — nun, man soll ihn nicht reizen — du verstehst wohl. Aber hüte dich, er —.—."

Die laut polternden Schritte des neuen Gastes übertönten die weiteren Worte. Untersetzt, stämmig, so stand Karel Wjassow dann mitten in der Stube und musterte mich aus verkniffenen Augen. Sofort hatte ich das Empfinden: der Mann da ist dein Feind!

„Sie jagen hier?" sprach er sehr förmlich. „Es ist in diesem Sommer nichts mit der Jagd — was suchen Sie hier?"

Ich sah ihn erstaunt an. Was bezweckte diese Frage? Ich zuckte also nur die Achseln. Er sah mich durchdringend an.

Ich beschloß, mich nicht weiter um ihn zu kümmern und setzte meinen Bericht fort. Und wieder lauschte Sura mit durstig geöffneten Lippen. Unterbrach ich mich kurz, so bat sie lächelnd „Weiter"! Die Anwesenheit Wjassows schien sie vergessen zu haben.

Es entging mir jedoch nicht, wie die Augen des Mannes wieselflink zwischen Sura und mir hin- und herflogen, wie er beobachtete, mein Gesicht und das Mienenspiel Suras. Ein Zug von Verbissenheit und Grausamkeit lagerte sich um seine schmalen Lippen

„Die Ratten wollen ziehen", unterbrach er mich plötzlich, sich an Nurio wendend. „Hütet alles Eßbare, die Tiere — euch!"

Ich fragte, was es damit auf sich habe. Karel Wjassow schwieg, doch sah er mich nachdenklich an. Nurio klärte mich auf.

„Wenn Sie wollen, zeige ich es Ihnen mal", mischte sich Karel Wjassow ein. „Jenseits des Waldes, dort werden sie ziehen — ich kenne das schon. Sie wollen zum unteren Moor, sie hungern."

„Aber daran ist doch nichts Besonderes zu sehen", sagte nun Sura, und sie blickte mich dabei starr an, so als wollte sie mir mit diesen Worten einen Wink geben.

Ich sah ein spöttisches Zucken in den Mundwinkeln Wjassows.

„Sehr gerne möchte ich das mal sehen", sagte ich, und ich wußte, daß ich mit diesen Worten eine innere Stimme übertönte.

„Gut", meinte Karel, „wir können bald gehen, es ist hell."

„Vater, willst du nicht mitgehen?" sagte Sura, und ich spürte wohl das Drängen in ihrer Frage. „Dort hast du doch Fallen?"

„Diesmal nicht", erwiderte der Alte. „Nun, dann geht nur."

Wenig später schritten Karel Wjassow und ich durch den Wald zum hohen Moor hinauf. Die Nacht war hell, man konnte gut sehen. Schweigend gingen wir nebeneinander. Und nun bereute ich fast, nicht doch abgelehnt zu haben.

Wir hatten den nicht tiefen Wald bald hinter uns.

„Da —, die ersten Ratten!" sagte Wjassow und blieb stehen. „Sehen Sie — überall laufen sie. Und hören Sie nur!"

Das nächtliche Schweigen war nun erfüllt von heimlichem Rascheln, von leisen Lauten, Piepen, schrillen Tönen.

„Sie scheinen sich hier zu sammeln. Dort — sehen Sie."

Ich blickte in der angedeuteten Richtung. Im selben Augenblick fuhr die Faust Karel Wjassows gegen die Schläfe. Betäubt sank ich zu Boden.

Als ich das Bewußtsein wieder erlangt hatte, war ich an Händen und Füßen gefesselt.

„Nun wirst du die Ratten kennenlernen", sagte Wjassow, sich über mich beugend. „Und wie wirst du sie kennenlernen!" Seine Worte wurden zu hassendem Flüstern. „Du wirst Sura nicht mehr mit deinen schönen Worten betören, du —! Rede zu den Ratten, oder unterhalte dich mit dem Tod, wenn er dich holen kommt!"

Er nahm mich auf, um mich nach wenigen Schritten wieder niederzulegen, und zwar auf einen flachen, kaum fußhohen Stein.

„Ich will nichts von diesem Mädchen", sagte ich, noch halb betäubt. „Da brauchst du nichts zu fürchten! Was willst du?"

Er lachte verächtlich. „Nichts zu fürchten! Pah, das weiß ich! Aber Sura vielleicht. Ich kenne das. Und wenn du noch mehr wissen willst, frag die Ratten. Aber ich rate dir: sprich nicht zu laut, schreie nicht, rufe nicht um Hilfe — nur die Ratten hören dich und kommen — nur die Ratten, verstehst du?" Er stampfte mit den Füßen auf. „Verdammt! Weg, elendes Viehzeug!" Sich mir wieder zuwendend, sagte er höhnisch: „Sie haben uns schon bemerkt, sie werden dich also nicht übersehen. Ha, du wirst bitter sterben!"

Er sprang auf einen etwas höheren Stein, der unweit lag und schien sich nun an dem kommenden Schauspiel ergötzen zu wollen. Es lief mir kalt über den Rücken, als ich fühlte, wie eine Ratte an meinem Mantel emporkletterte und auf mir hin- und herlief. Sie schien unschlüssig, was zu tun. Nun beschnupperte sie meine festgebundenen Hände. Und dann fühlte ich plötzlich in der einen Hand einen stechenden Schmerz. Da packte mich das Grauen. Ekel und Todesangst wollten mich würgen.

„Hilfe!" schrie ich erstickt, und nochmals: „Hilfe — Hilfe!"

„Ja, schrei nur — sie kommen schon!" rief Wjassow. „Sie — —."

Er brach plötzlich ab und richtete sich spähend und horchend auf. Auch ich hatte es vernommen.

ein dumpfes, taktmäßiges Poltern. Das mußte ein galoppierendes Pferd sein, und dann —.

„Hilfe!" schrie ich wieder. „Hierher — hier bin ich!"

In gestrecktem Galopp kam ein Pferd aus dem Wald hervor, wurde gleich darauf unmittelbar neben mir verhalten.

„Was ist — was tust du, Karel Wjassow!" Hell und klingend kam die Stimme Suras von oben. „Binde ihn sofort los!"

Ich konnte sehen, wie Wjassow langsam in die Tasche griff.

„Mach, daß du wegkommst, Sura!" rief er wütend, „oder ich erschieße den hier vor deinen Augen! Eins — zwei — —"

Während dieser Worte hatte er eine Pistole hervorgeholt und sie auf mich gerichtet. Bevor er jedoch das verhängnisvolle Drei aussprechen konnte, sah ich, wie oben auf dem Pferde Sura mit einer unvorstellbar blitzschnellen Bewegung die Rechte anhob und vorstreckte. Ihr Schuß fiel im selben Augenblick —.

Einen Herzschlag lang noch stand Karel Wjassow auf dem Stein, wie erstarrt — dann stürzte er mit dumpfem Fall herab.

Sura aber hatte sich schon vom Pferd geschwungen und schnitt mit hastigen Bewegungen meine Fesseln durch.

„Schnell — kannst du reiten? Dann steig auf — beeile dich!"

Mit einem Sprung saß ich im Sattel, und schon fühlte ich Sura hinter mir. Es war wohl höchste Zeit, denn das Pferd stampfte schon mit allen vier Hufen die Erde. Kaum gab ich ihm die Zügel frei, als es davonstob, als sei der Teufel hinter ihm her.

Im Walde hielt ich an. „Und Karel Wjassow?" fragte ich.

„Laß ihn", erwiderte sie kurz. „Ich traf gut — er war sofort tot. Und wenn nicht, dann ist er es jetzt!" Mit harter Stimme fügte sie hinzu: „Die Ratten tun an ihm, was sie dir tun sollten. Ich ahnte, nein, ich wußte es, als er dich fragte. So fand ich keine Ruhe, und dann nahm ich das Pferd, mit dem mein Vater immer zur Stadt reitet. Ich wußte, wo ungefähr die Ratten ziehen würden, auch ich sah es gestern schon. So fand ich hierher, und ich kam noch nicht zu spät." Ich fühlte, wie sie ihr Gesicht gegen meinen Rücken legte. „Karel Wjassow ist ein Schuft", sagte sie noch. „Er wollte mich haben, aber nicht als Frau — nun werde ich Ruhe vor ihm haben. Nun reite weiter."

Bald erreichten wir das Blockhaus wieder. Als ich es nach drei Tagen verließ, weinte Sura bittere Tränen.

„Sie ist noch ein Kind", sagte Nurio, „morgen lacht sie". —

Das war mein Erlebnis mit den Ratten, schloß Klaus Heimdal seinen Bericht und klopfte seine Pfeife aus. — —

Schluß von Seite 4: Vitamin C

auch in angebrochenen Flaschen, dem Zitronensaft weit überlegen ist.

Die Bergung der Ebereschenfrüchte muß zweckmäßig und zielbewußt erfolgen, denn wildes Sammeln ist nicht nur unerwünscht, sondern für den einzelnen auch höchst unzweckmäßig, weil die Aufbereitung des Ebereschensaftes sich nicht im Haushalt durchführen läßt, vielmehr dazu die technischen Einrichtungen und Hilfsmittel eines entsprechenden Betriebes notwendig sind.

Die Beeren gehen in Keltereien durch eine Steinmühle, wo sie zu Brei zerrieben werden. Der Brei wird in hydraulischen Pressen ausgepreßt, wobei aus 100 kg Beeren rund 55 kg Rohsaft gewonnen werden. Im Vakuum, einem großen, luftleeren Behälter, wird der Saft bei etwa 37 Grad so eingedickt, daß bei völliger Erhaltung der Vitamine aus 55 Liter Rohsaft nun etwa 15 Liter Ebereschenkonzentrat entstehen, ein konzentrierter Saft, der sich unbegrenzt hält. Sein Verbrauch wird von der Reichsgesundheitsführung gesteuert, und er wird dort verwendet, wo ein besonderer Bedarf an Vitamin C besteht, beim Heer und der Marine, in Krankenhäusern, Heilanstalten und Diätküchen. G.

Geschichten vom Alten Fritz

Erzählt von Fiete Fischer

Der Legationsrat Graf von Schwerin, ein Neffe des großen Feldmarschalls und Siegers von Mollwitz, hatte einen Rangstreit mit einem Fähnrich. Er klagte beim König, und Friedrich entschied: es verstehe sich von selbst, daß die Fähnriche den Rang v o r allen Legationsräten hätten. Daraufhin verließ Schwerin unverzüglich den Zivildienst und wurde Offizier.

*

Der Bischof von Ermland hatte durch die 1772 erfolgte Teilung Polens beträchtliche Einkünfte eingebüßt. Als er ein Jahr später Friedrich dem Großen in Sanssouci seine Aufwartung machte, meinte dieser:

„Sie können mich doch unmöglich lieb haben . ."

Der Bischof hob abwehrend die Hände: nie werde er die Pflichten des Untertanen gegen seinen Monarchen vergessen.

„Ich bin Ihr sehr guter Freund", fuhr der König fort, „und rechne stark auch auf Ihre Freundschaft. Sollte mir einst Petrus den Eingang ins Paradies versagen, so werden Sie hoffentlich die Güte haben, mich unter Ihrem Mantel unbemerkt hineinzubringen."

„Das wird schwerlich angehen", wandte der Bischof lächelnd ein, „Eure Majestät haben ihn zu sehr beschnitten, als daß man noch Schmuggelware darunter verstecken könnte."

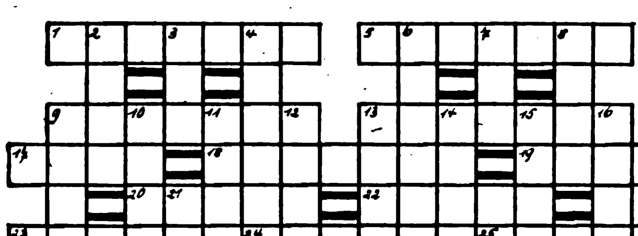
*

Als einst ein Offizier einen Kanonier im Zorn schwer mißhandelt hatte, erklärte ihm der König empört:

„Da meine Armee aus Menschen besteht, Ihr aber ein Unmensch seid, so seid Ihr hiermit weggejagt. Zahlt dem Soldaten fünfzig Taler für seine Schmerzen und schert Euch zum Teufel!"

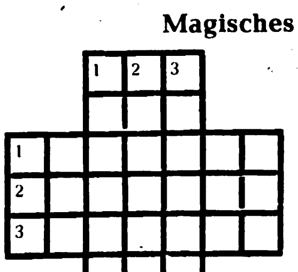
RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Stadt in Sachsen, 5. Spitzsäule, 9. Mantel, 13. Steppe, 17. Pferdeballspiel, 18. Grundstoff, 19. Nebenfluß der Oker, 20. Ankerplatz, 22. Kaliber von Feuerwaffen, 23. Rind, 24. Muse, 25. weibl. Vorname. — Senkrecht: 2. gleich, 3. amerikan. Schriftsteller, 4. Wagnersche Bühnengestalt, 6. Sundainsel, 7. Schiffsseite, 8. Tau, 9. Dichter, 10. Kippwagen, 11. Getränk, 12. Destillationsprodukt, 13. Infektionskrankheit, 14. griech. Göttin 15. Sumpfland, 16. Haustier, 21. Fürwort.

Magisches Kreuz



Die Buchstaben: a a a a e e e e f f f f i l l l m m n n a u o o p p r r r r a u werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. ital. Maler, 2. Gebirgsschaf, 3. Schokoladenkonfekt.

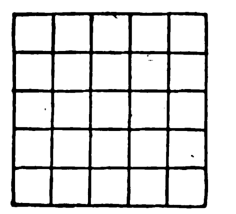
Silbenrätsel

Aus den Silben: al — back — bi — bruch — buk — chi — chod — damm — dau — eh — ek — ga — ge — hut — i — land — li — li — lo — men — na — nach — ne — ne — neu — nin — no — o — on — ra — rach — re — ren — rep — ris — schisch — si — ta — tät — ten — ti — ti — til — tim — tra — tu — u — uh — vo — wort sind 19 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch von Georg Stammler ergeben. ch = 1 Buchstabe.

1. Stadt bei Rom, 2. Luftkurort in Württemberg, 3 Parteilosigkeit, 4. ägypt. Gott, 5. Hochwasserfolge, 6. Hirtenlied, 7. Kriechtier, 8. militär. Begriff, 9. weibl. Vorname, 10. Heilmittel, 11. Handelsstadt im Sudan, 12. Vorprüfung, 13. deutscher Dichter, 14. Schlachtort in Böhmen, 15. Weißling, 16. Trinkgeld im Orient, 17. Beteuerung, 18. Lärm, 19. Verneinung.

1 .... 11 ....
2 .... 12 ....
3 .... 13 ....
4 .... 14 ....
5 .... 15 ....
6 .... 16 ....
7 .... 17 ....
8 .... 18 ....
9 .... 19 ....
10 ....

Magisches Quadrat



Die Buchstaben: a a b b d e e e e e e e e e e f g g l l l l l r v werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. erzähl. Dichtung, 2. wbl. Vorname, 3. Beweisstück, 4. Zögling, 5. bequem.

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Leipzig, 5. Obelisk, 9. Paletot, 13. Praerie, 17. Polo, 18. Element, 19. Ilse, 20. Reede, 22. Seele, 23. Stier, 24. Erato, 25. Adele. Senkrecht: 2. egal, 3. Poe, 4. Isolde, 6. Borneo, 7. Lee, 8. Seil, 9. Poet, 10. Lore, 11. Tee, 12. Teer, 13. Pest, 14. Ate, 15. Ried, 16. Esel, 21. er. ✱ **Magisches Kreuz:** 1. Raffael, 2. Mufflon, 3. Praline. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Tivoli, 2. Urach, 3. Neutralität, 4. Osiris, 5. Dammbruch, 6. Ekloge, 7. Reptil, 8. Nachhut, 9. Irene, 10. Chinin, 11. Timbuktu, 12. Tentamen, 13. Uhland, 14. Nachod, 15. Albino, 16. Backschisch, 17. Ehrenwort, 18. Radau, 19. Negation. „Tun oder nicht tun! Aber nicht schelten und doch tun!" Stammler. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Fabel, 2. Adele, 3. Beleg, 4. Eleve, 5. leger.

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck).

Zweizüger von Anton Luznyj, Lemberg.

Weiß: Kh4, Dg6, Lh8, Se5, Be2 (5).

Schwarz: Kf4, Dd6, Le4, Sh5, Be3, e7, f5 (7).

Lösung:

Schlüsselzug: Dg6—e6!

Entblößung des Damenflügels.

Abgelehntes Damengambit in slawischer Verteidigung, gewonnen von W. Koch, Berlin.

1. d4, d5; 2. Sf3, Sf6; 3. c4, c6; 4. e3, Lf5 (wohl eine Figurenentwicklung, aber der Damenflügel wird etwas geschwächt); 5. c×d5, c6×d5 (etwas besser wäre 5. . . ., L×b1, 6. T×b1, D×d5); 6. Sc3, e6; 7. Se5!, Sbd7 (hier sollte Sf6—d7 nebst 7. . . ., f6 geschehen); 8. g4 (eine Schärfe, taktische Spielweise), 8. . . ., S×e5 (ein verfehlter Tausch. Besser wäre 8. . . ., Lg6 und falls 9. h4, so h6, 10. S×g6, f×g6); 9. d×e5, S×g4; 10. Da4†!, Ke7; 11. Db4†, Kd7; 12. D×b7†! Schwarz gab in dieser hoffnungslosen Stellung auf, denn nach Ke8 käme Lb5†, falls aber 13. . . ., Dc7, so Lb5† nebst D×d8†!

Wir sparen Strom

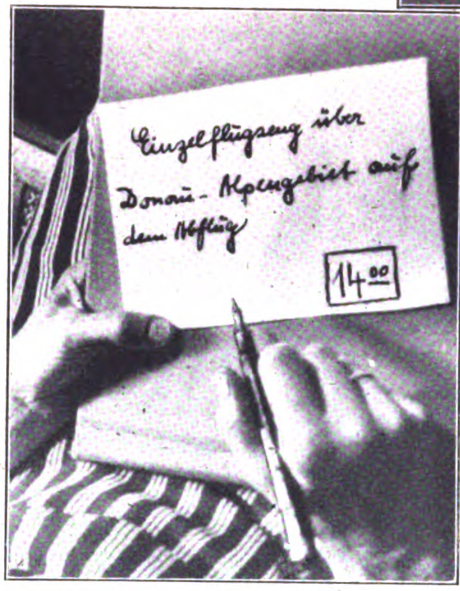
DIESMAL BEI DER LUFTLAGEMELDUNG!

Die Einführung der stündlichen Luftlagemeldung hat es mit sich gebracht, daß heute bei vielen Familien das Empfangsgerät den ganzen Tag über eingeschaltet bleibt, um ja die Luftlage nicht zu verpassen.

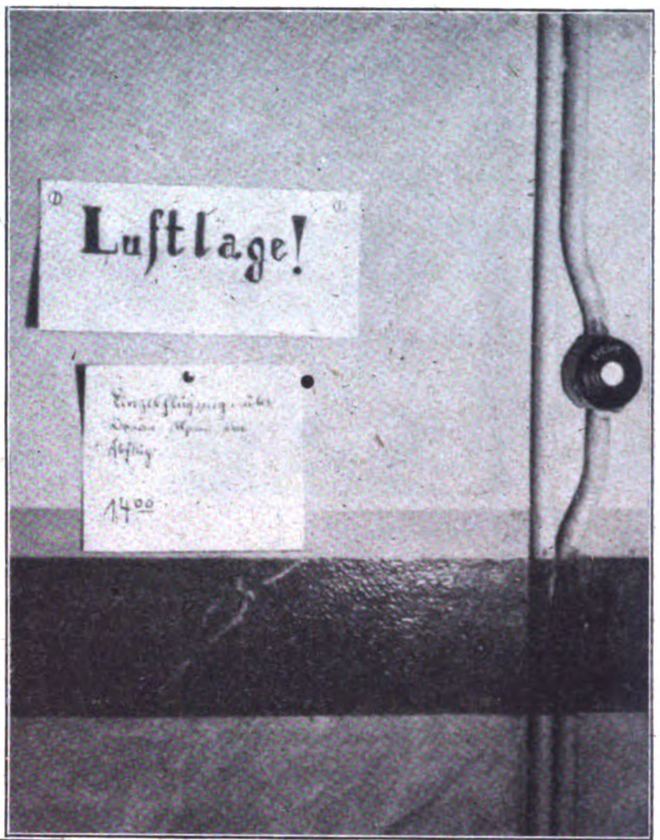
Ein einfaches, aber auf die Dauer sehr zweckmäßiges Verfahren zeigen wir hier, das zum Vorteil der Rüstung täglich viele Kilowattstunden Strom spart und überdies auch mit Sicherheit nicht verpaßt wird, da immer ein bestimmter Hausbewohner für einige Stunden die Lage verfolgt, und die Meldung, wie auf nachfolgenden Aufnahmen ersichtlich, der Hausgemeinschaft zur Kenntnis bringt.



1 „Im Augenblick hat Frau C. die Wache", sagte mir der Luftschutzwart, „denn Frau C. leistet Heimarbeit und ist daher in den Mittagsstunden immer zu Haus." Frau C. traf ich gerade an, als sie die erste Luftlagemeldung zu Papier brachte.



2 In einen kleinen, umränderten Kasten setzte sie schnell noch die Uhrzeit, und dann lief sie in das Treppenhaus um . . .



3 . . . die Meldung hier für den Briefträger oder den Kassierer auszuhängen oder den heimkehrenden Volksgenossen sofort über die Lage zu unterrichten. — „Es ist schon so", sagte Frau C., „seit wir das mit der Luftlage so machen, freuen sich alle Fremden, die in unser Haus kommen, weil sie dann ihre Wege gleich richtig einteilen können. Unser Briefträger geht, wenn Alarm in Sicht ist, immer erst zu den kriegswichtigen Betrieben, weil die dann im Keller schon die Post bearbeiten können!"

*

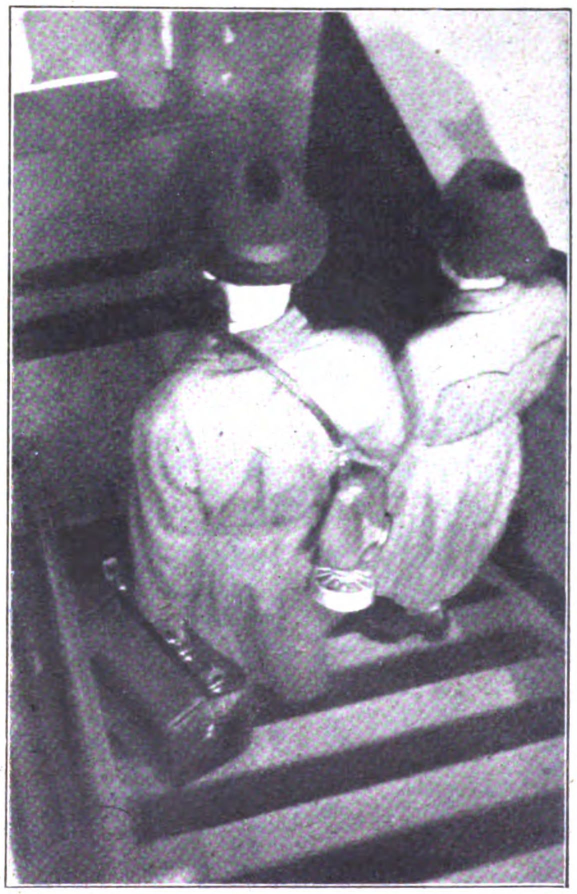


4 „Ja", frage ich, „wenn nun aber ältere Volksgenossen nicht immer im Treppenhaus an der Meldung vorbeigehen können und feindliche Flieger sich so weit nähern, daß mit Alarm zu rechnen ist?" „Auch dafür ist gesorgt", lacht Frau C. und illustriert mir, wie die Meldung schnellstens allen Mietern bekannt wird. Vor der Haustür drücke ich bei allen Mietern ein bestimmtes Klingelzeichen, und daraufhin kommen alle Mieter in ihrer Etage an das Treppengeländer . . .



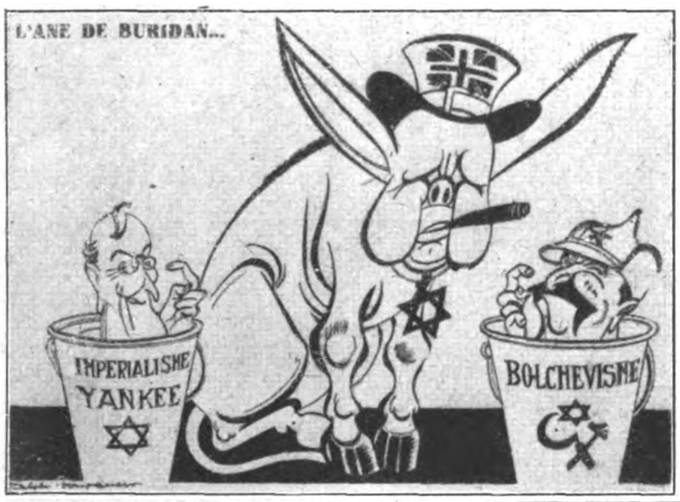
5 Frau C. aber eilt auf die Treppe und ruft laut den Inhalt ihrer Meldung aus. Dann hängt sie noch rasch den Zettel an und geht wieder in ihre Wohnung. Alle Hausbewohner sind so rechtzeitig gewarnt. Sobald Alarm kommt, . . .

Bildbericht Horst Haeger.

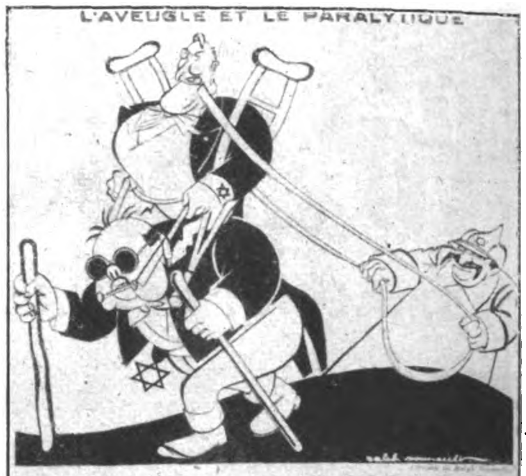


6 . . . ist schon das Luftschutzgepäck gepackt, und es bleibt noch genug Zeit, in aller Ruhe Bunker oder Keller aufzusuchen. Diese Luftlagewarnung der Hausgemeinschaft erspart in diesem Haus bei zehn Familien neunzig Prozent Strom, da nur ein Gerät den ganzen Tag über läuft. In den Abendstunden, zu den aktuellen Sendungen und der Feierabendunterhaltung können dann die Geräte wieder eingeschaltet werden, und dann erspart sich die Meldung durch eine Wache.

EIN KARIKATURIST KÄMPFT FÜR EUROPA



Buridans Esel
zwischen Yankee-Imperialismus und Bolschewismus.



STALINE ... et je vais les conduire jusqu'au bout du monde!

→ **Der Blinde und der Lahme.**
Stalin: „. . . und so werde ich sie lenken bis ans Ende der Welt!"

Ralph Soupault

Wie nur wenige hat als einer der besten französischen Karikaturisten Ralph Soupault die große Tradition der Seinestadt auf dem Gebiet der politischen Schwarz-Weiß-Kunst fortgesetzt. Auch darin ein seltener Könner: daß er als aktiver Kämpfer gegen alles Zersetzende und für die Wiedergeburt Frankreichs in einem neuen Europa sich mitten in die Zeit stellte. In der Einheitsbewegung der P.P.F. (Parti Populaire Français) der Déat und Darnand wurde er zum Vorkämpfer für eine Macht der Ordnung und Verantwortung an der Seite Deutschlands. Mit seinem achtzehnjährigen Sohn Michel meldete er sich freiwillig zur französischen Legion gegen den Judobolschewismus. Nur der Parteibefehl hielt ihn auf seinem neuen Posten als Parteisekretär für Paris-Stadt zurück. Indes sein Sohn die Bluttaufe gegen Moskau bestand, kämpfte der Vater mit Zeichenstift, Wort und persönlichem, unerschrockenem Einsatz gegen Attentisten und Terroristen, gegen elende Verräter und in Lethargie versackte Bourgeoisie, gegen dunkle Mächte der Plutokratie und die jüdischen und bolschewistischen Weltrevolutionäre.



LA BOURGEOISIE : — Comme c'est amusant!... je fais le lit du bolchevisme !!...
STALINE : — ...Je fais le lit de la bourgeoisie...

Wie man sein Bett macht . . .
Das Bürgertum: „Wie interessant — ich mache dem Bolschewismus das Bett!"
Stalin: „Und ich mache der Bourgeoisie das Bett!"



— Tu n'as rien oublié, camarade Duclos?
— Non, patron... même pas l'arsenic!...

Ziertorte im Restaurant „bei Josef".
„Hast du auch nichts vergessen, Kamerad Duclos?"
„Nein, Chef — nicht mal das Arsen!"

DER GROSSE TAG . . .

„. . . Die gaullistischen Truppen werden in Paris an der Seite der Rotarmisten paradieren . . ."
André MARTY,
(Der Schlächter von Albacete!)



— Fini l'abattage clandestin !...

Nun ist das geheime Abschlachten zu Ende . . .

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München
ABCDEFG Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 19. OKT. 1941
19. JAHRGANG :·. FOLGE 42*

Mit herzlichen Heimatgrüßen
an die Front von:

....

....

VERLAG FRANZ EHER NACHF., GMBH., MÜNCHEN 22.



Flugkapitän Hanna Reitsch,
die erste Trägerin des Eisernen Kreuzes Erster Klasse.

ꞩꞩ-PK.-Aufn.: ꞩꞩ-Kriegsberichter Ege.



Schlachtfeld 1944

Wer unter dem Heulen der Bomben und dem Bersten der Granaten das Schlachtfeld behauptet und dem wankenden Feind nachdrängt, der hat den Kampf des Tages gewonnen. Deutsche Panzergrenadiere fürchten eine solche Hölle nicht; die älteren unter ihnen haben sie an allen Fronten erlebt und tragen die Gewißheit in sich, daß sie dem Feind überlegen sind und ihn bei einem tragbaren Zahlenverhältnis mal wieder so jagen werden, wie sie das immer getan haben.

ﾕﾕ-PK.-Aufn.: ﾕﾕ-Kriegsberichter Grönert.



ARNHEIM

Die Briten selbst haben der Schlacht von Arnheim die Wichtigkeit eines Trafalgar oder Waterloo gegeben; wir brauchen also die Bedeutung dieser Schlacht von uns aus nicht noch besonders hervorzuheben. An Arnheim, wo unter anderem über tausend Lastensegler von unseren Truppen vernichtet wurden, knüpften sie die Hoffnung, den Feldzug im Westen in diesen Wochen zu beenden. Mit der Zerschlagung der britischen Luftlandetruppen ist auch diese gründlich vorbereitete Absicht zerschlagen worden. Was wir durch die Vereitelung der britisch-amerikanischen Pläne sonst noch gewonnen haben, das werden uns die nächsten Wochen und Monate näher zeigen. Auf unserem Bild sieht man Ausrüstungsgegenstände der Luftlandetruppen.



„So treff ich sie am besten!"

Dies unterscheidet den deutschen Soldaten von dem Herdentrieb der andern.
Ein Obergefreiter aus Köln, dessen Flakregiment sich von der Mittelmeerküste bis zur Burgundischen Pforte durchgeschlagen hatte und das Rückgrat eines geordneten Rückzuges bildete, brachte sein Geschütz mitten auf einer Straße in Feuerstellung. Hier nahm er die feindlichen Tiefflieger an und holte unbekümmert um den wütenden feindlichen Feuerhagel drei Tiefflieger hintereinander herunter; der Feind war über eine solche Kühnheit offensichtlich so verwirrt, daß er nicht dazu kam, den eigentlichen Auftrag auszuführen. Am nächsten Tage holte der Obergefreite noch ein viertes Flugzeug herunter.





Was sie tausendmal auf englischen Flugplätzen geübt hatten, sah doch in der Praxis ganz anders aus.
Unter dem schnellen Ablauf der einzelnen Kampfgeschehen ist die Bedeutung des deutschen Sieges bei Arnheim nicht voll zur Geltung gekommen. Durch beispiellos starke Landungen aus der Luft sollten in diesem Raum die abgesetzten Fallschirmjäger zu einer so kampfkräftigen Einheit verstärkt werden, daß sie über den Rhein hätten vorstoßen können. Wenn man bedenkt, was an Spezialtruppen, Waffen und zerlegbaren Fahrzeugen alles in einen dieser geräumigen Lastensegler hineingepackt worden war, dann ist die Zahl der vernichteten tausend Lastensegler geradezu überwältigend.

Zeichnung: Lazarus, ϟϟ-PK.-Aufn.: ϟϟ-Kriegsberichter Rose (3).



Von dieser Sorte über tausend vernichtet. Einer der über niederländischem Gebiet abgeschossenen Lastensegler, die den Fallschirmjägern der ersten britischen Luftlandedivision Entlastung bringen sollten. Sie ist inzwischen aufgerieben worden. Auch die Verluste der amerikanischen Expeditionstruppen in Europa stellen sich als viel schwerer heraus, als erwartet wurde

PK.-Zeichnung von Kriegsberichter Wilhelm Baitz.

Honorige Yankees 10 Millionen Dollar

Die Augustnummer der Zeitschrift „Coronet" berichtet:

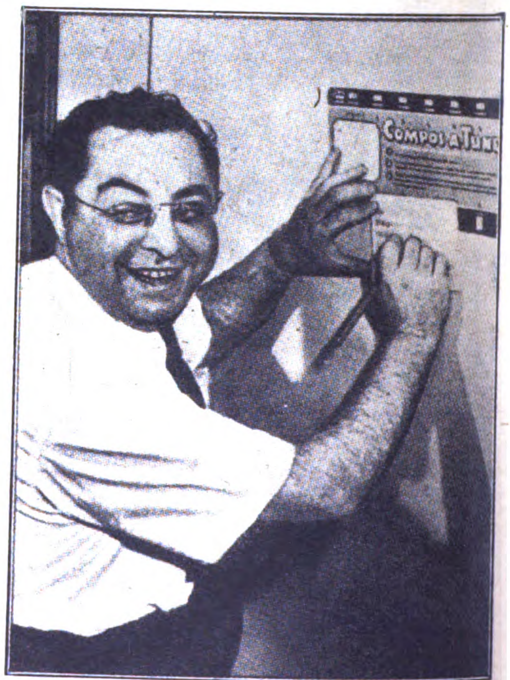
Die bestorganisierten amerikanischen Hotels besitzen ausgezeichnete Kartotheken mit Namen, Beschreibung und Photographie aller bekannten Schwindler. Berufsmäßige Verbrecher bilden aber nur das kleinere Übel für die Hotels. Der Gast, der für die USA-Hotels die schwerste Belastung darstellt und die größten Verluste hervorruft, ist im allgemeinen ein geachteter Bürger. Die Ausfälle, die durch diesen Typ von Hotelgast entstehen, sind besonders in der Kriegszeit fühlbar, wo man wertvolles Hotelinventar nicht ersetzen kann.

Im vergangenen Herbst fand im größten Hotel Chikagos ein Festessen für 1200 Beamte aus den verschiedensten Städten und Behörden statt. Das Hotel hatte bei der Ausgabe der Gedecke jedes Stück zählen lassen. Bei der Rückgabe fehlten 387 Silberbestecke!

Die „besten Gäste" sind oft die schlimmsten Sünder. Die meisten Verluste entstehen auf etwa folgende Art: Der Gast packt seine Schuhe ein. Er nimmt ein Hotelhandtuch, um die Schuhe einzuwickeln, damit die bereits im Koffer liegende Wäsche nicht schmutzig wird. Die liebe Gattin hat im Koffer noch etwas Platz. Sie schaut umher, entdeckt ein nettes Bild, das für ihre Wirtschaft zu Hause paßt, und packt es seelenruhig mit ein. Und damit das Bild gut liegt und nicht beschädigt wird, deckt sie noch

LOUIS RUBEN HAT DIE „KOMPOSITIONS-MASCHINE" ERFUNDEN

Symphonien auf mechanischem Wege



LOUIS RUBEN

Ein amerikanischer Jude namens Louis Ruben hat eine mechanische Vorrichtung erfunden, die er „Compos a Tune" nennt. Mit Hilfe dieser Maschine soll es nach seinen Angaben möglich sein, daß auch Laien und Leute mit geringer musikalischer Vorbildung Meisterwerke der Musik hervorbringen. Die Idee zur Konstruktion dieses Apparates kam ihm nach gründlichem Studium von 1000 der bekanntesten amerikanischen Schlager. Ein Neuyorker jüdischer Musikschriftsteller schrieb begeistert, daß in Zukunft eine Beethovensche Neunte ganz einfach auf mechanischem Weg auf so einem Instrument erzeugt werden könne. Der Gedanke der Mechanisierung des Genialen ist so typisch jüdisch, daß man gar nicht erst die fremdartige Gestalt des Herrn Ruben anzusehen brauchte, um zu erraten, welchen Ursprungs sie ist.

Aus „Time".



Fallschirmjäger mit Rasierseife

„Ich sprang zum besseren Rasieren."

Die unerträgliche Verquickung von nationalen Dingen mit Privatreklame, die in Amerika an der Tagesordnung ist, uns Europäern jedoch geschmacklos und widerlich vorkommt, geht treffend aus der hier abgebildeten Zeitungsanzeige hervor. Darauf sieht man einen amerikanischen Fallschirmjäger mit einer Tube Rasierkrem in der Hand. Im Hintergrund kann man noch einige seiner Kameraden aus dem Flugzeug pendeln sehen. Der Soldat sagt: „Einer der besten Sprünge, die ich je gemacht habe — ich sprang zum besseren Rasieren — selbst mit kaltem Wasser und mit einer gebrauchten Klinge!" Der Rest ist aufdringliche Reklame für den Rasierkrem.

Aus „Saturday Evening Post".

stehlen jährlich für Hotel Eigentum

schnell ein zweites Hotelhandtuch darüber. Die Verluste, die durch solche Räubereien entstehen, sind ganz enorm.

Ein Unternehmen zur Ausbildung von Hotelbuchhaltern hat kürzlich eine Aufstellung über Verluste an Wäschestücken gemacht, die allein durch kleine Diebstähle von Gästen in 26 größeren und kleineren Hotels der USA mit insgesamt 19 500 Zimmern entstanden waren. Der Ausfall betrug in einem Jahr:

	Wert $
208 428 Gesichts- und sonstige Handtücher	26 053
26 412 Bettlaken	22 010
58 200 Badehandtücher	18 157
34 320 Kopfkissenbezüge	7 865
1 256 Bettdecken	6 930
1 257 Bettvorleger	3 816
7 692 Badematten	3 525
337 565 Wäschestücke im Gesamtwert von nahezu	$ 90 000.—!

Es gibt in den USA 15 851 Hotels mit 1 275 186 Zimmern. Wenn die Verlustprozente überall gleich sein würden, würden jährlich mehr als 16 800 000 Wäschestücke im Gesamtwert von rund fünf Millionen Dollar gestohlen werden!

Die Leiter bekannter Hotels erklären, daß ihre Verluste durch solche Diebstähle sechsmal so groß sind wie die Ausfälle in kleineren Hotels. Leute, die in berühmten Hotels wohnen, nehmen oft Wäschestücke oder Silberstücke mit nach Hause aus demselben Grund, aus dem früher die Indianer die Skalps als Trophäen mitnahmen. Sie wollen nämlich ihren Freunden und Bekannten nur beweisen, daß sie auch wirklich in diesen Hotels gewohnt haben. Eines der größten Hotels Chikagos hat ausgerechnet, daß durchschnittlich 2700 Gäste im Laufe eines Monats 2700 Handtücher und etwa 1800 Badetücher entwenden. In einem Jahr werden rund für 25 000 Dollar Silberbestecke gestohlen!

Ein vornehmes Neuyorker Hotel hatte bei der Eröffnung in jedem Raum eine kostbare Uhr. In kaum zwei Wochen fehlten 342 Uhren. Das berühmte William-Spoke-Hotel mit 76 Zimmern führte sehr kostbare Aschenbecher ein. Gleich im ersten Monat waren elf Dutzend spurlos verschwunden. Ein junger Offizier, von Beruf Hotelfachmann, war kürzlich bei einer Familie eingeladen. Er stellte fest, daß sämtliche dort verwendeten Silberplatten aus einem ihm bekannten Hotel stammten. Die Dame des Hauses gestand lächelnd ein, daß sie jahrelang regelmäßig das betreffende Hotel auf-

(Schluß am Ende des Textteils)

This American is not expected to buy an extra War Bond in the 5TH WAR LOAN



But we are.

For each of us here at home, the job now is to buy extra bonds—100, 200, even 500 dollars worth if possible.

Many of us can do much more than we ever have done before.

When the Victory Volunteer comes to you and asks you to buy extra Bonds, think how much you'd give to have this War over and done.

Then remember that you're not *giving* anything. You're simply *lending* money—putting it in the best investment in the world.

Let's Go . . . for the Knockout Blow!

5TH WAR LOAN

STREET & SMITH PUBLICATIONS, INC.

DER TOD AUF DEM SCHLACHTFELD — REKLAME FÜR DIE BÖRSE!

„Von diesem Amerikaner kann man nicht erwarten, daß er Kriegsanleihe kauft — aber von uns!"

Das USA-Schatzamt veröffentlicht in Zusammenarbeit mit dem Kriegswerberat ein Plakat, das wohl den Gipfelpunkt der Geschmacklosigkeit darstellt. Die Reklame, die in allen größeren amerikanischen Zeitungen abgedruckt wurde, zeigt die Leiche eines auf dem Schlachtfelde gefallenen amerikanischen Soldaten in Großaufnahme. Darüber steht: „Von diesem Amerikaner kann man nicht erwarten, daß er Kriegsanleihe kauft — aber von uns!"

Aus „Pic", Neuyork.



cameraman gets ready.

"Is that a Leica? I always use a Rolleiflex; used it a lot in the Spanish Civil War. I don't now, of course. I just write war reports for Collier's Magazine. Someone else takes the pictures. And now the others are doing the fighting too."

. . . doch seine Leica nimmt er gern!

DEUTSCHENHASSER UND DEUTSCHE TECHNIK

Der berüchtigte Schriftsteller Ernest Hemingway, bekannt durch seine deutschfeindlichen Bücher und durch seine Tätigkeit im spanischen Bürgerkrieg, sitzt derzeit als Kriegskorrespondent einer amerikanischen Zeitung in London. Die englische Bilderzeitung „Picture-Post" sandte einen Bildreporter zu ihm, um über ihn eine Bildserie herzustellen. Das erste, was er den Fotomann fragte, war: „Ist das eine Leica? Ich benütze immer eine Rolleiflex!"

„Picture Post", London.

Mein „Herr" Sohn

Aber — müssen Jungen nicht so sein?



Die Reise in die weite Welt.
Umgeschnallt über die Krachlederne — so geht mein Junge auf Entdeckungsfahrten wie das tapfere Schneiderlein, das er aus seinen Märchenbüchern kennt. Allerdings interessieren ihn, zu meinem Leidwesen, nicht nur die Fliegen, sondern meist Dinge, die für ein Vaterherz nicht erfreulich sind. Aber, müssen Buben nicht so sein?



Kein Zaun ist zu hoch,
kein Graben ist zu tief, als daß sie nicht bewältigt würden. Nur gut, daß Lederhosen Widerstand leisten und bei indianischen Streifzügen keine Triangel bekommen



Kaum scheint die Sonne,
so ist mein Bub nicht mehr in den vier Wänden zu halten. Er muß springen und galoppieren wie ein Fohlen auf der Weide. Und das geschieht mit dem höchsten Stimmaufwand.

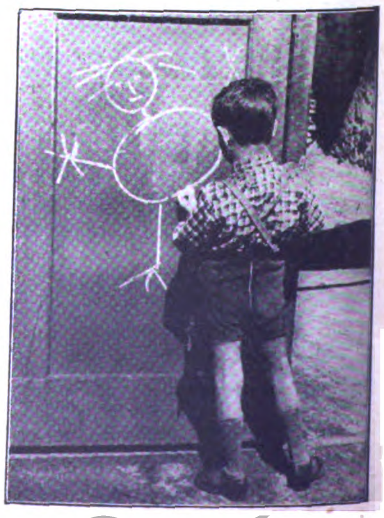


Er übertrifft mich doch!
Ich machte einmal eine Entdeckungsreise in die Hosentaschen meines Buben. Was da alles zum Vorschein kam, war für mich mehr als überraschend. Hätte ich die Taschen nicht selbst entleert, wären mir Zweifel gekommen über ihre Aufnahmefähigkeit. 32 Gegenstände waren es. 1 Schachtel, 1 Gummiband, 2 Bleistifte, 4 Reißnägel, 7 Steine, 1 Walnuß, 1 Büroklammer, 1 Schraubenmutter, 1 Fahrradgriff, 1 Taschenlampenbatterie, 1 Schlüssel, 1 Knäuel Schnur, 1 Haken, 1 Kalender, 1 Kreide, 1 Baustein, 1 Soldat, 1 Traggriff, 1 Federmotor, 1 Vierkantschlüssel, 1 Stoffband, 1 Knopf. Und das alles in zwei Hosentaschen. So viel, glaube ich, haben meine nicht geschafft!

BILDBERICHT VON HUGO FRIEDRICH ENGEL



Herr unter Herren.
Mein Herr Sohn geht nur zum Herrenfriseur. Er muß genau so sitzen wie die Großen, und es fehlt nur noch, daß er sich eine Zeitung vorklemmt. Hochthronend sitzt er auf dem Kippstuhl wie ein Alter und drückt 6 Lederkissen. Selbstverständlich verlangt er nach Bay-Rum und bekommt prompt vom Friseur Brunnenwasser im Zerstäuber.



Nach berühmtem Muster. →
Eines Tages sah ich aus dem Fenster und entdeckte meinen Buben sich in den Fußtapfen seines Urgroßvaters, der Kunstmaler war, bewegen. Er malte Männlein an das Einfahrtstor unseres Hauswirtes. Dabei vergaß er nicht sich umzusehen, ob ihn auch niemand dabei beobachtete. Sicher wird er einmal ein ganz großer Künstler, denn er malt und zeichnet mit der linken Hand. Ich weiß nicht, ob mein Großvater Linkshänder war. Aber Menzel war es!



Noch einmal verschwendet die Sonne in diesen Tagen des gilbenden Herbstes ihre ganze Pracht.

Heiß brennt sie auf unsere Grenadiere hernieder, die hier im Großen Weichselbogen erneut einen harten Angriff mitgemacht haben. Jetzt neigt sie sich wieder der Erde entgegen. Das bedeutet Augenblicke des Atemschöpfens. Sie suchen sich einen spärlichen Schatten unter einem Busch. Dem lästigen Staub, der zentimetertief auf den Wegen liegt und den vorfahrende Panzer weit in die Wiesen hineingewirbelt haben, können sie allerdings nicht entgehen, denn er bedeckt auch den Rain hier fingerdick. Aber was kann das einen Landser schon noch stören, vor allem nach solch einem Tag.

Sie sitzen und haben die Waffen griffbereit, denn man kann nie wissen . . . Einer unterhält sich mit einem Panzermann, der gerade zu seinem Panzer nach vorn will. Die andern kauen eine Brotrinde oder irgend etwas anderes sonst, das sie aus der Tasche herausholten. Die Unterhaltung ist spärlich. „Verdammt", sagt Hein gerade „und als der Panzer dann ganz dicht ran war . . .", „da hat deine Panzerfaust versagt, und du selbst hast die ‚Mücke gemacht', lacht Karl, der sie immer durch seinen Witz aufmöbelt. „Ja, aber der Franz ist ja dann doch toll herangegangen, wie er den Panzer und auch noch einen anderen geknackt hat", sagt ein Dritter. Alle nicken. Dann sind sie mit ihren Gedanken wieder ganz bei dem Angriff oder irgendwoanders. Bald werden sie sich am Dorfrand eingraben, weil es Abend wird.

PK.-Bildbericht: Kriegsberichter Otto Paul und Karlheinz Lange

---

WILFRID BADE:

Der weiße Gott

Es war in den Tagen des Vormarsches über die Kubansteppe hin und der raschen Versammlung der Panzer und Vorausabteilungen am Kuban selbst, um ohne langen Aufenthalt in die Vorberge des Kaukasus endlich einzudringen.

Das weite Gebiet war nur eben von einigen deutschen Divisionen durchschritten worden, die sich zumeist im Vorgehen an die beiden großen Durchgangsstraßen gehalten hatten, da auf der flachen, meilenweit übersehbaren Ebene sich doch der Feind nicht kampffähig halten konnte und es also einer besonderen Säuberung zunächst nicht bedurfte, ein jeder Aufenthalt zu solcher Nachlese zudem das ungleich wichtigere Unternehmen, die Eingangspforten in das große und wilde Gebirge rasch und nachdrücklich aufzuschließen, auf das unangenehmste gehindert haben würde. Mochte das Land liegen bleiben, wie es eben lag, mit seinen Baumwollfeldern und Tabakkulturen, seinen unabsehbaren Weizenäckern und den riesigen Sonnenblumenschlägen, den Schilfdickichten an den dunklen Flußläufen und den Viehweiden davor und dahinter. Und mochte in ihm umherziehen an geschlagenem Feind, was da wollte — dies war ohne Belang.

Wer freilich von seiner vorstürmenden Truppe abgekommen war oder ihr mit besonderem Auftrage oder als Kurier nachfahren mußte, der tat gut, sich genauestens zu erkundigen, welcher Weg wohl ratsam war, um rasch und unbehelligt ans befohlene Ziel zu kommen, und nicht immer war dann der kürzeste Weg auch der beste, denn nicht eben selten konnte es dem allzu eilig und unbesonnen Stunde um Stunde auf schnurgerader Straße einsam Dahinfahrenden geschehen, daß er plötzlich anstatt inmitten der Kameraden in einem bolschewistischen Heerhaufen stak, dem wieder zu entrinnen nicht immer leicht war und manches Mal auch gar nicht mehr gelang.

Zudem hatten sich in den einzelnen Dörfern Reste versprengter Bolschewiken wieder gesammelt, den nachfolgenden deutschen Einheiten aufzulauern, und bald begannen die Geschichten von jäh überfallenen und hingemetzelten Trupps von Rostow bis zu den Kubanbrücken bei den Ortskommandanturen und Nachschublagern die rasche Runde zu machen.

Am besten noch war es, bedachtsam voranzufahren und auf das genaueste der kleinen, oft nur schwer zu entdeckenden Vormarschschilder und taktischen Zeichen zu achten, die die marschierende Truppe an ihren Wegen als Richtweiser für die Nachfolgenden hinterlassen hatte. Die Karte ließ man bei solcher Fahrt am besten überhaupt ganz in der Tasche — sie gaukelte Abkürzungswege, leichtere Pfade und schnellere Verbindungen vor, die zumeist in die Irre und manchmal sogar in den Tod führten: — und also waren die gewundenen Straßen, auf denen der Vormarsch dahingebraust war, noch immer das beste.

Allerdings war solche einfache Weisheit zunächst nur den alten Osthasen geläufig, die nun schon die dritte oder vierte Offensive hinter sich hatten. Und auch ihnen war diese Erkenntnis, daß der sicherere Weg zugleich auch der schnellste ist, erst aus vielen eigenen, und nicht immer angenehmen Erfahrungen mühsam genug zugewachsen — wobei sie es oftmals nur einem geradezu unwahrscheinlichen Glück und schier unglaubhafter Kaltblütigkeit verdanken konnten, daß sie am Ende einer rasch gewagten Querfeldeinfahrt durch unbekanntes Gelände noch in der Lage waren, eine Lehre aus dem unterdes Erlebten zu ziehen.

Die Neulinge aber — und dazu zählten auch

wir zwei Mann, die nun von Bataisk aus südwärts fuhren, der Kriegsberichter und der Fahrer — vermeinten, daß es nur darauf ankäme, so rasch als es irgend angehen mochte, unsere Truppe wieder zu erreichen, gleichsam als ob wir keine Stunde da vorn versäumen dürften und der Krieg vielleicht zu Ende sein könnte, ehe wir wieder, nach kurzem Zurückbleiben, den Anschluß an die Kameraden gefunden hätten.

So hatten wir uns, am Ausgange von Rostow auf der Karte die geradeste, nach unserer Meinung beste und geeignetste Route ausgemessen, in aller Einfalt meinend, daß, wenn die Kubanbrücken, wie wir es gehört hatten, schon in deutscher Hand seien, man nur einfach gerade auf sie zuhalten brauchte, um sie auch tatsächlich wohlbehalten zu erreichen.

So fuhren wir wohlgemut Stunde um Stunde über die endlose Steppe, bis uns nach acht Stunden Fahrt schließlich auffiel, daß wir seit langem schon keinen deutschen Soldaten mehr gesehen hatten, keine Ortskommandanturen und auch keine entgegenkommenden oder uns überholenden Kraftwagen oder Räder. Auch waren an der breiten, nicht schlechten und stur nach Süden laufenden Straße keinerlei Kampfspuren irgendwo zu sehen — es war, als führen wir, Vergnügungsreisenden gleich, mitten in einem traumhaften Frieden durch ein fremdes, schier menschenleeres Land. Nur selten sahen wir auf den Feldern hier und da einige Frauen und Männer bei der Arbeit, aber sie anzurufen, waren sie zu weit entfernt, und zudem stimmten ja auch Richtung der Straße und Eindruck der Landschaft auf das beruhigendste mit der Darstellung der Karte, die wir bei uns führten, überein. Was sollte es also der Fragen?

Dennoch, als es vier Uhr nachmittags wurde und wir uns eingestehen mußten, daß wir nur noch etwa zweieinhalb Stunden bis zum Einbruch der Dunkelheit Zeit haben würden, beschlich uns ein nicht sehr tröstliches Gefühl der Verlassenheit, und wir wären nur allzu gerne umgekehrt, um uns, wie man es uns geraten hatte, getreulich an die Wegebeschilderung unserer Division zu halten, welche Täfelchen und Hinweise wir allerdings schon kurz hinter Bataisk, also vor nunmehr gut sechs Stunden verlassen hatten. Nun war es zur Umkehr durchaus zu spät, und nichts konnte uns zu tun übrig bleiben, als entschlossen weiterzufahren, um auf irgendeine Weise diese einsam gewordene Fahrt zu einem guten oder auch bösen Ende zu bringen.

Zudem war die Straße jetzt schmaler geworden und begann sich in sanften Schlängelungen durch tiefgrünes Gras einer wahrhaft köstlichen, horizontweiten Weide hindurchzuwinden, um schließlich immer mehr zu einem simplen Weg zu werden, an dessen Rändern nun auch einzelne Häuser, später dann kleine Dörfer sich einfanden, angefüllt mit scheublickender, dunkelfarbiger, schwarzhaariger, tartarischer Bevölkerung, die furchtsam und trotzig uns entgegensah und in ihrer spürbaren Ablehnung uns ein unbehagliches Gefühl schuf, das sich noch steigerte, als niemand uns Auskunft geben wollte oder konnte, ob denn dieser Wiesenpfad, zu dem die einst so breite und schöne Straße geworden war, tatsächlich nach Kurgonnäja führe, vielmehr alle, die wir befragten, nur kopfschüttelnd und achselzukkend uns bedeuteten, daß sie solch seltsamen Namen noch niemals in ihrem Leben vernommen hätten. Dabei mußte dies vertrackte Nest, wie unsere Karte es auswies, höchstens noch einige wenige Kilometer entfernt, und sogar, wenn man den Einzeichnungen der Karte trauen konnte, ein recht stattliches Dorf sein. Natürlich war unsere Karte mit lateinischen Schriftzeichen bedruckt, und so war, nachdem schon die mündlichen Nachfragen zu keiner Antwort führten, uns auch die Möglichkeit genommen, etwa durch Vorweisen der Karte eine Auskunft zu erhalten, so daß vorderhand nichts anderes übrig blieb, als uns einzugestehen, daß wir uns entweder gründlich verfahren hatten — was zu glauben wir keinen Anlaß hatten —, oder anzunehmen, daß uns absichtlich und aus betonter Feindschaft heraus keinerlei Auskunft gegeben wurde, was uns, da wir solchem Verhalten bislang noch niemals begegnet waren, nicht gerade mit freudigen Empfindungen erfüllte. Zudem sahen wir nun auch, wie sich die weiten Wiesenflächen mit Trupps bolschewistischer Soldaten belebten, die bald auch auf dem Wege daherkamen, sich allerdings, wenn sie unseres Wagens von weitem gewahr wurden, scheu hinter die Häuser oder in sie hinein drückten — und wenn alle diese Trupps auch keine Waffen mehr trugen, vielmehr nur mit Säcken und Bündeln beschwert dahertrotteten, so blieb es doch völlig ungewiß, was sie wohl unternehmen würden, sobald sie erst einmal festgestellt hatten, daß hier nicht die Spitze einer deutschen Streitmacht unvermutet auftauchte, sondern nur einsam und verloren zwei einzelne deutsche Soldaten daherkamen.

Wir fuhren weiter — da nichts anderes zu tun übrig blieb — und konnten nur hoffen, daß diese herumstreunenden Bolschewiken gleich uns von dem schlichten Gefühle, möglichst ungeschoren bleiben zu wollen, erfüllt waren und auch weiterhin so tun würden, als bemerkten sie uns nicht — und all dies daherkommende Volk etwa aufzusammeln und zu einem Gefangenenzuge zu formieren, dazu fehlte uns vollends jede Möglichkeit angesichts der Tatsache, daß es in einer halben Stunde endgültig dunkel und Nacht sein würde, zumal ein kurzer Rundblick von einer etwas erhöhten Wiesenstelle aus uns zeigte, daß es sich um die versprengten Reste mindestens eines Regimentes handeln mußte, die hier, sich ständig weiter auflösend und zerstreuend, umherzogen. Also mußte, so war zu schließen, die Front, wenn man dies Wort überhaupt für ein paar ungestüm vordringende Angriffsspitzen in einem ungeheuer weitgedehnten Raume, der dreißig Divisionen bequem zum Vormarsche Platz gelassen hätte, anwenden wollte, schon recht nahe sein, und somit auch dies verdammte Kurgonnäja, das so groß auf der Karte sich spreizte und dennoch auf keine Weise sich in der Steppe finden lassen wollte.

Ob es überhaupt schon von unseren Truppen besetzt sei, wurde uns nachgerade zweifelhaft, und viel wahrscheinlicher erschien uns nunmehr, daß sich noch bolschewistische Nachhuten in ihm verschanzt hielten; vielleicht waren auch die Haufen, die uns begegnet waren, gar nicht vor dem Kriege und dem Kampf davongelaufen, sondern hegten nun leicht zu erratende und also ganz andere Absichten, als wir ihnen, zu unserer eigenen Beruhigung, zunächst zugeschrieben hatten. Soviel wußten wir beiden Grünlinge denn doch schon vom Sowjetkriege, daß er ganz anders aussah als ein Feldzug in Polen oder gar in Frankreich und daß ein jeder Tag irgendeine neue Überraschung und eine neue Teufelei uns zu bescheren vermochte. Erfinderisch waren diese Bolschewiken schon, das hatten wir nicht nur an der Miusfront, sondern auch bei Taganrog und Charkow und anderswo nur allzuoft erlebt.

Die Sonne stand nun bereits ganz nahe dem Sichtkreis und warf einen eigenartig goldenen Glanz über die weite tiefgrüne Weide, die jetzt nicht mehr flach und eben sich dem schweifenden Blicke darbot, sondern im Dämmer der sich rasch verlängernden Schatten eher einem sanft bewegten grasgrünen Meere glich, das in steter Dünung gegen uns anlief.

Der Karte nach mußte bald eine Schmalspurbahn kommen, wenn wir noch auf dem richtigen Wege waren, und nicht fern von ihr mußte dann endlich dies vertrackte Dorf Kurgonnäja auftauchen, dessen Namen niemand in dieser Gegend je gehört zu haben schien.

So fuhren wir denn in dem Sonnenglast dahin, der nun schon ganz flach uns im Rücken war, und uns war seltsam zumut. Ein Gemisch vieler Regungen erfüllte uns: trotzige Hoffnung und klarer Zweifel stritten in unserer Seele und die Hand ging einmal öfter zur Maschinenpistole, der Blick einmal mehr auf die Karte und dann wieder suchend den Weg voraus und in die weite grüne Runde, indes eine tiefe, schöne und fast feierliche Stille sich rundum ausbreitete, so als habe alles sein Tagwerk getan, Tier und Mensch und Erde, und dürfe wohlgemut und zufrieden zur Ruhe gehen.

In diesem Augenblicke einer seligen Entrücktheit sahen wir plötzlich den Bahndamm, der sich etwa ein Meter hoch aufgeschüttet durch die Wiesen hinzog. Wir sagten beide nichts — nur der Wagen lief mit einem Male schneller dahin und den Bahndamm hinauf, hinter dem in der Ferne ein niederes Gehölz auftauchte, in dem sich einige Hütten und Häuser ausmachen ließen. „Kurgonnäja", dachten wir beide, aber dann sahen wir noch etwas — und das war so unwahrscheinlich, daß wir unwillkürlich den Wagen verhielten und ihn langsam lautlos von dem Bahngleise, auf dem wir inzwischen dahingefahren waren, herunter und der Erscheinung entgegenrollen ließen.

Vor uns auf einem flachen Wagen lag ein Mann, alt, groß und mächtig, auf einem Berge von frischem Gras, das er auf seinem Fahrzeug aufgehäuft hatte. Zwei schneeweiße Rinder zogen ihn feierlich langsam dahin. Der Mann wandte keinen Blick auf uns, er bewegte sich nicht einmal, sondern lag nur da und sah in die Weite. Auch hielt er, wie wir nun erkannten, die Ochsen nicht am Zügel, sie gingen ungelenk und Schritt um Schritt für sich dahin. Lautlos war dabei alles, der weiche Wiesenboden verschlang jedes Geräusch.

Der Mann trug eine weite schneeweiße Hose, die ihm bis auf die nackten festen Füße ging. Über der Hose trug er ein ebenso schneeweißes altrussisches Hemd, das am Halse hoch geschlossen war und nach alter Sitte über die Hose herabfiel, an den Hüften mit einem festen Strick zusammengehalten.

Niemals in all den Monaten, die wir schon im Osten waren, hatten wir diese alte, uralte Tracht irgendwo gesehen. Niemand hatte sie mehr getragen.

Das Ergreifendste aber war, daß diesem alten Manne, der da so unberührt und wie aus zeitloser Ferne kommend und in eine ebenso zeitlose Ewigkeit langsam hineinziehend auf seinem Wagen voll Gras wie auf einem urtümlichen Throne sitzend dahinfuhr, ein wundervoller schneeweißer Bart, makellos rein und silbern bis fast auf den Gürtel herabwallte, und ebenso silberweißes, schön gepflegtes Haupthaar, weit über die Schultern niederfloß.

Wir sprachen ihn an, aber er zeigte mit keiner Bewegung, daß er uns auch nur gehört oder wahrgenommen, geschweige denn verstanden hätte. Schweigend und reglos, ein unberührbares Bild, zog er langsam an uns vorüber. Wir wußten nicht, war er taub, blind — vielleicht auch nur auf das vollständigste betrunken. Sein himmelblaues Auge sah unbewegt in uns nicht deutbare Fernen . . . Wir sahen ihn an und sahen ihm zu, wie er auf seinem Graslager dahinfuhr und das Goldrot der letzten Sonne ging über ihn hin wie ein matter und sanfter Glanz.

Kurgonnäja erreichten wir mit der einfallenden Dunkelheit — es waren die Hütten und Holzhäuser, die wir vom Bahndamm aus gesehen hatten. Dort auch trafen wir sechs deutsche Flaksoldaten, die vor einer halben Stunde von der anderen Seite her ins Dorf gelangt waren. Sie berichteten uns, daß noch kein Deutscher bislang diesen ganzen breiten Gebietsstreifen betreten hätte und rundum noch zahlreiche Bolschewiken sich umhertrieben, während weiter südlich am Kuban heftige Kämpfe tobten. Schwerlich also würden wir des Nachts zu unserer Einheit gelangen, auch sei es ihnen schon recht angenehm, wenn sich auf so unerwartete Weise ihre Gefechtsstärke für einige Stunden von sechs auf acht Mann erhöhen würde. — So blieben wir in einem etwas abseits gelegenen und leichter zu verteidigenden Speicher, der offensichtlich einmal als Lagerhaus für Traktorenöl und derlei Dinge gedient hatte.

Von den Kameraden und den Dorfbewohnern, die sich langsam hinzufanden, indes wir unser Abendbrot bereiteten, erfuhren wir dann, daß ganz natürlicherweise und auf unserem Wege niemand eine Auskunft über Kurgonnäja habe geben können, indem dieser Ort — woher nur sollten wir es wissen! — sich nicht, wie wir gemeint, Kurgonnaja betonte und aussprach, sondern, und auf solche Weise schon die Nähe des Gebirges anzeigend, Churchónnaja hieß mit zwei tief im Rachen gebildeten Reibelauten, gleichsam als ob ein Schwyzer das Wort hervorgurgeln würde.

Hierüber belehrten uns die Bewohner auf das zutraulichste und sich an unserer sprachlichen Ungeschicklichkeit immer wieder heiter erfreuend — einen silberhaarigen Alten aber im weißen Bauernkittel je gesehen zu haben oder gar zu kennen, bestritten sie indes auch den eindringlichsten Fragen des Dolmetschers, der sich unter den Flakkameraden fand, indem sie beteuerten, daß niemand auch nur annähernd der Beschreibung Entsprechender hier lebe oder ihnen je zu

Schriftleitung: München 22 Thierschstraße 11, Fernruf 2 21 31 Berliner Schriftleitung Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22 Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5. Einzelnummern können bis auf weiteres nicht nachgeliefert werden

Gesicht gekommen sei, so daß uns schließlich nichts anderes übrig blieb, als zu meinen, daß es Jutrebog selbst gewesen sei, der weiße Gott der Slaven, der uns auf so seltsam eindringliche Weise bei seinem Auszuge aus dieser aller Reinheit, Ehrfurcht und Güte seit langem entkleideten östlichen Welt begegnet war, nachdem sich ihm nun das alte, von ihm so lange innegehabte Land dank des Vordringens unserer Heere bis in die weiten grünen Weiden des Kuban, allwo er sich all die Jahre hindurch wohl versteckt gehalten hatte, aufs neue groß und furchtbar eröffnete und dem er nun, aller Zeit entrückt, langsam entgegenfuhr.

In einer Nacht, in der nichts geschah...

Es ist Nacht. Schwarze, schweigende, unendliche Nacht. Der Regen tropft gleichförmig von den Bäumen. Nur wenn ein Windstoß sie bewegt, fährt ein kurzes, heftiges Rauschen und Brausen über uns hinweg, als wären die Lüfte für Sekunden von Kobolden und Geisterstimmen erfüllt, die ein schreckhaftes Spiel treiben. Doch gleich ist es wieder still, der Regen tropft wie vorher, und vor uns dehnt sich die Weite einer kargen Steppe, die wir jetzt nur ahnen, ohne sie mit den Blicken zu erfassen, denn sehen können wir kaum die Hand vor den Augen.

Wir liegen und warten — Stunden schon am Rande dieses Waldes, die Leiber so gut wie möglich hinter einem niedrigen, moosigen Wall gelagert, über uns die Zeltbahn gebreitet, und die Blicke in die Finsternis gebohrt. Liegen und warten, warten und liegen — Stunde für Stunde!

Am Abend war Alarm gegeben worden. Es hieß, daß stärkere feindliche Kräfte durchgebrochen seien und sich mit Panzern und Infanterie im Anmarsch auf unseren Ort S. befänden. Fieberhaft flogen Befehle hin und her, fast geräuschlos setzte das Alarmbataillon sich in Bewegung, nach feststehendem Plan trennten sich die Kolonnen. Unsere Aufgabe war, hinter dem Walde den Ort gegen die Straße durch die Steppe zu sichern. Wir hatten den Waldrand besetzt, Maschinengewehre in Stellung gebracht und uns selber in Deckung begeben. Das war zwei Stunden vor Mitternacht gewesen. Aber auch da geschah so wenig wie jetzt. Nur der Regen rann und tropfte von den Bäumen nach ewig gleicher Melodie, und aus dem müden, verdämmernden Licht des Abends war pechschwarze Nacht geworden.

Neben mir regt sich Kurt unter der Zeltbahn. Ich habe schon manches Mal gedacht, daß er wohl mit der Galle zu tun habe. Seine gelbe Gesichtsfarbe und schnelle Reizbarkeit konnten das leicht vermuten lassen. Trotzdem bin ich gern mit ihm zusammen. Er denkt viel nach — über sich und alle Welt, und hat eine eigene Art, die Menschen und Dinge zu betrachten. Die stark ausgeprägte Stirn mit dem hohen Haaransatz legt beredtes Zeugnis dafür ab.

„Wie spät ist es eigentlich?" fragt er plötzlich, wie aus flüchtigem Schlaf hochfahrend.

„Keine Ahnung, Kurt! Du weißt doch, daß ich zeitlos lebe — —"

„Dann muß ich selber nachsehen", knurrt er unwillig. Wühlt sich unter der Zeltbahn heraus, um nach einem Blick auf die Leuchtziffern seiner Uhr wie im Selbstgespräch fortzufahren: „Schon zwei Uhr früh! Vier Stunden lassen wir uns jetzt den Regen aufs Fell trommeln. Wozu liegen wir noch hier? Nichts los auf der ganzen Linie. Wahrscheinlich hat man Gespenster gesehen — — Doch hör! Was gibt's da hinten?" unterbricht er sich und lauscht.

Vereinzeltes Gewehrfeuer ist zu hören. Wir haben den Wind im Rücken. Es muß weit hinter uns sein, drüben auf der anderen Seite des Ortes, wo eine Pionierabteilung zur Abwehr eingesetzt ist.

Der Wind wird stärker, rumort in den Räumen und schüttelt die Zweige gewaltig durcheinander. Die Gewehre drüben verstummen wieder.

„Ein paar Einzelgänger oder Versprengte", spintisiert Kurt weiter. „Und dazu solch ein Aufwand?! Komm! Wollen uns die Beine etwas vertreten. Man rostet ja ein bei dieser Warterei und dem Starren in die Nacht. Und kühl wird einem auch. Aber paß auf, daß du nicht über die Baumwurzeln stolperst! Ich lag eben, schon beinahe auf der Schnauze. Verfluchte Finsternis!"

Ich rappele mich hoch und geistere hinter Kurt her, der sich in die Steppe hinaustastet. Dort können wir besser ausschreiten.

Wir wandern auf und ab, hin und her, her und hin... Aber auch dabei wird uns nicht recht warm. Alles ist feucht und klamm, überall trieft und tropft es, und wo wir hintreten, steht das Wasser in Lachen, Pfützen, Teichen und Tümpeln.

„Halt! Wer da?" brüllt es uns entgegen. Eine Karabinersicherung knackt verdächtig. Das sind Ernst und Otto, die rechts von uns in einem Loch hocken und unsere Schritte gehört haben.

„Mach 'n Hals zu!" bellt Kurt giftig. „Fehlt grade noch, daß ihr uns über den Haufen knallt —"

Keine Antwort. Nur ein Knurren und Grunzen ist vernehmbar. Dann rauscht der Wind wieder auf, fegt das Wasser aus Gezweig und Blattwerk und erstickt jedes andere Geräusch.

„Wir werden noch bis zum Tag hier brüten können, ohne daß wir eine Nase zu sehen kriegen", brummt Kurt grämlich. „Das wievielte Mal ist das nun, daß wir 'rausmüssen — — und immer bleibt alles ruhig?!"

„Ruhig, Kurt? Neulich war ganz schön der Teufel los. Ein Glück nur, daß die Leute von der Flak die Panzer gleich abgefangen haben!"

„Na, wenn schon?! Aber heut' Nacht ist doch wirklich nichts los. Bloß eingeweicht werden wir wie ein Haufen dreckiger Wäsche. Und so ungefähr fühle ich mich auch — — — Verdreckt, verlaust, abgerissen, gelegentlich dann durch irgendeinen Wassertümpel gezogen, durchgeknetet und ausgewrungen, halbwegs an der Sonne getrocknet und wieder zurechtgeflickt. Der eigene Adam hat verdammt viel Ähnlichkeit mit einem fragwürdigen Hemd, das man eigentlich nicht mehr anziehen kann und sollte — — — Überhaupt: Urlaub müßte man haben!"

„Uuuuur-laub?" sage ich gedehnt. „Du lieber Gott! Kurt! Sprich bloß Deutsch und schmeiß diese Fremdwörter weg! Wo sollen wir da hinkommen?"

„Nach Hause! Was denkst du denn? Sieh mal — — Urlaub habe ich gehabt — — das ist jetzt her — — warte 'mal!" — — und während er noch rechnet und Unverständliches vor sich hinmurmelt, kauern wir uns wieder unter die Zeltbahn — — — „Ach, weißt du — — das kann man schon gar nicht mehr sagen, wie lange das her ist! Damals von Sizilien bin ich zuletzt nach Hause gefahren. Menschenskind! Die Tochter wird immer größer und hübscher, und der Vater hier draußen immer kleiner und häßlicher... Hol mich dieser und jener! Und was meine Frau, die Anne, ist — — — Aber man darf ja gar nicht darandenken, sonst wird man doch so langsam verrückt —!"

„Und was m e i n e Anne ist — —", sage ich ganz ruhig — — —

„Wieso d e i n e Anne? Heißt deine Frau auch Anne?" fährt er auf.

„Das nun grade nicht, Kurt. Ich meine man nur so, weißt du? Weil mir grade einfällt, daß ich a u c h eine Frau habe — — — und Kinder — — — Es geht uns doch allen so."

Schweigen ist zwischen uns. Der Regen, nur mächtiger strömend und singend, denn der Wind hat nachgelassen und ihm allein das Feld überliefert, dringt unermüdlich auf uns ein. Wir wälzen uns Rücken an Rücken, um des leichten Fröstelns Herr zu werden. Nach einer ganzen Zeit erst beginnt Kurt wieder zu sprechen — — leise, zögernd, aber ganz ruhig: „Natürlich —! Es ist ja so — — Warum sich da ereifern? Es hat keinen Sinn, ungeduldig zu sein. Man zermürbt sich selber damit, zerreißt das eigene Herz — und bezweckt gar nichts. Ich kann es mir auch kaum noch vorstellen, wie das ist, zu Hause zu sein. Vielleicht taugt man schon gar nicht mehr dazu — — Mir geht es oft so, daß ich seltsam hin- und hergerissen werde zwischen der großen Sehnsucht nach den guten und schönen Dingen des Lebens — und dem dunklen, verzagten Gefühl, gar nicht mehr dazuzugehören — — —"

„Laß das!" widerspreche ich heftig. „Wenn wir das erst denken, können wir das Denken getrost ganz begraben. Was du sagst, bedeutet Selbstaufgabe. Ich aber sage dir, daß der Soldat der Front die größten und stärksten Rechte ans Leben einst haben wird! Glaubst du vielleicht, er geht umsonst durch tausend und mehr Tode?"

„Du verstehst mich nicht", begehrt nun auch Kurt auf, ungeachtet dessen, daß jemand hinter uns getreten ist und uns zuhört. „Ich rede nicht von unserem Recht am Leben, sondern davon, ob wir noch was Rechtes damit anzufangen wissen — nach all diesem, was uns heimsuchte und was auch wir als Heimsuchung brachten? Darum handelt es sich."

„Ich verstehe dich schon — — aber wäre es so, daß wir uns nicht mehr dazu fähig fühlten, das Leben und in ihm uns selber auszurichten, dann allerdings — — ja, dann hätten wir das Recht darauf wohl verwirkt."

„Der Alarm ist aufgehoben", macht sich unser Hintermann räuspernd bemerkbar. „Die Meldung kam eben durch. Zwei vorgeschobene Pakzüge haben die Sache schon bereinigt. Kommt denn! Wir sammeln uns auf der Straße."

Es ist Dreesen, der da spricht, ein eben aus dem Ei geschlüpfter Unteroffizier und bei weitem noch zu jung, um den Gedanken Kurts folgen zu können. Er gehört zu denen, die sich nicht allzuviel Kopfzerbrechen um Sein oder Nichtsein machen. Auf seine Art ist er bestimmt glücklicher zu nennen als jene, die es sich nicht genügen lassen, die Dinge und Geschehnisse unbesehen hinzunehmen.

„Ihr spinnt zuviel konfuses Zeugs", meint er noch weise und ein wenig überlegen. „Dem Soldaten ist am wohlsten, wenn er nicht denkt."

Aber Kurt klopft ihm kameradschaftlich auf die Schulter und lächelt nur: „Du hast es gut, Junge —— du weißt, was dir wohltut!" — —

Auf der Straße, nichts als ein aufgeweichter, unvorstellbar morastiger Schlammweg jetzt, formieren wir uns notdürftig. Ein Befehl kommt von vorn durch — — wir marschieren. Doch ist es mehr ein verzweifeltes Kämpfen mit dem zähen, tückischen Morast, der uns schier die Stiefel von den Beinen ziehen will. Ein gespenstischer Haufen, der da durch die Dämmerfrühe patscht und stapft — — —

Ein Segen, daß wir Ernst bei uns haben, dessen Humor noch in keiner Lage versagt hat — auch wenn es manchmal schließlich nur Galgenhumor war. Wenn er, so wie jetzt grade, ganz trocken in all dem Triefen, Strömen und Regenrauschen dahersagen kann: „Aber wat denn, wat denn, Kinder? Es ist Krieg und kein Schützenfestumzug! Ick zieh gleich die Stiebel aus — hab' sowieso schon hundert Tage die Füße nicht mehr gebadet!" — — dann haut das wieder einmal hin und reißt so manchen aus dumpfem Brüten hoch.

Da tauchen auch schon die Häuser und Hütten auf, verschwommene Umrisse im trüben Licht des anbrechenden Tages...

Auch Kurt lächelt wieder. „Doch gut, daß solche Leute wie Ernst unter uns sind", meint er, nun ganz heiter und gelassen, trotz der gespenstischen Nacht, die hinter uns liegt. „Das hilft besser, als alle Hormon- und Nervenpräparate!" —

Wir trampeln hinein in unsere halb zerschossene Hütte, werfen Waffen, Helm und Koppelzeug beiseite, die nassen Brocken ab vom Leibe, schüren das Feuer im Ofen noch einmal flammend auf — — und der graue Regenmorgen des kommenden Tages versinkt in der tiefen, traumund gestaltlosen Nacht unseres bleischweren Schlafes.

H. Z.

Schluß von Seite 5:

Honorige Yankees stehlen jährlich für 10 Millionen Dollar Hotel-Eigentum!

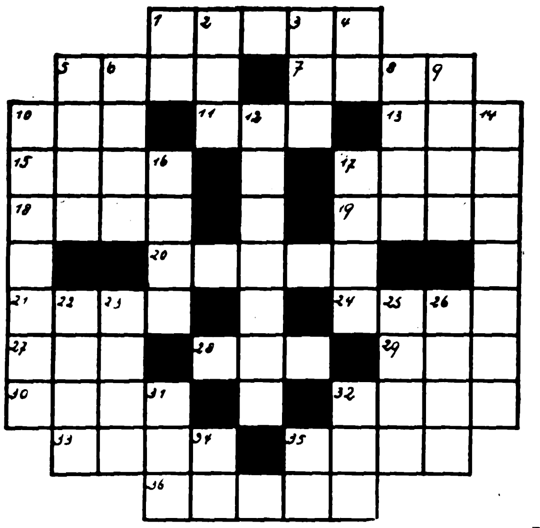
gesucht hatte. Bei jedem Besuch ließ sie und ihr Gatte sich einmal das Essen im Zimmer servieren, und bei dieser Gelegenheit packte sie dann jedesmal eine Silberplatte ein und nahm sie mit nach Hause.

Kürzlich fehlten in einem vornehmen Chikagoer Hotel in einem Zimmer zwei Bettdecken. Der Hausdetektiv untersuchte das Gepäck der beiden das Zimmer bewohnenden Damen. Er fand die Decken, aber leider bereits zu Stücken für Morgenröcke zugeschnitten. Beim Verlassen des Hotels fanden die beiden Damen auf ihrer Hotelrechnung den Posten „Zwei Bettdecken — — — 28 Dollar" vor. Sie bezahlten wortlos und verschwanden.

Die besseren Hotelunternehmen in Badeorten haben einen Schutz gegen solche Diebstähle und gegen Plündereien jedweder Art erfunden. Ehe sie eine Bestellung für ein Zimmer annehmen, erkundigen sie sich nach den finanziellen, persönlichen und moralischen Eigenschaften des Bestellers, und bevor die Bestellung bestätigt wird, kennt die Hotelleitung den Gast besser, als er sich selbst kennt. Aber die Durchschnittshotels können sich einen solchen Luxus nicht leisten, und daher werden jährlich in den Hotels Werte in Höhe von über 10 Millionen Dollar gestohlen!

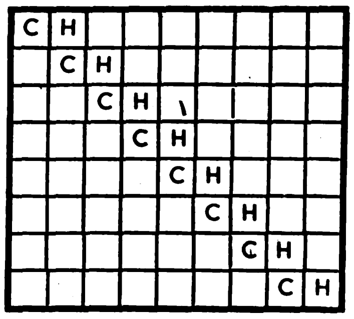
RÄTSEL

Kreuzworträtsel



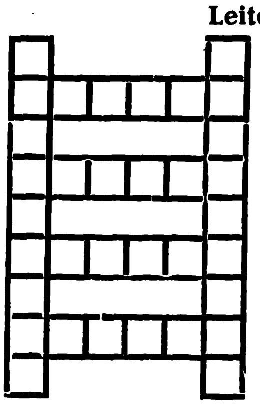
Waagrecht: 1. männl. Haustier, 5. geograph. Begriff, 7. buddhist. Priester, 10. Kielwasser, 11. Bezeichnung für „Uhu", 13. Behörde, 15. Futterbehälter, 17. Hauptstadt von Peru, 18. weibl. Vorname, 19. röm. Zeitbestimmung, 20. zerfallenes Bauwerk, 21. Gehalt, 24. Sportausdruck: freie Wahl, 27. Straußvogel, 28. Teil des Wagens, 29. franz. Schriftsteller ⅄, 30. engl. Längenmaß, 32. gnädige Gesinnung, 33. Röhricht, 35. Weinernte, 36. bekannter deutsch. Schlachtflieger. — Senkrecht: 2. türk. Befehlshaber, 3. Zahl, 4. ägypt. Gott, 5. Quell, 6. männl. Vorname, 8. poetisch: Mädchen, 9. Nährmutter, 10. engl. Entdeckungsreisender, 12. gotischer Bischof, 14. ein Führer des 1. Kreuzzuges, 16. Faden, 17. Einfassung eines Segels, 22. türk. Männername, 23. Paradiesjungfrau (Koran), 25. Brauch, 26. Vogel, 31. Artikel, 32. nord. Göttin, 34. Fürwort.

Füllrätsel.



Die Buchstaben: a a a a a a a a b e e e e e g g g h i i i i i i k k l l m m n n n n n n n o p r r r r r s s e t t t t t u u y z sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht folgende Wörter erscheinen. 1. franz. Landschaft, 2. chines. Hafenstadt, 3. Baukünstler, 4. Süßwasserfisch, 5. Gift, 6. Staatsform, 7. primitive Vergeltung, 8. rheinpreuß. Badeort.

Leiterrätsel



Die Buchstaben: a a a b d e e e e e g g i i i i i n n n n n o o r r r r s t t t w w sind so in die Leiter einzusetzen, daß die Sprossen von oben nach unten ergeben: 1. Schulklasse, 2. Gewürz, 3. Finnische Hafenstadt, 4. Land in Asien. Die linke Leiterstange nennt einen Frankenwein, die rechte einen spanischen Wein.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — a — a — a — al — bau — be — ben — bend — ber — da — de — del — di — e — eu — gli — ha — heid — kum — land — ma — me — mel — men — mon — na — nach — ne — ne — neu — ni — nie — on — on — on — pan — pho — raph — re — re — rith — rü — sa — se — see — sem — si — si — stra — tan — ter — ti — ti — ti — tik — u — va — van — wa sind 20 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch von Treitschke ergeben. ch = 1 Buchstabe.

1. Wachszelle, 2. Zahlenlehre, 3. Signalhorn, 4. Ausdehnung, 5. Bund, 6. Wohlklang, 7. Zweig der Landwirtschaft, 8. Genosse, 9. weiblicher Vorname, 10. Insel im Großen Ozean, 11. Staat der USA, 12. Riese, 13. Hauptstadt von Cuba, 14. Jahrbuch, 15. Lichtengel, 16. Schulklasse, 17. Massenkundgebung, 18. Tageszeit, 19. Gebäck, 20. italien. Scharfschütze.

1 .... 11 ....
2 .... 12 ....
3 .... 13 ....
4 .... 14 ....
5 .... 15 ....
6 .... 16 ....
7 .... 17 ....
8 .... 18 ....
9 .... 19 ....
10 .... 20 ....

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Kater, 5. Berg, 7. Lama, 10. Sog, 11. Auf, 13. Amt, 15. Trog, 17. Lima, 18. Anna, 19. Iden, 20. Ruine, 21. Lohn, 24 Kuer, 27. Emu, 28. Rad, 29. Sue, 30. Yard, 32. Huld, 33. Ried, 35. Lese, 36. Rudel. Senkrecht: 2. Aga, 3. Elf, 4. Ra, 5. Born, 6. Egon, 8. Maid, 9. Amme, 10. Stanley, 12. Ulfilas, 14. Tankred, 16. Garn, 17. Liek, 22. Omar, 23. Huri, 25. Usus, 26. Eule, 31. der, 32. Hel, 34. du. ✱ **Füllrätsel:** 1. Champagne, 2. Schanghai, 3. Architekt, 4. Stichling, 5. Strychnin, 6. Monarchie, 7. Blutrache. 8. Kreuznach. ✱ **Leiterrätsel:** 1. Tertia, 2. Ingwer, 3. Wiborg, 4. Indien. Steinwein — Tarragona ✱ **Silbenrätsel:** 1. Wabe, 2. Arithmetik, 3. Sirene, 4. Dimension, 5. Union, 6. Euphonie, 7. Rübenbau, 8. Kumpan, 9. Adelheid, 10. Neuseeland, 11. Nevada, 12. Titan, 13. Havanna, 14. Almanach, 15. Seraph, 16. Tertia, 17. Demonstration, 18. Abend, 19. Semmel, 20. Bersagliere. „Was du erkannt hast, das bekenne und danach handle." Treitschke

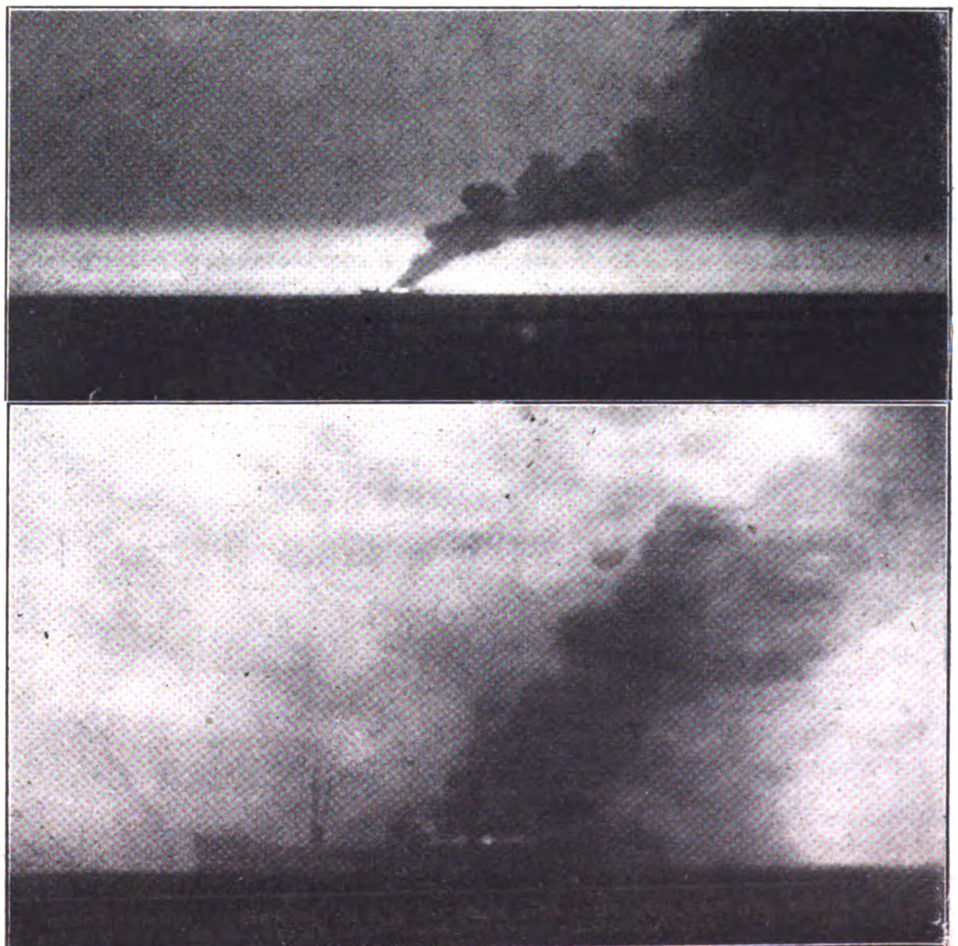


Die Bilanz eines Verbrechens.
Nach Angaben der polnischen Telegraphenagentur zahlten die von ihren Verbündeten zum zweiten Male im Stich gelassenen Polen ihren verbrecherischen Aufstand mit 200 000 Gefallenen, Vermißten und Verwundeten. 100 000 Aufständische wurden gefangengenommen. Das Bild zeigt die Parlamentäre auf dem Weg zu den Übergabeverhandlungen.
ℌ-PK.-Aufn.: ℌ-Kriegsberichter Heinemann.



Das Ende der Aufstandsbewegung.
Tagelang hausten die Warschauer Insurgenten in den Schächten der Kanalisation, wateten durch Schlamm und die Abwässer der umkämpften Stadt. Nach ihrer Gefangennahme benutzten sie die erste Gelegenheit, um das Wasser aus ihren Schuhen zu schütten.
ℌ-PK.-Aufnahme: ℌ-Kriegsberichter Ahrens.

Der Heldenkampf unserer Atlantikstützpunkte.
Gegen eine vielfache Übermacht, die ihre Batteriestellungen mit schwersten Kalibern der Schiffsgeschütze, wie mit unaufhörlichem Bombardement der Kampfgeschwader zudeckte, haben die deutschen Stützpunkte an der Kanalküste mit größtem Erfolg der deutschen Westverteidigung sekundiert. Ein durch die Fernkamera gesehener englischer Transporter ist von einer Marineküstenbatterie getroffen worden und geht brennend in die Tiefe.
PK.-Aufn.: Kriegsberichter Meisinger, Sch.



Letzte Bildnachrichten

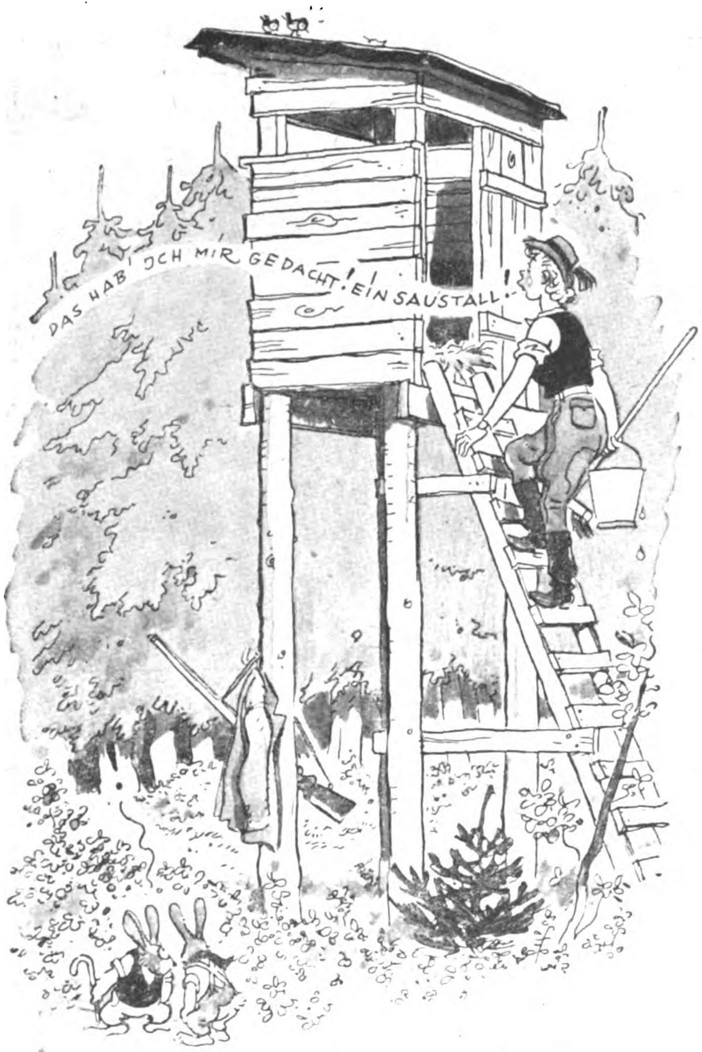
Das Reichs-Jagdgesetz bestimmt, daß alle, die die Jagd ausüben wollen, sich zunächst einer Jägerprüfung zu unterziehen haben. In Verden fand nun eine Jägerprüfung statt, zu der sich sieben Prüflinge, darunter drei junge Mädchen, gemeldet hatten. Die Prüfung gliederte sich in einen theoretischen und einen praktischen Teil im Gelände in der Verdener Jagd. Unter Vorsitz des Kreisjägermeisters gehörten dem Prüfungskollegium drei Jäger, darunter ein Förster, an. Sechs Prüflinge bestanden die Prüfung, auch die drei jungen Mädchen, dagegen fiel ein männlicher Prüfling durch.

Weidmannsheil, meine Damen!

BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER



„Da könnt ihr mal wieder seh'n, was von den Männern zu halten ist! Seit wir das Fräulein Jäger im Revier haben, sind wir für die Herren Böcke Luft!"



„Das muß man ihr lassen, — ordentlich ist sie! Zweimal wöchentlich mindestens scheuert sie den Hochstand! Auf den Gedanken ist unser oller Förster Moßlinger noch nie gekommen."

„Weiß der Deubel, — mir ist nicht ganz wohl bei dem Gedanken, daß wir jetzt 'ne Jägerin im Revier heben . . . So 'ne Frau sieht unsereinen doch schon mit ganz anderen Augen an . . ."





„Ja, das stimmt! Zuerst wollte sie vor lauter Wut ihren Schleier zerreißen! So einfach ist das auch nicht, mein Lieber! Jahrzehntelang hat sie hier als Waldelfe alles, was männlich war, betört, und nun kriegt sie plötzlich eine Konkurrenz vor die Nase gesetzt . . ."



„Au, sieh mal, jetzt hat sie sicher den alten Damschaufler in der Linse, der da drüben immer wechselt!" — „Denkste! Die Frau vom Inspektor, die vorhin dort vorüberzog, hat ihr neues Kostüm an!"



Und das alte Lied „Denn im Wald da sind die Jä—hä—ger, hali, hala, ja, Jä—hä—ger, die verführ'n ein Mädchen bald . . ." hat nun wohl auch an Wahrscheinlichkeit verloren . . .

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München.
A B C D E F G 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Job Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München

Preis 20 Pfennig

IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 26. OKT. 1944
19. JAHRGANG :·: FOLGE 43

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:



Befehlsempfang beim Kommandeur. ꜱꜱ-PK.-Aufn.: ꜱꜱ-Kriegsber. Grönert (Sch.)

Die Maschinenpistole auf der linken Schulter, die rechte Hand von einem Durchschuß, den Hals von einem Streifschuß verletzt, so erscheint der Kompanieführer zur Abstattung einer Meldung und Entgegennahme weiterer Befehle. Die Schlacht läßt ihm keine Zeit, an sich selbst zu denken.





Der Reichsmarschall bei seinen Fliegern.
Für die Männer der Luftwaffe, die heute an allen Fronten Ungewöhnliches leisten, ist der Besuch Hermann Görings immer eine besondere Freude.

PK.-Aufn.: Eitel Lange

Ein neues Rüstungswerk wird besichtigt.
Nach seinem Besuch von Fliegerhorsten läßt sich der Reichsmarschall zu neuen Anlagen eines Rüstungswerkes führen. Neben ihm Gauleiter Sauckel, unter dessen Leitung dies Werk in einer Rekordzeit aufgebaut wurde.



Begrüßung durch einen alten Werkmeister.
In einer Ansprache vor den Rüstungsarbeitern führte Hermann Göring unter anderem aus: „Und wenn sie ihre ganze Macht gegen Deutschland vereinigen müssen, trotz allem: sie werden nicht siegen, es wird ihnen doch nicht gelingen!"



Der Staatsakt für General der Infanterie Schmundt im Reichsehrenmal Tannenberg.
Der Chefadjutant der Wehrmacht beim Führer und Chef des Heerespersonalamtes, General d. Inf. Rudolf Schmundt, starb am 1. Oktober an den schweren Verletzungen, die er bei dem verbrecherischen Attentat auf den Führer am 20. Juli davongetragen hatte. Der Führer ehrte seinen engsten militärischen Mitarbeiter durch die Verleihung der höchsten Stufe des Deutschen Ordens mit Schwertern und die Anordnung des Staatsbegräbnisses. Die Familie des Verstorbenen beim Staatsakt im Reichsehrenmal. PK.-Aufn.: Kriegsberichter Wittke, Sch.



Die Generation, die zwei Kriege besteht.
Bei einer Besichtigung der SA.-Einheiten im Westen des Reiches ließ sich der Stabschef der SA. Wilhelm Schepmann zur Wehrmacht eingerückte SA.-Führer und -Männer melden, die sich in beiden Kriegen kämpferisch bewährten.
Aufn.: Wegener.

Von der FRONT für die FRONT







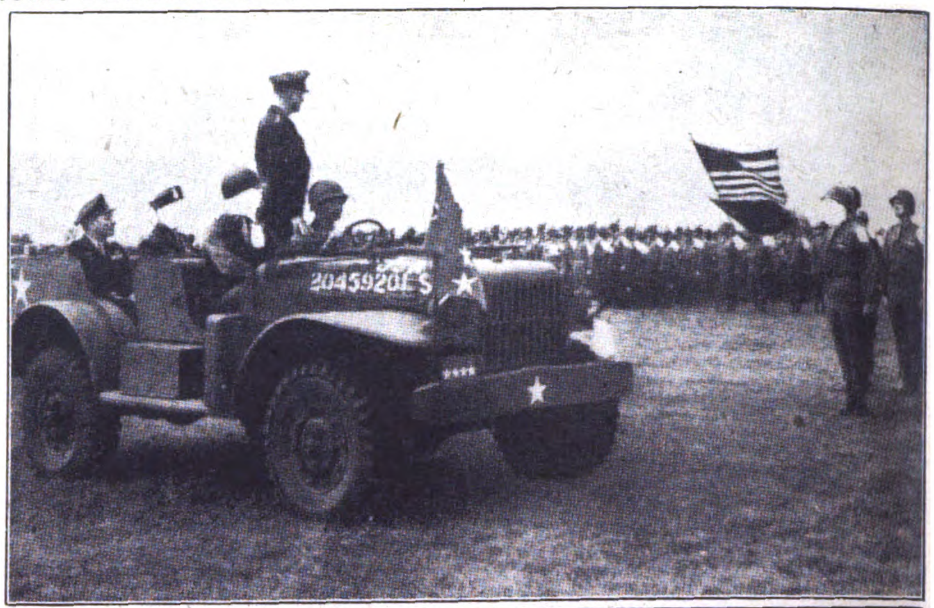


Bei der Feldpostnummer 12 000 liefen folgende Vorschläge ein:
Eine zweckmäßige Bergungsmöglichkeit der Verwundeten bietet der Koppelsitz. Hierfür werden die Koppel des Verwundeten und seines Helfers ineinandergeschnallt. — Bild links: Die Stangenschleife hat sich in bergigem Gelände und über Schneeflächen hervorragend bewährt. Dünne Baumstämme lassen sich rasch zu diesem Gerät verarbeiten.
Aufn.: Weltbild.

Das fiel uns auf!



Der Spieler hat alles gesetzt und verloren.
England wird unter gar keinen Umständen zu den Gewinnern dieses Krieges zählen. Müde, erschlafft und ratlos sucht Churchill Betäubung. Die Aufnahme stammt von seinem letzten Besuch in Italien, über dessen Ergebnisse er sich hartnäckig ausschwieg.
Aus „Time" (3).



Menschen ohne Gesichter.
Die englische Militärzensur hat zu einem kuriosen Mittel gegriffen, bestimmte Dinge geheimzuhalten. Sie hat auf von ihr freigegebenen Bildern die Gesichter bestimmter Leute, die sie nicht in Erscheinung treten lassen will, weiß überdeckt. So ergibt sich das seltsame Bild von Gespensterfiguren, die den Stahlhelm auf einem leeren Fleck tragen. Die amerikanische Zeitschrift „Time" macht sich darüber lustig und stellt die berechtigte Frage, warum der Zensor diese Bilder denn überhaupt freigegeben habe.



„Zigaretten-Mike" mit seinem Killer-MG.
Dies Bild, das wir der Neuyorker Zeitschrift „Time" entnehmen, stellt allerdings nicht, wie man auf den ersten Blick glauben möchte, einen Gangsterhäuptling vor der Straßenschlacht dar, sondern den Verräterkönig Michael von Rumänien bei Versuchen an einem englischen MG.

LANDWACHT

Die Landwacht ist der von der Deutschen Polizei aufgestellte Selbstschutz des Landvolkes. In ihr sammeln sich für die Dauer des Krieges Bauern und Holzfäller, Schmiede und Schreiner, Hirten und Flößer.

Der Dienst bei der Landwacht ist Ehrensache. Immer sind sie auf Posten, Tag und Nacht. Heute ist beim Landwachtpostenführer die Meldung eingelaufen, daß sich in der Nachbarschaft eine verdächtige Gestalt her-



Ein Verdächtiger wird gesucht.
Die von ihren Höfen herbeigeeilten Landwachtmänner werden vom Gendarmen über den beabsichtigten Einsatz unterrichtet.

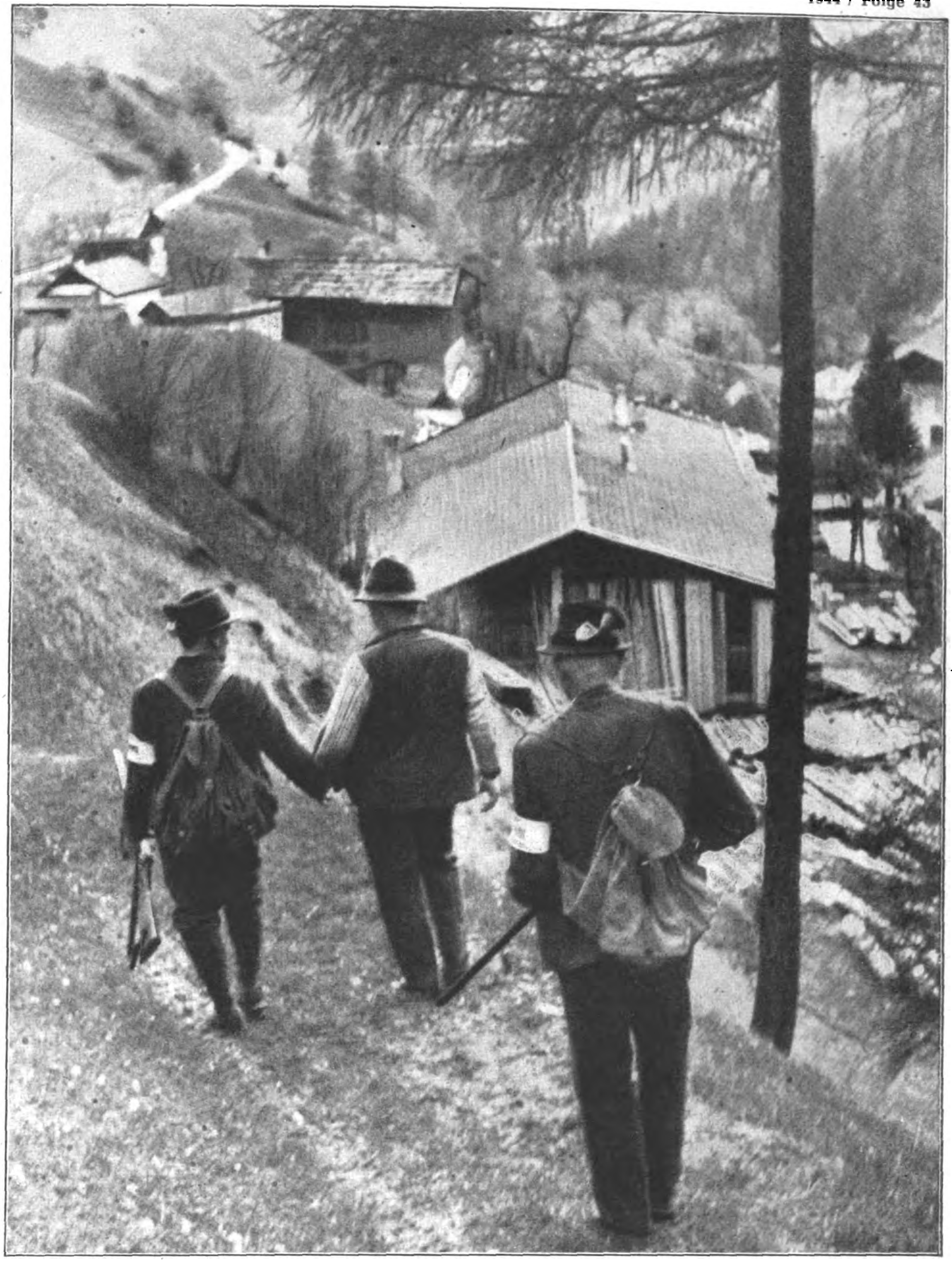
umtreibt. Ein Fremder, kein Sommerfrischler, höchstwahrscheinlich ein Ausländer, der sich von seiner Arbeit entfernt hat, vielleicht sogar ein Fallschirmspringer oder ein entwichener Kriegsgefangener. Darüber muß Klarheit geschaffen werden, also Alarm! Der Landwachtpostenführer benachrichtigt die Mitglieder seiner Gruppe. Er trägt bereits die Armbinde, die Jungen im Dorfe sind schon lange nach den Berghöfen unterwegs. Aus Knaben werden einmal Männer. Gerade jetzt können sie zeigen, was in ihnen steckt. Als Melder haben sie heute ihren großen Tag.

Wer geht mit auf die Suche nach dem Verdächtigen? Der Schmied ist dabei, er kann den Hammer führen wie das Gewehr. Ein letzter Schlag auf den Amboß, nun wird das Gerät beiseitegestellt, dann geht es zum Sammelplatz, wo die von ihren Höfen herbeigeeilten Bauern vom Gendarmen über den Einsatz unterrichtet werden. Sie nicken, dabei gehen ihre Augen prüfend in die Runde, denn sie kennen ja das Gelände, die Hügel und Wälder, die Täler und die Büsche, sie kennen jeden Stock und Stein und Strauch ihrer Heimat. Alle haben Jägerblut in den Adern, und heute gilt es ja auch ein Wild zu stellen, vielleicht einen Einzelgänger, der aus der Gemeinschaft ausgebrochen ist und nun durch Raub und Verbrechen sein Leben fristet. Unter den vielen Mil-

(Schluß am Ende des Textteils.)



In dem Wäldchen
könnte sich der Bursche verborgen halten. Also: Durchkämmen!



→ **Der Gefangene wird abgeführt.**
Dann beginnt der Gendarm die erste Vernehmung.

Das werden Männer!

ERZIEHUNG ZUR SOLDATISCHEN MORAL





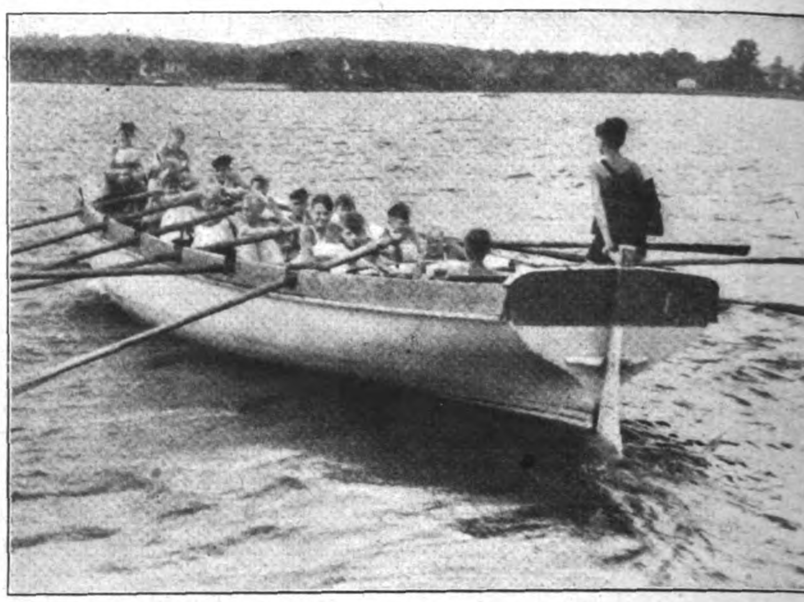
Draufgängertum ist Parole!
Jetzt kann jeder beweisen, was er beim Boxunterricht bisher gelernt hat. Als Schiedsrichter wirkt ein Erzieher an der Napola, der Kriegsversehrter ist und als Oberleutnant an der Front stand

Eine Botanikstunde im Freien.
Solange die Tage warm und trocken sind, wird Unterricht draußen in freier Natur abgehalten. Das ist eine gesunde Abwechslung, und viele Dinge werden viel anschaulicher und einprägsamer als zwischen den vier Wänden des Klassenzimmers.

Aufnahmen: Pol. Kriegsberichter Koch (3), Haine PBZ. (7).



Schulaufgabe: Zeltbau!
Was hier mit dem Eifer des Spiels gelernt wird, übt den Sinn für das Praktische und macht geschickte Hände.



Rudern nach Zählen.
Wenn der Seewind das Haar zerzaust und der Mann an der Ruderpinne das Kommando gibt, lernen die Jungen auch mit diesen schweren Riemen fertig werden und in Takt kommen.

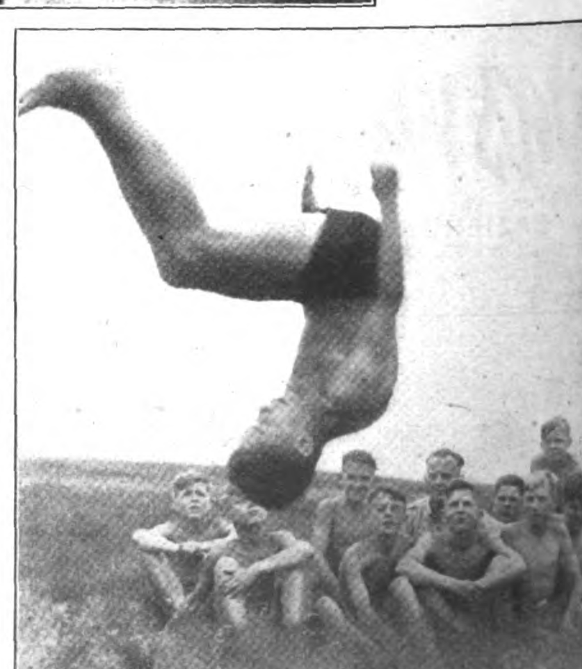


*

Ein kleiner Kamerad
ist ihr ständiger Begleiter, hüpft ihnen auf die Schulter und ist doch bei aller Keckheit stets zur Flucht bereit. Es ist die zahme Dohle „Gustav", die sich hier eine Kostprobe von dem Frühstücksbrot nehmen darf.



Handstand und auf den Händen laufen
wird alle Morgen geübt. Zuerst überschlagen sich viele, aber allmählich wächst das Sicherheitsgefühl, und schließlich kann es die ganze Klasse.



Salto vorwärts – das ist Sache!
Die prüfenden und anerkennenden Blicke zeigen, daß hier noch nicht viele mitkommen.

Der verrückte Pieter

Eine Erzählung von der Nordseeküste von Heinrich Lühmann

Wenn der Wind an den heißen Tagen dieses Sommers mit dem glühenden Sand der Dünen spielte und die Halme des Strandhafers ihre an sich schon spitzen Blätter zu gefährlichen Lanzen zusammenrollten, saß Pieter auf dem Rand seines Kutters, den er hoch auf den Strand hinaufgezogen hatte, und starrte auf die weite flimmernde Fläche des Meeres hinaus, das an solchen Tagen mit kleinen müden Wellen an den Strand schlug.

Wenn derselbe Wind wie ein wildes Tier in die Kronen der wenigen Bäume fuhr, die hinter dem hohen Wall der Dünen Schutz suchten und die Brandungswellen hoch auf den Strand hinaufgriffen, rauchte Pieter im Wohnzimmer seiner engen Hütte eine kurze Pfeife und hörte auf das Heulen des Sturmes im Kamin.

In derartigen Nächten erinnerte er sich wohl daran, daß derselbe Sturm, der mit furchtbarer Gewalt vom Nordmeer her gegen die Küste anstürmte, ihm im vergangenen Herbst Vater und Bruder nahm, und daß er sich an diesem Tage verschworen hatte, nie wieder einen Fuß auf die Planken eines Bootes zu setzen, das in See gehen sollte. Im Dorf nannten sie ihn darum den verrückten Pieter, denn mancherlei der seltsamsten Dinge waren diesen Menschen verständlich, aber daß ein Fischer nicht mehr hinausfuhr, nein, das wollte nicht in ihre Köpfe hinein. Wenn er sich wenigstens bei einem Bauern zu ordentlicher Arbeit verdingt hätte, das wär zur Not noch gegangen, aber einen Handel anzufangen, hier im Dorf, nein, das war denn doch zu übertrieben. — Pieter aber fristete mit diesem Handel gerade sein Leben, nicht mehr, und es brauchte ja auch nicht mehr zu sein, denn was konnte ihm das Leben noch bieten, nachdem er der See freiwillig entsagt hatte, die doch so recht sein eigentlicher Lebensinhalt war?

So saß er denn an den Tagen, da alle Männer mit ihren Kuttern draußen waren, auf dem Rand seines Bootes und schaute sich die Augen aus nach den kleinen dunklen Punkten auf der Unendlichkeit des Wassers.

Ein Frühjahr war darüber hingegangen mit Stürmen und Regengüssen, mit ruhigen, klaren Nächten, in denen die helle rissige Scheibe des Mondes golden über der dunklen, manchmal aufleuchtenden Fläche des Meeres schwamm, und langsam wandelte sich der Frühling in den Sommer, der Pieter einen Maiabend schenkte, der warm und weich über den Wiesen stand und in sich den Duft des frischen Grases und verfaulenden angeschwemmten Tangs trug. — An diesem Abend fuhr er mit dem Rad ins Nachbardorf, wo er noch einiges, das mit seinem Handel zusammenhing, zu erledigen hatte, und als die Dämmerung schon ganz langsam ihren leichten Schleier zwischen den Dünen wob, traf er Stine zum erstenmal. Groß und schlank trat sie ihm entgegen und setzte ihn mit ihren hellen blanken Augen, die alles Licht des Tages einzufangen und wiederzugeben schienen, in Verlegenheit. Wenige Worte nur konnten sie miteinander sprechen, dann kam ihr Vater dazu, der von Pieter ein neues Netz kaufen wollte — und doch geschah es, daß diese wenigen Worte sich ihm mehr einprägten als manches andere lange Gespräch, das er vorher irgendeinmal geführt haben mochte.

Von nun an hatte Pieter öfter im Nachbardorf zu tun mit seinem Handel, so oft, daß im Dorf ein Gerede aufkam, um ihn und Stine, denn in der Einsamkeit der Dünen und Marschen, die die Menschen mehr zueinanderführen als anderswo, bleibt nichts verborgen.

Nur, daß er der See abgeschworen hatte, das konnte er Stine nicht begreiflich machen. Sie war eben eine Fischertochter. Und es kam, daß ihre Begegnungen flüchtiger wurden, ja, daß sie es vermied, mit Pieter zusammenzutreffen, der ihr mit seiner großen breitschultrigen Gestalt wohl gefiel und dem sie es gerade aus diesem Grunde nicht verzeihen konnte, daß er nicht wie ein richtiger Mann zur See fuhr.

Trotzdem Pieter das alles nicht verborgen blieb — nein, er war sich sogar dessen bewußt und haderte, wenn er sich tagsüber in den Dünen umhertrieb, mit dem Wind und den Wolken —, fuhr er weiter jeden Abend mit dem Rad ins Nachbardorf. Er blieb eben der verrückte Pieter, der sein Leben mit einem kleinen Handel fristete, statt auf das Meer hinauszugehen.

Der Sommer ging darüber hin, ein heißer trockener Sommer, der viermal Heu von den Marschwiesen schenkte, und später als gewöhnlich kam der Herbst mit seinen Stürmen.

Wenn Pieter abends zum Nachbardorf fuhr, konnte es nun geschehen, daß der Wind ihn zwang, abzusteigen, so unmittelbar sprang er über die Dünen und wehte mit langen Wolkenfahnen tief in die Marsch hinein, und im Verrinnen dieser Herbsttage kam ein Abend, an dem der Nordweststurm schlimmer als sonst an den Dächern riß und den Dünensand in die Essen der Häuser trieb, so daß die Stuben erfüllt waren vom stickigen Rauch des Feuers. Die Dunkelheit aber stand, wenn der Mond sich hinter Wolkenfetzen verbarg, wie eine große dunkle Glocke über Düne und See. — Unruhige Menschen hielten auf den Dünen Ausschau, und aus den Reden der Leute konnte Pieter entnehmen, daß ein Boot irgendwo draußen mit den Wellen der Nordsee kämpfte.

Wieder mußte Pieter, wie schon so oft an solchen Abenden, daran denken, daß in einer gleichen Nacht sein Vater und sein Bruder draußen geblieben waren, an der Sandbank, die nur wenige hundert Meter der Küste vorgelagert war. Damals hatte auch er auf der Düne gestanden, die Hände tief in die Taschen der Jacke vergraben, ohnmächtig zusehend, wie die Wellen draußen den Kutter des Vaters zerschlugen. Vielleicht wären sie zu retten gewesen, wenn sich einige Männer hinausgewagt hätten — ja, aber damals hatte sich keiner gefunden, genau wie heute, denn es ist nicht jedermanns Sache, sein Leben für eine wenig aussichtsreiche Sache aufs Spiel zu setzen.

Daran mußte Pieter denken, und beim Anblick der tobenden Wellen und des rasenden Sturmes wurde ihm klar, daß auch er, den es doch am allermeisten anging, es versäumt hatte, damals sein Leben einzusetzen, und einem inneren Zwange folgend trat er in den Kreis der Männer, die umherstanden, wies auf eines der Boote und ging dann schweigend voran.

Lange dauerte es nicht, da löste sich hier und da einer aus dem Haufen und ging zu Pieter hinüber.

An das, was dann geschehen war, erinnerte er sich später kaum noch. Es war ein Hin- und Hergeworfenwerden von Höhen zu unendlich erscheinenden Tiefen, das hohle Brausen des Sturms, und dann plötzlich aus der Dunkelheit in schwachen Umrissen auftauchend der Kutter, den die Brandungswellen erbarmungslos hin- und herwarfen. Wie sie herankamen, und daß er mit einem Tau hinüberschwamm, erschien ihm später fern, unendlich fern.

Nur an eines erinnerte er sich deutlich.

Als sie zurückkamen, schaute ihn Stine aus der Dunkelheit so an, wie an jenem ersten Tage.

Noch naß, nahm er sein Rad und fuhr nach Hause.

Am nächsten Morgen ging er mit ruhigen Schritten zum Strand und setzte seinen Kutter wieder instand. Im Dorf aber kam das Gerede wieder auf von seiner baldigen Heirat, so wie Gerüchte umgehen unter Menschen, die in der Einsamkeit der Dünen und Marschwiesen mehr aufeinander angewiesen sind als anderswo.

Das Fenster mit den Geranien

Eine Skizze aus unseren Tagen von Elisabeth Heinsick

(ho) Noch immer sehe ich das Fenster deutlich vor mir, obgleich schon viele Jahre darüber vergangen sind, daß ich ihm gegenüber wohnte. Im zweiten Stockwerk lag es, hatte helle, duftige Gardinen hinter den Scheiben und davor einen kleinen Garten von Geranientöpfen, die vom Frühling bis zum Herbst in purpurner Pracht blühten.

Gleich am ersten Tag meines Einzugs fiel es mir auf. Ich hatte kaum meine Sachen im Schrank und den Kommodenfächern verstaut, als ich ans Fenster trat, um mir neugierig meine nächste Umgebung anzuschauen.

Die Straße war schmal und auch nicht lang, rechts und links kaum mehr als sechs bis sieben Häuser. Sie zweigte von einem kleinen, runden Parkplatz ab und mündete in freies Gelände, wo blumige Wiesen und schmale, abgetretene Feldwege lockten, den grauen Alltag zu vergessen.

Das helle, hohe Haus mir gegenüber machte einen besonders freundlichen Eindruck und zog meinen Blick zum zweiten Stockwerk, wo mir das Geranienfenster sofort auffiel.

Wer mochte wohl dahinter wohnen? —

Lange stand ich damals und blickte hinauf, während meine Gedanken sich Fragen stellten und allerlei Antworten gaben.

Ich sah im Geiste eine junge Frau im Zimmer walten, sie summt leise ein Lied, und am Fenster steht eine Wiege. Ein Kind liegt darin, dessen Augen die purpurne Blütenpracht staunend betrachten. Vielleicht auch, daß dort ein altes Ehepaar wohnt, ein Gärtner, der sich noch in seinen letzten Lebenstagen der selbstgezogenen Pfleglinge vor dem Fenster erfreut. Oder ein einsames altes Mütterchen? —

Ich warte vergebens darauf, daß sich das Fenster öffnen und ein Kopf herausschauen würde. Ich sah nichts weiter als die blühende Pracht, die sich durch liebevolle Pflege täglich aufs neue verschönte.

Nach einigen Tagen fragte ich meine Wirtin.

Sie legte ihren Wischlappen beiseite und blickte hinauf. „Ach, Frau Dahlkes Fenster meinen Sie, Fräulein?" Es läutete gerade an der Flurtür, und als sie gleich darauf wieder hereinkam, brachte sie mir einen Eilbrief von meinem Vater. Mutters Gesundheitszustand hatte sich so verschlechtert, daß ich sofort nach Hause zurückkehren mußte. —

*

Das war vor sechs Jahren. Inzwischen verstarb meine Mutter. Seit fast fünf Jahren war Krieg im Lande, und ich hatte mein Studium aufgegeben, um mich dem Beruf der Roten-Kreuz-Schwester zu widmen.

Und nun saß ich im Zuge und fuhr noch einmal nach G. zurück. Ich würde das Fenster mit den Geranien wiedersehen. Herbert, mein Verlobter, der Sohn der mir noch immer unbekannten Frau hinter dem Fenster mit den Geranien hatte mir versichert, es sähe jetzt noch viel schöner aus als damals, wo ich ihm so wenige Tage gegenüber wohnte, ohne zu ahnen, daß uns das Schicksal in der Fremde einmal zusammenführen würde.

Aber nicht an Herberts Seite konnte ich zu seiner Mutter kommen und die vielen purpurnen Blüten bewundern. Das Schicksal hatte es anders gewollt. Trotz meiner aufopfernden Pflege konnte er von seiner Verwundung nicht genesen. Er starb in meinem Arm und trug mir als Letztes die Grüße an seine Mutter auf.

Das Herz wurde mir eigen schwer, als ich dem Städtchen immer näher kam. Wie würde die Mutter die Nachricht ihres einzigen Kindes auf-

nehmen? Würde sie weinen und klagen oder sich gefaßt zeigen? —

Schließlich stand ich vor dem hellen Haus und sah zu dem Fenster empor, dessen Blumenbrett immer in lieblichster Pracht erstrahlte, als läge zwischen damals und heute keine Zeit, die für das Menschenschicksal so unerbittlich sein kann. Erst auf mein zweites Läuten wurde mir geöffnet, und ich sah mich einem jungen Mädchen gegenüber, das ich nach Frau Dahlke befragte.

Das Mädel trug eine kleine, grüne Gießkanne in der Hand, und die Finger zeigten deutlich Spuren frischer Blumenerde. Unschlüssig blickte es mich an. Als es aber am Halsausschnitt meines Kleides das Abzeichen des Roten Kreuzes erkannte, ließ es mich eintreten und führte mich in jenes Zimmer, dessen Bewohner kennnenzulernen schon vor Jahren mein Wunsch gewesen war.

Der Raum lag im Dämmerlicht. Das Fenster war dicht verhängt und ließ nur auf der einen Seite einen Spalt Sonne herein. Mein erster Blick fiel auf eine schmale Holzbank vor dem Fenster, auf der ein paar soeben umgetopfte Geranien standen. Eine kleine Schaufel und verschüttete Blumenerde verrieten, daß ich das Mädchen gerade bei seiner Arbeit gestört hatte.

Rechts, unweit der Tür, sah ich das Bett, in dem Herberts Mutter lag und mir freundlich entgegensah.

„Charlotte", begrüßte sie mich, „nicht wahr, du bist doch Charlotte und kommst von meinem Herbert?"

Ich konnte nur nicken. Das Leid schnürte mir die Kehle zu.

Die Frau schien zu fühlen, was mich bewegte. Sie streckte ihre magere Hand nach mir aus und zog mich dicht an sich heran. In Schluchzen ausbrechend, sank ich an ihrem Bette nieder. Wie wohl — wie unendlich wohl tat es, als diese liebe Mutterhand mir zärtlich über den Scheitel strich.

„Weine dich aus, mein Mädel. Tränen sind Balsam für ein wundes Herz. Du hast dein Leid lange getragen, und ich mußte auf dich warten, damit du bei mir Trost finden kannst. War es denn schwer für ihn?"

Tapfer würgte ich meine Tränen hinunter und sah zu ihr auf. Mein Gott, wie schämte ich mich. Der Mutter glaubte ich Trost bringen zu müssen und fand in ihr ein starkes Herz, das sich meiner erbarmte.

„Nein, Mutter, er hat es kaum gemerkt. Bis zuletzt konnte es ihm verborgen bleiben, daß man ihm beide Beine amputieren mußte. Ich durfte bei ihm sein, ihn pflegen und miterleben, wie hoffnungsfreudig er die Zukunft sah.

Die Augen der Mutter leuchteten auf, als ich das sagte.

„Ja, so war mein Herbert. Die Hoffnung hat ihn nie verlassen. Er besaß ein mutiges Herz." Dann wurde ihre Stimme ganz leise, und der Blick schaute in die Ferne. „So ist ihm auch das Sterben nicht schwer geworden."

„Nein — er war ganz daheim — bei dir, liebe Mutter. Ich bringe seine letzten Grüße."

Ich weiß nicht mehr, wie lange wir beide damals Hand in Hand gesessen haben in dem traulichen Zimmer, vor dessen Fenster die Geranien blühten.

Das junge Mädchen kam herein. Es brachte auf einem Tablett Kaffee und Gebäck und schickte sich an, die Blumentöpfe von der Bank wieder in die Sonne zu stellen.

Da richtete sich die alte Frau sitzend in ihren Kissen auf. „Bleibst du bis morgen, Charlotte?"

„Nein, Mutter. Mich ruft die Pflicht an das Bett vieler verwundeter Soldaten."

Begütigend streichelte sie meine Hand. „Ich verstehe dich, mein Kind. Du wirst gewiß bald wiederkommen. Aber sein Grab — — kannst du es pflegen?"

Ich nickte stumm, und sie rief das junge Mädchen zu sich. „Erika, gib mir die schönste meiner Geranien, ganz rechts, den großen Topf mit den acht Blüten, und wickele ihn sorgfältig ein — für meinen Sohn."

Als ich ein paar Tage später die purpurnen Blumen in den kleinen, frischen Hügel pflanzte, zerfiel eine der Blüten, und es war, als tropften blutige Tränen auf ihn herab — Tränen der Liebe, die eine Mutter geweint.

258744 Stunden „glücklicher Ehestand"

Als nach dem Tod der Kaiserin Maria Theresia ihr persönlicher Nachlaß geordnet wurde, da fand sich in einem Gebetbuch ein Zettel, der mit Zahlen beschrieben war. Und dieser Zettel enthielt eine fast rührende Feststellung: sie hatte darauf ausgerechnet, wie lang ihr „glückhlicher ehestand" dauerte, wobei „jähr 29, monat 335, wochen 1540, täge 10 781, stunden 258 744" herausgekommen waren. So viele „jähr" und „täge" hatte sie mit ihrem „Franzl" verbracht, den sie so heiß liebte, daß sie sich nach seinem Tod ihr Haar abschneiden ließ. Ob der genußfreudige Gatte dieser leidenschaftlichen Frauenliebe auch immer wert war, das steht allerdings auf einem anderen Blatt. Sein Vorfahre mütterlicherseits war der Herzog von Orléans, der Mann der kerndeutschen Liselotte von der Pfalz, und obwohl Liselotte ihrem „Monsieur" immer eine brave Ehefrau gewesen war, so war er um so weniger brav und noch weniger ihr treu. Daß Napoleon Josephine von Beauharnais wirklich geliebt hat, daran ist wohl nicht zu zweifeln. Sie wäre vielleicht auch die richtige Frau für ihn gewesen, weil sie sich einigermaßen auf ihn einzustellen verstand, und vor allem, weil auch sie ihn liebte. Nur einen Thronerben konnte sie ihm nicht schenken, und deshalb mußte sie ihn freigeben. Immerhin hat Napoleon auch ihre Nachfolgerin, Marie Luise von Österreich, in seiner Weise geliebt, obgleich sie sich nie auch nur im mindesten bemühte, sich ihm irgendwie geistig anzupassen. Und wie weit es mit ihrer Liebe her war, mag das folgende kleine Beispiel zeigen. Es war im Frühling 1814, als Napoleon den bekannten Selbstmordversuch unternahm. Man hielt ihn für verloren und sandte daher einen Kammerherrn mit einem Brief zur Kaiserin, um sie auf den zu erwartenden Tod ihres Mannes vorzubereiten. Es war im Morgengrauen, und Marie Luise empfing den Abgesandten im Schlafrock und Pantoffeln. Las den Brief und fragte dann, ob der Kaiser etwa schon tot sei, worauf der Kammerherr erwiderte, daß es wahrscheinlich so wäre und dabei ernst und mit gesenkten Augen zu Boden sah. Marie Luise faßte diesen Blick aber anders auf. „Schauen Sie doch nicht auf meine Füße!" rief sie lebhaft, „diese Pantoffel sind mir ja viel zu groß! Aber ich hatte in der Eile keine Zeit, andere anzuziehen!"

Die „beste Art von Frau".

Nach einem reichlich verliebten Junggesellenleben zeigte Wieland einem Freund im Jahr 1765 seine Heirat an: „Ich habe eine — Dummheit gemacht, nicht wahr?" schrieb er. „Vielleicht ... ich habe ein Weib genommen oder eigentlicher zu reden, ein Weibchen, denn es ist ein kleines, wiewohl in meinen Augen artiges und liebenswürdiges Geschöpf ... ich bin zufrieden, meine Mitbürger auch, denn diese können es nicht wohl leiden, wenn ihre Vorgesetzten unbeweibt sind." Es war denn wohl auch viel nüchterne Erwägung dabei, als Wieland um Anna Dorothea von Hillenbrandt, die Tochter eines Augsburger Kaufmanns, warb. Doch die Ehe mit der gesunden und häuslichen Frau, die unbekümmert eingestand, daß sie seine Werke nie gelesen habe, brachte ihm soviel Glück, daß er schon ein Jahr nach seiner Heirat an den gleichen Freund schrieb, seine Frau sei „die beste Art von Frau, die es in allen vier Teilen des schwäbischen Kreises gäbe, während Anna Dorothea ihrerseits beteuerte, ihr Leben hätte erst begonnen, als sie Wieland kennenlernte. Das Eheglück hängt überhaupt nicht davon ab, daß das Paar bis aufs kleinste aufeinander abgestimmt ist, ja gewöhnlich ist sogar das Gegenteil der Fall, und das Wort, das gerade Gegensätze einander anziehen, ist bestimmt nicht aus der Luft gegriffen. Für den stürmischen Feuerkopf Bismarck war die ruhige und doch herzensstarke Johanna das richtige Gegengewicht. Er brauchte sie einfach. „Ich fürchte, ich würde nichts werden, wenn ich Dich nicht hätte!" schrieb er ihr einmal, nannte sie einen „Anker" in aller Unruhe seines Lebens, und zu ihr zog es ihn immer zu allererst, wenn er einen hitzigen politischen Kampf hatte ausfechten müssen, weil ihr harmonisches, echt frauliches Wesen dann das sicherste Beruhigungsmittel für ihn war. Sie mag ihn nicht immer verstanden haben — wer verstand ihn auch immer! —, aber sie besaß viel natürliche Klugheit, kannte ihn, wie keiner ihn kannte, und wußte immer genau, was er im Augenblick brauchte und nicht brauchte. Und das war und blieb die gute Grundlage der Bismarckschen Ehe.

„Nur um deinetwegen"

Vier Jahre nach dem Tod seiner ersten Frau packte Blücher eine zweite Liebe, und diesmal war es die ganz große. In Emden, wo er als Generalmajor hinkommandiert worden war, sah der Zweiundfünfzigjährige die junge liebliche Amalie v. Colomb und verlor sein Herz so gründlich an sie, daß, wie er es in seinem Werbungsbrief an ihren Vater mit flotter Bestimmtheit vorausgesagt hatte, binnen wenigen Wochen schon die Hochzeit gefeiert wurde. Sein Malchen war auch unstreitig die Richtige für ihn. „Sie hat das Verdienst, daß sie mich zu einem ruhigen, ordentlichen Menschen macht", schrieb er von ihr, und als er zwanzig Jahre später auf dem Totenbett lag, sagte er noch zu der geliebten Frau: „Ich sterbe gern, nur deinetwegen wünschte ich, noch zu leben!" Immer und überall war es großen Männern allerdings nicht beschieden, mit der „Richtigen" Seite an Seite zu leben. Mozart hatte die Schwester seiner Frau geliebt, bekam sie aber nicht und wurde von ihrer Mutter als Mann für die jüngere Tochter eingefangen. Für sein Schaffen hatte die oberflächliche Konstanze nur wenig Verständnis, und es heißt, daß sie erst fünfzehn Jahre nach seinem Tod sein Grab aufgesucht, es aber nicht mehr gefunden hätte. Auch daß er es zu keinem Vermögen brachte, nahm sie schwer. Trotzdem war Mozart nicht eigentlich unglücklich in seiner Ehe, denn allein sein Werk war der Mittelpunkt, um den sein Leben kreiste, und gab es einmal einen ehelichen Krach, so vergaß er ihn schnell wieder. Dagegen hat Fritz Reuter erst in der „Umfriedung der Ehe Vertrauen zu seinem Talent gefunden". Sechs Jahre war er verlobt, weil er der Geliebten kein Heim bieten konnte, und den ersten Kuß, den sie ihm gab, nannte er immer den „halb erzwungenen Kuß des Mitleids". Allein sein „Louising" wurde ihm der beste und treueste Lebenskamerad, wenn der Ehe auch schwere innere Kämpfe vorangegangen waren, weil Luise nur zu gut wußte, daß diese Heirat auch ihre Schattenseiten haben würde. Es fügte sich aber dann doch alles zum Guten, und kam es einmal schwer, so wurde es durch die Geduld und Nachsicht der Frau immer wieder ausgeglichen. So ein guter Ausgleich ist freilich auch wieder nicht die Regel. Gottfried August Bürger wurde mit seiner dritten Frau am unglücklichsten. Mörike fand nicht das Eheglück, das er sich ersehnt hatte, und kam endlich zu dem Entschluß der „Notwendigkeit einer Trennung auf unbestimmte Zeit"; erst vierzehn Tage vor seinem Tod versöhnten sich die beiden Gatten wieder. Und Adalbert Stifter, der in seinen Schriften das Liebesglück so ideal schilderte, konnte, war dieses Glück in seiner eigenen Ehe versagt. Es war ein glückloses und nur durch erzwungenes Nachgeben mögliches Zusammenleben, das schließlich sein Freitod wegen eines unheilbaren Leidens beendete.

v. Lf.

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5. Einzelnummern können bis auf weiteres nicht nachgeliefert werden.

HERMANN HESSE:

Abendwolken

An der Ostwand meines Wohn- und Arbeitszimmers ist eine schmale Balkontüre, die steht vom Mai bis in den September hinein Tag und Nacht offen, und davor hängt ein winziger Steinbalkon, einen Schritt breit und einen halben Schritt tief. Dieser Balkon, kaum einen Quadratmeter groß, ist mein bester Besitz. Seinetwegen habe ich mich vor manchen Jahren entschlossen, mich hier niederzulassen, seinetwegen bin ich trotz mancher Enttäuschungen und Fluchtwünsche immer wieder hier wohnen geblieben, seinetwegen kehre ich nach allen Reisen wieder mit einer gewissen Dankbarkeit, einem gewissen Heimweh hierher zurück. Es ist immer mein Stolz und meine Kunst gewesen, schön zu wohnen und eine ausgesucht schöne Aussicht aus meinen Fenstern zu haben, so schön wie hier ist aber keine meiner früheren Aussichten gewesen. Mag dafür der Kalk von den Wänden bröckeln und die Türen lottern, mag es im Winter kalt und windig sein in dieser dreifensterigen Laterne, mag es an Bad und an allen Bequemlichkeiten fehlen — dieser Aussicht wegen bleibe ich hier.

Vor dem Balkon fällt ein alter südlicher Baumgarten steil den Berg hinunter: Palmen mit dicken Fächerkronen, Kamelien, Rhododendron, Mimosen, Judasbaum, dazwischen hohe Tannen und Eiben, von Glyzinen überklettert. Rosenterrassen. Dieser steile verschlafene Garten hängt zwischen mir und der Welt, er und ein paar stille Bachschluchten, mit Kastanienwald bestanden, auf ihre Wipfel blicke ich hinab, ihr Laub rauscht mir Tag und Nacht, aus ihnen tönt am Abend der traurige Eulenschrei herüber, sie schützen mich vor der Welt, vor den Häusern, vor den Straßen, vor dem Lärm und Staub, Gestank und Geschmetter. Ganz und gar konnte ich zwar der Welt nicht entfliehen, ich bin auch hier oben noch mit ihr verbunden, allzu eng und gut, durch eine Fahrstraße, auf welcher täglich mehrmals ein Postautomobil entbehrliche Briefe zu mir und Ausflügler in die schönen, einst so stillen Dörfer dieses Hügels bringt. Auch ein Telegraphendraht geht hier herauf, der mich schon viel erschreckt und belästigt hat. Dennoch bin ich hier verhältnismäßig geschützt. Und in den paar Stunden, in denen ich mich ganz abschließe, kann hier wirklich kein Anruf der Welt, es sei denn eine Feuersbrunst im eigenen Hause, mich erreichen.

Dann sehe ich, über Garten und Waldschluchten hinweg, den nahen Salvatore und hinter ihm den Generoso stehen, sehe den blitzenden Seearm von Porlezza und die hohen, bis tief in den Sommer hinein verschneiten Berge jenseits des Comer Sees, und dies alles ist nur Bild, spricht nur zum Auge, ist entmilitarisierte Welt, denn zwischen ihr und mir liegen Garten und Wald, und ein paar hundert Meter Höhenunterschied, und filtriert mir die Luft.

Immer wenn ich so am Abend mein Balkonstündchen versitze, habe ich es mit den Wolken zu tun, denn mein hohes Vogelnest blickt ja mitten in die Wolken hinein. Bei Regenwetter, bei den wilden, leidenschaftlichen Wettern dieses Klimas, kommen die Wolken bis in meine Stube herein, hängen in weißgrauen und bleichen Fetzen am Balkongitter, kriechen mir bis an die Schuhe und winden sich draußen hinauf und hinab, in die grünen, triefenden Bergtäler, die bei jedem Blitz so erschrocken aufleuchten, in den frostigen schwarzen See, in die blasse saugende Himmelshöhe hinauf. Bei gutem Wetter aber, wenn der See blau blitzt und violette Abendschatten hat, wenn in den fernen Dörfern die Fensterscheiben aufglitzern und die Westkante der Berge wie aus durchscheinendem rosigem Edelstein glüht, dann sind auch die Wolken sehr farbig und guter Laune und spielen stundenlang ihre absichtslosen, seligen Kinderspiele.

Einst, als Jüngling, hatte ich zu den Wolken ein frommes und etwas feierliches Verhältnis. Heute, im Altwerden, aus der Welt da unten geflohen und oben bei den Wolken zu Gast, kann ich sie nicht mehr so ernst nehmen. Sie sind Kinder, und Kinder werden nur von ihren Eltern ernst genommen, sonst von niemand. Die Großeltern, die Alten, die schon selbst wieder mit dem Kindwerden beschäftigt sind, nehmen die Kinder nicht ernst, so wenig sie sich selber sehr ernst nehmen. Pathos ist eine schöne Sache und jungen Menschen steht es wundervoll. Für ältere Leute eignet sich besser der Humor, das Lächeln, das Nichternstnehmen, das Verwandeln der Welt in ein Bild, das Betrachten der Dinge, als seien sie flüchtige Abendwolkenspiele.

Um aber die Hauptsache nicht zu vergessen, wegen der ich die Feder zur Hand genommen habe — gestern abend, am ersten schönen, feuchtklaren Tag nach schwerer Regenzeit —, da war es mit den Wolken geradezu närrisch. Eben noch waren sie in langen Bänken über dem Himmel gelegen, in Wülsten niedergehangen, langsam vom auffrischenden Wind in sich selber aufgerollt und zusammengedreht, so daß sie allmählich alle zu langen, still in sich arbeitenden Walzen wurden. Eben war dies noch gewesen, eben noch war der ganze Himmel, soweit er nicht schon vom scharfen, kühlen Grünblau des klaren Abends erobert war, ein System von Bändern und Wülsten gewesen, von langsam schwindenden, langsam an Dichtigkeit und Körper gewinnenden Riesenschlangen — und nun plötzlich, ich hatte kaum eine Minute weggeschaut, war der ganze Himmel in der Höhe frei und blitzend kühlklar, und alle

Wolken waren klein und belanglos geworden, an den Horizont gedrückt, oben weiß und golden, mit blauen Bäuchen, alle langgezogen, Figuren wie Pottwale und wie Luftschiffe, alle sehr plastisch.

Gerade in dieser Minute verließ das letzte Rosenrot und Gold die edelsteinernen Berggipfel, und die ganze Erde war erloschen, nur am Himmel schien noch Tag und Sonne flüchtig nach. Die Wolkenschiffe lagerten, obwohl ein scharfer Wind ging, scheinbar regungslos und unentschlossen dicht über den Bergrücken und hatten noch ein wenig Rot und Kupferbraun in ihre erkaltenden Farben gemischt, mit den Nasen gegen den Wind, aber man mußte sie gut im Auge behalten, um sie von Minute zu Minute noch wiederzuerkennen, denn während sie solide und träg zu sein und sich kaum zu rühren schienen, flossen von innen her ihre Formen beständig um- und ineinander. Scheinheilig trieben sie ihren Feierschabernak, ganz genau wie Knaben, die an der Schulmauer stehen und den Lehrer mit gezogenen Mützen grüßen, und kaum sieht er sich um, sind sie weg, und hinter den Zäunen schwirrt unterdrücktes Gelächter.

Inzwischen nun war eine von den langen Wolken über die anderen hinaufgeschwommen, schwebte, auch sie scheinbar regungslos und wie aus schwerem, festem Material gegossen, rosig allein im Himmelsgrün, war plötzlich ganz und gar durchglüht, in hellem Zinnober, nahm gleichzeitig eine entzückende Fischform an und schwamm, ein riesiger, leuchtender Goldkarpfen mit einer kleinen, bläulichen Bauchflosse, lächelnd und überaus vergnügt dem Tod entgegen, denn das Licht war im letzten Schwinden begriffen, und mein Goldfisch hatte keine ganze Minute mehr zu leben. Schon wurde er vom Schwanz her brauner und schwerer, vom Bauche her blauer, schon brannte der lichte Zinnober und das Gold bloß noch am obersten Rand seines Rückens. Da zog er blitzschnell den Schwanz ein, blies den Kopf auf, daß er ganz rund wurde, und während er schon erlosch und sein letztes Gold verlor, ballte er sich zur Kugel zusammen, blies aus der Kugel heraus, als wolle er seine Seele ausblasen, blies und blies löste sich verwehend in die immer dünner werdenden Schleier auf und war hinweg und verschwunden.

Nie hatte ich eine so witzige Art von Selbstmord gesehen. Duckt dieser Bursche von Goldfisch da sich zur Qualle zusammen, bläst seine Seele, bläst seine eigene Substanz mit eigener Kraft durch einen Mund, durch einen Schlund, durch ein Loch und bläst sich selber weg ins Unsichtbare! Einst, als ich noch drunten in der Welt lebte und sie um mich ernst nahm, hatte ich mancherlei erlebt und mit angesehen, manches schwer zu Verstehende, manches schwer zu Erleidende — aber etwas so Verblüffendes, etwas so Seltsames, halb Unheimliches, halb kindlich Spielerisches von Benehmen hatte ich noch nie mit angesehen.

Fort war der Goldfisch, und meine Freude war für heute erloschen. Es wartete auf meinem Tisch ein schönes Buch auf mich, aber viel lieber wäre ich noch eine Stunde lang mit meinem Goldfisch geschwommen.

Wettstreit

Der biedere Fouché, Polizeiminister Napoleons, und der große Diplomat Talleyrand gerieten eines Tages in Gegenwart Napoleons in eine kleine Meinungsverschiedenheit. Als schließlich Talleyrand die Sachkenntnis Fouchés in Zweifel zog, äußerte dieser beleidigt: „Ich bin so gut informiert, daß ich Ihnen jeden Mann und jede Frau nennen könnte, mit denen Sie gestern und heute gesprochen haben, wo und wie lange."

„Ich weiß nicht nur", entgegnete darauf Talleyrand mit überlegenem Lächeln, „solche Dinge, sondern noch interessantere, ja, sogar solche, die sich erst in der Zukunft abspielen werden. Z. B. könnte ich Ihnen im Vertrauen ins Ohr sagen, wer vorige Nacht bei Madame Fouché zugebracht hat, und — wer für die nächste bestellt ist."

„Ihr haltet am besten beide den Mund!" unterbrach da Napoleon in seiner zuweilen etwas derben Art die in gefährliches Fahrwasser abgleitende Unterhaltung. „Ihr seid beide große Gauner, und ich allein könnte entscheiden, wer davon der größere ist."

Darauf machte Talleyrand, ohne ein Wort zu sagen, dem rot angelaufenen Fouché eine tiefe Verbeugung. Napoleon lächelte.

„Mein Herr, Sie werden mir Genugtuung geben!" fauchte, nachdem die beiden später allein waren, der Polizeimann den Diplomaten an. „Wer hat vorige Nacht bei Madame Fouché zugebracht, und wer . . . ?!"

„Monsieur — Fouché. Wer sonst . . . ?" entgegnete Talleyrand mit unergründlicher Miene.

H. R.

Schluß von Seite 5: Landwacht

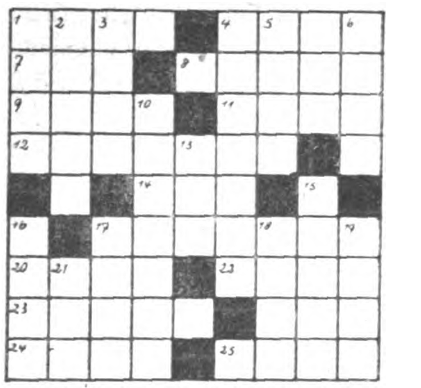
lionen braver ausländischer Arbeiter, die in den Fabriken oder auf dem Lande fleißig schaffen, gibt es immer einige Abseiter und Deserteure, Burschen, denen das eigene Leben wenig, das Leben der anderen gar nichts bedeutet.

Die Streife beginnt. Zuerst geht es nach einem Heustadel, wo der Verdächtige gesichtet wurde. Aber er ist bereits verschwunden. Nun wird ein kleines Wäldchen durchkämmt. Wieder nichts. Durch eine Schlucht geht der Schwarm nach dem Berghang. Selbstverständlich sind die Männer der Landwacht bewaffnet. Man kann ja nie wissen, auf was für einen Kerl man stößt. Heute führt sie der Haselwanter aus Reith, zu dem sie großes Vertrauen haben, denn er hat sich schon einige Male besonders ausgezeichnet. Ja, er kennt sich in Wild schon aus, der alte Jagdaufseher, hat einen scharfen Blick und harte Fäuste. Und im Schießen kann ihm keiner was vormachen. Nun haben sie den Berghang zur halben Höhe erreicht. Dort, in einem Tännicht, wird ein Mann aufgestöbert, der in einem merkwürdig gefärbten Deutsch behauptet, unschuldig zu sein, ohne daß man ihn einer Schuld bezichtigt. Papiere trägt er nicht bei sich. Der Landwachtpostenführer schickt den Jungen des Schmiedes als Melder zum Gendarmerieposten, der Junge trägt einen kurzgeschriebenen Bericht bei sich. Der Verdächtige wird nun unter scharfer Bewachung der Polizei zugeführt.

Über vier Stunden waren die Männer der Landwacht unterwegs. Der Erfolg belohnte heute ihre Mühe. Ein letzter Händedruck, dann steigen die Bauern stundenlang zu ihren Höfen empor, der Jagdaufseher geht in den Wald, der Schmied an das Feuer. Das kleine Dorf liegt wieder im Sonnenfrieden da.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Kunstbegriff, 4. Bergübergang, 7. Lebensende, 8. europ. Gebirge, 9. Werk (latein.), 11. griech. Göttin, 12. Fleischgericht in Teig, 14. persönl. Fürwort, 17. Scherze, 20. Teil des Korans, 22. Milchprodukt, 23. landwirtschaftl. Arbeit, 24. Metallbolzen, 25. italien. Münze (Mehrzahl). — Senkrecht: 1. englisch: halt, 2. Edelstein, 3. röm. Zeitbegriff, 4. Raubtier, 5. Lied, 6. Holzmaß, 10. Dolch, 13. Gegner Luthers, 15. Operettenkomponist, 16. nord. Götter, 17. Gefäß, 18. Gartenfrucht (bayr. Dialekt), 19. Insekt, 21. Schweizer Kanton.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — a — a — a — ber — da — da — dak — de — del — di — din — do — e ein — en — en — er — er — et — fri — ga — ger — heid — jä — ka — kar — kas — kauf — lauf — le — li — lip — lo — lus — me — mi — mie — mok — mor — nar — no — o — pol — ri — ro — ron — sa — sau — se — see — tau — te — ti — trap — ty — vor — zis sind 20 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen ein zeitgemäßes altes Dichterwort und den Namen seines Verfassers ergeben.

1. Griech. Versfuß, 2. griech. Gott, 3. altpers. Statthalter, 4. sportl. Begriff, 5. Hochschule, 6. Sundainsel, 7. kaufmänn. Begriff, 8. Shakespearesche Dramengestalt, 9. Käsesorte, 10. weibl. Vorname, 11. Blume, 12. vorweltl. Reptilien, 13. schwedische Gebirgslandschaft, 14. Tollwutart, 15. Musikstück, 16. Fleischspeise, 17. Waidmann, 18. Alpental, 19. ägypt. Handelsstadt, 20. männl. Tier.

1 .... 11 ....
2 .... 12 ....
3 .... 13 ....
4 .... 14 ....
5 .... 15 ....
6 .... 16 ....
7 .... 17 ....
8 .... 18 ....
9 .... 19 ....
10 .... 20 ....

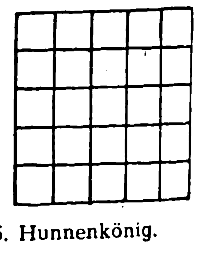
Silbentreppe

1 2 3 4 5 6 7

Die Silben: a — bam — bus — bus — der — der — der — le — le — nie — nie — schlag — schlag — so — ta — te — te — van — wisch werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Rohrpflanze, 2. Kompaß, 3. Morgenland, 4. Starrkrampf, 5. Feuchtigkeit, 6. Blutgefäß, 7. mohammedan. Bettelmönch.

Magisches Quadrat

Die Buchstaben: a a a a b b e e e e e e e g g h k l r r r r t t z z werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Einschnitt, 2. ungebrochenes Grasland, 3. Schweizer Badeort, 4. linker Nebenfluß der Weichsel, 5. Hunnenkönig.



Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Stil, 4. Paß, 7. Tod, 8. Karst, 9. Opus, 11. Nike, 12. Pastete, 14. ich, 17. Ulkerei, 20. Sure, 22. Rahm, 23. Ernte, 24. Niet, 25. Lire. Senkrecht: 1. stop, 2. Topas, 3. Idus, 4. Panther, 5. Arie, 6. Ster, 10. Stilett, 13. Eck, 15. Lehar, 16. Asen, 17. Urne, 18. Radi, 19. Imme, 21. Uri. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Daktylus, 2. Apollo, 3. Satrap, 4. Vorlauf, 5. Akademie, 6. Timor, 7. Einkauf, 8. Romeo, 9. Liptauer, 10. Adelheid, 11. Narzisse, 12. Dinosaurier, 13. Darlekarlien, 14. Amok, 15. Rondo, 16. Frikassee, 17. Jäger, 18. Engadin, 19. Damiette, 20. Eber. „Das Vaterland darf jedes Opfer fordern." Koerner. ✱ **Silbentreppe:** 1. Bambus, 2. Bussole, 3. Levante, 4. Tetanie, 5. Niederschlag, 6. Schlagader, 7. Derwisch. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Kerbe, 2. Egart, 3. Ragaz, 4. Brahe, 5. Etzel.

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck)

Dreizüger v. Th. Suggel, Leverkusen-Schlebusch.

Weiß: Kc3, Dh5, Lg2, Sc8, Se3, Ba4, e5, f5, g3 (9).
Schwarz: Kc5, Bc6 (2).

Lösung:

1. Kb3! Kd4; 2. De2, K×e5; 3. Db2‡ (2. . ., c6—c5; 3. Sc2‡); (2. . ., Kc5; 3. Dc4‡.).

Damenerobcrung.

Bei einem Simultanspiel gelang dem Weltmeister Dr. Aljechin in einer Skandinavischen Verteidigung die drastische Ausnützung des gegnerischen Eröffnungsfehlers. Der lehrreiche Verlauf dieser Tragikomödie zeigt die Gefahren vorzeitiger Damenausflüge.

1. e4, d5; 2. e×d5, D×d5; 3. Sc3, Da5; 4. Sf3, Lg4; 5. h3, Lh5; 6. d4, Sf6; 7. g4, Lg6; 8. Se5, Sbd7 (besser wäre c7—c6); 9. Sc4!, Da6; 10. Lf4 (droht Damengewinn mit Sd6+); 10. . ., De6+; 11. Se3, 0—0—0 12. d5 (nun geht die Jagd auf); 12. . ., Db6; 13. Sc4, Db4; 14. a3, Dc5; 15. Le3 Schwarz gibt auf



Schauspiel in Vollendung

EIN RUCKBLICK
VON DR. RICH. BIEDRZYNSKI

Der Knecht Reinhold in Halbes „Strom“.
Paul Wegener spielt ihn mit rotem Gesicht, weißem Schnauzbart, kahlem Schädel, mit dem echtesten Dialekt seiner Herkunft, ein pruzzischer Seelöwe, mit vierkantiger Schnapsbuddel, herrlich in der Szene, wenn er sich wie Moses vorkommt, der das gelobte Land sieht, sein Weichselland, den bezwungenen Strom, die ungefährdeten Deiche, die neuen Dämme — die er nicht mehr betreten kann: Na, denn nich, prost!

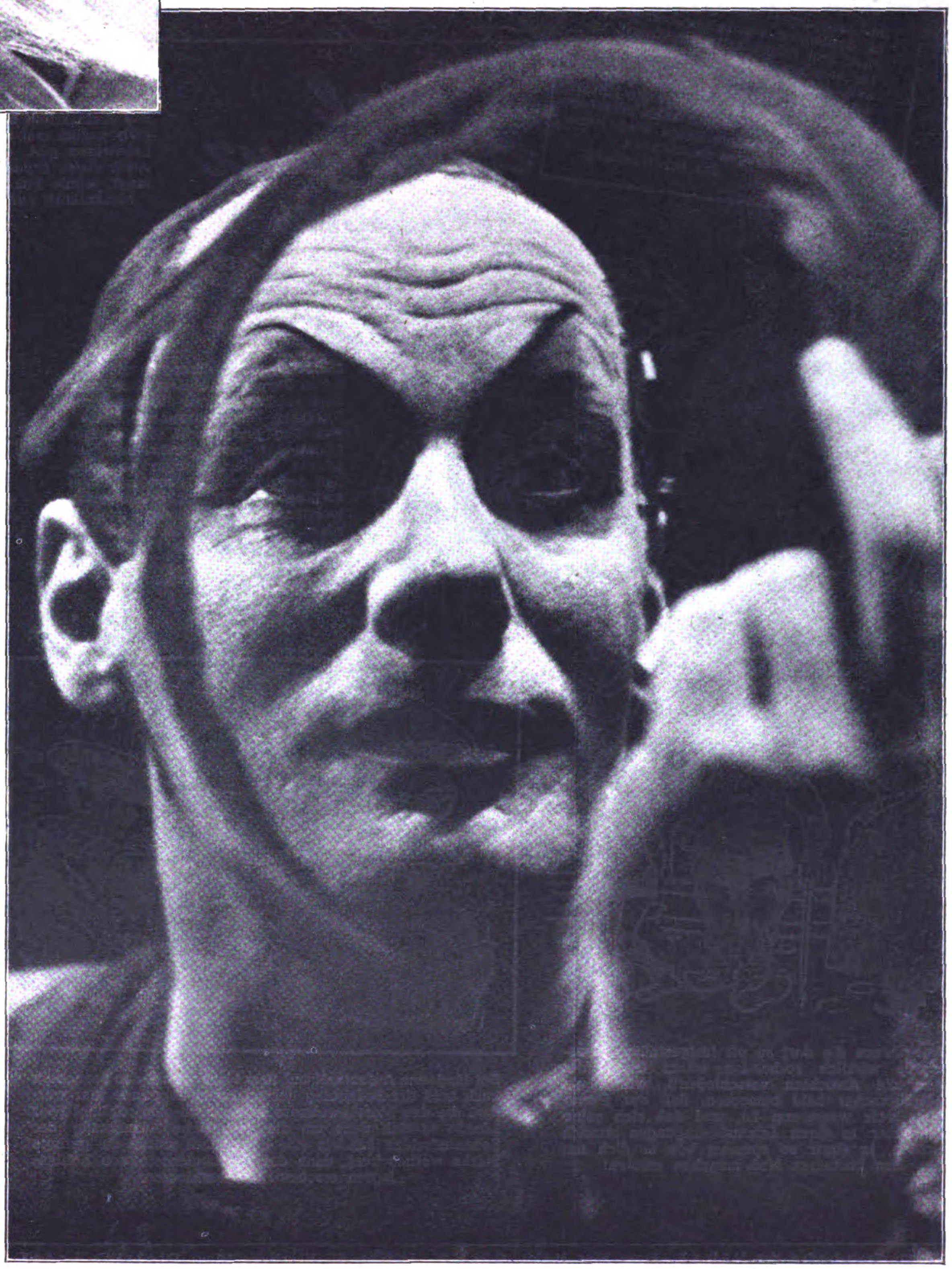


Der beste Falstaff der deutschen Bühne
Heinrich George gibt den dicken Ritter als ein ungeheures Fleischmassiv mit einer bacchantischen Lebenslust, mit den schwadronierenden Einfällen der Zecherphantasie, mit prallem Humor. Aber er gibt auch das Beispiel einer lustigen Person voll tiefer Tragik. Wenn dieser feiste Kumpan vom Hofe verbannt wird, vereist alles Leben um den freudlos-strengen und frostigen Thron.



Der Schankwirt César in Pagnols „Südfrüchten“.
Werner Krauß ist dieser cholerische Kleinbürger, keifend vor Wut, brüllend vor Jähzorn, sprachlos ächzend, zu Tränen erzürnt, mit zerbeulter Hemdbrust, die sich vor Erregung bläht, — die Verkörperung des eigensinnigen, aufgebrachten und hitzköpfigen Menschenschlages zwischen Lyon und Marseille

Aufn.: Ruth Wilhelmi (3) und Rosemarie Clausen aus R. Biedrzynski: Schauspieler, Regisseure, Intendanten (Verlag Hüthig & Co.)



Der Mephisto, wie Gründgens ihn gibt.
Dieser Mephisto ist kein dialektischer Spiegelfechter, Seelenfänger und Kuppelpelz, obwohl ein Quentchen von allem ihm auch teuflischen Spaß macht. Aber das Böse in dieser Darstellung hat doch größeres Format und Gründgens läßt keinen Augenblick vermissen, daß es sich hier nicht nur um einen betrogenen Betrüger, um einen überlisteten Teufel oder gar um einen Eintänzer der Höllenweiblichkeit handelt, sondern um einen Widersacher Gottes



Im Zeitspiegel des Rundfunks vom 24. September wurde darüber gesprochen (ein Hörer hatte angefragt), unter welchen Lebensbedingungen man evtl. auf dem Mars existieren könnte. Wir haben unseren Zeichner gebeten, zu diesem Thema, das, wie die Höreranfrage beweist, sicher auch manchen unserer Leser interessieren wird, einen Bilderbogen zu zeichnen.
Die Schriftleitung.

Mal etwas ganz anderes

BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER

Besucher von unserer alten, guten Erde würden vor allem überrascht feststellen, daß man auf dem Mars mit Leichtigkeit große Sprünge machen kann! Eine herrliche Sache ist es, das an sich selbst und den darin schon sehr geübten Marsbewohnern beobachten zu können! (Wir wollen mal ruhig annehmen, daß es auf dem Mars uns ähnliche Lebewesen gibt, obwohl die Meinungen darüber sehr geteilt sind.) Auch vieles andere, was vom Erdbewohner sonst größere Kräfte verlangt, würde ihm dort oben leichter fallen, weil bei gleichbleibender Muskelkraft nur noch ein Bruchteil der Erdschwere auf ihm lastet.



Das Nächste, worüber sich die irdischen Besucher auf dem Mars wundern müßten, wären die besonders starken Temperaturunterschiede von Tag und Nacht. Ein kluger Mann hat mal geschrieben, es könnte vielleicht sogar so sein, daß der dort oben besonders lange und schwere Winter die Marsbewohner (wenn vorhanden!) zwinge, einen Winterschlaf von zirka 8 Monaten zu halten, was 15 irdischen Monaten gleichkäme.. (Bitte nicht neidisch werden!)



... dafür hätte man sich dann evtl. vorzustellen, daß der Winterschlaf haltende Marsmensch in den paar Sommermonaten viel schnellere und bessere Gedankenarbeit leiste als wir im ganzen Jahr!



Auch wenn die dort so oft festgestellten Marskanäle wirklich vorhanden wären (auch hier sind die Ansichten verschieden!), würde ein Marsbesucher bald bemerken, daß der Planet Mars sehr wasserarm ist, und daß sich seine Bewohner in ihren Lebensbedingungen danach richten, ja sogar so sparsam wie möglich mit dem kostbaren Naß umgehen müßten!



Bei längerem Aufenthalt auf dem Mars würde den Besuchern auch bald die Bedeutung der seltsamen Apparate klar werden, die den Marsbewohnern so wertvoll sein müßten! Hier könnte es sich dann um die technische Ausnützung der Sonnenstrahlen handeln (die dünne Luft würde die geringe Stärke wettmachen), denn das Vorhandensein von Kohlenlagern erscheint ausgeschlossen.



Sollte sich nun einer der irdischen Besucher in ein Marsmädchen verlieben (so was wird, wenn überhaupt möglich, auch da oben vorkommen) und mit ihr beim Mondschein auf einer Bank sitzen, dann wird es ihm zwar komisch vorkommen, gleich zwei Monde zu sehen, denn der Mars hat zwei — aber die Stimmung wird es ihm sicher nicht nehmen...

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. ABCDE. G 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 2. NOV. 1944
19. JAHRGANG :·: FOLGE 44

IB Illustrierter Beobachter

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



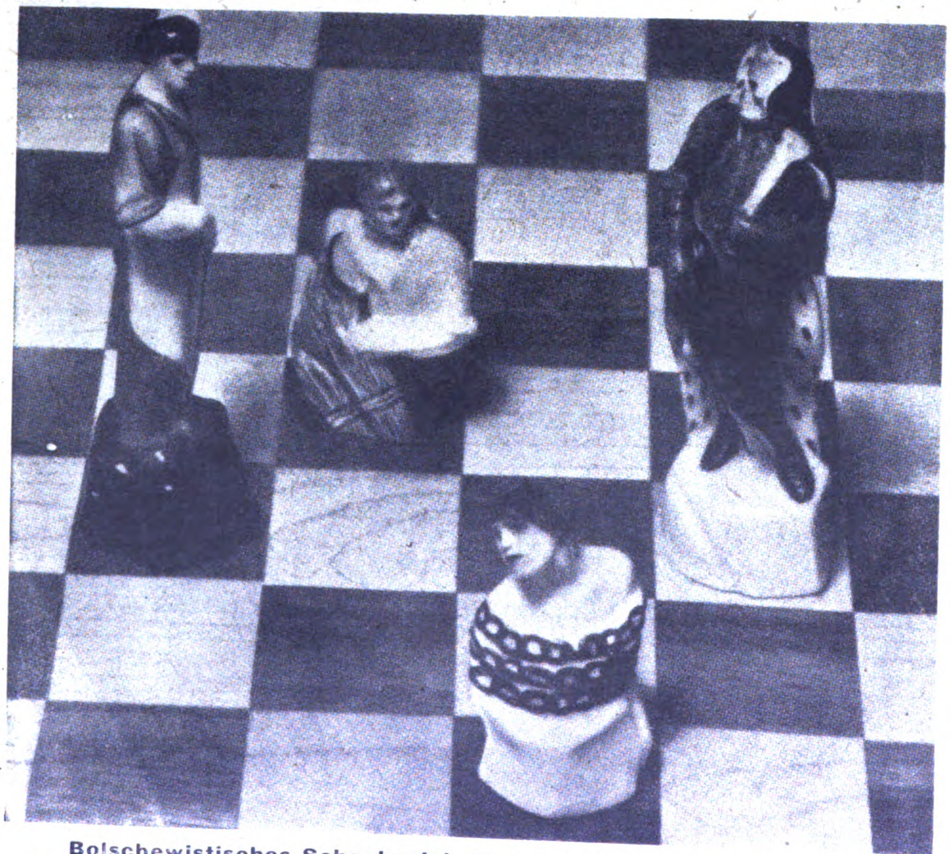
Reichsverkehrsminister Dr. Dorpmüller auf dem Weg ins Büro.
Täglich bringt ihn der Berliner S-Bahnzug an die Arbeitsstätte. Unlängst wurde Dr. Dorpmüller vom Führer mit dem Ritterkreuz des KVK. mit Schwertern und (als zweiter, nach Reichsminister Speer) mit dem Fritz-Todt-Ring ausgezeichnet.
Aufnahme: Transocean.



Volk ans Gewehr! Schießwehrkämpfe 1944.
Unter reger Beteiligung aus allen Kreisen der Bevölkerung wurden in den Monaten August bis Oktober an allen Standorten die Schießwehrkämpfe 1944 durchgeführt. Die Kämpfe erstreckten sich auf Mannschaftsschießen Sturmlauf mit Kleinkaliberschießen und Handgranatenzielwerfen und schließlich Einzelschießen. Die Leitung lag in den Händen der SA.



Auch Frauen und Mädchen
nahmen an den Übungen teil
Aufnahmen: Hans. Henkel.



Bolschewistisches Schachspiel: Klassenkampf bis zum Spieltisch.
Die Bolschewisten versuchen seit Jahren, der Welt die Komödie einer Verbürgerlichung vorzu-
spielen. In Wahrheit werden die klassenkämpferischen Hetzideen bis in die privatesten Winkel
des persönlichen Daseins herangetragen, bis zum Spieltisch sogar. Beim bolschewistischen
Schachspiel werden die beiden Parteien in eine „kapitalistische" und eine „proletarische" auf-
geteilt. Der „kapitalistische" König auf dem Bild oben rechts trägt einen Hermelinmantel und
einen grinsenden Totenschädel. Im Gegensatz dazu wird der „proletarische" König (Figur ganz
links) durch einen idealisierten Metallarbeiter mit Schürze dargestellt Der „kapitalistische"
Bauer schmachtet in schweren stählernen Ketten und zeigt ein schmerzverzerrtes Gesicht Im
Gegensatz zu ihm lächelt der „proletarische" Bauer glücklich. Sogar das harmlose Spiel der
Freizeit wird in den Dienst weltrevolutionärer Hetzagitation gestellt. (Aus „Time" Neuyork.)



Die guten Ideen liegen auf der Straße...

„Die neue Anschrift."
Um die Bevölkerung über den Verbleib der ausgebombten Firmen zu orientieren, ist man in einer norddeutschen Großstadt auf den — inzwischen gesetzlich geschützten — Gedanken gekommen, in belebten Gegenden Anschrifttafeln aufzustellen. So werden überflüssige Wege erspart.

Aufn.: „Hamburger Wohnungsanzeiger."



Der Geist der Kameradschaft macht uns stark.
Auf einem Bahnhof im Westen wird ein Lazarettzug beladen. Kameraden der Reichsbahn verteilen ihren ganzen Zigarettenvorrat an die Verwundeten.



Und schnell ist ein noch wichtigeres Hilfswerk in Gang gebracht.
Aus Lagerbeständen der Deutschen Reichsbahn werden Hemden und Socken, Unterwäsche und Strickjacken an die Verwundeten ausgegeben.
PK.-Aufn.: Kriegsberichter Dr. Bringmann.

IN LUFTBEDROHTER STADT WILL AUCH GELESEN WERDEN

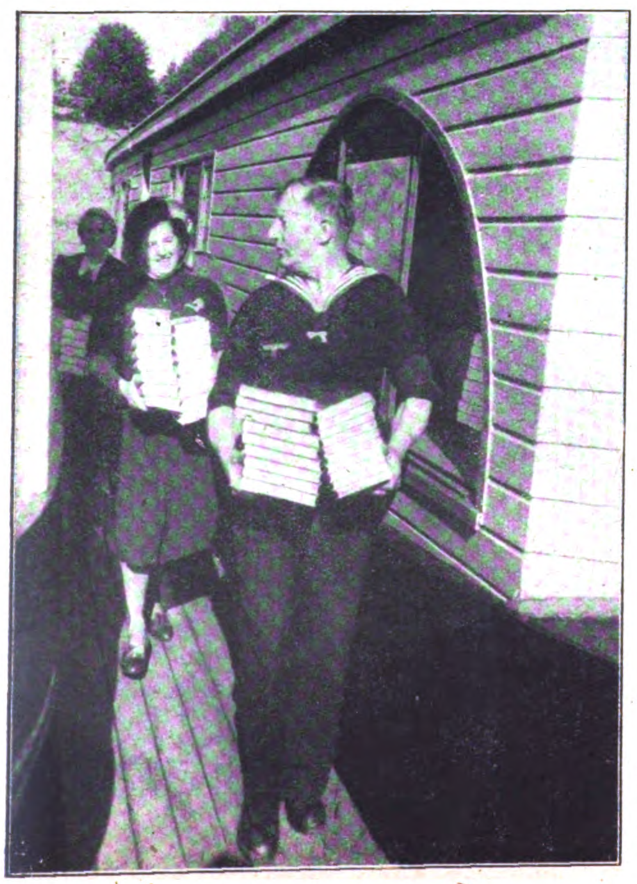
DIE SCHWIMMENDE BUCHHANDLUNG

BRINGT BÜCHER TROTZ TÄGLICHEN TERRORS

Bücher sind wertvolles Volksgut. Um sie vor Vernichtung durch Luftangriffe zu schützen, ließ der Betriebsführer einer Verlagsbuchhandlung seinen Betrieb auf das Wasser verlegen. Nach Terrorangriffen kann sich das Schiff zu den an Wasserstraßen liegenden Ortschaften begeben und bei Ausfällen des Buchhandels mit guter Lektüre helfend einspringen.



Der Inhaber der schwimmenden Buchhandlung
steht als Angehöriger der Kriegsmarine im Einsatz; hier — während eines Urlaubs — sieht er die Geschäftsbücher durch. Die von ihm geschaffene Idee des Bücherschiffes ist eine gute Hilfe für die Volksgenossen im luftgefährdeten Gebiet.



Eine neue Büchersendung ist eingetroffen.
Da greifen alle Hände zu, um die vielen Bände an Bord zu bringen. Jetzt können wieder viele Kundenwünsche erfüllt werden.



Eine schmucke Fassade.
Mit Fleiß und Geschicklichkeit haben die Angestellten das Schiff herrichten helfen. Die Käufer der Verlagswerke sollen auch ihre Freude beim Betreten des Schiffes haben.
Aufn.: Röhrich/Transocean-Europapress.

Kameraden vom Flügelrad

EIN BILDBERICHT FÜR DEN JB. VON E. SCHRADER



„Ich habe ja nur meine Pflicht getan",
sind die Worte des Oberlokführers Hans nach seinem Bericht. Als ich ihn vor einem Lokschuppen aufsuchte, war er gerade dabei, seine Maschine für die kommende Fahrt startbereit zu machen. Ich habe ihm sein Erlebnis in seinen Einzelheiten ziemlich mühsam herausziehen müssen: In einer Stadt war öffentliche Luftwarnung gegeben worden, und deshalb mußte er mit seinem Zug schon 10 Minuten vor Plan hinausfahren. Nachdem er kurze Zeit unterwegs war, wurde Alarm gegeben. Bald darauf setzten heftige Detonationen ein, ein Schutt- und Splitterregen fiel auf Gleise und Zug. Die Gleisanlagen waren bald mit Geröll übersät, und die Sicht wurde durch Staub behindert. Hans verminderte die Geschwindigkeit und fuhr mit 60 km weiter. Plötzlich sah er, daß die Strecke vor ihm aufgerissen war. Es gelang, den Zug 3 Meter vor dem Trichter zum Stehen zu bringen. So hat Hans vielen Reisenden und Wehrmachtangehörigen Leben und Gesundheit gerettet, ganz abgesehen von dem vermiedenen großen Materialschaden



Unmittelbar nach einem Bombenangriff auf einem Bahnhof.
Staatssekretär Dr.-Ing. Ganzenmüller in Begleitung des in unermüdlicher Arbeit für seinen Bezirk bewährten Reichsbahndirektionspräsidenten Lamertz an Ort und Stelle, um Sofortmaßnahmen zu treffen. Dr.-Ing. Ganzenmüller, Staatssekretär und stellvertretender Generaldirektor der Deutschen Reichsbahn, ist durch seinen persönlichen Einsatz Vorbild der gesamten Reichsbahngefolgschaft. Wie er in harten Stunden im Osten immer in vorderster Front entschlossen zupackte und — wo es sein mußte — mit sicherem Weitblick improvisierte, so ist er auch an allen anderen Fronten und in der Heimat immer dort zu finden, wo es heiß hergeht.



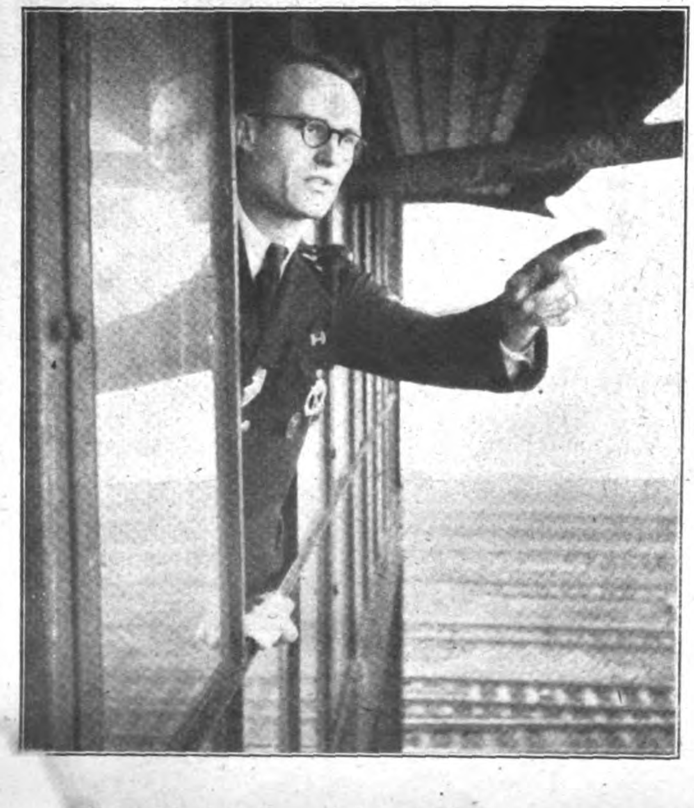
Auf einem Stellwerk an seinem Arbeitsplatz
suchte ich den Reichsbahngehilfen Aussauer auf. Der Kriegsversehrte Aussauer stand im Osten, er trägt das Infanteriesturmabzeichen, das EK. 2, die Ostmedaille und das Verwundetenabzeichen. Das Kriegsverdienstkreuz 2. Kl. mit Schwertern erhielt er für seinen Einsatz bei dem Bombenangriff auf seinen Bahnhof. Der Frontsoldat hat sich hierbei auch als Soldat der Heimat bewährt. (Siehe Bild unten.)

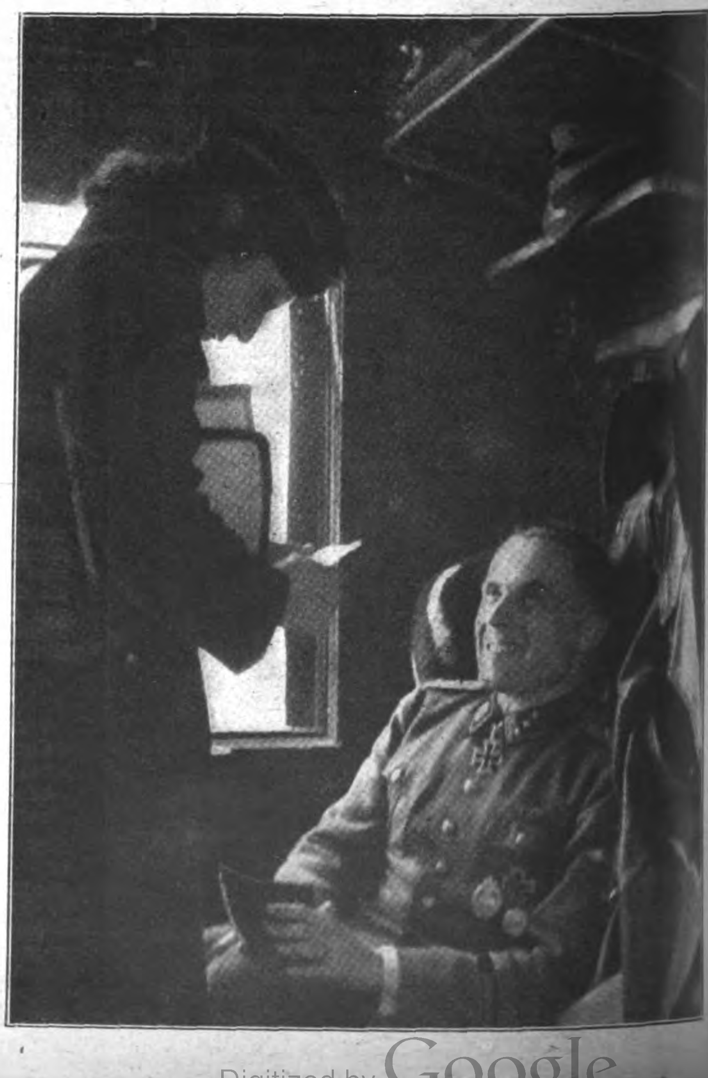
→

„. . . nur bei Soldaten mit so hohen Auszeichnungen habe ich Hemmungen!"
Der Dienst der Zugschaffnerin ist nicht leicht, aber mit einem Lächeln geht alles viel besser. Die Zugschaffnerin Hörmann gestand, daß sie ihren Dienst gern tut und daß sie lediglich bei Kontrollen der Fahrtausweise von Soldaten, die hohe Auszeichnungen tragen, Hemmungen bekomme, da „die Soldaten doch so viel leisten, und ich mir dann so klein und unbedeutend mit meinem Einsatz vorkomme".

←

„Von der Seite sah ich die Feindflugzeuge kommen,
und gleich hinter der Brücke fielen die ersten Bomben. Nun hieß es schnell handeln. Züge mußten noch an- und abgemeldet werden, andere gesichert und was möglich war, hinausgeschickt werden. Während meiner fieberhaften Tätigkeit fielen die nächsten Bomben, die Treppe des Stellwerks wurde weggerissen, und die Scheiben flogen mir nur so um die Ohren. Vor dem Bahnhof stand ein Zug, der anscheinend von den gefallenen Bomben auch etwas abbekommen hatte. Da ich annahm, daß sich dort evtl. Verletzte befinden würden, ließ ich mich während des Luftkampfes mit einem Seil von dem hohen Stellwerk herab und lief zum Bahnhof, um Verbandzeug zu holen und im Notfall erste Hilfe leisten zu können."







Fliegeralarm auf freier Strecke.
Der Zugführer hat den Zug bis an ein Waldstück zurückstoßen lassen und gibt Anweisung, daß die Reisenden dort in Deckung gehen. Nach kurzer Zeit sieht man am blauen Himmel die ersten Pulks der feindlichen Bomber.



Stopp auf der Strecke, das Signal gebietet dem Zug „Halt".
Der Zugführer erkundigt sich durch den Streckenfernsprecher, der vor jedem Signal steht, bei dem nächsten Bahnhof, was los sei. Es ist Alarm gegeben worden, Feindflugzeuge sind im Anflug, der Zug darf nicht in die nahe Großstadt einfahren und muß auf der Strecke abwarten, bis die Gefahr vorüber ist. „Ja, das erleben wir auf unseren Fahrten oft", erzählt mir der Zugführer, der an der Böschung steht und dem Luftkampf folgt, „das sind so Nebenerscheinungen bei unserem Dienst heute im Kriege, an die man sich auch schon gewöhnt hat. Manchmal ist es heute schwer, die Reisenden haben oft wenig Verständnis für unsere Arbeit, sie meinen, wir fahren nur spazieren, während wir für die Sicherheit des Fahrgastes ständig auf dem Posten sind. Es gibt schon einiges zu tun auf der Strecke. Ja, und wie gesagt, Alarme habe ich auch schon einige miterlebt nebst Tiefangriffen mit Bordwaffenbeschuß, sozusagen mit allen Schikanen, ich habe aber immer Glück gehabt. Dadurch kommen wir dann manchmal zu sechs und mehr Stunden Verspätung, dann kann es einem passieren, daß man eine Stunde Zeit hat bis zum nächsten Zug, für den man eingesetzt wird und es geht dann wieder weiter. Da kann man dann nicht sagen, ich habe bereits meine 12 Stunden gearbeitet, es wird eben weitergefahren, wenn auch die Augen manchmal von selbst zufallen wollen."



Auf der Blockstelle 106
ist Luise van Acken als Hilfsschrankenwärterin eingesetzt.

Eine schneidige Schrankenwärterin!

In dem reichsbahnamtlichen Bericht heißt es: „Bei dem Terrorangriff am 22. 4. 1944 zeigte die Hilfsschrankenwärterin Luise van Acken des Schrankenwärterpostens 106 der Strecke X—Y eine sehr tapfere Haltung. Nachdem die ersten Flugzeugwellen von X kommend die Strecke bei Posten 106 durch Bombenabwurf zerstört hatten, kam die van Acken sofort aus ihrer Deckung, sah die zerstörte Strecke und das Einfahrtssignal M des Bahnhofs Z auf Fahrt stehen. Der Streckenfernsprecher war gestört. Jegliche Verbindung mit den Nachbarstellen war unmöglich, da sich alles in Deckung und Schutz befand. Infolge Zerreißens der Signalleitung durch Bombenwurf hatte sich das Einfahrtssignal M selbsttätig auf Fahrt gestellt. Hilfsschrankenwärterin van Acken wußte, daß ein Zug in den nächsten Minuten zu erwarten war und in dem zerstörten Gleis zur Entgleisung kommen würde. In dem Bestreben, dieses Unglück zu verhüten, lief sie mit den Signalmitteln dem erwarteten Zug entgegen, um ihn zum Halten zu bringen, obwohl im gleichen Augenblick die nächsten Fliegerwellen heranbrausten und weitere Bomben fielen. Von allen Seiten rief man ihr zu, in Deckung zu gehen. Sie achtete jedoch nicht auf die große Lebensgefahr, sondern sah nur ihre Pflicht. Die Hilfsschrankenwärterin Luise van Acken hat sich aufopfernd, sehr tapfer und unerschrocken gezeigt, so daß sie für eine Auszeichnung bzw. Belohnung vorgeschlagen wird."



Zeichnung: Lazarus.



Urbild der Schöpfung: die Quelle.
Nur verhältnismäßig wenige Menschen unter den vielen Stadtbewohnern haben das Wasser wirklich aus dem Felsgestein hervorbrechen sehen.



Das tragbare Laboratorium im Berggeröll.
Die Untersuchung des Probewassers auf Kohlensäuregehalt wird gleich an Ort und Stelle durchgeführt.



Das kühle Herz der Erde.
Das Quellwasser hat eine Temperatur von nur 4,9 Grad.

Bildbericht: OT.-Kriegsberichter Dr. Sattelmair.

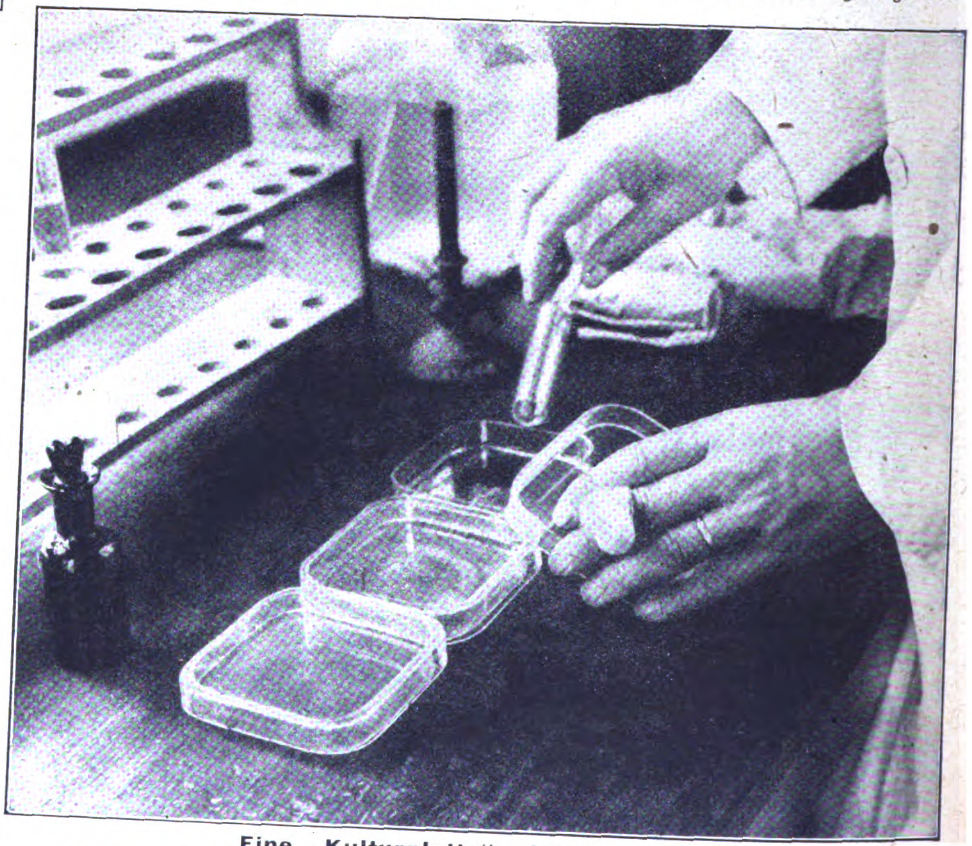
Gefahr im Wasser?

DER KRIEGSBAU DES REICHSMINISTERIUMS FÜR RÜSTUNG UND KRIEGSPRODUKTION ERSCHLIESST NEUE WASSERVORKOMMEN

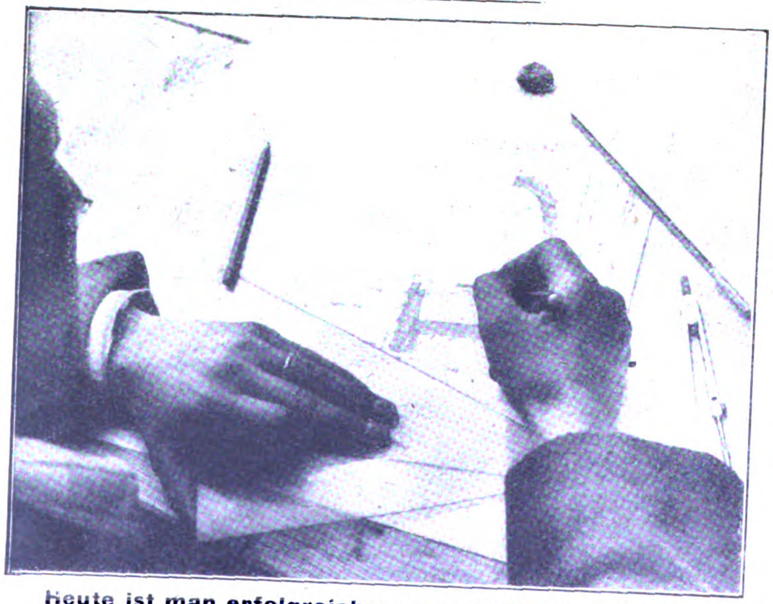
Wenn wir an unseren Brunnen in der Wohnung ein Glas helles Wasser vollsprudeln lassen, denken wir nichts anderes, als daß wir jetzt das Gesündeste trinken werden, was wir über die Lippen bringen können. Daß wir so denken dürfen, verdanken wir neben der technisch vollendeten Wasserleitung vor allem dem Hygieniker, der das Wasser vor dem Bau der Quellfassung mikroskopisch, chemisch und bakteriologisch untersucht und auch später dauernd auf seinen Wert als Genußwasser überprüft. Durch die Umsiedlungen, Industrieverlagerungen und Evakuierungen erhöhen fliegergeschützte Städte ihre Bevölkerung so wesentlich, daß die Erschließung neuen Wassers und Quellfassungen zum vordringlichen Kriegsbau des Reichsministeriums für Rüstung und Kriegsproduktion wurden. Wir besuchen die Baustelle einer Quellfassung im Hochgebirge und begleiten den Hygieniker bei seinem Gang durch das Gelände. Die Temperatur der Quelle wird gemessen. In große und kleine Flaschen werden die Wasserproben eingefüllt. Die Probefläschchen für die bakteriologische Untersuchung kommen in einen Eiskanister, damit die Klimabedingungen beim Versuch die gleichen sind wie in der Natur. Die Untersuchung des Wassers auf Kohlensäuregehalt wird an Ort und Stelle durchgeführt. Die übrigen Proben, die auch längere Zeit erfordern, nimmt der Arzt im Laboratorium vor. Am wissenswertesten ist für uns das Ergebnis der bakteriologischen Untersuchung. Bei diesem Versuch wird 1 cbcm des Probewassers auf einen bakteriologischen Nährboden gebracht. Der Mediziner sagt: es wird eine Kulturplatte hergestellt. Diese Platte brütet zwei Tage lang bei einer Temperatur von 20 Grad. Die in dem Probewasser enthaltenen Bakterien haben Kolonien gebildet, deutlich erkennbare inselartige Anreicherungen von Bakterien. Aus der Anzahl der Kolonien addiert sich die sogenannte Keimziffer. 1 cbcm Wasser darf bis 100 Keime enthalten, wenn es als gesundes trinkbares Nutzwasser gelten soll. „Wir haben herrliches Trinkwasser", sagt der Bakteriologe nach den Untersuchungen mit Freude und Stolz, „wir haben durchweg eine nur einstellige Keimzahl festgestellt.



Vater Hieronymus baut eine Wasserleitung.
Wenige nur noch üben mit Geschick und Liebe dies urväterliche Handwerk aus. 40 Meter Holzwasserleitung bohrt der über 80jährige Meister am Tage.



Eine „Kulturplatte" wird hergestellt.
Für den Verbraucher des Genußwassers ist die bakteriologische Untersuchung am wissenswertesten. Ein Kubikzentimeter Wasser wird auf einen bakteriologischen Nährboden gebracht. Hier wird diese Flüssigkeit gerade aus dem Reagensglas in die offene Glasschale gegossen. Darin finden nun die Bakterien ihre günstigsten Lebensbedingungen. Der Mediziner nennt diese wachsenden Bakterien auf der Glasschale eine „Kulturplatte". Zwei Tage lang brütet diese Kulturplatte bei einer Temperatur von 20 Grad. Inzwischen haben sich ganze „Kolonien" von Bakterien gebildet. Aus der Zahl dieser Kolonien wird die Keimziffer des Wassers errechnet. Sie darf bis 100 in einem Kubikzentimeter Wasser betragen.



Heute ist man erfolgreicher: man treibt tiefe Stollen in den Berg.
Der Baumeister vom Kriegsbau des Reichsministeriums für Rüstung und Kriegsproduktion zeichnet das Stollenprofil auf.

Traum in Tamsel

NOVELLE VON FRITZ MARTIN RINTELEN

Die Bäume standen wie versteinert. Kein Lufthauch bewegte das Laub. Kein Vogel sang. Brandgeruch erfüllte den Park. Alle Fenster im Schloß waren zerschlagen. Nahe dem Eingang lag eine ermordete junge Magd, völlig nackt, verrenkt, von mehreren Bajonettstichen durchbohrt. Ihre blicklosen Augen waren weit geöffnet, die blutigen Lippen im Entsetzensschrei erstarrt.

Auf der Zufahrt zum Schloß kamen einige Reiter heran. Der vorderste ritt auf einem Schimmel. Unter den Pferdehufen flogen kleine Sandwolken auf, die sich sofort wieder senkten. Vor der Schloßtreppe, die mit Glassplittern überschüttet war, hielten die Reiter an. Als sie aus den Sätteln stiegen, nahm der Hauptmann von Marwitz seinen Mantel und breitete ihn über die Tote.

Schon an der Tür, deren rechter Flügel schief in der unteren Angel hing, wandte sich der König. „Lassen Sie die Unglückliche anständig begraben! Das Mädchen ist höchstens fünfzehn oder sechzehn Jahre alt. Heißt das Krieg führen? Müßten die Fürsten, die sich solcher Horden bedienen, nicht schamrot werden? Sie sind schuldig und vor Gott verantwortlich für die Greueltaten, die ihre Truppen verüben." Er stieß mit der Stiefelspitze ein paar große Scherben über die Schwelle. „Warten Sie, meine Herren. Ich möchte zunächst allein durch das Haus gehen."

Die Begleiter gehorchten. Jedoch die Adjutanten Marwitz und Gaudy verständigten sich nur mit einem Blick, dann begannen sie, das Gebäude in entgegengesetzten Richtungen wachsam zu umschreiten. Die anderen Offiziere blieben lauschend auf der Freitreppe. War dieser Ort wirklich die geweihte Heimstatt junger Liebe gewesen? Das mußte lange her sein. Jetzt gebot drohend der Krieg.

„Fürchte, wir haben kein angenehmes Quartier zu erwarten", sagte General Forcade. Zwei Reitknechte trugen das tote Mädchen beiseite und gingen auf die Suche nach Spaten und Schaufel.

Der König war in das geplünderte Schloß eingetreten. Unheimliche Stille machte die Verwüstung noch erschreckender. Betrunken und tollwütig, hatten die Kosaken alles zerbrochen, zerfetzt und zerschlagen, was sie nicht hatten mitnehmen können. Kein Raum war von der Raserei verschont geblieben. Friedrichs Schritt wurde schwerer, seine schmale Gestalt gebeugter, je weiter er kam. Nun neigte er sich, den linken Arm auf dem Rücken, hinab und hob vom Boden ein Trinkglas auf. Der Kelch war gesprungen, aus dem Fuß ein Stück herausgebrochen. Der König blies den Staub ab und hielt das Glas gegen das Licht. Es leuchtete wie Purpur, wie Herzblut und Abendröte.

Auf einem sinnlos zerschnittenen grünseidenen Sessel lagen die dunklen Splitter eines zweiten solchen Kelches. Die Generalin hatte also die beiden alten Gläser bewahrt gehabt, dieses kostbare Paar, das nur die jungen, heißen Lippen des Liebenden und der Geliebten berührt hatten. Friedrich warf Scherbe zu Scherben. Seine mageren Finger strichen über die vergoldete Lehne des Sessels.

Neunzehnjährig war er damals. Siebenundzwanzig Jahre waren vergangen. Oder waren es siebenzig Jahre? War es überhaupt in der Wirklichkeit geschehen, daß er einmal vor einer jungen, schönen Frau gekniet und den Kopf in ihren Schoß geborgen hatte? Hatte er diese Stätte die Insel der Kalypso genannt? Mars regierte; er gab dem Manne strengere und zwingendere Vorschriften als einst der Vater dem Jüngling. Der letzte Ton der Flöte war weit verhallt. Die Kunst des Reimens diente nur noch dazu, am Vorabend einer Schlacht den Kopf klarzumachen. Die Kanonen brüllten in ihrer rohen Sprache den Kehrreim. Der Kampf wollte kein Ende nehmen. Nun war auch Schloß Tamsel zerstört, und man mußte dem Schicksal danken, daß Eleonore rechtzeitig geflüchtet war. Wie hier, so hatten Fermors Russen ringsum im Lande geplündert, geschändet und gemordet. Ohne Seydlitz, das Regiment August Wilhelms und die tapferen Kerle der Regimenter Forcade, Wedell, Kalckstein und Asseburg wäre vorgestern bei Zorndorf ein großes Unglück geschehen. Nun hielt der Feind die Höhen von Cammin besetzt und hatte dort seine gesamte Artillerie auf das vorteilhafteste in Stellung gebracht. Es war, zum Teufel, vorerst nicht möglich, etwas Ernstliches gegen ihn zu unternehmen.

„Wenn mir Zeit bleibt", dachte der König, „werde ich der Generalin schreiben. Ich will ihr eine Beihilfe zum Wiederaufbau auszahlen lassen." Langsam schritt er weiter durch die verwüsteten und verstummten Räume. „Sie hat dem Kinde, das im nächsten Jahre kam, den Namen Friederike gegeben." Hier und da berührte er im Vorübergehen mit einer scheuen Bewegung einen umgestürzten Tisch, einen erbrochenen Schrank, den vergoldeten Rahmen eines eingeschlagenen Spiegels.

Ah, dies war die Fensternische, in der Graf Schulenburg, damals Kommandeur der Landsberger Grenadiere zu Pferde, dem Kronprinzen einer vorwitzigen und verletzenden Bemerkung wegen sehr ernst ins Gewissen geredet hatte. „Der brave Mann hat mir viele Dinge gesagt, die mich keineswegs erfreuten, und die ich nicht so schnell verwinden konnte. Ich habe am nächsten Tage der Wreech einen Entschuldigungsbrief geschrieben. Es ist kaum glaublich, aber ich tat es. Hundejung war ich noch. Oder ist das alles doch nur ein Traum gewesen?"

Er betrat ein anderes Zimmer. Die Familienbilder der Wreechs und der Schönings an der Kaminwand waren durchstochen und von Säbelhieben zerschnitten, mehrere herabgestürzt und ihre Rahmen geborsten. Am Boden lag auch das Bildnis jener suffisanten Dame, die ihren strengen und zugleich spöttischen Blick auf den verliebten Prinzen gerichtet hatte, als er im ersten verwegeneren Zudringen Eleonores Knie küßte. Die junge Herrin aber hatte wie zur Liebkosung sein Gesicht zärtlich zwischen ihre Hände genommen und ihn abwehrend den Kopf zurückgebogen. Auf eine so entwaffnende Art hatte sie seinem stürmischen Drängen oft Widerstand geleistet. In diesem verdammten Kriege war manche Festung rascher genommen worden. War aber der König jemals glücklicher und stolzer gewesen als der Auskultator der Küstriner Domänenkammer in diesem Schloß? Galt der verschwiegene Siegespreis der Liebe am Ende nicht weniger als im Glanz des Ruhmes der Gewinn der Waffen?

Langsam stieg der König die Treppe zum ersten Stockwerk hinauf. Das schön geschmiedete und vergoldete Geländer war mit gröbster Gewalt verbogen. Auf den Stufen lagen die Scherben der großen altgriechischen Vasen, die rechts und links über dem Aufgang gestanden hatten. Ein Reigen tanzender Mädchen war auf der einen dargestellt gewesen, ein Wettlauf der Jünglinge auf der andern. Friedrich wußte es noch heute. Nun droben, an einem Fenster, blieb er schwer atmend stehen. Er fegte mit dem Ärmel Glassplitter und Schutt von der Brüstung, stützte sich auf und sah lange in den Park hinab. Äußerlich unversehrt stand dort der Griechentempel. Die beiden Reitknechte gingen mit Grabscheiten ohne aufzublicken vorüber.

Plötzlich begann in der Stille, die noch immer auf Schloß und Garten lastete, eine Drossel aus voller Kehle zu singen. Der König sah sie nicht. Sie mußte sich gerade über ihm auf dem Firste niedergelassen haben. Das helle Glockenspiel immer neuer Reihen von klaren, unerwarteten und flinken Tönen ließ die Stätte der Verwüstung aus der Erstarrung erwachen, und dem Sieger von Zorndorf rief das Flöten des kleinen Vogels die seligsten Tage seine Jugend noch einmal zurück.

*

Alle Vögel singen. Friedrich geht an der Seite der jungen Schloßherrin von Tamsel durch den leuchtenden Park. Luise Eleonore Wreech ist vier Jahre älter als er, groß und schlank. Ihre Augen strahlen aus der Tiefe heraus. In ihrem hellen Haar glühen kleine goldene und rötliche Funken. Der Ausschnitt des blauseidenen Kleides läßt den schlanken Hals, zarte Schultern und den Ansatz der Brust frei. Im leichten Schreiten wiegt sie sich ein wenig in den Hüften. Ihre Hände, die eine Rosenblüte, eine Ranke, ein Blatt leise berühren, sind schmal und feingliedrig, alle Bewegungen von ausgeglichener Anmut. Entzückt lauscht der Prinz dem geheimnisvollen süßen Klang ihrer Stimme. „Sie müssen gerecht sein", ermahnt sie ihn. „Wenn Seine Majestät Sie zum Studium der Landwirtschaft zwingt, so ist das keine Strafe. Es ist ein gesunder Dienst an einer gesunden Sache. Erkennen Sie darin eine erste Möglichkeit ernstlicher Vorbereitungen auf Ihren Beruf als Herrscher dieses Landes! Sie sehen hier, was die Wreechs und drüben die Schönings aus ihren Besitzungen inmitten dieser moorigen Niederung gemacht haben."

Der Prinz, ein schmächtiger Junge, der seit der Versöhnung mit seinem Vater anstatt des abgeschabten braunen Zivilrocks wieder die Uniform der Armee trägt, nimmt die Linke vom Degenknauf und zeigt nach dem weißen Griechentempel. Am sauber geharkten Kiesweg steht auf niedriger Säule ein steinerner Amor und hält den spitzen Pfeil in der Spannung der Bogensehne. „Auf der Insel der schönen Kalypso bin ich. Alles Vergangene ist vergessen. Ich habe keinen anderen Wunsch, als immer hier mit Ihnen zu gehen. Aber erinnern Sie mich nicht an diese Schweinezüchter und Ochsentreiber in Küstrin!"

Eleonore bleibt stehen. Ihre Brauen sind gehoben. Friedrich hält ihrem strafenden Blick nicht stand. Auch sie ist jung, aber ihre weibliche Reife, die Sicherheit ihres festumgrenzten hausfraulichen Pflichtenkreises und die Würde ihrer Mutterschaft geben ihr die Überlegenheit, den Prinzen noch eindringlicher zurechtzuweisen. „Wieder urteilen Sie ungerecht. Der Kammerpräsident von Münchow und Herr Hille sind vortreffliche Männer von bewährter Tüchtigkeit. Sie sollten ihnen für jede Unterweisung dankbar sein, mehr noch für jedes offene Urteil. Beide verdienen Ihre volle Achtung. Ich fürchte, Sie selbst beurteilen andere noch zu sehr danach, ob sie Ihnen bequem oder unbequem sind. Das gilt auch für Ihr Verhältnis zu Seiner Majestät. Sie müssen sich mit Ihrem Vater auch innerlich aussöhnen."

Der Getadelte möchte sich auflehnen und fühlt zugleich den Wunsch, sich zu unterwerfen. Da nimmt sie mit bezauberndem Lächeln seinen Arm. Er möge sie für ihren Freimut nicht büßen lassen, wenn er König sei. Sie wolle seine getreueste und gehorsamste Untertanin werden. Doch jetzt solle er sie zu den Terrassen führen. Sie liebe den Ausblick von dort auf die Warthe mit ihren hellen Segeln. Übrigens sei es ihm wohl nicht allzu ernst mit seinem Unwillen gegen Küstrin. „Man weiß, daß Sie der Tochter des Domänendirektors, der reizenden Demoiselle Hille, eifrig den Hof gemacht haben."

„Das war eine Kinderei!" ruft der Kronprinz. „Es gibt kein Mädchen und keine Frau auf der Welt, die mit Ihnen sich vergleichen darf!"

Eleonore versucht, das Gespräch wieder zu wenden. „Die Frau, die Sie einmal auf den preußischen Thron erheben, wird mich gewiß in allem übertreffen."

„Das ist unmöglich, und darum bleibt mir ganz gleichgültig, wen sie in Berlin mir als Frau aushandeln. Ich werde als braver Sohn und Diener Seiner Majestät meine Freiheit seinem Willen und der Staatsraison opfern. Aber mein Herz gehört Ihnen für immer." Und mit leiserer Stimme setzt er hinzu: „Ich liebe Sie, Eleonore. Ich bete Sie an."

Behutsam entzieht sie ihm ihren Arm, und eher traurig als erzürnt verweist sie ihm das längst erwartete Geständnis. „Sie dürfen nicht so mit mir sprechen, wenn wir gute Freunde bleiben wollen. Vergessen Sie nicht, ich habe Mann und Kinder."

„Die Liebe läßt sich nicht anbefehlen, sie läßt sich auch nicht verbieten. Ich liebe Sie, Eleonore. Und Sie wissen es, auch wenn ich es nicht sage. Wollen Sie es aber nicht wissen, und bin ich Ihnen gleichgültig, warum haben Sie mich geküßt?"

„Sie sind mir nicht gleichgültig. Über jeden Ihrer Besuche habe ich mich gefreut. Ich fürchte mich nicht davor, Unruhe in mein Leben zu bringen. Mit fünfzehn Jahren habe ich geheiratet. Ich bin Mutter geworden. Das ist erfüllt. Aber es gibt eine wunderbare Sehnsucht, die mehr ist als die vollkommenste Erfüllung. Ich glaubte, auch Sie wären solcher Empfindung fähig."

„Eleonore, ich bin erst neunzehn Jahre alt, doch habe ich so viel gelitten, daß ich daran fast zerbrochen wäre. Manches ist noch nicht überwunden. Ich will mich mit Ihnen zu den Sternen erheben, wenn ich nur einmal auf Erden wahrhaft glücklich war. Ich habe schon Frauen im Arm gehabt. Ihre Gesichter sind vergessen, ihre Namen ausgelöscht. Sie allein liebe ich, und Sie allein können mich erlösen."

„Wenn ich mich aufgäbe, so würden Sie nicht von mir annehmen wollen, was ich einem andern entwenden müßte. Erkennen Sie, es wird keiner frei, der sich nicht selbst überwindet!" Die beiden sind vor den Terrassen über der Flußniederung angekommen. „Sehen Sie, Friedrich, dort steht mein Mann! Er hat uns nie beargwohnt. Solange ich ihn kenne, war er gütig und offen zu mir. Auch Ihnen ist er freundlich gesinnt. Glauben Sie mir, aus Schuld kann kein Glück werden."

Oberst von Wreech wendet sich zu ihnen um. „Da seid ihr schwärmenden Poeten!" Er lacht behaglich. Eleonore aber schlägt die Augen nieder, als er nun groß und breitschultrig mit festen Schritten ihnen entgegenkommt, viel zu sicher in seiner starken Männlichkeit, um bei ihrem Anblick ein Schwächegefühl der Eifersucht zu empfinden.

In des Prinzen bleichem Gesicht zuckt es. „Davonlaufen!" denkt er. „Sofort davonlaufen!" Aber er bezwingt sich, beantwortet einige Fragen, ohne recht zu

---

Friedrich der Große im Siebenjährigen Krieg

Der König an den Marquis d'Argens.

Leitmeritz, 19. Juli 1757. Sehen Sie mich, mein lieber Marquis, als eine Mauer an, in welche seit zwei Jahren durch das Schicksal Bresche gelegt wird. Ich werde von allen Seiten erschüttert. Häusliche Unglücksfälle, geheime Leiden, öffentliche Not, neubevorstehende Plagen, das ist mein täglich Brot. Glauben Sie aber nicht, daß ich nachgebe. Lösten sich alle Elemente auf, so würde ich mich unter ihren Trümmern mit dem kalten Blute begraben, mit dem ich Ihnen jetzt schreibe. In so heillosen Zeiten muß man sich mit Eingeweiden von Eisen und mit einem ehernen Herzen versehen, um alle Empfindsamkeit loszuwerden. Jetzt ist die Zeit zum Stoizismus. Die armen Schüler des Epikur würden in diesem Augenblicke auch nicht ein Wort von ihrer Philosophie anzubringen vermögen. Der nächste Monat wird schrecklich werden und sehr entscheidend für mein armes Land. Ich meinerseits, fest entschlossen es zu retten oder mit ihm zugrunde zu gehen, habe mir eine Denkart zugelegt, wie sie sich für solche Zeiten und Umstände schickt . . .

*

Der König an seine Schwester Amalie.

Erfurt, 27. September 1757. Liebste Schwester, Unsre Sache ist noch auf dem gleichen Punkt wie neulich, als ich Ihnen schrieb. Ich handle so wie Leute, die, von Fliegen belästigt, sie von ihrem Gesicht wegscheuchen, aber wenn die eine von der Backe weggfliegt, so kommt eine andre sich auf die Nase zu setzen, und kaum hat man diese vertrieben, so fliegt eine neue daher und setzt sich auf die Stirn, auf die Augen und überallhin. Kurz, diese Geschichte wird, glaube ich, so lange dauern, bis die große Kälte diesen unerträglichen Schwarm erstarren macht.

wissen, wovon gesprochen wird. Als sie dann zu dritt nach dem Schloß zurückgehen, hat auch Eleonore ihre Selbstbeherrschung wiedergefunden. Sie nimmt rechts ihres Gatten, links des Kronprinzen Arm. Beiden wird sie aus der Fülle ihres tapferen Frauenherzens Freude schenken. Sie liebt ihren Mann und ihre Kinder. Daran hat die Freundschaft mit Friedrich nichts geändert. Ihre Ehe ändert an dieser Freundschaft nichts. Sie wird dem Prinzen eine verständnisvolle und hilfsbereite Schwester sein, sie wird ihn, der so lange zwischen eigenem Suchen, den Wünschen der Mutter und dem Willen des Vaters keinen festen Stand gewinnen konnte, klar, edel und uneigennützig denken lehren, wird ihn von seinem Hang zur Menschenverachtung heilen und immer wieder die Größe seiner zukünftigen Aufgabe ihm vor Augen stellen. Und Friedrich wird dereinst ihren Kindern ein guter und gerechter König sein.

Aber bei Tisch bringt er sie in große Verlegenheit. Als im Gespräch zwischen Wreech und dem Grafen Schulenburg aus Landsberg, der heute ebenfalls in Tamsel zu Gast ist, der Kurfürst von der Pfalz erwähnt wird, ruft der Prinz: „Ich möchte wissen, was dieser Greis noch mit einer Mätresse anfängt?"

Der Oberst antwortet: „Diese schlechte Mode ist so allgemein verbreitet, daß die Fürsten, wie mir scheint, nicht glauben, Fürsten zu sein, wenn sie keine Mätressen hätten. Ich wundere mich nur über die Leichtfertigkeit der Frauen."

Er liebe die große Welt, sagt Friedrich, jedoch beobachte er immer gern das Lächerliche an den Menschen. Wreech gibt scharf zurück, das sei ausgezeichnet, wenn man daraus einen Vorteil für sich selbst ziehe. Sofern es aber nur den Zweck habe, sich zu vergnügen, so tauge der Beweggrund nichts, vielmehr müsse man das Lächerliche zuerst bei sich selber zu erkennen versuchen.

Nach dem Essen zieht Schulenburg den Kronprinzen beiseite und macht ihm ernste Vorhaltungen wegen seines Betragens. Friedrich verabschiedet sich überstürzt. Beschämt, trotzend, mit sich selbst und der Welt zerfallen, reitet er durch die Dämmerung nach Küstrin zurück. „Es gibt auch dort schöne Frauen. Tausendmal schönere habe ich in Dresden gesehen. Nackt, Frau Oberst! Denken Sie nur! Doch Sie haben recht, die kleine Hille ist wirklich reizend und liebenswert. Und in den Dörfern wartet schon manche ländliche Nymphe auf meine Wiederkehr. Ich werde nicht um dich jammern, Eleonore. Gefälligere Frauen werden mir helfen, ein lustiges Leben anzufangen. Der Wein soll fließen und der Teufel mein Gast sein."

Am nächsten Tage aber ist sein Trotz zerbrochen. Er schreibt, und zwei Federkiele spleißen dabei: „Ich habe alle Veranlassung, Sie um Vergebung zu bitten, daß ich mich so töricht benommen habe. Ihre Huld wird mir erlauben, meinen letzten Besuch durch einen anderen wieder gutzumachen. Inzwischen verbleibe ich Ihr sehr demütiger und ergebener Freund und Diener." Der Reitknecht, der diesen Brief der Herrin von Tamsel überbringt, kehrt ohne Antwort zurück. Doch kann Eleonore dem Prinzen nicht lange zürnen. Nachdem er ihr noch einmal geschrieben hat, nimmt sie ihn wieder auf. Auch in dem Münchowschen Hause in Küstrin begegnen sich beide. Oft reitet Friedrich noch am Abend für eine Stunde nach Tamsel. Wenn er die Geliebte einige Zeit nicht sieht, schickt er ihr Briefe und Gedichte, die kaum verhüllte Geständnisse seiner Leidenschaft sind. Sie aber bleibt ihrem Vorsatz treu und weist ihn ab, wenn er allzu heftig sie bestürmt. Verhält er sich ruhig und rücksichtsvoll, so belohnt ihn eine unerwartete kleine Zärtlichkeit. Das ist für sie selbst nicht unverfänglich. Das Versagen wie das Gewähren steigert ihr Empfinden für den Prinzen. Es kommen Stunden, in denen sie ihm immer mehr erlaubt und immer weniger verbietet. —

Die goldenen Tage sinken hinab. Der Sommer neigt sich dem Ende zu. Wieder geht Friedrich mit Eleonore durch den Park. Der Schloßherr ist nach Berlin gereist. Wolken bedecken den Himmel. Windstöße lassen das Laub der Bäume aufrauschen. Schon lösen sich einzelne Blätter von den Zweigen. Schwärme nach Süden ziehender Schwalben fliegen über Schloß Tamsel. Hunderte von schmalen dunklen Sichelflügeln schlagen die Luft. Schreie tönen spitz und schrill. Wenn die Schwalben abgezogen sind, werden die kalten Monate kommen, in denen die Krähen gegen den Tod im Schnee kämpfen. Der Kronprinz blickt zu einer neuen Schar von Zugvögeln auf. „Ich habe einen Brief von General Grumbkow erhalten. Er hofft, in kurzem meine Entlassung aus Küstrin zu erreichen. Der alte Schleicher glaubt, jetzt mein Vertrauen erwerben zu können. Wer weiß, wie der Wind weht, wenn eines Tages anstatt des Dicken der Dünne auf dem Throne sitzt! Vorläufig stellen sie mir das Ehejoch vor das Tor zur Freiheit. Ich werde hindurchgehen müssen. Mir bleibt kein Ausweg."

In ihrem gleichmäßigen Dahinschreiten hat er sich vorgebeugt, um Eleonore ins Gesicht zu sehen. Sie aber blickt geradeaus, und ihre Lippen zeigen das rätselhafte Lächeln, das ebensoviel aussprechen wie verschweigen kann. „Hat Herr von Grumbkow Sie wissen lassen, welche Prinzessin für den preußischen Thron ausersehen ist?"

„Nein. Mir ist es gleichgültig. Ich denke, der König wird die älteste von Bevern wählen. Sie ist eine Nichte der Kaiserin, und in Wien wird man diese Verbindung begrüßen. Aber vielleicht bin ich der Kaiserin auch für eine ihrer Töchter gut genug. Wenn ich Maria Theresia heirate, gibt es einen Eklat in ganz Europa. Bekomme ich die mecklenburgische Nichte der Zarin Anna, und sie wird einmal die Nachfolgerin ihrer Tante, so können Preußen und Rußland sich zusammenheiraten. Das sind die Pläne, mit denen sie sich in Berlin wie mit einem Kartenspiel beschäftigen. Aber Herz ist nicht Trumpf."

„Ihr Herz soll sprechen, wenn die Wahl getroffen ist. Die Erwählte, wer sie auch sei, wird mit dem eigenen Herzen Ihnen antworten."

„Ich verstoße sie, sobald ich König bin."

Ein heftigerer Windstoß beugt die Wipfel der Bäume. Die Äste ächzen und knarren. Die dichten Gebüsche sind von Rauschen und Brausen erfüllt. Friedrich nimmt die Hand seiner Begleiterin. „Eleonore, ich werde nie eine andere Frau lieben als Sie! Warum glauben Sie mir nicht? Warum quälen Sie mich? Mir graust vor der Heirat. Was soll ich tun? Ich verzichte auf den Thron, wenn Sie mit mir in der Einsamkeit leben wollen." Ein harter Griff zwingt sie, an seiner Seite zu bleiben. Seine Stimme überschlägt sich. „Ich sterbe, wenn Sie meinen Tod als Preis Ihrer Liebe verlangen. Fordern Sie ihn? Ich habe nichts, was ich Ihnen nicht gebe. Wie soll ich aber weiterleben und König werden und die Liebe eines ganzen Volkes erlangen, da ich nicht einmal die Liebe der einzigen Frau erringen kann, die ich begehre!"

Eleonore greift mit der freien Hand nach dem Herzen. Bevor sie antworten kann, bricht unter wildem Geheul der Sturm in den Park. Ein jäher Regenguß stürzt dunkel herab. Die Überraschten eilen zum nahen Griechentempel, dessen Säulenbau ein Gartenzimmer umschließt. Hier finden sie Zuflucht vor dem Unwetter. Erst jetzt gewinnt die erschreckte Frau die Besinnung zurück. „Um Gottes Barmherzigkeit, Prinz, was war das?"

„Die Wahrheit, Eleonore! Ich will nicht mehr leben ohne deine Liebe. Ich glaube an mich selbst nicht mehr, wenn du mich nicht erhörst."

Sie steht mit gesenkter Stirn vor einem der hohen Fenster. „Die Liebe kann ein Wunder sein, Friedrich. Warum warten Sie nicht auf das Wunder?"

Der König an den Minister von Finkenstein.

Breslau, 22. Dezember 1758 ... Es scheint unglücklicherweise, daß wir noch nicht am Ende unsrer Arbeiten sind. Wir haben zu viele Feinde, als daß wir über sie eine Überlegenheit gewinnen könnten, die sie zum Frieden zwingt. Ganz Europa stürzt sich auf uns, es scheint Mode zu sein, unser Feind zu sein, und ein Ehrentitel, zu unserm Verderben beizutragen ...

*

Der König an die Gräfin von Camas.

Neustadt, 18. November 1760 ... Wir waren ganz aufgebläht von unserm Siege und sind wie Narren gelaufen, um zu versuchen, ob wir die Österreicher aus Dresden herauswerfen könnten. Sie haben uns aber von der Höhe ihrer Stellung auf den Bergen ausgelacht. Da bin ich denn wie ein kleiner Junge sachte wieder zurückgegangen, um meinen Ärger in einem der verwünschtesten Dörfer Sachsens zu verbergen. Augenblicklich muß ich die Herren Reichstruppen aus Freiberg und Chemnitz verjagen, um Lebensmittel und Quartiere zu erlangen. Ich schwöre Ihnen, es ist ein Hundeleben. Kein Mensch außer mir und Don Quixote hat so gelebt. Diese unaufhörlichen Geschäfte, diese stete Unruhe haben mich so alt gemacht, daß Sie Mühe haben werden, mich wieder zu erkennen. Auf der rechten Seite sind mir die Haare völlig grau geworden, meine Zähne werden mürbe und fallen aus. Mein Gesicht ist so voll von Runzeln wie ein Frauenkleid von Falten, der Rücken krumm wie ein Fiedelbogen, und mein Inneres so traurig und niedergeschlagen wie die Seele eines Trappisten ...

*

Der König an seine Schwester Ulrike
Königin von Schweden

Leipzig, 15. Februar 1763. Liebe Schwester, das Ereignis des eben abgeschlossenen Friedens erscheint mir zu interessant, als daß ich es Ihnen nicht unverzüglich mitteilen müßte. Nun ist also, Gott sei Dank, der Friede in Europa wiederhergestellt. Möchte er lange dauern, und möge die Nachwelt nie mehr eine Vorstellung gleicher Szenen zu sehen bekommen, wie wir sie seit zwei Jahren gehabt haben ...

*

Niedriger Seele Art, / sich im Behagen des Glükkes zu sonnen! / Wohlfeile Lust! sie ward / einzig durch Zufalls Gnade gewonnen. / Niemals im Glücke tut / hoher Sinn sich hervor; / ist uns das Leben gut, / ragen wir nicht aus dem Schwarm empor. / Doch wider Unheil und Schrecken / stolzer sich heben, sich recken, / wahrlich, das heiß ich: mit Ehren / Mannheit bewähren!

Friedrich der Große.

Mit Genehmigung des Verlages Wilhelm Langewiesche-Brandt („Das eherne Herz").

„Ich rufe und beschwöre es, seit ich dich zum erstenmal gesehen habe."

„Aber es kommt nicht allein auf die Leidenschaft an." Fiebernd steht er vor ihr. „Worauf kommt es also an?"

„Darauf, daß man sich gegen ein Gefühl wehrt, vor dem nicht jedes andere erlischt. Doch dann, wenn wirklich das Schicksal zu uns spricht, daß wir tapfer sind."

Da reißt er sie an sich. „Das Schicksal hat zu uns gesprochen, Eleonore!" Ihr Gesicht, ihren Hals, ihre Schultern bedeckt er mit seinen flammenden Küssen und bezwingt ihre letzte in seiner Umarmung ersterbende Abwehr. —

Draußen rinnt der Regen unablässig. Friedrich kniet neben der Geliebten. Deren Hände halten seine glühenden Schläfen umschlossen. So verharren sie eine Weile Auge in Auge. „Werden Sie ein großer König", sagt sie leise. „Die unvergängliche Liebe Ihres Volkes soll Ihr Ruhm sein." Dann schiebt sie ihn sanft von sich. „Lassen Sie mich jetzt allein!"

Noch einmal beugt er sich über ihre Lippen. Doch als sie ihre Bitte wiederholt, gehorcht er und geht zur Tür. Von dort her blickt er sich nun erst in dem dämmerigen Raum um. Außer der schmalen Liegestatt mit den vielen Seidenkissen stehen darin zwei mit besticktem rotem Damast bezogene Sessel und ein kleiner, kunstvoll eingelegter Tisch. Die Wände sind in ganzer Höhe mit lebhaften Darstellungen aus der griechischen Götterwelt ausgemalt. Ein zwölfarmiger Leuchter hängt von der Decke herab, die reich mit farbigem Stuck verziert ist. Niemals wird Friedrich diesen Tempel der Erfüllung vergessen. Sein Abschiedswort ist der Name der Geliebten. Er verneigt sich und geht mit raschen Schritten in den Regen hinaus. Seine Stirn hebt sich in den brausenden Sturm. „Ja, Eleonore, ich will ein König werden, auf den du stolz sein kannst."

*

Die Drossel auf dem Dach des Schlosses verstummte plötzlich. Hufschlag, Räderrollen und Rufe klangen von der Auffahrt her. Der König, der mit geschlossenen Augen im Fenster gelehnt hatte, richtete sich auf und zog den Überrock glatt. Mit einem Fetzen Brokat, der von einem herabgerissenen und geraubten Vorhang stammte, rieb er sich die Ärmel ab, warf den Lappen wieder beiseite. An dieser abgetragenen und verschmutzten Felduniform war nichts mehr gutzumachen. So müßte Eleonore ihn sehen! Sie hatte ihn oft ermahnt, sein Äußeres mehr zu pflegen.

Über Schutt und Scherben stieg er die Treppe hinab. Großer König? Die Generalin von Wreech hatte vor seinen Feinden fliehen müssen. Ihr Besitz war zerstört. Hoffentlich blieb sie auch jetzt tapfer, da wieder das Schicksal sprach.

Er kam zum Eingang zurück. „Ich bedauere, daß ich Sie habe warten lassen, meine Herren. Das Haus ist völlig verwüstet. Sehen Sie zu, wie Sie unterkommen. Wir werden nicht lange hierbleiben. Das erste Zimmer linker Hand im oberen Stockwerk soll für unsere Besprechungen instandgesetzt werden. Lassen Sie dorthin die Karten bringen. In dem Kabinett nebenan werde ich selbst wohnen. Ist Herr de Catt noch nicht hier?"

„Euer Majestät", antwortete einer der neu angekommenen Offiziere, „wir haben seinen Wagen auf der Landstraße überholt. Er wird in kurzem eintreffen."

„Sagen Sie ihm, er möge nach dem griechischen Tempel im Park kommen. Marwitz, mein Schreibzeug soll mir sogleich dahin gebracht werden, Tisch und Feldstuhl."

„Zu Befehl, Euer Majestät."

Der König ging in den sommerlichen Garten hinein und fand den Weg, daran der steinerne Amor gestanden hatte. Der kleine Gott war von der umrankten Säule herabgestürzt. Flügellos und mit zerbrochenem Bogen lag er kläglich im Gras. Friedrich aber hielt sich nicht bei ihm auf. Damals hatte er, beim Zeus, gut getroffen. Doch seine Zeit war vorüber.

Der Innenraum des Pavillons stand völlig leer. Auch hier hatten die Plünderer die Fenster zerschlagen. Die Wandbemalungen waren beschädigt. Aber schon wurden die befohlenen Geräte gebracht. Der König ließ sie in den Tempel tragen. Wieder allein, nahm er einen neu geschnittenen Federkiel, prüfte die Spitze und schrieb an die geflüchtete Schloßherrin. Er sei aus der Schlacht hierhergekommen und habe zu seinem großen Kummer den Ort verwüstet gefunden. Madame könne sich darauf verlassen, daß er sein möglichstes tun werde, was noch übrig sei, zu erhalten. Wenn er sich auch in seiner gegenwärtigen Lage nicht leicht imstande sehe, die durch den Feind verursachten Verluste zu ersetzen, so wolle er doch ihr, für deren Glück zu sorgen seine Pflicht sei, alsbald nach Kräften helfen. „Ich bitte Sie, hierin ein Zeichen der Achtung zu sehen, mit der ich bin Ihr ergebener Freund Friedrich."

Er warf die Schreibfeder auf den Tisch und rieb sich die Finger und das Handgelenk. Da war das verfluchte Reißen wieder. Wurde er mit sechsundvierzig Jahren ein Greis? Allzubald hatte das Schicksal ihn aus dem Jugendlande herausgerissen, so mochte es jetzt wenigstens vor allzu frühem Alter ihn bewahren. Er durfte noch nicht ermüden. Franzosen, Österreicher und Russen hatte er geschlagen. Aber der Kampf war nicht beendet. Er würde morgen die Zietenhusaren in die Niederlausitz schicken und ihnen den Prinzen von Braunschweig mit einiger Infanterie folgen lassen. Dann wollte er wieder gegen die Russen vorgehen.

Nun, bis man im Schloß ein leidliches Quartier geschaffen hatte, durfte er sich wohl eine ruhige Stunde gönnen. In diesem Pavillon d'amour hatte er einst das Mysterium der Liebe erlebt. An dessen Stelle waren seit langem die Weihe und das strenge Gesetz seines hohen Amtes getreten. Doch auch für diese besondere Stunde trug er das rechte Brevier bei sich. Er zog ein kleines, in dunkelrotes Leder gebundenes Buch aus der Tasche, blätterte darin und begann zu lesen.

Als Herr de Catt, der Vorleser des Königs, eilig dem Tempel zugeschritten kam, erhob sich Friedrich. „Wir werden nach den Terrassen gehen. Man hat dort eine prächtige Aussicht auf den Fluß. Sie sehen, ich las in meinem Lukrez. Mit ihm sage auch ich: ‚Schöne, mächtige Venus, die du den grausamen Gott des Krieges in deinen weißen Armen hältst, der, von deinen Reizen bezaubert, sein furchtbares Haupt dir in den Schoß sinken läßt, rühre sein Herz, daß die Schrecken des Krieges den Segnungen des Friedens weichen!'"

Im goldenen Licht, auf der Spitze einer mächtigen Tanne stimmte die Drossel wieder ihr Lied an. „Über alle Nöte", sagte Catt, „über Raum und Zeit siegen das Leben und die Liebe."

*

Grad ut!

Auf einem Marsche rief der Alte Fritz seinen marschierenden Truppen zu: „Kinder, immer grad ut, immer grad ut!" Da rief einer aus dem Glied dem Könige, der wie gewöhnlich gebückt auf seinem Pferde hockte, lachend zu: „Fritze, ook grad ut!"

Für einen Tag!

Ein General des Alten Fritz sagte zu seinen Soldaten vor der Schlacht die eindringlichen Worte: „Mut, Freunde, den Sieg erfochten. Der König zahlt uns das ganze Jahr für einen einzigen Tag wie heute!" B. W. Klg.

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11, Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5. Einzelnummern können bis auf weiteres nicht nachgeliefert werden.

MAX PFLIEGER:

Generalabrechnung mit Atlantis

Strenge Wissenschaft gegen 25000 Bände

„Der Himmel war mit dicken Wolken verhangen, so daß niemand die Veränderungen der vertrauten Himmelskörper betrachten konnte. Plötzlich aber, als mitten an einem Werktage die Straßen der Hauptstadt von dem Geschrei der Händler widerhallten und von einer bunten Menge von Städtern und geflüchteten Menschen aus den Provinzen erfüllt waren, während die Schnapsläden in den Vorstädten brannten und betrunkene Haufen im Delirium brüllten, erbebte die ganze Erdoberfläche von einem furchtbaren Schlag. In den fernen westlichen Ozean war ein riesiger Meteor gestürzt, der noch wenige Minuten vorher als altvertrauter Trabant am Himmel geglänzt hatte. Bei diesem Anprall erzitterte die alte Erde. Ganze Inseln und große Landteile verschwanden sofort unter dem Wasser. Eine Riesenwoge, hervorgerufen von dem Sturz des Meteors, umkreiste den Erdball viele Male mit rasender Geschwindigkeit und spülte Küsten, Felsen und Städte hinweg. Das prächtige Poseidonis verschwand für immer, und mit ihm versank die glänzende Kultur von Atlantis im Abgrund. Paläste, Tempel, Museen, Bibliotheken mit den uralten Chroniken der Menschheit und den glänzendsten Schöpfungen des menschlichen Geistes wurden in wenigen Minuten von den schäumenden Wassern verschlungen ..."

Mit diesen Worten einer kühnen Vorstellung hat A. Braghine in seinem vor etlichen Jahren erschienenen „Atlantis" (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart) „nach der Phantasie ein Bild davon gezeichnet", wie das Reich der Atlanter untergegangen sein soll. Seit über zwei Jahrtausenden hat dieses sagenhafte Land der schreibenden, lesenden und geschichtenerzählenden Menschheit keine Ruhe gelassen, und über den ersten Atlantisbericht von Plato ist inzwischen ein Bücherberg gewachsen, der über 25 000 Werke umfaßt. Hier wurden alle möglichen und unmöglichen Theorien und Hypothesen, sachliche und unsachliche Untersuchungen und Feststellungen, ausschweifende Phantasien und farbenprächtige Märchen aufgetischt. Und sie haben bei dem weitverbreiteten Hang zum Geheimnisvollen und Abenteuerlichen schon seit jeher eine glaubensstarke Anhängerschaft gefunden. Hier konnte man das Staunen und das Gruseln lernen, und hier kam jegliche Sensationslust ganz auf ihre Kosten! Unbeschadet der gegensätzlichen Meinungen, die Atlantis zwischen Afrika und Amerika, auf Spitzbergen und in Südafrika, bei Ceylon und im Pazifik suchten, war man sich darüber einig, daß das untergegangene Atlantis die Wiege aller menschlichen Kultur überhaupt gewesen oder gar auf einer kulturellen und zivilisatorischen Höhe gestanden habe, die allen Nachgeborenen leider verwehrt sei. Von jenem geheimnisvollen Edelmetall angefangen, mit dem die Atlanter ihre schimmernden Hausdächer deckten, bis zur atlantischen Flugmaschine, von jener vorbildlichen sozialen Ordnung bis zu den steilsten künstlerischen Höchstleistungen hinauf gab es schlechterdings nichts Wunderbares und Vorstellbares, was in jenem verschwundenen Reiche nicht Tatsache gewesen sein sollte. Daß seine Bewohner alle „glücklich und wohlhabend" waren und daß sie ihre „sonnigen Tage in tiefstem Frieden unter dem Schutz des Poseidon" verbrachten, ist natürlich selbstverständlich ..

Bei aller Ironie, die den kritischen Leser dieser Berichte von selbst ankommt, wäre es freilich nicht ganz richtig — oder zumindest voreilig — die Atlantisgeschichte als reines Phantasieprodukt abzutun. Gerade in den letzten Jahrzehnten hat die Atlantishypothese einige Stützen erfahren, die aus dem Arsenal der wissenschaftlichen Forschung stammen und dem Wunderglauben an sich abhold sind. Wir erinnern hier an die Welteislehre Hörbigers, an die neue Erdgeschichtstheorie Wegeners, an die Forschungsergebnisse Herrmanns und Frobenius'. In diesem Zusammenhang darf auch auf die von dem deutschen Vermessungsschiff „Meteor" entdeckte „Große Meteorbank" hingewiesen werden. Es handelt sich hier um eine südlich der Azoren festgestellte Korallensandbank, die aus einer Tiefe von 4000 m bis zu 250 m aufsteigt. Da nun die Korallentiere nur bis zu einer Tiefe von 50 m bauen, liegt der Schluß nahe, daß an dieser Stelle der Meeresboden früher weit höher lag bzw. die Wasseroberfläche überragte. Hier kann es sich also um Grundreste der untergegangenen Insel Atlantis handeln.

Obwohl Plato seine Atlantiserzählung (in „Timäos" und „Kritias") wahrscheinlich in der Absicht vorgetragen hat, seine politischen und ethischen Ideen zu erläutern, ist dabei nicht zu übersehen, daß viel vom antiken Mythen- und Sagengut auf tatsächliche, auf historische Begebenheiten zurückgeht. So glaubt z. B. der Atlantisforscher Braghin in der Ikarussage einen vorgeschichtlichen Flugversuch zu erblicken. Diese aus Kreta stammende Sage erzählt (Braghin erklärt Alt-Kreta zu einer atlantischen Kolonie), daß sich Ikaros einen Flugapparat erbaute, um den strahlenden Phöbus (Sonne) zu erreichen. Bei diesem Versuche stürzte der Pilot ab, weil sich die mit Wachs verbundenen Flügel in der Sonnenwärme lösten. Sollte sich in dieser Form tatsächlich die Erinnerung an einen unzulänglichen prähistorischen Maschinenflug erhalten haben? Braghin geht dem Atlantisrätsel mit dem modernsten Rüstzeug zu

Leibe. Er bemüht geschichtliche, sprachliche, geologische, seismische, astronomische, anthropologische, paläontologische und ärchäologische Forschungsergebnisse, um sein geliebtes Atlantis unter allen Umständen zu retten! Kurzum: der Leser dieses Werkes findet auf jeder Seite so mannigfache, ja erdrückende Atlantisbeweise, daß er selbst bei etwas kritischer Einstellung am Schlusse gar nicht mehr zu zweifeln wagt.

Und dennoch! Die exakte, ernst zu nehmende Wissenschaft bleibt auch vor der zweitausendjährigen und so lebendigen Anteilnahme, und vor den 25 000 Atlantisbüchern kühl bis ins Herz hinein. Schon im Altertum haben Aristoteles, Strabo und Plinius die Atlantiserzählung Platos als reine Fabelgeschichte ohne irgendeinen historischen Hintergrund betrachtet und mitleidlos — die Wissenschaft kennt hier keine Gnade — die Welt um einen prickelnden Reiz bringen wollen. Und ebenso verfährt die ernst zu nehmende Wissenschaft auch heute noch! An der Spitze der „Atlantisgegner" unserer Zeit steht der Erlanger Althistoriker und Spanienforscher Prof. Adolf Schulten, der erst kürzlich in Madrid einen deutschen Korrespondenten empfangen und bei dieser Gelegenheit vom „Schlüssel des Atlantisrätsels" gesprochen hat. Prof. Schulten hat 45 Jahre erfolgreiche archäologische Arbeiten in Spanien hinter sich, und er ist wie kaum ein anderer Gelehrter dazu prädestiniert, zu der immer wieder vorgebrachten These, daß zur Jungsteinzeit die Atlanter die Pyrenäenhalbinsel kolonisiert hätten, Stellung zu nehmen. Im Jahre 1922 hat Schulten in seinem Werk „Tartessos" die Monographie der untergegangenen Handelsstadt an der Guadalquivirmündung veröffentlicht, und schon damals war darin zu lesen: „Wenn nicht alles täuscht, ist in Platos schöner Dichtung von Atlantis eine dunkle Kunde von Tartessos enthalten." Kurz vor Ausbruch des jetzigen Krieges erschien in einer altphilologischen Fachzeitschrift („Rheinisches Museum für Philologie" Bd. 88, Jahrgang 1939) ein spezieller Atlantisbeitrag Schultens, der wegen des beginnenden Krieges nicht die gebührende Beachtung fand, sich aber inzwischen zu einer Art Generalabrechnung mit Atlantis ausgewachsen hat. Der Gelehrte faßte seine Beweisführung in 21 Punkte zusammen: jeder ein Keulenschlag gegen Fabeln, Märchen und Legenden! Wir müssen es uns hier versagen, sie wörtlich wiederzugeben, weisen aber mit Nachdruck darauf hin, daß sie (in teilweiser wörtlicher Übereinstimmung mit Platos Bericht!) die zweifellose Identität von Tartessos mit Atlantis ergeben!

In der kürzlich gewährten Unterredung hat Schulten erklärt: „Atlantis soll nach Plato auf einer Insel des Atlantischen Ozeans „vor den Säulen des Herakles und bei Gades" gelegen haben. Dieser Hinweis auf Gades ist bisher übersehen worden. Er ist der Schlüssel des Atlantisrätsels! Außerhalb der Säulen des Herakles und bei Gades lag auch Tartessos; auf der von beiden Armen seines Stromes umflossenen Insel. Der Reichtum der Atlanter beruhte auf den Metallschätzen der einheimischen Berge, ebenso der von Tartessos. Die Bronze, wegen der Tartessos Weltruf erlangte, wird auch bei den Atlantern gerühmt, auch das Zinn, ein damals seltenes Metall, das die Tartessier aus der Bretagne holten. Sogar die Schilderung der Landschaft, in der die Hauptstadt von Atlantis gelegen haben soll, stimmt mit der von Tartessos überein."

Als Plato seinen Atlantisbericht verfaßte, war Tartessos schon 150 Jahre vom Erdboden verschwunden; es wurde im 6. Jahrhundert von den Karthagern zerstört. Wir können also in ihm eine etwas dichterische Erinnerung an die untergegangene Metallmetropole in Andalusien sehen. Damit wäre das Atlantisrätsel ja gelöst! Wenn mit Atlantis „die Wissenschaft fortan nichts mehr zu tun hat" (Prof. Dr. R. Hennig), so ist keineswegs zu befürchten, daß künftighin die „Atlanter" stumm werden. Denn: Was sich nie und nirgend hat begeben, das allein veraltet nie.

RALPH URBAN:

Warum sterben?

Er lernte sie in den ersten Tagen seines Urlaubs kennen. Er war Feuer und Flamme auf den ersten Blick, sie blieb kühl, und ihre schönen Augen sahen verträumt durch die Dinge hindurch in eine ferne Welt.

Trotzdem trafen sie sich am Sonntag zum Spazierengehen. Er war verliebt, ließ alle seine Vorzüge glänzen wie ein Pfau, der in verführerischer Unwiderstehlichkeit seine farbige Pracht entfaltet. Sie jedoch blieb weltfremd und versonnen, nicht gerade ablehnend, aber schon gar nicht ermutigend. Und wenn er im Gespräch versehentlich nach ihrer kühlen Hand griff, dann zog sie diese rasch zurück.

Er schickte ihr täglich glühende Briefe und erwies ihr hunderterlei zarte Aufmerksamkeiten. Sprach von den Flammen seiner Seele, von dem Herzen, das er ihr zu Füßen legte; davon, daß er bereit wäre, für sie zu sterben. Es half nichts sie blieb kühl und fremd.

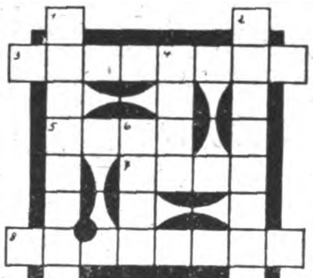
Er wurde traurig, erzählte mit umflorter Stimme von denen, die aus Liebesgram zugrunde gehen. Schritt einher gesenkten Hauptes, aus seinem Seufzen klang das stille Leid. Sie aber blickte verträumt durch ihn hindurch.

Er raste, der helle Zorn stand ihm auf der Stirne. Sie lächelte kaum Er wurde böse, so daß er grußlos von ihr ging. Am nächsten Tag kam er wieder, sah sie bettelnd an wie ein Hund. Flehte, beschwor. Sie aber legte leicht die schlanke Hand auf seinen Arm und begann vom Wetter zu sprechen. Da konnte er sich nicht mehr haften, warf sich ihr zu Füßen und bat sie, seine Frau zu werden.

„Warum hast du nicht gleich gesagt, Liebster, daß du für mich leben willst?" flüsterte sie, und ihre feuchtschimmernden Augen waren mit einemmal wach.

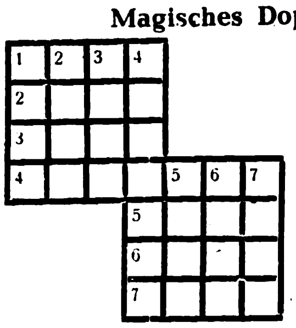
RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 3. Fremdwort für Duldung, 5. Druckbuchstabe, 7. Berg bei Innsbruck, 8. Inselgruppe im Mittelmeer. — Senkrecht: 1. europ. Land, 2. Inselgruppe im Golf von Mexiko, 4. Papiermaß, 6. Spieß, Lanze.

Magisches Doppelquadrat



Die Buchstaben: a a a a a a b b d d e e e e e e g g g m n r r r r r r s s u u werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. geogr. Begriff, 2. männl. Tier, 3. Fluß in Pommern, 4. span. Provinz, 5. sibir. Grenzfluß, 6. ital. Tragödin, 7. griech. Gott.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — aar — al — bad — be — bi — chi — dan — de — de — der — dom — dor — e — e — gang — gau — grid — id — in — in — ka — ku — kur — la — lan — lo — ma — men — mu — ne — ne — ne — nie — nin — pi — ra — rach — rei — se — seus — sind — stang — ta — ta — ta — tar — ter — ter — the — ti — u — um sind 19 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten und letzte von unten nach oben gelesen einen Ausspruch von Georg Stammler ergeben. ch = 1 Buchstabe.

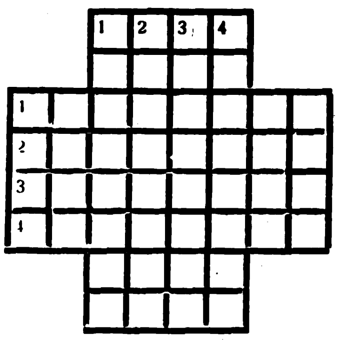
1. europ. Land, 2. Verkehr, 3. mohammed. Monat, 4. Widerruf, 5. weibl. Vorname, 6. südamerikan. Republik, 7. einmastiges Schiff, 8. chem. Pflanzenstoff, 9. Mongolenland, 10. Beleuchtungskörper, 11. griech. Philosoph, 12. Stadt in Württemberg, 13. griech. Sagenkönig, 14. Anstaltszögling, 15. Steppenpferd, 16. Gestalt aus 1001 Nacht, 17. Arzneimittel, 18. Schweizer Kanton, 19. pommersche Insel.

1 .... 11 ....
2 .... 12 ....
3 .... 13 ....
4 .... 14 ....
5 .... 15 ....
6 .... 16 ....
7 .... 17 ....
8 .... 18 ....
9 .... 19 ....
10 ....

Rösselsprung

pla	sten	je	kla	sei	ge
launt	ge	ne	tra	der	dern
schwer	ge	staunt	der	und	nur
hört	ge	am	sieht	an	ist
glaubt	er	dann	ei	er	ist
schlecht	er	daß	sehr	heißt's	nes

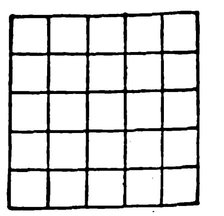
Magisches Kreuz



Die Buchstaben: a a a a a a a a a b b b c c e h h i i i i i l l l l l l n n n n r r r r t t u u u u v v z z sind so in die Figur einzusetzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Gerichtshof, 2. Gestalt aus Wagners Ring, 3. Himmelsfarbe, 4. aromatisches Gewürz.

Magisches Quadrat

Die Buchstaben: a a b e e e e e e e e i i l m m m m n n r r s s u werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Name eines Mastes, 2. Harzart, 3. dtsch. Schriftsteller ⅄ 1810, 4. Vogel, 5. Organ.



Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 3. Toleranz, 5. Type, 7. Isel, 8. Balearen. Senkrecht: 1. Portugal, 2. Antillen, 4. Ries, 6. Pike. ✱ **Magisches Doppelquadrat:** 1. Berg, 2. Eber, 3. Rega, 4. Granada, 5. Amur, 6. Duse, 7. Ares ✱ **Silbenrätsel:** 1. Niederlande, 2. Umgang, 3. Ramadan, 4. Dementi, 5. Ingrid, 6. Ekuador, 7. Tartane, 8. Alkaloid, 9. Tatarei, 10. Laterne, 11. Epikur, 12. Biberach, 13. Theseus, 14 Interne, 15. Mustang, 16. Sindbad, 17. Chinin, 18. Aargau, 19. Usedom. „Nur die Tat lebt — im Schaum und Geschrei der Dinge." Stammler. ✱ **Rösselsprung:** Jeder sieht nur seine Plage, Glaubt, daß er am schwersten trage, Und ist sehr erstaunt, Hört er eines andern Klage. Der ist, heißt's dann, schlecht gelaunt. ✱ **Magisches Kreuz:** 1. Tribunal, 2. Alberich, 3. azurblau, 4. Vanillin. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Besan, 2. Elemi, 3. Seume, 4. Ammer, 5. Niere.

VON DER FRONT, FÜR DIE FRONT



Bei Feldpostnummer 12 000 liefen folgende Vorschläge ein:

Aus einer Decke und zwei Stangen läßt sich diese sehr praktische und für den Verwundeten angenehme Behelfstrage herstellen. Die Decke wird in der in unserem Bild gezeigten Weise um die Tragstangen gelegt und dann . . .



. . . durch das Gewicht des Verwundeten in ihrer Lage gehalten.



Zwei Blusen genügen auch!

Die Feldblusen werden fest zugeknöpft und gewendet, wobei die Ärmel innen bleiben. Durch die Ärmel werden die Stangen geschoben. Die Koppel des Verwundeten und des Sanitätssoldaten können dann zur Verstärkung um die Stangen gelegt werden und bieten so einen Halt für Kopf und Gesäß des Verwundeten.

Aufnahmen: Weltbild.

Die Jungen vom dritten Geschütz

Fliegeralarm — und schon spritzen die jungen Luftwaffenhelfer an ihre Geschütze. Sekunden später, und sie melden: Erstes, zweites, drittes Geschütz feuerbereit! Wer sind diese Jungen, die schon so manche Feindmaschine herunterholten? Hier ist die Mannschaft vom dritten Geschütz!



Dieter M.

K1 interessiert sich vor allem — in der Schule ist es sein Lieblingsfach — für Fremdsprachen. Und in der Freizeit wird gelesen: die deutschen Klassiker und gute Schriftsteller aus unserer Zeit. Dieter M. hat sich für seinen Beruf schon seit Jahren entschieden: er will Arzt werden.



Wolfgang K.

K2 hält es in der Schule vorzugsweise mit der Mathematik und Physik. Aus dieser Neigung heraus ergab sich seine Berufswahl: Diplomingenieur. Die Flakschießlehre und ihre mathematischen Zusammenhänge machen ihm erklärlicherweise kein Kopfzerbrechen.



Geschützführer

Hermann S.

stammt aus alter Offiziersfamilie. Sein Vater, Träger des Deutschen Kreuzes in Gold, ist Generalmajor und Divisionskommandeur im Westen. Der Sohn, der in diesem Jahr wie seine Kameraden die sechste Klasse einer Oberschule besucht, will selbstverständlich auch Offizier werden. Zur Infanterie zieht es ihn besonders — im Karabinerschießen erzielt er schon jetzt einen Zwölfer nach dem andern!



Manfred W.

K3 will wie sein Kamerad Hermann S. Offizier werden. Kunstgeschichte ist sein Lieblingsfach, und es ist besonders erfreulich, daß ihm in der Nähe seines Einsatzortes manche Möglichkeiten zu kunstgeschichtlicher Betätigung geboten sind. Nebenbei ist er tüchtiger Sportler, der schon mehrfach Leichtathletik-Bannmeister wurde



Hans H.

K4 treibt es, obwohl oder gerade weil mitten in Deutschland geboren, zur See. Bei der Handelsmarine will er Schiffsoffizier werden. Bis dahin muß er jedoch noch mit kleinsten Einheiten vorliebnehmen: mit Paddelbooten und Kanus. Immerhin: Wasser bleibt Wasser!

Aufnahmen: Arthur Westrup.

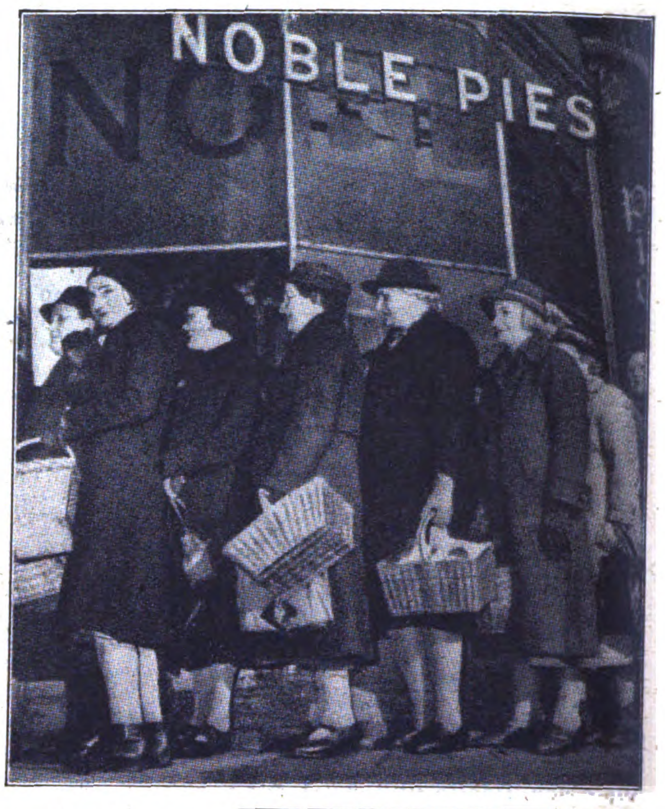


Englische Stadt im Kriege

Die Engländer berichten natürlich nichts über die unangenehme Lage ihrer Heimatfront. Dagegen stecken die Amerikaner ihre Schnüffelnase auch in alle englischen Dinge hinein. So verdanken wir der großen amerikanischen Bilderzeitung „Look" einen kritischen Überblick über das Leben in einer kleinen englischen Stadt im Jahre 1944.



Schulkinder mit Gasmasken. Luftschutzübungen gehören zum normalen Schulplan. Der trostlose kellerähnliche Raum ist aber kein Luftschutzkeller, sondern das Klassenzimmer einer alten englischen Schule.



Hausfrauen stehen auch hier Schlange. Die Reklame „NOBLE PIES" bedeutet „Feine Kuchen". Die Zeitschrift „Look" sieht sich aber gleich veranlaßt, darauf hinzuweisen, daß diese Aufschrift noch ein „prewar relic", d. h. ein Überbleibsel aus der Friedenszeit darstellt.



Der Marktplatz der kleinen Stadt. Hier werden mittwochs (wenn die Bauern hineinkommen) und sonnabends die kärglichen Produkte des sechsten Kriegsjahres feilgeboten. „Look" bemerkt wörtlich: „Rationierte Bekleidungsartikel werden hier in begrenzten Mengen verkauft. Die Qualität liegt ganz allgemein tief unter der von 1939, die Preise liegen hoch darüber."



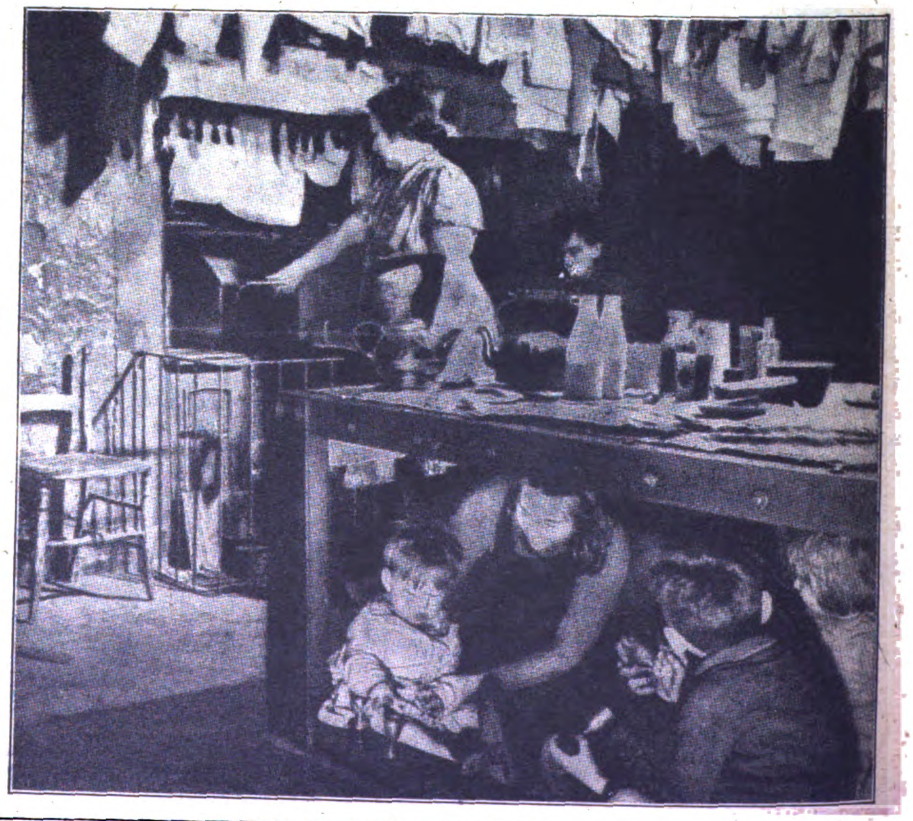
Brennholz ist in ganz England eine Kostbarkeit. Diese jungen Mütter aus Newark mußten ihre Kinderwagen zwei Meilen weit schieben, um ein bißchen Brennholz von einem Baum zu sammeln, den der Sturm entwurzelt hatte.

Aus „Look".



Frauen beim Schanzen. Der Kriegseinsatz der Frauen läuft auf Hochtouren. Hier sieht man einige Mitglieder der Frauen-Landarmee, die Männerarbeit um 5 Dollar die Woche verrichten

Ein typisches Heim der Arbeiterschaft. Ein Ofen fehlt überhaupt. Wärme spendet der Küchenherd. Die Wäsche hängt zu Häupten. So war es schon in Friedenszeit. Der Krieg hat hier nur eins hinzugetan: Im Vordergrund steht ein mit einer Stahlplatte bedeckter Tisch, die grandiose Erfindung des Ministers Morrison. Dieser Tisch soll im Fall eines Luftangriffs Schutz gewähren. Verbesserte Wohnmöglichkeiten sind einer der Nachkriegspläne von Newark, schreibt die Zeitschrift. Aber die englischen Arbeiter wissen, daß wie der Beveridge-Plan auch alle anderen sozialen Pläne nur für Kriegszeit auf dem Papier stehen. Look schreibt in fetter Zeile: „Kopfschmerzen für die Hausfrauen — harte Arbeit für jeden . . . das Leben in Kriegsengland ist alles andere als eine Annehmlichkeit."



Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München
ABCDEFG Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München

Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 9. NOV. 1944
19. JAHRGANG :-. FOLGE 45

JB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von

....

....



SS-PK.-Aufnahme: SS-Kriegsberichter Niquille

Zugepackt!

Im Kampf gegen den Feind ist heute entschlossenes Handeln erstes Gebot. Neben seine Soldaten tritt das Grenzvolk in Ost und West und schafft neue Widerstandslinien, an denen sich der Feind verbluten wird. — Hierzu ein Bildbericht in dieser Folge des „JB".

Der Feind steht vor den Toren, da gibt es kein Zögern!

Grenzvolk hilft sich selbst!



Knechtschaft, Hunger und Untergang hat uns der Feind angedroht. Alle Schichten des deutschen Volkes würden gleich schwer davon betroffen. Deshalb hat in Ost und West alles, was keine Waffen trägt, zum Spaten gegriffen. Alter, Herkunft und Stand spielen keine Rolle in solcher Gemeinschaft. Allen gemeinsam ist die Not des Vaterlandes, und allen gemeinsam wird der Sieg sein!

Irgendwo im Rheinland: Aufbruch in der Stunde der Gefahr.
Jungen, Männer und Greise — keiner will fehlen, wenn es um die Heimat geht. Bauern und Arbeiter, Gelehrte und Kaufleute, Angestellte und Beamte treten mit dem Spaten an, um Panzergräben, Stellungen und Deckungslöcher für unsere Soldaten als Sicherungsgürtel in tiefer Staffelung durch das ganze Grenzland zu ziehen.



Der Gastwirt aus G.,
einem kleinen rheinischen Städtchen. 50 Jahre ist er alt und hat den ersten Weltkrieg ganz, diesen bis zu seiner Verwundung mitgemacht. Als der Aufruf zum Schanzen erging, meldete er sich sofort freiwillig.



Ein Kaufmann von der Mosel.
Er ist bereits 55 Jahre alt und Teilnehmer des ersten Weltkrieges. Hier zeigt er uns das Bild seiner drei Söhne, die als Soldaten an der Front stehen. Einer von ihnen ist Träger des Deutschen Kreuzes in Gold.



Das ist Architekt W.,
der in diesem Abschnitt die Befestigungsarbeiten beaufsichtigt. Trotz seiner 51 Jahre machte er 1940 den Vormarsch in Frankreich mit und verdiente sich das Eiserne Kreuz. Freiwillig, wie alle anderen, meldete er sich nun zum Schanzen.





Jugend und Alter arbeiten hier nebeneinander.

15 Jahre ist dieser Schlosserlehrling. Während die Mutter und seine zwei Schwestern im Ruhrgebiet arbeiten, hilft er beim Schanzen. Der Vater ist bei der OT., die Brüder stehen als Soldaten im Osten

Josef F. ist Landarbeiter, 57 Jahre alt. Von seinen sieben Söhnen sind vier als Soldaten an der Front, die drei jüngeren schanzen mit der Hitler-Jugend einige Kilometer von hier



Ein Mann und ein Symbol.

Dieser Lehrer ist 54 Jahre alt. Sein Sohn ist in Afrika gefallen. Wie unzählige andere in Ost und West gibt er ein Beispiel dafür, daß es heute für jeden Deutschen nur noch Arbeit und Kampf gibt: Der feindlichen Drohung gegen das Leben unseres Volkes setzen wir den erbittertsten Widerstand entgegen. Kapitulation gibt es für Deutsche nicht. Wir werden schuften und schießen, bis der Sieg unser ist.



Arbeiten macht hungrig.

Helferinnen vom Roten Kreuz, denen die gesundheitliche Betreuung der Schanzarbeiter übertragen ist, bei der Essenausgabe. Neben Kochgeschirren tauchen hier Kochtöpfe und richtige „Picknäpfe" auf: aus allen Gefäßen schmeckt es gleich gut!

ᛋᛋ-PK.-Aufnahmen: ᛋᛋ-Kriegsberichter Niquille.

Seine Hände tragen Blasen,

da sie das Arbeiten mit dem Spaten nicht gewöhnt sind. Aber auch dieser Grenzer — es ist ein 61 Jahre alter Amtsgerichtsrat — weiß, um was es geht. „Lieber ein paar Blasen hier," meint er, „als in der Stunde der Gefahr müßig beiseitestehen!" — So hilft das deutsche Grenzvolk sich selbst und stützt damit den Kampf unserer Soldaten



Nach der Schanzarbeit.

Da sitzen sie, der Bauer, der Angestellte, der Arbeiter, der Schüler — und allen schmeckt das einfache, aber kräftige Essen. Sessel und Stühle gibt es hier nicht, dafür aber eine prächtige Kameradschaft, rauh, aber herzlich, mit einem Wort: soldatisch. Und Soldaten sind wir ja alle, mit dem Gewehr, mit dem Spaten, an der Maschine — Soldaten im Daseinskampf des deutschen Volkes.





Soldaten

Der fanatische Haß, mit dem unsere Feinde sich die Ausrottung des deutschen Menschen zum Ziel setzen, hat den zum Äußersten entschlossenen Widerstandswillen unseres ganzen Volkes geweckt. Vor der Tapferkeit





... und trotzdem fährt Hauptmann H. wieder Motorrad!

Hauptmann H. aus Stralsund war im Westfeldzug 1940 als Beobachtungsoffizier vor Dünkirchen eingesetzt, als ihm eine englische Flakgranate den rechten Arm zerschmetterte, an dessen Stelle er nun eine Prothese trägt. Aber deswegen zu Hause bleiben? „Kommt gar nicht in Frage!" Heute führt Hauptmann H. eine Artillerieabteilung im Panzerregiment „Großdeutschland", immer ist er vorn bei seinen Kanonieren, sei es in der Feuerstellung bei den Geschützen oder bei den vorgeschobenen Beobachtungsposten. Auch seine große Leidenschaft, das Motorradfahren, gibt Hauptmann H. nicht auf! „Man kann alles, wenn man nur will!"



Mit einem Arm Panzerkommandant!

Vor knapp einem Jahr erst verlor Unteroffizier P. als Richtschütze im Panzer des Brillantenträgers Generalmajor Graf von Strachwitz seinen rechten Arm. 9 Monate lang lag er im Lazarett, nach ärztlichem Urteil für immer frontdienstunfähig. Aber als Unteroffizier P. durch einen Terrorangriff auf seine Heimatstadt seinen Vater und seine beiden Schwestern verloren hatte und auch die Mutter schwer verwundet darniederlag, stand sein Entschluß fest: unbedingt wieder an die Front zu kommen. Kaum ausgeheilt, ließ sich der tapfere Panzersoldat auf eigenen Wunsch kv. schreiben und fuhr unter Verzicht auf seinen Genesungsurlaub sofort wieder zu seiner Division „Großdeutschland". Im Kampffeld des Ostens steht P. seit mehreren Wochen wieder als Kommandant eines „Tigers" im Kampf gegen die Bolschewisten.

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter v. d. Becke (Transocean).



*

„Unser Oberleutnant trägt eine Beinstütze",

— so beginnen die Männer vom Jagdkommando, wenn sie von ihrem Chef, dem Oberleutnant T. aus Worms, erzählen. „Aber es macht ihm nichts aus" — so heißt es weiter, „seit er 1940 in Frankreich einen komplizierten Knieschuß erlitten hat, kann er nur noch mit der Beinstütze und am Stock gehen. Die Ärzte wollten den Oberleutnant natürlich nicht mehr rauslassen, aber der ‚Chef' hat es dann doch durchgesetzt und läßt sich nie anmerken, wie schwer es ihm doch manchmal fällt. Mit unserem Schwimmwagen haben wir schon manche tolle Sache gemacht, unser Oberleutnant immer vorneweg — trotz seiner Beinstütze!"

eines soldatischen Volkes

des deutschen Soldaten, der sogar als Kriegsversehrter noch freiwillig an die Front oder an die Drehbank des Rüstungswerkes zurückkehrt, verblassen alle großen Vorbilder der Vergangenheit.



Stärker als das Schicksal.
Der Gefreite Fritz F wurde durch ein Infanteriegeschoß verwundet, das ihm das linke Kniegelenk zerschmetterte. **In dem großen** Rüstungswerk, in dem er freiwillig mit seinen kriegsversehrten Kameraden arbeitet, vollbringt er eine leichte Maschinenarbeit sehr gewissenhaft



Den Kameraden draußen helfen!
Der Obergefreite Walter M. wurde als Pionier durch eine Mine verwundet, als freiwilliger Helfer in der Rüstung arbeitet er an der Bohrmaschine. Es wäre ihm unerträglich, sich die wenn auch wohlverdiente Erholung zu gönnen, während seine Kameraden draußen Waffen brauchen



Beim Betriebsappell eines Rüstungswerkes: Ein Wille zum Sieg!
Die Soldaten, die sich als Kriegsversehrte zu helfendem Einsatz meldeten, sind von den Arbeitern des Werkes in die große Arbeitsgemeinschaft aufgenommen worden.

Es geht um Deutschland!
Uffz. Friedrich B., der Geschützführer in einer Heeresflakabteilung war, wurde durch einen Granatsplitter verwundet. In der Revisionsabteilung des großen Werkes ist er mit einer Reihe seiner kriegsversehrten Kameraden beschäftigt, die sich alle freiwillig meldeten.

*

PK.-Aufn.: Kriegsber. Pincornelly (Atlantic).



Ganze 10 Jahre!

Die zehnjährige Resi ist eine perfekte Kellnerin



„Wohl bekomm's!" sagt das kleine Mädel Resi und kredenzt den Humpen.
Mit einer für ihr Alter unwahrscheinlichen Sicherheit und zugleich Anmut erfüllt die kleine, zehnjährige Resi, der unsere Mitarbeiterin auf einer ihrer Reisen begegnete, die schwierigen Aufgaben einer Kellnerin. Weder Altklugheit noch Geziertheit lassen sie frühreif erscheinen. Sie ist eine wirklich große Hilfe ihrer vielbeschäftigten Mutter.

Nach stundenlanger Arbeit in großer Eile, müde und hungrig, kam ich neulich in Bernau an den Bahnhof — umsonst geeilt, Fliegeralarm! — der Zug kommt noch lange nicht. Etwas verdrossen und mit knurrendem Magen gehe ich zögernd in das Gasthaus nahe dem Bahnhof, von vornherein mit wenig Hoffnung in jeder Hinsicht, wie es einem viel Herumreisenden eben heute manchmal zumute sein kann. Aber das war nun eine angenehme Enttäuschung! Gleich an der Tür kommt mir ein freundliches kleines Mädchen entgegen, das sich nach meinen Wünschen erkundigt — nun, das war wohl nicht ganz ernst zu nehmen, war's auch eine herzliche, wohltuende Begrüßung, eben vermutlich nur eine von der Kellnerin aufgeschnappte Bemerkung. Ich scherze also zurück und frage: „Nun, bist du hier vielleicht die stellvertretende Wirtin und kannst mir für

(Schluß am Ende des Textteils.)



Saubere Gläser
wäscht sich die kleine Kellnerin sorgfältig selber.



Zuerst die Marken!
„Also das sind zehn Gramm Fett und fünfzig Gramm Fleisch . . ."



Freundlich und flink ist sie mit dem Essen da
und stellt es mit einem lächelnden „Guten Appetit!" vor den Gast.



Auch Geschirr und Bestecke
spült das fleißige Kind. Froh singt sie vor sich hin. Kellnerin spielen macht ihr Spaß, sie kann's wie die Großen.



In der Rechenstunde hat sie gut aufgepaßt.
Und daher geht das Zuzählen und Abziehen wie am Schnürchen. Verrechnen darf sie sich hier nicht!
Aufnahmen: Marlo.



Und trotzdem noch die Schularbeiten!
Die dürfen nicht zu kurz kommen. Die Lehrerin ist mit ihr zufrieden, genau so wie die Mutter mit der kleinen Kellnerin.

Hofzeichen

ERZÄHLUNG VON ERNST HÜTTIG

Einer ging durch den grauen Morgen.

Von den abgeblühten Silberdisteln tropfte der Tau nieder auf seine ausgefransten Reiterstiefel.

Einer ging durch den grauen Morgen, das Grabscheit geschultert und quer über den Rücken gebunden ein altes, brusthohes Schwert.

Weit und leer war das Land, dampfend im herbstlichen Morgennebel.

Die schmale, begraste Straße schien in ein Nichts zu verlaufen. Einsame Stille, schmerzhaft und feierlich, fiel vom bedeckten Himmel und ging mit von Feld zu Feld, von Brache zu Brache, darauf kein Bauernschritt gegangen seit langer Zeit.

Auf schmalem Wiesenhügel gabelte der Weg. Ein Grenzstein, kantig und grau, riß — wie ein Wellenbrecher mitten im Strom — den Weg in zwei Teile; einer lief nach Norden, versickernd in weiten flachen Feldern, der andere spurte ostwärts auf dem Hange hin, begleitet von vereinzelt stehenden schlanken Birken.

Nieder setzte sich der Mann. Knirschend fuhr das Grabscheit in den mürben Boden, lässig hingeworfen. Die Messingschnalle am breiten Ledergurt auf der Brust riß er auf, nahm das Schwert ab und ließ es fallen, daß es laut gegen das Spatenblech klirrte. Mit müdem Gekrächz flog eine schwarze Schar von Krähen aus dem Wurzelgewirr des Brachfeldes auf, in dunkler Wolke ostwärts segelnd.

Hart auf lachte der Mann. Das ist der einzige Gruß des Lebens hier, dachte er: Totenvögel.

Langsam kam die Sonne durch den Nebel, wanderte den Hügel hinauf, stieg hoch an den weitschäftigen Reiterstiefeln, spielte ein wenig in dem schäbigen Glanz der von vielen Tagen farblos gewordenen ledernen Reithose und verhielt auf dem braunen, vielgeschlitzten Reiterwams.

Ein breiter Wolkenballen vor der Sonne drängte das Morgenlicht nieder, so daß des Mannes Gesicht im Schatten blieb, ein hageres, kantiges Gesicht mit einem flachsigen Schopf darüber.

Vor sich hindämmernd saß er, nachdem er längst den harten Brotkanten aus der Tasche verzehrt hatte.

Endet hier dein Weg, Mann — so sagte er zu sich selber — hier an einem Grenzstein zwischen brachen Äckern? Wo fing er an, dein Weg?

Er hob das Schwert auf, nahm es bedachtsam in beide Hände und sammelte seinen Blick auf den blankgewetzten Knauf. Dann redete er vor sich hin, als ob er zu der alten Waffe spräche und zu sich selber:

Da haben sie nun dem Krieg sein Ende angesagt, die Herren zu Münster. Dreißig Jahre soll er durch die Lande gegangen sein. Ich weiß es nicht, ich habe mitten drin gelebt und habe mich nicht gekümmert um Zeit und Jahr. Frieden soll nun sein. Was ist das, Frieden? Ich habe ihn nicht gekannt, denn mein Leben war nur Krieg. Frieden, das kann kein Freund sein; ja, das ist ein Feind, einer, der nur nimmt. Gegeben hat mir nur der Krieg.

Sie sagten zu Münster: Geht in eure Heimat, es ist Frieden. Was ist das, Heimat? Ich weiß es nicht, es muß eine böse Schwester des Friedens sein. Oder: ist es etwas, wie die Priester meinen, wenn sie sagen: Himmelreich, Ewigkeit?

Ist es auch so ein Ziel? So eine Sehnsucht?

Langsam ließ sich der Mann niedersinken ins fahle Gras. Seine Faust zog spielerisch das Schwert um eine Handbreit aus der Scheide, ehe er es sinken ließ. Dann schlief er ein.

Die Sonne, die nun prall im Morgen stand, sah auf der breiten Klinge dicht unter der Parierstange eine Rune, eine Hausmarke eingeschlagen: ein Rad mit drei Speichen.

*

Nun ist es an der Zeit, Leute, umzuschauen: Wer ist der Mann? Wo kommt er her?

Lärm und Trommeln, Dunst von Pferdeleibern, Gekreisch zankender Weiber und das Rütteln und Knarren eines klobigen Planwagens: das war das, wessen sich der Mann aus seiner frühesten Kindheit erinnern konnte. Alles andere hat er viel später so nebenbei in Gesprächen am Lagerfeuer erfahren, oder wenn auf endlosen Heerfahrten ein alter, ergrauter Reiter neben ihm einmal eine redselige Stunde hatte.

*

Als Anno 1626 die geschlagenen Heerhaufen des dänischen Christian nach dem verlorenen Treffen bei Lutter am Barenberge mit hängenden Köpfen weiter ins Braunschweigische hineinzogen — es war ein regennasser und trostloser Tag —, da hatte sich zu der gelichteten und übel zerhauenen Schar der Panzerreiter ein Bauer gesellt und war wortlos mit ihnen geritten. Er saß ohne Sattel auf einem mächtigen Schecken, und hinter ihm hockte ein blasses Weib, das einen Buben dicht in ein Tuch eingeschlagen fest im Arme hielt. Keiner von den Eisenreitern hatte Lust, den riesigen blonden Mann, der offenbar ein Bauer war, viel nach dem Woher zu fragen.

Anderntags, sie lagen im Quartier in einem behäbigen Bauerndorf, pflegten ihre zerschundenen Glieder und putzten den Regenrost von den schrundigen Brustpanzern — anderntags sahen sie den blonden Bauern in den Hof treten, wo der Obrist des Regiments sein Quartier aufgeschlagen hatte.

„Was willst du?" brummte der Obrist Freiherr von Kramm ihn an, der auf der Herdbank saß und sich von einem Reiter eine neue Leinenbinde um die zerhauene Schwerthand wickeln ließ.

„Reiter werden", sagte kurz und knapp der Bauer.

Der Obrist hob sich langsam von der Bank, machte die Augen klein und trat an den Bauern heran, der ihn um Haupteslänge überragte.

„Soso! Reiter werden? Kannst du auch reiten?"

Der Bauer nickte nur.

„Wie heißt du und woher?"

„Muß das sein?"

Der Schreiber des Obristen, ein spitzes und rotfuchsiges Männlein, das hinten am Tisch in seinen Pergamentrollen kramte, fuhr erregt in die Höhe, daß das Schreibzeug durcheinanderpurzelte, zerrte an seiner schmutzigen Halskrause und meckerte mit lächerlich hoher Quäkstimme: „Halten zu Gnaden, Herr Obrist, aber das ist mir doch noch nicht vorgekommen. Jeder andere hat höllische Eile, seinen Namen ja richtig in der Soldliste zu wissen, und dieser lange Lümmel will gar ein Geheimnis draus machen!"

Der von Kramm lachte hell auf und hieb dem Bauern die gesunde Linke auf das Schulterblatt: „Na, da sag schon deinen Namen, Kerl, sonst bleiben die Soldtaler aus!"

Der Bauer bohrte unentschlossen die Fäuste hinter seinen breiten grobledernen Leibgurt, dann gab er sich einen Ruck zum Reden:

„Kord Wendeloh heiß ich. Bauer bin ich von drüben her. Sie haben meinen Hof verbrannt vor drei Tagen."

Er atmete tief.

„So, nun ist genug geredet, Obrist. Werd' ich Reiter oder nicht?"

Die Männer des Regiments wunderten sich nicht, als kurz darauf Kord Wendeloh über den Hof ging mit Panzerzeug und einer Eisenhaube unter dem Arm.

Am Abend sah ihm seine Frau mit einem zaghaften Lächeln zu, wie er mit einem alten Hufnagel ein Loch in den Taler bohrte, den er als Handgeld bekommen hatte. Mit einer Schnur band er ihn seinem schlafenden Sohne um den Hals.

*

Die Tage und Monate gingen hin; das Kriegsglück wechselte wie die Länder, die durchzogen.

Kord Wendeloh schien ganz vergessen zu haben, daß er einst in Bauernschuhen über den Acker geschritten war; denn er stand so fest in seinen wuchtigen Reiterstiefeln, wie er auch im Sattel saß, als wäre er nie ein anderes gewesen denn ein Panzerreiter im Regiment Kramm. Sein blonder Haarschopf war fahl und farblos geworden, und eine zackige Narbe quer durch die linke Augenbraue machte sein Gesicht düster und gewalttätig. Eins aber war ihm geblieben: er sagte auch wie früher an manchen Tagen kaum drei Worte.

Seine Frau war kaum zwei Jahre nach dem unglücklichen Treffen am Barenberge gestorben, als sie untätig und frierend im Winterlager zu Böhmen hockten.

Tilmann Wendeloh aber, sein Sohn, war unterdessen zur einem langen schlaksigen Bengel herangewachsen, der tagsüber bei den Pferden zur Hand ging und nachts in irgendeinem Planwagen unterkroch. Eins kränkte Tilmann: daß er selber noch kein Pferd reiten durfte und auf dem Marsch auf der Wagendeichsel irgendeines Troßfahrzeuges hocken mußte.

Vater und Sohn kamen selten ins Reden miteinander, aber sie hielten sich immer nahe beisammen.

Wenig war dem Jungen im Gedächtnis haften geblieben von jener Zeit. Aber zweier kleiner Erlebnisse erinnerte er sich mit aller Klarheit: Einmal: er sollte Trommelbube werden, und der Vater kämpfte gegen seine eigene Art mit vielen und heißen Worten beim Weibel dawider.

Andernmals: sie zogen an einem hellen Herbstmorgen auf einer hohen Ebene hin, und er sah — wahrlich zum ersten Male in seinem Leben! —, wie ein Bauer mit einer abgerackerten Kuh sich hinter dem Pflug über einen verkrauteten Acker mühte. Noch tiefer aber als dieses Ereignis brannte in seinem Innern das Bild seines Vaters in diesem Augenblicke. Der hatte knirschend die Zähne zusammengebissen, war kalkweiß im Gesicht geworden und hatte mit raschem Schenkeldruck seinen Schecken an die andere Seite des Planwagens gesteuert.

Gerade siebzehn Jahre war Tilmann alt geworden, als eine kleine Reiterstreife des Abends das ledige Pferd des Vaters mit blutiger Satteldecke ins Lager vor Breisach zurückbrachte. Er erbte nun den Schecken und ein gutes, altes Schwert.

Seitdem ritt er mit als Panzerreiter des Regiments von Kramm durch diesen Krieg, der sein Leben war bis zu dem Tage, da man zu Münster den Frieden ausrief.

*

Aufschreckte der Mann am Grenzstein, als die warme Herbstsonne in den Mittag gestiegen war und ihm unter die schläfrigen Augendeckel blinzelte. Alte Soldatengewohnheit ließ ihn gleich hellwach werden und nach der Waffe greifen.

Da lag das weite brache Land unheimlich still, und die Tausende abgeblühter Silberdisteln gaben in der Mittagssonne einen leisen Schimmer. Wo ist es zu Ende, dies Land? Nie und nirgends?

Und nun wohin? dachte er, als er das Grabscheit aus dem Boden riß. Nach Norden? Da ist kein Ziel, da ist nur Weg und weite Feldebene. Habe ich überhaupt ein Ziel!

Entschlossen schritt er den Weg nach Osten. Da war wenigstens jede der einzelnen Birken ein Marschpunkt. Bald aber hatte er auch die letzte Birke hinter sich gelassen und ihrem hellen Stamm im Vorbeigehen einen Schlag mit der flachen Hand gegeben, wie er es früher liebkosend mit seinem Pferd getan hatte.

Und wieder dehnte sich vor ihm wie ein weites Meer das ebene Land, das noch mit seiner grauen Unkrautarmut prunkte.

Stieg da nicht in der Ferne ein dünner Rauch auf?

Ein Ziel?

Wandern, wandern! Schritt um Schritt! Stunde um Stunde! Die Sonne hinter ihm berührte rotglühend den Erdkreis, als er nun auch nahe den beißenden Holzfeuerrauch in der Nase spürte. Wieder waren Birken da, gleich drei auf einem Flecke, dicht daneben ein geisterhaft gezackter Machangelbaum, davor ein verglimmendes Feuer. Kein Mensch dabei! Ja, das Feuer muß doch ein Mensch angezündet haben!

Bedächtig suchend umschritt er die Baumgruppe. Da, hinter dem Machangel eine Hütte, kümmerlich und klein, die Wände aus Birkenreisern geflochten, das Dach mit Schilf bedeckt. Seine ausgestreckte Hand konnte fast den First greifen. Drinnen eine zerlegene Bucht aus Heidekraut, daneben achtlos verstreut ein irdener Topf, ein Schaffell, ein paar ausgefranste Riemen. Aber kein Mensch!

Ach was, brummte Tilmann Wendeloh vor sich hin, das ist jetzt mein; warf sein Grabscheit in die Ecke und ließ sich auf das Lager nieder, das Schwert vorsorglich mit beiden Händen auf der Brust gefaßt.

*

Ist eine Nacht lang oder kurz? Ein junger und gesunder Schlaf weiß nur, daß sie gut ist und ohne Forderung.

Da kicherte doch ein trockenes Altmännerlachen!

Tilmann riß die Augen auf, zog unbewußt die Beine an, bereit zum Sprung. Das Lachen, das von der Tür herkam, wurde behäbiger und breiter. Da hockte auf den Fersen und mit dem Rücken an den Pfosten gelehnt ein alter Mann. Tilmann sah alles klar und deutlich, es war kein Spuk: die grauen Bundhosen waren an den Knöcheln straff

verschnürt, der Kittel mochte einmal blau gewesen sein; ein bartloses, faltiges Gesicht stand zwischen grauen, langsträhnigen Haaren.

Wie mag der sich in dieser Einöde den Bart schaben, dachte Tilmann, und: was hat der Alte für gewaltige Fäuste!

„Was lachst du?" brummte er den Alten an.

„Lach' ich? Kann ich das noch? Ich habe dreißig Sommer nicht gelacht.

„Wer bist du?"

Jetzt sah der Alte ihn ganz groß an, dann stand er auf — er ist größer als ich, dachte Tilmann — und trat ins Freie. Langsam folgte ihm der Junge.

Sie standen unter den Birken einander schweigend gegenüber, schweigend eine ganze Weile und einander messend und wägend. Dann hob der Alte wieder zu reden an.

„Bist also wieder da, Kord Wendeloh? Hab' vermeint, bist verludert in dem großen Krieg wie die andern."

Trotzig warf der junge Reiter den blonden Kopf zurück

„Bin nicht Kord Wendeloh, Tilmann heiß ich. Hast etwann meinen Vater gekannt?"

„Deinen Vater? Den auch. Aber dich habe ich vor zweiundzwanzig Sommern mitten in der Brandnacht davonreiten sehen auf deinem Schekken. Suchst du deinen Hof?"

„Meinen Hof? Ha, meinen Hof!"

Fast ärgerlich winkte der Alte ab.

„Wir verstehen einander nicht, obgleich du meine Sprache sprichst. Freilich hab' zweimal zehn Jahre mit keinem Menschen geredet, muß das erst wieder lernen. — Komm ans Essen!"

Wo gestern abend ein paar Äste kohlten, stand jetzt der irdene Topf auf prasselnden Scheiten. Wortlos hob ihn der Alte heraus, wischte einen Holzlöffel mit dürrem Laube ab und gab ihn dem Jungen, der wie selbstverständlich die heiße Suppe zu löffeln begann. Sie schmeckte nach Hammeltalg und Wacholderbeeren und darin schwammen die halbgaren kleinen schwarzen Körner der wilden Feldwicke. Der Alte sah schweigend zu.

„So", sagte Tilmann befriedigt, als er den Löffel zurückgab, „sei bedankt, Mann. Wie nennst du dich?"

„Wie ich mich nenne?" Der Alte sah ihn mit erschreckten Augen an:

„Du kennst mich nicht mehr?"

Er stand auf und gab dem Jungen wortlos ein Zeichen, ihm zu folgen. Schweigend schritten sie durch das morgennasse Heidekraut, ein paar Steinwürfe weit, zwängten sich durch eine hüfthohe, langgestreckte Ginsterhecke, hinter der ein paar Schafe geruhsam grasten. Die Tiere hoben die Köpfe, kamen langsam auf sie zu und drängten sich an den Alten. Er fuhr jedem über das Fell und wies sie dann mit leichtem Schlag zum Weiden.

Sie ließen sich nebeneinander an der Hecke nieder.

„So ist das, Kord", fing der Alte an, „zweiundzwanzig Sommer und Winter habe ich nur mit meinen Schafen geredet, mit der Sonne und mit dem Mond und mit dem Feuer. Du bist der erste Mensch wieder, du warst auch der letzte damals, den ich sah. Dort drüben rittest du vorbei und ließest Brand und Geschrei hinter dir. Ein Glück, daß ich mit deinen Schafen hier draußen war, denn die vom Dorfe habe ich dann alle begraben mussen."

„Welches Dorf?" fragte tonlos Tilmann.

„Dein Dorf! Unser Dorf! Hast du alles vergessen draußen?" Zornig schrie es der Alte heraus: „Du hast dich wieder hergefunden. Wie willst du deine Heimat nicht kennen?"

„Hergefunden? Ich bin ziellos gewandert, seit sie zu Münster den Frieden ansagten; aber —", er winkte lässig mit der Hand ab, „erzähle weiter."

„Was ist da zu erzählen? Sie haben alles erschlagen und verbrannt, nur den Tedel Friemann nicht, deinen Schäfer. Nun habe ich zweiundzwanzig Jahre von deiner Herde gelebt und von wildem Wuchs. Das ist der Rest. Das meiste aber haben die Wölfe und die harten Winter gefressen und ab und zu räubernde Taternvölker. Aber ich bringe deinen Schafbestand schon wieder hoch, wenn du ihn mir noch ein paar Jahre läßt. Salz brauchen die Schnucken, ich habe längst keins mehr."

Tilmann atmete tief und faßte mit blanken Augen das weite Land. Ihm war das alles so neu, und doch meinte er, es schon einmal gehört zu haben. Er betrachtete von der Seite den Alten, dem die langen grauen Strähnen ins Gesicht fielen.

„Wie alt bist du, Tedel Friemann?"

„Zweiundsechzig war ich damals auf den Tag, als du mit dem Schecken davonrittest, und du, ich weiß es noch, genau halb so alt."

Rasch und herrisch stand Tilmann auf.

„Komm mit, zum Dorf!"

Sie schritten nebeneinander auf vergrastem Wege, und der Alte sprach tausenderlei Dinge von Feldern und Grenzmarken, von Bauerngeschlechtern und Nachbarn, und der Junge verstand kein Wort. Aber ihm war, als ob er ein altes längstverklungenes Lied hörte, freilich eins, das man an den Lagerfeuern des Krieges nicht gesungen hatte.

*

Sie schritten nebeneinander auf vergrastem Wege; nirgends Wagenspuren, wie es sich für ein rechtschaffenes Bauernland gehört, nur hier und da schwarzer Schafdreck, das Armeleutezeichen. Die Ginsterhecke blieb hinter ihnen, ein mooriger, verschilfter Teich lief ein Weilchen am Weg entlang. Dann kamen Felder voll von Unkraut.

„Weißt du noch", wies der Alte zur Linken, „hier wuchs der beste Buchweizen."

Gedankenlos nickte Tilmann, sein Blick war starr nach vorwärts gerichtet, wo sich ein paar mächtige Eichen in den Himmel wölbten. Dahin wandte er seine Schritte, und der Alte lächelte still in sich hinein. Die fünf uralten Bäume, die da im weitgespannten Halbkreis standen, wiesen noch Spuren von Feuer und Rauch. Darunter ein wüstes Gewirr von Balken und Lehmbrocken, rauchgeschwärzt und vermorscht.

Der Alte neben ihm stieß mit dem Fuß an das Gewirr.

„Das ist dein Hof, Kord Wendeloh."

Breit lachte der Reiter.

„Mein Hof? Dieser wüste Haufen?"

Wie einen Halt suchend, griff Tedel Friedmann, der alte, graue Schäfer, hinter sich und krallte die Finger in die rauhe Borke einer Eiche. Seine Augen flammten, und sein strähniges Haar warf er mit einer raschen Kopfbewegung zurück. Ganz gedämpft und wie aus der Tiefe grollend war seine Stimme:

„Es bleibt dein Hof, Kord Wendeloh, und wenn es nur Trümmer sind. Es ist dein Land, wo du stehst! Die Wendelohbauern waren hier schon, als drüben in Sachsen der Herzog Wedekind sich unter das fränkische Kreuz bücken mußte. Drüben in Lohe liegen sie alle unter der Erde, die einmal hier auf dem Eikhofe den Herrenstock führten. Du mußt hier anfangen, mußt weiterschaffen, das ist deine Bauernpflicht. Dazu habe ich mir das Leben erzwungen bis auf den Tag, da du wiederkamst!"

Gebückt und zusammengefallen wandte sich der Alte zum Gehen und schlurfte langsam den Grasweg zurück.

Schweigend starrte Tilmann lange auf die Trümmer. Dann ging er davon. Immer weitere Kreise wanderte er um die Eichengruppe, über Feld und Heideland, durch Moor und wieder über trockene Sandwiesen. Immer blieb zu seiner Linken der mächtige Wall der Eichen am verbrannten Eikhofe, und immer klang in seinen Schritt die fordernde Stimme Tedel Friemanns, der seines Vaters Schäfer gewesen war, und der zwanzig Jahre lang das Land gehütet hatte für einen Wendeloh.

Erst im Abenddämmern fand er den Weg zurück ans Nachtmahlfeuer des Schäfers, das im Nebel wie eine verhangene Laterne glühte.

Der Alte lag langausgestreckt auf der Bucht in der Hütte. Tilmann setzte sich auf die Schwelle und langte sich das Spießeisen vom Feuer, an dem ein Hammelrippenstück steckte. Bedächtig zog er das Fleisch von den Knochen.

Tedel Friemann räusperte sich, und seine Stimme klang merkwürdig alt, als er sagte:

„Ich wußte, daß du wiederkamst, Kord Wendeloh."

„Ich bin nicht Kord Wendeloh", trotzte der Junge auf.

Halb bog sich Tedel vom Lager vor, starrte ihn mit großen Augen an: „Du sollst nicht Kord Wendeloh sein, der neben mir aufwuchs hier auf dem Eikhofe? Hast du dich selber verloren im großen Kriege? Ich kenne dich besser."

Tilmann wollte hart auffahren, aber da kam ihn ein Mitleid an mit dem alte Manne, der zwanzig Jahre Einsamkeit getragen hatte. Näher rückte er ans Lager.

„Höre gut her, Tedel Friemann! Den du auf dem Schecken flüchten sahst in der Brandnacht, der ist vor etlichen Jahren schon gefallen als Panzerreiter im Regiment Kramm, weit drüben am Rhein. Ich bin Tilmann, sein Sohn. Dies Land habe ich nie gekannt, und Zufall ist's, der mich an dein Feuer führte."

Der Alte lag eine Weile ganz starr und stierte nach dem Schilfdach, von dem die Nacht schon langsam an den Flechtwänden herabkroch.

„Tilmann, Kord Wendelohs Sohn", flüsterte der Alte vor sich hin, als ob er allein wäre, „sein Sohn; wie alt muß ich geworden sein!"

Der Junge zog die geflochtene Tür hinter sich zu, streckte sich an der Wand lang, warf das Schaffell über seine Schultern und war bald eingeschlafen.

Mitten in der Nacht weckte ihn der Ruf Tedel Friemanns:

„Bauer, steck den Schlaf ein Weilchen auf, ich muß mit dir reden!"

Unwillig wollte Tilmann sich wieder zur Wand drehen, aber etwas Drängendes in des Alten Worten zwang ihn, sich aufzusetzen.

„Red!" brummte er.

Tief atmete Tedel, ehe er anhob:

„Du bist heimgekommen. Nein, widersprich nicht. Du bist heimgekommen! Das ist kein Zufall. Du hast ja auch heimkommen müssen, weil du ein Bauer bist. Ja, du bist einer, wenn du auch keinen Pflug in der Hand gehabt hast. Das Blut macht den Mann zum Bauern, nicht der Besitz! Den mußt du dir schaffen, wieder neu schaffen. Und wenn du Land unter den Füßen hast, bist du nie ganz arm. Und ein anderes gehört dazu: Schweiß, ehrlicher Bauernschweiß! Wenn du Kord Wendelohs Blut bist, dann wirst du dies Land nicht verraten, auf dem ich siebzig Jahre gedient habe ohne ein Eigen. Das Land ist dein, den Schweiß mußt du dazugeben! Das andere tut der Bauernherrgott. So, nun schlaf in den neuen Morgen, Bauer!"

Tilmann vermochte nicht zu antworten, und auch der Alte schwieg. Erst gegen Morgen fand er Schlaf.

Der Tag kam grau herauf, und feuchte Regenluft drang in die Hütte, als Tilmann die Tür aufstieß. Langgestreckt lag der Alte mit hochgerecktem Kinn. Seltsam weit aufgerissen waren die glasigen Augen. Sein rechter Arm hing herab, die Hand hatte sich tief in den mürben Boden gewühlt. Tilmann hob sie, er faßte die kalte starre Hand eines Toten

*

Es wurde ein regenstumpfer Tag, an dem Tilmann seines Vaters alten Schäfer unter den drei Birken begrub. Breit am Boden hin schwelte der Rauch des Feuers, mit dem er nach altem Brauch die letzte Lagerstreu des Toten, das zerlegene Heidekraut verbrannte.

Wo die Schlafstätte des Alten gewesen war, fand er eine Reihe grob behauener Kiefernstämme und darunter eine tiefe Vorratsgrube. Eins nach dem anderen hob er heraus: allerlei Gerät, Rodehacke und Beil, eine Pflugschar, die unter dicker Talgschicht ihren blanken Glanz verwahrte, Schafwolle und gedörrtes Fleisch und einen ledernen Sack mit altershartem Saatkorn.

Gegen Mittag schwamm die strahlenlose Scheibe der Sonne in milchigem Grau der niedrigen Wolken. Wieder stand Tilmann Wendeloh an den Brandtrümmern des Hofes, stieß achtlos hier an einen Lehmblock, hob und zerrte da an einem Pfosten und kam unversehens in ein handfestes Schaffen, Räumen, Ordnen. Der Schweiß rann ihm in die Augen, als er einen mächtigen Hausbalken, altersgrau und fast unversehrt, aus dem Schutt gewuchtet hatte. Verschnaufend klopfte er Erde und Lehmkruste ab. Da spürten seine Finger breit und kantig eingebrannt ein Zeichen: das Rad mit den drei Speichen. Er dachte an sein Schwert, das er fast vergessen hatte und dachte an die Rede Tedel Friemanns, als der sagte: Du mußt hier anfangen, mußt weiterschaffen. Das ist deine Bauernpflicht.

„Ja!" sagte er laut und griff zu.

ANNA KAPPSTEIN:

MASKEN IM MÖRTEL

Die große Schauspielerin kehrte heim von einem Gastspiel an der Front. Es hatte sie zu unerwarteten Gemütsbewegungen fortgerissen, sie fühlte sich ermattet und erschöpft. Sie war, die Einsame und Rastlose, die von dem Dämon ihrer Kunst Gehetzte, dem Jugendgefährten begegnet, dessen knabenhafter Verehrung, ja Anbetung sie sich einst — nicht ohne Schmerz — entzogen, weil eine frühe bürgerliche Bindung ihr Streben nach der leidenschaftlichen Entfaltung ihres Könnens gelähmt hätte. Doch nun war das alles anders gewesen, als sie Helmut wiedersah. Alle Schranken des Alltags hatte der Aufbruch der Seelen ins fast Übermenschliche heldenhafter Aufopferung zermalmt. Alle Phantastik der Kunst wurde überboten durch die ungeheuerlichen Ereignisse, die wie das Element selber wüteten. Es gab keine Absonderung und keine Überheblichkeit. Sie, die Gefeierte, war ganz klein und bescheiden geworden. Aus dieser Demut heraus, aus dem erdrückenden Gefühl ihrer Unzulänglichkeit hatte sie sich dem Kindheitsfreunde, als er erneut und stürmisch um sie warb, zum zweitenmal verweigert. „Ich bin nicht die, für die du mich hältst. Ich bin kein Mensch aus einem Guß. Ich bin eine Zerspaltene und Zersplitterte. Nimm

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5. Einzelnummern können bis auf weiteres nicht nachgeliefert werden.

all die Gestalten, die ich verkörpert habe, zusammen, dann weißt du, in wie viele Rollen ich zu schlüpfen, wie viele Masken ich zu tragen habe. Ich scheine und schillere, du brauchst eine eindeutig klare, wahrhaftige Genossin." Ihre Selbstzergliederung hatte den jungen Offizier bestürzt, verwirrt. Er wußte sich nur mit dem einen Wort dagegen zu wehren: „Und trotzdem hab' ich dich lieb." Erschüttert hatte sie genickt. „So muß ich dich vor dir selber schützen, mein Freund. Weil auch ich dir gut bin." Und war davongefahren. Nach Hause.

Doch es gab kein Zuhause mehr. Das Stadtviertel, die Straße, wo sie gewohnt, lag in Trümmern. Ihr Haus, verschwärzt, versperrt, ragte schief mit zerschlagenen Fenstern und verbeulten Türen. Eigentlich war sie zuerst nicht sonderlich erschrocken. In der Kriegszone, aus der sie kam, hatte ihr Herz sich gehärtet und mit dem Anblick von Zerstörungen vertraut gemacht. Sie verschaffte sich Erlaubnis, das Gebäude zu betreten, um nach ihrem Eigentum zu sehen. Erst als sie zwischen den bröckelnden Wänden stand, die einmal ein Heim umfangen, ihr erlesenes Künstlerheim, das sie sich mit Sorgfalt und Kosten erstellt, überfiel sie das Entsetzen. Teppiche und Bilder, Hausrat, Vorhänge und Bücher — zusammengeschlagen, zusammengeschmolzen lagen die unkenntlich gewordenen Dinge in Haufen und Klumpen. Der antike Schreibsekretär aus eingelegten Edelhölzern mit den vielen Fächern war eine gähnende Höhle, Fetzen von verkohltem Papier flogen im Zugwind. Rollenbilder, Zeitungsausschnitte mit Besprechungen über ihr Schaffen, wertvolle Briefe .. Welke Kränze, goldbedruckte Atlasstreifen waren Zunder. „Zunder und Plunder", sagte sie vor sich hin. „So etwas hat man einmal aufgehoben."

Sie trat in ihren Ankleideraum, der einmal im zartesten Blau, dem Gegenton zu ihrem Blond, geleuchtet. Der große Spiegel in Scherben... Aus einem klaffenden Schrank lugte ein Zipfel Goldstoff. Das Gewand der Desdemona, als die sie einen ihrer stärksten Erfolge errungen. Daneben ihr Gretchenkostüm mit Puffärmeln und Hängetäschchen. Gesellschaftskleider verschollener Moden, wie sie sie als Ibsens Nora und Sudermanns Magda brauchte. Rautendeleins Röckchen und Mieder, die brokatstarrende Staatsrobe der königlichen Elisabeth ... Versengte Überreste ... Aufschluchzend warf sie sich in einen kalküberrieselten Sessel. Ihre Welt war vernichtet. Kleider nur, doch Symbole ihrer geistigen Welt.

Nach einer Weile lösten sich die verkrampften Glieder. Sie konnte wieder denken. Das alles bin ich gewesen, alles war ein Teil von mir und ist zerstoben. Was verblieb? Masken, die von mir ihr Leben empfingen, zerfielen. Man hat sie bejubelt. Wo ist mein Eigengesicht? Der Mensch in mir ging leer aus. Hat dieser immerdar zu kurz gekommene Mensch sein Recht endgültig verscherzt?

Eine seltsame Erleichterung beschlich sie. Gewichte glitten von ihr ab. Ich bin arm geworden, erkannte sie. Es tat weh, das zu erkennen. Dennoch war es wie das Emporschnellen eines jungen Baumes, dessen Äste die Last der Früchte zu Boden gebeugt. Ich selbst bin auch noch da. Nicht nur die Gabe meiner Kunst, die ich darbot. Nun bin ich ganz auf mich selbst zurückgeworfen durch meine Verarmung. Wie Tausende mit mir. Wird man bestehen? Sich selber finden, frei von Hab und Gut und ohne jeden Schein? Die Berufskleider — gewiß, sie wären behelfsmäßig neu zu beschaffen! Aber ich nehm' ihre Zerstörung als ein Zeichen, das mir Halt gebietet. Besinne dich! Darstellerin, Schaustellerin, die du warst. Auch was mir aus dem Inneren erwuchs, war auf äußere Wirkung berechnet. Vielleicht war der letzte unmittelbare Ausdruck meiner Kunst noch nicht erreicht. Vielleicht muß man durch Not und Elend, um sich im tiefsten zu finden, muß nichts weiter als ein ganz schlichter Mensch sein wollen. Nicht anderen zeigen wollen, wie man liebt und leidet, sondern lieben und leiden als ureigene Erfahrung.

Sie lief mit erregten Schritten in der verödeten Wohnung auf und ab. Dann trat sie mit kurzem Entschluß an die zerschellte Schreibtischplatte, zog den Federhalter aus der Tasche und warf einen Feldpostbrief auf einen angekohlten Bogen. „Wenn Du, Helmut, mich heute zum drittenmal fragtest, ob ich Dir angehören will, so würde ich Dir sagen: Ich habe aufgehört zu schillern und zu blenden. Ich werde Dir eine grundklare wahrhaftige Gefährtin sein, der Du vertrauen darfst. Ich liebe Dich und will unserer Liebe leben. Ein neuer Abschnitt beginnt."

Die Tobias-Tragödie

Von Hans Ulbrich Rölke

Mittels eines Zeitungsinserates und der unumstößlichen Tatsache, daß Herrn Brommes Fleischkarte unbedingt einer Unterstützung bedurfte, fing die ganze Sache mit „Tobias" an.

Vereint im trauten Familienkreise nahm Herr Bromme eines Tages erst das Abendbrot ein, und dann die Zeitung zur Hand. Sein ihm von Gott angetrautes Weib saß still daneben und blickte über einen Strickstrumpf mit tadelndem Kopfschütteln auf die Konsequenz ihrer Ehe, die mit der unermüdlichen Ausdauer, die so ein elfjähriger Lausejunge bei Dummheiten zutage bringt, in der Nase bohrte.

„Das wäre ein Ausweg!" murmelte Herr Bromme plötzlich hinter seiner Zeitung. Frau Bromme hielt mit dem Kopfschütteln, Bromme jun. mit dem Bohren inne. Beide blickten fragend auf ihren Gebieter.

„Das wäre ein Ausweg!" wiederholte Herr Bromme. Dabei tippte er mit dem Finger auf die Zeitung. — „Da! Unter Tausch! — Suche: Einen guterhaltenen Kindersportwagen! Biete: Lebendes Kaninchen!"

Die gesamte Familie gedachte sogleich des Kinderwagens, der nun schon geraume Jahre arbeitslos auf dem Speicher sein zweckloses Dasein fristete, aber auch zugleich an einen eventuell in Aussicht stehenden Sonntagsbraten. Da, wie bereits schon gesagt, die Fleischkarte der Familie Bromme unbedingt einer Unterstützung bedurfte,

wurde eine Einigung hinsichtlich des Erwerbs eines Kaninchens sehr schnell erzielt.

Am nächsten Morgen klemmte Herr Bromme sich den Kinderwagen unter den Arm, verließ hurtigen Schrittes das Haus und betrat es wieder, mit einem Kaninchen auf dem Arm. „Tobias", wie Bromme jun. den Stallhasen sogleich taufte, soll sich — nach eidesstattlicher Aussage seines Vorbesitzers — in absehbarer Zeit zu einem fetten Braten entwickeln. Unter vielen: „O wie süß!" und „Ach wie niedlich!" brachte Familie Bromme „Tobias" in seine neue Behausung, die Badewanne.

Die Tage gingen hin und „Tobias" hielt getreulich, was man sich von ihm versprochen hatte. Er wurde allmählich fetter und immer fetter. Desgleichen wuchs auch seine Beliebtheit. Das ganze Dasein der Familie Bromme drehte sich nur noch um „Tobias" und sein Wohlbefinden. Herrn Brommes Betragen in bezug auf die tägliche Unterhaltung mit „Tobias" bewegte sich schon langsam in den Bahnen des kindischen, und Bromme jun. hatte entdeckt, daß auch das Bett unter Umständen ein sehr abwechslungsreicher Spielplatz für einen Stallhasen sein kann. Wie gesagt, alle fühlten sich glücklich und zufrieden. Bromme sen., Bromme jun. und „Tobias" ganz besonders. Lediglich Frau Bromme fand in dem neuen Familienzuwachs einige Haare. Daß „Tobias" in sturer Besessenheit immer das Blumenmuster des Zimmerteppichs abweiden wollte, ging ja noch an, aber daß er das gute Eisbärfell — ein Hochzeitsgeschenk der verewigten Tante Emilie — als Toilette erwählt hatte ging denn nun doch etwas zu weit. Lediglich der Gedanke, daß „Tobias" einmal die Bratpfanne schmücken sollte, söhnte sie mit den Eigenarten des neuen Familienmitgliedes aus.

Viele Kalenderblätter waren inzwischen in den Papierkorb gewandert und „Tobias" war treu seiner Pflicht des Fettansetzens nachgekommen. Damit trat aber nun auch das furchtbare Wort: „Schlachten!" an die Familie Bromme heran. Eine Tatsache, mit der am Anfang niemand gerechnet hatte und die am nächsten Tag zur Wirklichkeit werden sollte.

Traurig kaute Herr Bromme beim Abendbrot an seinem Rettichsalat herum und betrachtete wehen Herzens „Tobias", der gerade wieder einmal völlig ergebnislos den Blumenteppich abweidete. Und Frau Bromme war nicht abgeneigt, einmal ein Auge zuzudrücken, wenn „Tobias" wieder sein Geschäftchen auf dem Eisbärfell verrichten sollte. Als letzten Wunsch sozusagen. Bromme jun. hingegen heulte schon los, wenn das Wort: „Schlachten!" überhaupt nur ausgesprochen wurde. Da aber „Tobias" vor Fettansatz bald zu platzen drohte, beschloß man gemeinsam, den Hausmeister zu bitten, „Tobias" in den Kaninchenhimmel zu befördern.

„Tobias'" letzter Tag war angebrochen. Bromme jun. war nach einem tränenreichen Abschied heulend zur Schule gegangen und Frau Bromme drückte sich — ebenfalls schluchzend — ein Marktnetz unter den Arm und verschwand gleichfalls. So blieb Herr Bromme mit dem Hausmeister, der emsig ein Messer schärfte, allein. Männlichen Schrittes gingen sie schließlich in das Badezimmer hinüber, um „Tobias" zu seinem letzten Gang abzuholen. Vor der Badewanne angelangt, griff der Hausmeister hinein und zog an den Ohren den — — ganz mageren „Tobias" heraus. Unter ihm aber lag sein ganzes Fett — — — in Gestalt von fünf kleinen „Tobiassen"!

Der Stallhase war Mutter geworden!

Am Mittag aber saß eine fröhliche Familie Bromme um den Tisch und „Tobias" mit „ihren" Kleinen knabberte behaglich an den Salatblättern, die eigentlich einen Kaninchenbraten schmücken sollten!

Schluß von Seite 6:

Die zehnjährige Resi ist eine perfekte Kellnerin

meinen furchtbaren Hunger was Gutes bringen?" Statt jeder Antwort sagt die Kleine nur: „Jawohl", holt eine Karte und fragt höflich: „Kartoffelnudeln mit Kompott oder Stammgericht — möchten Sie auch Suppe?" Ich schaue die Kleine an, und dann im Raum umher, da sitzen verschiedene Gäste, die auch freundlich lächeln — wahrscheinlich ist es ihnen genau so erstaunlich gegangen, als sie kamen. Das ist doch ein zehnjähriges Kind, denke ich, während ich meine Marken heraushole — die Kleine hat derweilen mit Rücksicht auf meinen übermäßigen Hunger, den sie mir offenbar angemerkt hat, meine Bestellung bereits nach hinten ins Dunkle gerufen. was das angenehme Empfinden des schnellen Versorgtwerdens noch verstärkt — schon ist sie wieder da, schneidet mit gewissenhafter Miene die entsprechenden Marken ab und eilt wieder ins Dunkle. Aber nur einen Augenblick, da steht sie schon wieder an einem großen Schaff und spült flink mit ihren kleinen Armen die großen Gläser auf und ab hebend, ich kriege eines von den frischen Gläsern blumig gefüllt — und gleichzeitig noch ein paar andere Gäste, denen ebenso wie mir die Zeit nicht lang wird über den reizenden Bewegungen dieses jungen Kindes, das mit einer Selbstverständlichkeit und erstaunlichen Geschicklichkeit ohne jede Spur von Altklugheit oder Geziertheit seine Arbeit verrichtet, mit dem wundervollen Charme der Natürlichkeit, der zu den seltenen Schönheiten gehört. Ich dachte nicht, daß ich so schnell und so gutes Essen vor mir haben würde, noch besonders gewürzt durch die reizvolle Art, wie die kleine Resi das alles hinstellte und was sie dazu sagte — natürlich dem Inhalt nach die üblichen Worte — aber so voller Eindringlichkeit, daß es mir auch geschmeckt hätte, wenn das Essen nicht so ganz ausgezeichnet gewesen wäre; ich mußte einmal in der Küche nachschauen, wie das alles zusammenhing. Freundlich begrüßte mich Resis Mutter und erzählte, daß die Kleine ihr aber auch die ganze Bedienung in der Gaststube abnähme, seit vor einiger Zeit ihr Mann einrücken mußte und sie nun allein sei. Resi geht vormittags in die Schule, erledigt schnell und fleißig ihre Schularbeiten, und schon vom frühen Mittag an steht sie bereit, mit sauberer Schürze die Gäste zu empfangen und zu bedienen, bis nach dem Abendbrot, wenn es kein warmes Essen mehr gibt und es Mutter allein schaffen kann. Voller Lust und Liebe ist das Kind bei der Arbeit, nie gibt's auch nur die geringsten Schwierigkeiten, vor so viel Liebreiz kapituliert auch der ärgste Grantler oder wird geduldig, wenn es beim Abrechnen mal etwas langsam geht — das ist aber meistens gar nicht der Fall —, und das kleine Trinkgeld ab und zu für die Sparbüchse freut sie, wie ein richtiges Geschenk es tun soll.

Dieses Kind ist eine so unvergleichliche Hilfe seiner Mutter, die es selber kaum begreifen kann, wie das kleine Mädel so tüchtig alles schafft und dankbar und freudig ihrem Manne ins Feld darüber berichtet. Das ernste Wort vom totalen Kriegseinsatz hat so viel menschliche Fähigkeiten und Kräfte zur Auswirkung gebracht, die einem das Herz froh machen können, und ganz besonders unsere Kinder — von denen die kleine Resi eines ist — sind voller Einsatzfreude zur Stelle. Sie spüren und wir wissen, es geht um die Zukunft unserer Kinder.

Marlo.

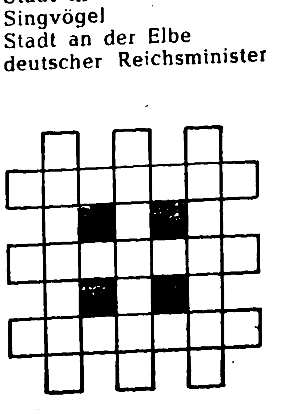
Rösselsprung

	sie	wie	vor	ein.	
sie	wird's	se	her	sen	des
wort		wach	berg		aus
der	rol	tor	bö	nach	ne
zum		schnee	hand		das
len	müller	wirf	und	-ei	bars
	ball	fort	haus	voll	

Pyramide

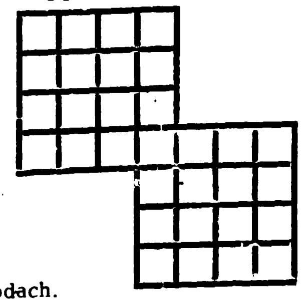
Vokal
Tierprodukt
Erfrischung
dickflüssiger Saft
Stadt in Frankreich
Singvögel
Stadt an der Elbe
deutscher Reichsminister

Magisches Gitter



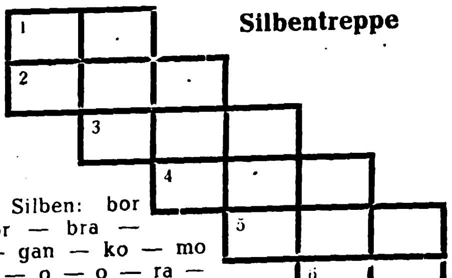
Die Buchstaben: a a a a a a a a a e i i i i k m m n n o o q q r s s t t t t u werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Musikinstrument, 2. griech. Göttin, 3. Druckschrift.

Magisches Doppelquadrat



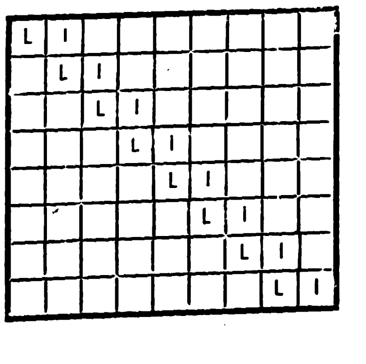
Die Buchstaben: a a b d e e e e e e h i i i i k k l l n n n o o t t t t z z werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. Kampfwagen, 2. seemänn. Anruf, 3. neunter Ton, 4. Sumpfvogel, 5. Gedanke, 6. Stück, 7. Obdach.

Silbentreppe



Die Silben: bor — bor — bra — bra — gan — ko — mo — ne — o — o — ra — ra — ran — ti — za — za werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Schlange 2. portugies. Geschlecht, 3. span. Stadt, 4. Stadt in Oberschlesien, 5. Sundainsel, 6. Stadt in Algerien.

Füllrätsel



Die Buchstaben: a a a a b d e e e e e g g h i i i k k l l l l m n n n n n n o o o o o o o o o o p p p p r r r r s s t t v v w z sind so in die leeren Felder zu setzen, daß waagrecht folgende Wörter entstehen: 1. Engl. Seehafen, 2. serb. Pflaumenschnaps, 3. Halbedelstein, 4. Stadt im badischen Schwarzwald, 5. Inselgruppe im Großen Ozean, 6. Saiteninstrument, 7. Stadtburg von Athen, 8. türkische Halbinsel.

Lösungen der Rätsel:

Rösselsprung: Der Schneeball und das böse Wort, / Sie wachsen, wie sie rollen, fort. / Eine Handvoll wirf zum Tor heraus, / Ein Berg wird's vor des Nachbars Haus. Müller. * **Pyramide:** I, EI, EIS, SEIM, NIMES, MEISEN, MEISSEN, MEISSNER. * **Magisches Gitter:** 1. Okarina, 2. Artemis, 3. Antiqua. * **Magisches Doppelquadrat:** 1. Tank, 2. Ahoi, 3. None, 4. Kiebitz, 5. Idee, 6. Teil, 7. Zelt. * **Silbentreppe:** 1. Kobra, 2. Braganza, 3. Zamora, 4. Ratibor, 5. Borneo, 6. Oran. * **Füllrätsel:** 1. Liverpool, 2. Slibowitz, 3. Heliotrop, 4. Villingen, 5. Karolinen, 6. Mandoline, 7. Akropolis, 8. Gallipoli.

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck)

Dreizüger von Rudolf Wastl, Wien, op. 434.

Weiß: Kc8, Lh2, Bb6, c7 (4)
Schwarz: Ka8, Bc6, d5, e4 (4).

Lösung:

1. Lh2—d6, bel.; 2. Ld6—c5, bel.; 3. b6—b7+.

Angriff — die beste Verteidigung

Eine Spanische Partie aus einem ungarischen Turnier.

Weiß: Ancsin. Schwarz: Aranyi.

1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, a6; 4. La4, Sf6; 5. 0—0, Le7; 6. Te1, b5; 7. Lb3, 0—0; 8. c3, d5!; 9. e×d5, e4! (bietet einen zweiten B an. Üblich ist hier S×d5. 10. S×e5, S×e5; 11. T×e5, Sf6!; 10. Sg5!, Lg4; 11. Dc2? (besser f3), Se5; 12. S×e4, S×d5; 13. d4, Sg6; 14. Sg3?, c5!; 15. d×c5, L×c5!; 16. Sd 2, Sdf4; 17. Sde4, La7; 18. L×f4 (besser wäre 18. Le3), 18. ..., S×f4; 19. h3, Lc8; 20. Tad1, Dh4; 21. Ld5, L×h3! Der Läufer h3 darf nicht genommen werden wegen D×h3 mit Mattdrohung auf g2! Weiß gab daher auf. Ein lehrreiches Beispiel zum Kapitel: Angriff ist die beste Verteidigung!

Eine englische Bilderzeitung, der wir diese Aufnahmen entnehmen, berichtet über die ersten fünf Minuten nach der Detonation der „Flying Bomb", wie man in England die V 1 nennt

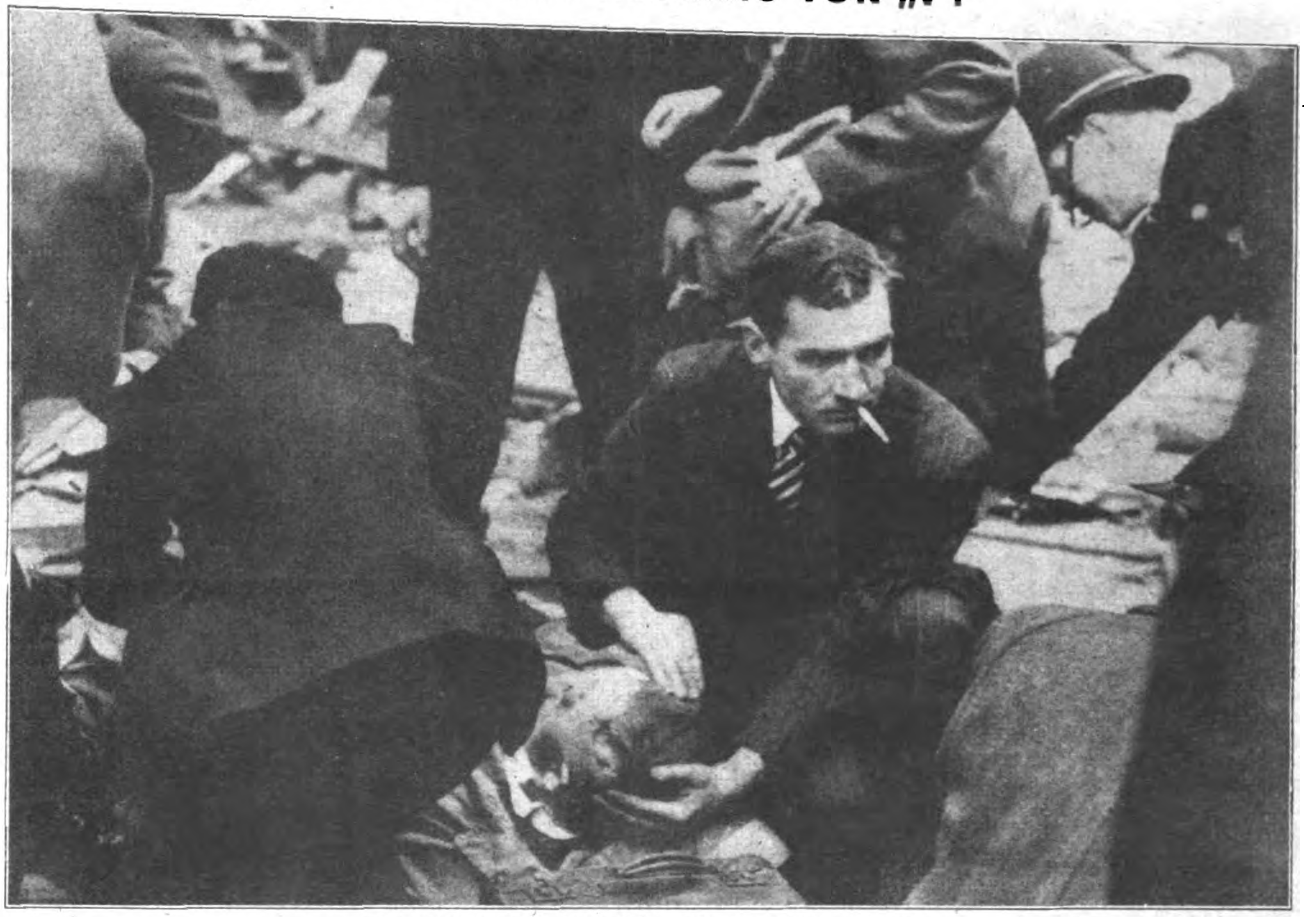
DER FEIND BERICHTET:

Die ersten fünf Minuten

NACH DEM EINSCHLAG VON „V 1"



Ein Kaufmann kommt aus seinem Laden.
Alles ist kaputt, aber er selbst ist seltsamerweise unverletzt.



„Der Mann, der friedlich seines Weges ging . . ."
In einer auf die Rührung der Leser hinzielenden Beschriftung erzählt die Zeitschrift die Geschichte der schweren Verletzung dieses Mannes, „der an nichts anderes als an sein Mittagessen dachte". Der deutsche Leser ist gefeit gegen derartige Stimmen der Rührseligkeit. Mit einer alle Grenzen auch des härtesten Kriegsrechtes überschreitenden, jüdisch-sadistischen Mordgier hat der Feind seit Jahren unablässig Tag und Nacht unsere Städte angegriffen und Phosphorbrandbomben auf Frauen, Kinder und Greise fallen lassen. Solche sentimentalen Töne bei dem hartgesottenen Feind erzielen nur eins: Die Stählung des deutschen Siegeswillens.

Aus „Picture Post".



„Der Offizier vom Dienst" nimmt die Fälle auf.
Sie hat eine Liste der Leute vorliegen, von denen man wußte, daß sie sich in den Geschäften und Häusern aufhielten. Die Frau scheint sich zu erinnern. Aber wo sind die Leute hin?



„Langsam beginnen sie, die ernsten Fälle wegzuschaffen."
Die fünf Minuten sind fast vorüber. Die Leichtverwundeten sind nach Hause gegangen. Die Schwerverletzten werden weggetragen. Dieser Tote ist der auf dem obigen Bild bewußtlos aufgefundene Mann.



„Der Mann, der davonkam . . ."
„Etwas wie eine Granate ging durch die Windschutzscheibe. Etwas wie ein Wirbelsturm riß das Wagendach zurück. Er aber freut sich über eines: der Wagen läuft." — Die anfängliche Schweigetaktik Churchills hielt der Dauerwirkung der deutschen Vergeltungswaffe nicht stand. Aber selbst diese vorsichtigste Veröffentlichungsform läßt ahnen, daß es in Wahrheit um England anders bestellt ist, als die abgefeimten Heuchler zugeben wollen.

ABSCHIED VON FELDMARSCHALL ROMMEL



Schwäbische Heimat.
Hoch oben am Waldesrand, das liebliche Dörflein im schmalen Tal überschauend, liegt das Heim des Generalfeldmarschalls Rommel



Unvergessen!
Der ehemalige Weltkriegskamerad und jetzige Ritterkreuzträger Major Kimmich spricht der Gattin des verstorbenen Heerführers sein und seiner Gebirgsschützen tiefstes Beileid aus. Hinter Frau Rommel der 16jährige Sohn Manfred, der sich an seinem 15. Geburtstag freiwillig zu den Flakhelfern meldete und dort wie jeder andere deutsche Junge seine Pflicht für Volk und Vaterland tut

Bildbericht von Lw.-Kriegsberichter K. H. Lückel.





Sein Arbeitstisch.
Ein Blick auf den in einem schlicht eingerichteten Raum stehenden Schreibtisch des Marschalls. Sein ganzes, durch und durch soldatisches Leben war nur erfüllt von Arbeit und Pflicht für das deutsche Volk.

In der nächsten Folge des JB.:
DAS WAR UNSER ROMMEL!
SONDER-BILDBERICHT AUS DEM LEBEN DES GENERALFELDMARSCHALLS ZU SEINEM 54. GEBURTSTAG

In deutscher Erde.
Still und bescheiden, wie der Marschall war, hat er nun in seiner über alles geliebten schwäbischen Heimat seine letzte Ruhestätte gefunden. In einer kleinen erhebenden Feier wird die Urne dieses großen Deutschen durch Major Tannenheimer in die von Blumen und Kränzen umwogte Gruft gesenkt

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München.
ABCDEFG 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

IB

DONNERSTAG, 16. NOV. 1944
19. JAHRGANG :·: FOLGE 46

VERLAG FRANZ EHER NACHF., GMBH., MÜNCHEN 22.



Feldmarschall Rommel zum 15. November.

„Mag der einzelne auch fallen, der Sieg der Nation ist sicher." Dies Wort seines Generalfeldmarschalls Rommel beseelt das ganze deutsche Volk in seinem schweren Schicksalskampf bis zur Stunde des Sieges.

Zu unserem Bildbericht im Innern des Heftes „Das war unser Rommel" von Lw.-Kriegsberichter Karl-Heinz Lückel.

VON FREUND UND FEIND GLEICH VIEL GEEHRT:

DAS WAR UNSER ROMMEL!

EIN SONDERBILDBERICHT FÜR DEN „JB." VON LUFTWAFFENKRIEGSBERICHTER KARL-HEINZ LÜCKEL

1914—1918



Zwei Füchse.
Anfang des Jahres 1915 wurde im Westen der damalige Leutnant Rommel durch einen Oberschenkelschuß schwer verwundet, doch der sportgestählte Körper förderte den Heilungsprozeß schnell, und nach kurzer Genesungszeit ist er schon wieder in der vordersten Linie zu finden.



Rommel und seine Gebirgsschützen.
Als im Herbst 1915 das württembergische Gebirgsbataillon aufgestellt wurde, übernahm der junge Offizier kurz nach seiner Beförderung zum Oberleutnant die 2. Kompanie und führte bald die berühmte „Abteilung Rommel".



Höchste deutsche Tapferkeitsauszeichnung.
Auf dem Balkan, in Rumänien und an der Isonzofront vollbrachte Oberleutnant Rommel mit seinen Gebirgsschützen hervorragende Waffentaten. Seinem Bataillonskommandeur Major Sprösser und ihm wurde gleichzeitig der Pour le mérite verliehen.

Auszeichnungen:
EK. II.: Ende September 1914. — EK. I.: Februar 1915. — Pour le mérite: 18. Sept. 1917. — Ritterkreuz: 27. Mai 1940. — Eichenlaub: 20. März 1941. — Die Schwerter: 20. Januar 1942. — Der Führer überreicht ihm den Marschallstab: 30. Sept. 1942. Die Brillanten: 11. März 1943.

Aus den Kämpfen in den Argonnen im September 1914 erzählt Erwin Rommel in seinem berühmten Buche „Infanterie greift an"*):

Die erste Verwundung.

„Wieder einmal setze ich zum Sturm auf den Feind in den Büschen vor uns an. Ein Häuflein meiner ehemaligen Rekruten prescht mit mir durchs Unterholz. Wieder schießt der Feind wie rasend. Da — endlich! — sehe ich kaum zwanzig Schritte vor mir fünf Franzosen.

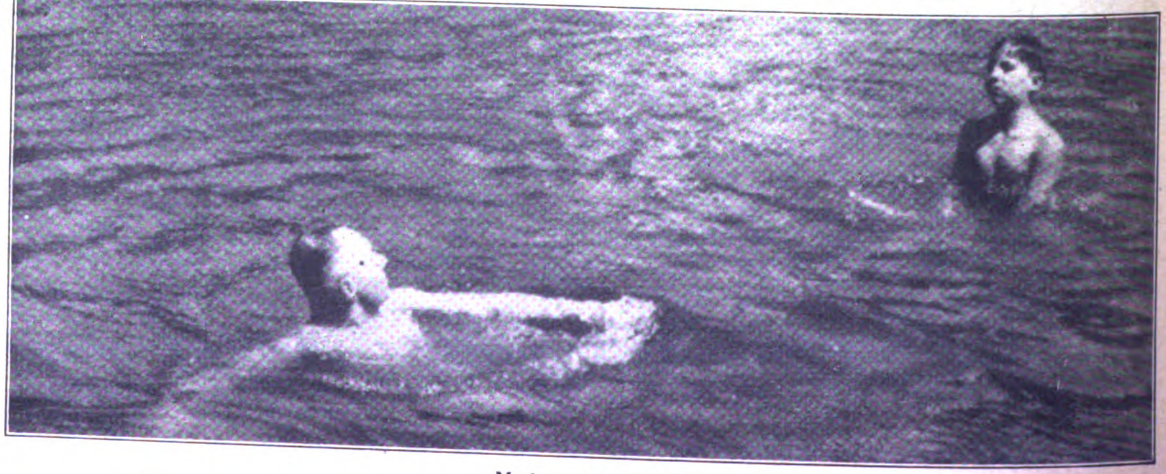
(Fortsetzung am Schluß des Romanteils.)



Schwerer Entschluß: Offizier oder Konstrukteur?
1907 schon bastelte der am 15. November 1891 geborene Erwin Rommel mit seinen Jugendfreunden Mütschler und Keitel an Segelflugmodellen. Man flog schon ein wenig, wenn es dann und wann auch schon mal Bruch gab. Es erhob sich nun für den inzwischen 16-jährig Gewordenen die schwerwiegende Frage: soll ich Offizier oder Konstrukteur werden? Erwin Rommel wählte das erste, während Keitel sich der Luftfahrt verschrieb und heute an leitender Stelle in der Flugzeugindustrie steht.



Funkspruch: Als Erster am Meer.
Als am 10. Mai 1940 die deutschen Armeen gegen den Westen antraten, war General Rommel an der Maginotlinie mit seiner 7. Panzer-Division eingesetzt. Für diesen kühlen Rechner und Taktiker wurde die ihm zugewiesene Aufgabe zu einem einzigen Siegeslauf. Genau einen Monat später, am 10. Juni 1940 hatte er nach den gewaltigen Panzerschlachten von Amiens, Arras und Abbeville als Erster bei St. Varel das Meer erreicht.



Vater und Sohn.
„Brust 'raus, tief Luft holen und ruhig atmen", ruft der stolze Vater seinem erst 6jährigen Sohn Manfred zu. Der Marschall selbst war in allen Gebieten des Sports zu Hause.



Es wird weitergerommelt!
Afrika! Zwei Jahre Wüstenkrieg. Ein Name beherrscht dieses Geschehen: Rommel! Er war überall und nirgends, und die Herzen seiner Afrikaner schlugen ihm dann am meisten entgegen, wenn er am umstrittenen Punkt einer Schlacht urplötzlich auftauchte, um mit dem machtvollen Impuls seines Willens manchmal in letzter Sekunde das Schlachtenglück auf seine Seite zu zwingen.

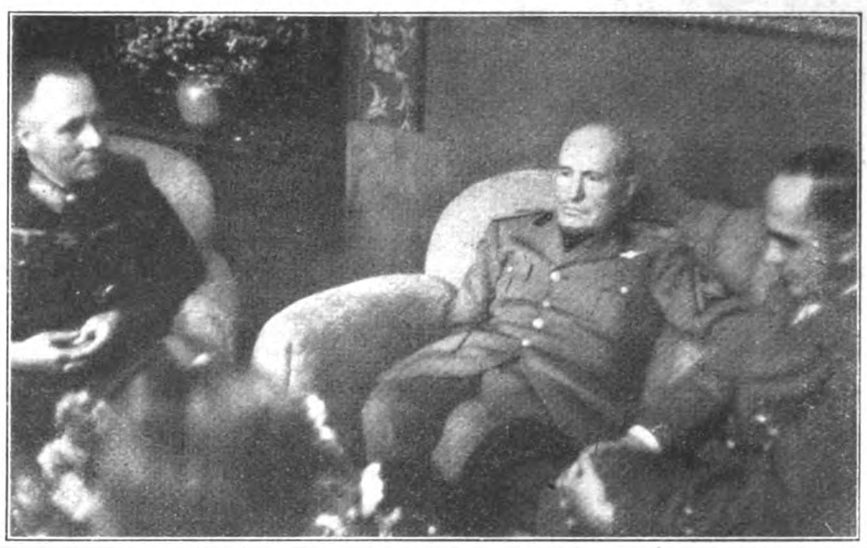


Brauchen wir nicht!
Tag und Nacht galten der Arbeit. Schlafen kannte der Marschall nicht, auf der Fahrt wurde von Zeit zu Zeit ein Nickerchen gemacht. Essen? Jawohl, aber für komfortable Mahlzeiten war wirklich keine Zeit vorhanden. Während der Fahrt wurden einige Brotschnitten, die sein Adjutant Hauptmann Aldinger zurechtmachte, dem hungrigen Magen einverleibt. und weiter ging das Planen und Kämpfen.



An der Invasionsfront.
Von Oberitalien kommend, hat sich der Marschall mit ungeheurer Energie seit der Wende des Jahres 1943 in Frankreich für die Abwehrbereitschaft der ihm anvertrauten Gebiete eingesetzt. Noch heute kämpfen die einzelnen Stützpunkte mit ungebrochener Kraft und erschweren dem Gegner das Heranschaffen größeren Nachschubs

Beim Duce.
Im Herbst 1943 fanden Besprechungen zwischen dem Duce, Generalfeldmarschall Rommel und dem deutschen Botschafter Dr. Rahn in Oberitalien statt, die dem Zweck der Abwehrbereitschaft im italienischen Raum dienten.





Der Marschall und seine Jugend.
Die ganze Liebe dieses großen Heerführers galt vor allem der deutschen Jugend, die sich ihm mit Leib und Seele verschrieben hatte. Mag auch das Schicksal den Feldmarschall zur Großen Armee abberufen haben — sein Geist und sein Heldenmut werden in allen Deutschen fortleben und ihnen die Kraft geben, auch den an Zahl überlegenen Feind, wie Rommel es hundertmal tat, in die Knie zu zwingen.

Im Anfang war die Tat!



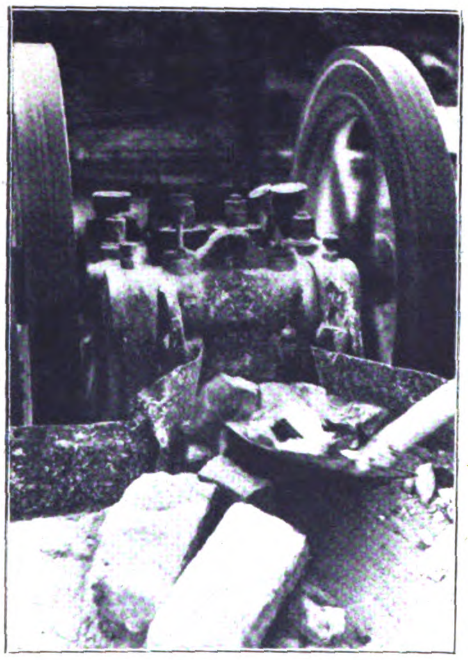
Trostlos und unnütz
ist dieser Trümmerhaufen. Zur Verwertung der Altstoffe wird die Schuttmasse sortiert: Unversehrte Ziegelsteine, Ziegelschutt, Eisen, Holz und Glas wurden getrennt fortgeschafft. Der Ziegelschutt wird einer Brecheranlage zugeführt.

*

Bild unten:
Ein gieriges Maul
hat der Brecher, der auf verschiedene Größen eingestellt werden kann. Ununterbrochen schluckt er den Ziegelschutt, um ihn mit seinen gewaltigen Kiefern zu zerkleinern.



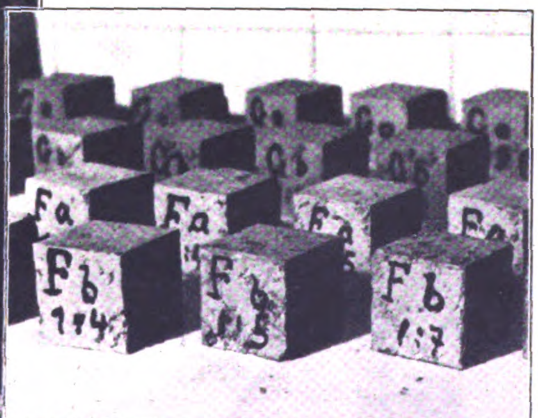
Das ist die neue bewegliche Steinfabrik der Deutschen Arbeitsfront.
Wo Behelfsheime oder andere kriegswichtige Bauten errichtet werden sollen, wird die „Fabrik" aufgestellt. Tag für Tag liefert sie hier nun den nötigen Ziegelsplitt in verschiedenen Größen, der mit Zement vermengt den neuen Baustein ergibt. Wenige ungelernte Arbeitskräfte „schmeißen den Laden".
Aufn.: Denckler 6, Oliwka 2, Weltbild 1.



Wie viele von uns haben nun schon erschüttert vor den Ruinen ihrer Wohnhäuser gestanden, die ihre Mauerreste und Kamine als Zeugnisse sinnloser Zerstörungswut anklagend gegen den Himmel strecken. Wir wissen, daß wir nach diesem Kriege unsere Städte schöner und besser wieder aufbauen werden. Manch einer mag vor der Größe solcher Bauvorhaben verzagen. Und in der Tat können sie auch mit den bisher üblichen Mitteln der Bauarbeit nicht bewältigt werden. Aber Wissenschaft und Technik sind schon jetzt unermüdlich bestrebt, neue Baustoffe zu finden und neue Bauweisen zu entwickeln. So ist es nunmehr auch gelungen, aus dem Bauschutt, dem Unnützesten und Trostlosesten, was unser Auge in den Städten sieht, einen Baustoff herzustellen, der heute mit bestem Ergebnis dazu verwandt wird, Behelfsheime zu errichten.



In der Versuchsküche.
„Man nehme" . . . Die wissenschaftliche Vorarbeit für den neuen Ziegelsplittstein erforderte zahlreiche Versuchsreihen mit den verschiedensten Mischungsverhältnissen.

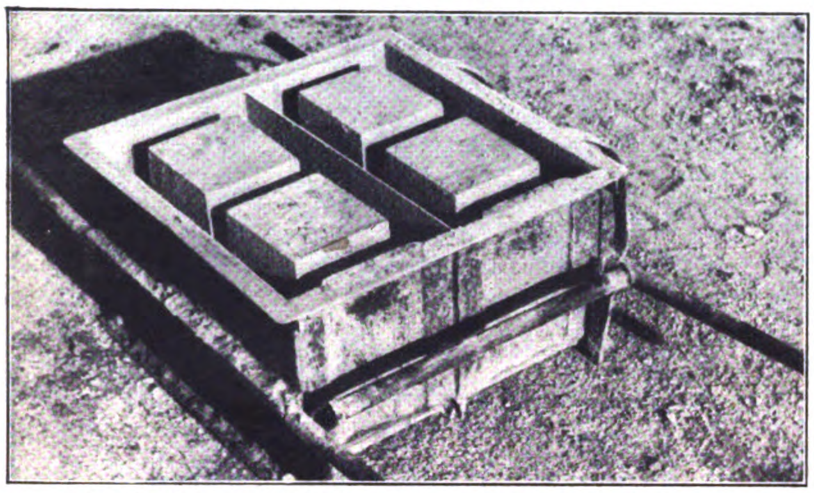


Ziegelsplittsteine sind erstklassig.
Steinmuster aller Art mit und ohne Ziegelsplitt ergeben, daß die endgültig gewählte Zusammensetzung dieser neuen Backsteine für Wohnbauzwecke besonders geeignet ist.

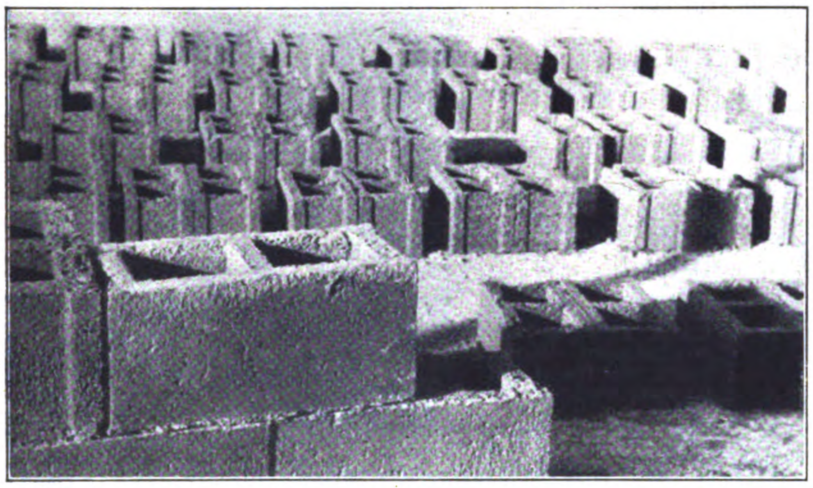


Und aus diesem Rohstoff entstehen die neuen Steine.
Der Ziegelsplitt wird in Loren gefüllt und zu den Betonmischmaschinen zur Bereitung der Bausteinmasse befördert.

Um den Trümmerschutt unserer Städte nutzbar zu machen, schuf die Deutsche Arbeitsfront fahrbare Steinfabriken. Hier zeigen wir, wie es gemacht wird.



Es sieht aus wie ein überlebensgroßes Spielzeug . . .
Die Stahlform, in der die fertige Baumasse zum Hohlblockstein geformt wird: Ein einfacher Vorgang, den jede angelernte Arbeitskraft ausführen kann.



Die Ziegelsplittsteine sind zum Trocknen aufgestellt.
Etwa 2000 Steine dieser Art liefert täglich, von der Rohstoffseite gesehen, die fahrbare Steinfabrik der DAF. Das nennt man wirklich „schnell und zweckmäßig"



Und kurze Zeit später: Das fertige Behelfsheim,
entstanden aus dem neuen Ziegelsplittstein. Es bietet den Ausgebombten ein bescheidenes, aber eigenes, gemütliches Heim mit einwandfreien bautechnischen Eigenschaften. Tatkräftiger Wille führte hier zu sichtbaren Erfolgen



Schwere Waffen für die Front.
Ein schwerer Mörser auf Selbstfahrlafette wird verladen. Mit seinen vielen Zentner wiegenden Granaten wird er ein gewichtiges Wort sprechen.

MIT UNGARN SCHULTER AN SCHULTER



Hauptmann Ritter Paul v. Török,
der im Wehrmachtbericht genannte erfolgreichste ungarische Panzerknacker

PK.-Aufn.: Kriegsberichter v. Koerber (2).

ᛋᛋ-PK.-Aufnahme von ᛋᛋ-Kriegsberichter Truol

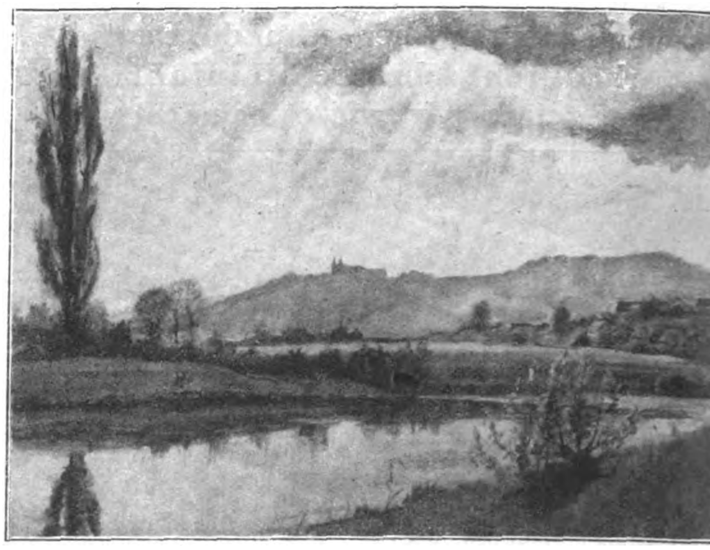


Ungarische Flammenwerfer
während einer kleinen Atempause



Der Kunst des Arztes und dem Willen des Künstlers ist ein Erfolg von einzigartiger Größe beschieden gewesen. Der junge fränkische Soldat Hubert Weber verlor im Balkanfeldzug beide Hände, dazu war ihm der linke Oberarm zerschmettert worden. Er war vorher Photograph gewesen wie sein Vater, wenn auch seine Neigung mehr der bildenden Kunst galt. Der scheinbar trostlose Fall ist Professor Sauerbruch anvertraut worden. Der zerschmetterte Oberarm wurde durch Überspannung, durch Einpflanzung eines herausgenommenen halben Schienbeins in Ordnung gebracht. In die Muskulatur des verbliebenen halben Unterarms wurden Elfenbeinstifte eingefügt, die einen Zug bewegen und die Prothese, die die ganze Feingliedrigkeit und Beweglichkeit einer Hand aufweist, voll leistungsfähig machen. Heute ist Hubert W. Schüler der Akademie der bildenden Künste in Nürnberg.

Sie bleiben ihrer Kunst erhalten!



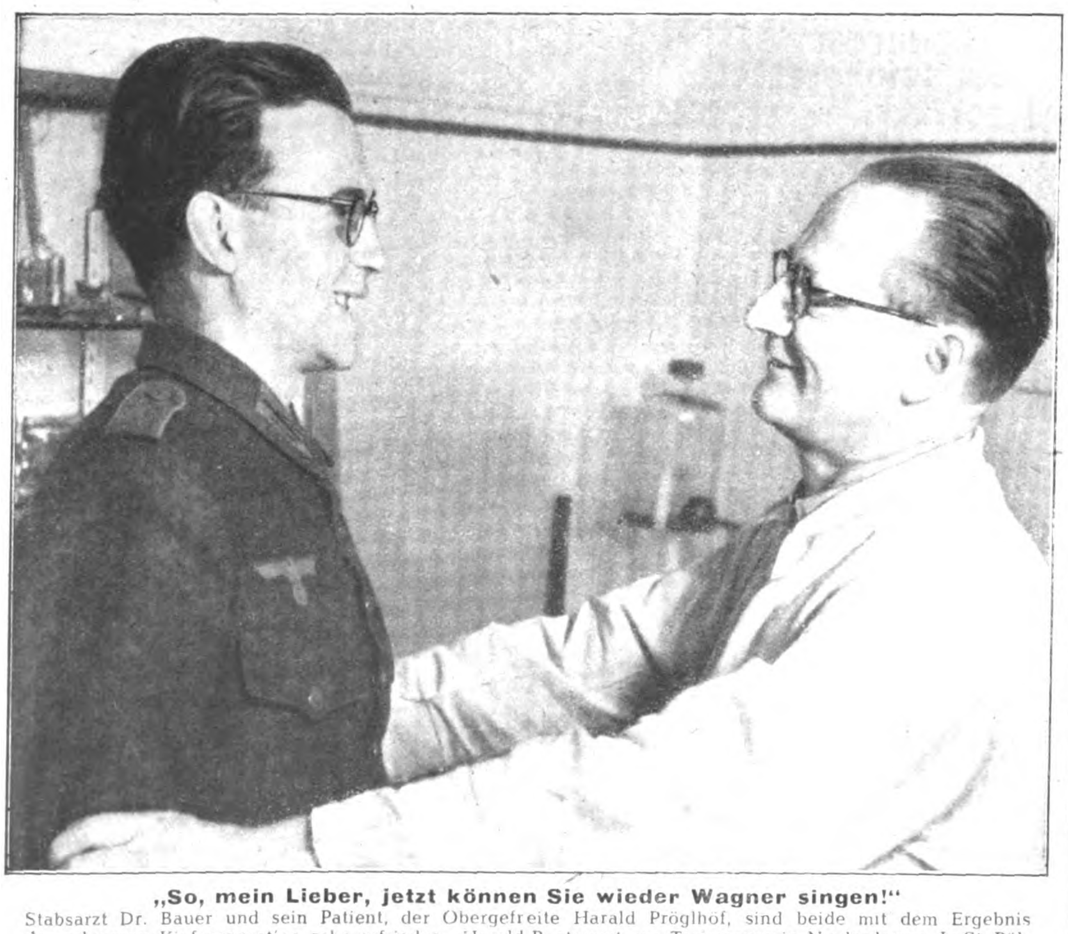
„Fränkische Mainlandschaft." Temperabild des Malers ohne Hände Hubert Weber in Staffelstein.

Bildbericht von Hans Sebald.



Die künstlichen Hände sind so feingliedrig, daß sie nicht nur Pinsel und Palette halten, sondern auch sonst normales Greifen ermöglichen. Ja sogar Tastempfindungen werden durch die Finger auf die Nervenbahnen vermittelt





„So, mein Lieber, jetzt können Sie wieder Wagner singen!"
Stabsarzt Dr. Bauer und sein Patient, der Obergefreite Harald Pröglhof, sind beide mit dem Ergebnis der schweren Kieferoperation sehr zufrieden. Harald P. stammt aus Traismauer in Niederdonau. In St. Pölten besuchte er das Gymnasium und anschließend auf Grund seiner stimmlichen Begabung die Opernabteilung der Musikakademie in Wien. In den Kämpfen im Osten wurde er im Sommer 1943 verwundet. Ein Granatsplitter riß sämtliche Zähne des Unterkiefers weg, beschädigte den Unterkiefer selbst und zerfetzte die Fleischteile des Kinns. Die Operation gelang so gut, daß äußerlich kaum noch etwas zu sehen ist. Die Vollendung der Unterkieferprothese wird auch die letzten Spuren der schweren Verletzung tilgen helfen. Schon jetzt hat Harald Pröglhof als Hans Sachs in Wagners „Meistersingern" mit Talent debütieren können

Aufnahmen: Leif Geiges.

DER ERBÄRMLICHSTE DIEBSTAHL DER WELTGESCHICHTE

Der nationalsozialistische Staatsgrundsatz „Gemeinnutz vor Eigennutz" ist dem deutschen Volke ganz aus dem Herzen gesprochen. Immer wieder kehrt dieser Gedanke seit Freidanks „Bescheidenheit" in Äußerungen deutscher Dichter und Denker und in Sprüchen des Volksmunds wieder. Wir stellen im folgenden eine Reihe dieser Worte zusammen, deren Inhalt allerdings erst durch den Nationalsozialismus seine knappste Formulierung gefunden hat.

Ez enhât dekein gesellschaft
Mit ungelichem muote Kraft —
Nie hat Gesellschaft wohl Bestand,
Wenn gleicher Sinn nicht schlingt das Band.
V r i d a n k e s Bescheidenheit (1225—1240).

*

Wem nit gmein nutz ist als wert
Als eigennutz, des er begert,
Den halt ich für ein närschen gouch;
Was gmein ist, das ist eigen ouch.
S e b a s t i a n B r a n t : Das Narrenschiff, Nr. 10, Von worer fründschaft.

*

Vermaledeit sei das Leben, das sich einer allein lebt und nicht seinem Nächsten; und wiederum gebenedeit sei das Leben, darin einer nicht ihm, sondern seinem Nächsten lebt und dient mit Lehre, mit Strafe, mit Hülfe und womit es sei und wie es geschehen mag.
M a r t i n L u t h e r (um 1560).

*

Eigener Nutz, heimlicher Haß und junger Leute Rat, verderbet manche gute Stadt.
S p r u c h a m R a t h a u s z u S t e n d a l, 1581.

Wor unter Menschenkindern
Hans Eigen Man regirt,
Daselbst bleibt weit dahinden,
Was gmeinen Nutz forvirt (dient).
Deswegen laßt euch lehren . . .,
Daß bey Arm und Reichen
Privat gesuch und Geld
Dem gmeinen Nutz muß weichen,
Wanns sol sein recht bestellt.
J o h. D o m a n : Lied der Hanse, 1618.

*

Den Eigen-Nutz last herrschen nicht,
Sonst straft euch Gott in seim Gericht.
J o h. M i c h. M o s c h e r o s c h. Wunderliche und leibhaftige Gesichte Philanders von Sittewald, 1643.

*

Was löblich will zu Rate gehn,
Darf nicht auf eigenen Nutzen sehn!
A l t e r R a t h a u s s p r u c h z u I s e r l o h n, 1650.

*

Eigener Nutz — ist ein böser Putz.
C h r i s t o p h L e h m a n n. Politischer Blumengarten, 1662.

*

Der Gemeinnützige ragt weit empor.
S p r u c h i m R a t h a u s z u C h u r, 1682.

*

Non sibi servat spes in publica, commoda fundit.
(Gemeinnutz geht vor Eigennutz.)
H a r z e r A u s b e u t e m ü n z e (um 1700).

*

Wollen leben und uns freun,
Helfen, fördern, dienstlich sein!
D a n i e l J ä g e r (1762—1802): O wie lieblich ist's im Kreise . . .

*

Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.
F r i e d r i c h v o n S c h i l l e r : Wilhelm Tell, Aufzug I, Sz. 1 (1804).

Und jeder Deutsche lebe dem allgemeinen Wohl.
A u g. G r a f P l a t e n - H a l l e r m u n d. Gesammelte Werke, 1815.

*

Eigennutz, Haß und Zwietracht
Hatt Maintz und Hall eigen gemacht,
Hatt Collen ihren Rath gefangen,
Erfurth ihren Bürgermeister gehangen . . .
Es hilft Gewalt und Manheit nicht,
Wo Eintracht und gut Rath gebricht.
W i l h e l m R a a b e : „Unseres Herrgotts Kanzlei" (Magdeburgs Belagerung) aus „Alte Reimen, darin Städte und ihre Einwohner zu Frieden und Einigkeit vermahnet werden".

*

Da eigner Nutz erst ward erdacht,
Das hat die Welt in kumer bracht.

*

Eigennutz erwürget auch den Freund.

*

Wo man mit Eigennutz düngt, kann die Tugend nicht gedeihen.

*

Eigennützlich — keinem nützlich.
Alte Sprüche.

*

Wenn aufhört Geiz und Eigennutz,
Will ich losrücken meinen Stutz.
Spruch an dem Steinbilde eines im Anschlag liegenden Schützen an einem Tiroler Schießstand.

*

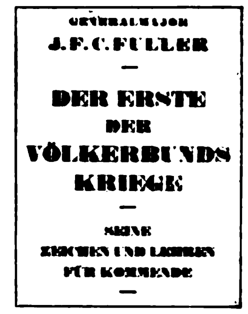
Der Mann, der Deutschland wegen seiner Staatsmaxime „Gemeinnutz vor Eigennutz" bekämpft, sie sich trotzdem aneignet, aber von Deutschland verlangt, es müsse „umlernen".



Major Attlee,
stellvertr. brit. Ministerpräsident, erklärte in einer Rede: „In England haben Tausende von Menschen eingesehen, daß sich der Sieg im Kriege nur durch die Anwendung des Grundsatzes ‚Gemeinnutz geht vor Eigennutz' erringen läßt, und sie erkennen jetzt auch, daß dies der Schlüssel zum Wiederaufbau nach dem Kriege ist."

Der Mann, der voraussagte, daß die jüdischen Plutokratien dem Lande, in dem Gemeinnutz vor Eigennutz gilt, den Krieg erklären würden.





Generalmajor J. F. C. Fuller,
hat in seinem auch ins Deutsche übersetzten Buche „Der erste der Völkerbundskriege" S. 211/12 schon 1936 den Krieg vorausgesagt, mit dem Englands Plutokratie Deutschland wegen seines Staatsgrundsatzes „Gemeinnutz vor Eigennutz" überfallen werde.

J. F. C. Fuller: „Der bei weitem aufschlußreichste und zuverlässigste Bericht über die Reorganisation Deutschlands seit 1933 ist der von E. C. Donaldson Rawlins in seiner Schrift ‚Economic Conditions in Germany to March 1936'. Den Gesamtinhalt dieser sorgfältigen Analyse kann man in vier Worten zusammenfassen: ‚Gemeinnutz geht vor Eigennutz'. Wenn das nicht ein gesunder moralischer Grundsatz und auch ein echter demokratischer Grundsatz ist, auf den sich eine nationale Organisation stützen soll, welcher sollte es dann sonst sein?

Worüber dieses Buch Aufschluß gibt, das ist die nationale kollektive Solidarität, die eine reale ist im Vergleich zu der internationalen kollektiven Sicherheit des Völkerbundes, die nur ein schwülstiger Mythus ist. Anfang 1933 wurde dem deutschen Volke gesagt, daß alle Unternehmungen vom Gesetz geregelt werden, daß die Nation nicht zum Nutzen des Wirtschaftssystems lebt, noch daß das Wirtschaftssystem zum Nutzen des Kapitals da ist, sondern daß das Kapital dem Wirtschaftssystem und das Wirtschaftsgesetz der Nation dient. Daher ist der Eigennutz als Motiv durch den Gemeinnutz verdrängt. Das ist der eigentliche Grund, warum das Reich gegen den internationalen Kapitalismus und infolgedessen antijüdisch ist. Und weil es so ist, deshalb sind es in der Hauptsache diese beiden Kräfte, die ihre Kriegshebel auf den Völkerbund als Stütze ansetzen. Insgeheim ist der zweite der Völkerbundskriege jetzt drei Jahre alt, und obwohl es bis jetzt noch nicht zu physischen Auseinandersetzungen gekommen ist, wird jede Anstrengung von den internationalen Kräften unternommen, den Ausbruch derselben zu beschleunigen."

Jahrhunderte, Jahrtausende haben die edelsten Denker um die beste Form des Zusammenlebens aller im Staate, und damit um den höchsten Sinn eines Staates überhaupt, gerungen. Schon Perikles, Athens glücklicher Feldherr und großer Staatsmann (500 bis 429 v. Z.), erkannte Sinn und Ziel des Staates in der „allgemeinen Wohlfahrt". In mehr als zweitausend Jahren brachte es die Menschheit nicht vom Erkennen bis zur Verwirklichung dieser reinsten Staatsidee.

Immer wieder griffen gerade deutsche Dichter und Denker, aber auch der Volksmund diesen hohen Gedanken auf und näherten sich mitunter schon der späteren Formulierung: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz". Nirgendwo aber fand sich staatsmännische Weitsicht und Kraft, die Idee in die Tat umzusetzen.

Noch weniger in der außerdeutschen Welt. Liberalismus und Demokratie ließen nicht Luft noch Raum, auch nur zum Keimen eines besseren, höheren Gedankens der Gemeinschaft.

Von allen Staatsformen tat erst der Nationalsozialismus den entschlossenen Schritt von der Idee zur Tat, — er verwirklichte vom Tage seiner Machtergreifung 1933 an, was er ein Jahrzehnt zuvor gleich in drei Programmpunkten (Punkte 9, 10 und 24 des Programms der NSDAP.) gefordert hatte!

Zur Stunde aber der Verwirklichung der größten staatsschöpferischen Idee, daß der einzelne ein Nichts, das Volk aber alles sei, daß das Ich ein erbärmlicher Wicht, daß das Wir hingegen Träger und Garant des Lebens und der Zukunft aller sei und daß der allgemeine Nutzen jedwedem eigenen Nutzen voranstehen müsse — zur selben Stunde stand die Gegnerschaft auf, die sich durch ein gänzlich Neues in ihren Geschäften und nackten Interessen mit den von ihnen beherrschten Völkern bedroht sah: diese Idee durfte nicht siegen, nirgendwo! Da sie nicht scheiterte, sondern im Gegenteil sichtbarste, werbende Erfolge trug, mußte sie mit Gewalt unterdrückt und ausgemerzt werden — durch Krieg! So wollten es Weltkapitalismus und Weltjudentum, und so wollte es der Judäobolschewismus als Ausdrucksform eines unechten, menschenunwürdigen Sozialismus. So bezeugt es der als kühler Politiker und kühner Stratege einen internationalen Ruf genießende englische Generalmajor Fuller.

Hier ist schon 1936 — im gleichen Jahr, da ein Churchill mit Roosevelts Zusicherungen in der Hand das Unvermeidliche ankündigte: „Deutschland wird zu stark, es muß vernichtet werden!" — der neue Weltkrieg angezeigt worden. Hier wird schon 1936 geradezu autoritativ der Wille zur Vernichtung des deutschen „Frevlers" angeprangert, der es gewagt hatte, der Ausbeutung durch den internationalen Kapitalismus und der Auspowerung durch die Judenheit jene ursprüngliche menschheiterlösende Idee entgegenzustellen, die Idee von der Gemeinschaft aller, die keine Egoisten und Parasiten duldet. 1936 schon stand — nach dem Kardinalzeugen Fuller, London — der Grund zum Kriege unabänderlich fest, — 1939 endlich war auch der äußere Anlaß zum Kriege gefunden. Sie sagten Danzig, überdies eine rein deutsche Angelegenheit, und meinten die ihnen von dem „gesunden moralischen und echt demokratischen Grundsatz" her drohende Gefahr ihrer Entmachtung, die Völker nach Belieben unterdrücken und ausbeuten zu können.

Und nun ereignet sich 1944, auf dem dramatischen Höhepunkt des mutwillig entfesselten Krieges, die ungeheuerlichste Groteske: Dasselbe Polen, um dessen vorgeblicher Freiheit und Sicherheit willen angeblich der Weltbrand ge-

legt worden war, dasselbe Polen wird an die Sowjets verraten, zugleich aber ereignet sich der infamste Betrug und der größte Diebstahl der Weltgeschichte: England, das sich zum Träger des kapitalistisch-jüdischen Vernichtungsplanes gegen den deutschen Sozialstaat und dessen Staatsmaxime und Leitmotiv „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" gemacht hatte, England proklamiert nun seinerseits mit unübertrumpfbarer Anmaßung und unter vollständiger Umkehr seines schon von 1933—36 her datierenden wirklichen Grundes zum Kriege eben diesen von ihm verdammten deutschen Grundsatz zu seinem (angeblichen) Friedensziel . . .

Die britische Führungsschicht hat sich weder als fähig noch als willig erwiesen, die sozialen Fragen ihres eigenen Volkes zu meistern. Diese Führungsschicht kann die von ihr auf Biegen und Brechen bekämpfte Idee „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" in ihrer ganzen Größe und Reinheit niemals begreifen, geschweige denn in die Tat umsetzen. Zur Vernichtung dieser tragenden deutschen Staatsidee haben Englands Politiker aber hundert Millionen Menschen in einen Opfergang zwischen Not, Tod und Terror hineingezerrt.

Es wäre ein Absurdum der Weltgeschichte, wenn diese Feinde einer sozialen Gerechtigkeit zur Betörung ihrer immer wieder betrogenen Gefolgschaft die Fahne des nationalen Sozialismus mit der Devise „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" entrollen dürften, einzig zu dem Zwecke, Deutschland, den Schöpfer und Bannerträger dieser Idee, vom Erdboden zu vertilgen.

> Wenn ein jeder das Gemein
> Läßt seine höchste Sorge sein,
> Wird der Segen wohl genähret,
> Alles mit Gott und Ehr gemehret.
>
> Spruch im Rathause zu Malans.
>
> Es ist das Wohl des Ganzen, wovon jedes patriotische, wovon selbst jedes eigennützige Gemüt das seinige hofft.
>
> Friedrich von Gentz: Schriften (1838—1840).
>
> Das Größte, was dem Menschen begegnen kann, ist es wohl, in der eigenen Sache die allgemeine zu verteidigen.
>
> Leopold von Ranke: Sämtliche Werke (1875—1890). Englische Geschichte.
>
> Der ist kein Bürger, der die eigne Sorge
> Vergißt nicht in der Not des Allgemeinen.
>
> Franz Grillparzer: Ein Bruderzwist in Habsburg (1873), 4. Auftritt.

Die letzte Melodie

NOVELLE VON FRITZ MARTIN RINTELEN

Das erlöschende Licht des neunten Oktobertages glühte nur noch auf den höchsten Wipfeln der herbstbunten Wälder an der Saale. Die engen Straßen und Gassen der kleinen Residenz lagen schon in der frühen Dämmerung, als zwei Reiter in leichtem Trab einritten. Wo die beiden Reiter vorüberkamen, erwiesen Soldaten und Offiziere ihre Ehrenbezeigungen, die Bürger zogen mit tiefen Verbeugungen vor ihnen die Hüte.

Über die schirmenden Dächer erhob sich der mächtige gelbe Bau der Heidecksburg vor dem Hainberge. Die Kuppel ihres Eckturmes funkelte im letzten Strahl der untergehenden Sonne. Die vielen Fenster der Schloßfront waren schon erleuchtet. Als die Reiter am Ausgang der Neuen Gasse ankamen, deutete Karl von Nostiz hinauf. „Königliche Hoheit werden bereits erwartet", sagte er. „Seine Durchlaucht hat wieder einen Ball anbefohlen und wird uns hoffentlich auch die Springbrunnen seines Weinkellers noch einmal öffnen lassen. Man sollte nicht glauben, daß ein Feldzug so heiter beginnen kann."

Das freie und kühne Gesicht des Prinzen aber war von einem fast schmerzlichen Ernst überschattet. Er saß hoch gewachsen, schmalhüftig, sehr gerade und doch leicht im Sattel. Seine Rechte im weißen Handschuh glitt liebkosend über den glänzenden warmen Pferdehals. „Wie schön müßte es sein", antwortete er dem Freunde, „von einem Festmahl aufzustehen, das letzte Glas dem Leben darzubringen und in einen Kampf zu reiten, der uns noch im Tode Sieg und Ruhm gewinnen ließe! Aber ich werde mein Blut für den König und mein Vaterland vergießen, ohne einen Augenblick seine Rettung zu erhoffen."

„Königliche Hoheit sehen zu düster. Die Fahnen unserer Armee wehten in den Schlachten des großen Friedrich."

„Sein Lorbeer ist verdorrt, sein Geist hat uns verlassen. Wir stehen vor dem Kampf um Sein oder Nichtsein. Und was geschieht? Der General von Saldern hat Seiner Majestät in einer Denkschrift dargelegt, daß zwar nach der Vorschrift sechsundsiebzig Schritte in einer Minute marschiert werden sollen, er aber nach reiflichem Nachdenken und vielfachen Beobachtungen Grund zu der Annahme habe, fünfundsiebzig Schritte in der Minute seien noch besser. Es ist zum Speien."

Nostiz behielt seine heitere Zuversicht. Ein alter Schafskopf könne ihn nicht ennuyieren. Er habe die Ehre, Adjutant der Königlichen Hoheit zu sein, und alle jüngeren Offiziere stünden im wahren soldatischen Geiste hinter dem Prinzen.

Sie ritten in den Schloßhof ein, der von vielen Fackeln und Windlichtern erleuchtet war. Stallknechte eilten herbei und übernahmen die Pferde. Der Prinz streichelte seinem Rappen Stirn und Nase. Das Tier schob den Kopf auf seine Schulter, und er legte den Arm um den glatten, kräftigen Hals. Droben an einem Flurfenster standen die Schwestern von Uttenhoven, Hofdamen der Fürstin Reuß, aus Saalfeld zum Balle gekommen, und wandten keinen Blick von den beiden jungen Herren, die schon ein Strahl künftigen Heldentums verklärte. Der Prinz und sein Getreuester waren fast gleich groß. Sie hatten den schlanken Wuchs, die schmalen Gesichter mit schön geschwungenen Brauen, die freie gerade Haltung der Söhne jahrhundertealter Geschlechter. Der Waffenrock saß ihnen wie angewachsen.

Als sie die Freitreppe hinaufstiegen, zog Amalie von Uttenhoven die jüngere Schwester eilig vom Fenster fort. „Man wird uns schon vermissen."

„Es gibt keinen zweiten Mann wie ihn", sagte Marianne leise. Dann eilten sie in den großen Saal zurück.

Die preußischen Quartiergäste waren dort noch nicht anwesend. Sie hatten in einem anderen Raum die Ankunft des Prinzen erwartet, der über Tag im Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig gewesen war. Doch nun hob der Hofmarschall des Fürsten den goldenen Stab und klopfte dreimal leise auf: „Seine Königliche Hoheit Prinz Louis Ferdinand von Preußen und die Herren seines Gefolges!"

Der kleine Fürst, offensichtlich schon in Weinlaune, ging den Eintretenden zu lebhafter Begrüßung entgegen. Das Orchester auf der Galerie spielte den Hohenfriedberger Marsch. Louis Ferdinand dankte dem Schloßherrn für diese Ehrung. Dann neigte er sich über die Hand der Fürstin. Er führte sie zu Tisch. Zu seiner Linken nahm der Fürst Platz. Nostiz saß zwischen den Schwestern Uttenhoven, von ihrer Anmut und geistreichen Schlagfertigkeit ebenso entzückt wie seine Kameraden von den Reizen ihrer Tischdamen. Deren hellfarbige Kleider, mit Stickereien durchwirkt, unter den Brüsten gebunden und weich herabfließend, gaben Brustansatz und Nacken, Schultern und Hals frei. Diademe von edlen Steinen und Perlen umschlossen dicht über den Stirnen die blonden oder dunklen Locken, goldene Armreifen die Handgelenke schlanker weißer Arme. Die Kronleuchter strahlten hinauf zum farbenfroh gemalten Deckenhimmel mit seiner Versammlung heiterer Götter. Auf der Tafel standen im Wechsel mit großen Sträußen später Rosen vielarmige silberne Leuchter. Die leicht bewegten Kerzenflammen entzündeten rote Funken auf dem goldenen Geschirr. Die Durchlaucht von Schwarzburg-Rudolstadt lebte üppiger und vergnüglicher als die Majestät von Preußen.

Nach der Geflügelsuppe brachten die bedienenden Lakaien auf großen Schüsseln Hasenrücken mit Kastanienbrei, Feldhühner mit Salat, Fasanen mit Kraut und getrüffelte Kapaune. Die Tafelnden hatten die Wahl unter vielen edlen Weinen auf dem Schloßkeller. Der Gastgeber selbst ließ sich nur Champagner einschenken und trank rasch, ohne die besorgten und warnenden Blicke der Fürstin zu beachten. Er sprach und lachte überlaut, so daß auch die allgemeine Unterhaltung sich bald aus der gedämpften Tonart und feierlichen Förmlichkeit höfischer Etikette befreite. Das Orchester, kaum noch gehört, spielte Melodien aus Cherubinis neuer Oper „Lodoiska". Die Lakaien reichten Stangenspargel.

Louis Ferdinand hob sein Glas und trank Nostiz zu. Da verfingen sich seine und Marianne von Uttenhovens Blicke. Das Blut stieg ihr zu Kopf. Sie fühlte ihren Puls an den Schläfen klopfen. Doch saß sie reglos und war nicht imstande, die Lider zu senken, als das jähe Aufstrahlen seiner Augen sie traf. Die Flamme, die es in ihr entzündete, leuchtete zu ihm zurück. Der Prinz lächelte sie an.

Überzuckerte Früchte und riesige Eisbomben wurden auf die Tafel gestellt. Marianne erwachte aus ihrer Verzauberung. Ihre Hand, die nach dem stürmenden Herzen greifen wollte, sank zurück. „Sie haben", sagte Nostiz leise, „Seiner Königlichen Hoheit tiefen Eindruck gemacht."

Amalie, zur Rechten des Adjutanten, hatte dessen Worte gehört. Man erzähle sich, antwortete sie anstatt der Schwester, der Prinz verschenke seine Gunst sehr rasch, und seine vielen galanten Abenteuer und Verbindungen seien der Anlaß eines schweren Zerwürfnisses mit dem preußischen Hofe geworden.

Das sei böswilliger Klatsch, erwiderte Nostiz jäh verändert, steif aufgerichtet und mit abweisendem Gesicht. Den Anlaß zu einer Verstimmung zwischen der Majestät von Preußen und Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Louis habe eine Denkschrift gegeben, die den König in freimütiger, aber durchaus ehrerbietiger Weise habe veranlassen wollen, sich von einigen untauglichen Ratgebern zu trennen. Der Staatsminister vom Stein, die Generale von Phull und Rüchel, Scharnhorst, Prinz August und der Prinz von Oranien seien ebenfalls Unterzeichner der Eingabe. Wie berechtigt die Sorge dieser aufrechten und treuen Männer gewesen, zeige sich jetzt.

„Seine Königliche Hoheit hat aber, wie allgemein bekannt ist, Liaisons zugleich mit der Kriegsrätin Wiesel und einer Demoiselle Fromm", beharrte Amalie.

„Wenn er diesen beiden Frauen zugetan ist, müssen seine Freunde bedauern, daß bei aller Vielseitigkeit ihrer Reize keine der Kraft seiner Empfindungen genügt, keine das wirklich Liebenswerte in ihm, den Adel seiner Seele, die Flamme seines Herzens recht zu lieben weiß. Seien Sie aber davon überzeugt, es gibt keinen Soldaten und keinen jüngeren Offizier in der Armee, der nicht für ihn durchs Feuer ginge!"

Marianne hatte mit gesenktem Kopf zugehört. Ihr Tischherr, der Hauptmann von Möllendorf, Offizier in des Prinzen Regiment, war verärgert über ihre anscheinende Zerstreutheit, mit der sie schon zum zweitenmal eine Frage überhört hatte. Nun setzte sie ihr Glas an die Lippen und sah über den Rand des Kelches hin wieder den Blick Louis Ferdinands auf sich gerichtet. Da auch er sein Glas soeben an den Mund gesetzt hatte, war es, als tränken sie einander zu.

Dem Fürsten war indessen der Wein noch mehr zu Kopf gestiegen. Er lärmte und lachte so ausgelassen, daß die anstandsvolle und verständige Fürstin nach Beendigung des Essens die Tafel aufhob und das wilde Männchen seinen Gästen entführte, indem sie sich mit der ganzen Familie in die inneren Gemächer des Schlosses zurückzog. Prinz Louis geleitete sie hinaus. Die Tischgesellschaft verteilte sich in mehrere kleinere Räume, während die Lakaien begannen, den Saal zum Tanz auszuräumen.

Nostiz und Amalie Uttenhoven wurden von deren Schwester und Möllendorf getrennt. Als dieser mit dem Quartiermeister von Valentini und dem Ingenieur-Hauptmann Schubert ein Gespräch begann, konnte Marianne sich absondern. Sie gelangte unaufgehalten an den lebhaft plaudernden Gruppen der Offiziere, Höflinge und Damen vorüber zur Tür, ging rasch hinaus und schritt nun, wie im Traum, geheimnisvoll von unwiderstehlicher Macht geführt, den langen, schwach erleuchteten Gang hinab bis zu einem Zimmer, daraus, kaum gedämpft, in ungewöhnlichen Mischungen und Folgen der Töne leidenschaftliches Klavierspiel klang. Ohne Zögern trat sie ein.

Am Instrument saß Louis Ferdinand. Außer ihnen war niemand in dem Raum. „Ich habe Sie herge-

Schriftleitung: München 22 Thierschstraße 11, Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5. Einzelnummern können bis auf weiteres nicht nachgeliefert werden.

wünscht", sagte der Prinz, ohne sein Spiel zu unterbrechen.

Marianne, in ihrem weißen Seidenkleid, das mit kleinen silbernen Sternen bestickt war, trat neben ihn und sah hinab auf seine schönen schmalen Hände, die mit meisterhafter Sicherheit die Tasten griffen. Kriegerische trotzige Klänge von kühnster Erfindung wechselten mit Tönen dunkler Schwermut. Eine wilde Sturmflut rauschte auf und zerschlug alle Dämme. Blitze flammten herab, und die brennenden Berge stürzten in das aufschäumende Meer. Ein feuriger Komet stieg mit grausamer Pracht auf und senkte sich jäh, den Weltuntergang zu vollenden. Da erschloß eine einfache zarte Melodie die seligen Gefilde reinen Friedens, und während sie in anmutigen Variationen fortklang, begann der Prinz zu sprechen.

„Liebe wünschte ich. Sie ist der einzige Wunsch meines Herzens. Ich habe so heilige Begriffe von ihr, daß ich nie die Erfüllung fand. Sie ist das wahre Glück, aber unsere unglückliche Zeit ist erfüllt von dem Geheul des Hasses und dem Gebrüll des Krieges. Unduldsam Rasende sind, die Verkünder des Geistes sein sollten. Wie kann ein Mensch frei und glücklich werden, wenn er nicht klug und gut ist? Wer gut ist, liebt. Doch so viele sind zu töricht, zu eitel oder zu furchtsam, der Stimme des Herzens zu folgen, der süßen Stimme, die uns mahnt, einander zu lieben und schon diese Welt zur Heimat der Seligen zu machen."

Wieder wandelte sich die schöne, beglückende Melodie. „Ich danke Ihnen, daß Sie zu mir gekommen sind."

Marianne sank an seiner Seite nieder und legte die Stirn auf sein Knie. Er brach das Spiel ab.

„Ich fühle, alle herben Erfahrungen haben mein Herz nicht erkalten lassen. Die Hoffnung auf Freundschaft und Liebe und alle Gefühle, die edle Menschen auszeichnen, lebt noch immer in mir."

Seine Hände umschlossen ihr Gesicht und hoben behutsam ihren Kopf. Lächelnd beugte er sich hinab und küßte sie. Dann stand er auf, zog sie zu sich empor und hielt die Zitternde in den Armen. Ihre Lider mit den langen dunklen Wimpern waren geschlossen, ihre Wangen brannten, und ihre Lippen hatten sich ein wenig geöffnet. Leise glitten ihre Finger an seinen Armen aufwärts über seine Schultern und verschränkten sich auf seinem Nacken. So standen sie lange schweigend. Er fühlte die tiefe Erschütterung, mit der sie Leib und Seele für ihn aufgab. Sein Kuß, der voll heißer Kraft und doch voll Zärtlichkeit war, erwiderte das stumme Geständnis ihrer Liebe.

„Wir müssen uns schon immer gedacht, gekannt und geliebt haben", sagte er.

Da zerriß der Zauber, der sie umschlossen hielt. Auf dem Flur wurden hastige Schritte und Rufe laut. Marianne befreite sich erschreckt aus des Prinzen Umarmung und eilte in das dunkle Nebenzimmer, als schon Valentini, Nostiz und der Oberst von Kleist eintraten.

Sie hörte Louis Ferdinand sagen: „Ich sehe Ihnen an, daß Sie mir wichtige Nachrichten bringen. Kommen Sie nur näher. Ich bin allein."

Als die Offiziere noch zögerten, setzte er lachend hinzu: „Die Weiße Frau ging hier vorüber."

Der Oberst erwiderte mit seiner knarrenden Stimme: „Das wäre schlimm, Königliche Hoheit. Soeben ist Meldung von den Vorposten eingetroffen. Marschall Lannes marschiert auf Saalfeld."

„Lassen Sie sofort die Truppen alarmieren! Wir müssen den Platz bis zum Eintreffen der Hauptarmee halten und ihren Vormarsch über die Saale decken. Der Erfolg wird nicht leicht zu erringen sein. Wir wollen uns mit Ehren betragen, und einer muß für den anderen einstehen."

„Jeder", rief Nostiz, „wird seine Pflicht tun und für Sie noch mehr!"

„Ich danke Ihnen, meine Herren. Nehmen Sie rasch Abschied, in einer Viertelstunde reiten wir ab. Valentini, bringen Sie dem Fürsten und der Fürstin meinen Gruß und unser aller Dank für die freundliche Aufnahme!"

„Zu Befehl, Königliche Hoheit."

Die drei Offiziere eilten sporenklirrend hinaus. Louis Ferdinand trat in das Nebenzimmer. „Leb wohl, Marianne. Ich darf jetzt nicht bei dir bleiben. Dein Bild wird mich in den schweren Kampf begleiten, der mir bevorsteht."

„O dieser schreckliche Krieg!" jammerte sie und klammerte sich an ihn. „Nun ist alles sinnlos."

„Sinnlos? Vielleicht ohne Zukunft, aber nicht ohne Sinn!" Er zog sie noch einmal an sich. „Vergiß mich nicht. Wenn ich das Leben behalte, komme ich zu dir." (Schluß folgt.)

Schluß zu Seite 2:

Das war unser Rommel!

Sie schießen stehend freihändig. Im Nu liegt mein Gewehr an der Backe. Zwei hintereinanderstehende Franzosen stürzen, als mein Schuß kracht. Jetzt habe ich noch drei Gegner gegenüber. Meine Männer sind anscheinend rückwärts wieder in Deckung gegangen, sie können mir nicht helfen. Ich schieße wieder. Der Schuß versagt. Rasch reiße ich die Kammer auf, sie ist leer. Zum Laden ist angesichts des nahen Gegners keine Zeit, eine Deckung ist in unmittelbarer Nähe nicht vorhanden. Zurückweichen kommt nicht in Frage. Die einzige Möglichkeit sehe ich im Bajonett. Ich war im Frieden ein begeisterter Bajonettfechter gewesen und hätte es zu ziemlicher Fertigkeit gebracht. Auch jetzt habe ich — [illegible] allein gegen drei Gegner stehe — volles Vertrauen in die Waffe und mein Können. Aber als [illegible] stürme, schießen die Gegner. Von einer Kugel getroffen, überschlage ich mich und liege nun ein paar Schritt vor den Füßen der Feinde. Ein Querschläger hat mir den linken Oberschenkel zerfetzt. Blut spritzt aus einer faustgroßen Wunde. Jede Sekunde erwarte ich einen Schuß oder den Todesstoß. Mit der rechten Hand presse ich die Wunde zu, gleichzeitig versuche ich mich hinter eine Eiche zu wälzen. Minutenlang liege ich zwischen den Fronten. Endlich brechen meine Männer erneut mit Hurra durchs Gebüsch, der Feind weicht. Der Gefreite Rauch und der Einjährige Rutschmann bemühen sich um mich. Mit einem Mantelriemen wird die Ader unterbunden, dann die Wunde mit Verbandpäckchen zugestopft. Hernach tragen sie mich in einer Zeltbahn durchs Gebüsch nach rückwärts zu der Schutzhütte."

Eine unverhoffte Begegnung.

Während des Bewegungskrieges in Rumänien reitet am 8. Januar 1917 der Oberleutnant Rommel mit dem Futtermeister Unteroffizier Pfäffle in Richtung Odobesti, um Anschluß rechts an eigene Truppen herzustellen. „Während wir durch das Unterdorf von Gagesti traben, fällt weit und breit kein Schuß. Das Reiten in der Frische des Morgens erquickt. Ich lasse meinen „Sultan" tüchtig ausgreifen, beschäftige mich mehr mit dem Pferd als mit der Umgebung. Pfäffle reitet 10 m hinter mir. — Wir sind etwa 1000 m von der Kirche von Gagesti entfernt, als sich vor meinem Pferd etwas auf der Straße bewegt. Ich sehe auf und bin nicht wenig erstaunt, dicht vor mir einen

rumänischen Spähtrupp von etwa 15 Mann mit aufgepflanztem Seitengewehr zu sehen. Zum Kehrtmachen und Weggaloppieren ist es zu spät. Ehe ich das Pferd auf der glatten Straße herumreiße und in Galopp setze, hätte ich sicher ein paar Kugeln im Leib. Ich entschließe mich rasch, trabe, ohne das Tempo zu vermindern, vollends auf den Spähtrupp zu, grüße freundlich, gebe ihnen zu verstehen, sie müßten abschnallen, seien Gefangene, sollten sich zu der Kirche von Gagesti in Marsch setzen, wo bereits 400 ihrer Kameraden versammelt seien. Ich bezweifle stark, ob einer der Rumänen meine Worte verstanden hat. Meine Gebärden und der ruhige, freundliche Verkehrston wirken aber überzeugend. Die 15 Mann lassen ihre Waffen an der Straße zurück und wandern querfeldein in der angegebenen Richtung los. Ich setze meinen Ritt nur noch wenige 100 m in südlicher Richtung fort und galoppiere dann auf kürzestem Weg zu meiner Kompanie zurück. Ein zweites Mal wäre ich wohl kaum mehr auf so einfältige Gegner gestoßen."

Der eine und die Übermacht.

In den Kämpfen um das Massiv des Mt. Matajur im Spätherbst 1917 konnte der Oberleutnant Rommel mehrmals seine Kaltblütigkeit in gefährlichsten Situationen beweisen.

„Will ich gegen den Feind am Südosthang des Mrzli vrh aufkommen, so muß ich mindestens zwei Schützen- und eine MG.-Kompanie haben. Um diese Kräfte rasch zusammenzubekommen, eile ich auf der Matajurstraße nach rückwärts. (Vizefeldwebel) Hügel hat Befehl, die Kuppe 1192 zu halten. — Weit und breit treffe ich keinen Verbindungsmann zu der abhängenden Abteilung Rommel. 600 m südlich 1192 um eine Kurve biegend, stehe ich plötzlich dicht vor einer italienischen Abteilung, die, aus Richtung Avsa kommend, eben die Matajurstraße kreuzt. Die Bersaglieri reißen die Gewehre von der Schulter, schießen . . . Ein rascher Sprung in das Gebüsch dicht unterhalb der Straße entzieht mich gezieltem Feuer. Einige Gegner verfolgen mich hangabwärts durch das Buschwerk. Aber während sie talwärts eilen, bin ich bereits wieder im Aufstieg nach 1192."

„Schon während unseres Angriffes haben wir im Sattel, den der Mrzli vrh zwischen seinen beiden höchsten Kuppen bildet, neben einem ausgedehnten Zeltlager Hunderte und aber Hunderte von italienischen Soldaten beobachtet. Sie stehen scheinbar unschlüssig und untätig und sehen wie versteinert unserem Vorgehen zu. —" „Unter diesen Umständen halte ich es für dringend geboten, rasch den Waldrand unterhalb des feindlichen Zeltlagers zu gewinnen. Aber meine Gebirgsschützen mit den s.MG. auf den Rücken sind derart erschöpft, daß ich ihnen den steilen Aufstieg durch dichtes Gebüsch nicht mehr zumuten kann. Deshalb lasse ich die Abteilung auf der Straße im Marsch." — „In dem Gefühl, handeln zu müssen, ehe der Gegner sich zum Handeln entschließt, verlasse ich den Waldrand und fordere in dauerndem Vorwärtsschreiten durch Zuruf und Winken mit dem Taschentuch den Feind zur Übergabe und Waffenstreckung auf. Die Masse starrt mich an, rührt sich nicht. Schon trennen mich 50, 100 m vom Waldrand, ein Zurück im feindlichen Feuer wäre unmöglich. Ich habe den Eindruck, daß ich nicht stehenbleiben darf, sonst ist unsere Sache verloren. 150 m trennen mich vom Feind! Oben kommt plötzlich Bewegung in die Massen. Sie stürzen hangabwärts, die widerstrebenden Offiziere werden mitgerissen. Die Mannschaft wirft größtenteils die Waffen weg. Hunderte eilen auf mich zu. Im Handumdrehen bin ich umringt, sitze auf italienischen Schultern. ‚Evviva Germania!' hallt es aus tausend Kehlen."

Der ritterliche Rommel.

Beim Übergang über den reißenden Gebirgsstrom Torre ereignet sich ein Zwischenfall.

„Leutnant Grau reitet als erster durch den letzten, sehr reißenden Arm des Torrente Torre. Da die beigetriebenen Fahrzeuge nicht ausreichen, um den Notsteg bis an das westliche Ufer durchzuführen, wird auf der letzten Strecke ein starkes Tau gespannt. An diesem halten sich die Schützen beim Durchschreiten des reißenden Gebirgswassers, das den einzelnen Mann unweigerlich mitnähme. Beim Übergang wird ein italienischer Gefangener, der einen großen Sanitätstornister auf dem Rücken trägt, durch die starke Strömung vom Seil gerissen und treibt schreiend, auf dem Rücken liegend, stromab. Der Mann scheint nicht schwimmen zu können. Der arme Teufel dauert mich. Ich gebe meinem Rappen die Sporen, galoppiere dem Italiener nach, und es gelingt mir, neben ihm in die Strömung zu kommen. In der Todesangst erfaßt der Italiener den Bügel des Pferdes, und das brave Tier bringt uns beide heil ans Land." —

Der ritterliche deutsche Soldat Rommel erspart auch dem Feind überflüssiges Blutvergießen. „Plötzlich beobachtet einer meiner Melder in den Felswänden in unserem Rücken absteigende italienische Infanterie in Kompaniestärke. Schleunigst bringe ich einige Schützen und ein l.MG. aus der Feuerlinie gegen Westen mit umgekehrter Front gegen den neuen Feind in Stellung. Jetzt klettert der Feind an steiler Wand, Mann hinter Mann, auf uns zu, Entfernung 300 m. Schießen wir, so stürzen die getroffenen Gegner über die Steilwand ab und reißen ihre Kameraden unterhalb im Sturz mit. Ein Erfolg ist mir sicher. Jedoch ich lasse zunächst nicht schießen, sondern fordere den Gegner durch Zuruf zur Übergabe auf. Rasch sieht der Feind ein, daß er hier verlieren muß, und ergibt sich."

„Wir boxen uns durch!"

Über den General Rommel, der schon als junger Oberleutnant bei den Kämpfen um den Monte Matajur sich den Pour le mérite erworben hatte und der dann im Polenfeldzug Kommandant des Führerhauptquartiers gewesen war, berichtet der Oberleutnant Alfred Tschimpke: „Am Pfingstsonntag 1940 (vollzog sich) der Übergang über die Maas, die mit zahllosen Bunkern und Felsenbastionen bestückt im Trommelfeuer der Granaten und aller Infanteriewaffen 24 Stunden lang zu einem feurigen Strom wurde. Die deutschen Angreifer kamen dennoch hinüber, und der erste Panzerwagen, der das Feindufer erklomm, war der des Generals. „Eben hatten wir uns noch mit den Pionierstoßtrupps des Schützenbataillons an den Häusern entlang in die Vorstadtstraßen von St. Valéry hineingepürscht, aus Kellerluken und Bodenfenstern hämmerten Maschinengewehre, die ersten Gefangenen wurden nach hinten geschickt, da ließ das Feuer plötzlich nach. Von der anderen Seite her waren die deutschen Panzer in die Stadt gedrungen. In der offenen Luke des ersten Panzers stand General Rommel. Er rief ein paar englische Soldaten an, die vor ihm eilig den Weg kreuzten, um in irgendeinem Hausgang zu verschwinden. Einer blieb stehen, kam zögernd heran. ‚Sag deinem General', rief General Rommel ihm zu, ‚er soll schleunigst aufhören, sonst schieß ich das ganze Nest zusammen!' Der Engländer lief pflichtschuldigst weg, in der Zwischenzeit trieben weitere Panzer die Gefangenen in den Kaistraßen zusammen. Eine Viertelstunde mochte vergangen sein, da kam mit kurzen Abständen Auto auf Auto auf dem zerschossenen Marktplatz an. Und den Wagen entstieg immer ein General nach dem andern, Franzosen und Engländer. Die erste Frage aber eines englischen Stabsoffiziers an einen deutschen Panzerleutnant lautete: ‚Sagen Sie mal, wie alt ist eigentlich Ihr General?' Franzosen und Engländer hatten der Division, die einen panischen Schrecken vor ihren Panzern her verbreitete, den Namen ‚Gespensterdivision' gegeben." Der Marschweg der Panzerdivision umschloß den Maas-Übergang, den Durchbruch der verlängerten Maginot-Linie, die Panzerschlacht Cambrai, die Panzerschlacht Arras, Einnahme von Lille, Somme-Übergang, Rouen, St. Valery, Cherbourg.

Unter dem Titel „Die Gespensterdivision" hat Alfred Tschimpke**) die Taten des gemischten Verbandes geschildert, dessen Führer, General Rommel, in der Folge als Oberbefehlshaber des Afrikakorps einmal Weltruhm erlangen sollte.

*) Erwin Rommel: „Infanterie greift an", Ludwig Voggenreiter Verlag, Potsdam.

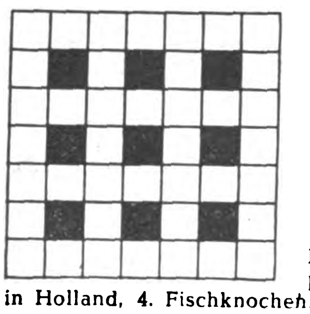
**) Alfred Tschimpke: „Die Gespensterdivision", Zentralverlag der NSDAP., Frz. Eher Nachf., München.

RÄTSEL

Rösselsprung

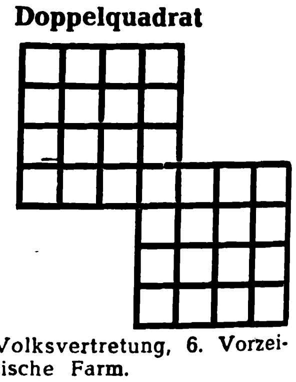
	an	hebt	wird	was	
kann	dem	sich	der	be	kein
mer	er	was	lin	aus	nur
	sin	klebt	stau	lied	
de	im	ge	gen	gen	dem

Viereck



Die Buchstaben: a a a a a a a a b b c e e e e e g g h h h i i l m m n r r r r r r t t t t u u werden so in die leeren Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Deutsche Stadt, 2. Tropenkrankheit, 3. Stadt in Holland, 4. Fischknochen.

Magisches Doppelquadrat



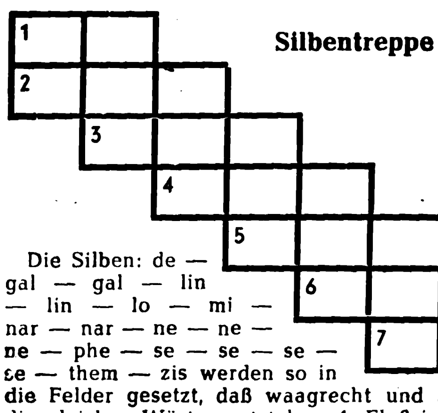
Die Buchstaben: a a a a a a ch d d d e f m m m m n n o o r r r s t t u u u werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. Landgut, 2. Stadt in Abessinien, 3. deutscher Minister, 4. Stierkämpfer, 5. frühere russ. Volksvertretung, 6. Vorzeichen, 7. nordamerikanische Farm.

Füllrätsel

Die Buchstaben: a a a a a a b c ch d d e e e e e e e f f g i i i i i i i k k k k l l m m m n n n n n n o o p r r r r r r r r r r r s s s s t t t t t u u u v sind so in die leeren Felder zu setzen, daß waagrecht folgende Wörter entstehen. 1. Wärmegrad, 2. Lithographie, 3. schweiz. Luftkurort, 4. Industriestadt an der Mulde, 5. Baukunst, 6. span. Kap, 7. Zeitbestimmung, 8. Unterkunftsräume in Festungen, 9. Gliederpuppe.

T	E								
	T	E							
		T	E						
			T	E					
				T	E				
					T	E			
						T	E		
							T	E	
								T	E

Silbentreppe



Die Silben: de — gal — gal — lin — lin — lo — mi — nar — nar — ne — ne — ne — phe — se — se — se — se — them — zis werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Fluß in England, 2. Bildungsanstalt, 3. Blume, 4. Strom in Afrika, 5. Hohlmaß, 6. Fettstein, 7. Laubbaum.

Wortraute

– Vokal
– – Fürwort
– – – Wurfspieß
– – – – Nebenfluß der Elbe
– – – – – Raubvogel
– – – – – – Speichel
– – – – – – – Häscher
– – – – – – Tanz
– – – – – Turnabteilung
– – – – leidenschaftliches Verlangen
– – – Europäer
– – Tierprodukt
– Vokal

Lösungen der Rätsel:

Rösselsprung: Was immer an der Erde klebt, dem wird kein Lied gelingen. Nur was sich aus dem Staube hebt, kann singen. Wolrad Eigenbrodt. ✱ **Silbentreppe:** 1. Themse, 2. Seminar, 3. Narzisse, 4. Senegal, 5. Gallone, 6. Nephelin, 7. Linde. ✱ **Viereck:** 1. Hamburg, 2. Malaria, 3. Utrecht, 4. Graeten. ✱ **Füllrätsel:** 1. Temperatur, 2. Steindruck, 3. Interlaken, 4. Bitterfeld, 5. Architektur, 6. Finisterre, 7. vorgestern, 8. Kasematten, 9. Marionette. ✱ **Magisches Doppelquadrat:** 1. Farm, 2. Adua, 3. Rust, 4. Matador, 5 Duma, 6. Omen, 7. Ranch. ✱ **Wortraute:** E, ER, GER, EGER, GEIER, GEIFER, GREIFER, REIGEN, RIEGE, GIER, IRE, EI, E.

Für jedes Mädel
EIN MANN AN DIE FRONT

DER BDM. STELLT KÜNFTIG DEN GANZEN BEDARF AN NACHRICHTENHELFERINNEN



„Dies also ist das gebräuchlichste Feldtelephon."
Die BDM.-Mädel, die hier ihre Ausbildung zu Nachrichtenhelferinnen erfahren, werden von ihrem Lehrer für ihren künftigen Beruf begeistert. Er selbst ist technischer Leiter eines Vermittlungsamtes und erteilt diesen Unterricht neben seinem ausgedehnten Dienst

Als Kriegssondereinsatz hat die Hitler-Jugend jetzt die Sicherstellung des gesamten Bedarfs an Nachrichtenhelferinnen übernommen, deren Ausbildung in Einheiten des BDM. erfolgt. Die so vorgebildeten Mädel kommen dann bei Eignung zu einer entsprechend gründlichen, monatelangen Spezialausbildung. Es gilt hier sehr komplizierte technische Aufgaben zu beherrschen; daneben werden viele Schulstunden einer gewissenhaften phonetischen Disziplin gewidmet, und vor dem Spiegel kann jede Schülerin beobachten, wie bisweilen das Mündchen gespitzt werden muß.



Die „erste Anprobe."
Die Sprechgarnitur muß ganz genau sitzen: Die Muschel des Mikrophons soll zwei Finger breit vom Mund entfernt sein, wenn das Mikrophon auch bei verhaltenem Sprechen richtig übertragen soll. Auch in einem Saal, in dem viele Telephonistinnen gleichzeitig arbeiten, darf durch zu lautes Sprechen kein störender Lärm entstehen.

Aufnahmen: Weltbild.



„Nuuuuli — fünfundvieärzig"
Sprechtechnik und Sprechzucht sind ein hauptsächlicher Ausbildungszweig für die Nachrichtenhelferinnen. Ruhiges, deutliches Sprechen muß daher vor dem Spiegel geübt werden.

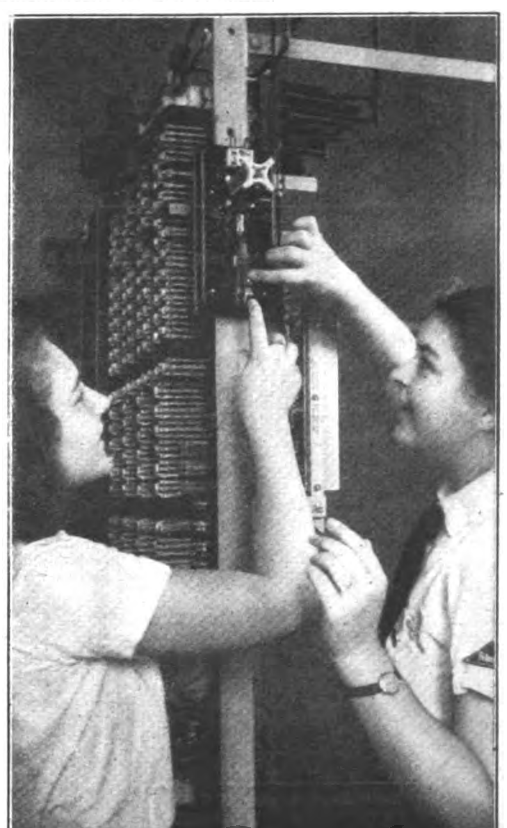


Für die Fortgeschrittenen: Morseunterricht mittels Kopfhörer.
Den ersten Unterricht im Erfassen der Morsezeichen erteilt die Ausbilderin unter Verwendung eines Lautsprechers, aus dem die Klopftöne schallen, die mitzuschreiben sind. Bei gesteigertem Tempo ist der Kopfhörer zweckmäßiger.



Strich — Punkt — Punkt — Punkt ...
Jetzt morst sie schon selber.

*



Rechts: Ein kleiner Zauberapparat!
Die Rücklötvorrichtung für Sicherungen einer automatischen Wählanlage. Absolute Vertrautheit auch mit diesem Mechanismus ist unerläßlich.

Sieh einmal, hier steht er . . .

BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER



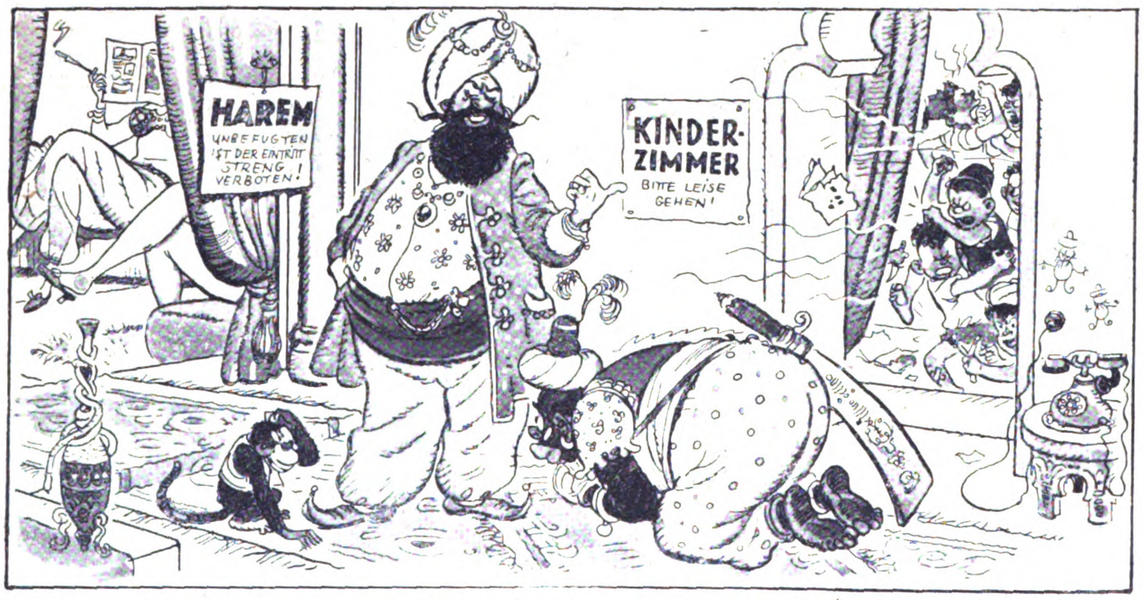
Das berühmte Kinderbuch „Struwwelpeter" des Arztes Heinrich Hoffmann, dessen Todestag sich vor kurzem zum 50. Male jährte, wird jetzt 100 Jahre alt. Es erlebte eine Auflage von 20 Millionen und hat sich in zwanzig verschiedenen Sprachen die ganze Welt erobert.



Im Urwald.
„— sein Signaltrommel von Dorf zu Dorf, Sahib! Aber heut nix gefährlich! Sahib Missionar trommelt kleine schwarze Schüler von nächste Dorf was aus wundervolle Struwwelpeter-Buk vor! — Kämmen ließ er nie auf seine Haar — fui rufen da eine jeder: Karstike Struwwelpeter . . !"



Unter Neuyorker Kidnappern:
„Verdammt nochmal, Jungens, ihr habt vergessen, das Buch mitzugreifen, an dem der Lausebengel so hängen soll — Struwwelboy oder wie das Ding heißt! Los, Tom, du saust sofort zurück und holst die Schwarte, sonst bringt uns das Kapitalistenbaby mit seiner Heulerei die Greifer auf den Hals . . ."



Im Orient.
„— und vergiß mir ja nicht, die hundert neuen Struwwelpeterbücher für meine lieben Kinderchen zu bestellen! —"



Der vornehme Mann im Reich der Mitte.
„Lies noch einmal, mein Sohn! Steht da wirklich, ‚an den Händen beiden ließ er sich nicht schneiden' —?"



Hoch im Norden.
„Hallo, Männeken, fangen Sie doch mal schnell das Biest dort, es hat unserem Nanuk sein Struwwelpeterbuch gestohlen, und mein Mann ist gerade mit dem Boot im Kino . . ."



Und Fritze Scheffler aus Berlin O.
„Sehr geehrter Herr Hoffmann! Tante Klärchen hat uns Sonntag das Struwwelpeterbuch geschenkt. Ich finde es prima! Aber hörnsemal, da kommt auch 'n kleiner Junge drin vor, der seine Suppe nich ißt, wo gibt's denn heute noch sowas?"

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. A B C D E F G Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

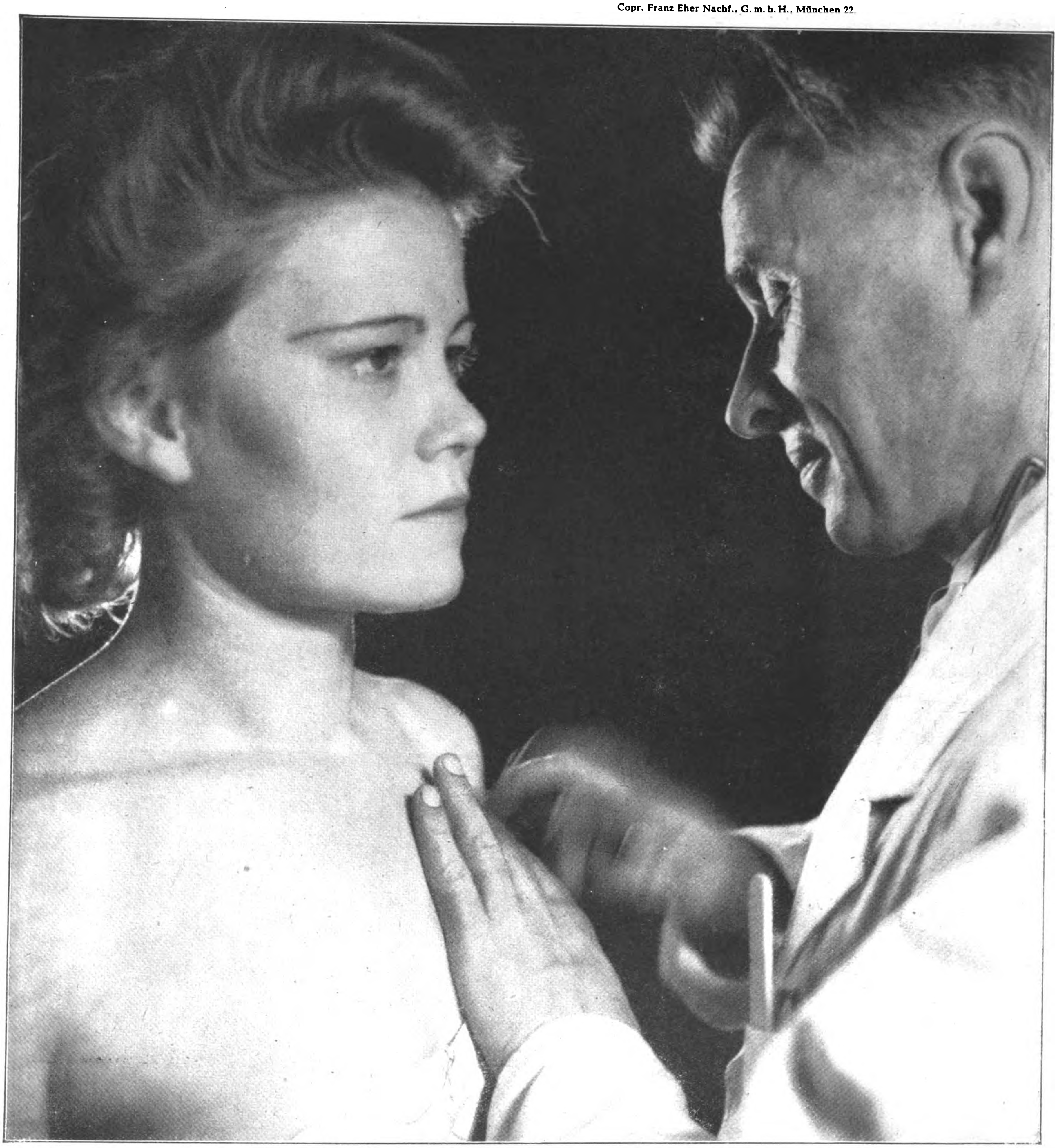
Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 23. NOV. 1944
19. JAHRGANG :·: FOLGE 47

Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

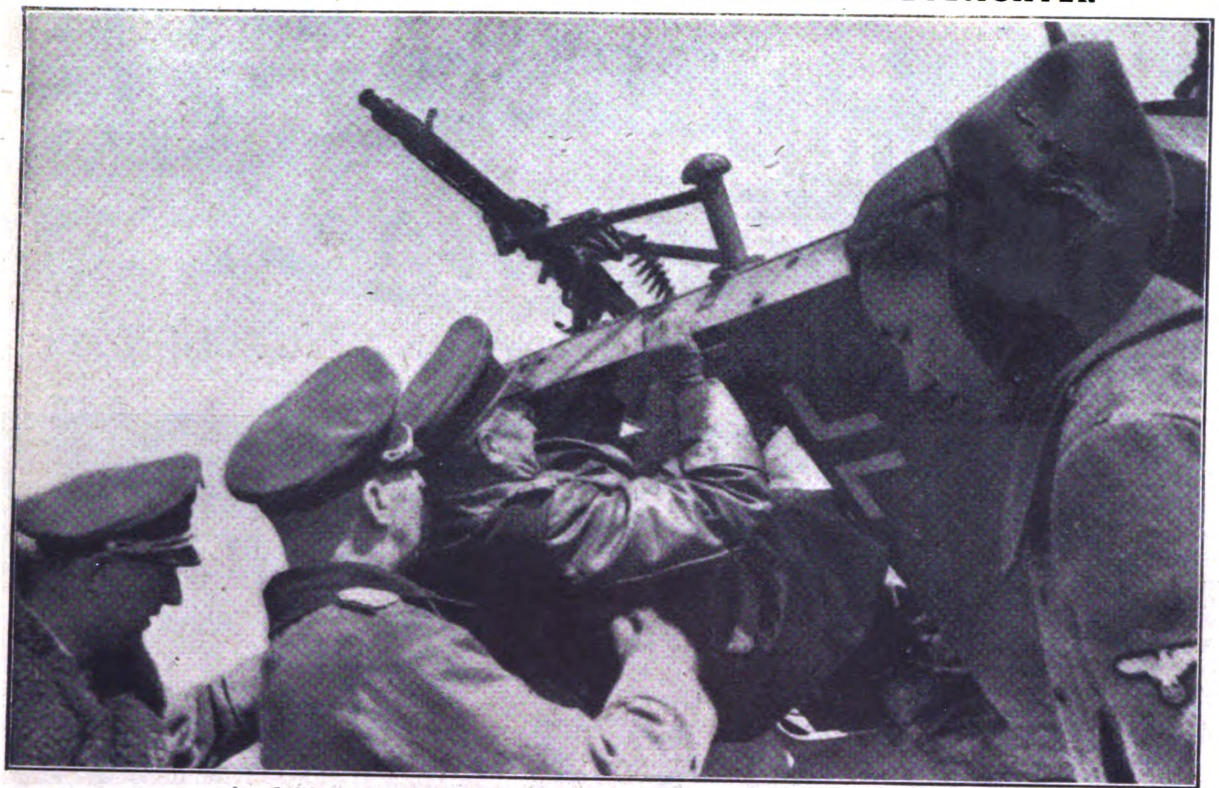
HEUTE NEUER ROMAN



„Lungen ohne Befund."

Jede deutsche Frau, die neu in den Arbeitsprozeß der Rüstung eingereiht wird und deren Arbeitsausübung gewisse körperliche Voraussetzungen erfordert, wird zunächst einer gründlichen Untersuchung unterzogen. Erst das Ja oder Nein des Betriebsarztes entscheidet über ihren Einsatz.

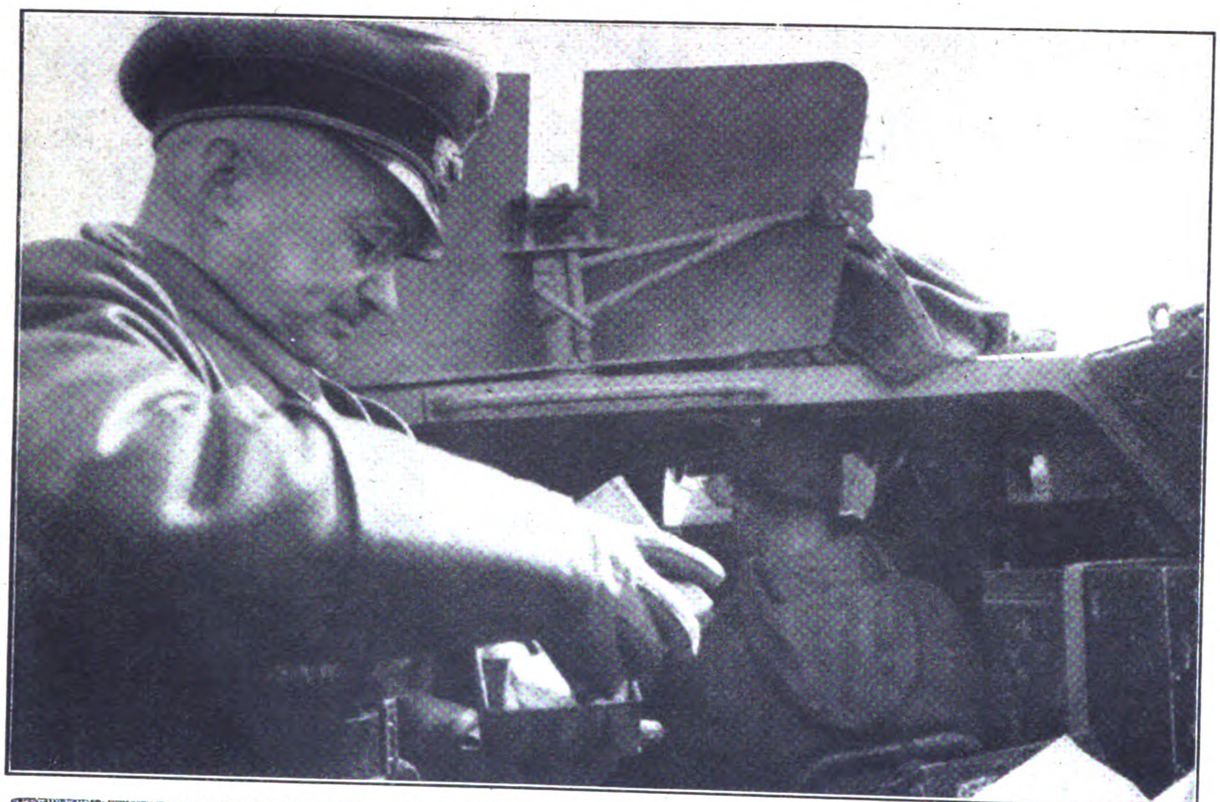
Zu unserem Bildbericht: „Tauglich — 1/1 Tag" von Els Leßmann.



Im frühen Morgengrauen wird zur Frontfahrt aufgebrochen.
Als erster schwingt sich der Feldmarschall in seinen Wagen

Mit Model unterwegs

Die Truppe muß von vorn geführt werden! ist das Losungswort des Generalfeldmarschalls Model, der vor kurzem vom Führer mit den Brillanten zum Eichenlaub mit Schwertern ausgezeichnet wurde. Manche kritische, aber auch manche frohe Stunde hat der Feldmarschall vorn bei seinen Soldaten erlebt. Vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht hinein ist er oftmals unterwegs. Gegessen wird an irgendeiner Feldküche. Nicht selten kommt es vor, daß auch dazu die Zeit nicht ausreicht. Dann wird zur Marschverpflegung gegriffen. Da ist die kleine Brottrommel mit den zwei Schnitten Brot, die Thermosflasche und die Zigarettendose, deren Inhalt allerdings in erster Linie für seine Soldaten bestimmt ist. Vielen von ihnen wird der Feldmarschall ein Begriff sein; wenn er, über den Rand seines Wagens gebeugt, einige Worte mit ihnen wechselt, sie fragt nach ihrem Ergehen und nach ihren Wünschen. Sie alle wissen, daß er von ihnen rücksichtslosen Einsatz und, wenn es sein muß, die Bereitschaft zur Hergabe des Letzten verlangt. Und die Männer nehmen im vollen Vertrauen auf seine Führung die härtesten Strapazen auf sich, wissen sie doch, daß er nicht mehr von ihnen fordert, als er jederzeit selbst zu geben bereit ist.





Die lange Fahrt im offenen Wagen hat hungrig gemacht.
Die Marschverpflegung wird ausgepackt, ein heißer Schluck aus der Thermosflasche tut gut bei der Kälte, und geschwind geht es weiter, denn das Arbeitsprogramm des Tages ist groß.

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Otto Paul.

„Faust"-Schläge — gezielt!



Ein gespenstisches Bild: Abschuß und Einschlag sind gleichzeitig zu sehen!
Blitzschnell durchjagt das Geschoß der „Panzerfaust" die Nacht.

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Lücke (Wb. 2), Platte (Sch.).



So wird angelegt und gezielt!
Der Gruppenführer zeigt die Handhabung der „Panzerfaust".

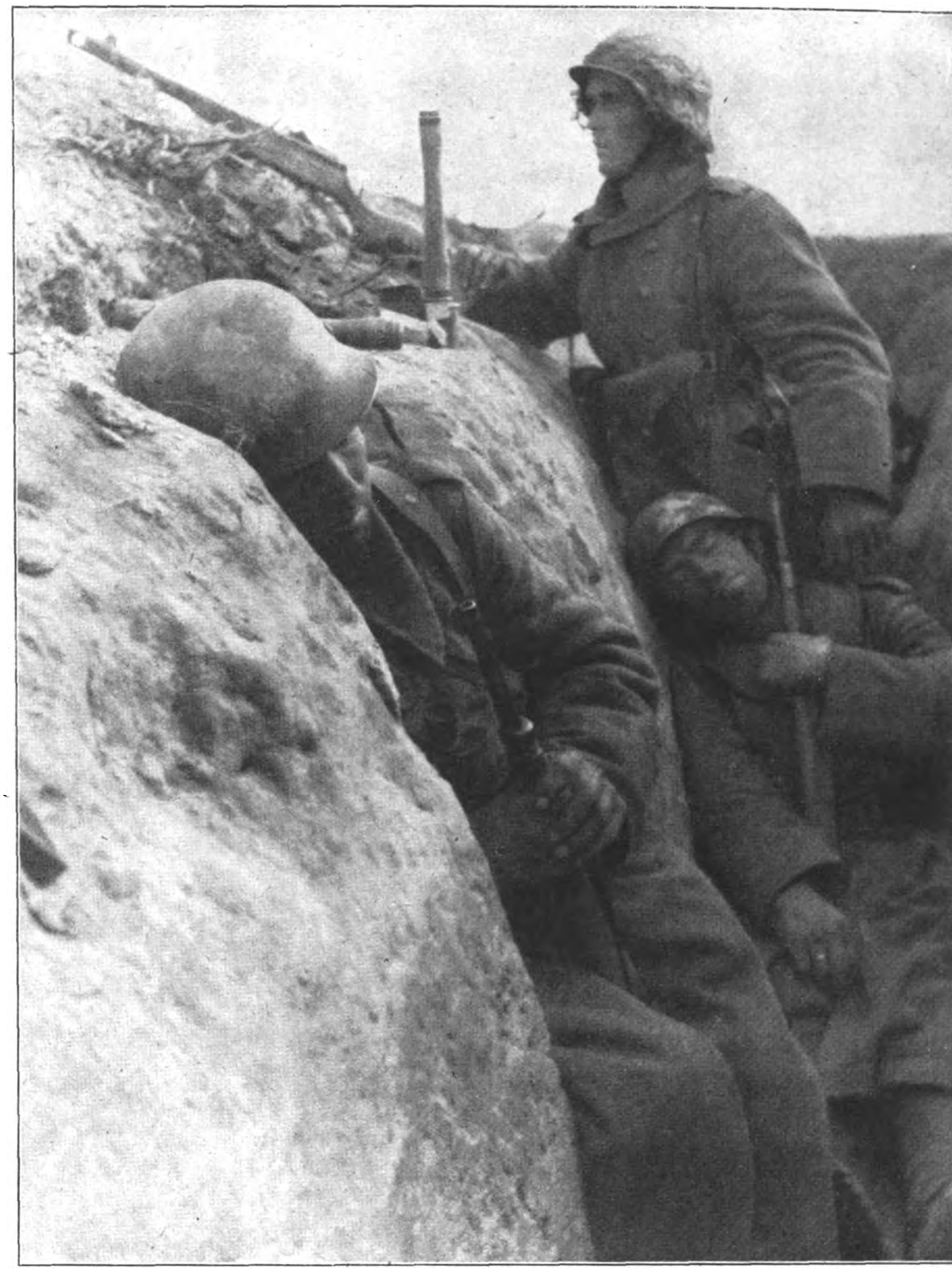


In hundert Schlachten gehärtet.
Zäh und verbissen setzt der Feind immer und immer wieder zum Durchbruch an. Härter aber noch ist die deutsche Abwehr, die sich mit Todesverachtung dem ungestümen Angreifer entgegenwirft und ihm den geringsten Bodengewinn wieder abjagt. Major K. ist einer der Führer dieser tapferen Grenadiere . . . Über dem Panzervernichtungszeichen, dem Deutschen Kreuz in Gold und der Nahkampfspange trägt er auf dem Band zum Eisernen Kreuz die erst unlängst vom Führer verliehene Ehrenblattspange.
SS-PK.-Aufnahmen: SS-Kriegsberichter Könneke.

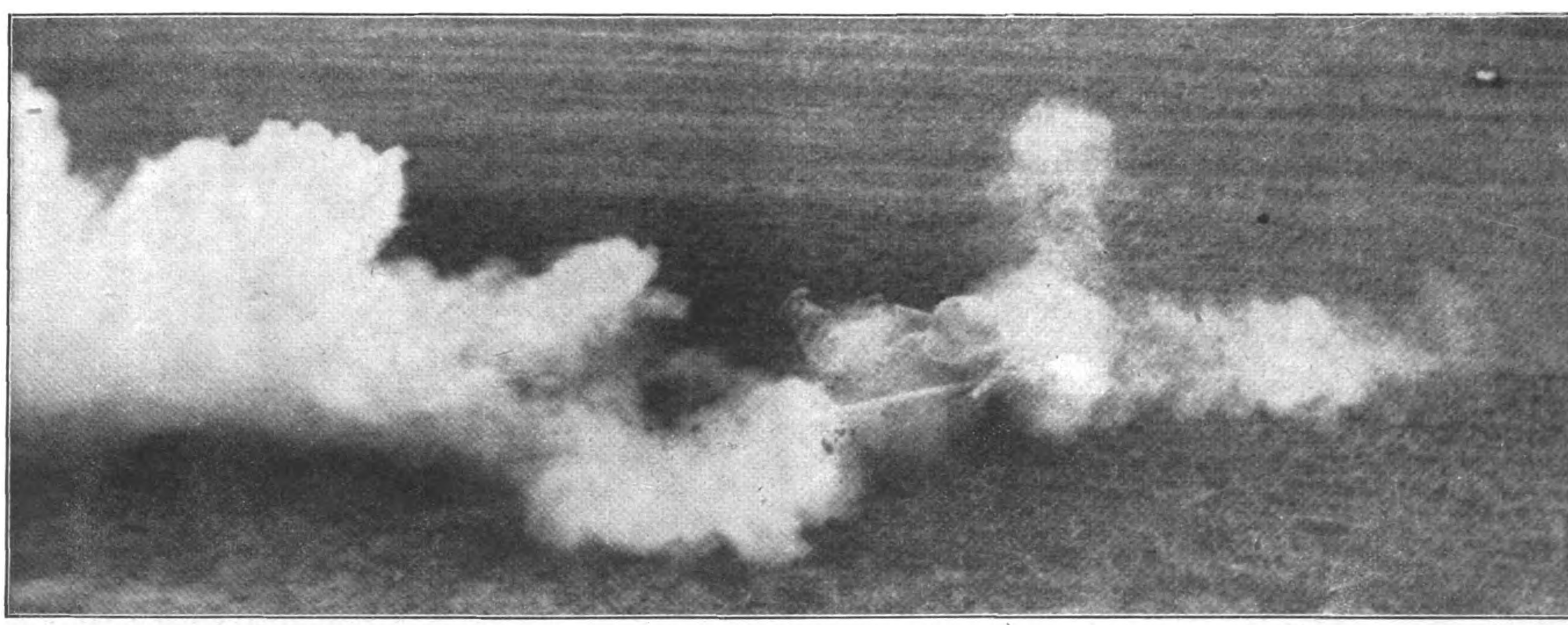


Härter als der Feind!

Zwischen den naßkalten Wänden des Grabens erfüllt sich der Kreislauf von Tag und Nacht. Hier ist gerade Verpflegung eingetroffen. Die Stunde wird genutzt, den Hunger zu stillen. Und auch für eine Zigarette wird die Zeit noch langen. Aber es ist eine ständige Bereitschaft.



Nur 80 Meter entfernt liegen die Stellungen der Bolschewisten.
Die Nacht hat keine Minute für den Schlaf hergegeben. Jetzt sind die überwachen Nerven strapaziert. Die Augen wollen von selbst zufallen. Reihum kann man sich nun eine Stunde Ruhe gönnen. Die Augen des wachsamen Postens tasten unaufhörlich die Feindstellung ab. Bei seinem Alarmruf ist alles auf den Beinen.



Flach an den Erdboden geschmiegt – so läßt der Einzelkämpfer mit der „Panzerfaust" kaltblütig den stählernen Riesen auf sich zukommen.
Schuß! — Während der Schütze noch vom Qualm umwogt wird, hat das Geschoß schon seine unheimliche, panzerbrechende Kraft bewiesen.

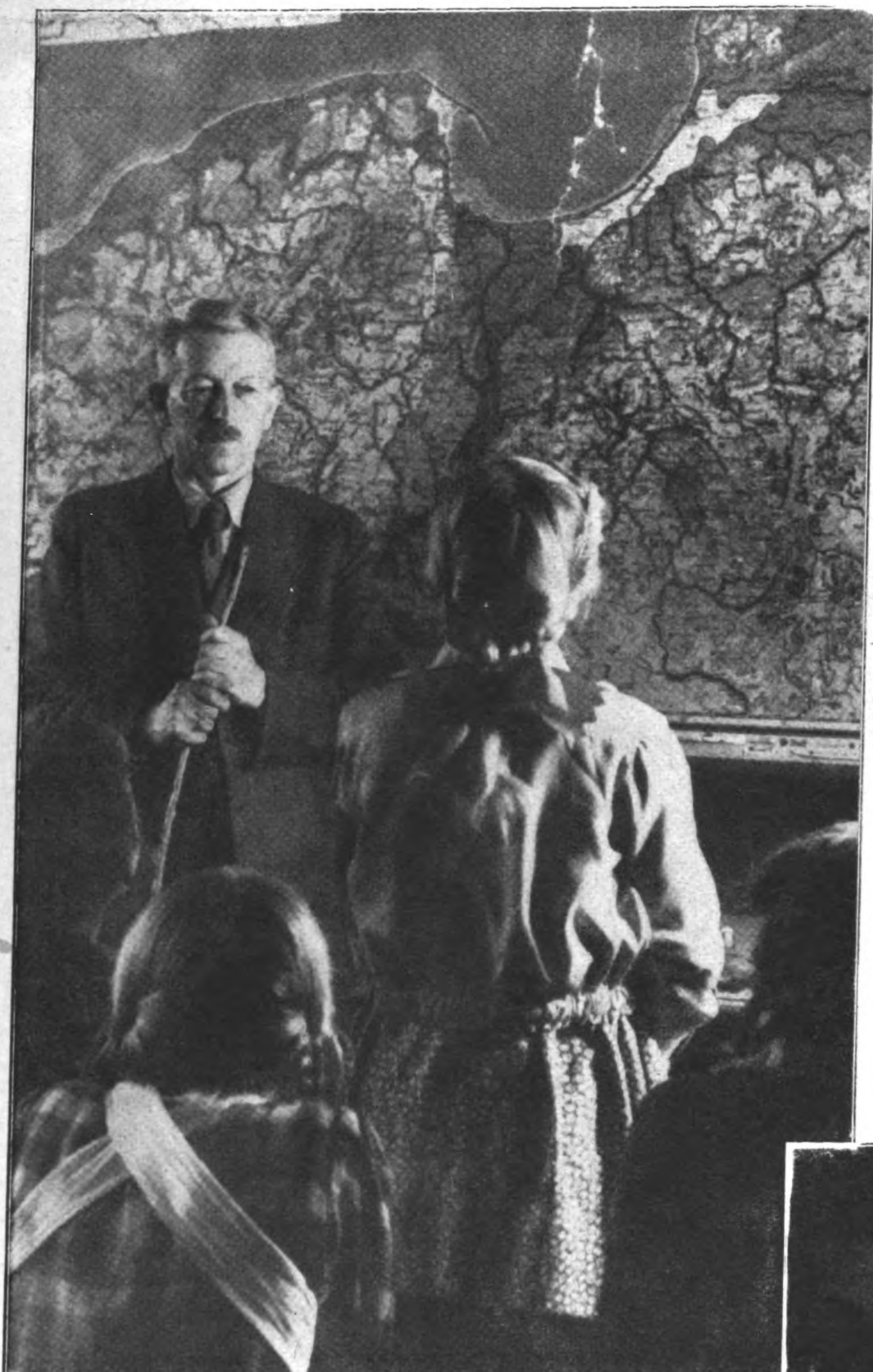
EIN DORF

Nur knapp 600 Einwohner hat dieses ostpreußische Dorf E. nahe der kämpfenden Front. Der Volkssturm aber wird es zu einer Festung gestalten. Jeder Mann und jeder Jungmann, der eine Waffe tragen kann, wird seinen geliebten Heimatboden verteidigen



Zu den Waffen!
Ein 16jähriger Hitlerjunge verteilt die soeben eingetroffenen Panzerfäuste und Handgranaten an seine angetretenen alten Volkssturmkameraden.

PK.-Bericht für den „Illustrierten Beobachter" von Kriegsberichter Wittke (Wb.).



Das Bild der Heimat
zeigte die Karte in der kleinen Dorfschule, als unser Kriegsberichter die Klasse betrat, und **„Der Deutsche Volkssturm in unserem Heimatkreise"** war das Thema, das der Lehrer gerade behandelte. Hauptlehrer Karl K. stammt aus einer ostpreußischen „Lehrerdynastie". Seine beiden Töchter versehen heute den Schuldienst in E. und einigen Nachbardörfern mit dem Vater zusammen. Hauptlehrer K. ist Reserveoffizier aus dem ersten Weltkrieg, wo er ein Bein verlor. Er ist 55 Jahre alt und führt den Volkssturm in seinem Dorf.



Vater und Sohn
im Deutschen Volkssturm. Hauptlehrer Karl K., der Reserveoffizier des Weltkrieges und jetzige Volkssturmführer in E., bei der Ausbildung seiner Männer: Als alter Soldat überprüft er sorgfältig die Waffenkenntnisse seines 16jährigen Sohnes Ulrich, der unter dem Befehl des Vaters im Volkssturm seines Heimatdorfes Dienst tut.

*



Wehr dich, Volk!
Der Dorfschmied prüft seine Waffe. „Ich traf den Schmied, Vater von drei Kindern", so erzählt der Kriegsberichter, „als er in der Arbeitsschürze vor dem Amboß stand und nach Soldatenart durch den spiegelblanken Gewehrlauf sah. Liebevoll und fachmännisch hielt er die Waffe in der Hand. Wie er so in seiner Schmiede stand, schien er mir wie ein Symbol der Volkserhebung gegen die feindliche Bedrohung."

greift zu den WAFFEN



Wer die Heimat liebt,
kann heute nicht mehr beiseitestehen. Wie diese Männer am Ufer ihres stillen Masurensees entlangziehen und ihre Stellungen zum Schutz des Dorfes beziehen, so sind in ganz Deutschland Millionen Männer aufgestanden, um ihre engere Heimat zu schützen. Und der Begriff Heimat umschließt nicht nur Land und Dorf und Stadt, sondern vor allem unser größtes Glück: die Frauen und die Kinder!



Als berittener Melder
wurde vom Führer des Volkssturms in E. der Bauer Hermann K. eingeteilt. Er ist 58 Jahre alt und Vater von 10 Kindern. Die beiden ältesten Söhne sind an der Front. K. ist als gedienter Artillerist ein guter Reiter. Dieser Bauer wurde im Jahre 1919 von den Polen von seinem damaligen Besitz vertrieben und fand als Siedler im Masurendorfe B. eine neue Heimat.



Masurenland . . .
Weit dehnen sich die stillen Seen, von dunklen Wäldern umrahmt. Kein schöner' Land, so dünkt es diesen Menschen, kann es auf der Welt geben. Jeder liebt das Stückchen Erde, dem er entstammt, und wer es behalten und als freier Mensch leben will, der muß auch bereit sein, darum zu kämpfen. So stehen der alte und der junge Volkssturmmann hier auf der Wacht.



Bei der Volkssturmausbildung
fällt besonders der markante Kopf des Bauern Fritz M. auf. Er ist 55 Jahre alt, war 14/18 mit dabei; von seinen fünf Söhnen sind vier draußen, der jüngste geht noch zur Schule. „Mit M. zusammen eine Stellung verteidigen", meint Hauptlehrer K., „das gibt ein beruhigendes Gefühl. Er ist ein erstklassiger Soldat, und man kann sich fest auf ihn verlassen!"



Kernig wie ihr Land
sind diese deutschen Menschen: Da ist Oberförster K., 69 Jahre alt, die man ihm nicht ansieht. Zwei Söhne hat er im Krieg verloren. Natürlich hat er sich freiwillig zum Volkssturm gemeldet.

*

Da ist auch der Bauer L., von dessen neun Kindern ein Sohn gefallen ist und zwei weitere im Feld stehen. Der 53jährige hat einen Teil dieses Krieges als Unteroffizier mitgemacht. L. bildet nun seine Volkssturmkameraden an der Panzerfaust aus.





s wär schad ums Marei!

Beim Marktbauern geht es hoch her. Alles hat sich in seiner Stube zusammengedrängt und harrt des festlichen Höhepunkts: auf den Tanz mit Marei, seiner Braut. Denn es ist nicht nur Fasching, sondern auch der Vorabend der Hochzeit. Der Bauer, der sich schon im sicheren Besitz der hübschen, jungen Frau wähnt, ahnt nicht, daß Marei auf ihren Ulli wartet — der sie vor dieser Ehe retten soll ... Die Mitglieder der Exl-Bühne, alle echte Tiroler Bauernsöhne und -töchter, — die Hauptdarstellerin Ilse Exl ist zugleich ihre Direktorin —, sind die Darsteller des Wien-Films „Ulli und Marei", den Leopold Hainisch inszeniert und der den alten und immer wieder neuen Konflikt zwischen Jugend und Alter zum Thema hat. Eduard Köck spielt den ältlichen Bauern und Attila Hörbiger den jungen Gegenspieler, der einzige, der nicht zum Exl-Ensemble gehört.

Polterabend: fast dreimal so alt wie die Braut ist er!
Wird sie trotzdem die liebende Frau werden? Marei lächelt ...



... aber nun wird ihr doch bange zumut:
Was würde aus ihr, wenn nicht das ersehnte Wunder geschähe?



Verzweiflung packt sie!
Sollte Ulli, den sie um Hilfe gebeten hat, nicht zur rechten Zeit kommen?



Bild links oben:
Sie möchte fliehen ...
Aber der in wilder Leidenschaft Entflammte läßt sie nicht mehr los. Aus dem Hintergrund jedoch ...



Links:
... bricht ein Maskierter sich Bahn,
der, wartend und erwartet, im richtigen Augenblick gekommen ist!



Rechts:
Ihm gehört die Marei!
Ulli, der sich nun zu erkennen gibt, ist zu jedem Kampf für diese Liebe bereit!

Aufnahmen: Wien-Film (Benedikt).

Staatsanwalt Dr. Konrad Horn

ROMAN VON H. G. HANSEN

Staatsanwalt Dr. Konrad Horn ging durch die stillen Vorstadtstraßen mit den üppig blühenden Gärten. Es war hier draußen so friedlich und beschaulich wie in einer Kleinstadt. Erst die Geschäftsstraße der Innenstadt wurde belebter.

Er hielt sich straff und aufrecht. Niemand hätte ihm ansehen können, daß er vor wenigen Minuten noch wie ein Bub mit seinen Kindern spielte. Horn gehörte zu jenen Menschen, die sich in der Öffentlichkeit anders geben als innerhalb ihrer vier Wände. Die stille Freude an den blumenbunten Vorgärten, an Vogelgezwitscher und flimmernden Sonnenkringeln auf blankgekehrten Gehsteigen verklärte sein ernstes Gesicht nur unmerklich.

Sobald Konrad Horn die abgetretenen und ausgewaschenen Stufen des ehemaligen Schlosses betrat, das Landgericht und Staatsanwaltschaft beherbergte, fiel alles von ihm ab, was hinter ihm lag. Er drückte die schwere Türe auf und betrat die dämmerig kühle Halle, von der aus man den Korridor erreichte, an dem sein Amtszimmer lag. Seine Überlegungen weilten schon bei der Arbeit, die auf ihn wartete. Die Sonne warf ein schräges Lichtbündel auf den Schreibtisch, als versuchte sie zaghaft, den kargen Raum zu beleben. Nichts erinnerte mehr an die heitere Stimmung, die einst die zierlichen Möbel des ausgehenden Rokokos hervorgezaubert hatten.

Horn spürte auch in den seltenen Minuten, in denen er sich im Amt von persönlichen Gedanken leiten ließ, nichts von dem Hauch, der aus vergangener Zeit zurückgeblieben war. In diesem Hause wurde er ein anderer Mensch als bei Frau und Kindern. Der Beruf verlangte einen überlegenden und kühlen Kopf, nüchternes Denken und zielbewußtes Streben. Die Sonne mochte draußen noch so schön strahlen, im Büro eines Staatsanwaltes störte sie. Konrad Horn zog den ehemals grünen, nun bis zum Fahlgrau verschossenen Vorhang zu. Das Zimmer fiel in matten Dämmer. Nur die weißen Papiere auf dem Schreibtisch leuchteten hell. Der Staatsanwalt nahm Platz und vertiefte sich in die bereitliegenden Akten.

Die erste Störung des Vormittags kam mit dem Wachtmeister, der die Morgenpost brachte. Kaum hatte Horn sich wieder in die Papiere vertieft, als das Telephon zu klingeln begann, und nun riß der Kampf mit den Forderungen des Tageslaufes und den von außen kommenden Störungen nicht mehr ab. Wachtmeister und Beamte der Geschäftsstelle, eine Schreibkraft aus dem Vorzimmer, zwei Kriminalbeamte, drei oder vier Gesuchsteller, die für sich selbst oder unter Anklage stehende Familienangehörige Anliegen vorbrachten, und ein Dutzend Telephonanrufe lösten einander ab. In den ersten Amtsjahren hatte Konrad Horn manchmal dagegen aufbegehrt, daß am Vormittag keine Stunde für zusammenhängende Arbeit blieb. Im Laufe der Jahre gewann er dann genügend Übung, im Augenblick von einem Gedankengang auf den anderen überzugehen und dort wieder fortzufahren, wo er unterbrochen worden war.

In spärlichen Sekunden blickte er wohl vom Schreibtisch auf und sah halb unbewußt, wie die Sonnenstäubchen vor dem Vorhangspalt tanzten. Die Geräusche der Straße drangen nur gedämpft in das Zimmer.

Als er dabei war, in einem schwebenden Verfahren einen Beschluß festzulegen, wurde er durch ein kräftiges Räuspern aufgestört. Kriminalkommissar Siebert hatte angeklopft und vergeblich auf ein „Herein" gewartet, so daß er ungehört bis vor den Schreibtisch des Staatsanwaltes hatte gelangen können.

„Ah, Herr Siebert." Horn lehnte sich in seinen Sessel zurück und bot dem Kommissar die Hand. Er schätzte Siebert als zuverlässig und fleißig, vor allem wegen seines klaren und durchdringenden Verstandes, der sich nicht von unwägbaren Gefühlen beeinflussen ließ. „Bringen Sie etwas Neues?"

„Nein, Herr Staatsanwalt." Über das Gesicht Sieberts flog ein Schein des Unmutes. „Immer noch die Sache Stern."

Der Name Stern war für Konrad ein Stichwort zu wenig erfreulichen Überlegungen. Seit Monaten ging man jeder sich bietenden Fährte nach und war heute genau so klug wie zu Beginn der Untersuchung.

„Sie sind nach Mecklenburg und Kassel gereist?"

„Ich hätte mir die Reise ersparen können, Herr Staatsanwalt. Bei den Vernehmungen ist nichts herausgekommen, was wir nicht schon wußten."

„Haben Sie einen neuen Vorschlag?"

„Nein und ja, wie man es nimmt. Ich bekenne mich geschlagen, zum ersten Male seit zwanzig Jahren."

Sieberts Gesicht zog sich in kummervolle Falten. Er seufzte vernehmlich und fuhr mit dem Taschentuch über die Stirn.

„Und?" Horns knappe Frage klang ungeduldig.

„Ich sehe keinen Weg mehr, Herr Staatsanwalt. Vielleicht ziehen Sie es vor, die Ermittlungen vorerst einstellen zu lassen. Allerdings", er machte eine unterstreichende Handbewegung, „es ist eine Mordsache."

„Bitte, nehmen Sie Platz." Horn fand zu dem gemütlichen Ton zurück, mit dem er bei scheinbar aussichtslosen Fällen seine Mitarbeiter aufmunterte. „Erzählen Sie den Fall Stern im Zusammenhang, ohne Einzelheiten, nur das Wichtigste."

Siebert saß ein wenig steif auf dem angebotenen Stuhl. Sonst hatte er sich hier bequemer niedergelassen, auch eine Zigarre geraucht und mit dem Staatsanwalt alle Fragen sorgsam besprochen. Heute fühlte er sich unsicher. Dabei hatte er noch in der vergangenen Nacht ein dutzendmal und mehr sich gepredigt, daß kein Kriminalbeamter unfehlbar sei und jedem ein Fehlschlag beschieden werden könne.

Er begann zu sprechen, ein wenig eintönig, aber genau und klar. Am Abend des 14. Februar, also fast vor einem halben Jahre, teilte ein Zeuge dem nächstgelegenen Polizeirevier mit, im Lindenweg liege ein Mann, bewußtlos oder tot. Fünf Minuten später war ein Schutzpolizeibeamter zur Stelle, veranlaßte die Benachrichtigung der Mordkommission und schaute interessiert zu, wie die Beamten den Tatort photographierten und vermaßen. Der Polizeiarzt bestätigte den Tod des Aufgefundenen und ließ die Leiche wegschaffen. Es handelte sich um den nunmehr 39 Jahre alten Fritz von Stern, der im August des Vorjahres, nach Verbüßung einer vierjährigen Zuchthausstrafe, entlassen worden war. Er bewohnte ein kleines, dürftiges Zimmerchen in einer engen Gasse der Altstadt und arbeitete seit Wiedererlangung seiner Freiheit als Bote und Helfer bei einer Großhandlung für Elektroartikel.

Der Tod des Mannes war durch Erschießen eingetreten. Die Kugel hatte eine Rippe durchschlagen und beide Herzkammern zerrissen. Als mutmaßlichen Zeitpunkt des Todes stellte der Gerichtsarzt die Zeit zwischen 21 und 22 Uhr fest. Bei der Auffindung lag die Tat also erst eine bis zwei Stunden zurück. Das nur wenig deformierte Geschoß stammte aus einer Selbstladepistole größeren Kalibers. Die Hülse fand sich in fünf Meter Entfernung von der Leiche. Diese Feststellungen deckten sich mit dem Gutachten des Arztes und des Schießsachverständigen, die beide darauf hinwiesen, daß der Schuß aus höchstens einem Meter Entfernung abgegeben worden war. Da die Hülse erfahrungsgemäß ein Stück weit sprang, ergab sich ein klares Bild des Tatverlaufes. Selbstmord kam nicht in Frage. Dazu waren die Spuren von Pulverschleim und Verbrennungserscheinungen an der Kleidung des Toten zu gering, und außerdem blieb die Waffe unauffindbar. Es handelte sich demnach um die Tat eines Unbekannten, der die Waffe wieder mitgenommen hatte.

Irgendwelche andere Spuren wurden auf der gepflasterten Straße trotz allen Suchens nicht entdeckt. Die Kriminalpolizei bemühte sich, alle Lebensumstände des Toten aufzudecken, und fand dabei, daß Fritz von Stern eine höchst unerfreuliche Erscheinung gewesen war. Er stammte aus einer Offiziersfamilie, die allerdings in den vergangenen Generationen durch Heirat mit jüdischen Frauen verdorben worden war. Der Vater des Ermordeten hatte 1894 als junger Leutnant geheiratet und zwei Söhne und eine Tochter hinterlassen. Er fiel zu Beginn des Weltkrieges im Westen als Oberstleutnant. Seine Witwe starb 1922 an einem Herzleiden. Bei den Kindern handelte es sich um den in Hessen ansässigen 44jährigen Fabrikanten Hubert von Stern, den völlig entgleisten und nun ermordeten Fritz von Stern sowie die jetzt 36 Jahre alte Ehefrau eines mecklenburgischen Gutsbesitzers, Gisela Paasche, geborene von Stern.

Fritz von Stern kam 1909 auf eine Kadettenanstalt, ging 1916 im Alter von siebzehn Jahren zum Heer, brachte es trotz seiner Vorschulung in einjähriger Dienstzeit nur zum Fähnrich und wurde 1917 nach der großen Flandernoffensive der Engländer wegen Feigheit vor dem Feinde aus dem Offizierkorps ausgeschlossen, zum Soldaten zweiter Klasse degradiert und zu einer längeren Freiheitsstrafe verurteilt. Die Revoltetage von 1918 brachten ihm die Freiheit wieder.

Bummelnd und hochstapelnd trieb er sich dann in allen Teilen des Reiches herum, wurde wegen Betruges und Scheckfälschung und dann — 1923 — wegen Heiratsschwindels bestraft und erhielt 1926 zum ersten Male eine erhebliche Freiheitsstrafe, weil er in mehreren Fällen junge Mädchen und Witwen durch Heiratsschwindeleien um ihre Ersparnisse gebracht hatte.

Dann war kein Halten mehr. Stern verübte Fälschungen und Diebstähle, hochstapelte und betrog, beging immer wieder Heiratsschwindel und Gelegenheitsdiebstähle und kam 1934 zu seiner elften Bestrafung, die ihm vier Jahre Zuchthaus eintrug. Für den Rückfall war ihm Sicherungsverwahrung angekündigt worden.

Die Kriminalpolizei stellte fest, daß sich Stern seit seiner Entlassung offenbar einwandfrei geführt hatte. Sein Arbeitgeber stellte ihm in

DIE PERSONEN:

Staatsanwalt Dr. Horn	*ein geschätzter und pflichtbewußter Beamter und Mensch*
Magda	*seine Frau*
Detlef, Barbara, Konrad und Hermann	*Horns Kinder, die Freude seines Lebens*
Frau v. Bork	*Magdas Mutter*
Liesbeth	*das getreue Hausfaktotum*
Oberstaatsanwalt Dohndorff	*Horns verständnisvoller Vorgesetzter*
Staatsanwalt Britting	*mit dem Hause Horn befreundet*
Rechtsanwalt Blank	*Verteidiger der Frau Horn*
Kriminalkommissar Schwed	*mit den Ermittlungen im Fall Horn beauftragt.*

Der Schauplatz ist eine mittlere Stadt.

Kenntnis des Vorlebens das Zeugnis eines willigen, immer fleißigen und sehr sparsamen Arbeiters aus. Die Arbeitskameraden schilderten ihn als verträglich und hilfsbereit. Er habe selten Alkohol getrunken und dann in sehr geringen Mengen, nur Pfeife und keine Zigaretten geraucht und sich nie auffallend benommen. Die meisten wußten von dem Adelsprädikat nichts. Die Bekundung, Stern habe gern Skat gespielt, schien unwesentlich, obwohl er beim Skat verhältnismäßig hohe Einsätze nicht scheute.

Die Polizei wandte darauf den weiblichen Bekanntschaften des Toten besondere Aufmerksamkeit zu. In mühsamer Kleinarbeit ermittelte sie die Namen von vier Frauen, mit denen Stern gesehen worden war, erfuhr von diesen aber nichts Belastendes.

Da sich in der Stadt keinerlei Hinweise für einen Täter boten, wurden die früheren Bekanntschaften Sterns nachgeprüft. Man vernahm nach und nach etwa zehn Männer und Frauen, die in Frage kommen konnten, teils Kameraden seiner Verbrechen, teils Betrogene. Die Betreffenden wiesen in allen Fällen ihr Alibi nach.

Darüber vergingen Monate. Kommissar Siebert hatte trotzdem nicht locker gelassen und die Reise zu den Geschwistern Sterns als letzten Versuch unternommen. Sie waren zwar schon von den Polizeibehörden ihrer Heimat vernommen worden, aber Siebert hoffte mit Staatsanwalt Horn, daß er etwas Neues herausholen könne. Um so größer wurde seine Enttäuschung, als beide Vernehmungen nicht den geringsten Fingerzeig ergaben. Frau Paasche hatte seit fast zehn Jahren von dem entgleisten Bruder nichts mehr gehört. Der im Hessischen wohnende Fabrikant Hubert von Stern bekundete, daß er dem Bruder zuletzt 1931 eine geldliche Unterstützung hatte zukommen lassen. Einen weiteren Briefwechsel habe er damals abgelehnt, auch zwei oder drei später eingehende Bettelschreiben nicht mehr beantwortet.

„Ich bin nun am Ende, Herr Staatsanwalt," schloß Siebert seinen Bericht. „Meine letzte Hoffnung ist, daß Sie in den Akten einen neuen Fingerzeig für meine Ermittlungen finden."

„Haben Sie die Akten mitgebracht?"

„Jawohl, Herr Staatsanwalt." Siebert öffnete seine Ledertasche und entnahm ihr das umfangreiche Bündel. „Ich wagte es heute morgen fast nicht, Ihnen das wieder vorzulegen, aber dann gab ich mir einen Ruck..."

Horn lächelte. „Sie sind wahrscheinlich überarbeitet, Herr Siebert. Wie können Sie sich von dem Mißerfolg beeindrucken lassen. Niemand wird Ihnen einen Vorwurf machen, wenn Sie diesmal nicht zum Ziele kommen."

„Trotzdem..." murmelte Siebert.

„Ich werde die Akten heute noch vornehmen. Wenn ich etwas finde, rufe ich Sie an," versprach Horn und stand auf, um Siebert die Hand zu reichen. „Die Ermittlungen werden vorläufig nicht eingestellt. Es handelt sich um einen Totschlag, vielleicht sogar um Mord."

„Das habe ich mir auch immer gesagt, Herr Staatsanwalt. In den letzten Tagen allerdings..." Er verstummte.

„Was war in den letzten Tagen?"

„Wollte es mir vorkommen, daß dieser Kerl, der Fritz von Stern, ein ausgemachter Gewohnheitsverbrecher gewesen ist. Wir können den Täter fast dafür beloben, daß er die Menschheit von diesem Subjekt befreit hat."

Horns Lächeln verschwand. Sein Gesicht wurde ernst. Er verschränkte die Hände auf dem Rücken, beugte sich ein wenig vor und wippte auf den Fußspitzen. Dann hielt er sich wieder aufrecht und schaute den Kommissar eindringlich an.

„Was von Stern zu halten ist, bedarf keiner Erörterung. Deshalb hat jedoch kein Mensch das Recht, Selbstjustiz zu üben. Die Vernichtung des Verbrechers ist Aufgabe des Staates. Ich fordere zwar nicht im Namen jedes verkommenen Subjektes Sühne und Genugtuung, da Menschen von der Art Sterns ihr Recht auf Genugtuung verwirkt haben. Aber ich werde den Täter seinem Richter zuführen, weil kein Mörder oder Totschläger ungestraft herumlaufen darf. Begreifen Sie, wo ich die Grenze ziehe?"

„Jawohl, Herr Staatsanwalt."

Konrad Horn lächelte wieder. Er reichte Siebert nochmals die Hand und verabschiedete ihn mit einem kräftigen Druck, um sich wieder seiner Arbeit zuzuwenden.

*

Zunächst versuchte Horn, seine Lektüre dort wieder aufzunehmen, wo Siebert ihn unterbrochen hatte. Die Gedanken kehrten jedoch immer von neuem zu dem Fall Stern zurück. Nach einer halben Stunde legte er entschlossen den Stapel Schriftstücke, mit deren Durcharbeitung er diesen Tag hatte ausfüllen wollen, fort und nahm die Akte Stern zur Hand.

Nach geraumer Zeit mahnte Türenklappen und Hin und Her auf den Gängen und Treppen an die Mittagsstunde. Mit einem Blick auf die Uhr stellte er fest, daß es Zeit zum Aufbruch war. Er klappte das Aktenbündel zu, stand auf, schob den Schreibtischsessel sorgfältig zurecht, nahm den Hut vom Haken, drehte den Schlüssel in der Türe und steckte ihn in die Tasche.

Auf der Straße umfing ihn die lastende Hitze des sommerlichen Tages. Die Sonne stand fast senkrecht am Himmel. Die Schatten der Bäume und Häuser waren kurz geworden. Vom Asphalt stieg ein schwüler, dumpfer Brodem auf, und Konrad Horn beeilte sich, die breiteren Straßen und die freiere Luft seines Wohnviertels zu gewinnen.

Ein paar Minuten lang ging er in Gedanken noch einmal den Fall Stern durch. Siebert hatte alles Wichtige zusammengefaßt. Es bot sich tatsächlich nirgends eine Handhabe zu weiteren Nachforschungen. Diese Feststellung sagte ihm ebensowenig zu wie dem Kommissar, aber es war zwecklos, vor den Tatsachen die Augen zu verschließen. Vielleicht, überlegte er abschließend, mußte man den Vorschlag Sieberts ernstlich in Erwägung ziehen. Die Einstellung der Ermittlungen in einer Mordsache widerstrebte ihm jedoch. Er konnte sie zudem nicht ohne Zustimmung des Oberstaatsanwaltes verfügen.

Dann gab er sich einen Ruck und schob die beruflichen Fragen beiseite. Bald würde er zu Hause sein. Magda und die Kinder warteten, Detlef hatte noch Ferien. Die ersten Wochen dieser Schulferien waren mit dem Urlaub des Vaters zusammengefallen. Sie hatten die Zeit behaglich faulenzend in einem Dörfchen des Taunus verbracht und waren vor zehn Tagen zurückgekehrt, um den Alltag wieder zu beginnen. Solange aber Detlefs Ferien dauerten, glaubten die Kinder noch an Urlaub und ihr Recht zum Spiel mit dem Vater. Sie bestanden mit einmütiger Hartnäckigkeit darauf, den Vater morgens und vor allem mittags für sich zu haben, und standen jetzt sicher am Gartenzaun, um nach ihm auszuschauen.

Konrad Horn lächelte in Gedanken an die mittägliche Szene. Richtig sah er nach Umschreiten der letzten Häuserecke die blonden Köpfe seiner Kinder am Gartentürchen. Sie wären dem Vater gern entgegengelaufen, aber es war ihnen streng untersagt, die Türe aufzureißen und blindlings über die Straße zu galoppieren.

Kaum hatte er die Pforte geöffnet, da drängten die Kinder stürmisch heran. Der dreijährige Hermann war immer zu schwach, um sich gegen die anderen durchzusetzen. Er protestierte lärmend, bis ihn der Vater auf die Schultern setzte.

Magda stand an der Haustüre, die Wangen vom Kochen leicht gerötet. Über Stirn und Schläfen krausten sich ein paar verwirrte Härchen. Sie lachte, erwiderte den Kuß ihres Mannes herzlich und erzählte mit spitzbübischer Miene, daß es etwas besonders Gutes zu Mittag gebe.

Während er sich in der Garderobe die Hände wusch, berichtete sie ein paar kleine Vorkommnisse des Tages und schickte die Kinder schon voraus ins Eßzimmer. Liesbeth füllte gerade Suppe in die Teller. Konrad nickte ihr zu.

„Tag, Liesbeth."

„Guten Tag, Herr Staatsanwalt", sagte sie förmlich, aber ein heller Schein flog über ihr Gesicht und strafte die offizielle Anrede Lügen.

„Verraten Sie mir, was es gibt?"

„Nein, Herr Staatsanwalt", versicherte Liesbeth lächelnd. „Nach der Suppe dürfen Sie aber den Deckel hochheben."

„Daß Frauen so hartnäckig sind", brummte er und ließ sich nieder.

Mittags aß Liesbeth am Familientisch und sie war nicht wenig stolz darauf, sich dieses Vorrecht erarbeitet zu haben. Als Magdas Eltern heirateten, kam die Vierzehnjährige zu ihnen ins Haus. Nach der Geburt des Kindes hing sie mit zärtlicher Liebe an der kleinen Magda. Später fragte ein junger Handwerker sie, ob sie seine Frau werden wolle, und der Gedanke an Magda ließ sie zögern. Bedrückten Herzens sprach sie sich mit Magdas Mutter aus, die sie mit guten Gründen überredete, dem Mann, den sie gern hatte, keinen Korb zu geben. Kurz darauf brach der Krieg aus. Liesbeths Verlobter trug am Altar die feldgraue Uniform. Wenige Stunden nach der Trauung verließ er seine junge Frau. Er fiel im Frühjahr 1915, Magdas Vater 1916. Von da an waren die beiden Frauen mit dem Kind allein.

Noch heute war Liesbeth davon überzeugt, das Schicksal habe ihr die letzte Entscheidung erspart. Nach dem Tode ihres Mannes blieb sie in dem Kreis, in dem sie sich geborgen fühlte. Ihr eigener Schmerz war fast überwunden, als die neue Trauerbotschaft Magdas Mutter traf. Jetzt stand die Hausgehilfin neben der weinenden Witwe des Obersten von Bork, war ihr in allem eine Stütze und dem Kind eine zweite Mutter.

So blieb es während des Weltkrieges und der folgenden bitteren Jahre. Als Magda heiratete, schlug Frau von Bork vor, Liesbeth möge mit in den jungen Hausstand gehen. Sie sagte nicht sofort ja, weil sie die Herrin nicht allein lassen wollte. Aber dann überwog die Stimme ihres Herzens alle Bedenken. Magdas Mann gehörte nun mit zur Familie und Liesbeth hing mit rührender Anhänglichkeit an ihm, seit Magda Mutter geworden und sie selbst als Familienmitglied anerkannt war.

Nach der Suppe ging Liesbeth in die Küche und kehrte mit einem beladenen Tablett zurück. Sie stellte es auf die Anrichte, nahm eine Schüssel ab und reichte sie Horn.

„Darin ist das Geheimnis?" fragte er mit gespielter Neugier.

„Ja, da drin, Herr Staatsanwalt."

Vorsichtig lüftete er den Deckel. „Gebackene Hähnchen. Tatsächlich, das ist eine Überraschung."

„Möchtest du ein Beinchen?" fragte der Vater die kleine Barbara.

Das Kind nickte eifrig und sah erwartungsvoll zu, wie er die kleine Keule löste.

„Und du?" wandte er sich an Hermann, der neben ihm saß.

„Auch ein Bein", verlangte Hermann bestimmt. Seine rosige Zungenspitze schob sich in Erwartung des Genusses zwischen die leicht geöffneten Lippen.

Dann gab es auf der anderen Seite des Tisches unvermittelt einen heftigen Protest. Konrad Horn sah auf und lachte. Sein Jüngster, der kaum einjährige Konrad, hatte mit der Hand auf den mit Kartoffeln und Gemüse belegten Teller gepatscht und war nun empört, daß soviel an der Hand klebte.

„Du lachst", drohte Magda und lächelte ebenfalls wider Willen, während sie sich mit dem kleinen Konrad beschäftigte.

„Soll ich nicht lachen?" fragte ihr Mann zurück.

„Es wäre besser, deinen Jüngsten in diesem Alter nicht schon an den Tisch zu lassen" überlegte sie.

„Deinen Jüngsten", wiederholte Konrad Horn. „Dabei verhätschelst du ihn mehr als ich. Vielleicht", er runzelte bei dieser Überlegung die Stirn, als gehe er einem wichtigen Problem nach, „werde ich besser mit ihm fertig als du."

„Mit dieser Behauptung beschlagnahmst du immer die Jüngsten." Sie wehrte sich. „Aber diesmal setze ich mich durch. Konrad bleibt bei mir."

„Hm." Der Vater brummte Unverständliches und verschanzte sich vorerst hinter dem Essen. Er überließ die Führung des Gespräches für einige Minuten Frau und Kindern und begann nach einem prüfenden Blick auf Magdas Gesicht mit einem neuen Vorstoß.

„Du hast sie den ganzen Tag. Ich kann immer nur ein paar knappe Stunden für die Kinder erübrigen und oft auch das nicht einmal."

„Trotzdem." Magda sah ihn lächelnd an. „Mütter sollen den Kindern die ersten kleinen Manieren beibringen."

„Sollen?" Konrad hob die Brauen. „Wo steht das geschrieben? Oder ist das wieder eines deiner ungeschriebenen Gesetze?"

„Ach du." Sie vergewisserte sich mit einem Blick, daß der kleine Konrad artig war, stand auf und ging um den Tisch herum. „Du bist mein Gesetz und unsere Kinder sind die Kommentare." Sie beugte sich über ihren Mann und strich ihm mit der Hand zart über das Haar. Dann gab sie ihm einen zärtlichen, flüchtigen Kuß auf die Schläfe.

Konrad erwiderte nichts. Seine Hände ruhten untätig auf dem Tisch, während er zu Magda aufsah und sich dem Behagen und dem Glück dieser Stunde überließ.

„Fertig" krähte Hermann selbstzufrieden und rutschte von dem Stuhl herab. Vaters Mahnung, daß man nicht aufstehen dürfe, ehe die Eltern es erlaubten, hörte er nur mit halbem Ohr. Trotzdem nickte er eifrig und machte ein schuldbewußtes Gesicht. Konrad unterdrückte ein Lachen, als er beobachtete, wie Hermann zu den Geschwistern hinüber schielte, ob sie endlich fertig seien. Magda nahm den kleinen Konrad auf und erhob sich. Der Vater und die anderen Kinder folgten ihr über die kleine Terrasse in den Garten. Die Strahlen der Sonne spielten durch die Baumkronen auf dem Rasen.

Konrad eilte den Kindern voran quer durch den Garten. Sie stürzten ihm jubelnd nach. Ihre hellen Stimmen wurden von dem durchdringenden Geschrei des kleinen Konrad übertönt. Obwohl er noch nicht laufen konnte, suchte er sich von der Mutter frei zu machen. Da kehrte der Vater zurück, hob den Kleinsten hoch und ließ ihn auf seinen Schultern reiten. Im äußersten Winkel des Gartens bei den Himbeersträuchern und einem alten Apfelbaum war der Lieblingsplatz der Familie. Hier gab es fast den ganzen Tag Sonne. Außerdem hatte der kleine Fleck den Vorteil, daß er von der Straße aus nicht eingesehen werden

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5. Einzelnummern können bis auf weiteres nicht nachgeliefert werden.

konnte. Diesen Umstand schätzte Konrad Horn besonders. Wenn er hier fast vergessene Kinderspiele wieder aufleben ließ, Rad schlug, auf den Händen stand und die Beine als Kerze senkrecht in die Luft reckte, konnte er keine Zuschauer gebrauchen.

Nach einer halben Stunde brachte Magda mit Liesbeth die Kinder zur Mittagsruhe und ging dann zu ihrem Mann ins Arbeitszimmer. Dort war der Kaffeetisch hergerichtet und die Zigarren lagen bereit.

Während Konrad mit Genuß die Zigarre anzündete, sah er aufmerksam und zärtlich zu, wie Magda Kaffee in die Tassen goß, Zucker hineingab und ihm das duftende Getränk reichte. In diesen stillen Augenblicken ihres Beisammenseins liebte er Magda besonders. Es war, als umflute ihn eine Welle von Mütterlichkeit und Geborgensein. Er spürte fast schmerzhaft süß, daß er mit keinem Menschen so verbunden war wie mit Magda. Schweigend saßen sie zusammen, glücklich den anderen zu sehen, seine Nähe zu fühlen und dem eigenen Herzschlag zu lauschen. Dann sprachen sie ein wenig von den Kindern und den Dingen, die sie sonst bewegten. Kurz vor drei Uhr erhob sich Konrad, beugte sich über sie und küßte sie sanft auf den Mund. Ihre Arme umschlangen seinen Nacken.

„Leb' wohl, Magda", sagte er leise.

„Leb' wohl, Konrad. Ich warte auf dich", antwortete sie verhalten. Sie benutzten täglich die gleichen Worte. Sie waren jedoch immer neu. Eine Welt von Liebe, Glück und Dankbarkeit lag darin.

*

Als Konrad Horn sein Arbeitszimmer wieder betrat, fiel sein Blick auf den Akt Stern. Er nahm die von Siebert gebrachten Papiere zur Hand, um die Protokolle der Aussagen von Bruder und Schwester des Toten durchzusehen. Sie waren belanglos und nebensächlich.

Schade, murmelte er und schlug das letzte Blatt um. Auf dem Karton des Hefters war eine Papiertasche geklebt, wie sie von der Kriminalpolizei zur Aufbewahrung wichtiger Fundstücke verwendet wird. Horn wollte nichts versäumen und zog den Inhalt mit spitzen Fingern hervor. Dabei überflog er das Inhaltsverzeichnis und stellte fest, daß zu den Schriftstücken einige hinzugekommen waren, die er noch nicht kannte. Die Kriminalpolizei hatte auch auf der Arbeitsstelle Sterns noch Papiere gefunden.

Eine abgegriffene Brieftasche mit leeren Fächern, Bilder und Zettel, der Entlassungsschein aus dem Zuchthaus, ein Wettschein vom Buchmacher, Notizen über Pferderennen, eine lange Zahlenkolonne, die offenbar den Verlauf eines Skatabends festhielt, und andere Nichtigkeiten breiteten sich aus. Die Photos stellten zwei Mädchen und ein Ehepaar dar, der Mann in Offiziersuniform, die Frau in altmodischen Kleidern, zweifellos die Eltern Sterns. Die Mädchen hatten alltägliche nichtssagende Gesichter. Beide waren längst vernommen worden und schieden als Verdächtige aus.

Dann stutzte Horn. Unter dem kurzen Brief eines Mädchens, der die Bitte um ein Wiedersehen enthielt, lag ein mit flüchtigen Schriftzeichen bedeckter halber Bogen Papier. Die Schrift war Horn vertraut.

Er fuhr glättend mit der Hand über das Papier und beugte sich herab, als könne er dadurch die Buchstaben besser erkennen, die vor seinen Augen verschwammen. So schrieb doch Magda, seine Magda. Aber wie sollten Magdas Schriftzüge in diesen Akt kommen?

(Fortsetzung folgt.)

Die letzte Melodie

NOVELLE VON FRITZ MARTIN RINTELEN

(Schluß.)

Sie stand wieder am Fenster über dem Schloßhof, als er im roten Schein der Fackeln zu Pferde stieg und mit Nostiz aus dem Tor ritt. Amalie fand die Schwester in schrecklicher Erstarrung noch an dem Fenster stehen und zog sie mit sich. „Wir müssen heimfahren, bevor uns die Straßen versperrt sind."

Willenlos ließ Marianne sich in einen warmen Umhang hüllen und aus dem Schloß führen. Sie bestieg mit Amalie und zwei anderen Damen ihre Kutsche und fuhr in die Dunkelheit der kalten Herbstnacht hinein. Als sie nach Mitternacht in Saalfeld eingetroffen waren, mußte die Schwester sie fast tragen, um sie in ihr Zimmer zu bringen. Ohne sich auszukleiden, legte sie sich auf das Bett. Vergeblich blieb Amaliens Bemühen, durch gütiges Zureden und vorsichtige Fragen den Bann zu brechen, der die Verstörte noch immer lähmte. Erst als die ältere, selbst zum Umsinken müde, kopfschüttelnd gegangen war, brach Marianne in Tränen aus.

Die Kerze auf dem Tisch brannte mit hoher, flackernder Flamme. Der Totenvogel schrie vor dem Fenster. Einmal klang aus der Ferne ein Trompetensignal. Im blassen Morgengrauen erhob sich ein Sturm und vertrieb das Nachtgewölk. Aber die Sonne war noch nicht aufgegangen, als schon die ersten Musketenschüsse knallten. Marianne erhob sich, kühlte mit einem nassen Tuch ihr Gesicht und ordnete ihr Haar. Sie legte das weiße Festkleid ab und zog ein dunkles Gewand an. Ihr Herz schlug schnell und schmerzhaft. Ihre Knie zitterten. Doch trat sie äußerlich ruhig und in aufrechter Haltung in das Eßzimmer im oberen Stockwerk des Schlosses, das mit einer Seite den bunt belaubten Waldbergen zugekehrt war, aus denen die Straße von Coburg herabführte. An den Fenstern standen die Herzogin von Sachsen-Coburg und die Fürstin Reuß mit einigen Hofdamen.

Garnsdorf, von preußischen Jägern besetzt, wurde schon von den Franzosen angegriffen. Auch oben am Walde fielen jetzt Schüsse. Auf den Feldern an der Rudolstädter Straße standen preußische Batterien und Füssiliere. Die goldene Uhr auf dem Kamin schlug achtmal, als Prinz Louis Ferdinand, begleitet von Nostiz und dem Grafen Wensdorff, Gatten der Prinzessin Sophie von Coburg, in leichtem Trab auf der Landstraße heranritt. Marianne fühlte, wie bei seinem Anblick alle Befürchtungen für ihn vergingen. Seine schöne

und stolze Erscheinung belebte das Vertrauen auf seinen Glücksstern und schien gleichsam seinen Sieg zu gewährleisten. Die drei Reiter sprengten querfeldein und waren den Blicken der Nachschauenden bald entschwunden. Mehrere Batterien fuhren im Galopp vorüber. Zwei sächsische Infanterieregimenter marschierten mit klingendem Spiel nach vorn. Die sächsischen Husaren schwenkten in breiter Front vor der Straße ab.

Dann eröffneten die preußischen Geschütze das Feuer. Von den fernen Bergen sah man den Feind heranziehen. Die französische Kavallerie kam aus dem Walde und ritt in langem Zuge auf den Feldern hin. Die Beobachter sahen, daß einzelne Kanonenkugeln in die Reihen einschlugen, die sich sogleich wieder schlossen. Noch war aus der Ferne alles wie ein Manöver erschienen. Aber um elf Uhr begann die Schlacht ernsthafter zu werden. Unaufhörliches Trommeln und schmetternde Trompetenrufe, der Donner der Kanonen und das Krachen des Pelotonfeuers erschütterten die Luft.

Ein einzelner Reiter näherte sich dem Schloß. Die Frauen erkannten bald den Grafen Wensdorff. Er kam zu ihnen hinauf und überbrachte Grüße Louis Ferdinands. Die Attacke einer französischen Husarenbrigade sei an der unerschütterlichen Standhaftigkeit des Regiments Kurfürst gescheitert. Die sächsische Kavallerie habe sich darauf, um den Erfolg an sich zu reißen, mit dem Prinzen Louis an der Spitze, auf den Feind geworfen.

Aber auch die Franzosen griffen erneut und in immer stärkerer Macht an. Garnsdorf mußte ihnen überlassen werden. Die übermenschliche Tapferkeit, mit der die preußischen und sächsischen Truppen Widerstand leisteten, gab indessen noch einige Hoffnung. Gegen Mittag kam auch der Hofmeister des kleinen Prinzen Leopold von Coburg zu den Damen und erzählte, er habe am Morgen die preußischen Artilleristen vor ihren Geschützen zum Gebet niederknien und sich zum Kampf und zum Tode vorbereiten sehen.

Aus wolkenlosem Himmel beschien die Sonne das Schlachtfeld. Die Übermacht des Angreifers wurde immer deutlicher. Einige Kanonenkugeln heulten und pfiffen nahe am Schloß vorbei, doch verließ keine der Frauen das Fenster, wo sie der Schrecken festgebannt hatte. Sie sahen, wie die Verteidiger ins Wanken kamen und immer schneller auf Rudolstadt zurückgingen. Die Batterien fuhren aus ihren bedrohten Stellungen ab. Die Reiterei verschwand hinter dem Hügel von Wölsdorf. Einige mit Wunden bedeckte sächsische Soldaten und Offiziere wurden von Hofdienern in das Schloß geführt, um hier verbunden und verpflegt zu werden. Graf Wensdorff war zu ihnen hinabgeeilt und brachte nun den Damen die Nachricht, daß die Schlacht verloren wäre. Der Prinz, Nostiz immer an seiner Seite, hätte eine letzte Widerstandslinie gebildet, um den Rückzug zu decken.

Marianne hörte wieder die leidenschaftliche Musik Louis Ferdinands, Versinken brennender Gebirge in die aufrauschende Flut, Sturz des Kometen, der in furchtbarer Pracht flammend herabkam, die Welt zu zerschmettern.

Noch immer auf die leeren Felder hinausstarrend, eiskalt vor Angst, blieb sie an ihrem Platz, als die anderen das Zimmer verließen. Sie sah eine Schwadron französischer roter Husaren heransprengen. Von Graba her rückte feindliche Infanterie heran. Mit lärmender Suite traf Marschall Lannes auf dem Schlosse ein.

Amalie kam und umarmte ihre Schwester weinend. Der Marschall, berichtete sie fassungslos, habe sogleich den Herzog aufgesucht, und während ihres Gespräches sei ein französischer Offizier angekommen, um die Orden des Prinzen von Preußen zu überbringen. Louis Ferdinand liege, von mehreren Säbelhieben getroffen, tot und ausgeplündert auf dem Felde. Nostiz, der versucht habe, seinen Herrn zu retten, sei schwer verwundet worden.

Marianne schwieg, und ihr Gesicht blieb unbewegt. Doch folgte sie Amalie in den Schloßhof, um bei der ersten Versorgung der Verwundeten zu helfen, die in immer größerer Zahl eintrafen.

Eine Kompanie französischer Grenadiere mit ihren Adlern, langbärtige Zimmerleute voraus, marschierte in den Hof. Das begleitende Musikkorps spielte einen Siegesmarsch. In der Mitte des Zuges wurde von vier Soldaten eine Bahre getragen. Als sie niedergesetzt wurde, erkannte Marianne den Toten. Unter der halb herabgeglittenen Decke, eine breite, furchtbare Wunde auf der entblößten Brust, lag dort Louis Ferdinand, der Held der preußischen Armee, nackt, wie von Räubern ermordet.

Marianne stand reglos, bleich, mit fest verschlossenen Lippen. Graf Wensdorff kam wieder aus dem Hause gestürzt. „Erweisen Sie einem Helden die letzte Ehre!" rief er den Ordonnanzhusaren des Marschalls zu, und sie gaben ihre Pferde ab, um den Toten in die Schloßkirche zu tragen. Vor dem Altar setzten sie die Bahre nieder. Wensdorff zündete die Kerzen an. Der Oberchirurg Gallernat vom 40. französischen Linienregiment nahm auf Anordnung des Marschalls Lannes in Gegenwart des Geniekapitäns Virvaux ein Protokoll über die Verwundungen des Prinzen auf. Als die beiden mit dem Grafen aus der Kirche zurückkehrten, hörte Marianne den Arzt sagen: „Ich habe selten ein so edles Gesicht und nie einen schöneren, kräftigen Mann gesehen. Es gibt wenige Menschen, die von der Natur so reich ausgestattet werden und denen sie das Heldische so deutlich aufprägt."

Wensdorff sagte: „Er besaß Eigenschaften, die uns einen zweiten Condé in der Weltgeschichte erhoffen ließen, und die stolze Tapferkeit, die ihn in den Tod gehen ließ, hätte ihn unter günstigeren Umständen zu unvergänglicher Größe geführt."

„Er hat sich umsonst geopfert!" rief der Kapitän mit schriller Stimme.

„Alle werden seinen Tod bedauern", erwiderte Wensdorff, „aber wir werden unseren Gefühlen nicht erlauben, mit seiner hohen Denkart zu rechten."

„Liebe wünschte ich. Sie ist der einzige Wunsch meines Herzens", hörte Marianne den Prinzen sagen, und noch einmal klang in ihr die zarte, reine Melodie auf, mit der er seine Worte begleitet hatte. Fast unbewußt half sie weiter beim Verbinden der Verwundeten, brachte Scharpie herbei, teilte Getränke und Speisen aus. Im Hause tafelte der Marschall mit seiner Begleitung und feierte seinen leichten Sieg. Aus der Stadt schallte der Lärm der Plünderung, die mit allen Greueln bis zum Abend andauerte.

Als es endlich stiller geworden war, ging Marianne in den Schloßgarten. Die Dunkelheit senkte sich schon herab. Am Himmel traten die ersten Sterne matt hervor. Der kühle Abendwind raschelte im Herbstlaub. Aus der Ferne klang der schreckliche Todesschrei eines Pferdes. Marianne brach Zweige von einem Lorbeerbaum am Eingang des Gewächshauses und flocht sie zum Kranz. Heimlich betrat sie die Schloßkirche, auf derem Altar mehrere hohe, hell brennende Kerzen neu aufgestellt worden waren. Durch die goldene Dämmerung des schweigenden Raumes schritt sie zu der Bahre und bekränzte das blasse Haupt des Prinzen mit dem dunklen Lorbeer. Louis Ferdinands schöner Mund schien zu lächeln. Der Tod hatte den Adel seiner Züge nicht entstellen können.

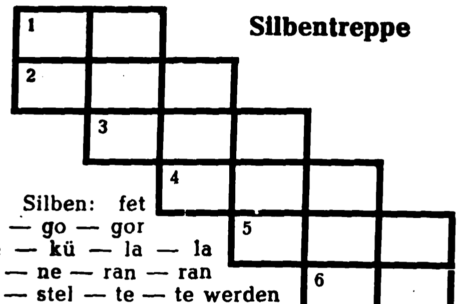
Marianne neigte sich noch einmal hinab, schnitt eine Locke aus seinem Haar und legte ihm ihr tränenfeuchtes Taschentuch auf die Brustwunde.

RÄTSEL

Rösselsprung

ster	ging	zu	nie
rück	tend	för	es
der	was	der	noch
leuch	karl	a	ver
gen	wie	ge	leuch
lan	ber	gan	nicht
	kehrt	tet's	

Silbentreppe

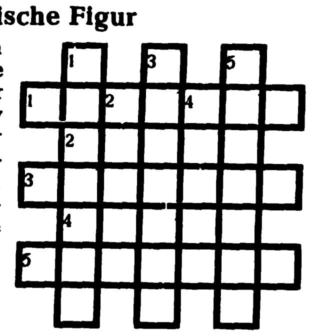


Die Silben: fet — go — go — gor — he — kü — la — la — ne — ne — ran — ran — ril — stel — te — te werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Sagenhaftes Ungeheuer, 2. Menschenaffe, 3. Geschützrohrträger, 4. Stadt in Iran, 5. Gehässigkeit, 6. Schnürriemen.

Pyramide

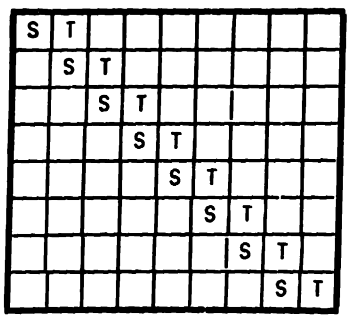
- Vokal
- Fürwort
- deutscher Tenor
- männliches Haustier
- Feldfrucht
- Flüssigkeit
- Schöpfer

Magische Figur



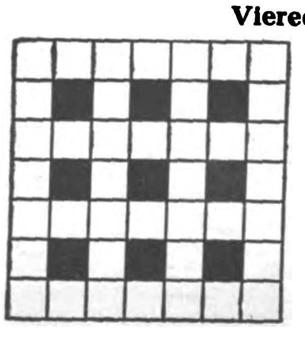
Die Buchstaben: a a d d d e e e e e e e e e g i i n n n n r r r e s s s s t t t t t v w werden so in die Figur eingesetzt, daß waagrecht und senkrecht gleiche Wörter entstehen. 1. deutsche Stadt, 2. Ort am Tegernsee, 3. Schiffskellner, 4. Ostseezufluß, 5. Entgegnung auf eine Klage.

Füllrätsel



Die Buchstaben: a a a a a a a a b c c d e e e e e f f g g h h h i i i i i i i k k k k l l l l l n n n n n n o p r r r r t u u ü werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht folgende Wörter erscheinen. 1. Amerik. Marder, 2. Stadt im Wolgadelta, 3. span. Landschaft, 4. Ballspiel, 5. männl. Vorname, 6. Festtag, 7. brit. Küste am Golf von Guinea, 8. amerikan. Luftschiffhafen.

Viereck



Die Buchstaben: a a e e e e h h i i i i i j n n n n o o r r r r r s s s s t t t t t u u u u sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Wagnersche Bühnengestalt, 2. Beleidigung, 3. unkluge Handlung, 4. Tierkörperteil.

Lösungen der Rätsel:

Rösselsprung: Was vergangen, kehrt nicht wieder, / ging es aber leuchtend nieder, / leuchtet's lange noch zurück. Karl Förster. ✱ **Füllrätsel:** 1. Stinktier, 2. Astrachan, 3. Kastilien, 4. Faustball, 5. Christian, 6. Pfingsten, 7. Goldküste, 8. Lakehurst. ✱ **Silbentreppe:** 1. Gorgo, 2. Gorilla, 3. Lafette, 4. Teheran, 5. Rankûne, 6. Nestel. ✱ **Magische Figur:** 1. Stettin, 2. Egern, 3. Steward, 4. Trave, 5. Einrede. ✱ **Viereck:** 1. Tristan, 2. Injurie, 3. Torheit, 4. Nuester. ✱ **Pyramide:** E, ER, ERB, EBER, RUEBE, BRUEHE, URHEBER.

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck)

Dreizüger von Rupert Huber, Aichach.

Weiß: Kf1, Tc6, Lb5, Sg4 (4)
Schwarz: Kh1, Th4, Lc8, Sa3, Bd3, e3, h2 (7).

Lösung:

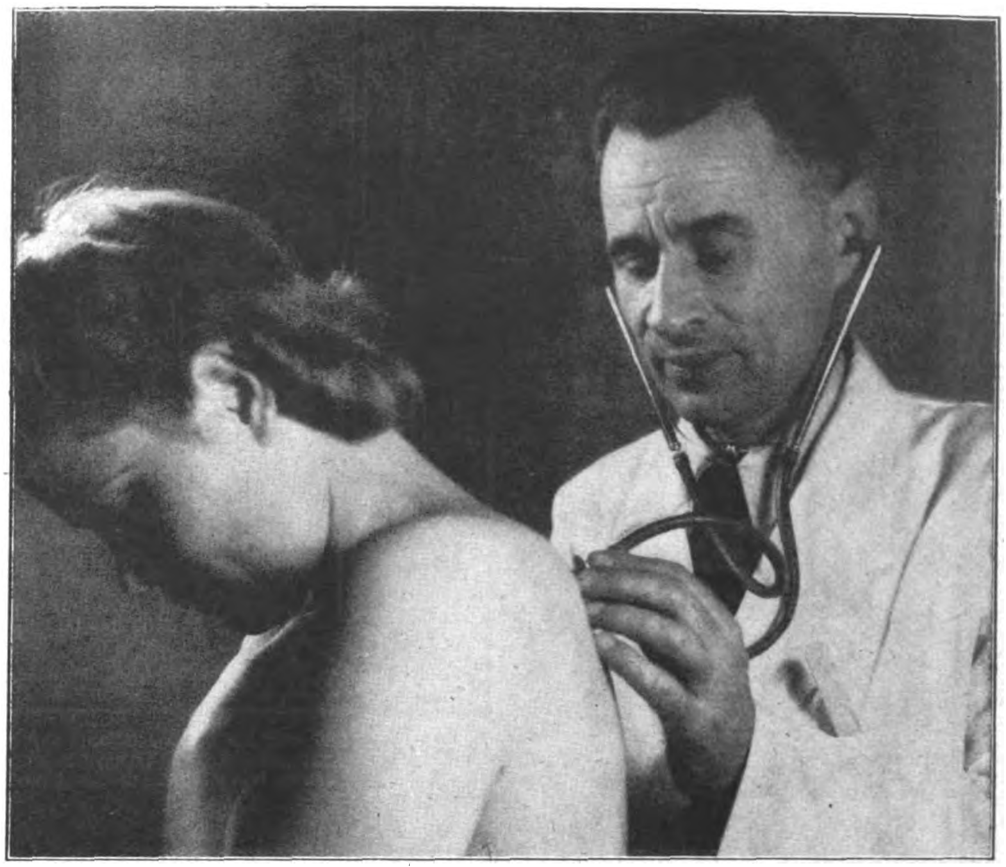
1. Tc1, e2+; 2. Kf2+, e1D+; 3. T×e1‡.
1. ..., T×g4; 2. Lc6+, Tg2; 3. L×g2‡.
1. ..., S×b5; 2. Sf2+, e×f2; 3. K×f2‡.
1. ..., L×g4; 2. Lc6+, Lf3; 3. L×f3‡ usw.

Entfaltung der Verteidigungskräfte.

Damengambit, gewonnen von Jos. Benzinger, München.

1. d4, c6; 2. c4, d5; 3. Sc3, Sf6; 4. e3, e6; 5. Sf3, Sbd7; 6. Dc2, Ld6; 7. b3, 0—0; 8. Ld3, Te8 (etwas besser wäre b6 nebst 9. . . ., Lb7); 9. 0—0, e5; 10. d×e5 (stärker ist c×d5, c×d5, 11. Sb5 usw.), 10. . . ., S×e5; 11. S×e5, L×e5; 12. Lb2, g6; 13. Tad1, Sg4 (nun kommt Schwarz bequem zur Entfaltung seiner Kräfte und leitet einen starken Angriff ein); 14. h3, Dh4!; 15. c×d5 (etwas besser wäre Se2), 15. . . ., Sh2!; 16. Tfe1, Sf3+; 17. g×f3, L×h3!; 18. Se4, L×b2; 19. D×b2, T×e4! 20. L×e4, Dg5+ Weiß gibt auf, da Matt im nächsten Zuge.

Tauglich – 1/1 Tag!



Dr. M. ist Betriebsarzt in einem Rüstungswerk, in dem die Frauen für eine mittelschwere Arbeit eingesetzt werden. Hiernach richtet sich seine Untersuchung. Frauen, die den körperlichen Anforderungen nicht standhalten können, werden nach dem Untersuchungsergebnis einer leichteren Tätigkeit zugeführt oder dem Arbeitsamt wieder zur Verfügung gestellt.

Bei der hier gezeigten Untersuchung lautete sein Befund: „Tauglich — 1/1 Tag"



Fräulein W. ist 1,63 m groß
bei einem Gewicht von 60 kg. Diese Zahlen bilden die Grundlage für die körperliche Konstitution, da Größe und Gewicht in einem bestimmten Verhältnis stehen müssen.

Die kranke Lunge gibt einen gedämpften Schall,
den der Arzt durch Beklopfen der Lunge festzustellen vermag. Mit seiner Hörmuschel kann er die verschiedenen Atmungsgeräusche, Bläschenatmen oder Bronchialatmen, ermitteln.



Das Auge mit seiner Durchblutung der Schleimhäute
ist für den Arzt der Spiegel der gesunden Blutbeschaffenheit.



Der Blick auf das Trommelfell
mit Hilfe des Ohrtrichters läßt erkennen, daß die Mittelohrentzündung, auf die Fräulein W. den Arzt hinwies, gut ausgeheilt ist.



„Bitte, den Mund weit auf!"
Befund: Zähne, Zahnfleisch gesund; Hals frei.



Die geübte Hand des erfahrenen Arztes
fühlt, daß hier die inneren Organe, vor allem Magen, Galle und Darm, in Ordnung sind und keine gründliche Untersuchung mehr erforderlich machen.



Was sagt das Herz dazu?
Nach zehn schnellen Kniebeugen? . . . 83 Schläge in der Minute, und damit stellte sich das Herz ein gutes Attest aus. Der „Motor" ist in Ordnung, denn auf kurze körperliche Anstrengungen darf er nicht mit einer wesentlichen Erhöhung seiner „Tourenzahlen" reagieren.

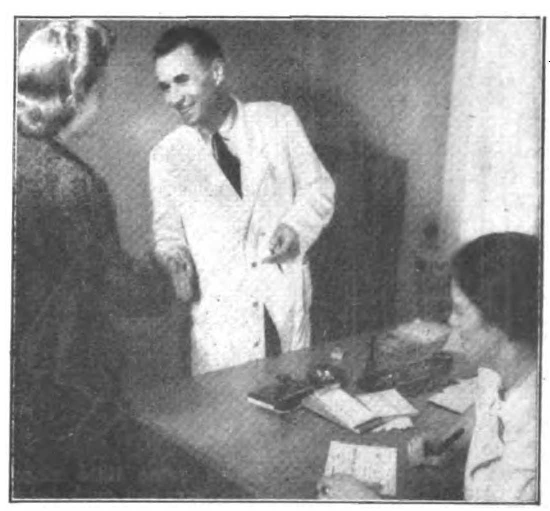


Fräulein W. hält die Balance!
Sicher schreitet sie mit geschlossenen Augen durch den Raum — eine einfache Probe zur Beurteilung des Nervensystems.



Ein gesunder Fuß erleichtert die Arbeit,
jedoch auch er wird sich erst an die neue Tätigkeit gewöhnen müssen.

Bildbericht von Els Leßmann



Die Untersuchung ist beendet.
Fräulein W. ist als vollwertiges Mitglied in die Arbeitsgemeinschaft des Rüstungswerkes eingegliedert. Der Betriebsarzt wird sie auch weiterhin betreuen.

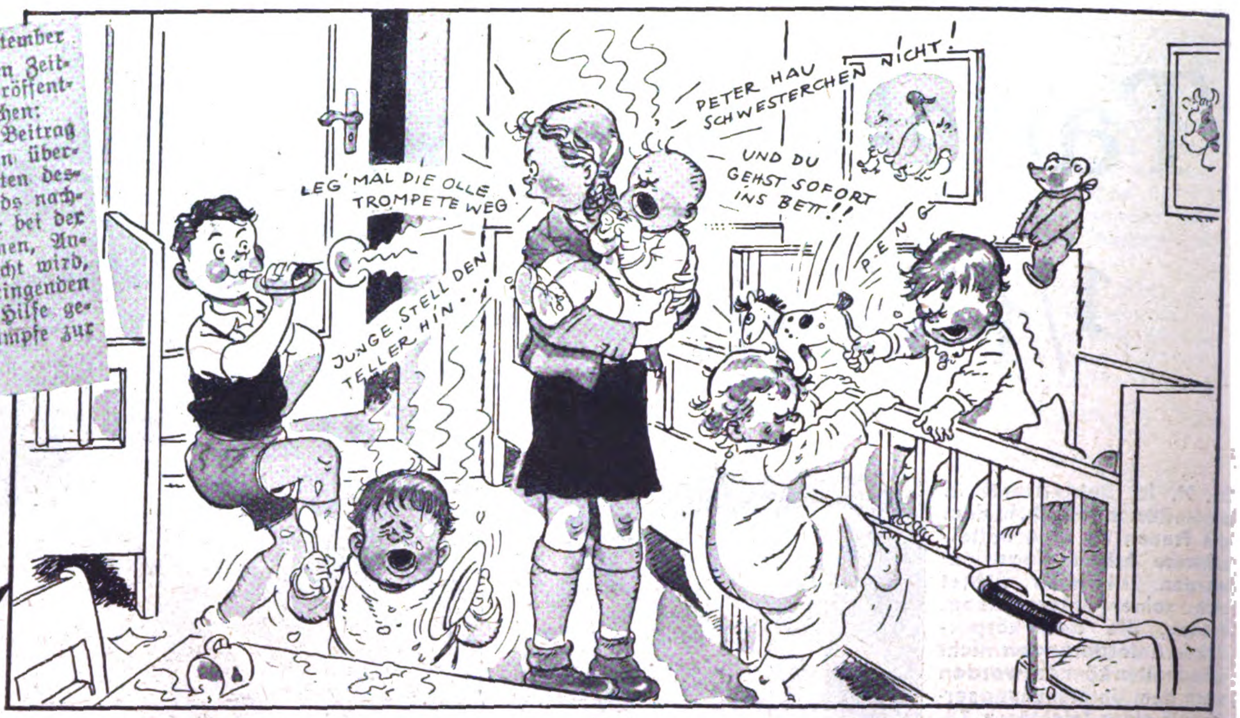
Drahtbericht Zschopau, 30. September

Daß die hiesigen Jungen und Mädel den Zeitgeist erfaßt haben, wird durch folgende Veröffentlichung an die Einwohnerschaft unterstrichen:

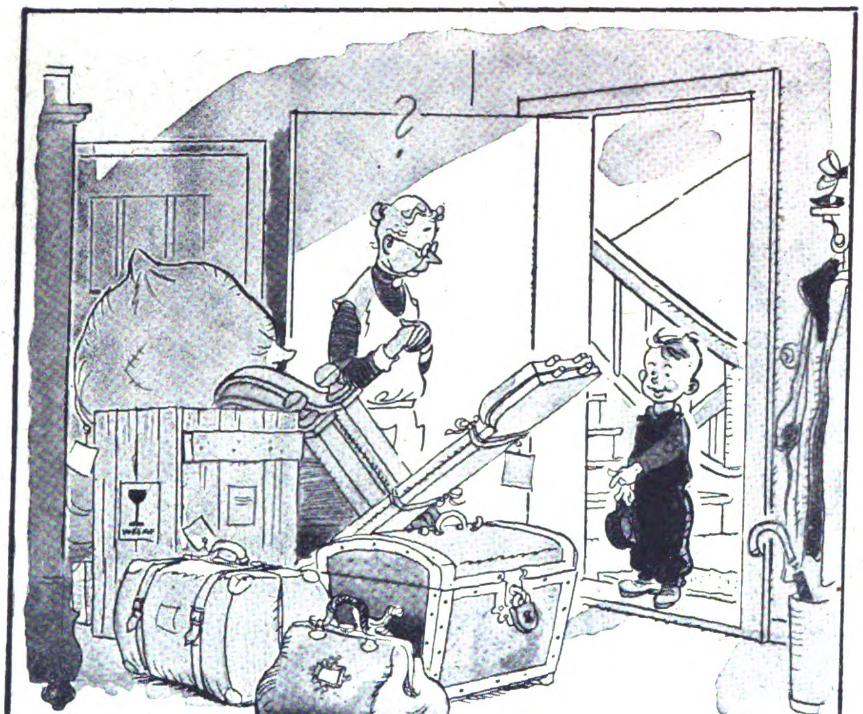
„Auch die Jungmädel wollen ihren Beitrag zum totalen Krieg bringen. Sie möchten überlastete Hausfrauen unterstützen. Wir bitten deshalb jeden, der mittwochs und sonnabends nachmittags Hilfe benötigt, einen Tag vorher bei der NSV. einen Zettel abzugeben mit Namen, Anschrift, Zeit, zu welcher die Hilfe gebraucht wird, und die Art der Hilfeleistung. In dringenden Fällen wird auch an anderen Tagen Hilfe gestellt. Für schwerere Arbeit stehen Pimpfe zur Verfügung."

Hilfsbereite Jugend!

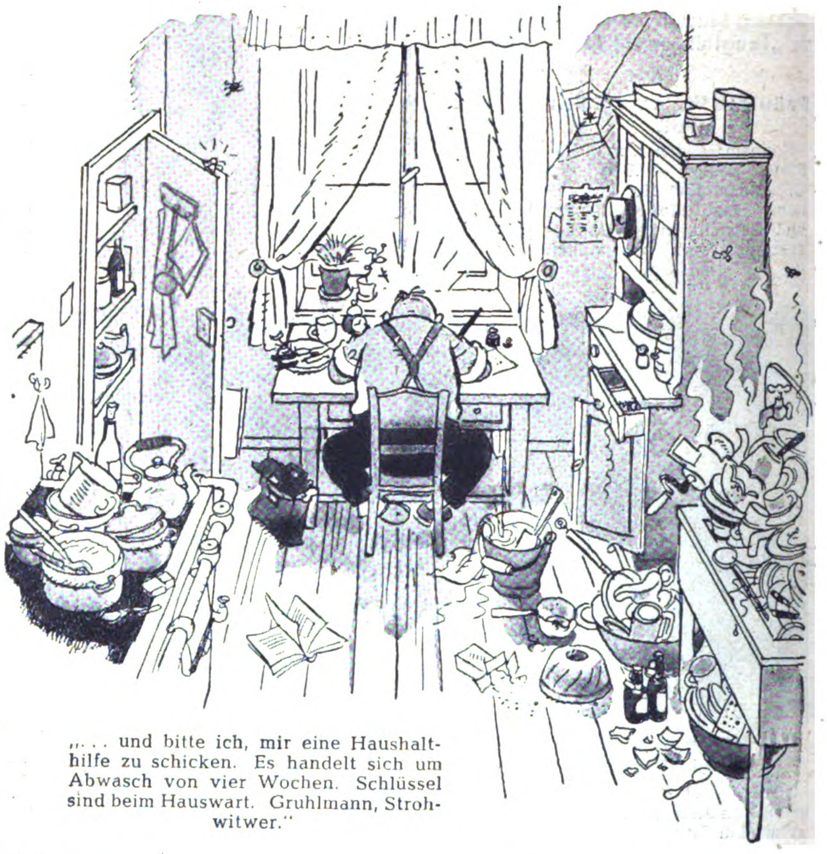
BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER



Liesel war bei der Verteilung der Anschriften, die um Hilfe baten, vor Begeisterung ganz futsch gewesen: „Fünf kleine, artige Kinder beaufsichtigen? Mädels, das stell' ich mir ja himmlisch vor!! Bitte, bitte laßt mich das machen! Wo ich doch gerade so süße kleine Babies so schrecklich gern habe!!"



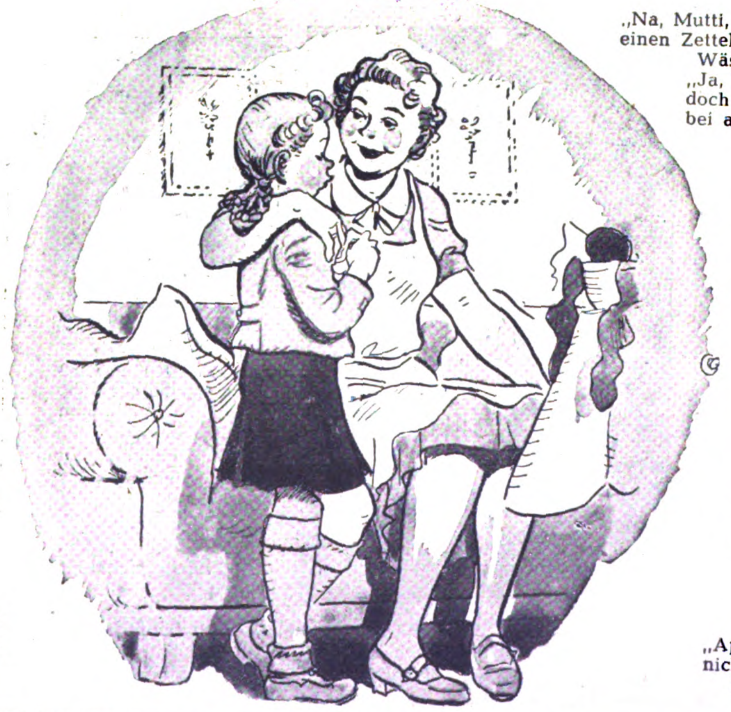
„Die paar Sachen woll'n Sie zum Bahnhof gebracht haben? Weiter nischt? Kleinigkeit...! Aber das ist richtig, daß Sie mich dazu angefordert haben, Frau Bäumler, denn so 'ne richtige Männerarbeit schaffen die Mädels ja doch nicht..."



„... und bitte ich, mir eine Haushalthilfe zu schicken. Es handelt sich um Abwasch von vier Wochen. Schlüssel sind beim Hauswart. Gruhlmann, Strohwitwer."



„Na, Gretel, liegt noch immer keine Bitte eines Zigarrenhändlers vor, daß ihm eine von euch beim Zigarrensortieren helfen soll? Da würde ich mich nämlich auch zur Verfügung stellen..."



„Na, Mutti, du machst ja Sachen...! Gibst bei uns einen Zettel ab und bittest um Hilfe bei der großen Wäsche — Ich war ja direkt platt!"
„Ja, Bärbel, anders ging's aber nicht — Nachdem du doch fast nie mehr daheim bist, weil mein Töchting bei allen anderen Muttis so pflichteifrig im Haushalt hilft..."



„Appelkuchen?!" — „Hm, prima!! Is aber ooch nich so einfach, den janzen Nachmittag beim Bäckermeister Bartels Marken kleben...!"

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. ABCDEFG 12) Veantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 30. NOV. 1944
19. JAHRGANG :·. FOLGE 48

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:



Der Reichsmarschall bei seinem Fallschirmjäger-Panzerkorps.

Auf einem vorgeschobenen Gefechtsstand einer Division des Korps meldet sich der Eichenlaubträger Oberst Walther beim Reichsmarschall.

PK.-Aufn.: Kriegsberichter Boecker.

DAS IST MEIN HAFEN,

HIER BIN ICH KOMMANDANT!



Ein Dutzend Anweisungen, aber ein Schock Fragen.
„Mit dem Telephon bin ich verheiratet!", sagt der Obergefreite K., Kommandant eines kleinen nördlichen Hafens, „Tag und Nacht klingelt es, und wenn man denkt, es hat abgeläutet, dann ist es schon wieder ein neuer Teilnehmer. Ich komme kaum davon los."



„Aber ich darf nichts aus dem Auge verlieren."
„Ich muß also doch Zeit für meine Rundgänge finden. Auch diese Tankstelle gehört zu meinem Hafenbereich."



„Also, wie machen wir das?"
„Die Kuriere wollen natürlich immer auf schnellstem Wege weiter, aber so einfach ist das hier oben nicht."



„Wer? Woher? Wohin?"
„Alle Soldaten, die hier passieren, müssen eingetragen werden. Also: Marschpapiere einsammeln."



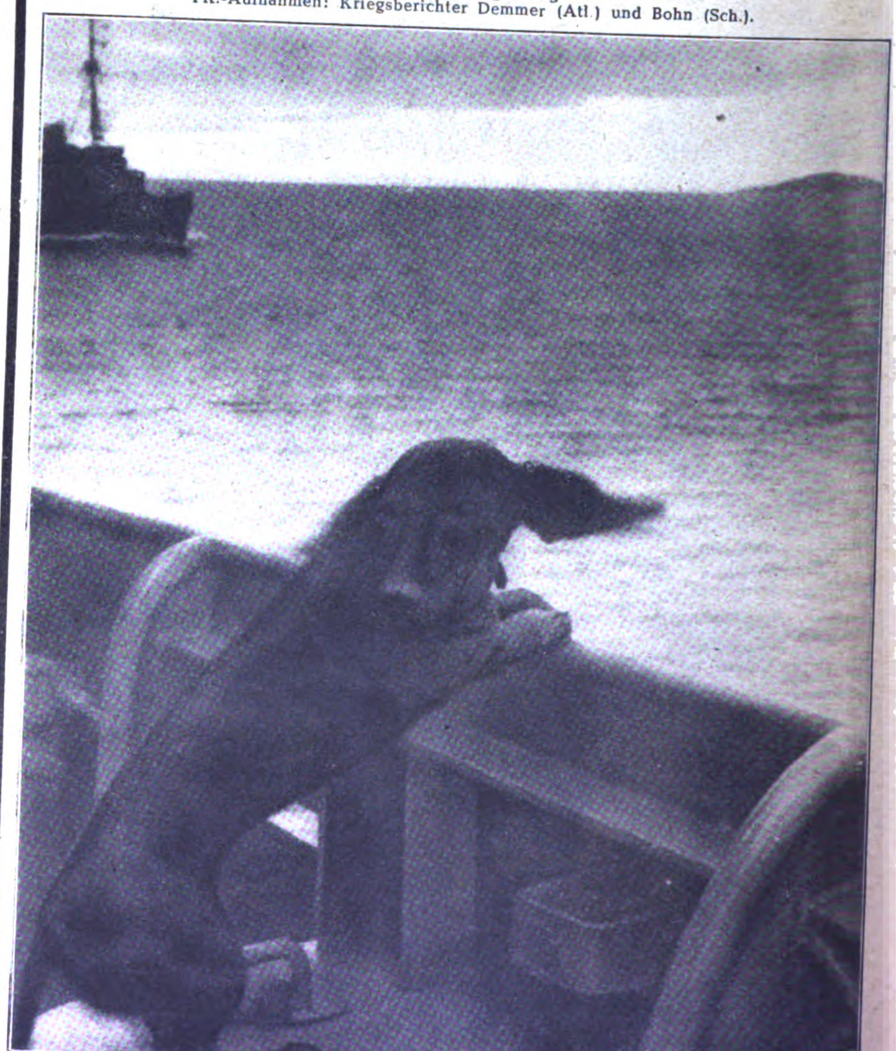
„Hier mal zuerst die Post!"
„Dann das Leergut. Und am Kai steht schon die neue Fracht!"

PK.-Aufn.: Kriegsberichter Barschdorf (H. H.)



Was? Das schaffen wir nicht? Das schaffen wir!
In den Höhenstellungen werden unter anderem auch überschwere Granatwerfer eingesetzt, um feindliche Truppenansammlungen und Unterkünfte zu bekämpfen. Bei größerer Entfernung des Zieles wird die Anbringung einer Zusatzladung nötig

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Demmer (Atl.) und Bohn (Sch.).



Jetzt hätt' ich mich fast erschrocken!
Fifi, der Bordhund, war gerade auf „Freiwache", als eine geschnittene Mine hochging. Diese Scherze kann auch Fifi nicht vertragen



Der tapfere Kommandeur, der seine todesmutigen Kriegsschüler führte
Hauptmann Weiler am Kartentisch bei einer Lagebesprechung mit Offiziersbewerbern der Kriegsschule.

TRÄGER JUNGEN RUHMES: KRIEGSSCHULE METZ

Als sich unsere Truppen aus Südfrankreich absetzten, und die Kämpfe sich den Südwestgrenzen unseres Reiches näherten, verließen die Offiziersanwärter der Kriegsschule Metz die Lehrsäle, um mit der Waffe in der Hand zur Verteidigung der Heimat anzutreten. Wie im ersten Weltkrieg die Freiwilligenverbände der deutschen Jugend bei Langemarck stürmten, so zogen die Offiziersanwärter der Kriegsschule Metz in den Kampf und schlugen in heldenmütigem Ringen den Feind zurück. In kühnem Draufgängertum stürmten sie die Kasematten und Gänge des Forts Driant, in das die Anglo-Amerikaner eingebrochen waren, und zerschlugen starke Feindgruppen im Nahkampf. Hauptmann Weiler führte damals diese Männer, deren Tapferkeit der Wehrmachtbericht vor der ganzen Heimat anerkannte. So wurde auch hier der Zeitplan des Feindes um viele Wochen gestört, Metz zu einem schwersten Aderlaß des Angreifers.

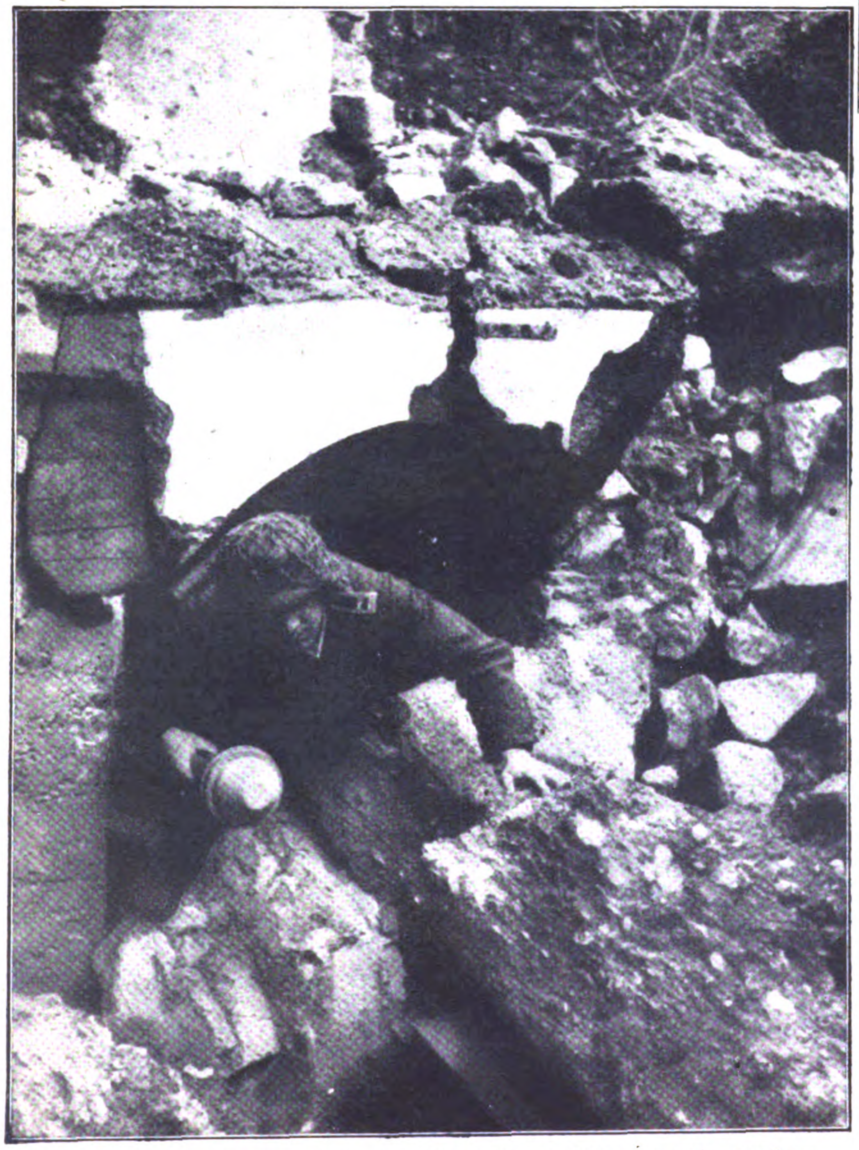


Die Kasematten des Forts Driant
Sie zeigen noch die Spuren der erbitterten Kämpfe, in denen die von Draufgängertum beseelten Männer der Kriegsschule Metz den Feind zerschlugen.

*

So war es auch damals →
Eben noch Theorie in den Lehrsälen, jetzt die Einsatz-Besprechung für den Ernstfall.





An der traditionsreichen Stätte des erbitterten Kampfes
wurde ein neuer Lehrgang junger, kampfbereiter Offiziersbewerber im Gebrauch neuester Kampfmittel geschult



Das mit Panzerruinen übersäte Kampffeld
diente neuen Lehrgängen als Übungsgelände.
ϟϟ-PK.-Aufnahmen: ϟϟ-Kriegsberichter Niquille.

DAS IST:
EUROPA — OHNE UNS!
FRANKREICH:

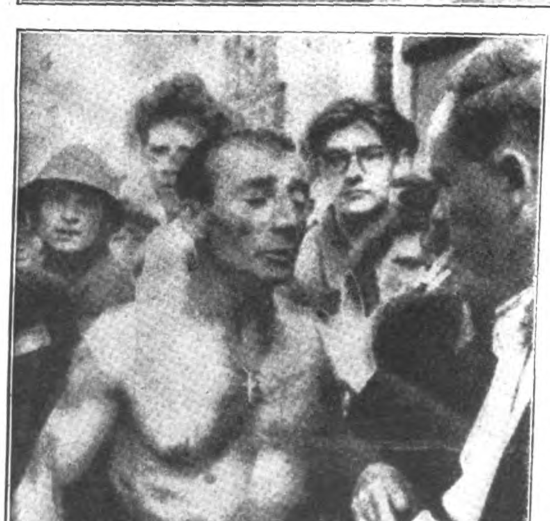


Die Bevölkerung lernt die „Freiheit" kennen.
Die englische Zeitschrift „Sphere" veröffentlicht eine Serie solcher Bilder aus der Bretagne; sie sollen zeigen, wie die Einwohner von Rennes gegen solche unter ihren Landsleuten vorgehen, die sich nicht rühmen konnten, Deutsche aus dem Hinterhalt erschossen zu haben.



Neue Kulisse zu nebenstehendem Bild
Derselbe harmlose Einwohner muß „Vive de Gaulle" und „Vive Churchill" rufen. Nicht jeder Franzose, der während der Besetzung durch die Deutschen Brot und Ordnung hatte, wird das aus freier Überzeugung können. Aber die Meinungsmache wurde bei den andern ja immer schon mit Revolver und Knüppel gemacht.





Es rast der Mob.
Der Begriff Pöbel hat in Frankreich seit 1789 seine besondere Bedeutung. Harmlosen Leuten die Kleider vom Leibe reißen, (links), das Schleifen an den Haaren (oben), das gehört heute zum „Patriotismus" in Frankreich, hinter dem sich der Bolschewismus tarnt, der das Unterste nach oben kehrt. Es sind meist landfremde, im Sold Moskaus stehende Subjekte, die das Land heute in Schrekken versetzen; das gemütliche Boulespielen wie unter der deutschen Besatzung das wird einstweilen aufgehört haben.



Opfer seiner Widersacher.
Dieser Mann, den man beschuldigte, mit den Deutschen „zusammengearbeitet" zu haben, muß ebenfalls de Gaulle und Churchill hochleben lassen. Diese Aufnahme dient wohl hauptsächlich dem Zweck, den todesmutigen Revolverhelden zu zeigen, dem das Kämpfen vorn offenbar zu gefährlich ist





ITALIEN:

Das gleiche Theater mit denselben Handlangern Moskaus in Italien.
Hier toben sich dieselben Strolche in ähnlicher Weise aus, nur daß sich alles um einige Grade noch hitziger vollzieht. Was die einzelnen Leute getan haben sollen, das weiß vor lauter hysterischer Schreierei schließlich niemand genau. Aber darauf kommt es auch nicht an; die Hauptsache ist, daß man sich „revolutionär" gebärdet, vielleicht fallen dabei ein paar Zigaretten ab oder ein Stück „weißes Brot".

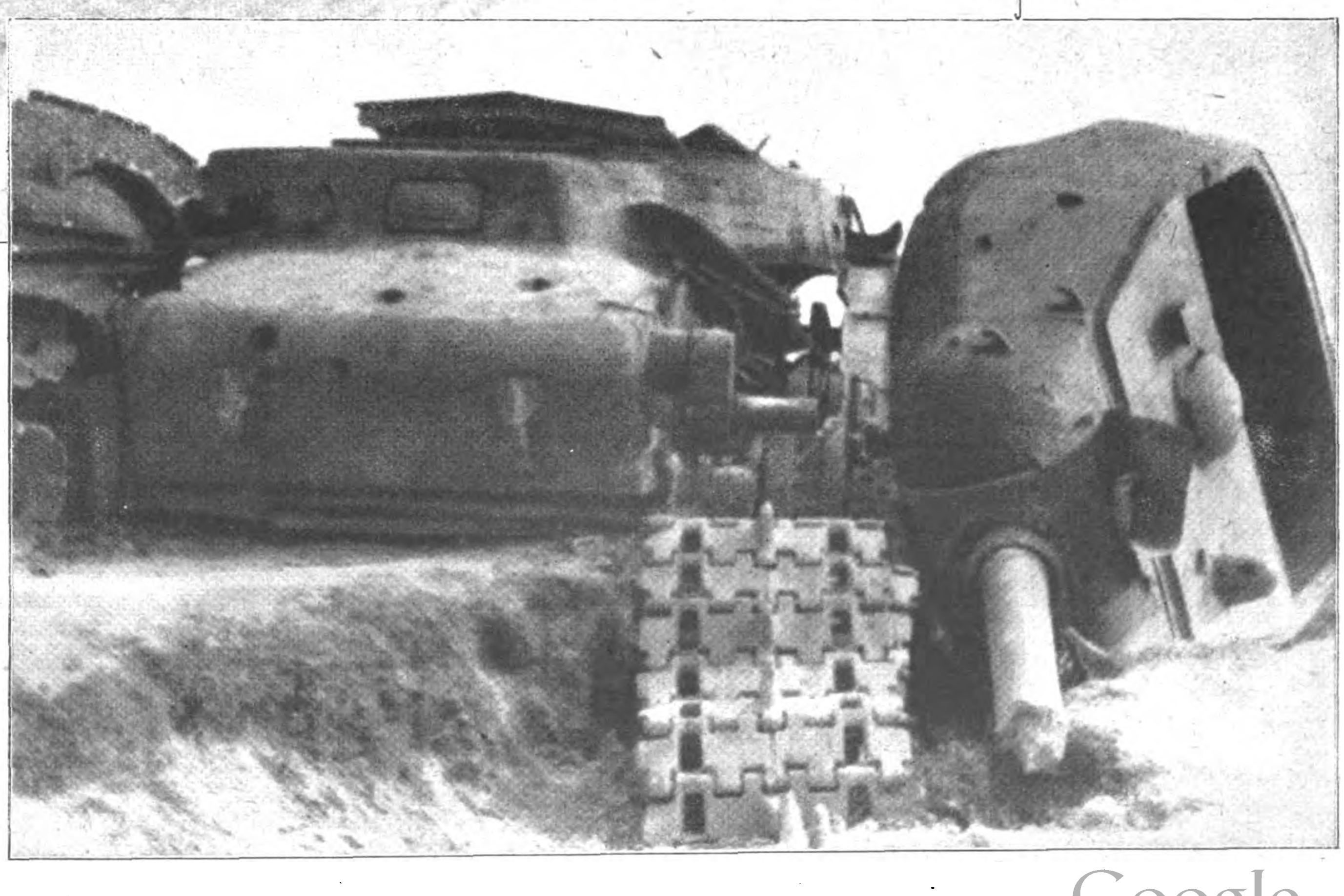
Aus „Sphere" und „Life".



VON DER OSTFRONT

Sowjetdruck auf Kurland.
Die Sowjets setzen in Kurland alles dran, um die seit Wochen in unverminderter Härte tobende Schlacht zu gewinnen; sie schonen weder Material noch Menschen und werfen immer neue Divisionen in den Kampf, ohne bisher das Ringen zu ihren Gunsten entschieden zu haben. Die Aufnahme zeigt einen langen Zug gefangener Bolschewisten, die nach ihren Aussagen froh sind, dem Hexenkessel heil entronnen zu sein. Es ist ganz klar, daß sich diese Aderlasse mit der Zeit merklicher fühlbar machen werden, denn unerschöpflich sind die Reserven der Sowjets wirklich nicht.

ᛋᛋ-PK.-Aufnahmen:
ᛋᛋ-Kriegsberichter Miezitis (2),
7 Bilder aus „Sphere".



Zusammengehauen!
Auch auf die Schlacht in Kurland trifft der Begriff Materialkrieg durchaus zu. Es ist unvorstellbar, mit welcher Massierung an Tanks und Geschützen die Sowjets versuchen, die Schlacht zu ihren Gunsten vorzutreiben. Der Gedanke an die Gewalt des herangeführten Materials könnte einen überwältigen; aber da möge man einmal die Berechnung anstellen, wieviele Dutzend panzerbrechender Waffen sich in derselben Zeit herstellen lassen, die erforderlich ist, einen Panzer T 34 fahrfertig abzuliefern. Und da gibt es bei uns Hunderte von Einzelkämpfern, die fünf und mehr solcher Ungetüme mit der Panzerfaust während eines Angriffs erledigen. Die Menge des Materials ist nicht entscheidend, entscheidend allein ist der Geist, in dem der Kämpfer sie führt.

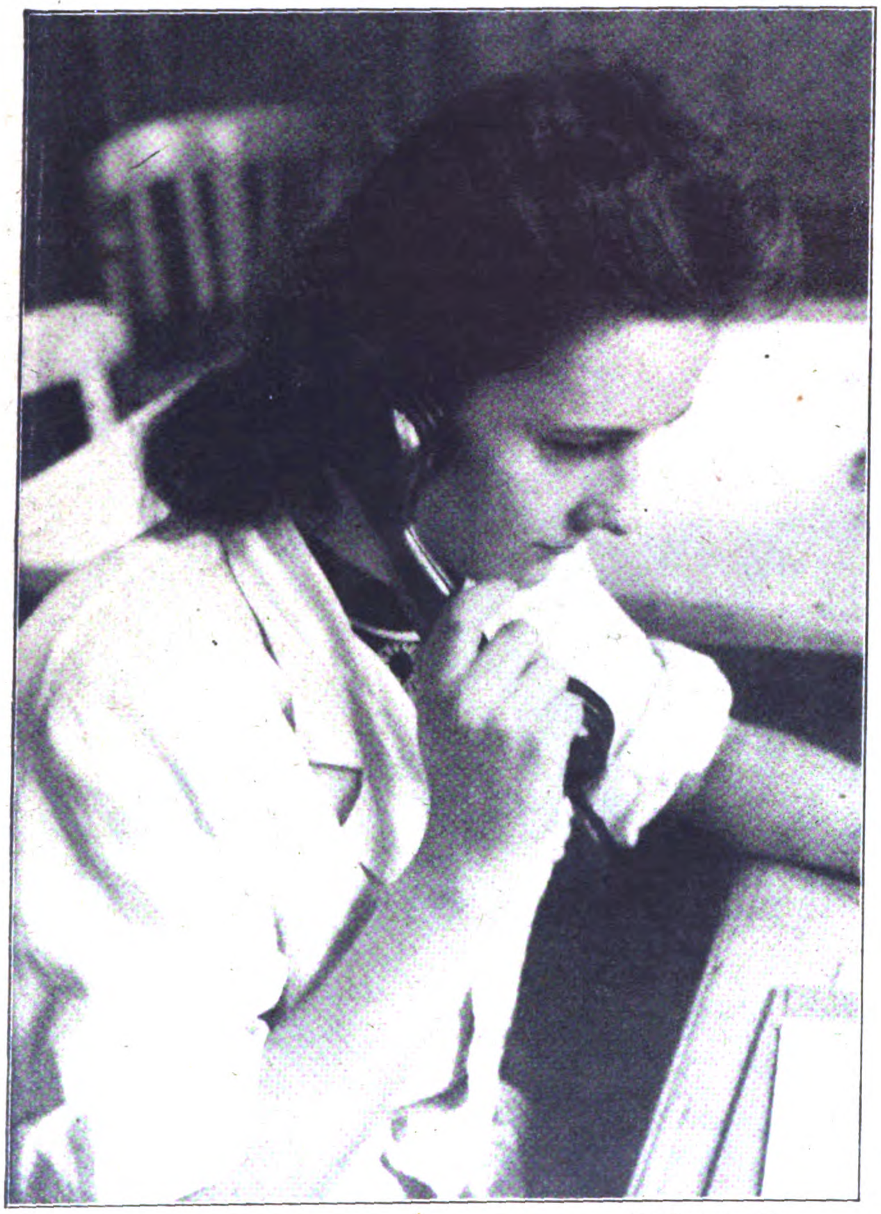


Härtere Jugend im härteren Krieg: alles für Deutschland!
Am frühen Morgen fährt Roswitha zu Rade über Land, zur Baustelle der Panzergräben, an denen sie mitarbeitet. Diese Fahrt ist heute recht vergnüglich, denn ihr jüngerer Bruder, der als Flakhelfer im Einsatz steht, ist auf Urlaub gekommen. Und nun fährt er natürlich mit zum Schanzen.



Eine wackere Kumpanei
führt emsig den Spaten: Schulkameradinnen, die wie Roswitha kürzlich das Abitur machten.

Roswitha
EIN DEUTSCHES MÄDEL VON DER GRENZE



Im Lazarett
ist Roswitha außerdem als Hilfsschwester tätig und hilft der Röntgenschwester im Ordinationsraum und am Schreibtisch.



Mittags
fällt noch ein Stündchen ab für Schularbeiten mit den jüngeren Geschwistern. Und dabei kann sie selber manches Vergessene auffrischen.



Gegen Abend
werden die Betten für die jungen Schwesterlein gerichtet, die wegen der größeren Sicherheit vor Terrorangriffen im Luftschutzkeller schlafen.

PK.-BILDBERICHT VON KRIEGSBERICHTER ARPPE-PBZ.



Die stille Stunde.
Ein Brief an die Front, der all ihre Zuneigung, ihre Erwartung, ihr Hoffen enthalten mag . . . Wir sind nicht indiskret

*

Staatsanwalt Dr. Konrad Horn

ROMAN VON H. G. HANSEN

(1. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 47 lautet:

Die Kriminalpolizei hatte auch auf der Arbeitsstelle Sterns Papiere gefunden. Eine abgegriffene Brieftasche mit leeren Fächern, Bilder und Zettel, der Entlassungsschein aus dem Zuchthaus, ein Wettschein vom Buchmacher, Notizen über Pferderennen, eine lange Zahlenkolonne, die offenbar den Verlauf eines Skatabends festhielt, und andere Nichtigkeiten breiteten sich aus. Die Photos stellten zwei Mädchen und ein Ehepaar dar, der Mann in Offiziersuniform, die Frau in altmodischen Kleidern, zweifellos die Eltern Sterns. Die Mädchen hatten alltägliche nichtsagende Gesichter. Beide waren längst vernommen worden und schieden als Verdächtige aus. Dann stutzte Horn. Unter dem kurzen Brief eines Mädchens, der die Bitte um ein Wiedersehen enthielt, lag ein mit flüchtigen Schriftzeichen bedeckter halber Bogen Papier. Die Schrift war Horn vertraut. Er fuhr glättend mit der Hand über das Papier und beugte sich herab, als könne er dadurch die Buchstaben besser erkennen, die vor seinen Augen verschwammen. So schrieb doch Magda, seine Magda. Aber wie sollten Magdas Schriftzüge in diesen Akt kommen?

Ein anderer Mensch mußte die charakteristische Schrift Magdas haben, und es war ein Spiel wildesten Zufalls, daß ausgerechnet Staatsanwalt Horn in der Hinterlassenschaft eines gewohnheitsmäßigen Verbrechers eine Schriftprobe fand, die der seiner Frau verblüffend ähnlich war.

Er wandte das Papier um und betrachtete die leere Rückseite, als könne er dort eine Erklärung finden, schüttelte ungläubig den Kopf und legte den Bogen wieder auf die Tischplatte. Seltsam, Magdas Schrift. Das heißt, natürlich nicht Magdas Schrift, denn wie sollte sie dazu kommen, Stern einen Brief zu schreiben. Konrad Horn saß regungslos vor seinem Schreibtisch, bemüht, einen klaren Gedanken zu fassen, müde wie nach einer durchgearbeiteten Nacht. Dann stiegen aus dem Unterbewußtsein Namen auf, die er in dem Akt gelesen hatte: Düsseldorf, Oberstleutnant von Stern, Fahnenjunker und Fähnrich.

Hastig erhob er sich und ging zum Fenster. Draußen schien die Nachmittagssonne ruhig und heiß. Ein leichter Wind hatte sich aufgemacht und trieb Staub durch die Straßen. Vielleicht gab es bald ein Gewitter. Er glaubte, schon den erfrischenden Hauch zu spüren und öffnete tiefatmend die Lippen. Langsam kehrte er in die Wirklichkeit zurück, zog aus der Brusttasche das Zigarrenetui, entnahm ihm eine pechschwarze Brasil, knipste mit der Schere die Spitze ab, entzündete ein Streichholz und begann in bedächtigen Zügen zu rauchen.

Ich glaube, ich sehe Gespenster, statt den Spuk einfach wegzuwischen. Beschämt dachte er an Magda und wandte sich wieder dem Schreibtisch zu. Die Zigarre befreite ihn von seltsam drohenden Wolken, die aus dem Nichts aufstanden, um Herz und Sinne zu verwirren.

Da habe ich mich zwanzig Jahre lang gemüht, leidenschaftslos und sachlich zu denken und folgerichtige Entschlüsse zu ziehen. Jetzt wirft mich ein Phantom um. Er versuchte zu lächeln, aber es wurde nur eine Grimasse. Seltsam: die Objektivität geht zum Teufel, wenn man höchstpersönlich in eine unangenehme Sache hineingezogen wird.

Hineingezogen? Lächerlich! Wie konnten Magda und er in eine solche Angelegenheit hineingezogen werden. Staatsanwalt Horn steht außerhalb jener Bezirke, in denen das Strafgesetzbuch waltet. Er ist Hüter der Gesetze, ihr Verfechter und Wahrer, Ankläger des Staates gegen Gesetzesbrecher, und Magda steht an seiner Seite. Sie verabscheute das Verbrechen aus natürlichem Instinkt und Erziehung und bedauerte oft, daß sein Beruf nur die dunklen Seiten des Lebens an ihn herantrug. Er hatte das verstanden, auch wenn er ihr in solchen Gesprächen klar zu machen versuchte, daß einer da sein müsse, der mit fester Hand zufaßte, um dem Gesetz Genugtuung zu verschaffen und die anständigen Volksgenossen zu schützen.

Seit anderthalb Wochen bin ich aus dem Urlaub zurück, also kann ich nicht überarbeitet sein, überlegte Horn ingrimmig. Zum Teufel! Welchen Gedanken hänge ich am hellen Tage nach? Magdas Schrift? Das ist absurd und abgeschmackt. Ähnlichkeiten gibt es überall. Ich will Staatsanwalt sein und lasse mich von Ähnlichkeiten überrumpeln? Er lächelte befreit und schloß die Augen. Gut, daß man ab und zu die eigene Unzulänglichkeit spürte. Das hielt von übersteigertem Selbstbewußtsein ab und führte zu gesunder Selbstkritik. Er beugte sich wieder über das Papier und las die drei Zeilen.

„Ich bin nicht in der Lage, Ihren Wünschen nachzukommen und bitte, davon endgültig Kenntnis zu nehmen. M. H."

Keine Anrede und nur Buchstaben als Unterschrift. Eine deutliche Absage, kühl und abwehrend.

Dann durchfuhr es Horn wie ein Blitz. M. H. konnte die Abkürzung für Magda Horn sein. Konnte? Sie war es. Es hatte keinen Sinn, sich darüber täuschen zu wollen. Hastig holte er seine Brieftasche hervor und suchte nach dem Bild, das Magda ihm vor ein paar Wochen gegeben hatte. Sie war darauf mit den Kindern abgebildet. Die Rückseite trug eine kurze, zärtliche Widmung.

Sorgsam und methodisch, als gehe es um das Schicksal fremder Menschen, verglich Konrad Horn die Buchstaben. Das M auf dem Brief und der Karte war das gleiche. Der zum kleinen Haken verkürzte Anstrich blieb unverkennbar. Die kurz verschlungenen e glichen sich nicht nur, sie stammten von derselben Hand. Magdas Schrift! Das Blatt glitt ihm aus der Hand und er preßte beide Fäuste fest auf den Tisch, um ein aufsteigendes Beben zu unterdrücken. Dann sprang er auf und durchmaß den Raum mit hastigen Schritten von der Türe zum Fenster und zurück zum Schreibtisch und mühte sich, klare Überlegung zu gewinnen.

Konnte es nicht ein Zufall sein, daß diese Zeilen Magdas bei Stern gefunden wurden? Gab es nicht mehr Zufälle, als sich die meisten Menschen träumen ließen? Er hatte es in seiner beruflichen Praxis oft erlebt, daß schwerwiegende Indizien hinfällig wurden, sobald das Spiel des Zufalls aufgeklärt war. Aber hier wie überall mußte die Zufälligkeit erst einwandfrei bewiesen werden.

Magda! Er flüsterte den geliebten Namen halblaut vor sich hin, als könne er sich damit selbst Mut machen. War sie nicht der Inbegriff aller guten und reinen Dinge? War sie nicht die beste Mutter und Gattin? Doch wie er menschlich zu Magda stand und wie er sie liebte, spielte innerhalb dieses Amtszimmers keine Rolle. Würde er sich davon lösen und sachlich wie leidenschaftslos zu denken vermögen?

Er war kein geschulter Schriftsachverständiger, aber jeder Laie sah auf den ersten Blick, daß die beiden Schriftproben mehr als ähnlich waren. Dazu kam die Übereinstimmung der Unterschrift. M. H. stand auf dem Brief an Stern, und Magda Horn hieß seine Frau, deren Schrift mit der des Briefes übereinstimmte. Was stand in dem Akt über Sterns Lebenslauf?

Der Mann stammte aus einer Offiziersfamilie. Sein Vater fiel 1914 als Oberstleutnant. Stern kam 1916 von der Kadettenanstalt zum Feldheer. Magdas Vater, Herr von Bork, war 1916 als Oberst in Frankreich gefallen. Es blieb durchaus möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß die beiden Väter sich in der gleichen Garnison Düsseldorf kennengelernt hatten. Zu Beginn des Weltkrieges zählte Magda neun Jahre. Und Stern?

Konrad blätterte mit ruhiger Hand und suchte das Geburtsdatum Stern: 1899, also sechs Jahre älter als Magda. Sie waren vielleicht als Kinder zusammengetroffen. Damals war Stern noch Kadett und niemand ahnte, daß er später völlig entgleisen würde.

Diese Überlegungen stimmten Horn ruhiger. Nun sah er seinen Weg zur Lösung aller Zweifel.

Stern war 1925 zum ersten Male in Düsseldorf wegen Heiratsschwindels verurteilt worden. Frau von Bork lebte seit 1912 in Düsseldorf und war auch nach dem Heldentod ihres Mannes dort geblieben.

Magda zählte 1925 zwanzig Jahre. Stern sechsundzwanzig. Vielleicht hatte der Bursche Frau von Bork aufgesucht, um von ihr finanzielle Vorteile zu erlangen. Dann wären Magda und Stern nochmals zusammengetroffen.

Diese Feststellung traf Konrad Horn wie ein feiner Stich. Anscheinend hatte sich Stern mit der Bitte um Geld an Magda gewandt und war abschlägig beschieden worden, wie diese Zeilen bewiesen. In der verhältnismäßig kleinen Stadt bedurfte es keines besonderen Zufalls, um Magda zu treffen. Wären sie und Stern seit ihren Kindertagen vor dem Weltkriege nicht mehr zusammengekommen, so hätte er sie nicht wiedererkannt. Wenn sie sich jedoch noch 1925 als erwachsene Menschen getroffen hatten, mußten sie sich gegenseitig erkennen.

So fügte sich eins zum anderen. Stern sah Magda auf der Straße, sprach sie an, wurde abgelehnt, schrieb ihr Bettelbriefe und Magda erklärte ihm kurz und bündig, daß sie seine Wünsche nicht erfüllen könne. Sein abgerissenes Äußere bildete sicher nicht den Grund der Ablehnung. Magda war immer gutherzig und bereit, anderen zu helfen. Wahrscheinlich wußte sie von Düsseldorf, daß Stern als Heiratsschwindler ins Gefängnis gekommen war, und wollte mit einem solchen Menschen nichts zu schaffen haben.

Konrad Horn empfand tiefe Genugtuung darüber, daß sich alles so befriedigend erklären ließ.

Nur eins verstand er nicht. Warum hatte Magda ihm verschwiegen, daß Stern sie belästigt hatte? Schämte sie sich, daß der Sohn eines Offiziers so sinken konnte und daß sie Stern einmal gekannt hatte?

Wenn auch. Ihrem Manne hätte sie sich anvertrauen müssen. Aber das war jetzt nicht entscheidend. Wichtig blieb allein, daß sich alles restlos aufklären ließ, der Brief in Sterns Hinterlassenschaft, die Verbindung zwischen Magda und ihm, ihr Anfang und ihre Fortsetzung.

Wie so etwas mich fast umwerfen konnte, lächelte Horn befreit und zündete die erkaltete Zigarre wieder an. Aber das soll mir eine Lehre sein. Ich bin dreiundvierzig Jahre alt, war vier Jahre Frontsoldat, vier Jahre Student der Rechte, bin sechzehn Jahre im Dienst und bildete mir ein, gegen jede Überraschung gefeit zu sein und nie den kühlen Kopf verlieren zu können. Bei dem ersten Fall, der mich persönlich angeht, lasse ich mich verblüffen und beunruhigen. Diese Erkenntnis soll mich davor bewahren, allzu sicher und überlegen an schwierige Fälle heranzugehen. Niemand hat sich ganz in der Hand. Kein Mensch vermag sich in jeder Lage zu zügeln. Die menschliche Unvollkommenheit triumphiert doch zuweilen über jeden noch so festen Willen.

Magda lächelte er vor sich hin. Wie mag sie sich gequält haben? Warum kam sie nicht zu mir? Darf ich ihr daraus einen Vorwurf machen, nachdem ich eben erst erlebte, wie wenig man sich selbst beherrscht? Sie flüchtete in die Einsamkeit ihres Herzens, weil sie sich schämte. Wer will ihr daraus einen Vorwurf machen! Er spürte heftige Sehnsucht nach Magda und schob den Gedanken, daß er pflichtgemäß eine Klärung über den in der Hinterlassenschaft Sterns gefundenen Brief herbeiführen mußte, beiseite. Trotzdem erinnerte er sich auf dem Heimwege daran. Er mußte Magda fragen und feststellen, ob seine Vermutungen richtig waren.

*

Kurz nach sechs Uhr öffnete Konrad Horn die Türe zum Vorgarten. Das leise Knarren der Pforte genügte, um die Kinder herbeizurufen. Sie begrüßten den Vater stürmisch. Als sie zusammen am Hause vorübergingen, schaute Magda lächelnd aus dem Fenster und reichte ihrem Manne die Hand.

„Höchstens eine halbe Stunde", mahnte sie. „Dann wird gegessen."

„Wir werden pünktlich sein." Er drückte einen Kuß auf ihre Finger.

Ohne das Haus zu betreten, ging er mit Barbara und Hermann an der Hand um die Ecke am Fliederbusch. Detlef lief voran. Er betrachtete es als ein schmerzliches Opfer seiner stolzen sieben Jahre, den Platz an Vaters Hand den Kleineren überlassen zu müssen.

Die halbe Stunde verging wie im Fluge. Als Magdas Gesicht mahnend am Fenster auftauchte, erhob sich Konrad. Die Kinder verzogen schmollend den Mund, gehorchten aber wortlos.

Der kleine Konrad hatte schon gegessen und war bereits im Nachtanzug, als die anderen das Kinderzimmer betraten. Er krähte vergnügt und streckte dem Vater die Händchen entgegen, damit er ihn wie gewohnt ins Bettchen bringen sollte.

Anschließend aßen die drei anderen. Sie saßen artig bei Tisch. Brei, Milch und belegte Brote verschwanden zusehends. Im Badezimmer gab es wie stets Geschrei, als die kalte Dusche sie übersprühte. Dann ließen sie sich von den Eltern mit Behagen frottieren und die Nachthemden überziehen. Barbara maulte ein wenig beim Kämmen und beschwerte sich über das Ziepen.

Als alle in den Betten lagen, gaben die Eltern ihnen den Gutenachtkuß und gingen nach unten.

„In einer Viertelstunde können wir essen", versprach Magda lächelnd und verschwand in der Küche.

Konrad nickte zufrieden, ließ die Türe zwischen Speise- und Arbeitszimmer offen, griff nach der Zeitung und begann zu lesen. Es war jedoch nicht so geruhsam wie sonst. Die Erinnerung an Stern plagte ihn. Am Abend, wenn er mit Magda in der

Dämmerung saß, wollte er sie nach der Ursache des Briefes fragen.

Da erstand in ihm plötzlich eine Gedankenverbindung, die ihn mit Entsetzen erfüllte. Am Abend des 14. Februar war Stern erschossen aufgefunden worden, und im Februar war Magda schwer erkrankt. Der Arzt hatte von einem Nervenzusammenbruch oder doch von Überanstrengung der Nerven gesprochen.

Erregt griff Konrad nach seinem Kalender, auf dessen Blättern alle wichtigen Ereignisse aufgezeichnet wurden, und suchte hastig die Februartage durch. Am 15. Februar früh hatte er den Arzt telephonisch um seinen Besuch gebeten. Nun entsann er sich wieder aller Einzelheiten. Am 14. Februar war er abends in einer Versammlung gewesen und erst gegen Mitternacht heimgekehrt. Magda hatte ihn nicht wie sonst erwartet, sondern lag schlafend zu Bett. Er erinnerte sich noch, daß er darüber enttäuscht gewesen war und sich dann einen Egoisten gescholten hatte. Magda wurde durch die vier Kinder und den Haushalt trotz Liesbeths Hilfe so in Anspruch genommen, daß sie ein Recht dazu besaß, frühzeitig schlafen zu gehen.

In der Frühe des nächsten Tages hatte er die Erklärung für ihr Verhalten gefunden. Magda war abends krank zu Bett gegangen. Auf die Fragen des Arztes konnte er nur antworten, daß Magda schon seit Monaten steigende Nervosität zeigte. Sie war sprunghaft und leicht erregbar und empfand häufig heftige Kopfschmerzen. Der Arzt meinte, wenn eine Frau im Abstand von jeweils zwei Jahren vier Kinder zur Welt bringe, seien solche Erscheinungen nicht wunderlich, zumal die Geburt des Jüngsten erst sechs Monate zurücklag.

Die heftige und nach Ansicht des Arztes lange schon im Keime schlummernde Erkrankung hatte viele Wochen angedauert. Fiebrige Erscheinungen wechselten mit völliger Erschlaffung. Magda blieb lange ohne Appetit und brachte oft nicht einmal für die Kinder Teilnahme auf. Sie erholte sich nur langsam und konnte erst nach fünf Wochen zum ersten Male wieder aufstehen. Die Füße versagten ihr fast den Dienst. Sie war sehr schmal geworden und konnte sich auch bei der unermüdlichen Pflege ihrer Mutter nicht ganz erholen.

Vierzehn Tage darauf reiste sie auf Anraten des Arztes in Begleitung der Mutter zur Erholung in den Schwarzwald. Zum ersten Male seit ihrer Verheiratung trennte sich Konrad für einige Zeit von ihr und schrieb täglich besorgte und zärtliche Briefe. Mitte Mai kam Magda wieder, gebräunt, erholt und fast so gesund wie zuvor, mit kräftigen Schritten und lachendem Glück. Sie umarmte Konrad auf dem Bahnhof trotz ihrer Scheu vor Fremden stürmisch und preßte ihn schmerzhaft fest an sich. Als sie heimkam, liefen Freudentränen über ihre Wangen. Dann verlebten sie eine Zeit des Glückes, die sie heimlich ihre zweiten Flitterwochen nannten. Magda blühte auf und wurde schöner und gesünder als je zuvor.

Auch halb vergessene Einzelheiten dieser Monate standen wieder lebendig vor Konrad. Er wühlte sich in die Erinnerungen hinein und suchte eifrig nach neuen Gedanken, als böten sie ihm die Möglichkeit zur Flucht. Eine Frage stand jedoch mahnend vor ihm: War es ein Zufall, daß Magda an dem Abend schwer erkrankte, an dem Stern erschossen wurde? Und weiter: warum ging Magda am Abend des 14. Februar gegen alle Gewohnheit zu Bett, statt die Rückkehr ihres Mannes abzuwarten? Wies ihre Erkrankung nicht auf seelische Ursachen, auf eine übermäßig große Erregung oder dergleichen hin? Konnte sie von dem Tode Sterns schon Kunde gehabt haben, als sie zu Bett ging?

Er selbst hatte erst am anderen Vormittag davon erfahren. Wie sollte Magda unmittelbar nach der Tat von dem Toten gehört haben? Stern war zwischen 21 und 22 Uhr erschossen worden, als Konrad Horn in der Stadt weilte. Bei seiner Rückkehr um 24 Uhr lag Magda zu Bett und schlief. Er weckte sie nicht und legte sich leise nieder. In aller Frühe erwachte er durch ihr Stöhnen in dem unruhigen Fieberschlaf.

Der Tatort lag nur wenige Minuten von seinem Hause entfernt, erinnerte er sich dann und erschrak. Sein Kopf dröhnte wie von Hammerschlägen. Er stand auf und trat an das offene Fenster, um tief Luft zu schöpfen. Alles wirkte beklemmend, das Zimmer, die gewohnte Umgebung, die sommerliche Wärme, der Anzug, die Überlegungen, alles.

Er mußte sich zusammennehmen. Solange Liesbeth in der Nähe weilte, konnte er nicht fragen. Sie hatte schon oft bewiesen, daß sie selbst leise Verstimmungen erriet. Sie war seit Magdas Geburt um ihre Herrin und kannte Magda besser als irgend jemand. Aber sie kannte auch Konrad Horn. Manchmal hatte er gelächelt, wenn Liesbeth klug und scharfsinnig unausgesprochene Wünsche erfüllte. Jetzt fürchtete er sich fast davor.

Die halbe Stunde bei Tisch war für Konrad eine Qual. Magda spürte seine Veränderung. Besorgt fragte sie, was ihm fehle. Er murmelte etwas von Abspannung und Kopfschmerzen. Tatsächlich fühlte er sich zerschlagen. In den Schläfen dröhnte ein rasendes Hämmern.

Ihre Fürsorge erregte ihn mehr, als Gleichgültigkeit hätte verletzen können. Sie öffnete ihm das Ei und prüfte, ob es auch weich genug sei. Dann bestrich sie ihm Brotschnitten, fragte nach seinen Wünschen, gab in den Tee einen kleinen Schuß Rum und viel Zucker, weil er es so liebte.

Liesbeth schwieg beharrlich. Konrad fing einen Blick von ihr auf, der Zweifel und Nachdenklichkeit verriet. Sie glaubte weder an Abspannung noch an Kopfschmerzen. Es war ein elendes Gefühl, sich durchschaut zu sehen. Er wagte nicht mehr, Liesbeth anzuschauen. Sie war unbeteiligter und konnte deshalb ruhiger beobachten als die besorgte Magda.

Auch die schwersten halben Stunden gehen vorüber. Magda erhob sich und Konrad folgte ihr. Liesbeth begann schweigend das Geschirr auf ein Tablett zu stellen. Magda folgte Konrad in sein Arbeitszimmer, dessen Türe er hinter sich schloß. Er tat dies sonst nur, wenn er sich in Akten oder Fachzeitschriften vertiefte. Magda bemerkte es jedoch nicht. Ihre Aufmerksamkeit galt nur dem Befinden ihres Mannes. Um so mehr wird Liesbeth überlegen, ob etwas vorgefallen ist, überlegte er erbittert und ließ sich schwer in den Sessel fallen. Auch diesmal übersah Magda, daß er nicht abwartete, bis sie Platz genommen hatte.

„Willst du noch eine Tasse Kaffee?" fragte sie mütterlich.

„Nein, danke, keinen Kaffee."

„Oder einen Weinbrand."

„Nein, nichts, danke."

Seine Antworten klangen schroff, so daß sie aufblickte. Konrad sah aus, als habe er Ärger und Sorgen.

„Willst du mir nicht sagen...?" begann sie nach einer kurzen Pause und verstummte, weil sein Blick sie erschreckte.

„Ich muß dich etwas fragen", begann er leise, als fürchte er einen heimlichen Zuhörer.

Magda überrieselte ein Schauer. Sie empfand plötzlich unerklärliche Angst.

„Was hast du zu fragen?"

Sie paßte sich seinem leisen, eindringlichen Ton an, aber Konrad gewann den Eindruck, daß sie damit ein schlechtes Gewissen bekunde. Er wurde von seinen Gedanken gehetzt und verlor völlig die Ruhe, die für diese Aussprache notwendig war.

„Vor ein paar Stunden glaubte ich noch, daß ich die Lösung schon gefunden habe, eine harmlose Erklärung, die jeden Zweifel behob. Nun ahne ich die Zusammenhänge, Magda. Vor Monaten wurde mir der Fall Stern übertragen. Bis jetzt fanden wir keine Lösung. Siebert wollte sogar schon aufgeben. Ich las heute noch einmal die Akten und prüfte die von Stern hinterlassenen Papiere. Dabei fand sich ein halber Bogen, der einen von dir geschriebenen Satz trägt. Erinnerst du dich?"

Er gab sich nicht die Mühe, ihr zu erklären, daß der Fall Stern eine Mordsache sei. Bisher hatte er stets vermieden, berufliche Fragen in Magdas Gegenwart zu erörtern. Jetzt setzte er Kenntnisse voraus, die sie nicht haben konnte. Da auf seine Frage eine endlos lange Frist verging, ohne daß Magda antwortete, sah Konrad zu ihr auf. Sie saß kraftlos in dem Sessel. Die Arme lagen wie abgestorben auf den Lehnen. Ihr Kopf suchte auf dem Rückenpolster Halt. Das Gesicht war von geisterhafter Blässe, noch weißer als damals während ihrer schweren Erkrankung.

Das ist schon eine Antwort, dachte er schwer atmend. Neues Grauen fiel über ihn her, obwohl er das erwartet hatte. Die Bestätigung seiner Befürchtungen traf ihn schwerer, als er es bis zu diesem Augenblick voraussetzte. Ihm war, als werde er selbst einer ungeheuerlichen Tat bezichtigt und sein ganzes Leben werde umgekehrt und zerwühlt. Alle hohen Begriffe, Treue und Vertrauen bis zum Tode, Liebe und Glaube, alles wurde zertrümmert und lag in Scherben.

„Magda", sagte er leise und beugte sich weit vor. Er stützte die Ellbogen auf die Knie, legte die Hände wie bittend zusammen und sah sie flehend an. „Warum schweigst du?"

„Du hast meinen Brief gefunden?" fragte sie bebend.

„Deinen Brief?"

„Mein Gott", murmelte sie verstört. „Ich fürchtete das Verhängnis und glaubte doch, ihm entronnen zu sein."

„Welches Verhängnis, Magda?"

„Der Brief. Ach, der Brief ist unwichtig. Alles. Nun mußt du dich damit quälen. Ich hatte es dir ersparen wollen."

Konrad glaubte sie zu verstehen.

„Wir müssen alles klarstellen, Magda", mahnte er mit Nachdruck. Mitleid erfüllte ihn, und er war bereit, ihr zu helfen. Es gab nichts, was er nicht für sie tun konnte, aber zunächst sollte alles aufgeklärt werden.

Magda sah ihn wie durch einen Schleier. Sein Gesicht war leicht gerötet. Obwohl ihre Augen voller Tränen standen, erkannte sie jede Einzelheit seiner Züge. Sie preßte die Hände auf das jagende Herz. Mein Gott, dachte sie erschüttert. Wie wird er es aufnehmen? Sie vergaß die Gefahr, in der sie schwebte, als gehe es nicht um sie und ihre eigene Tat, sondern um Konrad und sein Wohlbefinden.

„Du mußt es nicht so schwer nehmen", bat sie hastig.

„Nicht schwerer, als notwendig ist", versprach er sachlich. „Aber wir kommen immer wieder vom Kern der Dinge ab. Was war zwischen dir und Stern? Hat er unbillige Forderungen an dich gestellt?"

„Ja". Sie nickte und wunderte sich nicht, daß Konrad alles zu wissen schien. Er wollte viel Geld haben."

„Darauf hast du ihm den Brief geschrieben?"

„Ja", sagte sie nochmals.

„Warum kamst du nicht zu mir, Magda?"

„Ich schämte mich", gestand sie leise.

„Bin ich nicht dein Mann, Magda?" Er fuhr nach einer kleinen Pause drängender fort. „Steht deine Erkrankung im Zusammenhang mit dem Tod dieses Mannes oder war sie nur eine Folge der vorher von ihm hervorgerufenen Erregung?"

Sie spürte mit hellsichtiger Klarheit, daß er die letzten Dinge noch nicht wußte, sondern ihnen erst tastend nachging. Zum zweiten Male überwältigte sie die Schwäche so sehr, daß sie nicht sofort antworten konnte.

„Darf ich alles von Anfang erzählen, wie es kam?" fragte sie heißer.

„Natürlich muß ich den ganzen Zusammenhang kennenlernen. Aber was ist eigentlich geschehen? Bist du etwa am Tode dieses Menschen beteiligt?"

„So geht es nicht, Konrad." Sie krampfte die Hände ineinander, bis die Knöchel weiß wurden, und überlegte fieberhaft, wie sie diese Fragen in eine ruhigere Bahn lenken könne. „Ich möchte den ganzen Hergang erzählen."

„Und ich muß wissen, was geschehen ist", brach er laut und heftig aus. „Begreife doch, daß mich die Ungeduld peinigt, die Ungewißheit. Meine eigene Frau... Herrgott." Er fuhr mit den gespreizten Fingern durch das Haar und starrte sie an, als ob er sie zum ersten Male ganz deutlich sehe.

„Ja", murmelte sie verwirrt und verstummte wieder.

Konrad drängte. „Bitte, sprich endlich." Er stieß die Worte scharf zwischen den Zähnen durch. Sie verursachten Magda fast körperliche Pein.

„Nein, Konrad nicht so", bat sie erregt. Sie nahm ihre letzte Kraft zusammen und hob die Hände bittend und beschwörend. „Du mußt mich anhören. Ich will alles erzählen, aber ich möchte es in der Reihenfolge tun, die dir das Geschehene allein verständlich macht."

Er kannte diese Hartnäckigkeit Angeschuldigter aus manchen Verfahren. In solchen Fällen hatte er meist nachgegeben und den anderen ausreden lassen, um anschließend Fragen zu stellen und notfalls ein Verhör zu beginnen. Bei Magda war er jedoch unmittelbar beteiligt und verlangte in Ungeduld, den Ausgang des Geschehens zu erfahren. Ihre Augen waren starr auf ihn gerichtet. Sie zeigten ihm, daß ihr Vorsatz nicht einfach zu brechen war.

„Dann bitte", gab er mühsam zu. „Kanntest du Stern schon als Kind? Damit wirst du doch wohl beginnen."

„So ist es", sagte sie, und begann zu sprechen. Anfangs rang sie mühsam nach Worten, dann berichtete sie zusammenhängend.

„Als Vater in Düsseldorf Oberstleutnant wurde, gehörte Major von Stern zu seinem Regiment. Ich war damals noch ein Kind, aber ich entsinne mich, daß die Sterns mehrmals bei uns gewesen sind. Mit Gisela Stern habe ich viel gespielt. Sie ist nur ein oder zwei Jahre älter als ich.

Dann kam der Krieg. Major von Stern wurde zu Beginn des Feldzuges zum Oberstleutnant befördert und fiel einige Wochen später in Flandern. Mutter hat oft davon erzählt. Sie besuchte Frau von Stern, die bald von Düsseldorf wegzog und in ihre Heimat ging, ich glaube nach Kassel. Das war aber erst nach Vaters Tod. Vater ist im August 1916 gefallen.

Bevor Frau von Stern und Gisela Düsseldorf verließen, machten sie uns einen Abschiedsbesuch, wenn ich mich recht erinnere im Frühling 1917. Ich weinte mit Gisela, Mutter ebenfalls. Sie sprach mit Frau von Stern von Vater und Herrn von Stern, die beide gefallen waren. Ich weiß auch noch, daß Frau von Stern um das Leben ihrer

Schriftleitung: München 22 Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31 Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22 Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5. Einzelnummern können bis auf weiteres nicht nachgeliefert werden.

Söhne bangte. Sie standen im Felde, der Älteste seit Kriegsbeginn, der Jüngste . . . ich meine Fritz von Stern, auch schon fast ein Jahr. Er war aus der Kadettenanstalt als Fahnenjunker ins Feld gegangen."

„Habt ihr später mit der Familie Stern noch in Verbindung gestanden?" fragte Konrad ungeduldig, als Magda schwieg.

„Nur wenig. Wir trafen sie nur einmal, 1920 oder 1921 in Bad Salzuflen, wo Mutter und Frau von Stern zufällig zu gleicher Zeit zur Kur weilten.

„Damals", Magda errötete, als sie weitersprach, „hörten wir zum ersten Male davon, daß Fritz von Stern 1917 wegen Feigheit vor dem Feinde degradiert und verurteilt worden war. Ich weiß noch, daß Mutter Frau von Stern tröstete. Sie meinte, vielleicht sei er als siebzehnjähriger junger Mensch zu unvorbereitet in das Grauen der Materialschlachten gestellt worden. Vielleicht habe er nur die Nerven verloren und sei nicht eigentlich feige gewesen. Frau von Stern verteidigte ihren Sohn heftig. Sie sagte Ähnliches wie Mutter und nannte es verantwortungslos, daß man einen knapp siebzehnjährigen Jungen aus der Kadettenanstalt in die Hölle der Sommeschlacht schicke, wo er den Krieg sofort in seiner schrecklichsten Gestalt, in tagelangem Trommelfeuer kennenlernte. Aber die Richter seien hart und hätten kein Verständnis dafür, wenn halbe Kinder dieser Belastung nicht standhielten.

Mutter war darauf verstimmt und schwieg sich völlig aus. Am Abend sagte sie mir, daß sie als Frau wohl bereit sei, für einen seelisch zusammengebrochenen jungen Menschen eine Entschuldigung zu finden. Es gehe aber nicht an, wenn Frau von Stern die Herren des Kriegsgerichts mit Vorwürfen belege. Der Krieg sei hart und verlange von jedem das Letzte. Dazu gehöre Disziplin und Unerbittlichkeit. Keine Armee könne einen Fahnenjunker oder Fähnrich in ihren Reihen dulden, der vor dem Feinde feige geworden sei. Schon um des Beispiels vor den anderen willen müsse er verurteilt werden.

Als ich mich damit nicht zufrieden geben wollte und für Fritz von Stern eintrat, gab mir Mutter noch eine überraschende Erklärung. Sie spreche ungern darüber, aber sie müsse es wohl tun, um mich vor falschen Schlüssen zu bewahren. Frau von Stern entstamme einer deutsch-jüdischen Mischehe. Deshalb erkenne sie die harten Gesetze des Krieges nicht an. Man müsse jedoch gegen solche Auffassung entschieden ankämpfen. Als Offiziersfrau habe sie sich den Ehrbegriffen des deutschen Offizierskorps unterzuordnen. Für andere Ansichten sei kein Raum.

Darauf konnte ich nichts mehr entgegnen. Mutter wird immer sehr temperamentvoll, wenn es um solche Fragen geht. Du weißt ja, Konrad." Sie lächelte qualvoll und war froh, daß er ihr ermunternd zunickte.

„Das war dein letztes Zusammentreffen mit den Sterns?"

„Mein letztes, ja." Sie stockte und fuhr dann hastiger fort.

„Ich vergaß, zu erwähnen, daß Fritz von Stern seine Mutter nach Salzuflen begleitet hatte. Wir kamen mehrmals zusammen, tanzten auch einmal abends miteinander. Erst als Mutter mir Aufklärung über Frau von Stern gegeben hatte, zogen wir uns zurück und reisten einige Tage später ab. Ein oder zwei Jahre später hörte Mutter von Bekannten, daß Frau von Stern in Kassel gestorben sei."

„Ist Fritz von Stern dir auch in Düsseldorf wieder begegnet oder erst hier in der Stadt?"

Konrad erschrak über die Wirkung dieser Frage, denn über Magdas Gesicht lief eine Glutwelle, die sofort einer wächsernen Blässe wich. Sie schloß die Augen, bemüht, ihre Erregung zu verbergen.

„Bitte, errege dich nicht." Er schob seinen Sessel dicht neben den ihren und legte seinen Arm um ihre Schultern.

„Jetzt kommt das Schwerste", flüsterte sie mit trockenen Lippen.

„In Düsseldorf wurde ich Bibliothekarin, da ich nicht dauernd von Mutters Pension mitleben wollte. 1925, entweder im August oder September, kam ich vom Dienst nach Hause und fand dort Fritz von Stern. Wir sprachen von gemeinsamen Bekannten und Erinnerungen. Er berichtete, daß er bisher in Essen tätig gewesen und vor kurzem nach Düsseldorf versetzt worden sei. Bei einem Bummel durch die Straße habe er sich an unser Haus erinnert und ohne rechte Hoffnung, uns noch vorzufinden, die Treppe erstiegen, um dann unseren Namen an der Türe zu finden.

Als er sich später verabschiedete, hatten wir den Eindruck, einen netten Abend verlebt zu haben. Mutter äußerte sich anerkennend über Fritz von Stern. Er wirkte wohlerzogen und klug. Sie sei beinahe überzeugt, daß nicht gemeine Feigheit sondern ein nervöser, seelischer Zusammenbruch sein Versagen im Kriege verschuldet habe.

Ein paar Tage später brachte er selbst die Rede darauf. Es fiel ihm anscheinend schwer, von diesen Dingen zu sprechen. Er sagte, daß er schon 1916 einen Knax bekommen habe. Mit wenigen anderen jungen Männern sei er als Ersatz einem Regiment zugeteilt worden, das an der Sommeschlacht teilnahm. Seine Feuertaufe habe aus einem fünftägigen Trommelfeuer bestanden, das er in einem Unterstand erlebte.

Mutter und ich lauschten aufmerksam. Er sprach von den schweren Kämpfen des Jahres 1916, dem für ihn etwas ruhigeren Jahre 1917, und der englischen Flandernoffensive. Dort sei er verschüttet worden und habe fast einen ganzen Tag mit mühsam freigelegtem Kopf im Feuer zugebracht. Das habe ihn an den Rand des Wahnsinns gebracht. Später, als die Kameraden ihn ausgruben und er zum Gegenangriff antreten sollte, sei es ihm nicht möglich gewesen, dem Befehl nachzukommen. Er habe sich hingeworfen und geweint. Heute weiß ich, daß dieser Bericht wie seine anderen Erzählungen Lüge gewesen ist, Konrad. Damals waren Mutter und ich jedoch fest von der Wahrheit seiner Darstellung überzeugt. Er sprach gut, war ein ausgezeichneter Erzähler und im Grunde doch nur ein übler Schauspieler, der geschickt das Mitleid anderer ausnutzte. Als wir die Wahrheit erfuhren, verstanden wir nicht mehr, wie wir ihm einfach hatten glauben können."

„Ihr seid nicht die einzigen, die auf derlei Schwindel hereingefallen sind", behauptete Konrad ingrimmig. „Aus meiner Berufspraxis könnte ich dir Bände erzählen. Und was wurde dann weiter?", drängte er ungeduldig.

„Nach und nach berichtete er viele Einzelheiten über seine Tätigkeit und seine aussichtsreiche Stellung bei dem Stahlkonzern. Er sei in Essen als Volontär tätig gewesen, habe sich schnell emporgearbeitet und wäre trotz seiner Jugend schon zu Verhandlungen zugezogen worden. Jetzt habe der Konzern ihn in die Hauptverwaltung nach Düsseldorf geschickt, damit er sich bestimmte Kenntnisse aneigne und später die Leitung einer Auslandsfiliale übernehmen könne.

Da er elegant gekleidet war, einen eigenen kleinen Wagen besaß, in der besten Gegend Düsseldorfs wohnte und sicher auftrat, hatten wir keine Ursache, an dieser Darstellung zu zweifeln. Er widersprach sich nie, wußte oft neue Einzelheiten von der täglichen Arbeit und seinen Vorgesetzten zu erzählen.

Ein paar Monate nach seinem ersten Besuch bei uns merkte ich, daß er sich besondere Mühe um mich gab. Ich war damals erst zwanzig Jahre alt."

Den letzten Satz hatte Magda ganz leise gesprochen. Die Worte verloren sich im Raum. Konrad mußte sich Mühe geben, um sie zu verstehen. Er fühlte, wie schwer ihr der Bericht über diese Erlebnisse wurde.

Sie saß zusammengesunken neben ihm. Das Kinn ruhte fast auf der Brust. Die Augen waren geschlossen. Dabei zuckten ihre Lider nervös und über die ganze Gestalt lief manchmal ein leichtes Beben.

„Alles war so unsagbar häßlich und gemein, daß ich heute noch Ekel empfinde", sagte sie heiser. „Aber damals glaubte ich ihm. Ich bewunderte seine Tatkraft und Umsicht. Wir stammten aus gleichgearteten Familien und Mutter wie ich dachten nicht mehr daran, daß Frau von Stern die Tochter einer jüdischen Mutter gewesen war."

Magda hob mit einer müden Bewegung die Hände und ließ sie wieder sinken, als ergebe sie sich in Unabänderliches. Konrad war zutiefst davon angerührt.

„Ich gab seiner Werbung nach", sagte sie mit plötzlich ausbrechender Heftigkeit und fuhr laut und atemlos fort.

„Weihnachten 1925 verlobten wir uns. Mutter hatte keine Bedenken. Wir stellten keine Erkundigungen an und fanden es nicht einmal sonderbar, daß Hubert und Gisela von Stern mit ihrem Bruder keine Verbindung aufrechterhielten. Es erfüllte uns im Gegenteil mit Erbitterung gegen sie und Mitleid für ihn, daß die Geschwister so nachtragend waren und dem Bruder seine jugendliche Schwäche immer noch nicht verziehen.

Ich berichte nicht immer ganz folgerichtig", sagte sie hilflos lächelnd und schaute Konrad an, als wolle sie um Verzeihung bitten.

„Das macht nichts. Ich verstehe schon", begütigte er.

„Weihnachten 1925 verlobten wir uns und erst im folgenden März erfuhren wir die Wahrheit. Ich kam mittags zum Essen nach Hause und fand Mutter ganz verstört vor. Sie war kaum fähig, mir eine ruhige Antwort zu geben. Ich erschrak über ihr Aussehen und fragte besorgt, ob sie krank sei. Sie verneinte und holte schließlich die Zeitung. Bevor ich den Abschnitt lesen durfte, bat Mutter mich, alles gefaßt aufzunehmen.

In der Zeitung stand, daß ein Fritz von Stern verhaftet worden sei, weil er umfangreiche Betrügereien und Heiratsschwindel begangen habe. Geschädigte möchten sich bei der Kriminalpolizei melden.

Wir waren beide wie vor den Kopf geschlagen. Ich konnte an diesem Tage nicht mehr zum Dienst gehen und meldete mich krank. Gegessen haben wir nicht. Stundenlang saßen wir zusammen und überlegten, was zu tun sei. Stern hatte Mutter ein paar Wochen zuvor um zweitausend Mark gebeten, die er zur Ergänzung seiner Kaution brauche. Ahnungslos hatte sie ihm einen Scheck ausgehändigt und nicht daran gedacht, daß er bei seiner Stellung kaum eine Kaution stellen mußte.

Dann entschlossen wir uns, zu schweigen. Wir wollten in diese schmutzige Affäre nicht hineingezogen werden. Das war um so leichter, als die Verlobung nicht veröffentlicht worden war. Erst hinterher kam uns zum Bewußtsein, daß er auch in diesem Falle gelogen hatte. Nach seinen Behauptungen legten seine Vorgesetzten Wert darauf, einen unverheirateten Mann ins Ausland zu schicken. Mutter schien das Verschweigen der Verlobung unkorrekt, er verstand es jedoch wie immer, ihre Bedenken zu zerstreuen.

Jetzt atmeten wir auf, daß niemand von der Verlobung wußte. Trotzdem lebten wir in ständiger Sorge. Ein unvorhergesehener Zufall konnte alles aufdecken und uns zwingen, vor Gericht auszusagen. Erst als wir im Sommer lasen, daß Stern verurteilt worden sei, atmeten wir erleichtert auf."

In ihr Schweigen hinein stellte Konrad eine Frage. „Und dann hast du bis vor etwa einem Jahre nichts mehr von ihm gehört?"

„Nein, nichts mehr", bestätigte sie. Die Erzählung erleichterte sie. Ihre Wangen nahmen wieder eine natürliche Farbe an. Sie konnte ihren Mann anschauen und sprach gefaßter.

„Mutter und ich vermieden in all den Jahren seither, diese Affäre zu erwähnen. Der materielle Verlust war angesichts der übrigen Gefahren unwesentlich. Warum hätten wir alle diese Dinge wieder in die Erinnerung zurückrufen sollen."

Konrad nickte zustimmend.

„Um so entsetzter war ich im vergangenen Herbst, als er auf der Straße plötzlich vor mir stand. Ich ging durch die Königstraße zum Einkaufen. Ein Mann trat vor mich und versperrte mir den Weg. Er lächelte mich eigenartig an und fragte, als ich unwillig auswich, ob ich ihn nicht kenne. Ich gab keine Antwort. Darauf sagte er mit einer höhnischen Verbeugung: Fritz von Stern, liebe Magda. Im ersten Schrecken blieb ich stehen. Dann raffte ich mich zusammen und verbat mir sowohl die Belästigung wie die Anrede. Er lachte mir einfach ins Gesicht und versicherte, er werde gnädige Frau oder Frau Staatsanwalt sagen, ganz wie ich es wünsche."

„Und davon hast du mir nichts gesagt?" brach Konrad aus. „Wärest du zu mir gekommen, dann hätte ich den Kerl ..."

„Ich weiß, Konrad", unterbrach sie ihn mit einem verzagten Lächeln. „Ich weiß längst, daß ich überhaupt kein Wort hätte antworten sollen, sondern sofort zu dir gehen müssen.

Damals entsetzte ich mich, daß er offenbar ausspioniert hatte, wo ich wohnte und wie ich nun hieß. Meine Gedanken überstürzten sich. Ich spürte die Gefahr und erkannte, daß er in vorbedachter Absicht handelte.

Als ich schweigend weiterging, blieb er hartnäckig neben mir und fragte, wann uns sein Besuch angenehm sei. Dann beging ich den nächsten Fehler. Ich war so beschämt und geängstigt, daß ich ihn bat, nicht in unser Haus zu kommen. Das verschaffte ihm ein Gefühl der Überlegenheit. Er antwortete, als handele es sich um alltägliche Dinge, er sehe nicht ein, warum er mich nicht besuchen solle. Er sei sogar neugierig, meinen Mann kennenzulernen. Er nannte dich . . ." Magda schwieg und wurde von dunkler Röte überflutet, bevor sie tapfer fortfuhr. „Er nannte dich seinen Nachfolger, Konrad."

Diesen Worten folgte ein langes Schweigen. Sie hatte wieder rasendes Herzklopfen und befürchtete einen Zornesausbruch ihres Mannes. Konrad schwieg jedoch und lauschte dem Klang ihrer Worte nach. Die Erfahrung langer Berufsjahre hatte ihn gelehrt, die Äußerungen verbrecherischer Menschen richtig einzuschätzen. Stern war von Anfang an auf eine genau berechnete Wirkung ausgegangen und wählte seine Worte entsprechend.

„Erzähle weiter", bat er dann, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend.

„Ich weiß heute nicht mehr genau, was ich in diesen Minuten alles empfand, Angst, Scham, Erniedrigung, Not, ach so vieles. Ich wollte nur, daß dir ein Zusammentreffen mit ihm und mir die noch größere Beschämung erspart blieb. Deshalb bat ich ihn, mit mir in eine ruhigere Nebenstraße zu kommen. Er folgte sofort. Ich fragte ihn nun und ging dadurch auf seine Absichten ein, wie ich sein Auftauchen in unserem Hause verhindern könne. Er deutete mit einer Geste auf seinen Anzug und erklärte, es gehe ihm sehr schlecht. Ob ich ihm nicht helfen könne. Ich sagte hastig ja, öffnete meine Handtasche und gab ihm alles Geld, das ich bei mir trug. Es waren fast hundert Mark. Damals glaubte ich, ihn durch ein sofortiges Geschenk loszuwerden. Ich hatte keine Ahnung, daß er mich weiter erpressen wollte."

„So ähnlich habe ich es mir schon gedacht." Konrad nickte zornig. „Dein Fehler war, und das muß ich dir zum Vorwurf machen, daß du dich nicht sofort an mich gewendet hast."

„Ja, Konrad. Ich war nicht nur dumm und ängstlich, sondern dir gegenüber auch feige und unehrlich."

„Deshalb bist du in all den Monaten so deprimiert und nervös gewesen?"

„Ja, weil Stern dauernd Geld von mir verlangte."

„Warum hast du ihm denn nachgegeben? Ich kann verstehen, vielleicht verstehen, daß du ihm im ersten Schrecken ein Geschenk machtest, aber später hätte dir die einfachste Überlegung sagen müssen, wie unsinnig es ist, sich dauernd erpressen zu lassen. Zudem besaß er doch keine rechte Handhabe zur Erpressung. Dazu gehört in der Regel die Kenntnis von verheimlichten Straftaten des Opfers oder dergleichen."

Er sah Magda forschend an und wunderte sich, wie sehr seine Darlegungen sie verwirrten. Um ihr weiterzuhelfen, stellte er eine Frage.

„Die Tatsache, daß du einem Heiratsschwindler und Hochstapler zum Opfer gefallen bist, hätte ich dir bestimmt nie zum Vorwurf gemacht. Es sind schon viele, sonst sehr kluge Menschen auf solche Verbrecher hereingefallen. Du hättest dich mir anvertrauen sollen, Magda. Oder ist da noch ein Umstand, den du bisher nicht erwähnt hast?"

Er wurde plötzlich von einer würgenden Beklemmung erfaßt. Magda geriet in völlige Verwirrung. Sie krampfte die Finger ineinander. Ihre Lippen zuckten. Dann brach sie in heftiges Weinen aus, das ihren ganzen Körper erschütterte.

(Fortsetzung folgt.)

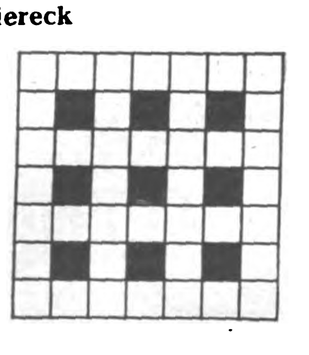
RÄTSEL

Wortraute

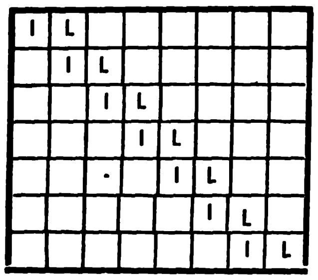
- Vokal
- Präposition
- Abschiedsgruß
- brit. Besitzung in Arabien
- Schneiderwerkzeug
- Südfrucht
- Monument
- Stadt in der Rheinpfalz
- Bettuch
- Strom in Sibirien
- engl. Bier
- französ. Artikel
- Vokal

Viereck

Die Buchstaben: a a a a a c c d d e e e e f i i l l l m m n n n n o o o p p p p r r r r s s u u u u werden so in die leeren Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Gehilfe eines Gelehrten, 2. italienischer Erfinder ⅄, 3. Raubtier, 4. Kunkel.



Füllrätsel



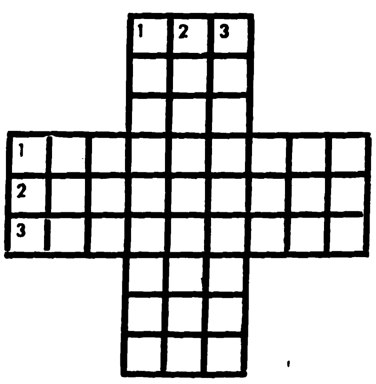
Die Buchstaben: a a b c d d d e e e e f g h i i i k k l l l l m n n n o o o o p r r r r r s s s t t sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht folgende Wörter erscheinen. 1. Staat der USA, 2. Dickhäuter, 3. Dreifolge, 4. deutscher Klassiker, 5. franz. Gefängnis, 6. Affenart, 7. Reptil.

Zahlenrätsel

Zahlen	Bedeutung
1 4 9 10 5 3 10	Körperschaft
2 10 3 11 9 12 12	Schutzmittel
3 7 6 13 14 11 5 12 12	Talg
4 2 1 3 6 2	Hafenstadt in Dalmatien
5 7 12 9 7 12 5 15 7	Absicht
6 2 12 3 4 7	Planet
2 13 14 6 9 11	Körperteil
7 9 13 8 2 4	Nebenfluß des Rheins
8 2 10 9 11 5 9	Zierpflanze
2 6 6 3 2 7	oberägypt. Stadt
4 15 6 9 12 12 2	Dolomitengipfel

Die Anfangsbuchstaben ergeben von oben nach unten gelesen den Anfang eines Himalajagipfels.

Magisches Kreuz



Die Buchstaben: a a a a b b e e e e g g h h i i i i i k k k k l l m m m m m n n o o r r r r t t u u u werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. Südamerikan. Staat, 2. Sprachlehrbuch, 3. Pflanzensammlung.

Lösungen der Rätsel:

Wortraute: A - DA - ADE - ADEN - NADEL - MANDEL - DENKMAL - KANDEL - LAKEN - LENA - ALE - LE - E. ✱ Viereck: 1. Famulus, 2. Marconi, 3. Leopard, 4. Spindel. ✱ Füllrätsel: 1. Illinois, 2. Nilpferd, 3. Trilogie, 4. Schiller, 5. Bastille, 6 Mandrill, 7. Krokodil. ✱ Zahlenrätsel: Gremium, Amulett, Unschlitt, Ragusa, Intention, Saturn, Achsel, Neckar, Kamelie, Assuan, Rosetta. „Gaurisankar." ✱ Magisches Kreuz: 1. Kolumbien, 2. Grammatik, 3. Herbarium.

AUFGABE:

Trage das vierte Wort ein, das zum Sinn paßt!

1. Berg verhält sich zu Tal wie schwarz zu . . . .
2. Bach verhält sich zu Fluß wie Katze zu . . . .
3. Milch verhält sich zu Butter wie Kohle zu . . . .
4. Signal verhält sich zu Eisenbahnzug wie Riegel zu . . .
5. Schiff verhält sich zu Hafen wie Vogel zu . . . .
6. Bitte verhält sich zu Befehl wie Spende zu . . . . . .
7. Monat verhält sich zu Jahr wie Stockwerk zu . . . . .
8. Ader verhält sich zu Blut wie Leitung zu . . . . . .
9. Auto verhält sich zu Flugzeug wie Hund zu . . . . . .
10. Uhr verhält sich zur Zeit wie Waage zu . . . .

So beginnt die Lehrzeit . . .
In Zusammenarbeit mit dem Arbeitsamt führt das Werk vor Einstellung der Lehrlinge eine Eignungsprüfung durch, die den Zweck hat, Intelligenz, Schnelligkeit, Konzentrationsvermögen, allgemeine Bildung und Reife zu ermitteln. Von den Aufgaben, die gestellt werden, veröffentlichen wir eine: sie ist (als Bestleistung) in drei Minuten zu lösen. Bitte, versuchen Sie es!



Mehrere Möglichkeiten gibt es, „blindzuschreiben": man deckt die Tasten durch eine Platte ab, man verbindet die Augen oder aber man benutzt eine Maschine, deren Tasten, wie dies Bild zeigt, samt und sonders „blind" sind.



Muß man denn auch essen lernen?
O ja, sehr wohl! Hastiges Essen, das „Schlingen", ist sehr gesundheitsschädlich. Gutes Kauen schont den Magen. Einmal im Jahr wird auch eine Stunde Tischsitte angesetzt. Das hilft manchem über den schwierigen Anfang hinweg.



Werden hier Kraftfahrerinnen ausgebildet?
Es scheint fast so! Die weiblichen Lehrlinge haben in den kommenden Jahren, entsprechend dem Produktionsprogramm ihres Werkes, Tag für Tag mit Motoren zu tun. Das müssen sie wissen, was Kolben, Ventilfedern und Vergaser sind.

Muß ein Lehrling rechnen können?

Allerlei von der Ausbildung kaufmännischer Lehrlinge

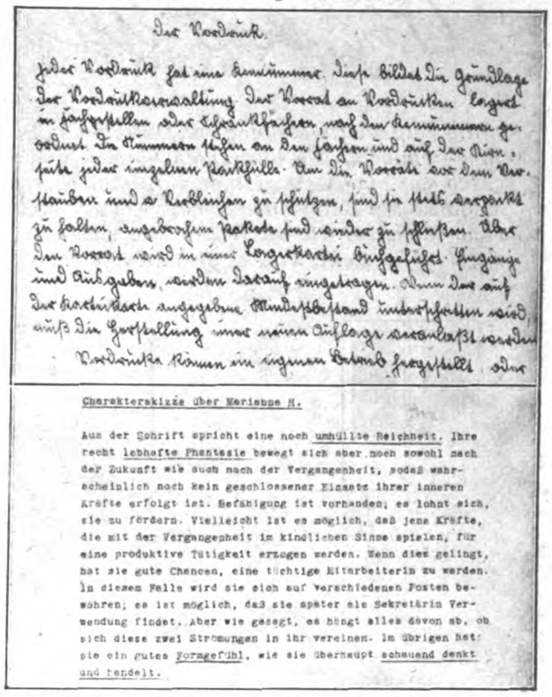
Dieser Bildbericht führt in eine große Betriebsgemeinschaft, in der die Jugendausbildung, auch die kaufmännische, schon immer besonders gepflegt wurde. Trotz vieler Einschränkungen, die der Krieg zwangsläufig auf allen Gebieten mit sich brachte, geht die Lehrlingsschulung allenthalben in Deutschland unbeirrt und planmäßig weiter in der Erkenntnis, daß die Lehrlinge von heute das Rüstzeug erhalten müssen, morgen an entscheidender Stelle mitzuarbeiten.

Bildbericht von Artur Westrup.

Was sagt die Handschrift?
Auch die Graphologie wird zum Kennenlernen und zur Beurteilung eines Lehrlings zu Rate gezogen. Fast immer bestätigt der erfahrene Graphologe die Eindrücke, die die Lehrer schon gewonnen haben. So läßt sich die Linie finden, auf der der Lehrling geführt werden muß.



Kommt der Rechenschieber nur dem Techniker zu?
Nein, auch fortschrittliche Kaufleute benutzen ihn. Es gibt sogar Spezialausführungen, die Prozentrechnungen und Valutenumwertungen sehr erleichtern. — Ein überlebensgroßes Modell, dessen Schieber von zwei Mann bewegt werden muß, gestattet den Lehrlingen in der Werkschule, deutlich und übersichtlich die Zusammenhänge kennenzulernen.

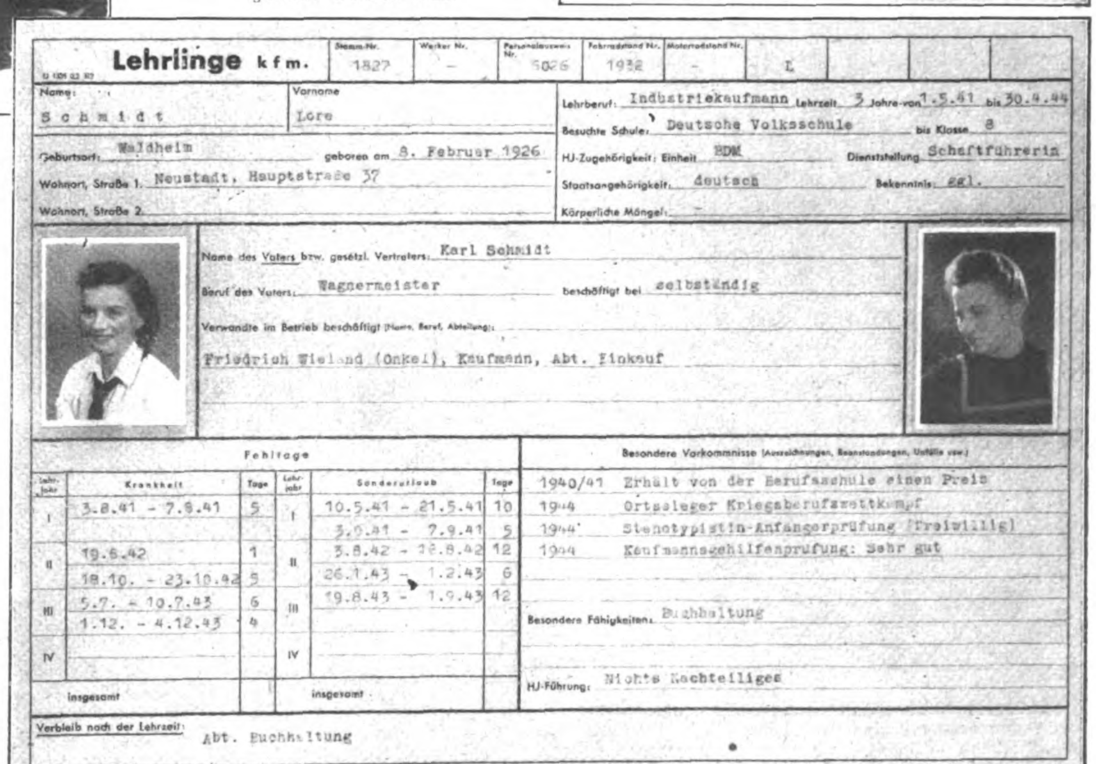


Der Vordruck.

Jeder Vordruck hat eine Kennummer. Diese bildet die Grundlage der Vordruckverwaltung. Der Vorrat an Vordrucken lagert in Fachgestellen oder Schrankfächern, nach den Kennummern geordnet. Die Nummern stehen an den Fächern und auf der Vorderseite jeder einzelnen Packhülle. Um die Vorräte vor dem Verstauben und Vergilben zu schützen, sind sie stets verpackt zu halten, angebrochene Pakete sind wieder zu schließen. Über den Vorrat wird in einer Lagerkartei Buch geführt. Eingänge und Ausgaben werden darauf eingetragen. Wenn der auf der Karteikarte angegebene Mindestbestand unterschritten wird, muß die Herstellung einer neuen Auflage veranlaßt werden. Vordrucke können im eigenen Betrieb hergestellt oder

Charakterskizze über Marianne M.

Aus der Schrift spricht eine noch umhüllte Reichheit. Ihre recht lebhafte Phantasie bewegt sich aber noch sowohl nach der Zukunft wie auch nach der Vergangenheit, sodaß wahrscheinlich noch kein geschlossener Einsatz ihrer inneren Kräfte erfolgt ist. Befähigung ist vorhanden; es lohnt sich, sie zu fördern. Vielleicht ist es möglich, daß jene Kräfte, die mit der Vergangenheit im kindlichen Sinne spielen, für eine produktive Tätigkeit erzogen werden. Wenn dies gelingt, hat sie gute Chancen, eine tüchtige Mitarbeiterin zu werden. In diesem Falle wird sie sich auf verschiedenen Posten bewähren; es ist möglich, daß sie später als Sekretärin Verwendung findet. Aber wie gesagt, es hängt alles davon ab, ob sich diese zwei Strömungen in ihr vereinen. Im übrigen hat sie ein gutes Formgefühl, wie sie überhaupt schauend denkt und handelt.



Lehrlinge kfm.

Stamm-Nr. 1827 — Werker Nr. – — Personalausweis Nr. 5026 — Fahrradstand Nr. 1932 — Motorradstand Nr. – — L

Name: Schmidt — Vorname: Lore

Lehrberuf: Industriekaufmann — Lehrzeit 3 Jahre von 1.5.41 bis 30.4.44

Besuchte Schule: Deutsche Volksschule — bis Klasse 8

Geburtsort: Waldheim — geboren am 8. Februar 1926

HJ-Zugehörigkeit: Einheit BDM — Dienststellung Schaftführerin

Wohnort, Straße 1. Neustadt, Hauptstraße 37

Staatsangehörigkeit: deutsch — Bekenntnis: ggl.

Wohnort, Straße 2.

Körperliche Mängel: –

Name des Vaters bzw. gesetzl. Vertreters: Karl Schmidt

Beruf des Vaters: Wagnermeister — beschäftigt bei selbständig

Verwandte im Betrieb beschäftigt (Name, Beruf, Abteilung): Friedrich Wieland (Onkel), Kaufmann, Abt. Einkauf

Fehltage

Lehrjahr	Krankheit	Tage	Lehrjahr	Sonderurlaub	Tage
I	3.8.41 – 7.8.41	5	I	10.5.41 – 21.5.41	10
				3.9.41 – 7.9.41	5
II	19.6.42	1	II	3.8.42 – 18.8.42	12
	18.10. – 23.10.42	5		26.1.43 – 1.2.43	6
III	5.7. – 10.7.43	6	III	19.8.43 – 1.9.43	12
	1.12. – 4.12.43	4			
IV			IV		
insgesamt			insgesamt		

Besondere Vorkommnisse (Auszeichnungen, Beanstandungen, Unfälle usw.)

1940/41 Erhält von der Berufsschule einen Preis
1944 Ortssieger Kriegsberufswettkampf
1944 Stenotypistin-Anfängerprüfung (freiwillig)
1944 Kaufmannsgehilfenprüfung: Sehr gut

Besondere Fähigkeiten: Buchhaltung

HJ-Führung: Nichts Nachteiliges

Verbleib nach der Lehrzeit: Abt. Buchhaltung

Es ist geschafft!
Die Lehrzeit ist um. Die Lehrlingskarte wird — als äußeres Zeichen — abgeschlossen: 2 Bilder, zu Beginn und bei Ende der Lehrzeit aufgenommen, stehen sich gegenüber. Drei Jahre liegen dazwischen, die aus einem kindlichen Mädchen einen selbstbewußten jungen Menschen machten.



Zeitgemäßes Straßenbild im Zeichen der vereinfachten Hutproduktion oder Frauen haben doch bessere Augen . .
„Sehnsemal, Frau Sachse, die Bollmannsche hat schon wieder 'n neuen Hut! Und was für ein entzückendes Modell . . ."

Du, das ist doch *mein* Hut . . .

BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER

Künftig wird die Herstellung von Herren- und Damenhüten sehr vereinfacht. Die bisherigen Formen und Qualitäten werden auf eine weit geringere Anzahl begrenzt. Trotzdem dürfte der Käufer immer noch eine gewisse Auswahl haben. Ganz so, wie unser Zeichner sich die Sache vorstellt, wird es also nicht sein.



„Na, gnädige Frau, nun sind Sie doch überrascht von der reichen Auswahl, die Sie bei uns noch finden, wie?! Ja — das können aber nur noch wir als altes Spezialgeschäft heute bieten . . ."



So sind die Männer . . .
„Oh, Verzeihung, Herr Direktor, ich hatte da aus Versehen Ihren Hut aufgesetzt —"
„Ach, Quatsch, Mann, behalten Sie 'n auf, is ja doch derselbe — ich trage eben Ihren . . ."



„Mensch, Müller, du hast woll schon eenen von den neuen Einheitshüten, wat?"
„Blödsinn — det is doch mein Sonntagshut! Der is mir Sonnabend, als ich die Familie besuchte, unter die Kleinbahn jerollt —"



„Da, sieh mal, Willi! So-n Ding kriegste, wenn de dir heute 'n neuen Hut koofst! Det is bestimmt eins von den neuen vereinfachten Hutmodellen . . ."



„Wat heißt 'n hier vereinfachte Hutform? Hauptsache is, der Kopp drunter, Leute!! Darauf kommt es an . . ."

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München.
ABCDEFG Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 7. DEZ. 1944
19. JAHRGANG • FOLGE 49

JB Illustrierter Beobachter

Mit herzlichen Heimatgrüßen
an die Front von:
....
....

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



„Feindliches Flugzeug erfaßt!"

Gespannt verfolgen die Arbeitsmaiden, die als Flakhelferinnen eingesetzt sind, in der Leuchtbahn ihres Scheinwerfers den Kurs der Maschine, die sich dem Lichtkegel zu entziehen sucht.

Hierzu ein Bildbericht in dieser Folge des „JB.". Aufnahmen: RAD-Kriegsberichter Arnold.

General Wlassow

DER CHEF DER RUSSISCHEN FREIHEITSARMEE BESICHTIGT UND VEREIDIGT ROA-EINHEITEN



Kämpfer gegen den Bolschewismus.
Auf einem Truppenübungsplatz sind Bataillone der russischen Freiheitsarmee zur Vereidigung angetreten.



General Andrej Andrejewitsch Wlassow
wohnte der Vereidigung von Einheiten seiner Armee bei. Hier unterschreiben Angehörige der ROA-Armee nach der Vereidigung ihre Verpflichtungserklärung.

ϟϟ-PK.-Aufnahmen: ϟϟ-Kriegsberichter Frankenstein.



Ein Kameradschaftsabend
sieht den General inmitten seiner Soldaten und ihrer Angehörigen. Hier spricht General Wlassow mit zwei kleinen Russenkindern, die als Söhne eines ROA-Soldaten in Deutschland leben.



Der Abschluß des Tages der Vereidigung.
Unter den Zuschauern während des kameradschaftlichen Beisammenseins der ROA-Männer und ihrer Angehörigen sieht man (ganz links) General Wlassow während des Vortrages musikalischer Darbietungen und der Vorführung altrussischer Tänze.

MAIDEN unterm Stahlhelm

Ablösung vor: In zahlreichen Scheinwerferstellungen unserer Flakartillerie haben Arbeitsmaiden die Soldaten abgelöst und leisten so einen aktiven Beitrag zur Luftverteidigung der Heimat.





„Spiegelblank sind unsre Waffen“
— so könnte nach dem alten Soldatenlied auch diese Arbeitsmaid singen: Der Scheinwerferspiegel muß wie das ganze Gerät täglich gereinigt werden. Das lachende Gesicht, das uns so klar aus dem Spiegel ansieht, beweist, daß die Mühe nicht vergeblich war.

Erfahrene Ausbilder
der Luftwaffe weisen die Arbeitsmaiden in ihren neuen Dienst ein. Wichtig ist das Erkennen der Flugzeugtypen, damit Freund und Feind sofort unterschieden wird. Hier wird vom Ausbilder das Kleinmodell eines viermotorigen Feindbombers an seinen besonderen Merkmalen erklärt.



Am Ohr der Flakbatterie
Auch am Horchgerät werden die Maiden eingesetzt. Hier erläutert der Batteriechef selbst die Einzelheiten des empfindsamen Geräts, an dem sich die Maiden mit ihrer schnellen Auffassungsgabe in vielen Fällen bereits besonders bewährt haben.



Alarm in der Stellung.
Die Maiden stürzen an ihren Scheinwerfer. Schnelligkeit ist auch hier Trumpf, und deshalb muß oft ein Übungsalarm eingelegt werden. Im Ernstfall muß auch bei Nacht jede Flakhelferin in wenigen Sekunden an ihrem Platz stehen.



„Besatzung angetreten!“
Vor ihrem großen Scheinwerfer steht die Mannschaft, bestehend aus fünf Arbeitsmaiden, die von einem Obergefreiten geführt werden. Natürlich muß auch hier Disziplin sein, jedoch wird der Drill durch eine „fraulichere“ Form der Einordnung ersetzt.



Übung am Gerät.
Die Maiden haben ihre verschiedenen Stationen an dem Scheinwerfer besetzt. Unter Anleitung des Obergefreiten wird das Gerät gerichtet. Täglich wird viele Stunden geübt, bis jede Handhabung auch im Dunkeln zu einer Selbstverständlichkeit geworden ist.



„Was ist das also?“
Immer wieder wechselt der Außendienst mit Unterricht ab. Kleine Modelle, wie die Flugzeuge am nächtlichen Himmel sich zeigen, werden mit Großbildern verglichen. Mit Eifer und Geschick erfüllen die Maiden, die von RAD.-Führerinnen betreut werden, ihre Pflicht.

Aufnahmen: Hamann/To-Ep (2), Wb (5).





Ihr erster Erfolg mit dem Panzerschreck.
Wenige Minuten, bevor diese Aufnahme gemacht wurde, gelang es diesen beiden Grenadieren, zwei sowjetische Panzer T 34 abzuschießen.

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Wittke.



Grenadiere stellen sich zum Angriff bereit.
Neben dem Karabiner trägt jeder dritte Grenadier die Panzerfaust, um im Nahkampf feindliche Panzer mit Erfolg bekämpfen zu können.

Nach fünf Tagen härtester Abwehrschlacht: Ist sein Antlitz verändert?
Der Kriegsberichter sagt zu dieser Aufnahme: „Ich habe erst jetzt die Grenzen der Bildberichterstattung kennengelernt. Die Grenadiere, die jetzt den Ansturm der Sowjetarmeen auf deutschem Boden abwehren, sehen gewiß nicht anders aus als zur Zeit ihrer Kämpfe in der Sowjetunion. Und doch — ein jeder fühlt: es sind ganz andere Menschen geworden. Jetzt, da der Kampf um die Heimaterde tobt, hat sich auch ihr Antlitz verwandelt. Aber die Kamera scheint die Veränderung nicht wahrzunehmen."

„Es sind andere Menschen geworden..."

sagt der Kameramann der Propagandakompanie



Die sowjetischen Panzer versuchen einen Durchbruch.
Im zusammengefaßten Feuer von Pak, leichter Flak und Granatwerfern drehten die Feindpanzer ab.



Gut getarnt in Bereitstellung.
In den Kämpfen im ostpreußischen Grenzraum, die zur Vernichtung vorgestoßener sowjetischer Verbände führten, brachte das Fallschirm-Panzerregiment Hermann Göring 114 Feindpanzer zum Abschuß und verhinderte somit ein weiteres Vordringen der Bolschewisten in den ostpreußischen Raum. — Hier wartet ein deutscher Panzer den sowjetischen Angriff ab. Gespannt verfolgen die Augen der Besatzung die Richtung der sowjetischen Schlachtflugzeuge.

SCHLACHTFELD DER PANZER



Links:
Der Kommandeur des Fallschirm-Panzerregiments Hermann Göring, Ritterkreuzträger Major Roßmann.

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Boecker.



Nach der zweitägigen Panzerschlacht.
So genau traf Pak die sowjetischen Panzerkeile. Drei genau sitzende, durchschlagende Paktreffer erledigten diesen T 34.



Am Bett des malaria-kranken Kindes: die ratlose Mutter.

Die Filmszene, die hier gedreht werden soll, enthält reiche Möglichkeiten mimischer Gestaltung. Der fiebernde Knabe auf seinem ärmlichen Lager schnattert vor Frostgefühl. Die Zähne klappen ihm unaufhörlich zusammen. Er erkennt die Mutter nicht mehr. Hilflos in ihrer Ohnmacht diesem neuen schweren Anfall gegenüber klagt die Mutter ihr Schicksal an. Bis zum Entsetzen über das schrecken-gejagte Kind steigert sich die Angst der Mutter, die von Elisabeth Flickenschildt in ergreifender Weise verkörpert wird. Emil Jannings, der künstlerische Oberleiter, greift hier persönlich in die Gestaltung ein



Wie ein Dirigent sein ihm eng verbundenes Orchester –

so führt Emil Jannings die große Tragödin Elisabeth Flickenschildt durch alle Register ihrer künstlerischen Ausdrucksmittel. Er gleicht bisweilen einem Magier, der lautlos, aber mit beschwörender Gebärde, Intensitäten steigert oder mildert, der aber auch, wenn die Kameratätigkeit ruht, ein Szenenfragment selbst mit zündender Eindringlichkeit vorspielt, um Seelisches zu vertiefen, wo es nötig scheint Dann wieder begleitet er, wenn die Kamera fährt, das Spiel mitfühlend und mitleitend und zwingt es zu künstlerischer Geschlossenheit.



Vor jeder Bewegung des Kranken erschreckend . . .

Der Regisseur Jannings wird zum Darsteller, und das ganze Szenarium eines Aufnahmeateliers mit all seinem vielgestaltigen toten und lebenden Inventar, mit Gerüsten und Kamerawagen, Jupiterlampen, Leitern, Kabeln, Kulissen, versinkt um ihn her . . .

JANNINGS FÜHRT REGIE



SONDERAUFNAHMEN FÜR DEN „JB.":
V. D. BUSCHE-KRAUSE UND TOBIS-WESEL.

Jetzt übertrifft sie sich selbst!

Jannings ist von dem grandiosen Spiel der Flickenschildt nun selbst ganz mitgerissen.

STAATSANWALT Dr. Konrad Horn

ROMAN VON H. G. HANSEN

(2. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 48 lautet:

„... Es waren fast hundert Mark. Damals glaubte ich, Stein durch ein sofortiges Geschenk loszuwerden. Ich hatte keine Ahnung, daß er mich weiter erpressen wollte."

„So ähnlich habe ich es mir schon gedacht." Konrad nickte zornig. „Dein Fehler war, und das muß ich dir zum Vorwurf machen, daß du dich nicht sofort an mich gewendet hast."

„Ja, Konrad. Ich war nicht nur dumm und ängstlich, sondern dir gegenüber auch feige und unehrlich."

„Deshalb bist du in all den Monaten so deprimiert und nervös gewesen?"

„Ja, weil Stern dauernd Geld von mir verlangte."

„Warum hast du ihm denn nachgegeben? Ich kann verstehen, vielleicht verstehen, daß du ihm im ersten Schrecken ein Geschenk machtest, aber später hätte dir die einfachste Überlegung sagen müssen, wie unsinnig es ist, sich dauernd erpressen zu lassen. Zudem besaß er doch keine rechte Handhabe zur Erpressung. Dazu gehört in der Regel die Kenntnis von verheimlichten Straftaten des Opfers und dergleichen."

Er sah Magda forschend an und wunderte sich, wie sehr seine Darlegungen sie verwirrten. Um ihr weiterzuhelfen, stellte er eine Frage. „Die Tatsache, daß du einem Heiratsschwindler und Hochstapler zum Opfer gefallen bist, hätte ich dir bestimmt nie zum Vorwurf gemacht. Es sind schon viele sonst sehr kluge Menschen auf solche Verbrecher hereingefallen. Du hättest dich mir anvertrauen sollen, Magda. Oder ist da noch ein Umstand, den du bisher nicht erwähnt hast?" Er wurde plötzlich von einer würgenden Beklemmung erfaßt. Magda geriet in völlige Verwirrung. Sie krampfte die Finger ineinander. Ihre Lippen zuckten. Dann brach sie in heftiges Weinen aus, das ihren ganzen Körper erschütterte.

Konrad holte ein Glas und eine Flasche aus dem Schrank und nötigte sie, einen Schluck Wein zu trinken.

„Es tut mir leid, daß diese Auseinandersetzung dich so mitnimmt, aber es ist notwendig. Ich verlange sie nicht nur als dein Mann, sondern auch von Amts wegen. Ich muß genau wissen, welche Verbindung zwischen dir und Stern bestand."

„Ja, Konrad", antwortete sie folgsam wie ein verängstigtes Kind. „Aber ich schäme mich, daß ich dich durch mein Schweigen belog. Erst später sah ich ein, daß ich mehr Vertrauen zu dir hätte aufbringen müssen. Und nun ist es zu spät."

„Es ist fast nie zu spät", antwortete er ernst. „Sprich und alles wird gut werden."

„Ja." Sie sah mit tränenerfüllten Augen ungläubig und doch hoffnungsvoll zu ihm auf und fand die Kraft, auch das Letzte zu erzählen. „Wir kannten uns über ein Jahr, als wir uns verlobten, Konrad. Neun Monate nach der Verlobung haben wir geheiratet. In diesen zwei Jahren lernte ich alles kennen, was du deine Grundsätze nennst, und von denen du unter keinen Umständen etwas abhandeln lassen willst. Darin liegt der Grund für mein Schweigen. Du warst so unbeirrt in deiner Haltung, so ausschließlich in allen deinen Forderungen an die Sitte, daß ich für meine Liebe fürchtete. Ich liebte dich so sehr, Konrad, daß ich dich um keinen Preis wieder verlieren wollte."

„Genau so empfinde ich, Magda", antwortete er in gespannter Erwartung, weil diese Erklärung nur Vorspiel einer schwerer wiegenden Erklärung sein konnte.

„Wenn ich dir vor unserer Verlobung gesagt hätte, was zwischen Stern und mir gewesen ist, hättest du mich nicht gefragt, ob ich deine Frau werden will."

„Oh, doch." Er lächelte. „Ich bin nicht so kindisch, dir aus dem Zwischenfall mit einem Heiratsschwindler einen Vorwurf zu machen. Damals war ich immerhin dreiunddreißig Jahre alt und kannte das Leben, nicht zuletzt durch meinen Beruf."

„Aber ..." Sie zögerte und sagte kaum hörbar. „Ich gewährte ihm Rechte, die einem Verlobten noch nicht zukommen." Sie zitterte bei diesem Geständnis, und ihr Kopf beugte sich tief herab.

Konrad fand jetzt kein tröstendes Wort. Er bedeckte seine brennenden Augen mit der Hand, und voll Schmerz dachte er an das Ideal der unberührten Frau, das er in Magda verkörpert gesehen hatte, einer Frau, die erst von ihm zur wissenden Frau erweckt worden war.

Das Leben hatte manche heilige Überzeugung und Forderung seiner Jugend gestürzt. Er wußte, daß man nicht nach vorgefaßten Prinzipien leben kann. Nichts war vollkommen, auch er selbst nicht. Durfte er an Magda Forderungen stellen, die der Vergangenheit galten? Gehörte ihre Liebe nicht ihm, seit sie sich kannten? Vorbehaltlos hatte sie sich ihm geschenkt, als er um sie warb, und ihm in acht Jahren einer guten Ehe bewiesen, daß sie alle Ideale zu verwirklichen verstand, die er als junger Mann um seine spätere Frau gewoben hatte.

Ihr Geständnis überwältigte ihn dennoch. Es war ein Sturz aus wolkenlosem Himmel in eine trübe und harte Wirklichkeit, und er brauchte Sammlung, um sich wieder zurechtzufinden.

Magda saß zusammengesunken neben ihm wie eine Schuldige, die ergeben das vernichtende Urteil erwartet und dem Verhängnis nicht zu entrinnen versucht. Ihr Anblick verlieh ihm Kraft. Sie liebte ihn, wie er sie liebte, mit der ganzen Kraft des Herzens. Nichts vermochte diese Liebe zu zerstören, am wenigsten ein Schatten, der aus längst vergangenen Jahren heraufstieg.

„Arme Magda", sagte er voll Zärtlichkeit und zog sie an sich. „So hast du dich gequält, und ich war schuld daran. Glaubtest du, daß jugendliche Ideale wirklich ein ganzes Leben lang standhalten."

Mitleid und Liebe beflügelten seine Worte. Er tat alles von sich ab, was ihn jetzt bedrückt hatte, als sei es lästig und unnütz. In seine Stimme stahl sich sogar ein wenig Heiterkeit und zuversichtlicher Überschwang.

Sie hob den Kopf und schaute ihn voll fassungslosen Staunens an. Ihre tränennassen Augen weiteten sich und forschten in seinem Gesicht nach einer Bestätigung der Worte.

„Du denkst heute nicht mehr wie damals?" fragte sie schluchzend. Ein Unterton aufkeimender Freude bebte in ihrer Stimme.

„Das Leben erzieht uns zu der Erkenntnis, daß man nicht fordern darf, sondern daß man den Gesetzen der Notwendigkeit sich beugen und für jede Gabe dankbar sein muß, die einem unverdient geschenkt wird."

Er verkündete die neue, eben gewonnene Weisheit so laut, als sei sie längst in seinem Herzen verankert gewesen.

Sie rang nach Fassung. Diese Wendung überwältigte sie. Langsam begann sie zu erkennen, daß sie Jahre hindurch sich grundlos gequält hatte. Das Zusammentreffen mit Stern und seine Erpressungen hatten keine Gefahr bedeutet. Alles war umsonst gewesen, das Schweigen, die Furcht vor der Aufdeckung ihrer Vergangenheit, die selbstquälerischen Gedanken, die Angst vor Stern und einer Entdeckung durch Konrad. Nun mußte das schwerste Bekenntnis folgen. Konrad würde helfen. Er war der beste Kamerad und Freund. Ihre Stimme flackerte, als sie hastend fortfuhr.

„Ich habe mich also von einem Phantom ängstigen lassen. Du bist so gut, Konrad. Nein, widersprich jetzt nicht. Ich weiß, daß du gut bist, viel besser als ich."

Ihr gequältes Lachen schnitt ihm ins Herz. Er zog sie fester an sich.

„Während der ganzen Monate kam er oft auf der Straße zu mir, schrieb mir Briefe und rief mich telephonisch an. Ich hetzte bei den Einkäufen und fürchtete jeden Tag von neuem, Bekannte könnten mich mit ihm auf der Straße sehen. Ich fürchtete mich auch vor dir, vor deinem Entsetzen, wenn du alles erfahren würdest.

Ich sparte im Haushalt, an Kleidern, überall, wo es möglich war, gab jeden Pfennig nur zögernd aus, nahm meine Ersparnisse für Weihnachten und gab sie Stern. Es war entsetzlich, Konrad, und erscheint mir jetzt noch entsetzlicher, da ich alles vergeblich getan habe. Eine Aussprache mit dir hätte alles aus der Welt geschafft.

Dann wollte er viel Geld, fünftausend Mark auf einmal. Ich sagte ihm, daß ich unmöglich so viel aufbringen könne. Nach und nach hatte ich ihm fast zwölfhundert Mark gegeben. Das war schon das Äußerste. Ich wunderte mich, daß du gar nicht merktest, wie unser Essen einfacher wurde, und wie wenig Geld ich für neue Kleidung ausgab. Aber fünftausend Mark konnte ich nicht beschaffen. Er trieb mich zur Verzweiflung, indem er sogar hierher ins Haus kam. Du warst im Dienst, als er klingelte und Liesbeth mir mit entsetztem Gesicht bestellte, draußen stehe ein abgerissener Kerl, der sich — Fritz von Stern nenne.

Ich lief hinaus und traf ihn in der Diele. Er lächelte mich an. Um in Gegenwart der Kinder und Liesbeths keine Szene heraufzubeschwören, nahm ich ihn mit ins Zimmer. Er fragte grob, warum ich ihm die fünftausend Mark noch nicht gegeben habe. Ich antwortete, daß ich sie erst nachmittags bekomme und sie ihm abends bringen wolle. Dabei kam mir von irgendwo der Plan, den ich ein paar Stunden später ausführte. Ich bestellte ihn für neun Uhr abends an die Ecke Lindenweg und Bergstraße."

„Was hast du?" schrie Konrad entsetzt und mit weit aufgerissenen Augen.

„Ja." Sie nickte, als handle es sich um Selbstverständliches. „Er war zufrieden, grüßte ironisch und ging. Liesbeth fand mich weinend im Zimmer. Sie tröstete mich. Dabei faßte ich mich ein wenig. Du gingst an diesem Abend in eine Versammlung. Ich wußte, daß du im rechten Schubfach des Schreibtisches deine Pistole ..."

„Meine Pistole?" schrie Konrad überlaut. Tödlich erschrocken richtete er sich auf. Er sah plötzlich ganz klar. Kein Glied fehlte mehr im Ablauf des Geschehens. Magda hatte Stern mit seiner Pistole erschossen. Ehe er seinen Gefühlen Ausdruck geben konnte, fuhr sie unbeirrt und mit leiernder Stimme fort.

„Abends, als du weggegangen warst, versuchte ich die Schlüssel von allen Schränken, bis ich einen fand, der zu dem verschlossenen Schubfach paßte. Ich nahm die Pistole und steckte sie in die Manteltasche. Stern war immer feige gewesen, als Soldat und als Heiratsschwindler. Auf seine Feigheit baute ich meinen Plan. Vor neun Uhr stand ich an der Straßenecke. Es ist dort fast kein Verkehr. Die wenigen Häuser in der Umgebung liegen in großen Gärten. Wir sind abends oft dort spazieren gegangen, und ich kannte den Weg genau.

Dann kam Stern. Er grüßte mich übertrieben höflich und fragte, ob ich eine Quittung haben wolle, da es sich nur um ein Darlehen handle.

Ich sagte ihm, daß ich das Geld nicht habe und niemals so viel beschaffen könne. Ich wolle mich nicht weiter erpressen und ängstigen lassen. Er antwortete hohnlachend, daß er sich dann an dich mit der Bitte um ein Darlehen wenden müsse.

Darauf zog ich die Pistole aus der Tasche und drohte ihm mit Erschießen, wenn er mich nicht in Ruhe lasse. Ich schrie ihm zu, daß ich am Ende meiner Selbstbeherrschung sei und lieber ein Ende machen, als mich weiter durch seine Erpressungen in Angst versetzen lassen wolle.

Er durchschaute mich jedoch. Ich war des Glaubens, die Pistole sei ungeladen, denn du sagtest mir einmal, daß du nach den Schießübungen die Patronen immer herausnimmst und die Waffe entladen in den Schreibtisch legst."

Konrad stöhnte auf. Sie fuhr jedoch unbeirrt in ihrer Erzählung fort.

„Als er mich auslachte und verlangte, ich möge solche Kindereien unterlassen, als er meinen ausgestreckten Arm einfach beiseite schieben wollte, ging der Schuß los. Ich sah, wie er sich aufbäumte und zusammenstürzte. Darauf war ich so entsetzt, daß ich einfach davonlief. Ich wußte nur, daß etwas Furchtbares geschehen war und empfand lediglich das Bedürfnis, so schnell wie möglich nach Hause zu kommen.

Hier war alles still. Ich ging die Treppe hinauf, zog mich aus und legte mich zu Bett. Was ich alles überlegt und gefürchtet habe, weiß ich nicht mehr. Erst als Liesbeth hereinkam, wurde mir besser. Schweigend zog sie die Pistole aus der Tasche und hielt sie mir entgegen. Ich schrie auf und fragte, wie sie zu der Waffe komme. Sie antwortete, daß es besser sei, wenn die Pistole nicht neben dem Toten gefunden werde. Dann sagte sie, daß sie meine Not bemerkt hätte und mir nachgegangen sei, als ich das Haus verließ. Sie stand nicht weit von uns, während wir an der Straßenecke sprachen und ich den Schuß abgab. Ich hetzte an ihr vorbei, ohne sie zu sehen. Sie ging zu ... dem Toten hin, fand die Pistole, nahm sie an sich und brachte es sogar fertig, den Toten zu berühren, um festzustellen, ob noch Leben in ihm sei. Dann ging sie nach Hause und zu mir ins Zimmer.

Ich habe ihr alles erzählt. Sie streichelte mich, während sie auf dem Rand des Bettes saß, und tröstete mich wie in Kindertagen, wenn ich einen großen Schmerz empfand. Dann legte sie die Pistole in das Schreibtischfach, schloß ab und steckte den Schlüssel in den Schrank, zu dem er gehört. Als sie zurückkehrte, ermahnte sie mich zu schlafen. Niemand werde etwas davon erfahren. Aus der Hausapotheke holte sie zwei Ta-

bletten, die ich einnehmen mußte. Sie beruhigten mich etwas, aber ich schlief lange nicht ein."

Als Magda ihren Bericht beendet hatte, schwieg sie erschöpft. Konrad versuchte, in seine Überlegungen einige Ordnung zu bringen und gab es schließlich wieder auf. Alles kreiste in einem wüsten Wirbel um ihn, Magdas Tat, ihre Beziehungen zu Stern, die eigene Ehe, seine berufliche Pflicht, die Kinder, die Zukunft, Liesbeth. Es war nicht auszudenken, wohin die Dinge nun treiben mußten.

Dann litt es ihn nicht mehr auf dem Sessel. Er wollte sich Bewegung verschaffen. Inzwischen war es völlig dunkel geworden. Die Straßenlaterne neben der Gartentüre leuchtete in das Zimmer.

Vor dem Fenster blieb er stehen, verschränkte die Hände auf dem Rücken und starrte hinaus. Der Mond warf über die Baumkronen einen silbernen Schimmer. Alles war still. Niemand ließ sich blikken. Die Blätter der Bäume standen unbeweglich in der milden Luft. Die Umwelt schien sich vor Magda und ihm verschlossen zu haben. Sie standen allein in einer trostlosen Leere.

Magda blickte mit angstvoll geweiteten Augen auf den Schattenriß ihres Mannes und erhob sich ebenfalls. Der Laut ihrer Schritte verlor sich im Teppich. Sie blieb dicht hinter ihm stehen und lauschte seinen unregelmäßigen Atemzügen. Daß ihr selbst eine Gefahr drohte, war ihr in dieser Stunde nicht bewußt. Der Verstoß gegen Gesetz, Gericht, Urteil, alles war wesenlos und unwichtig. Ihr Schmerz hieß nur Konrad und ihre Angst galt nur ihm. Für den Toten brachte sie kein Mitleid auf, und ihre Gedanken entsetzten sich nicht, wenn sie die Erinnerung an den Februarabend heraufbeschworen, aber ihr Herz krampfte sich angstvoll bei der Vorstellung, daß Konrad nun leide.

Von Sorgen überwältigt, fand sie den Mut, die Hände auf seine Schultern zu legen. Sekunden hindurch klopfte ihr Herz in der ungestümen Furcht, er werde sie mit einem unwilligen Ruck abschütteln. Er blieb jedoch stehen und wandte sich nach einer kleinen Weile sogar zu ihr.

Das unsichtbare Licht der Straßenlaterne erhellte Magdas Gesicht ein wenig. Die Haut schimmerte bläulichweiß. Die Lippen waren gänzlich ohne Blut. In den Augen flackerte der Widerschein des Entsetzens, das ihr Herz erfüllte.

„Wir müssen jetzt zusammenstehen, Magda", sagte Konrad ruhig, „dann wird sich alles leichter tragen lassen."

Sie kämpfte mühsam mit den aufquellenden Tränen.

„Wie gut du bist." Ihre Hände umfaßten sein Gesicht in überquellender Liebe und Dankbarkeit. „Das habe ich nicht verdient. Wenn ich mehr Vertrauen zu dir gehabt hätte, wäre es nicht dazu gekommen. Wenn ich als Braut nicht den Mut zur Wahrheit fand, hätte ich später sprechen müssen, bestimmt aber, als dieser Mensch hier auftauchte. Ich kann es nun nicht wieder gutmachen, Konrad. Das bedrückt mich mehr als die Tat."

Ihre Stimme war ein heiseres Flüstern und bebte vor unterdrückter Leidenschaft.

„Er war so abgrundtief schlecht und verkommen."

„Wolltest du ihn nicht töten?" fragte Konrad voll geheimer Angst.

„Nein, ich wollte ihn nur erschrecken und ihm drohen", antwortete sie ohne Zögern. „Daß er starb, war eine Fügung des Schicksals, das sich meiner bediente. Nicht das böse Gewissen peinigt mich, nur der Gedanke, daß du darunter leiden mußt. Meine Sorge um dich entsprang meiner Liebe zu dir. Wenn du daran zerbrächest, dann . . . dann . . könnte ich . . ."

Verzweifelt suchte sie nach dem richtigen Wort und schwieg erschöpft, weil es ihr nicht einfallen wollte.

Konrad war erschüttert. Er verstand nun alles und begriff jede Regung ihres Herzens, Tat, Not, Angst. Der Staatsanwalt Horn, der öffentliche Ankläger, der unerbittliche Wahrer und Verfechter des Rechts, spürte zum ersten Male in eigener Sache, wie schwer der schmale Pfad zwischen gut und böse manchmal zu begehen war. Zum ersten Male ahnte er die Verstrickungen, denen auch ein reines Herz anheimfallen kann. Er fühlte sich einem Menschen, der ein Verbrechen begangen hatte, eng verbunden und war bereit, die Folgen einer unseligen Tat tragen zu helfen. Das Gesetz stand wie ein mahnendes Mal vor ihm, aber es verlor angesichts dieses Erlebnisses seine Schrecken. Bis in die Grundfesten seines Wesens durchdrang ihn ein verzehrendes Feuer.

„Morgen wollen wir überlegen, wie dir geholfen werden kann", sagte er dann langsam. Er fand sogar die Kraft zu einem Lächeln, das ihr Mut schenken sollte.

„Ja, Konrad." Sie nickte gehorsam. Morgen, was würde morgen sein? Das war so gleichgültig, wenn nur Konrad dieses Erleben glücklich überstand. Sie wünschte, er möge heftige Worte finden, sie anklagen und erbittert zur Rede stellen. Seine Beherrschung zerrte mehr an ihren Nerven, als ein zorniger Ausbruch es vermocht hätte.

„Hast du noch von dem Beruhigungsmittel, das dir der Arzt verschrieben hat?" fragte er.

„Ja, Konrad."

„Wir werden beide davon nehmen und schlafen, damit wir morgen Kraft für das weitere finden."

Dann nahm er Magda bei der Hand und führte sie in die Schlafzimmer der Kinder. Schweigend standen sie vor den Bettchen, in denen die Kleinen mit roten Bäckchen friedlich schliefen. Die Bedrückung wich von ihren Seelen. Ein zuversichtliches Vertrauen durchströmte sie. Daß Kinder den Eltern so viel Kraft geben können, kleine Kinder, die alle Kraft ihres jungen Lebens bei den Eltern suchen!

Magda hatte Tränen in den Augen, als sie die Türe hinter sich schloß und neben Konrad über den Korridor in das eigene Zimmer ging. Schweigend kleideten sie sich aus und legten sich nieder. Im milden Dunkel kam Konrads Hand zu ihr und umschloß ihre Finger mit festem Druck

„Du mußt schlafen, Magda, auch wenn du glaubst, daß es nicht geht. Du mußt gesund bleiben."

„Ja", flüsterte sie wieder folgsam. Sie wußte nicht, wie sie ihm richtig danken sollte.

Sein letzter Gedanke war Magda. Dann wurde alles still, wie wenn Friede und Ruhe in das Haus zurückgekehrt wären.

Draußen auf dem Korridor stand Liesbeth angstvoll vor dem Schlafzimmer. Sie ahnte die Folgen, die Magdas Geständnis haben mußten. Als jedoch keine heftigen Worte fielen, hoffte sie inbrünstig, daß sich alles zum guten lenken lasse. Mit diesem Glauben ging sie ebenfalls zu Bett und beschloß, in den kommenden Tagen eifriger als bisher zu wachen.

*

Konrad Horn erwachte kurz vor sechs Uhr. Magda schlief noch. Die Muße, die ihm vor dem Aufstehen blieb, nutzte er, um das Geschehene durchzudenken. Er fand die Kraft, ganz ruhig zu bleiben und das wieder aufflackernde Entsetzen zu bannen, das ihn noch in den Träumen bedrückt hatte.

Er mußte an Magda noch einige Fragen stellen, die der rechtlichen Klärung dienten. Es war wichtig, festzustellen, ob das Gericht auf fahrlässige Tötung oder Totschlag erkennen würde. Magdas Darstellung war vielleicht unwiderlegbar. Die Tat konnte sich jedoch, theoretisch gesehen, auch anders abgespielt haben. Er glaubte ihr jedes Wort. Aber das war für das Gericht ohne Bedeutung. Es mußte sich an beweisbare Tatsachen halten. Wahrscheinlich würden die Richter innerlich dazu neigen, Magdas Aussage zu folgen. Darauf allein konnte man jedoch kein Urteil aufbauen. Es galt also, einwandfreie Beweise dafür zu schaffen, daß Stern Magda erpreßte, daß sie sich in verzweifelter Stimmung befunden, aber weder Totschlag noch Mord beabsichtigt hatte.

Auf Grund des bisherigen Ermittlungsergebnisses prüfte er, welche Aussichten für die Beschaffung solcher Beweise vorhanden waren, und verhehlte sich nicht, wie gering die Aussichten zu sein schienen. Siebert hatte Sterns Leben seit der Entlassung aus dem Zuchthause genau durchforscht. Das Ergebnis besagte weder etwas für noch gegen Magdas Darstellung. Bisher hatte sogar der Eindruck geherrscht, daß Stern sich während der letzten Monate seines Lebens einwandfrei führte und neue Straftaten vermied. Liesbeth konnte als Zeugin dienen. Er selbst würde bekunden, daß Magda auf Grund seiner Angaben die Pistole als ungeladen ansehen mußte.

Bei dem Gedanken an die Pistole fühlte er sich bedrückt. Manchmal beteiligte er sich an dem Übungsschießen der Beamten von Staatsanwaltschaft und Kriminalpolizei. Nach fast zweijähriger Pause hatte er im Februar wieder daran teilgenommen und zu Hause die Waffe ordnungsgemäß weggeschlossen, aber vergessen, das Magazin zu entfernen. Obwohl ihm fahrlässige Handhabung nicht vorgeworfen werden konnte, litt er unter dem Gedanken, daß es nicht zum Äußersten gekommen wäre, wenn er die Waffe ordnungsgemäß entladen hätte.

Der erste Sonnenstrahl stahl sich über das Fensterbrett auf den Fußboden. Konrad sah zu, wie er langsam weiterglitt. Er begriff plötzlich nicht mehr, wie es möglich war, an diesem Morgen solchen juristischen Erwägungen nachzugehen. Angst und Sorge um Magda standen im Vordergrund.

Sein Amt schmiedete ihn nicht an den Buchstaben. Er besaß Vollmacht, Entscheidungen zu fällen und Entschlüsse zu fassen, die mehr subjektiven Empfindungen als rein objektiven Rechtserkenntnissen entsprangen. Davon hatte er in den vergangenen Jahren wiederholt Gebrauch gemacht.

Magdas Fall gehörte zu den Fragen, die sich aus der Menge gleichförmiger Gesetzesverletzungen heraushoben. Sie handelte weder bewußt rechtswidrig noch aus bösen Trieben. Sie war eine in die Enge getriebene arme Kreatur, die sich zuletzt mit untauglichen Mitteln zur Wehr setzte und damit das Unheil vollenden half. Kein Richter und kein Staatsanwalt würden menschlich den Stab über sie brechen. Selbst eine Verurteilung würde in diesem Falle nicht den Makel des moralisch Minderwertigen verleihen.

Der Rechtsbruch hatte sie im Innersten unberührt gelassen, und das Recht würde nicht zugrunde gehen, wenn sie unbestraft blieb. Ihre Schuld gehörte zu jenen Taten, die nur einmal begangen und von dem Täter niemals wiederholt werden. Abschreckung und Vorbeugung, zwei gewichtige Gesichtspunkte der Strafzumessung, konnten bei Magda außer Ansatz bleiben. Der Schock der Tat genügte, um sie lebendig vor weiteren Vergehen abzuhalten.

Es war demnach mit seiner Rechtsauffassung durchaus vereinbar, Magda nicht anzuzeigen. Natürlich ging es nicht an, das Verfahren formell einzustellen. Es war einfacher, zu schweigen, das verräterische Papier zu verbrennen und damit für alle Zukunft die Möglichkeit einer Entdeckung auszuschalten. Magda würde schweigen, Liesbeth nicht minder.

Konrad atmete erleichtert auf. Flüchtig dachte er darüber nach, ob ein verkommenes Subjekt wie Stern ein Recht auf Genugtuung habe, wenn seine eigene Rechtssphäre auch einmal verletzt wurde. Diese Frage verneinte er sofort.

Ich kann sie nicht anzeigen, sagte er leise vor sich hin. Es wäre unmenschlich. Ich werde überlegen und gewissenhaft prüfen, ob Magdas Darlegung in allen Punkten zutrifft. Wenn sich meine Überzeugung nicht ändert, kann ich das Verschweigen mit meinem sittlichen Empfinden vereinbaren.

Er glaubte, mit diesem Entschluß zu einem vorläufigen Ende des Grübelns gekommen zu sein, und wandte sich Magda zu. Sie schlief immer noch. Ihr Atem ging ruhig und gleichmäßig. Die Wangen hatten wieder etwas Farbe gewonnen, aber die tiefen Schatten um die Augen und die leidvollen Züge um den Mund verrieten, daß sie viel Not in sich trug.

In Mitleid und Liebe beugte sich Konrad zu Magda hinüber und küßte sie auf die Schläfe. Sie erwachte sofort, strich verwirrt die Haare aus der Stirn und sah ihren Mann an. Mit einem Schlage war die Erinnerung wach und spiegelte sich in einem angstvollen Gesichtsausdruck wider.

„Nicht erschrecken", bat er. „Wir werden noch einmal über alles sprechen müssen, aber dann ist es gut. Von mir wird niemand etwas erfahren."

„Kannst du das, Konrad?" Sie sah ihn ungläubig an und begriff zum ersten Male in vollem Umfang, welche Gefahr ihr vom Gesetz aus drohte.

„Ich will es, weil ich es für recht halte, und ich kann es auch!" Er richtete sich auf. „Ich muß nur ohne Einschränkung glauben können, daß du die Wahrheit gesprochen hast."

„Ich hätte gestern abend nicht lügen können", versicherte sie leise.

„So denke ich auch, Magda. Ich glaube dir, weil ich fühlte, daß du nichts verschwiegen oder entstellt hast. Ich bin aber nicht nur dein Mann, sondern auch Staatsanwalt." Bei diesen Worten lächelte er beruhigend. „Da hat man sich im Laufe der Zeit angewöhnt, in jedem Falle sicher zu gehen und alles nachzuprüfen, soweit es sich überhaupt nachprüfen läßt. Wenn ich als Staatsanwalt schweige, will ich vorher für mich selbst eine Rechtfertigung schaffen, indem ich einen Beweis für die Richtigkeit deiner Angaben suche."

„Eigentlich dürftest du also nicht schweigen?" fragte sie verstehend.

„Eigentlich?" Er schüttelte den Kopf. „Was man darf und nicht darf, läßt sich nicht einfach mit Ja oder Nein beantworten. Jeder Fall liegt anders. Ich entscheide aus freiem Entschluß, wenn ich es mit meiner Überzeugung verantworten kann."

„Ich will dich nicht in Gefahr bringen."

„Gefahr?" Er lachte leise auf. „Es gab die Gefahr, daß wir beide uns verloren."

Sie war bezwungen und bereit, alle bösen Ahnungen abzuschütteln und an die Zukunft zu glauben.

„Wir wollen aufstehen." Er warf die Decke zurück und reckte sich. Dann ging er ins Bad, und bald darauf betraten sie fertig angekleidet die Kinderzimmer.

Liesbeth kam ihnen auf dem Korridor entgegen. Weder Konrad noch Magda bemerkten den forschenden Blick ihrer Hausgenossin. Sie fand schnell die gesuchte Gewißheit, atmete erlöst auf und lächelte bei ihrem Morgengruß zuversichtlich.

Dann war alles wie immer. Die Kinder jubelten und lachten, scherzten mit den Eltern, spritzten mit dem Waschwasser und ließen sich erst zügeln, als der Vater ein Machtwort sprach. Die Kaffeetafel verlief so heiter, als sei nichts von tra-

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5. Einzelnummern können bis auf weiteres nicht nachgeliefert werden.

gischer Bedeutung vorgefallen. Magda und Konrad sahen sich zuweilen ernst an. Wenn sie sich den Kindern zuwandten, lächelten sie wieder.

Als Konrad sich verabschiedete, um ins Amt zu gehen, sagte er leise zu Magda: „Heute nachmittag werde ich mich frei machen. Wir besprechen dann alles Notwendige."

„Ja, Konrad." Sie ließ sich küssen und ging bis zur Haustüre mit ihm. Erst ganz zuletzt sagte sie hoffnungsvoll: „Ich werde dich noch mehr lieben als bisher, wenn das möglich ist. Du bist besser als ich."

„Besser? Nein, ich war nur noch nie in einer ähnlichen Lage wie du und kann nicht einmal behaupten, ob ich an deiner Stelle besser gehandelt hätte."

Sie war bereit, ihm das zu glauben, weil es sie tröstete. Sie winkte ihm nach, bis er hinter der Straßenecke verschwand.

*

An diesem Vormittag vertrat Staatsanwalt Horn die Anklage gegen einen üblen Verbrecher. Der Mann wies eine Reihe von Vorstrafen für Einbrüche und andere Eigentumsdelikte auf. Er hatte wiederholt die Geschädigten mit gefährlichen Werkzeugen tätlich angegriffen. Bei der neuen Straftat handelte es sich um eine schwere Körperverletzung, die dem Niedergeschlagenen ein dauerndes Siechtum eingetragen hatte und die Lebensdauer des Verletzten nach dem Urteil der Ärzte herabminderte.

Als Konrad seinen Platz einnahm, fühlte er sich auf seltsame Art mehr als je zuvor mit den Geschehnissen verknüpft. Er war nicht mehr ausschließlich unbeirrter Vertreter des Gesetzes, der im Namen des Volkes gerechte Sühne verlangte. Ein starker Strom persönlicher Anteilnahme zog ihn in den Bannkreis, der Tat und Täter umschloß. Verwundert lauschte er in sich hinein und wehrte sich nicht gegen das neu aufsteigende Gefühl. Mit seiner kühl abwägenden Art, für die allein das Gesetz den Maßstab gab, verknüpfte er das, was er als gesunden Sinn des Volkes kannte. Er nahm in größeren Strafprozessen oft eindeutig und vorbehaltos Stellung, und seine Forderungen deckten sich nicht immer mit denen von Staatsanwalt und Richter.

Horn sah zu dem Angeklagten hinüber, der geduckt und wie sprungbereit hinter den Schranken saß. Die Augen des Mannes glitten unruhig lauernd über die Anwesenden: Er wußte, daß ihn eine harte Strafe erwartet und überlegte fieberhaft, ob sich nicht irgendwo ein Weg für eine mildere Beurteilung finden lasse. Konrad fühlte sich stärker als sonst vom Anblick des Täters abgestoßen. Der Mann war nicht mehr ein nur sachlich zu wertendes Objekt, sondern ein widerwärtiges Geschöpf, gegen das man Abscheu und Ekel empfinden mußte, jenen Ekel des Gesunden, der sich gegen alles Gemeine zur Wehr setzt und eine operative Entfernung eitriger Herde als selbstverständlich ansieht.

Nun wehrte sich in Konrad Horn alles gegen eine Berührung mit dem Angeklagten. Daß er gezwungen war, einige Stunden lang mit dem Verbrecher die Luft des gleichen Saales einzuatmen, widerte ihn an. Man mußte Geschöpfe wie dieses vernichten oder doch aus der menschlichen Gesellschaft ausschließen. Zwischen einem solchen Strolch und Millionen ruhigen, heiteren und arbeitsamen Volksgenossen gab es keine andere Verbindung als zufällige anatomische Ähnlichkeit. Sie war jedoch ohne Bedeutung, denn Körper und Aussehen können täuschen, Herz und Gewissen dagegen nicht.

Der Eintritt des Gerichtes schreckte ihn aus den Überlegungen auf. Er hörte die Worte des Vorsitzenden wie von fern. Der Inhalt der Anklageschrift, die er selbst verfaßt hatte, klang dürftig und farblos. Erst als der Angeklagte heiser und rauh auf die Fragen des Vorsitzenden antwortete, wurde Konrad Horn wieder aufmerksam und spähte nach jeder Blöße, die der Mann sich gab. Er log und bestritt, klammerte sich verzweifelt an alle Möglichkeiten der Verschleierung und Entstellung. Die Tat selbst konnte er nicht leugnen, behauptete jedoch dreist, die Schuld liege nicht bei ihm, sondern bei dem Mißhandelten.

Natürlich, anders konnte er sich nicht herauswinden. Konrad nickte. Er wußte, was die Zeugenaussagen ergeben würden, und suchte nach Punkten, an denen er den Hebel ansetzen konnte, um den Angeklagten zu fällen.

Die Aussagen brachten kein neues Moment. Sie glichen in allem Wesentlichen den aktenmäßig festliegenden Erebnissen der Ermittlung. Erst als die Frau des Verletzten vor die Schranken trat um auszusagen, kam ein belebender Faktor in die Verhandlung. Die Frau war sichtlich erregt, ihr Gesicht bleich und leicht verzerrt. Die Augen trugen einen unnatürlichen Glanz, und die Hände krampften sich haltsuchend in die Falten des Kleides. Der Vorsitzende ermahnte die Zeugin besonders eindringlich, nur die reine Wahrheit zu sagen und sich nicht von an sich verständlichen Gefühlen des Hasses und der Vergeltung hinreißen zu lassen.

Sie nickte und schluckte krampfhaft. Dann antwortete sie auf die Fragen des Vorsitzenden und erzählte. Sie schilderte, daß der Angeklagte im Nebenhause wohnte und immer händelsüchtig gewesen sei. Er habe oft mit Nachbarn Streit gehabt und sie mit heftigen Worten bedroht. Auch mit ihrem Mann sei er in Streit geraten. Die Kinder seien Veranlassung dazu gewesen. Sie hätten den niedrigen Zaun überklettert, der die Höfe der beiden Häuser voneinander trennt und seien von dem Angeklagten mit häßlichen Schimpfworten und durch Knüffe mit einem Holzscheit verjagt worden. Ihr Mann habe zu dieser Zeit Kohlen in die Waschküche getragen, um seiner Frau die Mühe abzunehmen. Als er auf den Hof zurückkehrte und hörte, mit welchen Ausdrücken der Angeklagte die Kinder beschimpfte, sei ihm das Blut ins Gesicht gestiegen. Er habe den Stiel der Axt, die er vom Holzspalten her noch in der Hand trug, fester umklammert. In ihrer Angst hätte sie sich in den Arm ihres Mannes gehängt und ihm zugeflüstert er solle sich mit dem üblen Störenfried in keinen Streit einlassen. Als die Kinder schutzsuchend die Hände des Vaters erfaßten, habe dieser langsam und verständlich gesagt: „Du hast recht, Herta. Man macht sich nur die Hände schmutzig, wenn man ein solches Tier berührt."

Dann seien sie gemeinsam ins Haus gegangen. Hinter ihnen her sei eine Sturzflut wüster Schmähungen geprasselt.

Als die Zeugin mit ihrer Aussage soweit gekommen war, stockte der Fluß ihrer Worte. Sie war stark bewegt und rang nach Fassung. Dann brach es wie ein heißer Strom aus ihr heraus. „Hätte ich meinen Mann an diesem Nachmittag doch nicht abgehalten! Mir tut es heute leid, daß ich ihn nicht auf diesem Wege vorwärtsstieß. Wäre es nicht besser gewesen, wenn er diesen ... diesen ..." Sie suchte vergeblich nach einem pas-

senden Wort und scheute sich dann, im Gerichtssaal eine Schmähung auszustoßen. „Wenn mein Mann diesen Menschen erschlagen hätte, wäre er gesund geblieben. Man denkt immer daran, daß man selbst kein Unrecht tun soll und fürchtet sich vor der Strafe. Heute glaube ich, es wäre gut gewesen, wenn mein Mann ihn erschlagen hätte. Dann stände er nun gesund bei mir und könnte für seine Familie arbeiten."

Der Vorsitzende unterbrach die Zeugin. Er ermahnte sie ernst und eindringlich, nicht zu vergessen, daß niemand das Recht habe, aus eigener Machtvollkommenheit heraus einen Mitmenschen zu bestrafen.

„Aber sehen Sie ihn doch an, Herr Präsident", rief die Frau leidenschaftlich. Ihr ausgestreckter Arm deutete auf den siechen Mann, der matt und schwer atmend auf der Zeugenbank saß. „Er war gesund und stark, arbeitete fleißig und verdiente gut. Er verachtete Faulenzer und Verbrecher. Nun ist er ein Opfer des Verbrechers geworden, weil er nicht handelte, sondern seiner Verachtung Ausdruck gab. Abends, im Dunkel, als wir nach Hause kamen, stießen wir mit ihm" — ihr Blick suchte den Angeklagten — „vor unserer Haustüre zusammen. Er beschimpfte meinen Mann wieder und benutzte gemeine Worte. Dabei faßte er meinen Mann am Rockaufschlag und schüttelte ihn. Mein Mann wehrte ihn heftig ab, aber was waren seine Hände gegen den schweren Spazierstock, den der andere plötzlich auf den Kopf meines Mannes schlug. Hätte er den Kerl doch nachmittags totgeschlagen, mit der Axt erschlagen! Ist es richtig, daß man einen ehrlichen und fleißigen Menschen abhält, ein Untier zu zertreten? Das kann nicht Recht sein!"

Es dauerte geraume Zeit, bis der Vorsitzende die Frau beruhigt hatte. Er sprach väterlich mit ihr, verwies ihr voller Güte das heftige Aufbegehren und fragte nach den Einzelheiten des Tagverlaufes, bis das Bild lückenlos war.

„Sie hat recht", murmelte Konrad einmal vor sich hin. „Muß man wirklich warten, bis solch ein Untier einen guten Menschen niederschlägt? Man fühlt, wie sich die Tat vorbereitet und muß doch geduldig warten, bis das Verhängnis über einem zusammenbricht."

Die Not Magdas, die unter den erpresserischen Drohungen eines Verbrechers litt, und das Verhalten dieses Ehepaares flossen ineinander über. Konrad war nicht mehr in der Lage, kühl und sachlich das Geschehene zu durchdenken. Er wurde in den Strudel der Empfindungen gerissen, die von der Frau des siechen Mannes ausgelöst wurden.

Dann riß er sich gewaltsam aus den Verstrickungen, die sich nicht mit seinem Amt und seinen Verpflichtungen vertrügen. Er war mit sich selbst unzufrieden und haderte mit dem Gesetz wie mit sich. Er wußte, daß es unmöglich war, das Verlangen der Zeugin zu billigen. Gäbe man ihrem Verlangen nach, müßte ein Rechtschaos entstehen. Man handelte erst dann in Notwehr, wenn man unmittelbar angegriffen wurde. Vorbeugungsmaßnahmen gegen eine zu befürchtende Tat durch Unschädlichmachung des mutmaßlichen Täters sind untragbar.

Zu Beginn seines Plädoyers stand er noch im Widerstreit seiner Gefühle. Er sprach trocken und nüchtern, schilderte den Tatverlauf, kennzeichnete den Charakter des Angeklagten und mußte alle Selbstbeherrschung aufwenden, um den Faden nicht zu verlieren. Dann füllte sich seine Stimme mit Leidenschaft. Gericht, Zeugen und Zuhörer horchten auf.

„Die Frau des Mißhandelten vertritt eine Auffassung, die unser Verständnis finden wird. Ich verhehle ebensowenig wie der Herr Vorsitzende, daß solche Anschauungen nicht gebilligt werden können. Aber ich muß hinzufügen, daß die Gesetze, die vom Gesichtspunkt des Gemeinwohls erlassen werden, manche Lücke lassen, die unvorhersehbar ist und den anständigen Volksgenossen in Gefahr bringen kann.

Hier liegt ein solcher Fall vor. Dem Gesetz darf daraus kein Vorwurf gemacht werden. Der Gesetzgeber setzt voraus, daß kein Mensch die Zukunft, eine künftige Straftat voraussehen kann. Wenn die Zeugin argumentiert, ihrer Familie wäre der Ernährer erhalten geblieben, wenn er, seiner ersten Regung folgend, den als Raufbold gefürchteten Angeklagten niedergeschlagen hätte, so ist sie im Recht. Aber diese Erkenntnis steht isoliert inmitten hundert anderer Taten. Ihre Richtigkeit erwies sich auch erst nach dem Verbrechen. Diese Erkenntnis durfte also nicht dazu führen, den später Verletzten am Nachmittag zu eigener Tat zu veranlassen.

Dem Verletzten wurde vom Gesetz verboten, sich gegen eine vielleicht instinktiv erkannte Gefahr durch vorbeugende Maßnahmen, durch eine eigene Tat zu wehren. Weil er seinem Rechtsempfinden nachgab und dem Gesetz Folge leistete, verdient der Verbrecher um so härtere Strafe. Der Verletzte und seine Frau verzichteten trotz ihrer Ahnung kommender Gefahr auf eigenes Handeln. Sie wurden wenige Stunden später von dem gesetzlosen Angeklagten schwerstens getroffen."

Horn führte dann aus, daß angesichts der Veranlagung des Angeklagten kein Zweifel über seinen Vorsatz bestehe. Er habe sich in vorbedachter Absicht mit dem eichenen Spazierstock bewaffnet, einen Streit provoziert und den Verletzten niedergeschlagen. Es handelte sich demnach um eine schwere Körperverletzung mit Siechtumsfolge, die durch den Paragraphen 224 des Strafgesetzbuches mit Zuchthausstrafe bis zu fünf Jahren bedroht werde. Er beantrage, die zulässige Höchststrafe zu verhängen, und bedauere, daß es keine Möglichkeit zu einer schwereren Bestrafung gebe. Angesichts des gewohnheitsmäßig verbrecherischen Lebenswandels des Angeklagte beantrage er ferner, die Sicherungsverwahrung zu verhängen.

Nach dieser Anklage hatte der Verteidiger einen aussichtslosen Stand. Er beschränkte sich darauf, für eine mildere Strafe zu plädieren und stellte deren Höhe in das Ermessen des Gerichtes. Der Angeklagte verzichtete auf sein Schlußwort.

Oberstaatsanwalt Dohndorf, der dieser Verhandlung beiwohnte, sah während der Verteidigungsrede interessiert zu Horn hinüber. Seine kühl nüchterne, ruhig abwägende, wenn auch manchmal scharfe Art war leidenschaftlicher Stellungnahme gewichen. Der Grund für diese neue Haltung war ihm ein Rätsel. Horn hatte bei der Aburteilung schwerer Bluttaten mitgewirkt, ohne sich jemals so mitreißen zu lassen. Gewiß, der Sieche, seine Frau und die Kinder erweckten tiefstes Mitleid. Der Angeklagte war ein nichtswürdiges Subjekt. Aber es ging zu weit, wenn Horn die Stellungnahme der Zeugin halbwegs aufgriff und diese Haltung nur bedingt einschränkte. Zudem war sein Plädoyer sprunghaft und widerspruchsvoll. Ihm fehlte die sonst bei Horn gewohnte klare Linie.

Das Gericht beriet nur zehn Minuten. Dann verkündete es das Urteil. Der Angeklagte wurde dem Antrag des Staatsanwaltes entsprechend verurteilt.

*

Konrad Horn hörte die Urteilsbegründung kaum. Seine Gedanken gingen andere Wege. Er fühlte sich nicht nur als Staatsanwalt, sondern auch als Mensch befriedigt, daß die Höchststrafe verhängt worden war. Trotzdem verstand er sich selbst nicht mehr und vermied, die immer wieder auftauchende Erinnerung an Magda und Stern mit den Vorgängen dieser Verhandlung in Verbindung zu bringen.

Als er den Saal verließ, um sein Zimmer aufzusuchen, begegnete ihm Oberstaatsanwalt Dohndorf.

„Kommen Sie ein bißchen zu mir", bat Dohndorf nach Begrüßung. Konrad spürte Herzklopfen, als plage ihn ein schlechtes Gewissen. Er begleitete Dohndorf in dessen Zimmer, ließ den Vorgesetzten eintreten und blieb stehen, obwohl Dohndorf ihm einen Platz anbot.

„Lieber Horn, ich habe Sie von einer ganz neuen Seite kennengelernt."

Dohndorf betrachtete aufmerksam die blassen und erregten Gesichtszüge seines Mitarbeiters. Irgendetwas war hier nicht in Ordnung. Horn blieb sonst immer kühl, gemessen und überlegen. Er war geradezu das Musterbild eines objektiven Staatsanwalts.

„Warum, Herr Oberstaatsanwalt?" fragte Konrad steif.

„Bitte, setzen Sie sich endlich hin und nehmen Sie eine Zigarre." Er reichte Konrad die geöffnete Kiste und wartete, bis die Zigarren brannten. „Ich bin schließlich nicht nur Ihr Vorgesetzter, sondern auch Ihr Kamerad. Manchmal bildete ich mir ein, wir hätten Freundschaft geschlossen." Er lächelte.

„Allerdings machen Sie einem das mit Ihrer kühlen Reserviertheit nicht immer leicht."

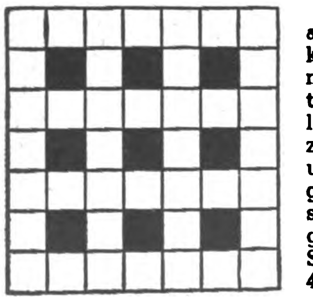
„Herr Oberstaatsanwalt." Konrad stockte, wurde unvermittelt rot wie ein getadelter junger Referendar und sah seinen Vorgesetzen dabei fest an.

„Ja, und? Warum sprechen Sie nicht weiter? Erwarten Sie von mir eine Philippika. Ich müßte sie Ihnen eigentlich halten, denn Ihr Plädoyer ging nicht nur reichlich sprunghaft durcheinander, so daß die Richter gewiß ebensowenig wie ich ganz begriffen, was Sie eigentlich sagen wollten, es war auch ein bißchen aufrührerisch und in den Schlüssen, die Sie auf den Weg der Zeugin führten, zu weitgehend. Sie haben ja gebremst und diesen Gedankengängen Zügel angelegt, aber immerhin ..." Er wiegte überlegend den Kopf. „Daß vorbeugende Notwehr, oder wie man diese Haltung sonst noch bezeichnen könnte, barer Unsinn ist, muß ich wohl nicht ausführen?"

(Fortsetzung folgt.)

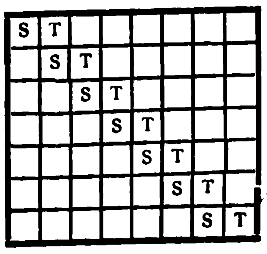
RÄTSEL

Viereck



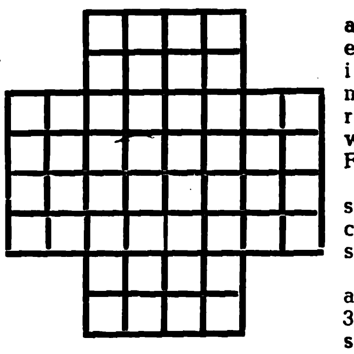
Die Buchstaben: a a a a a a a d d e e i i k k k k k l l n n n n n a o o o p p r r s s t t t t v sind so in die leeren Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Europ. Vorgebirge, 2. italienische Stadt, 3. Berührung, 4. Bildhauerkunstwerk.

Füllrätsel



Die Buchstaben: a a a d e e e e f g g g h h i i i l k l n n n n o o o p p p r r r r r r r t u u u x sind so in die leeren Felder zu setzen, daß waagrecht folgende Wörter entstehen: 1. Zeitmesser, 2. spanische Landschaft, 3. Bezirk, 4. Himmelskörper, 5. amerikanischer Verbrecher, 6. Krebsart, 7. Beförderungsanlage.

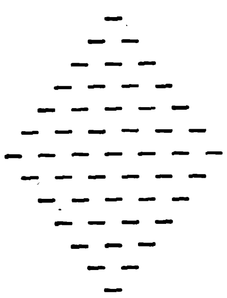
Magisches Kreuz



Die Buchstaben: a a a a a a a d d e e e e h h i i i i i i i j j k k l l l l m m n n o o p p r r r s s t t t u u werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen.

1. Edelstein, 2. asiat. Hochgebirge, 3. weiße Haremssklavin, 4. Pfeiler.

Wortraute



Vokal
Spielkarte
arabischer Titel
weiblicher Vorname (Abk.)
Fädchen
Sühne
dänische Ostseeinsel
Schmetterling
Schreibgerät
chinesische Münze
geographischer Begriff
französischer Artikel
Vokal

Lösungen der Rätsel:

Viereck: 1. Nordkap, 2. Ravenna, 3. Kontakt, 4. Plastik. ✱ Füllrätsel: 1. Stoppuhr, 2. Asturien, 3. Distrikt, 4. Fixstern, 5. Gangster, 6. Languste, 7. Rohrpost. ✱ Magisches Kreuz: 1. Turmalin, 2. Himalaja, 3. Odaliske, 4. Pilaster. ✱ Wortraute: A AS RAS RESA FASER STRAFE FALSTER FALTER TAFEL TAL LA A.

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck).

Zweizüger von Rupert Huber, Aichach.

Weiß: Kc5, Lc2, Le1, Sf2, Sf8, Ba5, f3, g3, g5 (9).
Schwarz: Ke5, Lc8, Sb4, Sg2, Ba6, d4, e6, f5, h7 (9).

Lösung:

Schlüsselzug: Ld2!

Unrentabler Springerausflug.

Vorzeitiger Springerangriff ist nicht immer rentabel, trotz Materialgewinn, wie folgende in Wien gespielte französische Verteidigung zeigt.

Weiß: L. Watzl. Schwarz: H. Reiter.

1. e4, e6; 2. d4, d5; 3. Sc3, d×e4; 4. S×e4, Sbd7; 5. Sf3, Sgf6; 6. Lg5, Le7; 7. L×f6, L×f6; 8. S×f6, D×f6; 9. Ld3, 0—0; 10. De2 (richtiger wäre 0—0), 10. . . ., c5; 11. 0—0—0, c×d4; 12. S×d4, e5 (Auf D×d4 käme L×h7†), 13. Sb5, Sc5; 14. Sc7?, e4!; 15. S×a8, e×d3; 16. De3 (Falls c×d3, so Le6, Sc7, Df4†!), 16. . . ., Dc6!; 17. b4?, Sb3†!; 18. Kb2, D×c2†; 19. Ka3, Sa5!; 20. b×a5, Dc3†; 21. Ka4, Ld7† Matt!

Kunst —

GEISTIGES RÜSTZEUG IM RÜSTUNGSBETRIEB



Hans Härtl, der Lagerverwalter eines großen technischen Betriebes, hat in seinen knapp bemessenen Freistunden mit einigen Betriebskameraden ein Tiroler Volksstück einstudiert und spielt selbst mit



Georg Zech, Schleifer von Beruf, entpuppte sich als ein sehr markanter Schauspieler.

Die Laienkunst war von jeher ein maßgeblicher Ausdruck des Kulturstandes einer Nation. Wenn heute nach fünf Jahren Krieg Rüstungsarbeiter neben ihrem mindestens 60stündigen Arbeitseinsatz noch, und zwar ein für Laien gutes Theater spielen, so ist das ein schöner Beweis für die im Volkstum wurzelnde kulturelle Kraft. Die Aufführung des Volksschauspiels „Die Thurnbacherin" von Rudolf Greinz wurde allen Arbeitskameraden des großen Rüstungswerkes zu einem eindrucksvollen Erlebnis.



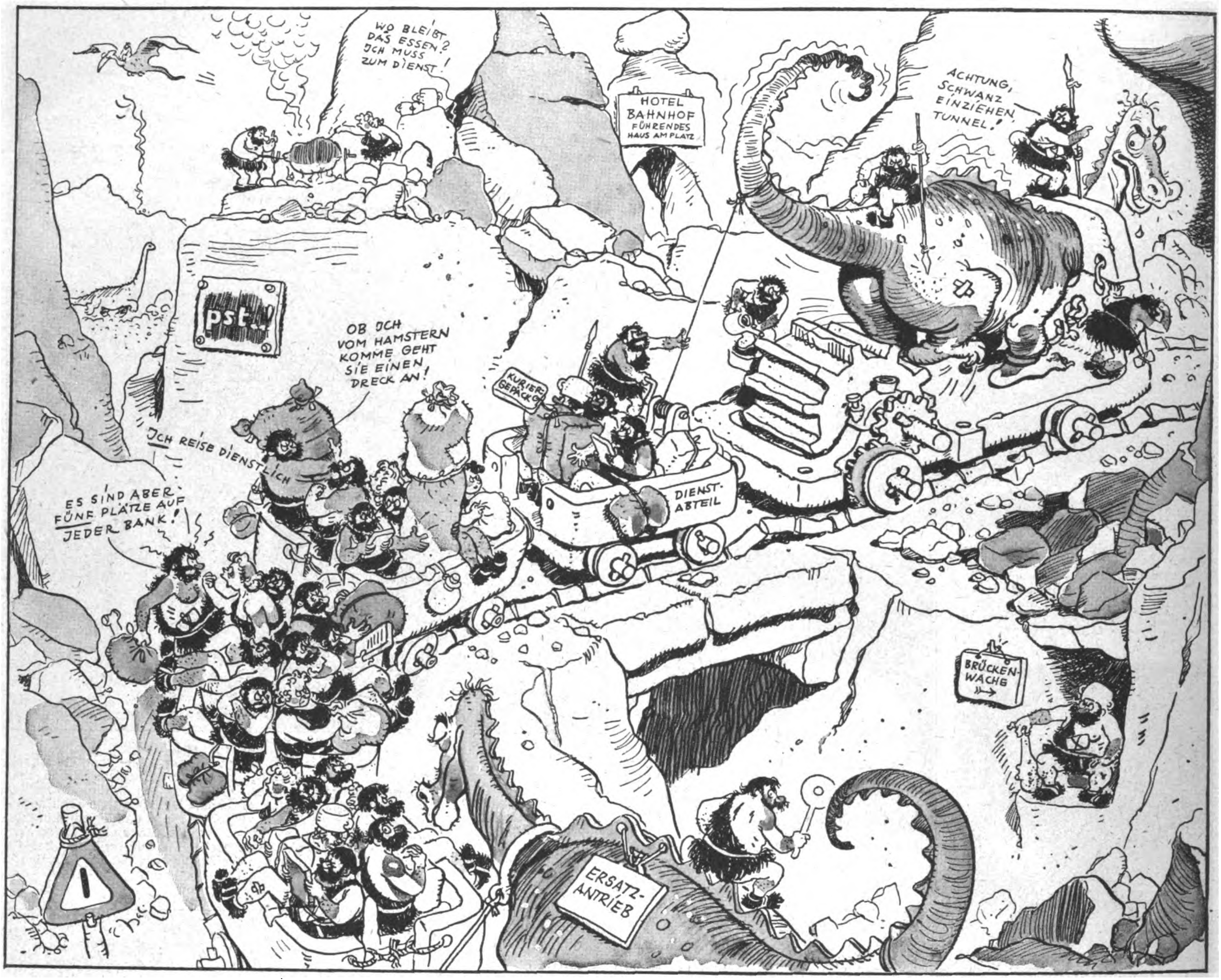
Mizzi Marchner, technische Zeichnerin, wurde als begabte Darstellerin mit der Übernahme der weiblichen Hauptrolle betraut.



„Rühr mi nit an!"
Moid, die Witwe des jungen Bauern Sepp vom Thurnbacher Hof, hat ihrem Schwiegervater, dem Altbauern, und ihrem jungen Schwager Friedl zum Trotz ein willkürliches Regiment auf dem Bauernhof eingeführt. Der alte Thurnbacher drängt auf eine Heirat zwischen Moid und Friedl hin, denn so allein würde der Hof in der Familie bleiben. Aber Moid mag nicht. Sie liebt den Knecht Hias und will ihn heiraten. Friedls Annäherungsversuche prallen an Moids Starrsinn ab (Moid: Mizzi Marchner; Friedl: Hans Härtl)



„Da, schau sie an, Vater!"
Friedl offenbart seine geheime Wahrnehmung. „Umgebracht hat sie den Sepp! Da! Schau die Händ an! Erwürgt hat sie ihren Mann! I hab's g'sehn, i kann's bezeugen!" (Thurnbacher: Gg. Zech)



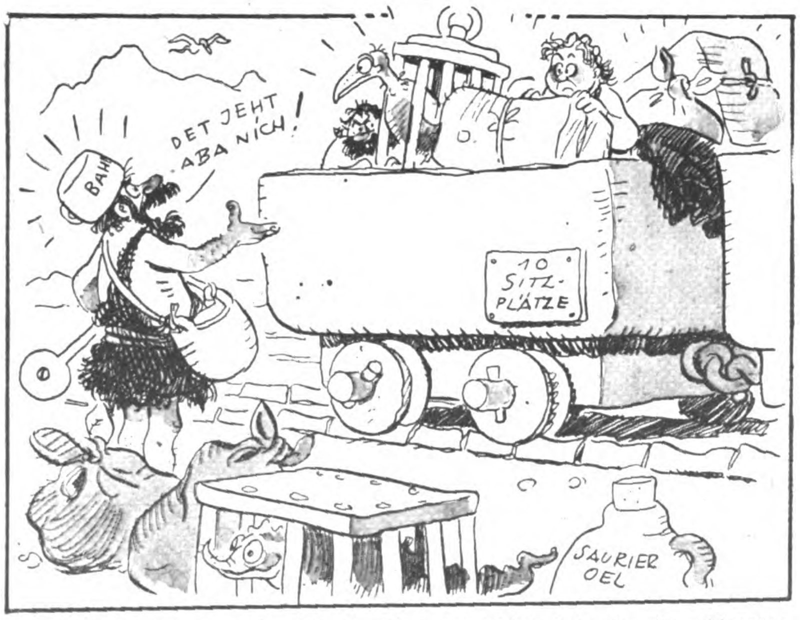
Wie immer, pünktlich auf die Minute, braust der Klamottenexpreß der Hauptstadt zu — schon damals eine Meisterleistung des pflichtbewußten Zugpersonals ...

EMERICH HUBER ZEICHNET:

DAMALS

soll es so gewesen sein ...

ZUM TAG DER DEUTSCHEN EISENBAHNER
DER 11. BILDBERICHT AUS GRAUER VORZEIT



Ob Sie's glauben oder nicht, damals gab es tatsächlich Reisende, die schleppten soviel Gepäck mit ins Abteil, daß die Mitreisenden vor Platzmangel neben dem Zug herlaufen mußten! Und das bloß deshalb, weil sie sich von ihren Lieblingsviechern oder sonstigen Dingen auch auf kürzeste Zeit nicht trennen wollten ... (Wie? Solche Leute gibt's heute auch noch?! ...)



Was es damals gab: „. . . das ist ja wohl überhaupt das dollste Ding, das mir je passiert! Sagt der Mottenkopp zu mir, meine Reise zu Omas Geburtstag ist nicht kriegswichtig, und setzt mich ohne Wimperzucken auf freier Strecke ab . . ."



„Mensch, in ein paar tausend Jahren werden es die Arbeitskameraden aber gut haben! Stell' dir bloß mal vor, wie verständig da das Reisepublikum schon sein wird . . .!"
(Irren war auch damals schon menschlich. Eine Prophezeiung, auf deren Erfüllung leider **heute** noch das Bahnpersonal sehnsüchtig wartet . . .)

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München.
Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.
ABCDEFG

Preis 20 Pfennig

Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 14. DEZ. 1944
19. JAHRGANG :·: FOLGE 50

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:



Männer, die den glühenden Tod tragen.

Der Gruppenführer bespricht mit einem Mann seines Flammenwerfer-Stoßtrupps die Einzelheiten einer vorbereiteten Unternehmung.

PK.-Aufn.: Kriegsberichter Zschelle/TO-EP.



Die Männer vom Trupp 614 – eine Kameradschaft bewährtester Frontarbeiter.
Vor Jahren führte sie die Arbeit am Bau des Westwalls zusammen. Nun sind sie, nach hundertfältiger Bewährung an allen Fronten, eine verschworene Schicksalsgemeinschaft geworden

Die vom Trupp 614

„Uns fehlt eine Organisation Todt!" erkennen jetzt unsere Gegner.

Unter den vor Jahren zum Bau des Westwalls aus allen Gauen zusammengezogenen deutschen Bauarbeitern befand sich auch eine Gruppe, die noch heute als Trupp 614, wie damals, im vordersten Einsatz steht. Es ist die



Dieser ehrwürdige Wecker
hat schon zur Arbeit am Bau des Westwalls stets pünktlich gerasselt. Die Zeit und das Hin und Her des Kriegsgeschehens haben ihm hart zugesetzt. Aber er tut doch immer noch seine Pflicht, genau wie die Männer vom Trupp 614.





Belohnung für seinen Eifer.
Der OT.-Führer zeichnet hier einen ausländischen Hilfsarbeiter für seine vorzügliche Arbeit aus. Im Einsatz der ausländischen Hilfskräfte haben sich die OT.-Männer eine große Erfahrung erworben.

*

Links: Seine Männer arbeiten weit im Raume.
Nur zu Pferd kann der Truppführer den Besuch der einzelnen Arbeitsstätten durchführen.

ganzen Jahre nicht anders gewesen. Neben vielfältigen anderen Aufgaben, wie sie der Tag und die Frontlage mit sich brachten, haben sie unter allen, auch den schwierigsten Verhältnissen, im Osten und im Westen, im Schneesturm wie in Sommergluten an die hundert Brücken geschlagen, die oft von ausschlaggebender Bedeutung für die Kriegführung waren. Besonders der in einer einzigen Nacht bewältigte Bau einer Brücke gab unserer Heeresleitung die Möglichkeit zur Durchführung einer strategischen Bewegung von höchster Bedeutung. Für diese Tat wurde der damalige Schachtmeister Hinkerohe vom Trupp 614 als erster in der OT. mit dem Ritterkreuz zum Kriegsverdienstkreuz ausgezeichnet. Diese Ehrung galt selbstverständlich der gesamten Kameradschaft des Trupps 614, und in diesem Sinne trägt auch Hinkerohe die hohe Auszeichnung. Die überragende Tat war ein gemeinsames Werk und nur möglich, weil die Männer des Trupps 614 stets vorbildliche Repräsentanten besten deutschen Frontarbeitertums waren.

Heute steht der Trupp 614 im vordersten Einsatz zum Schutz für Deutschlands Grenze. Ihr ganzer Stolz ist es, daß sie bei den im Laufe der Kampfhandlungen befohlenen Absatzbewegungen zwar mehrmals ihr eigenes Gepäck einbüßten, aber ihr Gerät stets unversehrt erhielten. Wagenpark, Baumaschinen und Handwerkszeug, alles wurde stets zuerst in Sicherheit gebracht, und somit hat es nie einen Augenblick gegeben, wo 614 nicht arbeitsbereit und einsatzfähig gewesen wäre. Jeder Mann des Trupps ist befähigt, kleinere Bautrupps selbständig zu leiten. Besonders verstehen sie es, geschult durch den jahrelangen Umgang mit den verschiedensten Fremdvölkern, mit den ihnen zugeteilten Angehörigen anderer europäischer Nationen umzugehen und etwas von dem selbstverständlichen hingebenden Pflichteifer des deutschen Frontarbeiters, seine Aufgabe zu vollenden, auf sie zu übertragen.



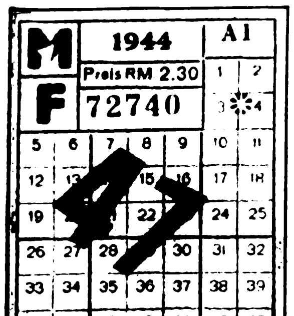
Rat in allen Einzelheiten.
Bis in technische Spezialfragen hinein kann der Truppführer Auskunft geben. Der Träger des Ritterkreuzes zum KVK. Hinkerohe beteiligt sich an der technischen Erörterung.

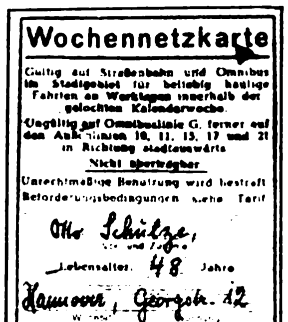


Jeder vom Trupp – ein Bauführer.
Ganz auf sich gestellt schafft hier ein Mann des Trupps 614 mit einer Gruppe ausländischer Hilfsarbeiter. Der Führer des Trupps kann sich ganz auf ihn verlassen.
Aufnahmen: OT-Kriegsberichter Schliemann



Arbeitskräfte sparen!
Seit einigen Wochen fährt in Hannover bei jedem Zug der Straßenbahn ein Wagen ohne Schaffner oder Schaffnerin mit. Diese Kräfteeinsparung wurde durch einen Verbesserungsvorschlag folgender Art möglich:





DIE FAHRT IM N-WAGEN

Die hier gegebene Neuerung, durch die bei jedem Straßenbahnzug ein Wagen ohne Schaffner mitfahren kann, setzt bei dem Publikum den Willen zu Ordnung und Ehrlichkeit voraus. Daß es möglich ist, durch die freiwillige Disziplin der Fahrgäste dies zu erreichen, zeigt das Beispiel. Eine ohne Schwierigkeit durchführbare Regelung wäre übrigens der Brauch, nach dem jeder neueinsteigende Fahrgast seine Netzkarte den übrigen Fahrgästen vorzuweisen hat. Erster und zweiter Fahrgast legitimieren sich gegenseitig.

Ganz links: **„M" und „F" genügen.**
Zunächst wurde die hier abgebildete Netzkarte, 6×8 groß, ausgegeben. Um Lichtbilder zu ersparen, wurde eine Grobkennzeichnung wie bei der Raucherkarte „M" und „F" eingeführt. Die laufende Woche, in der die Karte Gültigkeit besitzt, wird aufgestempelt.

Links:
Ist die Rückseite mit Namenszug versehen,
so hat der Fahrtausweis seine Gültigkeit. Der Fahrgast kann nun die mit dem gelben „N"-Schild gekennzeichneten Wagen benutzen.



Ist auch der „N"-Wagen abfahrtbereit?
Die Schaffnerin überzeugt sich davon mit einem Blick an der Wagenfront entlang, dann „zieht sie an der Strippe".
Aufnahmen: Horst Haeger.

Männer gegen Stahl und Eisen





3 Der Gegner hat die Gefahr erkannt,
Drei Amerikaner versuchen in einen Panzer zu springen. Im Bruchteil einer Sekunde is
vernichtet. Kaum Zeit für die Männer, volle Deckung zu nehmen, aber Zeit genug, um
Jetzt beginnt die Panzerfaust zu wüten, ein

1 Der Stoßtrupp macht sich fertig.
Ein Kanal in Westholland. Auf der anderen Seite liegen die Amerikaner; sie haben dort einen Sammelplatz für ihre Panzer eingerichtet, Spähtrupps einer deutschen Fallschirmjägereinheit haben zwanzig Shermans und ebensoviele Panzerspähwagen festgestellt. Es besteht kein Zweifel, daß die Amerikaner alle verfügbaren Kräfte zum Durchbruch zusammenziehen. Das Nest muß, so weit als möglich, ausgeräuchert werden. Im strömenden Regen treffen die Männer des deutschen Stoßtrupps ihre Vorbereitungen zu einem nächtlichen Schlag; jetzt geht's los!

Fünfzig Mann gegen einen Waffenplatz

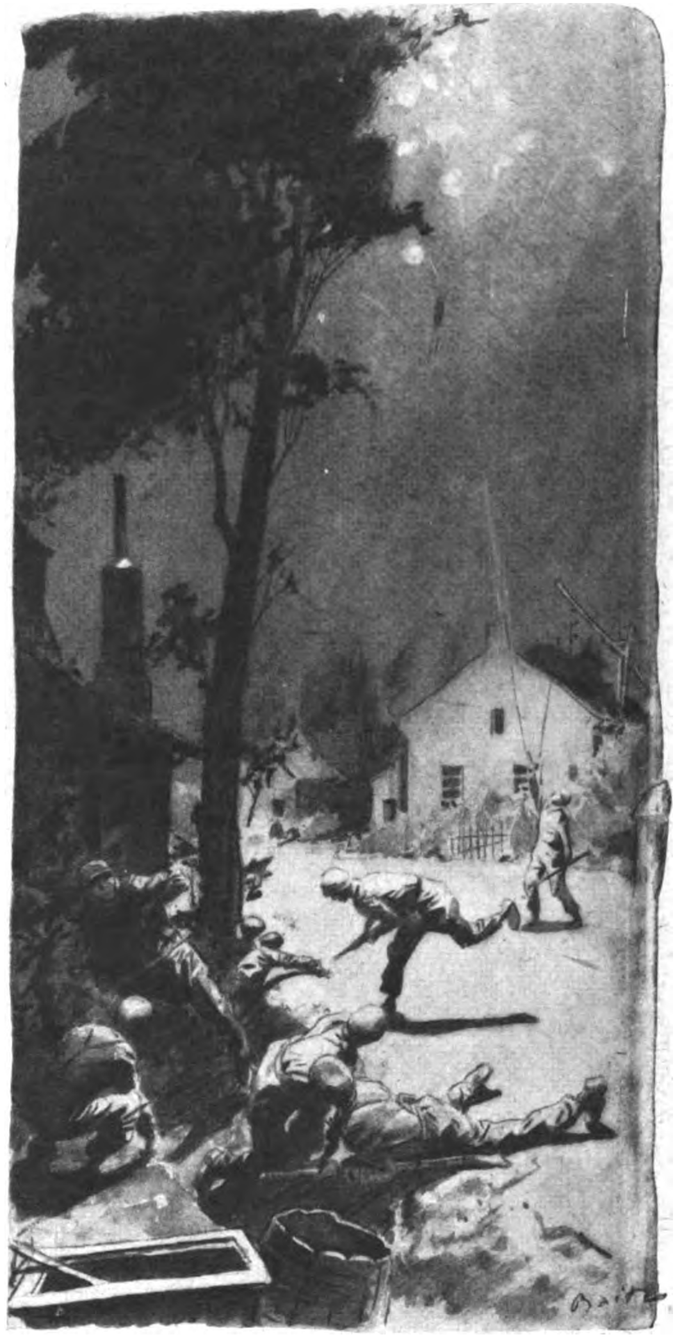
Zeichnungen: Kriegsberichter Baitz.



2 Sie haben das Ziel unbehelligt erreicht.
Schützen- und MG-Stände stehen verlassen. Eine Stoßgruppe ist tief in ein Dorf hineingestoßen, hinter einigen Fensterläden blitzt Licht auf; ein Handgranatenwurf genügt, den Lichtschein zum Erlöschen zu bringen. Aufkeimender Widerstand ist damit erstickt. Genügt es trotzdem nicht, so wird ein Schuß der Panzerfaust gegen das ganze Haus gerichtet.



Jetzt peitschen die ersten Schüsse.
lie Panzerfaust hochgerissen, eine ungeheure Detonation erfolgt, und der Sherman ist
u erkennen, daß überall unter Bäumen, Torwegen und hinter Scheunen Panzer stehen
Höllenkonzert tobt durch die enge Dorfstraße.



4 Um den Preis von vier Verwundeten
ist ein betrachtlicher Erfolg errungen. Einem entschlossenen Gegner wäre es ein leichtes gewesen, den Stoßtrupp, der sich jetzt schnell zurückzieht, einzukesseln, aber die Überraschung war zu groß.

SPOTT WIRD WAHRHEIT

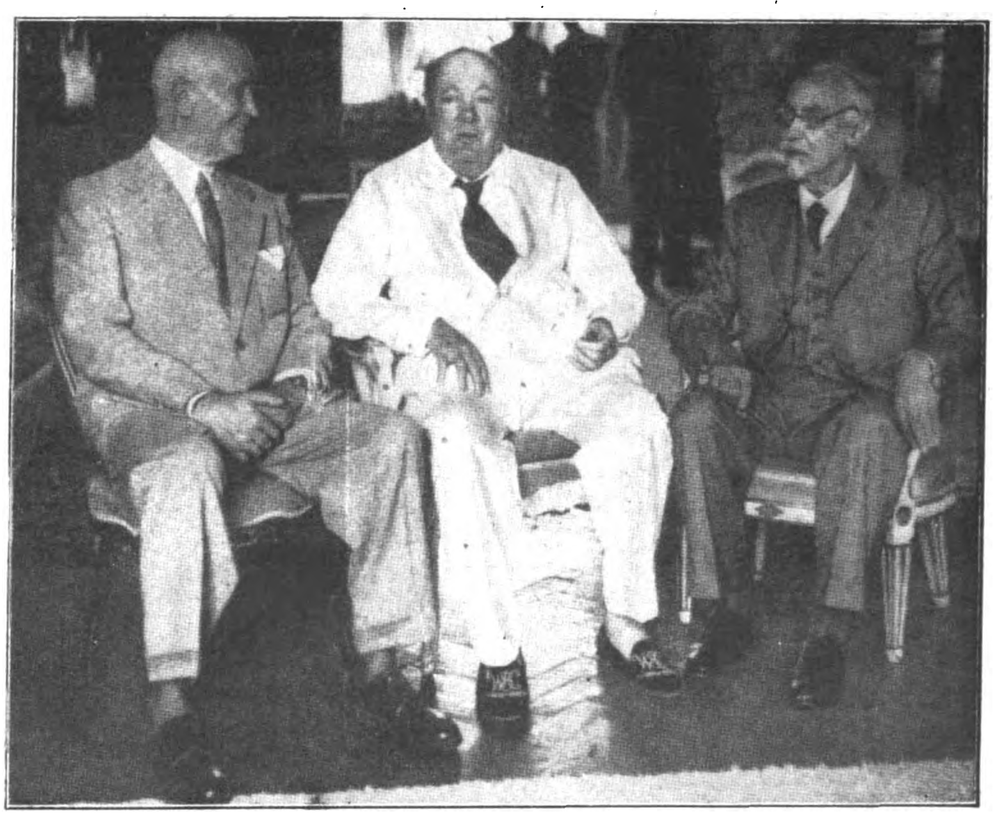


Was kostet der Laden?
Am 8. Mai 1901 brachte der Londoner „Punch" dies Spottbild zum Verkauf der Leyland-Schiffslinie an die USA· „Womit kann ich dienen?" fragt John Bull. „Ich will den ganzen Laden kaufen", antwortet der Yankee.

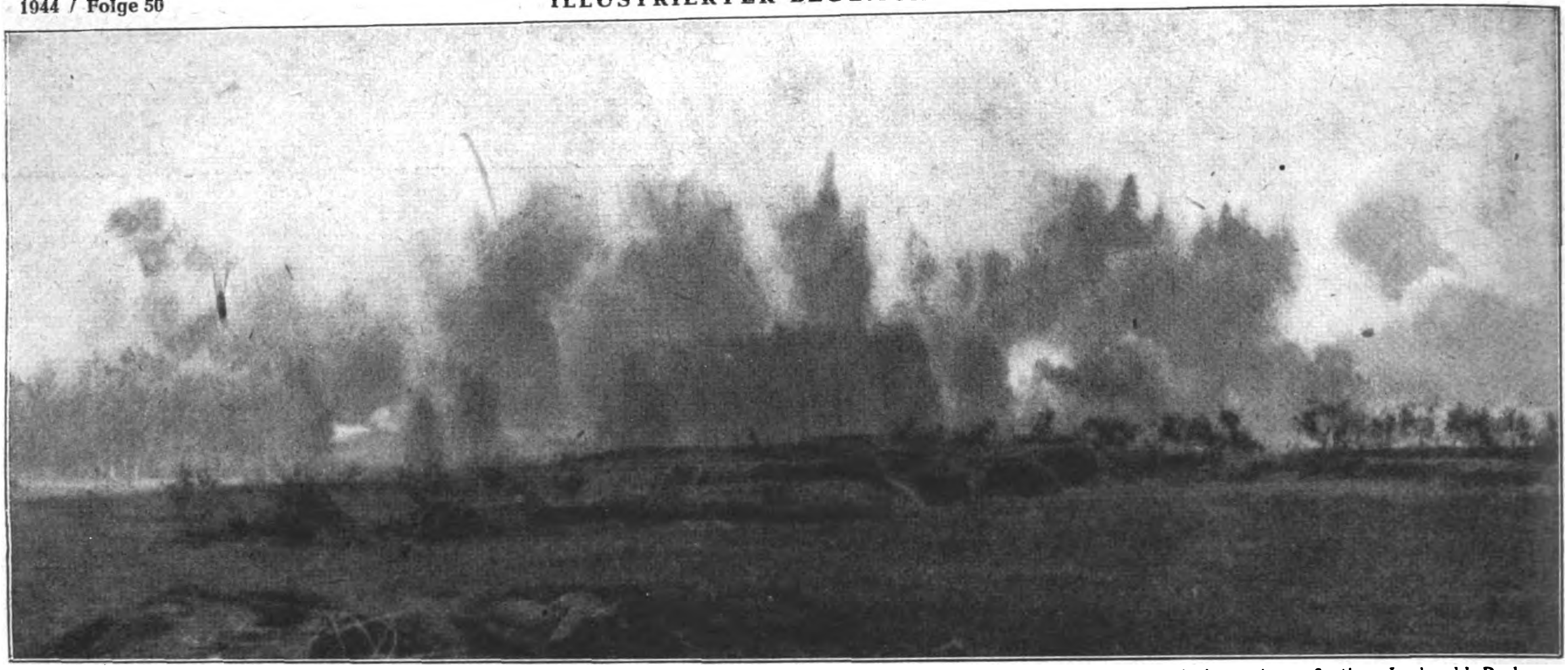
Aufnahmen:
Scherl (1), 2 Zeichnungen aus „Punch".

(Bild rechts): **„Was zahlst du?"** fragt John Bull. Heute sieht er, daß er überhaupt nichts mehr zu fragen hat.





Der Garkoch und die italienischen Totengräber.
Links von Churchill, der Italien immer noch im „eigenen Saft schmoren" läßt, der Verräter Badoglio; rechts die Schachfigur Bonomi, der ein Kabinett nach dem andern bildet, aber keine Regierung zustande bringt, die das italienische Volk aus dem Chaos herausregieren könnte.



Wälder fallen zusammen

Von Herbstnebeln umwogt erhebt sich — fast gespenstisch — ein großartiger Laubwald. Doch nur wenige Sekunden dauert diese Erscheinung. Dann bricht der Spuk zusammen. Ebenso schnell wie die gewaltigen Fontänen über der glatten See, die vom Einschlag schwerer Bomben emporgerissen wurden, in sich zusammenstürzen.



Für die Freiheit der Heimat!



Walter. Willi. Fritz. Hermann. Erich. Albert. Ernst. Karl. Bernhard.

Neun Söhne im Waffenrock — das ist der stolze Beitrag der thüringischen Bauernfamilie K. für die Freiheit des bedrohten Vaterlandes. Nicht weniger als 12 Kinder gingen aus dieser Ehe hervor, zwei Mädchen und zehn Jungen. Der älteste unter ihnen dient der Heimat auf dem verantwortungsvollen Posten eines Bürgermeisters. Unter seinen Brüdern im Waffenrock finden sich ein Hauptmann und mehrere Feldwebel und Wachtmeister. Drei Söhne dieser tapferen Familie blieben vor dem Feinde.



Josef. Sebastian. Alois. Franz. Ludwig. Sigmund. Andreas. Gottfried. Albert. Peter. Nikolaus.

Als kürzlich die Eheleute E. in Niederbayern ihr 40jähriges Ehejubiläum feierten, konnten sie die Glückwünsche von elf Söhnen entgegennehmen, von denen zehn das Ehrenkleid des Soldaten tragen. Der elfte leistet auf verantwortungsreichem Posten bei der Deutschen Reichsbahn seinen Beitrag zum Siege. Die Heimat bekundet ihren Dank für solche großen Opfer durch eine Entschlossenheit und Zuversicht, an der alle verfrühten Siegeshoffnungen unserer Feinde zerschellen werden.

Aufnahmen: Archiv, und PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Baumann und Pundsack.

STAATSANWALT Dr. Konrad Horn

ROMAN VON H. G. HANSEN

(3. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 49:

„Lieber Horn, ich habe Sie von einer ganz neuen Seite kennengelernt."

Dohndorf betrachtete aufmerksam die blassen und erregten Gesichtszüge seines Mitarbeiters.

„Warum, Herr Oberstaatsanwalt?" fragte Konrad steif.

„Bitte, setzen Sie sich endlich hin und nehmen Sie eine Zigarre." Er reichte Konrad die geöffnete Kiste und wartete, bis die Zigarren brannten. „Ich bin schließlich nicht nur Ihr Vorgesetzter, sondern auch Ihr Kamerad. Manchmal bildete ich mir ein, wir hätten Freundschaft geschlossen." Er lächelte.

„Allerdings machen Sie einem das mit Ihrer kühlen Reserviertheit nicht immer leicht."

„Herr Oberstaatsanwalt." Konrad stockte, wurde unvermittelt rot wie ein getadelter junger Referendar und sah seinen Vorgesetzten dabei fest an.

„Ja, und? Warum sprechen Sie nicht weiter? Erwarten Sie von mir eine Philippika. Ich müßte sie Ihnen eigentlich halten, denn Ihr Plädoyer ging nicht nur reichlich sprunghaft durcheinander, so daß die Richter gewiß ebensowenig wie ich ganz begriffen, was Sie eigentlich sagen wollten, es war auch ein bißchen aufrührerisch und in den Schlüssen, die Sie auf den Weg der Zeugin führten, zu weitgehend. Sie haben ja gebremst und diesen Gedankengängen Zügel angelegt, aber immerhin..." Er wiegte überlegend den Kopf. „Daß vorbeugende Notwehr, oder wie man diese Haltung sonst noch bezeichnen könnte, barer Unsinn ist, muß ich wohl nicht ausführen?"

„Nein." Konrad bekräftigte seine Auffassung durch energisches Kopfschütteln. „Daran ist nicht zu denken. Die Folgen wären ein Chaos im Recht."

„Na also! Warum sprechen Sie aber davon? Gewiß, der Kranke tut mir leid. Ich verstehe auch die Haltung seiner Frau. Aber daraus läßt sich nicht ein Prinzip andeuten. Es ist in unserem Arbeitsfeld überhaupt gefährlich, Prinzipien aufzustellen. Davon gingen Sie bei Ihrer Arbeit stets aus. Sie bemühten sich, kühl abzuwägen und dann zu Ihren Anträgen zu kommen. Eine Tat mag noch so verderblich sein, sie darf einen Staatsanwalt nicht dazu verleiten, Schranken einzureißen, die unsere Gesellschaftsordnung nicht entbehren kann."

„Ich gebe zu, daß ich einen Schritt zu weit gegangen bin, Herr Oberstaatsanwalt." Konrad fühlte wachsendes Unbehagen in sich aufsteigen und bereute es jetzt, seinen unverständlichen Impulsen nachgegeben zu haben.

„Dann wären wir einig." Dohndorf trommelte mit den Fingerspitzen auf der Schreibtischplatte den Takt eines Marsches. „Nur würde ich nicht von mehreren Schritten sprechen, die Sie zu weit gingen, zudem von Schritten, die ein bißchen kreuz und quer gingen. Eine Frage möchte ich noch stellen. Hat Sie lediglich die heute verhandelte Tat so beeinflußt oder spielen da noch andere Gesichtspunkte eine Rolle?"

Er war über die Wirkung seiner Frage erstaunt. Horn wurde blaß, fuhr einmal schnell mit der Zungenspitze über die trockenen Lippen und senkte schließlich den Blick. Dann schien er lange und angestrengt zu überlegen.

„Ja, Herr Oberstaatsanwalt, aber darüber kann ich heute noch nicht sprechen."

Dohndorf spürte mit dem sicheren Instinkt, den er sich in langen Berufsjahren erworben hatte und der auch im Verkehr mit seinen Mitarbeitern nie versagte, daß in Horn eine Wandlung rein persönlicher Art vorgegangen war. Er beugte sich weit vor und empfand plötzlich Mitleid, obwohl es keinen ersichtlichen Grund für Mitleid gab.

„Sie werden mich immer finden, lieber Horn, nicht nur als Vorgesetzten, sondern auch als Kamerad und Freund. Vergessen Sie das nicht."

„Ich werde stets daran denken", antwortete Konrad leise. „Aber ich brauche noch etwas Zeit, bis ich zu Ihnen kommen kann, um mich auszusprechen."

„Lassen Sie sich Zeit. Ich warte gern. Man sollte überhaupt nie etwas überstürzen, am allerwenigsten wichtige Fragen."

Er sprach nur das aus, was ihm sein Gefühl eingab, witterte unsichtbaren Spuren nach und wußte nicht, daß er damit einen Mann aus seinem Versteck aufscheuchte.

Mit noch blasserem Gesicht als vorher stellte Konrad eine Frage.

„Wissen Sie denn schon, um was es sich handelt, Herr Oberstaatsanwalt?" Er verneinte selbst die Frage sofort. Sie war unsinnig, weil bis zu dieser Stunde nur Magda, er und Liesbeth das Geheimnis des Falles Stern kennen konnten.

„Nein, Horn." Dohndorf sprach wie ein Vater, obwohl der Unterschied des Alters eine solche Haltung allein nicht rechtfertigte. „Ich fühle, daß etwas Schwerwiegendes in Ihnen vorgeht und Sie aus allen gewohnten Geleisen reißt. Was es auch sein mag, Sie müssen Vertrauen zu mir haben."

„Es ist nichts Unehrenhaftes, Herr Oberstaatsanwalt."

„Natürlich nicht." Dohndorf machte eine abweisende Geste. „Unehrenhafte Angelegenheiten setze ich bei Ihnen ebensowenig voraus wie bei mir selbst. Aber kein Mensch ist davor sicher, daß von außen an sein Leben unehrenhafte Dinge herangetragen werden."

Konrad glaubte in dieser Viertelstunde zu erkennen, wie es einem Angeklagten zumute ist, der im Kreuzverhör von Kriminalpolizei oder Staatsanwaltschaft steht. Seine Position war so schwach, als habe er selbst Stern erschossen. Er fühlte sich in die Enge getrieben. Aber sein Entschluß stand fest, ein schnell gefaßter endgültiger und aus den Erkenntnissen des Vormittages geborener Entschluß, der alle früheren Vorsätze wesenlos erscheinen ließ.

Dohndorf sah auf die Uhr. Er wollte das Gespräch, dessen innere Spannung ihn ergriffen hatte, beenden.

„Ich glaube, unsere Frauen warten schon mit dem Essen", sagte er lächelnd.

„Gewiß, Herr Oberstaatsanwalt." Konrad erhob sich, um Abschied zu nehmen. Er brachte es fertig, ebenfalls zu lächeln, schüttelte seinem Vorgesetzten die Hand und ging. Innerlich fühlte er sich erleichtert und glaubte, genügend Kraft für alles zu besitzen, was nun kommen würde.

*

In seinem Zimmer legte Horn die schwarze Robe ab, fuhr sich mit der Hand einmal glättend über das Haar und verschloß die Akten im Schreibtisch. Mit verlorenem Blick sah er durch das Fenster in die flirrend heiße Luft, die auf den gegenüberliegenden Dächern tanzte, und ging. Erst auf der Straße stellte er die Uhrzeit fest. Magda wartete längst auf ihn.

Erst gestern hatte er entdeckt, daß Stern von Magda erschossen worden war. In der Nacht hatte er sich zu dem Entschluß durchgerungen, diesen Fall, der ihn selbst betraf, zu vertuschen. Er beschönigte sein Vorhaben mit billigen Argumenten, die nicht objektivem Rechtsgefühl, sondern aus ganz subjektiver Haltung erwuchsen. Er war sogar willens gewesen, eine in den Akten liegende Urkunde zu vernichten.

Dohndorf hatte ihm bis auf den Grund seines Herzens gesehen und einen völligen Umschwung aller bisherigen Vorsätze herbeigeführt. In die umstürzlerischen Ideen, die Konrad während der Verhandlung ergriffen hatten, trat eine helle Erkenntnis. Niemand durfte die wohlerwogenen Wege des Rechtes verlassen, ohne selbst zum Rechtsbrecher zu werden, auch wenn er sein Tun mit guten und natürlichen Gründen zu untermauern glaubte.

Trotzdem ließen seine pflichtvergessenen Pläne ihn nicht erröten. Versuchungen konnten an jeden Mann herantreten. Er mußte sie nur meistern und ihrer Herr werden.

Mit federnden Schritten, erhobenem Haupt, die Augen klar in die Weite gerichtet, schritt Staatsanwalt Konrad Horn durch die Straßen. Er wußte nun genau, was ihm zu tun aufgegeben war. Die kompromißlose Erfüllung seiner Pflicht bedeutete für Magda und ihn, für die Kinder, für Magdas Mutter und auch für Liesbeth eine Schicksalsdämmerung. Die Erkenntnis drückte ihn jedoch nicht nieder. Im Bewußtsein der vorgezeichneten, sittlich allein gerechtfertigten Sendung fühlte er sich entschlossen und stark.

In dieser halben Stunde versanken Einzelheiten im Wesenlosen. Bedeutsam war allein das große Ganze. Er würde Zeit genug finden, alle Folgen und Zukunftsfragen durchzudenken.

Magda empfing ihren Mann bedrückt und verzagt. Ihre Augen strahlten auf, als er sie wie immer mit einem Kuß begrüßte.

Konrad speiste in ihrer Gegenwart allein, Magda und die Kinder hatten schon gegessen. Zuweilen schaute er auf und beobachtete seine Frau. Sie war sehr blaß. Als sie das Speisezimmer verließen, legte er den Arm um ihre Hüfte.

„Wir haben noch miteinander zu sprechen, Magda. Ich möchte es nicht auf heute abend verschieben. Je eher wir Klarheit geschaffen haben, um so besser ist es für uns alle.

Er ließ sie dann an sich vorübergehen, schloß die Türe sorgsam ab, schob für Magda einen bequemen Sessel herbei, zündete eine Zigarre an und ließ sich neben ihr nieder.

„Heute werde ich das Gespräch in der Hauptsache führen. Du mußt etwas Geduld haben."

Magda errötete. „Wieviel Geduld hast du mit mir gehabt."

„Wir wollen möglichst sachlich bleiben. Es geht um Entschlüsse von großer Tragweite."

Sie nickte und spürte aufkeimende Angst, denn sie hatte sich schon in der Hoffnung gewiegt, mit der gestrigen Aussprache sei das Schlimmste vorüber und alles werde zwischen ihr und Konrad bleiben.

„Gestern nacht und heute früh, als ich eine Zeitlang wach neben dir lag, verrannte ich mich in Ideen, deren ich mich jetzt fast schäme, obwohl sie menschlich verständlich sind", begann er nachdenklich. „Ich sagte mir, daß Stern ein verkommenes Subjekt war, dessen Ausmerzung für die Gemeinschaft der anständigen Menschen nur von Nutzen ist. Von da kam ich zu der Überzeugung, es sei absurd, einen wertvollen Menschen zu opfern, nur um dem Phantom einer Genugtuung nachzujagen, die auch ein toter Verbrecher, formal gesehen, erwarten kann. Verstehst du, Magda?"

Er blickte sie aufmerksam an und faßte seine Gedanken dann abschließend zusammen.

„Ich war gewillt, alles zwischen uns beiden auszumachen und keinen Außenstehenden einzuweihen, geschweige denn gegen dich ein Verfahren in Gang zu bringen. Ich glaubte, auf diese Weise weder dem Gesetz einen Delinquenten zu entziehen, auf den es berechtigten Anspruch erhebt, noch irgendwelche üblen Folgen für die Rechtspflege heraufzubeschwören.

Heute vormittag vertrat ich die Anklage gegen einen Verbrecher, der sich würdig neben Stern zu stellen vermag. Er hat zahlreiche Roheitstaten begangen, Menschen schwer verletzt und schließlich einen fleißigen Mann vorsätzlich zum Krüppel geschlagen.

Die Frau des Verletzten rief als Zeugin anklagend, sie bedauere, ihren Mann einige Stunden vor der Tat des Verbrechers abgehalten zu haben, den Rohling mit der Axt zu erschlagen. Sie forderte so etwas wie eine vorbeugende Notwehr gegen eine nur geahnte, drohende Gefahr. Ich ließ mich von der leidenschaftlichen Klage der Frau so mitreißen, daß ich in meiner eigenen Haltung schwankte.

Ich bestreite nicht, daß die Frau von ihrem gequälten Standpunkt aus objektiv im Recht ist. Ich will sie für ihre Haltung nicht schmähen. Aber bei einem Staatsanwalt muß man andere Maßstäbe anlegen. Ich habe Jahrzehnte damit zugebracht, das Recht klar zu erkennen und für Rechtsbrecher die vom Gesetz vorgeschriebene Sühne zu verlangen. Ich kann nicht fahnenflüchtig werden, kann nicht verraten, was der Inhalt meines beruflichen Lebens war und immer sein wird."

Er atmete tief auf und sah Magda an, als erwarte er von ihr eine Bestätigung. Sie saß jedoch stumm und regungslos vor ihm und vermochte ihrer beklemmenden Angst nicht Herr zu werden.

„In meinem Plädoyer stand ich zwischen meiner Überzeugung und den abwegigen Forderungen der Zeugin. Dohndorf wohnte der Verhandlung bei und bat mich nach der Urteilsverkündung in sein Zimmer.

Er ist einer der feinfühligsten Männer, die ich bisher kennenlernte. Heute empfand ich sein fast geniales Einfühlungsvermögen an mir selbst. Er schien mich zu durchschauen wie Glas. Minutenlang fürchtete ich sogar, er wisse alles. Aber er kann es ja nicht wissen. Dafür spürte er deutlich, daß mich besondere Erlebnisse aufgewühlt haben.

In dem Gespräch mit Dohndorf erwachte ich aus meinen irrenden Überlegungen. Er zeigte mir unbewußt den richtigen Weg.

Das mußte ich dir erklären, Magda, damit du die Entschlüsse verstehst, zu denen ich gekommen bin und die unabänderlich sind, weil sie allein den sittlichen Grundsätzen entsprechen, die ich verfechte und die für ein gesichertes Gemeinleben notwendig sind."

Als er nun Magda eröffnen wollte, daß er seine Behörde von ihrer Tat unterrichten werde und daß es zu einem Strafverfahren gegen sie kommen müsse, überwältigte ihn wieder die ganze Not des

Schicksals. Seine Augen schlossen sich wie im Schwindel und sein Herzschlag drohte auszusetzen.

Magda, die Mutter seiner Kinder, die liebste Frau, die Gefährtin seines Lebens. Mußte er sie durch alle Qualen und Nöte zerren, allen Angriffen, Vernehmungen, der Bloßlegung ihrer heimlichsten Regungen vor fremden Augen, der Haft in enger Zelle, der Schande in öffentlicher Verhandlung aussetzen? Mußte er sie von sich stoßen und hilflos dastehen, wenn sie vom Wirbel der Gesetzesmaschinerie ergriffen und bis zu einem neuen seelischen Zusammenbruch getrieben wurde? Er zweifelte plötzlich daran, ob er überhaupt die Kraft haben werde, so zu handeln, wie er es in dem Gespräch mit Dohndorf beschlossen hatte. Er brachte es nicht fertig, den ihm liebsten Menschen anzuklagen.

„Ich kann es doch nicht", stöhnte er heiser und vergrub das Gesicht in den Händen.

Magda hatte Konrads Wandlung mit Staunen und wachsendem Erschrecken beobachtet. Sein Gesicht verfiel von Minute zu Minute und vor ihr saß plötzlich ein müder alter Mann.

„Was kannst du nicht?" fragte sie mütterlich. Sie vergaß die Angst über das eigene Geschick. Ihr Herz strömte über von Hilfsbereitschaft und Opferwillen. Was galt sie selbst, wenn es um Konrad ging?

„Ich kann dich nicht anzeigen", rief er unbeherrscht. „Ich kann es nicht und will es nicht. Warum soll ich es tun? Für diesen Kerl, dem niemand nachweint? Für einen starren Begriff?"

„Mich anzeigen?" fragte sie flüsternd und schaute ihren Mann unverwandt an. Sie hatte es geahnt und gefürchtet, daß Konrad nichts anderes übrig blieb. Trotzdem hatte sie sich bis zuletzt an die Hoffnung geklammert, er könne diesen Schritt vermeiden.

„Das macht dich elend, Konrad", fuhr sie lauter fort und fühlte, daß sie ihm helfen mußte. „Du sollst deine Pflicht erfüllen." Das klang beschwörend und aufrüttelnd. „Ich habe damals geschwiegen, weil ich dich zu verlieren fürchtete. Als Stern wieder auftauchte, schwieg ich abermals, um dir den Schmerz zu ersparen und aus Feigheit, Konrad. Gestern abend, als du fragtest und ich alles gestand, bangte ich mehr um dich als um mich. Ich hoffte inbrünstig, daß meine Sorgen unnütz seien, und begann wieder an mich zu denken. Furcht vor dem Gericht, der Strafe und dem Gerede der Menschen wurde wach.

Das war falsch, Konrad. Ich hätte immer nur an dich denken dürfen, denn ich allein bin schuld, daß alles so kam. Wenn du schweigst, obwohl dein Gewissen dir zu reden befiehlt, wenn du elend wirst und den Glauben an dich selbst und deinem Beruf verlierst, dann bürdest du mir eine Last auf, die mich erdrückt. Ich will für meine Vergehen einstehen und bitte dich, die Folgen meiner Tat nicht ins Unendliche wachsen zu lassen. Hörst du mich, Konrad?" Sie zog sanft seine Hände von dem Gesicht und blickte ihn flehend an.

„Ja, Magda, ja. Aber wie stellst du dir das vor?"

Der müde Ton schnitt ihr ins Herz. „Es ist doch einfach. Du bist Staatsanwalt und hast deinen Beruf mit Überzeugung und Begeisterung gewählt und ausgeübt. Auch für einen Laien wie mich ist es nicht schwer zu erkennen, was deine Pflicht verlangt. Du mußt mich unter Anklage stellen."

Er stöhnte gequält auf.

„Könnten wir jemals wieder glücklich werden, Konrad, wenn du deinen Beruf und deine Überzeugung verrietest?"

„Ein Mann bringt seine eigene Frau vor die Richter und ins Gefängnis", murmelte er verstört.

„Wie arm wäre unsere Liebe, Konrad, wenn sie daran zerbräche. Hat sie nicht die viel größere Belastung ertragen, die ich ihr durch mein Schweigen und meine Tat auferlegte? Hast du dich nicht dennoch zu mir und deiner Liebe bekannt und mir damit mehr Glück geschenkt, als ich es in den schönen ruhigen Jahren unserer Ehe erleben durfte? Ich weiß, daß jeder Mensch für seine Fehler einzustehen hat. Solange er sühnen kann und will, ist er nicht schlecht. Erst wenn er feige wird und die Verantwortung nicht tragen will, verliert er seine Menschenwürde. Du mußt deine Pflicht tun, Konrad, um unser Glück zu erhalten."

„Weißt du auch, was das bedeutet?" Er sah sie mitleidig an und erwachte aus der stumpfen Dämmerung, die ihn umfangen hatte. „Du wirst vor Gericht stehen, in aller Öffentlichkeit, und verurteilt werden. Du wirst ins Gefängnis gehen müssen. Meine Frau im Gefängnis! Das ist doch nicht zu ertragen."

„Bin ich dann geächtet und ausgestoßen aus der Gemeinschaft der anderen? Bleibt für immer ein Makel an mir?" fragte Magda bebend.

„Nein. Es gibt Vergehen, die zwar bestraft werden müssen, die aber nicht ehrlos sind."

Sie atmete auf. „Solange mir meine Ehre bleibt, Konrad, wird auch die deine nicht gekränkt. Deine Pflicht und deine Überzeugung vom Recht zwingen dich, mein Geständnis weiterzugeben?"

„Ja", gab er zögernd zu. „Aber soll ich wirklich meine Frau, meine eigene Frau, die Mutter meiner Kinder ..." Er schüttelte schwerfällig den Kopf.

„Du mußt, Konrad. Wenn du schweigst, wirst du nie wieder froh sein, nie wieder mit Überzeugung die Verurteilung eines Verbrechers verlangen, nie wieder ganz aufrecht einhergehen können, weil du dich als Verräter fühlen mußt. Glaubst du, daß ein solches Leben fortgesetzter Lüge besser ist als eine pflichtgemäße Lösung? Es ist sogar viel schwerer."

„Ich könnte meinen Abschied einreichen", murmelte er.

„Nein, nie." Magda erhob sich und stand entschlossen vor ihm. Wenn sie ihn nicht mit Argumenten überzeugen konnte, die ihn selbst betrafen, dann mußte sie sich selbst in den Vordergrund stellen. „Jetzt bist du in Sorge um mich und die Kinder. Unsere Kinder werden nichts davon erfahren. Wenn sie groß genug sind, um alles zu verstehen, werden sie auch ihre Mutter begreifen und ihr verzeihen."

„Herr Gott, warum mußte ausgerechnet mir der Fall Stern übertragen werden", unterbrach er sie heftig. „Niemand hätte sonst je etwas von den Zusammenhängen erfahren."

„Das Schicksal verlangte den Ausgleich. Es macht die Fehler wett, die ich begangen habe." Sie fuhr unbeirrt fort und wuchs in dieser Stunde über die Kräfte hinaus, die ihr sonst zur Verfügung standen. „Willst du mir für ein ganzes Leben lang die Gewissenslast aufbürden, daß ich die Schuld an der Zertrümmerung deiner Ideale, deines Glaubens und deiner Grundsätze trage? Das kannst du nicht verlangen, Konrad. Wenn du schweigst, wenn alles so käme, wie es aus dem Bruch deiner Pflichten kommen muß, dann würde es für mich weit schwerer sein, als wenn ich jetzt die Strafe für mein Verschulden auf mich nehme."

Er schaute sie halb zweifelnd, halb gläubig an. Nach einer langen Pause begann er müde zu sprechen.

„Ich müßte zu Dohndorf gehen und ihm Mitteilung machen. Er wird dann einen anderen mit der Fortführung der Ermittlungen beauftragen. Du wirst zur Vernehmung geladen, wahrscheinlich in Untersuchungshaft genommen, unter Anklage gestellt und zum Schluß verurteilt werden. Ist es aber nicht Wahnsinn, wenn ich wegen der fahrlässigen Tötung eines asozialen, minderwertigen Menschen meine Frau auf diesen Weg treibe?"

„Da es deine Pflicht ist, kann es nicht Wahnsinn sein. Vielleicht bin ich von allen Gewissenslasten erleichtert, wenn die Dinge ihren vorgeschriebenen Weg gehen. Ich habe ein halbes Jahr lang mit meinem Gewissen im Widerstreit gelegen und bin dadurch sogar krank geworden. Ich habe mich nur mühsam wieder aufgerafft. Die Strafe wird für mich eine Erlösung sein und mich von den Gewissensnöten befreien. Sie ist ein Schlußpunkt hinter Schweigen, Lüge, Unheil und Untat."

„Wenn du es so auffaßt ..."

„Kann ich es denn anders auffassen?"

„Warum bist du nicht damals zu mir gekommen und hast mir alles gesagt, damals, als der Mensch dich zu belästigen begann?"

Der Vorwurf kam hart und erbittert. Sie zuckte zusammen, als habe sie ein Hieb getroffen.

„Verzeih, wenn ich jetzt Vorwürfe mache, die doch nichts mehr ändern", bat er weich und trat neben sie.

„Willst du mir nicht lieber sagen, wie das Urteil ausfallen wird", lenkte sie ab.

Er fuhr mit der Hand über Stirn und Augen, wie er es oft tat, wenn er einem Problem nachging.

„Deine Tat war fahrlässige Tötung. Sie wird mit Gefängnis bestraft. Die Höhe der Strafe liegt im Ermessen der Richter."

Bis dahin sprach er schnell und in einem Fluß. Die jahrelange Prüfung solcher Fragen ließ ihn fast automatisch und ohne sonderliches Nachdenken zu bestimmten Schlüssen gelangen. Dann schwieg er unvermittelt. Ganz so einfach lag der Fall wohl doch nicht.

„Die Schwierigkeit liegt darin, den Beweis für die Richtigkeit deiner Angaben zu führen. Ich selbst glaube dir, Magda, einmal, weil ich dich kenne und dann, weil ich dich liebe, auch weil ich gestern abend untrüglich spürte, daß du in allen Punkten die Wahrheit gesagt hast.

Aber das ist meine persönliche Ansicht. Als Staatsanwalt dürfte ich mich mit dieser subjektiven Überzeugung nicht begnügen. Ich müßte nachprüfen, ob Stern dich tatsächlich erpreßt hat und ob du in deiner verzweifelten Lage den untauglichen Versuch unternahmst, den Erpresser mit einer deiner Ansicht nach ungeladenen Pistole von seinem Vorhaben abzubringen. Ich selbst kann bezeugen, daß ich dir versichert habe, die Pistole sei stets ungeladen. Das schließt jedoch die Möglichkeit nicht aus, daß du die Waffe selbst geladen hast. In diesem Punkte wird sich nie ein voller Beweis führen lassen. Die Richter können auch glauben, daß du die Pistole geladen hättest, wenn keine Kugel in ihr steckte, daß du dich vor der Tat überzeugtest, ob sie auch geladen war. Aber schließlich werden sie deinen Angaben folgen müssen, weil sie nicht widerlegt werden können. Für den Tatverlauf ist ja auch Liesbeth als Zeugin vorhanden."

Konrad wurde lebhafter, weil er Hoffnung auf einen denkbar günstigen Ausgang schöpfte.

„Die größte Schwierigkeit liegt im Nachweis des erpresserischen Vorgehens von Stern. Er ist tot. Vielleicht kann die Kriminalpolizei noch Feststellungen treffen, so aussichtslos es im Augenblick auch aussehen mag!"

„Und wenn alle diese Nachweise geführt werden?" fragte sie weiter.

„Dann wird man zu einem milden Urteil kommen, Magda. Man wird dir jedoch zur Last legen, daß du nicht rechtzeitig gesprochen hast. Durch Offenheit wäre die schlimmste Folge, der Tod Sterns, vermieden worden. Deine Schuld wiegt jedoch neben der Schuld des Getöteten gering. Trotzdem wird jeder Staatsanwalt und jeder Richter auf diesen Punkt hinweisen."

„Kannst du verstehen, Konrad, daß es für mich eine Wohltat ist, wenn meine Schuld gewogen und gesühnt wird? Es bedeutet Erlösung aus Vorwürfen, Angst und Gewissensnöten, wenn alles nach Recht und Gesetz beurteilt worden ist. Jetzt begreife ich, daß jede Tat ihre Sühne verlangt, und daß die Strafe zugleich Befreiung ist."

„Ja, Magda." Er straffte sich und nahm dankbar das Geschenk, das sie ihm darbot, indem sie ihm alle Kraft verlieh, die er nun brauchte. Dann schloß er sie in die Arme. Sie legte den Kopf an seine Brust und lauschte dem Klang seines Herzschlages.

Eine Weile später löste sie sich sanft von ihm. „Laß uns zu den Kindern gehen."

„Du bist klüger und stärker als ich, Magda", sagte er nachdenklich.

„Du hast nur deiner Liebe nachgeben wollen und nicht bedacht, daß auch gegenüber einem geliebten Menschen gerechte Härte walten muß."

*

Liesbeth saß bei den Kindern. Sie hielt den kleinen Konrad auf dem Schoß und beobachtete mit ängstlichen Augen Magda und Konrad, die langsam über den Rasen kamen. Konrad fing ihren Blick auf und wußte, was im Herzen der alten Hausgenossin vorging. Er nickte ihr freundlich zu und zwang sich zu einem Lächeln. Der erlöste Seufzer war deutlich hörbar.

Magda beugte sich zu den Kindern herab und antwortete auf ihre vielen Fragen. Konrad stand noch zu sehr unter dem Eindruck der letzten Aussprache, um sofort auf die Kinder eingehen zu können. Aber er mühte sich, den gewohnten frohen, unbefangenen Ton zu finden. Liesbeth eilte ins Haus, um für die Kinder das Abendbrot zu bereiten.

Niemand hätte bei einem Blick in den von Kinderjubel erfüllten blühenden Sommergarten die stumme Drohung gespürt, die unsichtbar über dem Hause stand.

Das Abendbrot der Erwachsenen verlief fast wortlos. Liesbeth beobachtete verstohlen Magda und Konrad. Als er ihren Blick erwiderte, errötete sie und sah kaum noch von ihrem Teller auf. Während sie das Geschirr abräumte, richtete Konrad das Wort zum ersten Male an sie.

„Lassen Sie alles in der Küche liegen, Liesbeth. Ich möchte Sie sprechen. Kommen Sie bitte in mein Zimmer."

„Ja, Herr Staatsanwalt", antwortete sie hastig, klapperte laut mit den Tellern, stieß mit dem beladenen Tablett an den Türpfosten und stellte es in der Küche hart auf den Tisch. Man hörte es bis in Konrads Zimmer.

„Sie ahnt, was ich sie fragen will", sagte er gedankenvoll. „Sie kennt uns beide besser, als wir wissen."

„Willst du dabei bleiben, wenn ich Sie frage?"

„Ja, Konrad."

Sie schwiegen, bis Liesbeth anklopfte und auf das „Herrein" leise eintrat. Bei der Türe blieb sie stehen und wartete stumm auf die Entwicklung der Dinge.

„Bitte, setzen Sie sich." Konrad schob einen dritten Sessel zurecht und deutete mit der Hand darauf.

„Ja, Herr Staatsanwalt", sagte sie gehorsam und ließ sich auf der äußersten Kante nieder. Ihre verarbeiteten Hände lagen in dem Schoß gefaltet, während sie ihn unverwandt anstarrte.

„Gestern abend hat meine Frau mir alles erzählt. Sie wissen, wovon ich spreche?"

„Ja, Herr Staatsanwalt."

„Bitte, lassen Sie das ewige ‚Herr Staatsanwalt'. Ich habe Sie schon oft gebeten, mich mit

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11; Fernruf 22131. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 110022. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5. Einzelnummern können bis auf weiteres nicht nachgeliefert werden.

dem Namen anzureden. Jetzt möchte ich nicht Staatsanwalt sein, sondern meiner Frau helfen."

„Ah", sagte Lisbeth erlöst. Plötzlich traten ihr Tränen in die Augen.

„Erzählen Sie alles, was Sie von diesem Stern wissen."

Sie warf einen fragenden Blick zu Magda hinüber, die ihr zunickte. Dann begann sie zu sprechen, ein wenig eintönig, als wiederhole sie auswendig Gelerntes. Sie erinnerte sich, wie Stern seinen ersten Besuch bei Frau von Bork in Düsseldorf machte, wie es zu der Annäherung zwischen Magda und ihm gekommen war und daß sie Stern damals ganz gern gemocht hatte. Sie gestand dies zögernd, als schäme sie sich dieser Regung. Anschließend erklärte sie hastig, er sei stets so liebenswürdig gewesen, daß niemand ihm schlechte Dinge zutrauen konnte.

Im einzelnen wußte sie von den Vorgängen wenig mehr, als vertraute Hausgehilfinnen gemeinhin zu wissen pflegen. Erst als sie auf die Entlobung zu sprechen kam, wurde sie erregter. Sie hatte die Notiz in der Zeitung gefunden und voller Entsetzen Frau von Bork das Blatt gebracht. Mittags sei Magda nach Hause gekommen und habe später viel geweint. Frau von Bork wäre tagelang krank gewesen, nicht bettlägerig, aber doch sichtlich krank. Erst im Laufe der Wochen sei sie ruhiger geworden und habe den Schock überwunden, während Magdas Jugend sie befähigte, eher die Fassung wiederzugewinnen. Sie sei jedoch überzeugt, daß auch Magda schrecklich gelitten habe.

Mit ein paar Sätzen übersprang Liesbeth die Jahre, die zwischen jenen Ereignissen und dem vergangenen Herbst lagen. Zuerst sei ihr aufgefallen, wie nervös und schreckhaft Magda wurde. Dann habe sie die Ausgaben für den Haushalt stark eingeschränkt. Anfangs hätte man der Meinung sein können, daß Magda einen größeren Betrag verloren habe und versuche, ihn durch Einsparen wieder hereinzubringen. Als aber Wochen vergingen, ohne daß eine Änderung eintrat, und als Magdas Zustand mehr und mehr die Kennzeichen hochgradiger Nervosität aufwies, machte sich Liesbeth ernstliche Sorgen. Sie beobachtete, daß Magda sich in Gegenwart ihres Mannes sehr zusammennahm und zog den Schluß, vor dem Hausherrn werde etwas verborgen gehalten.

In der Woche nach Neujahr habe sie es nicht mehr ausgehalten. Als Magda vormittags nach einem Anruf wieder einmal hastig das Haus verließ, sei sie ihr heimlich gefolgt. Von ferne habe sie gesehen, daß Magda in einer stillen Straße mit einem schäbig gekleideten Mann sprach, ihm etwas gab und dann wieder der Wohnung zustrebte. Leider habe sie den Mann nicht erkannt, auch nicht vermuten können, wer es sei.

Etwas später, als sie gemeinsam in der Küche tätig waren, habe sie gefragt, ob Magda sich ihr nicht anvertrauen wolle. Sie sei jedoch so scharf abgewiesen worden, daß sie nicht wagte, weiter in Magda zu dringen.

Eine Aufklärung brachte ihr erst der 14. Februar. Nachmittags klingelte es, und als Liesbeth öffnete, erkannte sie den abgerissenen Menschen, der mit Magda auf der Straße gesprochen hatte. Sie wollte ihn nicht ins Haus lassen. Darauf fragte der Fremde lachend, ob sie ihn denn nicht wiedererkenne, ihn, den guten Freund des Hauses, Fritz von Stern. In ihrem Schreck trat sie zurück und gab ihm den Eingang frei. Stern blieb dann in der Diele, als sie Magda benachrichtigte, die ihn erregt in ein Zimmer führte und wenige Minuten später durch die Türe entließ, ohne daß Liesbeth erfuhr, worüber die beiden gesprochen hatten.

„Von dieser Minute an wollte ich Magda nicht mehr aus den Augen lassen", erklärte sie erregt. „Sie gab mir zwar immer noch keine Antwort auf meine Fragen und sagte nur widerstrebend, Stern gehe es schlecht, so daß sie ihm ein wenig helfe. Aber das genügte mir nicht. Ich spürte, daß mehr dahinter steckte.

Als Sie abends in die Versammlung gegangen waren, wurde Magda unruhig. Sie lief durch die Zimmer, sprach mit sich selbst und sah abwesend an mir vorüber, wenn ich ihr begegnete. Zweimal fragte ich sie etwas, aber sie hörte mich gar nicht. Kurz vor neun Uhr nahm sie ihren Mantel, knüpfte ein Kopftuch um und warf die Türe hinter sich zu. Mich packte ein solches Angstgefühl, daß ich meinen Mantel vom Haken riß und ihr nacheilte. Magda hatte schon einen großen Vorsprung. Nach ein paar Minuten blieb sie an der Ecke Bergstraße und Lindenweg stehen. Ich verbarg mich hinter einem Baum und wartete. Heute bereue ich, daß ich nicht zu ihr ging. Aber damals scheute ich mich, weil sie mich mehrmals schroff abgewiesen hatte.

Dann kam Herr von Stern. Was sie miteinander sprachen, konnte ich nicht verstehen. Es dauerte auch nicht lange. Ich hörte nur, wie er laut auflachte, und sah, daß er mit dem Arm eine Bewegung machte. Dann krachte ein Schuß. Ich war wie versteinert. Erst als Magda weglief, wurde ich wieder Herr über meine Glieder und eilte zu dem Mann, der auf der Straße lag."

Die Erinnerung an den schrecklichen Augenblick überwältigte sie und sie flüsterte mit deutlichem Entsetzen in den Augen:

„Er war tot, Herr Staatsanwalt. Ich fühlte nach seinem Herzen und spürte, daß es nicht mehr schlug. Neben ihm lag die Pistole. Ich wußte, daß man sie dort nicht finden durfte, hob sie auf und nahm sie mit. Während ich hinter Magda herlief, spürte ich trotz des furchtbaren Erlebnisses die Beklemmung weichen, die seit Wochen auf mir gelastet hatte."

„Wollten Sie Stern helfen, wenn er noch am Leben gewesen wäre?" fragte Konrad gewohnheitsmäßig.

Die Antwort war so überraschend, daß er verblüfft aufhorchte.

„Nein", sagte Liesbeth laut und hart.

„Nein?" Er war verwundert. „Warum stellten Sie dann fest, ob Stern noch lebte oder tot war?"

„Wenn er noch nicht tot gewesen wäre, hätte ich ihn umgebracht," keuchte sie. „Mit meinen Händen hätte ich ihn erwürgt, wenn in der Pistole keine Kugel mehr gewesen wäre."

„Liesbeth!" rief Magda entsetzt.

„Aber Liesbeth," mahnte Konrad erschüttert.

„Ja, ich hätte ihn umgebracht." Sie hob die geballten Fäuste, und ihre Augen leuchteten fanatisch. „Bin ich nicht Magdas zweite Mutter? Ich war dabei, wie sie geboren wurde, habe sie gebadet und gewickelt und gefüttert, ihr die ersten Schritte beigebracht und die ersten Worte mit ihr gesprochen. Ich habe keine Kinder, weil der Krieg mir meinen Mann nahm. Ich kann nicht genau erklären, wie es in mir aussieht. Aber eines weiß ich. Magda ist mir wie mein eigenes Kind. Soll eine Mutter nicht töten können, wenn jemand ihr Kind bedroht, es quält und peinigt und zu Tode hetzt? Wäre es nicht meine Pflicht als Mutter gewesen, diesen Kerl umzubringen, der als Lebender Magda hätte verraten können? Aber er war schon tot, und das war gut so, gut für Magda und für uns alle."

„Nein, es war nicht gut so", widersprach Konrad. Obwohl er Liesbeth seit zehn Jahren kannte und seit acht Jahren mit ihr zusammenlebte, wußte er, daß er sie erst heute ganz erkannte. Welche Abgründe verbargen sich in den Menschen! Fröstelnd zog er die Schultern hoch und vermochte dennoch Liesbeth nicht hart zurechtzuweisen.

„Es wäre viel besser gewesen, wenn meine Frau sich mir anvertraut hätte. Glauben Sie das nicht auch? Warum haben Sie nicht gesprochen und mir Ihre Beobachtungen mitgeteilt? Wir hätten ihr Monate der Angst und Aufregung ersparen können, und es wäre nie zu der unseligen Tat gekommen."

„Ich verrate Magda nicht, nicht einmal an ihren Mann", stieß Liesbeth fast feindselig hervor. Konrad fand keinen Weg zu der alten Dienerin.

Mit einem letzten Argument versuchte er, sie zu überzeugen. „Es wäre doch kein Verrat an Magda, wenn Sie mich zu Hilfe holen."

„Ich wußte nicht, worum es ging. Wenn Magda schwieg und sich Ihnen nicht anvertraute, besaß sie dazu Gründe, mochten sie nun falsch oder richtig sein. Magdas Gründe sind auch meine Gründe, seit sie erwachsen ist. Erzogen habe ich sie als Kind. Später war ich ihr nur noch Helferin."

„Ach Liesbeth", schluchzte Magda auf und umarmte die getreue Seele, die ihr Leben und ihre Liebe nur an sie und die Kinder verschwendete. Ihre Tränen fielen auf die verarbeiteten Hände, die selten untätig im Schoße ruhten.

Konrad fühlte, daß er hier nicht zum Richter und Mahner berufen war. Er erhob sich, um seinen Gedanken ungestört nachhängen zu können, legte seine Hand schwer auf die Schulter der alten Hausgenossin und ließ die beiden Frauen allein.

*

„Nun wird alles gut werden", tröstete Liesbeth und nahm Magdas Hände zwischen ihre arbeitsharten. „Du wirst es bald überwunden und vergessen haben. Du wolltest ihn ja auch nicht erschießen. Er trägt allein die Schuld an dem Unglück."

Nur langsam drang der Sinn der Worte in Magdas Bewußtsein. Sie dachte nach und meinte dann zögernd.

„So einfach ist das nicht. Mein Mann muß ein Verfahren gegen mich in Gang bringen. Er ..."

Hastig wurde sie von Liesbeth unterbrochen. Sie nahm Magdas Gesicht in die Hände. Ihre Augen brannten.

„Was muß er? Ein Verfahren gegen dich in Gang bringen? Das nennt er wohl seine Pflicht? Ich glaubte immer, er liebte dich. Nun ist er doch erst Staatsanwalt und dann erst dein Mann und Vater der Kinder. Ich werde ..."

Sie wollte aufspringen und zu Konrad eilen.

„Du wirst nichts." Magda gewann ihre überlegene Haltung wieder. Sie drückte Liesbeth sanft in den Sessel zurück. „Das Schicksal wollte, daß er selbst in den Akten einen Brief von mir an Stern fand und damit der Lösung des Falles auf die Spur kam. Glaubst du, es werde ihm leicht, mich dem Gericht zu übergeben? Er hat mit sich gerungen und war schon entschlossen, Pflicht und Recht hintanzustellen, um mich zu schützen. Ich selbst redete ihm zu, seine Pflicht zu erfüllen und sein Gewissen nicht zu vergewaltigen."

„Gewissen und Pflicht," höhnte Liesbeth. „Das sind bequeme Ausreden für die Männer."

„Wenn Pflicht und Gewissen sich vereinen, muß ein rechter Mann ihnen folgen. Soll ich Konrad elend machen? Soll ich zusehen, daß er um meines Schweigens und meiner Tat willen seine Berufspflichten vernachlässigt und mitschuldig wird? Ich hätte keine Ruhe und keinen Frieden mehr, und das wäre schlimmer als die Strafe, die mich erwartet."

„Ich kann nicht so denken wie du," murmelte Liesbeth und suchte verzweifelt nach einem Ausweg. Sie fühlte, daß viel Wahres in Magdas Worten lag. Dennoch sträubte sie sich gegen diese Unerbittlichkeit.

„Ich muß überlegen," flüsterte sie und suchte sich von Magda freizumachen. Dabei kam ihr ein Gedanke, der sie mit Trost und Hoffnung erfüllte. „Wird er gleich morgen ...?"

„Ich weiß es nicht, Liesbeth."

„Er darf dich nicht sofort anzeigen. Er muß uns Zeit lassen, damit wir uns abfinden können. Es ist so schwer ..." Sie schluchzte auf.

„Ich werde ihn fragen."

„Bitte ihn, daß er nicht gleich zu den Richtern geht, daß er uns eine Frist läßt."

„Wenn es dich beruhigt."

Magda glaubte, daß sich Liesbeth wie viele unentschlossene Menschen mit einer Verschiebung endgültiger Entscheidungen trösten lasse. Sie erhob sich und folgte Konrad. Er stand auf der dunklen Terrasse, die vom Speisezimmer in den Garten führte, rauchte eine Zigarre und hatte beide Hände tief in die Hosentaschen versenkt. Als er ihre Schritte hörte, wandte er sich um.

„Liesbeth kann nicht verstehen, daß du deine Pflicht tun mußt," sagte sie zaghaft.

„Es ist kein Wunder, daß sie so denkt."

„Wirst du schon morgen ...?" Sie mußte nicht, wie sie den Satz vollenden sollte.

Er verstand sie sofort. „Morgen?" Grübelnd starrte er vor sich hin. „Wenn ich einen schwerwiegenden Entschluß fällen muß, warte ich stets solange, bis sich alles in mir geklärt hat. Ich muß erst in mir selbst ganz klar sehen, bevor ich handle."

Er schwieg und schaute prüfend in Magdas Gesicht, das nur undeutlich aufschimmerte und gefaßt aussah.

„Meine Pflicht wäre es, mein Wissen sofort weiterzugeben. Aber ich bin überzeugt, daß Dohndorf verstehen wird, wenn ich noch etwas warte. Es wird der schwerste Gang meines Lebens sein."

„Ich frage nicht, weil ich feige bin, Konrad. Liesbeth erbittet eine Frist, um sich erst damit abfinden zu können."

Nach kurzem Überlegen antwortete er: „Gut, ich werde morgen noch nichts unternehmen, Magda. Es hilft mir auch selbst, ruhig vor Dohndorf treten zu können. Wenn alles in mir ausgereift ist, kann ich besser vor ihm bestehen."

„Wollen wir schlafen gehen?" fragte sie leise.

„Gern, Magda. Wir haben beide Ruhe nötig." Er legte den Arm um sie und führte sie ins Haus zurück.

Auf der Diele sah Liesbeth ihnen ängstlich fragend entgegen. Magda nickte ihr zu.

„Wir gehen schlafen. Du sollst nicht traurig sein. Ich bin es auch nicht, nur müde."

„Gute Nacht", wünschte Liesbeth heiser.

Konrad fing einen seltsamen Blick von ihr auf und versuchte zu erkennen, was im Herzen der alternden Frau vorging. Sie zitterte wie eine Mutter um ihr Kind und fragte wenig danach, ob das Recht auf ihrer Seite stand. Sie wollte nur schützen und Leid verhüten. Als oben die Türe ins Schloß fiel, stand Liesbeth noch unverwandt lauschend in der Diele. Da alles still blieb, eilte sie aus dem Hause, um auf der Post ein dringendes Gespräch nach Düsseldorf anzumelden. Während sie auf die Verbindung wartete, lief sie mit ruhelosen Schritten im Raum hin und her. Das Klingeln des Apparates schreckte sie auf. Sie eilte in die Kabine, hob den Hörer ab und vernahm erleichtert die wohlbekannte Stimme: „Hier ist Frau von Bork."

„Gnädige Frau, hier spricht Liesbeth." Mühsam suchte sie nach Worten. „Verzeihen Sie, daß ich um diese Zeit anrufe, aber es ist etwas Schreckliches geschehen, das heißt, nein..." stammelte sie verwirrt, als Frau von Bork einen entsetzten Ausruf hören ließ. „Es bereitet sich nur Schlimmes vor. Der Herr Staatsanwalt..."

Sie wußte nicht, wie sie weitersprechen solle, und erkannte erst jetzt, wie schwer es war, Magdas Mutter zu unterrichten.

„Können Sie nicht so schnell wie möglich zu uns kommen, gnädige Frau? Vielleicht wird dann noch alles gut. Ich kann es am Telephon nicht erzählen. Magda hat etwas getan und der Herr hat es nun erfahren."

Dann kam ihr ein rettender Gedanke. Sie mußte von diesem Menschen sprechen.

„Der Herr von Stern ist hier wieder aufgetaucht und hat Magda belästigt."

„Guter Gott, und mein Schwiegersohn erfuhr alles?"

„Ja, gnädige Frau", sagte Liesbeth aufatmend. Morgen, wenn Frau von Bork da war, konnte man die Zusammenhänge erklären. Jetzt genügte es, wenn sie einen Konflikt wegen der lange zurückliegenden Geschichte vermutete.

„Ich fahre mit dem ersten Zug, Liesbeth", beschloß Frau von Bork nach einer endlos erscheinenden Pause. „Gegen elf Uhr treffe ich dort ein."

„Ich komme zum Bahnhof, gnädige Frau. Auf Wiedersehen."

Sie legte den Hörer auf die Gabel und stand einen Augenblick schwer atmend. Nun fühlte sie sich von einer Last befreit. Frau von Bork würde wissen, was zu tun war. Sie handelte stets entschlossen und tatkräftig.

*

In der Frühe begann das Leben im Hause Horn wie immer. Nur die Haltung der drei Erwachsenen verriet die Spannung hinter der scheinbaren Ruhe. Sie bemühten sich, voreinander die drängenden Gedanken zu verbergen und waren froh, daß die Gegenwart der Kinder sie der Notwendigkeit enthob, über das, was sie bewegte, zu sprechen. Als Konrad ins Amt ging, verabschiedete er sich betont liebevoll von Magda.

Um einhalb elf Uhr behauptete Liesbeth, etwas einkaufen zu müssen und verschwand eilig. Magda war bei den Kindern. Ihre Gedanken aber weilten bei Konrad. Vergeblich suchte sie sich klar zu machen, wie die Zukunft sich gestalten werde. Zum ersten Male kam ihr zum Bewußtsein, daß Konrad nach einem Strafverfahren gegen seine Frau nicht in der Stadt bleiben konnte. Er mußte sich in eine andere Gegend versetzen lassen, wo niemand von diesen Ereignissen wußte. Noch schwerer wog, daß Oberstaatsanwalt Dohndorf, den sie als guten Freund verehrte, den Kollegen Konrads, den Richtern, der Beamtenschaft und vielen Bekannten die Einzelheiten bekannt wurden. Das bedeutete für Konrad in den kommenden Wochen ein seelisches Spießrutenlaufen. Bei diesen quälenden Überlegungen vergaß sie völlig, daß ihr selbst Strafe und Haft drohten, und verlor sich in immer neuen Selbstanklagen.

Jubelndes Geschrei der Kinder schreckte sie auf. Ein Blick auf die Uhr belehrte sie, daß Konrad noch nicht zurück sein konnte. Hastig beugte sie sich aus dem Fenster: Draußen stand ihre Mutter.

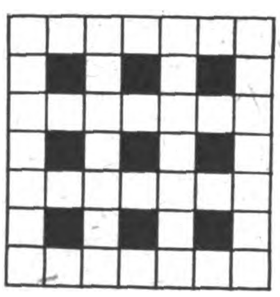
„Deshalb war Liesbeth so seltsam", murmelte sie vor sich hin, lief zur Haustüre und riß sie weit auf.

„Mutter." Es klang wie ein Hilferuf.

(Schluß folgt.)

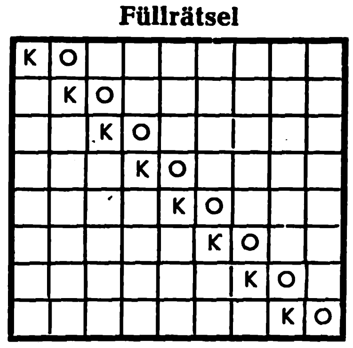
RÄTSEL

Viereck



Die Buchstaben: a a a a a b b e e e e e g g i i k k k k k m n n o o o o o o r r r r s t t t t u u sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Seiltänzer, 2. junges Militärpferd, 3. Stadt in Thailand, 4. Edelstein.

Füllrätsel



Die Buchstaben: a a a a b c d e e e e e e h h i i i i i k k k l l l l l m n n n o o o o o o o o p p p r r r r r r s s s t t t t werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht folgende Wörter erscheinen: 1. Staatenbündnis, 2. Spinnentiere, 3. Ziehharmonika, 4. dreifarbige Fahne, 5. unterirdische Begräbnisstätte, 6. Niederschrift, 7. Fernrohr zur Sonnenbeobachtung, 8. feuchtschwüler Wind.

Lösungen der Rätsel:

* Viereck: 1. Akrobat, 2. Remonte, 3. Bangkok, 4. Tuerkis.
Füllrätsel: 1. Koalition, 2. Skorpione, 3. Akkordeon, 4. Trikolore, 5. Katakombe, 6. Protokoll, 7. Helioskop, 8. Schirokko.

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe (Urdruck).

Dreizüger von Wilh. Haake, Wunstorf
(Rechtsanwalt Dr. Kist, Hannover, gewidmet).

Weiß: Kg2, Db8, Lh1, Sf1, Sf8, Bb4, d3, e2, g3, g4 (10).
Schwarz: Kc6, Lg1, Bd5, e3, f2, g5, h2 (7).

Lösung:

1. Kf3, d4; 2. Kg2, Kd5; 3. Kb3‡.

Gefährlicher Damenausflug.

Skandinavische Verteidigung.

Weiß: S. C. Müller. Schwarz: W. Grillenberger.

1. e4, d5; 2. e×d5, Sf6 (Dieser Zug ist solider als das gewöhnlich gespielte D×d5, wodurch die Dame frühzeitig den Angriffen der leichten Figuren ausgesetzt ist); 3. d4 (Auf 3. c4 käme e6) 3. . ., S×d5; 4. c4, Sb4; 5. Da4† (Richtiger wäre 5. a3), 5. . ., Sbc6; 6. a3, Sa6; 7. d5, Sc5; 8 Db5? (Weiß will eine Figur gewinnen, aber die Dame ist in eine Gefahrzone geraten), 8. . ., e6; 9. d×c6, b6 (Nun droht Schwarz mit 10. . ., La6, 11. Db4, Sd3† — oder mit 10. . ., a5 nebst La6 die weiße Dame zu fangen, weshalb Weiß aufgab.)



Eine Mine wird „scharf" gemacht.
Das wichtigste ist das Zündereinsetzen. Das geschieht erst kurz vor dem Wurf. Mit dem Bruch einer der Bleikappen, die wie Kastanienstacheln die Mine umgeben, erfolgt die Zündung

Teufels-eier sperren die Meeres-straßen



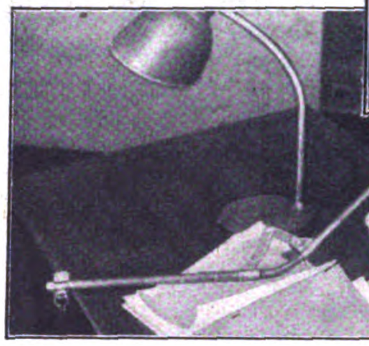
Der „Reisegruß".
Bevor das erste „Teufelsei" von der Abwurfbühne geht, wird ihm noch ein frommer Wunsch auf die Schale gemalt.

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Gebauer (W.B.D.).

Ihnen wird geholfen!

DER UNIVERSALSTUHL FÜR BEINBESCHÄDIGTE WURDE ERFUNDEN





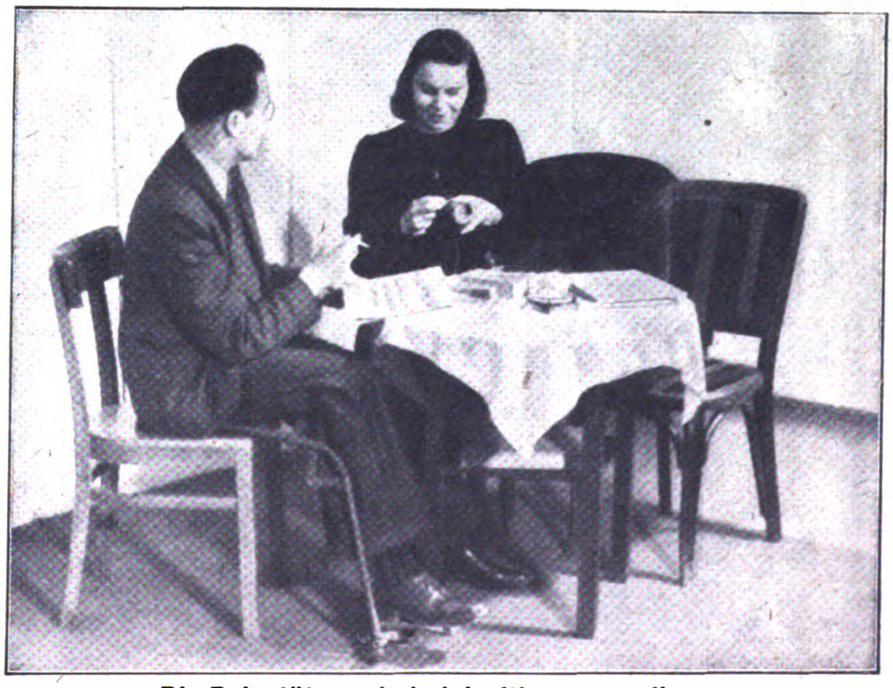
Bei sitzender Arbeitsweise
ist der Beinbeschädigte immer bemüht, sein krankes Bein zu entlasten. Diese Beobachtung brachte den Erfinder des Versehrtenstuhls auf seine Idee. — Auf der Suche nach einer geeigneten Stütze für das Bein des Versehrten fiel ihm das in sich bewegliche Ständerteil einer Schreibtischlampe ins Auge: Die gleiche biegsame Spirale (Bild links) fügte er seiner Beinstütze ein.



Der Universalstuhl für Sitzende
hat eine gefederte, verstellbare Rückenlehne. Das Beinstützgerät hat zur Entlastung des Oberschenkels eine schwenkbare Stütze. Der ganze Stuhl ist rollbar



Eine Abart: Der Stehstütz.
Er wurde erfunden für Beinbeschädigte bei sonst stehender Arbeitsweise. Er hat einen Gummi- oder Segeltuchsitz und ist beliebig verstellbar.



Die Beinstützen sind vielseitig verwendbar.
Unabhängig vom ganzen Gerät können sie an jedem Stuhl auf einfache Weise angebracht werden. Der Versehrte kann es sich also auch zu Hause damit „bequem" machen. Mit dieser Erfindung wird einer Versehrtengattung geholfen, deren körperliche Behinderung besonders schwer ist.

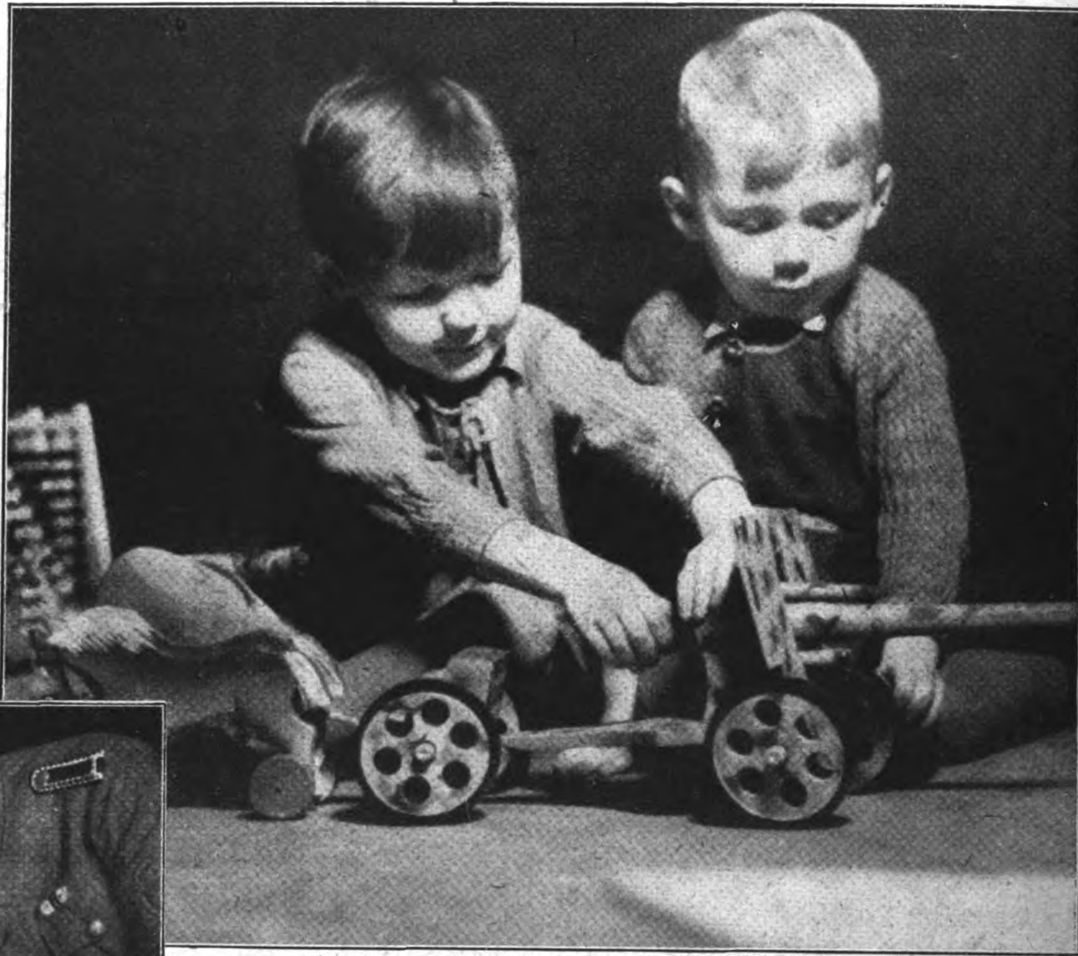
Aufnahmen: Bilderdienst der DAF. — Denckler (3), JFM. (2).

Eine freudige Überraschung:

Kinderherzen schlagen höher

beim Anblick des schönen Spielzeugs, das unsere Polizei im Sudetengau in ihrer Freizeit für Kriegswaisen und Bombengeschädigte gebastelt hat. Für viele deutsche Kinder aber muß es in diesem Jahr auch ohne Spielzeug gehen, bis der Sieg errungen ist

Aufnahmen: Saeger/Film- und Bildstelle der Ordnungspolizei. (H. H.)



„Mensch, ist das aber 'ne pfundige Kanone!"
Fritz und Werner bewundern das Meisterstück aus Polizistenhand, das von feurigen Rössern gezogen wird. „Man kann sogar richtig schießen damit!" stellen sie anerkennend fest



Der Zwerg und die Waldtiere.
Eine reizende Figurengruppe auf einem Wagen: Das Männlein leuchtet mit der Laterne dem Rehlein, dem Mümmelmann und dem Eichhörnchen.



„Hoppe-hoppe-Reiter!"
Hellauf jauchzt der kleine Kavallerist, als er zum erstenmal das Schaukelpferd besteigt, das die guten Männer von der Polizei für ihn gebaut haben.



Eine junge Dame begeistert sich an Puppenmöbeln.
Strahlend greift Lieselotte nach den zierlichen Meisterstücken, die „Onkel Wachtmeister" in langen Nachtstunden für sie gezimmert hat. Die Freude der Kleinen ist sein schönster Lohn



Die Heinzelmännchen
bei der Arbeit. Am liebsten hätten sie jedes deutsche Kind beschenkt, aber das geht über ihre Kraft. Der Sieg wird uns alles geben: Freiheit und Kinderglück!

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

JB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 21. DEZ. 1944
19. JAHRGANG :·: FOLGE 51

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:

....

....

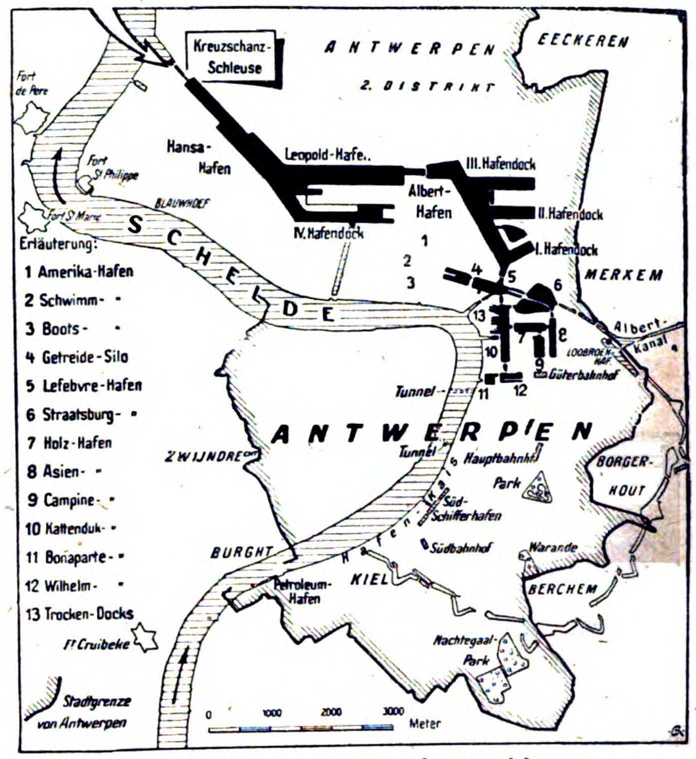


Sonderaufnahme für den „JB." von E. Schrader.

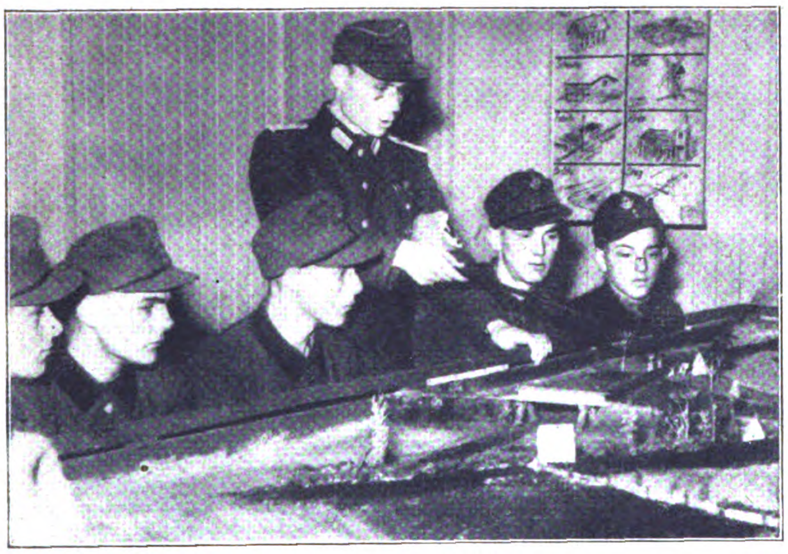
Weihnachten 1944



Oberleutnant MA. Prinzhorn (links) berichtet von seinem Erfolg.
Mit neuartigen Kampfmitteln der Kriegsmarine führte er die Sprengung der Kreuzschanzschleuse des Hafens von Antwerpen durch. Hier gibt Oberleutnant Prinzhorn dem Kapitän z. S. Böhme eine genaue Schilderung seines erfolgreichen Einsatzes

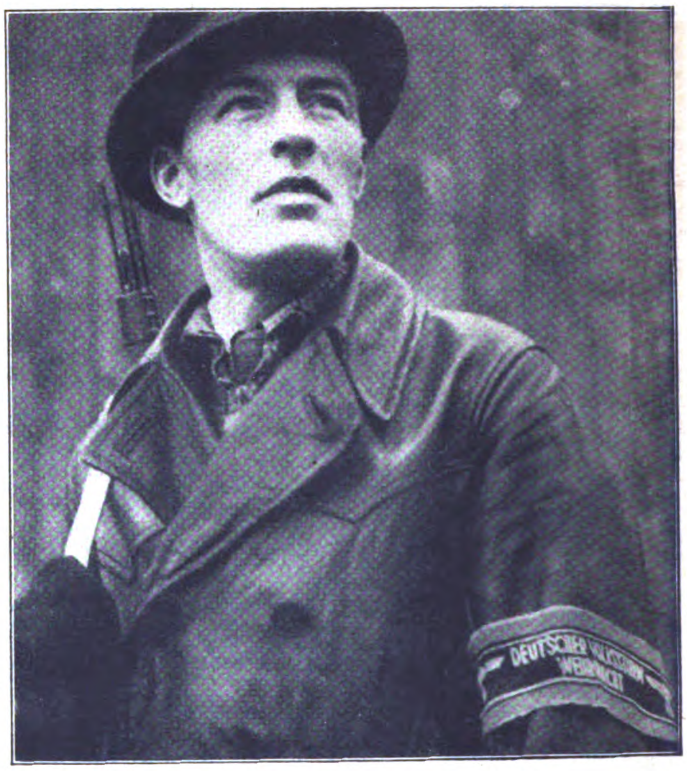


Lageskizze der Kreuzschanzschleuse im Antwerpener Hafen.
PK.-Aufn.: Kriegsberichter Schöffeldreier, H. H.; Zeichnung: Gliese, Weltbild.

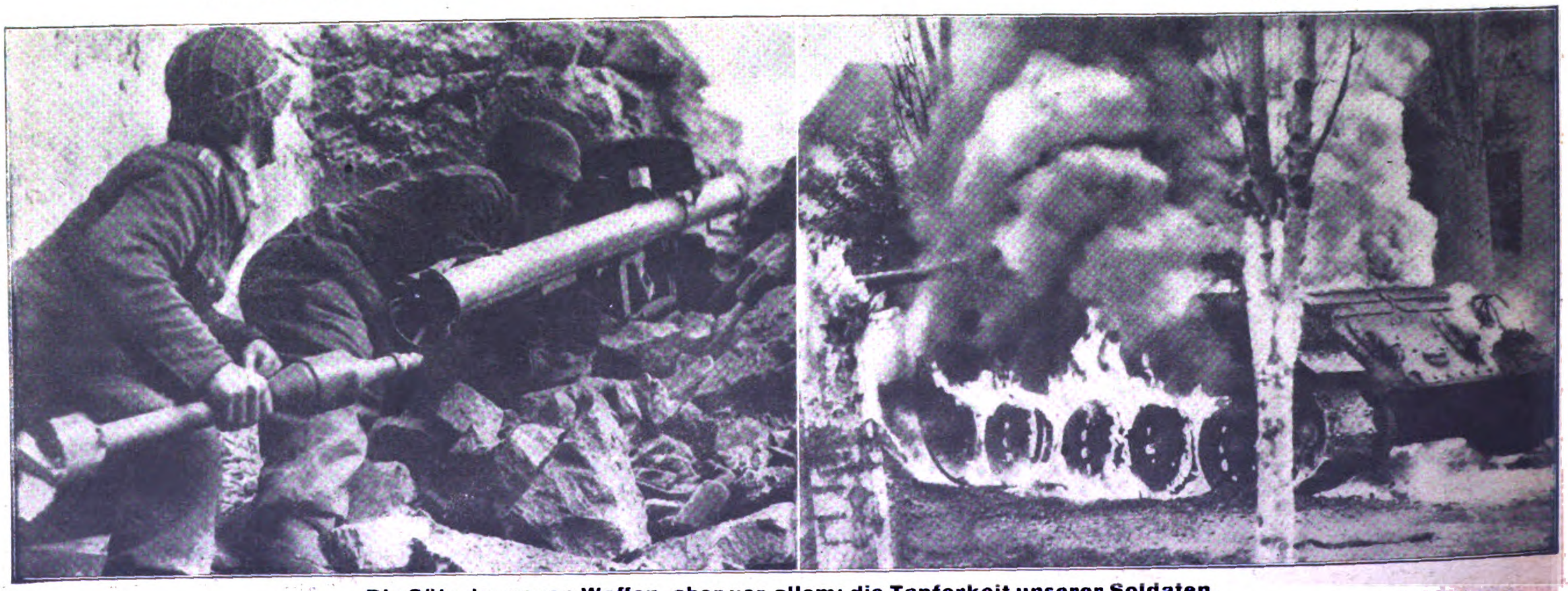


RAD. Schule der Soldaten.
Der Reichsarbeitsdienst hat einen Teil der militärischen Ausbildung übernommen. Am Sandkasten studieren hier Arbeitsmänner eine Gefechtslage.
Aufn.: RAD.-Kriegsberichter Tomaschek.

Uns zwingt man nicht zu Boden!



Die neue Volkssturmarmbinde
löst jetzt die bisherigen behelfsmäßigen Armbinden ab. Die Ausgabe an die Einheiten ist zum Teil schon erfolgt.
ϟϟ-PK.-Aufn.: ϟϟ-Kriegsberichter Wauer, TO-EP.



Die Güte der neuen Waffen, aber vor allem: die Tapferkeit unserer Soldaten,
diese Waffen mit kaltblütiger Treffsicherheit anzuwenden, und die unbeirrbare Entschlossenheit unserer Heimat sind der Schutzwall deutscher Freiheit. Mit Panzerschreck und Panzerfaust lauern deutsche Grenadiere auf den Augenblick, den Koloß zur Strecke bringen zu können
PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Brieke (TO EP) und Schürer (H. H.).



Für Euch!

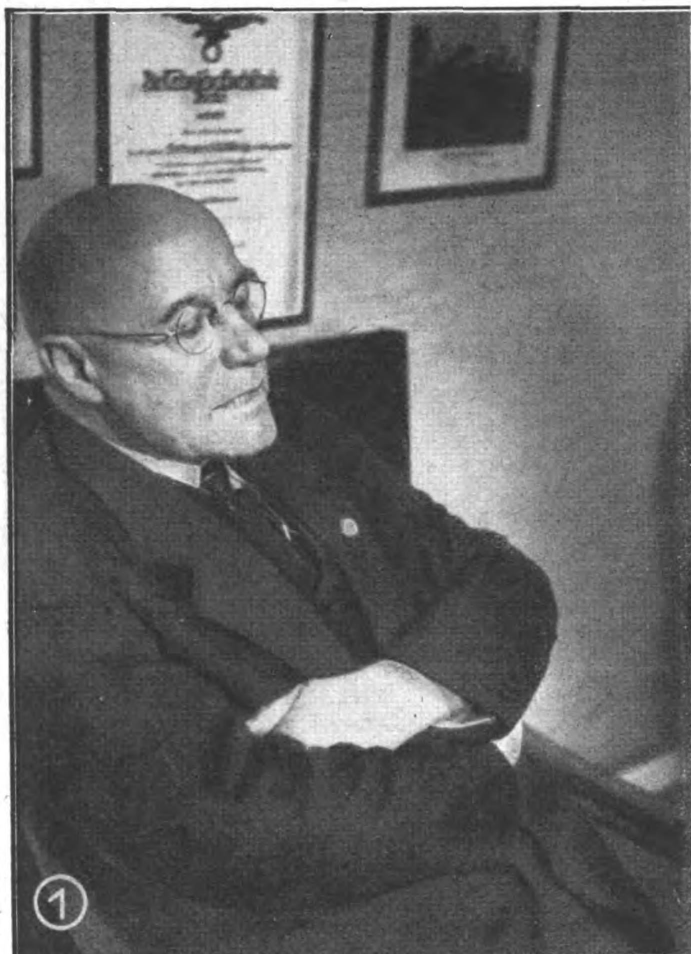
Deutscher Soldat, wisse: Du bist nie allein! Wie einsam auch der Posten sein mag, den dieser Kampf Dir zuweist — die Heimat ist bei Dir. Vielleicht kannst Du nicht einmal den nächsten Deiner Kameraden sehen; aber Du weißt ihn nahe. So fühle auch, daß hinter Dir Dein ganzes Volk steht. Ganz nahe ist es bei Dir an diesem Weihnachtsabend, wenn Du das Bild Deiner Lieben zur Hand nimmst und aus den vertrauten Zügen neue Kraft schöpfst: „Für Euch!"

PK.-Zeichnung für den „JB." von Kriegsberichter Baitz.

Westmark-Parole: Wir bleiben!

„Im Rücken der kämpfenden Front darf kein leerer Raum entstehen. Der Soldat vorn muß wissen, daß unmittelbar hinter ihm die Heimat steht, die für ihn schafft, kämpft, leidet und steht, wie er für sie!" Dieser Geist ist es, der unsere deutsche Westmark, aus der wir einige hervorragende Gestalten hier zeigen, zu ihrem heroischen Kampf befähigt, zu einem Kampf, den in seiner ganzen Bedeutung zu würdigen einer späteren Zeit vorbehalten bleiben muß.

PK.-SONDERBERICHT FÜR DEN „JB." VON DEN KRIEGSBERICHTERN THEO SCHEERER UND HELMUT JAHN.









1 Ein deutscher Patriot

Am Vorabend seines 73. Geburtstages empfing uns der Nestor der europäischen Stahlindustrie, Kommerzienrat Dr. Hermann Röchling. Zum zweitenmal in seinem Leben wird heute an ihn die Frage gerichtet: „Führen Sie Privatkrieg gegen die Alliierten?" In der Zeit der Saarbesetzung ist Röchling bereits die Seele des nationalen Widerstandes gewesen. Das alliierte Kriegsgericht verurteilte ihn deshalb zu 10 Jahren Zuchthaus. Heute führt Röchling wieder „Privatkrieg". Tag für Tag fährt er an die Front. Was er dort tut? „Ich frage, was draußen fehlt, und das besorge ich dann! Denn was die Front braucht, muß sie haben," sagte schlicht der Alte, setzte sich in seinen Wagen und fuhr in die stockdunkle Nacht hinein, — frontwärts!

2 Im Geiste Bürckels

Im Gau Westmark hat Stellvertretender Gauleiter Stöhr das Erbe Josef Bürckels angetreten. Die Durchführung der Schanzarbeiten und die Aufstellung des Volkssturmes waren seine ersten entscheidenden Maßnahmen. Wir trafen auf der Straße Mitarbeiter Stöhrs. Er selbst war zu den Schadensstellen gefahren. Im Hofe eines schwergetroffenen Krankenhauses fanden wir ihn im Gespräch mit einer verwundeten Krankenschwester. Zehn Meter entfernt lag ein dicker Blindgänger, der mit ungeheurer Wucht eine Hauswand weggerissen hatte. Schwester Luise Schneider erzählte, daß sie beim letzten Angriff auf ihrer Station verschüttet und an beiden Armen verletzt worden sei . . .

3 Ein politischer Aktivist

Eine der markantesten Erscheinungen im Gau ist unser alter Kamerad, der PK - Rundfunkberichter Horst Slesina, heute Gaupropagandaleiter. Wir trafen ihn im Krankenhaus. Er war vor zwei Tagen operiert worden. „Altes Leiden aus dem Ostfeldzug" sagte er, „bin aber bald wieder draußen. Gut, daß ihr gekommen seid! Ihr müßt dem ganzen Volk sagen, was die Menschen in diesem Gau leisten Geht, wohin ihr wollt, überall werdet ihr Soldaten finden, jawohl, Soldaten! Oder ist ein Schmelzer, der während des Bombenangriffes seinen Platz am Hochofen nicht verläßt, etwa kein Soldat? Ist der Bergmann kein Soldat, der unter Artilleriebeschuß unbekümmert in seine Grube einfährt? Schreibt, er ist Soldat der Westmark wie alle anderen."

4 Der Mann der Rüstung

Wehrwirtschaftsführer Heinrich Kelchner, Vorsitzer der Rüstungskommission des Reichsministers für Rüstung und Kriegsproduktion in der Westmark, ist ein Mann von unglaublicher Arbeitskraft. In der Unterhaltung fiel das Wort ‚Frontindustrie'. So bezeichnet Kelchner die Industrie, die unter den Augen des Feindes bei unausgesetzter Bedrohung aus der Luft, ja im Bereich der feindlichen Artillerie weiterschafft. Kelchner ist immer vorn an der Front, wenn er eine freie Minute findet. „Ich muß wissen, was dort gebraucht wird, damit ich es heranschaffen kann. Wir müssen die Front versorgen, das ist unsere Pflicht!" Wir lernen durch Kelchner den Hochofenmann Riedle kennen; er gehört zu den Männern, die auch bei höchster Gefahr zu ihrem Werke stehen.



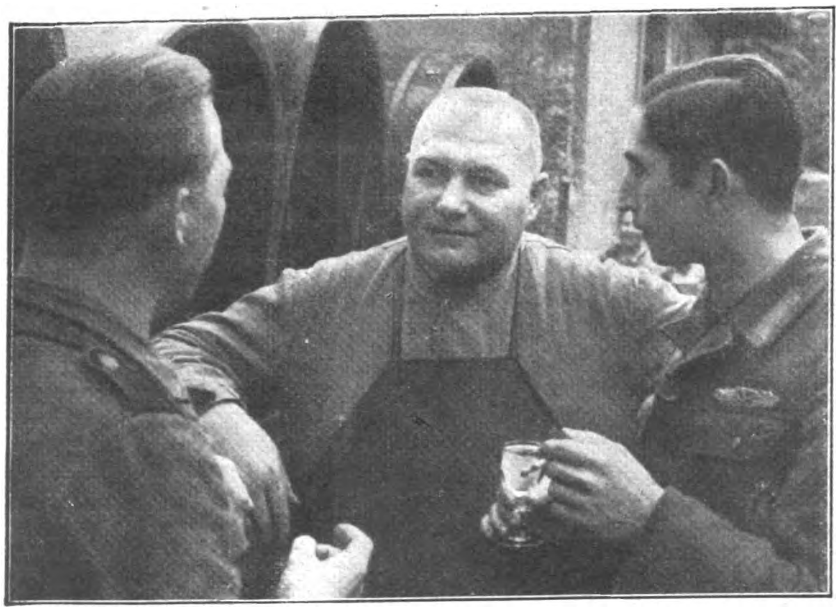
Helden des Westmark-Alltags: Die „Schanzkameraden"
Schanzkamerad — das ist ein fester Begriff an der bedrohten Grenze geworden. Hier sehen wir Ingeborg Wagner mit dem zwölfjährigen Schüler Siegfried Bauer am Ausgang des Dorfes N. „Mein Schanzkamerad holt mich morgens ab", sagte Ingeborg, „und dann arbeiten wir 12 Stunden"



Dreißig Minuten nach einem Großangriff feindlicher Bomber
Eines der größten Krankenhäuser Saarbrückens ist wieder schwer getroffen worden. Nur die Küche ist noch betriebsfähig. Die Patienten liegen in den Stollen unter der Erde. Dort sind sie sicher vor dem Terror der Feinde. Aber versorgt werden sie noch von oben. In der Küche ist schon wieder Vollbetrieb. Dort brodelt und quirlt es in den Kesseln, in den Feuerstellen und auf den Herden, dort klappern Teller, Schüsseln und Bestecke, daß man die Annäherung von Fliegern nicht hören kann. Das Personal, vor allem die erste Köchin, geht nur bei Vollalarm in die Bunker, die meisten erst dann, wenn feststeht, daß der Angriff ihrer Stadt gilt. Im Fenster sitzt dann, wie unser Bild zeigt, als Horchposten die Diätköchin. Sie meldet, wenn es draußen zu mulmig wird. Dann erst darf an die persönliche Sicherheit gedacht werden



Die Männer von der deutschen Saar
Der Großteil des Saarlandes sind landsässige Bergarbeiter. „550 Meter unter Tage", schreibt unser Kriegsberichter, „trafen wir am Füllort den Steiger Friedrich Sommer und den Bergmann Josef Bauer. Die Vorfahren beider Männer sind schon Bergleute gewesen. Sommer arbeitet täglich fast neun Stunden unter Tage und 2 bis 3 Stunden im Büro



Ehrengäste an der deutschen Weinstraße
Hundert Soldaten der berühmten Gespensterdivision hatte der Führer der Heeresgruppe als besondere Belohnung an die Weinstraße eingeladen. Den Männern, die nun wieder in schwersten Kämpfen stehen, gab Deidesheim eine Weinprobe. Kellermeister Lorenz Moßbacher nahm sich die Obergefreiten Albert C. und Vincenz K. beiseite und schenkte ihnen eine Beerenauslese ein. Moßbacher selbst ist Vater von vier Söhnen, die alle an der Front stehen



Ein Meister seines Faches
ist Wilhelm Witte, ein gelernter Schlosser, der in seiner Freizeit eine Spezialbohrmaschine zur Herstellung von Abwurfmunition erfand. Dadurch wurde eine Produktionssteigerung um 180 v. H. und die Einsparung von drei Arbeitsgängen erzielt. „Die Arbeit hat mir viel Freude gemacht", sagte der Obermeister, „weil ich mich wieder einmal in meinem Handwerk richtig austoben konnte. Außerdem konnte ich die in einer Bombenfabrik gesammelten Erfahrungen mir zunutze machen. Meine Mitarbeiter waren ausschließlich Lehrlinge, die ich mir selbst heranzog. Sie haben begeistert mitgeschafft!"



Hart ist sein Leben . . .
Vollalarm! Der lange Güterzug ist in den Tunnel eingefahren. Es ist noch einmal gut gegangen. Oben kreisen Bomber und Jäger des Feindes auf der Suche nach fahrenden Zügen. Der Lok-Führer Peter Mischo ist von seiner Lokomotive heruntergekrochen und beobachtet den Himmel. „Ich bin", so erzählt er, „an die achtmal von Tieffliegern gejagt und schwer beschossen worden, mehrmals auf Munitionszügen. Es ist bisher immer noch gut gegangen. Aber hart ist das Leben schon. Dienststunden und geregelte Arbeitszeit so etwas kennen wir Lok-Führer an der Saar nicht mehr. Aber uns werden sie nicht klein kriegen!"





Sein liebes altes Instrument. Das ist ihm die größte Weihnachtsüberraschung, daß liebe Hände ihm die langentbehrte Geige herangeschafft haben. Die alte Meisterschaft wird er rasch zurückgewinnen. Schon jetzt kann er den Kameraden manche erlebnisreiche Stunde bescheren.

Aufnahmen: Max Porsche.

Die vertrauten Klänge . . . Ein paar begabte Sänger sind immer unter den Lazarettinsassen. Rasch ist ein Chor gebildet, der nun von Saal zu Saal wandert.



„Einen großen Weihnachtsbaum konnte ich dir ja nicht mitbringen, du Lieber. Aber den Glanz der Kerzen sollst du doch nicht entbehren . . ."



*

Sie haben an jeden gedacht. Ein Teller mit Äpfeln, ein unterhaltsames Buch, eine Tüte voll kleiner Überraschungen — so soll ein jeder fühlen, daß ihn Dank und Liebe umgeben.

Staatsanwalt Dr. Konrad Horn

ROMAN VON H. G. HANSEN

4. Fortsetzung.

Der Schluß in Folge 50:

In der Frühe begann das Leben im Hause Horn wie immer. Nur die Haltung der drei Erwachsenen verriet die Spannung hinter der scheinbaren Ruhe. Sie bemühten sich, voreinander die drängenden Gedanken zu verbergen, und waren froh, daß die Gegenwart der Kinder sie der Notwendigkeit enthob, über das, was sie bewegte, zu sprechen. Als Konrad ins Amt ging, verabschiedete er sich betont liebevoll von Magda. Um halb elf Uhr behauptete Liesbeth, etwas einkaufen zu müssen und verschwand eilig. Magda war bei den Kindern. Ihre Gedanken aber weilten bei Konrad. Vergeblich suchte sie sich klarzumachen, wie die Zukunft sich gestalten werde. Zum ersten Male kam ihr zum Bewußtsein, daß Konrad nach einem Strafverfahren gegen seine Frau nicht in der Stadt bleiben konnte. Er mußte sich in eine andere Gegend versetzen lassen, wo niemand von diesen Ereignissen wußte. Noch schwerer wog, daß Oberstaatsanwalt Dohndorf, den sie als guten Freund verehrte, den Kollegen Konrads, den Richtern, der Beamtenschaft und vielen Bekannten die Einzelheiten bekannt wurden. Das bedeutete für Konrad in den kommenden Wochen ein seelisches Spießrutenlaufen. Bei diesen quälenden Überlegungen vergaß sie völlig, daß ihr selbst Strafe und Haft drohten, und verlor sich in immer neuen Selbstanklagen. Jubelndes Geschrei der Kinder schreckte sie auf. Ein Blick auf die Uhr belehrte sie, daß Konrad noch nicht zurück sein konnte. Hastig beugte sie sich aus dem Fenster: Draußen stand ihre Mutter.

„Deshalb war Liesbeth so seltsam", murmelte sie vor sich hin, lief zur Haustüre und riß sie weit auf.

„Mutter." Es klang wie ein Hilferuf.

„Magda, Kind." Wilhelmine von Bork eilte die vier Stufen empor und schloß ihre Tochter in die Arme. „Ich scheine hier wirklich nötig zu sein." Der Versuch, einen heiteren Ton anzuschlagen, gelang nicht ganz. „Die gute Liesbeth verliert sich in verworrenen Andeutungen und will nicht mit der Sprache heraus."

Es kostete Mühe, die Kinder abzuwehren. Liesbeth schob sie kurz entschlossen in die Küche.

„Willst du nicht ablegen?" fragte Magda verlegen.

„Natürlich." Wilhelmine von Bork brachte es fertig, leichthin zu lächeln. „Von diesem Durcheinander werde sogar ich angesteckt und vergesse das Nächstliegende."

Magda war ihr behilflich und führte sie in ihr Zimmer zu der breiten Couch, die vor dem Fenster stand.

„Komm, Kind, setze dich zu mir und erzähle mir in Ruhe, was vorgefallen ist. Aus Liesbeths Erzählungen hörte ich nur heraus, daß dieser Mensch hier aufgetaucht ist, dieser . . . dieser Stern", ergänzte sie auf der Suche nach einem vernichtenden Wort. „Er hat dich belästigt? Konrad kam wohl dazu und sieht nun wie alle Männer durch die Brille erregter Eifersucht alles viel schlimmer, als es ist?"

„So ist es nicht", begann Magda zu erklären.

Die tatkräftige, zupackende Art der Mutter tat ihr wohl. Wie gut war es, die Mutter bei sich zu haben, die auch schwierigen Fragen nicht aus dem Wege ging und vor keiner Lösung zurückschreckte.

„Ich habe Stern erschossen", erklärte sie dann ruhig.

„Erschossen?" Wilhelmine von Bork war wie gelähmt. Diese Kunde überstieg alle Befürchtungen.

„Ja, erschossen", wiederholte Magda langsam und betont.

„Aber Kind, das ist ja ungeheuerlich! Wie kann man einen Menschen einfach niederschießen? Du bist noch in Freiheit? Weiß die Polizei nichts davon?"

„Nein, Mutter."

„Bitte, erzähle von Anfang an, wie alles gekommen ist."

Ehe Magda antworten konnte, trat Konrad ins Zimmer. Liesbeth hatte ihm von der Fernsprechzelle des Bahnhofs aus die Ankunft seiner Schwiegermutter mitgeteilt. Zuerst war er über die eigenmächtige Handlungsweise Liesbeths verstimmt, begrüßte aber nach einigem Nachdenken das Erscheinen von Magdas Mutter aus vielerlei Gründen.

„Ich freue mich, daß du da bist, Mutter." Er ging auf sie zu, beugte sich zu ihr herab und küßte sie leicht. „Für Magda wird deine Anwesenheit Trost und Stütze sein."

„Willst du mir erklären, Konrad, wie das geschehen konnte?"

„Du weißt schon?"

„Ich weiß nur das Ungeheuerliche, daß Magda einen Menschen erschossen hat. Wie war das möglich?"

„Er tauchte im August hier in der Stadt auf, nachdem er aus dem Zuchthaus entlassen worden war, und versuchte von Magda . . ."

„Aus dem Zuchthaus, sagst du? Er blieb also auf dem schändlichen Wege, den er schon in Düsseldorf beschritten hatte?"

„Ja, aus dem Zuchthaus. Es war nur eine Strafe unter vielen."

„Dieser Mensch wagte, Magda zu belästigen?"

„Er versuchte, sie zu erpressen."

„Womit? Durch die Drohung mit einem Skandal?"

„Bitte, Mutter, erlaube mir, ein paar Minuten lang ruhig zu erklären. Du verstehst dann schneller."

„Gewiß." Wilhelmine von Bork nahm sich selbst an die Zügel, obwohl es ihr schwer fiel, in dieser Lage nur den Zuhörer zu spielen.

Konrad setzte ihr peinlich genau, unter Beachtung auch geringfügiger Einzelheiten auseinander, welche Ereignisse sich vom Herbst des Vorjahres an abgespielt hatten und wie er selbst zu der Entdeckung von Magdas Täterschaft gekommen war. Die Mutter hörte mit einem bleichen und nervös zuckenden Gesicht zu und brauchte oft geraume Zeit, bis sie die einzelnen Phasen genau verstanden hatte, obwohl Konrad so sachlich sprach, wie er das in seinem Beruf gewöhnt war.

Dann stöhnte sie schmerzlich auf. „Das ist eine entsetzliche Geschichte." Nach einer Pause lastenden Schweigens fand sie einen erlösenden Gedanken. „Magda hat den Menschen aber nicht eigentlich erschossen. Es war ein Unglücksfall."

„So könnte man es auffassen", stimmte Konrad zu. „Rechtlich gesehen handelt es sich um eine fahrlässige Tötung."

„Rechtlich?" fragte die Mutter erstaunt aufhorchend. „Ich denke, uns sollte nur interessieren, daß Magda diesen Menschen nicht mit Absicht erschossen hat. Wie gut, daß niemand anders davon weiß", schloß sie flüsternd.

„So einfach liegen die Dinge nicht", widersprach Konrad langsam.

„Nicht?" Sie reckte sich steil auf und sah Konrad in wachsender Beunruhigung an. „Willst du mir nicht erklären . . . ?"

„Gern, Mutter. Bitte berücksichtige, daß ich in meiner amtlichen Eigenschaft als Staatsanwalt von diesem Vorfall erfahren habe. Ich wurde dienstlich beauftragt, den Fall Stern zu prüfen und dabei . . ."

„Aber die Polizei weiß doch nichts davon", wurde er unterbrochen.

„Die Polizei nicht, aber der Staatsanwalt, Mutter."

„Willst du damit sagen, daß du als Staatsanwalt diese Kenntnis weitergeben willst?" fragte sie bedrückt und widersetzlich zugleich.

„Du müßtest fragen, ob ich die Kenntnis weitergeben muß, nicht ob ich es will."

„Pflicht", stöhnte sie vor sich hin. „Das Wort Pflicht habe ich in meinem Elternhause immer gehört und später bei meinem Mann. Nun bringst du es wieder in unser Leben."

Sie stand unruhig auf und stellte sich vor Konrad. Ihr Gesicht belebte sich und überzog sich mit einer feinen Röte, die auf den Wangen zu dunkleren, fast kreisrunden Flecken verdichtet wurde.

„Ach, Konrad. Ich weiß, was für euch Männer Pflicht bedeutet. Ich habe als Kind und Frau immer wieder gelernt und mich sogar selbst hineingelebt. Aber diese Pflicht kann nicht so weit gehen, daß ein Mann seine eigene Frau vor Gericht stellt." Sie begann sich zu ereifern und nahm den Kampf gegen die drohende Gefahr mit aller Entschlossenheit einer Mutter auf, die ihr Kind verteidigen will.

„Du bist in erster Linie Magdas Mann und Vater eurer Kinder, nicht Staatsanwalt. Welche Anforderungen dein Beruf an dich stellt, weiß ich nicht genau. Aber eins ist mir klar. In keinem deiner Bücher, in keinem Gesetz und auch in deinem Gewissen kann es eine Vorschrift geben, die dich zwingt, deine Frau, die Mutter deiner Kinder anzuzeigen."

Sie mußte Atem schöpfen und innehalten, weil ihre sich überstürzenden Worte ihr die Kraft zu rauben drohten.

„Magda hat auch schon gesühnt, Konrad. Sie litt Monate hindurch unter der Verfolgung dieses Stern und unter der Angst vor der Entdeckung, vor dem Verlust deiner Liebe und deines Vertrauens, vor dem Zusammenbruch ihres ganzen Lebens. Als der Schuß gefallen war, brach sie gänzlich zusammen. Du weist doch, wie elend sie hier im Hause lag und wie lange sie brauchte, bis sie sich einigermaßen erholt hatte. Das waren Monate eines Martyriums, Konrad. Genügen sie nicht als Sühne? Soll nun auch noch die Sühne des Gesetzes buchstäblich vollzogen werden? Es ist doch kein Verbrechen geschehen. Du sagst selbst: fahrlässige Tötung. Laß es genug sein, Konrad. Ich sehe, du hast ihr als Mensch verziehen. Findest du nicht die Kraft, ihr auch als Staatsanwalt gnädig zu sein?"

Konrad folgte den Gründen der Mutter; sie kamen seinen geheimsten Wünschen entgegen. Er litt unsagbar unter der Pflicht seines Amtes, die ihn nötigte, Magda dem Gericht zu übergeben.

Man durfte eine Mutter, die um ihr Kind kämpfte, nicht einfach abweisen. Ihr Schmerz mußte mit Liebe und Güte gelindert werden. Während er noch nach einem beruhigenden Wort suchte kam Magda ihm zu Hilfe.

Sie schlang die Arme um die Mutter und barg ihr tränenüberströmtes Gesicht an ihrer Schulter. Die bebenden Hände der Mutter glitten liebkosend über ihren Rücken.

„Willst du Konrads Lage nicht ein wenig mehr würdigen, Mutter?" bat sie still. „Du weißt nicht, wie alles ineinander verflochten ist, nicht, wie sehr er mit sich selbst gekämpft hat, und nicht, wie unentrinnbar das Schicksal ist."

Durch Magdas Tränen drang ein Lächeln und rührte der Mutter ans Herz. Die Hand Magdas schmiegte sich kindlich vertrauend zwischen die Hände der Mutter.

Konrad setzte sich neben Wilhelmine von Bork. „Darf ich dir einmal erklären, wie es in mir aussieht und was wir beide in den letzten Tagen durchlebten?"

Sie horchte bei diesem weichen Ton auf und fühlte, wie wund und zerrissen es in ihm war.

„Bitte sprich, Konrad", bat sie ruhig.

Er begann zu erzählen. Zuerst von dem Nachmittag, an dem er Magdas Brief in den Akten entdeckt hatte, dann von ihrem Geständnis am Abend, von seinen Überlegungen in der Nacht und am Morgen und dem Entschluß, zu schweigen die Urkunde zu vernichten und Magda unter allen Umständen, auch gegen den Preis eines Verrats an Beruf und Pflicht, zu retten. Dann sprach er von der Verhandlung gegen den gewalttätigen Verbrecher, seiner Unterhaltung mit Dohndorf, seinem neuen Entschluß und dem abermaligen Zusammenbruch aller Vorsätze, bis Magda ihm selbst zu Hilfe kam.

Sie lauschte atemlos und voller Spannung. Auf ihren Zügen spiegelte sich ihre Teilnahme wider. Sie durchlebte die Phasen dieser Entwicklung förmlich mit und begann sich Konrad zuzuneigen.

„Dein Mann und ich wählten unsern Beruf aus Idealismus", fuhr er fort. „Dein Mann setzte als Offizier die Tradition seiner Familie fort und opferte sein Leben für Deutschland. Ich bin überzeugt, daß er in den Kämpfen an der Spitze seines Regimentes niemals einen Konflikt zwischen Liebe und Pflicht gefunden hat. Er hätte seine heilige Pflicht nicht vernachlässigt, um sich seiner Familie zu erhalten.

Auch Männer anderer Berufe haben Pflicht und Verantwortung zu tragen. Richter und Staatsanwalt erfüllen nur dann Staat und Volk gegenüber wahrhaft ihre Pflicht, wenn sie bedingungslos für die sittliche Überzeugung eintreten, die sich mit dem geltenden Recht decken muß. Wenn der Soldat sein Volk gegen Angriffe von außen schützt, wahren wir es gegen Angriffe aus dem Innern." Er hätte Wilhelmine von Bork mit nichts besser überzeugen können als mit diesem Vergleich, den das Kind der Soldatenfamilie und die Frau eines Soldaten sofort verstand.

„Versetze dich bitte in meine Lage. Der Befehl, den mir mein Gewissen und mein Amt geben, ist einfach. Ich darf einen Bruch oder eine Schmälerung des Rechtes niemals dulden. Unsere Gesetze sind zum Wohl des Ganzen geschaffen. Ihre Front bricht zusammen, wenn irgendwo eine Lücke aufgerissen wird. Richter und Staatsanwälte sind die berufenen Verteidiger von Recht und Gesetz.

Mir wurde aufgetragen, einen bestimmten Fall zu klären und mit der Kriminalpolizei nach dem Täter zu forschen. Dabei kam ich auf die Spur

Magdas, und sie gestand mir, daß sie den Mann erschossen hat, ob mit Vorsatz oder fahrlässig, ist für diese Feststellung unerheblich.

Willst du im Ernst, daß ich mich anders verhalte, als ich es unbedingt tun würde, wenn ein Fremder der Täter wäre? Soll ich das Recht beugen und brechen, weil ich zufällig auf meine eigene Frau stieß? Wie würdest du einen Mann beurteilen, der aus persönlichen Gründen seine Überzeugung verrät, das Gesetz leugnet und sich dann auch noch anmaßt, über andere als Staatsanwalt den Stab zu brechen?

Deine Augen geben mir schon eine Antwort. Sieh bitte in mir einen Offizier der inneren Front, Mutter. Verlangst du wirklich, daß ich fahnenflüchtig werde?"

„Wird das Recht gefährdet wenn du Magdas Schuld verschweigst?" fragte sie heiser und führte das letzte Gefecht auf dem Rückzug von ihrem ursprünglichen Verlangen. „Kann ein einziger Fall unter tausenden die festgefügte Front der Gesetze zerstören?"

„Fragst du das im Ernst?" Er blickte sie eindringlich an. „Du fürchtest dich nur vor den Folgen für uns. Würdest du auch fragen, ob die ganze Front im Kriege zusammenbricht, wenn ein einziger Offizier unter tausenden fahnenflüchtig wird?"

„Nein." Sie schrie das Wort in den Raum und begann fassungslos zu weinen. Magda und Konrad suchten sie zu trösten. Sie legten die Arme um die Mutter und halfen ihr mit tätigen Beweisen ihrer Liebe über diese Minuten hinweg. Dann hob sie das tränennasse Gesicht. In ihren Augen stand Bitte um Vergebung und Furcht.

„Ich darf nicht versuchen, dich von deiner Pflicht abzubringen, Konrad. Ich bin mitschuldig an dieser Entwicklung. Damals schloß ich gewaltsam die Augen vor der Möglichkeit daß Stern innerlich morsch und feige sei. Ich entschuldigte seine Tat im Felde mit billigen Gründen. Ich war von dem Zusammenbruch aller unserer Ideale, unseres Glaubens und unserer heiligen Gesetze mitgerissen worden, angesteckt von den feigen und fauligen Redensarten, mit denen man das Volk überschwemmte. Ich hatte einfach keinen Halt mehr und schwamm in einem Meer von Verrat und Geschwätz, so daß ich mich vor meinem gefallenen Mann schämen mußte. Deshalb duldete ich auch die Annäherung Sterns an Magda. Und ich duldete, daß Magda dir die Geschichte ihrer Verlobung verschwieg. Vielleicht würden viele noch heute meinen Grund dafür anerkennen. Ich sagte mir, daß Magda und du aus eigener Kraft und eigenen Entschlüssen heraus zur Führung eures Lebens kommen solltet und daß sogar die Einmischung einer Mutter von Übel sei. Das ist aber nur eine billige und bequeme Ausrede. Ich hätte bei Magda darauf dringen müssen, daß sie dir alles offenbarte. Man darf nicht mit einer Lüge in die Ehe gehen. Hätte ich anders gehandelt als es geschah, dann wäre uns das alles jetzt erspart geblieben."

„Mutter" bat er verlegen, griff nach ihrer Hand und preßte sie heftig, „du sollst nicht in der Vergangenheit wühlen und dich selbst anklagen. Ich weiß Magdas Verhalten war falsch und wenig vertrauensvoll. Ich verschweige nicht, daß sie die Hauptschuld an der Entwicklung trägt, von den Erpressungen Sterns abgesehen. Aber daß du als Mutter dich nicht in die junge Liebe deiner Kinder einmischen wolltest ist durchaus zu verstehen."

„Ja Mutter" bekräftigte Magda. „Du hast nur getan, was du für gut und richtig hieltest."

„Trotzdem war es falsch," sagte sie hartnäckig.

„Wenn jemand überzeugt ist, das Rechte zu tun, und sich dennoch irrt, handelt er immer noch gut."

„Das sind Sophismen, Konrad." Sie schob dann entschlossen diese Fragen beiseite und wandte sich an ihr Kind. „Wie nimmst du es auf was nun folgt?"

„Konrad muß so handeln wie sein Gewissen es verlangt," antwortete Magda schlicht. „Ich würde nie mehr glücklich sein, wenn ich ihn zu einem Verrat bewogen hätte. Wenn die Richter gesprochen haben finde ich erst meine ganze Ruhe wieder. Ich sagte Konrad schon, daß ich nun begreife, warum jede Tat Sühne verlangt und warum Sühnende es leichter haben als heimliche Täter."

„Wenn ihr so denkt Kinder ..." Die Mutter konnte nicht weitersprechen. Sie stand auf und trat ans Fenster. Über ihre Schultern und den Rücken lief ein Beben. „Wenn wir es auf uns nehmen müssen so wollen wir dir wenigstens nach besten Kräften helfen." Sie wandte sich an Konrad. „Können wir ihr helfen?"

„Darüber haben Magda und ich schon gesprochen", antwortete er einfach. „Es ist gut, daß du hier bist Mutter. Du wirst manches aussagen können, was Magdas Behauptungen bestätigt."

Sie schaute ihn überrascht an und verstand ihn nicht ganz. „Ja, glaubst du ihrer Darstellung denn nicht?"

„Doch, Mutter. Ich glaube Magda, weil ich sie kenne. Der Staatsanwalt, dem der Fall übertragen wird, muß aber zunächst alles anzweifeln und nach Beweisen suchen." Er setzte auseinander, welche Bekundungen er selbst und Liesbeth machen konnten und welche Beweislücken offen blieben.

Wilhelmine von Bork begann darauf mit Eifer zu berichten, was sie in Düsseldorf erlebt hatte. Konrad atmete auf. Sie wurde jetzt, da sie eine Möglichkeit der Hilfeleistung sah, von ihren Ängsten und Sorgen abgelenkt.

„Welche Strafe erwartet Magda vor Gericht?" schloß sie dann heftiger. „Hast du überlegt, daß ihr nach diesem Prozeß hier in der Stadt unmöglich seid? Oder mußt du . . . ?" Sie erschrak bei diesem Gedanken und fuhr schnell fort. „Mußt du dein Amt niederlegen?"

„Nein", antwortete er ruhig. „Ich muß nicht aus dem Amt scheiden. Und Magdas Strafe wird leicht sein."

„Gott sei Dank", sagte sie aufatmend. „Dann bleibt euch wenigstens das erspart. Das andere ist schon schwer genug. Wenn ich mir vorstelle, daß mein Kind zu Gefängnis verurteilt wird ..." Sie schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte gequält. „Ich darf mich aber nicht umwerfen lassen. Ich muß jetzt tapfer sein und Magda helfen." Ein Lächeln stahl sich über ihr Gesicht, das Magda und Konrad mehr ergriff als alle Worte.

„Ich werde dir immer danken, Konrad, daß du zu Magda hältst. Sie hat dir viel Leid gebracht."

„Sie schenkte mir mehr Glück und Freude als ich je erhoffen durfte." Konrad griff nach Magdas Händen. „Und unsere vier Kinder, Mutter. Muß ich dafür nicht ewig dankbar sein? Ich kann über dem Schweren, das uns jetzt trifft, das Schöne nicht vergessen."

„Du, du bist ..."

Wilhelmine von Bork erhob sich und vermochte nicht weiterzusprechen. Sie reichte Konrad wortlos die Hand. Nun war er wahrhaft ihr Sohn geworden.

*

„Wir wollen zu den Kindern gehen", sagte sie, trocknete ihre Tränen und versuchte zu lächeln. „Sie werden mir, der Großmutter, böse sein."

„Vor allem müssen wir zu Mittag essen." Magda erinnerte sich ihrer Pflichten, und es war gut, daß sie für andere zu sorgen hatte. Wilhelmine von Bork bat jedoch: „Zunächst möchte ich die Spuren dieser Stunde beseitigen und mich ein wenig frischmachen."

„Gewiß, Mutter." Konrad bewunderte sie heimlich. Mit dreißig Jahren hatte sie ihren Mann verloren und hielt sich noch heute so straff und elastisch wie eine junge Frau. Sobald sie Unabänderliches erkannte, bot sie allen kommenden Ereignissen entschlossen die Stirn.

Während ihn die Frauen allein ließen, bedrängten ihn wieder die Gedanken. Er hatte bisher vermieden, von seinem notwendigen Abschied aus dem Amt zu sprechen, um Magda und ihrer Mutter nicht zuviel auf einmal aufzubürden. Der Entschluß zu diesem Schritt fiel ihm sehr schwer, aber er sah keinen Ausweg. Über die Zukunft hatte er noch nicht nachgedacht. Es gab viele Möglichkeiten, für Frau und Kinder zu sorgen. Die Industrie brauchte Juristen. Er konnte sich auch als Rechtsanwalt niederlassen. Die Entscheidung darüber drängte jedoch nicht. Zunächst mußten die nächstliegenden Probleme gelöst werden, Fragen, die seine Ehre und Magdas Schicksal betrafen.

Morgen würde er mit Oberstaatsanwalt Dohndorf sprechen. Dohndorf war nicht nur Vorgesetzter, sondern auch mitfühlender Kamerad. Konrad reckte sich. Er wollte Dohndorf nichts verschweigen, auch nicht sein Zögern und Schwanken, seinen zeitweiligen Entschluß, seine Pflicht zu mißachten und Magda zu decken.

„Jetzt gehen wir zu den Kindern." Die Stimme der Mutter weckte ihn aus seinem Nachdenken auf. Die Kinder waren vielleicht wichtiger als alles andere. Für sie mußten sie denken, arbeiten und sorgen.

Lächelnd schaute er zu, wie die kleinen Geister die Großmutter jauchzend umsprangen. Wilhelmine von Bork war eine herrliche Großmutter, voll Phantasie und überraschender Plänen für neue Spiele. Großmutter Horn, so lieb und gütig sie sein mochte, trat neben Großmutter von Bork in den Hintergrund. Sie konnte nicht mit ihren Enkeln um die Wette laufen und Hecken überklettern.

Bei Tisch mußte Konrad hie und da ein Machtwort sprechen, um die Bande der Ordnung und Sittsamkeit wieder fest zu knüpfen. Ehe Wilhelmine von Bork mit der lärmenden Schar verschwand, stellte sie zögernd eine Frage.

„Und wann wirst du ...?" Sie vollendete dann den Satz leise. „... mit deinen Vorgesetzten sprechen?"

„Morgen, Mutter. Man soll schwere Aufgaben nicht unnütz hinausschieben."

„Ja, so empfinde ich auch. Trotzdem ..." Sie preßte die Hand auf das Herz. „Ich habe Angst."

„Was uns erwartet, berührt nur unsern äußeren Lebensbezirk", antwortete Konrad langsam, als suche er nach passenden Worten. „Ist es nicht unendlich bedeutsamer, daß wir unser selbst sicher sind, daß Magda und ich zusammenstehen, mag kommen was will?"

„Ja, das ist das Wichtigste und Schönste, auch für mich." Sie blickte ihn liebevoll an. „Ich habe dich immer geschätzt, Konrad. Nun liebe ich dich wie einen Sohn."

Er beugte sich herab und küßte ihre Hand. Dann wandte er sich und ging mit gesenktem Haupt ins Hans. Frau von Bork sah ihm nach, bis er hinter der Tür verschwunden war.

„Ihr könnt stolz auf euren Vater sein", sagte sie zu den Kindern, die der kurzen Szene verständnislos zugeschaut hatten.

„Unser Vater", sagte Detlef andächtig.

„Ja, euer Vater."

Dann schüttelte sie alle Schwermut ab und spielte mit den Kindern, bis Magda erschien, um sie ins Bett zu bringen. Der einmütige Protest verklang ungehört.

*

Langsam, als trüge er Zentnerlasten, betrat Staatsanwalt Horn das Gerichtsgebäude. Unmittelbar vor der Durchführung seines Entschlusses überfiel ihn die ganze Tragweite dieses Schrittes. Weit öffnete er die Türe zu seinem Amtszimmer und überflog den Raum, in dem er fast acht Jahre gearbeitet hatte, mit einem Blick. Jedes der bescheidenen Möbelstücke barg Erinnerungen.

Hastig wandte er sich ab, warf den Hut über einen Haken und ging wieder hinaus.

Im Vorzimmer von Oberstaatsanwalt Dr. Dohndorf meldete er sich in aller Form an und trat ein paar Augenblicke darauf in den Arbeitsraum seines Vorgesetzten.

Dohndorf ging Konrad einige Schritte entgegen und bot ihm nach dem Händedruck einen Stuhl an. Horn blieb jedoch in straffer Haltung stehen.

„Herr Oberstaatsanwalt, ich komme heute, um Ihnen die Mitteilung zu machen, die ich Ihnen vorgestern ankündigte.

Sie werden sich des Falles Stern erinnern, Herr Oberstaatsanwalt. Wir haben in Zusammenarbeit mit der Kriminalpolizei Monate hindurch vergeblich nach dem Täter gesucht. Kommissar Siebert brachte mir vor einigen Tagen die Akten mit der Bitte, sie noch einmal durchzusehen, um ihm vielleicht einen Fingerzeig für neue Ermittlungen zu geben. Es erübrigt sich, Kommissar Siebert mit Mutmaßungen auf eine neue Fährte zu setzen. Ich fand in den Papieren, die bei dem Erschossenen gefunden wurden, einen Brief ... meiner Frau."

Konrad schloß für eine Sekunde die Augen. Ein leichtes Schwindelgefühl überkam ihn. Er lauschte dem Klang der eigenen Worte nach, als hätte ein Fremder sie gesprochen. Dadurch gab er Dohndorf Gelegenheit, sich von seiner Überraschung zu erholen. „Ich kann mich kurz fassen, Herr Oberstaatsanwalt. Noch am Abend des Tages, an dem ich den Brief entdeckte, befragte ich meine Frau. Das war am Montag, also vor vier Tagen. Ich erfuhr von ihr, daß Stern einer Familie entstammt, die vor dem Weltkriege in der gleichen Garnison stand wie Oberst von Bork, mein gefallener Schwiegervater."

Nüchtern und trocken, mit fast unbewegter Stimme gab Konrad Horn eine genaue Darstellung der Vorgeschichte und der Momente, die schließlich Magdas Tat auslösten. Er sprach referierend, als faßte er die Ermittlungen gegen einen völlig fremden Menschen zusammen.

Dohndorf folgte ihm mit wachsendem Staunen. Dann begann er, die Zusammenhänge zu überschauen, und überlegte, wie er Horn helfen konnte, ohne seine dienstlichen Pflichten zu verletzen. Er suchte vergeblich nach einem passenden Wort und versagte es sich auch, eine Frage zu stellen. Es war das beste, wenn Horn seinen Bericht ohne Unterbrechung beenden konnte.

Konrad schloß mit einer kurzen Feststellung. „Das ist alles, Herr Oberstaatsanwalt." Er stand aufrecht vor dem Schreibtisch, als erwarte er selbst ein Urteil.

Dohndorf brauchte einige Zeit, bis er sich ganz gefaßt hatte. Er spürte brennendes Mitleid mit seinem fähigsten Mitarbeiter und wurde von der Tragik erschüttert, die den Staatsanwalt Horn zwang, seine eigene Frau dem Gericht zu übergeben. Er überlegte fieberhaft. Wenn die Angaben von Frau Horn zutrafen, handelte es sich um fahrlässige Tötung. Die Strafe würde nicht hoch ausfallen. Die sich daraus ergebenden Folgen waren weitaus schwerwiegender. Horn konnte nicht an seinem Platze bleiben.

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11: Fernruf 22131. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf 110022. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5. Einzelnummern können bis auf weiteres nicht nachgeliefert werden.

Wie von langer Arbeit ermüdet, erhob sich Dohndorf. Er trat dicht vor Konrad und sah ihn prüfend an, dann legte er dem jüngeren Kameraden die Hände auf die Schultern.

„Lieber Horn, ich möchte Ihnen versichern, daß ich nicht nur ihr Vorgesetzter, sondern auch ihr Freund bin. Ich fühle mit Ihnen und bin Ihnen mehr als je freundschaftlich gesinnt. Und nun wollen wir tun, was unseres Amtes ist."

Langsam ging er zu dem Schreibtisch zurück und ließ sich nieder. Bevor er eine Anordnung treffen konnte, begann Konrad wieder zu sprechen. Seine Stimme bebte von innerer Erregung. Er war fast am Ende seiner Kraft.

„Ehe Sie mich ihrer Freundschaft versichern, Herr Oberstaatsanwalt, möchte ich darauf hinweisen, daß ich am Tage nach dem Bekenntnis meiner Frau entschlossen war, über alles zu schweigen und den Brief zu vernichten. Erst in der Verhandlung am Dienstagvormittag und in der Unterredung mit Ihnen fand ich zu meiner Pflicht zurück."

„Menschenskind, Horn, klagen Sie sich nicht auch noch selbst an. Natürlich wären Sie verpflichtet gewesen, sofort alle vorgeschriebenen Maßnahmen zu treffen. Natürlich durften Sie keinen Augenblick zwischen Ihrer Pflicht und Ihrer Liebe zu Frau und Kind schwanken. Aber glauben Sie im Ernst, es gebe in Deutschland einen Staatsanwalt, der Ihnen aus Ihrem Zögern und Schwanken einen Vorwurf macht? Ob ich nach drei Tagen meine eigene Frau zur Anzeige bringen würde, kann ich wahrhaftig nicht behaupten. Wollen Sie noch eine Freundschaftserklärung und ein Plädoyer für Sie?"

Er lächelte erregt und schlug dröhnend mit der Hand auf die Schreibtischplatte.

„Nein. Herr Oberstaatsanwalt, ich danke Ihnen."

„Tja, nun sind verschiedene Schritte notwendig. Sie können die Untersuchung nicht fortführen. Haben Sie einen Wunsch?"

Konrad begriff. „Jawohl, ich bitte um Urlaub."

„Genehmigt. Die Anweisung erteile ich sofort." Dohndorf nickte.

„Wem übertragen wir die Bearbeitung? Britting? Jawohl Britting. Zu ihm habe ich nach Ihnen das größte Vertrauen."

„Die Ermittlungen führt zweckmäßigerweise Kommissar Siebert weiter."

„Welche Ermittlungen?"

„Es muß festgestellt werden, ob die Angaben meiner Frau den Tatsachen entsprechen."

„Ja, natürlich." Dohndorf wußte nicht, ob er angesichts dieses Übermaßes an korrekter Haltung den Kopf schütteln sollte. „Wie stellen Sie sich das aber vor? Stern ist tot. Es wird nicht leicht sein, seine Erpressungen nachzuweisen. Trotzdem muß man es versuchen."

„Unsere Hausangestellte, Frau Liesbeth Kobelt, kann einige Angaben machen."

„Ihre Liesbeth?"

„Ja, sie merkte schon vor der Tat, daß meine Frau an allem zu sparen begann, machte Stern die Türe auf, als er in mein Haus kam, und folgte abends meiner Frau auf ihrem heimlichen Wege, weil sie in Sorge war."

„Das ist für uns eine ausgezeichnete Hilfe. Jetzt bitte ich Britting zu mir. Sie bleiben wohl vorerst in Ihrem Zimmer, Herr Horn."

„Gewiß, Herr Oberstaatsanwalt."

Konrad verbeugte sich und verließ den Raum. In seinem Büro verbrachte er eine Stunde qualvollen Wartens und hatte nur noch den Wunsch, alles so schnell wie möglich zu Ende zu führen.

Staatsanwalt Britting zeigte sich ebenso erschüttert wie Dohndorf. Magda Horn war mit seiner Frau befreundet, und er hatte es als Auszeichnung empfunden, daß sie ihn in ihrem Hause stets mit betonter Herzlichkeit empfing.

„Ich habe den Eindruck, daß Horn eher zu wenig als zuviel sagt. Gerade er wird nichts tun, um den Fall schön zu färben. Das ist meine persönliche Überzeugung. Ich will Ihnen jedoch nicht vorgreifen. Ziehen Sie einen der ältesten Urkundsbeamten zu und vernehmen Sie erst Horn. Frau Horn kann heute mittag kommen. Ist Ihnen das recht?"

„Gewiß, Herr Oberstaatsanwalt. Wir werden wohl die Verhaftung verfügen müssen."

„Selbstverständlich. Horn wird auch nichts anderes erwarten. Man muß auch mit der Möglichkeit rechnen, daß der Schuß vorsätzlich abgegeben wurde und kann an die Frau unseres Kollegen keinen anderen Maßstab anwenden als an eine beliebige Fremde."

„Sie übertragen mir die schwerste Aufgabe, die ich bisher zu bewältigen hatte." Britting atmete tief. „Ich möchte ausdrücklich darauf aufmerksam machen, daß mich mit der Familie Horn nicht nur kameradschaftliche, sondern auch freundschaftliche Beziehungen verbinden."

„Weiß ich, Britting, weiß ich. Ich bin in derselben Lage. Aber wir lassen uns von Horn nicht beschämen. Wenn er gegenüber der eigenen Frau seine Pflicht korrekt erfüllt, werden wir es erst recht tun."

„Ich werde mir Mühe geben, Herr Oberstaatsanwalt."

*

Als Britting das Zimmer verlassen hatte, griff Dohndorf nach dem Hörer des Telephons und verlangte eine Verbindung mit dem Hause Horn. Liesbeth meldete sich am Apparat und erschrak, als sie den Namen Dohndorf vernahm. Zögernd benachrichtigte sie Magda. „Jetzt ist es so weit", flüsterte Magda. Ihre Füße trugen sie kaum ins Nebenzimmer. Dann nannte sie laut und verständlich ihren Namen.

Dohndorf gab sich einen Ruck. Wie schwer die Pflicht seines Amtes sein konnte!

„Hier Dohndorf. Gnädige Frau, ich habe eben mit Ihrem Manne eine Unterredung gehabt und bitte Sie, gegen halb zwölf Uhr hier zu sein. Staatsanwalt Britting erwartet Sie. Melden Sie sich bitte bei ihm."

Ihre Antwort war ein unverständliches Gestammel. Er verabschiedete sich und legte den Hörer auf. Es war ihm warm geworden. Er riß beide Fenster auf und ließ sich von dem frischen Lufthauch umspülen. Dann erinnerte er sich der Beurlaubung Horns. Das Schreiben war schnell diktiert und wurde ihm bald darauf zur Unterschrift vorgelegt. Er schickte den Angestellten damit in Brittings Zimmer. Wahrscheinlich verspürte Horn nicht das Bedürfnis, noch einmal mit ihm zu sprechen. Man ging sich am besten aus dem Wege, bis der Fall abgeschlossen war.

Der Kanzleibote traf die Staatsanwälte Horn und Britting in ruhiger Unterhaltung an. Sie sprachen sachlich und gedämpft. Der Urkundsbeamte, ein im Dienste ergrauter Mann, saß ein wenig abseits. Er war sehr bewegt, und es fiel ihm nicht leicht, seine Aufgabe zu vollenden.

Als der Bote eintrat, wandten sich ihm alle Gesichter zu. Die Unterbrechung war willkommen. Sie lockerte eine drückende Spannung.

„Vom Herr Oberstaatsanwalt", sagte der Angestellte und legte das Papier auf den Schreibtisch.

„Danke." Britting nickte, überflog die wenigen Zeilen und reichte sie Konrad. „Für Sie, Horn."

Dann ging die Vernehmung weiter. Britting war bis ins Innerste aufgewühlt. Während der ersten Viertelstunde fragte er zusammenhanglos. Horn kam ihm selbst zu Hilfe. Seine scheinbar unerschütterliche Ruhe ging auch auf Britting über, dem die Vernehmung des Freundes unerträglich zu werden drohte.

Die in langen Jahren erworbene Schulung brachte allmählich System in Fragen und Antworten. Konrad gab eine genaue Schilderung der Ereignisse von dem Augenblick an, in dem er den Brief Magdas gefunden hatte. Er bemühte sich, die mit Magda, Liesbeth und seiner Schwiegermutter geführten Gespräche wiederzugeben und überwand ein stets von neuem eintretendes Zögern, wenn er ganz persönliche Dinge berühren mußte.

Kurz nach elf Uhr unterschrieb Konrad Horn das Protokoll, machte Britting eine förmliche Verbeugung und ging. Wann Magda vernommen werden sollte, war ihm nicht bekannt. Er vermutete jedoch mit gutem Grund, daß man damit nicht zögern werde. Im Korridor vor Brittings Zimmer war niemand zu sehen. Er ging weiter, bog um die Ecke und suchte sein eigenes Büro auf. Hier wollte er warten, bis Magda kam. Man konnte die Straße und den Eingang übersehen. Seine Gedanken liefen zu dem kleinen Einfamilienhaus hinüber, das er vor acht Jahren gemietet hatte, als er kurz nach seiner Heirat hierher versetzt worden war. Acht Jahre! Die Kinder kamen und wuchsen gesund heran. Das Leben schien keinen Raum für Konflikte und Überraschungen zu bergen, bis dieser Mensch vor einem Jahre hier auftauchte.

Konrad stöhnte und suchte sich vorzustellen, wie es in dieser Stunde zu Hause aussah. Magda würde telephonisch oder durch Boten hierher bestellt werden. Sie war totenblaß und brauchte alle Kraft, um Haltung zu bewahren. Die Kinder standen mit erschreckten Augen dabei, wenn die Großmutter nicht schon eingegriffen und sie in den Garten gebracht hatte. Wilhelmine von Bork schloß ihre Tochter in die Arme. Liesbeth lehnte weinend in einem Winkel, das Herz erfüllt von Haß gegen den Menschen, der dieses Unglück veranlaßte.

Magda würde sicher in Begleitung ihrer Mutter kommen. Er hatte sie nicht noch einmal darauf aufmerksam gemacht, daß der Staatsanwalt wahrscheinlich einen Haftbefehl erlassen mußte. Ob Magda damit rechnete und von den Kindern Abschied nahm?

Seine Kehle wurde trocken und die Last der Gedanken drückte ihn nieder. Wenn er sich nach der Vernehmung von Magda verabschiedete, mußte er ihr gefaßt gegenübertreten.

Dann zuckte er zusammen. Drüben bogen Magda und ihre Mutter um die Häuserecke. Sie gingen, als falle ihnen das Gehen schwer. Am liebsten wäre er ihnen bis zum Portal entgegengeeilt.

Als Magda um einhalb zwölf Uhr an Brittings Türe klopfte, stand Konrad am Ende des Korridors. Er wartete, bis sie eingetreten war und ging zu seiner Schwiegermutter, die kraftlos an der Wand lehnte und mit weißem Gesicht und leeren Augen vor sich hinstarrte.

„Komm, Mutter. Wir wollen in meinem Zimmer warten."

Sie folgte ihm wortlos, ließ sich in den Schreibtischsessel nötigen und wartete. Es dauerte fast zwei Stunden, bis sie erlöst wurden.

Mit ihrem letzten Mut trat Magda über die Schwelle von Brittings Büro. Er stand auf und grüßte sie mit einer Verbeugung.

„Bitte, wollen Sie Platz nehmen", bat er mit ruhiger Stimme und brachte es dann nicht fertig, auf jede persönliche Geste zu verzichten. Als er ihr die Hand entgegenstreckte, legte sie ihre Finger nur zögernd hinein. Er umschloß sie mit festem Druck. Dabei betrachtete er sie prüfend. Sie war sehr blaß und nervös und atmete schnell.

Die Aufnahme der Personalien verging ohne Zögern. Sie beantwortete die Fragen und fand so einen Übergang zu den schwierigeren Problemen. Brittings Haltung erleichterte die Situation. Er mühte sich um eine kühle Sachlichkeit, doch brach immer wieder ein warmer, persönlicher Unterton durch.

Sie erstattete folgsam den verlangten Bericht. Manchmal waren ihre Worte so leise, daß er sie bitten mußte, deutlicher zu sprechen. Dann fuhr sie überstürzt fort und begann wieder zu zögern, wenn sie von Scham überflutet wurde. Als sie zu Ende gekommen war, begann Britting Fragen zu stellen. Anfangs verstand Magda nicht immer, worauf er hinauswollte und mußte sich zusammennehmen, um ihm zu folgen.

Langsam wurde ihr klar, daß der Staatsanwalt einige Dinge in den Vordergrund stellte. Es handelte sich zunächst um die Verlobung mit Stern. Er behandelte diesen Abschnitt, der ihr am peinlichsten sein mußte, sehr behutsam. Trotzdem fragte er die Einzelheiten noch besser heraus als einige Tage zuvor Konrad.

Dann lenkte er zu dem Wiederauftauchen Sterns über. Sie mußte anschaulich schildern, wie sie von ihm auf der Straße angesprochen worden war, welchen Verlauf das Gespräch genommen hatte. Britting machte sich Notizen, fragte immer wieder von neuem und legte auf geringfügig erscheinende Einzelheiten großen Wert. Er wollte wissen, bei welchen Gelegenheiten Stern sie von neuem angesprochen hatte, an welchen Tagen und zu welchen Tageszeiten das gewesen war, wieviel Geld sie ihm gab und auf welche Weise sie die Beträge unbemerkt einsparen konnte. Für ihr Erinnerungsvermögen war es besonders schwer, den Wortlaut oder wenigstens den genauen Inhalt der von Stern ausgesprochenen Drohungen wiederzugeben.

Den Schluß der Vernehmung bildete eine eingehende Fragestellung über den Verlauf der Tat. Magda sah sich außerstande, ihren Gemütszustand am Nachmittag und Abend des 14. Februar genau zu schildern. Sie konnte nur verworrene Angaben machen. Britting nahm daran keinen Anstoß. Er nickte mehrmals zufrieden und diktierte dem Protokollbeamten scheinbar widerspruchsvolle Sätze. Als sie das Protokoll unterschrieb, zitterte ihre Hand vor Erschöpfung. Merkwürdig, überlegte sie dabei, daß mir dieses Verhör mehr Mut als Angst eingeflößt hat. Sie wußte nicht, wodurch diese Zuversicht entstand.

„Ist ihre Frau Mutter erreichbar?" fragte Britting.

„Sie hat mich hierher gebracht und wartet draußen", antwortete Magda.

„Dann verabschieden Sie sich bitte. Ich werde auch Ihren Gatten benachrichtigen."

Der Urkundsbeamte erhob sich auf einen Wink Brittings und ging hinaus. Da er niemand vorfand, eilte er in das Zimmer von Staatsanwalt Horn und traf diesen in Gesellschaft einer Dame.

„Herr Staatsanwalt Britting hat die Vernehmung von Frau Horn abgeschlossen. Wenn Sie sich bitte verabschieden wollen . . ."

Als Wilhelmine von Bork und Konrad auf den Gang traten, stand der Beamte neben der geöffneten Türe und blickte ihnen mitleidig nach. Dann schloß er die Türe mit einem heftigen Ruck.

„Verabschieden?" fragte Magda nach einer ganzen Weile den Staatsanwalt.

„Ich muß Ihre Festnahme verfügen, Frau Horn", erklärte Britting.

„Hat Ihr Gatte Sie nicht darauf vorbereitet?"

„Doch, ich entsinne mich wieder." Sie zitterte und sah ihn hilflos an.

Er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Durfte er persönlichen Gefühlen folgen oder mußte er ganz Staatsanwalt bleiben?

„Bitte, erregen Sie sich nicht, Frau Horn", bat er leise. „Wenn wir feststellen, daß Ihre Angaben zutreffen, werde ich die Aufhebung der Untersuchungshaft verfügen. Verstehen Sie bitte, daß ich nicht anders handeln kann."

„Ja", sagte sie tonlos und begriff zum erstenmale, welche Gefahr ihr drohte.

Als sie hinter sich Schritte hörte, wandte sie sich um. Konrad und ihre Mutter standen vor ihr. Magda erhob sich mit einem leisen Aufschrei und suchte Zuflucht bei ihrem Manne. An seiner Brust weinte sie sich aus. Dann mahnte er zur Eile, löste Magda sanft von sich und schob sie in die Arme der Mutter. Wilhelmine von Bork nahm alle Haltung zusammen. Sie war blaß wie die Papiere auf dem Schreibtisch, aber sie hatte sich vollkommen in der Gewalt, als sie Magda Trost zusprach.

Für Britting war es eine Qual, dem Abschied beizuwohnen. Er wandte sich ab und sah zum Fenster hinaus. Konrad erlöste ihn endlich.

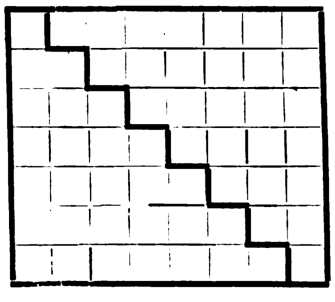
„Wir sind bereit."

„Ja, gewiß." Britting nahm Platz, unterschrieb das rote Formular, das der Beamte vorbereitet hatte, benachrichtigte telephonisch die Wachtmeisterin und sah zu, wie Konrad seine Frau zur Türe begleitete, in der eine Wachtmeisterin erschien, um Magda abzuholen."

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Treppenrätsel



Die Wörter bedeuten: a) vor der Treppe, b) nach der Treppe, c) zusammen 1. a) Vokal, b) griechische Sagengestalt, c) blühende Zierpflanze; 2. a) ital. Tonsilbe, b) engl. Bier, c) Berichterstatter; 3. a) Trinkstube, b) Geldkasten, c) großes Beiboot; 4. a) Meeresalge, b) Wasservogel, c) Berührungslinie; 5. a) deutsches Gebirge, b) Teil des Wagens, c) Sportgerät; 6. a) deutscher Freiheitskämpfer, b) persönl. Fürwort, c) deutscher Klassiker; 7. a) Schiffszwischenwand, b) Konsonant, c) Straßenbaumaterial.

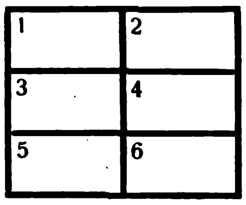
Silbenrätsel

Aus den Silben: a — a — a — a — a — a — ah — ak — ba — bar — be — brett — bu — dan — dan — de — den — dern — do — ef — fekt — fug — go — i — le — le — li — lil — lo — ne — ni — nun — on — on — or — re — red — reiß — ri — ru — se — son — sos — tät — tha — ti — ti — ti — ton — u — un — va — vi — witz — zent — zi — zi — zig sind 20 Wörter zu bilden, deren 1. Buchstaben von oben nach unten, die 4. Buchstaben von unten nach oben gelesen ein Zitat aus Faust ergeben. ß = ein Buchstabe.

1. Gestirn, 2. Auszeichnung, 3. Fisch, 4. Betonung, 5. Stadt in Frankreich, 6. Anzeige, 7. deutsche Stadt, 8. unsinnige Handlung, 9. venezianische Familie, 10. Anfangsbuchstabe, 11. Zeichenwerkzeug, 12. Abänderung, 13. Wirkung, 14. deutscher Dichter, 15. Stadt in Schleswig, 16. Wirklichkeit, 17 Badeort in Istrien, 18. Geier, 19. span. Provinz, 20. Insel im Ägäischen Meer.

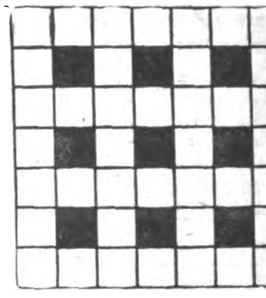
1 .... 11 ....
2 .... 12 ....
3 .... 13 ....
4 .... 14 ....
5 .... 15 ....
6 .... 16 ....
7 .... 17 ....
8 .... 18 ....
9 .... 19 ....
10 .... 20 ....

Silbenkreuz



1—2 Nebenfluß der Elbe
1—3—5 Zeitabschnitt
1—6 chem. Verbindung
3—4 Hafen an der Adria
4—2 Ruhestätte
4—5 Pfütze
4—6 Untugend
5—6 älteste Stadt Pennsylvaniens

Viereck



Die Buchstaben: a a a b b e e e e g g i i l l m n n o o r r r r s s s s s s s t t t u u u v sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. Nebenfluß der Saale, 2. Fluß in Südafrika, 3. Schachfigur, 4. Berg der Julischen Alpen.

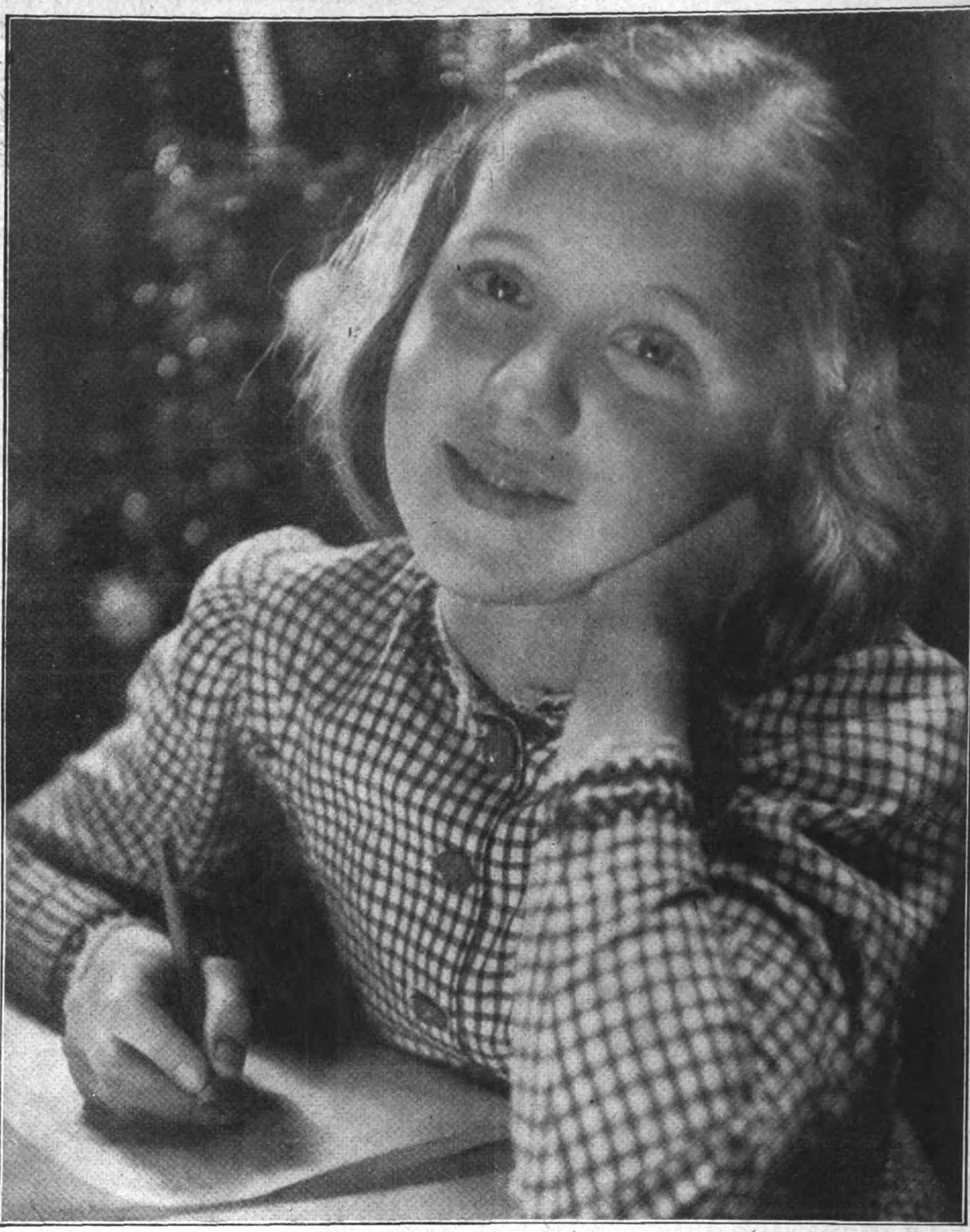
Kryptogramm

Aus den Wörtern: Lehrer Kattun Edward Faehrte Erfinder Werwolf Kerker Station Rotwild Heimat Kleber Tender Reutte Tasche Lear Gebeine Bettdecke leutselig Stachel Starter sind je drei Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Ottokar Kernstock ergeben. st = ein Buchstabe.)

Lösungen der Rätsel:

Treppenrätsel. 1. o, Leander, Oleander; 2. re, Porter, Reporter; 3. Bar, Kasse, Barkasse; 4. Tang, Ente, Tangente; 5 Rhoen, Rad, Rhoenrad; 6. Schill, er, Schiller; 7. Schotte, r, Schotter ✱ **Silbenrätsel.** 1. Sonne, 2. Orden, 3. Barbe, 4. Akzent, 5. Lille, 6. Denunziation, 7. Danzig, 8. Unfug, 9. Dandolo, 10. Initiale, 11. Reißbrett, 12 Variation, 13. Effekt, 14. Redwitz, 15. Tondern, 16. Realität, 17. Abbazia, 18. Urubu, 19. Segovia, 20. Thasos „Sobald du dir vertraust, sobald weißt du zu leben." Goethe. ✱ **Silbenkreuz.** 1. E, 2. GER, 3 PO, 4. LA, 5. CHE, 6. STER. ✱ **Viereck.** 1. Unstrut, 2 Sambesi, 3. Roessel, 4. Triglav. ✱ **Kryptogramm.** Lehrer, Kattun, Edward, Faehrte, Erfinder, Werwolf, Kerker, Station, Rotwild, Heimat, Kleber, Tender, Reutte, Tasche, Lear, Gebeine, Bettdecke, leutselig, Stachel, Starter. „Ehrt und wahrt in der Werkstatt wie im Leben deutsche Arbeit, deutsche Art" Ottokar Kernstock.











Lieber Vati!

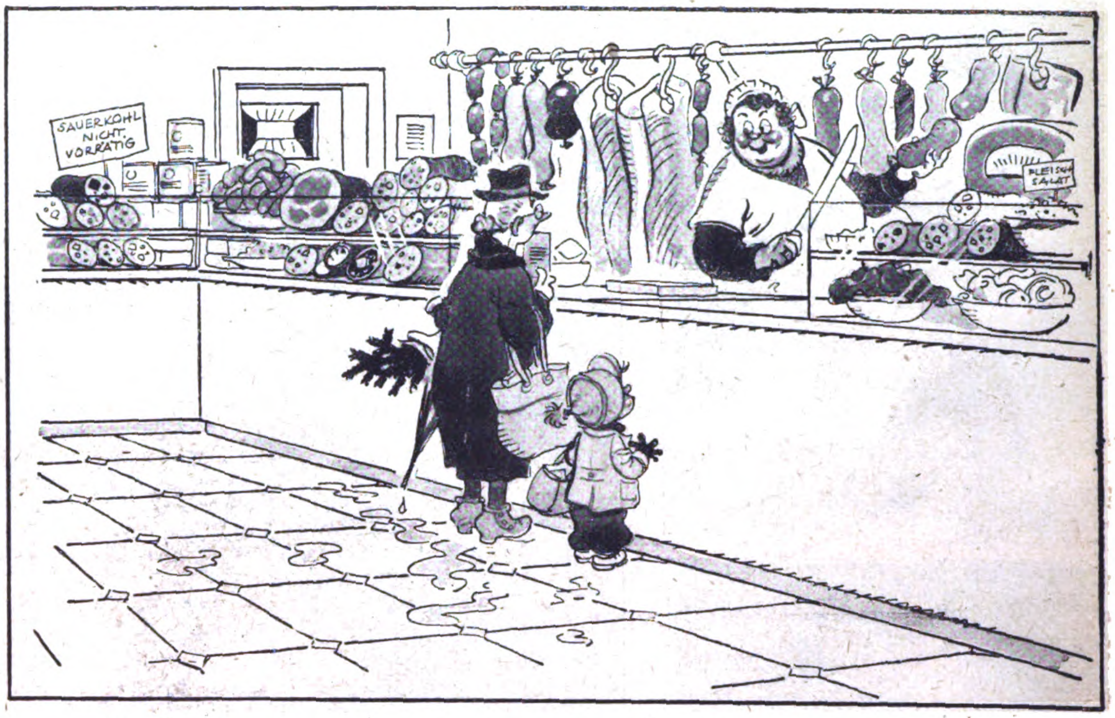
Es ist nicht das erste Weihnachtsfest, das wir ohne Dich verleben müssen. Natürlich fehlst Du uns sehr; wie sehr, das kann ich Dir gar nicht sagen. Nun müssen wir uns mit Deinem lieben Bild begnügen, das Mutti aufgenommen hat, als Du auf Urlaub warst. Damit Du nun aber auch weißt, daß es uns gut geht, schicke ich Dir hier fünf Bilder von Mareile. Denn wenn es Mareile gut geht, wird es Mutti und Jürgen und mir auch gut gehen, nicht wahr? Mutti hat die Bilder geknipst, und ich durfte beim Entwickeln helfen. Das nächstemal soll ich's schon allein versuchen. Mutti hat heute abend keine Zeit. Sie bastelt etwas für Mareile, das noch fertig werden soll. Da läßt sie mich gar nicht zugucken. Vielleicht hat sie Angst, daß ich Mareile etwas verrate. Aber damit würde ich ihr ja doch die ganze Freude verderben. Außerdem versteht Mareile noch nicht viel von dem, was man sagt. Aber sie ist in anderm wieder sehr verständig. Sicher würde sie Dich gleich wiedererkennen. Nun freu Dich recht an ihr! Und von Mutti, die jetzt noch nicht schreiben kann, und von Jürgen und von mir viele, viele, viele tausend Küsse! Wir haben Dich über alles lieb und möchten, daß Du recht froh bist. Hast Du es denn wenigstens etwas warm? Wir denken immerzu an Dich.

Es grüßt Dich — Deine Ursel.



Weihnachts-Märchen 1944

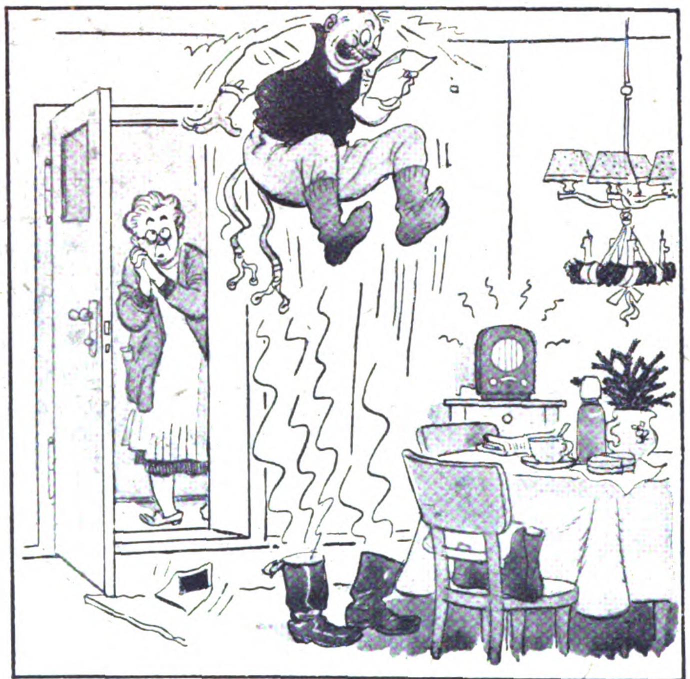
von Emerich Huber



„Von dieser hier 50 Gramm, Frau Riese? Übrigens: gestern abend habe ich uns einen Weihnachtsstollen gebacken! Ohne Fett, ohne Eier und ohne Zucker! Aber fabelhaft, sage ich Ihnen . . . !"



„Aber, aber, wo denken Sie hin, Frau Kummke! Von wegen Weihnachtsbraten. . . ! Den Vogel hat mein Mann nur zur Aufbewahrung mitbekommen, — der wird Weihnachten bei ihm im Betrieb zur Weihnachtsfeier verlost . ."

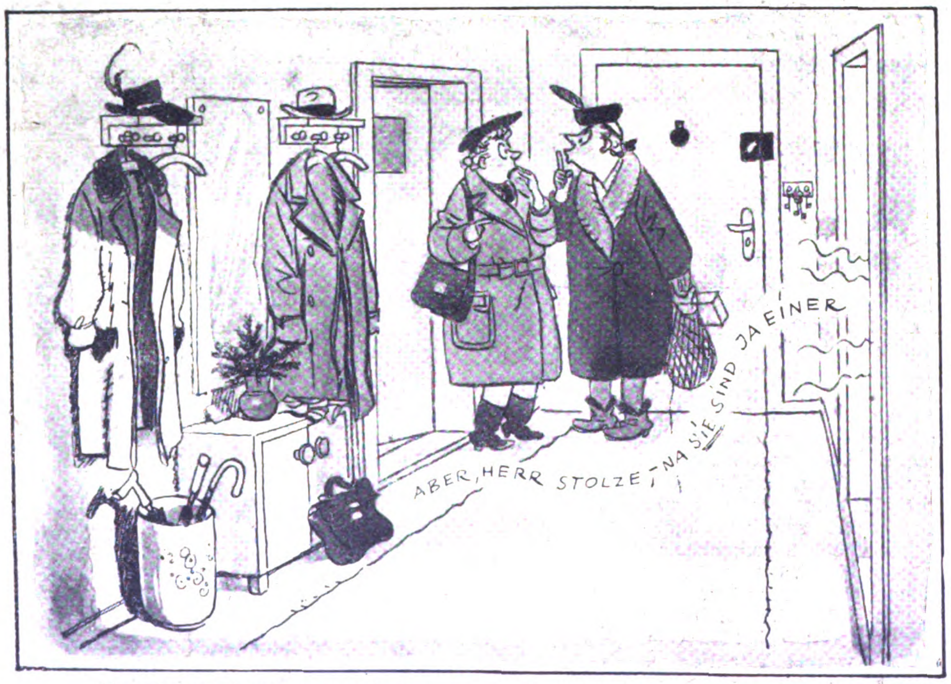


Ein Brief, der am 20. 12. kam.

„Lieber Otto! Hast Du eigentlich die beiden Flaschen Rum vergessen, die Du Dir damals, 1938, als Trudchen Dich zum Antialkoholiker erziehen wollte, bei mir untergestellt hast? Ich fand sie am Sonntag beim Kelleraufräumen in einer dunklen Ecke. Unser Fritz bringt Dir die zwei Pullen morgen oder übermorgen . . ."



„Mensch, wenn ick dir sage, — ick kriege zu Weihnachten 'ne elektrische Eisenbahn mit acht Meter Schienen . .! Meine Mutta hat dafür die zwei Rollen Klo-Papier gegeben, die sie sich schon seit 'm Sommer vom Munde abgespart hat . . Aba nich weitererzähl'n! Ick soll noch nischt davon wissen!"



„Aber, Frau Stolze, das ist doch Ihr . . .' — „Pscht, ich habe meinem Mann erlaubt, sich die Verkäuferin aus dem Buttergeschäft an der Ecke einzuladen, aber, pscht — sie darf nichts merken —, sie glaubt doch, er ist Junggeselle . . !"



Acht Tage vor dem Fest kam einer zu mir, der fünf Pfund Bohnenkaffee (echten!) auf meinen Arbeitstisch stellte und dafür eine Karikatur seiner Schwiegermutter als Weihnachtsgeschenk gezeichnet haben wollte. Ich lehnte natürlich ab! Denn solche Tauschhandelsgeschäfte, . . . na, hörnsemal . . . !"

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München.
ABCDEFG 12 Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

Preis 20 Pfennig

Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 28. DEZ. 1944
19. JAHRGANG :•: FOLGE 52

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.m.b.H. MÜNCHEN 22

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:

....

....



„Da ist der ersehnte Feldpostbrief!"

„Christl", die einzige Briefträgerin im Dorf, kennt Sorgen und Wünsche der wartenden Eltern, Frauen und Bräute; sie freut sich heute besonders, die Frage nach Post mit einem Brief beantworten zu können.

Aufnahme: Reinhold Leßmann



Elf Tage dauerte die Schlacht
um diesen kleinen Dschungelhügel, der von den Japanern zäh verteidigt wurde. „Life" schreibt zu diesem Bild: Zwei Marinesoldaten arbeiten sich langsam vor, über die Leichen von fünf ihrer gefallenen Kameraden hinweg.



Überall lauert Gefahr.
Auch die automatischen Waffen nützen den Patrouillen oft nichts, denn die Japaner, die den Dschungelkrieg kennen, nützen immer das Moment der Überraschung aus.

SÜDSEEZAUBER
verdammt ungemütlich!

Man hat das in romantischen Hollywooder Filmen ja schon oft bewundert: Sonnenuntergang im Palmenatoll, schluchzende Hawaigitarren, tanzende Hula-Hula-Mädchen und die Blumenkränze beim Empfang in Hawai. Unheimlicher, brütender, undurchdringlicher Dschungel. Myriaden von lästigen Mücken. Kilohaufen von Atebrinpillen zu jeder Mahlzeit (gegen Malaria), bis die Soldaten eine ganz gelbe Hautfarbe kriegen, die schon sprichwörtlich ist. Ekelhafte Tiere und Insekten überall dort, wo sie nicht hingehören. Ein Gegner, der mit einer verbissenen Zähigkeit kämpft und alle Eigenheiten der Natur und Landschaft kennt und bis zum letzten ausnützt, während die eigenen Karten sich als falsch herausstellen, die eigenen Waffen in der feuchten Luft rosten und die endlos langen Wartezeiten zwischen den Kampftagen einem die Nerven aus dem Fleische ziehen. Der Krieg auf den hunderten kleinen Inselchen hat seine eigenen Gesetze. Und wenn der Kampf dann endlich losgeht, dann ist es kein Krieg, wie man ihn gelernt hat, sondern ein ängstliches Schleichen auf den Dschungelpfaden, ein Zusammenzucken vor jedem seltsamen Vogellaut und ein Niederwerfen vor jedem Bambusrohr, das sich im Abendwind bewegt.

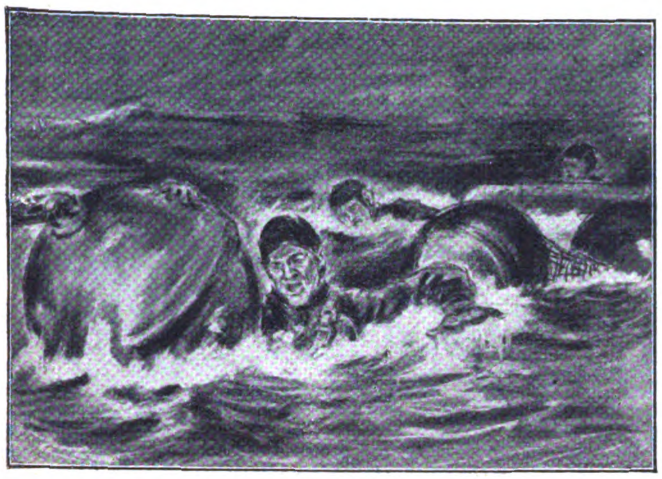


Tanzende Mädchen.
Solche Bilder kennt jeder Amerikaner vom Film her; was sie aber im Dschungelkrieg zu sehen kriegen, das schaut etwas anders aus.

Aufnahmen aus „Life".



Dies soll andere Gedanken bringen.
Den Soldaten zeigt man in den Ruhestellungen Kitschfilme; aber auch in diesen Ruhestellungen müssen sie Gewehr bei Fuß stehen, denn überall lauert der Feind.



Die beiden letzten Hindernisse.
Zwei Netzsperren haben die Kampfschwimmer noch zu überwinden, bevor sie an ihr Ziel herankommen. Aber es gelingt, ohne Geräusche auch den massigen Sprengkörper durch die Sperre zu schaffen.

Drei Mann sperren einen Welthafen



Schnell und genau – der Zünder wird eingestellt.
Wider Erwarten schnell gleitet der Sprengkörper auf den Sockel des Schleusentors herunter, die empfindlichste Stelle der Anlage. Zwei der Kampfschwimmer lassen sich mit herunterreißen, und in über zehn Meter Tiefe wird der Verzögerungszünder eingestellt, die Zeituhr tickt — das Schicksal der Schleuse ist besiegelt.

Zeichnungen: Marine-Kriegsberichter Oblt. Tress.

Antwerpen war die große Hoffnung der Anglo-Amerikaner. Fast unbeschädigt hatten sie den Welthafen mit seinen ausgedehnten Verladeanlagen, seinen Kais und Bassins in die Hand bekommen. Noch lag jedoch die Scheldemündung, der Zugang zu Antwerpen, unter dem Feuer der deutschen Marinebatterien. Aber es war nur eine Frage der Zeit, daß auch diese dem konzentrischen Angriff einer Übermacht an Menschen und Material weichen mußten. Schon sah der Gegner die Flotten seiner Frachter einlaufen und den Schrei seiner Front nach Nachschub und Material erfüllt. Da kam jene Nacht, in der eine Handvoll deutscher Männer den ersten — und zwar den dicksten — Strich durch diese Rechnung machte. Im Dunkel der Nacht huscht es heran. Lautlos, treibenden Schatten gleich, kommen Spezialboote der Kriegsmarine die Schelde herauf, besetzt mit wenigen Soldaten unter der Führung des Oblt. der Marineartillerie Prinzhorn. Auf der Höhe der Kreuzschanzschleuse, durch die der gesamte Schiffsverkehr vom und zum Hafen von Antwerpen laufen muß, stoppen sie. Gedämpftes Flüstern von Bord zu Bord. Dann plätschert es leise. Drei Mann in der Ausrüstung der Marinekampfschwimmer lassen sich über Bord gleiten. Sie schwimmen mit äußerster Vorsicht, im Schlepp die schwere Sprengladung. Kaum daß mehr als ein tiefes Atemholen zu vernehmen ist. Und der Gegner merkt nichts. Drei Männer nur sind es, aber in ihren Händen ruht das Schicksal eines großen Welthafens — und nun ist die Arbeit getan. Der Sprengkörper ist festgemacht. Sie schwimmen zurück, und als dann, kurz vor Erreichung des Startplatzes, ein rollender Schlag die Stille der Nacht durchbricht, wissen sie, daß der Hafen für lange Zeit gesperrt ist.



Der Auftrag ist erfüllt.
Die Kampfschwimmer werden wieder an Bord genommen, auch jener Mann, dessen Kombination schon beim Anschwimmen von den scharfen Ufersteinen einen gefährlichen Riß erhielt, durch den das eisige Wasser drang. Trotz der Gefahr der Erstarrung schied er jedoch nicht aus, sondern erfüllte erst seine Aufgabe. Völlig erschöpft wird er von den draußen wartenden Booten aufgenommen.

Der Hörer fragt ... der ZEITSPIEGEL antwortet



Hier wird fieberhaft für die Zeitfunksendung geprobt.
Die halbe Stunde tägliche Sendung erfordert eine Unsumme künstlerischer und technischer Vorbereitung und Kleinarbeit. Hauptsprachleiter und Regisseur Gülicher probt mit der Sprecherin, der Schauspielerin Adelheid Seeck, den Vortrag einer Teilsendung bis zum Verlesen vor dem Mikrophon. Links von ihm der Komponist und Stegreifmusiker des Zeitfunks Herbert Jäger, der sich unterdessen musikalische Untermalungen und Zwischenmusik einfallen läßt; links von ihm der Betreuer der gesamten Zeitfunktechnik, der Toningenieur.

SONDERBILDBERICHT FÜR DEN JB. VON KRAUSE-NIESS

Uns fehlt noch . . .
. . . eine zündende Zwischenmusik für die Reportage in der Mitte. Am Flügel Herbert Jäger, der sich täglich „immer wieder etwas Neues einfallen lassen muß", mit Hauptsprachleiter und Regisseur Gülicher, dem Verantwortlichen für die Abendsendung





Der Zeitfunk gibt in seiner Sendung „Wir beantworten Hörerpost" auf alle allgemein interessierenden Fragen Antwort. Nichts ist ausgefallen und kompliziert genug, als daß die Männer vom Zeitfunk nicht eine aufklärende Antwort geben könnten. Ganz gleich, ob es sich dabei um Fragen aus Kunst und Wissenschaft, Politik, Sozialismus, Technik oder sonst Wissenswertes handelte.

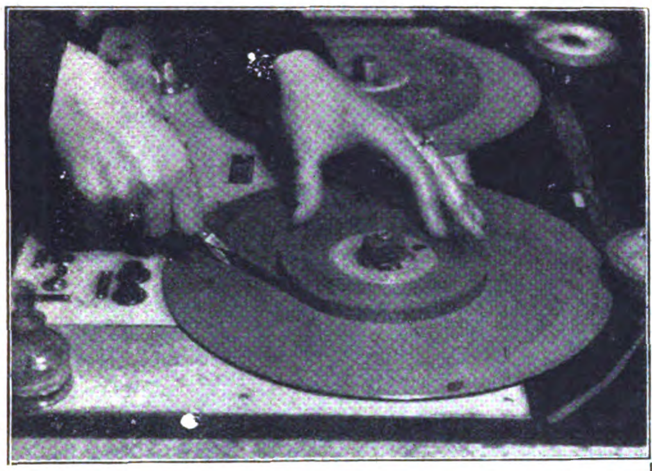
Überall ist der Zeitfunk mit dabei . . .
Hier die Premierenfahrt der ersten weiblichen Straßenbahnfahrerin. Links von ihr der Obermeister von der BVG., der sie in vierwöchiger theoretischer und praktischer Arbeit darauf vorbereitet hatte. Rechts von ihm die die Reportage aufnehmende Reporterin des Zeitfunks.

Aus BVG.-Schaffnerinnen werden Fahrerinnen . . .
Die Rundfunkreporterin des Zeitfunks, Eva Baier-Post, nimmt das Lied auf, das eine neugebackene Straßenbahnfahrerin eigens komponiert hat. Die erste Strophe: Wir werden jetzt die Kurbel drehn . . . / holdrio joho, holdrio joho / Da bleiben alle Leute stehn, da könnt ihr Frauen fahren sehn und da geht es nochmal so schön / holdrio joho, holdrio joho.



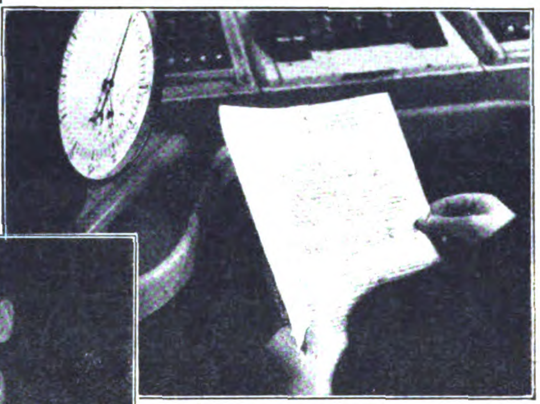


Sitzung bei Produktionsleiter Freuendorfer . . . (rechts).
Er ist der Mann, der zusammen mit den Herstellungsgruppen die Reporter einsetzt und für ihre Reportagetätigkeit mit inspiriert, aufgenommene Berichte kritisiert und in engster arbeitsmäßiger Wechselbeziehung zum Hauptsprachleiter Gülicher und der Reporterin Eva Baier-Post steht. Er verfügt über einen weiteren Mitarbeiterstab.



Spezialreporter mit Mikrophon und allen technischen Rundfunkspezialapparaten ausgestattet, sind stündlich unterwegs, um einen umfangreichen Hörerkreis zufriedenzustellen. Während ein Hörer wissen will, was man eigentlich unter dem vielgenannten New Deal versteht, interessiert einen anderen, ob Süßstoff schädlich sei. So will jeder etwas anderes wissen. Der Hörer fragt — der Zeitspiegel antwortet.

Kommt der Schneider mit der Scher' . . .
Eine Sendung wird aus den verschiedensten „Reportagekonserven" für den Zeitfunk zusammengeschnitten. Die einzelnen Reportagen wurden von den Reportern auf Tonbändern aufgenommen. Jetzt werden sie auf Zeitdauer gestoppt, für die Zeitfunksendung gekürzt und zusammengeschnitten.



Zeit ist kostbar.
In kürzester Zeit wünscht der Zeitfunk seine Hörer über das Wissenswerte zu unterrichten. So werden die einzelnen Teile der Sendung mit der Zeituhr gestoppt und notfalls durch Kürzung eingeengt. Auch durch die Prägnanz der Sprecher allein wird manche Länge überflüssig und dem Hörer doch klar vermittelt.

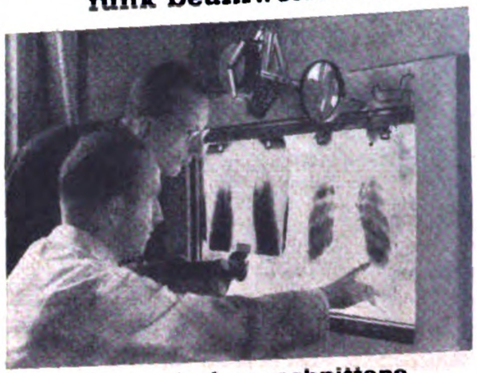


Und nun . . . die eigentliche Zeitfunksendung . . .
Sie erhält ihre akustische Wirksamkeit nicht zuletzt durch den Einsatz von Schauspielern als Sprecher, deren Stimmen unter hunderten allein als für den Zeitfunk „wie geboren" erschienen.



Wenn vor der Sendesaaltür allabendlich um 18.30 Uhr . . .
. . . die rote Lampe glüht und überall größte Ruhe herrscht, überwacht der Hauptsprachleiter und Regisseur Gülicher mit kritischer Miene die allabendliche Sendung, die sich vor seinen Augen hinter einem Glasfenster abspielt . . .

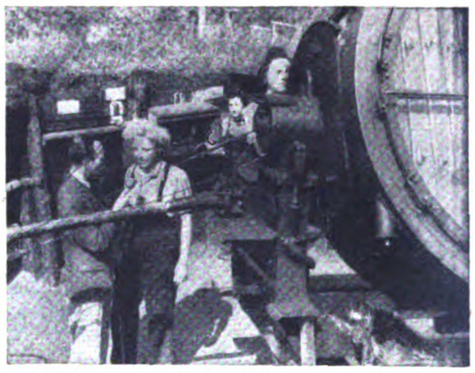
Das sind Fragen, die der Zeitfunk beantwortet hat



Die optisch zerschnittene Lunge.
Der Zeitspiegel berichtete über das neuzeitliche Verfahren der Röntgenschichtaufnahmen, die es ermöglichen, die genaue räumliche Ausdehnung eines Krankheitsherdes im Körperinnern festzustellen



Warum macht man Blutsenkungen?
Unser medizinischer Reporter fragt einen Arzt. Der Reporter wird zum Patienten, läßt sich an Ort und Stelle am eigenen Leib eine Blutsenkung machen — und spricht dabei seinen Bericht in das Mikrophon.



Was leistet eine Flakhelferin?



Tänzerinnen des Reichsfilmballetts im Rüstungseinsatz.



Wie geht es im Krieg mit Austauschgefangenen und Rückwanderern vor sich?





Nichts darf vernachlässigt werden.
Unter den prüfenden Augen des Erwachsenen werden die Schularbeiten gemacht; das Vergnügen (rechts), auch wenn es zur Erheiterung der schaffenden Volksgenossen dient, kommt danach.

Aufnahmen: Ruth Zachäus (3).

Links:
Nach Hause!
Der Schulunterricht ist zu Ende, jetzt werden zu Hause die Einkäufe besorgt, dann die Schularbeiten gemacht, und dann kommt etwas, was vor allem den verwundeten Soldaten Freude bereiten soll.

In ihrem Element.
Das kleine Mädchen ist erst vierzehn Jahre alt, aber der Rhythmus liegt ihm im Blut. Wenn die Soldaten, denen die kleine Tänzerin ihre Künste zeigt, wüßten, daß sie auch eine fleißige Schülerin ist, wäre sie ihnen noch sympathischer.



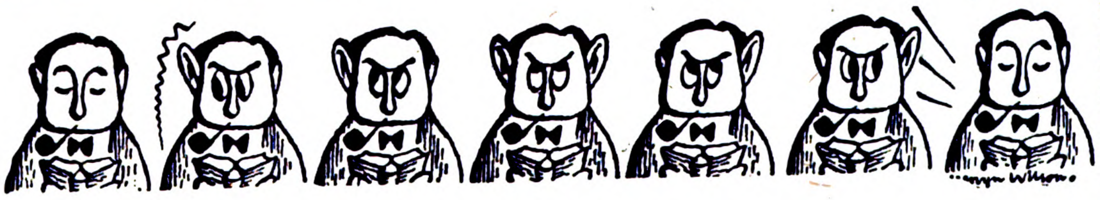
Sie sagen Lästig und meinen: Unerträglich

Man muß den englischen Cant, das ist ihr scheinheiliges Wesen, kennen, um das zu verstehen und auf das richtige Maß der Wirklichkeit zurückzuführen, was heute in England gesprochen, geschrieben und in Bildern gezeigt wird. Die nachfolgenden Aufnahmen stammen aus einer englischen Wochenzeitschrift; sie zeigen aber nur das, was England der Welt zeigen will: einige wenige Zerstörungen, die sie mit Humor umrahmen. Wir kennen diesen Cant; die Wirklichkeit, die jeder Engländer bitter fühlt, sieht anders aus.



Zerstörungen in Hither Green.
Eine Gegend von zerstörten Wohnhäusern in der Nähe der Eisenbahnlinie, die unter dem Feuer unserer V-Waffen gelegen hat; hin und wieder müssen sie solche Bilder schon mal zeigen.

Aufnahmen: Auslandspresse, Zeichnungen aus „Punch".



Karikatur der Zeitschrift „Punch".
Die Zeichnung soll folgendes darstellen: Ein Mann liest ein Buch, hört das Geräusch von V 1, aus dem Ohr werden Löffel, das Geräusch geht an dem Mann vorüber, und dann liest er weiter. In Wirklichkeit wird das Buch in die Ecke und der Mann mit dreißig Knoten Geschwindigkeit in Deckung geflogen sein.



Links: **So viel Glas gibt's nicht mehr.**
Die Fenster eines Omnibusses werden durch Platten ersetzt, weil man endlich dahintergekommen ist, daß die Aussicht, von Glassplittern nicht verletzt zu werden, wichtiger ist, als die Aussicht durchs Fenster.



Rechts: **„Ja, wären Sie eine Woche früher gekommen,**
dann hätte der Wald noch gestanden", sagt der Großgrundbesitzer zu dem Einkäufer einer Papierfabrik. Durch diesen Witz führt „Punch" die Leser über die unangenehme Papierknappheit in England hinweg.

STAATSANWALT Dr. Konrad Horn

ROMAN VON H. G. HANSEN

(8. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 51:

„Bitte, erregen Sie sich nicht, Frau Horn", bat Britting leise. „Wenn wir feststellen, daß Ihre Angaben zutreffen, werde ich die Aufhebung der Untersuchungshaft verfügen. Verstehen Sie bitte, daß ich nicht anders handeln kann."

„Ja", sagte sie tonlos und begriff zum erstenmal, welche Gefahr ihr drohte.

Als sie hinter sich Schritte hörte, wandte sie sich um. Konrad und ihre Mutter standen vor ihr. Magda erhob sich mit einem leisen Aufschrei und suchte Zuflucht bei ihrem Manne. An seiner Brust weinte sie sich aus. Dann mahnte er zur Eile, löste Magda sanft von sich und schob sie in die Arme der Mutter. Wilhelmine von Bork nahm alle Haltung zusammen. Sie war blaß wie die Papiere auf dem Schreibtisch, aber sie hatte sich vollkommen in der Gewalt, als sie Magda Trost zusprach. Für Britting war es eine Qual, dem Abschied beizuwohnen. Er wandte sich ab und sah zum Fenster hinaus Konrad erlöste ihn endlich.

„Wir sind bereit."

„Ja, gewiß." Britting nahm Platz, unterschrieb das rote Formular, das der Beamte vorbereitet hatte, benachrichtigte telephonisch die Wachtmeisterin und sah zu, wie Konrad seine Frau zur Türe begleitete, in der eine Wachtmeisterin erschien, um Magda abzuholen."

„Ich möchte Ihre Vernehmung gleich anschließen, Frau von Bork", ließ sich Britting hören. „Es ist zwar schon ein Uhr durch, aber ich denke, daß es auch in Ihrem Interesse liegt, die notwendigen Aussagen hinter sich zu wissen."

„Ja, Herr Staatsanwalt", anwortete sie fest.

„Können Sie inzwischen Ihre Hausangestellte Frau Kobelt benachrichtigen, daß ich sie in einer halben Stunde erwarte?" fragte Britting Horn.

Er gab ihm damit Gelegenheit, das Zimmer zu verlassen. Konrad nickte nur und ging. Er telephonierte nach Hause, Liesbeth meldete sich sofort.

„Bitte ziehen Sie sich an, Liesbeth, ermahnen Sie die Kinder für eine Stunde zur Ruhe und kommen Sie zu mir ins Amt."

„Ja, Herr Staatsanwalt." Ihre Frage nach Magda hörte Konrad nicht mehr. Er hatte den Hörer wieder aufgelegt.

Die Vernehmung der Mutter nahm nur kurze Zeit in Anspruch. Britting dankte ihr heimlich, daß sie sich so tapfer hielt und ohne Umschweife jede Frage beantwortete.

Nach einer halben Stunde durfte sie gehen. Draußen stand Liesbeth. Sie hatte von Konrad erfahren, um was es sich handelte, und betrat das Zimmer mit dem festen Vorsatz, Herrn Britting, den sie gut kannte, unverblümt die Meinung zu sagen. Dieses Vorhaben führte sie auch beharrlich durch.

Er horchte auf, als sie ihre Theorie der gerechten Vernichtung eines Lumpen entwickelte und nachdrücklich darauf hinwies, daß sie Stern selbst umgebracht hätte, wenn der Schuß nicht tödlich gewesen wäre. Es war nicht einfach, ihre objektiven Wahrnehmungen von den durchaus subjektiven Eindrücken zu trennen. Sie kehrte immer wieder hartnäckig zu den eigenen Ideen zurück und ließ sich auch nicht beirren, als Britting ihr das Gesetzwidrige einer solchen Anschauung darlegte.

Am liebsten hätte Liesbeth ihre Philosophie über Gesetz und Recht auch im Protokoll aufgeführt. Sie unterschrieb widerwillig, was man ihr vorlegte, und verließ Britting in der Überzeugung, ihn jahrlang verkannt zu haben.

Konrad und Frau von Bork waren inzwischen heimgegangen. Liesbeth eilte durch den langen Korridor und die Treppe hinab. Auf der Straße empfingen sie heftige Böen. Ein Gewitter zog auf. Noch ehe sie das Haus erreichte, brach der Regen los.

*

Wilhelmine von Bork fühlte sich angegriffen und legte sich nachmittags ein wenig zu Ruhe. Konrad lief ruhelos in seinem Arbeitszimmer hin und her. Liesbeth wirtschaftete lärmend in der Küche.

Magda saß still auf dem Schemel ihrer Zelle. Sie war bereit, sich in das Unabänderliche zu fügen. Das Essen rührte sie jedoch nicht an. Sie trank nur ein wenig Kaffee und sank, noch ehe der Tag erlosch, auf das harte Bett, um in einen tiefen Schlaf der Erschöpfung zu fallen.

Nach dem Abendessen folgte Frau von Bork Konrad in sein Zimmer. Um sich zu sammeln, ging er einige Male hin und her und offenbarte da seinen Entschluß.

„Ich werde mein Abschiedsgesuch einreichen."

„Muß das sein, Konrad?" fragte sie mahnend. „Genügt es nicht, wenn du dich versetzen läßt?"

„Darüber denke ich seit Tagen nach. Natürlich muß es nicht sein, wenigstens zwingt mich kein Gesetz und keine Verordnung dazu. Aber ich kann nicht länger Staatsanwalt bleiben."

„In ein paar Tagen oder Wochen denkst du vielleicht anders. Überstürze nichts."

„Ich werde niemals anders denken", antwortete er eigensinnig.

„Im Augenblick ist allerdings die Frage wichtiger, wen ich für Magda als Verteidiger nehme." Er furchte die Stirn und ging die Reihe der Anwälte durch. Dann dachte er an Dr. Blank. Er hatte mit ihm manchen Strauß ausgefochten, wenn Blank allzusehr ins Psychologische geriet und Humanität als sein besonderes Steckenpferd ritt. Deshalb konnte er ihn nicht recht leiden. Nun erschien ihm Dr. Blank gerade wegen dieser Eigenheiten als Magdas Verteidiger besonders geeignet. Er würde sich dieses ungewöhnlichen Falles mit besonderer Wärme annehmen.

„Ich werde morgen früh zu Dr. Blank gehen", beschloß Konrad, „und alles mit ihm besprechen." Dieser Vorsatz verlieh ihm neue Kraft.

Am anderen Morgen, der trübe und regnerisch heraufzog und die Pracht der sommerlichen Gärten mit feinen Schleiern überzog, rief Konrad kurz nach acht Uhr den Rechtsanwalt Blank in seiner Privatwohnung an und meldete seinen baldigen Besuch. Endlich war die Zeit untätigen Wartens vorüber. Er nahm Mantel und Hut und verabschiedete sich von Frau von Bork.

Blank erwartete seinen Besucher mit Spannung. Er hatte vergebens darüber nachgegrübelt, weshalb Staatsanwalt Horn, der ihm keine besonderen Sympathien entgegenbrachte, zu so ungewöhnlicher Zeit eine Besprechung erbat.

Als ihm Horn gemeldet wurde, erhob er sich und ging ihm entgegen. Konrad verlor keine Zeit. Er nahm Platz und entwarf in knappen Strichen den Fall Stern, berichtete leidenschaftlos Magdas Tat und bat Blank, die Verteidigung zu übernehmen. Da er nicht sofort eine Antwort erhielt und der Anwalt in sichtlicher Bestürzung bemüht war, den Vorfall mit seinen tragischen Folgen in vollem Umfang zu begreifen, sprach Konrad weiter.

Diesmal galten seine Worte weniger Magda als ihm selbst. Er gestand offen, welche inneren Kämpfe er in der vergangenen Woche durchgemacht hatte und zu welchen Entschlüssen er gekommen war.

„Aber Herr Staatsanwalt", wehrte Blank ab. „Das brauchen Sie mir nicht zu erklären." Er geriet in Erregung und begann sich an der außerordentlichen Aufgabe zu begeistern. „Ich bin zufrieden, daß Sie mir die Verteidigung übertragen. Sie gibt mir eine dankbare Aufgabe, weil ich mit wirklicher Überzeugung für die Angeklagte eintreten kann. Darf ich nun einige Fragen stellen?"

„Bitte."

Blank begann alle Einzelheiten zusammenzufassen und fand dabei in Konrad einen verständnisvollen Helfer, der auf jede Anregung einging. Sie mühten sich, die entlastenden Tatsachen zusammenzutragen und die Möglichkeiten der Anklage zu überprüfen.

Als Blank von seinem Bürovorsteher gemahnt wurde, den Termin um zehn Uhr nicht zu versäumen, bedauerte er die Unterbrechung.

„Ich habe die besten Hoffnungen, Herr Staatsanwalt. Wahrscheinlich werden wir nach Einbringen der Anklageschrift die Aufhebung der Untersuchungshaft erreichen. Vielleicht wiegt die Untersuchungshaft sogar die zu erwartende Strafe auf."

Als er in Konrads Gesicht Zweifel las, reichte er ihm wortlos tröstend die Hand. Sie verließen gemeinsam das Haus. Bevor sie an der Türe Abschied nahmen, kam Blank ein Gedanke.

„Heute nachmittag werde ich Ihre Gattin besuchen. Soll ich ihr etwas bestellen?"

Konrad überlegte kurz. „Sagen Sie ihr bitte, daß ich sie grüßen lasse und bald zu ihr kommen werde."

Blank wußte, was dieser Entschluß bedeutete. Staatsanwalt Horn wollte seine Frau in dem Untersuchungsgefängnis besuchen, das er bisher nur in dienstlicher Eigenschaft betreten hatte.

„Man soll sich nie unterkriegen lassen, Herr Staatsanwalt."

Der Satz war mehr als eine Redensart. Konrad verstand, was Blank damit ausdrücken wollte und nickte ihm dankbar zu.

*

Der Weg nach Hause schien Konrad Horn eine schwere Prüfung zu sein. Er hatte nicht wie sonst einen ausgefüllten Arbeitstag hinter sich, und Magda erwartete ihn nicht. In der Staatsanwaltschaft würde die von ihm hinterlassene Lücke schnell ausgefüllt werden.

Während er seiner Wohnung auf einem Umwege zustrebte, überlegte er, ob es angebracht war, schon jetzt das Abschiedsgesuch einzureichen. Er entschied sich zum Warten. Das Verfahren hatte erst begonnen. Dohndorf konnte sich auf den Standpunkt stellen, daß noch nichts bewiesen und entschieden war.

Die Stimmen der Kinder weckten ihn aus seinem Grübeln. Um ihretwillen heißt es Haltung bewahren, mahnte er sich selbst. Magdas Mutter stand dabei. Sie lächelte Konrad zaghaft und zugleich ermunternd an.

„Ich habe ihnen gesagt, daß du bald heimkommst und mit ihnen spielen wirst", erklärte sie dem Schwiegersohn.

„Danach steht mir nicht der Sinn", seufzte er auf.

„Du mußt dich ablenken", bat sie. „Es wird dir auch gut tun."

„Meinetwegen eine halbe Stunde", gab er nach und ging mit in den Garten. Die Erde war feucht und duftete nach Frische.

Zuerst fand Konrad nicht den richtigen Ton. Dann wurde er von den Kindern mitgerissen, und die Zeit verging wie im Fluge. Als er einen fragenden Blick von Detlef auffing, erklärte er schnell: „Ich habe ein wenig Ferien genommen, um Mutter zu ersetzen, solange sie verreist ist."

„Und ich muß in ein paar Tagen wieder zur Schule", schmollte Detlef. „Kann ich nicht frei kriegen?"

„Nein, das kannst du nicht", entschied der Vater ohne Besinnen. „Schule ist Pflicht, und seine Pflicht versäumt man nie."

Mittags bat Wilhelmine von Bork Konrad zu Tisch. Sie fand ihn untätig in seinem Zimmer sitzend.

„Du darfst dich nicht abschließen und in stummer Lethargie versinken, Konrad."

Sie trat dicht neben seinen Sessel und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Du hast recht, ich lasse mich gehen."

„Diese Zeit ist schwer für dich. Niemand kann das besser verstehen als ich. Aber du mußt dich gesund erhalten, an dich selbst, an die Kinder und an Magda denken."

„Ich will es versuchen", versprach er gehorsam. „Die Ungewißheit ist quälend."

„Ungewißheit? Du müßtest doch voraussehen, wie alles verläuft."

„Ich weiß ebensowenig wie ein anderer, ob die Beweise für die Richtigkeit von Magdas Darstellung beigebracht werden können."

„Und wenn das nicht möglich ist?"

Er überlegte lange. „Dann werden die Richter schließlich dazu neigen, Magdas Erklärung als nicht widerlegbar hinzunehmen."

„Dann ist doch alles gut."

„Nein, es ist eben nicht gut, wenn man nur glaubt, was nicht zu widerlegen ist."

„Das sind Hirngespinste, Konrad. Ich verstehe von deinem Beruf nicht viel, aber ich sage mir dennoch, daß jeder gerecht denkende Mann Magda glauben wird, zumal wenn er das Leben dieses Stern mit dem ihren vergleicht."

„Das spricht allerdings für Magda", murmelte er verschlossen.

„Du hast mir noch nicht erzählt, was der Rechtsanwalt dir sagte."

„Er wird die Verteidigung übernehmen. Sonst weiß er weniger als du und ich."

„Besucht er Magda?"

„Ja, heute nachmittag." Konrad sah auf die Uhr. „Ich könnte ihn anrufen. Vielleicht hat er etwas Neues erfahren."

Der Gedanke belebte ihn. Tatsächlich war Blank eben aus dem Untersuchungsgefängnis gekommen. Frau Horn gehe es den Umständen entsprechend gut. Sie sehe dem Kommenden gefaßt entgegen. Er habe sich Mühe gegeben, sie aufzumuntern und ihr klarzumachen, daß nichts gegen einen guten Ausgang spreche. Sicherlich werde eine Verurteilung wegen fahrlässiger Tötung mit geringem Strafmaß erfolgen.

„Wollen Sie Ihrer Gattin etwas Wäsche und

Toilettengegenstände schicken? Sie bat mich darum."

„Ich gehe selbst sofort. Danke, Herr Rechtsanwalt."

Konrad wartete kaum eine Antwort ab. Er legte den Hörer auf die Gabel und sah zu der Mutter auf.

„Magda braucht Wäsche, Seife, Kamm, Zahnbürste und so weiter. Daß wir nicht daran gedacht haben! Ich bringe ihr sofort einen Koffer mit allem Notwendigen."

Wilhelmine von Bark war froh, daß er so lebhaft wurde. „Komm, wir richten einen kleinen Koffer."

Als Konrad Horn vor dem Gerichtsgebäude stand, zögerte er unmerklich. Es wurde ihm unendlich schwer, als Gesuchsteller zum Untersuchungsrichter und dann in das Gefängnis zu gehen. Aber für Magda nahm er alles auf sich. Er lächelte und spürte die beglückende Wärme, die das Bewußtsein der Liebe ihm spendete.

Amtsgerichtsrat Weise war noch im Amt. Er sah flüchtig auf, als die Türe ging und erkannte Konrad. Es durchzuckte ihn heftig, doch wahrte er seine gleichgültig-amtliche Miene.

„Ich bitte um Sprecherlaubnis, Herr Amtsgerichtsrat", sagte Konrad. „Meine Frau, Magda Horn, befindet sich in Untersuchungshaft."

„Sie können die Sprecherlaubnis haben", antwortete Weise. Er beugte sich über das Formular, das er dem Schreibtisch entnahm. Horn tat ihm leid. Der Mann befand sich in einer schrecklichen Lage. Aber solch ein Unglück konnte jeden treffen. Am besten behandelte man die ganze Angelegenheit rein dienstlich. „So, bitte sehr." Er reichte Horn den Zettel, mit dem er zu Magda gelangen konnte."

Konrad dankte kurz und verließ den Raum. Die Bitternis dieses Ganges bedrückte ihn. Da saß ein Mann, mit dem er seit Jahren zusammenarbeitete, und behandelte ihn wie einen Fremden. Aber vielleicht war es gut so. Er hätte sich an Stelle von Weise wohl ebenso verhalten.

Der Oberwachtmeister an der Pforte des Untersuchungsgefängnisses grüßte ihn stramm und betonte das „Herr Staatsanwalt" wie immer.

Konrad empfing eine numerierte Metallmarke. Sonst war er hier nach Belieben ein- und ausgegangen, um Anordnungen zu treffen und Entscheidungen zu fällen. Nun wurde er wie jeder andere Besucher in eine Liste eingetragen. Daß der Oberwachtmeister die notwendigen Formalitäten schweigend erledigte, empfand Konrad wohltuend. Der Mann ahnte, aus welchem Grunde er kam, sonst hätte er ihm nicht sofort eine Marke überreicht.

Alle Beamten in diesem Hause wußten wohl, daß die Frau des Staatsanwaltes Horn in Untersuchungshaft saß. Wahrscheinlich wurde aufgeregt und eifrig darüber gesprochen.

Der Weg vom Tor bis zum Anmeldezimmer war eine seelische Belastungsprobe. Mitleidige Blicke trafen ihn heftiger als kühl-sachliche. Er übergab dem diensttuenden Beamten den kleinen Koffer mit den für Magda bestimmten Gegenständen und sah zu, wie jedes Stück auseinandergefaltet und geprüft wurde. Seine Nerven waren bis zum Zerreißen gespannt. War es notwendig, diese Prozedur auch bei ihm vorzunehmen? Es konnte ihm doch niemand zutrauen, daß er verbotene Dinge in die Untersuchungshaft schmuggelte. Dann schämte er sich seiner Aufwallung. Der Beamte tat seine Pflicht. Er durfte dem Staatsanwalt keine andere Behandlung zuteil werden lassen als jedem anderen Besucher.

Dann saß er in dem nüchtern gestrichenen kahlen Wartezimmer. Es dauerte eine Weile, bis er von einer Beamtin gerufen wurde. Sie öffnete die Türe zu dem Sprechraum, der durch einen langen, schmalen Tisch in zwei Hälften geteilt wurde. Magda war schon anwesend. Sie stand jenseits der trennenden Schranke und sah ihm mit geweiteten Augen entgegen, die in dem blassen Gesicht unnatürlich glänzten. Sie flüsterte zitternd „Konrad".

„Magda", sagte er herzlich. Er vergaß die Umgebung und die Anwesenheit der überwachenden Beamtin. „Du mußt den Kopf oben behalten und immer daran denken, daß wir auf dich warten und dich recht bald wieder bei uns haben möchten."

Er streckte ihr beide Hände entgegen. Sie legte mit schüchterner Gebärde die ihren hinein und fühlte sie von einem festen Druck umschlossen.

„Ich habe dir alles mitgebracht, was du brauchst", fuhr er fort. Ein Gespräch über diese nebensächlichen Fragen gab ihm Haltung.

„Wenn du noch mehr Wünsche hast, werde ich sie sofort erfüllen. Möchtest du aus einem Hotel verpflegt werden?"

Sie schüttelte den Kopf. Er setzte sich jedoch darüber hinweg und schwindelte sogar ein wenig, um ihren Widerstand zu beseitigen. „Ich habe das Essen bereits bestellt. Von morgen ab wirst du es erhalten."

Dann schwiegen sie, sahen sich an und wußten nicht, wovon sie sprechen sollten. Es bedeutete schon Glück, daß sie beieinander weilten, und spürten, wie fest und unvergänglich ihre Liebe war. „Die Kinder sind munter wie immer", nahm Konrad das Gespräch wieder auf. „Ich habe ihnen gesagt, daß du für einige Zeit verreist bist. Dohndorf hat mich auf meinen Wunsch bis auf weiteres beurlaubt. Das tröstet die Kinder über deine Abwesenheit."

„Ist dieser Urlaub..." Sie stockte und fuhr dann erregt fort, „Soll das nur eine Überleitung zum Abschied sein, Konrad?"

„Bis jetzt haben weder Dohndorf noch ich darüber gesprochen", wich er aus.

„Aber du denkst daran", stellte sie traurig fest. „Konrad, wenn du um meinetwillen aus dem Amt gehst, werde ich nie wieder froh sein können."

„Es gibt so viele Möglichkeiten für einen Juristen, sich zu betätigen", tröstete er leichthin. „An Arbeit mangelt es wirklich nicht."

„Aber du liebst deinen Beruf."

„Doch nicht mehr als dich, Magda. Das weiß ich seit einigen Tagen bestimmt."

Ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Damit täuscht du mich nicht, Konrad. Ich bitte dich, bleibe in deinem Beruf. Du kannst dich versetzen lassen."

„Bis jetzt habe ich nichts unternommen und werde auch vorläufig nichts tun", versprach er.

„Dann ist es gut", sagte sie aufatmend.

„Blank ist voller Hoffnung." Konrad suchte nach einem anderen Gesprächsthema. „Er versicherte mir, ihm sei um den Ausgang des Verfahrens nicht bange. Da fahrlässige Tötung..."

„Bitte nicht über Dinge sprechen, die mit der Ursache der Haft zusammenhängen", mahnte die Beamtin.

Konrad wurde rot. Er kannte die Vorschriften gut genug, um einen solchen Verstoß zu vermeiden.

Sie sprachen wieder von den Kindern, und damit verging die Besuchszeit schnell. Als er sich erhob, nahm er Magda in die Arme und küßte sie.

„Leb wohl, Magda. Denke daran, daß auch diese Zeit vergeht."

Sie umklammerte seine Hände, als wolle sie ihn nie wieder freigeben. Er machte sich sanft los, lächelte ihr zu und wandte sich dann ab. Sie sah ihm mit brennenden Augen nach und folgte mechanisch der Beamtin, die sie in die Zelle zurückführte. Der Besuch hatte sie angegriffen und ihr trotzdem unendlich wohlgetan. Wenn Konrad sie liebte, war alles zu ertragen. Nur durfte er nicht um ihretwillen seinen Beruf aufgeben. Sie war entschlossen, sich dagegen mit allen Mitteln zur Wehr zu setzen.

*

Während im Hause Horn das Leben seinen Fortgang nahm und die Frauen sich um Konrad sorgten, der viele Stunden mit dem Studium von Fachzeitschriften, höchstgerichtlichen Entscheidungen und lange nicht mehr gelesenen Büchern verbrachte, begann Staatsanwalt Britting die neuen Ermittlungen. Unglücklicherweise war Kommissar Siebert erkrankt. Er hatte sich im Dienst eine Lungenentzündung zugezogen und würde voraussichtlich einige Wochen nicht arbeitsfähig sein.

„Es handelt sich um den Fall Stern, Herr Kriminalrat", erklärte Britting am Telephon dem Leiter der Kriminalpolizei. „Wir haben endlich den Täter, das heißt die Täterin gefunden. Nach ihren Angaben liegt jedoch weder Mord noch Totschlag, sondern nur fahrlässige Tötung vor. Die Nachprüfung wird nicht ganz einfach sein. Wen können Sie mir für Siebert empfehlen?"

„Ich weiß, was geschehen ist, Herr Staatsanwalt", antwortete Kriminalrat Brecht. „Es hat sich schon bis zu uns herumgesprochen. Ich empfehle Ihnen unseren jungen Kommissar Schwed. Siebert schätzt ihn sehr, und soweit ich es beurteilen kann, ist er ungewöhnlich tüchtig. Wann darf ich ihn zu Ihnen schicken?"

„Sofort, wenn es geht. Ich bin in meinem Büro."

„Dann werde ich Schwed benachrichtigen."

„Hoffentlich kann er wirklich etwas", brummte Britting nur halb zufrieden vor sich hin, ordnete seine Notizen, überflog noch einmal die Protokolle und sah prüfend auf, als ihm Schwed gemeldet wurde. Das Gesicht enttäuschte ihn zuerst. Es war in manchen Zügen noch knabenhaft. Nur das aufgeschnittene feste Kinn, der schmale Mund und die klugen Augen ließen den Gesamteindruck gereifter erscheinen.

„Kriminalkommissar Schwed", stellte sich der Ankömmling vor.

„Bitte, nehmen Sie Platz." Britting deutete auf einen Stuhl. Er wollte den neuen Mitarbeiter erst ein wenig kennenlernen. „Sie sind noch nicht lange bei der Kriminalpolizei?"

„Acht Jahre, Herr Staatsanwalt. Hierher wurde ich allerdings erst vor drei Monaten versetzt."

Britting stellte ein paar Fragen nach der Heimat Schweds, seinem bisherigen Werdegang, und gewann den Eindruck, daß der junge Mitarbeiter über den Durchschnitt begabt war.

„Was war für Ihre Berufswahl maßgebend? Ein bißchen Abenteuerlust?" Er lachte auf und erklärte seine Fragen. „Es ist nicht müßige Neugier, Herr Kommissar. Ich will mit Ihnen einen wichtigen Fall besprechen und hoffe, daß wir auch weiterhin gut miteinander auskommen. Daß ich neue Herren der Kriminalpolizei ein wenig kennenlernen möchte, ist verständlich."

„Gewiß." Schwed verbeugte sich kurz. „Aber Abenteuer? Nein, so möchte ich es nicht nennen." Er wurde nachdenklich. „Spannung ist vielleicht das richtige Wort, aktives Handeln, selbstverantwortliche Entschlüsse."

„Wurde dieser Traum schon erfüllt?"

„Nur wenig. Ich habe bisher kaum an wirklich interessanten Fällen mitgearbeitet. In der Hauptsache waren es alltägliche Ereignisse, meist Arbeit nach einer gewissen Schablone."

Sein Ehrgeiz wird meine beste Hilfe sein, überlegte Britting und war geneigt, den Ersatzmann für Siebert willkommen zu heißen.

„Ich will Ihnen eine wirklich interessante Aufgabe übertragen, Herr Kommissar. Es handelt sich zwar nicht um einen sensationellen Kriminalfall, aber um ein psychologisch besonders lohnendes Objekt. Hier sind die Akten. Kommissar Siebert führte bisher mit Staatsanwalt Horn die Ermittlungen. Wieviel Zeit benötigen Sie, um das durchzulesen und mir Ihre Meinung zu sagen?"

Schwed sah das Bündel an und krauste die Stirn. „Bis heute abend, Herr Staatsanwalt."

Er ist kein Aufschneider, stellte Britting fest. Die meisten hätten an seiner Stelle behauptet, in ein oder zwei Stunden fertig zu sein.

„Ich erwarte Sie morgen früh neun Uhr. Wir können dann alles besprechen."

Schwed nahm die Akten an sich, grüßte und wandte sich zum Gehen.

Britting schaute ihm nach und sah, daß er den rechten Fuß schwer aufsetzte.

„Einen Augenblick bitte noch, Herr Kommissar. Haben Sie sich verletzt? Nachdem Kommissar Siebert überraschend krank wurde, möchte ich Sie nicht auch mitten in der Arbeit verlieren."

„Ich verlor als Junge bei einem Unfall meinen rechten Fuß", sagte Schwed leise.

„Entschuldigen Sie." Britting war fast verlegen.

„Bitte, keine Ursache, Herr Staatsanwalt." Schwed verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Ich glaube, daß Brecht mich gut beraten hat, überlegte Britting. Der junge Beamte macht durchaus den Eindruck, als ob er auch verzwickte Fälle lösen könne. Dann sah er zu dem Stoß Akten hinüber, der aus Horns Zimmer zu ihm gebracht worden war, und machte sich daran, sie durchzusehen.

Mittags kam ihm zum Bewußtsein, daß heute Samstag war. Er hatte Schwed ausgerechnet zu einem Sonntagvormittag bestellt. Die Unachtsamkeit ärgerte ihn zuerst. Dann war er jedoch zufrieden. Man durfte keinen Tag unnütz verlieren. Mit einiger Spannung sah er dem Besuch entgegen und verließ Sonntag morgens eilig das Haus, nachdem er seiner Frau erklärt hatte, es handele sich um unaufschiebbaren Dienst.

Pünktlich zur festgesetzten Zeit klopfte Schwed an der Türe Brittings.

„Hoffentlich hatten Sie nichts Besonderes vor. Ich übersah ganz, daß wir Sonntag haben."

Britting streckte Schwed die Hand entgegen.

„Durchaus nicht, Herr Staatsanwalt."

„In Ihrem Alter hatte ich immer etwas vor." Britting lachte. Er lehnte sich in den Sessel zurück und blickte den Kommissar forschend an.

Schriftleitung: München 22, Thierschstraße 11, Fernruf 2 21 31. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beigelegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste 5. Einzelnummern können bis auf weiteres nicht nachgeliefert werden

„Ich saß noch am späten Abend über den Akten", berichtete Schwed einfach. Es ist sehr schwierig, Anhaltspunkte zu finden. Alles sieht klar und logisch aus. Wahrscheinlich legen Staatsanwaltschaft und Gericht Wert darauf, möglichst genaue Beweise für oder gegen die Aussagen von Frau Horn zu erhalten."

„Ganz recht. Darauf kommt es in erster Linie an." Britting nickte.

Schwed gefiel ihm wirklich gut. Er war kein Großsprecher und behauptete nicht, die Beweise schnell heranschaffen zu können.

„Darf ich fragen, Herr Staatsanwalt, ob Sie mir einen Wink geben wollen."

„Wenn ich wüßte, an welchem Punkt Sie Ihre Ermittlungen aufnehmen sollen, hätte ich Ihnen es schon gestern gesagt."

„Die mir gangbar erscheinenden Wege stehen nicht in direkter Beziehung zu Frau Horn. Ich werde wieder ganz von vorn anfangen müssen."

„Kommissar Siebert hat bereits alles Denkbare getan. Sie können es sich ersparen, seine Ermittlungen nachzuprüfen."

„Das beabsichtige ich auch nicht, Herr Staatsanwalt. Ich werde ganz andere Wege einschlagen, und zwar die von Herrn Siebert nicht begangenen."

„Da wäre ich aber neugierig", brummte Britting.

„Herr Siebert konnte diese Wege nicht sehen, weil er keine Kenntnis von den Aussagen der Frau Horn hatte. Darf ich meine Absichten kurz entwickeln?"

„Bitte."

„Im Fall Stern sind eigentlich zwei Täter vorhanden, einmal Stern als Erpresser, Betrüger und Hochstapler, dann Frau Horn als sein Opfer, das schließlich zur Waffe griff. Die Beweismittel für Frau Horn wurden bereits alle genannt und geprüft. Man muß daher die Wege Sterns nachgehen.

Ich wunderte mich, und das gab mir den neuen Gedanken ein, wie der Widerspruch zwischen den Lebensverhältnissen Sterns und seinen Einnahmen entstanden ist. Wenn ich voraussetze, daß Frau Horn die Wahrheit sagt, besaß Stern ausreichend Mittel, um gut zu leben. In Wahrheit vegetierte er aber dahin. Sein Aufwand entsprach nicht einmal dem Arbeitsverdienst."

„Und was schließen Sie daraus?" fragte Britting gespannt.

Daß Stern bestimmte Pläne hegte. Er kam abgerissen und fast mittellos aus dem Zuchthaus. Ich kann mir nicht denken, daß ein Mensch wie er auf die Dauer Hilfsarbeiter und Laufbursche bleiben wollte. Wenn er jedoch beabsichtigte, seine Betrügereien, vor allem den Heiratsschwindel wieder aufzunehmen, mußte er erst einmal für Betriebskapital sorgen."

„Das ist tatsächlich zu erwägen", gab Britting nachdenklich zu.

Schwed erhob sich, ohne daß Britting eine entlassende Geste gemacht hatte. Er blieb abwartend vor dem Schreibtisch stehen.

„Sie wollen gehen? Wann werden Sie mich wieder aufsuchen?"

„Sobald ich etwas Neues weiß, Herr Staatsanwalt."

Er nennt keine bestimmte Frist, dachte Britting befriedigt und verabschiedete ihn freundlich.

*

Als das Licht dieses Sonntages zur Neige ging, läutete es am Hause Horn. Liesbeth öffnete und begrüßte freudestrahlend das Ehepaar Britting. Mit Kummer hatte sie bemerkt, daß ihr Herr sich völlig von der Außenwelt abschloß, und war glücklich, daß dieser Besuch kam.

Sie öffnete die Türe zum Wohnzimmer und meldete triumphierend: „Herr Staatsanwalt Britting und Frau." Dann hatte sie noch die Genugtuung, das überraschte Gesicht von Frau von Bork zu sehen, bevor sie die Besucher an sich vorüberließ und die Türe wieder abschloß.

„Britting", murmelte Wilhelmine von Bork und begriff, was dies bedeutete. Ihr wurde warm ums Herz. Freunde erkennt man erst ganz, wenn Schatten heraufziehen, überlegte sie.

Werner Britting ließ ihr keine Zeit zu vielem Nachdenken. Er schaute lächelnd zu, wie seine Frau Wilhelmine von Bork begrüßte, schüttelte ihr kräftig die Hand, fragte aufgeräumt nach ihrem Befinden und dem Gedeihen der Kinder und ließ dabei die Blicke fragend ringsum gehen.

„Wo steckt denn der Herr des Hauses? Er wühlt wohl zur Erholung in Büchern."

„Wahrscheinlich." Frau von Bork lächelte zum ersten Male in diesen Tagen befreit. „Für ihn scheint es Entspannung zu bedeuten."

„Brrr." Britting schüttelte sich. „Früher benahm ich mich so ähnlich, aber ich bin vernünftiger geworden als der geschätzte Kollege. Oder muß ich mich schämen, weil ich abends gern etwas anderes lese und von anderem spreche als von den Fragen meines Berufes?"

„Seien Sie froh", erklärte Wilhelmine von Bork.

„Er schwindelt wie so oft." Helga Britting neckte ihren Mann. „Manchmal bin ich ganz unglücklich, wenn er das Essen hastig herunterschlingt, um schnell seine Akten oder Bücher vorzunehmen. Mich und die Kinder vergißt er dann ganz."

„Aber nur sehr manchmal", wehrte er sich. „Ich glaube, das kommt nur einmal im Monat vor, wenn ich gerade einen Rückfall spüre."

„Falls deine Angeklagten so frech schwindeln wie du, hast du es sicher nicht leicht."

„Warum bin ich hier Mittelpunkt?" fragte Britting stirnrunzelnd. „Wo steckt der Buchstabenvertilger Horn?"

„In seinem Zimmer."

„Darf ich ihn ausräuchern?"

„Natürlich."

Während sich Helga Britting bei Frau von Bork niederließ, öffnete Werner Britting die Türe zum Speisezimmer, ging rasch hindurch und drückte sachte die Klinke zu Konrads Arbeitszimmer nieder. Er sah durch den Spalt einen über den Schreibtisch gebeugten und eifrig lesenden Mann, der seine Umgebung vergessen hatte.

„Hallo, Horn. Draußen atmet die Erde warm und köstlich, verströmt Düfte und Kräfte, und Sie sitzen hier und haben nichts Besseres zu tun, als den Staub Ihrer Bücher zu schlucken."

Konrad erschrak für einen Augenblick. Dann überfiel ihn Erstaunen. Britting stand lachend im Rahmen der Türe und schaute ihn fast übermütig an. Bedeutete das eine gute Wendung für Magda? Oder kam er nur hierher, um seine unerschütterliche Freundschaft zu beweisen?

„Britting, Sie?"

„Ja, leibhaftig. Wollen Sie mich nicht begrüßen, und wenn nein, muß ich das Haus wieder verlassen?"

„Aber Britting, willkommen!" Konrad erhob sich und ging ihm entgegen. Als er den Händedruck spürte und zurückgab, kam ihn leichte Verlegenheit an. Es war seltsam, den Mann freundschaftlich im Hause zu empfangen, der Magda und ihn verhört hatte und die Untersuchung gegen Magda betrieb.

Britting ließ ihn diese Gedanken jedoch nicht ausspinnen. Er sprach lebhaft weiter, ein bißchen Berufsklatsch, ein bißchen vom Wetter, vom Verlauf des Sonntages, seinen beiden Jungen, der prächtigen Apfelernte, mit der er im Garten rechnete, und vielen anderen nichtigen und dennoch gemütlichen Dingen.

Britting, der bei der Vernehmung ganz sachlich gewesen war, gab sich jetzt wie immer als frischer, stets zum Scherz bereiter Kamerad. Konrad Horn verstand die Absicht. Werner Britting wollte ihm beweisen, daß er nicht daran dachte, die persönlichen Beziehungen abzubrechen. Es war sogar anzunehmen, daß Dohndorf von diesem Besuch wußte und ihn billigte. Rührung stieg aus Konrads Herzen auf und Dankbarkeit, solche Freunde zu haben. Er zwang sich, auf den munteren Ton einzugehen. Seine Fragen wurden lebhafter, seine Anworten freier.

„Haben Sie eine Zigarre, Horn?" fragte Britting unvermittelt, „Ich vergaß, Rauchbares einzustecken."

„Ja, natürlich." Konrad erinnerte sich seiner Gastgeberpflichten, holte aus dem Schreibtisch zwei Kisten und ließ Britting wählen, der mit kritischer Miene Format und Deckblätter musterte und mit Bedacht zugriff. „Einen Schnaps?" fragte Konrad.

„Kann nie schaden", versicherte Britting, während er die Zigarre anzündete.

Damit war vollends jede Hemmung beseitigt. Britting fragte nicht, ob er die geschlossenen Fenster öffnen dürfe. Er ging einfach hin, riß die Flügel weit auf und atmete tief die milde Luft des Sommerabends ein.

Ohne Übergang fand er einen neuen Gesprächstoff. „Siebert ist krank. Lungenentzündung. Ich möchte gern wissen, wie ein Mensch sich mitten im Sommer Lungenentzündung holen kann. Zuerst war ich ärgerlich, aber der Ersatz, den sie mir für Siebert geschickt haben, ist kein Ersatz, sondern kluger, zurückhaltender, vielversprechender Nachwuchs."

„Siebert krank?" fragte Konrad ernüchtert. Hundert Gedanken zugleich gingen ihm durch den Kopf. War das eine Überleitung zu ernsteren Fragen? Verband Britting mit seinem Besuch doch dienstliche Absichten?

Er wurde schnell eines Besseren belehrt. „Schwed heißt er, ganz schmal und mit einem Kopf halb wie ein Primaner, halb wie ein Leichtathlet. Am besten gefiel mir seine Bescheidenheit. Keine Spur von Großsprecherei, wie sie mancher zu servieren pflegt."

Er lachte. „Dieser Herr Schwed ist mir willkommen. Er wird es schaffen, Horn, bestimmt. Dafür gewinnt man im Laufe der Jahre eine Nase. Wenn Sie ihm mal begegnen, können Sie Vertrauen zu ihm haben."

Also Schwed heißt der Mann, der den Fall Stern mit Britting bearbeitet, überlegte Konrad. Offenbar sind die beiden auf einem Wege, der ihnen aussichtsreich erscheint. Die Frage nach den näheren Umständen brannte ihm auf der Zunge. Er unterdrückte sie jedoch. Man konnte Britting unmöglich danach fragen, mußte im Gegenteil schon dankbar sein, daß er aus freien Stücken so viel berichtete.

Während Konrad noch überlegte, erinnerte Britting sich seiner Frau.

„Ich bin kein Kavalier und werde es wohl nie werden", erklärte er betrübt. „Wir sitzen hier, rauchen Zigarren, trinken Steinhäger und dabei vergesse ich, daß meine Frau mitgekommen ist."

„Ihre Frau?"

„Sie ist bei Frau von Bork im Wohnzimmer. Ich glaube zwar, daß sie mich nicht vermissen, denn wenn sie von den Kindern sprechen, versinkt alles andere im wesenlosen Nichts."

„Ich muß sie aber begrüßen", lächelte Konrad.

Sie gingen durch das Speisezimmer zurück und traten in den Raum, in dem die beiden Frauen in einem lebhaften Meinungsaustausch über Erziehung, vorbeugende Gesundheitsmaßnahmen und Essen begriffen waren.

„Entschuldigen Sie bitte, Frau Britting", sagte Konrad, während er sich zu ihr herabbeugte. „Ihr Mann hat mir eben erst verraten, daß Sie mitgekommen sind."

„Ich benahm mich wie immer daneben", gab Werner Britting zerknirscht zu.

„Er macht sich nur schlecht, um einen Lobspruch einzuheimsen", lachte Wilhelmine von Bork. „So weit kenne ich ihn schon!"

„Oh, gnädige Frau." Er legte die Hand beteuernd auf die linke Brustseite. „Wie kann ich diesen schlechten Eindruck wieder auslöschen?"

„Es ist gar kein schlechter Eindruck. Ich finde es wesentlich amüsanter als steife Förmlichkeit."

„Siehst du, Helga", wandte er sich darauf triumphierend an seine Frau. „Das sagt nun eine Dame, die es sicher weiß. Du versuchst aber jeden Tag von neuem, mich zu einem Musterexemplar von Mann zu dressieren."

„Du bist unausstehlich", rief sie aus. Der Blick verriet jedoch, daß sie das Gegenteil dachte.

Es wurde ein gemütlicher Abend. Britting und Frau von Bork lenkten geschickt das Gespräch. Es gab keine leeren Minuten. Sie lockten Konrad vollends aus seiner Zurückhaltung heraus.

Als Brittings sich kurz vor Mitternacht verabschiedeten, geleiteten Konrad und seine Schwiegermutter sie bis vor die Gartenpforte.

„Ich mag deinen Freund Britting wirklich gern", stellte Wilhelmine von Bork fest. „Er ist so frisch und lebhaft wie ein junger Reiteroffizier."

„Das ist dein höchstes Lob?" lächelte Konrad.

„Ja", sagte sie einfach.

„Ich bin ihm dankbar, daß er gekommen ist. Er wollte uns zeigen, wie wenig sich an unserm persönlichen Verhältnis geändert hat, und berichtete mir unauffällig, daß Kommissar Siebert, der bis jetzt die Ermittlungen im Falle Stern geführt hat, erkrankt ist. Man hat Britting einen Ersatzmann geschickt, von dem er sich viel verspricht. Er deutete gute Aussichten an."

„Gott sei dank", murmelte Wilhelmine von Bork.

Dann suchten sie ihre Zimmer auf. Zum ersten Male seit vielen Tagen schlief Konrad tief und erquickend.

*

An diesem Sonntag nahm Kriminalkommissar Schwed die Ermittlungen in der Sache Horn auf. Es sollte zunächst nur ein Versuch sein. Blieb er vergeblich, dann würde er anderswo ansetzen, bis sich endlich ein Anhaltspunkt bot.

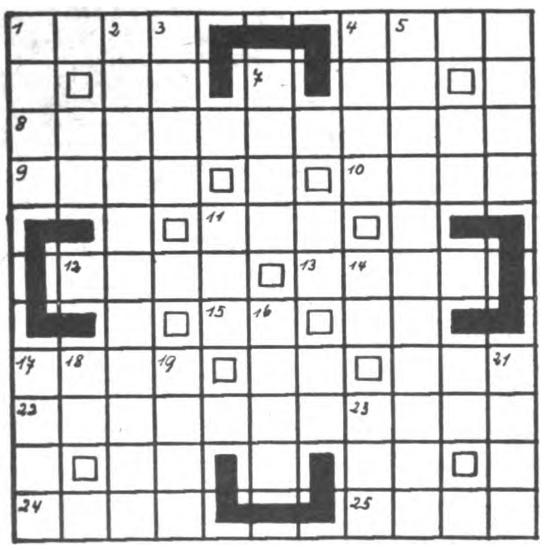
Im Grunde genommen war alles sehr einfach. Er hatte beim Studium der Akten das Verzeichnis der im Besitz des erschossenen Stern befindlichen Gegenstände mit wachsendem Interesse gelesen, da ihn manches daran störte.

Stern hatte aus dem Zuchthaus den Ertrag seiner Arbeit in Höhe von hundertdreißig Mark mitgebracht. Dreißig Mark wurden ihm bar übergeben, hundert Mark von der Zuchthausverwaltung an die Gefangenenfürsorge überwiesen. Stern erhielt diese hundert Mark nicht in Teilbeträgen, um sein Leben zu fristen, da er sofort nach dem Eintreffen in der Stadt Arbeit fand und selbst für seinen Unterhalt sorgen konnte, sondern er benutzte den Betrag zur Ergänzung seiner Kleidung. Den Akten lag ein Zettel bei, aus dem hervorging, daß die Gefangenenfürsorge für Stern die Rechnung eines bekannten Geschäftes für Herrenkleidung in Höhe von hundertdrei Mark bezahlt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Kreuzworträtsel.



Waagrecht: 1. Teil des Beines, 4. Säugetier, 8. deutscher romant. Dichter, 9. römischer Kaiser, 10. gebräuchl. Weise, 11. Wild, 12. Sekt, 13. Gewebe, 15. sibir. Strom, 17. Fläche, 20. spanischer Nationalheld, 22. asiat. Reich, 24. preuß. Feldmarschall 19. Jahr., 25. chem. Element. — Senkrecht: 1. Stadt in der Ostmark, 2. abnehmender Ton, 3. Widerhall, 4. Liebesgott, 5. Puderzucker, 6. Fabelwesen, 7. Geflügel, 11. Stadt in Brasilien, 14. Faultier, 16. Gewässer, 17. mandschur. Grenzfluß, 18. ägyptischer Gott, 19. Stadt in Südarabien, 21. Stachel, 23. Eulenart.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: an — ar — ber — brech — chi — da — dor — e — e — en — ett — ga — ge — gi — gie — go — gra — gu — han — hard — i — is — kö — le — li — lo — ma — me — ment — ment — na — ne — ner — ni — nig — nu — pa — par — que — qui — rai — sal — sel — stein — tar — ti — ti — to — tou — tus — va — zaun sind 17 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch von Goethe ergeben; ch = 1 Buchstabe.

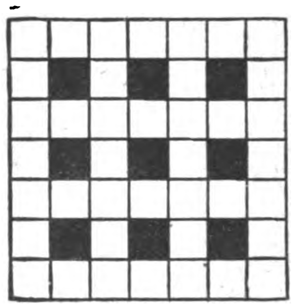
1. Stadt in Spanien, 2. Tatkraft, 3. blühende Pflanze, 4. Anstellung, 5. ital. Tondichter, 6. kleiner Singvogel, 7. Hafenstadt in Chile, 8. Freistaat in Mittelamerika, 9. ital. Geiger, 10. Tierfabelname, 11. Beweis, 12. männl. Vorname, 13. ital. Weinsorte, 14. franz. Landschaft, 15. persische Stadt, 16. Eintänzer, 17. franz. Tanz.

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 ....

Kryptogramm.

Aus den Wörtern: Wohnung — Delta — Attentat — Gehör — Menage — Aufwand — Kohl — Station — Lenz — Busento — Rheinwein — Renner — Diamant — Sehnsucht — achtsam — Schicht — dafür — mürbe — Bezahlung — Wohltat — dazumal — Wachs — Ende sind je 3, aus dem letzten Wort nur 2 Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Lessing ergeben.

Viereck.



Die Buchstaben: a a a a d d d d e e e e e e i i i i i i i i l l n n r r s s s s s t u u z z z sind so in die Felder zu ordnen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. Anschrift, 2. trop. Gewächs, 3. Schuh, 4. Abschnitt der Erdgeschichte.

Zahlenrätsel.

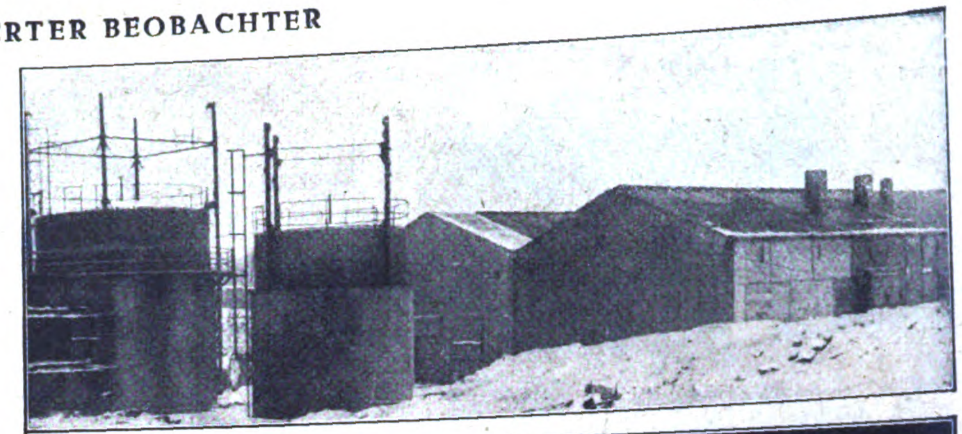
1 3 11 12 5 5 13 10	Gartenhaus
2 3 14 13 8 8	Blasinstrument
3 15 6 9 15	Berg im Böhmerwald
4 7 16 4 9 10	Donaulachs
5 3 11 9 10 18 9 5	wohlriechend. Strauch
6 9 16 4 9 15	Trinkgefäß
3 15 16 4 12 1 9 5	Inselgruppe
7 17 9 5 9 12	Karpfenfisch
8 15 3 2 3 5 14 3 15	span. Vorgebirge
9 7 8 9 15	Tierkörperteil
10 3 18 9 5 17 3 1	Südspitze von Afrika.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen nennen vorgeschichtliche Siedlungen.

Lösungen der Rätsel:

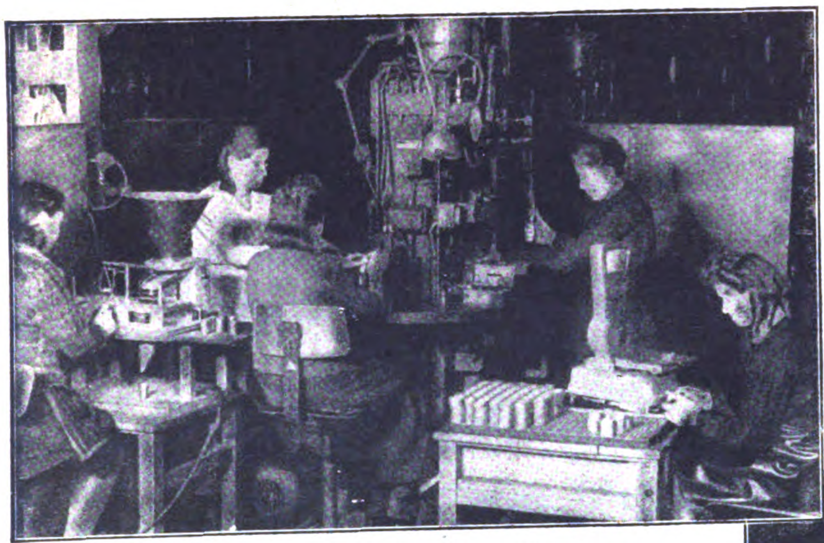
Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Wade, 4. Affe, 8. Eichendorff, 9. Nero, 10. rite, 11. Reh, 12. Asti, 13. Gaze, 15. Ob, 17. Area, 20. Cid, 22. Mandschukuo, 24. Roon, 25. Uran. — Senkrecht: 1. Wien, 2. decrescendo, 3. Echo, 4. Amor, 5. Farinzucker, 6. Elfe, 7. Ente, 11. Rio, 14. Ai, 16. Bach, 17. Amur, 18. Ra, 19. Aden, 21. Dorn, 23. Uhu. ✱ Silbenrätsel: 1. Granada, 2. Energie, 3. Steinbrech, 4. Engagement, 5. Toselli, 6. Zaunkönig, 7. Iquique, 8. Salvador, 9. Tartini, 10. Malepartus, 11. Argument, 12. Eberhard, 13. Chianti, 14. Touraine, 15. Ispahan, 16 Gigolo, 17. Menuett. „Gesetz ist maechtig, maechtiger ist die Not." ✱ Kryptogramm: Wohnung Delta Attentat Gehör Menage Aufwand Kohl Station Lenz Busento Rheinwein Renner Diamant Sehnsucht achtsam Schicht dafür mürbe Bezahlung Wohltat dazumal Wachs Ende. „Wohltaten hören auf Wohltaten zu sein, wenn man sucht, sich dafür bezahlt zu machen." ✱ Viereck: 1. Adresse, 2. Rizinus, 3. Sandale, 4. Eiszeit. ✱ Zahlenrätsel: Pavillon, Fagott, Arber, Huchen, Lavendel, Becher, Archipel, Ukelei, Trafalgar, Euter, Nadelkap. „Pfahlbauten."

Zwei scharfe Augen ein heller Kopf



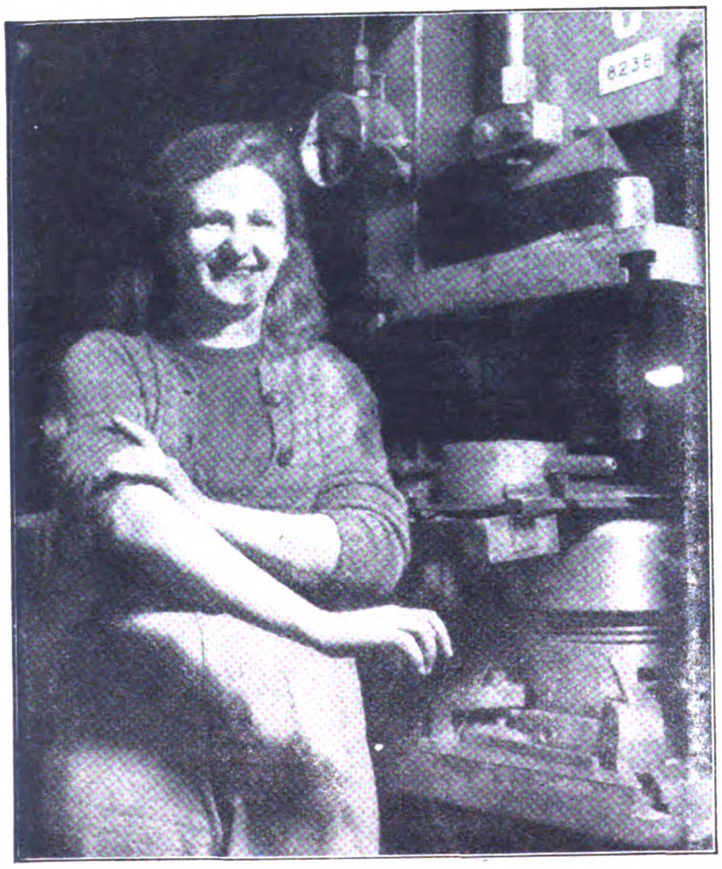


Eine verstopfte Rohrleitung ließ den Ingenieur stutzig werden.
In den beiden Hallen (oberes Bild) wurde ein Schutzgas erzeugt, mit dem eine Anzahl kleiner Öfen zum Sintern von Eisenteilen gespeist wurde. Obwohl das Schutzgas durch die verstopfte Rohrleitung keinen Zutritt zum Sinterofen hatte, war, was den Ingenieur stutzig machte, das Arbeitsergebnis gleich gut. Zahlreiche Versuche bestätigten diese Beobachtung. Es wurde nun ein Verfahren entwickelt, das die kostspielige Anlage zur zusätzlichen Schutzgaserzeugung überflüssig machte. Und das Ergebnis? 1 100 000 Kilowattstunden werden jährlich für andere Zwecke frei

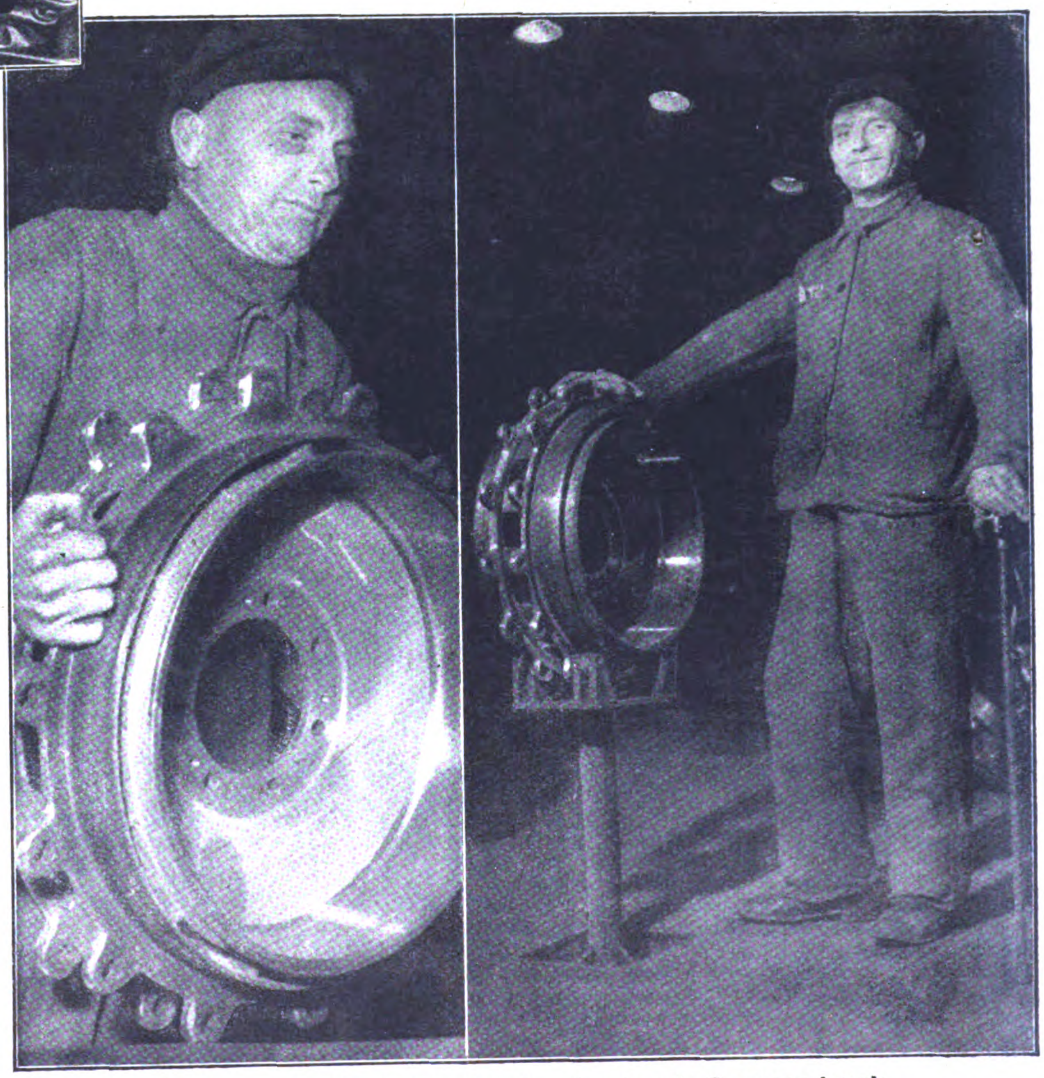


„5 Arbeitskräfte an einer Maschine?" denkt der Ingenieur, „da muß ich mal sehen . . ." Er überlegt, zeichnet, rechnet; die Lösung ist . . .

Aufnahmen: Leßmann



. . . eine neue Zwillingspreßvorrichtung, die in die alte Maschine eingebaut wird. Eine Arbeiterin macht jetzt alles allein; sie schafft 25% mehr, als früher mit ihren vier Arbeitskameradinnen zusammen.



Früher mit aller Körperkraft – heute ein Daumendruck.
Die schweren Räder brauchen jetzt nicht mehr auf den schweren Boch gehoben zu werden; Preßluft auf einen Ständer läßt die einzelnen Räder jetzt in die Höhe schnellen.

Bomben ins Wasser!

Ein mißglückter Flugzeugangriff auf einen deutschen Frachter im Hafen



„Jabos" greifen den Hafen an!
Aber sie werden schon erwartet. Pausenlos jagen ihnen die Feuerstöße der Vierlings-MG. der Schiffsflack entgegen.



Der Zielwurf wurde vereitelt.
Um ein anzugreifendes Ziel — in diesem Falle den im Hafen vor Anker liegenden deutschen Frachtdampfer — mit den Bomben treffen zu können, müßten die Bomber eine bestimmte Zeit in geradem Flug auf das Ziel zuhalten. Das Feuer der Schiffsflak hat dies wirkungsvoll vereitelt, denn es zwang die Angreifer zum Ausweichen und Abdrehen. So konnten sie nicht mehr zielen, luden ihre Bombenlast im Notwurf ab und trafen damit ins Wasser zwischen der Mole und dem Frachter, ohne die eine oder den andern auch nur zu beschädigen. Wirkungslos steigen die Wasserfontänen der Einschläge in die Höhe.

PK.-Aufnahmen:
Kriegsberichter Karweina (H. H.).



Aber die Flak hatte Erfolg!
Einer der „Jabos" (Jagdbomber) wurde schwer angeschossen und kam nicht weit vom Hafen mit Bruchlandung zu Boden

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München.
ABCDEFG 12 Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.